<36625256660010

<36625256660010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Eilfter Jahrgang.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1838.

Gd/65/1938

Digitized by Google

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Altbestand 38630

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniſs.

Jahrgang 1838.

A.

Aal, elektriſcher – in England: 1092; Experimente an demſelben: 1260.

Abdel-Kader, Reiſe nach dem Lager –'s: 1033, 1037, 1042, 1046, 1050, 1054; Siehe auch: Barbaresken-Staaten.

Abergavenny, das Feſt zu –: 1223.

Abruzzen, Ausflüge in den –: Der Voltorno; römiſche Ueberreſte; Piedimonte; der See Matiſe; Capua; Teano; San Germano: 125, 130, 135; Sperlonga; Aquino; Iſola; Sora; der See Fucino; Avezzano; Celano, Aquila: 137, 142, 146, 150, 154, 156, 160, 162, 166; Cicolano; die Heerden in den Abruzzen; Popoli; Pescara; Teramo; der Gran Saſſo; Cbieti; Solmona; Palena; die Stadt Samnium; Iſernia; das alte Venafrum: 173, 178, 182, 186, 190, 194, 197.

Abydos, die Tafel von – nach England gebracht: 236.

Abyſſinien, Bemerkungen über die phyſiſche Geſtaltung von –: 239, 243, 247; über einige neuere Reiſen in –: 1353. Plan zu einer neuen Reiſe: 1444.

Aden, die Uebergabe von – an die Engländer: 823. Beſetzung von –: 1427.

Aegypten, Einrichtung von Mädchenſchulen: 96; Errichtung einer Specialſchule zu Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen in Arabiſche: 216. Induſtrielle Corporationen: 481, 486. Manufacturen und Induſtrie-Etabliſſements: 599, 603. Geſchichte und Organiſation des Heeres: 645, 650, 651, 658, 662. Schilderung eines ägyptiſchen Linienſchiffs: 1212. Die Schule von Bulak: 1228. Officielle Angabe über die Armee und Marine: ibid. Angebliche Auffindung von Gold-Minen in Ober-Aegypten: 1232.

Afrika, Edriſi's Geographie von –: 41. Temperatur im nördlichen –: 256. Römiſche Straßen: 303. Merkwürdiger Menſchenſchlag: 411. Höhen-Beſtimmungen zwiſchen Bona und Conſtantine: 480. Ueber die Coloniſation der Römer: 569.

Agaſſiz, über die wandernden Blöcke. S. geol. Not.

Albanken, Veränderungen im Zuſtande von –: 1077, 1082, 1086.

Albino, ein malayiſcher –: 799.

Alexander, Ankunft des Reiſenden – in London: 52. S. auch Chronik der Reiſen.

Alexandria, Plan der Rheden und Häfen von –: 724. Streifereien durch die Ruinen und Katakomben –'s: 1189.

Algier, die Franzoſen und die Juden in –: 25. Zuſtände von –: die Hadſchuten, 49, 54, 57, 62. Skizzen aus –'s Umgebung: die Ebene von Metitſchad 81, 86, 90. Militär-Colonie u Miſerghin: 171; die Frauen der Eingebornen: 1269. Krankheiten in der Metitſchad: 1301.

Ameiſenbaum, der – in Guiana: 491.

Amerika, über die Temperatur der Oſt- und Weſtküſte des nördlichen –: 183. Verſunkene Stadt im ſüdlichen –: 203. Entdeckung des nördlichen vor Columbus: 911. – Steigen der Gewäſſer in den Seen des nördlichen: 1148. Ueber die Racen im ſüdlichen: 1380.

Ampſanctus, der Teich: 389.

Anſtalten, Straf- und Beſſerungs- – in der Schweiz und in Frankreich: 513, 518.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde: Verachtung der Araber im Orient: 21. Ueber einige neuere Chriſtenverfolgungen: 377. Ueber die nordweſtliche Durchfahrt und die Reiſe der HH. Deaſe und Simpſon: 597. Die Juſuffeis: 621. Die Handelsſprache von Turkeſtan: 665. Die nächſten Folgen der engliſchen Emancipations-Acte: 857. Der Tſchadſee und der Tſchaddafluß: 913, 918. Zuſammenhang zwiſchen dem Dſangbo und dem Irawaddi oder Bramaputra: 961. Ueber den Namen „Ruſſen“: 1169. Etwas über die Numiden: 1181. Ueber den Namen Walachen: 1193. Die ausgewanderten Boers: 1257. Bemerkungen über Aſſam: 1271. Etwas über die Geſchichte des Bramanismus in Indien: 1345.

Arabien, Auszug aus einem Briefe von Fresnel über –: 781, 786. S. auch Chronik der Reiſen.

Archäologie, Vorträge über chriſtliche – in Frankreich: 889.

Archipel, Plan zu einer Unterſuchung des indiſchen: 1279.

Aſſam, Güte des Thees aus –: 844. Erzeugniſſe von: 1255. Klima von –: 1259. Seidenzucht: 1271. – Siehe auch Aphorismen.

Digitized by Google

Athen, Berichtigung in der Topographie des alten –: 1317.
Aubert, Nachricht von der Reise des Dr. – nach Abyssinien: 659.
Austernfischerei, über die – in Frankreich: 1437.
Australien, beabsichtigte Niederlassung auf der Nordküste von –: 21. Dampfschifffahrtsverbindung zwischen England u. – über Panama: ibid. Neue Colonien: 71. Anzahl der Einwohner von Vandiemensland: 548, 1224. Ueber die Verbrecher in –: 1260. Ueber die Zahl der Verbrechen: 1297. Schwierigkeiten im Anbau: 1303. Die Geschwornen in: 1329.

B.

Baalbek, die Ruinen von –: 180.
Babylon, etwas über die Ruinen von –: 441.
Bär, ein weißer zu St. Omer: 519.
Bagdad: 967, 972.
Baktrien, über die Alterthümer von –: 101, 105, 110, 114, 118.
Balakhissar, der Markt von –: 1187.
Ballon, Aufsteigen des – 's Nassau: 1080.
Banianen, die – zu Zanzibar: 625.
Bankas, die – in Indien: 1338.
Bankok, die Stadt –: 539.
Barbaresken-Staaten, die –: Abdel-Kaders Plane: 133, 137. Verhältnisse in Tunis: 141; in Marokko: 177; in Tripoli: 221; Stellung der Franzosen in Algier: 453, 458, 462, 465. Religiöse Verhältnisse: 537. Achmed-Bey: 641, 646.
Baum, der tönende –: 1260.
Begräbnißort, merkwürdiger –: 564.
Beirut: 709.
Beleuchtung, neue – vermittelst atmosphärischer Luft: 1156.
Ben-Duran, der algierische Jude: 1039, 1043, 1047.
Berenice, die Ruinen von – 169.
Bertholletia excelsa: 919.
Bhutan, der Handel von –: 395. Schilderung der Einwohner: 1256.
Bialystok, statistische Angaben über die Provinz –: 985.
Birma, über den bevorstehenden Krieg zwischen England u. –: 1145. Ueber den Charakter der Birmanen: 1143.
Blende, die – im Schlosse von Budetin: 1225.
Blumen, über die Wichtigkeit des Handels mit – in Paris. S. Paris.
Bombay: 593; nähere Schilderung der Stadt und Umgegend: 907, 912, 916, 920, 924, 928.
Boré, beabsichtigte Reise des Orientalisten – nach dem Orient: 495.
Boulogne, steigender Flor des Hafens von –: 600.
Brasilien, das Theater in Rio Janeiro: 245. Brasilianische Zustände: 1) Literarische Statistik: 245, 250; 2) die Kirche: 253; 3) Freimaurerei und geheime Gesellschaften: 261; 4) die Armee: 269, 274; 5) die Feudal-Institutionen: 277; 6) die Marine: 289, 294, 298; 7) die Sklaven: 309, 314; 8) die Jesuiten: 317, 322, 326; 9) die Fremden in Brasilien: 333, 338; 10) öffentliche Arbeiten und Unternehmungen: 345; 11) die Gesetzgebung: 365, 369; 12) die Geistlichkeit: 397, 401, 406; der König der Schwarzen: 605; Sklavenhandel in Rio: 904; Größe der Sklaveneinfuhr überhaupt: 1092.
Braut, die griechische –: 1069, 1074.
Buddhiste, Reise eines chinesischen – n am Ende des 4ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung: 425.
Budschak, oder das südliche Bessarabien: 841.
Bulard, Dr. – und die Pest: 1501.
Bulgarin, Sommerausflug – 's nach Finnland und Schweden: 1) Finnische Industrie im Vergleich mit der liefländischen; die Dampfboote, Storfursten und Fürst Menschikow; Fahrt nach Helsingfors; Bemerkungen über die Gesellschaft; freundlicher Empfang in Helsingfors; Spaziergang durch die Stadt; Seebäder: 1093, 1097, 1102, 1106; 2) die Schären, geschichtliche Erinnerungen; neue Gesellschaft auf dem Dampfboote: 1141, 1145, 1150.
Burnes, Nachrichten von — 52. Ertheilung der Ritterwürde an — 1004; — schenkt seine Münzen der asiatischen Gesellschaft. 1140.

C.

Cairo, Anblick von — 1233.
Calcutta, projectirte Gasbeleuchtung in — 1214.
Callier, Tod — 's 632.
Campagna di Roma, die Bewohner der — 57.
Campeche-Holz, chemische Ausziehung des Farbestoffs im — 1212.
Canada, Bevölkerung von – 87; Ueber Kriegführung in — 185. Das obere — (Schilderung aus dem Briefe eines dort angesiedelten Officiers.) 407, 411, 416. Zustand der Gesellschaft in –: 1445.
Candahar, angebliches Bündniß der Engländer mit: – 601.
Canis jubatus, über den – Südamerika's: 1096.
Canton, chinesisch-englische Sprache zu – 783; das Hospital für chinesische Kranke in –: 841; Begräbniß eines Hong Kaufmanns: 856.
Cap, die Auswanderung der Gränzcolonisten ins Innere: 109; nähere Nachricht über die Niedermetzlung eines Theils derselben 844; Niederlage der Zulas durch die Ausgewanderten: 1092; Nachricht aon diesen Letztern: 1216. s. auch Aphorismen.
Carignan, Plan des Prinzen von Savoie – zu einer Reise um die Welt: 1312.
Carolina, Rückblicke auf den Anbau – 's; 589.
Carthago, neue Entdeckungen bei den Nachgrabungen in –: 610.
Castelnau, Nachricht von dem Reisenden – 1312.
Cement, neu erfundenes feuerfestes –: 1268.
Ceuta, Schilderung von –: 189.
Chalki, 1) Reise nach –; Anerbieten einer Lehrerstelle: 1261, 1267. 2) Aufenthalt daselbst; Rückkehr nach Konstantinopel: 1385, 1390, 1393, 1398, 1402.
Charkow, die Grabhügel und Erdaufwürfe im russischen Gouvernement –; S. Rußland.
Chartres, die Statuen an der Kathedrale von –: 1363.
Cherbourg, Wirkungen des Vorgebirgs von – auf das benachbarte Meer: 1460.
Chesney, Ertheilung der geographischen Denkmünze an Oberst –: 644.
China, Notizen über –: 161; Stockstreiche in –: 179; Zustand des Christenthums: 325; Buchdruckerkunst in – und ihre Verbreitung nach Europa: 369, 373, 377, 382, 386, 390, 393, 398; Versuch den Opium-Handel zu unterdrücken –: 392; Hundefleisch auf den Märkten von –: 564; Fortschritte der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse: 604; Charakteristik des Kaisers –: 1127; Zustand des öffentlichen Unterrichts und der Nationalcultur –: 1151, 1155, 1160, 1163; etwas über die chinesische Mauer: 1275; Alterthum der chinesischen Geschichte: 1397.
Chronik der Reisen. Halls Reise auf die Hochgipfel des quitoanischen Andenzugs. Vorwort. 1) Allgemeine Ansicht über Streichungs-Verhältnisse des elben: 5, 7; 2) Besteigung des Pichincha: 11, 15; zweite Besteigung: 20; 3) Reise zu den Obsidianfelsen von Quisca: 32, 36; 4) Besteigung des Antisana: 48, 51; 5) Besteigung des Cotopari: 55; 6) Reise ins Bannosthal: 59, 64; 7) Chimborazo-Ersteigung: 67; 8) Reise nach Payta: 72; Poujoulats wissenschaftliche Reise in den Orient: 27. Ueber die neueren Fahrten nach Nowaja Semlja: 91, 95, 99, 103, 107, 111, 116, 120. Besteigung des Berges Demawend: 121. Mac Leod's Reise in die Provinzen jenseits des Ganges: 131. Nachricht von der Expedition zur Erforschung der Westküste Australiens unter Commando der Lieutenants Grey und Lusoington: 139. Nähere Nachrichten von der Reise – 1457, 1460; Reise des Dorpater Professor zur Untersuchung des Ackerbaues in Rußland: 151, 155, 160, 163, 167, 171, 175, 179, 183, 187, 192, 195. (Einige Berichtigungen s. p. 1460.) Capitän Alexanders Reise zu den Damaras: 255. Ausflug nach Neu-Orleans und in das Innere des Staates Louisiana während des Jahres 1834: 527, 352, 535. Parrots Reise nach dem Nordcap im Jahre 1837: 365. Nachricht über die Insel Lancerote: 419. Reise des Astronomen Federow in Sibirien: 479. Nachricht von Dr. Löwe: 507. Ueber die syrischen und cilicischen Thore. Von Ainsworth: 516, 519. Douglas' Reise am

Digitized by Google

Oregon oder Columbiafluß in Nord-Californien und auf den Sandwich-Inseln. Einleitung: 524. Erste Reise am Columbia: 527, 532, 536, 540. Sommerausflug in die Columbia-Gegenden: 544, 547. Ausflug nach Nordcalifornien oder in die Gegenden des Umptqua oder Argutlarflusses zur Aufsuchung der Riesenfichte: 551, 556. Reise von Vancouverfort durch das Felsengebirg nach der Hudsonsbay: 559, 564. Auszug aus einem Schreiben des Reisenden Boué über die nördliche europäische Türkei: 593, 600. Reise in Arabien von Lieutenant Wellstead: 601, 611, 616, 619, 625, 628. Douglas' zweite Reise am Columbia und am Rio-Colorado: 672, 676, 679, 681. Reise nach der Sandwichinsel Owaihi und Besteigung der dortigen Hochvulcane Mauna-Roa nnd Manua-Koa: 687, 692, 695, 699. Schomburgs Reise ins Innere von Brittisch Guiana: 715, 1076. Auszug einer Reise nach Banjermassing von Capitäne Desperour: 719, 725. Mühlenpfordts Reise in Merico: Rückkehr von der Hauptstadt nach Oajaca: 727, 731, 735, 740, 741, 748, 752. Untersuchung des Sacramentoflusses in Californien durch Capitän Belcher: 760, 764. Reise von Berlin nach Christiania über Greifswalde, Ystad, Jönköping und Fredrikshall: 767, 771, 776, 780, 783, 788, 791, 796, 799, 803. Nachricht von der französischen Entdeckungs-Reise unter Dumont d'Urville: 859. Oberstlieutenant Shiel's Reise von Tebris durch Kurdistan über Wan, Bitlis, Se'ert u. Erbil nach Suleimaniyeh im August 1836: 851, 855, 859, 863. Tagebuch eines Ausflugs von Adelaide an den Murrayfluß und den Alexandrina-See im December 1837: 875, 880. Reise der Artemise: 927. Hamiltons Reise in Kleinasien 931, 936. Besuch der Mischmi-Berge in Assam von Dr. Griffith: 939, 945, 947, 952, 956, 959. Peyssonnels u. Desfontaine's Reisen in der Regentschaft Algier und in Tunis: 963, 967. Reise in die Vereinigten Staaten von Nordamerika, von Laurent. 1) Hinreise: 975, 979, 983, 988, 991; 2) Aufenthalt im fernen Westen: 996, 1000, 1003; 3) die Wilden an der Gränze: 1007, 1011, 1016; 4) Winter und Abreise: 1019, 1025, 1027, 1031, 1035. Reise in die westlichen Departements von Frankreich. 1) Das Sarthe-Departement: 1135, 1139, 1113, 1117; 2) die Prioreï Solesmes: 1107, 1112, 1115, 1119, 1123; 3) das Departement Ile und Vilaine: 1135, 1139, 1113, 1117, 1151; Reise nach Groß-Tibet: 1165. Ausflug von Temeswar über die Karpathen nach Siebenbürgen: 1219, 1223, 1228, 1231. Marcucci's Reise von Maracaibo nach dem Chimborazo zur Aufsuchung der Kutschundschullji-Pflanze: 1259. Reise des Capitäns Russell nach den Marquesas- und Sandwich-Inseln, nach Otaheiti und Pitcairn: 1263. Reise der Astrolabe und Zélée: 1267, 1271, 1276, 1279, 1283. Schreiben H. Roberts, Mitglieds der wissenschaftlichen Expedition nach Spitzbergen: 1295. Ausflug nach St. Helena: 1311, 1316, 1319. Untersuchung der Ruinen von Assos: 1335. Nestor Lhôte in Theben: 1400, 1404; Dr. Helfers Reise nach der Tenasserimküste: 1432.

Cigarren-Fabriken, die – in Sevilla und Malaga: 1343.

Constantine, Skizzen aus der Provinz –: 1) Hammam Meskutin oder die verfluchten Quellen: 237, 242, 246; 2) der See Fezzara: 301, 506, 510; Anblick der Ebenen von –: 872; genaue Erforschung der Provinz – durch Hrn. Berbrugger: 1100; über einige neu besetzte Punkte, 1) Stora: 1309, 2) Milah: 1321.

Constantinopel, Bauten in –: 1213; projectirter Bau einer Hängebrücke: 1408.

Cordilleren, einige Nachrichten über die – in Peru: 1283.

Corfu, ein Tag auf –: 869, 874; Zerstörung der Olivenernte: 1111.

Couramé, eine südamerikanische Erzählung: 829, 834, 838.

Creolin, die schöne –: 1109, 1113, 1118, 1122.

Crösus, der – von Botany Bay: 1155.

Cuba, Bemerkungen über –: 129.

Cutsch, die Häuptlinge von –: 1375.

D.

Dalmatien, Boden und Vegetation in –: 385.

Dampfboot, eiserne – e: 891. Ueber die häufigen Unfälle auf den amerikanischen –en: 979. Ungeheures eisernes –: 1332.

Dampferzeugung, neue Art von –: 1459.

Dampforgel, eine – 900.

Dampfschifffahrt, die – nach Amerika: 133; die – nach Indien: 1185, 1190, 1193, 1198. Compagnie zu einer – 's-Verbindung auf der Westküste von Südamerika: 1501. Zahlreiche Unfalle: 1505. Verbesserungen: 1525.

Davidson, Nachrichten über die Papiere des Reisenden –: 295.

Demerary, Arbeitsscheu der Neger in –: 1100.

Denkmäler, die auf der Königsstraße zwischen Indien und Persien: 341, 346, 350.

Druck, neuer – mit verschiedenen Farben: 1425.

E.

Eisenbahn, Aufstellung nächtlicher Wachen bei den –en in England: 1368.

Eisendrathbahn, Instandsetzung einer –: 1220.

Eisenproduction, 117.

Eisgang, Mittel gegen den –: 163.

England, über das gemeinsame Einstellen der Arbeiten in den Fabriken: 9. Handwerksschulen: 17. Vertheilung der Medaillen der königl. Gesellschaft: 23. Gold- und Silberausfuhr: 68. Bemerkungen über die englische Armee: 1) die Stärke der Regimenter: 85; über das Vorrücken der Unterofficiere zu Officieren: 93. Sonderbares Arbeitssystem im Norden: 191. Musikalische Anstalten: 229. Stellung –s in Nordamerika und in Asien: 361, 366. Wahrscheinlicher Blumenhandel aus Amerika nach –: 652. Topographisch-biographische und literarisch-artistische Skizzen aus Nord-England und Schottland: 1) Newcastle under Tyne: 1149, 1154; 2) Nostell-Priory: 1165; 3) Temple Newsome, Landsitz in Yorkshire: 1201. Zahl der Schiffe in den englischen Colonien: 1212. Einübung der englischen Officiere in der Leitung der Dampfboote: 1240. Ueber den Personentransport in E.: 1317, 1322, 1326. Fortschritte der Dampfschifffahrt: 1328. Geheime Organisation der Ackerbau-Bevölkerung: 1341. Briefpostreform: 1369, 1374. Weiberverkauf: 1399. Etwas über Provincialgeist unter den Truppen: 1405.

Erdeessen, über das –: 293.

Erscheinung, merkwürdige – im indischen Meere: 35; elektrische –: 1012, 1221, 1316.

Esthland, die Bevölkerung von –: 1176.

Euphrat, Nivellirung zwischen dem Mittelmeer und dem –: 575.

Explosion, weitreichende Wirkung einer Pulver – im Boden: 1292.

F.

Färberpflanze, neue – in den russischen Steppen: 765.

Fanatiker, außerordentliche Secte von –n: 981; merkwürdiges Beispiel von Ausdauer eines –'s: 1372.

Feuersbrünste, Sicherung von Papieren bei –: 227; die – in London. – S. London.

Fichten, etwas über Tannen u. –: 1101.

Fieberrinde, etwas über die Gewinnung der – in Peru: 10 5.

Filtrirapparat, großer –: 684.

Finnen über die finnischen Völkerschaften in Rußland: 1277, 1281, 1286, 1290, 1293, 1298, 1302, 1505, 1510, 1514.

Fischer, die neapolitanischen –: 33.

Fischereien, die – in dem nördlichen Eismeere: 1) geschichtliche Erinnerungen: 1337, 1342; 2) Insel Jan Mayen und die früher bei derselben getriebene Fischerei: 1345; 3) Spitzbergen; das umliegende Eis; Witterung: 1350; 4) die Fischereien im Eis. Südeisjahre: 1357, 1363; 5) die Wallfischgeschlechter: 1366, 1370; 6) frühere Wallroßjagd und jetziger Fang der Seerobben: 1373; 7) Erzählung einiger Begebenheiten aus der Eisfischerei: 1378; 8) die Gesetze wegen der Fischerei bei Spitzbergen. Einige vorgekommene Streitfragen: 1382, 1386.

Fischfang, der – bei Neufundland: 529. Der – der Kosaken des Urals: 1327.

Fluth, Bemerkungen über die –: 119. Be-

Digitized by Google

rechnung der Höhen der – in Frankreich: 1148.
Fortaventura, ein Ausflug auf der Insel – von Berthelot: 413.
Frankreich, Auffindung von Kunstwerken aus der griechischen Zeit: 88. Marine-Bibliotheken: 107. Rechtspflege: Kindermord: 127; Meuchelmord, vorbereitet durch Vergiftung: 136, 140, 143, 147; Ferrand und Mariette; das ertränkte Kind: 831. Wilde Enten im Dep. der Landes ans Ufer geworfen: 204. Wissenschaftliche Nachrichten aus Paris: 213. Schiffsjungeninstitut in Bordeaux: 215. Anlegung einer großen Marinebibliothek: 216; Société œnophile: 399. Statistische Notizen über die französisch-westindischen Colonien: 419. Das Loos der unbemittelten Blinden: 549. Statistik des Runkelrübenzuckers: 583. Neueste französische Literatur; der Fall eines Engels, von Lamartine: 669. Villemain, über die Entwicklung der französischen Literatur: 825. Histoire Parlementaire, Bd. 37 und 38: 853. Weibliche Erziehung: 681. Findelhäuser: 741. Betrachtungen über die französische Literatur: 777. Zustand der Geistlichkeit: 793. Die Seehäfen: Cherbourg: 808, 812, 816; Brest: 836, 839, 844; L'Orient: 847. Neuere Geschichtsstudien: 845. Provincial-Bibliotheken: 868. Neue chinesische Lettern: ibid. Theologische Studien: 881, 886. Frauenvereine für Gefängnisse: 893. Zahl der französischen Kriegsschiffe: 916. Ein Wort in religiöser Beziehung: 1041. Die Journale und Revuen der Franzosen: 1065, 1070. Die wissenschaftlichen Lehrbücher der Franzosen: 1129. Zunahme der Seidenzucht: 1152. Weinbau und Weinertrag im Dep. der Gironde: 1164. Bemerkungen über das französische Rechtsverfahren: 1173. Entdeckung von Porcellanerde: 1268. Bevölkerung: 1340. Handel im J. 1837: 1391.
Frauen, über die Stellung der – in den nordamerikanischen Sklavenstaaten: 1.
Füred, der Badeort – in Ungarn: 957.

G.

Gälisch, Anstellung eines Professors des –en in Dublin: 1128.
Gasquelle, Entdeckung einer – in Wales: 160.
Guri Gau, der – 187. Jagd des –: 629.
Gehirn, Bemerkung über das menschliche –: 351.
Getreideart, neue –: 1056.
Gewehr, neues –: 1348.
Geyer, leben heerdenweise: 834.
Gift, Untersuchungen über die Zerstörung durch – im menschlichen Körper: 1352.
Giganteja, die –: 863.
Glocken, spanische – in Amerika: 443.
Goa, Schilderung von –: 1351, 1355, 1359, 1364, 1367.
Goldküste, die englischen Niederlassungen an der –: 1079, 1083, 1088.
Grabdenkmal, Modell eines parsischen –: 1427.
Grenoble, alter Plan der Stadt –: 644.
Griechenland, Reise-Skizzen in den griechischen Inseln Siphnos, Seriphos, Pholegandros, Jos und Amorgos: 61, 66, 70, 74. Briefe aus –: I. 925, 930. II. 933. III. 945, 950. IV, V, VI. 969. VII. 977.
Grozea, der Räuber –: 1171, 1175, 1179.
Guacharo, Nachrichten über den –: 1264.
Guatimala, Empörung der Indianer in –: 632.

H.

Häringsfang, über den – bei Kertsch: 1099.
Hagel, furchtbarer – bei Orenburg: 1192.
Handwerkerschulen, die – in England. S. England.
Heiderabad, Schilderung von –: 1235, 1239, 1244, 1247, 1251.
Helfer, Nachricht von Dr. –: 791. S. auch Chronik der Reisen.
Henrick, der Jäger –: 1377.
Heudelot, Nachricht von dem Reisenden –: 207.
Heuschrecken, Kampf mit den –: 247.
Herenproceß, die Acten eines –: 299.
Hinterindien, Ausbreitung des englischen Einflusses in der Halbinsel –: 1001, 1006, 1010, 1014, 1018, 1021.
Hippo und seine Umgebungen: 1029.
Höhlen, Entdeckung großer im Departement de l'Ardèche: 1176. Die Abaligether – in Ungarn: 1205. Nähere Untersuchung der – im Dep. de l'Ardèche: 1372.
Holzpappendeckel, Erfindung von undurchdringlichem –: 636.
Huantaraya, die Minen von –: 319.
Hunde, wilde – in Cuba: 796.

J.

Jaguar, die Jagd der – in Paraguay: 799.
Jamaica, steigende Wichtigkeit der farbigen Bevölkerung auf –: 1284.
Japan, fehlgeschlagene Verbindung mit –: 361.
Ibrahim-Pascha, ein Besuch bei – und Emir Beschir: 343.
Jesuiten, Vertreibung der – aus Macao: 143.
Iliyats oder die wandernden Stämme Persiens, S. Persien.
Imatra, der Wasserfall von –: 987.
Indien, – Verhältniß der englischen Herrschaft zu den Subsidiar-Staaten: das Land des Nizam: 75, 79, 85, 88. Neueste Thronveränderung in Audh: 153; Antibramanismus in –: 159; Fortschritte der Gesellschaft: 165, 170, 174; Wissenschaftliche Nachrichten: 181; Finanzen der ostindischen Compagnie: 241; Englische Sinecuren: 267; Animosität zwischen Hindus und Muhammedanern: 375; die Armee von Audh mit englischen Officieren versehen: 384; Ausschließung der Europäer von den Nautschs: 405; Anwendung der Elephanten zur Fortschaffung der Kanonen und Munition ibid.; Cultur des Kautschuk: 496; Hungersnoth: 623; Ausfuhr von Eingebornen: 628; Abschaffung der Pilgertaxen: 631; Verbesserung der Schafracen in Dekkan: 688; die Kangjars: 692; die Engländer in J., 1) Muhammedanisch-indische Periode: 725, 730, 734; 2) Europäisch-indische Periode: 745, 750, 753, 759, 762, 766, 769, 774; 3) englisch-indische Periode: 789, 794, 797, 802, 806, 809; Petition in Calcutta um Errichtung von Sanskrit-Schulen: 832; Kohlenlager: 845; Hungersnoth und Krankheiten: 855; litterarische Nachrichten: 897; Wirkungen eines Sturms: 1011; große Ausbreitung der Wasserscheu in Gwalior: 1020; Bildnißwechsel zwischen dem König von Neval und dem Generalgouverneur: 1052; Sonderbare Schauspie er-Truppe von Indien nach England gesendet: 1228; Versendung der Postenleisen von Bombay nach London: 1280; Spitzbuben-Regimenter: 1335. Gutes Fortkommen der Thee- und andern Nutzpflanzen: 1428.
Johnson-Bill –: 1089.
Irland, statistische Karte von –: 320; Wanderungen durch –: 849, 853, 858, 862, 867, 870.
Italien, die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der italienischen Litteratur: 1095, 1099.
Juan, ein amerikanischer Don –: 375.
Juden, die – in Marokko: 1285.

K.

Kaafiord, die Kupferbergwerke zu –: 1449.
Kabiren, über die Mysterien der –: 175.
Kaffeebaum, Pflanzung und Pflege des –'s in der Umgegend der Havana: 19, 25, 27; der – in Afrika: 115.
Kaisercanal, der – in Aragonien: 1251.
Kalifornien, Skizzen aus –: 1153, 1158.
Kara-Ali, der Räuber bei Kasan: 347, 351, 355, 360.
Karte, eine alte –: 28.
Karpathen, Berichtigung über die Hochseen auf den –: 321.
Kastanien, Pfropfung von – reisern auf Eichen: 328; ungeheurer – baum: 1088.
Keeling-Inseln, über die Vegetation der –: 480.
Keil-Inschriften, etwas über die – Persiens: 480; französische Versuche zur Entzifferung der –: 657.
Kharrak, die Insel –: 1140.
Khiva, Sendung einer russischen Gesandtschaft nach –: 52.
Kindermord, der – in Eutsch: 1393.
Klee, außerordentliche Art Luzerner –: 1080.

Klima, Schilderung des –'s in brittisch Guiana und Westindien. 1) Guiana: 1043; 2) Trinidad: 1047; 3) Tabago: 1055; 4) Grenada: 1059; 5) St. Vincent; 6) Barbados: 1063; 7) St. Lucia: 1083; 8) Dominica: 1112; 9) Antigua. 10) Montserrat: 1115; 11) St. Kitts. 12) Nevis. 13) Tortola: 1123; 14) Jamaica: 1132. Das – von Assam 1259.
Korallenfischerei, die – bei La Calle: 1013.
Korkholzstaub, Anwendung von – zur Füllung von Matrazen: 1052.
Kosaken, die – vom schwarzen Meere: 637.
Kraft, neue bewegende –: 1419.
Kraut, chinesisches –: 739.
Krim, Skizzen aus der –: 205, 210, 215, 218, 222, 225, 230, 233.
Kuli, Unbotmäßigkeit der – auf Mauritius: 1152.
Kupfermine, über den Ursprung und Fortgang der – in Conwallis: 1441.
Kurdistan, wissenschaftliche Expedition nach –: 640, 735.
Kurland, Ueberreste alter Völkerstämme in –: 755.

L.

Lappland, wissenschaftliche Excursion nach – und Spitzbergen: 263.
Lebensdauer, lange – einer Frau in Frankreich: 1176.
Legonidec, Tod –'s: 1443.
Leon, der Modellist – in Malaga: 1348.
Liberia, Nachricht von – 1205.
Lithographie, Anwendung der – zur Herausgabe persischer Schriften: 552.
Liverpool, Wachsthum von –: 1087.
Lösegeld, das –. Eine spanische Criminalgeschichte: 1215.
Löwe, Kauf eines amerikanischen –: 716.
London, Zahl der Diebe und Bettler in –: 160; Verderben des Wassers durch die Gaseinrichtungen: 451; Ankündigungsarten: 511; Statistik der Verbrechen: 772; die Pennyschauspiele: 811; Eröffnung von Lesecabinetten für fremde Journale: 976; über den Ausbruch der Feuersbrünste: 1119; allgemeine Schilderung der Stadt: 1217, 1222, 1226, 1230, 1234, 1238, 1242, 1245, 1250; Reitunterricht der HH. Aldermen und Gemeinderathe: 1312; Plan zu einer neuen Börse: 1316.

M.

Maclura Aurantiaca, Fortkommen der – in Frankreich: 1252.
Madagascar, Bürgerkrieg auf –: 844; Bewohner von –: 1365.
Mafra, das Kloster – in Portugal (S. dieses).
Mahagony-Holz, über die Gewinnung des – in Honduras 1213.
Malabar, Sklaverei auf der Küste von –: 1027.
Malaria, über – namentlich in Westindien: 285, 270.
Malta, Ansicht von –: 63. Auswanderung von Maltesern nach Guiana: 1412; die Kirche St. Johann zu –: 1421.
Mammuth-Knochen, die – im Samojedenlande: 565.
Mandingo, Lebensschicksale eines –: 1097.
Mandschu, der Name –: 667.
Maremmen, Herbstausflüge in die toscanischen – Erster Artikel: 953, 958, 962, 966; zweiter Art.: 1025, 1030, 1034.
Marie, eine Erzählung aus den Pyrenäen: 1257.
Marmor, der numidische –: 223.
Marryatt, Reise des Romandichters – nach den Felsengebirgen: 1241; Ueberhäufung mit Riesen in den Vereinigten Staaten: 1288.
Marseille, steigender Flor von –: 699.
Martineau, Miß –'s Werke über Nord-Amerika: 941, 946.
Maschine, neue – zum Fortbewegen der Schiffe in Corfu erfunden: 1168.
Maulmein, Handel zwischen – und der chinesischen Granze: 827.
Maulwurf, das Leichenbegängniß eines –'s: 1376.
Medicin, über das Alter der – bei den Hindus: 353.
Meer, über das Sinken des Wassers im schwarzen –: 105; über die relative Höhe des schwarzen und kaspischen –: 121; Nachricht über die Verbindung zwischen dem stillen und atlantischen –: 204; über die Ufer des weißen –es: 501; Herstellung der Nomenklatur auf den Karten des rothen –es: 675.
Meerfahrt, auf der Ostküste von Afrika: 837, 842, 846.
Mendoza, etwas über –: 649.
Mesched, die Stadt –: 1143.
Mexico, Trachten in –: 29; Skizzen aus –; 1) allgemeine Ansicht der Stadt –: 73, 78, 82; 2) die Kirchen: 89, 94; 3) Märkte, Spaziergänge, Wasserleitungen: 98, 102; über einige Alterthümer in der Universität zu –: 753; die Bergschule: 761; Ausflüge von – nach Tepeyacac und dem Peñon de los Baños: 797; Kunst in –: 815; Quecksilber: 1003; die Todtenhöhle im nördlichen –: 1168; über einige Krankheiten in –: 1179.
Moldau, Fortschritte des Volksunterrichtes in der –: 1125.
Molière und das Théâtre français: 1221.
Montevideo, Emporblühen von –: 409.
Morena, die –: 7.
Münz-Abbildungen, neue –: 110.
Munipur, die Bewohner von –: 1139; das Land –: 1307.
Murray, Entdeckung der Mündung des – in die See: 680.
Murillo, Errichtung eines Denkmals für –: 1004.
Muschelthiere, Krankheit unter den –: 51.

N.

National-Reichthum, der – in der Türkei und Persien: 905.
Naturalien-Sammlung, Ankauf einer –: in Brüssel: 1376.
Nazareth, Nachricht über das Kloster von –: 1421.
Neapel, ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs –; 1) allgemeine Uebersicht: 249, 254; 2) das Flußgebiet des Volturno: 249, 253, 257, 262, 266; 3) das Flußgebiet des Liris oder Garigliano: 297, 302; 4) das Becken des Lago-Fucino: 305; 5) das Flußgebiet der Pescara in Beziehung auf die drei Abruzzen: 313, 318; 6) das Flußgebiet in der Provinz Capitanata: 325, 330; 7) das Flußgebiet des Sele: 337; 8) das Flußgebiet der Provinz Basilicata gegen das joni che Meer hin: 342; 9) die Provinz Terra d'Otranto: 349; 10) das Flußgebiet der Provinz Terra di Bari: 354; 11) das Flußgebiet des Crati, Neto und Corace: 357; 12) die Südspitze des Königreichs von Lamato und Corace an: 358.
Necessidades, der Palast von – (S. Portugal).
Neger-Emancipation, die – 1r Artikel 603, 610, 611, 618; 2r Artikel: 677, 682, 686, 690, 694, 697.
Neualbion, die Indianer auf der Küste von –: 929, 934.
Neubraunschweig, die Jagd in –: 1) niedere Jagd: 989; 2) Hochwild: 997.
Neuguinea, die holländische Niederlassung auf –: 1051, 1055, 1059, 1063, 1068.
Neuseeland, über die Veränderung in der Bevölkerung von –: 1100. Bilder aus –: 1) Entdeckungsreisen: 1161, 1166, 1169, 1174; 2) das Land und seine Erzeugnisse: 1177, 1182. Ueber die durch das Bremer Schiff Virginia nach Europa gekommenen Neuseeländer: 1339, 1343 1347.
Nicaragua, Nachricht von der Verbindung zwischen dem atlantischen Ocean und dem stillen Meere durch den See von –: 204.
Nicobar, die Inseln – von den Dänen aufgegeben: 841.
Niedersteigen, merkwürdiges – eines Aëronauten: 1175.
Nil, Unternehmung zur Entdeckung des obern Laufs des weißen –: 679.
Nishny-Nowgorod oder Nishegorod: 819, 823, 828. Waaren auf dem dießjährigen Markte: 1220.
Nizam, die Regierung des – von Heiderabad: 37.
Notizen, archäologische –: irische Alterthümer: 83, 956. Merkwürdiges Grabmal in Athen: 88. In Carthago aufgefundenes Mosaik: 99. Auffindung eines Präfericulums: 132. Merkwürdige Ausgrabungen in der Nähe von Corneto: 144. Münzenfund in Narbonne: 256. Nachgrabungen bei Valenciennes: 391. Seite-

Digitized by Google

ner Münzfund: 567. Antiquitätenfund in Dublin: 707. Auffindung alter Steinsärge in Frankreich: 724. Altes Schwert: 752. Jahresrechnung der Aegyptier: 868. Das Grab des Ungarkönigs Aba: 913. Das Grab von Richard Löwenherz: 959. Lage der Stadt Gennabum: 1000. Brief Raoul-Rochette's über atheniſche Alterthümer: 1067, 1071. Puniſche Alterthümer in Carthago: 1092. Merkwürdiges Steingrab im Dep. Nievre: 1148. Griechiſche Basreliefs nach Frankreich geſchickt: 1172. Neu entdeckter Moſaikboden in Frankreich: 1195. Altes Grab bei Rive de Gier: 1212. Grabſtätte der Agnes Sorel: 1280. Basreliefs an der Kirche Notre Dame: 1292. Alterthümer in Rom: 1319. Neue Entdeckung in den Pyramiden: 1383. Bild Montezuma's nach England gebracht: 1392. Druidiſche Ueberreſte: 1120. Vorrömiſche Ueberreſte in Frankreich: 1444.

Notizen, geologiſche: Paillette über die geolog. Verhältniſſe der weſtlichen Bretagne: 4. Fragen von Agaſſiz über die wandernden Blöcke, ibid., 113. Ueber die Spuren der Erhebung des Bodens auf Guernesey und Jütland: 8. Ueber die antediluvianiſche Vegetation nach Brongniart: 45. Bemerkungen über den Zuſtand des weſtlichen Indiens: 148. Neue Unterſuchung der Foſſilienlager zu Sanſon: ibid. Erdbeben in verſchiedenen Ländern: 195. Ueber den großen Baſaltdiſtrict in Indien: 200. Ueber die Aenderung der geſchichteten Felsarten durch vulcaniſches Feuer: ibid. Die Verzweigungen des Erdbebens in Siebenbürgen: 210. Rhinocerosknochen im Alluvium der Seine: ibid. Bohrverſuch in der Nähe von Calcutta: 261. Erdſtöße in Spoleto: 268, 304. Silbermine am Fluſſe bei Maulmein: ibid. Nachrichten über das Erdbeben in Merico: 272. Erdbeben im ſüdweſtlichen Frankreich: 296. 568. Ausbruch eines unterſeeiſchen Vulcanes im Archipel der Lucayen: 316. Gebirgsformation in der Umgegend von Teheran: 321. Erdbeben in Auſtralien: 510. Foſſiles Mehl: 587. Ueber die Knochenbreccie an der afrikaniſchen Küſte: 436. Ueber den Regar oder den ſchwarzen Baumwollenboden in Indien: 461. Erdbeben in Chili: 467. Zuſammenſtürzen eines Felſens: 471. Vulcan unter der Meeresfläche: 487. Auffindung eines ungeheuren Zahnes im nördlichen Frankreich: 500. Ein Mammuthſkelett aus der Inſel Podreſeſt: 596. Erſcheinung einer neuen Inſel an der Küſte von Auſtralien: 601. Ueber die foſſilen Lithophagen im Jurakalk im D. Calvados: 640. Erdſtöße zu Genua: 704. Foſſile Knochen eines unbekannten Wiederkäuers: 721. Das neueſte Erdbeben in Chili: 731. Aufgefundenes Maſtodonſkelett in Frankreich: 748. Merkwürdige Erſcheinung bei den Sandwichinſeln: 915. Geologie der Bermuden: 972. Obſidianformation in Merico: 991. Erdſtoß in Schottland: 1012. Erdbeben in Fiume: 1056. Auffindung einer foſſilen Eiche: 1092. Merkwürdige Knochenhöhle: 1100. Erdſtöße in der Nähe von Oxford: 1168. Verſteinertes Kamel: 1208. Rieſenhafte Wirbelknochen: 1216. Erdſtoß bei Ayesnes: 1280. Reiche Schwefelminen im Kirchenſtaat: 1296. Knochenhöhle bei Fouvent: 1320. Verkauf von foſſilen Knochen aus dem Himalaya: ibid. Steigen der Gewäſſer vor dem Erdſtoß in Peſaro: 1368. Korallenbank außerhalb des Waſſers: 1356. Foſſiler Palmbaum bei Charleroy: 1380. Erdbeben in Conſtantine: 1420.

Notizen, litterariſche —: Forſchungen über das Chriſtenthum in Indien: 56. Der alte Gebrauch des Pulvers im Orient: ibid. Alte iriſche Abſchrift der Evangelien: 111. Merkwürdige Manuſcripte im Archiv von Dijon: 128. Zeitſchriften in Dänemark: ibid. Ueber ruſſiſche Romane: ibid. Ueberſetzung der chineſiſchen Abhandlung über die Seidenzucht ins Arabiſche: 224. Ein merkwürdiger perſiſcher Katalog: 256. Hiſtoriſche Arbeiten in Italien: 311. Sammlung ſlawiſcher Chroniken: 315. Thomſons Preisſchrift über den Einfluß des Klima's auf die Geſundheit: 320. Preisaufgabe der Lyoner Akademie der Wiſſenſchaften über die Geſchichte der Seide: 328. Bücher in ſerbiſcher Sprache: 561. Archäologiſche Kunſtforſchungen in Frankreich: ibid. Zeitſchrift in kaffriſcher Sprache: ibid. Ein merkwürdiges Batta-Manuſcript: 571. Etwas über die eugubiſchen Inſchriften: 457. Sendung Dulauriels nach England zum Studium der ägyptiſchen Alterthümer und koptiſchen Manuſcripte: 480. Merkwürdiger Evangelien-Codex.: 501 Ein Manuſcript über die Geſchichte Dünkirchens: 552. Nachgelaſſene Werke des Orientaliſten Salvolini: ibid. Ein intereſſantes Manuſcript über die ältere Geſchichte Frankreichs: 601. Herausgabe des Werks von Ibn-Khalikan: 608. Fortſchritte der Histoire Parlementaire, von Buchez und Roux: ibid. Officielle Statiſtik von Frankreich: ibid. Großes altes Bibelmanuſcript: 720. Koptiſche Manuſcripte: 880, 1347. Herausgabe des Buchs Henoch: 881. Sammlung der Architektur-Denkmäler in Frankreich: 928. Sammlung ſpaniſcher Theaterſtücke: ibid. Merkwürdige neue Theaterſtücke in Madrid: ibid. Grammatik der nubiſchen Sprache: ibid. Ueber die Herkunft der alten Belgen: 930. Forſchungen über die mericaniſchen Hieroglyphen: ibid. Engliſch-perſiſche Karte von Indien: ibid. Periodiſches Blatt in Maulmein: 941. Gemälde Rußlands: 952. Die Bibliothek Doria Pamfili: 955. Karte nach den Religionen und Sprachen: 980. Erſcheinung einer Zeitung in Pondichery: 1018. Ueberſetzung der Strategie des Erzherzogs Karl ins Türkiſche: 1060. Briefwechſel zwiſchen Heinrich IV und ſeiner Schweſter: 1076. Tod des Geſchichtforſchers Goethals: 1084. Die orientaliſchen Manuſcripte des Herzogs von Nemours der Bibliothek geſchenkt: 1084. Forſchungen in der Berner Bibliothek: 1112. Bücher für Blinde aus Nordamerika nach Frankreich geſchickt: 1118. Neuere böhmiſche Dichter: 1160. Ankauf einer Journal-Sammlung durch das brittiſche Muſeum: 1172. Vorjährige Litteratur im Königreiche Polen: 1176. Periodiſche Schriften in böhmiſcher Sprache: 1180. Bereicherung der Bibliothek von Bordeaux: 1208. Geſchichtliche Entdeckung in den Inſchriften Indiens.: 1256. Litterariſcher Fund über die gnoſtiſche Philoſophie: 1291. Herausgabe walliſiſcher Sagen in England: 1368. Altes chineſiſches Reiſewerk über Indien: 1432. Die lettiſche Litteraturgeſellſchaft: 1439. Grammatik der neuſeeländiſchen Sprache: 1418.

Nowaja-Semlja, phyſiſche Anſicht des Landes von —: 609.

O.

Oaſen, arteſiſche Brunnen in den —: 1395.

Objectiv-Gläſer, große —: 140.

Odeſſa, Bau einer Treppe vom Hafen nach der Stadt: 216. Peſt in —. S. Peſt.

Oel, über das Einreiben mit — in heißen Klimaten: 1015.

Opium, zum Zähmen der Schlangen angewendet: 816. Etwas über den Handel mit — nach China: 1125. Gebrauch des —'s in Europa: 1392.

Orenburg, arteſiſcher Brunnen in —: 1057.

Orus, Entdeckung der Quelle des —: 1220. Nähere Angabe: 1428.

P.

Padua, Skizzen aus —: 865.

Palmyra, allgemeine Anſicht der Ruinen von —: 701.

Pampas, etwas über die —: 653.

Panama und das ſtille Meer: 401; Anlegung eines Canals durch den Iſthmus von —: 619; Schilderung der Stadt —: 633.

Paraguay, Vegetations-Verhältniſſe in —: 595; Einſammeln des Paraguay-Thee's: 1113; die Jeſuiten in —: 1323.

Parana-Strom, der —: 1107.

Paris, Statiſtik der Spielhäuſer: 257; Blumencultur: 581; Privatſammlungen: die Sammlung des Hrn. Duſommerare: 475, 478; Café de l'Olympe: 475; Bilder aus —: 1) eine Oſterfeier im Conſervatorium: 509; 2) die Penſionate in —: 555, 558; 3) die Goſſen: 561; 4) Ueberſicht der neueſten Leiſtungen der Franzoſen auf dem Gebiete der Geſchichte, der Alterthumskunde und Philologie: 577, 582; 5) Generalſitzung der fünf Academien: 585; 6) Quackſalber und Wunderärzte: 801; 7) die Pouquiniſten: 861; 8) die kleinen Journale: 901; 9) öffentliche Plätze in Paris

Digitized by Google

und ihre Denkmäler: Platz Louis XV. oder Revolutionsplatz: 921, 926; Administration der Stadt 813, 818; orientalische Litteratur in –: 821; der artesische Brunnen bei Grenelle 923, 1076; deutsche Kunst in –: 965, 970; Beispiel aus dem Pariser Leben: 1168; Fleischverbrauch: 1172; Wohlfeile Mahlzeiten: 1264; Skizzen aus dem Schuldgefängniß: 1331; Zahl der Grabdenkmäler auf den verschiedenen Kirchhöfen: 1408.
Patriarch, der – von Santa Fé: 1133.
Pavia, Schilderung von –: 317.
Pech, Anwendung von – bei der Dampfschifffahrt: 1232.
Pelzhandel, der – der brittisch-amerikanischen Colonien: 883, 887, 891, 895, 900, 903.
Perlenfischerei, über die im persischen Meerbusen: 97; die – bei Ceylon: 689.
Perm, Mineralreichthum des Gouvernements –: 1324.
Persien, das Apothekerwesen in –: 419; die persischen Prinzen in London (eine Episode aus der neuesten persischen Thronveränderung): 209; die Iliyats oder wandernden Stämme: 219, 224, 228, 232, 236; Versuch einer Allianz zwischen – und Cabul: 381; die letzte Thronveränderung: 511, 546; Sommerausflug von Teheran nach dem Assassinen-Felsen und Masanderan: 1121, 1126, 1130, 1134, 1138.
Pest, Bemerkungen über die – in der Türkei und in die serdischen Quarantainen: 199, 203, 207, 211, 215. Etwas über die –: 217; die sibirische –: 285; Dr. Goße in Griechenland und die orientalische –: 685; die – in Odessa: 973, 978, 982, 986, 989, 991, 998, 1002. S. auch Poland.
Pesth, Nachtrag zu den Ansichten von –: 615; Zweiter Nachtrag; Märkte und Pflastertreter: 1101.
Petersburg, Vergnügungsorte in –: 1176; Zahl der Equipagen: 1211.
Phosphoresciren, das – des Meeres im Canal: 1128.
Plattensee, der –: 117, 122.
Pompeji, Schilderung von –: 69.
Portales, Diego, 465, 467, 471, 475.
Portugal, Tabaksverpachtung in –: 281; Lebensbilder aus –; häusliches Leben: 421, 425, 430, 434, 438, 442, 446, 450, 451, 457; erster Ausflug nach Setubal: 489, 491, 498, 502, 506; zweiter Ausflug nach Setubal: 521, 526, 530, 533, 538; Aufenthalt in Setubal: 557, 561, 565, 570, 571; Ausflug nach Comporta: 581, 586, 589, 595, 598, 601; eine Wasserreise nach der Villa d'Alcacer do Sal: 617, 622, 625, 630, 634, 637, 642; ferneren Aufenthalt in Setubal: 651, 656, 670, 675; Rückkehr nach Lissabon: 695, 698, 701, 706; das Kloster Mafra: 461; der Palast von Necessidades: 469; Bevölkerung des Landes: 1103, 1107, 1112, 1115, 1120, 1124, 1128; Posteinrichtung: 1207, 1211.
Preisaufgaben der französischen Akademie für das Jahr 1838: 1088.
Pumpmaschine, neue –: 716.
Pyrenäen, Skizzen aus den –: Einleitung: 1265; Pau: 1270, 1274, 1278; Ausflüge aus Pau: 1) Morlaas: 1281; 2) Lescar: 1289, 1293; 3) Betharan, Lourdes: 1313, 1318; 4) das Ossauerthal; die Bäder: 1325, 1329, 1333; 5) der Ossauer-Pic: 1197, 1202, 1206, 1210, 1213; 6) die Thäler von Azun und Argelès: 1249, 1254; 7) Oloron: das Thal von Aspe: 1349, 1354, 1358; 8) Orthez: 1361.

Q.

Quäker, Abnahme der – in England: 1246.
Quellen, die heißen bei Maulmein: 725.
Quiloa, an der Ostküste von Afrika: 1229.

R.

Ratten, angebliche Vertilgung der –: 1381.
Raubmord, der – in Wolhynien: 1370, 1383.
Rauch, Apparat zur Verzehrung des –: 1180.
Räuber, die – in Macedonien: 1117.
Reliefgraviren, das – in Metall: 103.
Reliefkarte, große – von Frankreich: 1453, 1459.
Rhabarbar-Pflanze, Anpflanzung der – in der Nähe von London 1092.
Robilkund, Nachrichten über –: 1031.
Rom, Sismondi's Bemerkungen über die Campagna von –: 459.
Rückblicke: 1105, 1109, 1113, 1117, 1122, 1125, 1130, 1134, 1137, 1142, 1145, 1149, 1151, 1157.
Rußland, Schilderung von –: (nach Löwe Weimars): 5, 10, 14, 18, 22, 26, 30, 34, 38, 42, 46, 50, 53; der Ackerbau in –: 65; Neigung der Russen zum Handel: 79; Colonisirung der Kabarda durch Kosaken: 211; die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus: Einleitung: 251, 255; 1) die Provinz Schirwan: 260, 265, 268, 272, 275, 279, 285, 288, 291, 295, 299, 305, 307, 312, 315, 319, 324; 2) das Khanat Talysch: 423, 427, 431, 435, 439, 443, 447, 451, 455; 3) die Provinz Karabag: 563, 567, 571, 575, 579, 583, 588, 591; 4) die Provinz Schekl: 636, 639, 643, 647, 651, 655, 659, 663, 667; die Grabhügel und Erdaufwürfe im G. Charkow: 329, 334; der Schatz im Kreml: 379; alte Befestigung an der Wodjäna: 103; Kurgane am Choper: 410; do. an der Studenka: 127; Gold- und Platina-Ertrag der uralischen Bergwerke: 431; Befestigung am Flusse Usman: 135; die Unterrichtsanstalt auf dem Bergwerke Werch Isetsk in Sibirien: 445; über die alte russische Geschichte: 573, 578; Ausflug in die Bergwerke Werchneiwinsk, Werchnetagilsk, Newiansk und Neshewsk: 714, 718, 727; über die Salzseen in dem G. Astrakhan und der kaukasischen Provinz: 769; bibliographische Notizen: 816; Nachrichten über die Anstalten für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Unterricht in Petersburg; 1) die kaiserliche Akademie der Wissenschaften: 873, 878, 882; 2) die Eremitage: 885, 890, 893; 3) die kaiserliche Bibliothek: 898, 902; 4) die kaiserliche Akademie der schönen Künste: 906; 5) die kaiserlich russische Akademie; 6) die medicinisch-chirurgische Akademie; 7) die kaiserliche Universität in St. Petersburg; 8) das Institut für junge Fräulein im Smolna-Kloster: 910; 9) das Institut des Ordens der heiligen Katharina: 10) die Handelsschule; 11) das Taubstummen-Institut; 12) das orientalische Institut; 13) das technologische J.; 14) die Schule für Kauffahrteischiffahrt; 15) das Forst-J.; 16) die Peterschule: 911; Bemerkungen über das Unterrichtswesen überhaupt: 917, 922. Die fremden Colonien: 931. Statistische Nachrichten über Kiachta und Troizkosawsk: 1091; Zahl der Katholiken: 1176. Nachricht über die Heilquellen Rußlands: 1183, 1187. Actiengesellschaften: 1211; Grabhügel im Süden: 1555. Thätigkeit der Gesellschaft für Seidenzucht: 1129.

S.

Sajjed-Said, Fürst von Maskat: 533.
Salamander, etwas über den –: 787.
Salmen, über die – in Schottland: 1137; Verminderung der – an der Ostküste Englands: 1256.
Salona, Ruinen von –: 13.
Sandwich-Inseln, Mißhandlung katholischer Missionäre auf den –: 456; Thätigkeit der protestantischen Missionäre: 884; Verbannungsdecret gegen die katholischen M.: 1136.
Santa Fé, über ein Gastmahl zu –: 1417.
Santiago, einige Tage zu –: 721.
Santorini, etwas über die Insel –: 771.
Saragossa, Beschreibung der Stadt –: 1241.
Schiffbau, außerordentlich schneller –: 1100.
Schiffbruch, der – des Dampfschiffs Wilhelm I auf dem Korallenriffe Lucipara im indischen Archipel im Frühjahr 1837; 183, 187, 191, 495, 499, 501, 505, 511.
Schildkröteneier, das Einsammeln der – in Brasilien: 193.
Schimper, Nachricht von dem Reisenden –: 279.
Schlamm, ungeheure Masse von – im Wasser des Aristoler-Canals: 1372.
Schlangen, von dem Einfluß der Musik auf –: 615.
Schnitter, der – eine neuerfundene Maschine: 776.
Schreibtisch, neue Art großer –: 1100.
Schwanenfluß, die Niederlassung am –: 775.
Schweden, öffentliche Arbeiten in –: 655; Steigen der Bevölkerung 1176.

Scribanium, merkwürdiges altes –: 580.
Seesäugethier, unbekanntes –: 647.
Seeschlange, giftige –: 632.
Seine, die Mündung der –: 705, 709, 714.
Senegal, Besuch bei den Negern am –: 1388, 1391, 1395.
Sevilla, die Kathedrale von –: 157.
Sibirien, über den gefrornen Boden in –: 331.
Siebenbürgen, Statistisches aus –: 77. Gemälde von –: 1) Physiognomie des Landes: 497; 2) die Einwohner: 505, 510, 514; 3) öffentliche Sicherheit und Bequemlichkeit: 517; 4) das Volksleben: 522.
Silber, Gewinn an – aus dem Blei in England: 1136
Sind, Beschreibung von –: 367, 371, 375, 379, 383, 387, 391, 395, 399, 493.
Singphos, die –: 1333.
Sklavenschiff, Gräuel auf einem –: 1092.
Skorpion, Mittel gegen den Stich der –: 360.
Socotra, die Gebirge der Insel: 993.
Sodaquelle, natürliche –: 895.
Solfatara, über die Benützung der – auf Guadeloupe: 1218.
Spanien, das Museum in Madrid und die Malerei in –: 193. Die Carlistische Expedition des vorigen Jahrs: 1) vom Auszug der Expedition bis zur Schlacht von Huesca: 545, 550, 554; 2) von der Schlacht bei Huesca bis vor der Schlacht gegen Bueréns: 733, 738, 742, 746; 3) die Schlacht gegen Bueréns und ihre Folgen: 1085, 1090. Etwas über die spanische Armee: 1186. Die spanischen Cortes und ihre hervorstechenden Redner: 1191, 1195, 1200, 1203.
Spargel, neue Art –: 636.
Sternfall, der – in den Novembernächten: 1338, 1342.
Stockholm, Leben in –: 1009.
Stora, etwas über die Stadt –: 673.
Stroh, Unverbrennbarmachung des –es: 720.
Strumpfwirkerei, Geschichte der – und Bobbinnetmanufactur in England: 257.
Stürme, etwas über die Theorie der –: 1157, 1162.
Sudan, neue Karte des –'s: 1152.
Südpol, über die neuen Expeditionen nach dem –: 1096.
Südsee, Nachricht von der angeblichen Entdeckung eines großen Continents in der –: 1168.
Sund, Zahl der in diesem Jahre durch den – gegangenen Schiffe: 1210.
Syrakus, Steinbrüche in –: 1235.

T.

Tanger, Aufenthalt in – und Tetuan: 275, 278, 282, 286, 290.
Tannen, etwas über die –. S. Fichten.
Tarai, der –: 711, 716.
Tartan, herrschende Mode in Schottland – zu tragen: 1232.
Tataren, die – im südlichen Rußland: 145.
Telegraph, Vorschlag eines Systems von Tag- und Nacht-en auf den Eisenbahnen: 1120.
Tenasserim, Nachricht über die Producte der Küste von –: 1433.
Texas, Mangel an Frauen in –: 1156. Verbindung mit Kalifornien: 1409.
Thags, die –: 465, 470, 474, 477; die – im südlichen Mahrattalande: 639.
Theater, Erbauung eines – von Eisenblech: 743.
Theebau, über das Klima für den –: 485.
Tibet, über einige Eigenthümlichkeiten der Sprache und Schrift von –: 429.
Tinevelly, die deutsche Mission in –: 1023.
Torf, Apparat zur Solidificirung des –s: 336.
Trapezunt, der Handel von –: 60.
Trigardon, Stadt im Peloponnes: 1341.
Tschuktschen, der Handel der – nach Nordwest-Amerika: 285.
Türkisch-Bilmeß, der Zug des –: 405, 409, 414, 418, 422.
Tunis, Nachrichten aus –: 779.
Tunnel, der – unter der Themse: 611, 1320.
Turnier, Anstalt zu einem prächtigen in Schottland: 1088.

U.

Ungarn, Briefe aus –: I. Silein: 737; II. Kremnitz: 749; III. Schemnitz: 757; IV. Waitzen: 765; V. von der Theiß: 773, 778, 782; VI. Mezö-Hegyes: 785; VII. Poros-Sebes: 805, 810, 814; VIII. Arad: 919; IX. Gyöngyös: 957. Zerstückelung des Grundeigenthums: 1156. Geschmack an Tabakspfeifen: 1459.
Urquhart, Reisen von –: 1) in Albanien: 1017, 1022, 1026; 2) in Thessalien: 1053, 1058, 1061.

V.

Vandiemensland, Aus- und Einfuhr in –: 21.
Vanille, Anbau der – in Lüttich: 500, 1132.
Vattermare, der Plan des Herrn –: 627.
Vegetation, über die antediluvianische –. S. geologische Notizen.
Vendrès, Port –: 201.
Veracruz, Lage von –: 877.
Vereinigte Staaten, Flucht der Sklaven nach Obercanada: 291. Ertrag der Gold- und Silberminen: 535, 1247. Seidenzucht und Runkelrübenbau: 1076. Marine: 1092. Goldmünzen: 1256. Entfernung der Tschirokesen aus Georgia und Nordcarolina: 1268. Die Methodisten: 1) Der Gang nach dem Camp-Meeting. Gespräch mit dem Prediger: 1288, 1291; 2) der Morgen: 1299; 3) der Abend: 1301; 4) die Heimkehr: 1307. Thätigkeit der Mäßigkeits-Gesellschaften: 1352. Buchhandel: 1359. Sklavenverschwörung in Kentucky: 1415.
Vesuv, Erinnerungen vom –: 39, 44.
Vignemale, die Höhe des –: 1367.
Viscachas, aus Südamerika an das Museum nach Straßburg geschickt: 1364.

W.

Wagenräder, neue Art von – zu Eisenbahnen: 1212.
Wasser, Verderben des – durch die Gaseinrichtungen. S. London.
Wasserscheu, Mittel gegen die –: 1108.
Washington, die Correspondenz –'s: 1239.
Weizen, chinesischer –: 947.
Westindien, statistische Notizen über die französischen Colonien. S. Frankreich. Die Frauen in –: 517. Sterblichkeit unter den englischen Truppen: 909, 1111. Sterblichkeit unter den schwarzen Truppen: 985. Charakterisirung der Pflanzer: 1389. Ertrag einer Pflanzung: 1403.
Wetter, Beobachtungen über das – im verflossenen Monat Januar: 1432.
Wisperer, der – oder Ohrenrauner: 1117.
Wrangel, Nachrichten über die russischen Besitzungen in Nordamerika: 817, 822, 826, 830, 833. Weitere Mittheilungen: 1) der Wallfischfang: 1057; 2) das Wallroß: 1073; 3) der Seebär: 1073, 1078; 4) die Seeotter: 1081.
Wurmkrankheit, sonderbare – in Pombay: 601.
Wurzelgewächs, Lebensdauer der –e: 356.

Y.

Yeres, der Weinhandel in –: 1381.

Y.

Yogi, über eine Secte der – in Cutsch: 251.
Yuruks, die osmanischen –: 1209, 1211.

Z.

Zend, etwas über die Sprachen – und Pehlwi: 225.
Zigeuner, die – in der Moldau und Walachei: 523.

Nr. 1.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Januar 1838.

Das Verhältniß der Frauen in den Sklavenstaaten Nordamerika's.

Die Stellung der Frauen in der Gesellschaft umfaßt die wichtigsten Fragen über den Zustand der Gesellschaft selbst. Bei Völkern in ganz rohem Zustand ist die Frau nur die Sklavin des Mannes, welcher das rohe Recht des Stärkern in Anwendung bringt; und nur wenn allmählich die Gesellschaft vorwärts schreitet, wird die Frau zur Gefährtin des Mannes. In den niedrigsten Ständen Mitteleuropa's, d. h. bei denen, welche von dem täglichen Erwerb ihrer Hände leben, geht gewöhnlich die Frau, so weit es die Aufsicht über ihre Kinder nur immer gestattet, ihrem eigenen Geschäft nach, so gut, wie der Mann dem seinigen, denn beide müssen fast in gleichem Grade zu ihrem Lebensunterhalt beitragen. Dann kommt die Classe derer, wo, wie z. B. bei den Handwerkern, die Frau den Mann nach Kräften in seinem eigenen Geschäft unterstützt; hierauf die, wo die Frau nur als Ordnerin und Erhalterin seines Hauses auftritt; endlich die höhern und reichern Stände, wo die Frauen hauptsächlich nur der Gesellschaft leben, und in ihrem geselligen Kreise so frei sich bewegen wie der Mann. Dieß ist im Allgemeinen auch die herrschende Ansicht über die Stellung der Frauen in den nördlichen Theilen der Union, welche in dieser Hinsicht mit uns auf gleiche Stufe gestellt sind. Anders aber verhält es sich im Süden, wo die Sklaverei herrschend ist. Hier gibt es, auf dem Lande namentlich — und die Städte haben hier weder die Größe noch die Bedeutung wie im Norden — fast nur weiße Frauen der höhern Classe, denn eine niedere arbeitende Classe der Weißen existirt kaum. Die Amerikaner rühmen sich, daß die Frauen in keinem Lande so achtungsvoll, so ritterlich (chivalrous) behandelt werden, wie in den Vereinigten Staaten; der Ehemann würde es für eine Schande halten, daß seine Frau arbeitet, und er müht sich ab, um sie nur mit hinreichendem Geld versehen zu können; wo die Frauen öffentlich erscheinen, werden sie mit aller Rücksicht behandelt, Niemand wagt in einer Postkutsche einen der bessern Plätze zu behalten, wenn noch eine Dame erscheint, obwohl es trotz aller dieser Artigkeiten in der Natur der Dinge liegt, daß in einem Lande, wo ein solcher „Geschäftshunger" herrscht, wie in Nordamerika, die Frauen auf irgend einer Seite vernachlässigt werden müssen.

Diese Schilderung gilt zum Theil schon von den nördlichen Staaten, in den südlichen aber ist das Benehmen gegen die Frauen äußerlich noch viel unterwürfiger, und die Ritterlichkeit wird noch viel weiter getrieben. Aber welcher Art die Stellung der Frauen hier seyn muß, ergibt sich aus der bis zum Uebermaß gehenden Ausschweifung der Männer mit ihren Sklavinnen, mögen diese nun verheurathet seyn oder nicht; sind sie verheurathet, so schickt man eben den Mann an die Arbeit, während der Herr die Sklavin besucht, und hinsichtlich der Unverheuratheten gilt es schon in Virginien, und vielmehr noch in den Carolinas und Georgien, fast als Regel, daß die Mädchen mit 15 Jahren Mütter werden. Es verstößt nicht gegen die öffentliche Meinung, daß ein Plantagenbesitzer seine weiblichen Sklaven als sein Harem betrachtet, und noch empörender ist die fast zur Nothwendigkeit gewordene Sitte, die eigenen Kinder zu verkaufen, denn nach dem Gesetz sind die Kinder Sklaven, sobald die Mutter Sklavin ist, und hinsichtlich der Freilassung sind dem Herrn die Hände so gebunden, daß es zum mindesten ungemein schwer ist, sie frei zu geben. Dieß barbarische Gesetz hat seinen Grund in der Furcht, denn bei den fast allgemein herrschenden Verbindungen der Herren mit ihren Sklavinnen würde das Land, wenn die Kinder ohne weiteres frei gelassen werden dürften, sich bald mit einer so zahlreichen freien Mulattenclasse füllen, daß die Herrschaft der Weißen gefährdet wäre. Als einmal in Virginien eine Zeit lang das Gesetz gegen die Emancipation suspendirt war, wurden in neun Jahren 10,000 Sklaven emancipirt, und weil dadurch das ganze System in Gefahr gerieth, wurden die Gesetze gegen die Emancipation wieder verschärft. Freilich bleibt immer noch die Frage übrig, ob die Sache durch dieß gewaltsame Zurückhalten der Mulatten in der Sklaverei besser wird, da ihre Zahl sich nothwendig immer fort vermehren muß.

Die Ausschweifungen, denen sich die weißen Herren mit ihren Sklavinnen hingeben, ist eine Quelle von Erniedrigung für die weißen Frauen, nicht als ob diese selbst dadurch ausschweifend würden — denn dazu haben sie eigentlich gar keine Gelegenheit, da die weißen Männer ihre Gelüste allzu leicht an

Sklavinnen befriedigen können — sondern indem sie selbst in ihrer eigenen Achtung sinken, da sie nicht die Freundinnen und Gefährtinnen des Mannes sind, sondern recht eigentlich nur zur Staffage des Hauses dienen, und als solche mit hohlen, nicht gefühlten Achtungsbezeugungen umgeben werden. Nicht ohne Grund äußerte sich darüber die Gattin eines Pflanzers in der Bitterkeit ihres Herzens geradezu: „eine Pflanzersfrau ist nur die erste Sklavin des Harems ihres Mannes!" Die Ausschweifung mit den Sklavinnen benimmt natürlich auch der Mehrzahl der Männer den Sinn für die edleren Tugenden des weiblichen Geschlechtes. Eine nächste Folge davon ist die, das Band der Ehe lockerer zu machen, und eine gänzliche Unabhängigkeit des beiderseitigen Vermögens ist dadurch auch schon völlig zur Sitte geworden, die von dem positiven Gesetze bestätigt wird; die Frau verwaltet oder verkauft ihre Ländereien nach Gutdünken, und der Mann mischt sich in der Regel weder in das Eine noch in das Andere. Man scheint sogar eine Art von Point d'Honneur darein zu setzen, daß ein Mann das Vermögen seiner Frau nicht selbst in Verwaltung nehme. Faßt man diese beiden Punkte, die herrschende Ausschweifung der Männer und die Nichtgemeinschaft der Güter, zusammen, so findet man leicht, wie locker das Band der Ehe, wenigstens nach unsern Begriffen, seyn muß.

Die Folgen dieses Zustandes treten um so greller hervor, je roher die größere Masse der Grundeigenthümer in den südlichen Staaten ist, bei welcher sich aristokratischer Dünkel — indem sie eine unterwürfige farbige Bevölkerung vor sich zittern sehen — mit demokratischem Trotz vereinigt. Hier wirkt die Abschaffung des Erstgeburtsrechts, welches unter Jefferson aufgehoben wurde, entschieden nachtheilig. Die Unabhängigkeit und der Reichthum der großen Gutsbesitzer begünstigten die geistige Entwicklung, weckten höhere Gesinnungen und Gefühle, und vielleicht ist es diesem Umstande zuzuschreiben, daß von den südlichen Staaten die meisten ausgezeichneten Staatsmänner der Union ausgingen. Durch die Aufhebung des Erstgeburtsrechts vermindert sich aber die Zahl der großen Grundbesitzer, und vermehrt sich die der kleinern und mittleren mit reißender Schnelligkeit; die Mittel der Einzelnen, sich Bildung und Kenntnisse zu verschaffen und zu pflegen, nehmen ab, und die Masse muß roher werden, während sie dennoch ihre aristokratische Stellung durch den Sklavenbesitz behauptet. Bei diesem Gesellschaftszustande wirkt die europäische Bildung wie ein Fluch, indem sie einen Zwiespalt in das Leben bringt. Würde die Gesellschaft ihrer natürlichen Rohheit überlassen, so würden auch die Frauen roher seyn, und das Unglück ihrer Lage weniger empfinden, so aber besitzen sehr häufig die Frauen eine Erziehung und Bildung, gleich den entsprechenden Classen der nördlichen Staaten und Europa's, eine Bildung, welche sie die wenn auch übertünchte Rohheit der Männer um so tiefer empfinden läßt.

Wir wollen hier eine Stelle aus Harriet Martineau's „Society in America" anführen, da die Verfasserin als eine Frau die Sinnesart der Frauen wohl am besten zu beurtheilen versteht: „Die Herabwürdigung der Frauen im Süden entspringt nicht aus ihrem eigenen Benehmen, sondern aus der Herabwürdigung ihrer ganzen Umgebung. Wo die weißen Männer Geheimnisse haben, die ihre Frauen von allen zuletzt kennen, wo die wichtigen Lebensverhältnisse dem einen Geschlecht von einer ganz verschiedenen Seite als dem andern erscheinen sollen, da ist es mit allem Vertrauen und herzlicher Zusammenstimmung zu Ende, und statt die vertraute Freundin des Mannes zu seyn, bleibt ihr keine andere Stelle übrig, als die Honneurs des Hauses zu machen und die Wirthschaftsgeschäfte zu führen. Ich spreche hier nicht von dem, was ich als ein nothwendiges Ergebniß voraussetze, sondern davon, was ich wirklich gesehen habe. Ich habe mit tiefem Kummer die zuvorkommende Höflichkeit und die dem liebenden Herzen so ungenügende Galanterie bemerkt, womit die Frauen des Südens von ihren Ehemännern behandelt werden; ich habe gesehen, wie man sich vor dem Gedanken entsetzt, daß eine Frau arbeiten soll, den Eifer, um ihr genügendes Auskommen ohne Arbeit zu verschaffen, — die tiefste Beleidigung, die man einer verständigen und gewissenhaften Frau bieten kann; ich kenne den Ton der Unterhaltung, den man gegen Frauen annimmt, ein Ton, wie man ihn dem Inhalt und der Form nach an keinen Mann richten würde; ich vernahm das Prahlen von der ritterlichen Hochachtung, womit die Frauen in diesem „Paradiese der Weiber" behandelt würden, und ich sah den Kummer des gekränkten Stolzes, so wie den Streit bitterer Gefühle, womit die Frauen, welche die Hohlheit des Systems nur allzu wohl erkannten, diesen Prahlereien zuhörten. Bei allem dem merkten aber die Männer gar nicht, daß sie die Frauen nicht aufs beste behandelten, und sie werden auch dafür blind bleiben, so lange ihre Ausschweifungen mit der niedrigsten Classe des weiblichen Geschlechts sie unfähig macht, den Werth der bessern gehörig zu schätzen. Ich hörte einen Vater mehrerer sehr gebildeten Töchter mit einem Ton der Stimme, den ich nie vergessen werde, erklären, man könnte Mädchen eben so gut auf die Straße hinausjagen, als sie einem solchen Leben überliefern, wie es auch seinen Töchtern bevorstehe."

Der eben erwähnte Umstand, daß das Erstgeburtsrecht aufgehoben, muß die Sache namentlich auch darum verschlimmern, weil weiße Frauen, welche nach der so eben mitgetheilten Schilderung offenbar nur ein Luxusartikel in einem Hause sind, für viele bald ein allzutheurer Luxusartikel seyn werden, und daß mehr und mehr die kleinern Güterbesitzer statt weiße Frauen zu heurathen, sich allmählich damit begnügen werden, mit einer oder mehrerer ihrer Sklavinnen zu leben, und diese Sklavinnen, die Favoritinnen der Weißen, müssen nothwendig im Range steigen, wenn keine Herrin, d. h. keine weiße Gattin da ist. Daraus erklärt sich wohl der Ausdruck eines denkenden Amerikaners aus den südlichen Staaten: „society is here always advancing towards orientalism." Wenn einmal der Weiße mit einigen seiner Sklavinnen lebt, und die mit ihnen erzeugten Kinder auch wieder gesetzlich seine Sklaven sind, in was unterscheidet er sich von einem Neger in Afrika, der sich eine Anzahl Weiber kauft, um von dem Ertrage ihrer Arbeit zu leben, und eben so seine Töchter wieder verkauft, wie er seine Weiber gekauft hat. Das Bild ist grell, aber ist dieß nicht der Zustand auf den die große Masse der weißen Landbauer in den südlichen Staaten hinauskommen muß? Und wie wird es denn um die Rein-

heit des weißen Bluts ſtehen, um die Ausſchließung aller derer von der Geſellſchaft, die auch nur im entfernteſten Negerblut in den Adern haben, wenn nach einer nicht ſehr fernen Zeit dieß mit neun Zehntheilen der Bevölkerung der Fall iſt? Jetzt hat ein junger Mann, auch in den Städten des Südens, gewöhnlich eine Quadronin zur Maitreſſe, ehe er heurathet; oft dauert die Verbindung das ganze Leben lang, gewöhnlich aber heurathen die jungen Leute, wenn ſie zu mehr Vermögen gelangen, eine Weiße, viele bloß der Etikette wegen, um eine Frau in die Geſellſchaft einführen zu können, denn bei gar manchen wird die Maitreſſe neben der Frau fort unterhalten. Nimmt man dazu, daß die weißen Damen in jenem ſüdlichen ihrer Conſtitution nicht ſehr entſprechenden Klima häufig bleich und unſchön, während die Quadroninen lebhaft, wohlgebildet und liebenswürdig ſind, ſo iſt mit Wahrſcheinlichkeit vorauszuſetzen, daß mehr und mehr die Verbindungen mit Quadroninen ſich verlängern, und die Männer immer ſpäter und ſeltener eine regelmäßige Heurath mit einer Weißen eingehen werden; wird dann der unnatürliche Zuſtand, daß die Töchter dieſer Quadroninen auch wieder nur zu Maitreſſen von Weißen erzogen und die Söhne zum Theil auf dem Sklavenmarkt verkauft werden, in die Länge ſich halten? Die ſüdlichen Pflanzer werfen den Bewohnern der nördlichen Staaten vor, daß ſie darauf ausgehen, eine Vermiſchung (amalgamation) der beiden Racen herbeizuführen, ein Gedanke, gegen den ſich der Stolz der Weißen empört. Wer aber trägt wohl mehr als die Bewohner der ſüdlichen Staaten ſelbſt zu dieſer Amalgamation bei, welche mit Rieſenſchritten vorwärts ſchreitet. Man hat ſchon viel geſprochen über die Sklaverei in den Vereinigten Staaten und ihren möglichen Ausgang, die triſtigſten Stimmen aber vereinigen ſich dahin, daß ſie nicht mit einem Aufſtand der Schwarzen gegen ihre Herren endigen würde. Wir wollen dieß zugeben, ſchon aus dem Grunde, weil jetzt noch ſelbſt in den ſüdlichen Staaten die weiße Bevölkerung ſtärker iſt, als die farbige, und partielle Aufſtände nichts entſcheiden können, aber einen faſt noch furchtbareren Ausgang ſagt Harriet Martineau voraus: „ich bin überzeugt, daß die zügelloſe Ausſchweifung der Sklavenbeſitzer die nächſte und hauptſächlichſte Urſache iſt, weßhalb ſich der Süden und Südweſten in einem Zuſtande befindet, daß nichts Anderes zu erwarten iſt, als daß die Geſellſchaft ſich in ihre Elemente auflöst, wenn die Sklaverei nicht bei Zeiten aufhört. Dieſe Auflöſung der Geſellſchaft wird nicht durch einen Negeraufſtand erfolgen, ſondern durch die natürliche Wirkung des Laſters.“ Wenn die Ehe mehr und mehr untergraben wird, dann iſt an einen Geſellſchaftszuſtand, wie ihn unſere angewöhnten Begriffe fordern, nicht mehr zu denken, und man nähert ſich dem „Orientalism,“ d. h. einem Zuſtande, wo nur die Männer einander gegenüber ſtehen, und die Frauen in der Geſellſchaft nicht gelten. Neben der ſchwarzen Sklavin, die ſich ihrem Herrn preisgibt, ſtand früher die weiße Gebieterin in hohem Anſehen, jetzt iſt aber ein zahlreiches Geſchlecht von Mulattinnen und Quadroninnen herangewachſen, die den weißen Frauen in Schönheit wenig nachſtehen, und ſie häufig übertreffen, während ihre Haut nur höchſt unbedeutend gefärbt iſt, und dieſe ſcheinen mehr und mehr den Sieg über die weißen Frauen davon zu tragen. Daß ſie aber nicht die hohe Stellung der letztern einnehmen werden, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Chronik der Reiſen.

Halls Reiſen auf die Hochgipfel des Quitoaniſchen Andenzuges.

Vorwort.

Nachſtehende zum erſtenmal in deutſcher Zunge erſcheinende Reiſeſchilderungen wurden im Frühjahr 1834 in der naturgeſchichtlichen Section des brittiſchen Vereins zur Förderung der Wiſſenſchaft bei ſeiner damaligen Zuſammenkunft zu Edinburg vorgeleſen, und ein Theil derſelben iſt bald darauf im Druck erſchienen.*) Ihr Verfaſſer, ein Engländer, machte die von ihm geſchilderten Andenreiſen als Begleiter des franzöſiſchen Phyſikers Bouſſingault. Während jedoch die von dieſem letztern im Februarhefte der Annales de Chimie et de Physique vom Jahr 1835 mitgetheilte Beſchreibung ſeiner Chimboraſſobeſteigung (als Bruchſtück ſeiner Reiſe auf die Hochvulcane des Aequators), über welcher, ihrer ſtrengen Wiſſenſchaftlichkeit unbeſchadet, der Zauber der Poeſie ausgegoſſen iſt, allgemein bekannt und weitverbreitet worden iſt, ſind die Schilderungen ſeines unglücklichen Reiſegefährten, dem er am Schluſſe jener Mittheilung einige Worte der Anerkennung und des Angedenkens geweiht hat, unbekannt und unbeachtet geblieben!

Hall, welcher 1817 „Travels in Canada and the United States,“ und im darauf folgenden Jahre „Travels in France“ herausgegeben hatte, begab ſich 1820 aus ſeinem Vaterlande nach dem mittäglichen Amerika, wo wir ihn um 1851, zur Zeit, wo Bouſſingault nach Quito kam, als Obriſt in Kriegsdienſten des kurz vorher aus den Trümmern der Bolivar'ſchen Schöpfung Columbia nebſt Neugranada und Venezuela entſtandenen Freiſtaates vom Ecuador finden. Bei einem im Februar 1834 zu Quito ausgebrochenem Aufſtande kam er ums Leben. Ueber die Regierung dieſes Staates fällte er in einem Schreiben vom März 1835 das ſchmeichelhafte Urtheil: „ſie ſey die niederträchtigſte und verabſcheuteſte, die ſich unter den doch ſo ſchlechten ſüdamerikaniſchen Regierungen nur immer ausfindig machen laſſen könne.“ In ſeinem letzten nach England gelangten Schreiben aus Quito vom Auguſt 1835 ſagt er: „daß ſeine Begeiſterung für den hochherrlichen Chimboraſſo ihm auch Theilnahme an den Geſchicken der Bevölkerung des Landes eingeflößt habe, aus welchem dieſer erhabene Bergkoloß emporſteigt.“ Daß er mit Humboldt in Verbindung ſtand, erſieht man aus einem andern Schreiben, worin er von einer Pflanzenſendung ſpricht, die er an ihn abgehen laſſen wolle.

Die erſte Kunde von ſeinem unglücklichen Ende erhielt in England der durch ſeine wichtigen Anden-Meſſungen und Forſchungen berühmt gewordene Pentland, und ſie wurde ſpäter durch ein Schreiben W. Turners, damaligen brittiſchen bevollmächtigten Miniſters zu Bogota, ſo wie durch andere Meldungen beſtätigt.

Ungemein rührend lautet die Klage ſeiner zu Addleſtone bei Chertſey, in der Grafſchaft Surrey, wohnenden Wittwe: „daß die

*) Leider jedoch ohne die Zeichnungen, worauf Hall zu wiederholtenmalen verweiſt, und die verheißene Nachlieferung derſelben iſt unſeres Wiſſens nicht erfolgt. M.

lange vierzehnjährige Trennung, deren trübe Tage aber stets durch den „goldenen Hoffnungsschein" endlichen Wiedersehens erhellt worden wären, nun mit unwiederbringlichem Verluste geendet habe." Man gedenkt hiebei unwillkürlich an das ähnliche Schicksal der armen Bonpland.

Wir können uns nicht enthalten, schließlich noch die oben erwähnten Worte Boussingaults hinzuzufügen: „Mein Freund, Obrist Hall, welcher mich bereits auf meinen Besteigungen des Antisana und des Cotopaxi begleitet hatte, ließ sich herbei, sich auch meiner Reise auf den Chimborasso anzuschließen, um die zahlreichen Daten, die er über das Hochland von Quito schon gesammelt, noch zu vermehren, und um seine Forschungen über die Pflanzengeographie fortzusetzen. Im Angesichte des Chimborasso war es, wo ich am 25 December 1833 von ihm schied. Seine vertraute Bekanntschaft mit allen Oertlichkeiten und Verhältnissen war mir während meines Aufenthalts zu Quito vom größten Nutzen, und ich hatte an ihm einen trefflichen und unermüdlichen Reisegefährten gefunden. Wir hatten außerdem geraume Zeit zusammem der Sache der südamerikanischen Unabhängigkeit gedient. Unser Abschied von einander war rührend. Irgend etwas schien uns zu sagen, daß wir uns nicht mehr wiedersehen würden. Dieses düstere Vorgefühl war, ach! nur zu wahr! Einige Monde darauf wurde mein unglücklicher Freund in einer Straße von Quito ermordet."

J. M. Malven.

1) Allgemeine Bemerkungen über die Streichungsverhältnisse und den Charakter des Quitoanischen Andenzuges.

Anfangs Julius 1831 kam Boussingault nach Quito, um die anziehendsten Punkte des Landes, vornehmlich in Bezug auf ihre vulcanische und orytognostische Beschaffenheit zu untersuchen. Ich ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, neue Ausflüge zu unternehmen, oder schon früher gemachte in Gesellschaft eines solchen Forschers zu wiederholen. Doch ehe ich die ausführliche Schilderung unserer verschiedenen Alpenreisen beginne, will ich eine gedrängte Uebersicht und Skizze der Hochgebirgsregion, über die sie sich erstreckten, vorausschicken. Wenn man einen Blick auf die Brue'sche Karte von Columbia wirft, so gewahrt man, daß derjenige Strich der gewaltigen Gebirgskette, die man die „Quitoanischen Anden" nennen mag, und die von dem unter der Linie gelegenen Cayambé bis zu dem unter 1° 27′ 18″ S. B. liegenden Chimborasso reicht, aus zwei einander parallel hinstreichenden Zügen besteht, die durch eine Hochebene verbunden sind, auf welcher die Stadt Quito mit den zu ihr gehörigen Ortschaften steht. Zwei einander kreuzende Sierras, wovon die eine in der gedachten Karte nicht angegebene, zwischen dem Cayambé und dem Mohanda, etwas südlich von (dem wegen der Schönheit seiner weiblichen Bevölkerung gepriesenen) Ottovalo, und die andere unter dem Namen Tiopullo bekannte, zwischen den Nevados des Cotopaxi und Illiniſſa streicht, theilen sie hydrographisch in zwei Becken, wovon das nördliche seine Gewässer in den Guallabamba ergießt, der sie dem Esmeraldas zuführt, während die des südlichen Beckens den Flüssen von Achambo zuströmen, und durch das Bannos-Thal dem Pastaca und dem Marannon zugeführt werden.

Aus der östlichen der beiden vorerwähnten Sierren thürmen sich die riesigen Schneehäupter und Hochvulcane des Cayambé, Imbaburu, Antisana, Sinchulagua, Cotopaxi, Ruminnavi, Tunguragua und Capac-Urcu, welcher von den Spaniern den Namen El Altar erhalten hatte. *) Die westliche wird von den nicht minder gewaltigen Hochkegeln des Pichincha, Atacasso, Corasson, Illiniſſa, Carguiraſſo und Chimboraſſo überragt. Die Wirkung, welche diese, größtentheils in ewigen Schneeschleiern schimmernden Riesenpyramiden auf den allgemeinen Charakter der Landschaft ausüben, ist die einer unnennbaren Größe und Erhabenheit, die öfter an Melancholie streift. Die kleinlichen Pflanzenformen der angebauten Ebene bieten keine Mittelgründe dar, welche den rauhen Ernst der Scenerie zu mildern geeignet wären. Düstere Bergzüge begegnen allenthalben dem Blick und begränzen nach allen Richtungen den Gesichtskreis. Die fast unabläſſig sie umschwebenden Gewölke erhöhen noch das Schauerliche ihres Tones und Anstriches, zaubern jedoch häufig ungemein überraschende Erscheinungen und phantaſtische Gestalten vor. Ich habe zuweilen von Quito aus am Cayambé vier verschiedene Schichten oder Gürtel wahrgenommen. Sein Fuß war von den Nebeln umschleiert, die aus dem dazwischen liegenden Guallabamba-Thal aufsteigen; seine Mittelregion hell und unumwölkt, zeigte das ihr eigenthümliche Gestein; die Grundfläche des eigentlichen Pics umgab ein Wolkengürtel; den Hochgipfel endlich überwölbte der Dom ewigen Schnees, der in den Scheidestrahlen der untergehenden Sonne golden erglänzte.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notizen.

Ein ausgezeichnet genaues und ausführliches Memoire ist der französischen Akademie der Wissenschaften durch Hrn. Paillette über die Geologie des westlichen Theils der Provinz Bretagne zugesendet worden. Hr. Paillette, der bei den Bergwerken von Poullaouen und Huelgoat angestellt war, hat die Hülfsmittel, welche seine amtliche Stellung ihn bot, benützt, um eine höchst genaue, mineralische Topographie von mehreren Kantonen von sehr verwickelter Bodenstructur zu liefern, die der Wissenschaft sehr förderlich seyn wird. Dem Memoire sind vier herrliche geologische Karten beigelegt. Einer der von Hrn. Paillette aufgestellten Schlüsse ist, daß alle Felsen vulcanischen Ursprungs die Ablagerungen mannichfach in Folge von Umständen modificirt haben, welche unbekannt sind. Die durch den Granit erzeugten Modificationen haben ein krystallinisches Aussehen, die Eigenthümlichkeiten des Talk und die Formation der Granaten und Staurolithen; die von Porphyr veranlaßten sind im Ganzen einfach: Härte, Klang und Einsprengungen von Feldspath. Hr. Paillette hat dem Memoire die Darstellung einer Reihe von Versuchen beigefügt, um die Einwirkung elektro-chemischer Phänomene auf die tägliche Formation von Mineralien in den verschiedenen Erzadern von Bretagne zu beweisen, und die Akademie hat ihn ersucht, seine Experimente fortzusetzen, in der Ueberzeugung, daß sie zu guten Resultaten führen werden.

•

Hr. Agaſſiz bezeichnet die Lösung folgender Fragen als höchst wichtig: Ob gegen die Pole hin, und allenthalben, wo es wandelnde Steinblöcke gibt, die Oberfläche des Bodens geglättet sey, wie die des Jura? Ob die wandernden Blöcke, welche eine Strecke weit von der Gebirgskette, von der sie herrühren, fortgeschoben worden, allenthalben eckig seyen, gleich denen des Jura? und endlich: Ob sie beständig auf einem Bette von abgerundeten Kieseln aufliegen, die um so kleiner sind, je näher sie sich den geglätteten Flächen befinden?

*) Möchte hier nicht ein Irrthum obwalten? Der sogenannte Altar ist ja eben der die Linie schneidende Cayambé.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 2.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

2 Januar 1838.

Rußland.

(Von L. A. Loewe Weimars.)

Der Verfaſſer wurde, wie allgemein behauptet wird, im Sommer 1836 von der franzöſiſchen Regierung mittelſt ſehr eindringlicher Gründe veranlaßt, eine politiſche Reiſe nach Rußland zu unternehmen, weil ein klein-großer Mann, von den Pfeilen ſeines Witzes in einem Artikel der Revue des deux Mondes ſchwer getroffen, den gewandten und geiſtreichen Biographen zum Freunde haben wollte. Der neue Apoſtel des Bürgerkönigthums wurde in Rußland mit zuvorkommender Artigkeit empfangen, was er ſogleich durch einige Feuilletons im Journal des Débats dankbar und lobend anerkannte, wie er aber auch ſeinen Committenten zu genügen und goldne Meinungen zu verdienen ſich beſtrebt hat, zeigt folgender Aufſatz.

* * *

Die gegenwärtige Lage Frankreichs in Bezug auf Rußland iſt nicht neu, ſondern ſchreibt ſich ſchon von faſt 50 Jahren her, und nach mannichfachen Wandlungen iſt ſie jetzt faſt wieder dieſelbe wie damals. Als die Revolution von 1789 ausbrach, nahmen die verſchiedenen Staaten Europa's mehr oder minder an dieſem Ereigniß Theil, je nach dem Grade ihrer Cultur und nach der Stärke und Art der Wünſche, welche in Folge ihrer innern Organiſation und des Wohlſtands oder des Elends in den Völkern aufſtiegen. Zwei Völker aber, deren geographiſche Lage den großen Mächten, welche ſpäter die Coalition bildeten, gegründete Unruhe erwecken mußte, nahmen beſondern Antheil an dieſer Revolution, die Schweiz nämlich, welche an Savoyen und Italien ſtößt, und wo ſich namentlich in Genf ein Herd der revolutionären Grundſätze bildete, und zweitens das nördliche Deutſchland, wo die ſeit der Reformation begründete Denkfreiheit die Entwicklung der politiſchen Reformen begünſtigte. Die Regierungen von Oeſterreich, Preußen, den Rheinſtaaten und Oberitalien dachten alsbald daran, ſich vor den drohenden Gefahren zu ſchützen. Im engliſchen Parlament erhob ſich eine erhaltende Partei gegen die Grundſätze, zu deren Bekämpfung jene Regierungen ſich rüſteten, und ſchloß ſich an dieſe eben an, um die Streitigkeiten Rußlands und der Pforte auszugleichen und im Schoß eines allgemeinen Friedens eine große Allianz zur Erhaltung des monarchiſchen Princips zu bilden, das in Frankreich unterging.

Katharina II ſchloß ſich offen und kraftvoll dieſem Gedanken an einen Widerſtand gegen die franzöſiſche Revolution an, verabſchiedete den Geſandten der conſtitutionellen franzöſiſchen Regierung, ſchickte einen bevollmächtigten Miniſter an die ausgewanderten Prinzen des bourboniſchen Hauſes, und unterſtützte ſie durch einen Amſterdamer Bankier, Hrn. Hope, mit drei Millionen Rubel, zu einer Zeit, wo noch keine Macht in Europa die franzöſiſche Revolution und die daraus hervorgegangene Regierung offen anzugreifen wagte. Im folgenden Jahre that die Kaiſerin noch mehr: ſie ſchloß ſich an Oeſterreich an, welches Frankreich den Krieg erklärte, und verpflichtete ſich, 25,000 ruſſiſche Soldaten zu liefern, welche durch Schleſien nach dem Rhein marſchiren ſollten. Nach dem Tode Ludwigs XVI brach die Kaiſerin auch die letzten Verbindungen mit Frankreich ab, hob den Handelsvertrag zwiſchen beiden Ländern auf, verbot den Franzoſen, ihr Reich ohne einen Paß der ausgewanderten Prinzen zu betreten, befahl eine Aushebung von 40,000 Mann, und rüſtete 10 Linienſchiffe und mehrere Fregatten aus, um die engliſche Flotte gegen Frankreich zu unterſtützen. Man weiß, wie der Graf von Artois in Petersburg aufgenommen wurde, welche Subſidien er dort fand, und mit welchem Edelmuth die Kaiſerin zu den Koſten der Condé'ſchen Armee beitrug. Am Ende des Jahrs 1795 wurde eine Trippelallianz zwiſchen Oeſterreich, Rußland und England abgeſchloſſen, wobei die Kaiſerin ſehr läſtige Verpflichtungen übernahm, und ſich thätig rüſtete ſie zu erfüllen, als der Tod ſie dahin raffte.

So ſehr ſie auch gegen die franzöſiſche Revolution eingenommen, und ſo entſchloſſen ſie war, zu ihrer Bekämpfung jedes Opfer zu bringen, that die Kaiſerin Katharina doch nicht Alles, was ſie gern gethan hätte, um ſie zu vernichten. Als ſie an den Grafen Oſtermann eine eigenhändige Depeſche abſchickte, um ſich bei der ſpaniſchen Regierung über den Frieden zu beklagen, den Spanien zu Baſel mit dem Nationalconvent abgeſchloſſen hatte, antwortete dieſes (im März 1797) durch den Friedensfürſten mit vollem Recht: die Kaiſerin habe an dem Kriege der Mächte

keinen wahrhaft thätigen Antheil genommen. Damals war nämlich aus nicht minder gewichtigen Urſachen, wie jetzt, der Krieg der Entwicklung von Rußlands Wohlfahrt nachtheilig, was der großen Katharina nicht entgehen konnte. Rußland hatte 18 Jahre lang große und furchtbare Kriege geführt, und ſeine Eroberungen deckten nicht die unermeßlichen Koſten und die durch die Stockung ſeiner Induſtrie verurſachten Verluſte. In keinem Lande Europa's hat der durch den Krieg herbeigeführte Menſchenverluſt ſo unglückliche Folgen, wie in Rußland. Damals beſaß Rußland nach den Statiſtikern jener Zeit verhältnißmäßig nur ein Fünftel der Bevölkerung Oeſterreichs, ein Viertel der von Preußen und ein Siebentel der von England.

Die Hauptzwecke, die ein ruſſiſcher Herrſcher im Auge haben muß, ſind: Vermehrung der Bevölkerung, Ausdehnung der Induſtrie, des Handels und des Ackerbaues; dieſe vertragen ſich nicht mit dem Kriege, und es werden noch mehrere Regierungen vorübergehen, ehe Rußland ſich den Luxus eines Kriegs gegen Frankreich geſtatten kann, es müßte denn ſeine politiſche Exiſtenz auf dem Spiele ſtehen. Die Kaiſerin Katharina konnte wohl durch ihre Waffen das ruſſiſche Reich um 30,000 □Werſte vergrößern, worunter fruchtbare Provinzen, wie die Krim, begriffen waren; aber Rußland hatte vor Allem eine ſtärkere Bevölkerung nöthig, und die Kaiſerin rief zu dem Ende von allen Seiten Coloniſten herbei. Die Einkünfte des Reichs waren allerdings unter ihrer Regierung von 30 auf 60 Millionen geſtiegen, aber die Ausgaben überſtiegen immer noch die Einnahmen, und hätte ſie länger gelebt, ſo wäre ſie genöthigt geweſen, mit der franzöſiſchen Revolution einen Frieden zu ſchließen, ſelbſt wenn dieſe geblieben wäre, was ſie im Jahre 1795 war, und wenn die große Katharina die Energie behalten hätte, womit ſie deren Anfänge bekämpfte. Die Gründe, welche die Kaiſerin in ihren kriegeriſchen Entwürfen aufgehalten hatten, ſteigern ſich noch mit jedem Tage, und davon iſt nicht einmal der Hauptgrund, nämlich Mangel an Bevölkerung, auszunehmen, wie ich ſpäter auseinander ſetzen werde.

Paul I begann mit einem neuen Handelsvertrage mit England, nahm Ludwig XVIII zu Mitau auf, machte neue Aushebungen, rüſtete Flotten aus, ſchloß im Jahre 1798 ein Schutz- und Trutzbündniß mit Oeſterreich ab, und ſchickte zwei Armeecorps unter Suwarow nach Italien. Damals ſah man das ſeltſame Schauſpiel einer türkiſchen und einer ruſſiſchen Flotte, welche vereint mit einander die franzöſiſchen Beſatzungen aus den Inſeln des Archipels verjagten. Was Paul I in Bezug auf Frankreich that, läßt ſich kurz zuſammenfaſſen. Niemals ward eine größere Energie entwickelt; die Expedition Suwarows kann als die heftigſte Demonſtration betrachtet werden, welche gegen die franzöſiſche Revolution verſucht wurde. Die Eroberung Italiens ſchien geſichert, und man konnte ſich auch mit der von Frankreich ſchmeicheln, aber dieſer große und kühne Verſuch hatte keinen andern Erfolg, als Paul I zu einer Allianz mit Bonaparte zurückzuführen, und er hätte dieſe noch auf ſicherere Grundlagen gebaut, hätte nicht auch ihn jetzt der Tod hinweggerafft, der jedoch die ſpätere Abſchließung einer Allianz nicht hinderte, denn die Intereſſen Rußlands geſtatten keinen ſyſtematiſchen Krieg gegen Frankreich, und alle ruſſiſchen Herrſcher müſſen ſich dem Geſetze der Nothwendigkeit fügen, das ſie, was auch ihr perſönlicher Charakter ſeyn mag, immer wieder auf ein friedliches Syſtem zurückführt.

Die Regierung des Kaiſers Alexander zeigt dieſe Nothwendigkeit auf eine nicht minder auffallende Weiſe. Der Kaiſer Alexander begann damit, ſich England zu nähern, indem er dem Prinzregenten durch einen eigenhändigen Brief ſeine Thronbeſteigung anzeigte. Das auf die engliſchen Schiffe gelegte Embargo wurde aufgehoben, und (am 17 Julius 1801) ein Schiffahrtsvertrag mit England abgeſchloſſen. Mit Spanien wurde am 1 October der Friede formell unterzeichnet, und am 8 der mit dem erſten Conſul. Am 7 März des folgenden Jahres gab der Friede von Amiens Hoffnung auf einen allgemeinen Frieden. Der Kaiſer Alexander gab ſich damals ohne Rückhalt ſeinen edelmüthigen Gefühlen hin, und ſchaffte das Verbot ab, das auf den Schriften in fremden Sprachen laſtete, ſo wie die Ukaſe, welche die Cenſur für die in Rußland herausgegebenen Schriften verordnete. Alle ſeine Verordnungen waren in demſelben Geiſte, wie dieſe beiden Maaßregeln, abgefaßt. Man kennt die Reihenfolge von Anſichten und Ereigniſſen, welche den Kaiſer Alexander allmählich zu denjenigen Geſinnungen führten, welche das Ende ſeiner Regierung bezeichneten: er war in jeder Beziehung zu weit vor Rußland voraus, das er erſt in den Gefahren des Jahres 1812 kennen lernte. Man kann ſagen, daß im Jahr 1812 auch Rußland erſt ſeinen Kaiſer kennen lernte, denn er zeigte ſich, von guten Rathgebern begleitet, in dem kritiſchen Augenblicke ganz als Ruſſe. Seine Gegenwart zu Moskau, ſeine öffentlichen Reden, ſeine wahrhaft nationale Frömmigkeit näherten ihn dem Volke, und veranlaßten den großen Aufſchwung, deſſen Wirkungen ſich noch heutigen Tages fühlbar machen. Aber bis zum Jahr 1812 betrachtete man den Kaiſer Alexander ſelbſt zu Petersburg als einen Anhänger Frankreichs und Englands, der von einer mit den Intereſſen der Ariſtokratie unverträglichen und für die untern Claſſen unverſtändlichen Conſtitution träume. Die Verſchwörer, welche im Anfang der Regierung des Kaiſers Nikolaus theils zu Petersburg hingerichtet, theils auf Lebenszeit nach Sibirien verbannt wurden, hatten keine andere Schuld, als die, die erſten Ideen des Kaiſers Alexander ergriffen zu haben. Man bemitleidete in Rußland ihre Jugend, aber ihre Plane fanden nichts als die Gleichgültigkeit, die ſich immer an unreife Ideen knüpft. Was zum Wohle Rußlands von der Regierung des Kaiſers Alexander bleibt, und was auch Europa, das nicht minder ſeinen Antheil daran hat, nicht vergeſſen wird, das ſind die ſchönen und nützlichen Anſtalten, die ſeine rege Menſchenliebe entwarf und ausführte, denn dieſes Gefühl beſeelte ihn bei allen ſeinen Handlungen und dictirte ſeine Ukaſen zu Gunſten des Volks. Der Kaiſer Nikolaus, ein menſchlicher und guter Fürſt, aber mehr Staatsmann, wie ſein Bruder, erläßt ähnliche Ukaſen, denen aber der politiſche Gedanke zum Grunde liegt, eine bürgerliche Claſſe zu erſchaffen.

Der Kaiſer Alexander war es, der, verwundert über die Milde des Feudalregime's in Eſthland, im J. 1801 zu Gunſten der Bürger und Bauern die ſchöne Ukaſe erließ, welche ſie der Willkür des Adels entzog. Nach dieſer Ukaſe hat der Leibeigene gleich dem

Freien ein Anrecht auf die Früchte ſeiner Arbeit; der Adel darf ſeine Leibeigenen nicht vereinzelt und ohne das Land, das ſie nährt, verkaufen, er darf ſie nicht ſelbſt körperlich abſtrafen, noch ſie nach ſeinem Gutdunken verheurathen. Dieſe denkwürdige Ukaſe, auf die eine große Anzahl anderer theils von Kaiſer Alexander, theils von Kaiſer Nikolaus folgte, iſt nichts Geringeres, als der erſte Artikel eines Freibriefs für die Gemeinden in Rußland, welcher, ehe 20 Jahre vergehen, vervollſtändigt ſeyn wird. Hierauf wurden eigene Gemeindegerichte eingeſetzt, worin nach freier Wahl Leibeigene ſitzen, über Streitigkeiten unter andern Leibeigenen entſcheiden und die Art und Größe der Strafen beſtimmen. Dieſe Inſtitutionen waren ſchon alt, aber außer Gebrauch gekommen; gegenwärtig ſind ſie in voller Kraft, und wenn man ins Innere eines ruſſiſchen Dorfes dringt, iſt man ganz erſtaunt, ein Municipalſyſtem in einer Ausdehnung begründet zu ſehen, wie man es in Frankreich, wo die Krone kein hinreichend ſtarkes Gegengewicht hat, nicht einführen könnte.

Bis zur Regierung des Kaiſers Alexander waren von der Krone Ländereien mit den dazu gehörigen Bauern auf ewige Zeiten verliehen worden; unter ſeiner Regierung und ſeitdem wurden Ländereien nur für eine gewiſſe Anzahl Jahre verwilligt, und ein ruſſiſcher Adeliger, der eines Tags ein Landgut als Erbdotation verlangte, erhielt auf Befehl des Kaiſers ſchriftlich nachſtehende Antwort: „Die meiſten ruſſiſchen Bauern ſind Sklaven. Der Kaiſer hat nicht nöthig, ſich darüber zu erklären, wie ſchimpflich und unglücklich eine ſolche Lage iſt, genug, Se. kaiſerl. Majeſtät hat geſchworen, die Zahl dieſer Unglücklichen nicht zu vermehren, und es ſich deßhalb zum Grundſatz gemacht, keinen Bauern mehr an irgend Jemand zum vollen Eigenthum zu übergeben.“

Bei dieſen Geſinnungen mußte der Kaiſer Alexander ſeine Blicke auf den ſeit Peter I begonnenen und trotz des Eifers Katharina's und der wiederholten Befehle ihres Nachfolgers unvollendet gebliebenen Geſetzcodex richten. Die Aufgabe war groß, denn Rußland beſteht aus vielen verſchiedenen Nationen, wovon jede ihre Rechte hat, und ſchon unter Katharina betrug die Zahl der vorhandenen Ukaſen über 70,000. Der Fürſt Lapuchin und Hr. v. Nowoſilzow, gegenwärtig Präſident des Miniſterraths, wurden an die Spitze einer Commiſſion geſtellt, welche die Rechtsgrundſätze, die allgemeinen und beſonderen Geſetze, und das Gerichtsverfahren feſtſetzen und reguliren ſollten. Eine Summe von 100,000 Rubel jährlich wurde für dieſe Arbeit beſtimmt, welche unter der gegenwärtigen Regierung endlich gewiſſermaßen beendigt wurde. Die Geſetze Rußlands wurden unter der Leitung des Hrn. Speranſky in zwei Sammlungen, einer ſyſtematiſchen und einer chronologiſchen, zuſammengeſtellt. Letztere, welche 15 enggedruckte Bände bildet, iſt von ungemeinem Intereſſe für das Ausland. Die Reihe der Ukaſen während der 10jährigen Regierung des Kaiſer Nikolaus zeigt klarer als alle Auseinanderſetzungen die Tendenz ſeiner Regierung. *)

(Fortſetzung folgt.)

*) Die legiſlativen Beſtimmungen des Kaiſers Nikolaus umfaſſen bis zum 1 Januar 1832, zu welcher Zeit die letzte Geſetzcomiſſion ihre geſammten Arbeiten bekannt machte, 8415 Manifeſte und Ukaſen, 207 Statuten, 12 Verträge und 9 Diplome.

Morena.

In einigen Gegenden des Trentſchiner Comitats, namentlich in und um Kelnicz, pflegt die Jugend alljährlich ein Feſt aufzuführen, deſſen Urſprung aus ſehr frühen Zeiten ſich datiren muß. Jünglinge und Mädchen verſammeln ſich nämlich am Palmſonntag Vormittag außerhalb des Orts, und pflegen hier ein Stück Holz mit weiblichen Kleidern zu behängen, ſo daß es die Geſtalt eines alten, höckerigen Weibes hat. Unter großem Zulauf und mit Geſang wird dieſe Puppe, auf einer Stange hoch in den Lüften ſchwebend, zum nächſten Bache getragen. Hier wird die Puppe unter Lachen und Schäkern wieder gänzlich entkleidet, das Holz ins Waſſer geworfen, und Alles kehrt wieder unter Geſang und Jubel ins Dorf zurück, wo von Seite des Ortsvorſtandes ein Mittagsmahl bereitet und die Jugend bewirthet wird. Dieſes Puppenſpiel nennt man Morena, gleichſam Peſtweib, womit alle Jahre das Spiel wiederholt wird, weil das Volk wähnt, dadurch die Peſt und alle anſteckenden Krankheiten, wie auch die Viehſeuche, das Jahr hindurch abzuhalten. Die alten Weiber hüten ſich ſehr, am Tage dieſes Feſtes das Haus zu verlaſſen, um nicht dem Hohne der muthwilligen Jugend ausgeſetzt zu ſeyn.

Ob nun dieſes Feſt wirklich aus jener Zeit ſich herſchreibt, wo die Peſt in Ungarn eindrang, oder ob eine andere Veranlaſſung hiebei zu Grunde liege, darüber konnte ich, ungeachtet meines eifrigen Strebens, keine genügende Auskunft erhalten. Sehr wahrſcheinlich iſt jedoch, daß die Peſt, welche bekanntlich durch einen Weiberrock nach Ungarn gebracht wurde, und von 1141 an mehrmal im 16ten und 17ten Jahrhundert entſetzlich wüthete, Veranlaſſung zu demſelben gegeben haben mochte.

Auf gleiche Weiſe wird auch ein Feſt in Venedig gefeiert, wobei jedoch die Puppe zerſägt und verbrannt wird. Man nennt es segar o bruciar la vecchia (das Zerſägen oder Verbrennen der Alten), und wird gewöhnlich am Donnerſtag nach der dritten Faſtenwoche begangen.

Chronik der Reiſen.

Halls Reiſen auf die Hochgipfel des Quitoaniſchen Andenzuges.

(Fortſetzung.)

Die cryptogamiſchen Verhältniſſe dieſer Region ſind eben ſo einförmig, als überhaupt ihr ganzer landſchaftlicher Charakter. Bouſſingault fand auf dem ganzen Strich zwiſchen Quito und dem Chimborasſo zu ſeinem Unmuthe kaum irgend etwas Anderes als Trachyte. Die wenigen Ausnahmen werden ſpäter angedeutet werden. In einer ſeit langer Zeit bevölkerten und angebauten Gegend iſt der urſprüngliche und einheimiſche Charakter des Pflanzenwuchſes ſchwer zu beſtimmen. Dem Reiſenden fällt in dieſer Region der Mangel an Baumwuchs auf, ein im mittäglichen Amerika ungewöhnlicher Uebelſtand. — Doch rührt derſelbe wohl davon her, daß — wie leider in ſo vielen Ländern beider Halbkugeln — die urſprünglichen Wälder ausgerodet worden ſind. Die einzigen Waldbäume, welche in den bewohnten Gegenden hie und da vorkommen, ſind der Cayuli, der Arayan, eine zierliche Weidenart (etwa die Salix

Humboldtiana?) und eine auf den Sandebenen um Ambato vorkommende Baumart, welche die Ureingebornen Quipua nennen, und welche die einzige ureinheimische Baumart des Landes zu seyn scheint. Die zierlichen Aeste und Wipfel der Humboldtsweide verleihen den vielen Städten und Landhäusern, in deren Umgebung sie häufig, wie die lombardische Pappel in Europa, ganze Baumgänge oder Alameden bildet, ein freundliches Ansehen, doch nimmt sie sich allerwärts fremdartig und nicht hin gehörig aus. In Ansehung der Sträucher und kleinern Pflanzenflora waltet zwischen den beiden Becken, worein, wie schon erwähnt, hydrographisch die Hochebene von Quito zerfällt, ein deutlicher Unterschied ob. Im ganzen nördlichen Becken bestehen die Hecken außer andern Gewächsen aus zwei Mimosenarten, welche an geschützten Stellen vorkommen, und die einzigen sind, die auf einer Höhe von mehr als 8000 Fuß über der Meeresfläche angetroffen werden. (?) Von der Flora der kleinen Gewächse tragen verschiedene Calceolarien, Oenotheren und zahlreiche Syngenesien dazu bei, der Landschaft jenes immergrüne Ansehen zu verleihen, wodurch die Spanier veranlaßt werden, Quito den Beinamen der „siempre verde" zu ertheilen. In den Thalschluchten wachsen manichfaltige Lilienarten; die Thäler und Flußgestade sind außer dem Sedum Quitense mit verschiedenartigen Farrnkräutern und Moosen überzogen, worunter eine kleine, weißblumige Orchideenart vorkommt. Das südliche Becken bietet, mit Ausnahme des schmalen Baños-(Baños) Thales auffallend abweichende Charakterzüge dar.

Wenn man den Paramo von Tiopullo hinter sich hat, betritt man eine Gegend, deren Boden von den vulcanischen Ausbrüchen der Nevados des Cotopaxi, Tunguragua und Carguirazo zeugt. Sand- und Bimssteinflächen dehnen sich zwischen Callo und Riobamba aus. Die Hecken bestehen fast ausschließlich aus Agaven, deren hohe Blumenstängel zu Sparrwerk verwendet werden. Der cylinderförmige, cochenillehegende Cactus ist allerwärts vorhanden. Die Landschaft beut nicht mehr den Charakter der immergrünen, sondern vielmehr das fahle Colorit eines immerwährenden Herbstes dar. Die natürliche Dürre des Bodens wird durch den Regenmangel noch vermehrt. Während im Becken von Quito die Bevölkerung neun Wintermonate d. h. Regenmonate, rechnet, kann die von Ambato und Riobamba mit gleicher Zuverlässigkeit auch eben so viele Sommermonate zählen. Die alten hochgelegenen Tropen- und Aequatorialgegenden eigenthümliche Gleichförmigkeit der Jahrestemperatur, die von derjenigen der europäischen Jahreszeiten so bedeutend abweicht, ist wohl hauptsächlich Ursache, daß die Gewächse der Andenwelt viel schwieriger in Europa einheimisch zu machen sind, und viel leichter ausarten, als die der Schweizer- oder andern Hochgebirge der gemäßigten oder kalten Erdgürtel, wenn sie in heiße Klimate versetzt werden. Dieß rührt daher, weil auf den europäischen Alpen doch immer ein Wechsel von Sommer und Winter obwaltet, der von diesen Jahreszeiten der Tieflande nur hinsichtlich der Länge und Stärke verschieden ist, wogegen die Gewächse der Anden das ganze Jahr hindurch selten einer Abweichung von 1° F. ausgesetzt sind. Sie erlangen dadurch, gleich der Thier- und Menschenwelt, eine Beschaffenheit, welche zur Ertragung starker Temperaturwechsel schlecht geeignet ist. Ich bin nie im Stande gewesen, selbst zu Quito, die Gewächse der Paramos aufzuziehen oder doch fortzupflanzen. Die Samen keimen entweder gar nicht, oder die Pflanzen gehen zu Grunde, ehe sie Wurzel fassen, oder sie behalten im glücklichsten Falle stets ein kränkelndes Aussehen und sterben bald ab.

Eine andere Eigenthümlichkeit hoher Tropenregionen, die brennende Hitze der Sonnenstrahlen, welche gegen die Kälte der unbeschienenen Stellen einen grellen Abstand bildet, waltet zu Quito im vollsten Umfange. Ein Thermometer, welches auf eine von der Sonne beschienene Grasfläche gelegt wurde, stieg auf 120° F. Aus diesem Grunde scheint die Hitze zu Quito drückender als zu Guayaquil, da in ersterer Stadt zwischen den beiden Seiten einer Straße oder einer Mauer häufig ein Unterschied von mehr als 60° F. stattfindet. Diese Ungleichheiten bilden einen auffallenden Abstich gegen die erwähnte Gleichförmigkeit der Jahres- oder Durchschnittstemperatur, und machen die Eigenthümlichkeiten und Verhältnisse der Anden-Vegetation noch verwickelter.

In das nun folgende Detail über die auf der Hochebene von Quito gezogenen Feld- und Baumfrüchte dem Verfasser zu folgen, verbietet uns sowohl der allzu specielle Gegenstand, als der Raum und Zweck dieser Blätter; wir wollen daher nur noch die Angabe, daß Roggen und Hafer dort noch unbekannt sind, und nachstehend den Schluß seiner Bemerkungen hersetzen: „Die mit dem Beinamen der „immergrünen" verknüpfte Vorstellung eines ewigen Frühlings schmeichelt wohl der Einbildung, die Wirklichkeit wird aber in den Anden durch den Mangel jener glühenden Formen und Farben, welche die Natur über die tropischen Himmelsstriche ausgegossen hat, theuer erkauft, und die von dem Reisenden kaum wahrgenommene Monotonie der Erde und des Himmels würde der minder glückliche dort sesshafte Europäer gegen das wechselnde Interesse europäischer Jahreszeiten gern vertauschen!"

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notiz.

In der Sitzung der geologischen Gesellschaft vom 10 November v. J. wurde ein Schreiben des Hrn. W. C. Trevelyan an Hrn. Buckland vorgelesen, worin der erstere einige Anzeichen von Landerhebung schildert, welche er im Jahr 1833 bei einem Besuch auf den Canal-Inseln, namentlich auf Guernesey, machte, wo er am Ufer, nahe an der Stelle, wo der Weg nach dem Felsen oder Inselchen Lihou hinabgeht, Stellen zu sehen sind, an denen über der jetzigen Fluthmark der Granitfelsen augenscheinliche Merkmale trägt, daß er durch die Wellen abgerundet worden, ehe ein Kieslager darauf abgesetzt wurde, das ihn jetzt bedeckt, und die Unebenheiten der Oberfläche ausfüllt. Der Kiesschutt besteht aus Bruchstücken benachbarter Felsen, doch auch aus Feuersteinen (chalk flints), ist durch eisenschüssigen, rothen Sand fest mit einander verbunden, und erstreckt sich bis acht Fuß über die jetzige Fluthmark. Auf der Nordwestseite der Insel befindet sich ähnlicher Kiesschutt, der auf der Oberfläche eines syenitischen Felsens aufliegt, welcher augenscheinliche Zeichen trägt, daß er durch unterirdische Kraft aus seiner Lage gerückt wurde. Der Kiesschutt hat sich in die Spalten dieses Felsens eingedrängt, so wie unter einige Massen, welche noch in Verbindung mit ihrem ursprünglichen Felsenbette zu stehen scheinen. Der Verfasser machte sodann auf einen Umstand aufmerksam, den er als einen Beweis von Erhebung des Landes an der Küste von Jütland (in der Nähe von Frederikshaven) betrachtet. In dem benachbarten Lande befinden sich eine Menge Seehügel, nur ein niedrig gelegener, ausgedehnter Strich an der See hat keine. Er glaubt deßhalb, dieser Strich müsse erst seit der Zeit erhoben worden seyn, wo diese Sitte außer Gebrauch kam, was seiner Ansicht nach zwischen dem achten und neunten Jahrhundert statt fand.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 3.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Januar 1838.

Ueber das gemeinsame Einstellen der Arbeit in den Fabriken Englands.

Seit dem Jahre 1831 hört man kaum mehr etwas von diesen Arbeitseinstellungen, turn-outs, strikes, wie sie gewöhnlich genannt werden; indeß weiß man nur allzu gut, daß das Feuer nur unter der Asche schlummert, und die statistische Gesellschaft in London ist emsig beschäftigt, Materialien über die früheren Arbeitseinstellungen zu sammeln, und die Ausdehnung, welche diese Maaßregeln zuweilen haben, und den Grad der Kräfte, welche von den Arbeitern dabei in Bewegung gesetzt werden, kennen zu lernen. Eine der merkwürdigsten Krisen dieser Art trat am Ende des Jahrs 1833 in der Stadt Derby ein, und dauerte bis zum November des folgenden Jahrs, während welcher Zeit mehr als zwei Drittheile der Baumwollenarbeiter die Werkstätten verließen; ihre Zahl betrug gegen 2000 Menschen, und das Geld, welches sie von außen her erhielten, um sie in ihren Unternehmungen zu unterstützen, stieg auf fast 5000 Pf. Sterl.; während dieß zu Derby sich ereignete, traten in andern Städten ähnliche Arbeitseinstellungen von 21 Gewerken ein, von welchen einige 18,000 Pf. St. an Subscriptionsbeiträgen kosteten. Rechnet man diese 21 Arbeitseinstellungen, nebst der von Derby, also 22 zusammen, jede nur 5000 Pf. Sterl., welches eher viel zu wenig, als zu viel ist, da die große Arbeitseinstellung der Schneider in London in dieselbe Zeit fällt, so ergibt sich an Subscriptionsbeiträgen, um diese „Strikes" zu unterstützen, eine Summe von nicht weniger als 110,000 Pf., oder 1,300,000 fl., eine Summe, welche man vermuthlich ohne alles Bedenken auf anderthalb Millionen setzen kann, ein Beweis, daß die Gewerbvereine über sehr bedeutende Summen verfügen, welche sie meist durch wöchentliche Beiträge von Einem Penny von jedem Arbeiter zusammenbrachten.

Alle diese Arbeitseinstellungen endeten, wie man sich leicht vorstellen kann, mit großem beiderseitigem Verlust, aber wesentlich zum Nachtheil der Arbeiter, welche eine entschiedene Niederlage erlitten, da den Arbeitsherren weit mehr Mittel, die Krise zu überdauern, zu Gebot standen, als den Arbeitern selbst. Indeß scheinen die letztern noch keineswegs zu der Erkenntniß gekommen zu seyn, daß keine menschliche Kraft das allgemeine ökonomische Gesetz, daß der Stand des Marktes den Preis der Waare bestimmt, auf die Dauer ändern kann. Ist der Begehr nach Arbeit groß, so steigt der Arbeitspreis, sey es nun, daß man den Arbeitern wirklich mehr bezahlt, oder daß man ihnen mehr Freistunden läßt, oder auch diese Freistunden theurer bezahlt; ist wenig Begehr nach Arbeit vorhanden, so muß der Preis derselben fallen, oder man strengt die bessern Arbeiter mehr an, und entläßt die schlechtern. Hieraus ergibt sich ganz einfach, warum die „Strikes" in Nordamerika, z. B. in New-York, wo sie sehr häufig sind, in der Regel gelingen, während sie in England eben so gewöhnlich verunglücken. In Nordamerika braucht man gewöhnlich mehr Arbeiter, als man erhalten kann, in England aber ist es der umgekehrte Fall.

So unfehlbar dieses Gesetz ist, dessen Richtigkeit sich durch alle Täuschungen hindurch immer Bahn machen wird, so muß der Zustand Englands doch noch manche Erschütterungen hervorrufen, in welchem man scheinbar gegen dieses Gesetz, in der That aber gegen den jetzigen socialen Zustand Englands ankämpft. Wie weitgreifende Verbindungen gehören dazu, bis Arbeitervereine über so bedeutende Summen verfügen können, wie oben angegeben wurden, und diese Verbindungen haben auch wirklich eine ganz unglaubliche Ausdehnung. Indeß haben die Gewerbvereine erkannt, und durch ihre eigenen ungestempelten Zeitungen, z. B. den Pioneer, auch ganz offen erklären lassen, daß einzelne Arbeitseinstellungen eine Thorheit seyen, und den Arbeitern nur Schaden bringen können. Was sie bei ihrer fortdauernden kraftvollen Organisation und ihrer gegenwärtigen Stille im Schilde führen, ist freilich nicht leicht zu sagen, daß aber unter ihnen Theorien mancherlei Art gähren, Theorien, welche den ausschweifendsten Ausgeburten der ersten französischen Revolution nichts nachgeben, dieß kann man täglich in ihren eigenen Journalen, z. B. the poor Man's Guardian u. s. w. deutlich lesen. Nirgends ist aber die Tendenz der Gewerbsvereine klarer ausgesprochen, als in dem schon erwähnten Blatte: the Pioneer, wo in der Nummer vom 13 Nov. 1837 ohne Umschweife gesagt wird: „das Privateigenthum in einem weiten Umfang anzugreifen, ist der Zweck und die eventuelle Tendenz

der Gewerbvereine; dieß ist eine sociale Revolution, aber sie ist unerläßlich, möglich, und schnell auszuführen. Der Wechsel des Eigenthums oder der Angriff darauf, läßt sich freilich nicht ohne Unordnungen und Unruhen bewirken, aber der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft ist unhaltbar." Man kann mit dem Verfasser ungleicher Meinung seyn über die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit dieses Zustandes, daß aber der Zustand an einem großen Gebrechen leidet, ist unzweifelhaft, und daß das Umsichgreifen solcher Ansichten die Annäherung einer Krise verkündet, dürfte eben so wenig zu bezweifeln seyn. Noch immer ist es in der Hauptsache wahr, was man vor 20 Jahren schon von England sagte: „es leben acht Millionen von der Hand in den Mund, drei Millionen haben ihr gemächliches Auskommen und eine halbe Million hat Alles." Der letzte Grund dieser Erscheinung ist augenscheinlich kein anderer, als die Art der Besteuerung, durch welche bei weitem die größte Masse der Abgaben auf die Consumtion, also auf die niedrigsten Classen fällt, ein Schicksal, das alle Staaten trifft, welche die politische Gewalt vorzugsweise in die Hände der Reichen legt.

Rußland.

(Fortsetzung.)

Die Regierung des Kaisers Alexander war auch dem Ackerbau günstig. Englische Landwirthe wurden nach St. Petersburg berufen, um daselbst ein Ackerbau-Institut zu gründen, und einige Adelige thaten nach dem Beispiel des Kaisers im innern Rußland dasselbe. Der Kaiser begründete unter seiner Regierung fast alle vorhandenen medicinischen Schulen, stiftete Universitäten, Gymnasien, Militär- und Specialschulen; er ließ die Juden an den Wohlthaten des öffentlichen Unterrichts Theil nehmen, er sprach Leibeigene frei, und gab dem russischen Adel einen ganz neuen Aufschwung, indem er ihn durch sein Beispiel zur Begründung nützlicher Anstalten bewog. Man macht sich keinen Begriff von den ungeheuern Summen, welche für die Universitäten, die Spitäler und Schulen aufgewendet wurden. Der Fürst Jltschinski allein gab 600,000 Rubel zu einer Schule für Taubstumme her, und der Graf Berberodsko sicherte einem Gymnasium in Kleinrußland, außer einem Capital von 200,000 Rubel, noch 15,000 Rubel jährlicher Renten. Selbst in den entferntesten Provinzen, in den am mindesten vorgeschrittenen Gouvernements, wurden von dem Adel Gymnasien und Schulen begründet: so zu Wologda, Irkutsk, Jenisseisk und selbst zu Tiflis. Man macht sich keinen Begriff von dem Eifer, womit der russische Adel und die Kaufleute den leidenden Classen zu Hülfe kommen, und zu ihrer moralischen Besserung beitragen. Seit der Regierung des Kaisers Alexander, wo die Kaufmannschaft von Gschatsk im Gouvernement Smolensk 100,000 Rubel zur Errichtung einer Handelsschule hergab, ist man in diesen Bemühungen nicht lässig geworden: zu Riga bot der Kaufmann Fischer zur Errichtung einer Schule 40,000 Rubel und sein eigenes Haus an; der Kaufmann Paschkis 30,000 Rubel für ein Waisenhaus; der Major Ehljustin und der Major Berishkow verwendeten ihre Ländereien und ihr Vermögen zu menschenfreundlichen Anstalten; andere gründeten Forstschulen, Spitäler Seeschulen u. dgl. *)

Der Kaiser Nikolaus fand demnach bei seiner Thronbesteigung Jedermann auf materielle Verbesserungen bedacht; er erkannte, daß der Patriotismus des Adels, ermuntert durch die Auszeichnungen, welche der Kaiser Alexander an alle diejenigen verschwendete, welche die Wohlfahrt der Nation zu erhöhen bemüht waren, Großes erzeugen könne, und während ihn eine ähnliche Liebe für sein Land auf dieselbe Bahn leitete, erkannte er mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn, welche Vortheile aus dieser Lage zu ziehen seyen.

Folgt man den Ereignissen dieser drei Regierungen, und beobachtet man den Charakter der jetzigen, so kann man nicht umhin, über das fortdauernde Glück Rußlands, und über die Art zu erstaunen, wie der Charakter seiner Beherrscher sich den Bedürfnissen der Zeit, in denen sie lebten, anschmiegte. Katharina II hatte die russische Aristokratie verfeinert, aber in den letzten Jahren ihrer Regierung trat eine Erschlaffung ein, und die Verdorbenheit ihres Hofs hatte in dem Adel die Achtung und die Furcht vor der kaiserlichen Gewalt, deren Einheit so nothwendig war, wesentlich vermindert. Hierauf kam Paul I, bei dem die Festigkeit und die Kraft vielleicht bis zum Uebermaß getrieben wurden, aber damals war selbst das Uebermaß der Herrschergewalt nicht zu viel. Man muß den russischen Adel selbst noch in unserer Zeit in seinem eigenen Lande gesehen haben, um zu wissen, daß Kaiser Paul I nicht als ein unsinniger Despot handelte, sondern als ein Fürst, der die Gefahren seiner Stellung kannte, wenn er zu einem Naryschkin, der ein seinem Rang gebührendes Vorrecht in Anspruch nahm, die Worte sprach: „Wissen Sie, mein Herr, daß es in Rußland keine Grands Seigneurs gibt, als die, mit denen ich spreche, und auch diese sind es nur so lang, als ich mit ihnen sprechen will." Diese Herrschaft der rohen Gewalt war allerdings kurz, und endete gewaltsam, aber sie war nothwendig und wirksam. Die vier Jahre der Herrschaft Pauls I waren für Rußland nicht verloren, im Gegentheil, es befand sich wohl dabei, und ein Fremder wäre gewiß erstaunt, wenn man ihm sagte, daß der Kaiser Paul in der Nation einige gute Erinnerungen hinterlassen hat, welche die ganze Regierung des Kaisers Alexander nicht verlöschen konnte.

Der Kaiser Alexander kam seinerseits ganz recht, er hatte liberale Ideen, zu einer Zeit, wo diese noch einigen Credit bei den Regierungen hatten. Diese Ideen brachten ihn Europa näher, und gaben ihm Einfluß auf dasselbe, während sie zu gleicher Zeit in Rußland, namentlich zu St. Petersburg, die frivole Tendenz der Civilisation des 18ten Jahrhunderts verdrängten, die dem russischen Adel durch die französischen Hofleute der Kaiserin Katharina eingeimpft worden war. Ueberdieß hatte der Kaiser Alexander etwas Versöhnendes in seinem Benehmen, sein liebenswürdiger Charakter trug oft den Sieg davon, und er verstand es, nöthigenfalls seine gerechtesten Ansprüche zu opfern, ohne etwas von seiner Würde zu verlieren. Alle diese

*) S. den Rechenschaftsbericht für die Jahre 1803 und 4 von dem Minister des Innern Kotschubey.

ſo geſelligen, eines großen Herrſchers ſo würdigen Eigenſchaften machten ihn zum Mittelpunkt und Schlußſtein der heiligen Allianz. Die ruſſiſche Regierung, welche ſich, Dank der Kaiſerin Katharina, auf ein gelehriges Volk, und Dank Paul I auf einen unterwürfigen Adel ſtützte, übte damals ein wahres Uebergewicht in Europa aus, in Folge der innern Sicherheit, die es genoß, und doch verſplitterte ſich eben dieſe Nationaleinheit des ruſſiſchen Volks, die ſeine einzige Stärke ausmacht, von neuem, als der Kaiſer Nikolaus den Thron beſtieg.

Man muß ſich in die Lage zurück verſetzen, in der ſich Europa und Rußland befanden, als der Großfürſt Nikolaus ſeinem Bruder, dem Kaiſer Alexander, auf den Thron folgte. Griechenland hatte ſeine Revolution vollendet; ganz neuerlich noch hatte es gezeigt, daß es der türkiſchen Flotte, die damals noch beſtand, einen wirkſamen Widerſtand zu leiſten vermöchte; aber das Land war getheilt, und die Augen des neuen Herrſchers mußten ſich zugleich auf Griechenland und die Türkei richten, zwei Mächte, von denen die eine zu erſtehen, die andere unterzugehen ſchien, und auf deren Schickſal Einfluß auszuüben, für Rußland von ſo großer Wichtigkeit war. Lord Caſtlereagh war durch Hrn. Canning erſetzt worden, Ludwig XVIII war ein Jahr zuvor geſtorben, und die Drohungen, welche Hr. Canning im offenen Parlamente gegen die franzöſiſche Regierung ausſprach, mußten dieſe dem ruſſiſchen Cabinet näher bringen und eine innigere Allianz zwiſchen beiden Mächten begünſtigen. Auf der andern Seite hatten zehn Friedensjahre eine große materielle Wohlfahrt in Europa geſchaffen, die Straßen, die Verbindungsmittel hatten ſich auf eine unerhörte Weiſe vermehrt, und die Dampfſchifffahrt den Verkehr unter den entlegenſten Staaten erleichtert. Ein Blick auf Europa und auf ſein Reich entſchied über den Plan innerer und äußerer Politik des Kaiſers Nikolaus. Die erſten Tage ſeiner Herrſchaft belehrten ihn, welche Gefahr es für ihn habe, wenn er den Anſichten des Kaiſers Alexander folgen wollte, Anſichten, die ſich übrigens ſeit 1812 ſchon ſehr modificirt hatten. Er folgte alſo ohne Rückhalt ſeinen eigenen, und zeigte ſich von ſeiner Thronbeſteigung an ganz als Ruſſe, indem er die politiſchen Ideen des Occidents verwarf, wie Peter bei ſeinen Reformen Alles verworfen hatte, was aus dem Orient nach Rußland gekommen war. Dieſer erſte Schritt war entſcheidend, und faſt alle Cabinette Europa's geriethen darüber in Bewegung, obwohl ſie die Abſichten des Kaiſers Nikolaus nur unvollkommen noch begriffen. Rußland von den Ideen Frankreichs, Englands und des nördlichen Deutſchlands trennen, die Entwicklung ſeiner Nationalität begünſtigen, und ihm eine Induſtrie erſchaffen, die es von fremden Induſtrien unabhängig machen könnte, das waren die Grundzüge dieſes Plans, der ſich in wenigen Jahren verwirklichte. Zugleich gab der Kaiſer die von ihm anfänglich geäußerte Idee auf, das von Peter dem Großen gegründete Syſtem von Rangclaſſen zu zerſtören, und gab demſelben im Gegentheil eine ſehr große Ausdehnung in einem Zwecke, den ich alsbald andeuten werde.

Die Aufgabe, welche ſich Kaiſer Nikolaus geſetzt, war nicht leicht: es handelte ſich darum, gewiſſermaßen das alte nationalruſſiſche Syſtem wieder herzuſtellen, jedoch ohne die Macht der Ariſtokratie, welche die alten Herrſcher eingeengt hatte, und zu dieſem Endzweck behielt der Kaiſer das von Peter I aufgebrachte Syſtem der Claſſeneintheilung der Geſellſchaft bei. Während man aufhören mußte, mit Hülfe der fremden Ideen zu regieren, eben ſo wie es nöthig war, ſich von der Hülfe der europäiſchen Induſtrie und Wiſſenſchaft zu befreien, ſo konnte man doch auch nicht zu dieſem Endzweck gelangen, als indem man den Verkehr mit Europa vervielfältigte, um ſich ſeine Verfahrungsweiſen anzueignen. Um nur zwei Beiſpiele anzuführen: während die Regierung des Kaiſers Nikolaus dem Eintritt franzöſiſcher Lehrer und Hofmeiſter in Rußland, die ſonſt in ungemeiner Zahl nach Petersburg und Moskau geſtrömt waren, tauſenderlei Hinderniſſe entgegenſetzte, begünſtigte ſie aus allen Kräften das Hereinkommen von franzöſiſchen Contremaitres und Chefs d'Ateliers; während der Kaiſer Nikolaus einen Ukas bekannt machte, um dem ruſſiſchen Adel bei Strafe der Confiscation ſeiner Güter zu verbieten, ſich über fünf Jahre aus dem Lande zu entfernen, während er ihm Päſſe nach England und namentlich nach Frankreich verweigerte, überſchwemmte er dieſe beiden Länder zugleich mit Handelsagenten, mit Officieren des Geniecorps und mit Zöglingen der Akademien, um die Verfahrungsarten in der Fabrication und den Gang der Induſtrie zu ſtudiren. Ein noch merkwürdigerer Umſtand iſt, daß zwar die Adeligen ihre erwachſenen männlichen Kinder nicht auf die Reiſe mitnehmen dürfen, die Söhne von Kaufleuten aber, ſelbſt diejenigen, die nicht frei ſind, nach Gefallen in fremden Ländern herumreiſen dürfen. Die fremden Ideen aber, wie man in Rußland ſagt, bringen viel ſchneller Frucht in dem Kopf eines Kaufmannsſohns als in dem eines jungen Adeligen, der allenthalben nur die Ariſtokratie beſucht, und ſich gegen den Einfluß des Liberalismus durch die Rückſicht auf ſein eigenes Intereſſe und durch ſeine angebornen Ideen verwahrt.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Halls Reiſen auf die Hochgipfel des Quitoaniſchen Andenzuges.

(Fortſetzung.)

2. Beſteigung des Pichincha.

Am 16 Julius unternahm ich mit Boufſingault einen Ausflug nach dem Hochvulcan Pichincha. Die Stadt Quito liegt auf der Grundfläche deſſelben, und dieſem Umſtande wohl muß das gute Geſchick beigemeſſen werden, daß ſie bis jetzt von Erdbeben verſchont geblieben iſt. Dort wird es zwar allgemein dem Schutz eines wundertätigen Madonnenbildes zugeſchrieben, welches bei jeder eintretenden Gefahr eines Ausbruchs, oder vielmehr, wenn ſelbe ſchon vorüber iſt, ſogleich ausgeſetzt wird; die Nachhaltigkeit des Felſengrundes aber, auf welchem die Hauptſtadt ſteht, im Vergleich zu dem Sandgrunde, worauf Ambato, Riobamba u. a. m. liegen, mag aber wohl dem Wunder bedeutend unter die Arme greifen.

Die von den Ureingebornen „Gualeus" genannten Schluchten, *),

*) Ueber dieſe Bergſpalten vergleiche man Humboldt „Ueber die Vulcane von Quito" in Poggendorfs Annalen der Phyſik, 1837.

von denen die Seiten der Gebirge durchfurcht sind, erstrecken sich bis in die Stadt, und mehrere Gebäude, worunter der Dom, sind auf Bögen, die über dieselben gewölbt sind, erbaut. Die Straße nach dem Pichincha führt über einen dieser Bögen. Die durchwegs tiefen Schluchten können, wie ihre lothrechten Wände bezeugen, nicht allmählich durch herabstürzendes Gewässer ausgehöhlt worden seyn; wir müssen sie daher wohl als Risse betrachten, die in einer grauen, überlieferungslosen Zeit durch vulcanische Kräfte bewirkt worden sind. Der Weg führte anfangs durch Maiereigebäude, wo nicht nur Gerste, sondern auch Mais und Kartoffeln auf einer Höhe von nahe 12,000 Fuß über der Meeresfläche gezogen werden. Die Maierei gehört zum Kloster Recoletos de la Merced, welches am Rande einer solchen gähnenden Schlucht liegt. Die Durchschnittsgränze der Cerealien- und andern Cultur mag in den Anden allerwärts zwischen 11,000 und 12,000 Fuß angenommen werden. So liegt die Maierei Lieco, die zum Antisana gehört, und beträchtliche Gerstenernten gewinnt, nach Boussingaults barometrischen Messungen 11,440 Fuß hoch. Eben so die am Fuße des Chimborasso gelegene Maierei. Die ungefähr 45° F. betragende mittlere Temperatur dieser Höhen würde ohne die Gluth der lothrechten Sonnenstrahlen, welche den Mangel einer stätigen Sommerhitze ersetzt, zur Reifung dieser Feldfrüchte unzulänglich seyn.

Als wir diese Culturzone hinter uns hatten, betraten wir die malerische Niederwald- und Seealpen-Region, die sich von ungefähr 10,000 bis 13,000 Fuß erstreckt. Dieser Mittelgürtel, der in allen Quitoanischen Anden gleichförmig ist, hegt eine Flora, zu welcher unter andern ein niedriger, buschiger Baum gehört, der bei den Ureingebornen seiner Blättergestalt wegen den Namen Pumamaqui oder (Andens) Löwen-Tatze führt. Zwei Andromeden und die prachtvolle dreiblätterige Fuchsie bedlümen die Säume einer schattigen Thalschlucht, durch welche sich der Pfad dicht zu einem herrlichen Wasserfall hinschlingt, der, von Quito aus gesehen, einem flatternden Silberfahnenbande gleicht. Diese ganze Region wird von Colibris durchschwärmt. Nah am Wasserfall liegt eine Maierei, bei welcher die Quellen, Las Llapas de San Francisco genannt, aus Trachytfelsen hervorrieseln, und in ein Becken fallen, worüber das Wappen des geistlichen Seraphinenordens, zwei in einander gelegte Hände, angebracht ist. Dieses Quellwasser, welches sich stets unvermischt mit dem vom Parame herabkommenden geschmolzenen Schnee erhält, wird mittelst einer Wasserleitung*) durch den vom Wasserfalle gebildeten Strom nach dem in der Stadt gelegenen Kloster geführt, und ist in Quito seiner ausnehmenden Reinheit wegen sehr geschätzt. Dieses Quellbecken fand ich einst mit Blumenkränzen geschmückt, welche Eingeborne aus Pietät da aufgehängt hatten. Die Aussicht von der Umgebung des Wasserfalles auf die unterliegende Gegend ist überaus prachtvoll. Aus dem dicht darunter hingegossenen Quito tönt der durch die Ferne melodisch gedämpfte Hall der zahllosen Kirchenglocken herauf. Sein Panecillo, ein zuckerhutförmiger Berg, scheint ein Gartenbühl. Der Blick schweift über den Chasque, einen Gebirgskamm, hin, der die Stadt von der Ostseite verdeckt, und das reich angebaute Chillothal beherrscht, aus dessen Mitte der vereinzelte Pialoberg aufragt. Der Gesichtskreis wird durch den östlichen Zug der Quitoanischen Anden begränzt, an dessen Nordende der schneeschimmernde Cayambé emporsteigt, und den Strich des Aequators andeutet. Gerade gegenüber ergänzt der Antisana, etwas südlicher der Sincholagua, und der herrliche Vulcanstempel des Cotopaxi bildet das Ostende der Tiopullo-Alpen, und verknüpft sie mit dem westlichen Zuge des Illiniſſa, Corafon, Atacayo und Pichincha. So überschaut man feiernd einen hehren Hochalpenkreis, der wahrscheinlich — an hocherhabenem Eindruck — in der gesammten Gebirgswelt des Erdkreises seines Gleichen nicht hat.*)

Gleich nach diesem anziehenden Strich betraten wir eine jener öden Wüsteneien, (?) die im ganzen Gebirgslande die Paramos oder Pajonales**) heißen. Die so eben geschilderte Aussicht wird hier durch die Krümmungen des Gebirgspfades verdeckt, und das Auge ruht auf einer eintönigen, von hohen Gräsern bedeckten Fläche, deren mattes Colorit mit der fast immer wolkengrauen Himmelsveste in traurigem Einklange steht. In dieser 13,000 bis 14,000 Fuß hohen Region liegen die Viehzüchtereien oder Hatos der Anden, wo meist mehrere tausend Stück in einem beinahe wilden Zustande auf Strecken umherschweifen, die jede einzeln den Umfang einer englischen Grafschaft haben.

Doch davon ausführlicher in der Schilderung unseres Ausflugs nach den Antisana. Der Brauch, den Graswuchs der Paramos in Brand zu stecken, um dadurch eine vermeintliche Befruchtung der Weidegründe zu erzielen, hat wahrscheinlich zur Verminderung ihrer Flora beigetragen. Unter den Gräsern dieser Zone blüht die Sedisolia Gentiana, deren Kelch sich bei der leisesten Berührung sinnpflanzenartig zusammenzieht und schließt. — Wenige wilde Thiere hausen auf diesen Hochsteppen, darunter eine röthliche Fuchsart, welche die Eingebornen Wolf nennen. Kaninchen sind in Menge vorhanden, welchen aber in Farbe wie in Lebensweise von den europäischen bedeutend ab. So wohnen sie z. B. nicht in unterirdischen Bauen, sondern unter Felsen und Gebüschen. Diese Kaninchenart der Pajonales ist gewissermaßen ein Wanderthier — gleich dem norwegischen Lemming — erscheint zu Zeiten in großer Menge, und verschwindet wieder plötzlich auf mehrere Monate. Eine zierliche gefleckte Rebhuhnart — Tinamu? — besucht häufig das lange Gras, und den Condor sieht man über die öden Thäler deutespähend dahin segeln. Er kommt oft so tief herab, daß er den Reisenden durch das Rauschen seiner dunkeln breiten Fittige stutzen macht, und er scheint dessen Wanderung lauernd zu folgen, in der Hoffnung, daß irgend ein plötzlicher Schneesturm ihn erstarrt dahinstrecken, und er ihm zur Beute anheimfallen lassen wird.***) Ein solcher Unfall ist auch da oben nichts Unwahrscheinliches, und die Ueberlieferung davon, wenn ich so sagen darf, scheint der Condor zu kennen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ungefähr wie dasjenige der Corcovado-Quellen bei Rio de Janeiro.

*) Im Original wird hier, wie noch an mehreren anderen Stellen, im Versolg dieser Schilderungen auf Kupfertafeln verwiesen, die von dem Herausgeber, einem berühmten englischen Botaniker, zwar versprochen, aber unseres Wissens nicht erschienen sind. M.

**) Nach Humboldt „Grasebenen," auch „Alpengräserregionen." Man sehe die aus seinen Tagebüchern mitgetheilte hochwichtige Beschreibung seiner Chimborasso-Besteigung in Schumachers Jahrbuch für 1837, und daraus (mit unverzeihlicher Nachlässigkeit abgedruckt, denn es fehlt eine ganze Stelle, nämlich der Anfang der eigentlichen Beschreibung) in Berghaus Annalen, November- und Decemberheft für 1835. M.

***) Wir bitten, hiermit die Abhandlung: „Das Neueste über den Condor, nach d'Orbigny," im Bildermagazin für höhere Erdkunde 1835 Nr. 9, vergleichen zu wollen. M.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 1** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Das neuere französische Drama. Erster Artikel. Victor Hugo. — Die Raubbrüder. Nach Puschkin.**

Im Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für den Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 4.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Januar 1838.

Ruinen von Salona.

Wenn man von der Seestadt Spalato auf der ostwärts nach Sign (27½ Miglien) führenden Straße reist, so gelangt man außerhalb Tramontana zu dem Dorfe Salona, das an sich höchst armselig, aber deßhalb merkwürdig ist, weil nicht weit davon die uralte Stadt Salona erbaut war, die aber nur mehr in wenigen Trümmern über die Erde sich erhebt. Mehr als das Räumliche sind es daher die großen historischen Erinnerungen, welche die Seele beschäftigen und bedrängen bei Anschauung ihrer Trümmer. Das alte Salona, dessen Gründung in die Dämmerungszeit der Geschichte zurückgeht, lag an der Ausmündung des Flüßchens gleiches Namens, wo es einen Raum von mehrern Stunden Umfang einnahm. Eine nicht unwichtige Rolle spielte Salona während des Bürgerkriegs zwischen Cäsar und Pompejus, wobei sich seine tapfern Bewohner öffentlich für die Partei des Erstern erklärten. Pompejus, dem viel daran lag, dieselben für sich zu gewinnen, schickte nun seinen Feldherrn Octavius dahin, um die Stadt, wenn nicht anders, mit Waffengewalt zu bezwingen; allein dieser mußte wegen des tapfern Widerstandes, womit sich die Einwohner ihm entgegenstellten, von der Belagerung abstehen, und kehrte hierauf unverrichteter Sache zu Pompejus zurück. Nach Dio Cassius waren es hauptsächlich die salonitanischen Frauen, welche die Stadt retteten und den Octavius zur Rückkehr nöthigten. Diese verkleideten sich nämlich als Furien, drangen in der Stille der Nacht mit Facteln in der Hand in das feindliche Lager, und steckten das Belagerungsgeräthe in Brand. Die Soldaten des Octavius geriethen dadurch in Unordnung und Schrecken, so daß es den Belagerten leicht wurde, sie in die Flucht zu jagen. Beiläufig um das Jahr 535 wurde Salona neuerdings von den Gothen bedroht, denen es auch nach längerer Belagerung gelang, sie zu erobern und zu zerstören. Doch erholte sie sich, wie Procop (C. 8.) meldet, schnell wieder und stieg verjüngt aus ihrer Asche wieder empor. Nicht so scheint es jedoch mit dem Muth ihrer Bewohner ergangen zu seyn, denn rasch wie die neue Stadt emporstieg, in demselben Maaße scheint der Muth der Salonitaner abgenommen zu haben; denn als es 106 Jahre später den Avaren gelungen war, als Römer verkleidet, die unfern gelegene Feste Andretium (nunmehr Clissa), den Schlüssel zu Salona, zu überrumpeln, da ergriff panischer Schrecken die sonst so tapfern Salonitaner, und Alles, was fliehen konnte, floh, bevor noch der Feind der Stadt sich genähert hatte, auf die benachbarten Inseln. Die Avaren hatten nun gewonnen Spiel, raubten und mordeten die wenigen Zurückgebliebenen und steckten die Stadt an mehrern Enden in Brand. Seit jener Zeit (641) erstand auch Salona aus seinen Trümmern nicht wieder. Heutzutage ragt nur ein Theil der Stadtmauer noch hie und da hervor, doch kann man aus deren zusammenhängenden Conturen ziemlich genau ihren ehemaligen Umfang wahrnehmen. Außer dieser sind auch noch Bruchstücke des Ovals von dem Amphitheater, welches nahe am westlichen Ende der Stadt lag, und endlich vieles Mauerwerk, Marmorsäulen u. dgl. m. vorhanden, woraus man auf die ehemalige Größe der Stadt und ihrer Paläste schließen kann. Ueberreste von zertrümmerten Säulen, Thor- und Fenstersteine liegen noch allenthalben zerstreut umher. Figuren und Denksteine sieht man in vielen Häusern, oder vielmehr Hütten des heutigen Salona eingemauert, mit deren ärmlicher Bauart diese Ueberreste des Alterthums einen seltsamen Contrast bilden. Als Kaiser Franz im Jahre 1818 diese classische Gegend besuchte, verordnete er alljährlich eine gewisse Summe auf Nachgrabungen zu verwenden, welche auch mehrere Jahre mit Eifer fortgesetzt wurden, jetzt aber nur noch lau betrieben werden. Die ausgegrabenen Gegenstände von Werth werden in Spalato aufbewahrt, wo sie bereits zwei große Gemächer anfüllen, und bestehen in Statuen, Büsten, Grab- und Denksteinen, Urnen, Trinkgefäßen, Thränenfläschchen, Grablämpchen, Fingerringen, Carneolen, Münzen und verschiedenartigem anderm Geräthe, das jedoch keinen besondern antiquarischen Werth hat. Mehrere dieser salonitanischen Steingebilde zieren auch den vor der Domkirche in Spalato befindlichen Glockenthurm, und sind wenigstens vor dem Untergang durch die muthwilligen Morlaken gesichert, welche manches antiquarische Cabinetsstück schon vernichtet haben. Der vielen hier aufgefundenen Gegenstände ungeachtet konnte man doch bis jetzt noch keine Aufklärung über die Geschichte dieser Stadt im Zusammenhang er-

halten, da sämmtliche Inschriften sich bloß auf einzelne Familien beziehen. Das Flüßchen, von dessen Mündung angefangen sich die Stadt beinahe bis zum Golf von Salona hinstreckt, entspringt eine Stunde nordwärts von dem heutigen Salona, am Fuße des Mosorgebirges, aus einer Felsschlucht, fließt sanft murmelnd zwischen Rebenhügeln und blumigen, mit schlanken Pappeln besetzten Wiesen hin, und ergießt sich dann ins Meer. Unweit des Ursprungs desselben entdeckt man deutlich die Ueberreste von zwei gemauerten Canälen, dies- und jenseits des Flusses, in welchem das Trinkwasser nach der Stadt Salona und in den Palast Diocletians geleitet wurde. Diocletian hatte nämlich nach seiner Abdankung als römischer Kaiser Salona zu seinem Lieblingsaufenthalt gewählt, und hier den größern Theil der schönern Jahrszeit zugebracht. Wohl mag aber damals diese Gegend schöner ausgestattet, und die Berge, an welchen jetzt zur Sommerszeit die Hitze über alle Maßen drückend, mit Wald und Gebüsch bekleidet gewesen seyn. Eine zweite Wasserleitung war in einer eine Miglie von der Capelle St. Doimo entfernten Thalschlucht. Sie besteht aus acht aus Quadersteinen aufgeführten Bogen, von den Einwohnern Ponte secco genannt, über welche das Wasser in bleiernen Röhren geführt wurde, deren jede beinahe zwei Fuß Länge und fünf Zoll Durchmesser hat. Da aber das Niveau des Ursprungs tiefer liegt, so mußte das Wasser offenbar durch ein Schöpfwerk gehoben, und in die Canäle ausgegossen worden seyn, wie man auch wirklich Spuren eines solchen Pumpwerks in ausgemeißelten Stellen, an den bei der Quelle liegenden Felsen wahrnehmen kann. Drei Miglien von Salona liegt die Veste Clissa auf dem gleichnamigen Berge, über den der Fahrweg in steilen Krümmungen bis Sion führt. Clissa ist das Andetrium oder Mandetrium der Alten, welchen erstern Namen es von dem griechischen Worte κλείω (schließen) zu führen scheint, indem diese Veste das Defilé schließt, welches hier durch das Cabaner- und Mosorgebirge gebildet wird. Bemerkenswerth sind die bei dieser Veste befindlichen Ueberreste eines römischen Standlagers und die auf ihren Zinnen sich darbietende entzückende Aussicht auf die Halbinsel Spalato und auf den endlosen Spiegel des adriatischen Meeres.

Rußland.

(Fortsetzung.)

Einige Worte über die Classen und die gesellschaftliche Organisation des russischen Reiches, welche sehr wenig bekannt ist, können einen Begriff von dem Terrain geben, auf welchem die Regierung des Kaisers Nikolaus operirt.

Unter Peter I theilte sich der Adel in zwei große Classen: die Knäs und Dworjäne, die Fürsten und die Vasallen. Die Fürsten lebten auf ihren Landgütern; Peter I nöthigte sie an seinen Hof zu kommen, gestattete ihnen nur selten den Aufenthalt auf ihren Gütern und entzog ihnen das Vorrecht, die ausschließlichen Räthe und die Großbeamten der Krone zu seyn. Diese Aristokratie bestand hauptsächlich nur aus 30 oder 40 Familien, worunter nachstehende die merkwürdigsten sind: Narpschkin, Saltzin, Kurakin, Scheremetjew, Repnin, Dolgoruki, Rumänjew, Trubetzkoi, Wiasemskoi, Labanow, Schtscherbatow, und die Fürsten tatarischen Ursprungs, die Jussupow, Urrussow, Meschtscherski u. s. w. Zu gleicher Zeit mit der Vernichtung dieser Aristokratie, welcher er nur einige unbedeutende Hofbegünstigungen ließ, schuf er eine andere, eine allmächtige Aristokratie, welche aber dennoch nicht gefährlich seyn kann, die Aristokratie des Dienstes. Es wurde festgesetzt, daß der Civil- oder Militärdienst zum Adel führen könne, nämlich zu dem Adel, der zum Eintritt in die Staatsstellen berechtigt ist; so ist ein russischer Fürst nur durch die Geburt adelig, so lange er nicht durch den Dienst den Rang und die Classe erreicht hat, welche den Adel und gewisse Vorrechte verleihen. Man muß z. B. Majorsrang haben, um das Recht zu besitzen, auf der Reise im Innern des Reichs vier Postpferde vor seinen Wagen zu hängen. Ein Fürst, der nur Lieutenant ist, kann in der Regel bei den kaiserlichen Posten die vier Pferde nicht erhalten, die ein zum Major gewordener Bauernsohn zu verlangen das Recht hat. Am 24 Januar 1722 erließ Peter der Große das Decret, welches den Rang der Classen vorschreibt. Diese Classen sind folgende:

1) Generalfeldmarschall, Großadmiral, Kanzler des Reichs, Oberkammerherr;
2) Obergeneral, Admiral, wirklicher geheimer Rath, und Staatsminister;
3) Generallieutenant, Viceadmiral, geheimer Rath;
4) Generalmajor, Contreadmiral, Kammerherr, wirklicher Staatsrath;
5) Brigadier, Capitäncommodore, Staatsrath;
6) Oberst, Collegienrath;
7) Oberstlieutenant, Hof- oder Justizrath, Schiffscapitän;
8) Major, Collegienassessor;
9) Capitän, Titularrath;
10) Capitän zweiten Ranges;
11) Kanzleisecretär;
12) Lieutenant;
13) Secondelieutenant;
14) Fähndrich.

Die vier ersten Classen geben den Titel Excellenz, die acht ersten den erblichen, die sechs letzten aber nur den persönlichen Adel. Die Rechte dieses Adels bestehen in der Befreiung von allen persönlichen und Eigenthumsabgaben (indem die Regierung die Besteuerung der auf den Gütern angesiedelten Bauern sich vorbehält), in der Befreiung von gezwungenem Militärdienst und Körperstrafen. Peter III bewilligte während seiner kurzen Regierung dem russischen Dienstadel alle Rechte, welche der deutsche Adel in Livland besitzt. Die Kaiserin Katharina endlich setzte durch ein Decret vom 21 April 1785 die Rechte des Adels fest, und Kaiser Alexander erklärte dasselbe wenige Tage nach seiner Thronbesteigung zum Reichsgrundgesetz.

Der russische Adel besteht demnach aus den Titularien der acht ersten Classen, dem einzigen Adel, der ein Recht zu den Staatsstellen gibt, dem Geburtsadel, welcher ein Recht gib

auf die Stellen von Hofcavalier und Kammerherr *) und aus dem fremden in den ruſſiſchen Dienſt aufgenommenen Adel.[1]) Zu den Vorrechten des Adels gehört außer dem Rechte, Güter mit Bauern zu beſitzen, auch das, Leibeigene ohne Güter zu haben, ihnen die Freiheit zu erkaufen, den Namen des Landguts dem Familiennamen beizufügen, und auf den Gütern Alles zu beſitzen, was über und unter der Erde, in der Luft und im Waſſer iſt. Der Adel hat auch noch das ausſchließliche Recht auf gewiſſe bürgerliche Stellen und Würden in den Gouvernements von Rußland, ſelbſt zu einigen dieſer Stellen zu wählen und für andere Candidaten vorzuſchlagen. Dieſes wichtige Vorrecht wurde erneuert und ausgedehnt in Anbetracht der von dem ruſſiſchen Adel in dem letzten Kriege gegen Polen geleiſteten Dienſte; ſo ſagt die Ukaſe vom 18 December 1831, derzufolge der Adel nicht nur wie ehemals zu einigen Stellen in den Provincialtribunalen, ſondern auch die Präſidenten und die Adelsmarſchälle in den Gouvernements wählen darf. Ich will hier zwei Ukaſen des Kaiſers Nikolaus anführen, welche ein Licht auf die innere Richtung ſeiner Regierung werfen. Durch eine dieſer Ukaſen verbietet der Kaiſer den großen Grundbeſitzern, ihre Bauern fictiv zu vertheilen, wie ſie es vorher thaten, um die Zahl der Stimmen, worüber ſie in den Adelswahlen verfügten, zu vermehren; durch die zweite iſt es im Gegentheil den kleinen Eigenthümern geſtattet, ihre Bauern zuſammenzuzählen, um die Zahl 100 zu erhalten, was eine Stimme bei den Wahlen gibt, und dieſes Stimmrecht auf Einen von ihnen zu übertragen. Dieſe beiden Ukaſen ſind direct gegen den großen Grundbeſitz gerichtet. Der polniſche Adel, namentlich der vom zweiten Rang, welcher aus mehr als 100,000 Perſonen beſtand, wurde abgeſchafft in Folge des Antheils, den er an der polniſchen Revolution genommen und auf diejenigen reducirt, welche wirklich adelige Güter beſitzen, und nicht ſehr zahlreich ſind. Die andern traten in die Claſſe der Freigutsbeſitzer, Odnodworzy, und der Bürger zurück, können zwar ihren Wohnſitz ändern, ſind aber von nun an dem Militärdienſt unterworfen.[2]) Dieſe furchtbare und plötzliche Veränderung der perſönlichen Stellung erklärt die Unmöglichkeit, worin ſich die meiſten polniſchen Auswanderer befinden, in ihr Vaterland zurückzukehren, ſelbſt wenn man ihnen dieſe Rückkehr geſtattete.

Der ſolchergeſtalt im europäiſchen Rußland gebildete Adel beſteht aus ungefähr 900,000 Perſonen, in 200 bis 220,000 Familien, alſo aus dem 61ſten Theil der Bevölkerung. Der deutſche Adel in ruſſiſchen Provinzen an der Oſtſee iſt minder zahlreich: er beſteht aus etwa 13,000 Perſonen, was einen Adeligen auf 125 Einwohner gibt. Im aſiatiſchen Rußland, namentlich in den kaukaſiſchen Provinzen und in den Gouvernements Aſtrachan und Kaſan beläuft ſich die Zahl der Adeligen auf 200,000 Perſonen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Dieſes Recht wurde ihm aber durch ein Decret vom Junius 1856 entzogen, und nur die Mitglieder der ſechs erſten Claſſen zur Uebernahme dieſer Stellen für fähig erklärt.

[1]) Die Darſtellung iſt nicht ganz richtig, es beſteht der Geburtsadel neben dem Dienſtadel, keiner von beiden beſitzt ein ausſchließliches Recht auf höhere Stellen, nur müſſen die niedern Stellen oder Range den höhern vorangegangen ſeyn. Der angeſeſſene Adel hat aber allein das Wahlrecht zu den Provincialämtern und Juſtizſtellen, und bildet eine verwaltende Corporation.

[2]) Dieſe Schlächzy behaupteten zum Adel zu gehören, diejenigen von ihnen, die ihren Adel nicht documentiren konnten, ſind in die Claſſe der Gemein-Freien verſetzt, und als ſolche der Conſcription unterworfen; daß übrigens dieſer nicht anſäſſige niedere Adel die Quelle vielen Unheils in Polen war, iſt bekannt.

Chronik der Reiſen.

Halls Reiſen auf die Hochgipfel des Quitoaniſchen Andenzuges.

(Fortſetzung.)

2) Beſteigung des Pichincha.

Es entſtehen auf den Paramos häufig gewaltige Schneeſtürme ſo urplötzlich, daß die Hirten mitſammt ihren Heerden, die ſie zu retten bemüht ſind, von den Schneewehen begraben werden, oder der Gewalt des Eiswindes unterliegend, wo nicht todt, ſo doch erſtarrt zu Boden ſinken. Solche Erſtarrte heißen Emparamados, was ein ſehr bezeichnender Ausdruck für dieſen Zuſtand iſt.*) Zur Zeit, wo dergleichen Stürme toben, ſagen die Eingebornen: „El Paramo esta bravo!“ d. h.: der Paramo iſt zornig; und da einige dieſer Hochſteppen ſtürmiſcher als die anderen ſind, ſo führen ſie den Beinamen „muy bravos,“ d. h grimmige. Dazu gehören der Paramo von Aſſuay, zwiſchen Quito und Cuenca, der mit derſelben Vorſicht, womit man eine ſtürmiſche Meerenge — oder einen norwegiſchen Fiord — beſchifft, durchwandert werden muß. Der Pichincha dagegen ſteht im Rufe „muy manso,“ ſehr ſanft oder zahm, zu ſeyn, obſchon wir gerade auf ihm, eben als wir auf eine derjenigen ſeiner Felſenzinnen anlangten, die zum Unterſchiede von dem Krater dieſes Vulcans, der in der Quichuaſprache „Rucu-Pichincha,“ oder Alt-Pichincha“ heißt, den Namen „Guagua-Pichincha“ oder „Jung-Pichincha“ führt, von einem unbändigen Schloſſenſturm überfallen wurden. Der Kamm des Gebirgſtockes beſteht aus einer unregelmäßigen Trachytfelſenlinie, welche beinahe, von Morgen gen Abend ſtreichend, mit der erwähnten — thurm- oder warteartigen — Felſenzinne beginnt, und am Krater ausläuft. Die Zwiſchenſtrecke beträgt gegen eine Legua, welche durch die Windungen der Linie etwa verdoppelt wird. Die Geſtalt der Hochſteppe, die ſich von dieſer Mittelerhebung an ausdehnt, iſt handförmig, oder gleicht derjenigen eines unregelmäßigen Sternes, die Zwiſchenräume innerhalb der Finger oder Strahlen werden durch Schluchten, die von den herabſtürzenden Gewäſſern ausgehöhlt wurden, gebildet.**)

Dieſe merkwürdige Paramogeſtaltung kommt in den Anden allerwärts vor, wo ſie nicht durch neuere vulcaniſche Ausbrüche zerſtört worden iſt.***) Dicht beim Guagua-Pichincha oder jungen Pichincha liegen die Trümmer eines alt-peruaniſchen Tambos, Namens Yeca-

*) Alſo der eigentliche Gegenſatz des bekannten, durch den Staubwind der afrikaniſchen Sandwüſten hervorgebrachten Zuſtandes. M.

**) Dieſe Vermuthung ſteht mit der Eingangs dieſer Schilderung aufgeſtellten im ſchroffen Widerſpruch. Dieſe Schluchten oder Bergſpalten ſind ja eben die Gragos, die ſich bis in die Stadt Quito hinab erſtrecken, und, wie Humboldt ſagt, alleſammt rechtwinkelig dem Gebirgskamm zulaufen. So wie denn auch der ſüdweſtliche der Sudjee zugewandte Abſturz in parallele, dem Kamm ſenkrecht zulaufende Spalten getheilt iſt. M.

***) Dieſe merkwürdige Angabe wird auch von Bouſſingault beſtätigt: „Die zahlreichen und tiefen Riſſe (ſagt er in dem öfter angeführten Fragment aus ſeiner Reiſe auf die Vulcane des Aequators), welche die

Höhe, oder eigentlich blos die Grundvesten davon. Da es von Vortheil ist, in früher Morgenstunde auf dem Pichincha anzulangen, so beschlossen wir, nach erreichter Höhe von 14,000 bis 15,000 Fuß, die Nacht so nahe als möglich am Hochgrat zuzubringen, und wanderten daher etwa eine Legua weit nach der Westseite des Kammes bis zu einer Schlucht, an deren einer Seite ein überhangendes Felsstück eine Höhle oder grottenartige Nische bildet. Der Thermometer fiel während der Nacht, die übrigens behaglich zugebracht wurde, auf 52° F. Diese ganze Region, bis zur Sohle des Kraters hinan, ist mit einer reichen Alpenflora überzogen, worunter wir unter andern eine niedliche Cattleyaartis und eine kleine Andromede pflückten, die aus dem Gestein sprießt.

Der Verfasser theilt hier einige die Verbreitung der Pflanzen auf den Anden betreffende Angaben mit, die wir nicht füglich übergehen können. Auf den Gebirgen, sagt er, die nach dem Hochlande von Quito hin abdachen, reicht die Zone der arboreszirenden Gewächse überall bis 15,000 Fuß hinan, und der Tunguaragua ist sogar bis zu einer Höhe, die nach Boussingaults barometrischen Messungen 15,517 Fuß beträgt, mit Buschwaldung bedeckt. Jene steilen Fluhen, die von den Marañon-Ebenen und westlich von den am Gestade der Südsee gelegenen Waldungen an aufsteigen, sind nicht nur mit Gesträuchen, sondern sogar mit ganzen Wäldern bis nahe an 14,000 Fuß hinauf bestanden. Der auf beiliegender Tafel abgebildete Baum*) kommt auf der Westseite des Pichincha und auf dem Chimborasso in der Nähe des Arenals auf gleicher Höhe vor, und bildet in ersterer Gegend weitläufige Waldungen. Auf die Mittelzone der Buschwaldung folgt diejenige der Gräser (die Paramos oder Pajonal-Region), und auf diese die Zone der Alpenflora, die bis zur ewigen Schneegränze hinanreicht. Professor Jameson zu Quito und ich, wir haben uns auf unsern Andenwanderungen öfter an den reichen Blumenrasen geweidet, der ganz oben an den äußersten Gränzen des Pflanzenlebens aufgesessen lag, und aus Gentianen, Dradas, Lupinen, Alchemillae, Culcitias u. m. a. bestand. Auf dem Chimborasso habe ich über 17,000 Fuß hoch verschiedene Phanerogamen in Blüthe gefunden, und Exemplare davon nach England gesandt.

Bei hellem Sonnenschein (fährt der Verf. nach dieser botanisch-geographischen Ausschweifung in der Schilderung seiner Pichinchareise weiter fort) stiegen wir bis zum Beginn des Felsenkamms hinan, der zu unserer Rechten eine schrankenlose Aussicht über die Wälder von Esmeraldas**) gewährte, die sich bis zum Gestade des stillen Oceans hin erstrecken. Bei heiterm Wetter soll man denselben von da aus wahrnehmen, gemeiniglich aber umschleiern die aus jener Wälderwelt aufsteigenden Nebeldünste den Gesichtskreis. Die Entfernung beträgt in gerader Richtung gegen 80 (engl.) Meilen.***) Bald ragte der eigentliche Vulcan mit seinem düstern Felsenwall,*) gegen welchen sich die rings um ihn her gelegenen weißlichen Sanddünen um so heller abhoben, dicht vor uns empor.

Am östlichen Ende ist in dem Felsenwall eine weite Spalte, welche den Zugang zum Krater noch leichter macht, als sonst der Fall wäre. Der Hauptweg ist jedoch zu steil, um selbst zu Maulthier zurückgelegt werden zu können; wir stiegen daher ab, und brachten auf der nicht mehr als 500 Fuß langen Strecke bis zum Kraterrande, wobei wir knietief durch losen Sand waten mußten, eine halbe Stunde zu. Einige Minuten nach unserer Ankunft oben wälzten sich schon Gewölke in dichter Nähe die Schlucht hinan. Zwei Rauchsäulen, die an der Halde eines Felsens hinaufwirbelten, der mit einer Schwefelkruste überzogen schien, waren aber deutlich sichtbar; die zu Quito bezweifelte fortwährende Thätigkeit des Vulcans war durch diese Thatsache erwiesen. Die Kraterform des Pichincha weicht von der Vorstellung, die man sich gewöhnlich von einer solchen macht, sehr ab, denn dieser ist eigentlich eine ungeheure Kluft, die nach den Waldungen von Mindo, also in einer der Stadt Quito entgegengesetzten Richtung, hinabstreifend, sich wahrscheinlich zu einem ansehnlichen Thal erweitert.

Die gelegentlichen Ausbrüche können Quito daher auch schon aus diesem Grunde nicht leicht gefährlich werden. Der Berg (oder wohl richtiger der Gebirgsstock) wird jedoch oft von Erschütterungen heimgesucht, und neuerlich noch wurde die nach Mindo führende Straße, die längs dem Ufer eines vom Pichincha herabkommenden Flusses hinläuft, der mit der Kraterkluft in Verbindung zu stehen scheint, durch einen Schlammauswurf verwüstet. Die Farbe des in spitzigen Zinnen und Nadeln ausschießenden Gesteines, welches von dem allgemeinen Charakter der Trachytgebilde so stark abweicht, schillert zwischen dunkelroth (nelkenbraun?) und aschblau. Die Wälder, welche jetzt die Süd- und Westhalden des Gebirgsstocks beschatten, wurzeln in zersetztem Bimsstein. Die ganze Hochebene von Quito trug dasselbe Aussehen dar, obschon in einem minder auffallenden Grade, was eine Folge der durch den Anbau bewirkten Veränderungen und Ummischungen des Erdreichs ist.

Hier mag die Bemerkung stehen, daß der Schlamm, welcher von den Feuerbergen der Anden ausgeworfen wird, viel leichter zu Fruchterde umgewandelt wird, als die verhärteten Laven der südlichen Vulcane. Dieser Umstand tritt in der Umgebung des Cotopaxi und des Carguirasso, deren Ausbrüche in neuerer Zeit verfielen, auffallend hervor. Der Pichincha verdient den Namen „der Alte" (Nucu), den er in der Quichuasprache führt, sehr wohl. Seine dermaligen Bedrängen sind die kraftlosen Anstrengungen des Alters! Es müssen viele Jahrhunderte seit dem Zeitraum verstrichen seyn, wo er in all seiner furchtbaren, Alles darniederwerfenden Macht tobte, denn weder in den Sagen der Ur-Eingebornen, die doch der Ausbrüche des Cotopaxi und des Herab- oder Einsturzes der Kuppel des ungeheuern Capac-Urcu gedenken, noch in den neuern Berichten der Spanier kommt eine Erwähnung irgend eines Unheils vor, das er angerichtet. Die Tiefe der Kraterschlucht vom Rand, auf dem wir standen, bis zu dem Schwefelqualm unten, schätzten wir auf 1,400 Fuß an. Es entstand nun natürlicherweise der Wunsch in uns, hinabzusteigen, wozu auch in der Folge der Versuch wirklich ausgeführt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Trachyt-Plateaux durchsetzen, von denen die Hochgipfel der Anden sich erheben, scheinen allesammt von Einem Mittelpunkt auszugehen. Man könnte sie füglich mit jenen Kerben eines sternartig geschliffenen Krystallglases vergleichen."

*) Diese Kupfertafel ist gleich den andern, wie bereits erwähnt, von dem Herausgeber nicht mitgetheilt worden. M.

**) Der undurchdringliche, menschenleere Urwald Los Ramos genannt.

***) Nach der Südsee hin genießt man von dem Gipfel des Pics de los Jardillos (einer von den vier Kuppen des Pichincha) einen der wundervollen Anblicke, die sich mir auf allen meinen Gebirgsreisen dargeboten haben! Die dem Auge nächste Küste (dieses Oceans) liegt in einer Entfernung von 80 Bogenminuten oder 22 geogr. M. Der Barometer mit der Reduction, wie sie unter dem Aequator gewöhnlich, beträgt 2" 25"; es bleibt also kein Zweifel übrig, daß man von dem Kamm des Pichincha weit (vierzehn geogr. Meilen) in die Südsee hineinsehen kann!" Humboldt, Pichincha-Besteigung, (Poggendorf Annalen Febr. 1837).

*) „Der Krater des Pichincha ist von drei Felsen castellartig umschlossen." E. Humboldt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 5.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Januar 1838.

Handwerker-Schulen in England.

(Aus der Revue Britannique. October 1837.)

England verdankt John Anderson die erste dieser Anstalten; sie schreibt sich vom Jahr 1797 her. Dieser hochherzige Gelehrte, welcher Professor der Naturgeschichte an der Universität Glasgow war, begriff zuerst, daß eine Verbesserung der Kenntnisse des Volkes auch eine Verbesserung seiner Lage nach sich ziehen würde. Er machte bei seinem Tode ein beträchtliches Vermächtniß zur Gründung eines öffentlichen Cursus für Naturgeschichte und Chemie; allein die Vorurtheile übten noch ihre Herrschaft, die Neuerung schien wider die Sitten der damaligen Zeit zu verstoßen; auch die arbeitende Classe wagte es trotz der Wichtigkeit dieser Anstalt für sie nicht, sich in derselben zu zeigen. Die Versuche Lancasters und Bells waren nicht glücklicher; als jedoch im Frieden mit Ruhe und Sicherheit auch wieder der Ueberfluß sein Füllhorn in Städten und Landschaften ausgeschüttet hatte, machte der Geist der Civilisation seinen wohlthätigen Einfluß auf das Volk geltend. Noch waren Vorurtheile zu bekämpfen, und zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden; alle diese Hindernisse schwanden aber vor einem festen und ausdauernden Willen, und die Verbreitung der Kenntnisse begann ihre Gränzen zu erweitern. London steht natürlicherweise an der Spitze; alle Quartiere dieser ungeheuren Metropole: Holborn, Clerkenwell, Westminster, Finsbury, Southwark, Lambeth, Kentish-town, selbst Spitalfield mit seiner zerlumpten Bevölkerung, haben jedes eine Anstalt zum Unterricht des Volkes. Die Leitung dieser Institute ist ausgezeichneten Professoren anvertraut; die Unterrichtsgegenstände sind im Allgemeinen Mechanik, Mathematik, Chemie und Physik: lauter Dinge, die zur Entwicklung des Verstandes der Arbeiter und zur Vermehrung ihrer Wohlfahrt beitragen; in einigen haben auch die Dichtkunst und die schönen Wissenschaften zahlreiche Zuhörer. Das Institut von Spitalfield versammelt sich alle Montage; man liest eine Rede über irgend einen gegebenen Gegenstand, und endigt die Sitzung mit einer allgemeinen Erörterung. Die Association von Holborn beschäftigt sich, unabhängig von der Unterweisung ihrer Mitglieder, mit der Einsammlung aller Nachweisungen, die auf ihren Arbeitslohn, ihre Gewohnheiten und auf ihren Charakter Bezug haben. Die Bibliothek dieser Anstalt besteht aus vortrefflichen Werken, die zahlreiche Leser haben. Die Association hält ihre besondern Sitzungen Donnerstags, und so oft sie wichtige Fragen, deren Lösung vortheilhafte Resultate für die arbeitende Classe haben kann, in Anregung zu bringen beabsichtigt, beruft sie eine Generalversammlung, worin die Anwesenden, wer sie auch seyn mögen, an der Erörterung Theil nehmen können.

Hinsichtlich der Zahl seiner Mitglieder und des Charakters der Professoren, ist jedoch ohne Widerspruch das mechanische Institut von London die wichtigste aller dieser Anstalten. Die Professoren sind die HH. Birkbeck, Ourdap Sheridan, Knowley, Hamming, Haydon: dieses Institut zählt beinahe 1100 zahlende Mitglieder. Lehrgegenstände bilden: die Litteratur, die Dichtkunst, die höhere Mathematik, die Chemie und das Linearzeichnen; ein Curs für literarische Composition ward kürzlich eröffnet; jeder Anwesende verfaßt auf einem fliegenden Blatte über einen gegebenen Gegenstand einen Aufsatz und händigt dann seine Arbeit dem Professor ein, der daraus eine für die Mitglieder der Gesellschaft bestimmte Sammlung veranstaltet; endlich besitzt diese Anstalt ein Theater und ein Museum. Das Theater ist Montags und das Museum Dienstags, Mittwochs und Freitags geöffnet.

Wenn wir jetzt unsern Blick von London ab auf die Provinzen wenden, so finden wir hier, neben einigen seltenen Ausnahmen, die Volksinstitute in einer nicht minder erfreulichen Lage. In Liverpool hatte das mechanische Institut bei seiner Gründung mit zahllosen Schwierigkeiten zu kämpfen: die Summe der Ausgaben war ungeheuer; dennoch zählt dieses Institut jetzt, trotz der kurzen Zeit seit seiner Gründung, mehr als 1200 Mitglieder, und seine jährlichen Einkünfte belaufen sich auf 750 Pf. Sterling. Das mechanische Institut von Birmingham schreibt sich aus derselben Zeit her; es zählt jedoch nur 300 Mitglieder — eine Zahl, deren Unbedeutenheit, in Hinsicht auf die Bevölkerung der Stadt, dem Charakter der arbeitenden Classe keine Ehre machen würde, wüßte man nicht, daß man einzig den Beiträgen dieser Classe die Errichtung dieses Instituts zu verdanken hat. Die kleine Stadt Bath hatte mit der-

ſelben Gleichgültigkeit von Seite der vermöglichern Claſſen zu kämpfen. Bath erhielt zu einer Zeit, wo ſich das ganze Königreich mit Schulen bedeckte, — Bath, der Sammelplatz der eleganten Welt, erhielt keine Aufmunterung von den Reichen, und vielleicht ſähe ſich ſeine arbeitende Bevölkerung noch jetzt in einen Zuſtand des Helotismus verſetzt, hätten nicht zwei einſichtsvolle Arbeiter den Plan gefaßt, ein Volksinſtitut zu errichten. Die Hülfsquellen dieſer Arbeiter beſtanden, außer in dem Wunſche, der ſie beſeelte, ihren Mitbrüdern nützlich zu ſeyn, in ſo viel als Nichts. Dennoch hatte das Inſtitut durch ihre Thätigkeit und ihre ausdauernden Bemühungen innerhalb weniger Jahre, neben einer Bibliothek von mehr als 1500 Bänden, ein Muſeum für Alterthümer, ein naturhiſtoriſches Cabinet und mathematiſche Inſtrumente. Jetzt zählt es mehr als 300 Mitglieder, die alle vier Monate eine halbe Krone bezahlen; der Eintrittspreis als Mitglied iſt eine halbe Krone; Frauen und Kinder aber, die am Inſtitut Theil nehmen wollen, zahlen nur einen Schilling ſechs Pence.

In Hull, in Lincoln, derſelbe Erfolg. In Hull koſtete das Gebäude, das als Verſammlungsort dient, mehr als 2000 Pf.; dieſe ganze Summe iſt bereits faſt vollſtändig bezahlt; eine Bibliothek von 1700 Bänden, ein kleines naturhiſtoriſches Muſeum, eine Antikenſammlung — dieß ſind die Reichthümer dieſer Anſtalt. Die Errichtung des Inſtituts in Lincoln geſchah 1822; das Reglement beruht auf umfaſſenden Grundlagen: wie zu Bath haben Frauen und Kinder, mittelſt eines minder ſtarken Beitrags, als der der Männer, Zutritt zu der Geſellſchaft; die Sorge für die Bibliothek iſt einer Frau anvertraut, die mit Vertheilung der Bücher beauftragt iſt — eine glückliche Neuerung, die, indem ſie dem ſchönen Geſchlecht eine Art Garantie bietet, nicht nur zur Vermehrung des Perſonals der Verſammlungen beitrug, ſondern ihnen auch den Stempel größerer Artigkeit und Urbanität aufdrückte. Die Geſellſchaft beſchäftigt ſich weder mit Politik noch mit Religion; alle Erörterungen drehen ſich um Fragen, deren Wichtigkeit die phyſiſche und moraliſche Wohlfahrt der Mitglieder der Aſſociation zu vermehren im Stande iſt. Algebra, Arithmetik, Architektur, Botanik, Geographie, Lateiniſch, Franzöſiſch, Beredſamkeit, Schreiben, Linearzeichnen, Muſik, dieß ſind die Erholungen und Arbeiten der Geſellſchaft.

Vergeſſen wir jedoch bei dieſer flüchtigen Aufzählung das gebildete Schottland nicht. Schottland iſt die Wiege dieſer wohlthätigen Anſtalten. Die Volksinſtitute in Edinburg und Glasgow nehmen den erſten Rang ein. Dieſe beiden Städte, die lange vor Mancheſter, Liverpool und allen großen Städten des ſüdlichen Englands Anſtalten dieſer Art hatten, bewahren ihren Vorrang. Keine Stadt hat beſuchtere Curſe, und nirgends macht ſich ihr Einfluß auf das Volk in glücklicherer Weiſe fühlbar. Leith, Aberdeen, Leeds folgen in der Reihe nach Edinburg und Glasgow. Leeds beſitzt zwei Inſtitute: das eine, das ſogenannte mechaniſche, enthält eine Bibliothek von mehr als 2000 Bänden; das zweite, ausſchließlich dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften gewidmet, zählt mehr als 900 unterſchriebene Mitglieder. Das mechaniſche Inſtitut dieſer Stadt lieferte der Induſtrie ausgezeichnete Männer. Man führt mehrere Arbeiter an, die beim erſten Beſuche der Curſe dieſes Inſtituts noch nie Unterricht genoſſen hatten, und die jetzt für die geſchickteſten und verſtändigſten Arbeiter des Landes gelten.

Viele wurden durch dieſe Anſtalten von der Trunkſucht geheilt, und ihr Nutzen für die Geſellſchaft, als einer der ſchönſten Eroberungen unſers Jahrhunderts, läßt ſich nicht in Abrede ſtellen; dennoch aber haben auch ſie ihre Fehler: es mangelt ihnen im Allgemeinen an Syſtem; der Arbeiter wird zu ſpät aufgenommen; man fange ſeine Erziehung frühzeitig an, man ſetze ſie mit Ausdauer bis zu einer gewiſſen Vollſtändigkeit fort; man mache dieſe Anſtalten für alle Claſſen zugänglich, dann wird der Handwerker aufgeklärter werden, ſich nicht mehr wider ſeinen Herrn verbünden, und man wird nicht mehr von jenen traurigen Aſſociationen ſprechen hören, die den ganzen Handel des Landes in Gefahr ſetzen.

Rußland.

(Fortſetzung.)

Die Bürgerſchaft beſteht bereits, ihre Conſtitution iſt in dem Decret der Kaiſerin Katharina vom Jahre 1785 enthalten, und ſie zerfällt in ſechs Claſſen. In der erſten ſind diejenigen, welche ein gewiſſes Capital aufweiſen können. Dieſe ſelbſt zerfallen wieder in Gilden; wer 50,000 Rubel nachweiſen kann, gehört zur erſten Gilde, wer 20,000 Rubel hat, zur zweiten, und wer 8000 Rubel hat, zur dritten Gilde. Der Finanzminiſter Graf Cancrin hat kürzlich durch einen Zuſatzartikel zu dieſen Ukaſen einen dritten Stand erſt recht erſchaffen, indem er die Claſſe der Patentirten einführte. Früher trat ein Kaufmann der erſten Gilde, welche den Adel verleiht, ſobald er ſein Patent nicht mehr zahlen konnte, in die zweite oder dritte Gilde, je nach der Verminderung ſeines Capitals; jetzt iſt es hinreichend, das Patent der erſten Claſſe überhaupt bezahlt zu haben, um die einmal erworbenen Rechte zu behalten. Wenn ein Kaufmann in die untern Claſſen zurücktrat, konnte er zum Kriegsdienſt ausgehoben und körperlichen Strafen unterworfen werden.

Es gibt noch acht Claſſen von Bürgern; Künſtler und Gelehrte, welche Examenzeugniſſe liefern können, gehören in die fünfte. Die Bürger der Gilden ſind von der Kopfſteuer und der Aushebung frei, ſie können Käufe und Lieferungsverträge mit der Regierung abſchließen, und mit Ausnahme des Branntweins und des Salzes alle Producte verkaufen. Die erſte Gilde zerfällt noch in zwei Claſſen. Die Kaufleute der erſten Claſſe können den Großhandel im Innern des Reichs treiben, dürfen im Innern der Städte mit vier Pferden fahren, einen Degen tragen und bei Hof erſcheinen; die andern Mitglieder der erſten Gilde haben nur das Vorrecht des Großhandels, können Schiffe beſitzen, und ſind, das Verbrechen des Hochverraths ausgenommen, von Körperſtrafen frei.

Eine Ukaſe der Kaiſerin Katharina verbot, einem Leibeigenen mehr als 5 Rubel Silber zu leihen. Der Graf Scheremetjew

hat jetzt auf ſeinen Ländereien Leibeigene, die über 300,000 R. im Vermögen haben. Einige kaufen ſich los. Vor einiger Zeit ließ ſich ein Kaufmann bei einem Miniſter ankündigen, der gerade einen franzöſiſchen Reiſenden bei ſich empfangen hatte. Der Kaufmann trug das Bildniß des Kaiſers an einem großen Ehrenband am Halſe und den St. Wladimirorden. „Ich habe nichts von Ihnen zu erbitten, ſagte der Kaufmann; ich bin N. N. Ihr Leibeigner, der vor 9 Jahren ſich freigekauft hat. Ich habe Handel getrieben, und da ich nach Petersburg gekommen bin, um einen mir gehörigen Mehltransport zu verkaufen, ſo wollte ich nicht abreiſen, ohne mich Ihnen vorzuſtellen.“ — „Schön,“ ſagte der Miniſter, „wie viel kann Ihr Transport werth ſeyn?“ — „250 bis 300,000 Rubel ungefähr.“ Viele freigelaſſene und nicht freigelaſſene Leibeigene befinden ſich in dieſem Falle, einige derſelben, vielleicht der größte Theil, wollen die Freiheit nicht, aus einer Berechnung, die mit dem Zuſtande der Sklaverei ſelbſt zuſammenhängt, denn ſie verlieren durch die Freilaſſung den Schutz, den ihnen ihr Herr gewährt, und der bei dem gegenwärtigen Zuſtande Rußlands oft noch ſehr nothwendig iſt. Die, welche das Land bauen, müßten den Boden verlaſſen, in deſſen Beſitze ſie jetzt ſind. Als Lord Durham den Botſchafterpoſten in St. Petersburg übernahm, ging er bekanntlich über Konſtantinopel und durchreiſte ganz Rußland. Während eines Aufenthaltes bei dem Grafen Guriew war er Zeuge, wie deſſen Leibeigene die Freiheit ablehnten. Der Graf hatte die Abſicht, ſeine Güter an freie Leute zu verpachten, um regelmäßiger bezahlt zu werden. Er bot ſeinen Bauern an, ihnen ihre Freiheit zu verkaufen, dann wollte er ſie ihnen ſchenken, aber alle ſeine Vorſchläge wurden abgelehnt; die Leibeigenen verlangten, daß man ihnen mit der Freiheit zugleich Ländereien gebe, denn ſie ſind gewohnt, das Land, welches ſie ſeit mehrern Generationen bauen, als ihr Eigenthum zu betrachten. Dieß iſt eines der großen Hinderniſſe, welche ſich der Freilaſſung entgegenſetzen, und doch muß dieſe Freilaſſung eintreten, ehe ſich die Ideen von Unabhängigkeit unter den Leibeigenen verbreiten, denn dann würden die Gutsherren zugleich mit der Herrſchaft über ihre Leibeigenen ihre Güter verlieren. Die liberalen Ideen gewinnen in Rußland Boden durch die Furcht ſelbſt, denn man gibt die Bauern frei, damit ſie ſich nicht der Landgüter bemächtigen, und man erhebt ſie in den Bürgerſtand, um die Macht der großen Güterbeſitzer zu vermindern.

Gegenwärtig zerfallen die Bauern (mushiks) in drei Hauptclaſſen: die freien Bauern, die Kronbauern und die Leibeigenen. Die freien Bauern wurden durch eine Ukaſe vom 20 Febr. 1803 zu einer beſondern Claſſe erhoben. Die Adeligen hatten freilich ſchon ſeit dem Manifeſt der Kaiſerin Katharina vom 17 Mai 1775 das Recht, ihren Leibeigenen die Freiheit zu geben, aber ein Freigelaſſener konnte nur in den Staatsdienſt treten oder Kaufmann werden; der Kaiſer Alexander geſtattete ihnen, Güter, jedoch ohne erbliche Bauern, zu kaufen, und ſie mit allen Vorrechten freier Leute zu bebauen. [5])

In Eſthland und Liefland ward die Leibeigenſchaft durch Ukaſe vom 6 Junius 1816 und 6 Januar 1820 völlig aufgehoben.

Die fremden Coloniſten, welche ſich auf Ländereien von Privateigenthümern niedergelaſſen haben, genießen wie die von der Krone berufenen Coloniſten, Freiheit ihrer Religion, Befreiung vom Militär- und Civildienſt, und dürfen 20 Jahre lang keine Abgaben an die Krone zahlen. Die Verträge zwiſchen den Grundeigenthümern und den Coloniſten ſind nur auf 20 Jahre gültig, und müſſen von dem Miniſter des Innern, dem Obervormund aller Coloniſten, beſtätigt werden. Die Bauern, welche Tribut zahlen, ſind die Tataren und nomadiſchen Völker Sibiriens, welche alle Rechte ruſſiſcher Unterthanen genießen, ſelbſt wenn ſie ſich nicht zum Chriſtenthum bekennen; wenn ſie ſich aber bekehren, müſſen ſie dem griechiſchen Ritus folgen. Sie bezahlen in Silber oder in Pelzwerk; ihre Streitigkeiten werden von ihren ſelbſtgewählten Aelteſten geſchlichtet.

(Fortſetzung folgt.)

[5]) In Curland ebenfalls; dem Geſetze nach ſind die Kronbauern alle perſönlich frei, die Odnodworzi aber kleine freie Eigenthümer: ſie zahlen ungefähr 3 Rubel 20 Cop. Banco jährlich von jedem männlichen Kopfe, außer dem Pachtzins von dem Boden den ſie benützen, und gewiſſe locale Abgaben, und ſind keinen Frohnden, außer für Erhaltung der Wege, unterworfen.

Pflanzung und Pflege des Kaffebaumes in der Umgegend von Havana.

(Aus dem Echo du monde savant.)

Don Mateo Barbara, Agronom und Eigenthümer in der Havana, machte einige Notizen über die Pflanzung und die Pflege des Kaffeebaumes in dieſer Colonie bekannt; ſie wurden kürzlich von dem Baron Jucherau de St. Denis, Secretär der Akademie der Agricultindustrie, aus dem Spaniſchen mit nützlichen Bemerkungen begleitet, überſetzt.

„Die von mir gemachten Erfahrungen — ſagt Don Mateo — in Betreff der Cultur des Kaffee, wurden auf der Kafferpflanzung von Palafos geſammelt, deren röthlicher Boden viel Eiſen enthält, das ſich in Körnerform zeigt. Dieſe Eiſenſchichte hat eine bedeutende Tiefe, und läßt ſich während der Regenzeit leicht bearbeiten. Zur Beſäung der Kafferpflanzungen bedient man ſich großer, aus den Ernten der beſten Ländereien erleſener und enthülſeter Bohnen. Man pflanzt die Kafferbohnen auf einem mit Hochbäumen beſetzten Boden, damit die jungen Schößlinge durch den Schatten dieſer großen Gewächſe gegen die brennenden Sonnenſtrahlen und die verheerenden Wirkungen der tropiſchen Winde Schutz genießen, und dennoch die Circulation der Luft nicht gehemmt iſt. Die Kaffeebohnen werden drei oder vier Zoll tief in Linien gepflanzt, die zehn Zoll weit von einander entfernt ſind. Man legt zwei Bohnen in jedes Loch, trägt Sorge, die Felder vor der Anſaat umzugraben, die Schollen fürchtig zu zerſchlagen und zu pulveriſiren, und wählt den Anfang der Regenzeit, um die Bohnen zu ſtecken. Auf der Inſel Cuba dauert die Regenzeit gewöhnlich vom 1 Mai bis 1 Julius. Der Kaffebaum ruht vierzig Tage, ehe er ſeine Keimung vollendet, und ſeine Schößlinge außerhalb der Erde zeigt. Begänne die Trockniß vor Erſcheinung der Pflanze über dem Boden, ſo wäre die Anſaat faſt umſonſt, und die Ernte verloren.

Verſetzung der jungen Reiſer. Man verſetzt die jungen Reiſer in den Monaten Junius, Auguſt und September: reißt ſie mit etwas Erde heraus, und ſetzt ſie zwei oder drei Fuß weit von einander, eine Operation, die gleich nach dem Regen, und ehe noch der Boden ganz trocken geworden, vorgenommen wird; überhaupt nimmt man Pflanzungen dieſer Art nur nach einem ſtarken Regen vor, und unterbricht ſie während der Trockniß. Iſt die Witterung ſehr trocken und die Hitze ſtark, ſo bedeckt man die jungen Reiſer mit Stroh oder Guineagras oder auch mit jungen Baumzweigen. Auch bedient man ſich zu Verpflanzungen dieſer Art der Schößlinge, oder vielmehr der jungen Reiſer, die am Fuß oder in der Nähe der Kaffeebäume wild wachſen; denn welche Sorgfalt man auch auf die Einerntung dieſer Früchte wendet, immer finden ſich einige Bohnen, die dem Auge der mit dieſer Arbeit beauftragten Perſonen entgehen; dieſe keimen und geben während der Regenzeit einer Menge Pflanzen das Daſeyn. Solche Pflanzungen paſſen insbeſondere auf gebirgigem und holzbewachſenem Boden. Man reißt aus dieſem Neuboden alle ſchwächern Bäume ſammt den Wurzeln heraus, und läßt nur diejenigen ſtehen, die durch ihre Dicke und Höhe geeignet ſind, den Kaffeebäumen den benöthigten Schatten zu gewähren. Den des Schattens wegen ſtehen gelaſſenen Bäumen nimmt man alle oberflächlichen oder horizontalen Wurzeln, und umgibt ihren Strunk mit einer Erdmauer, um ihnen Kraft zu geben, und ſie gegen die Wirkung der Winde zu ſchützen. Mangelt es dem Boden an wildgewachſenen, ſchützenden Bäumen, ſo pflanzt man an deren Stelle Platanen oder Palma-Chriſti, deren Wachsthum in dieſen Klimaten außerordentlich ſchnell iſt.

Blüthezeit. War die Trockniß nicht ſehr ſtark, ſo äußert die Vegetation ihre Thätigkeit im Monat Januar; die alten und neuen Kaffeeriſer beginnen zu blühen; die Blüthen ſind, je nach der Regenmenge, mehr oder minder zahlreich, und kommen fortdauernd hervor bis in den Monat April. Waren die Regen aber ſpärlich, ſo tritt die Blüthezeit ſpäter und weniger reichlich ein; mit Anfang des Monats Mai hat ſie ihr völliges Ende erreicht. Die Trockniß äußert auf dieſe Pflanze eine andere ſchädliche Wirkung, die Blüthen erſcheinen, allein bald trocknet eine große Menge derſelben aus, und fällt, wenn die Feuchtigkeit des Bodens und der Atmoſphäre dem Strauch nicht hinlängliche Nahrung liefert, ab. Das Erträgniß der jungen Reiſer iſt im erſten Jahr unbedeutend; erſt im dritten iſt die Befruchtung von Belang. Es iſt gut, wenn man dieſe Bäume ſo beſchneidet, daß man ihnen alle ſchwächeren Aeſtchen nimmt, und ihnen nur die ſtarken Zweige läßt, die am Hauptſtamme ſind. Dieſe Grundſätze werden von den Kafferbauern auf der Inſel Cuba nicht ſehr befolgt. Sie hängen an blinder Routine, und behaupten, man müſſe dieſe Gewächſe der freien Wirkung der Natur überlaſſen, die ihnen nur diejenige Anzahl Früchte gebe, die ſie tragen können. Allein dieſer Irrthum iſt in Anſehung des Kaffeebaums von ſchlimmern Folgen, als bei jeder andern Pflanze. Die Erfahrung lehrt, daß die Früchte der äußerſten Zweigenden und beſonders die der jungen Aeſtchen, ehe ſie zur Reife gelangen, allgemein vertrocknen, und den Boden bedecken. Daraus geht hervor, daß das Feld ausgeſaugt und manchmal durch unzeitige Erzeugniſſe zu Grunde gerichtet iſt, und daß die Ernte des folgenden Jahres faſt gar keinen Ertrag gewährt. Viele Zweige ſterben durch dieſe übertriebene nutzloſe Befruchtung ab. Man darf den großen Grundſatz des Gartenbaues nie aus den Augen verlieren, daß man beim Kaffeebaum, wie bei den meiſten Fruchtbäumen, um dem Stamm und den Hauptzweigen mehr Kraft zu geben, die Vervielfachung der kleinen Aeſtchen nicht aufkommen laſſen darf.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Halls Reiſen auf die Hochgipfel des Quitoaniſchen Andenzuges.

(Fortſetzung.)

Zweiter Beſuch des Pichincha.

Ende Julius 1832 — alſo lange nach der Abreiſe Bouſſingaults von Quito — trat ich mit Jameſon und einem Dr. Torey aus den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, eine abermalige Reiſe auf den Pichincha in der vorerwähnten Abſicht an.

Die Nacht wurde in der den Leſern ſchon bekannten Grotte zugebracht, und am folgenden Morgen die Wanderung zum Kraterrand angetreten, um wo möglich in die Schlucht hinabzuſteigen. Dieſe Hinabſteigung fanden wir, ungefähr 500 Fuß tief hinab, alſo etwa das Drittel der Schluchttiefe, leichter, als wir vermuthet hatten; da aber hatte unſer weiteres Hinabdringen durch einen lothrechten Abſturz, der unter uns gähnte, ein für allemal ein Ende! Wir hatten nach unſerer Rückkehr etwa eine halbe Stunde auf dem Hochkamm zugebracht, als die Ausſicht durch Nebelgewölke verſchleiert wurde. Das Zuſammentreffen der warmen Luftſtrömung aus der Kraterſchlucht mit dem kalten Luftſtrom oben bewirkt, wie es am Kraterrand erfolgt, einen Niederſchlag der Feuchtigkeit in der Form von wolkenartigen Weben, die uns umwallten, und deren Beobachtung ſehr ergötzlich war. Dieſer ſtete Hader der Temperatur iſt es, der die vulcaniſche Schlucht von oben hinab beinahe immer unſichtbar macht. Von allen den Wanderungen, die ich bis dahin auf den Pichincha unternommen hatte, war dieſe die einzige, wo ich eine Anſicht derſelben erhaſcht hatte.

Bouſſingaults barometriſchen Meſſungen zufolge beträgt die Höhe des Pichincha 15,676 Fuß.*) Durch Berechnung mittelſt des Siedepunkts hatte ich bei einer frühern Beſteigung die Höhe auf 15,704 Fuß geſchätzt. Obgleich Schnee auf den Pichincha fällt, ſo bleibt er doch nie lange auf ihm liegen. Was unter dieſem Namen davon nach Quito gebracht wird, iſt kein Schnee, ſondern Schloſſenmaſſen, die in den Felſenklüften zuſammengefroren ſind. Die Schneegränze unter dem Aequator wird von Humboldt zu 15,756, von Bouguer zu 15,608, und von Leslie zu 15,207 Fuß angenommen; der Pichincha erreicht mithin kaum dieſe Gränze, überdieß trägt wohl die aus der Kraterſchlucht ununterbrochen heraufkommende warme Luftſtrömung zur Erhöhung der auf dem Gebirgskamm herrſchenden Temperatur bei. — Auf dem Cayambé, wo ein ſtufenweiſer Abfall eine breite Schneehalde darbietet, beginnt die niedrigſte Schneegränze bereits mit 14,217, auf dem Cotopaxi mit 15,646, auf dem Antiſana mit 15,858, und auf dem Chimboraſſo erſt mit 16,000 Fuß.**) Gemeiniglich ſteigt überall in den Cordilleren der Schnee zur Sommerszeit, d. i. in der trockenen Jahreszeit, die vom Junius bis zum Octobermonat dauert, tiefer herab, als in der entgegengeſetzten. Unſere Beſteigungen des Cotopaxi und Chimboraſſo fanden nun aber im November und December, alſo nach Eintritt des Winters, oder der naſſen Jahreszeit, und die des Cayambé im October, am Ende des Sommers, ſtatt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Nach Humboldt „über die Vulcane von Quito" (Febr. 1837) beträgt ſie kaum 15,000 Fuß. M.

**) Dieſer Behauptung, welcher zufolge zwiſchen zwei Nevados der Quitoer Anden ein Höhenunterſchied der Schneegränze von 1,738 Fuß ſtattfinde, ſteht der Ausſpruch Humboldts entgegen, „daß in der Provinz Quito die Höhenunterſchiede der Schneegränze auf den verſchiedenen Nevados nur um 38 Toiſen — 238 Fuß — ſchwanke." M.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 6.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

6 Januar 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Ueber die Verachtung der Araber im Orient.

Es iſt gewiß eine ſeltſame Erſcheinung, daß Perſer und Türken das Volk, aus deſſen Schooße der Prophet ihres Glaubens hervorgegangen iſt, mit einer hochmüthigen Verachtung betrachten und behandeln; um ſo ſeltſamer, als ſie vor Muhammed ſelbſt und deſſen erſten Nachfolgern eine abgöttiſche Verehrung hegen, und recht gut wiſſen, daß dieſe alle aus dem reinſten arabiſchen Blute entſproſſen ſind. Es läßt ſich dieſer offenbar erſt in den letzten Jahrhunderten herrſchend gewordene Hochmuth nur aus zwei Dingen erklären: aus dem Stolz auf den Beſitz der Macht und dem Hochmuth einer feineren Bildung. Zum erſten und letztenmal unter der erſten Hälfte der Abbaſſiden-Herrſcher beſaßen die Araber Macht und Bildung, aber die lange Periode der Kraftloſigkeit des Khalifats unter der zweiten Hälfte der Khalifen aus dem Stamme Abbas, während welcher Periode die Macht und Bildung Vorderaſiens auf perſiſche Fürſten überging, mochte wohl zuerſt das Vorurtheil erzeugen, ein Vorurtheil, welches die vorübergehende Macht der fatimidiſchen Sultane nicht zu überwinden vermochte. Als vollends der Einbruch Hulagu's dem Khalifat gänzlich ein Ende machte, ſchwand arabiſche Cultur und arabiſche Wiſſenſchaft mehr und mehr dahin. Arabiſch war und blieb die Sprache der Theologie, aber von dem Sinken und dem Sturze des Khalifats an datirt ſich die Herrſchaft des Perſiſchen als Sprache der Gebildeten in ganz Vorderaſien, und bald auch in Indien. Indeß ſank auch die Herrſchaft des Perſiſchen durch das Eindringen türkiſcher Stämme bald wieder, namentlich vollends durch das Umſichgreifen der osmaniſchen Türken, deren Gewalt nur auf dem Verherrſchen ihres eigenen Stammes mitten unter feindlichen oder wenigſtens fremden Bevölkerungen beruht. Die ſtolzen osmaniſchen Herrſcher nahmen nicht, wie frühere Fürſten aus turkomaniſchem Stamm, das Perſiſche als Staatsſprache an, und von derſelben Zeit an datirt ſich auch die gänzliche Erniedrigung des arabiſchen Stammes. An den türkiſchen Sultan ging die altarabiſche Würde eines Beherrſchers der Gläubigen über, und zu Konſtantinopel ſaß der Scheich el Islam (Vorſtand des Islam), welcher von Rechtswegen ſeinen Sitz hätte zu Mekka haben ſollen, und die arabiſche Nation ſank, ſo weit ſie irgend den Türken zugänglich wurde, zu gänzlicher Knechtſchaft herab; eben damit ſank auch vollends die arabiſche Cultur, und Araber oder Beduine ward gleich bedeutend mit einem rohen, uncultivirten Menſchen.

Der Araber vergab den türkiſchen Hochmuth mit bitterem Haß, und dieſer Haß flüchtete ſich in die Wüſte, wo die Türken ihn nicht mehr verfolgen konnten. Wer in Syrien, in Meſopotamien oder in Aegypten mit der türkiſchen Herrſchaft zerfiel, der flüchtete ſich in die Wüſte, und war gewiß, bei den Arabern Freunde und eine Zuflucht zu finden. Mit Abdel Wahabs Sohne brach der Tag der Rache für die Araber an; überblickt man kurz die Geſchichte der Wahabiten, ſo kann man wohl ſagen, ihr hauptſächliches Streben ſey gegen die Pforte gerichtet, denn auch in Mehemed Ali ſehen ſie nur den Türken, den Feind ihres Glaubens und Namens, welcher ihnen freilich in den Jahren 1815 und 1818 ſchwere Niederlagen beibrachte. Aber die den Wahabis noch nicht einverleibten Araber der ſyriſchen Wüſte folgen in zahlreichen Schaaren den Fahnen Mehemed Ali's und noch mehr denen ſeines Sohnes Ibrahim, und die ganze Geſchichte des ſyriſchen Kriegs bis nach der Schlacht von Koniah beweiſt, daß ſie ſich mit Tapferkeit und perſönlichem Haß gegen die Türken ſchlugen. Die Verachtung, womit man ſie behandelte trägt jetzt ihre Früchte.

In Nordafrika nimmt der Haß der Türken und Araber die Form eines Caſtengeiſtes an. Die wenigen Türken, welche noch in Algier, Oran u. dgl. ſind, betrachten ſchon die Kuluglis, welche doch Türkenblut in den Adern haben, als untergeordnete Weſen, und die Kuluglis ſelbſt ſehen hochmüthig auf die Araber herab. Alle haben ihre beſondere Kaffeehäuſer, und die dortigen Europäer, welche ohne Unterſchied mit allen dieſen verſchiedenen Claſſen und ſelbſt mit den Juden verkehren, ernten davon keinen Dank, ſondern ziehen ſich nur die Mißachtung aller zu, wie in Indien derjenige, welcher ſich mit allen Caſten abgibt, zu der letzten gerechnet wird, weil er auch mit dieſer verkehrt. Dieſes Vorurtheil der Türken wird ſich in arabiſchen Städten, nament-

lich in Syrien und Nordafrika, noch länger erhalten, ſelbſt wenn auch das türkiſche Reich bald in Trümmer zerfallen ſollte.

Rußland.

(Fortſetzung.)

Die erſte Claſſe der Kronvaſallen iſt die der Odnodworzy; ſie iſt ſehr zahlreich, und beſteht aus den Abkömmlingen alter Soldaten, denen man zur Belohnung ihrer Dienſte Ländereien angewieſen hatte. Es befinden ſich darunter auch einige adelige Geſchlechter, deren Ländereien durch die Theilung unter zahlreichen Kindern zerſtückelt wurden, was eine Ukaſe Peter des Großen veranlaßte, worin es heißt, daß er Majorate begründe, damit nicht die Adeligen in die Claſſe der Odnodworzy treten möchten. Dieſe Vaſallen zahlen gewiſſe Abgaben, wie die Kronbauern, liefern Rekruten, aber wählen ſie ſelbſt unter ſich, nach einer von ihnen ſelbſt feſtgeſtellten Ordnung. Die Soldaten aus dieſer Claſſe müſſen nach 15 Jahren entlaſſen werden, wenn ſie ſich keine ſchwere Strafe zugezogen hatten; diejenigen, welche durch die Strapazen oder durch Wunden arbeitsunfähig wurden, müſſen von Abgaben befreit werden. Sie haben das Recht, ihre Streitigkeiten unter einander durch ſelbſtgewählte Staroſten (Aelteſte) entſcheiden zu laſſen, und Landgüter ohne Leibeigene zu beſitzen. Obwohl ihnen das Recht genommen wurde, Bauern zu kaufen und zu verkaufen, ſo können ſie doch diejenigen behalten, die ſie hatten, und ihnen nach Gefallen die Freiheit ſchenken. Ihre Güter können nicht confiscirt werden, ſelbſt nicht wegen Verbrechen, und müſſen an ihre Erben übergehen, ein Recht, welches ſeitdem auch den Bürgern bewilligt wurde. Uebrigens ſind ſie Landbauern, und den Geſetzen über die Bauern unterworfen. Es iſt ihnen auch geſtattet, wieder den Adel anzunehmen, aber ſie werden nicht aus dem Kopfſteuerregiſter geſtrichen, als bis ihre Adelstitel von den Deputirten des Kreiſes und dem Wappenamte des Reichs als gültig anerkannt wurden. Die Kinder der Militärcolonien, welche ſich in den Gouvernements Orenburg, Simbirsk, Kaſan und Tobolsk in großer Anzahl finden, ſind der Militärgerichtsbarkeit unterworfen, frei von Abgaben, aber gezwungen, Soldaten zu werden, mit Ausnahme eines einzigen Sohns von vieren, wenn ich nicht irre, den der Vater wählen und bei ſich behalten kann. Sobald ſie das dienſtfähige Alter erreichen, werden ſie in die Regimenter eingereiht. Der Sohn, der in dem väterlichen Hauſe bleibt, hat das Recht, in der Colonie zu leben, und kann ſeinerſeits wieder einen ſeiner Söhne auswählen, um ihn dem Ackerbau zu widmen.

Die Kronbauern beſitzen und benützen die Ländereien, auf denen ſie leben, ſo zu ſagen als Eigenthum, können aber dieſelben, die auf den Kopf wenigſtens 15 Deſſätinen betragen müſſen, nicht verkaufen; ſie ſtehen unter Aufſicht der Gemeindebehörde, und zahlen einen Obrok oder Abgabe in Silber; manchmal treten perſönliche Frohnen an die Stelle derſelben. Der Obrok iſt, je nach der Art der Ländereien, verſchieden: in einigen Gouvernements beträgt er 3 Papierrubel von einem männlichen Kopfe, in andern $2^1/_2$. Die Bauern ernennen einen unter ſich gewählten Aſſeſſor, der mit dem von dem Adel gewählten Aſſeſſor über alle Geldſachen und andere ſich erhebende Streitigkeiten verhandelt. Ihre Streitigkeiten untereinander werden durch ſelbſt gewählte Staroſten entſchieden. Die, welche wegen Verbrechen erſten Grads von einem Tribunal verurtheilt und nach Sibirien geſchickt wurden, ſind bürgerlich todt; die andern erhalten einen beſondern Diſtrict zum Aufenthaltsort, und ſind gleich den andern Kronbauern den Abgaben unterworfen.

Die Leibeigenen erſter Claſſe ſind diejenigen, welche der kaiſerlichen Familie angehören; mehrere von Leibeigenen bewohnte Güter bilden zuſammen ein Amt, das gewöhnlich aus 300 Köpfen beſteht, und von einem alle drei Jahre gewählten Deputirten, einem Kämmerer, einem Schreiber und einem Amtmann verwaltet wird, der die Streitigkeiten ſchlichtet und die Vormundſchaft über Wittwen und Waiſen führt. Die Bauern können unter einander die ihnen angewieſenen Ländereien nicht vertauſchen, ohne die Zuſtimmung ihrer gewählten Behörden, welche nöthigenfalls an den Miniſter des kaiſerlichen Hauſes referiren. In jedem Kirchſpiel müſſen die Prieſter für die Kinder von 5 bis 10 Jahren Schule halten, und der Vater desjenigen Kindes, das ſich durch ſeine Fähigkeit auszeichnet, hat ein Recht auf die Verminderung der Abgaben. Die Leibeigenen erhalten drei Deſſätinen Land für jede Art Anbau im Sommer, Herbſt und Winter, und außerdem noch einen Garten; alle zehn Jahre wird das Land eines jeden geſchätzt, und man beſtimmt ſeine Abgabe, die von dem Commiſſär der Krone und den Abgeordneten der Leibeigenen berathen wird. Wenn ein Bauer ſeine Abgabe nicht zahlt, ſo wird er dem Gericht überliefert, aber die Gemeinde iſt ſolidariſch für ihn verpflichtet, und zahlt für ihn.

Die Leibeigenen des Adels ſind gehalten, ihren Herren zu gehorchen; wenn ſie aber ein Verbrechen begehen, können ſie keinen Befehl des Herrn für ſich anführen, und werden beſtraft. Sie können am Sonntag zu keiner Arbeit gezwungen werden, und dürfen die Hälfte der Woche für ſich arbeiten. Der Herr hat das Recht, körperliche Strafen zu verfügen, bei grauſamen Strafen aber muß der Gouverneur der Provinz gegen ihn einſchreiten, wenn er nicht ſelbſt ſeiner Abſetzung gewärtig ſeyn will. Die Bauern müſſen im Fall einer Hungersnoth von ihrem Herrn ernährt werden, und dieſer iſt auch verpflichtet, ihnen das nöthige Korn zu liefern, um die nächſte Ernte abwarten zu können.

Der Verkauf von Leibeigenen ohne Land darf bei Strafe der Confiscation dieſer Leibeigenen weder öffentlich auf dem Markte noch überhaupt in Handelsſtädten ſtatt finden; es iſt verboten, den Leibeigenen mehr als die oben beſtimmte Arbeit aufzulegen, um die Schulden des Herrn bezahlen zu können. Die Freigelaſſenen können nicht wieder bei einem andern Herrn Leibeigene werden, und haben das Recht, für 10 Rubel Silber ihre Frauen aus der Leibeigenſchaft loszukaufen. Die Leibeigenen können Handel treiben, ſelbſt in den entlegenſten Provinzen und außerhalb des Reichs, wenn ſie mit einem Paſſe ihres Herrn verſehen ſind; ſie können Poſtmeiſter werden, wenn ihr Herr Caution für ſie leiſtet. Im Allgemeinen regiert ſich eine ruſſi

ſche Gemeinde ſelbſt, nimmt durch ihre eigenen Abgeordneten die Zählung der Leibeigenen vor, die ſich auf dem Gute des Herrn befinden, theilt unter ſich die Ländereien auf drei Jahre, beſtimmt gemeinſam mit dem Delegirten des Herrn über das, was von jedem Kopfe zu zahlen iſt, zahlt den Obrok in Maſſe, ſteht für die Säumigen gut, hat ihre Reſervecaſſe, und genießt im Umkreiſe ihres Wohnſitzes alle Freiheit, die ein ſolcher Zuſtand der Dinge verträgt. Alles dieß bedarf einer reiflichen Ueberlegung, wenn man erwägt, daß die Zahl dieſer Leibeigenen ſechs Siebentel der Bevölkerung ausmacht. [a])

Dieſen kleinen demokratiſchen über ganz Rußland verbreiteten Republiken gegenüber ſtehen in minder großer Zahl die ariſtokratiſchen Republiken, welche ſich gleichfalls durch gewählte Beamte regieren. Alle drei Jahre hat der Adel jedes Gouvernements das Recht ſich zu verſammeln, und verſammelt ſich auch wirklich, um die Beamten zu erwählen, zu deren Ernennung er berechtigt iſt, und die Vorſtellungen und Reclamationen des von der Krone ernannten Gouverneurs zu vernehmen. Dieſer darf ſolche nur ſchriftlich zu ſeiner Kenntniß bringen, und hat in keiner Art das Recht, der Verſammlung des Adels beizuwohnen, oder ihre Berathungen zu ſtören, während der Adel berechtigt iſt, ſie zu gleicher Zeit direct an den Miniſter des Innern gelangen zu laſſen, oder ſogar Abgeordnete an den Senat oder an den Kaiſer zu ſenden. Dieſe Verſammlungen finden in einem Gebäude ſtatt, das in jeder Gouvernementsſtadt beſonders zu dieſem Zwecke beſtimmt iſt. Der Adel des Gouvernements beſiegelt ſeine Acten mit einem eigenen Siegel, und hat ſeine eigenen Archive. Präſidenten dieſer Verſammlungen ſind die Marſchälle des Adels im Gouvernement, die alle drei Jahre von dem Gouverneur der Provinz aus zwei Candidaten gewählt werden, die von dem Adel unter den Marſchällen des Adels der verſchiedenen Kreiſe ernannt worden ſind. Der Adel ernennt die adeligen Räthe der Tribunale, die Richter und Beiſitzer des Gewiſſensgerichts, und die abgeordneten Richter und Aſſeſſoren der Kreistribunale.

Um in der Verſammlung des Adels zu ſtimmen, muß man Güter in dem Gouvernement beſitzen, oder zu den höhern Rangclaſſen gehören, man muß 25 Jahre alt, nicht vom Militärdienſt ausgeſchloſſen geweſen, und wenn man wegen eines infamirenden Verbrechens beſtraft wurde, durch höhern richterlichen Spruch von dem Verbrechen freigeſprochen worden ſeyn. Um die Aemter des Adels in Folge einer Wahl zu verwalten, muß man im Civil- oder Militärdienſt geweſen ſeyn, 25 Jahre haben und 400 Rubel Einkommen aus ſeinen Gütern beziehen. In Bezug auf Weißrußland wurde entſchieden, daß auch die Adeligen, die keinen Rang in den verſchiedenen Claſſen haben, gewählt werden können, wenn ſie einen Orden erhalten haben. Da nun die Orden in Rußland ſo zahlreich ſind, ſo iſt die Bedingung der Wahl kaum eine ſolche zu nennen. Der Grund dieſer Maßregel liegt in der Abneigung des weißruſſiſchen Adels von dem ruſſiſchen Dienſte. Dieſe Provinzen ſind eifrig katholiſch geblieben, trotz aller Bemühungen der Regierung kann man es nicht dahin bringen, die ruſſiſche Sprache einzuführen, und es iſt um ſo ſchwieriger, den daſelbſt herrſchenden polniſchen Nationalgeiſt zu vernichten, als die Bewohner dieſer Provinzen den ruſſiſchen Geſetzen unterworfen blieben, und ſich bei dem polniſchen Aufſtand nicht compromittirten.

(Fortſetzung folgt.)

[a]) Doch wohl nur die Hälfte, da die Kronsbauern allein 8 Mill. männliche Köpfe betragen.

Vertheilung der Medaillen der königlichen Geſellſchaft in England.

Die königliche Geſellſchaft in England ertheilt jährlich zwei goldene Medaillen, von denen die eine dießmal einem Hrn. Whewell ertheilt wurde, wegen einer Reihe von Nachforſchungen über die Fluth. Vor drei Jahren ſchon erhielt ein Hr. Lubbock dieſe Medaille für ähnliche Bemühungen. Die engliſche Regierung hat dieſe Forſchungen auf alle mögliche Weiſe unterſtützt, und im Monat Junius 1854, ſo wie in demſelben Monat 1855 gleichzeitige Beobachtungen auf mehr als 500 Stationen des Küſtenwachdienſtes in Großbritannien und Irland, ſo wie auch an faſt hundert Stationen in Amerika, Spanien, Portugal, Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark und Norwegen anſtellen laſſen. — Die zweite für das Jahr 1857 beſtimmte Medaille wurde nicht zuerkannt, indem, wie es ſcheint, kein Memoire über den verlangten Gegenſtand eingeſendet wurde; es ſollten nämlich „Beiträge zu einem Syſteme geologiſcher Chronologie, gegründet auf eine Unterſuchung der foſſilen Ueberreſte und der dahin einſchlagenden Erſcheinungen" geliefert werden. Warum die engliſchen Geologen hierauf nicht eingingen, läßt ſich ohne Mühe errathen.

Pflanzung und Pflege des Kaffeebaumes in der Umgegend von Havana.

(Fortſetzung.)

Ernte. Die Einerntung der Früchte des Kaffeebaumes muß ſtattfinden, wenn die Hülle der Bohnen eine der Kirſche ähnliche Farbe erlangt hat. Dieſe Reifezeit tritt gewöhnlich gegen die Mitte Septembers ein, und dauert bis in die Mitte Octobers. In dieſer Zeit macht man nach einander vier oder fünf Ernten, bei welchen man nur die ſehr roth gefärbten Früchte von dem Baume nehmen, und diejenigen, die noch grün ſind und ſpäter als die andern reifen, hängen laſſen muß. Man läßt ſie hierauf auf Leinwand und dann in Fäſſern ohne Deckel trocknen. Die Ernte wird nach der Fäſſerzahl berechnet, deren jedes gewöhnlich 25 bis 30 Pfund getrockneten und enthülſeten Kaffee enthält. Es ſind dieß diejenigen Fäſſer, die man mit Weizenmehl von Europa aus nach den Antillen verſchickt. In jeder Fruchthülſe findet man zwei Samen, die den Kaffee bilden, der bei uns im Gebrauch iſt. Unabhängig von dieſer äußern Hülle ſind die Samen noch mit einem leichten Blatt umgeben, das man Pflanzenpergament nennt. Man löst die Kaffeeſamen aus ihren beiden Hüllen mittelſt einer eigenen Maſchine, die aus zwei, oben gefurchten, Cylindern beſteht, zwiſchen denen die Samen, nachdem ſie

von ihrer doppelten Decke befreit sind, hindurchgehen. Man braucht zur Umdrehung dieser Maschine ein Pferd, und zur Ueberwachung und Leitung derselben fünf Männer. Hierauf taucht man die Kaffeesamen in mit Wasser gefüllte Gefäße, um ihre Enthülsung vollständig zu machen, und sie von allen fremdartigen Stoffen zu befreien; ist die Operation des Waschens vorüber, so entleert man dieses Wasser mittelst eines unten am Gefäße angebrachten Loches, wobei man aber darauf zu achten hat, daß es nicht auf besäete oder mit Hauspflanzen bedeckte Ländereien fließt, weil diese Gewächse sonst vertrocknen und in kurzer Zeit zu Grunde gehen würden. Hat der Kaffee diese Operation durchgemacht, so wird er, wie wir oben zeigten, getrocknet, und dann zubereitet und in Fässer verpackt.

Beschneiden der Kaffeebäume. Das Beschneiden ist eine wichtige Operation, wovon die Reichlichkeit und Schönheit der Früchte abhängt. Von dem Augenblick an, wo man dem Wachsthum einer Pflanze in die Höhe Einhalt thut, entwickeln und verbreiten sich natürlicherweise ihre Seitenzweige, indem sie nach allen Seiten Aestchen zweiter und dritter Größe treiben. Alle diese Zweige und Aestchen bedecken sich, wenn das Wetter günstig ist, mit einer beträchtlichen Menge Früchte; allein eben diese Ueberreichlichkeit bewirkt oft die Vertrocknung ihres Nahrungssaftes. Das Abschneiden aller überflüssigen Aestchen, besonders aber derer, die sehr wenig Lebenskraft haben, und schon in der ersten Epoche der Trockenheit zum Tode bestimmt scheinen, ist daher unumgänglich nothwendig. Sind die Zweige und Aestchen in Folge des Beschneidens hinreichend von einander entfernt, so daß die Luft leicht circuliren kann, so ist die runde Form die passendste. Befolgt man alljährlich die nützliche Regel, den Kaffeebäumen ihre schlechten Zweige und Aestchen zu nehmen, schneidet man die alten Stauden ab, um sie durch andere neue zu ersetzen, so wird man ziemlich regelmäßig gute Ernten machen. Das Beschneiden soll vor dem Monat Januar erfolgen, weil auf der Insel Cuba die Vegetation um diese Zeit ihre gewöhnliche Thätigkeit wieder beginnt. Ein Kaffeebaum kann eine Lebensdauer von dreißig Jahren haben. Unter diesen Stauden findet man einige, die, nachdem sie sich während des Frühlings mit Blättern und Früchten bedeckt, in den Monaten Junius und Julius plötzlich in ihren producirenden Aestchen austrocknen. Die Bewohner von Cuba geben ihnen den Namen Macho; ihr inneres Mark zeigt, statt der weißen, eine gelbliche Farbe, mit einer, je nach der Ausgesprochenheit der Krankheit, mehr oder minder starken Färbung. Man sucht die Ursache dieses Uebels gewöhnlich darin, daß die Herzwurzel dieser Pflanzen keine senkrechte Richtung im Boden genommen habe. Eine aufmerksame Untersuchung der Wurzeln dieser verkümmerten Bäume zeigte jedoch, daß die Ursache dieser Krankheit nicht in der verfehlten senkrechten Richtung der Hauptwurzel, sondern in dem Vorhandenseyn und der gefräßigen Thätigkeit mehrerer weißen Insecten liege. Einige Pflanzer von Cuba neigen sich zu der Ansicht, man müsse die Krankheit dieser Bäume dem Dünger zuschreiben, den man auf den Boden streut. Wäre dieß jedoch die Ursache des Uebels, so würde es vorzugsweise die jungen Pflanzen — denn man düngt den Boden nur zur Zeit der Pflanzung — nicht aber schon alte Bäume treffen, weil dann der zersetzte Dung keine Theile mehr hat, die schädlich werden könnten, und sich ganz in Düngererde verwandelt hat. Wie reichlich auch immer die Bewässerung seyn mag, sie schadet dem Kaffeebaume nie; denn läßt man auch ein wenig Wasser in den Furchen um jede Staude herum, so bringt die Hitze es bald zur Verdünstung.

Düngung. Die röthlichen in eine gewisse Tiefe reichenden Erden können ihre Productionskraft zehn Jahre lang behalten, ohne daß man nöthig hat zu Dünger zu greifen. Doch muß dieses Mittel, den Boden zu verbessern, von Zeit zu Zeit angewendet werden, wenn man regelmäßig reichliche Ernten bekommen will. Statt eines gut zubereiteten und vollständig zersetzten Düngers, begnügt man sich oft damit, um jeden Kaffeebaum herum einen Haufen Mais- oder Hirsestängel mit ihren noch grünen Blättern zu legen. Die schnelle Vertrocknung dieser Stängel bewirkt ihre Einverleibung mit dem Boden und die Verbesserung desselben durch ihre Zersetzung. Jätungen mit dem Spaten oder auch mit der Pferdehaue, wenn die Pflanzungsart der Kaffeebäume die Anwendung der Letztern gestattet, wären von großem Nutzen für das Wachsthum und die Befruchtung dieser Stauden.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Sir John Barrow hat in der Versammlung der geographischen Gesellschaft angekündigt, daß die englische Regierung beschlossen habe, eine kleine Niederlassung an der Nordküste von Australien zu gründen, um die rasch sich vermehrende englische Schifffahrt durch die Torresstraße zu schützen, und die englischen Unterthanen in den Stand zu setzen, an dem gewinnreichen Handel Theil zu nehmen, welchen die die Trepangfischerei treibenden Buzbis aus den Aeru-Inseln, Celebes u. s. w., so wie überhaupt im indischen Archipel, treiben.

In einer der neueren Sitzungen der geographischen Gesellschaft in London kündigte ein Hr. Wheelwright an, es sey kein Zweifel mehr, daß in kurzem Dampfboote über das atlantische Meer nach Panama und von da nach Sydney in Australien gehen würden, ohne einen anderen Aufenthalt, als den bei Lahetti, um Kohlen an diesem ziemlich in der Mitte zwischen beiden gelegenen Punkte einzunehmen. Die Entfernung betrage 11,000 (engl.) Meilen, und werde ungefähr in 60 Tagen, die Hälfte der bisher nöthigen Zeit, zurückgelegt werden; er selbst sey beschäftigt, die Dampfschifffahrtsverbindung längs dem Westufer Südamerika's von Valparaiso nach Lima und Panama zu befördern, und hoffe die Sache bald in Stand zu setzen.

Der Handel von Vandiemensland ist in raschem Fortschritt begriffen, die Einfuhr nimmt ab, während die Ausfuhr an Werth zunimmt. Während des Jahres 1836 liefen 292 Schiffe ein, mit 58,142 Tonnen — 58 Schiffe und 2509 Tonnen mehr als im Jahr 1835; der auslaufenden Schiffe waren 277 mit 52,780 Tonnen, 52 Schiffe mehr, aber 780 Tonnen weniger als im Jahr 1835. Die Einfuhr fiel im Jahr 1836 auf 538,240 Pfund, 25,406 Pfund weniger als im Jahr 1835, während die Ausfuhr auf 520,125 Pfund stieg, was eine Vermehrung von 99,444 Pfund über das Jahr 1835 war. (Hobart Town Courier.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 2** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Das neuere französische Drama.** (Fortsetzung.) — **Die Raubbrüder.** (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6—7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Morgenblatts jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 7.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Januar 1838.

Die Franzosen und die Juden in Nordafrika.

Die europäische humane Bildung, welche, wenn nicht gerade ein Vorurtheil der Farbe ins Spiel kommt, alle Stämme und Religionen mit gleicher Rücksicht behandelt, scheint den Franzosen in Nordafrika einen fatalen Streich gespielt zu haben: die allgemeinen Begriffe von Menschenrecht verführen uns nur allzu oft, die herrschenden Meinungen anderer Völker, wenn sie dagegen verstoßen, als leicht zu beseitigende Thorheiten und Irrthümer zu betrachten, deren Macht und Einfluß wir dann viel zu gering anschlagen. Als die Franzosen Algier eroberten und ihre Herrschaft allmählich auszubreiten versuchten, boten sich ihnen die Juden als scheinbar sehr nützliche und über ihre Befreiung von dem schweren, auf ihnen lastenden Joche sehr erfreute Bundesgenossen und Unterhändler dar. Es ist mehr als zweifelhaft, ob sie wirklich nützlich, und kaum gewiß, ob sie über ihre Befreiung sonderlich erfreut sind. Allerdings lastete eine furchtbare Tyrannei auf ihnen, und die ganze muhammedanische Bevölkerung ließ sie, weit mehr als je einen Christen, ihre Verachtung fühlen. Man wird es von Seite der Franzosen gar nicht einmal sehr verdienstlich, sondern vielmehr ganz natürlich finden, daß sie nach der Eroberung die Juden auf gleichem Fuße mit den andern Einwohnern behandelten, ja wahrscheinlich noch besser, weil sie bei den Juden Dank gesäet zu haben glaubten, und man gegen diejenigen freundlicher gesinnt ist, denen man eine Wohlthat erzeigt zu haben glaubt, als gegen diejenigen, welche man verletzt zu haben gewiß ist. Aber was war die Folge? Ein Schreiben aus Oran im Journal des Debats vom 17 Nov. v. J. sagt: „die Geschichte aller Völker bietet uns Beispiele von gewaltthätigen Reactionen, die um so grausamer waren, je mehr die Völker durch Sklaverei herabgewürdigt waren. Die Juden hatten weder den Muth, noch die Kraft, gegen die Araber dieselben Grausamkeiten zu begehen, wie die Schwarzen von St. Domingo gegen ihre weißen Herren, aber schlau und hinterlistig, wie sie waren, ließen sie keine Gelegenheit entschlüpfen, die Moslems zu plagen und zu demüthigen.“ Nichts mußte leichter für sie seyn, als sich der Franzosen zu bedienen, um ihre alten Dränger zu kränken, und mit einer gesetzlichen Autorität bewaffnet, die Moslems fühlen zu lassen, daß sie nicht mehr die Herren des Landes seyen. Darum sagten auch die Araber, in ihrer poetischen Art sich auszudrücken, die Franzosen hätten die Juden „auf den Thron erhoben.“

Doch wäre die Sache dabei stehen geblieben, so wäre das Uebel, so sehr es auch dazu beitrug, die Moslems den Franzosen zu entfremden, nur vorübergehend gewesen. Aber die Juden mischten sich als Dolmetscher und Unterhändler in Alles, und jener oben erwähnte Brief sagt gerade zu: „Seit unserer Ankunft in Afrika hatten wir immer Juden zu Rathgebern und Agenten. Die ganze Geschichte unserer Occupation läßt sich in den Namen Bacry, Busnac, Durand, Amar und Lasry zusammenfassen, welche in den Augen der Araber eine viel wichtigere Rolle spielten, als die auf einander folgenden Gouverneure, welche nur ihre Namen zu Intriguen hergaben, deren Geheimniß sie nicht kannten. Amar war es, der den Doppelvertrag machte, welcher den Namen des Generals Desmichels trägt. Lasry gab den Rath zur Contribution von Tlemecen, und brachte sie auch zum Theil in Ausführung, Durand arbeitete ein halbes Jahr an dem Tractat von der Tafna, und wenn derselbe ohne seine directe Dazwischenkunft unterzeichnet wurde, so geschah dieß bloß, weil er die Zeit mit einer Intrigue bei dem General Bressard verlor, während General Bugeaud handelte; und unter denjenigen, welche mit Achmed Bey unterhandelten, als man mit diesem einen Frieden abzuschließen versuchte, figurirte wieder Busnac. Sie kennen besser als irgend jemand die Gründe, weßhalb wir in Afrika so wenig Fortschritte gemacht haben, denn so oft man sie als Agenten brauchte, um Eine Angelegenheit in Ordnung zu bringen, verwirrten sie dafür zehn, um ihre Dienste stets unentbehrlich zu machen.“

Wäre dieser letzte Grund der einzige, so dürften sich die Franzosen noch glücklich schätzen, aber es ist mehr als bloß wahrscheinlich, daß sie auch schon diplomatisch daran gearbeitet hatten, die Aufgabe von Algier herbeizuführen, wie der Verfasser der Lebensbeschreibung von Achmed Bey *) fast zur Evidenz dargethan hat. Der Grund läßt sich allenfalls erklären.

*) S. Ausland, Jahrgang 1837 Nr. 281 ff.

Es ſtrömen mehr und mehr Europäer nach Algier mit großen Capitalien und einem ausgedehnten Credit; dieſe ſind natürlich furchtbare Concurrenten der Juden im Handel, und werden den letztern am Ende nur den Kleinhandel im Innern laſſen. Die chriſtlichen Arbeiter, welche ſich nach und nach in den größern Städten niederlaſſen, arbeiten beſſer und vielleicht auch wohlfeiler als die Juden, und dieſe ſehen ſich deßhalb wie im Großhandel ſo auch in den Gewerben bedroht. Während des Kriegs im Innern trieben die Juden allein den Handel mit der Küſte und den Franzoſen, man brauchte ſie als Vermittler; mit der Herſtellung und Befeſtigung des Friedens aber wird dieſe Stellung unnütz, und ein directer Verkehr muß ſich nach und nach zwiſchen den Europäern und den Landeseingebornen feſtſtellen. Der Verfaſſer des oben erwähnten Briefs im Journal des Debats ſagt hierüber gar nicht unrichtig: „das Geld, das unſere Kaufleute ihnen ſtreitig machen, hat für ſie mehr Werth, als die bürgerliche Freiheit, die wir ihnen bringen wollten.“ Sie würden die üble Behandlung der Moslems gern wieder verſchmerzen, wenn ſie nur noch ſo leicht, wie früher, bei den reichen, unwiſſenden Türken Geld verdienen könnten. Die Franzoſen müſſen übrigens ſich von dieſen Helfershelfern und Zwiſchenträgern mehr und mehr losmachen, wenn die Verhältniſſe mit den Landeseingebornen friedlich bleiben ſollen. An Anlaß zu Unfrieden fehlt es ohnehin nicht, und ſie brauchen nicht auch noch durch habſüchtige Handelsleute neue Streitigkeiten anregen zu laſſen.

Rußland.

(Fortſetzung.)

Eine Verſammlung des Adels kann nicht als Geſammtheit vor die Tribunale geladen werden, man kann ſie nur in ihren Commiſſarien verfolgen; ihre Glieder können nicht in Maſſe wegen ihrer Handlungen in der Verſammlung verfolgt werden; nur wenn ſie ſich ungeſetzlicher Weiſe organiſirt, wird ſie mit einer Geldſtrafe von 200 Rubeln belegt, und wenn ſie ungeſetzliche Beſchlüſſe faßt, kann ſie caſſirt werden.

Ein Adeliger — und man darf hiebei nicht vergeſſen, daß der Adel auch durch den Civil- oder Militärdienſt ſelbſt in den unterſten Rangſtufen erworben wird — kann ſeinen Adel nie verlieren, als in Folge von Hochverrath, Mord, Raub, Diebſtahl, Fälſchung oder wegen Verbrechen die mit entehrenden Strafen belegt werden. Hierüber darf nur durch Urtheilsſpruch eines Tribunals entſchieden werden, von dem man an den Senat und von da an den Kaiſer appelliren kann. Ein Adeliger kann nur von einem aus Seinesgleichen zuſammengeſetzten Tribunal gerichtet werden. Da der Adel perſönliche Freiheit genießt, ſo hat ein Adeliger auch das Recht, in den Dienſt einer fremden Macht zu treten; ſobald aber der Staat ſeine Dienſte erfordert, muß er dieſer Aufforderung Folge leiſten. Uebrigens müſſen Gutsbeſitzer alle fünf Jahre ſich in Rußland ſtellen. Ein Adeliger kann den Civil- und Militärdienſt verlaſſen, wenn es ihm gefällt. Der Adel jedes Gouvernements hat das Recht, Candidaten für alle Civilſtellen vorzuſchlagen; zu dieſem Ende werden die Adeligen, welche dienſtfähig ſind und einen Rang haben, alle drei Jahre von den höhern Beamten eingeladen, die Anzeige zu machen, ob ſie angeſtellt werden wollen, und in welchem Gouvernement. In der Verſammlung des Adels, die bald darauf ſtattfindet, wird durch Ballotage hierüber entſchieden, und die Namen derjenigen, welche am meiſten Stimmen vereinen, werden von den Civilbehörden nach St. Petersburg an die Regierung geſchickt. Hier wird bei jeder Vacatur dem Senat und dem Kaiſer die Liſte der Candidaten vorgelegt, zugleich mit der Angabe ihrer Bitten, ihrer Anciennetät im Dienſte und der Zahl der Stimmen, die ſie in der Verſammlung erhalten haben. Niemand kann unter ſeinem Range angeſtellt werden, und die Adeligen ohne Claſſenrang erhalten einfache Commisſtellen in den verſchiedenen Miniſterien.

Die Städtebewohner, welche das Bürgerrecht beſitzen, verſammeln ſich gleichfalls auf Befehl des Generalgouverneurs alle drei Jahre, um den Bürgermeiſter und die Gemeinderäthe zu wählen und der Regierung Vorſtellungen zu machen. Um Wähler oder wählbar zu ſeyn, muß man 25 Jahre haben und 50 Rubel Steuer zahlen. Die andern Bürger können der Verſammlung beiwohnen, haben aber kein Stimmrecht. Ein Bürger kann nur von den Civiltribunalen gerichtet und ſeiner Freiheit und ſeiner Güter nur durch Urtheilsſpruch wegen der im Geſetze vorgeſehenen Verbrechen beraubt werden. In den Gouvernementsſtädten wählen ſie alle drei Jahre die Richter der Civiltribunale, welche von dem Civilgouverneur beſtätigt werden müſſen, und alle Jahre die Vorſteher und Beiſtände der Friedensgerichte. Jede Bürgerſchaft beſitzt das Recht, dem Civilgouverneur Vorſtellungen zu machen, hat ihr eigenes Siegel, ihre Archive und ein beſonderes Haus für ihre Verſammlungen. In Finnland und in den Oſtſeeprovinzen ſind alle dieſe Rechte noch viel ausgedehnter.

Ich weiß nicht, wie dieſe innere Organiſation Rußlands den Reiſenden und Schriftſtellern entgehen konnte, denn ſie iſt von hoher Wichtigkeit, und erklärt mehr als alle politiſchen Räſonnements den Widerſtand des Volks im Jahr 1812 und die darauf erfolgten Ereigniſſe. Durch eine natürliche Folge dieſer Organiſation haben alle Bemühungen der ruſſiſchen Regierung zur Schwächung der hohen Ariſtokratie das Reſultat, den Einfluß der mittlern Claſſe zu vermehren, oder richtiger geſagt, eine Mittelclaſſe aus dem Schooß dieſer Maſſe von Leibeigenen und Sklaven jeder Art, die man nicht minder fürchtet, hervorgehen zu laſſen.

Demnach iſt die Politik des Kaiſers Nikolaus dieſelbe, wie die aller Kaiſer ſeit Peter I. man will den hohen Adel in den Dienſt ziehen, ihn fern von ſeinen Gütern halten, ihm neben den Ehrenſtellen koſtſpielige Aemter verleihen, um ſeine Reichthümer zu vermindern und ihm die Mittel zu liefern, ſeinen durch die Ausgaben im Militärdienſt und den Luxus, welchen die Hofſtellen erfordern, begonnenen Ruin zu vollenden, indem man ihm Capitalien auf ſeine Güter leiht, wovon nothwendig auf dieſe Weiſe ein großer Theil an die Krone fallen muß. Die erſten Reſultate dieſer Maßregel waren auch wirklich ſo

wie man ſie erwartete. Unter der Kaiſerin Katharina, unter den Kaiſern Paul und Alexander beeilten ſich die ruſſiſchen Fürſten und Adeligen ihre Güter zu verlaſſen, und in St. Petersburg ihr Vermögen zu verſchwenden. Der unter den Ruſſen überhaupt herrſchende Geiſt der Verſchwendung unterſtützte nur allzu gut die Politik der Regierung; man baute einen prachtvollen Palaſt, um ein Feſt zu geben, man verſchwendete zehn Jahre von ſeinem Einkommen in Uniformen und Schlachtpferden, um die Gunſt Kaiſer Pauls zu gewinnen, man verpfändete ſeine Güter, um zu St. Petersburg eine Cadettenſchule oder eine philanthropiſche Anſtalt zu gründen, und dem Kaiſer Alexander zu gefallen; ebenſo folgte man in den erſten Jahren der Regierung des Kaiſers Nikolaus allen Launen des Herrſchers, ohne die Summen zu beachten, die es koſtete. Einige dieſer Höflinge ſtellten durch die Günſt des Hofes ſelbſt ihr Vermögen wieder her, die bei weitem größte Anzahl aber ruinirte ſich.

Seit etlichen Jahren verließen einige dieſer ruinirten Adeligen den Dienſt, indem ſie ihre bisherige Lebensweiſe nicht fortſetzen konnten, und zogen ſich auf ihre Güter zurück, um zu ſparen, und ſie allmählich wieder aus den Händen der Regierung loszukaufen. Dieß geſchah im Anfang der Verwaltung des Finanzminiſters Grafen v. Cancrin, der ſich bemühte, in Rußland den Geſchmack für induſtrielle Unternehmungen zu verbreiten. Bisher hatte der Adel ſich begnügt, von dem Ertrage der Arbeit ſeiner Bauern zu leben, einige aber, die gut berathen waren, und ſich durch die ausnehmend niedern Kornpreiſe warnen ließen, verſuchten Fabriken zu gründen, welche ſchnell große Reſultate lieferten; auf dieſe Weiſe ſtellten ſie in wenigen Jahren ihr im Staatsdienſt vermindertes Vermögen wieder her, und kauften ihre Güter los. Von dieſem Augenblick an ward es gewiſſermaßen zur Mode, Induſtrie-Etabliſſements zu beſitzen; die im Dienſt gebliebenen Adeligen wollten gleichfalls dergleichen gründen, und beauftragten ihre Intendanten damit, erlitten aber auf dieſe Weiſe bedeutende Verluſte, was ſie bewog, diejenigen Adeligen nachzuahmen, welche auf ihren Gütern wohnten und ihre Etabliſſements ſelbſt beaufſichtigten. So ſind jetzt Moskau und alle Gouvernements jenſeits dieſer Stadt voll Manufacturen und Werkſtätten, die eine ungeheure Zahl von Arbeitern beſchäftigen. Tücher, Baumwollen-, Seiden- und Wollenzeuge, Porzellan, Glas, kurz alle Verbrauchsgegenſtände werden gegenwärtig zu Moskau und in den genannten Gouvernements fabricirt, und zwar zu ſo niedern Preiſen, daß die Verbote, welche Graf Cancrin ſeit ſieben Jahren gegen die engliſchen Waaren in Kraft geſetzt hatte, vor kurzem als unnöthig aufgehoben wurden. Zu St. Petersburg hat man dieſe neuerliche Aufhebung der Einfuhrverbote als eine von Lord Durham bewirkte Conceſſion betrachtet, und man bemüht ſich ohne Zweifel, ſie in London unter dieſem Geſichtspunkte darzuſtellen; die Wahrheit iſt aber, daß die ruſſiſche Induſtrie ſich ſtark genug glaubt, dieſes neue Syſtem zu wagen, und die Einfuhr engliſcher Producte gegen einen beſtimmten Zoll zuzulaſſen, ohne die Concurrenz zu fürchten.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Poujoulats wiſſenſchaftliche Reiſe in den Orient.

(Aus der Revue du XIX Siècle.)

Die Journale machten verſchiedene von Poujoulats Bruder, der ſich gegenwärtig im Orient befindet, aus Athen, Smyrna und Konſtantinopel geſchriebene Briefe bekannt. In ſeinem letzten Schreiben aus Konſtantinopel meldete der junge Reiſende, er ſey im Begriff, ſich nach Bagdad auf den Weg zu machen; er ſollte einen indiſchen Kaufmann, naturaliſirten Engländer, der ſich in die Khalifenſtadt begab, zum Führer erhalten. Zwei Schreiben des jungen Reiſenden, das eine aus Alntab vom 17 September, das andere aus Aleppo vom 5 October, die über Alexandria eintrafen, ſetzen ſeine Freunde in Stand, ſeiner kühnen Reiſe zu folgen. Der Treuloſigkeit des indiſchen Kaufmanns wegen konnte Poujoulat nicht bis Bagdad gehen; allein er machte, von ſeiner Wißbegierde und ſeinem Durſte nach Belehrung getrieben, intereſſante Ausflüge in wenig bekannte Gegenden, und in einige andere, wohin noch kein Europäer gedrungen war. Nach ſeiner Abreiſe von Konſtantinopel begab er ſich anfangs nach Ancyra, dem jetzigen Angora; von Angora ging er nach Juzgaz, von Juzgaz nach Cäſarea (Kaiſarieh), von Kaiſarieh nach Sivas, dem alten Sebaſte; von Sivas nach Malatia, dem alten Melitene. Letztere Reiſe hat ein höheres Intereſſe für die Geographie, da hierüber noch keine Nachweiſung vorhanden iſt. Von Malatia ging der muthige Reiſende nach Orfa, dem alten Edeſſa, der Hauptſtadt von Meſopotamien; von Orfa nach Samoſata (jetzt Schempſat in Syrien, und ehemalige Hauptſtadt von Komagene); von Samoſata nach Ji-Bir, von Ji-Bir nach Turbeſſel.

Poujoulat kam dreimal über den Euphrat. Vor ſeinem Eintritt in die der ägyptiſchen Herrſchaft unterworfenen Länder mußte er ſich mitten auf der Ebene von Turbeſſel, und ohne einen andern Schutz als ein zerfetztes Zelt, einer ſiebentägigen Quarantäne unterziehen. Von Turbeſſel ſchlug er den Weg nach Alntab ein, und von hier begab er ſich nach Aleppo. In Alntab verweilte er vierzehn Tage, um ſeinen Reiſegefährten in Kleinaſien, Bontey, der von den ausgeſtandenen Strapazen krank geworden, wieder zu Kräften kommen zu laſſen. Am 6 October reiſte er von Aleppo ab, um über Hama und Homs die Ruinen von Palmyra zu beſuchen; von Homs mußte er den Weg nach Damascus einſchlagen, und Syrien durchwandern. Der junge Reiſende erduldete harte Strapazen und Elend aller Art auf ſeinen großen Ausflügen durch Bithynien, Galatien, Cappadocien und Meſopotamien; allein dieſer ausharrende Eifer und dieſe Unerſchrockenheit werden der Erdkunde zum Nutzen gereichen.

Pflanzung und Pflege des Kaffeebaumes in der Umgegend von Havana.

(Schluß.)

Dieſen Bemerkungen über die praktiſche Cultur des Kaffeebaumes, die wir Hrn. Barbara verdanken, der auf der Inſel Cuba mit Recht für einen der beſten Angronomen gilt, glauben wir einige Details über dieſe Pflanze und ihre Producte, ſowie über den Gebrauch dieſer letztern beifügen zu müſſen, die geeignet ſind, die Aufmerkſamkeit des Leſers in Anſpruch zu nehmen.

Der Kaffeebaum (Coffea arabica) ist eine stets grüne, 12 bis 15 Fuß hohe Staude. Seine Blätter stehen einander gegenüber, sie sind oval, lanzenförmig und spitzig; er zeigt in den Monaten Julius und August denen des Jasmins ähnliche, weiße, angenehm riechende Blüthen. Ihre rothen Beeren enthalten zwei Samenkörner, welche reifen, und auf die oben von Hrn. Barbara angegebene Weise getrocknet und zubereitet werden. Diese Früchte kommen selbst in den Pariser Treibhäusern zur Reife. Diese Staude wächst wild im glücklichen Arabien; sie ward zuerst im Jahr 1690 von den Holländern nach Batavia verpflanzt. Unser Pariser botanischer Garten erhielt ungefähr zu derselben Zeit einige Reiser. Unsere Colonien in den Antillen verdanken die Erwerbung dieser nützlichen Pflanze Hrn. Desclieux, der, nachdem er aus den Pariser Treibhäusern zwei Kaffeebaumreiser an sich gebracht, den Muth besaß, während eines augenblicklichen Wassermangels auf der Ueberfahrt seine Portion Wasser zu opfern, um diese jungen Stauden, womit er unsere Colonialbesitzungen bereichern wollte, zu erhalten. Der Kaffee des glücklichen Arabiens ist unter allen der beste. Man nennt ihn nach dem Namen des arabischen Hafens, von wo aus die bedeutendsten Versendungen dieses Products nach den andern Welttheilen gemacht werden, Mokakaffee. Der Kaffee der Insel Bourbon, der seiner Form und seinem Wohlgeruche nach große Verwandtschaft mit dem Moka-Kaffee hat, ist der beste nach dem aus der ursprünglichen Heimath dieser Pflanze. Erst im Jahr 1752 fingen die englischen Colonisten von Jamaica an, den Kaffeebaum anzubauen; in den französischen Antillen dagegen war dieser Culturzweig durch die Sorgfalt des Hrn. Desclieux schon seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts bekannt. Die Insel Cuba beschäftigte sich mit der Cultur des Kaffeebaumes im Großen, so wie mit der des Zuckerrohrs, erst seit den Unglücksfällen von St. Domingo und seit der blutigen Katastrophe, welche viele französische Colonisten nöthigte, sich mit ihren Capitalien und ihrer Betriebsamkeit nach der Havana überzusiedeln. Ein Kaffeebaum mittlerer Größe trägt gewöhnlich ein Pfund Kaffee. Ein großer Kaffeebaum in voller Kraft liefert drei bis vier Pfund Kaffee. Man schätzt das Erträgniß der Kaffeebäume aller Welttheile auf 200 Millionen Pfund. Bei dieser ungeheuren Masse tritt Arabien mit nur 16 Millionen auf. Großbritannien erhält jährlich 40 Millionen Pfund Kaffee. Zwanzig Millionen Pfund werden im Lande verbraucht, der Rest wird ausgeführt. Die Einfuhr des Kaffee's beläuft sich in Frankreich, nach einem mittleren Jahresdurchschnitt, auf 45 Millionen Pfund; davon liefern ihm die Vereinigten Staaten beinahe 15 Mill. Pfund, die Insel Hayti ungefähr 7 Millionen, die Insel Cuba 5 Millionen, Brasilien 2 Millionen, die französischen Colonien, mit Indegriff der Insel Bourbon, 6 Millionen. Der Rest kommt ihm indirect über die Hansestädte, Belgien, Holland und verschiedene andere Länder zu. Die neuen Republiken spanischen Ursprungs in der neuen Welt treten, wegen ihres anarchischen Zustandes, bei diesen Versendungen nur mit der armseligen Quantität von 500,000 Pfund auf. Frankreich führt von den 45 Millionen Pfund, die es erhält, nur 15 Millionen aus; seine Consumtion beträgt sonach 30 Millionen, 50 Proc. mehr als die der brittischen Inseln.

Die Vortrefflichkeit des Kaffee's hängt größtentheils von der Art und Weise ab, wie man die Bohnen röstet; werden sie zu stark geröstet, so verlieren sie ihren Wohlgeschmack und Wohlgeruch; sie bekommen den bittern Geschmack, den alle carbonisirten Stoffe besitzen. Seit einiger Zeit läßt man sie an warmer Luft dörren, wodurch sich ihr Wohlgeruch und Geschmack besser erhalten soll. Die meisten Cafetiers und Köchinnen kochen ihren Kaffee eine Zeit lang, um, wie sie sagen, alle Kraft herauszuziehen; allein das Sieden des Kaffee's zerstört sein aromatisches Oel und seinen Wohlgeruch. Die Asiaten zerstoßen ihren Kaffee in einem Mörser, statt ihn zu mahlen, wie es in Europa geschieht. Diese Methode bewahrt sein Aroma. Sie trinken das Mark zugleich mit der Flüssigkeit, und nehmen selten Zucker dazu; sie machen ihren Kaffee gewöhnlich mit einem halben Litre Wasser auf anderthalb Unzen Pulver. Unter den europäischen Nationen machen die Franzosen den besten Kaffee, der der Holländer und Deutschen ist schwarz und stark, der der Engländer schwach und wenig gefärbt. Letztere gebrauchen zur Bereitung dieses Getränks um die Hälfte weniger Pulver als die Holländer. Mittelst einer neuern Methode bereitet man vorzüglichen Kaffee, indem man gemahlenen oder vielmehr gestoßenen Kaffee, im Verhältniß von drittehalb Unzen auf ein Litre Wasser, in einer mit weiter Mündung versehenen Flasche einweichen läßt; nach Verschließung der Flasche muß die Einweichung (infusion) zwölf Stunden dauern. Hierauf stellt man die Flasche in eine mit Wasser gefüllte Casserole, und lüftet den Pfropf ein wenig. Ist das Wasser in der Casserole in Siedezustand versetzt, so bildet und vervollkommnet sich der Kaffee in der Flasche mittelst des siedenden Wassers. Klärt man ihn, so erhält man ein vollkommenes Getränk mit allen diese aromatische Frucht auszeichnenden Eigenschaften. Das auf diese Weise zubereitete Getränk läßt sich ohne Schwächung lange Zeit in einem gut verschlossenen Gefäß aufbewahren.

In medicinischer Hinsicht ist der Kaffee ein mächtiges Reizmittel; er verschafft große Linderung bei Engbrüstigkeit; er ist ein wirksames Stärkungsmittel in den durch Arbeit oder Abmattung, oder in Folge von Krankheiten erzeugten Schwächen; er stärkt die Gehirnthätigkeit gegen die Dünste von alkoholartigen Flüssigkeiten. Die Teriakis von Konstantinopel und andern levantischen Seehäfen, die im Uebermaß Opium genießen, sind wegen der äußersten Erschlaffung ihres Nervensystems, ohne Nachwehen davon zu verspüren, im Stande, bis zu fünfzig Tassen Kaffee täglich zu trinken.

Alte Karte.

Hr. Tastu, der die balearischen Inseln zu literarischen Zwecken besuchte, fand während seines Aufenthalts zu Majorca in der Bibliothek des Grafen von Montenegro eine merkwürdige Karte; sie ist auf Velin, sehr groß, vortrefflich ausgeführt und im Jahr 1529 von Gabriel de Valsegua entworfen. Nach einer beigefügten Note gehörte sie dem Amerigo Vespucci, welcher sie für 120 Ducaten erkauft hatte. Die Karte kam nach Florenz, wo sie Cardinal d'Espuig, der Oheim des Grafen von Montenegro, kaufte. Sie ist nicht nur interessant, weil sie Zeugniß gibt von der Ausdehnung und der Genauigkeit der geographischen Kenntnisse jener Zeit, sondern sie wirft auch ein Licht auf einige bestrittene Punkte in der Geschichte der Schifffahrt. Sie liefert, eben so wie der werthvolle catalonische Atlas von 1375 den Beweis, daß die Erfindung flacher nautischer Karten nicht dem Prinzen Heinrich von Portugal gebührt, wie viele Schriftsteller behaupten, sondern daß sie viel älter ist. Auf einem der Ränder befindet sich eine arabische Inschrift

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Ankündigung einer Viertel-Jahrsschrift.)

Nr. 8.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

8 Januar 1838.

Trachten in Mejico.

(Aus Mühlenpfordts Reiſen.)

Eine auffallende Revolution haben die Kleidertrachten der Mejicaner erlitten; ſie ſind jetzt durchgängig im Schnitte der neuen Pariſer oder Londoner Mode. Die vielen Fremden, welche ſeit 1824 Mejico zuſtrömten, die europäiſchen, beſonders franzöſiſchen, Schneider und Putzmacherinnen, welche ſich hier niederließen, haben dieſe Revolution bewirkt. Statt des ehemals allgemein, ja faſt ausſchließlich, üblichen Schwarz ſieht man die Damen jetzt überall in helle, bunte Farben gekleidet. Nur zur Meſſe gehen ſie, der alten ſpaniſchen Sitte getreu, beſtändig ſchwarz, das Haupt bedeckt mit der reizenden ſpaniſchen Mantilla; den Fächer, Gebetbuch und Taſchentuch in der Hand, ſpaziert die Dame, von einer oder mehreren Dienerinnen begleitet, in langſamem ſtolz-graciöſem Schritte zur Kirche, mit einer Grandezza, wie man ſie nur in Spanien noch ſieht. Gewiß nicht mit Unrecht hat man behauptet, daß unter den Frauen aller Nationen des Erdbodens nur die Spanierinnen und ſpaniſchen Creolinnen zu geben verſtehen. Hüte tragen die Damen nicht, wenigſtens nur im Theater und beim Reiten.

Mehr der alten Sitte treu, tragen ſich die Frauen der niedern Stände, wenn gleich auch bei ihnen die einfachen dunkeln Farben den hellen und bunten Platz gemacht haben. Ihre Tracht iſt ein weiter Rock mit hohen Friſuren und Stickereien um den untern Theil, eine Art Mieder ohne Aermel, aus deſſen Armöffnungen die ſchön genähten und fein gefältelten Aermel eines mehr oder minder feinen Hemdes hervorſehen, und über den Kopf ein ſchleierförmig herabwallendes Tuch von durchſichtigem weißem Zeuge. Dieß iſt der Putzanzug, zu dem noch ſeidene Schuhe kommen, in welchen die Füße meiſtens ſtrumpflos ſtecken. Beim gewöhnlichen Anzuge fehlt das Mieder gemeinlich ganz, und nur das vorn und hinten fein in Falten gelegte Hemd bedeckt den Obertheil des Körpers, während der Kopf ſtatt des feinen weißen Schleiertuches mit einem blau oder roth und weiß gewürfelten Shwal von Baumwolle, im Lande ſelbſt gewebt, überhangen iſt. Das lange, glänzend-ſchwarze Haar iſt ganz dicht und glatt an den Kopf gekämmt, vorn gerade geſcheitelt, und, in lange Flechten gewunden, kreuzweiſe über den Rücken gelegt, und um den Gürtel befeſtigt, der mittelſt einer Art Schärpe oder Binde feſt eingeſchnürt.

Auch die Kleidung der Männer dieſes Standes (Trigenios, Quarterones, Mertices, Mulatos, Zambos ꝛc.) hat noch viel von ihrer alten Eigenthümlichkeit. Den Fuß bekleiden Schnürſtiefeln von ſchwarzem, gelbem oder rothem, oft Wildleder. Ein eng um die Hüften ſchließendes Beinkleid, daſelbſt mit einer Schärpe, häufig von rother Seide mit Goldfranzen, welche hinten zugebunden wird, befeſtigt, von Mancheſter, Tuch oder leichtem Zeug, oder reich geſtickt, oft mit Gold- oder Silbertreſſen und Schnüren beſetzt, bedeckt den untern Theil des Körpers. Es iſt bis zum Knie offen, und mit ſilbernen Knöpfen beſetzt, die häufig auch bis oben hinaufgehen. Oft iſt dieß Beinkleid kurz, reicht nur bis etwas unter die Mitte der Wade hinab, und endet in zwei bis auf den Fuß reichenden Spitzen. Unter ihm blickt ein äußerſt weißes, oft künſtlich in Falten gelegtes, Unterbeinkleid hervor. Den obern Theil des Körpers bedeckt entweder bloß das weiße, oft hübſch und künſtlich gefaltete, oft an der Bruſt geſtickte und daſelbſt offene Hemd mit hohem Kragen, oder man trägt über dieſem noch eine Art kurzer Jacke aus Kattun. Den Kopf bedeckt der Charro, ein Filzhut mit breiter Krempe, ſchwarz, braun, ſilberfarben oder weiß, mit einer ſchmalen Silber- oder Goldtreſſe (oder dicken Schnüren mit Franzen) umſchlungen, die Krempe mit einer dergleichen eingefaßt.

Am getreueſten ihrer alten Sitte ſind in Hinſicht ihrer Kleidertracht die Indier geblieben. Wie in den Zeiten des Cortez tragen ſie noch jetzt kurze, baumwollene, um den Gürtel gebundene Beinkleider, und über ihnen den Rock oder das Hemd ohne Aermel — das Ichcapilli — aus blau und weiß geſtreiftem Wollenzeuge, zuweilen auch nur dieſes allein, während die Beine nackt bleiben. An den Füßen tragen ſie zuweilen Sandalen aus Leder oder Geflecht aus den Faſern der Agave americana oder der Aloë ixtli; den Kopf bedeckt, ſtatt des ehemaligen Federſchmuckes, ein breitgerandeter Stroh- oder Filzhut. Hemden ſieht man bei den azteliſchen Männer ſelten oder nie.

Die Kleidung der azteliſchen Frauen beſteht in einem Hemde und einem wollenen Rocke. Häufig tragen auch ſie den Ichcapilli.

Rußland.

(Fortsetzung.)

Ein merkwürdiger Umstand ist dabei, daß die Verpfändung der Ländereien, welche seit der Kaiserin Katharina angewandt wurde, um den Adel zu ruiniren [a]), und ihn unter den Einfluß der Krone zu bringen, dießmal dazu diente, ihnen ihr Vermögen und die ganze Unabhängigkeit, deren sie fähig sind, zurückzugeben. In der That haben die Industrie-Etablissements seit zehn Jahren einen so großen Ertrag abgeworfen, daß die Adeligen, denen es an Capitalien zur ersten Begründung von Fabriken fehlte, ihre Ländereien zu 6 Proc. verpfändeten, indem das entlehnte Capital durch den Betrieb irgend eines Industriezweigs 16 — 18 Procent eintrug. Diese Vortheile werden sich vermindern, aber der Weg ist einmal eingeschlagen, die Leibeigenen an Fabrikarbeit, der Adel an den Aufenthalt auf seinen Gütern und an Handelsideen gewöhnt, welche einen Geist von Unabhängigkeit einflößen; die Nothwendigkeit, ihre Producte abzusetzen, nöthigte sie, namentlich zu Moskau, mit den Kaufleuten zu verkehren und mit ihnen auf einem gewissen Fuß von Gleichheit zu leben. Auf der andern Seite geben sich die Leibeigenen mehr als jemals mit dem Handel ab. Die Zahl der Kaufleute hat sich seit zehn Jahren beinahe verdoppelt, und Adel und Leibeigene sind sich somit auf dem Terrain des Handels entgegengekommen, was in wenigen Jahren große Veränderungen in Rußland nach sich ziehen muß. Zu St. Petersburg zählte man im Jahr 1832 unter 15 Einwohnern Einen, der sich mit Industrie beschäftigte, zu Moskau Einen unter 51; seit dieser Zeit hat sich die Zahl der Industriellen in Moskau vervierfacht. Die nachfolgenden Zahlen beweisen hinreichend, wie groß diese Vermehrung war. In dem J. 1831 bis 1835 stieg die Zahl der Kaufleute erster Gilde von 615 auf 690, zweiter Gilde von 1191 auf 1517, dritter Gilde von 18,952 auf 20,099, die Zahl der Bauern, welche Erlaubniß hatten Handel zu treiben, von 1601 auf 1992, die der Commis von 7139 auf 7970. Unter den Adeligen, welche zu Moskau Kaufleute und Fabricanten geworden sind, und sich ausschließlich mit ihrem Gewerbe beschäftigen, zählt man die größten Namen Rußlands. Der Fürst Nikolaus Trubezkoi fabricirt seine Tücher, der Fürst Meschtschereki raffinirt Zucker, der Fürst Nikolaus Soltikow fabricirt gleichfalls Tücher, der General Orlow Krystalle und Glas u. s. w. Alle diese Adeligen sind jung oder in der Kraft der Jahre, sie haben alle den Dienst verlassen, und nur Ehrenämter wie die von Hofcavalieren und Kammerherren beibehalten.

Moskau, dieser alte Mittelpunkt der moskowitischen Aristokratie, ist jetzt eine Manufacturstadt wie Lyon, aber der Geist der Opposition gegen den Hof- und Staatsdienst hat darum nicht abgenommen, im Gegentheil, er ist stärker geworden, und muß noch mit jedem Tage zunehmen, aber er wird sich noch modificiren, und der Geist aristokratischer Coterie wird sich in ein Bewußtseyn der positiven Interessen und in Verachtung der Gunstbezeugungen der Gewalt umwandeln. Moskau ist darum nicht minder eine treue Stadt, dem Kaiser ergeben, und die Aufnahme, die er jedes Jahr dort findet, beweist dieß hinreichend; aber diese Ergebenheit hängt mit dem besondern Charakter des Kaisers Nikolaus zusammen, und ist eine Folge des russischen Geistes, den er zeigt, und des Eifers, mit dem er die Fortschritte der Industrie begünstigt. Von dem Augenblick an, wo ein Beherrscher Rußlands einen Angriffskrieg begänne, welcher ungerecht oder dem Handel nachtheilig wäre, von dem Tage an, wo er über die möglichen Folgen einer Ausdehnung der Industrie sich unruhig zeigen würde, würde Moskau, von seinen neuen Interessen beherrscht, der Regierung ernste Hindernisse entgegensetzen. So ist Moskau als industrielle Hauptstadt Rußlands die beste aller Garantien gegen die Eroberungsprojecte Rußlands in Bezug auf Europa, wenn es je deren hegte.

Man kann den öffentlichen Geist Moskau's und der Handelsstädte Rußlands aus der nachfolgenden Thatsache beurtheilen. Die Liebe zu dem Souverän und der Beifall, den man im Allgemeinen seinen Ansichten zollt, sind stark genug, daß man ihm nöthigenfalls freiwillige Geschenke votirt, wie im Junius des Jahrs 1836 die Kaufleute zu Nischnei-Nowgorod thaten, welche zu den Kais an der Wolga, wozu der Kaiser auf seiner Reise den Plan entworfen hatte, anderthalb Millionen Rubel votirten. Aber der Kaiser, der auf diese Weise mehrere Millionen fände, könnte in Rußland kein Anlehen zu Stande bringen. Mitten unter der großen financiellen Wohlfahrt des Reichs fehlt es der Regierung an Credit, denn der Handelsgeist der Russen erkennt recht wohl, daß die Willkür und der Credit nicht neben einander bestehen können. Wenn man also Europa durch die Waffen und den Krieg beherrschen wollte, müßte man in eine Beschränkung der Gewalt willigen, die trotz aller oben beschriebenen Institutionen noch absolut genug ist, um ganz willkürliche Handlungen begehen zu können. Als der Kaiser die ungeheuren Kosten des Lagers von Kalisch bestreiten wollte, wandte er sich, wie man mir erzählte, an den Finanzminister, welcher genöthigt war, die in der Douane von St. Petersburg lagernden Waaren mit einer außerordentlichen Steuer von 12½ Procent zu belasten. [b])

Wirft man einen Blick auf die innere Organisation Rußlands, so fällt die Schwierigkeit in die Augen, neue Auflagen von Grund und Boden zu erheben, ohne die Vorrechte des Adels und eines großen Theils der Bürgerschaft zu vernichten. Die stets wiederkehrenden Bedürfnisse der Regierung, welche allein für die vom Kaiser Nikolaus erschaffene Marine ungeheure Summen bedarf, können nur auf Kosten des Handels gedeckt werden. Um aber den Handel zu unterstützen, und ihm

[a]) Diese ganze Darstellung ist verfehlt, und die tiefe Absicht der russischen Regierung nichts weniger als erwiesen. Wie kann man wohl glauben, daß die Banken den Ruin des Adels bezwecken sollten, da sie ihm ja durch die jährliche Tilgung von 1 Procent die Mittel geben, die Schuld zu vermindern. Auch ist der Zinsfuß zu 5 Procent niedriger als der gesetzmäßige, und bei weitem unter dem hergebrachten, der in Rußland wie in jedem neuen Lande sich nach der Leichtigkeit richtete, mit der man das Capital vortheilhaft verwenden kann.

[b]) Hier ist der Verfasser falsch berichtet. Die Zollerhöhung fand nach dem polnischen Kriege 1831 statt, lange vor Kalisch.

die Mittel zu geben, sich zu bereichern, muß man einen öffentlichen Credit erschaffen, und ihm Absatzwege eröffnen, und diese beiden Dinge sind nur möglich durch eine Beschränkung der obersten Gewalt, und durch eine Erweiterung des Verkehrs Rußlands mit Europa, d. h. indem man einen Weg einschlägt, der dem von dem Kaiser Nikolaus bisher verfolgten diametral entgegengesetzt ist. Man kann ohne Anmaßung behaupten, daß der gegenwärtige Souverän Rußlands oder sein Nachfolger unfehlbar dieser doppelten Nothwendigkeit gehorchen werden.

Ich habe während meines Aufenthalts in Rußland oft jene, über menschliche Kräfte hinausgehende, Macht bewundert, welche dieses Land zu einer geselligen Freiheit führt, trotz der Wege, die man einschlägt, um es zu verhindern. Zu den riesenhaftesten Anstalten Rußlands gehören die Findelhäuser. Zu Moskau namentlich dienen sie zugleich als Leihhäuser; denn vermittelst dieser Anstalten leiht die Krone auf die Güter des Adels. Das mit dem Findelhause verbundene Leihhaus deckt reichlich durch seinen Gewinn die ungeheuren Kosten der Findelhäuser, welche Tausende von Kindern enthalten. Ich habe schon erwähnt, wie diese Anlehen einer großen Anzahl grundbesitzender Adeligen die Mittel lieferten, irgend eine Industrie zu betreiben, die sie nach und nach von St. Petersburg entfernt, und zum Rücktritt aus dem Staatsdienste veranlaßt. Aber die von der Regierung begründeten und so reich dotirten Findelhäuser dienen nicht bloß dazu, den Einfluß der Krone auf die Aristokratie und zugleich den aristokratischen Geist zu brechen, sondern sie tragen auch zur Bildung einer Bürgerclasse bei. Schon seit langer Zeit scheute sich die russische Regierung nicht, die Erzeugung natürlicher Kinder zu begünstigen, um die Bevölkerung zu vermehren. [1]) Dieß war der Grundgedanke bei der Bildung dieser Anstalten, in denen die Kinder, je nach ihren Fähigkeiten vertheilt, alle Professionen ergreifen, alle Studien betreiben können, und aus denen sie in die Akademien und in das Geniecorps überzutreten das Recht haben. Man zählt gegenwärtig mehrere Generale, hochgestellte Verwaltungsbeamte u. dgl., die aus den Findelhäusern hervorgingen. Der berühmteste Astronom Rußlands gehört dieser Classe an, aus der man, wie bemerkt wurde, Gesinnungen in die Gesellschaft mitbringt, die sich nie verlöschen. In dieser Classe und in der reicher Kaufmannssöhne findet man in Rußland die liberalsten Ideen, die jedoch allerdings häufig mit einer lebhaften Dankbarkeit für den Kaiser, und namentlich für die verstorbene Kaiserin Maria, die so viel für die Findelhäuser that, verbunden sind.

Einige Worte über die öffentliche Erziehung. Der öffentliche Unterricht, der wahre Unterricht begann, was auch die Russen sagen mögen, wie alles Andere, mit Peter dem Großen. Die ersten Lehrmeister der Nation waren in der That die Barbiere, die auf Befehl Peter des Ersten den Russen den Bart abnahmen. Dieß war der erste Schritt. Aber der Wille Peters des Großen, der in einem Augenblick Städte, Flotten und Armeen schuf, konnte nicht auch plötzlich eine öffentliche Erziehung schaffen, und Petersburg war bereits gegründet, als die Aufklärung und die Civilisation, welche aus diesem Haufen von Gebäuden und Häusern eine einflußreiche Stadt in Europa und die Hauptstadt eines ungeheuren Reichs machen sollten, noch gar nicht vorhanden waren. Der Kaiser gründete, wie bekannt, allenthalben Normalschulen, in denen von Fremden die Lehrer unterrichtet wurden, welche ihrerseits andere unterrichten sollten. Eine Marineschule und eine Ingenieurschule wurden zu Petersburg errichtet, und Marine- und Schifffahrtsschulen zu Pskow, Nowgorod, Jaroslaw, Moskau und Wologda. Andere Schulen wurden in allen Klöstern gegründet, und alle Adeligen und Beamten erhielten Befehl, ihre Kinder dahin zu schicken. Ein Jahr später wurde dieser Befehl auf alle andern Classen ausgedehnt. Im letzten Jahre seiner Regierung endlich entwarf Peter der Große den Plan zur Akademie der Wissenschaften, deren Eröffnung jedoch erst nach seinem Tode stattfand.

Der Weg war nun eröffnet. Schon die Kaiserin Anna verbot, Soldaten und Unterofficiere, die nicht lesen könnten, avanciren zu lassen; sie schuf das erste Cadettencorps zu Petersburg, gründete Schulen zu Astrachan für die Kalmücken, zu Kasan für die Tataren, und befahl zuerst, daß das Ministerium jährlich einen Rechenschaftsbericht über den Stand des öffentlichen Unterrichts abfassen solle. Als die Kaiserin Elisabeth den Thron bestieg, setzte sie Geldstrafen für die Familienväter fest, welche ihren Kindern keine angemessene Erziehung geben würden, und während ihrer ganzen Regierung, unter der auch die Universität Moskau gegründet wurde, verfuhr sie in demselben Geiste. Peter III beschäftigte sich während seiner kurzen Regierung mit der Erziehung der Söhne des Adels; diejenigen, deren Eltern Landgüter mit weniger als 1000 Bauern besaßen, wurden in die Cadettencorps aufgenommen. Die Kaiserin Katharina faßte den öffentlichen Unterricht mit dem ihr eigenen großartigen Geiste auf. Ihr erster Schritt war die Begründung des Findelhauses. *) Ein Jahr später wurden Pensionate für Kinder aller Stände errichtet, Elementarschulen in allen Städten begründet, und eine große Anzahl ausgezeichneter Männer war stets mit Erweiterung und Verbesserung des öffentlichen Unterrichts beschäftigt. Unter der Regierung der Kaiserin Katharina sah man zum erstenmal ein Beispiel jener Freigebigkeit, das sich später unter dem Adel und den Kaufleuten Rußlands, und namentlich in der Familie, die ich nennen werde, so oft erneute. Procop Demidow widmete ein Capital von 5200 Rubel dem Unterhalt von 100 Schülern der Handelsschule. Der Kaiser Paul beschäftigte sich namentlich mit der Erziehung der Kinder und Waisen von Militärs: man gründete zu Petersburg eine Anstalt für alle Soldaten- und Unterofficierssöhne dieser und der benachbarten Garnisonen. Die Eltern, welche ihre Kinder bei sich behalten wollten, mußten ihnen eine ganz ähnliche Erziehung geben, wie diejenige, welche sie in den Schulen erhalten hätten.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Abermals eine Beschuldigung der widersinnigsten Unsittlichkeit gegen die Regierung; wie überall sind in Rußland derlei Anstalten aus philanthropischen Motiven entstanden, und die austretenden Findelkinder gehören doch meist der niedrigen Classe an.

*) Ukase vom 1 September 1765.

Chronik der Reisen.

Halls Reisen auf die Hochgipfel des Quitoanischen Andenzuges.

(Fortsetzung.)

3) Reise zu den Obsidianfelsen von Quisca.*)

Da Boussingault von dem Vorhandenseyn einer Obsidianmasse in der Nähe der Maierei von Sisibamba, im östlichen Cordillerenzuge (der Quito-Anden), Kunde erhalten hatte, so unternahmen wir am 27 Julius 1831 einen Ausflug dahin, um sie zu untersuchen.

Auf dem Wege dahin kommt man durch das Dorf Gnapulo, welches an einer vom Machangara bewässerten Schlucht auf einer Halde liegt. Die zierliche Kirche desselben ist ihrer Bauart, ihres Heiligenschreins aus Korallen und ihres wunderthätigen Madonnenbildes halber weit und breit berühmt.**)

Die Hütten der aus Ureingebornen bestehenden Bevölkerung sind von dem dichten Pflanzen- und Baumwuchs so umwoben, daß sie in der Landschaft kaum sichtbar sind, und so die Kirche in stiller Abgeschiedenheit und einsamer Schöne dasteht. Die Fülle des Mimosenwuchses längs beiden Seiten des Pfades, der gegen 1468 Fuß tief von Quito hinabläuft, deutet die Annäherung eines milderen Klima's an. Wenn man aus der Schlucht kommt, durch welche der Machangara dem Gualladamba zufließt, sieht man sich in Cambaya, einem von Ureingebornen bewohnten Dorf, in dessen Gärten schon Zuckerrohr gebaut wird, welches aber auf dieser 8000 Fuß gelegenen Höhe drei Jahre zur Reife braucht. Auch Orangen, Citronen, kleine Aguacates, Granadillas, dann eine Mimosenart, mit köstlich duftenden gelben Blüthen, sind vorhanden. Jenseits Cambaya kommt man über eine im Lande sogenannte Socadon-Brücke,***) deren Anlegungsweise wir bei diesem Anlasse angeben wollen: Es wird an der einen Uferseite eines Flusses eine Landzunge aufgesucht, die schmal genug ist, ohne große Schwierigkeit durchstochen zu werden. Ohne alle Anwendung von maurer- oder zimmermännischer Arbeit wird nun (das Wie gibt der Vers. nicht an) ein Bogen oder Gewölbe (also eine Art von Tunnel!) durchgebrochen, und eine Strecke des Flußbettes so ausgetieft, daß das Gewässer nach dem Tunnel hingeleitet wird, und fortan durchströmt. Die Landzunge bildet solchergestalt eine Brücke über diese unterirdische Flußbettstrecke. Der Reisende ist daher öfter befremdet, wie er über den Fluß gekommen, ohne eine Brücke oder Fähre gesehen zu haben; denn auf den ersten Anblick hält man eine Socadon für ein Werk der Natur, und nur das alte Strombette zeugt vom Gegentheil.

Die Schlucht von Gichi, durch die wir hierauf kamen, ist eine jener furchtbaren Bergspalten, welche im ganzen Hochlande von Quito so häufig sind. Sie erstreckt sich von der Grundfläche der östlichen Cordilleren bis zum Bette des Gualladamba hin, und mag wohl über tausend Fuß tief seyn. Ihre allenthalben lothrecht abstürzenden Wände zeigen, daß sie urplötzlich durch einen vulcanischen Vorgang entstanden ist. Längs des Flusses, von dem sie durchströmt wird, windet sich ein schmaler Pfad hin. Eine Legua vom Ausgange der Schlucht entfernt liegt die Maierei von Sisibamba.

Die Creolen hegen wenig Geschmack am Landleben, und scheinen diese Sinnesweise von ihren spanischen Altvordern überkommen zu haben. Im ganzen Gebiete von Quito — und wir dehnen diese Bemerkung auch auf die Striche von Cuenca und Guayaquil aus — gibt es nicht mehr als etwa ein halbes Dutzend Landsitze, welche irgend eine Rücksicht auf Anstand oder Wohnlichkeit verrathen. Uebrigens sind alle wie nach einem und demselben Plane angelegt, und weichen nur etwa in der Größe von einander ab. Ihr Baustyl ist der klösterliche. Ein großer, viereckiger Hofraum, von Corridoren umgeben und auf der einen Seite eine Capelle mit einem steinernen Kreuz. Düstere, unbehagliche Gemächer ohne Glasscheiben, und kaum eine Thüre, welche leidlich schließt; dafür aber ein Ueberfluß an offenen Gängen und Giebdächern, als wie wenn es auf dem Hochlande der Quitoanischen Anden an frischer Luft gebräche. Einige Rosensträucher hier und da deuten das Vorhandenseyn eines sogenannten Gartens an, worin jedoch wenig mehr als Alfalfa oder Raden zum Viehfutter gebaut wird, denn von allen Künsten ist die Gartenkunst die allerunbekannteste in dieser Region des mittägigen Amerika's.

Sisimba gehört einem der reichsten Einwohner von Quito, Namens Valdivieso. Die Maierei liegt dicht an der Grundfläche der östlichen Cordillere (oder der Cordillere des Antisana und Cotopaxi) und hinter ihr erheben sich die Paramos, welche die Triften und Sennalpenebenen der Maierei ausmachen. Das auf diesem Hochgelände gezogene Vieh kommt später auf die Auen oder „Potreros," von wo es auf den Markt nach Quito gebracht wird.

Die Ureingebornen — Indianer — welche im buchstäblichen Sinne des Wortes die Leibeigenen der Landeigenthümer, eine Zubehör der Maiereien ausmachen, wohnen in Hütten. Auf manchen Gütern, besonders derjenigen, wo keine Viehzucht getrieben wird, beläuft sich ihre Zahl öfter auf mehrere Hundert, welche zur Verfertigung eines groben Zeuges, genannt „Bayeta," verwendet werden. Wenige von diesen Ureingebornen sprechen oder verstehen spanisch, dagegen wird die Quichuasprache, oder das Altperuanische*) gemeiniglich von allen creolischen Landeigenthümern und ihren Aufsehern wie Verwaltern gesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bei Humboldt „Quinche." „Die obsidianreiche Hochebene von Quinche" (Poggendorf Annalen, Febr. 1837) M.

**) Anziehend dürfte es für den Leser seyn, hiermit nachstehende Schlußstelle der oft angeführten Humboldt'schen Abhandlung „Ueber die Vulcane K.," zugleich die Schilderung seiner ersten Pichincha-Besteigung enthaltend, zu vergleichen. „Die Boca de Nanon, ein natürliches Thor in der kleinen Hügelkette, welche die Grasebene von Junaquito oder Annaquito begränzt, führt in einen kleinen Kessel, dessen Boden 840 F. tiefer, als diese Ebene liegt. Ein Dorf, Gnapulo genannt, dessen schöne Kirche mit dorischen Säulen geziert ist, liegt an dem engen Becken. Das Ganze gleicht einer offenen Gangkluft, und man kann sich kaum der Besorgniß erwehren, daß in einem Lande, das so großen Umwälzungen der Erdoberfläche noch immer ausgesetzt ist, die Bergkluft sich einmal schließen, und Dorf sammt Kirche mit dem wunderthätigsten aller Heiligen, beider von Quito spurlos in Schutt vergraben werde."

***) Der Vers. hält diese Brückenart für europäisch-spanischen Ursprungs, weil die Incas sich nur der Hängebrücken aus geflochtenen Zweigen über große Flüsse bedient hätten, fügt jedoch hinzu, seines Wissens gäbe es in Europa kein Muster einer solchen Socadon. Nun drängt sich aber die Frage auf, wenn sie spanischen Ursprungs, wie kommt es denn, daß man in der Halbinsel keine dergleichen antrifft? M.

*) Hiermit ist wohl das Quitena, oder die im Gebiet von Quito übliche Mundart der Quichua gemeint. Sie soll dem Cuzcano oder Alt-hochQuichua am fernsten stehen, und unter allen fünf Mundarten dieser Sprache die ausgeartetste seyn. M.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 9.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Januar 1838.

Die neapolitanischen Fischer.

(Mit einer Abbildung.)

Der Golf von Neapel, das Paradies schwärmerischer Reisender, ist der Tummelplatz und die Werkstätte der Lazzaronis und das Feld, das sie nach allen Richtungen bearbeiten und so lange ausbeuten, als ihnen Santa Lucia die Augen vor der Schärfe des Salzwassers schützt, um was sie auch jährlich in einem eigenen Kirchenfeste gebeten wird.

Im frühesten Morgenrothe durchziehen, wie schwimmende Vögel, die bunten Barken die glänzende Fläche nach jenen Plätzen, aus deren Tiefe die lüsternen Taucher sich muthig und unermüdet heraufholen, was ihnen den Unterhalt des Tages verschaffen soll; ein Körbchen Austern, eine seltene Muschel oder irgend eines von den Myriaden Wundern des Meeres, manchmal auch eine von den häutigen Polypen, welche sich mit ihren Armen an den Fuß des Tauchers anklammern, und bis zur Größe einer Melone hohl aufblähen, bis derselbe durch einen Biß ihre Luftdichte zerstört und sich so von ihr befreit — sind oft Alles, was er frühzeitig nach der Stadt und dort lautschreiend zu Markte bringt.

Eben so frühzeitig schwanken auch schon die Hunderte von schwer beladenen Barken mit Früchten und Fischen aller Art aus den benachbarten Städten zur Landung, während sich schon der Molo von Seite der Städter bevölkert und an vielerlei Punkten die Oefen knistern, und sich zum Maccaroni- und Tritturamahle der Taucher rüsten.

Kaum hat sich aber der erste Strahl der Sonne über den feurigen Wasserspiegel erhoben, und die Wolkensäule auf Vater Vesuv vergoldet, so hat sich auch schon nahe bei St. Lucia eine Heerde von schaukelnden Nachen mit lautem Geschnatter um ein schwimmendes Dörfchen versammelt, zappelnd vor Ungeduld und Begier nach der gewohnten Ladung Aqua Solfurea, einem leichten, aber sehr gesuchten Mineralwasser, welches an dieser Stelle mitten aus dem Meere lustig emporsprudelt.

Jetzt ist aber auch schon der ganze Golf in Bewegung; im Hafen wird's lebendig, durchdringend pfeifen die Signale auf den großen Masten, die Trommel des Castell dell' Ovo wirbelt durch das schallende Ave des unmetrischen Glockengehämmers der nähern und fernern Kirchthürmchen, und dumpf schlagen die Kanonen von St. Elmo und schwer auf die Meeresfläche nieder ihre Grüße an die feierlich heranziehenden Schiffe, von denen aus dem schnell auffahrenden weißen Rauchknäuel langsam der schwächere Donner ihrer Geschütze auf der Meeresfläche einherrollt.

So bewegt der Golf am Morgen ist, so schwer seufzet er unter der Last des Tages und seiner kochenden Hitze, vor der sich flüchtet, wer nur immer kann. Nur selten sticht eine grellfarbige Gondel mit neugierigen Reisenden in dieser Zeit vom Ufer und schaukelt hin, unter Sonnenschirmen vergraben, mit dem offenen Guide in den Händen und Lunetten auf den Nasen nach den nahen Inseln, während der braune Barcarole mit seiner rothphrygischen Mütze und nackten Armen emsig das Segel zu drehen sucht, um sein Ruder zu schonen.

Der Abend erst wieder erneuet das Fest: wenn nur noch der Gipfel des Vesuvs im Purpur glänzt, und, von Anacapri aus gesehen, St. Elmo's Flagge in der Ferne die Schattenmassen krönt, die sich von Pozzuoli bis Resina immer dichter niedersenken und aus dem Knäuel der weißen Mauern und Kuppeln die tausend rothen Aeuglein blinken, die geschäftig durch einander laufen, bis der Mond sein grämlich Silber auf alle Wellenspitzen streut, und sein flimmerndes Gefolge die bleichen Mauern unter dunkeln Cypressen kalt erleuchtet. Lustig steigen dort und da Raketen zwischen den dunklen Cypressen der nahen Gärten hoch in die Lüfte, und zierlich schimmern die farbigen Lampen, wie leuchtende Tulpen, von der Villa-Reale herüber durch das lange Schattenfeld, welches die dunkle Felseninsel ihnen entgegen breitet. Bald fängt auch dieses an sich zu regen. Drei Flammen in gleichmäßiger Entfernung ziehen auf dem schwarz glänzenden Spiegel feierlich an der Schattenseite den felsigen Ufern Capri's entlang, und stellen sich in dieser Nähe im Dreieck zu einander fest. Es sind die Barken der Fischer, welche zu gewissen Zeiten hier durch den vorgehaltenen Schimmer ihrer Pechpfannen eine eigene Gattung Fische auf die Oberfläche locken und auf eine eigenthümliche Weise mit der Harpune fangen. Die Barken, an deren Vordertheile, nach Art einiger Schiff

des Alterthums, zwei große roth eingezeichnete Augen eingegraben ſind, bilden aus einiger Ferne mit ihren kühn über die Brüſtung hinausragenden und von den hochbrennenden Fackeln ſcharf erleuchteten Fiſchern gleichſam ein großes, mit feurigen Augen im Dunkeln leuchtendes Raubthier, welches von Zeit zu Zeit mit dem ſcharfen Dreizack ſeiner gelenkigen Zunge ſeine Beute unverſehens packt und laut plätſchernd aus den Wellen zieht.

Wenn hoch der Mond am Himmel ſteht, und der Fang ergiebig war, nähern ſich die feurigen Schwimmer und ziehen laut ſingend an den hohl wiederhallenden Felſenriffen vorüber zu ihren Hütten, aus denen ſie bald wieder die erſten Strahlen der Morgenröthe zu neuer Arbeit rufen.

Rußland.

(Fortſetzung.)

Ich habe bereits bemerkt, welche Fortſchritte die Civiliſation unter der Regierung Kaiſer Alexanders machte. Während 25 Jahren war ſeine Aufmerkſamkeit ſtets auf die öffentliche Erziehung gerichtet. Der Kaiſer erließ, nachdem er mehrere Univerſitäten gegründet oder umgeſchaffen hatte, ein allgemeines Reglement für den öffentlichen Unterricht, welches die glücklichſten Reſultate für das Reich hatte. Nach dieſem Reglement muß der Hauptort jedes Gouvernements ein Gymnaſium von vier Claſſen, jede zu einem Jahre, haben. Es ſoll darin gelehrt werden: 1) Reine und angewandte Mathematik und Experimentalphyſik; 2) Geographie, Statiſtik und Geſchichte; 3) Philoſophie und Staatswirthſchaftslehre; 4) Naturgeſchichte, Technologie und Handelswiſſenſchaften; 5) Latein; 6) Deutſch; 7) Franzöſiſch und 8) Ruſſiſch. Der Unterricht war unentgeltlich, und man wurde aufgenommen, wenn man bewies, daß man in einer Diſtrictsſchule die nöthigen Vorbereitungskenntniſſe erworben hatte.

Die Diſtrictsſchulen waren in zwei Claſſen getheilt; man unterrichtete darin in der Religion und heiligen Geſchichte, in den Pflichten des Menſchen und Bürgers, in der ruſſiſchen Grammatik, in der Schön- und Rechtſchreibekunſt, der allgemeinen Geographie und den Grundſätzen der mathematiſchen Geographie, in der Geſchichte und den Anfangsgründen der Phyſik, der Naturgeſchichte und Technologie. Bei jeder Pfarrkirche in Städten und auf dem Lande wurde eine Kirchſpielſchule errichtet, worin man im Leſen, Schreiben, Rechnen, der Religion und Sittenlehre Unterricht ertheilt. Die ehrenvollen Auszeichnungen, welche im Jahre 1801 für den Lehrſtand und die aus den Schulen hervorgegangenen Zöglinge feſtgeſetzt worden, waren in folgender Weiſe geregelt: Jeder Rector einer Univerſität hatte den Rang der fünften Claſſe, jeder ordentliche Profeſſor den der ſiebenten, die Doctoren den achten, die Magiſter der freien Künſte den neunten, die Candidaten den zwölften, und die Studenten, welche ihre Claſſen abſolvirt hatten, gehörten von nun an zur vierzehnten Claſſe. Den Rang als Collegienaſſeſſor und Staatsrath konnte man nur in Folge eines vor einer ruſſiſchen Univerſität beſtandenen Examens erhalten, und um den Angeſtellten die Mittel zur Erlangung der erforderlichen Kenntniſſe zu erleichtern, wurden durch Ukaſe vom 6 Auguſt 1809 während des Sommers zwei öffentliche Curſe zu St. Petersburg eröffnet. Zu gleicher Zeit erhoben ſich auf allen Punkten Rußlands zahlreiche Specialſchulen, unter andern die Schule der Wegeverbindungen, welche unter der Leitung franzöſiſcher, aus der polytechniſchen Schule hervorgegangenen und von Napoleon dem Kaiſer Alexander zugeſchickter Ingenieure ſtand, die Lootſen- und Schiffbauſchulen, ſo wie die Handelsſchulen zu Odeſſa und Taganrog, welche man den Bemühungen des Herzogs von Richelieu verdankt, die Forſt- und Ackerbauſchulen u. ſ. w.

Dieſe Fortſchritte ſind groß. Unter der Regierung des Kaiſers Nikolaus, der auf Alles aufmerkſam iſt, und ſich vorgenommen hat, die Wohlfahrt der Mittelclaſſe in phyſiſcher und geiſtiger Beziehung zu begründen, waren dieſe Fortſchritte ungeheuer und ſo raſch, daß die ruſſiſche Regierung bei ihrem jetzigen Syſtem das Bedürfniß fühlt, die Bewegung zu mäßigen. Dieſer Gedanke ſcheint mir wenigſtens in einer Ukaſe des Kaiſers Nikolaus angedeutet, welche im Mai 1837 erſchien. Durch dieſe Ukaſe wurde in der ganzen Ausdehnung des Reichs den Directoren der Gymnaſien verboten, zu den Wohlthaten des dem Adel und den Bürgern geſtatteten Unterrichts auch die Söhne nicht freigelaſſener Leibeigenen zuzulaſſen. Hier beginnt augenſcheinlich eine neue Aera in der Geſchichte der ruſſiſchen Civiliſation.

Gleich im Anfang ſeiner Regierung ſtellte der Kaiſer an die Spitze des Departements des öffentlichen Unterrichts einen Mann von ausgezeichnetem Verdienſt und Gelehrſamkeit, einen der Männer, wie ſie Rußland ſchon oft genug hervorgebracht hat, um die Aufmerkſamkeit der civiliſirten Welt zu verdienen. Hr. v. Uwarow war, obwohl noch ſehr jung, bereits Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften, und hatte das Vertrauen des Kaiſers Alexander verdient. Er hat ſich ohne Rückhalt dem ruſſiſchen Syſtem des Kaiſers gewidmet, und während er mit der einen Hand die Wohlthaten des Unterrichts in Fülle über Rußland verbreitet, ſucht er doch mit der andern die Keime zurückzuhalten, und ihnen eine für die Politik der ruſſiſchen Regierung nützliche Wendung zu geben. Ich habe bereits die Grundſätze dieſer Politik auseinandergeſetzt; dieſe Grundſätze ſind allerdings gut, weil ſie zeitgemäß ſind, und der ruſſiſchen Nation die größere Stärke verliehen haben, die ſie gegenwärtig in Folge ihrer Centraliſation beſitzt, aber dieſe Stärke ſelbſt und dieſer Wohlſtand, die durch Aufklärung, Wiſſenſchaft und Unterricht erworben worden, werden in wenigen Jahren ganz andere Reſultate hervorrufen, als man davon zu erwarten ſcheint. Nachſtehende Zahlen ſprechen deutlich dafür, was in geiſtiger Beziehung die Zukunft Rußlands ſeyn wird. Im Jahre 1801 zählte man in Rußland 499 vom Miniſterium des öffentlichen Unterrichts abhängiſche Schulen, mit 33,481 Schülern; im Jahr 1824 war die Zahl der Schulen auf 1411, die Zahl der Schüler auf 69,629 geſtiegen. Im Jahr 1801 waren in 15 Militärſchulen 29,000 Schüler; im Jahr 1824 war die Zahl der

Militärſchulen, worin die Adeligen erzogen werden, die jetzt größtentheils auf ihren Landgütern wohnen und ſich der Induſtrie widmen, wobei ihnen die in den Schulen der Regierung erworbenen mathematiſchen und phyſikaliſchen Kenntniſſe ſehr zu ſtatten kommen, auf 117 mit 102,295 Schülern geſtiegen. Ebenſo hatte ſich die Zahl der geiſtlichen Schulen in demſelben Zeitraum von 100 auf 544, und von 15,000 auf 50,000 die Zahl der darin befindlichen Candidaten gehoben. Die Zahl der Schüler in den Specialſchulen ſtieg von 1804 bis 1824 von 31,775 auf 41,300; dieſer Fortſchritt iſt minder groß, iſt aber ſeitdem raſcher geworden, und die Zahl dieſer Schulen beträgt jetzt 307. Die Geſammtzahl der Schulen, welche jetzt im J. 1837 von dem Miniſterium des öffentlichen Unterrichts abhängen, beträgt 1681. Nach der ſchönen Arbeit des Hrn. v. Kruſenſtern, aus der dieſe Angaben entlehnt ſind, und den Berechnungen des Hrn. Glagoliew in dem Journal des Miniſteriums des Innern iſt die Zahl der Schüler in ſämmtlichen Schulen des Reichs folgende:

	Geſammtzahl der Schüler.	Freiſchüler.	Ausgaben der Regierung.
In den Schulen des Miniſteriums des Unterrichts	85,707	25,000	7,450,000 —
In den Militärſchulen	179,981	179,500	8,687,184 —
In den geiſtlichen Schulen	67,024	25,915	30,000,000 —
In den Specialſchulen u. dgl.	127,864	252,344	38,734,141 R.

Dieſen Angaben zufolge iſt die Schülerzahl ſeit dem J. 1824 um 197,353 geſtiegen, im Vergleich mit dem J. 1804 aber um 351,318, d. h. die Zahl der Schüler iſt jetzt 3½mal größer als vor 30 Jahren. Die Zahl der jungen Leute, welche zu den höhern Studien übergehen, kann ungefähr auf die nachfolgende Weiſe beſtimmt werden:

In den Schulen des Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts befinden ſich etwa	10,000 Schüler.
in den Militärſchulen	10,000 —
In den geiſtlichen Schulen	14,590 —
in den verſchiedenen Specialſchulen ungefähr	9500 —
Geſammtzahl	44,090 —

Somit betreiben 44,090 junge Leute höhere Studien, und 415,486 begnügen ſich mit der Erwerbung der gewöhnlichen und praktiſchen Kenntniſſe oder genießen nur den Elementarunterricht. Man würde indeß ſich ſehr irren, wenn man die Zahl 460,000 als den Maßſtab für den Zuſtand des öffentlichen Unterrichts in Rußland annehmen wollte. Um ſich einen richtigen Begriff davon zu machen, muß man der Zahl der Schüler in den öffentlichen Schulen auch noch diejenigen Kinder hinzufügen, welche ihre ganze Erziehung in der Wohnung der Eltern erhalten.

Die Zahl der Individuen beiderlei Geſchlechts, welche dem geiſtlichen Stande angehören, kann auf 480,000 geſchätzt werden. Allerdings gibt Hr. Ciabloweki in ſeiner Statiſtik nur 210,000 an, wahrſcheinlich rechnet er hier aber nur die wirklich im Dienſt begriffenen Mitglieder der Geiſtlichkeit, denn nach den Angaben deſſelben Verfaſſers finden ſich in Rußland 27,081 Kirchen des orthodoxen griechiſchen Ritus, und nach den Vorſchriften ſollten denſelben 118,406 Prieſter und Diener beigegeben ſeyn, während die wirkliche Zahl nur 95,740, und mit Hinzurechnung der Frauen ungefähr 200,000 beträgt. Da ſie 16,000 männliche Kinder von 10 bis 20 Jahren haben, welche die geiſtlichen Schulen beſuchen, ſo kann man annehmen, daß auch eine gleiche Anzahl Töchter deſſelben Alters vorhanden iſt. Die jüngern Kinder ſind einer größern Sterblichkeit ausgeſetzt, indeß kann man ihre Anzahl immerhin auf 60,000 Knaben und eben ſo viel Mädchen rechnen. Da alle Kinder vom geiſtlichen Stande irgend eine Erziehung erhalten, ſo kann man annehmen, daß von denen unter zehn Jahren ein Drittheil Unterricht im elterlichen Hauſe erhält. Daraus geht hervor, daß die Geſammtzahl der dem geiſtlichen Stande zugehörigen Kinder, welche die Wohlthat des Unterrichts genießen, 120,000 beträgt. Vergleicht man dieſe Anzahl mit der der geſammten Geiſtlichkeit, ſo hat man ein Verhältniß der Lernenden zur Geſammtzahl wie 1 zu 4. Dieſes nicht nur in Rußland, ſondern vielleicht in der ganzen Welt einzige Verhältniß erklärt ſich erſtens aus der Nothwendigkeit, worin ſich alle zum geiſtlichen Stande gehörigen Perſonen befinden, wenigſtens einen gewiſſen Grad von Unterricht zu erhalten, zweitens aus der Dauer dieſer Studien, welche bei der Geiſtlichkeit größer iſt als in irgend einer andern Claſſe, drittens weil in Rußland die Ehe für die Weltgeiſtlichkeit unerläßlich iſt, und weil ſich alle diejenigen, die ſich dieſem Stande widmen, unmittelbar nach Vollendung ihrer Studien verheurathen.

Wir kommen jetzt zu dem Adel, welcher 225,000 Individuen zählt. In dieſer Claſſe, als der höchſten in der geſellſchaftlichen Hierarchie, erhalten alle Kinder ohne Unterſchied eine mehr oder mieder ſorgfältige Erziehung. Nimmt man das Verhältniß von 1 zu 5 an, wie in den Vereinigten Staaten, wo alle Kinder die Schulen beſuchen, ſo erhalten wir eine Geſammtzahl von 45,000.

(Fortſetzung folgt.)

Seltſame Erſcheinung im indiſchen Meere.

In der Sitzung der königlich aſiatiſchen Geſellſchaft vom 2 Dec. v. J. las ein Hr. Newmeham den Brief eines Seeofficiers vor, welcher ſich am Bord der Sloop Clive im J. 1832 auf einer Fahrt von Bombay nach dem perſiſchen Golf befand und Zeuge eines Phänomens war, das Alle an Bord mit Erſtaunen und zum Theil mit Furcht betrachteten. Im Monat Auguſt um 8 Uhr Abends, während das Schiff bei hoher See ſchnell dahin fuhr, ſahen ſie ſich mit einemmal von einem völlig milchweißen Waſſer umgeben. Die Farbe nahe am Schiff war glanzlos, ſie ſchien ſich aber gegen den Zenith zu erheben, und wurde glänzender und funkelnder, ſo daß die Sterne ſich verdunkelten, die vorher ganz ſichtbar waren. Die See wurde ganz glatt, und das Schiff blieb liegen, wie in einer Windſtille; auch konnte man nicht bemerken, daß das Schiff das Waſſer durchſchneide. Als man in einem Kübel Waſſer heraufholte, unterſchied es ſich nicht vom gewöhnlichen Seewaſſer; wenn man es in Bewegung brachte, wurde es phosphoreſcirend, doch nicht mehr als gewöhnlich. Das Schiff ſegelte etwa 15 Meilen weit durch das weiße Meer, das eben ſo plötzlich wieder aufhörte, als es begonnen hatte. Die jedesmalige Aenderung ging ſo ſchnell vor ſich,

wie das Leuchten des Blitzes. — Obrist Briggs, der bei Vorlesung dieses Briefes anwesend war, bemerkte, er habe im J. 1820 an Bord des Benares ein ähnliches Phänomen beobachtet, und gehört, daß es oft in jenen Breiten gesehen werde.

Chronik der Reisen.

Halls Reisen auf die Hochgipfel des Quitoanischen Andenzuges.

3) Reise zu den Obsidianfelsen von Quisca.

(Schluß.)

Obrist Hall entwirft nun eine herzzerreißende Schilderung des fluchwürdigen Systems, welches gegen die unglücklichen Ureingebornen, „die doch die Hauptmasse der Bevölkerung des Freistaates Ecuador ausmacht, dort befolgt wird," und die in Sklavenländern, z. B. in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union u. a. gegen die Negersklaven ausgeübte Tyrannei bei weitem übertreffen soll. Der Verfasser beruft sich auf das unverwerfliche Zeugniß der beiden Ulloas, die in ihren von Dr. Barry 1826 herausgegebenen Memorias segretas diesen Gegenstand erschöpft hätten, und fügt hinzu, der von ihnen in ihren geheimen Berichten an den spanischen Hof geschilderte furchtbare Zustand der indianischen Bevölkerung sey auch nach den stattgefundenen Umwälzungen in dieser Region des mittäglichen Amerika's, d. h. im Ecuador, derselbe geblieben. Die Authentie und Wichtigkeit der Ulloa'schen Berichterstattung könne nur von denen, welche im Lande ansäßig, oder sich längere Zeit allda aufgehalten haben, im vollen Umfange gewürdigt werden, und er müsse zu seinem Leidwesen den Ausspruch thun, daß sie, insoweit sie sich auf den Zustand und die unmenschliche Bedrückung der ureingebornen Bevölkerung beziehe, noch bis auf den heutigen Tag als die unverwerflichste Autorität gelten dürfe. Die einzige Milderung von Belang, welche eingetreten, bestünde darin, daß die Indianer nicht mehr von den Corregidoren gezwungen werden können, ihnen Brillen oder Seidenstrümpfe und dergleichen abzukaufen, wozu sie vormals, wenn die Corregidoren sich solcher, den armen Indianern durchaus unnützen Sachen, mit Gewinnst entledigen wollten, mit Gewalt angehalten wurden.

Die Angaben der Ulloa's erstrecken sich auf das ganze Ländergebiet, aus welchen das Reich der Yncas bestand. Seine (Halls) Bemerkungen aber bezögen sich, wie er ausdrücklich hinzufügen müsse, bloß auf die eingeborne Bevölkerung des Freistaates Ecuador, die sich auf mehr als dreimalhunderttausend Seelen belaufe, denn in den beiden andern Staaten der columbischen Union — Venezuela und Neu-Granada — sey ihre Zahl bei weitem geringer, und ihr Rechtszustand von demjenigen der creolischen Bevölkerung wenig verschieden.

Der Verfasser entwirft nun eine ausführliche Schilderung des Zustandes der indianischen Bevölkerung des Staats Ecuador, welche, mit Ausnahme etwa eines Zehntels des aus freien Arbeitern in den Städten und einigen wenigen kleinen Grundeigenthümern besteht, leibeigen ist, die Verfertigung des bereits erwähnten Wollenzeuges als die ihr obliegende Sklavenarbeit verrichten muß, und den Namen Concierlos oder Ganyanes führt. Leider verbietet uns der Raum, die nun folgende Auseinandersetzung aufzunehmen, wovon wir nur den Schluß mittheilen können: Das von dem ersten columbischen Congreß zu Cuenca 1821 erlassene Gesetz zu Gunsten der eingebornen Bevölkerung, welches ihre völlige Emancipation aussprach, ist im Süden jener Republik, oder mit andern Worten im jetzigen Freistaat Ecuador, stets ein todter Buchstabe geblieben. Doch die strafende Vergeltung ist auch nicht ausgeblieben. Die herabgewürdigte, in den Stand getretene eingeborne Bevölkerung, die, wie bereits erwähnt, da die Hauptmasse ausmacht, vermag keine dauerhafte Grundveste eines gesellschaftlichen Gebäudes abzugeben, und so hat sich dieser Freistaat bis jetzt als der unfähigste unter allen süd- und nordamerikanischen Staaten zur Aufstellung einer geordneten Regierung, dagegen aber als das ohnmächtigste und leichteste Opfer der Anarchie erwiesen.

Nachdem wir (fährt der Verfasser in seiner Reisebeschilderung nun fort) eine zweistündige Wegstrecke hinter Sisidamba, wo sogleich die Paramos beginnen, zurückgelegt hatten, stießen wir auf die erste beträchtliche Obsidianmasse, welche etwas über die Oberfläche des Bodens emporragte; doch konnten wir nicht ermitteln, ob es ein vereinzelter Block oder der hervorspringende Theil eines ganzen, weiter sich erstreckenden Gesteins sey. Unter einem heftigen Schneesturm gelangten wir endlich zur Höhle von Naiéca, unserm ersehnten Reiseziele, welche auf einer Höhe von 14,000 bis 15,000 Fuß liegen mag. Sie wird durch einen ungefähr 40 Fuß hohen und 50 Klafter lang streichenden Obsidianfelsen gebildet, welcher von hellkaffeebrauner Farbe, reich gadert, und von herrlicher Transparenz ist. Unten wird er von einer kleinen Perlsteinader durchzogen. Sein ganzes Aussehen berechtigt uns, ihn von bedeutender Mächtigkeit über das Trachytgestein anzunehmen. Boussingault hielt es für wahrscheinlich, daß der Felsen zum Theil von den Indianern aufgehöhlt worden sey, weil sie das Gestein, woraus sie ihre Waffen und Geräthe verfertigen, ehemals aus ihm zu brechen pflegten. Der Thermometer stand hier Vormittags auf 38°; wir verweilten daher nur so lange, als Boussingault zur Sammlung von Gesteinsproben bedurfte.

Auf dem Rückwege besuchten wir die Malerei von Opamburu, welche durch den Umstand, daß sie das Südende der Basis bildete, die von den französischen Gradmessern auf der benachbarten Ebene aufgenommen wurde, bemerkenswerth ist. Im Hofraume des verfallenen Malereigebäudes fanden wir den Stein, worauf sie einen kurzen Inbegriff der in ihren Schriften beschriebenen Operationen eingegraben hatten. Die von ihnen an beiden Enden der Basis errichteten Denkpyramiden sind aber vandalischerweise längst zerstört, und nur die wagerechte Fläche, die sich von Opamburu bis zu den Schluchten des Guallabamba hin ausdehnt, deutet allein noch den Schauplatz ihrer so weltberühmt gewordenen Gradmessung an.

(Fortsetzung folgt.)

Das Shrewsbury Chronicle erzählt Folgendes: In der Bleimine bei Bleenpant, in der Nähe von Mold in Flintshire, mußten kürzlich die Arbeiter auf der einen Seite flüchten, indem ein mächtiger Wasserstrom plötzlich über sie hereinbrach. Nach drei Tagen verschwand das Wasser völlig, und als man sich der Stelle vorsichtig näherte, fand man eine Oeffnung von 4 Zoll Durchmesser, durch die das Wasser abgeflossen war. Da man einen Ton hörte, wie von einer mächtigen Wasserströmung, erweiterte man die Oeffnung, so daß man hindurch konnte, und fand hier das Bett eines unterirdischen Flusses, der wahrscheinlich den etwa 12 engl. Meilen entfernten berühmten St. Winifreds-Brunnen hauptsächlich versorgt. Da der Fluß gerade leicht war, so erforschte man ihn etwa 80 Schritte weit, und fand bei dieser Gelegenheit rechts und links mehrere große Höhlen, wo von den Seiten und der Decke zahlreiche schöne Stalaktiten herabhingen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

(Beilage. Lithographie: die neapolitanischen Fischer.)

Nr. 10.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Januar 1838.

Die Regierung des Nizam von Heiderabad.

(Aus dem Asiatic Journal. Dec. 1837.)

Der Nizam wurde in einem Zenanah (Harem) geboren und erzogen; von Jugend auf brachte er seine Zeit in sinnlichen Ausschweifungen und Nichtsthun hin, und ist seit geraumer Zeit schon in körperliche und geistige Unfähigkeit versunken. Der eigentliche Premierminister, Tschandu Lal, ist ein Mann von großem Talent, unermüdlich in Geschäften und den Engländern günstig gesinnt, da er von diesen zu seiner jetzigen Stellung erhoben wurde, aber er ist habgierig, tyrannisch und grausam, und sein Regierungssystem ist von der niederträchtigsten Art. Bestechung und Erpressung sind die Hauptzüge seiner Verwaltung, und unter ihm stehet ein Heer untergeordneter Agenten, die bekanntermaßen sämmtlich bestechlich sind.

Diese Schilderung des Fürsten und seiner Minister ist nicht Uebertreibung, sondern die reine Wahrheit, und man wird deßhalb nicht erstaunt seyn, daß die Wirksamkeit dieser Regierungsmaschine der Zusammensetzung ihrer Theile entspricht. Das Land ist in Districte (Talukah) getheilt, von denen jeder unter einem Talukdar steht, welcher mit der Regierung über eine jährlich zu bezahlende Summe übereinkommt. Dieser Beamte erkauft seine Anstellung um eine große Summe, welche Nasirana genannt wird, und überdieß muß er noch den Minister und dessen Diener abwärts mit großen Geschenken für sich gewinnen. Schon daß er diese Summen aufwenden muß, ist ein Uebel; daß er aber dieselben nicht selbst besitzt, ist ein zweites. Um die vorläufigen Forderungen, die man an ihn macht, befriedigen zu können, muß er sich an einen Gelddarleiher wenden, der von nun an sich mit ihm in den Gewinn theilt, den er aus seiner Stellung zieht, und somit hat das Volk zwei Tyrannen statt eines einzigen. Zudem ist dieser Stellenverkauf auch noch eine Versuchung für eine habgierige Regierung, einen Talukdar um der Geschenke willen zu entlassen, die man von seinem Nachfolger in Anspruch nimmt, während der augenblickliche Inhaber, der keine Sicherheit für seine Stellung hat, als das nichtige Versprechen einer Regierung ohne Treu und Glauben, schon sein Amt mit dem Entschlusse antritt, sich bezahlt zu machen und möglichst schnell Geld zusammenzuraffen. Sein erster und einziger Zweck ist also, aus den unglücklichen Reiots (Bauern) so viel als immer möglich herauszupressen; er plündert, raubt und preßt, bis die Talukah nichts mehr abwirft, und nun kommt der Tag der Vergeltung; das Volk wandert aus, das Land bleibt unbebaut, und die Steuern werden nicht mehr bezahlt; der Minister erhebt sich nun voll tugendhaften Unwillens, fordert den Talukdar vor sich, und wirft ihm seine Verbrechen vor. Den Zweck dieses Verfahrens kennt Jedermann ganz genau; hat der Verbrecher Geld, um seine Verzeihung und eine andere Talukah zu erkaufen, so kann er ziemlich sicher seyn, das Eine wie das Andere zu bekommen; hat er sich aber des Verbrechens der Armuth schuldig gemacht, dann erhält er die Strafe seiner Missethaten. Der Talukdar plündert das Volk, der Minister preßt den Talukdar unter dem Vorwand ihn zur Rechenschaft zu ziehen, aber der Reiot erhält in keinem Falle Abhülfe.

Die Folge dieses Systems, das jetzt schon seit vielen Jahren fortgesetzt worden, ist, daß die Reiots in einem hoffnungslosen Zustande von Armuth gehalten werden. So einfach ihre Lebensweise ist, so haben sie doch nicht die Mittel sich zu nähren und zu kleiden. Sie sind fast ohne Ausnahme den Samen schuldig, den sie säen, die Ochsen, mit denen sie pflügen, und jeden Mundvoll Nahrung, den sie genießen. Für das Geld, welches sie auf diese Weise entlehnen, zahlen sie nicht nur wucherische Zinsen, sondern sie geben auch noch Bedingungen ein, die alle ihre Habe, selbst die folgende Ernte, in die Gewalt des Darleihers stellen, so daß er dieselbe zu einem beliebigen Preise an sich bringen kann. Da nun der Darleiher eine unumschränkte Macht über das ganze Besitzthum des Reiots ausübt, so fordert er, je nach Umständen, einen Theil oder das Ganze seines Guthabens ein, und läßt dem Reiote nichts als das nackte Leben; zugleich weiß er es so einzurichten, daß er stets steigende Forderungen an ihn zu machen hat, und ihn nie aus der Abhängigkeit entschlüpfen läßt. Der Talukdar und der Geldverleiher sind mit einander verbunden und theilen die Beute. Das Elend, unter dem diese Bevölkerung seufzt, würde seine Heilung in sich selbst finden, und durch Aufstände sich

Luft machen; aber engliſche Bajonnette ſtehen da, um jeden Verſuch der Art niederzuſchlagen, weil die engliſche Regierung den Nizam nicht bloß gegen äußere Angriffe, ſondern auch gegen inneren Aufſtand zu ſchützen verſprach.

Rußland.

(Fortſetzung.)

Die Claſſe der Civil- und Militärbeamten, ſowohl in activem Dienſt als penſionirt, beſteht nach Ciablowski aus 750,000 Individuen; rechnet man unter ihnen das Verhältniß der Lernenden zur Geſammtzahl, wie 1 zu 7, ſo erhält man 107,000 Kinder, welche Unterricht erhalten.

Die Zahl der Kaufleute kann auf 200,000 geſchätzt werden. In dieſer Claſſe, wo die Aufklärung in den letzten Jahren ſo raſche Fortſchritte gemacht hat, erhalten alle Knaben und die Mehrzahl der Mädchen eine mehr oder minder ſorgfältige Erziehung; man kann annehmen, daß 27,000 Individuen beider Geſchlechter einen gewiſſen Unterricht erhalten.

Die Kleinbürger, die Handwerker und andere Bewohner der Städte und Flecken, mit Ausnahme der Geiſtlichkeit, des Adels und der Kaufleute, muß man auf 5 Millionen anſchlagen. Angenommen, daß von vier Familien oder zwanzig Individuen dieſer Claſſe nur ein Einziger etwas lerne, ſo betrüge die Zahl der Kinder, welche Unterricht erhalten 250,000. Man darf auch die zahlreiche Claſſe der Diener nicht aus den Augen verlieren, welche bei einer Million Adeliger und Beamten wohl auf 3 Millionen angeſchlagen werden kann. Von ihnen bildet ſich eine große Zahl von Jugend an für den Stand von Intendanten, Schreibern oder Kammerdienern aus, einige werden auch Künſtler oder Angeſtellte niedern Grades, und einige Vornehme haben in ihren Häuſern Schulen organiſirt, um die Kinder ihrer Diener darin unterrichten zu laſſen. Wir werden alſo wohl keine ſonderlichen Fehler begehen, wenn wir annehmen, daß von 15 Individuen dieſer Claſſe wenigſtens Eines etwas lernt, was eine Geſammtzahl von 200,000 Kindern gibt, die Unterricht erhalten.

Die Armee beſteht mit Einſchluß der Frauen und Kinder aus 1,200,000 Individuen, und wir haben oben geſehen, daß die Zahl der Soldatenſöhne, die ſämmtlich die Schule beſuchen müſſen, 169,000 beträgt.

Es iſt jetzt noch die Claſſe der Bauern übrig, die zahlreichſte von allen, die aber hinſichtlich des Grades von Unterricht, den ſie erhält, eine ſo große Verſchiedenheit darbietet, daß man hier keine gleichförmigen Grundſätze aufſtellen kann. Die Zahl der Bauern muß ungefähr 1,200,000 Seelen betragen, während aber in gewiſſen Gegenden, wie in Weißrußland, in Volhynien und Podolien, kaum einer von 500 leſen kann, iſt dieß Verhältniß viel ſtärker in den mittlern Provinzen, in der Nähe der großen Städte, in den Gouvernements, wo die Bevölkerung ſich vorzugsweiſe mit Handel und Induſtrie beſchäftigt, in den deutſchen Colonien, in den Oſtſeeprovinzen und auf den Landgütern, welche die Apanage bilden, ſo wie auf denen einiger großen Güterbeſitzer. Nimmt man ein mittleres Verhältniß von 1 zu 300 an, ſo erhält man in der Claſſe der Bauern eine Zahl von 140,000 Kindern, welche einen Elementarunterricht genießen. Die Geſammtzahl der jungen Leute, welche irgend einen Unterricht erhalten, möchte ſich alſo folgendermaßen ſtellen:

Von der Geiſtlichkeit	120,000
Vom Adel	45,000
Kinder von Civil- und Militärbeamten	107,000
Kinder von Kaufleuten	27,000
Kinder von Kleinbürgern	250,000
Kinder der dienenden Claſſe	200,000
Kantoniſten	169,000
Kinder von Bauern	140,000
Geſammtzahl	1,058,000

Zieht man von dieſer Zahl die der Schüler in den öffentlichen Schulen jeder Art ab, ſo würde ſich ergeben, daß 597,424 Kinder Unterricht im elterlichen Hauſe erhalten. Da hier nur von dem ruſſiſchen Europa die Rede iſt, und dieſer Theil des Reichs 48 Millionen Seelen zählt, ſo geht daraus hervor, daß das Verhältniß der jungen Leute, die einen mehr oder minder guten Unterricht erhalten, zur Geſammtbevölkerung ſich wie 1 zu 48 verhält, ein Verhältniß, das in Frankreich nicht in allen Departements herrſcht *), und da es ſich noch mit jedem Jahre vermehrt, ſo kann es nach einigen Jahren ſich nicht mit gewiſſen Inſtitutionen Rußlands vertragen, oder wird wenigſtens ein Hinderniß für jedes Syſtem, das nur die perſönlichen Abſichten eines Herrſchers und nicht die Intereſſen der Nation im Auge hat. Alle dieſe Thatſachen beweiſen, auf welche Hinderniſſe ſchon der Natur der Dinge nach die ruſſiſche Regierung ſtoßen müßte, wenn ſie einen Angriffskrieg unternehmen wollte, und wie ſehr die auswärtige Politik des Kaiſers von den neuen Intereſſen der ruſſiſchen Nation beherrſcht ſeyn muß.

Ich habe im Anfang die Bemerkung gemacht, daß der Mangel an Bevölkerung jetzt in Rußland noch fühlbarer ſey, als unter der Kaiſerin Katharina. Die Bevölkerung hat ſich allerdings vermehrt, ſeit aber der Kaiſer eine Marine geſchaffen und die Militärlinien ausgedehnt hat, iſt das Bedürfniß an Menſchen geſtiegen, und man mußte ſogar einen großen Theil der Truppen aus Polen zurückziehen, um auf allen Punkten des Reichs Truppen in gehöriger Anzahl zu vertheilen. Allerdings würde ein Krieg der Nationalintereſſen der ruſſiſchen Re-

*) Ein kürzlich von dem Kriegsminiſter bekannt gemachtes Document beweiſt, daß von 326,298 jungen Leuten, die auf der letzten Conſcriptionsliſte eingetragen waren, 155,959 leſen und ſchreiben, 784 nur leſen, 149,195 aber weder leſen noch ſchreiben konnten; von den übrigen 9488 fehlten die Angaben. Ungefähr daſſelbe Verhältniß ergab ſich von den 80,000 durch das Loos gezogenen Conſcribirten, denn von dieſen konnten 40,186 leſen und ſchreiben, 38,569 aber konnten weder das eine noch das andere. Dieſes Actenſtück beweiſt, daß faſt die Hälfte der franzöſiſchen Bevölkerung im Alter von 20 Jahren noch ohne allen Unterricht iſt.

zierung gestatten, ihre Militärcolonien und ihre Provinzen von Truppen zu entblößen, aber die unbesonnene Entwicklung seiner Streitkräfte in einem bloßen Kriege des Ehrgeizes würde ihr große Verlegenheiten bereiten, namentlich, wenn wie im türkischen und polnischen Krieg, der erste Feldzug sich unter ungünstigen Auspicien eröffnete.

Es gibt also zwei Arten, die Lage Rußlands und den Gebrauch, den es von seinen Hülfsmitteln machen kann, zu betrachten. Hätte der Kaiser die Absicht, sein Reich immerfort auszudehnen, Persien zu erobern, sich der europäischen Türkei zu bemächtigen, seine politischen Ansichten dem Westen einzuimpfen und Alles durch die Waffen zu beherrschen, so hätte er von allen Herrschern von Europa am wenigsten die Gewalt, seine Plane zu verwirklichen. Alles wäre ihm hinderlich, und statt der wenigen Ehrgeizigen, die er in seiner Armee und seiner Flotte für sich gewänne, würde er im Schooße seines Reiches selbst Widerstand jeder Art hervorrufen, einen Widerstand von Menschen und Dingen, den er unmöglich überwinden könnte. Wegen eines solchen Zwecks darf man also die Möglichkeit eines Kriegs mit Rußland weder fürchten, noch in Aussicht nehmen. Handelte es sich jedoch um die Vertheidigung seines bedrohten Gebiets, so würde Alles den Kaiser unterstützen, eben so wie bei einem See- oder Landkrieg zur Vertheidigung der Handelsinteressen Rußlands. Ich spreche hier nicht von Polen, wo es sich um eine Lebensfrage für das russische Reich und die Ehre des russischen Namens und die Würde dieser Nation handelte; aber die Frage des Orients darf man nur aus dem Gesichtspunkt des materiellen Interesses beurtheilen, und eben so auch fast alle Fragen, die sich für lange Zeit noch zwischen Rußland und dem übrigen Europa, namentlich zwischen Rußland und Frankreich, zwischen Rußland und England erheben können. Bereits wird die Allianz Preußens und Rußlands, welche auf Familienbande und eine genaue Gleichförmigkeit der politischen Ansichten gegründet ist, durch die Macht der Handelsinteressen lockerer. Rußland führte Korn über Danzig und Thorn aus, und Preußen, dessen Ackerbau stieg, verschloß Rußland diese Ausgänge. Preußen seinerseits unterhielt einen freien Handel mit China über Kiachta, und Rußland gewährte ihm wie dem übrigen Deutschland die Durchfuhr. Rußland, dessen Industrie stieg, hat Comptoirs zu Kiachta angelegt, und seine Kaufleute holen selbst den Thee auf chinesischem Gebiete, darum hat es die Straße nach den chinesischen Gränzen für Preußen gesperrt. Zahlreiche Schwierigkeiten sind aus dieser Lage der Dinge hervorgegangen, und ein preußischer Staatsrath, Hr. v. Westphal, der nach Petersburg geschickt wurde, um einen Handelstractat abzuschließen, gerieth bald in solche Mißverständnisse mit dem Finanzminister, daß dieser für nöthig erachtete, den preußischen Minister zu St. Petersburg, Hrn. v. Liebermann, einen Mann von sehr versöhnlichem Charakter, zu den Conferenzen beizuziehen. Aber auch dieser gerieth bald in so lebhafte Discussionen, daß man die Unterhandlungen abbrechen mußte, und man nicht weiß, was daraus werden soll. Der alte Handelsvertrag zwischen Preußen und Rußland war vom 27 Febr. 1825, und für neun Jahre abgeschlossen; am 11 März 1834 wurde er auf ein Jahr, und dann wieder auf ein Jahr verlängert. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Rußland verfertigt jetzt selbst die Tücher welche früher den Chinesen als Tauschmittel gegen ihren Thee von russischen Kaufleuten gebracht wurden; daß diese aber sich in Kiachta nur seit dem Aufhören des preußischen Transitohandels niedergelassen, ist unrichtig. So ist es auch nicht bekannt, daß in den preußischen Häfen die russischen und polnischen Producte nicht zur Einfuhr zugelassen worden wären. Zwischen beiden Ländern gibt es keine widerstrebenden Interessen in Bezug auf wichtige Handelsfragen, daher der Handel nach wie vor dem Tractat fortbesteht.

Erinnerungen vom Vesuv.

(Aus dem Messager des Chambres.)

Gegen Ende verflossenen Monats November riefen mich Geschäfte nach Frankreich zurück, und so nahm ich denn den Vorschlag einiger Künstler an, dem Vesuv jenen pflichtschuldigen Besuch abzustatten, dessen kein Reisender, der nicht Gefahr laufen will, für einen Wechselagenten oder einen holländischen Schöffen gehalten zu werden, sich entschlagen kann. Ein Novembermorgen — einer jener ruhigen und heiteren, im Glanze jenes fröhlichen, in unserm nebeligen Westen unbekannten Lichtes funkelnden Morgen — ward zu diesem Ausfluge bestimmt. Nicht eitle Neugierde — eine mächtigere Triebfeder zog uns hin zu der Oeffe des nimmer rastenden Vulcans: seit einigen Tagen schon erschütterte ein dumpfes Brummen seine Eingeweide, und alle Symptome eines nahen Ausbruches gaben sich zu unserer großen Zufriedenheit kund. Ich weiß nicht, wie Lord Byron in einem Anfalle von Dandysm den Vesuv, den er überaus nie gesehen hatte, einen elenden Hügel nennen konnte; hat seine beißende Ironie je fehl getroffen, so ist es in diesem Falle. Von allen europäischen Vulcanen ist der Vesuv der imposanteste; sein weithinreichender Schatten, womit er die Landschaft bedeckt, gleicht von fern einem schwarzen, ungeheuren Grabestuche, das ein riesenhafter Dämon über die Bevölkerungen ausbreitet, die da schlafen unter seiner Lavadecke; ja, man könnte sagen, der Engel des Bösen beuge sich mit einer Hölle unter seinen Füßen über das Eden, das grünend, fruchtbar, reich und volkerfüllt in der lachenden Schönheit des neapolitanischen Himmels vor seinen Blicken sich entfaltet.

Ein Marsch von einer Stunde längs der Küste führte uns nach Resina, wo es uns nach vielem Hin- und Herreden gelang, uns die zur Reise nöthigen Pferde zu verschaffen. Dreißig oder vierzig Diener des Vulcans boten uns ihre ziemlich unnützen Dienste an; nachdem wir uns eines guten Führers, der erforderlichen Instrumente und des gefälligen Cicerone versichert, machten wir uns auf den Weg. Der Himmel zeigte jene warme, Neapel eigenthümliche, azurne Durchsichtigkeit. Nach einem halbstündigen Marsch auf einem rauhen und mit zerspaltenen Laven und Aschen gepflasterten Wege erreichten wir eine mit Schlacken und Laven bedeckte Hochebene, wo die Führer einen Augenblick ausruhten. In der Ferne bildete Neapel und seine wundervolle, mit Schiffen angefüllte Bucht einen malerischen Hintergrund. Näher und unter uns schienen die Villa's, die Paläste, die Klöster im Schatten ihrer Citronenbäume und Lorbeerrosen den Aus-

brüchen des Vulcans gerade in den Weg gestellt, sorglos schlafend wie ein Lazzaroni auf der Schwelle irgend eines Palastes. In einiger Entfernung wechselt die Landschaft abermals. Die entzückende, trockene und reine Luft des Berges macht sich fühlbar; ihr Einfluß gleicht einigermaßen dem von Gay Lussac entdeckten gar hilarieux.

Rechts, auf der Seite des Berges, breitet sich der Piano di Ginestro aus, eine große und öde Ebene, wo des Windes Züchtein weder Strauch noch Gras berührt — eine Lava-Oede ohne Leben, deren schwarze, holperige und helltönende Wellen, nachdem sie ein Feuermeer gewesen, alle die Undulationen eines ungeheuren Gletschers zeigen. Erhebt sich der Blick nach den Seiten des Berges, so sieht man plötzlich zwei schwarze Gespenster auftauchen, eine Rauchsäule auf dem Haupte, gleich einem Federbusch.

Wir waren ungefähr zwei Stunden gegangen, als wir zur Eremitage kamen. In Italien haben alle Berge ihre Eremitage; die des Vesuvs liegt auf einer Felsenspitze, die von der Lava bis auf den Grund hinab entblößt und gegen jeden Ausbruch geschützt ist, und da sie überdieß unter dem Schutze des heiligen Januarius steht, dem sie geweiht, so hat der Vulcan nichts mit ihr zu schaffen. Von der Schwelle der Eremitage aus genießt das Auge eine bewundernswerthe Aussicht, und entdeckt die Hälfte des Campo felice, dessen Flüsse, Wälder und Berge wie durch die kleine Oeffnung eines Fernglases sich dem Auge darstellen. Unter andern Annehmlichkeiten besitzt die Eremitage auch einen jovialen Bruder Mönch, der — nebenbei gesagt — ganz und gar kein Mönch, übrigens ein guter Gesellschafter ist, der mit Ketzern und Rechtgläubigen seinen Lacryma Christi trinkt, die Plaster nicht haßt, und mit ganz charmanter Courtoisie von seinem höllischen Gotte spricht.

Wie vielen andern Mächten, die sich mit fremdem Ruhme schmückten, und einen lügnerischen Namen anzeigneten, gestand man auch dem Vesuv die verhängnißvolle Ehre zu, der Zerstörer der campanischen Städte zu seyn; gebe man dem Vesuv, was ihm gebührt; dem Somma gehört jener Ruhm, den ihm ein undankbarer Sohn entriß. Zur Zeit des großen Ausbruchs im Jahr 79 nach Christi Geburt entsprang der Vesuv aus den Rippen des Alt-Somma. Der Vesuv ist ein Vulcan, der, wie Jupiter, erst dann emporkam, als er seinen Vater entthront und dessen alten Ruhm sich angeeignet hatte. Jetzt hat der Somma, einem entthronten Monarchen ähnlich, seinen Lava-Mantel und seine Flammen- und Raucheskrone seinem höllischen Nachkömmling abgetreten. Gefaßt und stumm, wie ein besiegter Titan, harrt er besserer Tage, und wer weiß, ob er sich nicht wieder seiner alten Flammengewalt bemächtigt.

Kommen wir jedoch auf unsere Besteigung zurück. Die Eremitage liegt ungefähr halbwegs auf dem Berge, der weiter hinauf schwerer zu erklettern ist. Etwa eine halbe Stunde lang halten die Undulationen von geloschter Lava, und die Risse, die sich darin bildeten, den nicht gefahrlosen Marsch auf. Die Vegetation verschwindet; keine Spur eines Weges zeigt sich in diesem beweglichen Boden, wo, was heute noch ein Thal, morgen ein Hügel seyn kann. Der Instinct unserer Pferde, welche die Führer unserer Führer zu seyn schienen, und die Rauchsäule, die sich unter dem Winde wie eine ungeheure schwarze Schlange beugte, waren unser Nordgestirn. Ich entfernte mich einen Augenblick von der Karawane, stieg vom Pferde, und setzte mich an einen Ort, von wo aus mein Auge kein lebendes Wesen erspähen konnte. Alles um mich her war tiefe Stille — die Schläge meines Herzens die einzigen Lebenszeichen in dieser schauerlichen Aschenöde; mir zu Häupten der Berg, schwarz, brennend und stumm, einen sonderbaren Anblick — um mich kein lebendes Wesen: Alles öde und düster, als wäre die Natur wieder in das Chaos versunken — eine träge, leblose, öde und wilde Masse — eine Welt ohne Gott!

Steigt man weiter hinauf, so entdeckt man linker Hand einen düstern Abgrund, den unsere Führer Atrio di Cavallo nannten. Diese Oeffnung, die nichts Anderes als der Krater des alten Vulcans ist, theilt die Gipfel des Somma und des Vesuv. Dennoch ist es, da jeder neue Ausbruch die Kluft, die zwischen den beiden Feueröffen besteht, zu füllen sucht, wahrscheinlich, daß es bald nur noch eine einzige geben wird, wofern nicht eines Tages durch eine schreckliche Convulsion die Seiten der beiden Vulcane versinken, und nur noch einen gräßlichen Abgrund übrig lassen!

Der gefährlichste Theil dieser romantischen Wanderung ist die Besteigung des letzten Kegels, oder des Kamins, wie es gemeiner Weise die Neapolitaner nennen. Wir brauchten mehr als eine Stunde, während welcher jeder von uns all seine gymnastische und Steigekunst aufbot, um den Rand des Kraters, von dem wir noch etwa hundert Schritte getrennt waren, zu erreichen. Es erfordert einigen Muth an dieser Stelle, um den zerrissenen und helltönenden Lavaboden, der bei jedem Schritte zu sinken droht, und aus dem ein unerträglicher Rauch und Qualm emporsteigt, zu überschreiten.

Aehnlich Dante's Hölle, ist der Krater des Vesuvs aus zwei concentrischen Kreisen gebildet, die ihm einige Aehnlichkeit mit dem umgekehrten babylonischen Thurm oder einem umfangreichen, zu den Kämpfen der Titanen gegen die antediluvianischen Ungeheuer bestimmten Amphitheater geben. Dennoch wäre es etwas Unnützes, eine genaue Beschreibung des Kraters zu geben, da ihn ein Ausbruch bis auf den Grund umstürzt. Als ich ihn sah, glich er, wie gesagt, einem düstern und sonderbaren Circus, dessen Kampfplatz oder Mittelpunkt Flammen spie. Bei großen Ausbrüchen wird die Gestalt des Kraters gewöhnlich ganz verändert, und Tausende von Menschen würden, Jahrhunderte lang arbeitend, nicht im Stande, das abzutragen, was dieser Feuerriese in einigen Stunden umstürzt.

(Schluß folgt.)

Ein indisches Blatt: Sumbal Probakher vom 5 April v. J., zeigt an, daß man ihm eine bengalische Uebersetzung des ersten Buches der Ilias eingesendet habe, und daß dieselbe sehr gelungen sey.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 3** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Das ehrene Zeitalter. Von Lord Byron. — Das neuere französische Drama. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für den Quartalmonat des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 16 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 24 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 11.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

11 Januar 1838.

Die Geographie Afrika's von Edriſi. *)

Der berühmte arabiſche Geograph, Abu Abdullah Mohammed Ben Mohammed El-Edriſi wurde zu Ceuta im J. 1099 unſerer Zeitrechnung geboren; er ſtammt aus der fürſtlichen Familie Edris, welche im J. 919 von Mahadi Abdallah, dem Fatimiten, entthront wurde, ſtudirte zu Cordova, und lebte ſpäter am Hofe Rogers, Königs von Sicilien, für den er einen Erdglobus aus Silber bearbeitete, und ein geographiſches Werk zur Erklärung desſelben im J. 1157 verfaßte: dieß iſt ſo ziemlich Alles, was man von ihm weiß. Lange kannte man ſeinen Namen nicht, und ein in lateiniſcher Sprache zu Paris im J. 1619 erſchienener und von zwei Maroniten verfaßter Auszug nannte ihn Geographus Nubienſis, weil er über Afrika namentlich in ſeinem Werke ins Detail eingeht. Hr. Jaubert, der bekannte franzöſiſche Gelehrte und Drageman der franzöſiſchen Regierung, der ſchon Napoleon nach Aegypten begleitet hatte, fand in der königlichen Bibliothek zu Paris ein ziemlich unleſerlich geſchriebenes arabiſches Manuſcript auf, und entdeckte endlich, daß dieß eine vollſtändige Abſchrift des großen Geographen ſey, von dem ein ſchlechter Auszug im Jahre 1592 zu Rom arabiſch und, wie erwähnt, im J. 1619 zu Paris lateiniſch erſchienen war. Er äußert ſich hierüber folgendermaßen:

„Ich wußte wohl, daß in der Bodlevaniſchen Bibliothek zu Orford ſich zwei Manuſcripte vorfinden, von denen Greaves das eine aus Aegypten, Pococke das andere aus Syrien mitgebracht hatten, und die aller Wahrſcheinlichkeit nach das vollſtändige Werk des Geographen Edriſi enthalten; aber ich konnte nicht begreifen, wie ein Werk von ſolcher Wichtigkeit bisher den Forſchungen der Orientaliſten entgangen ſeyn ſollte. Hätte ich mich darauf beſchränkt, aus dieſem Werke die Stellen auszuziehen, welche namentlich über die mich intereſſirenden Länder Licht verbreiteten, und nur meine Kräfte zu Rathe gezogen, ſo hätte ich nicht daran gedacht, das Ganze zu überſetzen, namentlich da geſchickte Commentatoren, unter denen der gelehrte Hartman *) den erſten Rang einnimmt, den früher erſchienenen Auszug möglichſt benützt hatten. Je weiter ich indeß las, deſto mehr wurde ich überzeugt, daß die von dem Abbreviator ausgelaſſenen Stellen im Allgemeinen am meiſten Licht über den Zuſtand der geographiſchen Kenntniſſe im Mittelalter, über die natürlichen Erzeugniſſe und die Denkmäler der beſchriebenen Länder, über die Sitten, Gewohnheiten und die Induſtrie der Einwohner verbreiten konnten. Uebrigens ſetzte mich die Einfachheit des Styls, der Zutrauen erweckende Ton und der kritiſche Geiſt, der im Ganzen herrrſcht, in Verwunderung, und ich konnte auf jeder Seite bemerken, daß der Verfaſſer mit Gewiſſenhaftigkeit zu Werke ging, und nichts niederſchrieb, als was er für wahr hielt. Ich befragte mehrere Perſonen, ob man nur einen Auszug oder das Ganze überſetzen ſollte; man bemerkte mir aber, ſo ſorgfältig man auch immer die Auszüge machen möchte, ſo würden die Leſer doch immer fürchten, man möchte ihnen irgend etwas Merkwürdiges vorenthalten haben. Dieſe letztere Rückſicht beſtimmte namentlich die geographiſche Geſellſchaft, deren Arbeiten nicht bloß die Erwerbung neuer Kenntniſſe über den Zuſtand des Erdballs, ſondern auch Forſchungen über die allgemeine Geſchichte der Wiſſenſchaft umfaſſen, wie dieß namentlich ihr Herausgabe des Marco Polo beweiſt.“

Hr. Jaubert wurde in Folge deſſen von der Centralcommiſſion der geographiſchen Geſellſchaft eingeladen, eine franzöſiſche Ueberſetzung des arabiſchen Textes zu unternehmen, und zwar in der Art, daß nichts Weſentliches darin ausgelaſſen werde. Er hatte ſchon das erſte Klima vollendet,**) als er von der franzöſiſchen Regierung im Jahr 1829 mit einer Sendung nach Konſtantinopel beauftragt wurde. Dieſe Reiſe unterbrach die literariſchen Arbeiten Hrn. Jauberts zwei Jahre lang. Bei ſeiner Rückkehr im Jahre 1831 hatte die königliche Bibliothek ein neues Manuſcript Edriſi's angekauft; er machte ſich mit neuem Eifer an die Arbeit, und vollendete den erſten Band, der die drei erſten Klimate umfaßt und die Hälfte des Werks ausmacht. Edriſi beginnt ſeine Erdbeſchreibung am Aequator,

*) Auszug aus einem E—s (Eyriès) unterſchriebenen Artikel in den Nouvelles Annales des Voyages. Oct. und Nov. 1837.

*) Sein Buch iſt unter dem Namen Edrisii Africa erſchienen.

**) Die arabiſchen Geographen theilen die Erde in 7 Klimate ab.

und geht von Westen nach Osten und von Süden nach Norden. Im dritten Klima, das aus 10 Abtheilungen besteht, sind Algier, Homs in Syrien, Yezd in Persien, Herat in Khorassan, Balkh und Kasan in Turkestan, und verschiedene Städte östlich von diesem Lande, die nördlichsten Punkte, die er behandelt.

Rußland.

(Fortsetzung.)

Man darf sich nicht auf das Zeugniß der Russen berufen, weder wenn sie sich über alle andern Nationen stellen, noch wenn sie ihren eigenen Werth herabsetzen; unter diesen beiden Arten sich dem Urtheil Anderer bloßzustellen, verbergen sich immer politische Absichten. So setzen ausgezeichnete Leute, deren Meinung Gewicht in solchen Dingen hat, vor einigen Fremden gleichsam bedauernd den Werth der russischen Marine herunter, während sie vor andern die Vortrefflichkeit und Solidität der Schiffe, die Raschheit der Manöuvres, die Kenntniß der Officiere, und die Brauchbarkeit der Matrosen rühmen. Das Wahre an der Sache ist, daß die russische Marine in ihrem jetzigen Zustande noch nicht furchtbar ist, wenn es sich nicht gerade um eine Landung oder einen coup de main handelt; da sie während acht Monaten bei Kronstadt überwintert, und als Schauplatz für ihre Manöuvres nur zwei geschlossene Meere, wie das baltische und das schwarze Meer, benützen kann, so sind ihre Fortschritte äußerst langsam, und die jetzige Generation seiner Matrosen wird alt und dienstunfähig seyn, ehe sie die Erfahrung eines 30jährigen englischen oder französischen Matrosen erworben hat. Hier aber darf die Verachtung, mit der Engländer und Franzosen die Uebertreibung anhören, womit man die gegenwärtige russische Marine rühmt, innehalten; das Material dieser Marine ist nach dem Ausspruch der besten fremden Seeleute vortrefflich, vervollkommnet sich mit jedem Tage, und wenn eine Allianz den Russen gestatten sollte, von einer seefahrenden Nation Officiere und Matrosen zu entlehnen, so würden sich für die russische Marine große Chancen des Erfolgs eröffnen. Ein englischer Marineofficier, mit dem ich eine russische Fregatte auf der Werfte besuchte, versicherte mich, daß er sie vortrefflich erbaut finde, und er von Herzen wünsche, daß ein Seekrieg ihm eines Tages gestatten möge, sie wegzunehmen.

Dieser Officier hat seitdem in England interessante Documente über die russische Marine bekannt gemacht. Er kam im September 1836 nach Petersburg, und wurde von dem Kaiser mit dem vollendeten Wohlwollen und der Urbanität aufgenommen, die allen Fremden bei diesem Monarchen zu Theil wird. Ich werde deßwegen seine Worte anführen, mache jedoch zum voraus darauf aufmerksam, daß ein allerdings lobenswerthes Gefühl von Patriotismus, wie mir scheint, die Besorgniß des Capitäns Cranfurd über die Fortschritte der russischen Marine gesteigert hat. Was Hrn. Cranfurd vor Allem in Rußland besonders auffiel, ist die Zuvorkommenheit, womit der Kaiser fremden Officieren seine Flotte zeigt, und ihnen alle Mittel an die Hand gibt, sie zu untersuchen. Eben so bemerkte er die unermeßliche Thätigkeit und die praktischen Kenntnisse des Kaisers in allem, was die Manöuvres und die innern Einrichtungen einer Flotte betrifft. Ein würtembergischer General, der Graf von Bismark, der im Sommer 1835 nach Petersburg kam, und welcher seine Bemerkungen über die russische Armee herausgab, nachdem er den Manöuvres von Zarskoje-Selo beigewohnt, eben so wie Cranfurd seine Bemerkungen über die russische Flotte herausgab, nachdem er die Manöuvres von Kronstadt gesehen hatte, spricht mit demselben Enthusiasmus von den Fähigkeiten und den militärischen Kenntnissen des Kaisers, von der Bestimmtheit, womit er die Truppen commandirt, so daß er die Signale zu den Bewegungen der Cavallerie durch seine Trompeter angeben läßt, nicht bloß, indem er das Commandowort ausspricht, sondern auch, indem er die für die verschiedenen Gangarten gewöhnlichen Melodien bezeichnet. Natürlich muß Heer und Flotte den Einfluß eines solchen Oberhaupts empfinden.

In dem Jahre 1836 bestand die zu Kronstadt ankernde russische Flotte aus 27 Linienschiffen, ohne die Fregatten und geringern Fahrzeuge zu rechnen. Ich selbst zählte 3 Dreidecker von 110 Kanonen, 6 Zweidecker von 84, und 18 von 74 Kanonen, ferner ein rasirtes Linienschiff von 56 Kanonen, eine Fregatte von 52 und 17 Fregatten von 44 Kanonen, endlich 5 schwere Corvetten und eine ziemlich große Anzahl leichter Schiffe. Hr. Cranfurd, der diese Flotte mit mir besuchte, versicherte mich, und wiederholte es in seinen herausgegebenen Bemerkungen, daß die Ueberlegenheit dieser Fahrzeuge über die russischen Linienschiffe, welche er einige Jahre früher im Mittelmeere gesehen hatte, ihm sehr ernstliche Gedanken über die raschen Fortschritte der Russen in dieser kurzen Zeit erweckt habe.

Der Officier, welcher im Jahre 1836 die Manöuvres commandirte, ist ein Engländer, der sich in seiner Jugend durch einige kühne Unternehmungen während des Kriegs gegen Schweden auszeichnete. Man findet mehrere Engländer in der russischen Marine, sie sind aber meist schon bei Jahren. „Seltsame Ideen," sagt Hr. Cranfurd, „stiegen in mir auf, als ich, Engländer und englischer Officier, mich auf dem Meere befand mit 27 russischen Linienschiffen, welche Lebensmittel für vier Monate und 30,000 Mann an Bord hatten, die vielleicht noch bessere Soldaten als Matrosen waren. Ich dachte daran, daß wir zur Vertheidigung der Küsten und Häfen unseres Landes, zum Schutze unserer Kauffahrer in der Ostsee, der Nordsee und dem Canal nicht mehr als 7 Linienschiffe in Bereitschaft hatten, und diese, wie ich glaube, nicht einmal hinreichend bemannt. Ich gestehe, daß sich trotz meines Zutrauens auf den Geist und die höhere Thätigkeit meiner Landsleute mich der Furcht nicht erwehren konnte, die Herrschaft der Meere möchte ihnen in kurzer Zeit entschlüpfen. Am Tage nach unserer Abfahrt erhob sich gegen Mittag ein leichter Ostwind, der den Schiffen gestattete, Beisegel aufzusetzen. In der Nacht sprang der Wind gegen Westen um, wir hatten Windstöße, und man gab das Signal, die Anker auszuwerfen. Am folgenden Morgen setzten wir unsere Fahrt fort, und da das Wetter ziemlich schön war, fuhr unsere Corvette mitten unter einige Linienschiffe hinein, von denen ich mehrere bestieg. Nachmittags kamen wir an de-

ſtimmten Sammelplatz an, die Flotte formirte ſich drei Linien hoch, und in drei Abtheilungen, der rothen, weißen und blauen, von denen jede von ihrem Admiral befehligt war. Am folgenden Tage war das Wetter kalt und unangenehm, und die Schiffe rafften ihre Bramſegel ein; Nachmittags ſtieß der Kaiſer zu der Flotte, nachdem er die Nacht bei ſchlechtem Wetter auf dem Meere zugebracht hatte. Am folgenden Morgen, d. h. am vierten Tage nach unſerer Abfahrt, gab man, als das Wetter ſich immer noch nicht beſſern zu wollen ſchien, das Zeichen zur Rückkehr nach Kronſtadt. Einige Minuten nach Mittag, als das Wetter erträglicher wurde, konnte man noch einige Manöuvres machen. Die Flotte war in zwei Linien formirt, und die zweite, die gegen den Wind ſtand, erhielt Befehl, einen Flügel der erſten zu umgehen und anzugreifen, ſo daß die Angriffsdiviſion die Schiffe zur Hälfte über und zur Hälfte unter dem Winde hatte. Die Spitze der angegriffenen Colonne mußte umlenken und ihrer Arrieregarde zu Hülfe kommen. Ich will nicht behaupten, daß dieſes Manöuvre ſehr gut ausgeführt wurde: einige Schiffe ſetzten in ihrer Eilfertigkeit zu viel Segel auf, keines drängte den Feind in gehöriger Nähe, und das Feuer war zu langſam. Allerdings war von dem ſchlechten Wetter der vorigen Tage her das Meer noch ſehr unruhig, ich glaube aber, daß der Kaiſer ſelbſt über die Art, wie die Manöuvres ausgeführt wurden, ſehr unzufrieden war.

Das Schießen nach der Scheibe ſoll in der ruſſiſchen Marine mit großer Genauigkeit geſchehen; ich hatte aber keine Gelegenheit, mich ſelbſt davon zu überzeugen. An Bord unſerer Corvette verrichteten die Matroſen ihren Dienſt mit eben ſolcher Regelmäßigkeit, Stille und Schnelligkeit, als ich es je auf einem unſerer Schiffe ſah. Nach dem Manöuvre ſegelten wir nach Kronſtadt, wo wir noch denſelben Abend anlamen. Der Kaiſer beſichtigte trotz der Beſchwerden, die er während drei oder vier Tagen fortdauernd ſchlechten Wetters ausgeſtanden hatte, ſogleich die Befeſtigungen des Platzes, und lud Lord Durham ein, ihn zu begleiten.

Um mich als Seemann, ſetzt Hr. Crawfurd hinzu, in meiner Anſicht von der Ueberlegenheit der engliſchen Seeleute über alle andern Nationen zu beſtärken, kam ich auf den Gedanken, die Corvette, auf die man mich eingeladen, ſey unter allen andern ausgewählt worden, weil ſie in jeder Beziehung am beſten gehalten ſey. Der Capitän und der größte Theil ſeiner Mannſchaft befanden ſich ſchon ſeit langer Zeit mit einander auf demſelben Schiffe, und kannten ſich gegenſeitig; er war nachſichtig, außer im Punkte der Disciplin, worin er ſich unbeugſam zeigte. Ich habe nie willigere, thätigere und gehorſamere Leute geſehen. Wären alle Fahrzeuge ſo gut gehalten, wie dieſes, ſo hätten wir in einem Kriege mit Rußland ein tüchtiges Stück Arbeit. Ich gebe zu, daß dieß nicht der Fall iſt; wenn ich aber den jetzigen Zuſtand dieſer Schiffe mit dem vergleiche, wie er vor wenigen Jahren war, und mich dabei auf der andern Seite erinnere, wie wenig wir ſeit derſelben Zeit gethan haben, ſo glaube ich, daß ſie allzu viel Wege über uns gewonnen haben, als daß wir das Recht hätten, ſie zu verachten. Als ſie in Verbindung mit unſerer Flotte im Mittelmeere waren, beobachteten die ruſſiſchen Officiere unſere Manöuvres mit großer Sorgfalt, und es iſt wahrhaft zum Erſtaunen, welchen Nutzen ſie daraus gezogen. Die Abtheilungen der Schiffe ſind ganz nach engliſcher Weiſe. Uebrigens hat die perſönliche Thätigkeit des Kaiſers bei den Officieren und der Mannſchaft einen esprit de corps erzeugt, einen Wunſch, zu lernen und Alles aufs beſte zu machen, die bald tüchtige Seeleute aus ihnen bilden würden, wenn ſie längere Zeit in der See blieben. Die Matroſen ſcheinen ſtark, thätig und kühn. Ihre Officiere lehren ſie, nüchtern, gehorſam und voll guten Willens zu ſeyn, und was man auch über ihre Stiefel und ihre militäriſche Ausrüſtung ſagen mag, obgleich ſie gezwungen ſind, neun Monate des Jahres am Lande zu bleiben, und von drei Jahren eines ganz am Lande zubringen, ſo verrichten ſie doch ihre Matroſendienſte recht gut. Die Löwin brauchte nicht mehr als 15 Minuten, um ihr großes Bramſegel zu ändern, und die Operation wurde gut ausgeführt. Ich kann zwar nicht ſagen, daß die andern Schiffe ihre Sachen eben ſo gut gemacht hätten, dieß Beiſpiel aber beweiſt, daß ſie es hätten machen können.

Die ruſſiſchen Schiffe ſind kurz und ein wenig ſchwer, gewiß ſchwerfällige Segler, namentlich die Dreidecker. Die Linienſchiffe führen in der untern Batterie 4 furchtbare Kanonen, welche Bomben von 40 Pfund in horizontaler Richtung ſchleudern. Es läßt ſich nicht berechnen, welche Verwüſtung das Springen eines ſolchen Wurfgeſchoſſes im Innern eines Schiffs veranlaſſen würde. Ein neues Schiff von 84 Kanonen führt eine große Kanone dieſer Art, welche Bomben von 120 Pfund ſchleudert. Dieſe Kanone wiegt 6 Tonnen 192 Pfund engliſches Gewicht; man braucht zu ihrer Ladung 16 Pfund Pulver, 16 Mann, um ſie zu handhaben, und ſechs Minuten zu jedem Schuß. Das Getöſe bei der Exploſion dieſer Maſchine ſoll furchtbar ſeyn.

Es gibt zwei Werften zu Petersburg und eine zu Okhta etwas höher hinauf an der Newa. Zu Petersburg iſt ein Dreidecker und ein Schiff von 84 Kanonen im Bau; der erſte ſoll 130 Kanonen führen, und im Jahr 1838 vom Stapel gelaſſen werden. Zu Okhta baut man einen 84er, nach einem beſondern von dem Director Juman gegebenen Plane; die Admiralität beſitzt auch Plane von faſt allen unſern geſchicktern Schiffsbaumeiſtern, den Marine-Inſpector ausgenommen.

Rußland hat auch auf dem ſchwarzen Meere eine Eecadre von 18 Linienſchiffen, die von einem in unſerm Dienſte gebildeten Officier, dem Admiral Lazarew befehligt iſt; er ſoll ſeine Eecadre in der beſten Ordnung halten. Doch abgeſehen von der Flotte im ſchwarzen Meer glaube ich die Bemerkung machen zu können, daß 26 Linienſchiffe mit einer verhältnißmäßigen Anzahl Fregatten und leichterer Fahrzeuge, eine Beſatzung von 30,000 Mann und mit Lebensmitteln für vier Monate eine hinreichend impoſante und kriegsbereite Macht bilden, daß ich als Engländer wohl die Aufmerkſamkeit meiner Landsleute auf dieſen Punkt und auf die Unmacht, in der wir unſre Marine laſſen, lenken darf."

Ich will noch einige Worte über das Material der ruſſiſchen Marine dem Zeugniß des Hrn. Crawfurd zufügen. Man hat

behauptet, die ruſſiſchen Schiffe dauerten nicht länger als 7 Jahre, und ich habe dieſe Behauptung ſelbſt aus dem Munde des franzöſiſchen Botſchafters zu St. Petersburg gehört. Dieſe Meinung iſt augenſcheinlich unrichtig; denn man kann unmöglich vergeſſen, daß der Hafen von Riga Rußland gehört, und weiß, wie der Handel mit Schiffbauholz zu Riga betrieben wird, das einen großen Theil der europäiſchen Werften damit verſieht. Früher kam dieß Holz aus den litthauiſchen Wäldern, da aber dieſe durch ſchlecht regulirte Schläge ſeit mehr als zwanzig Jahren bedeutend vermindert ſind, ſo deutete man zu dem Ende die Wälder des Gouvernements Minsk aus, und ſeit zehn Jahren kommt das Rigaer Bauholz aus den Gouvernements Tſchernigow und Kiew den Dnepr und die Berezyna herauf, von wo es nach der Düna gebracht wird. Dieſes Holz geht auch auf dem Dnepr nach Cherſon und koſtet hier ſehr wenig Transport, da man es der Strömung der Flüſſe überläßt. Die ruſſiſche Regierung hat neuerlich einen mit dem Holzhandel von Riga ſehr vertrauten Mann und litthauiſche Arbeiter nach Cherſon geſendet, um den Holzhandel auf denſelben Fuß zu ſetzen, wie in jener Stadt. Dieſe geſchwornen Holzhändler von Riga ſind berühmt und bilden eine Corporation, die für die gute Qualität der Waare ſteht; einer davon begibt ſich ſtets an den Ort, wo das Holz geſchlagen wird, wählt es ſelbſt aus, worauf es in Riga noch einmal beſichtigt und mit dem Stempel der Compagnie bezeichnet wird. Die Beſtellungen geſchehen von allen Häfen Europa's aus zu Riga mit einem blinden Vertrauen, und da die Auswahl des Holzes für die ruſſiſche Regierung in den Kron- und Privatwäldern von Agenten dieſer Compagnie beaufſichtigt wird, ſo darf man wohl glauben, daß ſie nicht das ſchlechteſte Holz, was nur 7 Jahre dauern würde, für die ruſſiſche Marine aufbehalten werden.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen vom Veſuv.

(Schluß.)

Das Hinabſteigen von dem Gipfel in das Innere des Kraters iſt mit einiger Gefahr verbunden; man muß ſich anklammern, glitſchen, auf horizontalen Aſchen- und Lavenſchichten, die manchmal unter den Fußtapfen brechen, hinabſteigen. Brennende Aushöhlungen, aus denen eine erſtickende, ſchwefelichte Luft emporſteigt, ſcheinen ihren Feuerrachen zu öffnen, um einen zu verſchlingen. Die Füße brennen; ein Stock, einige Zoll tief in den Boden geſteckt, verkohlt darin. Stößt man mit dem Fuß auf den Boden, ſo ertönt von Höhle zu Höhle ein tiefes Gedeul, und verliert ſich in den unbekannten Eingeweiden dieſer Feuerwelt, ja, man könnte ſagen, unterirdiſche Donner rollten unter hellönenden und entfernten Gewölben dahin. Einige Zoll erkälteter Aſche und Laven bilden den Boden, der einen von dem Abgrunde trennt.

Als wir die letzten Stufen des Kraters erreicht hatten, ſetzten wir uns ſchweigend auf eine Aſchenmaſſe nieder, und betrachteten das ſchreckenerregende Schauſpiel, das ſich mit all ſeinen glänzenden Schaudern uns darbot. Einige Schritte von uns öffnete ſich der Mund des ungeheuren Schlundes, aus dem gewaltige Flammenzungen reckten, welche Felſen und Schlacken zu belecken ſchienen; dichte, von den Flammen getriebene Rauchwolken flogen mit entſetzlichem Pfeifen, gleich wüthenden Wogen eines Feuermeeres, auf — das einzige Geräuſch, das ſich hören ließ; jeder von uns war verſtummt vor Bewunderung und Schrecken. Die durch das Feuer zuſammengedrehten Schlacken breiteten ſich zu unſern Füßen aus, wie häßliche Alraunwurzeln; hie und da ſchien efflorescirender Schwefel eine Art Vegetation nachzubilden; aber Alles, Formen, Farben und Töne, ſchien der Erde fremd, von der wir durch eine Mauer geſpaltener und verglaſeter Felſen, die ſonderbarſten und häßlichſten Geſtalten nachäffend, getrennt waren.

Indeſſen bietet der Veſuv, wie uns die Führer ſagten, nicht immer dieſes erhabene Schauſpiel dar; gewöhnlich bildet ein trauriger Aſchenmantel ſeine Bekleidung, außen und innen, wo die Waſſer des Meeres mit den Flammen kämpfen; am Fuße des Berges befinden ſich die bekannten, durch Spartacus' Vertheidigung in dem Sklavenkriege berühmten Höhlen.

Plötzlich erhebt ſich unſer Cicerone, nähert ſich dem Rande des Abgrundes, und gibt uns ein Zeichen, den Ort, wo wir ſaßen, zu verlaſſen; ohne eigentlich zu wiſſen warum, eilten wir, ſeinem Befehle zu gehorchen; es war gut für uns, denn in demſelben Augenblick änderte ſich der Wind, und bedeckte mit einer Aſchen- und Rauchwolke den Platz, den wir ſo eben verlaſſen hatten. Dennoch geſchah dieſer ſchnelle Rückzug nicht, ohne daß einige unter uns auf der Flucht vor dem Aſchenregen wirklich Gefahr liefen. Durch die Lavalöcher waren einige zu Fall gekommen; ſie ſtießen einen Hülferuf aus, da ſie, geblendet und betäubt durch den Rauch, ſich rettungslos verloren glaubten; an die Stelle des Erhabenen war nun das Lächerliche getreten, die Hölle hatte ſich zur Farce verdreht. Da der Wind in allen Richtungen der Windroſe wehte, ſo blieb uns nichts Anderes übrig, als uns ſo lange mit dem Geſicht auf die Erde zu legen, bis wir, eine augenblickliche Ruhe benützend, in aller Eile den Krater verließen. Als wir am obern Rande des Schlundes ankamen, löste einer der Führer mit großen Anſtrengungen eine Maſſe Erde und Felsſtücke ab, die in den Krater ſtürzten: eine augenblickliche Stille trat ein, furchtbare Detonationen folgten, die in dem Maaße wieder abnahmen, als das Felsſtück in den Eingeweiden des Berges verſank; es war, als brülle ein im Verſchlingen ſeiner Beute geſtörter Löwe — auch die Beherzteſten unter uns zitterten. In den Zeiten der Unwiſſenheit mußte die Fabel des unter dem Vulcan begrabenen Titanen allgemein von denjenigen für wahr gehalten und geglaubt werden, welche Neugierde oder Zufall zu Zeugen dieſes unterirdiſchen Getöſes gemacht hatte. Ich fragte einen der Führer, ob es wahr, daß hier il signor Diavolo ſeine Wohnung aufgeſchlagen; er antwortete mir mit ernſter und zitternder Miene: Sicuro, Signor! Gewiß, mein Herr!

Ehe wir den Veſuv verließen, warfen wir noch einen letzten Blick auf das impoſante Schauſpiel, das ſich vor uns aufthat: unter uns entfaltete die herrliche neapolitaniſche Landſchaft ihre üppigen Schönheiten; vom Cap Miſenum bis zu den vom tyrrheniſchen Meere beſpülten phlegräiſchen Feldern ſchweifte das Auge bis zu den Bergen, die, den Rand des gaetaniſchen Meeres bildend, bis zum Vorgebirge Circe ſich erſtreckten; von hier erblickt es in weitem Halbkreiſe die Apenninen, die ſich bis zu dem Golf hin, der ehedem das ſaterniſche Meer mit dem Meerbuſen von Neapel verband, ausdehnen. Weiterhin taucht die verführeriſche Küſte von Sorrent, der Engelsberg, die Orangenwälder, und als Krone dieſes herrlichen Gemäldes, Neapel auf, das wollüſtige Neapel, die glänzende Stadt, die Metropole eines verödeten, aber immer verführeriſchen Edens.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 12.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

12 Januar 1838.

Ueber die antediluvianiſche Vegetation. *)

Indem die Geologie die Schichten, welche die Erdrinde bilden, ihre Uebereinanderlagerung, ihre Art und die Trümmer von Vegetabilien und von Thieren, welche ſie in ſich ſchließen, unterſuchte, iſt ſie dahin gelangt, uns die Geſchichte der Erde während langer Zeiträume, die ihrem jetzigen Zuſtande vorangingen, zu enthüllen; ſie lehrt uns die Weſen kennen, welche nach einander ihre Oberfläche bewohnten, die Revolutionen, welche ihre Vernichtung herbeiführten und den Steinſchichten, die deren Trümmer aufbewahren, ihre Entſtehung gaben, ſo wie die Veränderungen, welche die Oberfläche in Folge dieſer Revolutionen erfahren hat. Die Botanik hat zwar lange Zeit den Geologen weniger Beweisgründe dargeboten, ſie kann jedoch auf den Zuſtand der Erdoberfläche in den ferniten Zeiten mehr Licht werfen, denn zu der Zeit, wo das Leben ſich auf unſerer Erdkugel zu zeigen begann, und die Thiere nur klein waren und bloß im Waſſer ſich zeigten, deckte eine mächtige Vegetation Alles, was nicht vom Meere bedeckt war. Zudem hat jede Periode ihre eigene, mehr oder minder mannichfache Vegetation, die faſt immer von der vorhergehenden und nachfolgenden ganz verſchieden war. Von allen dieſen Vegetationen verdient die meiſte Aufmerkſamkeit diejenige, welche zuerſt die Oberfläche der Erde deckte, und deren über einander gehäufte Trümmer die oft ſo mächtigen Kohlenlager bildeten, welche jetzt eine der Hauptquellen des Nationalreichthums geworden ſind.

Daß dieß der Urſprung dieſer Schichten war, ſieht man leicht an den Pflanzentrümmern, an den Abdrücken von Stämmen, Blättern und ſelbſt von Früchten, welche in dieſem Geſtein ſo zahlreich ſind, und aus denen man auch noch die Art der Vegetation beſtimmen kann. Unter dieſen Abdrücken ſind die zahlreichſten die Blätter von Farrenkräutern, welche untergegangenen Arten angehören, aber weit mehr den Farrenkräutern der jetzigen Tropenländer gleichen. Eben ſo gleichen andere Stämme der Größe nach unſern größten Waldbäumen, während ſie ihrer ganzen Structur nach den Binſen- oder Rohrpflanzen angehörten, die jetzt bei uns kaum noch einige Fuß hoch werden.

Die Wälder dieſer Epoche, aus ſo einfach organiſirten Pflanzen beſtehend, mußten eine ermüdende Einförmigkeit darbieten, während die jetzigen Wälder durch die Mannichfaltigkeit ihrer Formen und Farben das Auge erfreuen. Die ſteifen Blätter dieſer Vegetabilien, der Mangel an fleiſchigen Früchten und mehlhaltenden Körnern mußte ſie zur Nahrung der Thiere wenig geeignet machen; aber damals gab es noch keine Landthiere, nur das Meer enthielt zahlreiche Bewohner, und die Vegetation jener Zeit ſcheint in der allgemeinen Oekonomie der Natur zu einer andern Rolle berufen geweſen zu ſeyn. Man kann nicht zweifeln, daß die ungeheure Maſſe im Schooße der Erde angehäuften Kohlenſtoffs, der aus der Zerſtörung der vorhandenen Pflanzen entſtand, aus der Kohlenſäure der Atmoſphäre geſchöpft war, indem dieß die einzige Form iſt, unter welcher der nicht aus der Zerſtörung vorher vorhandener organiſcher Weſen hervorgegangene Kohlenſtoff von einer Pflanze abſorbirt werden kann. Nun iſt aber ein ſehr geringes Maaß von Kohlenſäure in der Atmoſphäre dem Daſeyn von Thieren, namentlich ſo vollkommener Thiere, wie Säugethiere und Vögel, hinderlich, der Vegetation aber förderlich, und dieſe Vegetation bereitete, indem ſie die Luft von der übermäßigen Kohlenſäure reinigte, die Atmoſphäre für das Leben der höhern Thiere vor.

Während die Kohlenlager für eine Verſchiedenheit in der Atmoſphäre zeugen, weiſen die Pflanzen durch ihre Größe auf ein wärmeres, und zugleich feuchteres und gleichförmigeres Klima hin. Feuchter und gleichförmiger als gewöhnlich iſt aber das Klima auf kleinen, von großen Continenten entfernten Inſeln. Geringe Wechſel der Temperatur und andauernde Feuchtigkeit entwickeln und vermannichfaltigen die ſpecifiſchen Formen der Farrenkräuter und der analogen Pflanzen, während ſie auf die Phanerogamen gerade den entgegengeſetzten Einfluß ausüben. Während auf den großen Continenten die Kryptogamen, wie Farrenkräuter, Kolbenmooſe, Schachtelhalme u. dgl. kaum den fünfzigſten Theil der geſammten Vegetabilien bilden, machen dieſelben Pflanzen auf den kleinen Inſeln der Aequinoctialgegenden ungefähr die Hälfte, oft zwei Drittheile der geſammten

*) Aus einer von Adolph Brongniart in der Akademie der Wiſſenſchaften am 11 Sept. 1837 vorgeleſenen Rede.

Pflanzenwelt aus. Die Archipele zwiſchen den Tropen, wie z. B. die Antillen, ſind diejenigen Punkte des Erdbodens, welche jetzt eine der primitiven Vegetation am meiſten analoge Pflanzenwelt darbieten. Das Studium der in den Kohlenlagern befindlichen Vegetabilien muß auf den Gedanken führen, daß in jener fernen Epoche die Erdoberfläche in den Ländern, wo ſich die mächtigen foſſilen Kohlenlager finden, z. B. in Europa und Nordamerika, dieſelben klimatiſchen Verhältniſſe, wie jetzt die Archipele der Tropengegenden, und wahrſcheinlich auch eine ähnliche geographiſche Geſtaltung darbieten mußten. Erwägt man die Zahl und Dicke der Schichten in den meiſten Kohlenformationen, unterſucht man die Aenderungen, welche in den ſpecifiſchen Formen der Vegetabilien, aus denen ſie entſtanden, eingetreten ſind, ſo muß man anerkennen, daß dieſe große primitive Vegetation lange Zeit mit ihren dicken Wäldern alle aus dem Waſſer hervorſtehenden Theile des Erdballs bedecken mußte, denn ſie zeigt ſich in denſelben Charakteren in Europa und Amerika, und das tropiſche Aſien, ſo wie Neuholland ſcheinen die allgemeine Gleichförmigkeit im Bau der Vegetabilien getheilt zu haben.

Dieſe erſte vegetabiliſche Schöpfung mußte indeß einer andern Platz machen. Welche Urſachen auch die Vernichtung der mächtigen primitiven Vegetation herbeigeführt haben mögen, die Vegetation ſcheint in der folgenden Periode, welche die Kohlenformation von der der tertiären Schichten trennt, nicht denſelben Grad von Entwicklung erreicht zu haben. Dieſe Periode, welche ſich durch zahlreiche Erdrevolutionen auszeichnete, und während welcher im Meere die rieſenhaften Reptilien erſchienen, iſt in der Geſchichte der Pflanzenwelt durch das Vorneigen zweier Familien merkwürdig, die heutzutage bei der unermeßlichen Mannichfaltigkeit der Vegetabilien ſich faſt verloren haben, damals aber durch Zahl und Größe ſich auszeichneten: dieß ſind die Zapfenträger, wovon die Fichte, die Tanne, der Eibenbaum, die Cypreſſe bekannte Beiſpiele liefern, und die Cycadeen, ganz exotiſche Gewächſe, die mit den Blättern des Palmbaums die weſentliche Structur der Zapfenträger verbinden. Dieſe beiden Familien bilden die Mittelkette zwiſchen den Vascular-Kryptogamen der Kohlenperiode und den phanerogamen Dikotyledonen, welche die Mehrzahl der Pflanzen in der Tertiärperiode ausmachen. Während dieſer ereigneten ſich in der organiſchen Welt größere Veränderungen als jemals ſeit der Zerſtörung der primitiven Vegetation: im Thierreich die Erſchaffung der Säugethiere, im Pflanzenreich die Erſchaffung der Dikotyledonen. Dieſe Claſſe, von der in den letzten Zeiten der zweiten Periode kaum einige Anzeichen ſich ergaben, tritt in der dritten überwiegend und in unſern Tagen herrſchend auf, theils durch die Zahl und Mannichfaltigkeit der Arten, theils durch die Größe der Individuen. Man darf indeß nicht glauben, daß dieſelben Vegetationsformen ſich ſeit der Periode vor Erſcheinung des Menſchen bis auf unſere Tage gleichmäßig fortſetzten, vielmehr bemerkt man weſentliche Verſchiedenheiten, und das Vorhandenſeyn von Palmen, ganz verſchieden von denen, die jetzt am Ufer des Mittelmeers wachſen, in den nördlichſten Tertiärſchichten Frankreichs ſcheint anzuzeigen, daß Mitteleuropa damals eine höhere Temperatur hatte, als jetzt, was ganz mit dem Umſtand übereinſtimmt, daß in denſelben Ländern Elephanten, Rhinocerosse und Flußpferde ſich fanden.

Rußland.

(Fortſetzung.)

Betrachtet man die orientaliſche Frage unter dem einzig wahren Geſichtspunkt, dem der neuen Intereſſen Rußlands, ſo wird ſie ſehr einfach, obwohl darum die Schwierigkeiten noch nicht gelöst ſind. Ich werde dieſe Frage nur von dem ruſſiſchen Standpunkte aus beurtheilen. Fürs erſte iſt die Eroberung Konſtantinopels keine populäre Idee in Rußland, wie man behaupten wollte. Die Armee erinnert ſich der furchtbaren Krankheiten, von denen ſie im türkiſchen Feldzug heimgeſucht wurde, und in den verſchiedenen Gouvernements, die ich durchreiste, ſelbſt in denen, die ihre Ackerbauproducte nach dem ſchwarzen Meere abſetzen, fand ich keine Spur dieſes Gedankens. Zu St. Petersburg wird die Frage von allen Staatsmännern auf gleiche Weiſe beurtheilt, denn man erkennt, daß ein ruſſiſcher Herrſcher ſich nicht zu Konſtantinopel feſtſetzen könnte, ohne auf den letzten Reſt des Uebergewichts zu verzichten, welches Rußland noch von St. Petersburg, dieſem von Peter dem Großen nicht ohne triftige Gründe nach der Oſtſee eröffneten Fenſter, über Europa ausübt. Rußland hat bereits zwei Hauptſtädte, St. Petersburg und Moskau; wenn es ſich auch zu Konſtantinopel feſtſetzte, würde es deren drei haben, und dieſes letztere hätte ſo viel Vortheile über die beiden andern voraus, daß der Sitz des Reichs in wenigen Jahren dahin verlegt wäre, und Rußland die Einheit verlöre, der es mehr als je bedarf. Kaiſer Nikolaus, der vor keiner Maaßregel zurückſchrickt, wenn es ſich darum handelt, die Kräfte dieſes ungeheuren Reichs mehr zu centraliſiren, fühlt dieß ſehr wohl. Sich zu Konſtantinopel feſtſetzen, hieße auf einen Zweck losgehen, welcher dem des jetzigen Kaiſers diametral entgegengeſetzt wäre; man würde der Idee untreu, in Folge deren man Polen ſeine Nationalität nahm, die polniſchen Officiere und Soldaten nach dem Kaukaſus deportirte, auf die Gefahr hin, die von dorther drohenden Feinde zu verſtärken, in Folge deren die Regierung des Kaiſers den deutſchen Provinzen die ruſſiſche Sprache *) aufzwingt, und daſelbſt trotz der Unzufriedenheit, die dieſe Maaßregeln in jenen koſtbaren und treuen Provinzen erwecken, den Proſelytismus der griechiſchen Kirche befördert, — kurz, man kann verſichert ſeyn, daß Rußland ohne eine große Nothwendigkeit ſeine Gränzen nicht ſo weit ausdehnen wird.

Die Frage iſt ganz commerciell. Das ruſſiſche Reich hat nicht auf den Ehrgeiz verzichtet, das größte Reich der Welt zu werden, aber es will dieſe Suprematie durch die Entwicklung ſeiner Handelsmarine, nicht durch die Eroberungen ſeiner Flotten, durch die Ausdehnung ſeines auswärtigen Handels, nicht durch die ſeiner Gränzen; es will die Welt mit ſeinen Waaren

*) Die ruſſiſche Sprache iſt den baltiſchen Provinzen nicht aufgedrungen, man hat in ihrem Intereſſe ihnen die Mittel geben wollen, dieſe Sprache zu erlernen. Toleranz iſt eine Grundmaxime der ruſſiſchen Regierung ſeit Peter I geweſen.

überſchwemmen, nicht mit ſeinen Armeen, und während man ſich gegen einen befürchteten Einbruch der ruſſiſchen Soldaten in wehrhaften Stand ſetzt, rüſtet ſich Rußland, um über England und Frankreich herzufallen, und ſie zur See und zu Land in Europa und dem Orient mit ſeinen Seidenſtoffen und Baumwollenzeugen und mit den ſo mannichfachen Producten ſeiner verſchiedenen Klimate zu bekämpfen. Die Waffen haben genug für Rußland in dem Orient gethan, und England könnte ihm durch einen Krieg nur noch Konſtantinopel ſtreitig machen, deſſen ſich der Kaiſer nur nothgedrungen bemächtigen würde. Was kann Rußland noch verlangen? und welche Eingriffe bleiben ihm noch übrig? England duldete, daß Rußland ſich an den Quellen der Donau feſtſetzte, daß es ſeit dem Vertrag von Bucharest das ſchwarze Meer ſeinen ſüdlichen Provinzen eröffnete, daß es ſeit dem Vertrag von Kainardſchi das Meer von Aſow beherrſchte, ſich durch die Ukaſe von 1785 der Krim bemächtigte, längs der Küſte von Tſcherkeſſien bis an den Kaukaſus ſich ausdehnte, und daß es endlich die Südküſte des ſchwarzen Meers erreichte durch den Vertrag, der ihm im J. 1802 Mingrelien überlieferte, es hat ruhig zugeſehen zu Allem bis zu den großen Gebietsabtretungen der Jahre 1829 und 33, die ihm geſtatteten, das Fort St. Nikolas an dem Ufer zu bauen, welches die Bai von Trapezunt einſchließt. England hat geduldet, daß Rußland bis zum Ararat vordrang, den ihm der Vertrag von Turkomantſchai im J. 1828 eröffnete; England ſah die Verträge von Unkiar-Skeleſſi und Adrianopel unterzeichnen, und begnügte ſich mit Proteſtationen; jetzt ſteht Rußland mitten unter den Bevölkerungen von Anatolien, Perſien, Georgien und dem Kaukaſus, und trennt ſie von einander; es beſitzt faſt den ganzen Iſthmus zwiſchen dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meer, bewacht ſorgſam die eiſerne Pforte und Wladikaukas, die zwei einzigen Päſſe über den Kaukaſus; ſeine Flagge weht ſeit dem Jahre 1829 an beiden Enden der ſchon halb bezwungenen Küſte von Abaſien, wo 13,000 Mann regelmäßiger Truppen ſieben verſchiedene Punkte beſitzen; er hat alſo nur noch dieſe lange Reihe von Eroberungen zu benützen, ſie zu organiſiren, unter ſich und mit dem übrigen Reiche durch den Handel zu verbinden, und ſeine Bemühungen in der definitiven Beſetzung der ganzen tſcherkeſſiſchen Küſte und des Weſtabhangs des Kaukaſus zu concentriren, dann kann es mit allen Küſten des ſchwarzen und kaſpiſchen Meeres Handel treiben, und die Producte ſeiner Induſtrie mit überwiegenden Vortheilen nach allen Theilen des Orients abſetzen.

Der große Streit über die Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere zwiſchen Rußland und England wird lebhafter werden, in dem Maaße, als die induſtriellen Hülfsmittel Rußlands ſich entwickeln. Das Gebiet, welches Rußland jenſeits des Kaukaſus erworben oder erobert hat, iſt 500 Werſte breit und 1000 Werſte lang, liegt unter dem günſtigſten Himmel, hat zum Theil eine arbeitſame Bevölkerung, und iſt zwiſchen dem kaſpiſchen und ſchwarzen Meere gelegen, von denen das eine eine bequeme Straße eröffnet, um die Producte der ſüdlichen Provinzen nach den Häfen Mingreliens, nach der Türkei und nach allen Theilen Europa's zu verſenden, während auf dem andern die innern Provinzen des Reichs über Aſtrachan verſorgt und mit den transkaukaſiſchen Producten überſchwemmt werden können. Dieſe Producte ſind außerordentlich mannichfach und von ſehr guter Qualität; ihre bloße Aufzählung kann dem Handelsſtande aller Länder zu denken geben. Dieſe Länder liefern alle Arten von Korn, Mais, Reis u. ſ. w., Baumwolle, Wein, Tabak, Bauholz, Hanf, Oel und Farbengewächſe, Gewürze, die gewöhnlichſten Droguerien, Seide, Wachs, Honig, Vieh, Pferde, Ziegen mit ſeidenartigem Vließ, Pelzwerk, Alaun, Salz, natürliches Klauberſalz, Naphtha und Metalle. Da die ruſſiſche Regierung aus den Berichten der Miſſionäre erſehen hat, daß die langhaarige Baumwolle in den chineſiſchen Provinzen bis zum 41ſten Grad nördlicher Breite, wo die Flüſſe während des Winters gefrieren, ſich naturaliſirt hat und mit Erfolg angebaut wurde, glaubte ſie mit Recht, daß es auch jenſeits des Kaukaſus gelingen würde, zwiſchen dem 39° und 41° in einem gegen die Nordwinde durch hohe Bergketten geſchützten Lande, in deſſen Thälern man den Winter nicht kennt. Daher ſah auch Rußland, welches im J. 1825 für rohe und verarbeitete Baumwolle 46,609,307 Rubel an das Ausland zahlte, dieſe Summe jährlich ſich vermindern, ſo daß es vielleicht in ſechs Jahren Baumwolle aus ſeinen kaukaſiſchen Provinzen ausführen kann. Den Weinbau hat die ruſſiſche Regierung dermaßen begünſtigt, daß der kaukaſiſche Wein, der von Baku über Aſtrachan nach Moskau geſchickt wird, im ganzen nördlichen Rußland abgeſetzt wird, wo vor einigen Jahren faſt nur franzöſiſche Weine verkauft wurden. Weinbergbeſitzer von Bordeaux haben in den beiden Schamakhis zum Weinbau taugliche Ländereien angekauft, und hoffen daſelbſt Sorten zu bekommen, die den franzöſiſchen Producten wenig nachgeben werden. Wie wird es dann ſeyn, wenn Rußland den Zweck aller ſeiner Anſtrengungen erreicht, und die 30 Meilen abaſiſcher Küſte erobert haben wird, die ihm noch fehlen, um den ganzen Iſthmus zwiſchen beiden Meeren zu beſitzen? Wenn es ungehindert eine Handelsſtraße anlegen kann zwiſchen den Häfen auf dem Weſtabhang des Kaukaſus am ſchwarzen Meere und denen auf der andern Seite der Berge am kaſpiſchen Meer? Die Weine und übrigen kaukaſiſchen Landesproducte, ſo wie die ruſſiſchen, werden dann zu Odeſſa zuſammenſtrömen. Der Krapp, der nirgends ſo ſchön und in ſolcher Menge wächst, wie in den Gebirgen von Urditſch, der Saffran, den man in ſo großen Maſſen zu Derbent und Baku baut, die Seide, die jetzt in den kaukaſiſchen Provinzen acclimatiſirt iſt, wo ein einziger franzöſiſcher Fabricant 30,000 Pud liefert, und deren Behandlung man durch die Agenten gelernt hat, die ſie nach Piemont und Südfrankreich ſchickten, und woraus man jetzt zu Moskau die nämlichen Stoffe, wie zu Lyon, webt; endlich die Baumwolle, deren Anbau ſich jeden Tag verbeſſert, alles dieß würde dazu beitragen, die ruſſiſche Induſtrie frei zu machen, indem man die zahlreichen Fabriken von Moskau damit verſorgt, von wo die wohlfeil erzeugten Producte zum Theil zurückkehren werden nach der Küſte von Mingrelien, und ſich in der Türkei, in Griechenland, und, wie die Ruſſen hoffen und laut ſagen, in Italien und im ſüdlichen Europa verbreiten ſollen, wo ihr niederer Preis die Concurrenz der eng-

lischen und französischen Fabricate aushalten kann. Ich habe alle diese russischen Erzeugnisse vor Augen gehabt, und muß sagen, daß sie eine ernstliche Aufmerksamkeit verdienen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Halls Reisen auf die Hochgipfel des Quitoanischen Andenzuges.

(Fortsetzung.)

1) Besteigung des Antisana.

Am 5 August 1831 unternahm ich mit Boussingault in Begleitung Don J. Valdviesso's (nachmaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten des Ecuadors) einen Ausflug nach dem Antisana. Dieser Berg ist bekanntlich einer von den Colossalpiks der östlichen Cordillere, und von Quito in gerader Richtung 30 (engl.) Meilen entfernt. Der Weg dahin führt durch die obere oder mittägliche Partie des Gillothales, und dann nahe vor dem Südende des vereinzelten Pialohügels vorbei, an dessen Fuße die Heilquellen von San Pedro oder Alangesin liegen, deren Temperatur 101° F. ist. Obgleich gar keine Anstalten zur Aufnahme u. s. w. von Badegästen daselbst vorhanden sind, werden sie ihrer angeblichen Heilkraft wegen, die nach Boussingaults chemischer Analyse keine andere, als die eines anderen mineralgehaltlosen heißen Wassers ist, von Leidenden besucht. Die eigentliche San Pedro-Quelle liegt inmitten des gleichnamigen Dorfes, dessen aus Eingebornen bestehende Bevölkerung durch irgend einen glücklichen Zufall im ursprünglichen Besitze des Bodens geblieben ist, und durch ihre Betriebsamkeit wie die verhältnißmäßige Wohlhabenheit, die eine Folge davon, sich von der Masse der übrigen Urbevölkerung vortheilhaft unterscheidet. Mit den von ihr verfertigten groben Zeugen (Bayetas) treibt sie Handel nach den Gränzlandschaften Pastos und Barbacoas.

Der felsengipfelige Gebirgszug von Pasuchoa theilt den oberen Endpunkt des Gillothales in zwei Becken, wovon das westliche nach den Höhen von Tiopullo hin aufsteigt, wogegen das östliche sich nach den Grundflächen des Sincholagua und Rumiñava hin abdacht. Der anziehendste Gegenstand auf diesem letztern Pit, welchen ich mit Professor W. Jameson besuchte, ist, im Vorbeigehen erwähnt, der Wasserfall des Piti, der sich in eine ungefähr 150 Fuß tiefe Waldschlucht hinabstürzt. Der ganze Landstrich rings umher ist mit Holzung bedeckt, die sich hie und da bis zur Hochwaldung erhebt. Wir stießen auf verschiedene Bäume und Strauchgewächse, die uns zuvor noch nie vorgekommen waren; unter ersteren vorzüglich auf den im Lande sogenannten Olivo, der wegen seiner angeblichen Aehnlichkeit mit dem Oelbaum so heißt. Die über alle benachbarten Berggipfel gelagerten Wolken fallen häufig in heftigen Platzregen, begleitet von Blitzen, hernieder. Letztere folgen so rasch auf einander, daß einer von uns einst deren 43 in fünf Minuten zählte. Diese Blitzregen, wie man sie nennen möchte, erstrecken sich über das Thal hin öfter bis nach Quito, weil es, wie bekannt, am Fuße des Pichincha liegt. Merkwürdigerweise herrscht hingegen in dem etwas weiter nördlich gelegenen Dorfe Pomasque eine solche Trockenheit der Atmosphäre, daß es den Beinamen „Pleiro" *) erhalten hat.

*) Dieses ist übrigens kein spanisches Wort; es dürfte also hier ein Druckfehler obwalten.

Die Nacht brachten wir in der am Rande einer Thalschlucht gelegenen Maierei Pinantura zu, welche das Hauptgebäude des Landguts Antisana bildet, und nach Boussingaults barometrischen Messungen 10,527 Fuß hoch liegt. Am folgenden Morgen machten wir uns in Begleitung des Eigenthümers, Don J. Valdviesso, auf den Weg nach dem Antisana. Pinantura liegt gleich dem (ebenfalls diesem reichen und mächtigen Quitoaner gehörigen) Sisibamba am Fuße der Paramos. Der Antisana gehört in den Bereich der Gränzen des nach ihm genannten Landgutes, die bis zu den Napo-Wäldern hinanreichen, und eigentlich als unbestimmt angesehen werden dürfen, weil sie am Ostabhange der Cordillere in eine gänzlich unbewohnte Region hinstreifen. Der Weg durch diese merkwürdige Besitzung beträgt eine tüchtige Tagereise.

Es war windstill, was ein günstiger und seltener Umstand, da der Wind auf diesen Höhen das gefahrdrohendste Hinderniß für den Reisenden ist. Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß auf der Cordillere (der östlichen?) der Wind nicht in den obersten Höhenregionen, sondern vielmehr in den mittleren am ungestümsten herrscht. Längs des Randes einer tiefen Thalschlucht hinansteigend gelangten wir zur Maierei Lisco, welche auf einer Höhe von 11,440 Fuß rings von Gersten- und Kartoffelfeldern umgeben ist. Jenseits derselben betraten wir die Paramos, und erreichten gegen Abend die nach dem Antisana genannte Maierei, welche 13,450 Fuß hoch liegt, und von Humboldt vor den Pentland'schen Entdeckungen mit Recht für den höchsten bewohnten Punkt des Erdkreises angesehen wurde. Ihre Bevölkerung besteht für gewöhnlich bloß aus einem indianischen Hirten, oder Sennen; zur Zeit des Rodeo oder der Zusammentrift der weit und breit zerstreuten Heerden, welche nur Einmal im Monat geschieht, wird sie auch vom Eigenthümer oder dessen Oberaufseher bewohnt. Bei diesen Gelegenheiten ist die gesammte Dienerschaar der Besitzung zu Pferde, und bildet um die Triften und Matten einen Kreis, der sich immer enger und enger zusammenzieht, und solchergestalt die Heerden nach dem Mittelpunkt hintreibt, wo sie dann in Hürden gezählt und bezeichnet werden. Dieses Geschäft läuft nicht immer gefahrlos ab, denn die Thiere, vorzüglich die Stiere, werden häufig ergrimmt, brechen dann wüthend durch den Ring, werfen Alles, was ihnen in den Weg tritt, vor sich nieder, und können dann nur durch den Laso, diese so oft beschriebene südamerikanische Urwaffe, welche auch diese Cordillera-Alpen-Sennen mit ungemeiner Gewandtheit zu handhaben wissen, gebändigt werden.

Die Stiere vom Antisana sind wegen ihrer Wildheit berüchtigt. Diese scheint von dem größeren oder kleineren Umfange der Triften, auf denen sie umherschweifen, und also mehr oder weniger an den Anblick wie an die Herrschaft des Menschen gewöhnt sind, bedingt zu werden. Trotz der Rodeos entweicht jedoch alljährlich eine beträchtliche Menge nach den Einöden der Paramos, oder verbirgt sich in den tieferen Waldungen. Dergleichen Thiere heißen dann Alzadores, d. h. Abtrünnige (Renegaten), ein Schimpfname, der im Unabhängigkeitskriege von den Spaniern den Patrioten beigelegt wurde.

Es ist merkwürdig, daß von den beiden großen Hornvieh-Zuchtgegenden des mittäglichen Amerika's die eine auf den fast in wagerechter Linie mit dem Meeresspiegel gelegenen brennenden Ebenen, die andere dagegen in der Nähe der ewigen Schneegränze der Cordilleren liegt! In beiden werden auch Maulthiere und Pferde gezogen; der in den Hochlanden gezogene Pferdeschlag steht jedoch dem der Tiefe lande, zwar nicht an Stärke, aber an Körpergröße und Gestalt nach. Die besten Pferde auf Quito sind diejenigen, welche als Füllen von den Triften Guayaquils gebracht, und dann in den Gebirgen großgezogen worden sind.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 13.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

13 Januar 1838.

Algierer Zuſtände.

2. Die Hadſchuten.

In meinem frühern Beitrage habe ich den Zuſtand der franzöſiſchen Armee in Afrika beſprochen; in dieſem will ich nun eine Schilderung von deren Gegnern verſuchen. Wenn in der Umgebung Algiers heutiges Tages ein Mord oder Ueberfall geſchieht, ſo ſpricht man nicht mehr von den Arabern überhaupt oder den Kabylen, als den Thätern, denn alle arabiſchen Stämme bis auf zehn Stunden Entfernung von der Stadt ſind unterworfen, und die Kabylen ſind zu weit entfernt, und leben auch ziemlich ruhig auf ihren Bergen, ſo lange man nicht zu ihnen kommt. Die Sündenböcke von jedem Verbrechen, jeder Raub- und Mordthat, auch wenn ſie von Europäern begangen iſt, von jeder Feindſeligkeit ſind bei Algier die Hadſchuten, dieſer berüchtigte Stamm der Ebene Metitſchad, welcher dort den ächten, ſtolzen, kühnen und grauſamen Charakter des nomadiſirenden arabiſchen Räubers repräſentirt. Der Name „Hadſchut" iſt der Schrecken des friedlichen arabiſchen Hirten, wie des europäiſchen Pflanzers. Jene kühnen Horden ſchonen bei ihren Streifzügen das Eigenthum ihrer Glaubensbrüder ſo wenig, als das der Chriſten, aber ſie ſchneiden doch lieber den letztern die Kehle ab, weil ſie da mit der Beute auch noch den himmliſchen Lohn zu verdienen glauben.

Die Wohnſitze der Hadſchuten ſind die weiten Steppen jenſeits der Chiffa und des Maſſafran.*) Das Territorium ihrer unbeſtrittenen Herrſchaft beginnt von dem linken Ufer dieſer Flüſſe. In ſeinem Centrum liegen der See Alula und das Kubbar-rumiah oder Grabmal der Chriſtin. Im Norden endigt ihr Gebiet mit dem Meere, im Süden und Weſten mit dem Atlasgebirge. Dort wohnt ein Menſchenſchlag andern Urſprungs, wild und kriegeriſch wie die Hadſchuten, aber weniger unternehmend, weniger ſtreitluſtig als ſie. Die Kabylen haben nur ſehr wenig Pferde, ſind keine gewandten Reiter und nur im Gebirge furchtbar. Dort ſchießen ſie auf jeden Fremden, Franzoſen oder Araber, ohne Unterſchied, der bewaffnet ihren Wohnungen zu nahen wagt. Die Hadſchuten, ſonſt von den Kabylen mit Kugeln begrüßt, finden gleichwohl ein Aſyl auf deren Bergen, ſobald ſie von den franzöſiſchen Truppen verfolgt werden. Iſt die Religion im Spiele, ſo ſteigen die Kabylen von ihren Felſen zur Hülfe jener arabiſchen Räuber und beide, die ſich ſonſt von Herzen haſſen, fechten vereinigt wider den vermeinten Glaubensfeind. Wüßten dieſe armen verblendeten, von ihren Prieſtern zum Narren gehaltenen Völker, wie wenig directe Gefahr ihre religiöſen Ueberzeugungen von Seiten der Franzoſen bedrohte, ſie würden minder bereitwillig dem Rufe ihrer Marabuts zum Tode für den Glauben folgen. Die Kabylen beherrſcht bei ihren Kämpfen wider die franzöſiſchen Heere kein anderes Motiv, als der religiöſe Fanatismus, während die Hadſchuten dabei zugleich durch ihre wohlberechneten Raubzüge ihren materiellen Vortheil finden und dem Frieden folglich noch weit mehr abhold ſind.

Die Hadſchuten ſind arabiſchen Urſprungs. Ihre heutigen Sitten, Sprache und Geiſt ſind ihren kriegeriſchen Ahnen aus Oſten treu geblieben. Sie lieben im Gegenſatze zu den übrigen Stämmen der Ebene Metitſchad, den Wechſel ihrer Wohnplätze und die Nomadengewohnheiten, bewegen ſich jedoch in einem gewiſſen Bezirke, wo die Natur ihnen ſo viele Vertheidigungsmittel und Schlupfwinkel gegeben hat. El-Hadſchut iſt ihr arabiſcher Stammname, ſonſt ohne beſondere Bedeutung. Ihr kriegeriſcher Ruf, ihr Anſehen und ihre Furchtbarkeit unter den übrigen Stämmen ſcheint aber ſchon aus ſehr alten Zeiten zu ſtammen. Bei allen ritterlichen Mährchen der Araber dieſes Landes ſpielt ein Hadſchute die Hauptrolle; in keinem andern Stamme leben ſo viele Sagen und Erzählungen von den Thaten der Großväter, endlich hat kein anderer Stamm noch heutigen Tages ſo viele Poeten aufzuweiſen, als die Hadſchuten.*) Der

*) Die Chiffa entſpringt im Atlasgebirge unweit Medeah. Nach ihrer Vereinigung mit dem Uad-Sidi-el-Kebir und einigen andern Gebirgsbächen erhält ſie den Namen Maſſafran.

*) Mehrere Poeſien dieſes Stammes wurden von den angeſtellten Dolmetſchern in franzöſiſche Sprache überſetzt, darunter ein ziemlich intereſſantes Klagegedicht über den Fall Algiers; eben ſo ſatyriſche Spottlieder gegen die Franzoſen, den Aga-Obriſt Marey und die Beni-Khalil, welche ſie Butter- und Käſekrämer nennen.

Uthan oder das Stammgebiet, welches ſie bewohnen, hieß zu den Zeiten des Dey's El-Sabet. Sie bezahlten daher ihren Tribut mit den Waffen, das heißt, ſie waren unter den Reitern des Aga eingeſchrieben und als ſolche verpflichtet, jedem Ruf ins Feld pünktliche Folge zu leiſten, ſonſt aber blieben ſie von jeder Geldabgabe befreit. War irgend eine Expedition gegen einen rebelliſchen Stamm zu unternehmen, ſo eilte der Aga mit einigen Türken nach der Ebene, verſammelte ſeine arabiſchen Reiter, namentlich die trefflich berittenen Hadſchuten, und überfiel mit dieſem Kriegshaufen die Duars derjenigen Stämme, welche den Tribut zu bezahlen ſich weigerten, oder dem Dey ſonſt Urſache zur Unzufriedenheit gegeben hatten. Nie griffen die andern Araberſtämme, deren Gebiet der Aga durchzog, für ihre bedrohten Brüder zu den Waffen. Die gegenſeitige Eiferſucht der Scheikhs und Caids ſah mit Freude die Demüthigung des Nachbarſtammes, und die Türken hatten ein leichtes Spiel, während bei den heutigen Expeditionen der Franzoſen in das Innere Alles flüchtet und zu den Waffen greift. Uebrigens waren auch zu den Zeiten der Türken die Hadſchuten als Diebe längſt ſchon berüchtigt. Ihre Streitigkeiten mit dem benachbarten Uthan der Beni-Khalil ſind alten Datums. Der Aga, welcher ſonſt den Hadſchuten Vieles überſah, war auf die Klagen der übrigen Araber der Metitſchad doch manchmal genöthigt, die Chiffa mit ſeinen Türken zu überſchreiten, um durch Gefangennahme einiger Weiber und Kinder die Hadſchuten zur Zurückgabe ihres Raubes zu zwingen. Bei ſolchen Gelegenheiten wurden dann Flintenſchüſſe häufig gewechſelt. Ein europäiſcher Conſul, welcher Algier ſeit 20 Jahren bewohnt, verſicherte mir, daß ſeit ſeiner Anweſenheit faſt jedes Jahr eine kleine Expedition nach dem Gebiete der Hadſchuten abging. Aber gewöhnlich endigte dieſe mit einem friedlichen Vergleiche, da der Aga ein Intereſſe hatte, jenen kriegeriſchen Stamm möglichſt zu ſchonen.

(Fortſetzung folgt.)

Rußland.

(Fortſetzung.)

Aber dieſe großen Plane können ſich nicht verwirklichen, dieſe große Handelsbewegung Rußlands kann nicht ernſtlich beginnen, ſo lange es nicht im ruhigen Beſitz des ganzen Iſthmus zwiſchen dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meer iſt, wo das Land der Tſcherkeſſen noch Widerſtand leiſtet. Hat Rußland ſich hier feſtgeſetzt, ſo bedarf es Konſtantinopels nicht mehr, wo eine große Handelstoleranz herrſcht; es wird ſich ungeheure Abſatzwege nach allen Märkten des Orients eröffnen, und ſein Einfluß bei der Pforte wird das Uebrige thun. England befindet ſich der ruſſiſchen Regierung gegenüber in der ſeltſamen Lage dieſe zur Eroberung von Konſtantinopels zu treiben, wenn es ſeine Verſuche zu Gunſten der Tſcherkeſſen mit Erfolg erneuert, und die Ruſſen an der definitiven Beſitznahme dieſer Küſte hindert; läßt England aber die Ruſſen ſich definitiv daſelbſt feſtſetzen, ſo dürfte es auch um einen großen Theil ſeines Handels im Orient geſchehen ſeyn.

Was Indien betrifft, ſo hat die engliſche Regierung nie ernſtlich daran gedacht, daß Rußland von dieſer Seite her gefährlich werden könnte. Als man im engliſchen Parlamente von einem Einfall Rußlands in Indien ſprach, hatte das engliſche Cabinet eben große Geldbewilligungen nöthig, um die Fehler des vorhergehenden Cabinets und die Nachläſſigkeit der Admiralität, welche die Marine verfallen ließ, wieder gut zu machen; ſeit fünfzehn Jahren erwartete man den Augenblick zu dieſem Behufe neue Credite vom Parlamente zu begehren, und man mußte ſie jetzt um jeden Preis erhalten. Damals ſprach die miniſterielle Preſſe laut von den Gefahren, welche Indien von Rußland aus bedrohten. Man erhielt die nöthigen Fonds zur Vermehrung und Wiederherſtellung der Flotte, und nun war nicht mehr von Indien die Rede. Ich habe ruſſiſche Officiere geſprochen, welche vor einigen Jahren die Länder zwiſchen den ruſſiſch-aſiatiſchen Provinzen und Indien durchreiſten; ſie ſind noch erſchrocken über die Schwierigkeiten dieſer Reiſe. In Rußland ſcheint unter den Staatsmännern der Wunſch zu herrſchen, daß die Engländer in Indien Fortſchritte machen und bis Kabul vordringen möchten, wo die Ruſſen ihnen die Hand reichen könnten; dieß würde Rußland den Tranſithandel geben, den die in dieſem Theile Indiens ſich aufhaltenden Engländer unternehmen müßten, da dieß der mindeſt gefährliche und der regelmäßigſte Handel iſt. Ich gebe dieſe Anſichten einiger ausgezeichneten Männer Rußlands, ohne ihre Richtigkeit zu verſichern, oder für ihre Aufrichtigkeit zu ſtehen. Mag nun Rußland nach Indien vordringen und Konſtantinopel in Beſitz nehmen wollen oder nicht, gewiß iſt, daß es ſich thätig damit beſchäftigt, im Orient ſich furchtbar zu machen, und daſelbſt einen Krieg mit Vortheil führen zu können, wenn dieſer Krieg nothwendig werden ſollte. Man hat in den neuſten Zeiten viel von der Thätigkeit geſprochen, welche zu Sebaſtopol und andern ruſſiſchen Häfen des ſchwarzen Meeres herrſcht. Dieſe Thätigkeit iſt dem ruſſiſchen Kaiſer eigenthümlich: es iſt die ungeheure Bewegung, welche Peter der Große einem Reich aufdrückte, das immer noch in ſeiner Organiſation begriffen iſt; dieſe Bewegung, dieſe Thätigkeit geben Stärke, und es iſt gut, den Wirkungen in allen ihren Entwicklungen zu folgen.

Es werden gegenwärtig große Anſtalten zu Kertſch getroffen, einem Hafen, der am Eingange des Meeres von Aſow liegt und die Meerenge beherrſcht. Im J. 1771 wurde Kertſch von der Pforte an Rußland abgetreten; durch einen Ukas vom 21 April 1835 ſind alle nach dem Meere von Aſow beſtimmten Schiffe gehalten, zu Kertſch Quarantäne zu machen. Mit jedem Jahre gewinnt der Handel dieſer Stadt nach der aſiatiſchen Küſte eine größere Ausdehnung, und hat bereits der Stadt eine gewiſſe Wichtigkeit gegeben. Der Hafen von Kertſch iſt durch ſeine Lage gegen alle Winde geſchützt, und die Stärke der Wogen iſt gebrochen durch die fortdauernde Strömung in der Meerenge. Im J. 1835 begann die Schifffahrt am 1 Januar und endete im December, dauerte alſo drei Monate länger, als zu Taganreg. Bis zum zweiten Kriege mit der Türkei wurde zu Kertſch

ein Tauſchhandel mit den Tſcherkeſſen und Abaſen getrieben, von denen man Wachs, Honig und Pelzwerk erhielt, und denen man Salz lieferte, was ſich nicht auf dieſer Seite des Kaukaſus findet. Vor anderthalb Jahren entdeckte man in der Umgegend von Kertſch reiche Erze, ein um ſo wichtigerer Umſtand, als im letzten Kriege mit der Türkei die Schwierigkeiten, die ſich im Augenblicke der Ueberſteigung des Balkans erhoben, durch Mangel an Kugeln noch vermehrt waren. Ein edler, junger Mann, Hr. v. Demidow, bot dem Staate für eine halbe Million Rubel Kugeln aus ſeinen Schmelzwerken im Ural an, aber der Weg war weit, und die Herbeiſchaffung dieſer Hülfe verzögerte ſich um einige Monate. Seit dieſer Zeit ſuchte die ruſſiſche Regierung für den Fall eines neuen Kriegs im Orient ſich die nöthigen Hülfsmittel in ſeinen ſüdlichen Provinzen zu verſichern. Man ließ ſie näher erforſchen, und die zu Kertſch gemachten Entdeckungen wurden bald nutzbar gemacht. Ein ruſſiſcher Genieofficier wurde nach Paris geſchickt, um Hrn. Anatole von Demidow die nöthigen Nachweiſungen zu geben. Das Vermögen der Familie Demidow ſchreibt ſich von einer ähnlichen Conceſſion her, welche in früherer Zeit dem Urgroßvater des Hrn. von Demidow im nördlichen Rußland gegeben worden war. Die Hoffnung, ſeinem Lande nützlich zu ſeyn, mehr noch, als die Ausſicht auf Reichthümer, bewog ihn, ſich, obgleich krank, ſelbſt nach Kertſch zu begeben, und die Ausbeutung der dortigen Metalladern in einem ungeheuren Maßſtabe zu beginnen. Die nöthigen Maſchinen wurden im Mai dieſes Jahrs in Havre eingeſchifft, Hr. v. Demidow folgte ihnen ſelbſt, und in zwei Jahren beſitzt Rußland gewiß Gießereien und Arſenale in geringer Entfernung von Konſtantinopel. Ich führe dieſen Umſtand an, um zu beweiſen, daß man den Friedensgarantien, welche die commercielle Entwicklung Rußlands gibt, nicht allzu ſehr trauen darf.

Die Thatſache iſt allerdings bezeichnend, aber nicht beunruhigend; ſie beweiſt nur, daß Rußland ſich in Stand ſetzt, einem Angriff gegen ſeine neue Marine und ſeinen Handel zu begegnen, und daß es die Regeln der Vorſicht nicht vergißt, welche ihm, wie ich bewieſen zu haben glaube, ſeine gegenwärtige Lage und ſeine erſten Schritte auf der Bahn der Handelswohlfahrt und des öffentlichen Credits vorſchreiben. Alles ſcheint darauf hinzuwirken, und die ruſſiſche Regierung in dieſem Kreiſe feſtzuhalten, und die Combinationen ſeiner Politik ganz anders wohin als auf unbeſchränkte Vergrößerungen zu richten. In Polen ſelbſt, dieſem Herd von Unruhen, der Rußland mit England und Frankreich entzweien zu müſſen ſchien, bereitet ſich eine ganz neue Ordnung der Dinge vor; ſeit der letzten Revolution Polens war das Land durch die Gendarmerie regiert, und überall herrſchte der Schrecken; gegenwärtig ſind die Verhaftungen ſeltener geworden, und man regiert ſo geſetzlich wie möglich. Dauern dieſe Geſinnungen fort, ſo werden ſie in kurzer Zeit vermittelſt der ſchönen, von dem Fürſten Lubezki zu Warſchau gegründeten Anſtalt dieſem unglücklichen Lande ein neues Anſehen geben; ich ſpreche hier von der polniſchen Bank.

Napoleon hatte den polniſchen Bauern die Freiheit gegeben; in dieſem Zuſtande trafen die großen polniſchen Güterbeſitzer, denen es unter der Bedingung, auf ihren Gütern zu leben, geſtattet wurde, nach dem Aufſtand von 1831 in Polen zu bleiben, den Bauernſtand. Der Ackerbau iſt jetzt ihre hauptſächlichſte, ja faſt einzige Beſchäftigung, aber die Handarbeit, die ſie zahlen, und zwar ziemlich theuer zahlen müſſen, hat ſie genöthigt, ein Mittel zur Verminderung dieſer Koſten zu ſuchen, und ihre Ländereien möglichſt wohlfeil anzubauen. In dieſer Abſicht gründete der Fürſt Lubezki mit Zuſtimmung der ruſſiſchen Regierung die polniſche Bank, welche allen Grundeigenthümern zu Hülfe kommt, die ihre Ländereien verbeſſern wollen; ſie leiht ihm Capitalien auf 12 Jahre zu einem halben Procent monatlich, und geſtattet ihnen, ihre Schuld ganz nach Gefallen abzutragen. Die Bank liefert auch noch Maſchinen für induſtrielle Unternehmungen und Ackerbauinſtrumente nach den beſten Muſtern; ſie läßt dergleichen aus fremden Ländern kommen, auch ſelbſt bauen, und geht in alle Einzelnheiten des Landbaus ein. Es gibt wenige Grundeigenthümer, die nicht gegenwärtig in Verbindung mit der Bank ſtehen, deren Directoren zu den vornehmſten Familien Polens gehören, die ihre Verbindungen mit jedem Tage ausdehnt, und die Abſicht ihrer Stiftung, den Adel in Verbeſſerung ſeiner Landgüter zu unterſtützen, und ihn zu deren eigener Bewirthſchaftung zu bewegen, mit Eifer verfolgt. Welchen ſeltſamen Contraſt bietet hier die ruſſiſche Regierung, deren Politik in Rußland dahin geht, die adeligen Güterbeſitzer zu ruiniren, und ſie von ihren Gütern fern zu halten!

(Schluß folgt.)

Krankheiten unter Muſchelthieren.

Eines der merkwürdigſten Phänomene des Jahres 1836 war eine epidemiſche Krankheit unter den Mollusken oder Muſchelfiſchen des Muskingum (Ohio). Sie begann im April, dauerte bis in den Junius, und zerſtörte Millionen dieſes ruhigen Völkchens, das die Betten der Flüſſe bewohnt. Wenn das Thier ſtarb, öffneten ſich die Schaalen der Muſchel, und wenn die Fäulniß begonnen hatte, gab die Anhängungskraft der Muskeln nach, der fleiſchige Theil ſtieg an die Oberfläche des Waſſers empor, und die Muſchel ſank zu Boden. Da dieſe todten Körper den Fluß hinab ſtrömten, wurden die Spitzen der Inſeln, die Maſſen feſt ſtehenden Treibholzes und an manchen Stellen auch die Ufer davon bedeckt, und in der Nähe die Luft von den faulen Ausdünſtungen verpeſtet. Die Urſache dieſer Krankheit unter den Muſchelthieren iſt eben ſo unbekannt, als die der aſiatiſchen Cholera unter den Menſchen. (American Journal of Science.)

Chronik der Reiſen.

Halls Reiſen auf die Hochgipfel des Quitoaniſchen Andenzuges.

4) Beſteigung des Antiſana.

(Schluß.)

Mit Hülfe unſerer Bettdecken und Schaffelle verbrachten wir eine leidliche Nacht, und hatten, mit Ausnahme Bouſſingaults, welcher

mehrmals aufstand, um die stündlichen Aenderungen des Barometerstandes zu beobachten, nicht viel von Kälte auszustehen. Am folgenden Morgen ritten wir mehrere Leguas weit durch dick und dünn, um eine angebliche Silbermine zu untersuchen, die an der Ostseite des Berges in einer Thalschlucht vorhanden seyn sollte; das vermeintliche Silbererz erwies sich jedoch als bloßer Schwefelkies. Nach diesem Abstecher unternahmen wir am 6 ernstlich die Besteigung des Antisanagipfels. Wir langten zeitlich am Fuße des eigentlichen Nevado an, welcher von dem Tafelende steil emporsteigt. Das Nordende des Schneegipfels wölbt sich zu einem Dome, wogegen das mittägliche in scharfen, zackigen Zinnen aufragt. Der Zwischenraum gleicht in seiner Gestaltung einigermaßen einem Sattelsitze. Da der Abfall hier minder abschüssig zu seyn schien, so beschlossen wir die Besteigung in dieser Gegend zu versuchen. Die Oberfläche des Schnees war hart gefroren, und die erste Strecke des Glacis dermaßen jäh und schlüpferig, daß mit Boussingaults mineralischem Hammer Stufen ausgehauen werden mußten. Nachdem wir einige hundert Fuß hoch auf diese Weise hinangeklimmt waren, begann der Abhang sich etwas zu verflachen, und lief endlich in eine Fläne aus, welche, wie schon erwähnt, die Einsattelung zwischen dem Doppelgipfel bildet. Hier trennten wir uns, denn Boussingault wählte sich den dom- oder glockenartigen Gipfel zum Besteigungsversuch, wogegen ich mich mit dem zinnenartigen anzubinden beschlossen hatte. Bald überzeugte ich mich jedoch von der Unausführbarkeit des Beginnens, und schlug nun die von meinem Reisegefährten gewählte Richtung ein. Dieser war mittlerweile bis auf ungefähr 200 Fuß von der Kuppe des Doms emporgeklimmt, als eine lothrechte Eiswand seinem ferneren Emporbringen sich entgegenstellte. Der Barometer zeigte da 17,655 Fuß Höhe. Der Thermometerstand auf dem erstiegenen Punkt war 29° F., brach aber die Sonne dann und wann durch den Wolkenschleier, und beschien das weite Schneegefilde, so entstanden ein Glanz und zugleich eine Hitze, die unerträglich waren. Die Himmelsveste war zum Theil umwölkt, zum Theil aber wogten die Gewölke unter uns, und wie so die Landschaft tief unten in dustiger Bläue verschwimmend durch den Nebelflor glimmte, gemahnte sie mich an die Schattenwelt, wie sie in Byrons Cain geschildert wird.

Die Flora des Antisana ist von derjenigen der anderen Cordilleren wenig verschieden. Unter den mannichfaltigen Gentianenarten bedeckt eine der lieblichsten mit reicher Scharlachdolde*) die grünen Gestade der Bäche. Dieselbe Art kommt auch auf dem Chimborasso vor; doch habe ich sie nur auf diesen beiden Nevados angetroffen. Die Silva Pichinchensis, die aber mit Unrecht diesen Beinamen führt, da ihr Vorkommen nicht bloß auf dem Pichincha beschränkt ist, wächst auch auf dem Antisana, in der Nähe der Gipfelhöhen, im Sande; und dicht an der Schneegränze ist mir dieselbe Zwerg-Andromeda vorgekommen, die ich auf dem Pichincha ebenfalls gefunden; wie denn überhaupt die Flor beider Nevados — obgleich sie zwei verschiedenen Andenzügen angehören — sich vor allen andern gleicht. Die Trockenheit der Atmosphäre auf den obern Höhen des Antisana, wo ein Leslie'scher Hygrometer 55° 51′ = 69° 7′ Saussure zeigte, wird durch die um die Gipfelhöhen der Anden gelagerten Wolken vermindert.

Beide Reisenden wurden nach ihrer Herabkunft zur Nachtzeit von einer heftigen Augenentzündung befallen, und gewahrten, daß sie durch den blendenden Schneeglanz, wovor sie sich unvorsichtigerweise nicht geschützt hatten, beinahe erblindet waren, und dieser Zustand hielt eine ganze Woche nach ihrer Wiederankunft zu Quito an.

(Fortsetzung folgt.)

*) Doch wohl die von Humboldt in der Beschreibung seiner Chimborasso-Besteigung (Schumacher Jahrbuch für 1837) angeführte G. cernua? M.

Nachricht von Reisen.

Der Bombay Courier vom 9 August enthält die neuesten Nachrichten von Capitän Burnes in Oberindien. Er hat die Breite und Länge in der Art, wie sie in den Karten angegeben sind, auf seiner Reise sehr unrichtig gefunden. Da er dem Kriegsschauplatz zwischen den Sikhs und Afghanen nahe war, so bemühte er sich aus allen Kräften, einen Frieden zwischen Randschit Singh und dem Beherrscher von Cabul, Dost Muhammed, zu Stande zu bringen; aber beide Theile waren sehr erbittert gegen einander, in Folge eines blutigen Angriffs gegen Randschit Singhs Truppen zu Peschawer. Von der Schifffahrt auf dem Indus spricht Capitän Burnes auf eine sehr günstige Weise, nur setzt die Lage der Eingebornen an den Ufern dem Handel große Hindernisse entgegen. Capitän Burnes hatte die Salzkette in der Nähe des Indus in einem Schiffe von achtzig Tonnen fast ohne Hinderniß erreicht; der einzige Theil des Flusses, der eine regelmäßige Ueberschwemmung hat, ist oberhalb Tschittar, wo starke Südwinde vorherrschen, in einem Grade, daß die Reise von Tschittar bis Dera Ismael Khan in 17 Tagen erreicht wurde.

°

Capitän Alexander, dessen wir im vorigen Jahre so oft gedacht haben, ist jetzt wieder vom Cap in London angekommen, und hat eine reiche Sammlung naturhistorischer Gegenstände, die er auf seiner Reise gegen Norden gesammelt hat, mitgebracht.

°

Mit nächstem soll eine neue russische Gesandtschaft nach Khiwa und Bukhara gehen, und von Ingenieuren begleitet werden, welche das Land zwischen dem caspischen Meere und dem Oxus aufnehmen sollen, mit besonderer Bezugnahme auf die viel bestrittene Frage, ob ein ehemaliger Arm dieses Stromes sich in das caspische Meer ausmündete. Der Hauptzweck dieser Gesandtschaft soll seyn, über die Loslassung der zahlreichen Russen zu unterhandeln, die von den Tataren geraubt, und als Sklaven in Khiwa und Bukhara verkauft wurden.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 4** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Percy Bysshe Shelley. Zweiter Artikel. — Das neuere französische Drama. (Fortsetzung.)

Zu des Museums dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich vier Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Alle Postämter, welche das Ausland zu halten, [illegible] 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 14.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

14 Januar 1838.

Rußland.

(Schluß.)

Faſſen wir dieſe Anſichten über Rußland und ſeine gegenwärtige Tendenz zuſammen, ſo ergibt ſich Folgendes: „Der Kaiſer Nikolaus hatte vielleicht im Anfang der Julusrevolution dieſelben Wünſche, wie einſt die Kaiſerin Katharina, als die Revolution von 1789 ausbrach. Er hat Rußland nicht offen den Franzoſen verſchloſſen, wie die Kaiſerin that, aber er hat den Verbindungen zwiſchen Rußland und Frankreich alle möglichen Hinderniſſe entgegengeſetzt; er hat unſern Schiffen ſeine Häfen nicht verſchloſſen, er hat die Handelsverträge nicht zerriſſen, aber er war ſehr verſucht, es zu thun, und hätte es vielleicht auch ohne die Vorſtellungen ſeines alten und vorſichtigen Finanzminiſters gethan. Was war die Folge dieſer Geſinnungen? Wie ſeine Vorgänger beruhigte ſich der Kaiſer in Folge aller der Rückſichten, die ich im Eingang bezeichnete, und die ſich gegenwärtig mächtiger als je erheben. Der Charakter des gegenwärtigen Kaiſers iſt ganz dazu gemacht, die Wichtigkeit dieſer Rückſichten mehr als irgend Jemand zu fühlen. Der Kaiſer hat wahrhaft chevalereske Ideen, religiöſe Anſichten, die ihm ſtets gegenwärtig ſind, Nationalgefühle, die faſt ins Uebermaaß geben, aber ihn beherrſcht ein lebendiger und durchdringender Geſchäftsgeiſt, die Erkenntniß, am rechten Punkte inne zu halten, ſeinen Geiſt durch die Größe der Macht, über die er verfügt, nicht umnebeln zu laſſen, kein Hinderniß, wie klein es auch ſeyn mag, ſich zu verbergen und mit überlegenem Geiſte die Umſtände zu beurtheilen, wo Nachſicht mehr fruchtet, als Gewalt, und dieſem richtigen Tacte alle ſeine Leidenſchaften, ſeinen ganzen lebhaften Soldatenmuth und ſeinen Fürſtenſtolz zu unterwerfen. Dürfte ich eine Vergleichung machen, ſo würde ich ſagen, der Kaiſer habe einige Eigenſchaften mit einem Souverän gemein, den ich hier nicht nennen will, und dieſe Eigenſchaften ſeyen gerade am meiſten geeignet, ihm einen richtigen Begriff von der Lage Rußlands und der Wichtigkeit der friedlichen Rolle zu geben, die er durch ſeine wahren Intereſſen und ſeinen wohlverſtandenen Ruhm auf der politiſchen Bühne zu ſpielen berufen iſt. In den Unterhaltungen, die der Kaiſer den Fremden gewährt, findet man ihn immer ſtolz auf ſeine abſolute Gewalt, ſtolz auf die Militärmacht, über die er verfügt, noch mehr aber ſtolz auf die Fortſchritte, welche die Induſtrie unter ſeiner Regierung gemacht hat, und die er zu ſteigern fortwährend bemüht iſt. Was die perſönlichen Geſinnungen des Kaiſers in Bezug auf Frankreich und deſſen König betrifft, ſo ſind ſie wandelbar, je nach augenblicklichen oft ſehr unbedeutenden Ereigniſſen, und da der Kaiſer vor Allem die Wohlfahrt ſeines Reiches will, ſo kann man zum voraus verſichert ſeyn, daß ſeine Geſinnungen, welcher Art ſie auch ſeyn mögen, durch die Intereſſen Rußlands werden beherrſcht werden. Man muß hoffen, daß dieſe wohlverſtandenen Intereſſen den Sieg davon tragen, und daß der Kaiſer aller Reußen nicht die Rolle eines großen Souveräns niederlegen wird, um ſich zum einfachen Mitglied der Coterien des Faubourg St. Germain zu machen. Die Thatſachen haben ſo viel Einfluß über ſeinen Geiſt als Kaiſer, daß dem Menſchen wenig zu thun übrig bleibt. Somit kann man auch nicht ſagen, welcher von ſeinen Miniſtern am meiſten Einfluß habe, wenn überhaupt in Rußland ein Miniſter Einfluß hat. Der Finanzminiſter Graf v. Cancrin genießt ſeit zehn Jahren einen großen Credit bei dem Kaiſer; ſeine alte deutſche Freimüthigkeit macht ſeine Stärke am Hof aus, ſollte er aber einmal in Ungnade fallen, ſo würde dieſe die gleiche Quelle haben.

So ausſchließlich ruſſiſch der Kaiſer auch iſt, ſo ſetzt er doch ſein Vertrauen auf drei Deutſche, den Grafen v. Neſſelrode, den Grafen v. Cancrin und den Grafen v. Benkendorf, den Gefährten des Kaiſers auf allen ſeinen Reiſen und ſeinen Generaladjutanten, der mit der Polizei des Reichs und der Sorge für ſeine perſönliche Sicherheit beauftragt iſt; aber der Wille des Kaiſers iſt ſo kräftig, daß kein Kampf mehr zwiſchen den moskowitiſchen und deutſchen Intereſſen ſtattfindet. Alles iſt jetzt ruſſiſch um ihn; die letzten Spuren der Ideen des Kaiſers Alexander ſind verwiſcht, und nur der Graf Cancrin wagt vielleicht die Behauptung, die Civiliſation und die Wohlfahrt Rußlands würde ſich in größerm Maaße nur dann entwickeln, wenn der Kaiſer Nikolaus für die Kaufleute das thue, was Peter der Große für den Adel that, und ſie zwänge, ihre Bärte zu ſchnei-

den und europäiſche Sitten anzunehmen. Aber nicht alle Miniſter des Kaiſers ſind ſo aufrichtig, und man darf auf die Abneigung einiger Beamten des ruſſiſchen Reichs gegen die franzöſiſche Regierung nicht zu viel Gewicht legen; dieſe Geſinnung wird bei der Herrſchaft, die der Kaiſer über die Ideen ſeiner Umgebung ausübt, verſchwinden, ſobald die kaiſerlichen Antipathien ſich ſchwächen, und dieſe Antipathien werden ſich bei einem Geiſte, wo der Eindruck der Ereigniſſe ſtärker iſt, als alles Andere, durch die Antipathien Anderer nicht ſteigern.

Das Benehmen des Kaiſers wird von dem Grade ſeines Zutrauens auf die Stabilität der franzöſiſchen Regierung abhängen. Dieß beſchäftigt den Kaiſer unaufhörlich, und ſeine Geſinnungen in Bezug auf Frankreich, ja ſeine Anſichten über deſſen Regierung wechſeln je nach den Chancen von Dauer, welche die Ereigniſſe darbieten. Frankreich braucht alſo hinſichtlich Rußlands nur in ſeinen kritiſchen Augenblicken unruhig zu ſeyn. Wenn die franzöſiſche Regierung nach und nach ihre inneren Verlegenheiten überwindet, ſo wird auch die ruſſiſche ihr allmählich näher rücken, trotz des Widerſtrebens der Principien und alles deſſen, was ſich der Einigung beider Cabinette entgegenſetzt. Bis dahin wird freilich Frankreich ſeine wachſame Stellung Rußland gegenüber nicht aufgeben, und namentlich darüber wachen, daß Rußland nicht ſeine Gegner auf indirectem Wege unterſtütze. Die Zeit wird kommen, wo die Art dieſer Verhältniſſe ſich von ſelbſt ändern wird, dieſe Zeit, welche ſchon vor faſt vierzig Jahren ein Mann vorausſah, der gute Lehren hinterlaſſen hat, Hr. Hauterive,*) welcher dieſe jetzt ſehr nahe Zeit folgendermaßen ſchilderte: „Wenn Rußland genügend überzeugt ſeyn wird, daß die wahren Quellen ſeiner Wohlfahrt und ſeiner Macht in ſeinem eigenen Schooße liegen; wenn es ſelbſt Theil nehmen wird an der Ausfuhr ſeines Ueberfluſſes und der Einfuhr der ihm nöthigen Gegenſtände; wenn es gegen die Staaten Europa's die Schuld ſeiner Civiliſation abtragen, und, nachdem es ihre Künſte nachgeahmt, ihnen das Beiſpiel ſeiner Weisheit, ſeiner Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe geben wird; wenn es, ſtatt die benachbarten ſchwachen Staaten zu ſchrecken, Frankreich nachahmt, welches in gleichem Falle ſie ſchützt und unterſtützt; wenn es die Nothwendigkeit fühlen wird, das öffentliche Recht in Europa nicht auf zerſtreute Trümmer, nicht auf bedauerliche Rückblicke und Hypotheſen, ſondern auf Thatſachen, auf die wirklichen Kräfte der Staaten, wie ſie eben beſtehen, zu gründen — dann wird das ruſſiſche Reich Frankreich nicht mehr mit feindlichen Augen anſehen, es wird das Gleichgewicht des Nordens erhalten, während Frankreich daſſelbe im Süden gewährleiſtet, und ihre Uebereinſtimmung wird das politiſche Gleichgewicht der Welt ſichern."

Bis dieſe auf die beſten und verſtändigſten politiſchen Combinationen gegründeten Vorausſagungen ſich erfüllen, iſt es für die franzöſiſche Regierung hinreichend, ſtark zu ſeyn, d. h. ſeine Macht im Innern zu gründen und ſorgſam die ſeit der Juliusrevolution erworbenen Alliirten zu bewahren, um von der ruſſiſchen Regierung geachtet zu werden, und für die Zukunft engere Verbindungen vorzubereiten. Dieß iſt der Grundgedanke unſerer Politik in Beziehung auf dieſe Macht, und unſere diplomatiſchen Unterhandlungen mit St. Petersburg müſſen namentlich zu London vorgenommen werden. Uebrigens wird es hinreichend ſeyn, in Rußland mit Würde aufzutreten, alle, ſelbſt die kleinſten Angelegenheiten, wodurch der franzöſiſche Name compromittirt werden könnte, zu vermeiden — denn ich wiederhole es, der Kaiſer merkt in dieſer Beziehung auf kleine wie auf große Dinge — und mit Ernſt und Geſchicklichkeit die Männer zu wählen, welche die Regierung ſelbſt in den untergeordnetſten diplomatiſchen Stellen nach St. Petersburg ſchickt. Solche Vorſichtsmaaßregeln ſind allerdings klein, aber große Gedanken werden nur vollkommen ausgeführt durch das kleinſte Detail, — dieß iſt eine Wahrheit, die man nirgends beſſer erkennt, als in Rußland.

*) De l'Etat de la France à la fin de l'an VIII. Paris 1800.

Algierer Zuſtände.

2. Die Hadſchuten.

(Fortſetzung.)

Seit der Einnahme Algiers durch die Franzoſen haben die Hadſchuten den Siegern gegenüber ſtets eine energiſch feindſelige Haltung behauptet, und nur ein einzigesmal unter der Verwaltung des Generals Voirol ſtellte ein förmlicher Friede mit ihnen auf eine kurze Zeit die Ruhe in der Ebene Metitſchad her. Sonſt waren bei jeder Unternehmung die Hadſchuten an der Spitze der Eingebornen. Ihre flüchtige Reiterei wechſelte mit den franzöſiſchen Tirailleurs immer die erſten Schüſſe, und ihre Scheiths führten bei den Berathungen der Stammhäuptlinge das erſte Wort. Als Marſchall Bourmont den erſten Ausflug nach Belida unternahm, begleiteten ihn bei dem Rückmarſche die Hadſchuten immer tirailliirend faſt bis an die Mauern Algiers. Clauzeln begegneten während ſeiner Expedition nach Medeah die Reiterhaufen jenes Stammes, bei Buffarik gelagert. Ihr Bey kam nach dem Zelte des franzöſiſchen Oberbefehlshabers und erklärte ihm mit ſtolzer Haltung, ſeine Abſicht ſey, ſich dem Weitermarſche des franzöſiſchen Heeres zu widerſetzen. Tags darauf nahmen die Prahlereien dieſes Häuptlings ein jämmerliches Ende. Clauzel überſchritt die Kette des Atlas und kam nach Medeahs Einnahme ſiegreich wieder zurück; aber ein Detaſchement von 60 Kanonieren, welche man unklugerweiſe ohne Cavalleriebedeckung nach der Ferme modèle abſchickte, wurde von den Hadſchuten bis auf den letzten Mann zuſammengehauen. Unter der Verwaltung der Generale Berthezène und Rovigo dauerte das Blutvergießen fort. Bei der Flucht des erſtern von dem Engpaſſe Teniah verloren einige hundert Nachzügler das Leben. Der Herzog von Rovigo verſuchte vergebens durch furchtbare Beiſpiele der grauſamſten Strenge den feindlichen Stämmen zu imponiren. Nach der Niedermetzlung des Stammes El-Offiah wurde zu Sukali eine große Araberverſammlung gehalten, ein Kampf auf Tod und Leben beſchloſſen, und von den Marabuts der Dſchad oder heilige Krieg gepredigt. Bei Buffarik gänzlich geſchlagen, verloren die meiſten Araber

einen Augenblick allen Muth. Der Kabylenhäuptling Ben-Zanum zog ſich in ſeine Berge zurück und ſchwur, nimmermehr für die Araber ſich zu ſchlagen. Die Uthans der Beni-Muſſa, Beni-Chalil und der Khaſchnas unterwarfen ſich, wie auch die unglücklichen Bewohner der Städte Belida und Coleah. Die Hadſchuten waren von den Stämmen der Ebene Metitſchad die einzigen, die nichts von Frieden wiſſen wollten. Das Schreckensſyſtem des Herzogs von Rovigo, die Hinrichtungen der Scheikhs Meſaud und El-Aribi erbitterte ſie, ſtatt ſie zu ängſtigen, und die gräulichſten Repreſſalien wurden von ihnen an den unglücklichen Europäern verübt, welche einzeln auf den Vorpoſten in ihre Hände fielen. Dieſer einzige Stamm, der wenig mehr als 400 Reiter in das Feld zu ſtellen vermag, verbreitete den franzöſiſchen Heeren gegenüber einen ſolchen Schrecken unter den andern friedlichen Araberſtämmen, daß dieſe bald ſchwankend wurden, ob es nicht vortheilhafter für ſie ſey, ſich, ſtatt des Bündniſſes mit den Franzoſen, unter die Protection der Hadſchuten zu ſtellen, deren Ueberfälle ſie mehr fürchteten, als die Drohungen des Gouverneurs in Algier. Der Uthan Beni-Khalil, der wichtigſte der Umgegend, wurde zuerſt erſchüttert. Dieſer Uthan beſteht aus verſchiedenen Stämmen, die häufig in Uneinigkeit leben, dabei auch ziemlich feiger und verrätheriſcher Natur ſind. Der von dem Gouverneur nach dem Treffen von Buffarik ernannte Kaid dieſes Uthan war Buzeid-Ben-Chaua, ein Häuptling von eiſerner Energie und der edelherzigſten Treue gegen die Franzoſen. Trotz des wankelmüthigen und rebelliſchen Geiſtes ſeiner Stämme wußte derſelbe den Hadſchuten gegenüber eine energiſche Haltung anzunehmen. Dieſer tapfere Kaid wurde am 9 September 1833 auf dem Markte von Buffarik, den er wie gewöhnlich präſidirte, von den Hadſchuten ermordet. Dieſe blutige That geſchah in Gegenwart einiger tauſend Araber der Ebene Metitſchad. Bis zum letzten Augenblicke hatte Buzeid gegen jene Mörder die Energie und beleidigte Würde eines Häuptlings behauptet, und wäre er nur von einigen entſchloſſenen Arabern vertheidigt worden, ſo hätte er wahrſcheinlich über die Verſchwörer triumphirt. Aber die Araber ſeines Uthan, ſey es aus Furcht vor den Hadſchuten oder aus fanatiſchem Haß gegen die Franzoſen und gegen Buzeid, welcher deren Intereſſen vertheidigte, ließen ihren Kaid feige im Stiche. An dem nämlichen Tage, als dieſes Verbrechen geſchah, machte General Voirol mit den Mitgliedern der nach Algier geſandten Commiſſion der Pariſer Kammern eine militäriſche Promenade nach Belida. Der Leichnam Buzeids wurde nackt, ein Schmaus der Aasgeyer und Schakals, von den Franzoſen bei Buffarik gefunden. Man ließ denſelben unbegraben liegen; der Tod dieſes energiſchen Partiſans der franzöſiſchen Sache blieb ungerächt, und eine kleine Penſion, die der General Voirol ſpäter für die ausgeplünderte Familie Buzeids verlangte, wurde von dem Kriegsminiſter abgeſchlagen. So lohnte Frankreich einen ſeiner treueſten und loyalſten Diener.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Halls Reiſen auf die Hochgipfel des Quitoaniſchen Andenzuges.

(Fortſetzung.)

5) Beſteigung des Cotopaxi.

Am 22 Nov. 1831 unternahm ich mit Bouſſingault die letzte und längſte Andenreiſe, welche am 16 December mit der Beſteigung des Chimboraſſo endete. Die erſte Tagereiſe führte über die Ebene von Turubamba (d. h. auf Quichua: „Schlammebene") und durch den Paramo von Llopullo, deſſen Nordabhang mit einer aus viererlei Arten beſtehenden reichen Genzianenflora bedämt iſt. Die zwölf Leguas von Quito entfernte Maierei Callo iſt wegen der Ueberreſte eines Incagebäudes berühmt. Das ganze Gelände ringsumher gehörte einſt dem Auguſtinerorden, aus deſſen Händen es in den letztern Jahren in den Beſitz des mehrerwähnten Valdivieſo gekommen iſt, *) der nun die Steine dieſes ſo merkwürdigen Denkmals zur Erbauung eines neuen Gehöftes verwenden läßt, ſo daß es, mit Ausnahme dieſer alten Bauſtoffe, bald ganz verſchwunden ſeyn wird.

Der Verfaſſer bemerkt ausdrücklich, daß dieſes Denkmal ſowohl von den franzöſiſchen Gradmeſſern, als von Humboldt beſchrieben worden ſey, entwirft aber dennoch eine Schilderung davon, die wir daher füglich übergehen dürfen. Die Erhaltung des Denkmals (fügt er hinzu), welches den Erdbeben Trotz geboten, die doch die von den Spaniern in ſeiner Nähe aufgeführten feſteſten Bauten in den Staub geſtürzt, wäre um ſo wichtiger, und ein Act der unabweislichſten Pietät geweſen, als dergleichen aus der vorhiſpaniſchen Zeit herſtammende Bauten auf der Hochebene von Quito äußerſt ſelten ſind, und das einzige bedeutende Gebäude dieſer Art, die Veſte oder Burg von Cañar, im Departement von Aſſuay, iſt. In der Stadt Quito ſelbſt iſt keine Spur mehr von dem Sonnentempel vorhanden, der auf dem Panecillo (auf Quichua: „Javiral") ſtand; eben ſo wenig von der Mondsburg, die auf der gegenüber gelegenen Anhöhe San Juan prangte. **) Die Habſucht der ſpaniſchen Eroberer, die bei ihrem Spähen nach verſteckten Schätzen keinen Stein auf dem andern ließ, hat Hand in Hand mit der Sitte, die Steine zur Aufführung der neuen Stadt zu verwenden, jede Spur von der alten Capitale Atahualpa's von der Erde vertilgt. Die einzigen Ueberbleibſel, die ich von ihr noch aufzufinden vermochte, beſtehen in zwei ſteinernen Hautreliefs Sculpturen von Sonne und Mond. Einer von den beiden Steinen bildet eines der Portale des St. Katharinenkloſters zu Quito, der andere einen Theil der Schwelle eines Innenthores deſſelben Gebäudes. Die Form der Steine, der Sculpturſtyl, und die Beſchaffenheit (d. h. doch wohl das ganze Coſtume) der Figuren, laſſen keinem Zweifel Raum, daß beide ächte Ueberbleibſel des peruaniſchen Alterthumes ſind! — Es wäre zu wünſchen, daß ſie aus ihrer jetzigen, ſehr leicht

*) Dieſer reiche Patricier, zu deſſen weitläuftigen Beſitzungen auch, wie wir oben geſehen haben, einer der gewaltigſten Nevados und Vulcane der Anden, nämlich der Antiſana, gehört, erinnert an den Marquis v. Pavi zu Potoſi, über deſſen einſt faſt fabelhaften Reichthum Ed. Temple ſo Anziehendes berichtet. M.

**) Die Aehnlichkeit der Lage beider altperuaniſcher Denkmale mit derjenigen der Alhambra und des Generalife zu Granada, die ebenfalls auf zwei durch eine Hainſchlucht getrennte Anhöhen einander gegenüber lagen, iſt bemerkenswert M.

der Verfehrung aufgefetzten Lage, an einen ihrer hohen mythifchen und gefchichtlichen Bedeutfamkeit würdigen Ort, z. B. in ein Mufeum, gebracht würden.

Am 25 machten wir uns von Callo auf, um die Befteigung des vier Leguas davon entfernten Cotopaxi zu verfuchen. Es gefchieht feiten, daß der Reifende die dazwifchen liegende, mit ungeheuren Felsblöcken befäete Ebene durchzieht, ohne von einem Unwetter überfallen zu werden, das von dem einen oder dem andern ihrer furchtbaren Nachbaren, dem Cotopaxi oder dem Itinifsa, gebraut wird, die gleich rieſigen Phantomen wechfelweife, die hohen Brauen in Finfterniſſe gehüllt, auf einander entgegengefetzten Seiten des Horizontes donnern.

In der gleich jenfeits der Ebene beginnenden Schlucht, die zum Schneefaum hinanführt, wachfen einige wenige Gefträuche: die Stelle der Pajonales oder Hochfteppen der anderen Nevados nimmt hier jedoch eine mit eifenfarbenem, vulcanifchem Sande bedeckte Fläche ein, worauf kein Grashalm zu fehen ift. Die Schneegränze fanden wir hier auf 15,646 Fuß. Der Krater ift von einem finftern Felfenwall umgeben, gegen welchen die blendende Weiße der unter ihm ruhenden Schneegefilde feltfam abfticht. Als wir mit unfäglicher Mühe die Höhe von 18,568 Fuß*) erreicht hatten, und alfo nach Boufsingaults Annahme noch gegen 500 Fuß von der Kuppe entfernt waren, fanden wir den Schnee, der bis jetzt hart gefroren gewefen war, fo lofe rings um den Krater aufgefchichtet, und fo weich, daß wir Gefahr liefen, in denfelben zu verfinken, und das höhere Hinaufklimmen alfo durchaus unausführbar war. Die Schwefelausdünftungen des Kraters waren ſtark fühlbar. Von der (übrigens in den Anden ſprüchwörtlich gewordenen) Jähe und Steilheit diefes Hochkegels mag ein kleiner Unfall, der uns begegnete, einen Begriff geben: Als wir uns einmal niederfetzten, um auszuruhen, legten wir unſere Alpenſtöcke neben uns. Kaum waren ſie aber aus den Händen, als beide gleich abgefchnellten Pfeilen den Abgrund hinunterfchoſſen, und unwiderbringlich verloren waren. Auf dem höchſten Punkte, wohin wir, wie gefagt, gelangten, zeigte der Thermometer um zwei Uhr Nachmittags 84° F.

Der Cotopaxi hat dem ihn umgebenden Landſtriche nicht nur das Gepräge oftmaliger und weitverbreiter Verheerungen unvertilgbar aufgedrückt, ſondern auch, wie man füglich ſagen darf, deſſen politiſches Geſchick beſtimmt. Denn als Quiſquis, Atahualpa's geſchickteſter und bewährteſter Feldherr, dem ſpaniſchen Heerführer Benalcaza im Jahr 1533 die Herrſchaft über Quito mit den Waffen entreißen wollte, ereignete ſich ein entſetzlicher Ausbruch des Cotopaxi, den deſſen abergläubiſches Heer als ein Zeichen des unwiderruflich beſchloſſenen Sturzes der Ynca-Herrſchaft deutete. Auf gleiche Weiſe brachte ein Erdbeben zu Caracas durch abergläubiſch-zaghafte Deutung der Sache der Unabhängigkeit von Venezuela Verderben.

Aus dem Oſtende des Kraters ſieht man häufig eine dünne Dampfſäule emporſteigen, und es iſt, nach unſerm Ermeſſen, kein Grund zur Vermuthung vorhanden, daß der Cotopaxi ſich gleich dem Pichincha in der Periode der Abnahme und des Verfalles befinde.

•

Ueber die Ortſchaften Batacunga und Ambato, wovon die eine in der Landſchaft Pichincha, und die andere in der vom Chimborazo liegt, theilt Obriſt Hall folgende Angaben mit: Alle Gebäude des durch vier Erdbeben und zwei Ausbrüche des Cotopaxi faſt ganz zerſtörten Catacunga ſind aus Bimsſteinen aufgeführt, welche durch die Verbindung mit Mörtel eine ſolche zuſammenhaltende Feſtigkeit und Härte erlangen, daß ſie eine einzige Felſenmaſſe auszumachen ſcheinen. Jedes Haus, groß oder klein, ſieht daher aus, als wie wenn es aus Einem Blocke beſtünde, und ſelbſt die Trümmer gleichen mehr den durch Pulvergewalt geſprengten Bruchſtücken eines Steinbruchs, als durch Erderſchütterungen zerriſſenen und niedergeworfenen Bauten. Durch die Nähe des Cotopaxi iſt es eiſigen Winden ausgeſetzt, und überhaupt trägt Himmel wie Erde dort einen ungemein düſtern und ſchauerlichen Anſtrich. — Ambato liegt in einem Winkel, der zum Theil durch die Windungen eines vom Nevado des Cargurazo herabkommenden Fluſſes gebildet wird. Seiner gegen die kalten Bergwinde geſchützten Lage wegen gleicht der Ort einem natürlichen Treibhauſe, welches nicht nur die europäiſchen Baumfrüchte, worunter vorzüglich die Pfirſiche weit und breit berühmt ſind,*) ſondern auch Zuckerrohr hervorbringt, welches in den am Fluſſe gelegenen Vegas gezogen wird. Dieſe Stadt hat unter allen zwiſchen Quito und Guayaquil gelegenen Ortſchaften das heiterſte und freundlichſte Ausſehen. Der Himmel iſt — im entſchiedenen Gegenſatze zu dem von Batacunga — faſt immer unbewölkt, die Temperatur milde und angenehm, die reizenden Gehöfze mit Roſengebüſchen untermengt.

Durch europäiſche Pflanzencultur und Gartenkunſt würde die Gegend um Ambato bald zur Heſperidenlandſchaft umgewandelt, und die Blumen, Bäume und Feldfrüchte der verſchiedenſten Himmelsſtriche dort einheimiſch werden. Die Tunas werden hauptſächlich der Cochenille wegen gebaut, von welchen zur Färbung der mehrerwähnten Ponchos ein ſtarker Gebrauch gemacht wird. Die Trockenheit des Erdreichs und die Milde des Klima's könnten aufs vortheilhafteſte zur ſchwunghaften Betreibung dieſes Cultur- und Induſtriezweiges benützt werden.

Ambato iſt zweier Handels- und Ausfuhrwaaren wegen in Ruf, unter welchen durchaus ein Zuſammenhang obwaltet, nämlich wegen ſeines Gebäckes, beſonders Brodes, und ſeiner Stiefel. Erſteres hat ſicherlich im ganzen mittägigen Amerika nicht ſeines Gleichen, und ich habe zu Ambato verfertigte Stiefel geſehen, deren der erſte Londoner Chauſſurekünſtler ſich nicht zu ſchämen brauchte.

(Fortſetzung folgt.)

*) Soll wohl heißen 17,366 Fuß, denn die Höhe des Cotopaxi beträgt nach Humboldt nur 17,712 Fuß. M.

Vermiſchte Nachrichten.

Der engliſche Biſchof zu Calcutta ſoll emſig damit beſchäftigt ſeyn, Materialien für die frühere Geſchichte des Chriſtenthums zu ſammeln, und er habe bereits mehrere wichtige Documente über die Alterthümer der armeniſchen und neſtorianiſchen Kirche zuſammengebracht. Eine Nachricht über die neſtorianiſchen Chriſten in Kurdiſtan, von einem derſelben abgefaßt, wurde in der aſiatiſchen Geſellſchaft von Bengalen vorgeleſen.

•

Hr. Wittinſon las in den letzten Sitzungen der aſiatiſchen Geſellſchaft im vorigen Jahr ein Memoire über das Schießpulver vor, deſſen Fabrication in Indien in eine ſehr alte Zeit hinaufreicht.

*) In ſeinen flüchtigen botaniſch-geographiſchen Bemerkungen über das Hochland von Quito, die wir aus bereits erwähnten Gründen übergangen haben, äußert der Verfaſſer: „Die ſo im Rufe ſtehenden Pfirſiche von Ambato gemahnen den europäiſchen Reiſenden weniger an ihre Aehnlichkeit, als an ihre Unähnlichkeit mit dieſer köſtlichen Frucht.“

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.)

Digitized by Google

Saul

Nr. 15.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Januar 1838.

Die Bewohner der Campagna di Roma.

(Mit einer Abbildung.)

Die großartigste Ruine Italiens, das erhabenste Mausoleum untergegangener Weltherrschaft und Größe, ist unstreitig die Campagna di Roma. Eine wohl 20 Stunden lange und breite nur wenig bewegte Ebene, deren vulcanische Bestandtheile jede Spur von Cultur, ja selbst der niedrigsten Vegetation verschmähen, deren schwefelreiche Quellen und riesenhafte Sümpfe selbst die Atmosphäre auf eine Weise verpesten, daß Thiere und Menschen nur mit Gefahr sich ihr nähern, hält die stolze Roma wie eine Sphinx bis hart an ihre Mauern hin von allen Seiten bewacht, und ruft ihr unaufhörlich streng: sic transit gloria mundi! zu. Und gerade dieser verhängnißvolle Strich Landes, das alte Latium, ist der eigentliche classische Boden Italiens, jede Spanne reich an den großartigsten Begebenheiten menschlicher Schicksale. In der Zeit des höchsten Flores der alten Weltstadt Rom ein blühender Garten, noch unter seinen Kaisern der Sitz ihrer prachtvollen Villen und Monumente, war eben diese Campagna durch Jahrhunderte hindurch die Wahlstatt des blutigen Hasses ihrer zahllosen Feinde, Zeuge des wüthenden Kampfes der Barbaren gegen die Weltherrschaft und namenloser Schrecken unseliger Bürgerkriege, wie des Zorns der Elemente, womit die öfters ausgetretene Tiber zerstörte, was etwa allen jenen Katastrophen hatte Trotz bieten können.

Solche Erinnerungen beleben diese großartige landschaftliche Ruine freilich auch all zu ernst, und daher mag wohl auch der Anblick derselben den Beschauer ohne Reflexion, der nur Orangenwälder und Amoretten in Italien erwartet, in die unangenehme Lage getäuschter Hoffnung versetzen. Der Unmuth solcher modernen Reisenden müßte sich aber noch bedeutend steigern, wenn er die oft aus weiter Ferne sichtbaren dünnen Rauchsäulen näher verfolgen würde, welche oft mitten aus flachem Boden, mitten aus einer niedern, dunkeln Pyramide, oder an den Ueberresten eines Monumentes aufsteigen, und in langen dünnen Streifen auf dem nackten Boden fortschleichen. Er würde nicht selten in geräumigen unterirdischen Höhlen oder in kegelförmigen Hütten aus Schilfrohr und Cypressenlaub ganze Familien versammelt finden, welche ein ganz zufriedenes Nomadenleben in patriarchalischer Weise führen.

Es ziehen nämlich zur Herbstzeit Heerden von Rindern und Schafen in die Campagna, deren Hirten in den eben bezeichneten Hütten, Casalis, wohnen. Meistens Calabresen, abgehärtet im Sonnenbrande und Ungemache des Nomadenlebens, in Schaf- und Ziegenfelle gekleidet, von Jugend auf geübte und oft unglaublich verwegene Reiter, die ihre Heerden zu Pferde mit einer leichten Lanze zusammenhalten und bewachen, kommen sie regelmäßig zum Weihnachtfeste nach Rom und singen vor de geschmückten Madonnenbildern geistliche Lieder.

Die Campagnabewohner stehen in Rom, wie die Lazzaronis in Neapel, in dem Rufe der Armuth und Ehrlichkeit, und die Einfachheit ihrer Lebensweise, welche mehr oder weniger dem ganzen Süden eigen ist, läßt sie wenig entbehren, und sie zählen bis in ihr meistens hohes Alter zu den zufriedensten Menschen. Die beiliegende Abbildung bietet eine nach dem Leben gezeichnete Skizze dar.

Algierer Zustände.

2. Die Hadschuten.

(Fortsetzung.)

Acht Monate nach diesem Vorfalle wurde endlich eine ernste Expedition gegen die Hadschuten unternommen. Die Araber der Uthans Beni-Khalil und Beni-Mussa waren der unaufhörlichen Einfälle und Räubereien jenes Stammes müde und zeigten sich bereit, mit den Franzosen zu marschiren. Am 18 Mai 1834 überschritt der General Bro mit 2000 Franzosen und 600 arabischen Verbündeten die Furt des Massafran bei Mokta-Gera und fiel in das Gebiet der Hadschuten ein. Letztere hatten sich bei Annäherung der Franzosen mit ihren Familien und ihren Heerden in den Wald Koraza geflüchtet. Dieses dichte Gehölze wurde in seiner ganzen Länge und Breite von den französischen Truppen durchstöbert und durchsucht. Die arabischen Bundesgenossen drangen in die dichtesten Gebüsche, und fanden zu ihrer Freude all die Stücke ihrer Heerden wieder, die ihnen seit

Jahren von ihren diebiſchen Nachbarn entwendet wurden. Sie machten eine ſo beträchtliche Beute, daß ſie für alle ihre Verluſte mehr als entſchädigt waren. Die Hadſchuten ſandten Tags darauf einen Unterhändler an den General Bro, verſprachen ihre Unterwerfung und erkannten den von den Franzoſen ernannten Kuider-ben-Rebeha, einen einflußreichen Mann ihres Stammes, als Kaid an. Der damalige Interimsgouverneur, General Voirol, ein milder, beſonnener Mann, welcher aber keine außerordentliche Energie beſaß, gab damals den ſeit Jahren gefangen gehaltenen Marabut Sidi-Mohammed frei. Dieſer betagte Greis war im Lande geliebt und geehrt, ſeine Wiedererſcheinung erregte eine unbeſchreibliche Freude, und ſeit dieſem Zeitpunkte herrſchte bis zur Regierung des Generals Drouet d'Erlon der tiefſte Friede. Sidi-Mohammed war dem General Voirol perſönlich ſehr ergeben, und drohte, die Hadſchuten zu verfluchen, wenn ſie zuerſt den Frieden brächen. Das Wort eines ſo gefeierten Marabut war hinreichend, eine Zeit lang die Raubluſt jener habgierigen Araber zu erſticken, ſo große Mühe es ihnen auch koſtete, ihren alten Diebsgewohnheiten zu entſagen. Der Friede wurde zwiſchen den Hadſchuten und Beni-Khalil zu Belida mit all den dieſen Völkern eigenthümlichen Cerimonien gefeiert. Vor den Mauern Neu-Belida's rauchten die hölzernen Kuskuſuſchüſſeln, Lämmer wurden geſchlachtet, Tänze ausgeführt und Freudenſchüſſe in die Luft gefeuert. Man glaubte damals, dieſe ſeit langen Jahren feindſeligen Nachbarſtämme hätten allen Groll auf ewige Zeiten abgeſchworen. Kuider-Ben-Rebeha kam jeden Montag mit vielen Hadſchuten auf den Markt der Beni-Khalil nach Buffarik und hatte dort freundliche Unterredung mit den Officieren des Bureau arabe, welche ſich häufig auf dieſem Markte einfanden. General Voirol lud auch den Hadſchutenhäuptling zu einem Beſuche nach Algier ein. Letzterer folgte der Anerbietung jedoch nur unter der Bedingung, daß ein franzöſiſcher Officier inzwiſchen bei den Hadſchuten als Geiſel ſeiner Sicherheit bliebe, denn ſeit der geſetzloſen Hinrichtung des Kaid Meſaud durch den Herzog von Rovigo waren die arabiſchen Großen äußerſt miſstrauiſch geworden. Kuider-ben-Rebeha erſchien im Hauſe des Obergenerals und wohnte dort den Bällen und Abendgeſellſchaften bei. Die höchſt impoſante Figur jenes Barbarenhäuptlings, ſeine ſtolze gebietende Haltung, ſeine ausgezeichneten Manieren erregten zu Algier damals allgemeine Bewunderung.

Dieſer ruhige Zuſtand des Landes, der ſo ſchöne Hoffnungen erweckte, dieſes gute Einverſtändniß mit den Hadſchuten dauerte leider kaum ein halbes Jahr. Der General Voirol wurde auf ſeinem Poſten durch den Grafen Drouet d'Erlon erſetzt, und wie immer änderte ſich bei dieſem Wechſel der Gouverneurs auch das Perſonal der Verwaltung und die den Eingebornen gegenüber befolgte Politik. Das Bureau arabe, welches die innern Angelegenheiten des Landes mit ſolcher Thätigkeit und Umſicht leitete, wurde aufgelöst, und ſtatt deſſen ein Aga der Ebene in der Perſon des bekannten Obriſt Marey ernannt. Es iſt immer ein unverzeiblicher Fehler einer Regierung, die mindeſte Aenderung ihres Syſtems in Zeiten vorzunehmen, wo das Bedürfniß dieſer Aenderung weder verlangt noch gefühlt wird. Der General Voirol war nie populärer, nie mehr geliebt zu Algier als zur Zeit ſeiner Abberufung. Seine Abreiſe war triumphirend, während ſein Nachfolger, der alte General d'Erlon, nach dem Blutbade an der Malta unter den Schmähungen und Verwünſchungen der Armee und der Coloniſten das Land verließ. Die Araber, die ſich nun einmal gewöhnt hatten, mit den Officieren des Bureau arabe, Peliſſier, Allegre, Verge ꝛc., welche die Landesſprache verſtanden, in ihren Angelegenheiten zu verkehren, ſahen die Theaterfigur ihres neuen Aga, der im Paſcha-Habit von ihnen die orientaliſche Huldigung forderte, mit Unzufriedenheit und lautem Mißmuthe. Die Hadſchuten, als die dreiſten Wortführer der übrigen Stämme, erlaubten ſich dem Aga gegenüber höhniſche Reden und wollten ſeine Autorität kaum anerkennen. Dieſelben waren auch mit ihrem Kaid, Kuider-ben-Rebeha, ſeit einiger Zeit unzufrieden, weil derſelbe, damals in eine hübſche junge Araberin heftig verliebt, die Angelegenheiten des Uthan vernachläſſigte. Um dieſelbe Zeit geſchah ein Viehraub im Sahel, und die Hadſchuten wurden wie immer als die Thäter beſchuldigt. Statt dieſe Sache friedlich auf dem Wege der Unterſuchung und Unterhandlung zu ſchlichten, ließ Obriſt Marey die auf dem Markte von Buffarik anweſenden Hadſchuten, welche an dem Vorfalle durchaus ſchuldlos waren und durch den Friedensvertrag ſich geſchützt glaubten, verhaften und nach Algier als Gefangene führen. Eine Expedition ging bald darauf über die Chiffa, blieb aber ohne Reſultat. Die Hadſchuten waren verſchwunden, als die franzöſiſche Colonne auf ihren Wohnplätzen ankam und erſchienen wieder, ſobald letztere den Rückzug begann. Die Arrieregarde ward von flüchtigen Reitern umſchwärmt, welche immer tiraillirend die Franzoſen bis zurück an die Chiffa begleiteten. Seit dieſer Zeit dauerte der Krieg mit den Hadſchuten ununterbrochen bis zum Junius 1837 fort, in welchem Monate der zweite Tractat mit Abd-el-Kader geſchloſſen wurde. Die Hadſchuten, welche die Herrſchaft des Emirs anerkannt haben, ſtellten auf ſein Gebot die Feindſeligkeiten ein. Es ſcheint ihnen aber doch zu ſchwer, ihrem Handwerke ganz zu entſagen, denn einzelne Räubereien fielen erſt noch im September vor, und wir zweifeln, ob dieſer Waffenſtillſtand von längerer Dauer als der frühere ſeyn werde.

Der europäiſche Leſer hat vielleicht Mühe zu begreifen, wie es möglich iſt, daß ein einziger Stamm, der kaum 500 Reiter zählt, den franzöſiſchen Heeren Trotz bieten und der Schrecken mehrerer tauſend Coloniſten ſeyn könne. Die Hadſchuten verdanken die Ungeſtraftheit ihrer Raubzüge hauptſächlich der natürlichen Lage ihres Gebietes. Sie bewohnen ein Terrain, deſſen öſtliche Gränze eine Menge von Sümpfen deckt. Die trockenen Zugänge von dieſer Seite ſind ſchmal und ſtets von einigen Späherpoſten der Hadſchuten bewacht, ſo daß ihre Dörfer immer durch Lärmſignale einige Stunden vor der Ankunft der Franzoſen gewarnt ſind. Von Norden iſt ihnen wegen des ſteilen Meerufers nicht beizukommen. Im Süden liegen die Gebirge, für ſie eine Feſtung und Aſyl, und im Weſten, der einzigen verwundbaren Seite ihres Gebietes, gibt es keine franzöſiſchen Lager. Wundern muß man ſich freilich, daß die Franzoſen nach einem ſiebenjährigen erfolgloſen Kampfe noch immer nicht zu

der Beſetzung von Scherſchell ſich entſchließen konnten. Dieſer kleine Seehafen, die alte Julia Caesarea, iſt nordweſtlich vom Hadſchutenlande gelegen. Von dort aus könnte man die feindlichen Duars auf zwei Seiten bedrohen und die Bewohner von ihrer Zufluchtsſtätte, den Bergen, abſchneiden. Der Marſchall Clauzel verlangte mehrmals von dem Kriegsminiſter die Autoriſation, in die Citadelle dieſer mauriſchen Stadt ein Bataillon legen zu dürfen, was aber immer verweigert wurde, mit der Antwort, der Marſchall ſolle ſich in den Schranken des von der Kammer bewilligten Budgets halten und die Occupation eher einſchränken. Man fand in Paris die Koſten von einigen hundert tauſend Franken für den Frieden der Colonie zu theuer. So lange aber Scherſchell den Hadſchuten zugänglich und ein Verkaufsmarkt ihres Raubes iſt, helfen alle Lager und Blockhäuſer in der Nähe Algiers wenig: bei ihrer vollkommenen Kenntniß des Landes und all ſeiner Schlupfwinkel iſt es ihnen leicht, ſich von den franzöſiſchen Poſten unbemerkt in das Gebiet der andern Stämme oder der europäiſchen Coloniſten zu ſchleichen und dort die kühnſten Ueberfälle auszuführen. Ehe die Lärmſignale ſich verbreiten, ſind die Hadſchuten mit ihrer Beute auf dem Rückwege, wechſeln mit den Soldaten der Blockhäuſer einige Schüſſe, und haben, wenn die verfolgenden Spahis ihnen auf dem Nacken ſind, gewöhnlich die Hälfte des Raubes in Sicherheit, die andere Hälfte laſſen ſie unterwegs im Stiche, um die Eile der Verfolger zu hemmen.

Die Hadſchuten ſind alle vortreffliche Reiter und beſitzen die beſten Pferde des Landes. Es iſt eine wahre Freude, dieſe maleriſch wilden Geſtalten in ihren fliegenden weißen Gewändern, auf feurigen ſilbergrauen Schimmeln, deren Mähne die Erde berührt, wie der Sturmwind in das Treffen fliegen zu ſehen. Wenn die Hadſchuten von der Infanterie der Kabylen ſich unterſtützt wiſſen, ſo ſind ſie in hohem Grade tollkühn und nähern ſich den Chaſſeurs und Spahis oft zum Kampfe mit der blanken Waffe. Ihre Manöuvres beſtehen übrigens in immerwährendem kämpfendem Rückzuge, ſo lange die Franzoſen vorrücken. Durch dieſe Fechtart gelingt es ihnen oft, die hitzigſten der Verfolger in Hinterhalte zu locken, wo dann ſchnell über dieſe eine zehnfach größere Zahl von Feinden herfällt und ſie überwältigt, ehe die Ihrigen zur Unterſtützung ankommen. So wurde der kühne Lieutenant Guillard im November 1836 mit 27 Spahis ermordet. Als Obriſt Marey zehn Minuten ſpäter mit ſeinen Truppen den Platz erreichte, waren ſchon die meiſten Leichname ohne Köpfe und ihre Mörder im Dickicht verſchwunden. Die Hadſchuten, als der reichſte Stamm der Ebene, ſind ſämmtlich auf das beſte bewaffnet. Sie tragen lange Flinten, welche die franzöſiſchen Infanteriemuskeeten mit angeheftetem Bajonnette noch um einige Zoll überragen, folglich ſehr weit reichen. Dieſe Flinten ſind größtentheils von den Kabylen der Provinz Conſtantine fabricirt, und verbreiten ſich im Lande entweder durch den Handel oder durch den Raub. Die Läufe ſind von trefflichem Stahl, mit großem Fleiße gearbeitet und an den hölzernen Schaft gewöhnlich durch ſilberne Bänder befeſtigt. Häufig ſieht man auch allerlei Zierrathen in den Stahl gearbeitet; der Kolben und Schaft ſind in der Regel mit Silber beſchlagen. Das Flintenſchloß iſt von einer merkwürdigen Form und außerordentlicher Größe. Percuſſionsſchlöſſer ſind im Lande noch völlig unbekannt. Außerdem tragen die meiſten Hadſchuten zwei oder vier Piſtolen und treffliche Yatagane oder kurze Säbel am Ende etwas gekrümmt und gewichtig, ohne Spitze. Auch dieſe Waffe iſt die Arbeit der Kabylen. Die ſchönſten Yatagane, die den Damascenerklingen an Güte gleichen, kommen aus dem Gebiete der Chiffa. Die Araber verſtehen ſich auf keine Art von Induſtrie, und ſie könnten ohne jene Atlasbewohner nicht einmal Krieg führen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Halls Reiſen auf die Hochgipfel des Quitoaniſchen Andenzuges.

(Fortſetzung.)

6) Reiſe ins Baños-Thal.

Bei der Ankunft auf dem Gebirgskamm, welcher das Bannosthal beherrſcht, gibt ſich ein auffallender Wechſel des Himmelsſtriches und der Landſchaft kund. Das Thal wird von dem Achambo durchſtrömt, der am Fuße des Chimborasſo entſpringt, und aus einem von Fuchſien, Lobelien, Andromeden und mannichfaltigen andern Gebüſche durchleuchtetem Gehölze hervortretend, ins Thal hinabkommt. Dasſelbe liegt gegen 1000 Fuß tief unter dem Gebirgskamm, dem gegenüber der Tunguragua-Vulcan majeſtätiſch emporragt. Das Klima dieſes Thales iſt nicht nur tropiſcher, als die benachbarten Gegenden, ſondern ſeine Jahreszeiten bilden einen förmlichen Gegenſatz zu denen des Tafellandes. Wenn auf letzterem Sommer iſt, herrſcht im Thale die Regenzeit, und umgekehrt.

Einer der Zwecke unſeres Ausfluges in das Thal war die Aufſuchung einer Stelle, welche, wie es hieß, mephitiſche Dünſte aushaucht, und in der Nähe einer Pflanzung, Namens Tunguravilla, liegen ſollte. Bei der Ankunft dort wußte der Eigenthümer uns keine Auskunft darüber zu ertheilen, obſchon die Stelle, wie wir alsbald fanden, kaum 100 Klafter weit davon entfernt liegt. Es iſt eine kleine Kluft mitten in einem Gebüſche, ringsum welcher mehrere erſtickte Vögel lagen. Die Ausdünſtung dieſer Erdſpalte, welche in ihrer giftigen Eigenſchaft derjenigen der bekannten Hundsgrotte gleicht, iſt ſtark genug, kleine Thiere, die in den Bereich ihres Einfluſſes kommen, zu tödten.

Von da fliegen wir tiefer zur Sohle des Thales hinunter, bis wir ans Geſtade des „chimborasſogeborenen" Achambo gelangten. Seine wildromantiſche, ſchaurige Schönheit wird mir ſtets vorſchweben! Er kommt aus dem Bezirk von Alauſi herab, und fluthet, nachdem er die andern Gewäſſer des Chimborasſo aufgenommen, als ein breiter Strom reißend dahin, bis er am Fuße des Tunguragua in eine enge Schlucht ſtürzt, deren Trachytwände lothrecht aufſtarren. Brüllend und giſchend tobt er, da und dort glänzende Fälle und hüben und drüben ſchäumende Wirbel bildend, deren weiße Kämme gegen die finſterdräuenden Felswände ſeltſam abſtechen, durch die mehr als drei Leguas lange Schlucht dahin, ſtürzt dann den Felsgrat Agujan hinab, worauf er, frei geworden, der Waldung von Caneles zu-

eilt. Bei der schwanken, unterm Fußtritt bebenden, Brücke von Cosua, die ungefähr 100 Fuß vom Stromsturz von Agoyan über den unten tobenden Achambo führt, zeigte der Barometer eine Höhe von 6,906 Fuß. Eine Legua davon beginnt der Fuß des Tunguragua, da wo die vereinbaren Flüsse Latacunga und Ambato in den Achambo fallen. Ungefähr eine englische Meile weit umher ist der Boden mit ungeheuren Felsenblöcken besäet, welche angeblich den Hochgipfel des Tunguragua gebildet haben, der bei dem Ausbruche von 1773 in die Luft gesprengt, und in die nun weit umher zerstreuten Trümmer zerschmettert wurde. Jenseits dieses Passes erweitert sich das Thal, und Zuckerrohrpflanzungen verkünden die Nähe von Bannos, welcher Ort mitten in einem Haine von Guaven, Bananen und Orangenbäumen liegt, und ein Füllhorn des Ueberflusses zu seyn scheint. Doch der Schein trügt! Die Bevölkerung von Bannos, das noch dazu ein Badeort, lebt in tiefem Elend, und die Badegäste müssen den Mundbedarf für die ganze Zeit ihrer Cur mit sich dahin bringen, denn die Einwohner, deren Kost hauptsächlich in Mais und wildwachsenden Kürbissen besteht, hätten ihnen nichts zu bieten.

Von Bannos aus wurde der gegen 150 Fuß hohe Wasserfall von Aguajan besucht, der von dem, dem Achambo zueilenden Ulva in einer wildzerrissenen finstern Schlucht, wohinab ein äußerst mißlicher Pfad führt, gebildet wird. Dieser merkwürdige Querspalt der Quito-Anden liegt zwischen dem Llanganati und Tunguragua. An dem Llanganati knüpft sich im Lande die Sage, daß auf ihm oder in seiner Nähe die Indianer die Schätze, die sie zur Auslösung Atahualpas herbeiführten, auf die Kunde von seiner Ermordung vergraben oder weggeworfen haben sollen. Zur Auffindung dieser Schätze ließ neulich der Pfarrer des Ortes Pillaro Arbeiten unternehmen, um einen Theil der Straße, die zur Zeit der Yncas über den jetzt zur pfadlosen Wildniß gewordenen Berg führte, und wovon noch Spuren vorhanden sind, wiederherzustellen. Auf jeden Fall dürfte dadurch der Zugang zu den Wäldern von Canelos erleichtert werden, zu denen man bis jetzt nur auf dem Achambo gelangen konnte. (?)

Die weitere Reise ging nun nach Riobamba, von wo aus die Besteigung des durch Humboldt weltberühmt gewordenen Chimborasso unternommen werden sollte. Auf dem Wege dahin wurde ein Abstecher nach dem Tunguragua gemacht, um, wenn es thunlich, seine Kuppe zu erreichen. Die seinen Fuß beschattenden Gehölze, die „Waldung vom Tunguragua" genannt, sind in Folge ihrer Abgelegenheit und der spärlichen Bevölkerung des Thales bis jetzt noch von keiner Axt berührt worden, und so bildet dieser Cordillerenurwald eine um so undurchdringlichere, den Aufgang zum Nevado höchst erschwerende Wildniß, als die darüber emporsteigenden Grasebenen (Pajonales) noch nie (wie doch die meisten andern Haideflächen der Nevados) zu Viehtriften und Sennmatten benützt worden, daher auch gänzlich pfadlos sind. Nachdem wir uns eine geraume Zeit durch den dichten Pflanzenwuchs und wirres Gestrüppe hindurch gearbeitet hatten, gelangten wir zu einer Mark unserer Reise, deren wir uns da nicht im geringsten versehen hatten. Vermöge unserer vielfältigen Hochgebirgswanderungen waren wir bis dahin gewohnt gewesen, Schnee oder Schneelinie, und Hochgipfel oder Bergkuppe als sinnverwandte Worte zu betrachten; wie befremdet waren wir daher, uns gleich beim Heraustritt aus der Waldregion am Schneesaum zu sehen. In der That schimmerte eine lange, schmale Schneeschlucht „La quebrada de Granelitagua" genannt, dicht vor uns, während der Barometer nicht mehr als 11,122 Fuß Höhe (der Thermometer 46° F.) zeigte, die Schneelinie folglich noch mehrere 1000 Fuß höher liegen mußte.

Wir konnten diesen Umstand keiner andern Ursache, als einer Lawine (?) beimessen, die durch irgend eine vulcanische Erschütterung des Schneepiks entstanden und herabgekommen war. Doch dieser Hypothese ungeachtet, erschien uns das Liegenbleiben derselben in so weiter Entfernung von der Schneelinie und in der Umgebung einer an die Schneenähe keineswegs gewohnten Flora ungemein räthselhaft. Als wir ans obere Ende der Schlucht, die auf 15,517 Fuß liegt, hinangestiegen waren, gewahrten wir, daß das weitere Vordringen auf diesem Wege unmöglich sey; denn senkrechte Felsengründe spotteten unserer Anstrengungen, sie zu erklimmen. Wir waren nun überzeugt, daß der Tunguraguareise, wenn sie nicht erfolglos wie die unsere bleiben solle, viel mehr als Ein Tag gewidmet werden müßte.

Die schon erwähnte Urwaldung, durch welche wir auch auf dem Rückwege kamen, war von bedeutendem botanischem Interesse, und vorzüglich ein reicher Orchideenflor vorhanden. Unter der Bevölkerung in der Umgebung des Schneepiks herrscht die Meinung, daß derselbe höher als der Chimborasso seyn würde, wenn er sich von einer gleich hochgelegenen Grundfläche emporthürmte. Denn der Tunguragua ist in der That der einzige unter den Schneepiks des Quitoanischen Alpenlandes, dessen Fuß in einem Tropenklima steht, während sein Gipfel über die Schneelinie hinausragt. Seine Höhe über der Sohle des Bannosthales, da wo der erwähnte Steg von Cosua über den Achambo führt, beträgt 9842 Fuß, wogegen der Chimborasso nur 8414 Fuß, und der Cotopaxi 8768 Fuß über ihre Grundflächen aufsteigen. (?) Der Fuß des Tunguraguakegels scheint kleiner als diejenigen aller andern Nevados der Quitoanden; seine Form ist daher schärfer, und seine Abfälle, wenigstens in der Nähe der Kuppe, sind schroffer. Der zuweilen mit Schnee angefüllte Krater ist vom Bannosthal und den benachbarten Gegenden aus deutlich wahrnehmbar.

(Schluß folgt.)

Der Handel von Trapezunt.

Die Ruhe, welche Persien seit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Souveräns, Mehemed Schah, genießt, übte einen heilsamen Einfluß auf den ganzen Handel Trapezunts. Dieser auf der Südostküste des schwarzen Meeres liegende Seeplatz dient einem großen Theile der für einen bedeutenden Theil der persischen Gränzen bestimmten Waaren als Transitoplatz. Im Laufe des Jahres 1854 liefen in den Hafen von Trapezunt 122 Schiffe, darunter 22 europäische und 100 türkische, ein. Im Jahr 1855 zählte man deren 168, worunter sich 54 europäische und 114 türkische befanden. Der Werth der im Jahr 1854 eingeführten Waaren belief sich auf 6,154,000 fl.; im Jahr 1855 hatte er sich bis auf 14,987,000 fl. gehoben. Die Ausfuhren erreichten im Jahr 1854 die Summe von 5,758,000 fl., und im Jahr 1856 von 15,664,000 fl. Diese so beträchtliche Zunahme rührt von der größeren Ausdehnung des persischen Transitohandels her. Der gewöhnliche Handel Trapezunts machte gleichfalls Fortschritte; denn der Ertrag der von Konstantinopel oder London bezogenen und in dem Paschalik verbrauchten Artikel belief sich auf 968,850 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Das Innere einer Hütte der Campagna di Roma.)

Nr. 16.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

16 Januar 1838.

Reiſeskizzen von den griechiſchen Inſeln.

Seriphos. — Siphnos. — Pholegandros. — Jos. — Amorgos.

Wir ſegelten am 20 Auguſt kurz vor Tagesanbruch aus dem Hafen Nauſſa auf der Südoſtſeite von Kythnos ab. Der Wind war mehr als friſch, ein heftiger Boreas, wie er in dieſer Jahreszeit im Aegäiſchen Meere zu herrſchen pflegt; und nur mit einem kleinen Segel an der Spitze des Maſtes glitt unſer Schiffchen ſchnell über die Wellenberge dahin, an den wüſten Klippen Piperi und Seriphopula (ἡ Σεριφοπούλα) vorüber. Auf der letztern, ſagten uns die Mönche im Kloſter des Tariarchen auf Seriphos, die im Winter ihr Vieh hier weiden, finden ſich die Ruinen eines helleniſchen Thurms und eine Ciſterne, aber keine Spuren anderer Gebäude. Nach einer Fahrt von drei Stunden umſchifften wir das ſüdöſtliche Vorgebirge von Seriphos, und kreuzten nur mit Mühe gegen den Wind in den Hafen hinein.

Am Hafen ſtehen nur einige Magazine und ein Paar Capellen, die Stadt aber liegt eine ſtarke halbe Stunde von dort auf der Spitze eines ſchroffen Granitfelſens. Der Weg führt anfangs, am innerſten Winkel des Hafens, über eine kleine halb verſumpfte Wieſe, die einzige Fläche dieſer Art, welche das felſige Eiland darbietet. Hier war alſo das claſſiſche Vaterland jener im Alterthum berühmten Fröſche, von denen man glaubte, daß ſie, gegen die Art ihrer vorlauten Geſchlechtsverwandten, ein ewiges Schweigen beobachteten. *) Auch für uns blieben ſie ſtumm. Jenſeits dieſer Wieſe klimmt der Pfad jene Granitklippe hinan, wo in einer Höhe von etwa 800 Fuß über dem Meere die elenden Häuſer der Stadt wie Schwalbenneſter an dem ſpitzigen, mit einer Art von feſtem Schloß gekrönten Gipfel des Felſens kleben. Die meiſten Gaſſen, wenn man ihnen dieſen Namen gönnen will, ſind ſo eng, daß ein beladenes Saumthier nicht durchkommen kann, und ſo ſteil, als wären ſie für Gemſen oder Ziegen angelegt. Aber den Platz dieſer edleren Thiere nimmt ein ſchmutziges Geſchlecht zahlloſer Schweine ein, die mit erſtaunlichem Geſchick die Felſen auf- und abſpringen, und mit einem wenig ekeln Geſchmacke die Reinlichkeitspolizei handhaben, indem ſie Alles, was auf die Straßen geworfen wird, in wenig Augenblicken verſchlingen. Die Schicklichkeit erlaubt nicht dieß Bild weiter auszuführen; aber bei uns ſtand der Entſchluß bald feſt, auf Seriphos kein Schweinefleiſch zu koſten.

Dieſe Stadt, in der wir bald ein erträgliches Unterkommen fanden, iſt, wenn man einige zerſtreute Häuſer ausnimmt, der einzige bewohnte Ort auf Seriphos, und zählt gegenwärtig über 2000 Einwohner. *) Sie liegt auf der Stelle der alten Stadt, die ſich zwar noch weiter den Berg hinabzog, von der aber nur unbedeutende Ueberreſte, zerſtreute Quadern und Säulentrümmer, und einige ſehr beſchädigte Torſos von Statuen, von ſchlechter Arbeit, zu ſehen ſind. Das Hauptproduct der Inſel iſt Wein, gegen 7000 Barils; der größere Theil der Trauben wird jedoch, da die meiſten Weinfelder ſehr hoch auf dem Rücken der Berge liegen, wo ſie erſt ſpät zur Reife kommen, friſch nach Syros und vorzüglich nach Athen ausgeführt. Dagegen bedarf man einer Einfuhr von Gerſte (denn Weizenbrod iſt hier ein Luxus), in guten Jahren bis zu 4000, in ſchlechten bis zu 10,000 Kilos; alſo für 10: bis 25,000 Drachmen.

Am folgenden Morgen brachen wir zeitig auf und ritten auf einem entſetzlichen Pfade, den man nur auf dem Rücken eines griechiſchen Maulthiers zu betreten wagen darf, in weſtlicher Richtung von dem Abhange des höchſten Berges der Inſel hin. In einer halben Stunde war ſein flacher, gegen Südweſten ſich ſenkender Rücken erreicht, wo an einer Stelle inmitten der Weinberge große Maſſen von Magneteiſenſtein zu Tage ausgehen. An der Oberfläche zeigt er wenig Anziehungskraft; wenn man aber ein Stück zerſchlägt, hängen ſich die kleinern Splitter ſogleich an die größern Maſſen an, und in größerer Tiefe wird ſeine Anziehungskraft auch größer.

Von hier ritten wir auf das ſüdweſtliche, ziemlich weit in die See vortretende Vorgebirge der Inſel, von den Einwohnern das untere Vorgebirge (τὸ κάτω ἀκρωτήριον) genannt. Es hat

*) Plinius N. G. 9, 58. Suidas u. d. W. Βάτραχος ἐκ Σερίφου.

*) Der Graf Paſch vom Krienen, descrisione del Arcipelago, p. 105, gibt 1772 nur 900 Seelen an. Aber die Bevölkerung ſämmtlicher Inſeln iſt im Zunehmen.

auf seiner Ostseite einen guten Hafen, mit der italienischen Benennung Porto Catena, weil nach einer nicht unwahrscheinlichen Tradition sein Eingang im Alterthum mit Ketten gesperrt werden konnte. Hier suchen bei stürmischem Wetter kleinere Schiffe mitunter eine Zuflucht. Nordwestlich über dem Hafen liegt, auf dem hohen Rücken des Vorgebirges, der sogenannte weiße Thurm (ὁ λευκόπυργος) die Ruine eines hellenischen, etwa dreißig Fuß im Durchmesser haltenden runden Wartthurms aus Quadern von weißem Marmor. Zehn Minuten südlich von dem Thurme tritt der Eisenstein wieder in großen Massen zu Tage aus, und hier sind eine Menge alter Stollen in oder vielmehr durch den Berg getrieben. Da wir uns mit Kerzen versehen hatten, stiegen wir in einen derselben hinunter, und kamen ohne Mühe oder Gefahr durch eine andere Oeffnung, etwa zweihundert Schritte von der ersten, wieder heraus. Doch blieb es uns zweifelhaft, ob die Alten hier eigentlich auf Eisen, und nicht vielmehr auf eine den Eisenstein durchziehende Kupferader gebaut hätten, da sie das sehr reichhaltige Eisenerz ja nur an der Oberfläche hätten wegnehmen können, und dazu keiner Stollen bedurften. Wenigstens fanden wir auf einem westlicheren Arme des Vorgebirges, wo ebenfalls viele alte Gruben sind, Spuren von Kupfererz, und auch die Schlacken haben sämmtlich einen grünlichen Anflug. Diese letzteren liegen in großen Massen auf einem andern Vorgebirge, westlich von dem weißen Thurme, das daher der Schlackenberg (σκωριαὶ) genannt wird. Es ist einleuchtend, daß alles Erz aus dem Bergwerksdistricte auf diesen Punkt zusammengebracht wurde, um hier verschmolzen zu werden. Da man nun einen Grund hierfür suchen muß, so sind die Seriphier auf die Erklärung verfallen: die Alten hätten dieß gethan, um den auf dem Schlackenberge fast unablässig wehenden Nordwind zum Treiben von Mühlen zu benützen, in denen sie das Erz zermalmten, ehe es in die Oefen kam. Diese Vermuthung ist vielleicht nicht so ungereimt, als sie auf den ersten Blick scheinen möchte. Wasserkräfte standen auf der dürren Insel nicht zur Verfügung; der Nordwind aber ist im ägäischen Meere nicht nur im Allgemeinen der herrschende, sondern es gibt Punkte, die ihn nach ihrer örtlichen Lage fast das ganze Jahr haben. So haben wir auf Siphnos vor der Stadt Windmühlen gesehen, die gegen Norden angelegt sind, und gar nicht gedreht werden können, weil man findet, daß eine solche Vorkehrung wegen der wenigen Tage, wo der Boreas ausbleibt, der Kosten nicht werth ist. Von dem Schlackenberge kehrten wir, auf einer ziemlich reichen Bleiader fortreitend, an dem Magnetfelsen vorüber, nach der Stadt zurück. Am folgenden Tage machten wir noch einen Ausflug nach dem Kloster des Tariarchen oder des Erzengels, auf der Nordspitze der Insel, in dessen Nähe gleichfalls einige alte Stollen sind, die aber an Interesse denen am untern Vorgebirge nicht gleichkommen.

Von diesen einst blühenden Bergwerken auf Seriphos findet sich auch nicht die leiseste Erwähnung in den Alten, während sie das Anekdötchen von den stummen Fröschen uns wetteifernd aufbewahrt haben. Nur zu oft ist dieß der Gang der Geschichte. Ueberhaupt ist Seriphos von den alten Schriftstellern mit stiefmütterlicher Unbilligkeit behandelt worden; es wird fast nur zum Spott und Hohn erwähnt. Die Mythologie hat zuerst den Ton angeschlagen, durch die Dichtung, daß Perseus die Bewohner der Insel durch Vorzeigung des Hauptes der Medusa in Steine verwandelt habe, was die Komiker spottend so auslegten, als habe er die ganze Insel versteinert. *) In derselben Weise fuhren die Späteren fort. Nur der wahrheitsliebende Herodot weiß zu rühmen, daß die Seriphier mit wenigen andern Insulanern allein den Barbaren sich nicht unterwarfen, sondern bei Salamis für die Freiheit mitzukämpfen wagten. **) Aber alle andern, von Platon und Aristophanes bis zu Cicero und Plutarch herunter, wissen nur von der Armuth und Noth der Insel und von der Verachtung, mit der man ihren Einwohnern begegnete, zu erzählen; ***) und die letzte Erwähnung von Seriphos in der alten Geschichte geschieht nur, um es als einen der traurigsten Verbannungsorte unter den römischen Kaisern zu bezeichnen.****) Vielleicht läßt sich aus dieser Verschollenheit des Ländchens und aus dem Schweigen der Schriftsteller über seinen Metallreichthum der Schluß ziehen, daß seine eigentliche Blüthenzeit und die Periode der Ergiebigkeit seiner Bergwerke noch vor die Perserkriege fällt, etwa gleichzeitig mit der Blüthe von Siphnos, und daß Seriphos in der geschichtlichen Zeit wirklich schon ein erschöpftes und nur auf den Ertrag seiner ärmlichen Aecker angewiesenes Ländchen war.

Da auch wir alles Interessante, was Seriphos uns darbieten konnte, in drei Tagen vollkommen erschöpft hatten, so segelten wir am 23 August nach Siphnos ab, und erreichten, weil der hohe Wellenschlag uns an dem schlechten Ankerplatze unterhalb der Stadt, auf der Ostseite der Insel, nicht zu landen gestattete, erst gegen Abend den geräumigen und sichern Hafen Pharos von der Südseite. Er führt seinen Namen von der Ruine eines antiken runden Wartthurms, an der innersten Einbiegung des Hafens, den die örtliche Tradition für einen Leuchtthurm ausgibt, obgleich für einen solchen kein unpassenderer Platz gefunden werden könnte. Wir fanden glücklicher Weise sogleich Saumthiere, und erreichten noch vor Einbruch der Nacht das Dorf Stavri, eine Stunde vom Hafen, auf dem hohen Rücken der Insel.

(Fortsetzung folgt.)

Algierer Zustände.

2. Die Hadschuten.

(Schluß.)

Man sollte glauben, daß die Hadschuten bei ihrer kühnen Abenteuerlust, bei ihren ewigen Kämpfen, doch nach und nach aufgerieben werden oder an Zahl abnehmen müßten. Dieses ist jedoch keineswegs der Fall. Ihr Stamm nimmt im Gegentheile

*) Apollod. 2, 4, 5. — Strabon 10, S. 391 Tchn. — Ovid. Verwandl. 5, 242.

**) Herodot 8, 46, 48.

***) Aristoph. Acharn. 542. Platon, vom Staate, 1, S. 329. Cicero über die Götter 1, 51; vom Alter, 5. Plutarch, vom Exil, 7.

****) Tacit. Annal. 2, 85. 4, 21. Juvenal, Sat. 10, 168.

täglich an Individuen zu, eben so ihr physisches Wohlseyn. Als eine förmliche Räuberrepublik bieten die Hadschuten nämlich allen Verbrechern des Landes auf ihrem Gebiete eine Freistätte. Der wegen irgend einer Missethat aus seinem Stamme gestoßene, von den Seinigen verfluchte Araber flieht über die Chiffa, verlangt von einem Scheikh der Hadschuten die Gastfreundschaft und erhält von diesem eine Waffe, ein Pferd und ein Weib, im Falle der Flüchtling nicht selbst deren mitbringt. Dieser Schuld entledigt er sich bei dem ersten Raubzuge, der gewöhnlich dem Stamme gilt, welcher ihn verstoßen hat. Dort nimmt er Rache an denen, welche ihn beleidigten, erkämpft sein Eigenthum wieder, plündert das der Seinigen und zieht dann zufrieden nach seiner neuen Heimath, dem Hadschutenlande. Ein Vorfall dieser Art, der interessant wegen seiner tragischen Nebenumstände war, ereignete sich vor wenigen Monaten im Duar Ben-Chaua auf dem Sahel.

Dort wohnte ein begüterter alter Araber; er hatte eine schöne Tochter, in welche zwei junge Männer seines Duar heftig verliebt waren. Der Vater gab dem reichern Freier den Vorzug. Der Andere verließ den Stamm voll Entrüstung und mit dem Schwure, sich zu rächen. Am vergangenen 14 Mai wurde die Hochzeit gefeiert. Nachdem die ganze Duarbevölkerung wie gewöhnlich lange geschmaust, gejubelt und musicirt hatte, zogen sich gegen Abend die nächsten Verwandten in das Zelt des Bräutigams zurück, um dort am Kaffeekessel in traulichem Gespräche den Tag zu beschließen und das junge Paar noch einmal zu umarmen. Zu dieser nächtlichen Stunde störte ein wilder Allarmruf den Mährchen erzählenden Vater und unter der Zeltthüre vor der bleichen Hochzeitversammlung erschien der verschmähte Freier, der die Flinte anschlagend den Bräutigam an der Seite seiner Geliebten niederschoß. Die Gäste fuhren auf, um an dem Verwegenen Rache zu nehmen, aber das Kriegsgeschrei von hundert Hadschuten verkündete diesen unglücklichen Arabern, mit wem sie es zu thun hatten. Der Widerstand war unnütz, Alles suchte vor dem gefürchteten Todfeinde zu fliehen. Jener junge Araber war grausam genug auch den Vater der Braut noch vor deren Augen zu erwürgen. Dann nahm er diese in seine Arme, setzte sie mit Gewalt auf sein Pferd und entführte sie nach den Wohnsitzen seiner neuen Gefährten, welche fast mit dem ganzen Eigenthum des Duar Ben-Chaua die Gränze wieder erreichten. Das Arabermädchen führt jenseits dieses Flusses mit dem Mörder ihres Vaters vielleicht eine glückliche Ehe. Solche Beispiele sind nicht selten unter diesem wilden Volke. Ich kam wenige Tage nach diesem Vorfalle mit einer Jagdgesellschaft nach dem Duar Ben-Chaua und hörte aus dem Munde der übriggebliebenen Bewohner diese tragische Geschichte. Der Held derselben, jener junge Verbrecher, hatte uns früher bei dem Eberjagen häufig als Treiber und Führer begleitet.

Auch einzelne französische Deserteurs haben jenseits der Chiffa Asyl und gute Aufnahme gefunden, namentlich, wenn sie der arabischen Sprache mächtig waren. Moncel, ein berüchtigter Deserteur, gelangte durch seinen verwegenen Unternehmungsgeist bei den Hadschuten zu einem gewissen Ansehn und wurde sogar Scheikh von einem ihrer Duars. Derselbe hatte die Grausamkeit, bei der Ermordung jenes Pikets Spahis auf den Leichnam seines frühern Lieutenants Goert mit der Spitze seines Dolches zu schreiben: „Moncel 1836.“ Seitdem führte dieser Deserteur die raubgierigen Vagabunden jenes Stammes häufig bei ihren Ueberfällen an, und entkam immer glücklich allen Gefahren, bis er endlich im September 1837 auf dem Markte der Beni-Mussa von einem französischen Officier ergriffen, und nach Algier gebracht wurde. Sein Proceß und die von ihm selbst geschriebene Vertheidigung sind höchst interessante Actenstücke. Er wurde durch kriegsrichterlichen Spruch verurtheilt und im October hingerichtet.

Vor den übrigen Arabern der Umgegend Algiers zeichnen sich die Hadschuten durch einen noch höhern, kräftigern Körperbau und durch eine gewisse majestätisch kühne Haltung aus, welche aus dem Bewußtseyn ihres freien unabhängigen Lebens, ihrer körperlichen Stärke und ihres kriegerischen Rufes entspringt. Es sind fast sämmtlich sehr schöne Männer, das heißt sie sind schön als Wilde, lauter ächte Ideale von Räuberhelden. Ihr Körperbau ist musculös, ihre Figur gigantisch, die Haut von der Sonne verbrannt, das Auge feurig, ein langer dichter schwarzer Bart und Schnurrbart vollendet ihre imposante wilde Schönheit. Der Unterschied der Barbaren dieses Landes vor den thierisch rohen Wilden Südafrika's und anderer Länder ist, daß in ihrem Benehmen doch sehr häufig etwas Feines, Zartes durchschimmert; man bemerkt unter ihnen bald, daß man Kinder des Orients und Nachkommen eines einst großen, berühmten Volkes vor sich hat. Hier nur ein Beispiel. Als Kuider-Ben-Rebeha, der frühere Kaid der Hadschuten, einst bei dem General Voirol zur Tafel eingeladen war, stellte man ihn der Gemahlin des Generals, einer liebenswürdigen jungen Dame, vor. Der Kaid war nur einen Augenblick verlegen, er begriff den Unterschied des Verhältnisses der christlichen Frauen zu ihrer Familie im Vergleiche mit den Araberinnen und bot sogleich der Hausfrau, mit Artigkeit sie zur Tafel führend, den Arm. Während des Essens fragte ihn der General, wie viel Frauen er habe? Kuider erwiederte, er habe deren vier, wenn ihm aber je das Glück zu Theil werden sollte, eine so vollkommene zu finden, wie Madame Voirol, so würde er nie mehr als eine behalten. Dieses Compliment aus dem Munde eines Barbarenhäuptlings war gewiß zart und schön. Die Personen, welche im Familienkreise des Generals Damrémont Zutritt hatten, könnten viele ähnliche erzählen. Dieser den Eingebornen sehr geneigte Gouverneur und seine Gemahlin fanden ein Gefallen, die arabischen Großen häufig zur Tafel und zu den Bällen einzuladen. Letztere fühlten sich gar bald in Damrémonts Palaste heimisch, und fanden ihrerseits ein großes Vergnügen, den Champagner zu kosten, und die hübschen jungen Damen Europa's beim Walzertanze zu bewundern. Der Geschmack an den Sitten der Civilisation beginnt unter den Eingebornen tiefere Wurzeln zu fassen, als sie es sich selbst gestehen, wenn auch mehr als ein Jahrhundert nothwendig ist, diese Völker wirklich zu civilisiren.

Anſicht von Malta.

(Aus dem Echo du Monde savant.)

Malta ſcheint nur ein ungeheurer dürrer Felſen; der Reiſende, welcher an der Inſel vorüberfährt, ohne auf ihr zu landen, hat Mühe zu glauben, daß hier 100,000 Menſchen ihren Unterhalt finden. Sobald man aber den Fuß ans Land geſetzt hat, ſo findet man ſich angenehm überraſcht, die ganze Inſel in cultivirte Terraſſen abgetheilt zu ſehen; die von Entfernung zu Entfernung aufgeführten Mauern halten die Erde zurück, und hindern, daß der Regen ſie nicht fortſchwemme. Der ausdauernde Fleiß der Malteſer iſt bewundernswerth; überall, wo es möglich war, eine Handvoll Erde hinzubringen, iſt der Felſen mit einer Sorgfalt angebaut, als wäre er ein Garten. Prächtige Städte und reiche Dörfer ſtehen auf dem nackten Felsboden, und ſind unter einander durch bequeme Straßen verbunden; daneben wachſen Früchte aller Art, die köſtliche Orange und die glänzende Jaronica in Fülle; Blumen bieten ſich in unzählbarer Mannichfaltigkeit dar, und endlich erzeugt auch die Inſel Klee, Baumwolle und Getreide für faſt ein Drittheil ihres Bedarfs. Auch iſt Malta nicht ganz ohne Manufacturen. Die Ausfuhr betrug im vorigen Jahr 539,612 Fr. Die Wohlfahrt der Inſel iſt wieder im Steigen, und ſie wird wohl der Mittelpunkt der Dampfſchifffahrt werden, welche in wenigen Jahren das Mittelmeer nach allen Richtungen durchfurchen, Frankreich und Italien mit den Küſten Aegyptens, der Türkei und Griechenlands verbinden, und ihre Verzweigung bis an die Donau und nach Trapezunt ausdehnen wird.

Chronik der Reiſen.

Halls Reiſen auf die Hochgipfel des Quitoaniſchen Andenzuges.

5) Reiſe ins Baños-Thal.

(Schluß.)

Bei der Ankunft in Neu-Riobamba fragt ſich der Reiſende mit Erſtaunen, wie man (nach der bekanntlich 1797 ſtattgefundenen Zerſtörung des alten Riobamba) zur Anlegung einer Ortſchaft eine von allem Pflanzenwuchs entblößte Ebene wählen mochte, die ihr Waſſer, das überdieß faſt untrinkbar iſt, erſt durch einen Canal mehrere Leguas weither erhält? Der damalige Corregidor zwang jedoch, wie es heißt, theils aus Laune, theils aus Eigennutz, die Bevölkerung der durch das furchtbare Naturereigniß verwüſteten Stadt ſich in dieſer unwirthlichen Gegend anzuſiedeln. Zum Glück kommt der bereits erwähnte Capulibaum auch im dürrſten Erdreich fort, und ſo erfüllen nun die ſeitdem um Riobamba angepflanzten Capuligehölze die wohlthätige Doppelbeſtimmung, der Ortſchaft zum Theil Schutz vor den von den Schneepiks herabwehenden ſchneidenden Winden zu gewähren, und eine Schranke gegen den Flugſand zu bilden, der ſonſt längſt ſchon die Ortſchaft halb verſchüttet haben würde. Und auch der Feldbau, der dem Menſchen ſelbſt unter den ungünſtigſten Umſtänden als ein unzertrennlicher Begleiter folgt, hat den widerſpenſtigen Boden in ſo weit bezwungen, daß er Mais und Wicken hervorbringt. Andererſeits muß man aber geſtehen, daß keine Ortſchaft auf dem ganzen Erdkreiſe ein ſo unnennbar hehres Alpenpanorama, als Neu-Riobamba vorzüglich von dem großen Marktplatze aus darbeut.

Es dürfte dem Leſer anziehend ſeyn, mit der nun folgenden Schilderung Halls diejenige ſeines Reiſegefährten Bouſſingault zu vergleichen, der, wie Humboldt ſagt, „zuerſt chemiſche Apparate auf und in die Krater der Hochvulcane getragen hat.“ Wir ſtellen daher beide einander gegenüber:

Bouſſingault.

Riobamba beut vielleicht das wunderſamſte Dioram des Erdkreiſes dar: Aus meinem Wohnhauſe konnte ich den Capac-Ureu, den Tunguragua, Cebillé, Carguirazo, und endlich gen Mitternacht den Chimborazo aufnehmen; außerdem noch mehrere andere berühmte Piks der Paramos. Dieſes gewaltige Schneeamphitheater, welches von allen Seiten den Geſichtskreis von Riobamba umſäumt, gewährt einen unerſchöpflichen Stoff zu den mannichfaltigſten Wahrnehmungen. Es iſt ſo anziehend, die Erſcheinung dieſer Zirner in verſchiedenen Tageszeiten zu beobachten, ihre ſcheinbare Höhe durch die atmoſphäriſchen Strahlenbrechungen von einem Augenblick zum andern wechſeln zu ſehen. Mit welcher Theilnahme ſieht man nicht alle die großen und erhabenen Phänomene der Witterungswelt in einem ſo kurzen Zeitraum an ſich vorübergehen u. ſ. w.

Hall.

Gen Norden ſtrebt die Kuppel des Chimborazo empor, welcher hier in unbeſchreiblicher Großartigkeit erſcheint; noch etwas nördlicher ſtarren die zackigen Gipfel des Carguirazo, und aus dem entgegengeſetzten öſtlichen Andenzuge, dem Chimborazo gegenüber, ſtreckt der Capac-Ureu ſeine beiden gewaltigen Hörner in die Lüfte. Seinen ſpaniſchen Namen „der Altar“ verdankt er dieſer Geſtaltung ſeiner Doppelzinne. Der Quichua-Sage zufolge war dieſe einſt von einer Kuppel, höher als die des Chimborazo, überwölbt. Weiterhin taucht die maleriſche Firſte des Tunguragua aus der Tiefe des Bannoſthales auf. Meiſtens iſt ſie von Gewölken halb umflort, deren tauſendfältig wechſelnde Formen ihre Wirkung erhöhen; denn bald glänzt der Krater im hellen Sonnenſcheine, bald flimmert er nur durch den Dunſtſchleier.

Ein Beſuch der Trümmer des alten Riobamba zeigte mir, daß ſie ſeit dem Jahr 1825, wo ich ſie zum erſtenmale geſehen, eine gewaltige Veränderung erlitten hatten. Damals waren noch beträchtliche Maſſen vorhanden, jetzt aber, nach einem Verfluß von nur ſechs Jahren, lagen nur noch wenige Bruchſtücke hier und da zerſtreut, ohne Spur irgend einer architektoniſchen Form. Zerbrochene Standbilder, die Ueberbleibſel ſtattlicher Dome, zieren nun die Kirchlein zweier Dörfer, welche am Saum der Ebene liegen, worauf Riobamba thronte. Sie wurde bekanntlich größtentheils von einem Berge verſchüttet, deſſen Gipfel auf ſie herunterſtürzte. Ein Landmann, der eben in dem Augenblicke, wo dieſer Gipfelſturz geſchah, unfern davon pflügte, und ſammt ſeinem Geſpanne von dieſer Erdlawine (oder „Gipfelſchurre“) unverſehrt weit hinweggetragen wurde, war kürzlich noch am Leben.

Von dieſer düſteren Trümmerſtätte wandten wir uns nach dem unweit davon gelegenen Cailo-See, welcher von Gehöften und Triften umgeben iſt. Das Waſſergeflügel auf den ſchilfigen Werdern dieſes ſtillen Gewäſſers, das an ſeinen Geſtaden harmlos graſende Vieh, eine kleine Capelle mit weißem Glockenthurme, bildeten den lieblichen Vordergrund eines Gemäldes, deſſen eigentlichen Zauberreiz jedoch der hehre Dom des Chimborazo ausmachte, der in unnennbarer Majeſtät erglänzte. Wir ſchauten ſehnſüchtig zu ihm empor, und der erhabene Anblick beſtärkte uns in dem Vorſatze, wo möglich zu ihm hinanzudringen.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Ankündigung von Europa, Chronik der gebildeten Welt.)

Nr. 17.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Januar 1838.

Der Ackerbau in Rußland.

(Aus der Revue Britannique, November 1837.)

Das russische Reich ist von allen Ländern Europa's gewiß dasjenige, in wechem der Ackerbau am entschiedensten vorherrscht; unter 50 Millionen Menschen beschäftigen sich wenigstens 47 *) mit dem Feldbau. Eine dicke, aus verfaulten Vegetabilien gebildete Erdschichte bedeckt den ganzen südlichen Theil dieses ungeheuren Landes, und ist eine Hauptquelle seines Reichthums. Diese Schichte, deren Dicke von einem bis anderthalb Meter wechselt, ist allenthalben so fruchtbar, daß es nirgends nothwendig ist, die Erde mit Dünger zu bedecken, um ihr Kraft zu geben; sie beginnt im Norden Wolhyniens, durchsetzt den Dnepr bei Kiew, geht dann nach Orel hinauf, von da gegen Kaluga südlich von Räsan, geht zwischen Nischney Nowgorod und Kasan über die Wolga, und endigt südlich von Wiätka nahe bei Perm am Fuße der Uralkette; sie verlängert sich auch auf der einen Seite gegen das schwarze Meer, erstreckt sich von Perm nach Orenburg, von da gegen das kaspische Meer hin, umfaßt so das ganze Gebiet zwischen Orenburg und Saratow, senkt sich endlich bei Zarizün und Kisljär am Terek, und bildet an dem Orte, wo sie aufhört, einen ungeheuren, ehemals vom Meere eingenommenen Halbkreis. Diese ganze Region bietet eine Oberfläche von mehr als 65,000 □ Lieues: der Roggen trägt hier 20 und 30fach, Gerste und Hafer 5 — 15fach, der Weizen 5 — 20fach. Diese Gegend befriedigt die Bedürfnisse des ganzen Reichs, und stellt das Gleichgewicht zwischen Verbrauch und Erzeugung in dem Lande vom 40 bis 60° n. B. her, indem sie jedes Jahr durch das baltische und schwarze Meer für mehr als eine Million Producte versendet.

Die fruchtbarsten Provinzen Rußlands sind die von Kasan, Nischney Nowgorod, Pensa, Tambow und Kursk; die Gouvernements Petersburg, Archangel, Wologda und Perm sind die einzigen, deren Verbrauch größer ist, als ihre Production: Perm wegen der zahlreichen Bergwerke, Petersburg wegen seiner großen Bevölkerung, Archangel und Wologda wegen der Strenge ihres Klima's. Ueberall wird der Roggen und die Gerste vorzugsweise gebaut, und der jährliche Ertrag kann auf 21 Mill. Pfd. Sterling geschätzt werden. Doch wird noch mehr Weizen als Gerste und Roggen gebaut, und dieser bildet den Hauptreichthum Rußlands. Ein Jahr ins andere werden im europäischen Rußland 50 Mill. Tschetwerts ausgesäet, welche im Durchschnitt 167 bis 200 Mill. Tschetwerts ertragen. Den schönsten Roggen erhält man im Süden, wo der Ackerbau mehr und mehr die alten Vorurtheile abstreift, und die rohen, im Innern des Reichs gewöhnlichen Werkzeuge durch einen Pflug und eine Egge von leichterer und bequemerer Form ersetzt. Der Hanf und Lein kommen nach der Gerste und dem Roggen. Der Hanf findet sich im Ueberfluß in der Umgegend von Nowgorod, Twer und Riga, und wächst von selbst an den Ufern der Wolga, des Terek und im Ural. Der Flachs ist überall von vortrefflicher Qualität, und in größter Menge gewinnt man ihn in den mittlern, so wie in den Ostseeprovinzen Rußlands, der geschätzteste aber ist der von den Ufern der Kama. Die Ausfuhr dieser beiden Artikel betrug in den letzten Jahren 2 Mill. Pfd. Sterling. Tabak und Hopfen werden an mehrern Orten gebaut, namentlich in der Ukräne, so wie in den südlicher gelegenen Prozinzen. Der Hopfen, der großentheils zur Ausfuhr bestimmt ist, wächst auch wild, und gibt dem cultivirten nichts nach. Der Anbau des Weinstocks bietet weniger Vortheile dar, und hat bis jetzt nur sehr mittelmäßige Producte geliefert; die Trauben von Astrachan genießen einigen Ruf wegen des Geschmacks und der Größe ihrer Beeren, aber die Weine, die man davon erhält, so wie die der Krim und vom Kaukasus, sind nur trinkbar, wenn man sie mit fremden Weinen oder mit Branntwein vermischt; indessen hat die Regierung alles Mögliche gethan, um Verbesserungen in diesem wichtigen Zweige einzuführen; sie ließ aus allen weinbautreibenden Ländern Europa's tüchtige Leute kommen, der Anbau dehnt sich fortwährend aus, und sicherlich werden die Weine von Südrußland bald einen Grad von Vollkommenheit erhalten, daß sie mit den Weinen von Portugal, Frankreich und Spanien die Concurrenz aushalten können.

Indeß beschränken sich die Hülfsquellen des russischen Bo-

*) Diese Angabe ist gewiß zu stark.

dens nicht bloß auf den Anbau der Cerealien und des Weinstocks; neben dieſen beſteht eine viel beträchtlichere und einträglichere Induſtrie, die Viehzucht. Auf den ungeheuren Steppen, die herrliche Weidgründe darbieten, zieht man zahlreiche prächtige Heerden; dieſe Steppen, welche zwei Oaſen bilden, die eine in Kleinrußland, die andere in dem Land der Koſaken, beginnen 25 Lieues ſüdlich von Kiew und Paulowsk an den Ufern des Don, erſtrecken ſich von da gegen Taralo an der Wolga bis an die Thore von Orenburg, und umfaſſen ſo die niedern Gegenden um das kaſpiſche Meer. Dieſer ganze Strich, namentlich aber die höher gelegenen Theile, liefern den Rindvieh eine reichliche Nahrung, während die niedrigern ſandigern Strecken für die Zucht von kleinerem Vieh und Kamelen beſtimmt ſind.

Die Nahrung des ruſſiſchen Bauern iſt wie die des Handwerkers ſehr einfach, aber ſehr nährend; das Brod iſt ſchwarz, grob, unanſehnlich, hat aber einen ſäuerlichen Geſchmack, der es angenehm macht; ſein außerordentlich niederer Preis macht, daß es Jedermann kaufen kann. Krautköpfe bilden nebſt dem Brod das Hauptnahrungsmittel des Bauern; dieſe werden vorzüglich gut gezogen, ſind ausnehmend wohlfeil, und man macht daraus eine Suppe, in die man an den Feſttagen zuweilen ein Stück Speck, gewöhnlich aber eine Art Mücken wirft, welche ſich in den Wäldern Rußlands in großer Anzahl finden, und die man den Winter hindurch trocken erhält. Hiezu kommen noch Zwiebel, Knoblauch, in Salz eingemachte kleine Gurken, und mehrere aromatiſche Kräuter, wie Fenchel und Thymian. Als Getränk genießt der ruſſiſche Bauer, wenn es ihm an Branntwein fehlt, Thee oder auch Kroll *) welches einen ſäuerlichen, gar nicht unangenehmen Geſchmack hat. In den ſüdlichen Gegenden trinkt man den Wein des Landes. Der doniſche Koſak will kein anderes Getränk als ſeinen Wino Maroska, ein Getränk aus dem Saft von Trauben, Johannisbeeren und Himbeeren mit einer gehörigen Menge von Branntwein vermiſcht.

*) Das Wort iſt wohl falſch geſchrieben, denn kein ruſſiſches Lexikon gibt es.

Reiſeſkizzen von den griechiſchen Inſeln.

Seriphos. — Siphnos. — Pholegandros. — Jos. — Amorgos.

(Fortſetzung.)

Auch wenn wir nicht von Seriphos gekommen wären, würde Siphnos uns durch ſeine ſchöne Natur und ſeinen fleißigen Anbau freundlich angeſprochen haben. Ein anſehnlicher Bergrücken, auf deſſen gegen dreitauſend Fuß hoher Spitze das Kloſter des Propheten Elias liegt, durchzieht die Inſel von Südoſt nach Nordweſt; auf der Hochebene zwiſchen dieſem Berge und dem ſteilen öſtlichen Ufer der Inſel, wohl tauſend Fuß über dem Meere, liegen nahe bei einander fünf wohlgebaute reinliche Dörfer, deren Mitte aber Stavri einnimmt. Sie ſind mit Getreidefeldern, Gärten, Weinbergen und ſtattlichen Olivenpflanzungen umgeben, und von einem arbeitſamen und friedlichen Völkchen von vier- bis fünftauſend Seelen bewohnt; wozu noch die ſpäter zu erwähnende Stadt mit etwa tauſend Bewohnern kommt. Trotz dem, im Vergleich mit dem übrigen Griechenland, ſehr ſorgfältigen Anbau kann das Ländchen eine ſo ſtarke Bevölkerung nicht ernähren; daher ſind beſtändig manche Hunderte von Siphniern, größtentheils Männer, aber auch Weiber und Mädchen, in der Fremde zerſtreut. Theils gehen ſie als Dienſtboten nach Athen, Smyrna und Konſtantinopel; und in den beiden letztern Städten ſind die Köche von Siphnos berühmt und geſchätzt, vorzüglich aber treiben die Männer das Töpferhandwerk, zerſtreuen ſich im Frühling über ganz Griechenland und die Küſten von Macedonien, Thracien und Kleinaſien, und fabriciren, wo ſie Beſtellungen, guten Thon und hinreichendes Brennmaterial finden, die für den Haushalt nöthigen Küchengeſchirre, und die großen zweihenkeligen Waſſerkrüge (στάμνους oder σταμνία), in denen man das Waſſer von den Brunnen und Fontänen holt. Wir ſelbſt trafen in Silakka auf Kythnos eine ſolche wandernde Töpfergeſellſchaft, die ſich in einer der dortigen Höhlen etablirt hatte, und Töpfe aller Art für die Kythnier verfertigte. Allein auch die auf der Inſel Zurückbleibenden müſſen durch Induſtrie dem Ertrag ihrer Landwirthſchaft zu Hülfe kommen, um ſich und die Ihrigen ernähren zu können. Auch hier wird vor Allem wieder die Töpferei geübt, die vielleicht deßhalb auf Siphnos ſo einheimiſch iſt, weil ein hier überall auf den Feldern ſich findendes Metall *) das beſte Material zum Verglaſen der Kochtöpfe abgibt. Nicht weniger bedeutend iſt die Induſtrie der Weiber, die in ihrer weißen immer ſauber gehaltenen Kleidung von eigenthümlichem Zuſchnitt, mit einem hohen wulſtartigen Kopfputze auf dem Haupte ſich gar artig ausnehmen, wenn ſie mit Spindel und Rocken in der Hand in kleinen Gruppen unter den Rebenlauben vor ihren Häuſern oder gegen Abend auf den flachen Dächern (δώματα) ſitzen. Sie weben größtentheils aus eingeführter Baumwolle, da die auf der Inſel erzeugte nicht ausreicht, verſchiedene Arten grober vorzüglich Hand- und Tiſchtücher, die in die übrigen Theile des Reiches ausgeführt werden, und wegen ihrer Dauerhaftigkeit ſehr geſucht ſind.

Das angenehme Schauſpiel, in Griechenland wenigſtens einige Anfänge von Gewerbfleiß zu ſehen, wird durch den ſchönen Scenengrund gehoben, auf dem es ſich bewegt. Aus den Dörfern, vorzüglich aus dem am höchſten gelegenen Herampela, überſieht man einen bedeutenden Theil der Inſel, und darüber hinaus das Meer und in einem weiten Halbkreiſe die oſtwärts gelegenen Cykladen, von Gyaros und Tenos bis Pholegandros und Kimolos. Dabei erfreut ſich Siphnos eines vortrefflicher, geſunden Klima's; auch in der größten Hitze, wie eben in den Tagen unſrer Anweſenheit, weht in den Dörfern immer ein friſches kühlendes Lüftchen, und das Waſſer iſt, aus den Brunnen und Quellen im Thonſchiefergeſtein, geſund und friſch. Daher

*) Es iſt ein ſchweres bleiähnliches Metall, mit einem alten Worte noch jetzt λιθάργυρος oder mit einer Vorſchlagſylbe ἀλιθάργυρος genannt. Vergl. Athenäus 10. S. 451. Auch Tournefort erwähnt deſſelben, Th. 1. S. 267. der D. Ued.

ſind Perſonen, welche ein Alter von neunzig Jahren und darüber erreichen, hier nicht ſelten. Mit Einem Worte: wer etwa die heißen Sommermonate in ländlicher Abgeſchiedenheit auf einer der Inſeln des ägäiſchen Meeres zuzubringen geneigt iſt, kann dafür keinen geeigneteren Aufenthalt finden, als Herampel oder Stavri auf Siphnos.

Nachdem wir uns am folgenden Tage von unſern Seriphiſchen Bergwanderungen etwas ausgeruht, gingen wir Nachmittags zu Fuß nach dem Kloſter 'Stin Wrysin (τὸ μοναστήρι 'στὴν βρύσιν), das ſüdlich von Stavri am Wege nach Pharos liegt, und von einem reichen und nie verſiegenden Quell ſeinen Namen hat. Es liegt ſehr maleriſch in einer tiefen Schlucht, umgeben von üppigen Gärten, in denen Oelbäume, Cypreſſen, Palmen, Feigen- und andere Obſtbäume mit dichten Weinlauben in freudigem Wachsthum wetteifern. Auch Orangen und Limonen fehlen nicht. Nur haben die Mönche ſeit einigen Jahren die ſorgſame Pflege dieſer Gärten vernachläſſigt. Die ſo eilige Aufhebung der meiſten andern Klöſter hat auch ſie für ihr ferneres Fortbeſtehen fürchten gemacht, und ſie wollen, ſagen ſie, nicht pflanzen und ſäen, damit der Staat nachher ernte und ſie beerbe.

Am 25 Auguſt machten wir mit dem trefflichen Demarchen von Siphnos, der früher Lehrer des Altgriechiſchen war, dann unter Capodiſtrias eine Zeitlang das Portefeuille des Unterrichts hatte, und jetzt nur den Angelegenheiten ſeines kleinen Völkchens lebt, einen Ritt nach den alten Bergwerken. Unſer Weg (faſt zwei Stunden) führte größtentheils auf dem hohen öſtlichen Uferrande der Inſel hin, dann, auf ſteilen Pfaden, hinunter auf ein flaches Vorgebirge an der Nordoſtſeite, wo eine kleine Capelle des heil. Soſtis liegt. Hier ſind, kaum fünfzig bis hundert Schritt vom Waſſer, die Eingänge der alten Stollen, ſo daß die Erzählung der alten Schriftſteller, der einſt reiche Bergbau der Siphnier ſey, als ſie dem pythiſchen Apollon den ſchuldigen Zehnten verenthielten, auf den gerechten Zorn des Gottes durch eine Meeresfluth zu Grunde gerichtet worden, die größte Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. *) Vor den Oeffnungen der Gruben liegen anſehnliche Haufen von reichem Eiſenerz und wildem Geſtein; wir fanden aber auch hier Spuren von Kupfer, und an den ausgeſchmolzenen Schlacken, wie auf Seriphos, einen grünlichen Anflug. Wahrſcheinlich wurde alſo auf Kupfer gebaut, und mit dieſem Metall zuſammen fand ſich das Gold, deſſen Ergiebigkeit die Alten rühmen. Wir drangen in eine der Stollen etliche hundert Schritte weit ein. Sein Inneres war, wie bei dem auf Seriphos, vollkommen trocken, ich möchte ſagen, reinlich: die Schläge der alten Pickelärte an dem harten Marmorkalk, aus welchem hier das Geſtein beſteht, ſchimmerten noch ſo glänzend weiß, als wären ſie erſt geſtern eingehauen worden. Der Stollen theilt ſich in viele Arme, und ſteigt bald auf, bald ab; wenn irgendwo das Gewölbe ſo breit wird, daß man ſeiner natürlichen Feſtigkeit nicht trauen zu dürfen glaubte, ſo hat man Tragepfeiler (μεσοχωνεις?) ſtehen laſſen. Daß aber nicht eigentlich auf Eiſen gebaut wurde, ſondern daß der Erzgang, den man herausbrach, zwiſchen der Eiſenader und dem Marmorkalk lag, ſieht man deutlich in den Stollen; ſonſt hätte man wohl nicht ſo viel Eiſenerz ſitzen laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Herodot. 3, 57 58. Pauſan. 10, 11, 2. Suidas u. d. W. Σίφνιοι.

Chronik der Reiſen.

Halls Reiſen auf die Hochgipfel des Quitoaniſchen Andenzuges.

(Fortſetzung.)

7) Beſteigung des Chimboraſſo.

Am 14 Dec. 1831 erhoben wir uns zur letzten und ſchwierigſten Hochgebirgsreiſe. In der ſogenannten Chimboraſſo-Maierei, welche die letzte von den in einem engen Hochthale gelegenen Sennhütten, wurde auf einer Höhe von 12,540 Fuß die Nacht zugebracht. Die Entfernung von da bis zum Pik iſt eine über die Paramos aufſteigende Wegſtrecke von nicht weniger als zwölf engliſchen Meilen, obgleich ſie nur etwa drei zu ſeyn ſcheint. Um Mittag langten wir an der Gilliadellaſchlucht an, wo die Schneelinie begann.

Nach zweiſtündigem Steigen, wobei wir in dem durchwegs lockern Schnee oft bis verſanken, mußte das Weiterdringen von dieſer Seite als durchaus unausführbar aufgegeben werden. Die Nacht vom 15 auf den 16 wurde abermals in der den Namen des herrlichen Schneepiks führenden Sennhütte zugebracht, und in der folgenden Tagesfrühe der Weg nach dem „Arenal" oder der Sandwüſte eingeſchlagen, über welche die Heerſtraße nach Guayaquil führt, um die Beſteigung von dieſer Seite zu verſuchen. Die Schneegränze wurde bereits gegen die eilfte Vormittagsſtunde erreicht, und die Schneefläche ſo hart gefroren und ſchlüpferig gefunden, daß mit dem mineralogiſchen Hammer Fußtritte eingehauen werden mußten. In anderer Hinſicht aber war der Aufweg viel leichter, als der zum Cotopaxi, und zwar, weil es nicht, wie dort, die Erklimmung eines Kegels galt, deſſen gleichmäßige Steilheit ſprüchwörtlich geworden iſt, ſondern eines langgeſtreckten, allmählich lehnenartig aufſteigenden Grates, wovon überdieß viele Strecken gänzlich ſchneelos waren. Dieſem letztern Umſtande war auch wohl die merkwürdige Erſcheinung beizumeſſen, daß der Pflanzenwuchs auf dieſem Rieſenpik bis zu einer Höhe hinangeklimmt war, auf welcher wir kein Pflanzenleben mehr anzutreffen wähnten.

Auf beinahe 18,000 Fuß wuchs in Felſenritzen die Draba arctoides, ein ungefähr drei Zoll hohes ſyngeneſiſches Gewächs mit mehr haarigen als wolligen Blättern, ferner ein anderes ſyngeneſiſches Pflänzchen, wahrſcheinlich von derſelben Familie, aber mit kleinerem Blüthenbüſchel, und noch höher oben ein Moos, das wohl die äußerſte Höhengränze des Erdkreiſes, an welcher noch Pflanzenleben beſtehen kann, erreicht haben mag. Proben von allen dieſen Gewächſen ſind an Humboldt und an Hooker nach Glasgow geſendet worden. Um die erſte Nachmittagsſtunde hatten wir eine Höhe von 18,595 Fuß erreicht; *) hier ſchien ein ſteilaufragender Fels allem

*) Bouſſingault gibt die Meereshöhe dieſer Stelle zu 5680 Metres = 17,971 Wiener Fuß an, und die der andern, ungefähr eine Stunde ſpäter erreichten, wo die Beſteigung ihr unüberſchreitbares Ziel fand, zu 6004 M

höhern Hinausdringen ein Ziel zu setzen. Leichte Treibwolken eilten am Berge vorüber; der Thermometer zeigte 40° F., der Saussure'sche Hygrometer 61° 50'. Nach langwierigem Umherspähen gelang es endlich, den Felsen zu umgehen, *) und den Aufweg fortzusetzen. Gegen zwei Uhr stießen wir auf eine ähnliche Felsenwand. **) Der Barometer zeigte da eine Meereshöhe von 18,998 Fuß.

Die Sonne war hervorgekommen, und wir hatten mehr von Hitze als von Kälte auszustehen. Der Schnee, wovon wir, um den peinigenden Fieberdurst zu lindern, zu uns nahmen, gewährte eine sehr angenehme und stärkende Erfrischung. Hätten wir über diesen Steilabsturz hinwegkommen können, so wäre, wie ich nicht zweifele, die Erklimmung der Kuppel noch an diesem Tage unschwierig gewesen. (?) Ja, auch die Umgehung dieses Felsens, wie des ersten, hätte vielleicht bewerkstelligt werden können, (?) wenn irgend in der Nähe übernachtet, und der Versuch am folgenden Tage erneuert wurde. Doch daran war bei der drohenden Gefahr eines plötzlichen Schneesturmes bei nächtlicher Weile, und dem gänzlichen Mangel an den zur Uebernachtung auf einer so ungeheuren Höhe erforderlichen Gegenständen durchaus nicht zu denken.

Keiner von den Ureingebornen oder sogenannten Indianern kann dahin vermocht werden, über die Schneelinie hinauszugehen, d. h. jenseits der Gegend, von wo sie Schnee zum Verkauf im Tieflande zu holen pflegen. Ueberhaupt hegen sie eine abergläubische Scheu vor den Hochgebirgen — die man nach Analogie des Ausdrucks Gespensterfurcht, Gebirgsfurcht nennen könnte ***) — und bei dem geringsten ihnen neuen Anblick auf jenen Höhen überfällt sie eine unüberwindliche Zaghaftigkeit.

Es gereichte uns zum Trosste, daß die Stelle, welche die Gränzmark unserer Chimborassobesteigung war, den großartigsten und wundersamsten Charakter trug. †) An dem ungefähr 60 Fuß hohen, jäh aufstehenden Felsriff hingen zwei zu Eis erstarrte Wasserfälle, die man auf den ersten Blick für riesige Stalaktiten hätte halten mögen, zu welcher Täuschung auch das von oben herabträufelnde Wasser beitrug. Die scharfen Umrisse aber, welche herabstürzende Wassersäulen andeuteten, ferner der zu Eis gewordene Schaum und Gischt, welche unten am Fuß auf dem hartgefrornen Schnee sichtbar waren, zwangen uns jedoch zur Annahme, daß zwei Cascaden durch irgend eine plötzliche Metamorphose in Eissäulen verwandelt worden waren!

Auf der entgegengesetzten Seite der Schlucht — d. h. doch wohl derjenigen, wo die Wanderer sich befanden — hatte sich der Schnee auf phantastische Weise zu gezeltartigen Draperien gestaltet, deren Festons eine bläuliche Färbung hatten. Auch das Felsgestein trug seltsammannichfaltige und wechselnde Farbentöne, welche von Hell-Umber oder Bergbraun, durch verschiedene Tinten von Braun und Roth in Grau, Purpur und Gelb übergingen, Farbenschiller, die, wenn die Sonne schien, der Scene einen Glanz ertheilten, dessen man sich auf so schwindelnder Höhe, wo die Formen und Combinationen der Natur gewöhnlich dürftig und eintönig sind, nicht im geringsten versehen haben würde.

Einer im ganzen Lande herrschenden althergebrachten Meinung zufolge, soll der Chimborasso niemals ein Vulcan gewesen seyn; wir haben jedoch die unzweideutigsten Beweise vom Gegentheile gefunden, welche anzeigen, daß in grauer Zeit seine Halden durch vulcanische Ausbrüche gespalten worden sind. Auf dem Herabwege wurden wir von einem Schlossensturm überfallen, und hatten da Gelegenheit, eine Gefahr noch anderer Art wahrzunehmen, welcher man vorzüglich auf dem Chimborasso ausgesetzt ist. Der Wind reißt nämlich häufig von den Felsen blätterartige Stücke (lamellar fragments) los, und schleudert sie fast mit der Gewalt und Geschwindigkeit von abgefeuerten Geschützkugeln durch die Lüfte. Es sind also nicht Felsgesteinschnuren, sondern Felsgesteinwürfe.

Wir kehrten nach Riobamba, nicht unzufrieden mit dem Ergebniß einer Chimborassoreise, zurück, die seit jener des großen Humboldt nicht wieder ausgeführt worden war. Denn obschon unser gewaltiges Vorhaben, den noch von keinem Tritt eines Sterblichen berührten jungfräulichen Schneedom selber zu betreten, mißlungen war, so boten doch die Gewächse, auf Höhen gepflückt, die weit jenseits der äußersten Pflanzenwuchsgränze zu liegen geschienen hatten — so gewährten ferner die dort eigenhändig gesammelten Gesteinsproben — dann die unauslöschliche Erinnerung an das von uns allein wahrgenommene unbeschreibliche Schauspiel der zu Eis erstarrten Wasserfälle, so wie an andere erhabene Erscheinungen, ein Gefühl der innigsten Freude.

(Schluß folgt.)

Im letzten Jahre wurden aus England ausgeführt: an Gold 187,941 Unzen, zu einem Werth von 751,788 Pfd. Sterl.; an Silber 4,000,106 Unzen, zu einem Werth von 975,070 Pfd. Sterl.

= 18,996 W. Fuß an. Nun klingt es höchst unwahrscheinlich, daß bei den von Boussingault geschilderten Schwierigkeiten, womit die Reisenden auf dem Wege von jener ersten Stelle bis zur zweiten und letzten zu kämpfen hatten, in dem Zeitraum einer Stunde, worin überdies ein bedeutender Theil auf die gefährliche Umgehung oder Umkletterung der ersten Trachytwand verwendet werden mußte, die beträchtliche Höhenstrecke von 1,025 Fuß zurückgelegt werden konnte. Die Höhenangaben Hauß, denen zufolge die Entfernung beider Punkte von einander nur 405 Fuß betrüge, dürften daher wohl die richtigeren seyn. M.

*) Diese höchst schwierige und gefährliche Umgehung wird von Boussingault umständlich geschildert.

**) Boussingault nennt sie ein „Trachyt-Prisma." Seine Beschreibung dieser Stelle, der höchsten, die bis jetzt auf dem Chimborasso erreicht worden, lautet wie folgt: „Wir standen am Fuß eines Trachyt-Prisma's, dessen mit einer Schneekuppel überwölbte obere Basis den Gipfel des Chimborasso bildet. Die Felsenkante, worauf wir uns befanden, war rings von Abgründen umgeben u. s. w.

***) Eine ähnliche Hochgebirgsfurcht hegen, wie der verstorbene englische Reisende Dr. Douglas berichtet, auch die Indianerstämme am Columbia-Flusse. M.

†) Das ist jene „Eishöhle," welche, wie Boussingault berichtet, von Hall gezeichnet worden ist.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 5** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Lyrische Gedichte.** Von Thomas Moore. — Percy Bysshe Shelley. (Fortsetzung.) — **Das neuere französische Drama.** (Schluß.)

Im Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 18.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

18 Januar 1838.

Pompeji.

(Nach einer Schilderung Lord Krisonns.)

Welche Beſchreibungen man auch von Pompeji gegeben hat, wie poetiſch man auch das Unglück jener Stadt ſchilderte, kein Reichthum der Sprache wird je hinreichen, dieſe traurige Oede von Ruinen und Laven, dieſe Leiche einer todten Stadt zu malen, welche die Neugierde der Menſchen nach einem Schlummer ſo vieler Jahrhunderte wieder ans Tageslicht zog. Das erſte, was dem Reiſenden bei dem Anblick Pompeji's auffällt, das iſt die Kleinheit der Häuſer im Vergleich mit unſern neuern Wohnungen. Wenn man aber erwägt, daß die Griechen ſtets die Schönheit in der Eleganz und der Harmonie ſuchten, und größtentheils unter freiem Himmel lebten, die Pracht aber und die großartigen Verhältniſſe für die öffentlichen Denkmäler ſparten, ſo wird man ſich nicht mehr über die Kleinheit der Häuſer verwundern, die ganz den griechiſchen Geiſt und den Ernſt der republicaniſchen Bevölkerungen Großgriechenlands athmeten. Die letzte Wohnung, die man aufgrub, und die eine nähere Betrachtung verdient, iſt die Caſa die Fauna, deren Parquet aus einem der reichſten und glänzendſten Moſaiks beſteht, die man kennt; es ſtellt einen Kampf zwiſchen Perſern und Griechen dar, worin einige ohne ſonderlichen Grund die Schlacht bei Arbela zwiſchen Darius und Alexander ſehen wollten. In dem Atrium, einem großen, mit prächtigen Säulen verzierten Saale, ſehen wir eine Sphinx auf ihrem Sockel von weißem Marmor, die eben aus den Händen des Künſtlers hervorzugehen ſchien, ſo zart, rein und friſch war das Ganze.

Pompeji erinnert, wenn auch in kleinern Verhältniſſen, an Rom, dem es an prachtvollen Denkmälern faſt gleichkommt. Durchläuft man dieſe verödeten Straßen, wo man bei jedem Schritt auf Tempel, Theater, Portiken, Stadien, Paläſtren und Triumphbögen ſtößt; betrachtet man dieſe unermeßliche Waſſerleitung, welche das Waſſer aus den Quellen des Sarno herbeiführten, dieſe grandioſen Cirken, dieſe mit Statuen geſchmückten Plätze, dieſe Altäre, wo das Feuer des Vulcans die Opferer und die Opfer in denſelben Feuermantel einhüllte; bewundert man dieſe eleganten Paläſte der Patricier, mit ihren weißen Säulenhallen und ihren innern Höfen, wo ein Strom von aromatiſch-duftendem Waſſer in ein Baſſin von Porphyr oder pariſchem Marmor fiel, ſieht man dieſe ſtummen Wohnungen, deren Reichthümer der Tod verſchont zu haben ſcheint, dieſe Götterbilder auf ihren Piedeſtalen neben den Büſten der Vorväter, dieſe reichen Fresken, die geſtern erſt fertig geworden zu ſeyn ſchienen, ſo friſch und lebendig ſind ihre Farben; ſtaunt man über dieſe Wunder der Skulptur, dieſe eleganten Möbel, dieſe Dreifüße, dieſe Bettſtellen, die wir durchaus nur copirt haben, betrachtet man alles dieſes, ſo kann man fragen, ob Rom einen ſonderlichen Vorzug hat vor dieſer Stadt, die todt und doch ſo ſchön iſt, daß man ſchwören ſollte, ſie ſchlafe, und erwarte nur die goldenen Strahlen ihres ſchönen Himmels, um zu erwachen.

Wozu aber den Anblick und die Phyſiognomie Pompeji's ſchildern! was weder die Feder noch der Griffel wieder geben können, iſt die tiefe, feierliche, eiſige Grabesſtille mitten unter dieſen Wohnungen, wo Alles zu leben ſcheint, dieſer düſtere rauchende Veſuv, der ſich trotzig über dem Horizont der unglücklichen Stadt erhebt, und ſie noch einmal in ſein Lavagrab ſchleudern zu wollen ſcheint, — und doch bildet dieß den Hauptcharakter von Pompeji.

Unter den neuerdings aufgegrabenen Gebäuden fand man die Trümmer eines Iſistempels, wo ein ſeltſamer, geheimer Dienſt gefeiert wurde, den man unter Todesſtrafe nicht enthüllen durfte. Jetzt durchläuft man ohne Gefahr die geheimſten Stellen des Tempels der furchtbaren Göttin. Man fand daſelbſt die Werkzeuge, vermittelſt deren die mit einigen phyſikaliſchen Kenntniſſen ausgerüſteten Prieſter die unwiſſenden und abergläubiſchen Maſſen jener Zeit beherrſchten. Neben den Statuen der Iſis und des Anubis fand man die des Bacchus, der Venus und des Priap, deren Myſterien mit denen der Iſis im Zuſammenhang zu ſtehen ſcheinen, was einigermaßen den Schleier erklärt, unter welchem man gewöhnlich dieſe Göttin darſtellt. Die große Menge von Skeletten, die man in dieſem Tempel fand, ſcheint anzuzeigen, daß der Aſchenregen die Diener der Göttin mitten in einem großen Feſte überraſchte; bei einem der Skelette fand man ein Käſtchen mit Gold, das der Träger aus dem Unglücksorte retten zu wollen ſchien.

In dieſer Stadt der Todten trägt Alles einen ſeltſamen Anſtrich; bei jedem Schritte ſtößt man auf Kaufbuden, die der Kaufmann kaum vor einer Stunde verlaſſen zu haben ſcheint. Hier ſtellen Oelhändler ihre zierlichen Amphoren aus, dort erkennt man die Boutiken der Weinverkaufer, der Schlächter u. dgl. an den auf der Oberſchwelle angezeichneten Schildern; in einer dieſer letztern Wohnungen fand man noch gläſerne Gefäße mit Pflaumen, Feigen und Trauben. Ein Apotheker hat eine Schlange, die in einen Apfel beißt, zum Schild; weiterhin findet man einen Weinwirth und eine Menge von Thermopolen, welche die Stelle unſerer Kaffeehäuſer vertreten zu haben ſcheinen, und wo man Erfriſchungen aller Art verkaufte. Mehrere dieſer Wohnungen waren mit Skeletten bedeckt, was beweiſt, daß dieſe Häuſer oft ſehr beſucht waren.

Es ſcheint, daß der Kataſtrophe, welche Pompeji begrub, furchtbare Anzeichen vorangingen, die aber von der weichlichen, ſorgloſen Stadt, die in Vergnügungen verſunken und von den Dünſten ihres herrlichen Falerners eingenommen war, nicht beachtet wurden. Sechzehn Jahre vor dem Ausbruch, der unter Nero ſtatt fand, zerſtörten furchtbare Erdſtöße eine Menge Tempel und verſchlangen mehrere Dörfer. Aber Pompeji hatte keine Zeit an den Vulcan zu denken, es horchte, wie Neapel, auf die harmoniſchen Töne von Nero's Flöte, bis endlich der Vulcan deſſen frivole Bewunderer, zwei Städte und eine Menge Dörfer verſchlang.

Reiſeskizzen von den griechiſchen Inſeln.

Seriphos. — Siphnos. — Pholegandros. — Jos. — Amorgos.

(Fortſetzung.)

Von den Gruben zurückgekehrt, beſuchten wir Nachmittags noch die Stadt, welche Kaſtron oder Seraglio genannt wird. Sie liegt, wie ſchon erwähnt, an der Oſtſeite und auf der Stelle der alten Stadt, aber im Vergleich mit den Dörfern in einer ſehr unvortheilhaften Lage, die nur ihrer Feſtigkeit wegen von den Alten zum Wohnſitz gewählt werden konnte. Denn das ſteile Vorgebirge wird auf der Nord- und Oſtſeite vom Meere beſpült, und iſt nur von Weſten her über einen ſchmalen Iſthmus zugänglich. Die alte Stadt nahm indeß den ganzen ſüdlichen Abhang ein, bis an das unten ſich hinziehende Flußbett; das neuere Städtchen beſchränkt ſich auf den Rücken des Berges. Von jenen ſind noch einige Ueberreſte der Mauern erhalten, die aus Quadern von einem grünlichen, ſtark verwitterten Glimmerſchiefer beſtehen. Auch von dem einſt großen Marmorreichthum *) ſieht man noch Spuren, indem viele alte Marmortrümmer in den Häuſern und Kirchen verbaut ſind; aber bei der leidigen Sitte der Inſulaner, ihre Gebäude wenigſtens einmal im Jahre weiß zu übertünchen, ſind die etwa vorhandenen Inſchriften und Sculpturen unter einer dicken Kalkkruſte verborgen. In mehrern Kirchen ſahen wir übel zugerichtete Bruchſtücke draggirter Statuen, und in einem Magazin am Hafen zeigte man uns einen hübſchen Torſo eines nackten Jünglings. Weiter hinauf im Flußbette ſteht ein verſtümmelter, ſchon von Tournefort erwähnter Sarkophag mit Fruchtgehängen; hier hat man kürzlich auch Fragmente einer Statue und Bruchſtücke eines kleinen Gebäudes von doriſcher Ordnung ausgegraben. Mit dieſen helleniſchen Ueberreſten contraſtirt ſeltſam eine Inſchrift in gothiſchen Lettern in der Stadt, am Thorpfeiler des eigentlichen Schloſſes: der Name eines Herrn von Coronia, der im vierzehnten Jahrhundert Beherrſcher von Siphnos war, mit der Jahreszahl 1369.

Wir kehrten aus dem beengten und deßhalb immer mehr verödenden Kaſtron gerne wieder in unſer freundliches Dorf zurück. Der intereſſanteſte Ausflug, den wir an einem der folgenden Tage unternahmen, war nach einer Nymphengrotte, an der Nordweſtſeite der Inſel, dem Hafen von Seriphos gegenüber. Der Weg dahin führt das romantiſch wilde Flußthal hinunter, welches unterhalb Stavri anfängt, und auf der Oſtſeite der oben erwähnten Bergkette parallel mit derſelben fortlaufend, an dem angegebenen Punkte ſich ausmündet. *) Obgleich im hohen Sommer hatte der Fluß, da ſein Bette zum größern Theile aus waſſerhaltigem Schiefergeſtein beſteht, an vielen Stellen Waſſer, und im Winter zur Zeit der Regengüſſe muß er einen artigen Strom bilden. Die gewaltig zerklüfteten hohen Wände ſeines Bettes ſind, wo nur ſich ein urbares Plätzchen findet, mit üppiger Vegetation bekleidet, und unſer Pfad ſchlängelte ſich durch dichtes blühendes Oleandergebüſch. **) Die Höhle ſelbſt endlich, die links am Ausgange des Flußthals am Fuße eines Kalkberges liegt, und jetzt Kamará heißt, iſt ohne ſonderliches Intereſſe, und nur eine Inſchrift am Felſen bezeugt, daß ſie einſt ein Heiligthum der Nymphen war.

Auf dem Rückwege beſuchten wir das aufgehobene Nonnenkloſter zu St. Johann dem Theologen, gewöhnlich aber Mungos (ὁ Μουγγός) genannt, oder, wie die Siphnier es witzelnd deuten, das Kloſter du bon goût. Es war, ſo weit die Nachrichten über daſſelbe zurück reichen, über ganz Griechenland als ein Ort von ſchlechten Sitten verrufen, der Grund davon lag aber darin, daß man aus Konſtantinopel und Smyrna, wenn ein Mädchen von guter Familie einen Fehltritt begangen hatte, ſie hieher zu ſenden pflegte. Jetzt ſtehen die Höfe und Zellen des weitläufigen Gebäudes ſchon ſeit vier Jahren leer; Unkraut und Gras fängt an darin zu wuchern, und bald wird das Kloſter eine Ruine ſeyn.

Mit einem günſtigen Winde verließen wir den Hafen Pharos am 27 Auguſt Abends, um nach Pholegandros zu ſteuern. Aber durch eine lächerliche Unaufmerkſamkeit der Schiffer verloren ſie während der Nacht den Cours, und am folgenden Morgen befanden wir uns unter der Küſte von Antiparos. Glücklicher

*) Herodot a. a. O.

*) Auf der franzöſiſchen Karte von Siphnos, welche die große Karte vom Peloponnes begleitet, aber nur eine flüchtige Aufnahme à coup d'œuil iſt, mündet ſich dieſer Fluß irriger Weiſe auf der Oſtſeite der Inſel.

**) Ῥοδοδάφνη oder πικροδάφνη, auf den Inſeln gewöhnlich φυλλάδα (das iſt φυλλάς) genannt

Weiſe hielt der Wind noch an, die Segel wurden anders gerichtet, und wir landeten am Vormittage auf der Nordſeite von Pholegandros. Mit Mühe klommen wir die ſteile Küſte hinan, während das Schiff nach dem eigentlichen Hafen an dem Oſtende des Eilandes ſegelte. Auch auf dieſer Inſel, „der eiſernen Pholegandros," wie ſie Aratos nennt, fanden wir unſere allerdings beſcheidenen Erwartungen angenehm übertroffen. Die ganze Weſthälfte (die ſogenannte Ἄνω Μεριά) beſteht aus ſtark verwittertem Thon und Glimmerſchiefer, und iſt fruchtbar und wohl angebaut. Sie ſchneidet ſich ſcharf von der breiteren, aus dürren Kalk- und Marmorfelſen beſtehenden Oſthälfte ab, und da auf dieſer die alte Stadt nebſt dem eine Stunde entfernten Hafen lag, flüchtige Beſucher alſo nur die Schattenſeite der Inſel ſahen, ſo mögen hieraus die ſo ungünſtigen Urtheile der Alten entſtanden ſeyn. Auch Tournefort kam nicht über die Kalkfelſen hinaus.

Die heutige Stadt liegt am Fuße des ſpitzigen Piks auf der Nordſeite der Inſel, auf welchem die alte Pholegandros ſtand. Sie zählt gegen anderthalb tauſend Einwohner, die von dem Abſatze ihrer überflüſſigen Producte an Getreide und Schlachtvieh nach der reichen und vieler Einfuhr bedürftigen Thera recht wohl leben. Das fränkiſche Element, das überhaupt auf den Inſeln früher Wurzel gefaßt hat, iſt ſelbſt hier ſchon ſo weit eingedrungen, daß alle vornehmeren Einwohner (Archonten) fränkiſch gekleidet gehen. Wir fanden bei ihnen eine gaſtliche Aufnahme, und an einigen dieſer Herren willige Führer nach den Ruinen der alten Stadt. Indeß nur unbedeutende Mauerreſte ſind hier erhalten; die meiſten Marmortrümmer ſind zum Bau, oder wenigſtens in den Vorhof einer großen Kirche der heil. Jungfrau (κοίμησις τῆς Παναγίας) am ſüdlichen Abhange des Gipfels zuſammengeſchleppt. An die Kirche ſtößt ein langes Nebengebäude, Trapeza genannt, mit einem durch die ganze Länge gehenden gemauerten Tiſche und ſteinernen Bänken auf beiden Seiten, wo ſich am Feſte der Jungfrau (den 15 Auguſt) alle Pholegandrier, jung und alt, verſammeln, und ein gemeinſames fröhliches Mahl einnehmen. So haben ſich ehrwürdige Ueberreſte der alten Sitten an vielen Orten erhalten. Von dem Gipfel des Berges, wo Reſte eines Schloſſes aus dem Mittelalter ſind, hatten wir in günſtiger Abendbeleuchtung wieder einen jener wunderbar ſchönen Ueberblicke über die „leuchtenden Cykladen," die für alle Mühen einer Fahrt durch das ägäiſche Meer belohnen. Siphnos und Melos mit ihren hohen Gipfeln und die ſchroffen, weiß blinkenden Küſten von Polybos und Kimolos zeichneten ſich ſcharf gegen den ſchon gerötheten Abendhimmel ab, während wir auf der andern Seite in dem geheimnißvollen Buſen von Thera die vulcaniſchen Eilande unterſchieden, und im Süden die königliche Kreta, gleich dem Lande der Verheißung, uns ihre mächtigen Berggipfel zeigte, und ſehnend nach der ſchon freien Hellas, der auch ſie anzugehören beſtimmt iſt, hinüberzublicken ſchien!

Von Pholegandros ſchifften wir über Sikinos und Jos nach Amorgos. Aber ſchon auf der lieblichen Jos verließen uns die nördlichen Eteſien, und es traten Windſtillen und eine ſehr drückende Hitze ein. Windſtille nöthigte uns, auf der Nordküſte von Jos, Naxos gegenüber, wieder zu landen, wo auf einem hohen Vorgebirge ein Paläokaſtron oder altes Schloß der Herzoge von Naxos und Herren von Jos liegt. Auf der Weſtſeite dieſes Vorgebirges iſt die reizende Thalſchlucht und Ebene von Hagia Theodote mit einer gleichnamigen Kirche und einem Dörfchen, Weinbergen, Oelbäumen und Platanen, und einer herrlichen, hochgewachſenen Palme, wohin wir zwei Tage zuvor von der Stadt aus einen Ausflug gemacht hatten. Auf der Oſtſeite des Paläokaſtron aber iſt die ähnliche, nur wildere und baumreichere Thalſchlucht von Pſathi (ἡ ψάθη), durchſchnitten von zwei von dem mittlern Rücken der Inſel herunterkommenden Bergbächen, deren breite Betten mit einem Dickicht von Oleandern und Myrtengebüſchen gefüllt ſind. Hier brachten wir die heißen Stunden des Tages im Schatten der Bäume zu, und ſahen uns, da eben Sonntag war, bald von einigen Dutzend armer Bauern und Bäuerinnen umringt, die uns mit herzlicher Gaſtlichkeit Trauben, Feigen und Limonen entgegenbrachten und ſich dann, theils ſchwatzend, theils ſchlummernd, neben uns auf den Boden hinſtreckten. Mit Sonnenuntergang ſchifften wir uns wieder ein, und erreichten den Hafen von Amorgos erſt am 1 September gegen Abend.

(Schluß folgt.)

Neue Colonie in Auſtralien.

(Aus der Revue britannique, November 1837.)

Die Thätigkeit, welche England entfaltet, um überall die Colonien auszuſenden, iſt um ſo bemerkenswerther, als die Regierung an dieſen Anſtalten nur einen ſehr indirecten Antheil nimmt. Vor mehreren Jahren wurde ihr ein Plan zu einer neuen Colonie auf der Südſeite von Auſtralien vorgelegt, erhielt die Zuſtimmung des Parlaments, und im Laufe des Jahres 1836 ging die erſte Expedition ab; ſie kam im Januar 1837 an ihrem Beſtimmungsort an, und die Unternehmer haben vor kurzem einen Auszug aus den Berichten der Coloniſten bekannt gemacht. Obwohl dieſe Correſpondenz, wie natürlich, das Unternehmen unter dem günſtigſten Geſichtspunkte darſtellt, und man darum den Einzelnheiten nicht allzu unbeſchränkten Glauben beimeſſen darf, ſo zeigen ſie doch im Allgemeinen den jetzigen Zuſtand der Colonie. Die Hauptniederlaſſungen finden am Golf St. Vincent unter 35° ſüdlicher Breite und 139° öſtlicher Länge v. G. (121° 20' v. F.) ſtatt. In dem Golf von St. Vincent findet ſich die Bai Holdfaſt, wo die Coloniſten zuerſt landeten, und wo man den Plan zu einer Stadt entwarf, die den Namen Glenelg führen ſoll, nach Lord Glenelg, dem Staatsſecretär für die Colonien; aber Glenelg ſoll nicht der Hauptort der neuen Colonie werden, ſondern Adelaide, wie man die Stadt zu Ehren der Königin, der Gemahlin des Königs Wilhelm IV, nennen wird. Die Stelle, die man dafür ausgewählt hat, liegt 6 Meilen von der Küſte, und 12 Meilen von dem Berge Lofty. Der einzige Grund, weshalb man keinen näher am Meere liegenden Punkt wählte, iſt der Mangel an friſchem Waſſer; die neue Stadt Adelaide ſoll an einem kleinen Fluſſe liegen. Die Coloniſten, deren Briefe vom Februar und Anfang März 1837 ſind, ſchildern das Klima als äußerſt warm in dieſer Jahreszeit, aber trocken und geſund. Der Boden beſteht aus

einem schwarzen, ausnehmend fruchtbaren Erdreich, das am Meere völlig eben, aber weiter ins Land hinein undulirend ist. In der unmittelbaren Umgebung von Adelaide gibt es nicht viele Bäume, so daß das Land sogleich angebaut werden konnte, ohne die Unbequemlichkeiten, welche in der Regel das Umbrechen neuer Länder begleiten. Doch scheint es, daß die Colonisten fürs Erste mehr mit der Viehzucht, als mit dem Ackerbau sich abgeben wollen; bei ihrer Ankunft hatten sie 17 Ochsen, 4 Milchkühe, 2 Stiere, 9 trächtige Kühe, 5 Kälber, 8 Stuten, wovon 5 trächtig, 2 Maulthiere und 1600 Schafe, worunter viele Böcke; Ende Februar kamen noch 50 Ochsen vom Cap an. Kein Raubthier findet sich im Lande, mit Ausnahme einer Art von wildem Hund, der unter dem Geflügel große Verheerungen anrichtet. Sie hatten Fische im Ueberfluß, so wie auch wilde Vögel verschiedener Art, als schwarze und weiße Katakuas, wilde Tauben, Papagayen und Wachteln. Die Zahl der zu Glenelg angekommenen Colonisten beträgt 1500; sie sind mit Mehl, Schweinefleisch und sonstigen Vorräthen für wenigstens zwei Jahre versehen. Trotz der unvermeidlichen Entbehrungen, die jede neue Ansiedlung zu befahren hat, erfuhren die Colonisten doch keine ernstlichen Krankheiten: in den ersten Augenblicken wurden sie von einem Augenübel befallen, das jedoch fast plötzlich wieder aufhörte. Die Briefe drücken sich sehr günstig über die Eingebornen aus, mit denen die Colonisten im besten Einverständnisse leben: sie sollen weit minder roh seyn, als man sie geschildert, und keine so große Furcht und Mißtrauen vor den Weißen zeigen, wie man erwartet hatte.

Chronik der Reisen.

Halls Reisen auf die Hochgipfel des Quitoanischen Andenzuges.

(Schluß.)

8) Reise nach Payta, an der peruanischen Küste, im Spätjahr 1832.

Hall erzählt im Eingange die politische Veranlassung einer Reise von Quito nach Payta, wozu er durch einen Verbannungsbefehl des damaligen Machthabers in Ecuador, General Flores, gezwungen worden war. Diesen Mann bezeichnet er unumwunden als den eigentlichen Meuchelmörder des berühmten Sucre, und schildert ihn mit den schwärzesten Farben. Die in dieser Erzählung verflochtenen Bemerkungen über den Zustand der Dinge in jenem Theile des mittägigen Amerika um die Jahre 1832 — 1833 sind ein beachtenswerther Beitrag zur künftigen Geschichte desselben.

Aus dem Reiseberichte wollen wir die erheblichsten Angaben mittheilen: Längs des linken Ufers des Guayaquilflusses zieht sich ein Irrgewinde von kleinen Buchten und Baien hin, welches einem Netzwerke gleicht. Sie sind gegen 50 englische Meilen weit, von dichten Mangelbaumwäldern umsäumt, durch welche fast kein Pfad führt. Zurumilla, ein auf der Gränze zwischen Ecuador und Peru gelegener Weiler, ist der äußerste Punkt, bis wohin sich jener von den Ureingebornen entlehnte eigenthümliche Baustyl erstreckt, welcher von Panama an das ganze Küstenland beherrscht. Die dürftige Flora besteht hauptsächlich aus Mimosen, dann einer Cactusart (C. hexangularis), welche eine Höhe von 20 Fuß erreicht, und mit 6 Zoll langen Dornen bewehrt ist. Die Hauptzierde dieser Flora aber bildet ein strauchartiges Gewächs, dem die Fülle und Färbung seiner großen Deckblätter ein ungemein prachtvolles Aussehen verleihen. Es war dem Verfasser nirgends im ganzen Lande als dort vorgekommen.

Auf jenem Punkte beginnt der auffallende Unterschied bemerklich zu werden, der zwischen dem columbischen und peruanischen Küstenlande obwaltet. Vom 9° N. B. bis 5° S. B. findet man entweder, wie zu Panama und Guayaquil, eine sechsmonatliche Regenzeit, oder wenigstens, wie an den Küsten von Choco und Barbacoas, ein so entschiedenes Vorherrschen feuchter Witterung, daß ein zweimonatlicher Sommer als eine ungewöhnliche Erscheinung angesehen wird. Von dem in der vorspanischen Geschichte von Peru bedeutsamen Ort Tumbez an wird der Regen immer sparsamer und ungewisser, bis er in den Wüstenein, die sich von Payta bis Lima hin erstrecken, gänzlich verschwindet.

Die Mündung des Guayaquilflusses scheidet zwei Landstriche, die so verschieden von einander sind, wie das steinige Arabien und Italien. Die Ursache dieser Verschiedenheit, die in geringerem Maße auch in mehreren Gegenden des atlantischen Litterales bemerklich ist, muß in den Streichungsverhältnissen der Andenketten gesucht werden, denn wo diese Züge eine Strecke weit von der Küste landeinwärts zurücktreten, die über einen Grad beträgt, ist der jenseits dieser Gränze gelegene Landstrich einer fast unablässigen Dürre ausgesetzt. Die ganze peruanische Küstenlinie befindet sich in diesem Falle. Die Bevölkerung des Bezirks von Tumbez besteht beinahe ganz aus Sambos, oder Mischlingen afrikanischen und südamerikanisch-indianischen Blutes, „und ist, gleich dem größten Theile der peruanischen Küstenbevölkerung, der häßlichste Menschenschlag, der mir noch irgend vorgekommen."

Zur Flora der Umgegend von Tumbez gehört eine zierliche Baumart, die in Wuchs und im Aussehen ihres hangenden Laubes einer Trauerweide ähnelt, aber mit einer reichen Fülle gelber Blüthen prangt. Ich habe an Stromufern ganze Haine davon angetroffen. Den auffallendsten pflanzenphysiognomischen Zug dieses Landstrichs jedoch bildete ein kürbisartiges Schlinggewächs, welches in der Nähe des Flusses fast alle Pflanzen umspann.

Von dem bekannten Yncagebäude bei Tumbez sind nur noch die Grundvesten wahrzunehmen. Ueber Styl und Zweck dieses Denkmals würde eine sorgfältigere Untersuchung, als sie ihm — wie so manchen anderen altperuanischen Baureste — bisher zu Theil geworden, wohl einige Aufklärung gewähren. Bis jetzt jedoch beschränkten sich die den Tempeltrümmern von Tumbez zugewandten einheimischen Forschungen auf das Stöbern nach den vermeintlichen darin vergrabenen Schätzen. Ueberhaupt dürfte eine archäologische Untersuchung der ganzen Gegend ringsumher nicht unerhebliche Ausbeute liefern.

Am Fuße der Anhöhen sind die Ueberbleibsel eines Canals, das heißt doch wohl einer Wasserleitung, welche zur Bewässerung des damals fruchtbaren Landstriches, der jetzt zur dürren Wüstenei geworden ist, einen Strom 15 Leguas weit herführte. Der Zustand der Landescultur und Bevölkerung im ganzen peruanischen Littorale läßt sich ganz bündig mit folgenden Worten bezeichnen: Alle 15 bis 20 Leguas findet man einen Fluß, der von den Anden herabkommt, und das Gelände mehr oder minder rechtwinkelig durchschneidet. Auf jeder Uferseite desselben breitet sich eine Strecke angebauten Alluvialbodens aus. Da ist nun die ganze Bevölkerung, theils in Ortschaften, theils in einzelnen Gehöften, zusammengedrängt. Die zwischen diesen Oasen (wie man sie nennen könnte) gelegenen Striche sind eine wasserleere Wüste. Zur Zeit der Yncas aber waren sie sämmtlich durch Wasserleitungen und Canäle bewässert, und lachende Fruchtgefilde!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 19.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

19 Januar 1838.

Skizzen aus Mexico.

(Aus den Mittheilungen Mühlenpfordts.)

Allgemeine Anſicht der Stadt.

Mejico, 1521 durch die Spanier auf derſelben Stelle gegründet, auf der einſt Tenochtitlan ſich aus den Fluthen des Sees von Tezcuco hob, bedeckt einen Quadratflächenraum von etwa 10,500 ſpaniſchen Fußen Seitenlänge und hat gegen 165,000 Einwohner, mit Einſchluß der Fremden, deren Zahl man auf 4 bis 5000 angibt, und des Militärs. Die Stadt iſt ſo orientirt, daß die einander faſt überall in rechten Winkeln durchſchneidenden Straßen faſt genau von Süd nach Nord und von Oſt nach Weſt laufen. Nur in den Vorſtädten trifft man hie und da anders laufende, nirgend aber eigentlich krumme Straßen an. Die Hauptſtraßen, ja alle Straßen der eigentlichen Stadt ſind ſehr breit, wohl meiſt breiter als die Hauptſtraßen großer Städte Europa's, dabei ſind ſie ſchnurgerade. Das Straßenpflaſter iſt eher ſchlecht als gut, und keineswegs ſo vorzüglich als in kleinern Städten Neu-Spaniens, z. B. in Puebla oder ſelbſt in Oajaca. Beſonders ſchlecht ſind die Trottoirs. Sie ſind ſehr ſchmal, und meiſt nur mit kleinen Steinplatten höchſt uneben belegt. In der Mitte der meiſten Straßen gibt es unterirdiſche, in andern offene Canäle, welche das Regenwaſſer ꝛc. abführen ſollen, die indeß, da ſie der natürlichen Lage Mejico's, an den Ufern des Sees von Tezcuco wegen (deſſen Bette und mit ihm ſein Waſſerſtand ſich jährlich erhöht *), nur wenig Fall haben, ſich jeden Augenblick verſtopfen. Dieſe Canäle ſind nur mit dicken eben nicht allzu dicht neben einander liegenden Steinplatten bedeckt. Bei Regenwetter treten ſie aus, und die Straßen werden überſchwemmt, während bei trockenem und warmem Wetter der in ihnen angehäufte Schlamm ꝛc. mephitiſche Gerüche aushaucht, welche die gewöhnlich jeden Nachmittag eintretenden Winde ſelten ganz zu vertreiben vermögen. Schmutziger noch ſind diejenigen Straßen, in denen nicht bedeckte Canäle, ſondern offene Rinnen die Mitte derſelben durchziehen. In ihnen herrſcht, wenn das Wetter nicht für lange Zeit ſehr trocken war, ein beſtändiger Moraſt, der oft bis zur Höhe eines Schuhes das Pflaſter bedeckt.

Die Straßen ſind dagegen, wie ſchon geſagt, ſchnurgerade und von 6000 bis 9000 Fuß lang. Da ſie zugleich ganz eben ſind, ſo überfliegt das Auge ihre ganze Länge mit einem Blicke, und ruht aus auf den düſtern, das Thal von Mejico umgebenden Gebirgen, welche, der Klarheit der Atmoſphäre wegen, ſo nahe erſcheinen, als erhöben ſie ſich unmittelbar am Ende der Straßen. Zu den bedeutendſten unter dieſen gehört die Calle de los Plateros, wo faſt lauter Juweliere und Goldſchmiede wohnen, in deren Läden man ungeheure Reichthümer ſehen kann. Die Calle del Aguila iſt durch ihre Breite ausgezeichnet, und trägt ihren Namen von einem alten aztekiſchen Steinbilde, einen Adler darſtellend, an einer der Ecken dieſer Straße ſtehend. Die Calle de Tacuba, eine der längſten der Stadt, iſt die alte Straße von Tlalcopan, durch die einſt Cortez jenen merkwürdigen Rückzug antrat, in der Nacht des 1 Julius 1520, welche die Spanier „noche triste“, traurige Nacht, nannten.

Reiſende, ſelbſt v. Humboldt, haben gewöhnlich behauptet, daß die Privathäuſer der eigentlichen Stadt in einem guten Styl erbaut ſeyen. Es iſt wahr, die meiſten dieſer Häuſer, aus blaſigem Mandelſtein (Tetzontli) oder einem Feldſpath-Porphyr ohne Quarz aufgeführt, haben ein Anſehen von Solidität und Dauerhaftigkeit, welches man ſelten bei Privatgebäuden anderer Städte antrifft; allein der Bauſtyl derſelben iſt im Allgemeinen weder rein noch geſchmackvoll. Nur bei wenigen iſt die Ordnung rein oder vollſtändig. Zwar ſind die Fronten keineswegs mit Zierrathen überladen, aber die wenigen, welche ſich finden, ſind geſchmacklos erfunden und noch geſchmackloſer angebracht. Ein kühnes Geſimſe ſieht man nirgend, ja ſelten einmal das volle Gebälk irgend einer Ordnung, ſelbſt wenn es von den correſpondirenden Säulen getragen wird. Gemeinhin umlaufen nur wunderlich zuſammen gewürfelte Kranzgeſimſe die Gebäude, über denen dann eine einfache, meiſt ſchlichte, zuweilen auch durchbrochene Attika als Bruſtlehne das platte Dach umgibt. Sehr wenige oder gar keine Gebäude ſtehen auf erhöhten

*) Der Unterſchied zwiſchen dem Niveau der Stadt und dem des Sees von Tezcuco beträgt jetzt kaum noch ½ Vara = 18 Zoll ſpan. Maaß.

Fundamenten oder haben vorſpringende Plinthen. Die Thürſchwelle iſt meiſt im Niveau mit der Straße, ſelten um wenige Zolle über dieſes erhöht. Oft liegt die untere Flur der Häuſer tiefer als die Straße. Die Gebäude ſind faſt durchgängig drei Stockwerke hoch. Balcons aus Schmiedeiſen, hübſch, oft kunſtreich gearbeitet, und mit bronzenen oder meſſingenen, oft vergoldeten Knäufen, Roſetten u. dgl. verziert, ſieht man faſt vor jedem Fenſter in den Etagen. Die meiſten Fronten ſind geſchmacklos mit grellen Farben, roth, blau, grün, orange ꝛc. angeſtrichen, einzelne auch muſivartig mit verglaſeten Fliefen belegt. Auch Heiligenbilder in Niſchen und Schreinen ſieht man häufig an den Fronten der Häuſer angebracht. Vor manchen derſelben brennen beſtändig Lampen oder Wachskerzen. Das milde Klima und die trockene Luft erhält die Farben auf den Wänden der Häuſer lange in ihrer urſprünglichen Friſche.

Im Erdgeſchoß gibt es ſelten Fenſter. In ihm befinden ſich gewöhnlich Buden und Kaufläden aller Art, deren beſtändig offen ſtehende Thüren (die Flügel öffnen nach innen) ihnen Licht zuführen. Zuweilen ſind dieſe Läden reich und geſchmackvoll aufgeputzt. Große Schilder über und neben den Thüren tragen den Namen des Beſitzers, die Namen der Hauptartikel jedes Ladens, und zuweilen auch noch einen Spruch oder ein Emblem zur Empfehlung der Güte und Wohlfeilheit dieſer Artikel.

Beſſer als das Aeußere der Häuſer iſt gemeinhin ihr Inneres. Große Thore führen zunächſt in einen viereckigen Hof, der oft größer, oft kleiner, und häufig mit Blumentöpfen und Bäumen beſetzt iſt. Um jede Etage läuft eine oben bedeckte Galerie oder Säulengang mit einer Bruſtwehr, die gemeinlich auch mit blühenden Gewächſen in mehr oder minder geſchmackvollen, oft porzellanenen und mit Reliefs verzierten Vaſen beſetzt iſt. In dieſe Galerien öffnen die Thüren zu den Hauptzimmern oder Sälen, aus denen man dann zu den Nebenzimmern gelangt. Die Zimmer ſind meiſt alle geräumig und 15 bis 20 Fuß in den Wänden hoch. Sie haben ſtets nur wenige Fenſter, und die meiſten von dieſen ſind zugleich Balconthüren. Die Zimmer pflegen mit hellen Farben al Fresco gemalt, und bei wohlhabenden Leuten die Wände mit guten Gemälden und Kupferſtichen in prächtigen, vergoldeten Rahmen verziert zu ſeyn. Sonſt ſah man faſt ausſchließlich Heiligenbilder in den Häuſern; jetzt trifft man häufig auch profan-hiſtoriſche und mythologiſche Scenen an. Seltener ſind Landſchaften. Die franzöſiſchen colorirten Kupferſtiche und Steindrücke finden großen Beifall. Das Meublement iſt gemeinhin glänzend lackirt und vergoldet. Reiche Leute haben auch Meubles von Acajou*) und andern koſtbaren inländiſchen Hölzern. Gemeinlich ſind dieſe Meubles plump und ſchlecht gearbeitet, ſelbſt wenn ſie von europäiſchen Handwerkern in Mexico angefertigt werden. Die beſten ſind immer noch die, welche aus Nordamerika und Frankreich eingeführt worden. Selten fehlt in einem Zimmer die Statue eines oder mehrerer Heiligen aus Holz oder Wachs in einem Glaskaſten auf den Eckiſchen. Daneben pflegen große franzöſiſche Blumenbouquets in Porzellanvaſen und unter Glasglocken aufgeſtellt zu ſeyn. Sopha's, Commoden ꝛc. kennt man nur wenig. Reihen von Stühlen oder langen Bänken mit Sitzen von Holz oder Rohrgeflecht, ſtehen gewöhnlich dicht gedrängt die Wände entlang; jede Ecke hat ihr halbrundes oder viereckiges Tiſchchen (rinconera), auf welchem die oben genannten Heiligenbilder und Blumenvaſen prangen, und ein etwas größerer Tiſch, auf dem etwa eine Pendule ſteht, nimmt die Mitte der Hauptwand ein. Dieß iſt das ganze Meublement. Kleidungsſtücke ꝛc. bewahrt man in Koffern in den Schlafzimmern, wo man auch zuweilen eine Commode antrifft.

Einen zweiten innern Hof, mit dem erſtern mittelſt großen Durchgangs verbunden, umgeben im Erdgeſchoſſe gemeinhin die Ställe, Remiſen, Waſchhaus ꝛc., in den Etagen die Küchen, Bedientenzimmer, Vorrathskammern u. dgl.

(Fortſetzung folgt)

*) Mahagonn

Reiſeſkizzen von den griechiſchen Inſeln.

Seriphos. — Siphnos. — Pholegandros. — Jos. — Amorgos.

(Schluß.)

Dieſer geräumige und gute Hafen, der la Katapola genannt wird, weil er κατὰ τὴν πόλιν iſt, öffnet ſich gegen Schinuſſa und die andern wüſten Inſeln auf der Südſeite von Naxos, und liegt ſelbſt auf der Stelle der alten Stadt Minoa, deren Trümmer ihn umgeben. In einer Reihe alter gewölbter Kammern, die noch ziemlich wohl erhalten ſind, hat man ſogar das Lazareth eingerichtet. Wegen der guten Lage des Hafens erſahen ſich ihn die Bewohner der Inſel Kaſos, die an Schiffen reich und vortreffliche Seeleute ſind, als die Conferenz in London ſie von dem freien Griechenland ausſchloß, zu ihrem künftigen Aufenthaltsorte. Sie ſuchten und erhielten von der griechiſchen Regierung die Erlaubniß, ſich hier anzuſiedeln, und die Amorginer waren willig ſie aufzunehmen. Aber ehe alle Schwierigkeiten geebnet waren, hatte ſich der erſte Eifer der Kaſſer gekühlt; es iſt ein ſchwerer Entſchluß, Vaterland, Häuſer, Aecker und Weinberge aufzugeben, um ſich an einem fremden Geſtade eine Hütte zu bauen. Nur ſechzig Familien mit einigen größern und kleinern Schiffen kamen, und wohnen jetzt in Minoa. Aber eben in dieſen Monaten, ſeitdem der Sultan eine Aushebung von Chriſtenkindern in ſeinen Staaten ausgeſchrieben, war der alte Vorſatz der Kaſſer wieder erwacht; Beauftragte von ihnen hatten auf Amorgos Erkundigungen eingezogen, und es geſchah viel Redens, daß ſie doch endlich kommen würden.

Noch eine andere, freilich nur wandernde Colonie von einer türkiſch gebliebenen Inſel, die auch gern mit Griechenland vereinigt wäre, treffen wir in Katapola an. Es waren dieß vier Taucherbarken von Kalymnos, mit einer Beſatzung von etlichen und dreißig Männern und Knaben, die ſo eben ihre Quarantäne beendigt hatten. Kalymnos beſitzt nach ihrer Angabe nicht weniger als 160 ſolcher Fahrzeuge, die ſich im Sommer über das ganze ägäiſche Meer zerſtreuen, um Schwämme zu fiſchen.

Ihr ganzer Taucherapparat beſteht in einem flachen weißen Steine, der an ſolchen Stellen der felſigen Küſte, wo ſie Schwämme vermuthen, bis zu einer Tiefe von 20 bis 25 Klaftern auf den Meeresboden niedergelaſſen wird, um dem Taucher als Augenmerk zu dienen. Der Mann ſelbſt ſtellt ſich auf den Rand der Barke, und nachdem er lange und tief eingeathmet, ſtürzt er ſich ſenkrecht hinunter. Die gefundenen Schwämme ſteckt er in ein umgehängtes Netz oder nimmt ſie unter den linken Arm. Die beſten Taucher bleiben, nach ihrer Angabe, bis zu zehn Minuten unter dem Waſſer. Wenn ſie es nicht länger aushalten können, faßen ſie den Strick, an welchem der Stein hängt, und werden ſchnell emporgezogen. Sogleich ſtürzt ſich der Nächſte in der Reihe wieder hinunter. Ein geübter Fiſcher taucht auf dieſe Weiſe in der angegebenen größten Tiefe zwanzig bis dreißigmal des Tages, in geringerer Tiefe noch öfter, kann aber auch wenn er glücklich iſt, mehr als einen Thaler verdienen. Die gewonnenen Schwämme werden am Ufer mit feinem Seeſand eingerieben und an der Sonne getrocknet, dann aber ausgeſtampft und ausgeklopft, wodurch ſie von allem Unreinen befreit und weich und elaſtiſch werden. Am Ende der Fiſcherzeit verkaufen ſie ihren Fang in Nauplia, Athen, Hermupolis oder Smyrna. Von dieſem mühſeligen Geſchäfte, das nur im Sommer betrieben werden kann, lebt eine Bevölkerung von mehr als 6000 Seelen; und jetzt fangen auch die benachbarten Inſeln, wie Leros und Patmos an, die Schwammfiſcherei auszuüben. Ich fragte die Kalymnier, ob ſie nichts von Haifiſchen zu befürchten hätten; aber ſie erinnern ſich auf ihrer Inſel nur zweier Fälle von Verwundung eines Tauchers durch den Fiſchhund (γαλεόσκυλος oder σκύλος), der in dieſem Theile des mittelländiſche Meeres nicht häufig zu ſeyn ſcheint.

Da wir bei der großen Hitze und dem rauhen Anblick der hohen Berge von Amorgos uns ſcheueten, den beſchwerlichen Weg nach Aegiala, an der Nordweſtſeite der Inſel, zu Lande zu machen, ſo ruderten wir am folgenden Morgen in einer Barke längs der Küſte dahin. In dem Canal, der die Klippeninſel Nikuria (ἡ Νικουριά) von Amorgos trennt, fanden wir ganz ruhiges Waſſer, auf einer Tiefe von fünf bis ſieben Klaftern. Unſer Bootsführer, der unſern Wunſch gehört hatte, die Kalymnier tauchen zu ſehen, fühlte ſich geſtachelt, hier eine Probe ſeiner eigenen Geſchicklichkeit abzulegen. Er entkleidete ſeine rüſtigen Glieder, und wo er auf dem Boden eine große Pinna*) wahrnahm, ſprang er ins Waſſer, und brachte ſie mit ſicherem Griffe jedesmal in der linken Hand, das ſpitzige Ende nach oben gerichtet, herauf. Dieß wiederholte er ohne Beſchwerde neunmal, bis wir des ſeltſamen Schauſpiels genug hatten.

Aegiale (jetzt ἡ Νικιά) lag in einer tiefen Hafenbucht am Rande einer kleinen fruchtbaren Ebene zwiſchen hohen Bergen. Die Ruinen ſind aber nur unbedeutend. Der Ort iſt jetzt unbewohnt und die Dörfer von Aegiale (τῆς Νικιᾶς τὰ χωρία) ſind weiter landeinwärts an den Bergen erbaut. Uns blieb keine Zeit ſie zu beſuchen, und obgleich wir unſere Rückkehr beſchleunigten, hatten wir in der lauen Sommernacht noch einige Stunden zu rudern, ehe wir Minoa wieder erreichten. Das unvergleichlich ſchöne Leuchten des Meeres, das bei jedem Ruderſchlag in tauſend zitternden Sternchen funkelte, gewährte uns eine anziehende Unterhaltung. Dann kamen wieder Minuten lange Strecken, wo faſt gar kein Leuchten ſtattfand, der beſte Beweis, daß es nicht eine Eigenſchaft des Waſſers iſt, ſondern von kleinen, ungleich in demſelben verbreiteten Thierchen herrührt.

Von der Stadt Amorgos aus, die auf der Mitte des Rückens der Inſel liegt, beſuchten wir noch das auf den Inſeln weit und breit berühmte Kloſter der Panagia, mit dem Beinamen Χωζοβιωτίσσα,*) eine Stiftung des Kaiſers Alexios Komnenos. Es iſt gleich Megaſpiläon im Peloponnes in einer Höhle an der furchtbar ſteilen Oſtſeite des Berges des Propheten Elias angelegt; aber es iſt ſo eng und der Aufenthalt darin ſo unbequem, daß die ziemlich zahlreichen Mönche zum größern Theil in ihren Vorwerken und Maierhöfen auf Amorgos ſelbſt und auf andern Inſeln zerſtreut leben. Auch hier fehlen Novizen, und wie ſehr auch das Volk über die Aufhebung der Klöſter murrt, ſo iſt doch die Neigung zum Mönchsleben im freien Griechenland faſt erloſchen, und das Geſchlecht der bärtigen Väter droht binnen einem Menſchenalter auszuſterben. Der Reiſende kann dieß nur beklagen, denn er iſt in den Klöſtern gegen billige Vergütung einer gaſtlichen Aufnahme immer gewiß.

*) Eine auch im Alterthum beliebte eßbare Muſchel, die mitunter auch Perlen enthält. Athenäus 8. S. 88 und 93.

*) Angeblich von einem Orte Chozabos in Syrien.

Das Verhältniß der engliſchen Herrſchaft in Indien zu den Subſidiärſtaaten.*)

Das Land des Nizam von Heiderabad.

Zahllos ſind die Uebel, welche die herzloſe von Lord Bentinck angenommene Politik in Bezug auf die unabhängigen Staaten Indiens über viele Millionen Menſchen brachte, nämlich das Syſtem der Nichtintervention, welches alle Einmiſchung in die büreaucratiſche Verwaltung halbbarbariſcher Regierungen verbietet, ſie aber in ihrer furchtbaren Tyrannei gegen ihre unglücklichen Unterthanen durch engliſche Truppen unterſtützt. Gegen mehrere Staaten Indiens wurde dieſe Politik befolgt; ich wähle aber als Beiſpiel nur das Land des Nizam aus, theils weil die Ergebniſſe dieſes Syſtems hier ſich auffallender in ihrer ganzen Scheußlichkeit zeigen, theils weil ich mit den nähern Umſtänden genauer bekannt bin, da ich viele Jahre lang in dem Lande wohnte, und das furchtbare Elend mit Augen ſah, das auf die Entfernung der europäiſchen Steuereinnehmer folgte.**)

Es muß hier zum Voraus bemerkt werden, daß das Gebiet des Nizam in der Mitte der indiſchen Halbinſel liegt, auf drei Seiten von dem Lande der Compagnie, und im Norden und Nordoſten von den Mahrattaſtaaten, dem des Scindiah und dem des Radſchah von

*) Aus einem Privatſchreiben im Decemberheft (1837) des New Asiatic Journal, wo der Artikel „das Nichtinterventionsſyſtem" überſchrieben iſt.

**) Die entſetzlichen Erpreſſungen des Nizams und ſeiner Miniſter hatten früher Unruhen hervorgerufen, ſo daß der Generalgouverneur ſich genöthigt ſah, die Einkünfte des Landes einige Zeit lang durch europäiſche Beamte verwalten zu laſſen.

Nagpur, umgeben ist. Die Bevölkerung wurde auf zwei Millionen geschätzt; es ist aber, so viel ich glaube, kürzlich keine Volkszählung vorgenommen worden, und diese Zahl hat sich durch die vereinten Wirkungen einer schlechten Regierung und des Hungers sehr vermindert. Die Einkünfte betrugen in glücklicheren Tagen 2 Crore Rupien (24 Mill. Gulden), aber auch diese müssen sich aus später zu erwähnenden Gründen bedeutend vermindert haben. Das Land umfaßt einige sehr schöne Striche, und gegen Norden ist das Thal von Berar besonders fruchtbar; drei große Ströme, der Tapti, der Godavery und der Kistnah, welche zahlreiche Zuflüsse, zum Theil von bedeutender Größe, aufnehmen, durchziehen es. Der Reichthum des Landes liegt in seinem Ackerbau; Berar erzeugt Baumwolle in großer Menge, und bei einigermaßen guter Leitung könnte dieß ein werthvoller Ausfuhrartikel werden. Die Manufacturen sind von geringer Bedeutung, genügen jedoch für die einfachen Bedürfnisse der Landesbewohner; fast in jedem Dorfe wird gewoben, und einige Städte zeichnen sich durch die Fabrication von Kleidungsstücken und Zierrathen aus; im Ganzen aber steht die Manufacturthätigkeit auf sehr niederer Stufe. Die bedeutendste Stadt ist Heiderabad. Aurengabad, einst die Hauptstadt des Mogolreichs, ist eine Ruine: Eulen und Fledermäuse haben ungestörten Besitz von dem verfallenen Palaste Aureng Sibs genommen. Umraotti war einst eine wichtige und reiche Stadt, denn der Haupthandel zwischen den westlichen Häfen und Centralindien ging durch ihre Hände, und sie wurde dadurch zu einer Art von Entrepot für fremde und einheimische Waaren; aber neue Straßen wurden eröffnet, und der Platz ist zur Unbedeutenheit herabgesunken, wie überhaupt die Städte und Dörfer im ganzen Lande verfallen, und ein trauriges Bild ehemaliger Wohlfahrt und jetziger Armuth darbieten. Das Klima ist gut, das Land ist fruchtbar und wohl bewässert, und wenn es nur eine erträgliche Regierung hätte, könnten die Einwohner ein glückliches und wohlhabendes Volk seyn. Dieß sind sie aber nicht, und die Verantwortlichkeit für das wachsende Elend fällt auf die englische Regierung in Indien.

Durch eine im Jahre 1798 geschlossene Uebereinkunft, die man einen erweiterten Subsidienvertrag zwischen der englischen Regierung einer- und Sr. Hoheit dem Nizam andererseits nannte, wurde bestimmt, daß ein starkes Corps Compagnietruppen — ich glaube 6000 Mann — in dem Gebiete des Nizam aufgestellt und von ihm bezahlt werden solle. *) Diese Truppen sollen, nach den Worten des Vertrags, stets bereit seyn, wichtige Dienstleistungen aufzuführen, „als die Beschützung Sr. Hoheit, seiner Erben u. s. w., die Einschüchterung und Bestrafung von Rebellen u. s. w." Außer dieser völlig englischen Truppenmacht wurde eine reguläre Armee organisirt, deren Officiere Engländer waren, und von dem Generalgouverneur oder seinem Stellvertreter, dem Residenten zu Heiderabad, ernannt wurden; diese Armee trat an die Stelle eines disciplinirten Truppencorps, welches vorher von französischen Officieren befehligt worden war, und, als den englischen Interessen feindlich, aufgelöst wurde. Diese beiden Truppencorps stehen also unter der Leitung der Regierung von Calcutta, und sie sind die einzigen brauchbaren Truppen des Nizam. Zwar findet sich noch ein zahlreiches Gesindel, das in der Kleidung einige Aehnlichkeit mit den regulären Sipahis hat, denn sie tragen rothe Röcke, Kreuzkuppeln, den Ausschuß der englischen Montirungsvorräthe; aber ihren Musketen fehlt es an Schlössern und Bajonetten, und wenn sie auch diese ordentlichen Stücke hätten, so fehlt es ihnen an Munition; kurz zum wirklichen Kriege ist dieses Corps durchaus unnütz. Außerdem gibt es bedeutende Massen fremder Söldner, Araber, Afghanen, Patans, Belutschen und Rohillas, ein Mischmasch von Nationen an der nordwestlichen Gränze Indiens, und alle diese finden Beschäftigung in den Gefolgen der einheimischen Edelleute zu Heiderabad. Es sind tüchtige Bursche, und einzeln recht gut zu brauchen bei Rauferein; aber ihr Unabhängigkeitssinn macht sie unfähig, das Joch einer militärischen Disciplin zu tragen, und außer der Vertheidigung von Forts ist ihre Tapferkeit von keinem wesentlichen Nutzen; ob aber diese Tapferkeit für oder gegen die Regierung des Nizams gebraucht werden soll, hängt ganz von der Politik ihrer Herren ab, deren Befehle sie zu vollziehen verpflichtet sind. Aus dieser Schilderung geht hervor, daß die Stärke der Regierung des Nizam durchaus nur auf der von der englischen Regierung gelieferten Truppenmacht beruht, und daß Se. Hoheit, umgeben von einem unruhigen Adel, sich ohne diese Hülfe auch nicht Einen Tag halten könnte; alle Uebel, welche diese Regierung nährt, werden darum allein von der Macht, wodurch diese Regierung aufrecht erhalten wird, unterhalten.

Das unselige Nichtinterventionssystem besteht wesentlich darin, daß es alle Einmischung in die innern Verwaltungsangelegenheiten des Landes verbietet. Die einheimische Regierung kann das Volk nach Gefallen plündern und unterdrücken, und dieß darf unter den Augen des brittischen Residenten vorgehen, welcher, seiner Instruction gemäß, zu Allem, was vorgeht, die Augen schließen muß. Er darf nicht nachfragen, er darf sich nicht einmischen, und der Grund für diese unselige Neutralität ist, daß wir die Unabhängigkeit unserer Alliirten achten müssen. So weit ist alles gut; wenn aber die Sicherheit des Nizam in Gefahr steht, d. h. wenn seine Regierung durch Handlungen der unerträglichsten Tyrannei endlich den Widerstand der Verzweiflung gegen sich aufgereizt hat, dann soll die englische Macht, absichtlich blind gegen die verborgenen Ursachen des Mißvergnügens, mit ihren Bajonetten einschreiten, und die unglücklichen Unterthanen hinmorden, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, nur das Elend zum Aufstand getrieben hatte. Allerdings ist in dem Vertrage vorgesehen, daß die Hülfstruppen nicht bei unbedeutenden Gelegenheiten einschreiten sollen, und ein wirkliches Einschreiten wurde deßhalb noch selten verlangt; aber der moralische Einfluß ihrer Anwesenheit im Lande wirkt ohne Unterlaß fort. Die Reiets, ohne Waffen, unter sich uneinig, ohne Geld, fast ohne Nahrung, können freilich nicht vor einer furchtbaren Schaar disciplinirter Truppen Stand halten, und da sie wissen, daß dem Nizam oder seinem Premierminister, welcher alle wirkliche Gewalt in sich vereinigt, solche Zwangsmittel zu Gebote stehen, ergeben sie sich stillschweigend in ihren unglücklichen Zustand, und tragen ihn, so lange sie können, oder fliehen aus dem Lande.

Es ist wahr, daß weder die Truppen der Compagnie, noch die reguläre Armee des Nizam, anders als auf den Befehl und unter der Verantwortlichkeit des brittischen Residenten zu aktivem Dienst gebraucht werden darf, aber diese Clausel ist in Praxi ein todter Buchstabe, da der Resident der ursprünglichen Ursache von Feindseligkeiten nicht nachspüren darf. Es kann hier nicht die Absicht seyn, viele Fälle der üblen Folgen dieses Systems anzuführen, auch ist es nicht leicht, genaue Kenntniß von Thatsachen zu erlangen, die man absichtlich vor der Welt zu verschleiern sucht; um aber die Gefahren einer Einmischung in Dinge zu zeigen, deren nähere Umstände und Verhältnisse man nicht kennt, will ich einige sehr bekannt gewordene Vorfälle aus dem vorigen Jahre (1836) anführen. (Forts. f.)

*) Dieser Theil des Vertrags wurde später modificirt, und der Nizam willigte ein, seinen Antheil an den Doppu Sahib entrissenen Ländereien abzutreten, um daraus die Hülfstruppen zu bezahlen. Dieser Landstrich steht noch unter der Herrschaft der Compagnie, und führt den Namen: Abgetretene Districte. Als er in die Hände der Compagnie kam, schätzte man das Einkommen daraus auf 70 Lats Rupien jährlich, er erträgt aber jetzt 80. Die Compagnie verliert selten bei einem Handel mit eingebornen Fürsten.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 20.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

20 Januar 1838.

Statiſtiſches aus Siebenbürgen.

(Mitgetheilt von G. Eisner.)

Was ich hier zu ſagen habe, kann als Ergänzung zu dem dienen, was im Jahrgange 1836 von Siebenbürgen mitgetheilt wurde.

In einem Lande, wo das Manufactur- und Fabrikweſen und mit dieſem auch der Handel noch in ſeiner Kindheit iſt, fehlt es mehr als in irgend einem andern an baarem Gelde. Dieß geht ſo weit, daß es viele Dorfeinwohner, insbeſondere in den walachiſchen Districten gibt, die ihr ganzes Leben hindurch kaum einmal einen ſilbernen Zwanziger in Händen gehabt haben. Ihre Bedürfniſſe ſind ſehr einfach und beſchränken ſich meiſtentheils auf das, was ſie ſich mit ihrer eigenen Händearbeit verſchaffen. Dieß gilt insbeſondere von ihrer Kleidung und Nahrung. Ihr Hausrath iſt höchſt beſchränkt, dennoch können ſie für denſelben nicht Alles ſelbſt verfertigen. Für das Fehlende wird, um es zu erlangen, Tauſchhandel angewandt. Selbſterzeugte Producte, als: Lamm- und Schaffelle, Wolle, Mais u. dgl. geben ſie anſtatt Geldes. Bemerkenswerth iſt die Art, wie ſie irdene und hölzerne Gefäße einkaufen. Sie geben nämlich ſo viel Kukuruz (Mais) dafür, als die Gefäße enthalten. Ich habe oftmals einem ſolchen Handel mit vielem Intereſſe zugeſehen, und es unterhielt mich dabei beſonders das, wie der Gefäße immer weniger und das Mais immer mehr wurde.

So wenig die Walachen Freunde anhaltender und ermüdender Arbeit ſind, ſo gilt dieß doch in mancher Hinſicht nicht von ihren Frauen. Dieſe ſieht man äußerſt ſelten müßig, vielmehr beſchäftigen ſie ſich fortwährend mit etwas. Im Sommer wandeln ſie auf den Straßen und im Felde ſpinnend einher. Die Kunkel im Gürtel ſteckend, geht dieſe Arbeit gut und flüchtig von ſtatten. Meiſtentheils ſpinnen ſie Wolle oder Hanf, welches beides von ihnen ſelbſt oder von ihren Männern gewebt und zu Stoffen der Bekleidung zubereitet wird. Es iſt unglaublich, mit welcher Gewandtheit und Feſtigkeit die Spindel geſchwungen wird. In der Regel ſingen ſie bei dieſer Arbeit, und beides geht in einem gewiſſen, zuſammenſtimmenden Tacte. Die Wolle von ihren Zackeln eignet ſich zu dieſer Art der Behandlung freilich weit beſſer, als die der veredelten Schafe, weil jene ſehr lang, bis zu 4 bis 5 Zoll wächst, und ſich auf dieſe Art von ſelbſt leicht in den Faden bringen läßt. Ein großer Theil davon iſt ſchwarz, der übrige weiß. Meiſtentheils wird jede Art für ſich geſponnen, zuweilen aber wird ſie auch gemiſcht. Das Hanfgarn webt man zu Leinwand, die freilich ziemlich grob ausfällt, dabei aber auch ſehr lange dauert und vieles aushält. Flachs baut man ſehr wenig, obgleich er überall auf den Grasländereien wild wächst.

Da die Wohnungen der Landleute in Siebenbürgen, insbeſondere die von der walachiſchen und ungariſchen Nation, eben ſo wenig bequem wie groß ſind, ſo kann man von ſelbſt erwarten, daß es die von dem Vieh in noch geringerem Grade ſeyn werden. Pferde, Kühe und Schweine theilen gemeiniglich die menſchlichen Wohnungen. Die Schafe dagegen ſind in die freie Natur verwieſen, in welcher ſie auch Sommer und Winter zubringen und nur in der Nacht unter einem Obdache, hauptſächlich gegen die Wölfe, Schutz ſuchen. Dieſe Raubthiere ſind mitunter gewaltig kühn, und es kommt im Winter, zumal bei Schnee und Kälte, nicht ſelten vor, daß eins mitten am Tage in einem Dorfe oder Weiler einbricht, und ſich da ein Schaf oder ein junges Schwein holt. Indeß iſt ein großer Theil der Einwohner mit Schießgewehr verſehen, und es bezahlen daher jene Beſtien eine ſolche Kühnheit oft genug mit dem Leben. Junge Füllen ſcheinen ſie faſt noch mehr anzulocken, als wie Schafe, denn wo beide zugänglich, da trifft das Loos des Raubes jene öfter, wie dieſe. — Wenn man im Winter bei tiefem Schnee ganze Trupps ſchwarzer Schafe im Freien ſieht, wo ſie mit den Füßen den Schnee wegſcharren, um etwas abgeſtorbenes Gras oder Moos hervorzuſuchen, ſo wundert man ſich, wie dieſe Thiere beſtehen, und dabei dem Anſehen nach noch in gutem körperlichem Zuſtande ſind. Ihre Natur ſcheint zum Theil noch der Wildheit anzugehören, und ſie ſcheinen ſich bei ihrer jetzigen Art und Weiſe beſſer zu befinden, als wenn man ſie ſorgfältig pflegen wollte. Die großen Grundbeſitzer, welche in neuerer Zeit veredelte Schafe eingeführt haben, ſcheinen es kaum begreifen zu können, daß dieſe mehr Wartung und Pflege bedürfen, wie die inländiſche Art. Sie haben mitunter bloße

Schupfen, die noch zuweilen auf einer Seite offen ſind, zu ihrer Unterbringung; auch iſt die Behandlung, die man ihnen angedeihen läßt, von der Art, daß ſie ſehr häufig von der Raude befallen werden, wodurch Thiere und Wolle verderben. Baut man jedoch auch Ställe, ſo thut man dieß auf eine überaus einfache Weiſe. Die Wände werden von Weiden geflochten, ganz in der Art, wie man in Deutſchland an vielen Orten die Gartenzäune macht, und wenn ſie fertig ſind, mit Lehm inwendig und auswendig ſo dick angeworfen, als dieſe Erdart nur immer kleben bleiben will. Es iſt übrigens nicht zu läugnen, daß, wenn die Arbeit nur gut gemacht wird, Wände entſtehen, welche die Kälte völlig abhalten und einen warmen und trocknen Stall geben. Zur guten derartigen Verfertigung gehört vorzüglich, daß während des Abtrocknens des Lehmes immer noch gebeſſert und alle aufſpringenden Ritzen fortwährend verklebt werden. Auf dieſe Wände wird meiſtentheils ein Dach ohne Boden ziemlich flach gelegt und von Schilf verfertigt. Das Futter wird, eben weil auf dem Stalle kein Bodenraum vorhanden, neben demſelben in Haufen (Feimen oder Mieten) aufgeſtellt. Im Setzen dieſer Haufen hat ſich das hieſige Landvolk eine große Fertigkeit erworben, und ſie ſtehen meiſtentheils da, wie abgebrochene Kegel. Wie wohlfeil man dieß Alles habe, leuchtet von ſelbſt ein. Rechnet man dazu nun noch das eben ſo wohlfeile und dabei doch überaus fruchtbare Land, ſo wird es leicht begreiflich, daß wenn in Siebenbürgen mit den veredelten Schafen deutſche Erfahrung und Induſtrie einzöge, dieſe für das Land ein wahrhaft goldnes Vließ bringen und ſeine vielen ihm von der Natur verliehenen Schätze noch vermehren müßten.

Eine an den Orient erinnernde patriarchaliſche Sitte iſt beim gemeinen Manne in Siebenbürgen die, daß wenn ein Freund oder Bekannter oder auch ein Fremder, den ſie als Gaſtfreund aufnehmen, bei ihnen einkehrt, ſie alsbald ein Lamm oder ein Böcklein, oder in Ermangelung dieſer beiden ein Ferkel oder Kalb ſchlachten, um den Gaſt zu bewirthen. Da kommt es denn vor, daß er beim Eintritt ins Haus die unglückliche Creatur ihm noch entgegenhüpfen ſieht, die in wenigen Stunden vor ihm auf dem Tiſche dampft.

In ihren Feldarbeiten ſind die Ungarn und Walachen in Siebenbürgen eben nicht ſehr pünktlich. Man reißt die Erde mit unvollkommenen Inſtrumenten auf, ſtreut den Samen aus, verſchleppt ihn vermittelſt zuſammengekoppelter Dornen ein wenig mit Erde, und überläßt das Uebrige der Natur. Nur dem Kukuruz (Maiß) widmet man mehr Aufmerkſamkeit, und bearbeitet ihn, wenn er etwas in die Höhe kommt, mit der Hacke.

Noch will ich der Arbeiter in den Salzſiedereien zu Thorda mit einigen Worten gedenken. Bei dieſen iſt es, als ob das Gewerbe ihnen einen kennbaren Stempel aufgedrückt hätte, als die Nation. Denn man findet eine auffallende Aehnlichkeit im Aeußern und in den Sitten mit den Arbeitern in den Salzſoten zu Halle im Magdeburgiſchen (den Halloren). Dieß geht ſo weit, daß ich mich in der Colonie der Salzarbeiter bei Thorda auf einmal nach Halle in die daſigen Soten verſetzt glaubte. Schwarzbraune, nicht allzu große Geſtalten, mit einer großen Keckheit im ganzen Weſen, ſieht man in gleicher Art hier wie dort. Die Wohlthätigkeit der Fremden nehmen ſie beide in Anſpruch, ſind aber für jede gereichte Gabe ſehr erkenntlich. Insbeſondere iſt es die beiderſeitige männliche Jugend, welche die Aehnlichkeit bis zur vollkommenen Täuſchung erhebt, und um daran gar nichts fehlen zu laſſen, ſollen die hieſigen Salzarbeiter mit dem Waſſer eben ſo vertraut und halbe Amphibien ſeyn, wie jene in Halle. Was dort die Saale, das iſt hier die bei Thorda vorbeiſtrömende Aranjoſch, nur hat ſie nicht die Tiefe und Waſſermenge wie jene.

Skizzen aus Mexico.

Allgemeine Anſicht der Stadt.

(Fortſetzung.)

Die Fußböden aller Zimmer ſind gewöhnlich mit Barnſteinen belegt, welche entweder ihre natürliche Oberfläche haben, oder mit Oelfarbe roth oder blau und weiß angeſtrichen ſind. Die Decken beſtehen aus ſehr nahe aneinander liegenden Balken mit Brettern überdeckt, welche dann die oft doppelt und mehrfach liegenden Barnſteine des Fußbodens der nächſten Etage oder die des Daches tragen. Letztere, die Dächer, pflegen mit einem Cement überzogen zu ſeyn, um das Eindringen des Waſſers zu hindern. Sie ſind immer ein wenig abhängig. In den Zimmern liegen die Balken gewöhnlich dem Auge offen da. Zuweilen trifft man indeß auch Plafonds, gewöhnlich aus bemalter auf Rahmen gezogener Leinwand, ſeltener aus Stuck. Teppiche ſind wenig im Gebrauche; ſtatt ihrer bedient man ſich gewöhnlich der Matten aus Palmblätter, welche oft recht fein und nett geflochten ſind.

Wir haben ſchon geſagt, daß in den Erdgeſchoſſen ſich gewöhnlich Buden und Kaufläden oder ſonſtige Geſchäftszimmer befinden. Die wenigen außer dieſen noch vorhandenen Zimmer gehören entweder zu ihnen oder dienen als Magazine oder zur Wohnung des Pförtners, Kutſchers und anderer Diener. Die Belle Etage iſt meiſtens vermiethet. Die dritte, zu welcher oft eine beſondere Treppe vom Hofe aus führt, wird vom Eigenthümer bewohnt. Die Treppen ſind immer aus Stein, meiſt ſehr breit d bequem.

Man muß geſtehen, daß dieſe Wohnungen, wenn auch eben nicht ſehr bequem, nach unſern Begriffen von Bequemlichkeit, doch dem warmen Klima Mejico's, in welchem kaum eine Veränderung der Temperatur bemerkbar wird, Oefen und Kamine unnöthig ſind, und ein ewiger Sommer herrſcht, äußerſt angemeſſen ſind. Ein dichtes feſtes Dach zum Abfallen des Regens, und hohe luftige Zimmer iſt Alles, was nöthig iſt, und dieß gewährt die Bauart der Häuſer in Mejico vollkommen. Glasfenſter ſind mehr ein Artikel des Luxus als der Nothwendigkeit, doch ſind ſie nicht ſelten.

Schmutziger noch als die eigentliche Stadt, ja elend, ſind die Vorſtädte oder ſogenannten Barrios. Der Reiſende, welcher zum erſtenmale nach Mejico kommt, und ſie durchfährt, kann kaum glauben, daß er ſich wirklich in der berühmten reichen Hauptſtadt Neu-Spaniens, dieſes vermeintlichen „Dorado," befinde. Die Straßen ſind eng, häufig ohne Pflaſter und voll

Kothes und Haufen Unrathes. Die Häuſer ſind klein, niedrig, aus Luftſteinen erbaut und häufig ohne Bewurf. Mephitiſche Dünſte ſteigen aus den offenen Thüren und Fenſteröffnungen auf, die Luft verpeſtend, in welcher die zerlumpten, wild ausſehenden Bewohner athmen. Dieſe Vorſtädte ſind wahre Schlupfwinkel des Laſters, wahre Höhlen des Verbrechens. Selbſt bei Tage iſt es nicht räthlich, ſie unbewaffnet zu betreten, und doch iſt die Stadt mit Polizeiſoldaten verſehen, welche bei Tage und bei Nacht die Straßen zu Pferde durchziehen, auch wohl manches Verbrechen hindern, aber nicht hinreichen, alle zu verhüten. Dieſe Leute gleichen Soldaten, tragen hellblaue, mit Roth aufgeſchlagene Uniformen und ſind mit kurzen Lanzen bewaffnet.

Ich erſtieg einen der Thürme der Kathedrale, von dem herab man einen ausgedehnten Ueberblick über die Stadt genießt. Unmittelbar zu meinen Füßen lag der große Hauptplatz (plaza mayor), auf dem eine Menge Menſchen, Ameiſen gleich, durcheinander liefen, ritten und fuhren. Weiterhin erblickt man den eigentlichen Marktplatz, den jedoch um dieſe Stunde das Gewühl der Feilſchenden bereits verlaſſen hatte. Lange, volkreiche Straßen dehnen nach allen Richtungen ſich aus. Raſch überfliegt das Auge die terraſſenförmig, bald niedriger, bald höher ſich erhebenden platten Dächer der Häuſer, die nicht entſtellt ſind durch unförmliche Schornſteine, aus denen dicker Rauch ſich langſam emporwälzt und die Atmoſphäre verfinſtert. Hell und glänzend lagen ſie da im herrlichen Sonnenſcheine des Süden, und wenn ſich ja hie und da ein Rauchwölkchen raſch aufwärts wirbelte, ſo hatte es doch keinen Einfluß auf den klaren tiefblauen Himmel über ihm, in deſſen unendlichen Weiten es bald verſchwand. Hie und da erblickte man ein Dach mit Blumenvaſen und Kübeln voll blühender Sträuche beſetzt, unter denen, nach altſpaniſcher Sitte, am Abend der Klang der Guitarre ertönt. Kuppeln und Thürme in großer Anzahl erheben ſich allenthalben, weit hinausragend über die platten Dächer. Ein Amerikaner zählte 105 Kuppeln, Dome und Thurmſpitzen. Nur Ein prismatiſches Dach bemerkte ich, das einer alten Kirche. Es war mit Schindeln gedeckt, und trug über dem Chore ſtatt einer Kuppel ein breitfüßiges kegelförmiges Dach. Das düſtre Gebäude gemahnte mich unter ſeinen freundlichen Nachbarn wie aus den Eisregionen des nördlichen Schwedens hergeworfen, wie ein eisgrauer Nordlandsrieſe, ehrbar einherſchreitend unter den fröhlichen Kindern des Südens.

Ueber die Stadt hinaus erblickt man die großen Ebenen des Thales von Tenochtitlan mit den von der Stadt weit ſich hinziehenden Alleen und Straßen, mit ſeinen ſpiegelglatten, in der Sonne blitzenden Seen, von Deichen durchſchnitten, mit ſeinen freundlichen Dörfern, Maiereien und Landhäuſern, und mit ſeinen iſolirten, kegelförmigen Hügeln, umgürtet von düſtern, wolkenumlagerten Gebirgen. Leider hatten die Vulcane, der Popocatepetl und Iztaccihuatl, neidiſch ihre glänzenden Häupter verhüllt, und dem vor mir ausgebreiteten prachtvollen Panorama damit eine ſeiner herrlichſten Zierden geraubt, aber dennoch war es ein großer, ein unausſprechlich erhabener Anblick! Kein Panorama irgend einer andern Stadt, am wenigſten einer europäiſchen, dürfte dem von Mejico an erhabener, majeſtätiſcher Schönheit gleichkommen. Der Feder wie dem Pinſel wird die Darſtellung desſelben ewig unerreichbar bleiben. Lange ſtand ich da, verloren in den Anblick der zu meinen Füßen ausgebreiteten Pracht. Humboldt hat Recht. Es ſind nicht ſeine Gebäude und Monumente, ich ſetze hinzu, es iſt auch nicht ſeine Regelmäßigkeit und die Breite ſeiner endloſen Straßen, durch welche Mejico jenen großartigen Eindruck hervorbringt, der ewig unverlöſchlich in der Erinnerung des Reiſenden fortdauert, den auch ich empfand und mit forttrug im bewegten Buſen; nicht vergängliche Werke der Menſchenhand ſind es, es iſt das Werk deſſen, der den Tropfen am Eimer eine Welt ſeyn hieß, es iſt die Erhabenheit, die Majeſtät der die Stadt umgebenden hohen, unvergleichlich prachtvollen Natur! Man darf hier nicht an eine ſchöne europäiſche Gegend denken. Mejico iſt etwas ganz Anderes. Nichts Einzelnes zieht hier das Auge an, dieß iſt oft traurig, häßlich, — es iſt die unbeſchreibliche, fremdartige Erhabenheit des großen Ganzen, welche mit unwiderſtehlicher Gewalt eindringt auf den Beſchauer und ihn fortreißt zu Bewunderung und Entzücken. *)

(Schluß folgt.)

*) Das von dem Engländer W. Bullock aufgenommene Panorama, welches ich ſpäter in Cincinnati in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſah, liefert eine ziemlich getreue Darſtellung des Ueberblicks über Stadt und Thal von den Thürmen der Kathedrale.

Neigung der Ruſſen zum Handel.

Trotz der vielen natürlichen Vortheile, welche Rußland dem Ackerbau darbietet, haben die Ruſſen doch keine vorherrſchende Neigung für die Arbeiten des Ackerbaues; der Handel ſcheint ihrem beweglichen Charakter beſſer zuzuſagen, und man ſieht viele in der Kraft ihrer Jahre das Land verlaſſen, und in die großen Städte ſtrömen, wo ſie durch Ausdauer ſich einen kleinen Handel gründen, oder eine Manufactur errichten. Wenn man ihre Thätigkeit, ihren Muth ſieht, ſo ſollte man glauben, die Ruſſen hätten die Kraft und das Geſchick zu großen Handelsunternehmungen gleich den Engländern; aber eine genauere Unterſuchung offenbart in kurzer Zeit ihre Unfähigkeit für den Handel. Die Ruſſen verlangen gewöhnlich unmäßige Preiſe für Waaren von ziemlich ſchlechter Qualität; ſie beſitzen die Kunſt der Nachahmung im höchſten Grade, geben ſich aber wenig Mühe, ihren Waaren dasjenige zu geben, was ihnen am meiſten Werth verleiht: ſo ſind ihre Meſſerſchmiedwaaren dem Anſchein nach eben ſo ſchön, als die von Sheffield, in der That aber von ſchlechter Qualität. Eben ſo ſind ihre Wollengewebe, welche gewöhnlich eine Feinheit und einen Glanz haben, die nichts zu wünſchen übrig laſſen, aber der Faden iſt faſt immer faul, und die Farbe unhaltbar. (Revue britannique Nr. 1837.)

Das Verhältniſs der engliſchen Herrſchaft in Indien zu den Subſidiärſtaaten.

Das Land des Nizam von Heiderabad.

(Fortſetzung.)

Die Rohillas ſind fremde Söldner, die ihr Land am Fuße des Himalaya in kleinen Schaaren verlaſſen, um in ſüdlicheren Staaten

Dienste zu suchen. Zwischen 4000 und 5000 dieser Leute hatten ihren Weg in das Land des Nizam gefunden, wo sie in Dienst genommen wurden. Die verschiedenen Abtheilungen hatten bei ihrer Aufnahme der Regierung eine große, mit ihrer Zahl und ihren Ansprüchen in Verhältniß stehende Geldsumme gezahlt, unter der Bedingung, daß man sie bei guter Aufführung lebenslänglich im Dienste behalten solle. Nun fiel zwischen einigen dieser Leute und etlichen arabischen Soldaten in den Straßen der Stadt eine Rauferei vor. Welcher von beiden Theilen Recht hatte, läßt sich unmöglich bestimmen: sie waren gegenseitig auf einander eifersüchtig, und mochten beide wohl gleich zu tadeln seyn. Der Vorfall hatte indeß böses Blut gemacht, und den Frieden der Stadt gestört, so wurde es nothwendig, die Streitenden zu trennen, und die Rohillas, als der minder zahlreiche Theil, wurde summarisch mit Entlassung und Verbannung bestraft, eine Strafe, welche nicht bloß diejenigen, die bei dem Streite betheiligt waren, sondern alle, die sich von dem Rohillastamm im Lande befanden, gleichmäßig betraf. Die Rohillas beklagten sich nicht darüber; sie gaben zu, daß die Regierung das Recht habe, ihre Diener zu entlassen, verlangten aber, und nicht mit Unrecht, daß das Geld, welches sie ursprünglich als ein Antrittsgeld der Regierung bezahlt hatten, wegen nicht erfüllter Bedingungen ihnen zurückgegeben werde, entweder ganz, oder doch in einem solchen Verhältniß, daß ihnen mit Einrechnung des Soldes, den sie in der Zwischenzeit bezogen hatten, eine angemessene Belohnung für ihre Dienstzeit bleibe. Da sie ein hartnäckiges Geschlecht sind, und namentlich in Geldforderungen nicht leicht nachgeben, so erklärten sie zugleich ihren Entschluß, keinen Zoll breit zu weichen, bis ihrer Forderung entsprochen sey. Nun rief der Minister den Residenten an, ihm mit Truppen bei Vertreibung der Rohillas Beistand zu leisten, und gab an, sie hätten hartnäckig die Annahme ihres rückständigen Soldes verweigert, und wollten das Land nicht verlassen. Auf diese parteiische Angabe hin wurde die Hülfe gewährt, die Truppen der Compagnie und des Nizam in Bewegung gesetzt, und hätten die Rohillas sich nicht für den Augenblick unterworfen, so wäre eine Metzelei erfolgt, die dem englischen Charakter nicht zur Ehre gereicht hätte. Der Ausgang bewies, daß der Resident entweder von dem Minister betrogen worden war, oder absichtlich und wissentlich bemüht war, einem durchaus ungerechten Befehle Gehorsam zu verschaffen, denn nach fünfmonatlichen Unterhandlungen, während welcher Zeit 1500 bewaffnete Rohillas, aufgebracht über das erlittene Unrecht, um die Stadt her streiften, die offenen Bazars plünderten, und alle ruhigen Leute in Schrecken setzten; nach unzähligen Versuchen, die Rohillas durch Furcht zum Abzug zu bewegen, nach einem Angriff auf eine von Europäern commandirte Truppenabtheilung, und nachdem der Resident wegen seines Wankelmuths und seiner Furchtsamkeit im ganzen Lande zum Sprüchwort geworden war, wurde endlich der Friede mit den Rohillas auf ihre eigenen Bedingungen abgeschlossen. So ging der Streit mit den Rohillas in der Stadt aus, die doch in gewisser Art sich vergangen hatten; inzwischen wurde aber die größte Ungerechtigkeit gegen ihre Landsleute geübt, die in entlegenen Districten verwendet waren, und denen man auch nicht einmal ein Vergehen aufweisen konnte. Als der Minister ihre Entlassung ausgesprochen hatte, erließ der Resident Instructionen an mehrere Divisionscommandanten, den einheimischen Behörden Truppen zu liefern, den Frieden des Landes aufrecht zu erhalten, und die Entfernung der Rohillas, im Fall sie sich widersetzten, zu erzwingen. Die Officiere, welche die Detaschements commandirten, hatten Befehl, darauf zu achten, daß die Rohillas ihren rückständigen Sold erhielten; andere Forderungen aber, namentlich wegen des Antrittsgeldes, das sie bezahlt hatten, und nun zurückforderten, wurden von den einheimischen Behörden völlig unbeachtet gelassen, und so diese unglücklichen Leute ohne alles Verschulden aus ihren Wohnsitzen verjagt; ihr Eigenthum ging verloren, und sie selbst wurden ohne ihre Frauen und Familien über die Gränze gejagt, um eine dreimonatliche Reise nach ihrem Heimathlande zu machen, wozu sie zum Theil nicht einmal die Geldmittel hatten. Alles dieß geschah durch die Macht der Bajonnette, und wenn die Rohillas Widerstand geleistet hätten, was in ihrer verzweiflungsvollen Lage sehr wohl möglich gewesen wäre, so würde in einer sehr ungerechten Sache eine Menge Blut vergossen worden seyn.

Was damals geschah, kann bei jedem andern Aufruf der Truppen wieder geschehen, denn in dieser Politik der indischen Fürsten herrschen so viel Chikanen und Intriguen, die Thatsachen werden auf eine so schlaue Weise verdorgen und verdreht, daß wenn man nicht die einzelnen Umstände und die Veranlassung zu Streitigkeiten an der Quelle kennt, man unmöglich das Wahre von einer Sache erfahren kann, und wenn man die schwere Verantwortlichkeit militärischen Einschreitens erwägt, so ziemt es der Regierung, wohl zu überlegen, ehe sie in so zweideutige Streitsachen sich einläßt. Dieß fordert nicht bloß die Menschlichkeit, sondern auch die Politik gebieterisch von uns. Es ist schwer zu ermessen, wie viel Nachtheil eine einzelne unkluge Handlung uns bringen, und wie weit eine einzige tyrannische That den Samen der Zerstörung unserer Macht ausstreuen kann. Die Rohillas sind ein kriegerisches, unternehmendes Geschlecht, ihr Land stößt an das Gebiet Randschit Singh's, des reichsten und mächtigsten Fürsten Indiens, und ihr Heimweg führte durch die unabhängigen Mahrattenstaaten Scindiahs, die stets auf unsere Macht eifersüchtig waren. Gewiß sprachen die 5000 unglücklichen Leute im Zorn über die unverschuldete Mißhandlung, laut über die Ungerechtigkeit und Tyrannei der englischen Regierung, und ihre Klagen fanden sicher ein williges Ohr. Die Eingebornen Indiens hassen uns, empfinden Ekel vor unsern Sitten, Abscheu vor unserer Religion, und beugen sich widerwillig unter unserem Stolz; außer der Furcht vor dem Bajonnet ist nur ein Gefühl, das sie in Unterwürfigkeit erhält, das zuversichtliche Vertrauen auf unsere Gerechtigkeit und Redlichkeit. Es ist von der größten Wichtigkeit, dieses einzige Band nicht gewaltsam zu zerreißen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 6** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Pilger von S. S. — Percy Bysshe Shelley.** (Fortsetzung.)

Zu den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes [illegible] halbjährlich 4 fl., vierteljährlich 2 fl. und einzelne Blätter 4 kr. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, halbjährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 21.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Januar 1838.

Skizzen aus Algiers Umgegend.

6. Die Ebene Metitschad.

In den Kriegsbulletins der Franzosen, wie in den Berichten aller Reisenden, wird von dieser berühmten Ebene so häufig Erwähnung gemacht, daß der deutsche Leser eine genaue Beschreibung derselben vielleicht nicht ungern hört. Ich habe während meines ersten Aufenthaltes zu Algier im Sommer 1835 nur wenige Punkte der Metitschad besucht, konnte also damals kein deutliches Bild über diese ausgedehnte Fläche entwerfen. Erst seit meiner zweiten Reise in den Jahren 1836 und 1837 fand ich Gelegenheit, die Ebene Metitschad in allen Richtungen zu durchstreichen, und alle ihre Flüsse, ihre verschiedenen arabischen Stammgebiete und sonst irgend merkwürdige Punkte in der Nähe zu besehen. Gewöhnlich schloß ich mich zu diesem Zwecke den Escorten an, welche an bestimmten Tagen die Verbindungen der verschiedenen Waffenplätze und Blockhäuser unterhalten. Nach den entferntern und gefährlichern Punkten folgte ich den größern kriegerischen Promenaden, welche die Züchtigung eines rebellischen Stammes oder manchmal auch nur eine Recognoscirung beabsichtigen. Bisweilen wagte ich mich nach den entlegensten Punkten, welche die Truppenzüge nicht berührten, entweder ganz allein oder bloß von einem einzigen Gefährten, Hrn B.....r begleitet, den ebenfalls ein wissenschaftlicher Zweck und einige Abenteuerliebe zu diesen Ausflügen bewog. Solche Wanderungen waren nicht immer ohne Gefahr, und ich erinnere mich mancher Augenblicke, wo ich Gott meine Seele und meinen Hals der Gnade der Beduinen empfahl. Jedoch mit einiger Kenntniß des Landes und der Sprache der Araber, mit einem flinken Pferde, einer guten Doppelflinte und der nöthigen Geistesgegenwart kann man sich immerhin nach den verrufensten Punkten der Umgegend Algiers wagen, und die Wahrscheinlichkeit spricht stets dafür, daß man den Gefahren mit heiler Haut entgehe. Ich kenne dort leidenschaftliche Jagdliebhaber, die täglich in die einsamsten Gegenden des Landes sich verliefen, die seit Jahren an den Ufern des Massafran, in dem Lande der Habschuten, den Eber jagen, und die der allzu großen Aengstlichkeit ihrer übrigen Landsleute nur lachen.

Die Ebene Metitschad begreift den größten Theil des Territoriums der ehemaligen Provinz Algier oder desjenigen Landestheiles in sich, über den die Verwaltung des Deys sich immer direct erstreckte und für welchen kein Bey ernannt wurde. Die Länge dieser Ebene beträgt 22 Stunden. Ihre Breite ist wechselnd; gewöhnlich drei bis vier Stunden, in der Mitte über sechs Stunden. Sie hat die Form eines Halbmondes oder vielmehr Bogens; ihre äußersten Endpunkte im Osten und Westen berühren das Meer, während sie gegen ihre Mitte sich immer weiter von demselben entfernt. Den innern Raum des Bogens zwischen der Ebene und dem Meere füllt der Algierer Massif oder das Hügelland aus, welches im Norden längs der Meeresküste sich hinzieht und im Süden, mit der Entfernung der Metitschad von dem Gestade, an Breite zunimmt. Im Süden, Osten und Westen ist diese große Ebene durch das Atlasgebirge begränzt, welches, dieselbe Bildungsform befolgend, einen noch weitern Bogen beschreibt, dessen Endpunkte im Osten und Westen ebenfalls das Meer berühren. Es ist, als wenn der alte Atlas eifersüchtig wäre, die schöne Metitschad von allen Seiten zu umarmen.

Die Stadt Algier ist durch ihr Hügelland von der Ebene geschieden, und in gerader, südlicher Linie ungefähr sechs Stunden von letzterer entfernt. Das Lager Buffarik liegt in dem Centrum der Metitschad. Von dort aus hat man den schönsten Ueberblick über die grüne, halbmondartige Fläche. Die arabischen Duars, Hauschs und Dschemas, *) obwohl ihre Zahl sich auf einige Hunderte beläuft, verschwinden fast in dem ungeheuren Raume, und treten nur als einzelne schwarze Pünktchen aus der Steppenlandschaft hervor. Die erste Empfindung des Europäers bei dem Anblick der Metitschad ist das Gefühl der Leerheit. Man erstaunt über die sparsame Bevölkerung und rechnet nach, wie viele Weizenfelder in dem leeren Raume Platz hätten. Es liegen in dieser Ebene einige hunderttausend Hektaren uncultivirten Landes. Ihre arabischen Bewohner haben im ganzen Lande den Ruf der Arbeitsscheue; sie bauen nicht so

*) Dschema ist ein Dorf von Häusern oder Hütten, Hausch ein Landgut oder Pachthof. Duar ein kleines Dorf von Zelten. Die Kabylendörfer in den Gebirgen heißen Daschkrahs.

viel Getreide, als sie für ihre eigene Nahrung nothwendig haben, und ihr fast einziger Gewinn ist die Viehzucht, welche wegen des reichen Graswuchses ziemlich ergiebig ist.

Bei dem ersten flüchtigen Ueberblicke scheint die Metitschad fast so völlig flach, wie der Meeresspiegel; erst bei dem Annähern nach den Gebirgen bemerkt man deren allmählichen Abhang von Süden nach Norden, so daß die Gebirgsgewässer zwar einen leichten Lauf bis an den Algierer Massif haben, aber dort, an dem Hügellande einen Damm findend, im Norden der Ebene große Moräste bilden. An den beiden Extremitäten der Metitschad, wo das Hügelland ganz in die Ebene versinkt, nehmen die Gewässer ihren Lauf ohne Hinderniß nach dem Meere, und die Flußbette sind genau gezeichnet. Daher wäre auch die völlige Austrocknung dieses weiten Gefildes durch Canalbauten, welche die kleinern Bäche im Osten mit der Aratsch, im Westen mit dem Massafran vereinigten, ohne allzu große Kosten und Schwierigkeiten auszuführen. Die Arbeiten zu diesem schönen Unternehmen wurden wirklich unter der Verwaltung des Generals Voirol begonnen. Die französischen Regimenter, die Militärsträflinge und die Araber der Ebene vereinigten sich zu dem großen Werke. Letztere kamen, obwohl der Taglohn gering war, in so bedeutender Zahl herbeigeströmt, daß die von dem Kriegsminister bewilligten Summen bald nicht mehr hinreichten und man an die Sträflinge allein sich halten mußte. Die Arbeiten wurden, leider oft mit sehr langen Unterbrechungen, seit drei Jahren fortgesetzt und haben bereits schöne Resultate geliefert, so daß an dem Gelingen nicht zu zweifeln ist, wenn man mit beharrlichem Eifer die Plane des französischen Geniecorps zu Ende führt. Die Umgebungen von Maison carrée und Buffarik sind nicht mehr wie in den ersten Jahren ihres mörderischen Klima's wegen verrufen. Seit dem Verschwinden der dortigen Moräste sind die Fieber daselbst nicht mehr häufiger, als in jedem andern Lager der Landschaft Algiers, und die Erde erzeugt dort fast eine eben so kräftige wilde Vegetation, wie in dem südlichen Theile der Ebene, wo keine Moräste sind.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Mexico.

Allgemeine Ansicht der Stadt.

(Schluß.)

Unter den öffentlichen Plätzen Mejico's ist der, dessen eine Seite die Kathedrale einnimmt, und welcher Plaza mayor genannt wird, der größte. Er ist vielleicht größer als irgend ein ähnlicher in einer andern Stadt der Welt. Er ist von Norden nach Süden 1250 Fuß lang und von Osten nach Westen 800 Fuß breit. Auf dem nördlichen Theile desselben steht die Kathedrale, ein schönes Gebäude, im reinsten dorischen Style erbaut, auf derselben Stelle, auf der einst der Haupttempel der Azteken sich erhob. Die Ostseite begränzt die lange und niedrige Fronte des Palastes der Föderation (ehemals des Vicekönigs), welche durchaus nichts Bemerkenswerthes darbietet. Ihm gegenüber begränzt den Platz eine Reihe schöner Gebäude, vor denen Arkaden und Colonnaden hinlaufen, nebst dem ehemaligen Palaste der Familie Cortez, erbaut auf der Stelle, welche einst der Palast des Montezuma einnahm. Im Süden, der Kathedrale gegenüber, erhebt sich an dem Platze eine andere Reihe schöner Gebäude, ebenfalls mit Säulengängen, deren eines, ehemals die Casa del Cabildo, die Wohnung des Gouverneurs der Stadt und ihres Districtes (districto federal) ist. Es ist sehr schade, daß die westliche Ecke dieses herrlichen Platzes durch ein unförmliches, großes, einstöckiges Gebäude, der Parrian, entstellt wird, eine Art von Bazar, wie der zu Puebla, in welchem sich Kaufläden aller Art befinden. Man hat oft daran gedacht, dieß Gebäude wegzuräumen, allein sein Werth ist 120,000 Pesos, und die Regierung kann die bedeutende Einnahme noch nicht entbehren, welche ihr durch Vermiethung der in demselben befindlichen Kaufläden zufließt, weßhalb es denn immer noch besteht, und einen der schönsten Plätze der Welt entstellt.

Diesen Platz zierte einst die berühmte Reiterstatue König Karls IV von Spanien. Sie erhob sich auf einem marmornen Piedestal in der Mitte eines herrlich mit Porphyrplatten gepflasterten Ovals, mit einem schönen, reich mit vergoldeter Bronze verzierten Eisengeländer umgeben, durch welches vier schöne eiserne Thore führten. Jetzt ist alles dieß verschwunden. Die Statue steht, von ihrem Piedestale herabgestiegen, im Hofe des Universitätsgebäudes, und der Platz ist gegenwärtig ganz mit kleinen Steinen schlecht gepflastert.

Ein reges Leben bewegt sich beständig unter den Arkaden und Säulengängen, welche, wie oben gesagt, zwei Seiten des großen Platzes umgeben, und sich noch weit in die Straßen de los Tlapaleros und del Coliseo viejo hinabziehen. Kaufläden, Speise-, Wein- und Kaffeehäuser befinden sich unter diesen Arkaden. Kleine Krämer in Galanteriewaaren, Büchern, Wachsfiguren, Spielsachen, Obst u. dgl. haben unter ihnen ihre Stände, und Verkäufer von Zeitungen und Flugschriften drängen sich schreiend durch die hier beständig auf- und abwogende Menge. Dem Fremden muß man hier mit Goldsmith zurufen: „mind your pockets!“ denn Beutelschneider und Taschendiebe haben hier ebenfalls ihr Standquartier. Geputzte Herren aller Stände drängen und stoßen einander, oder sitzen, Erfrischungen nehmend, in den glänzenden lockenden Sälen der Restauration. In ihre zerrissenen Mäntel gewickelt, lehnt das Volk der Leperos und Bettler an den Pfeilern, die Vorübergehenden anbettelnd oder bestehlend. Vor den Buden und in den Läden feilschen Käufer und Verkäufer, und der Hammer des öffentlichen Aufstreichs ertönt in einem langen, dazu bestimmten, Saale bei offenen Thüren, während vor einem Heiligenbilde, in der Fronte eines gegenüberstehenden Hauses angebracht, devote Frauen knien, versunken in Gebet und nicht achtend auf das sie umsummende lärmende Getreibe. Das Ganze stellt eine Scene voll Leben dar, wie ich sie sonst nirgends so eigenthümlich wieder gesehen.

Ich ging von hier in den Parrian. Dieß Gebäude enthält Ausschnittläden, Uhrmachereien, Galanterieläden ꝛc., und umschließt einen großen, viereckigen Hof, in welchem mehrere Reihen

Buden sich befinden, in denen alle Arten fertiger Kleider verkauft werden. Der Fremde, welcher ohne Kleidung nach Mejico käme, würde sich hier in einem Augenblicke vollkommen damit versehen können. Von den Schuhen bis zum Hute findet er Alles vorräthig. Hier sieht man besonders die niedrigere Volksclasse und Indier sich drängen und feilschen, für deren Bedürfnisse das Etablissement auch wohl vorzüglich berechnet ist.

Das bewegte Leben in den Straßen der Hauptstadt war für mich etwas Neues, da ich es während meines Aufenthalts in der Republik in keiner andern Stadt so angetroffen hatte. Besonders neu war mir das Ausrufen von Gemüsen, Früchten, Brod, Milch, Atole, Tamales ꝛc. und von Industriewaaren der Eingebornen, durch die Verkäufer in den Straßen. Diese sind meist Azteken, und das Ausrufen geschieht in ihrer Muttersprache, nicht in der spanischen, so daß nur die in der Stadt Mejiko Einheimischen verstehen, was ausgerufen wird. Die Verkäufer tragen gemeinhin Alles auf den Köpfen in Körben und andern Gefäßen.

Am Abende machte ich in Begleitung mehrerer Bekannten noch einen Spaziergang durch die Stadt. Die Straßen fand ich gut erleuchtet. Die an den Häusern befestigten Laternen sind groß, rein gehalten und mit Reverberen versehen. Der Brennstoff ist Oel. Diese Erleuchtung, wie sein besseres Straßenpflaster, verdankt Mejico dem Vicekönige Grafen Revillagigedo, der überhaupt viel für Stadt und Land gethan hat. Zuerst gepflastert ward die Stadt um 1603 unter der Regierung des Vicekönigs Don Juan de Mendoza y Luna, Marquez de Montesclaros. Unter den Colonnaden an der Plaza mayor wogte noch immer eine bedeutende Menschenmenge, nur theilweise eine andere, als am Tage. Die kleinen Buden und der Parrian waren geschlossen, die Obsthändler und Zeitungsverkäufer verschwunden, der Hammer des Aufstreichs verstummt. Dagegen waren die Restaurationen, die Kaffee- und Eishäuser noch zahlreicher besucht und erschienen noch glänzender als am Tage. Auch in den Ausschnitt- und Galanteriewaarenläden wogte noch reges Leben. Der Kühle des Abends genießend und leichte Unterhaltung pflegend, wogte die Menge, unter der jetzt auch manche geschmückte Dame sichtbar ward, in den Säulengängen auf und nieder. Hier hörte man die Töne aller Sprachen der gebildeten europäischen Welt, denn viele Fremde lustwandelten unter den Arkaden. Unter ihnen waren die Franzosen besonders zahlreich und laut. Wir traten in die Sociedad grande, und ließen uns einige Erfrischungen reichen. Dieß große Gasthaus, in der Nähe der Arkaden, ist der Hauptversammlungsort der Mexicaner zu allen Zeiten des Tages. Das Erdgeschoß enthält zu beiden Seiten eines Innerhofes große Säle, in deren einem besonders Wein, Kaffee und andere warme Getränke zu haben sind, während im andern nur Eis und Kühlendes gegeben wird. In der Etage gibt es mehrere Billard- und sonstige Spielsäle, auch Logirzimmer für Fremde. Alle diese Zimmer und Säle waren reich, mit zum Theil sehr kostbaren, meist colorirten, großen Kupferstichen in breiten goldenen Rahmen, Argand'schen Lampen, schönen Meubles, großen Trumeaux ꝛc. geschmückt. Das Ganze könnte sehr elegant genannt werden, wenn nicht ein unerträglicher Schmutz überall herrschte, der besonders die gedielten Fußböden stark überdeckte. Man sah hier nichts von der so äußerst reizenden Sauberkeit der Sociedad grande in Puebla, welche ich einige Tage zuvor besucht hatte. Die Säle waren voll von Gästen, ausschließlich Männer, welche kannegießernd und Cigarren aller Art schmauchend, die Tische umlagert hielten. Wohl mag der Gewinn des Besitzers dieses Etablissements bedeutend seyn.

Irische Alterthümer.

In einer Versammlung der königlich irischen Akademie las ein Hr. Petrie Bruchstücke aus einem Memoire vor, das zur Erläuterung einer Specialkarte der Grafschaft Meath, welche mit nächstem erscheinen soll, abgefaßt wurde. Namentlich war der berühmte sogenannte Taraberg der Gegenstand der Untersuchung. Zuerst wurde die Localität genau aufgenommen, und hierauf von Hrn. O'Donovan was an alten irischen Manuscripten hierüber aufgefunden werden konnte, übersetzt, und zuvor die verschiedenen Abschriften genau verglichen. Die wichtigsten, zwei Gedichte und eine prosaische Abhandlung, sind aus dem 10ten, 11ten und 12ten Jahrhundert, und finden sich in dem alten irischen topographischen Werke, Dinseanchus genannt, wovon sich Abschriften in mehreren Bibliotheken finden. Von den Gedichten ist eines von Einaeth O'Hartigan abgefaßt, welcher der Hauptgeschichtschreiber der nördlichen Hälfte Irlands war, und nach den Annalen von Tighern nach im Jahre 975 starb. Das andere rührt von Cuan O'Lochain her, welcher nach demselben Werke im Jahre 1024 getödtet wurde, nachdem er zwei Jahre lang vorher erster Dichter und Gesetzgeber Irelands nach der Zertrümmerung der Monarchie unter Maelseachlin gewesen war. Die prosaische Abhandlung ist nicht so alt, doch zum mindesten vor dem zwölften Jahrhundert abgefaßt, und geht in manche beschreibende Details ein. Der Verfasser scheint die zu seiner Zeit noch vorhandenen Denkmale persönlich besucht zu haben, und beschreibt oft den Grad ihrer Erhaltung mit merkwürdiger Genauigkeit. Die Nachrichten in diesen Werken, in Verbindung mit einer genauen Untersuchung der noch vorhandenen Trümmer und der Localität, geben hinreichende Materialien an die Hand, um eine Zeichnung der umfassenden alten Denkmäler nach ihrem früheren Zustand zu gestatten. Merkwürdig ist der Umstand, daß nach viel älteren Zeugnissen, als man bisher beigebracht hatte, ein merkwürdiger obelisenartiger Stein, der jetzt auf dem Grabe der im Jahre 1798 gefallenen Rebellen steht, der berühmte Lia Fail, oder Krönungsstein, der irischen Könige ist, von dem man allgemein glaubt, er sey von der dalriadischen Colonie im Jahre 503 nach Schottland, und von da durch Eduard I nach England gebracht worden, wo ein Stein, angeblich derselbe, bekanntlich unter dem Krönungsstuhl in der Westminster-Abtey gezeigt wird.

Das Verhältniß der englischen Herrschaft in Indien zu den Subsidiärstaaten.

Das Land des Nizam von Heiderabad.

(Fortsetzung.)

Um die anomale Stellung zu der Regierung des Nizam klar zu machen, braucht man sich bloß die Frage zu beantworten: ist diese

Regierung, wie sie jetzt besteht, des unbeschränkten Vertrauens, das man auf sie setzt, würdig? Das Land wird in Districte, Talukahs, getheilt, denen ein Talukdar vorgesetzt wird, welcher seine Stelle erkaufen muß, und der dann die Unterthanen aussaugt, bis ihn endlich die Regierung wieder ausplündert; das ist das ganze Geheimniß der Regierung des Nizam (s. Nr. 10 v. d. J.). Um ein Beispiel hiervon zu geben, will ich die Laufbahn eines solchen Talukdars in den letzten zehn Jahren erzählen, um zu beweisen, daß die einheimische Regierung in der Wahl ihrer Diener durchaus nicht auf den individuellen Charakter sieht, in welchem doch in einem Lande, wo nur das Recht des Stärkeren gilt, die einzige Sicherheit des Landmanns (Reiot) liegt. Der genannte Talukdar hieß Beni Singh, und hatte vor etwa zehn Jahren einige bedeutende Districte in der Nähe von Dschalnah unter seiner Verwaltung. Damals verstanden noch europäische Steuereinnehmer unter den eingebornen Beamten, und vor wenigen Monaten hatte ich Gelegenheit, den Bericht eines solchen Steuereinnehmers zu lesen, der in den stärksten Ausdrücken die unglückliche Lage schildert, in welche die Käuflichkeit, Grausamkeit und Tyrannei dieses Mannes sämmtliche Districte unter seinem Befehle gebracht hatte. Beni Singh war reich, und nur schwer war der Minister zu bewegen, ihn von dem Schauplatz seiner Ungerechtigkeiten zu entfernen; auch geschah dieß erst, als die Talukah fast gänzlich ruinirt war. Man gab ihm nun ein Polizeiamt, wo er eine Bande Räuber als Polizeidiener organisirte, welche das Volk, zu dessen Schutz sie bezahlt waren, ausplünderten. Da diese Abscheulichkeiten endlich zu großes Aufsehen erregten, übergab man die Districte von Tullegaon u. s. w. zwischen Umraeti und dem Wardah seiner Verwaltung. Das Elend, das seine zügellose Tyrannei und Raubsucht in diesen Provinzen erzeugte, habe ich mit eigenen Augen gesehen, als ich in der Mitte vorigen Jahres das Land durchreiste, kurz nachdem er nach Heiderabad entboten worden war, um von seiner Verwaltung Rechenschaft abzulegen; aus eigener Anschauung kann ich erklären, daß er sämmtliche Districte, welche sehr ausgedehnt sind, und in dem fruchtbarsten Theile des fruchtbaren Thales von Berar liegen, völlig zu Grunde gerichtet hatte. Dieß ist keine figürliche Redensart, sondern im ausgedehntesten und wörtlichsten Sinne zu verstehen. Hunderte von Dörfern und einige Städte waren fast entvölkert. Die Straßen, auf denen sonst ein fleißiges Volk hin- und herzog, waren mit Gras überwachsen, und an vielen Orten durch Tiger unsicher gemacht. Dschungeln wuchsen auf den sonst angebauten Feldern, und wucherten fort bis an die Mauern der Dörfer. Ich habe nie ein kläglicheres Schauspiel gesehen, als die Stadt Reitpur darbot; wenige Jahre vorher soll sie 10,000 Einwohner gehabt haben, obwohl sie das Dreifache dieser Zahl fassen könnte; als ich durchkam, waren noch zwei Personen übrig, von denen die eine, wahrscheinlich zum Zeitvertreib, oder um das Werk der Tyrannei bis aufs Äußerste fortzusetzen, die andern, wie man sagte, jeden Morgen körperlich züchtigte. Diese zwei Personen lebten mitten in dieser Wildniß von leeren Häusern. Ein Dorf an den Ufern des Wardah war mit Feuer und Schwert verheert worden. Beni Singh hatte an die Einwohner eine bestrittene Forderung von unbedeutendem Belang zu machen. Er schickte seine bewaffneten Söldner, um diese einzutreiben, und diese plünderten das Dorf, steckten es in Brand, und hieben mehrere Einwohner, ohne im geringsten durch Widerstand gereizt zu seyn, nieder. Der Desmuth (Dorfvorsteher) suchte Schutz in dem europäischen Lager zu Cullitschpur, wo er mehrere Monate blieb, und seine Sache dem Residenten völlig auseinandersetzte; aber dagegen einzuschreiten, wäre ein Bruch des Nichtinterventionssystems gewesen, und weder der Desmuth noch seine Leute erhielten je eine Genugthuung. Wo ich hinkam, fragte ich Leute jeder Art um die Ursache des Elends und der Auswanderung aus dieser Provinz, und stets erhielt ich die Antwort: es war Beni, der Talukdar. Als man endlich glaubte, nun sey das Maaß seiner Ungerechtigkeiten voll, und als die Einkünfte, der einzige Probierstein, den eine räuberische Regierung anerkennt, abnahmen, wurde dieser neue Verres nach Heiderabad berufen, und ins Gefängniß geworfen. Aber Geld deckt, wie die Liebe, viele Sünden; Beni Singh erkaufte sich damit seine Freiheit, und wenige Monate nachher wurde er abermals auf eine Provinz losgelassen, um hier die Laufbahn seiner Grausamkeit von neuem zu beginnen.

Hier also ist das Beispiel eines Mannes, der sich in allen Stellen schlecht betrug, der die Vernichtung ganzer Provinzen herbeiführte, dessen Verbrechen durch europäische Beamte ans Licht gezogen wurden, und selbst durch die versteckten Canäle der Volksklage an die Regierung gelangten, der aber dennoch von dem nachsichtigen Minister die Macht erhält, Hunderte und Tausende unglücklicher Unterthanen zu plündern und zu ermorden; daß der Minister den Charakter des Mannes kennt, ist gar nicht zu bezweifeln, denn in keinem Lande ist das Spionensystem so vollständig. Aber in diesem besondern Falle machte nicht nur der europäische Beamte, der seine Entfernung aus dem zuerst verwalteten Districte bewirkte, der Regierung die von demselben begangenen Abscheulichkeiten bekannt, und brachte unwiderlegliche Beweise vor, sondern es wurde auch, so notorisch war seine Tyrannei in Tullegaon und die Lage, in welche er diese Districte versetzt hatte, gegen den Gebrauch ein Europäer hingesendet, um die noch zurückgebliebenen Einwohner zu beruhigen, und die bereits geflohenen wo möglich zurückzubringen.

Dieß ist das Benehmen Eines Talukdars, dessen Verfahren ich in größerer Nähe beobachten konnte; man darf indeß nicht glauben, daß dieser Mann viel ärger hauste, als seine Nebenbeamten. Sein Benehmen war, so wie man es von einem Mann ohne Bildung erwarten konnte, der in den Besitz einer uneingeschränkten Gewalt gelangte, und selbst der nämlichen despotischen Strenge unterworfen war, die er gegen seine Untergebenen ausübte. Der Rest von Berar steht unter Nanikram, der für seinen District das ist, was Beni Singh für Tullegaon war; ähnliche Folgen seiner entsetzlichen Verwaltung nähern sich mit starken Schritten, und in kurzer Zeit wird das Thal von Berar, das die Vorsehung zu einem Garten des Ueberflusses schuf, eine heulende Wüste seyn. Nun möchte freilich die Regierung des Nizam so schlecht seyn, als sie wollte, es würde dieß die englische Regierung nichts angehen, wäre sie nicht bei den Handlungen der Regierung des Nizam direct oder indirect betheiligt. Aber dieß ist sie durch die militärische Hülfe, welche sie dem Nizam gewährt, und ohne die er sich auch nicht eine Stunde halten könnte; sie ist ferner dabei betheiligt durch die allgemein in Indien geltende Meinung, daß der Nizam unter der Leitung des englischen Residenten stehe, und daß der Minister Tschandu Lall, den die englische Regierung ernannte, noch immer deren Werkzeug sey. Und wer kann die Richtigkeit dieser Ansicht läugnen?

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 22.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Januar 1838.

Bemerkungen über die englische Armee.

Die Stärke der Regimenter.

Die lange Friedensperiode hat wie gewöhnlich manchem Mißbrauch Thür und Thor geöffnet, und das von Gewohnheitsmenschen gepriesene, von allen Vernünftigen aber verworfene System des Stellenkaufs hat unter der englischen Armee gleich einem Unkraut gewuchert. Ein englisches Regiment hat 10 Compagnien, welche je 90 Mann haben sollen, gewöhnlich aber, nämlich in ruhigen Zeiten, nur 75 haben, was die Stärke des Regiments auf 750 Mann bringt. Nun stehen in Canada 9 Regimenter, und man sollte meinen, 6750 Mann möchten hinreichend seyn, Quebec und Montreal zu besetzen und einzelne Aufstände niederzuschlagen; aber statt 6750 Mann sind kaum 3000 daselbst, da von den 10 Compagnien je 4 in England stehen, als Depot, das gewöhnliche Refugium für reiche Söhnlein, welche den harten Dienst in den Colonien nicht lieben, und doch gerne in Uniformen umher stolziren möchten. Die vier Compagnien von jedem Regiment, oder zusammen 36 Compagnien, welche nicht in Canada stehen, machen allein schon 2700 Mann aus, und es bleiben also nur 1050 übrig. Rechnet man vollends Deserteure, Verstorbene, Kranke, Officiersbediente u. dgl. ab, so wird wohl noch ein Viertheil oder 1000 Mann wegfallen, und statt 6750 Mann, welche dort seyn sollten, zählt man in Reih und Glied kaum 3000 Mann. Seit Jahren schon schreiben die militärischen Zeitungen gegen diesen Unfug, vier Compagnien von jedem Regiment in England zu lassen, während der Stab desselben in einem andern Welttheile steht; jetzt aber wird das Geschrei so laut, und die Folgen fallen bei Gelegenheit des canadischen Aufstandes so sehr in die Augen, daß die Regierung wohl eine Aenderung wird treffen müssen, wenn nämlich die Rücksichten, welche gegen eine Menge reicher und vornehmer Familien zu beobachten sind, vor dem Gebot der Noth zurückweichen. — Jetzt sendet die Regierung aufs eilfertigste Verstärkungen nach Canada, und diese Verstärkungen bestehen nicht bloß in neuen Regimentern, sondern in einexercirten Truppen aus den Depots, welche die Compagnien auf 100 Mann bringen sollen.

Nur die Regimenter in Indien sind vollzählig, d. h. es stehen wenigstens sämmtliche Compagnien dort, und jedes Regiment hat nur ein kleines Depot in England, um sich stets zu recrutiren, und den besonders in Indien starken Abgang zu ersetzen. Man kann deßhalb, besondere Krankheitsfälle abgerechnet, ein Regiment in Indien immer auf 800 bis 900 Mann rechnen, so daß die Gesammtstärke des in Indien befindlichen Truppencorps von 21 Regimentern Infanterie sich auf 17 bis 18,000 Mann belaufen wird.

Die Reiterregimenter, welche in 8 Compagnien zerfallen, haben nicht völlig 450 Pferde, welche Zahl in Kriegszeiten manchmal verdoppelt wird; die Compagnien sind also ungemein schwach, indeß besteht bei der Reiterei das gehässige Depotsystem nicht, indem von allen den zahlreichen Regimentern nur vier auswärts, nämlich in Indien stehen.

Der Grund, weßhalb die Regimenter, oder vielmehr die Compagnien, — denn das Bataillon, Regiment genannt, ist die taktische Einheit, — so klein sind, hängt wohl mit dem Recrutirungssystem zusammen. Zu der Zeit, als das englische Militär seine jetzige Gestaltung erhielt, nämlich im Laufe des vorigen Jahrhunderts, bestanden die durch Werbungen erhaltenen Truppen, wie allenthalben, so auch in England, meist aus Gesindel, das man allenthalben zusammenraffte, besonders weil damals noch die Schotten aus nationaler, und die Iren aus nationaler und religiöser Abneigung häufig in französische und spanische Dienste traten, und in dem gewerbreichen England fast nur der Auswurf sich anwerben ließ. Dieser Auswurf lieferte nicht einmal tüchtige Unterofficiere, so daß der Dienst fast ganz durch die Officiere geschehen mußte, zu welchem Zwecke man die Zahl der Officiere groß, die der Mannschaft aber klein machte. Während des langen Kriegs traten mehr und mehr Leute von besserem Schlage in Dienst, und die Noth zwang dazu, eine Anzahl derselben zu Officieren zu befördern, welche dann freilich nach dem Kriege wieder vernachlässigt wurden, so daß Lieutenants von 20 bis 30 Dienstjahren eben nichts Seltenes waren, obgleich man meinen sollte, bei dem fortwährenden halben Kriegsdienst in den Colonien müßte das Avancement doch schnell gegangen seyn. Aber mit dem Frieden wucherte das System des Stellenverkaufs wieder lustig empor, und der unbe-

mittelte, aus den Linien hervorgezogene Lieutenant ſah bald durch Kauf junge Leute zu Capitäns und Majors avanciren, welche zum Theil noch kaum auf der Welt geweſen waren, als er ſchon aus den Reihen ſeiner Cameraden ſich zum Officier emporgeſchwungen hatte. *) Doch iſt auch während des Friedens die allmähliche Umformung des Militärweſens fortgeſchritten, denn Iren und Schotten, namentlich Bergſchotten, zum Theil aus guten Familien, ſind, wie ehedem in franzöſiſche und ſpaniſche, ſo jetzt in engliſche Dienſte getreten. Die Mittel, Stellen zu kaufen, fehlen ihnen, ſonſt aber beſitzen ſie alle erforderlichen Eigenſchaften, und ſomit ſah ſich die Regierung veranlaßt, manche von ihnen unentgeldlich zum Officier vorrücken zu laſſen.

Skizzen aus Algiers Umgegend.

6. Die Ebene Metitſchad.

(Fortſetzung.)

Die Metitſchad war ſeit ſieben Jahren immer das ſehnſüchtige Paradies der Freunde der Coloniſation. Wenn man dieſen ihr langes Zaudern mit ihren projectirten Culturetabliſſements vorwarf, ſo war ihre Antwort gewöhnlich: „wir können nur in der Ebene cultiviren, wir wollen unſere Capitalien nicht an das undankbare Hügelland wagen, wir warten, bis wir die Ebene beſitzen werden.“ Die Gegner der Coloniſation, an ihrer Spitze der General Berthezène, wollten immer den Werth und die Fruchtbarkeit der Metitſchad beſtreiten, und ihr Hauptargument war ſtets deren moraſtiger Zuſtand, welcher nach ihrer Meinung alle Projecte von blühenden Pflanzungen dort auf immer zu nichte mache. Indeſſen ſo übertrieben vielleicht auch die Hoffnungen der Partiſans der Coloniſation waren, ſo völlig irrig ſind gewiß die Schlüſſe ihrer Gegner. Man weiß, daß unter dem tyranniſchen Drucke der Türkenherrſchaft, die ſtets nur bemüht war, die unterworfenen Völker auszuſaugen, und nie um den Wohlſtand und die Zukunft der eroberten Länder ſich kümmerte, die geſegnetſten Gegenden der Erde ſchnell in Wüſteneien ſich verwandelten. Mit den Geiſteskräften der Bevölkerung ſchlummern in der Regel auch die Schätze der Erde, und Barbaren bewohnen ſelten ein Paradies. Die Türken und Araber waren für die Metitſchad das, was die Spanier für die Ebenen Andaluſiens geweſen ſind. Zu den Zeiten, als die Mauren noch eine große civiliſirte Nation bildeten, waren die unter dem Namen „Marismas von Sevilla“ bekannten andaluſiſchen Ebenen vielleicht die blühendſten Gefilde der Erde. Man zählte damals von Sevilla bis San-Lucas 113 Dörfer. Als aber die Spanier die Canalarbeiten der Mauren, welche aus den Marismas einen köſtlichen Garten gemacht hatten, nach deren Vertreibung vernachläſſigten, überſchwemmten die Gewäſſer des Guadalquivir dieſe Ebene ganz, und heute gewahrt man dort nur mehr eine traurige Oede und die todte Natur der Moräſte. Der Zuſtand der Metitſchad iſt lange nicht ſo elend und ſteril, als der der Marismas von Sevilla; die Moräſte bedecken nur den kleinern Theil, und alle übrigen Strecken beweiſen durch die grüne Ueppigkeit des niedern Pflanzenwuchſes die Fruchtbarkeit ihres Bodens. Man begegnet in dieſer Ebene allenthalben den unverkennbaren Spuren ehemaliger Arbeiten zur Austrocknung der Sümpfe. Dieſelben waren entweder das Werk der Römer, dieſer unerreichbaren Civiliſirer der Barbarenländer, welche in Afrika, wie überall, unvertilgbare Zeugen ihrer Rieſenthaten hinterließen, oder mauriſchen Urſprungs aus jener Epoche, wo noch eine thatenkräftige Begeiſterung, ſtatt des heutigen dumpfen leidenden Fanatismus, die mauriſche Nation beſeelte. Es hat ſich auch allenthalben in dem Lande noch die Sage einer glücklichen Zeit erhalten, wo die Metitſchad blühend und bevölkert war. Dieſe Zeit mag in Betrachtung des heutigen Zuſtandes dieſer Moraſtebene ziemlich alten Datums ſeyn, aber auch jetzt noch bedarf es nur eines Blickes auf die einzelnen, mit Bäumen umpflanzten Oaſen, welche wie erhöhte Inſeln aus der kahlen Fläche herausragen, wie Hauſch Sul-Ali, Khadra, und vor Allem die paradieſiſchen Umgebungen Belida's, um einen Begriff zu gewinnen, welchen hohen Grades von Fruchtbarkeit und Blüthe dieſer Boden noch fähig iſt.

Sieben Flüſſe durchſtrömen die Ebene Metitſchad: an dem öſtlichen Ende der Iſſer, dann folgen, immer weiter gegen Weſten der Korſo, Uad-el-Reghaia, die Hamiz, die Aratſch, der Uad-el-Kerma und der Maſſafran, welcher letztere aus der Vereinigung der Chiffa, des Uad-Sidi-el-Kebir und Uad-el-Dſchar entſteht. Keiner dieſer Flüſſe iſt ſchiffbar, mit Ausnahme des Uad-el-Reghaia, des kleinſten von allen, der durch ſeinen langſamen Lauf, die Tiefe und Enge ſeines Bettes mehr einem Canale gleicht, und ſchon wenige Stunden von ſeiner Quelle öſtlich vom Cap Matifu in das Meer ſich ergießt. Der Lauf aller jener Flüſſe iſt von Süden nach Norden, und ihr Anblick ſo ziemlich überall der gleiche. Der Charakter der Ströme der Berberei im Allgemeinen iſt ein langſamer, ſchleichender Lauf in großen Krümmungen, eine ſehr enge und tiefe Mündung und ſumpfige Ufer, die der Oleanderſtrauch, die ägyptiſche Weide und anderes Buſchwerk von mittelmäßiger Höhe bedeckt, und die von hochbeinigen Watvögeln, wie dem Strandreiter (himantopus rufipes), dem ſichelſchnäbeligen Ibis und dem Purpurreiher bevölkert ſind. Der Maſſafran unterſcheidet ſich von den übrigen Gewäſſern durch die hohe, kräftige Vegetation ſeiner Ufer. Es gibt dort ſehr dickſtämmige Bäume, und das Terrain iſt weniger ſumpfig. Die Flüſſe der Provinz Conſtantine, von denen ich bei anderer Gelegenheit ſprechen werde, haben einen von den Gewäſſern der Provinz Algier etwas verſchiedenen Charakter. Die Ebene Metitſchad iſt noch heute, wie zu den Zeiten der Türken, in fünf Uthans oder Arrondiſſements getheilt. Iſſer im äußerſten Oſten begreift das Gebiet zwiſchen den Flüſſen Iſſer und Korſo in ſich. Dieſer Theil der Ebene iſt ſehr fruchtbar und ziemlich gut angebaut, obwohl auch dort einige Moräſte ſich befinden. Nur ein einziger Araberſtamm, Beni-Iſſer, bewohnt dieſen Uthan. Von mächtigen und kriegeriſchen Kabilen-

*) Die Naval and Military Gazette vom 6 Jan. d. J. enthält in dieſer Beziehung eine wahrhaft rührende Klage von einem alten, durch Strapazen im Colonialdienſt erſchöpften Subalternofficier.

ſtämmen umgeben, ſind die Beni-Iſſer gleich den Gebirgsbewohnern tapfer und fanatiſch. Lange waren ſie wider die Franzoſen feindlich geſtimmt, und verbündeten ſich gegen ſie mit dem berüchtigten Häuptling Ben-Zamun zu jeder kriegeriſchen Unternehmung. Seitdem aber dieſer Kaid, des unnützen Kampfes überdrüſſig, ſich nach ſeinem ſchönen Landgute auf dem Atlasgebirge zurückgezogen hat, und dort als ruhiger Pflanzer lebt, hörten auch die Beni-Iſſer auf, gegen die Franzoſen zu fechten, obwohl ſie bis im Mai 1837 deren Herrſchaft nie anerkennen wollten. Zu dieſer Zeit ging in Folge des Ueberfalles der Colonie Reghaia eine Expedition gegen die Beni-Iſſer ab, deren Folge die Unterwerfung dieſes Stammes war. In dem lange ruhigen Theile der öſtlichen Umgegend Algiers herrſcht ſeitdem eine heftige Gährung, und Araber und Kabylen bekämpfen ſich gegenſeitig. Ben-Zamun, der in neueſter Zeit wieder zu den Waffen gegriffen hat, verſucht vergeblich, die Beni-Iſſer durch Drohungen von ihrem Bündniſſe mit den Franzoſen abzuſchrecken. Dieſer Stamm iſt in der unglücklichſten Lage. Von der einen Seite durch die franzöſiſchen Truppen bedroht, denen es durch ihre Dampfſchiffe leicht wird, an der Mündung des Fluſſes Iſſer Truppen auszuſchiffen nnd die dortigen Duars zur Nachtzeit zu überfallen. Andrerſeits ſind ſie der Rache der Kabylen ausgeſetzt, welche das nahe Gebirge in großer Anzahl bewohnen.

Auf dem weſtlichen Ufer des Fluſſes Korſo beginnt der Uthan Khaſchna, der im Norden moraſtig, im Süden aber reich an Weideplätzen und Olivenbäumen iſt. Letztere bilden am Fuße des Atlas wirkliche Wälder. Die verſchiedenen Stämme des Uthan Khaſchna machen einen ziemlich bedeutenden Handel nach Algier mit wildem Oel, von welchem viel nach Europa ausgeführt wird. Der Kaid der Khaſchna bewohnt das ſchönſte Dorf der Ebene, Khadra genannt, welches in einer äußerſt pittoreeken Gegend gelegen iſt.

Der dritte Uthan der Ebene iſt Beni Muſſa, der das kleinſte, aber fruchtbarſte und im Verhältniß der Größe das bevölkertſte Territorium der ganzen Provinz inne hat. Es liegen darin 101 Hauſchs oder arabiſche Landgüter, von denen jedes ein ſteinernes Gebäude hat und an Holz und Waſſer Ueberfluß beſitzt. Dieſe Hauſchs liegen ſehr nahe beiſammen. Ueberhaupt hat die Ebene dort kein ſo kahles, einſames Ausſehen, wie auf den übrigen Punkten, ſondern zeigt eine belebte, maleriſche Landſchaft. Der Fluß Aratſch bildet die weſtliche Gränze von Beni-Muſſa. Das ganze weite Terrain zwiſchen dieſem Fluſſe und dem Maſſafran occupirt der Uthan Beni-Khalil, der wichtigſte der Provinz, der von anarchiſchen, ſchwer zu beherrſchenden Stämmen bevölkert iſt. In der Mitte dieſes Uthan liegt das Lager und Dorf Buffarik, welches das Centrum der ganzen Ebene Metitſchad bildelt. Buffarik iſt ein bedeutender Waffenplatz, hat immer eine ſtarke Garniſon und bedroht zunächſt Belida und die Gebirge. Die Enthuſiaſten der Colonie gingen ſeit Jahren ſchon mit dem Plan um, zu Buffarik eine neue Stadt zu gründen, welcher der Name Medina-Clauzel beſtimmt war, zur Zeit als der berühmte Marſchall noch im Gouvernementspalaſte zu Algier reſidirte. Indeſſen zauderten doch ſelbſt die eifrigſten Clauzeliſten, ihre Fonds für ihr Lieblingsproject zu einer Zeit anzulegen, wo die Hadſchuten einzelne Coloniſten auf Flintenſchußweite vom Lager ermordeten und die Heerden faſt im Angeſichte der franzöſiſchen Schildwachen davontrieben. Die dortige Stelle wäre freilich für die Gründung einer neuen Stadt herrlich gewählt, und zur Verwirklichung dieſes Projectes bedürfte es nur mehr Geld und Sicherheit. Dauert inzwiſchen der heutige Friede mit Abd-el-Kader und den Hadſchuten noch mehrere Jahre fort, und wird ſo das franzöſiſche Gouvernement in der Zwiſchenzeit eine undurchdringliche Vertheidigungslinie auf der ſüdlichen Gränze der großen Ebene herſtellen, ſo iſt es hohe Wahrſcheinlichkeit, daß viele europäiſche Auswanderer ſich bei Buffarik niederlaſſen werden. Eine große bevölkerte Stadt in dem Centrum der Ebene müßte für den Reiſenden, der von dem Algierer Hügellande nach der Metitſchad hinabſteigt, einen höchſt zauberiſchen Anblick bieten. Heutiges Tages aber beſteht Buffarik nur aus etwa 80 Häuſern, von denen kaum der zehnte Theil von Stein iſt und die ohne Plan und Ordnung in ziemlich weiten Zwiſchenräumen zerſtreut ſtehen. Die Bewohner des Dorfes ſind Europäer aus den verſchiedenſten Ländern. Faſt alle treiben Wirthſchaft. Von Ackerbau ſieht man dort noch keine Spur.

(Schluß folgt.)

Bevölkerung von Canada.

Das Statistical Journal enthält hierüber nachſtehende Angaben: Vergleicht man den Cenſus von 1824 mit dem von 1833, und den von 1828 mit 1836, ſo ergibt ſich, daß die Bevölkerung von Ober-Canada ſich in neuerer Zeit ungefähr in neun Jahren verdoppelt hat. Die durchſchnittliche jährliche Vermehrung der Bevölkerung in Nieder-Canada von 1825 bis 1836 beträgt 16,029, was 2685 weniger als in Ober-Canada ausmacht. Durch die Provinzialacte aus dem neunten Regierungsjahre Georgs IV ſenden 37 Grafſchaften je zwei Repräſentanten in die Provinziallegislatur, und drei je einen. Von dieſen Grafſchaften umfaſſen fünf die ſogenannten Eaſtern Townſhips, welche faſt ganz von Leuten brittiſcher Abkunft bewohnt ſind, und ſomit auch Repräſentanten dieſes Stammes ernennen; in den übrigen Grafſchaften aber wiegen die Bewohner franzöſiſchen Stammes ſo ſehr vor, daß die Repräſentation faſt ausſchließlich franzöſiſch-canadiſch iſt, oder wenigſtens franzöſiſch-canadiſche Anſichten unterſtützt. Der Cenſus von 1831 berechnet die Bevölkerung der ganzen Provinz auf 511,917 Menſchen, die Zahl der Katholiken auf 405,472, ſo daß alſo 108,445 Proteſtanten übrig bleiben, von denen keiner franzöſiſchen Urſprungs iſt. Von den Katholiken ſind etwa 50,000 brittiſchen Stammes, und ſomit war die Zahl der Bewohner brittiſchen Stammes zu denen von franzöſiſcher Abkunft 158,000 zu 353,000. Nimmt man nun an, daß die Bevölkerung von 1821 bis 1826 auf 600,000 ſtieg, ſo hat ſie ſich um 89,081 vermehrt; es iſt aber notoriſch, daß nicht nur die Ackerbaubevölkerung in den Jahren 1832 und 1834 bedeutend durch die Cholera litt, ſondern daß ſie auch durch die Auswanderung junger franzöſiſcher Canadier nach den Vereinigten Staaten ſehr vermindert wurde, während aus authentiſchen Quellen hervorgeht, daß in der obigen Periode 195,000 Auswanderer aus dem Mutterlande zu Quebec ankamen, von denen 55,000 ſich in Unter-Canada niederließen. Die natürliche Vermehrung der Bevölkerung würde demnach nur 54,081 betragen, und theilt man dieſe nach dem Verhältniß von 156 zu 353 unter beide

Racen, so stieg die Zahl der Einwohner französischer Abkunft auf ungefähr 590,000, die von brittischem Stamm auf 175,000, und rechnet man zu diesen letztern die 35,000 Auswanderer, so steigt ihre Zahl auf 210,000, und das Gesammtverhältniß beider Racen stellt sich in runden Zahlen auf 210,000 zu 590,000.

Das Verhältniss der englischen Herrschaft in Indien zu den Subsidiärstaaten.

Das Land des Nizam von Heiderabad.

(Schluß.)

Wenn aber die Interessen der englischen Macht in Indien mit den Angelegenheiten des Nizam dermaßen verschlungen sind, daß wir in großem Maße, wo nicht ganz, verantwortlich werden für die Uebel, welche die Regierung desselben täglich über das Land verhängt, dann wird es Pflicht, auf Mittel zu denken, um die Lage des Volks zu verbessern. Ein solches Mittel wäre die Zurückziehung der Truppen, im Fall eine Einmischung in die bürgerliche Verwaltung als ein Eingriff in die Unabhängigkeit betrachtet würde, zu der er durch erbliche Ansprüche berechtigt ist. Die Compagnie hat Pflichten der Dankbarkeit gegen den Nizam zu erfüllen, dessen Vorgänger sich in Zeiten der Noth als nützliche und treue Alliirte bewiesen haben. Die Coalition, welche die furchtbare Macht Heider Ali's und seines Sohnes vernichtete, begründete zugleich die englische Oberherrschaft in Indien, und solche Dienste verdienen eine dankbare Rücksicht; aber die Compagnie hat auch eine Pflicht gegen die zwei Millionen Menschen, über die der Nizam herrscht, und vor allem auch eine Pflicht gegen sich selbst zu erfüllen. Was der Nizam ansprechen kann, ist Schutz gegen fremden Angriff. Weiter zu gehen ist gegen die augenfälligsten Grundsätze der Gerechtigkeit.

Ich weiß wohl, daß starke politische Gründe dagegen sprechen, die Macht, welche wir über das Land des Nizam besitzen, je wieder aufzugeben. Es hieße dieß aus der einmal errungenen Stellung, zu der die Umstände uns fortgetrieben haben, zurückweichen, und wir müssen durchaus vorwärts, um uns selbst sicher zu stellen. Wir können nicht zurück; die ganze Halbinsel muß früher oder später in unsere Hände fallen. Das Zurückziehen unserer Truppen, und dieß müßte dann in allen Subsidiärstaaten statt finden, wäre das Signal zu Intriguen unter den unabhängigen Staaten, und eine Verbindung gegen die Engländer wäre der Erfolg. Uebrigens wäre es nicht ganz recht gegen den Nizam gehandelt. Im Vertrauen auf unsere Truppen hat er seine eigene Truppenzahl vermindert, und auch diese sind, wie wir oben gesehen haben, zum wirklichen Kriegsdienst ganz unbrauchbar; er wäre also nicht im Stande, seine gesetzliche Autorität gegen die Usurpationen seines unruhigen Adels zu behaupten. Eine völlige Uebernahme der Gewalt wäre eine directe Usurpation, und so groß auch die Uebel der Regierung des Nizam sind, so haben wir hierzu doch kein Recht; überdieß würde es die andern unabhängigen Fürsten beunruhigen, und sie zum Widerstande treiben. Es gibt jedoch einen Mittelweg, den einer der einsichtsvollsten Diener der Compagnie, Sir Ch. Metcalfe, während er Resident zu Heiderabad war, vorschlug, und damals auch in Ausführung brachte, nämlich die Anstellung eines europäischen Steuereinnehmers in jedem Districte neben dem einheimischen Talukdar, um ihm mit Rath und Beistand an die Hand zu gehen, und ihn zugleich zu beaufsichtigen. Sir C. Metcalfe erklärte dieß für das einzige Abhülfsmittel für die tiefeingewurzelten Uebel dieser in jeder Hinsicht corrupten Regierung, obwohl er selbst darin keine radicale Heilung erblickte, sondern nur eine Verzögerung des Verderbens, das er schon wie eine Gewitterwolke über dem unglücklichen Lande zusammenziehen sah.

Die Sache verdient die ernstlichste Erwägung des Rathes der Directoren, denn es ist eine bedeutungsvolle Lage, welche das Wohl oder Wehe von vielen Millionen in sich begreift; denn obwohl ich speciell nur von dem Lande des Nizam sprach, so wissen die Directoren doch recht wohl, daß viele andere Staaten unter demselben Drange leiden. Meisur kam durch die Fortsetzung dieser hassenswürdigen, herzlosen Politik an den Rand des Verderbens, dem es nur durch Einsetzung einer Regierungscommission an die Stelle des Radscha*) entging. Audh ist in raschem Verfall, und die Nothwendigkeit, dessen König abzusetzen und die Regierung zu übernehmen, ist in Aussicht gestellt; Nagpur leidet, wenn auch in geringerem Grade, weil unsere Einwirkung minder direct ist, und die Mahrattenstaaten unter Scindiah sinken schnell. Trop der vollständigen Kenntniß dieser traurigen Folgen beharrt die Compagnie aus einer mißverstandenen Ansicht von Ehre und Redlichkeit gegen die alliirten Fürsten oder aus einer selbstsüchtigen Politik noch immer in dieser unseligen Stellung gegen diese Staaten. Unsere Macht, welche ein Segen für Indien seyn könnte, wird zum Fluch, und doch sprechen alle anglo-indischen Depeschen von der Billigkeit, der Nachsicht und dem strengen Gefühl für Ehre und Billigkeit, das alle Maßregeln der Compagnie charakterisire. Im Detail ist dieß wahr; aber die ganze Geschichte des Emporkommens der englischen Nichtintervention entfaltet ein Schauspiel von politischer Schlechtigkeit, wie es seinesgleichen in der Geschichte nicht hat. Von allen aber ist das System, das man jetzt gegen die fälschlich sogenannten unabhängigen Staaten beobachtet, das schändlichste, und gewiß auch das verderblichste. In Zeiten des Krieges und der Gefahr entschuldigt das Princip der Selbsterhaltung Handlungen der Gewalt, wenn es sie auch nicht rechtfertigt; aber ein so entschieden verderbliches System in Zeiten tiefen Friedens zu verfolgen, ist unentschuldbar, und wird, wenn man darauf beharrt, die Macht der Engländer in Indien schwächen, indem es ihrem Namen ein unauslöschliches Brandmal aufdrückt.

*) Sonst hörte man von einem Sultan, d. h. einen muhammedanischen Fürsten von Meisur, aber die Compagnie hat nach dem Sturze Tippu Sahibs die von Heider Ali gestürzte Hindudynastie wieder hergestellt.

Vermischte Nachrichten.

Ein Hr. Deyme zu Vreseht (im französischen Departement Isère) hat in einem Felde, nicht weit von der genannten Stadt, ein sehr schönes Mosaik, und zwei in einem sehr schönen griechischen Styl ausgeführte Büsten von weißem Marmor aufgefunden. Die beiden prächtigen Proben von gallo-griechischer Kunst sind aus einer Art falschen Alabasters verfertigt, was beweist, daß die Marmorbrüche von Vizille schon von den Künstlern der griechischen Periode benützt wurden.

Man hat zu Athen ein Grabmal geöffnet, in welchem sich die Gebeine einer Frau fanden, und zur Seite zwei silberne Leuchter, so hoch als der Schenkel, aber bereits in Stücke zerfallen. Eine reiche Guirlande von Blumen in Gold, die von der linken Schulter nach der rechten Seite ging, ist vollkommen erhalten, so wie sieben goldene Ringe mit geschnittenen Steinen. Auch fand man Elfenbeinplättchen und andere Zierrathen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 23.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

23 Januar 1838.

Skizzen aus Mexico.

Die Kirchen.

Die Kathedrale ſteht genau auf demſelben Platze, welchen einſt der Haupttempel oder Teocali der Azteken, der des Huitzilopochtli und ſeines Zwillingsbruders des Tlaloch, einnahm. Sie ward gegründet durch den Kaiſer Karl V und den Papſt Clemens VII, mittelſt Bulle vom 9 Sept. 1530, und vom Papſte Paul III 1547 zur Metropolitankirche erhoben. Der Eroberer Cortez, als er das heutige Mejico an der Stelle des von ihm zerſtörten Tenochtitlan *) wieder aufzubauen begann, wies anfänglich den Platz des aztekiſchen Tempels den Franciscaner-Mönchen zur Errichtung einer kleinen Capelle und eines Kloſters für zwölf Mönche an. Bald darauf erhielt dieſer Orden indeß den Platz, auf welchem jetzt ſein Kloſter ſteht, und Cortez und Zamarraga (erſter Biſchof von Mejico) erbauten auf dem jetzigen Platze die erſte Kathedrale. König Philipp II erließ 1552 den Befehl, dieſe abzureißen, und an ihrer Stelle eine neue größere zu erbauen. Dieſe iſt die jetzige. Unter dem Biſchof Pedro Moya de Contreras begann 1573 der Bau, der 84 Jahre dauerte. 1657 ward die Kathedrale vollendet, und durch den Biſchof Marcos de Prado am 22 December eingeweiht. Die Koſten des Baues betrugen 1,753,000 ſpaniſche Piaſter oder Peſos, jeden zu 8 Silberrealen = 1 Rthlr. 8 Gr. ſächſiſche Conv. Münze, und wurden von den Königen Philipp II, III und IV und Karl II hergegeben. Die beiden Thürme, welche jetzt das Gebäude zieren, ſind viel ſpäter, erſt 1791 vollendet worden.

Das Gebäude iſt von Nord nach Süden 155⅔ Varas oder 467 ſpaniſche Fuß lang, und 73 Varas oder 219 Fuß von Oſten nach Weſten breit. Es erhebt ſich an der Nordſeite der Plaza mayor, auf einer erhöhten Eſtrade von ziemlicher Ausdehnung, ſchön gepflaſtert, und mit 126 ſchweren eiſernen Ketten, welche in netten Porphyr-Pfeilern, jeder 2 Varas hoch, hängen, eingeſchloſſen. Das Gebäude iſt äußerſt ſolid, aus Porphyrquadern und im reinſten doriſchen Style erbaut. Die nach Süden gerichtete Hauptfaçade hat drei Portale neben einander, deren mittleres drei Stockwerke hat, während die beiden andern deren nur zwei haben. Die untere Etage iſt in doriſcher, die zweite in joniſcher und die dritte in korinthiſcher Ordnung ausgeführt, und mit Säulen derſelben Ordnungen geſchmückt. Reliefs und Statuen mit Geſchmack und durchaus ohne Ueberladung angebracht, zieren dieſe Portale. Zu jeder Seite derſelben erhebt ſich einer der beiden ſchönen Thürme. Sie beſtehen jeder aus drei Etagen. Die untere iſt ſchlicht, nur an den Ecken mit vorſpringenden Pfeilern verziert. Die zweite iſt in doriſcher, die dritte in joniſcher Ordnung aufgeführt, und mit, dieſen Ordnungen entſprechenden, Pfeilern geſchmückt. Das Ganze ſchließt eine glockenförmige Kuppel aus Quadern, welche aber einen runden, mit einem Kreuze geſchmückten ſteinernen Knopf trägt. Dieſe Kuppeln ſind mit einer Baluſtrade umgeben, geziert mit koloſſalen Statuen, die Stifter der geiſtlichen Orden darſtellend. Auch über dem Geſimſe der zweiten Etage findet ſich eine ſolche Baluſtrade, die mit Vaſen aus Stein geſchmückt iſt.

Bis 1787 war von dem weſtlichen dieſer Thürme nur das untere, vom öſtlichen aber zwei Stockwerke vorhanden. In dieſem Jahre fing man an ſie weiter zu bauen, und 1791 wurden beide vollendet. Die Baukoſten betrugen 190,000 Peſos (Piaſter). Ihre Höhe über der Eſtrade (atrium) beträgt 218 ſpaniſche Fuß bis zur Spitze der Kreuze.

Ueber dem Hauptportale, mitten zwiſchen beiden Thürmen, befindet ſich die Uhr. Ihr Zifferblatt iſt von ſtark vergoldetem Metalle. Drei Statuen, Glaube, Liebe und Hoffnung darſtellend, ſchmücken hier das Gebäude. Dieſe Statuen ſind gut ausgeführt, wenn auch gerade kein Meiſterwerk.

An den öſtlichen Thurm ſtößt rechts die Fronte des ſogenannten Sagrario, oder der Pfarrkirche des Sprengels. Es iſt ſehr zu bedauern, daß dieſe, im allerſchlechteſten Schnörkelgeſchmacke des 17/18 Jahrhunderts, nicht im gothiſchen wie Bullock und Andere ſagen,*) erbaute Façade hier ſteht. Um ihre Geſchmackloſigkeit, welche neben der herrlichen Fronte der Kathedrale ſchon

*) Sprich Tenotſchtitlan.

*) Auch noch neuerlich C. C. Becher in ſeinem: „Mexico," der dieſen Anbau ſogar für eine von Cortez ſelbſt errichtete Capelle ausgibt.

genug ins Auge ſpringt, noch auffallender zu machen, hatte man ſo eben die Schnörkelreliefs ſämmtlich weiß, den Hintergrund derſelben aber chocoladebraun angeſtrichen! Ich konnte mich des lauten Spottens darüber nicht enthalten, und wünſche nur, daß der Pinſel ſich enthalten möge, die Façade der Kathedrale auf ähnliche Weiſe zu renoviren.

Die übrigen Fronten der Kirche ſind einfach, im doriſchen Style. Die nördliche hat zwei, die öſtliche und weſtliche jede eine Thür in gleichem Style.

Das Innere der Kathedrale beſteht aus fünf Schiffen neben einander. Sie ſind ſämmtlich in doriſchem Style erbaut, und mit ſehr ſchönen kühnen Gewölben überſpannt. Vierzehn große Pfeiler in zwei Reihen begränzen das Haupt- oder Mittelſchiff. Jeden derſelben umſtehen an ſeinen vier Seiten eben ſo viele majeſtätiſche doriſche Säulen, welche die Seitenbögen tragen, auf denen die Gewölbe des Mittelſchiffes und der ihm zunächſt liegenden beiden Seitenſchiffe ruhen. Mit ihrem andern Ende ruhen die Gurtbogen der Gewölbe dieſer Seitenſchiffe auf andern vierzehn Pfeilern in zwei Reihen, von denen auch die Seitenbögen und Gurten der Gewölbe der letzten beiden Seitenſchiffe ausgehen, deren andere Enden dann in die Umfaſſungswände des Gebäudes eingebunden ſind. Hinter dieſen letztern Pfeilern mit ihren und den Umfaſſungswänden verbunden, trennen Scheidewände die beiden letzten Seitenſchiffe jedes in ſieben Theile, deren jeder eine Capelle bildet. Dieſe Capellen ſind mit Thüren und Gitterwerk von Eiſen, reich vergoldet, geſchloſſen. Die meiſten der in ihnen befindlichen Altäre ſind in gutem Style, einfach und geſchmackvoll. Nur zwei oder drei von ihnen ſind im überladenen Schnörkelgeſchmacke der Zeiten Ludwigs XIV.

Im Fond des Gebäudes, am nördlichſten Ende des Mittelſchiffes, befindet ſich der Altar für gewöhnliche Meſſen. Er iſt reich und glänzend, in ziemlich reinem korinthiſchem Style ausgeführt. Vor ihm erhebt ſich, auf dem Gewölbe des Mittelſchiffes ruhend, eine achteckige große Laterne. Dieſe iſt mit einer ebenfalls achteckigen Kuppel bedeckt, auf welcher wieder eine kleinere ebenfalls mit einer Kuppel geſchloſſene Laterne ruht. Die untere Kuppel trägt, al Fresco gemalt, in ihren acht Feldern Gruppen der Patriarchen und berühmteſten Frauen des alten Teſtaments, die obere, ebenfalls al Fresco, die Himmelfahrt der Jungfrau Maria.

In der Mitte des Hauptſchiffes, vor dem eben genannten Altare und dieſſeits der Kuppel, ſteht der Hochaltar, El Ciprés genannt. Dieſer iſt zwar ſehr reich, aber äußerſt geſchmacklos, voll Schnörkel und Schnitzwerk, und wie der zu Puebla zu hoch für die Kirche. Seine Spitze berührt den Dom. Die erſte Etage dieſes Altars hat außen Säulen von Holz, reich vergoldet und marmorartig angeſtrichen. Die Säulen, welche unmittelbar das Tabernakel umgeben, ſind von Jaſpis, die, welche das Tabernakel ſelbſt bilden, von Silber, und die im Innern deſſelben von Gold. Statuen der zwölf Apoſtel zieren dieſe Etage. In der zweiten Etage findet ſich das Bild U. L. Frauen von der Himmelfahrt N^a S^a de la Asuncion, nebſt denen der Doctoren und Patriarchen der katholiſchen Kirche. Zu beiden Seiten des Presbyteriums befinden ſich die Pulte — Ambones — zum Abſingen der Epiſtel und des Evangeliums bei der Hochmeſſe. Sie ſowohl als die Kanzel ſind jedes aus einem einzigen Stück Tecali, einer Art ſtark durchſcheinenden, ſehr reinen kohlenſauren Kalks, verfertigt.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Algiers Umgegend.

6. Die Ebene Metitſchad.

(Schluß.)

Die Bevölkerung des ganzen Uthan Beni-Khalil wird auf 3000 Familien geſchätzt. Obwohl zur Uneinigkeit und zu Raufhändeln geneigt, ſtehen dieſe Araber doch unter den übrigen Stämmen im Rufe der Feigheit, und die Hadſchuten, ihre Nachbarn, haben Spottlieder auf ſie gemacht, worin die Beni Khalil Butter- und Käſekrämer genannt werden. Der Kaid dieſes Uthan ſpielte zu den Zeiten der Türken immer eine wichtige Rolle. Die ſeit 1830 von den Franzoſen ernannten Kaids der Beni-Khalil wurden mehreremale ermordet oder durch Schrecken gezwungen, in die Reihen der Feinde überzugehen. Der heutige Kaid iſt ſeit wenigen Monaten ein franzöſiſcher Officier Vergé, der zur mohammedaniſchen Religion übergetreten iſt, das Arabiſche ſehr gut ſpricht, und für dieſes Land, ſeine Sitten und Bevölkerung ſeit Jahren ſchon eine große Vorliebe zeigte. Er iſt der erſte Franzoſe, welcher zum Häuptling eines arabiſchen Uthan eingeſetzt wurde. Seine ausgezeichneten Talente, ſeine Thätigkeit und Energie empfahlen ihn hiezu eben ſo ſehr, als ſeine Kenntniſſe der Landesſprache und ſeine Begeiſterung für die Colonie. Hr. Vergé bewohnt das ſchöne Landgut Hauſch-Chauſch, wo er einige fünfzig Reiter in ſeinem Solde hat und den nahen Markt von Buffarik jeden Montag präſidirt. Die Araber haben vor ihrem neuen Kaid Achtung und Furcht. Vergé iſt für ſie ein gerechter, aber äußerſt ſtrenger Herrſcher.

Jenſeits des Maſſafran beginnt der fünfte Uthan, el-Sebt, der bevölkertſte und ausgedehnteſte der Provinz. Er begreift außer dem Hadſchutenlande auch den nördlichen Abhang des Atlasgebirges, wo die Kabylenſtämme Muzzaia und Summata wohnen, in ſich, und erſtreckt ſich ſüdlich bis zur Stadt Miliana, weſtlich bis Scherſchel und iſt im Norden von dem Algierer Maſſif und dem Meere begränzt. Die Ebene jenſeits der Ebiffa bewohnen außer den Hadſchuten die drei kleinen Stämme Zanakra, Ulad-Hamidan und Beni-Ellal, welche urſprünglich aus der Sahara kamen, aber ſchon ſeit ziemlich langer Zeit in der Metitſchad ſich niedergelaſſen und mit den Hadſchuten faſt ganz vermiſcht haben. In dem Gebiete dieſer Stämme liegt der See Alula und das Kubbar-el-rumiah (Grabmal der Chriſten), ein Pyramidentempel von beinahe 110 Fuß Höhe, über welches die wunderbarſten Sagen und Geſchichten im Lande verbreitet ſind. Ich habe dieſes Monument in einem frühern Jahrgange des Auslands geſchildert und ſpäter eines der darüber verbreiteten arabiſchen Mährchen mitgetheilt. Der See Alula in der Nähe des Kubbar-el-rumiah iſt ein Süßwaſſerſee von geringer Ausdehnung. In den heißen Monaten kann man denſelben zu Pferde

durchwaten. Auch dieſer See iſt der Gegenſtand verſchiedener Mährchen und Sagen, wie denn überhaupt die räuberiſchen Beduinen jener Gegend ein ſehr romantiſches Völkchen ſind und die Poeſie lieben. Von dem erwähnten Stamme Zanakra iſt in der Geſchichte der Araber Spaniens öfters die Rede. Die Individuen derſelben ſind auch ſehr ſtolz auf ihren alten ritterlichen Ruf, und bewahren manche Traditionen ihrer Ahnen aus dem Kriege gegen die Chriſten. Man kann den Stämmen des Uthan-el-Sebt ungeachtet ihrer gefährlichen Vagabundengewohnheiten einige Achtung nicht verſagen, und ich finde es keineswegs ſehr auffallend, daß mehrere franzöſiſche Officiere, wie Allegro, Pelliſier, Vergé, die häufig mit jenen Arabern in Berührung kamen, für deren kühnen abenteuerlich chevalereskten Charakter eine gewiſſe Vorliebe hegen. Der Capitän Pelliſier, jetzt Chef des Bureau arabe, hat einen ſeiner Söhne ſogar „Hadſchut" taufen laſſen.

Die ſämmtliche Bevölkerung der fünf Uthans der Metitſchad wird auf ungefähr 10,000 Familien geſchätzt, von denen aber ein großer Theil die an die Ebene gränzenden fruchtbaren Gebirgsabhänge bewohnt. Zu den Zeiten der Deyherrſchaft hatte jeder dieſer Bezirke zwei Kaids: einen Kaid-el-Uthan, den eigentlichen Häuptling, der immer ein Türke war und das Kriegscontingent befehligte, und den Kaid-el-Achur, gewöhnlich Araber, der mit dem Eintreiben der Abgaben beauftragt war. Ueberdieß exiſtirte, wenn der Uthan aus verſchiedenen Stämmen beſtand, für jeden Stamm ein Scheikh-el-Kebir oder Groß-Scheikh, und jedes einzelne Dörfchen hatte ſeinen Scheikh-Duar. Gewöhnlich waren die Türken bemüht, Araber und Kabylen, wenn deren in der Nähe wohnten, in einem Uthan zu vereinigen, um dieſen Völkern die Verſchiedenheit ihres Urſprungs vergeſſen zu machen. Die Gleichheit ihrer Religion war ohnehin ein mächtiges Band, welches vielleicht allein dieſe Barbaren bindert, ſich im gegenſeitigen Vertilgungskriege zu zerfleiſchen. Der Name Mohammed übt dieſelbe dämonenhafte Gewalt auf die unbändigen Atlasbewohner, wie auf die räuberiſchen Beduinenſtämme. Das Blutvergießen iſt zwar häufig unter ſo wilden Völkern, wo die phyſiſche Stärke faſt über Alles gilt, aber den Marabuts gelingt es doch immer die gegenſeitigen Feinde im Namen ihres Glaubens wieder zu verſöhnen.

Zufolge des Tractats mit Abd-el-Kader beſchränkt ſich der den Franzoſen zugehörige Antheil der Ebene Metitſchad auf das Territorium zwiſchen den Flüſſen Korſo und Maſſafran, alſo auf die drei Uthans Khaſchna, Beni-Muſſa und Beni-Khalil. Dort beſitzt die Staatsdomäne ſehr ſchöne Landgüter, welche größtentheils an Araber gegen ein ſehr geringes Geld verpachtet ſind. Nur der bekannte Hauſch-Haſſan-Paſcha (ferme modèle) und der prächtige Pachthof Suf-Ali, eine halbe Stunde öſtlich von Buffarik ſind von europäiſchen Pflanzern bewohnt, welche dort cultiviren laſſen. Ein anderes ſehr ſchönes Landgut im Uthan Beni-Muſſa iſt Eigenthum des Hrn. Tonnac, eines unermüdlichen, enthuſiaſtiſchen Coloniſten, welcher aus eigener Wahl und Willen in eine Einſamkeit ſich begrub und mitten unter den Arabern ein, wie es ſcheint, zufriedenes Leben führt, obwohl ſein Vermögen für ihn hinreichend wäre, in jeder europäiſchen Hauptſtadt als Rentier zu leben. Hr Tonnac beſucht faſt alle Märkte der Ebene und durchſtreift dieſes weite Gefilde häufig bloß von einem eingebornen Diener begleitet. Gäbe es in Algier nur hundert Coloniſten wie er, mit ſeinem unternehmenden, furchtloſen Geiſte, ſeinem Enthuſiasmus und ſeiner Ausdauer, ſo wäre Nordafrika vielleicht ſchon auf immer für Frankreich gewonnen, und man dürfte keine Beſorgniſſe mehr hegen, daß eine engliſche Flotte noch einmal kommen könnte, die franzöſiſche Garniſon in Algier auszuhungern. Inzwiſchen iſt es doch immer ſchon tröſtlich, daß das Beiſpiel von einigen wenigen aufopfernden enthuſiaſtiſchen Coloniſten gegeben iſt. Ihre Nachahmer, die furchtſamen Coloniſten, werden nicht ausbleiben, ſobald einmal alle Gefahr in dem keineswegs noch ganz beruhigten Lande verſchwunden iſt. Die Plane der heutigen Verwaltung bezwecken, im Süden der Ebene durch Occupation der wichtigſten Gebirgspunkte und durch Errichtung von Blockhäuſern eine undurchdringliche Vertheidigungslinie herzuſtellen. Die Einfälle der Hadſchuten haben ſeit dem Frieden mit Abd-el-Kader aufgehört, und den Kabylen im Oſten iſt ſeit der Unterwerfung der Beni-Iſſer ein Damm entgegengeſtellt. Sobald nun Belida von den Franzoſen endlich einmal beſetzt ſeyn wird, ſo bleibt auch den Kabylen im Süden keine andere Wahl mehr übrig, als Frieden zu ſchließen oder ihre Wohnplätze zu verlaſſen und tiefer in das Land ſich zurückzuziehen, denn nimmer werden dieſe es wagen, eine feindliche Haltung wider die Franzoſen zu behaupten, wenn deren Bajonnette ihre Wohnungen in ſolcher Nähe bedrohen. Die Ebene Metitſchad dürfte alſo gewiß in kurzer Zeit europäiſche Auswanderer in großer Zahl anlocken und jenem alten blühenden Zuſtande ſich wieder nähern, wie ihn nach der Tradition der Mauren deren Ahnen geſchaffen haben.

Chronik der Reiſen.

Die neueſten Fahrten nach Nowaja Semlja.

(Aus einem Bericht des Al. Bär im Bulletin scientifique de l'Academie de St. Petersbourg gezogen.)

Als ich im vorigen Sommer bemüht war, möglichſt vollſtändige Nachrichten über den jetzigen Zuſtand des ruſſiſchen Wallroßfanges einzuziehen, empfahl man mir den Steuermann der Marine, Hrn. Ziwolka, als denjenigen Mann, der über dieſen Gegenſtand am meiſten unterrichtet ſey, da er einen anſehnlichen Theil der Oſt- und Weſtküſte von Nowaja Semlja ſelbſt beſucht habe, und überdieß mit den Wallroßfängern, die jährlich an dieſe Inſelgruppe kommen, vielfach bekannt ſey.

Erſt im Winter kam Hr. Ziwolka nach St. Petersburg, und gab mir nicht nur über dieſen Gegenſtand die vollſtändigſte Auskunft, die ich bei einer andern Gelegenheit benutzen werde, ſondern er theilte mir auch einen ganz unerwarteten Reichthum neuer Nachrichten über Nowaja Semlja mit. Lange fortgeführte und zwölfmal täglich angeſtellte meteorologiſche Beobachtungen forderten zur Berechnung des Ganges der Temperatur in dieſer Gegenden auf, und ließen einen feſten Punkt zur Vergleichung anderer, weniger vollſtändigen Beobachtungen aus dem hohen Norden hoffen. — Am überraſchendſten war für mich, der ich ſeit langer Zeit ein lebhaftes Intereſſe für die Reiſen in den hohen Norden genährt hatte, die Nachricht, daß jetzt, in Folge zweier Expeditionen, der größte Theil der Oſtküſte von Nowaja Semlja nicht nur beſucht, ſondern auch kunſtgemäß aufgenom-

men ſey, obgleich ich von der erſten nur eine ganz kurze Nachricht, von der zweiten aber noch gar nichts geleſen hatte.

Wenn man weiß, mit welchen ungeheuren Schwierigkeiten der Fortſchritt der Entdeckungen in dieſen Gegenden verbunden iſt, daß von der Zeit an, wo Nowaja Semlja in der Geſchichte der Schifffahrt genannt worden iſt, bis zum Jahre 1833 nur einmal ein ganz kleiner Theil der Oſtküſte durch Rosmyſſlow, und zwar vom Matotſchkin-Schar aus, aufgenommen iſt, daß überhaupt nur von einem einzigen Menſchen, dem Wallroßfänger Loſchkin, eine Sage, daß er die ganze Oſtküſte im vorigen Jahrhunderte befahren habe, ſich erhalten hat; wenn man ferner ſich erinnert, daß die kaiſerliche Admiralität in den Jahren 1819 bis 1824 fünf verſchiedene, mit allen Hülfsmitteln verſehene Expeditionen ausgerüſtet hat, deren letztes Ziel immer die Oſtküſte von Nowaja Semlja war, ohne daß eine von ihnen nur ſo viel von dieſer Küſte hätte ſehen können, als Rosmyſſlow; wenn man ſich erinnert, daß vier von ihnen von einem Seemanne, wie Lütke geführt wurden, und Lütke's Verdienſte um die Kenntniß dieſes Landes ſich doch auf die genauere Beſtimmung der Süd- und Weſtküſte beſchränken mußten, daß ihm feſtliegendes Eis weder die Nordſpitze von Nowaja Semlja zu erreichen, noch durch die Oſtmündung von Matotſchkin-Schar oder durch die kariſche Meerenge vorzudringen erlaubte, — ſo gewinnt es das Anſehen, als ob die beiden neueſten Expeditionen, die der Gegenſtand meiner Mittheilung ſind, ganz beſonders durch Zufälligkeiten in der wechſelnden Lage des Eiſes begünſtigt worden ſind. Das mag allerdings ſeyn, doch dürfte der günſtige Erfolg noch mehr den Grundſätzen zuzuſchreiben ſeyn, nach welchen man bei ihnen verfuhr. In dieſer Hinſicht werden ſie noch wichtiger für die Kenntniß des hohen Nordens. Sie zeigen nämlich, daß für Unternehmungen in dieſen Gegenden die Geduld nicht weniger nothwendig, ja vielleicht noch nothwendiger iſt, als der Muth. Beide Expeditionen waren mit Ueberwinterungen verbunden, und nur hierdurch ward das Vordringen an die Oſtküſte möglich. Faſt dreihundert Tage mußte Pachtuſſow warten, bis die kariſche Pforte (zwiſchen Waigatſch und Nowaja Semlja) ſich öffnete, und, gleichſam als wollte das Eismeer an ihm ein Beiſpiel geben, welche Tugenden des Seemannes hier am meiſten ausrichten, wurde ſein Schiff am Schluſſe der zweiten Expedition, als er, vielleicht zu ſicher gemacht, zwiſchen ſchwimmenden Eisfeldern durchdringen wollte, in wenigen Stunden zerquetſcht. Auch kommen bei den Expeditionen unſerer Wallroßfänger verhältnißmäßig weniger Unglücksfälle vor, weil ſie, ſo oft es möglich iſt, vor dem Kampfe mit den Elementen ſich zurückziehen und die günſtigen Momente abwarten. Laſarew aber, der zu früh in den Kampf gegen das Eis geſchickt war, brachte eine ſcorbutkranke Mannſchaft zurück, und hat die Ufer von Nowaja Semlja kaum geſehen.

Daß mit dem heroiſchen Entſchluſſe der Ausdauer auch das kariſche Meer zu beſchiffen iſt, hat der früher erwähnte Loſchkin gezeigt, der eine zweimalige Ueberwinterung an der Oſtküſte von Nowaja Semlja an dieſen Verſuch ſetzen mußte. Dieſer ausdauernde Mann iſt auch, ſo viel wie mir bekannt iſt, der einzige, welcher vor Pachtuſſow durch die kariſche Pforte gedrungen war. Alle andern Expeditionen kehrten um, als ſie einen Wall von Eis hier vorfanden. Pachtuſſow hat von neuem beſtätigt, daß dieſe Pforte bisweilen ſich öffnet, und daß man nur dieſe Momente abzuwarten hat, um durch ſie zu dringen.

Auch die mehr offene jugoriſche Straße (zwiſchen Waigatſch und dem feſten Lande) hat ſich in neuerer Zeit zuweilen verſchloſſen gezeigt, obgleich vor mehr als einem Jahrhunderte nach vielfachen Zeugniſſen, welche Witſen, Lütke und vorzüglich Lehrberg geſammelt haben, eine Art von Handelsweg nach dem Obi hier durchging. Man muß alſo, ſo lange noch keine beſtimmten Beweiſe von der Zunahme des Eiſes und der Kälte in dieſen Gegenden vorliegen, annehmen, daß dieſer Handelsweg auch nur durch Anwendung der ausdauernden Geduld, gepaart mit Muth und andern, den Seemann bildenden Tugenden, befahren wurde.

Das weſtliche Ufer der Inſelkette wurde von Lütke während ſeinen viermaligen Reiſen ins Eismeer zu einem großen Theil aufgenommen. Der ſüdliche Theil aber und ein Theil des Oſtufers ſüdlich von der Straße von Matotſchki, von Pachtuſſow, deſſen wir ſchon vor einigen Jahren gedachten. (S. Nr. 25 vom Jahre 1834.)

Der Kaufmann Brandt in Archangelsk, der gern wiſſenſchaftliche Intereſſen mit Handelsſpeculationen vereinte, hatte ſich mit dem Oberforſtmeiſter Krotow verbunden, um theils den alten Handelsweg durch das kariſche Meer nach dem Obi-Buſen wieder zu verſuchen, theils die Oſtküſte von Nowaja Semlja aufnehmen zu laſſen, und daſelbſt künftig Wallroßfang einzuführen, wenn er ergiebig zu ſeyn verſpräche. Ich erinnere mich, gehört zu haben, daß die Compagnie Brandt und Krotow ein Privilegium für den Wallroßfang an dieſer Küſte erhalten habe, und, wenn ich nicht irre, auch ein Privilegium für den Seehandel nach der Mündung des Obi und des Jeniſſei. — Fürs Erſte aber ſollte die Oſtküſte von Nowaja Semlja wiſſenſchaftlich aufgenommen werden. Zu dieſem Endzweck erbat ſich die Compagnie Brandt und Krotow Officiere von der Marine, und rüſtete auf ihre Koſten drei Schiffe aus.

Das eine Schiff, geführt von dem Marinelieutenant Krotow, ſollte an der Weſtküſte von Nowaja Semlja bis zur Meerenge Matotſchkin-Schar hinaufſegeln, dann durch dieſelbe hindurchfahren, und, wenn es die Verhältniſſe erlaubten, durch das kariſche Meer nach der Mündung des Obi oder des Jeniſſei vordringen. Das zweite Schiff, geführt von dem Steuermann, Pachtuſſow, ſollte durch die kariſche Pforte dringen, und an der Oſtküſte von Nowaja Semlja hinaufſegeln, um dieſelbe aufzunehmen. Das dritte Schiff, von einem gewöhnlichen Kormſchtſchik geführt, ſollte an der Weſtküſte von Nowaja Semlja hinauffahren, gelegentlich Wallroſſe erſchlagen, und wahrſcheinlich (denn die Inſtruction habe ich nicht einſehen können) den Verſuch machen, die Nordoſtſpitze dieſer Inſelgruppe zu umſegeln, um vielleicht die andern Expeditionen zu erreichen. Dieſer Wallroßfänger iſt, mit Beute reichlich beladen, glücklich heimgekehrt, aber ohne das Nordoſtende von Nowaja Semlja erreicht zu haben. Krotow wurde ſchon im weißen Meere von Pachtuſſow durch Nebel getrennt; beide vereinigten ſich wieder bei Kanin-Noß, und trennten ſich dann, um zu ihren verſchiedenen Beſtimmungen abzugehen. Seitdem hat man von Krotow und ſeiner Mannſchaft nichts mehr gehört. Leider kann aber über das Schickſal deſſelben kein Zweifel mehr obwalten, denn auf der zweiten Reiſe fand Pachtuſſow im Jahre 1834 in der Silberbucht (auf der Weſtküſte, nahe am Matotſchkin Schar) die Trümmer eines großen Schiffes, in welchem man das Schiff Krotows erkannte, da mehrere von Pachtuſſows Leuten einige Theile dieſes Schiffes verfertigt hatten. Die ganze Mannſchaft muß in den Wellen ihr Grab gefunden haben, da von den zahlreichen Wallroßfängern, welche in den letzten Jahren Nowaja Semlja beſuchten, nicht einmal ein Leichnam aufgefunden iſt, ſo viel man erfahren hat.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 24.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Januar 1838.

Bemerkungen über die englische Armee.

Ueber das Vorrücken der Unterofficiere zu Officieren.

Die Militäreinrichtungen sind enger mit den Fortschritten der Gesellschaft verknüpft, als man in der Regel glaubt. Manche sich für sehr klug haltende Leute affectiren eine Nichtachtung des Militärs und seiner Einrichtungen, welche bis ins Lächerliche geht, — eine Nichtachtung, die sich noch aus einer Zeit herschreibt, wo der gemeine Mann, welcher ins Militär sich anwerben ließ, als ein Taugenichts galt, und der nachgeborene adelige Junker die Officiersstellen als sein natürliches Recht ansah. Dieser Stand der Dinge aber ist vorbei, und wie es ein charakteristischer Zug der Zeit war, in welcher er entstand und sich ausbildete, nämlich in der Zeit vom 30jährigen bis zum Revolutionskriege, so ist es auch der jetzige Stand der Dinge, wo zahlreiche Beförderungen aus der Linie vorgenommen werden. Selbst in dem geburts- und geldstolzen England macht diese Forderung des neuen Gesellschaftszustandes sich mehr und mehr geltend, und man hebt es nicht ohne Grund als einen großen Fortschritt hervor, daß im verflossenen Jahre ein Drittheil aller erledigten Fähndrichsstellen im englischen Heere unentgeldlich an tüchtige Sergeanten verliehen wurden. Ob die Regierung hiemit beabsichtigt, das System des Stellenkaufes, das sie nicht mit einemmal abschaffen kann, allmählich aufzuheben, wollen wir hier dahin gestellt seyn lassen.

Mit dem bloßen Befördern der Sergeanten zu Officieren ist es indeß nicht geschehen, man muß den neuen Officier auch in den Stand setzen, sich in seiner Stellung zu behaupten. Dieß ist aber bis jetzt nicht der Fall, nicht einmal bei der Infanterie, geschweige denn bei der Cavallerie, wo der einzelne Officier noch viel mehr Ausgaben hat, die er nicht aus seinem Solde bestreiten kann. In England ist es Herkommen und sogar Vorschrift, daß die Officiere eines Regiments mit einander speisen. In einer Versammlung der Officiere wird ausgemacht, was der Tisch jedem einzelnen kosten soll. In einer solchen Versammlung führen die reichern Officiere das große Wort, die höhern Officiere, welche schon an den Luxus des Regimentstisches gewöhnt sind, lassen sich die Vorschläge zu einem guten und theuern Tisch gefallen, da für sie die Ausgabe vergleichungsweise unbedeutend ist, und die unbemittelten Subalternofficiere schweigen aus falscher Scham oder werden überstimmt, machen den theuern Tisch mit, und stürzen sich in Schulden. Nachstehende, aus dem United Service Journal entnommene Berechnung setzt die Sache außer Zweifel.

Der Sold eines englischen Fähndrichs oder Unterlieutenants beträgt täglich 5 S. 3 D. oder beinahe 100 Pf. St. jährlich. Hievon werden ihm aber für Tischeinrichtung und Musik vorweg 20 Tage Sold oder über 5 Pf. abgezogen, und oft hat er noch einen besondern Beitrag für die Musik im Depot zu bezahlen. Seinem Bedienten hat er mindestens 1½ Sch. die Woche und die Kleidung zu bezahlen, welches Alles zusammengenommen etwa 15 Pf. St. ausmacht; es bleiben ihm also 81 Pf., und davon soll er seinen Tisch, seine Uniform und alle sonstigen unvermeidlichen Ausgaben bestreiten. Dieß wäre nun recht gut möglich, wenn er seinen Tisch wählen könnte, wie er wollte, aber dieß steht ihm nicht frei, er muß eine Tafel führen, die ihm täglich 2 Sch. 3 bis 6 D. oder jährlich 41 bis 46 Pf. kostet, abgesehen von sonstigen Ausgaben, die daran hängen. Der Ueberrest reicht nicht hin, seine übrigen Bedürfnisse zu bestreiten.

Hat sich nun ein Subalternofficier, wie dieß gewöhnlich geht, einmal in Schulden gestürzt, so muß er sich verklagen lassen, und wird cassirt, wenn er nicht zahlt, oder er muß den höchst fatalen Ausweg ergreifen, sein vielleicht bevorstehendes nächstes Avancement zu verkaufen, oder mit einem reichern Officier zu tauschen, dessen Regiment nach irgend einer Colonie bestimmt ist, und der nicht Lust hat, in einem ungesunden oder rauhen Klima zu leben. Dadurch fällt die Last des Colonialdiensts größtentheils auf die unbemittelten Officiere, und der Reiche, welcher mit seinem Eintritt ins Militär häufig nichts bezweckt, als einige Zeit eine glänzende Uniform zu tragen, und, — nachdem er eine Capitänsstelle gekauft, und einige Zeit darauf wieder verkauft hat, — sein Leben lang den Titel Capitän seinem Namen anzuhängen. Unter der Infanterie sind solche Leute natürlich am zahlreichsten in der Fußgarde, und dieß erklärt das neuerlich in den Zeitungen mitgetheilte Gerücht, daß mehrere Garde-

officiere auf die Nachricht, daß ihre Corps nach Canada bestimmt seyen, hätten austreten wollen. Doch dem sey wie ihm wolle, immerhin geht aus den angedeuteten Verhältnissen hervor, daß man entweder den Sold der Subalternofficiere in England erhöhen, oder aber sie nicht mehr nöthigen muß, einen Aufwand zu machen, welcher mit ihrem Einkommen in keinem Verhältniß steht, — abermals ein bedeutender Schritt gegen die im englischen Militärwesen herrschende Geldaristokratie.

Skizzen aus Mexico.

Die Kirchen.

(Schluß.)

Das ganze Presbyterium, zu welchem man vier hohe Stufen hinansteigt, ist mit einer Balustrade aus Bronze, auf deren Pfeilern leuchtertragende Statuen stehen, umgeben. Diese Balustrade läuft, einen breiten Gang, die Cruxia, zwischen sich lassend, bis zum Chore fort, den sie ebenfalls umgibt. Auch die zum Chore führenden Thüren sind aus Bronze. Diese Balustrade ward zu Macao in China gegossen, und 1750 in der Kathedrale aufgestellt. Sie wiegt 53,100 Pfund, und das Metall soll so viel Gold enthalten, daß ein Goldschmied sich erboten haben soll, gegen Ueberlassung desselben eine massiv silberne Balustrade von gleichem Gewichte an ihre Stelle zu liefern. Zahlreiche Statuen zieren die Balustrade, doch sind sie von unbedeutendem Kunstwerthe, plump in Zeichnung und noch im Ausführung.

Der über dem Boden der Kirche um etwa 3 bis 4 Fuß erhöhte Chor ist reich mit Vergoldung verbrämt. Auf ihm befinden sich die Sitze der Chorherren und zwei ziemlich gute kleine Orgeln.

Die Kathedrale besitzt Kostbarkeiten von großem Werthe. Die darin befindlichen Kirchenkleider, Altardecken ꝛc. (paramentos) sind die reichsten der Republik. Sie sind theils von Karl V, theils von andern Königen, theils aber auch von Privatleuten der Kirche geschenkt, theils hat sie diese auch selbst angekauft. Ihre nähere Beschreibung dürfte mehrere Bogen füllen.

Das Domcapitel (el cabildo) besteht aus 26 Capitularen. Es gibt einen Dekan, Erzdekan, Cantor, Schulmeister, zwe Schatzmeister, einen Doctoral, einen Magistral, einen Lectoral und einen Pönitentiarius. Dazu kommt noch eine Menge Kirchendiener (capellanos de coro) und Chor-Knaben (monacillos ó infantes para el servicio de acólitos). Das Orchester ist sehr gut.

Am nördlichsten Ende der Kirche finden sich, an der Westseite der Capitelsaal (sala del cabildo), die Schatzkammer, die Kammer der geistlichen Zehnten, und die öffentliche Bibliothek der Kirche, welche von den Canonicis Luis und Cayetano Torres gestiftet worden. An der Ostseite findet sich die Sacristei, das Chocoladezimmer *) und das Collegium der Zöglinge.

*) In welchem die Geistlichen nach geendigter Messe Chocolade nehmen.

Wir haben schon oben bemerkt, daß an die Ostseite der Kathedrale auch das sogenannte Sagrario stößt. Dieß Gebäude dient als Pfarrkirche, und ist 51 Varas lang und breit. Das Innere besteht aus drei Schiffen, ist solid, aber geschmacklos, und steht mit dem der Kathedrale durch eine Thür in Verbindung. Der Grundriß dieses Gebäudes bildet ein Kreuz, dessen Dimensionen nach allen Seiten gleich sind. In den durch diese Form entstandenen leeren Winkeln befinden sich verschiedene Räume, deren einer als Sacristei benutzt ist, während ein anderer zum Aussetzen der Gestorbenen des Sprengels vor ihrer Beerdigung dient.

Noch müssen wir der Glocken gedenken, welche in den Thürmen der Kathedrale sich finden. Die größte hängt im westlichen Thurme. Sie ist zugleich die größte in der Republik, heißt Maria de Guadalupe, und ist 18 Fuß hoch und etwa 9 Fuß im untern Durchmesser. Sie kam 1792 in den Thurm. Außer ihr gibt es noch zwei große Glocken. Die eine derselben, Doña Maria, wiegt 150 Centner und ist 1754 gegossen. Die andre wiegt 149 Centner und ward 1793 in dem Thurme aufgehangen.

Das Kloster San Francisco ist ein weitläufiges Etablissement mit einem jährlichen Einkommen von nahe an 100,000 Pesos, größtentheils durch Almosen aufgebracht. Die Kirche ist, wie alle in Neuspanien, sehr solid, auch in ziemlich gutem Style gebaut. Die Wände derselben sind gleich denen aller Zimmer, Corridors und Zellen des Klosters, mit großen Bildern bedeckt, Scenen aus dem Leben und den Wundern des Stifters des Ordens darstellend. Diese Bilder (Oel) sind im Ganzen schlecht genug, doch hat ihre Betrachtung viel Interessantes in Hinsicht der dargestellten Gegenstände. Mir verschaffte der Besuch des Klosters mehrere angenehme Stunden, welche ich größtentheils vor den Bildern zubrachte.

Dieß Kloster verdankt seine Entstehung einem Laienbruder, Fray Pedro de Gante, den man für einen natürlichen Sohn Kaiser Karls V hält. Dieser, ein sehr thätiger Mann, lehrte die Eingebornen zuerst die nützlichsten europäischen Künste, und ward so ihr Wohlthäter.

Das Kloster San Domingo mit seiner Kirche, gelegen an der Straße und dem Platze gleiches Namens, ist ebenfalls ein sehenswerther Punkt Mejico's. Es ist sehr weitläufig und besitzt große Reichthümer. Die Kirche ist mit Gemälden, Statuen ꝛc. glänzend verziert. Die Capitäle der Säulen, die Heiligenschreine sind reich vergoldet. Das Ganze ist voll Pracht, aber überall fehlt Geschmack. Das Kloster ist vom jetzigen Gouvernement zuweilen als Staatsgefängniß benützt worden, und es dürfte den hier eingesperrten Gefangenen sehr schwer, wo nicht unmöglich seyn, zu entkommen. Mehrere tausend Personen finden im Kloster Raum. Der Mönche sind gegenwärtig nur noch wenige.

Auf der schön gepflasterten weiten Estrade vor der Klosterkirche sieht man noch in einem großen flachen Steine das Loch, in welchem einst der Pfahl stand, an den die Opfer der Inquisition gebunden wurden, ehe man sie, dem Gott der Liebe zu Ehren, dem Flammentode übergab. Dieß Tribunal ward 1820

durch Kaiſer Auguſtin I (Iturbide) aufgehoben. Bis dahin ſtand es unter der Jurisdiction der Dominicaner. Noch iſt in der Vorhalle des Kloſters ein aztekiſches ſteinernes Schlangenbild bemerkenswerth. Es iſt ein zuſammengerollter rieſiger Wurm, der, aufgerollt, nahe an 50 bis 60 Fuß lang ſeyn würde. Er erhebt das Haupt, wie zum Sprunge, und hält im Rachen das ſehr verſtümmelte Bild einer zierlich gekleideten Jungfrau. In den jetzt leeren Augenhöhlen ſaßen vielleicht einſt Edelſteine.

Der ehemalige Palaſt der Inquiſition ſteht dem Dominicanerkloſter gegenüber, an der Plazuela de San Domingo, auf der einſt die Verurtheilten verbrannt wurden. Er iſt ein großes Gebäude von recht hübſchem Aeußern, dem man es nicht anſieht, zu welchen Zwecken es einſt errichtet worden. In ihm waren die Gefängniſſe für Ketzer und Irrgläubige, ſtarke, düſtre gewölbte Räume über der Erde. Unterirdiſche Gefängniſſe gab es hier nicht, da der feuchte und ſchwammige Boden, auf dem Mexico erbaut iſt, das Anlegen derſelben nicht erlaubte. Das Gebäude diente vor einigen Jahren als polytechniſche Schule. Jetzt ſoll es, wie ich hörte, zum Nationalmuſeum eingerichtet werden. Das Innere desſelben konnte ich leider nicht zu ſehen bekommen, ſo viele Mühe ich mir auch deßhalb gab. An den Wänden der Gefängniſſe ſoll man noch jetzt manchen geiſtreichen Vers oder Spruch leſen, einſt geſchrieben von den hier eingeſchloſſenen Unglücklichen.

Die Kirche im Kloſter de la Profeſa iſt unſtreitig eine der geſchmackvollſten in Mexico. Sie iſt in einfacher Pracht, durchaus ohne Ueberladung gehalten. An Größe kommt ſie faſt der Kathedrale gleich. Silberne und vergoldete Leuchter und Candelaber ſchmücken die Altäre. Viele, jedoch nur mittelmäßige und ſchlechte Gemälde bedecken die Wände. Im Kloſter waren mir unter dieſen beſonders drei auffallend. Sie bilden, ſo zu ſagen, eine Trilogie von Gemälden, und ſtellen das menſchliche Herz beſeſſen von den ſieben Todſünden und deſſen Bekehrung dar. Auf jedem derſelben ſieht man ein rieſiges Herz, auf dem ein Menſchenhaupt ſitzt. Auf dem erſten Bilde ſitzt im Innern des Herzens Satanas mit Schwanz, Pferdefuß, Ofengabel ꝛc., umgeben von einer Kröte, einer Schlange, einem Geißbocke, einem Tiger, einer Schildkröte, einem Pfau und einem Schwein. Das zweite Bild ſtellt den Teufel dar, wie er mit ſeinem Thiergefolge das Herz zu verlaſſen beginnt, während von der andern Seite eine weiße Taube hinzubringen ſich bemüht. Im dritten Bilde hat die Taube das Herz in alleinigem Beſitze, und Satan und Gefolge fliehen in der Ferne, unſtreitig dem Höllenpfuhle zu.

Die Architektur der Kirche Santa Tereſa iſt in gutem Geſchmacke gehalten. Die Zierrathen ſind einfach und gefällig. — Die gefälligſte aber unter allen von mir beſuchten Kirchen der Hauptſtadt iſt die von Jeſus Maria. Sie iſt mit großer Eleganz und im reinſten Geſchmacke verziert. Eine Doppelreihe weißer Korinthiſcher Säulen mit vergoldeten Capitälen und Baſen trägt den reich und geſchmackvoll verzierten, und ſchön al fresco gemalten Dom und Gewölbe.

Das Hoſpital, genannt el Hoſpital de Jeſus de los Naturales, zur Aufnahme von armen Kindern und Greiſen der Indier beſtimmt, ward von Cortez gegründet und bepfründet. Das Gebäude iſt geräumig, im Viereck gebaut, mit einem Hofe in der Mitte. Die Krankenzimmer ſind rein und luftig, die Wohnzimmer der Wärter, die Küchen ꝛc. bequem und gut angelegt. Man zeigte uns mehrere Portraits von Perſonen aus der Familie Cortez, die Standarte, unter welcher der Eroberer dieß weite Reich invadirte und des unglücklichen Montezuma glänzenden Thron umſtürzte, und einen großen Tiſch, der einſt ſein Eigenthum war, und deſſen Blatt aus einem einzigen Brette von Mahagonyholz beſteht. In der zu dieſer Stiftung gehörenden niedlichen Capelle befinden ſich, ſeinem eigenen Wunſche gemäß, die irdiſchen Reſte des großen und glücklichen Abenteurers. Sie werden in einer großen, eiſenbeſchlagenen Kiſte aufbewahrt. Ein Monument, dem Helden von ſeinem ſpätern Erben, dem Herzoge von Monteleone errichtet, trägt ſeine, von Tolſa ſehr gut ausgeführte Büſte von Bronze, den Feldherrn im reiferen Alter darſtellend, und erzählt in hochtrabender Inſchrift ſeine Thaten. Dieß Stift hatte ehemals eine jährliche Einnahme von mehr als 50,000 Piaſter. Jetzt iſt ſie ſehr geſchmolzen.

Chronik der Reiſen.

Die neueſten Fahrten nach Nowaja Semlja.

(Fortſetzung.)

Glücklicher war Pachtuſſow. Er hatte Archangelsk am 1 Auguſt verlaſſen, im weißen Meere mit den gewöhnlichen Gefahren desſelben, Nebeln und Untiefen, gekämpft, am 7 Auguſt ſich nochmals bei Kanin-Noß mit Krotow vereinigt, wandte ſich dann gegen die Südküſte von Nowaja-Semlja, und ankerte in der Bai Schyrotſchicha. Dann weiter nach Oſten ſegelnd, traf er bald auf dichtes Eis, und wurde dadurch genöthigt, am 31 Auguſt in die Felſen-Bai (Kamenka) einzulaufen. Da das Eis nicht weichen wollte, ſo traf er bald Vorkehrungen zu einem Winteraufenthalt, um hier, in der kariſchen Pforte ſelbſt, das Aufgehen desſelben im nächſten Sommer abzuwarten. Es ward aus Treibholz eine Hütte von 12 Fuß Länge und 10 Fuß Breite aufgebaut, die in der Mitte 7 Fuß, an den Seiten aber nur ſechsthalb Fuß Höhe hatte. Neben der Hütte wurde eine Badſtube aufgeführt, und dieſe mit der Hütte durch eine Galerie aus Segeltuch verbunden. So bereitete man ſich vor auf die bei den Ruſſen ſeit langer Zeit gewohnte Weiſe den langen Winter in dieſem kleinen Raume zuzubringen. Allein was Pachtuſſow nicht erwartet hatte, geſchah. Die kariſche Pforte wurde in den Monaten September, October und November mehrmals eisfrei. Er bedauerte ſehr, zu früh für den Winteraufenthalt ſich eingerichtet zu haben. Indeſſen, mochte er nun glauben, daß die Zeit nicht mehr erlauben würde, das Schiff ſegelfertig zu machen, oder mochte er beſorgen, daß er auf der Oſtküſte keinen ſo günſtigen Hafen treffen würde, er blieb an der gewählten Stelle.

Der Winteraufenthalt hatte dieſelben Beſchwerden, und gab dieſelben Beſchäftigungen wie gewöhnlich auf Nowaja Semlja, und wie man ſie von Barends und Heemskerk und von Roſmyſſlow kennt. Man hatte die Angriffe von weißen Bären abzuwehren und furchtbare Schneegeſtöber zu beſtehen; es wurden Eisfüchſe in Fallen ge-

fangen; es wurde Holz gesammelt, und dieses mußte zuweilen zehn Werste weit zusammengetragen werden. An Wärme scheint es in der Hütte nicht gefehlt zu haben, denn aus dem Moose, mit dem man die Zwischenräume zwischen den Balken ausgestopft hatte, trieben die eingeschlossenen Graswurzeln Halme hervor, die bis 8 Zoll Länge erreichten. Erst im März zeigte sich der Scorbut bei einigen Leuten.

Im April war Pachtussow bemüht, die Mannschaft noch mehr zu beschäftigen. Am 8 April begann er auf dem Eise die Aufnahme der benachbarten Inseln und der nikolskischen Meerenge, die man bis dahin nur dem Namen nach gekannt hatte. Am 15 April unternahm er einen größern Abstecher längs der Küste nach Westen, immer noch auf dem Eise fortgehend. Auf dieser Expedition wurde er am 24 April von einem so furchtbaren Schneegestöber überfallen, daß die Mannschaft sich nicht aufrecht halten konnte, sondern sich hinwarf, um sich vom Schnee überdecken zu lassen. Obgleich man nur wenige Werste von dem Orte dieses Ueberfalles Lebensmittel in den Schnee eingegraben hatte, fand man es doch unmöglich, während des Gestöbers diese zu erreichen. Man blieb drei Tage ohne Nahrung unter dem Schnee. In einem ähnlichen Schneegestöber verlor Rosmyssiow einen seiner Gefährten. Dasjenige, welches Pachtussow bestand, ist auch durch seine weite Ausdehnung merkwürdig, denn ich höre von Hrn. v. Helmersen, daß es sich den ganzen Ural entlang bis an dessen Südende gezeigt hat. — Im Mai nahm sich der Scorbut zwei Opfer.

Am 24 Junius war die karische Pforte offen, und der benachbarte Theil der Ostküste frei vom Eise, das Schiff war aber noch eingefroren. Pachtussow unternahm daher auf einem Boot eine Recognoscirung dieser Ostküste, indem er die östliche Spitze von Nowaja Semlja, die er Cap Menschikow nannte, umfuhr. Am 4 Julius traf man an der Mündung eines Flüßchens, das man auf den neuern Karten unter dem Namen Sfawina findet, ein umgefallenes Kreuz. Bei näherer Besichtigung konnte man deutlich die Jahrzahl 7250, so wie den Anfang der Inschrift Sfawa Fofanow lesen. Da der früher erwähnte Loschkin, von dem die Sage geht, daß er bisher der einzige gewesen, der die ganze Ostküste befahren hatte, den seltenen Vornamen Sfawa führte, so zweifelt man nicht, daß das Kreuz von ihm herrührte.*) Wahrscheinlich hatte er hier den ersten Winter zugebracht, da man gewöhnlich vor der Abfahrt von dem Winteraufenthalt ein solches Kreuz zu errichten pflegt. Mit diesem Kreuze wäre also das erste Document über diese merkwürdige Fahrt gefunden, zugleich aber auch das Jahr desselben berichtigt. Krestinin nämlich, der fleißige Schriftsteller über unsern Hochnorden, welcher die Sage von Sfawa Loschkins Reise aufbewahrte, hatte sie um das Jahr 1760 gesetzt. Dieses Kreuz aber ist 1742 errichtet worden, wie die Jahrzahl 7250 nach griechischer Kirchenrechnung angibt.

Das Boot kehrte nun um, und erreichte am 7 Julius wieder das Hüttenvorgebirge (Jéwnyi Mys), an welchem noch Eis lag. Am 11 Julius endlich verließ die ganze Expedition ab, nachdem sie 297 Tage in der Winterhütte zugebracht hatte. Bis zum 11 Jul. mußte man sich durch das Eis durcharbeiten. An der Insel Slabotski beim Cap Menschikow traf man wieder Spuren von der Anwesenheit von Menschen, eine Hütte nämlich, und in derselben eine Menge menschlicher Knochen. Einer von Pachtussows Begleitern wußte zu erzählen, daß im Jahr 1812 ein Samojede, Namens Mawei, mit seinem Weibe und seinen Kindern nach Nowaja Semlja gezogen, und nicht wieder gekehrt sey. Aus den wahrscheinlich von Thieren auseinander gezerrten Knochen ließen sich zwei Skelette von Kindern und das Skelett eines Weibes zusammensetzen. Von dem Manne war keine Spur aufzufinden. Es ist daher wahrscheinlich, daß dieser auf irgend einer Jagdexpedition verunglückte, und daß nun Weib und Kinder in der Hütte vor Hunger umgekommen waren. — Am 19 Julius gelangte man wieder an den Fluß Sfawina, den 20 zum Vorgebirge Hessen, am 21 in Lütke's Bucht, wo man eine Heerde weißer Delphine (Delphinus Leucas) und Robben von derjenigen Art sah, welche die Wallroßfänger Lyßany*) nennen. Achtzehn Tage wurde Pachtussow in Lütke's Bucht zurückgehalten. Den 12 August segelte er weiter, und traf einige Eisberge, die auf 11 Faden Tiefe gestrandet waren. Am 15 lief man in Matotschkin-Schar ein. In dieser Meerenge traf man eine Menge weißer Delphine und Robben von zwei Species, nämlich Seehasen (Phoca albigena Lepech.) und Nerpy, die Pallas für den gewöhnlichen Seehund hält. Man segelte nun durch Matotschkin-Schar, und erreichte schon am 19 die westliche Mündung dieser Straße. Am 25 ankerte man an der Insel Kolgujew. Ein Sturm, der sich hier erhob, machte es räthlich, in der Mündung der Petschora Schutz zu suchen. Man erreichte sie am 28. Der immer noch anhaltende Sturm ließ aber das Schiff am 5 September in der Bolwanskaja Guba scheitern. Die Mannschaft rettete sich in eine Hütte, aber auch diese wurde durch den Sturm überschwemmt und auseinander gerissen. Man mußte zwei Scorbut-Kranke auf dem Rücken durch das Wasser ein paar Werste weit tragen. Das zu sehr beschädigte Fahrzeug blieb in Pustosersk zurück, und Pachtussow reiste zu Lande mit dem Reiseberichte nach St. Petersburg.

Das wichtigste Ergebniß dieser Reise ist die Aufnahme der Ostküste der südlichen Hälfte von Nowaja Semlja, und die Beobachtung, daß diese Küste im Allgemeinen niedrig ist. Nur in sehr wechselnden Intervallen ist sie frei vom Eise.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sein Patronymicum war unbekannt.

*) Sie sind noch nicht systematisch bestimmt.

Nach einem Schreiben des Hrn. Waghorn in Aegypten macht die London Church Missionary Society Fortschritte. Eine Miß Holliday, welche am Ende des Jahres 1836 dahin kam, erlernte das Arabische, und hat nun eine Schule für achtzig arabische Mädchen errichtet. Dieß ist die erste weibliche Schule in Aegypten, und Hr. Waghorn glaubt, auch der Pascha werde etwas für den weiblichen Unterricht thun. Die Zahl der Knaben in den Schulen von Cairo beträgt 9000, in Alexandria 7000 und in Aegypten überhaupt 27,000.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 7** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Englische Minister als Dichter und religiöse Denker. — Percy Bysshe Shelley. (Fortsetzung.) Frankreichs Gegenwart.

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 25.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Januar 1838.

Etwas über die Perlenfischereien im persischen Meerbusen.

(Aus Wellsted's Travels in Arabia.)

Die Perlenbank erstreckt sich von Schardscha bis zu der Biddulphs-Gruppe. *) Der Meeresgrund besteht aus Muschelsand und zerbrochenen Korallen, und die Tiefe wechselt von fünf bis 15 Faden. Jedem steht es frei auf der Bank zu fischen, doch fallen nicht selten Streitigkeiten unter den verschiedenen Stämmen vor. Hindert sie die Anwesenheit eines Kriegsschiffs, die Streitigkeiten an Ort und Stelle auszufechten, so werden sie gewöhnlich auf den Inseln entschieden, wo man landet, um die Austern zu öffnen. Um diesen Streitigkeiten Einhalt zu thun, die, wenn man ihnen den Lauf ließe, zu allgemeiner Verwirrung führen würden, kreuzen gewöhnlich zwei Fahrzeuge der Regierung an der Bank.

Die Boote sind von verschiedener Größe und verschiedenem Bau, im Durchschnitt von 10 bis 80 Tonnen. Man rechnet, daß während der Fischerzeit die Insel Bahrein 3500 Boote jeder Größe liefert, die persische Küste 100, und das Land zwischen Bahrein und der Mündung des Golfs mit Einschluß der Piratenküste 700. Der Werth der Perlen, die man in diesen verschiedenen Häfen erhält, beläuft sich auf 40 Laks**) oder 400,000 Pf. Die Boote führen 8 bis 40 Mann, und die Zahl der Seeleute, welche in der günstigsten Jahreszeit mit der Fischerei beschäftigt sind, mag über 30,000 betragen. Keiner erhält einen bestimmten Lohn, sondern jeder hat einen Antheil am Gewinn. Eine kleine Abgabe erhebt der Scheikh des Hafens, zu dem jedes Schiff gehört. Sie leben während der Fischzeit von Datteln und Fischen, und der Reis, den die Engländer liefern, ist ihnen eine sehr willkommene Zugabe. Wo es viele Polypen gibt, wickeln sich die Taucher in ein weißes Kleid, gewöhnlich aber sind sie, mit Ausnahme eines Tuchs um die Lenden, ganz nackt. Wenn sie an die Arbeit gehen, so theilen sie sich in zwei Abtheilungen, von denen die eine im Boote bleibt, um die andern, welche untertauchen, wieder heraufzuziehen. Die letztern versehen sich mit einem kleinen Korbe, springen über Bord, und stellen ihre Füße auf einen Stein, an den eine Leine befestigt ist. Auf ein gegebenes Signal läßt man diese los, und sie sinken mit derselben zu Boden. Sind die Muscheln dicht über einander gelagert, so können sie acht oder zehn auf Einmal losbekommen; dann zerren sie an der Leine, und die Leute im Boot ziehen sie möglichst schnell wieder herauf. Man hat die Zeit, wie lange sie unter dem Wasser bleiben, sehr überschätzt: sie beträgt im Durchschnitt nicht mehr als Eine Minute, und ich weiß nur Ein Beispiel, daß einer länger als 1½ Minuten unter dem Wasser blieb.

Unfälle durch Haifische kommen nicht oft vor, aber der Sägefisch ist sehr gefürchtet. Man erzählte mir Beispiele, wo Taucher durch diese Ungeheuer völlig entzweigeschnitten wurden; diese Thiere erlangen nämlich im persischen Golf eine weit bedeutendere Größe, als ich sie sonst irgendwo sah. Sie sind von länglichrunder Form, der Kopf plattet sich gegen vornhin allmählich ab, während sie gegen den Schweif zu fast plötzlich dünner werden; sie sind gewöhnlich 13 bis 15 Fuß lang, und mit einer hornartigen, oben dunkeln, unten weißen Haut bedeckt. Die furchtbare Waffe, von der sie den Namen führen, ist eine flach vorstehende Schnauze, sechs Fuß lang, vier Zoll breit, und auf beiden Seiten mit Stacheln, ähnlich den Zähnen eines Haifisches, bewaffnet.

Man betrachtet das Tauchen als der Gesundheit sehr nachtheilig, und gewiß verkürzt es das Leben derer, welche es vielfach treiben. Um den Athem besser anhalten zu können, setzen sie ein Stück elastisches Horn über die Nase, welche dadurch fest zusammengehalten wird. Der Taucher geht nicht jedesmal, wenn er an die Oberfläche kommt, ins Boot zurück, sondern hält sich an den Stricken, welche an der Seite des Boots hängen, fest, bis er wieder hinlänglich Athem geschöpft hat. Sobald die Schiffer ihr Boot angefüllt haben, fahren sie nach

*) Berghaus in seinem Atlas von Asien gibt nach andern englischen Quellen die Gränzen der Perlenbank anders an, führt aber auch die Biddulphs Gruppe gar nicht auf, wenigstens nicht unter diesem Namen.

**) Wellsted sagt 40 Laks Dollars, dieß wären 4 Millionen Dollars, welche fast 1 Million Pf. St. ausmachen würden.

einer Inſel, von denen dieſer Meeresſtrich voll iſt, und bauen hier aus Maſten, Rudern und Segeln Zelte auf. Sie ſchätzen das Hundert noch unaufgemachter Muſcheln auf zwei Dollars.

Skizzen aus Mexico.

Markt, öffentliche Spaziergänge, Waſſerleitungen.

Es iſt unſtreitig eine der intereſſanteſten Unterhaltungen für den Nordländer die, welche ihm ein Morgenſpaziergang auf Mejico's Markte gewährt, und er kann ſie jeden Morgen genießen; denn in Mejico gibt es nicht, wie in andern Städten, einen beſtimmten Markttag in der Woche, ſondern jeden Morgen, ſelbſt die Feſttage nicht ausgenommen, wird Markt gehalten.

Der Marktplatz, Plazuela del Volador, wird nördlich von der Südſeite des Palaſtes, öſtlich von dem Univerſitätsgebäude und ſüdlich und weſtlich von Privathäuſern begränzt. Er iſt zwar etwas kleiner, als die Plaza mayor, aber immer von bedeutender Größe. Faſt alle hier verkauften Gegenſtände werden auf dem Canale von Chalco durch Indier in größern und kleinern Booten herbeigeführt, nahe am Markte gelandet, und dann auf dem Rücken zu dieſem getragen. Vieles kommt indeß auch von andern Seiten her, zu Lande auf dem Rücken des Indiers oder auf Eſeln, zur Stadt. Tauſende von Indiern, oft aus großer Ferne herbeigekommen, ſind jeden Morgen auf dem Markte verſammelt, und haben ihre verſchiedenartigen Waaren am Boden auf Matten vor ſich ausgebreitet. Fleiſcher, Seiler und andere Gewerbe haben hier ihre Buden. Unter ihnen drängen ſich Käufer und Käuferinnen, lärmende Kinder, betrunkene Leperos und neugierige Fremde. Das Ganze bietet eine äußerſt lebendige ſehr charakteriſtiſche Scene dar. Hier ſieht man zu großen, oft geſchmackvoll mit Blumen umlegten und beſteckten Haufen aufgethürmt die ſchönſten Früchte Europa's, Aepfel, Birnen, Pfirſiche, Apricoſen ꝛc. Dicht daneben liegen, in eben ſo großen und eben ſo geſchmückten Haufen, die herrlichſten Früchte der heißen Landſtriche, von denen viele, ſelbſt dem Namen nach, dem Europäer unbekannt ſind. Da ſieht man mächtige Haufen von Bananen oder Piſangs aller Art, Ananas, Aguacates (Laurus persea), Nanches, Guayavas (Psidium), Citronen, Limonen, Limas, Orangen aller Art, Zapotes negros, blancos und verdes, Chiramoyas und Anonas, Tunas und Pitayas (Cactusfrüchte), Chalotes, Granadillas (Frucht einer Paſſionsblume), Mameyes, Melonen (Waſſermelonen) oder Landias, Granatäpfel ꝛc. Weiterhin verkauft eine Anzahl alter weißköpfiger, und junger ſchwarzäugiger Aztekinnen Tomati und Gitomati (Liebesäpfel, Solanum lycopersicum) nebſt den verſchiedenen Arten Chile (ſpaniſchen Pfeffer, Capsicum). Ihnen folgt ein alter Mann mit einigen Säcken Papas (Kartoffeln). Neben ihm an hält ein anderer ſchön geflochtene Matten und Körbe feil. Dort feilſchen einige Spinnerinnen um rohe Wolle und Baumwolle; hier bietet man grobe wollene Decken von Queretaro, dort zierliche Töpferwaaren von Puebla feil; da wieder verkauft man rohe Felle. An einem andern Orte hält eine reinlich gekleidete Frau eine Bude mit erfriſchenden und berauſchenden Getränken aller Art, und vor derſelben und in ihrer Nähe lagern verſchiedene Indierfamilien, Männer, Weiber und Kinder, und verzehren zufrieden ihr einfaches Mahl von Tortillas (Maiskuchen), Chile und Salz, nebſt einem Glaſe erfriſchendem Pulque, gewonnen auf den Ebenen von Apam, aus dem Safte des Maguey (Agave americana). Weiterhin wieder verkauft man Fleiſch verſchiedener Art; doch wendet das Auge des Fremden ſich davon bald wieder ab, denn es gewährt, wenn es gleich von guter Beſchaffenheit iſt, kein appetitliches Anſehn, was von der Art des Schlachtens und dem regelloſen Zerhacken der Stücke herkommt. Eine ungeheure Menge von Geflügel: Hühner, Puter, Tauben und wilde Enten von den Lagunen, unter dieſen beſonders Anas clypeata und Anas erecca, ſieht man hier. Die Enten findet man roh, faſt immer ſchon ganz oder halb gerupft und auch gebraten. Sie ſind außerordentlich billig, und man kauft oft zwei bis drei Stück, ſchon gebraten, um ½ Real (2 Gr.). Nur ärmere Leute pflegen ſie zu eſſen. Auch Schildkröten, Fröſche und dergleichen Thiere, zu denen auch der Axolote, eine Art Waſſerſalamander gehört, verkauft man hier. Fiſche gibt es wenige, und dieſe ſind gewöhnlich ſehr theuer. Ich ſah nur Eine Art friſcher Fiſche hier, die ſogenannte Pesca blanca, welche 9 bis 10 Zoll lang iſt und in den Lagunen gefangen wird. Getrocknete Fiſche, unter dieſen eine Forellenart, ſind häufiger, aber ebenfalls theuer und ſchlecht. Haſen und Kaninchen gibt es in Menge, ſeltener Rothwildpret. Es verſteht ſich, daß auch Gemüſe aller Art, Kohl, Erbſen, Bohnen, Frijoles, Spinat, Rettige ꝛc. nicht fehlen; doch ſind dieſe, mit geringen Ausnahmen, bei weitem nicht ſo gut, als in Europa.

Ungeheure Heerden von Hornvieh, Ziegen, Schafen ꝛc. kommen alljährlich aus den Nordſtaaten der Republik nach Mejico.

Die Früchte der Tropen wachſen in geringer Entfernung von der Stadt. Die europäiſchen Früchte werden durch die Indier an den Ufern der Seen von Chalco und Xochimilco, auch auf den Chinampas oder ſogenannten ſchwimmenden Gärten gebaut und in Canoas zur Stadt gebracht. So groß auch der Marktplatz iſt, reicht er doch nicht hin für die Menge der Verkäufer, ſo daß noch die Straßen in ſeiner Nähe mit ihnen angefüllt ſind.

Vom Markte wandten wir uns zum Canale de la Viga, auch Canal de Chalco genannt. Er zieht ſich dem Spaziergange (Paſeo) gleiches Namens zur Seite hin. Dieſer Paſeo iſt eine etwa 40 Fuß breite, einige Fuß über den Boden erhöhete Straße. Vier Reihen Bäume theilen ſie in drei Alleen. Die mittlere iſt für Wagen und Reiter, die ſchmälere zu beiden Seiten für Fußgänger beſtimmt. Hie und da ſind Bänke zum Ausruhen angebracht. Das Ganze könnte recht hübſch ſeyn, wenn es beſſer im Stande erhalten wäre. Zu einer gewiſſen Jahreszeit *) iſt, ſo will es eine alte Sitte, dieſe Promenade ſehr beſucht. Jetzt war ſie öde, und nur etwa dem Fremden iſt es erlaubt, ſie um dieſe Jahrszeit zu beſuchen. Ein Mejicaner würde ſich ſehr hüten, den „Paſeo de la Viga" oder irgend

*) Im Frühjahre, in den Monaten März, April und Mai.

einen andern Vergnügungsort zu einer andern Zeit als der von der „Costumbre“ (Gebrauch, Mode) vorgeschriebenen, zu besuchen, denn nirgend klebt man so bis zur Lächerlichkeit an dem, was Herkommen und Mode erheischen, als in Neuspanien. Ich glaube, daß man einen Verstoß dagegen fast einer Todsünde gleich achten würde.

Der Canal ist etwa 18 bis 20 Fuß breit und von nur geringer Tiefe. Er war aber mit einer Anzahl Canoas bedeckt, in welchen Indier die Erzeugnisse ihres Fleißes zu Markte fuhren. Da sah man große Boote mit plattem Boden, beladen mit Pyramiden von Früchten und Gartenerzeugnissen aller Zonen, geschmückt, ja fast überdeckt mit Blumen der verschiedenartigsten Formen und brennendsten Farben. Andre führten Pyramiden von Maiskolben, andre waren mit Weizen- und Gerstenstroh beladen, noch andre führten Geflügel aller Art. Fast immer wurden diese Fahrzeuge durch die Frauen der Indier mittelst langer Stöcke fortgeschoben. Oft hatten sie dabei noch einen Säugling auf den Rücken gebunden. Der Mann saß gewöhnlich sehr gemächlich und breit im Canot, und klimperte auf seiner „Garanita“ (kleine Guitarre mit fünf Saiten) den beliebten „Zarabe“ (Nationaltanz). In einigen dieser Boote bemerkten wir Frauen, welche Baumwolle in schmale, weiß- und blaugestreifte Zeuge woben. Sie bedienten sich dazu der äußerst einfachen Handwebe, welche überhaupt unter den Indiern noch allgemein im Gebrauche ist. Eine andre Art Canoas sahen wir, klein, nicht größer als eine große Mulde, in welcher einzelne Frauen, einen Topf mit Milch oder Pulque, oder einen Korb mit in große Blätter gewickelter Butter neben sich, rasch dahinflogen. Diese Fahrzeuge, aus einem Baumstamme gehauen, sind so klein und flach, daß ich jeden Augenblick fürchtete, sie umschlagen zu sehen; allein mein Begleiter versicherte mich, daß die Frauen das Fahren mit denselben so gut verständen, und das Gleichgewicht in ihnen so gut zu halten wüßten, daß für sie gar keine dergleichen Gefahr vorhanden sey.

In der Nähe des Punktes, an welchem der Paseo sein Ende erreicht und die Marschländer des See's von Chalco beginnen, führt eine Brücke von Einem Bogen über den Canal. Diese Brücke dient nicht nur als solche, sondern auch hauptsächlich, als Thor, um den Canal mittelst eines Balkens (Viga) verschließen zu können. Neben der Brücke steht nämlich das Zollhaus (Guarita), in welchem von allen in die Stadt geführten Artikeln ein Zoll (Alcabala) gegeben werden muß. Von jenem Baum, mit welchem die Passage auf dem Canale bei Nacht gehemmt wird, hat dieser und der Paseo den Namen.

(Schluß folgt.)

Aufgefundenes Mosaik in Carthago.

(Aus dem Schreiben eines französischen Schiffsfändrichs im Temps.)

Ich benützte die Anzeigen, die mir Hr. Falbe, der dänische Consul, über die Lage der wichtigsten Orte gab, und richtete meine Forschungen auf ein Terrain östlich von Byrsa. Die Nachgrabungen, die anfangs wenig Interesse darboten, wurden bald wichtiger, und ich hatte das Glück, die Stelle einer Kammer zu entdecken, worin sich ein merkwürdiges Mosaik befand. Es besteht aus sechs Gemälden, Jagdscenen darstellend. Diese Gemälde sind in einen breiten Rahmen gefaßt, der mit Arabesken, Blumen in bunter Mischung mit Eichhörnchen, Katzen, Hirsch-, Esels-, Tiger-, Löwenköpfen und dergl. verziert ist. Die vier ersten Gemälde sind gegen Norden gekehrt, wo die Gestalt des Mosaiks zwei Fenster zu bezeichnen scheint. Die beiden andern haben eine verschiedene Richtung. In erster Linie sieht man zwei mit Keulen bewaffnete Männer, vor denen zwei Reiter einen Hirsch im Laufe verfolgen, dessen Geweih sich in Netzen verstrickt. Ihnen zu Füßen ist eine in ihrem Blute liegende Ziege. Darauf kommen zwei andere, mit Blechhandschuhen versehene, und mit Lanzen bewaffnete Männer; der eine stützt sich auf seine Lanze, der andere macht sich, nachdem er die seinige einem Schwein in den Kopf gestoßen, bereit, es zu tödten. Ein Jäger, der griechisch gekleidet zu seyn scheint, reitet ihnen auf einem sehr schönen Pferde voran. Dieser Reiter wird zu drei Viertheilen gesehen. Vor ihm bäumen sich zwei Pferde ohne Rüstzeug. Der schlechte Zustand der letzten Gemälde gestattet nicht wohl, deren Gegenstand zu erkennen; indessen unterscheidet man noch einen Löwen, einen mit einer Lanze bewaffneten Mann, ein durch ein Ungeheuer in Schrecken gesetztes Pferd, und eine Kugel, die von einer Hand gehalten wird. Alle diese Gemälde haben eine gute Zeichnung und Farbenmischung. In der Nähe dieses Stückes ward ein zweites, halbkreisförmiges entdeckt. Ein knieender Mann ist der Hauptgegenstand des Mosaiks, das sich darauf befindet. Der blutige Kopf eines Thieres liegt vor diesem Manne; rund herum sind mit Früchten beladene Orangenbäume, unter denen Hasen und verschiedene andere Thiere liegen.

Es bleiben noch Nachsuchungen genug zu machen übrig, die ich jedoch Andern überlassen muß. Der Admiral und die Schiffscommandanten besuchten die Orte, und bewunderten sämmtlich die Arbeiten der alten Bewohner dieses Landes. Die Barbaren, die es jetzt inne haben, machen sehr wenig Aufhebens von diesen Meisterwerken. Die Nachgrabungen waren schon seit fünfzehn Tagen angefangen, und noch hatte ich Fraiseb-Ben-Mohammed, den Herren des Zeltes, das ich so gut umstürzte, nicht gesehen; er dachte so wenig an den Werth meines Schatzes, daß es ihm nicht einmal einfiel, eine Entschädigung von mir zu verlangen für die Verwüstung, die ich ihm verursachte. Als ich ihn sah, bot ich ihm einige Pfund Pulver, die er annahm, und womit er sich so befriedigt zeigte, daß er mir durch Zeichen zu verstehen gab, ich möge arbeiten, wo ich wolle. Vierzig Eier, die er mir zum Geschenk machte, und die ich annahm, um ihn nicht zu beleidigen, bewiesen mir vollends, wie zufrieden er war. Der arme Mann konnte die Sorgfalt nicht begreifen, die ich auf die Mosaikarbeit verwandte, noch die Mühe, die ich mir gab, um sie wegbringen zu lassen, was übrigens nicht ohne Schwierigkeit war.

Chronik der Reisen.

Die neuesten Fahrten nach Nowaja Semlja.

(Fortsetzung.)

Die Straße Matotschkin-Schar und ein bedeutender Theil der Ostküste vom 73° 15′ bis über 75° N. B. hinaus, so wie eine Strecke

zwiſchen 75° 30′ und 76° auf der Weſtküſte wurden von einer Expedition aufgenommen, welche die kaiſerliche Marine im Jahre 1835 ausrüſtete.

Sie hatte die Beſtimmung, wo möglich die Aufnahme der Oſtküſte von Nowaja Semlja von Matotſchkin-Schar aus zu beendigen, und ſollte zu dieſem Zweck in der genannten Meerenge überwintern. Es wurden zwei Fahrzeuge dazu beſtimmt, der kleine Schooner Krotow und das Transportſchiff Koſſakow. Beide hatte man gegen das Eis zu verwahren geſucht. Der Schooner war mit Eiſenblech bekleidet, und außerdem der ganze Vorderſteven und der Kiel mit einer dicken Eiſenſchiene verſehen. Das Transportſchiff hatte an ſeinem Vordertheile eine Bekleidung von Planken erhalten. Die Leitung der Expedition erhielt wieder Pachtuſſow. Unter ihm führte der Steuermann Siwolka das Transportſchiff.

Am 24 Julius a. St. verließen ſie Archangelsk. Am 30 mußten ſie bei friſchem Nordoſt bei den drei Inſeln an der Küſte Lapplands einlaufen. Am 5 Auguſt umgingen ſie Kanin-Noß. Hier wurden während einer Windſtille 18 Pud (über 7 Centner) Stockfiſche gefangen. Am 7 berührten ſie Kolgujew; am 8 trennte ein Nebel beide Fahrzeuge. Beide erreichten am 9 Nowaja Semlja. Pachtuſſow lief in die Bai Schprotſchicha ein, wo ihn Windſtille aufhielt; am 18 kam er an die Nechwatowa, einen von den Wallroßfängern ſehr beſuchten Ort, von wo Siwolka mit dem andern Schiffe kurz zuvor abgeſegelt war. Am 27 trafen beide Schiffe an der Mündung von Matotſchkin-Schar zuſammen, ohne bis dahin irgendwo Eis getroffen zu haben. Am 30 fuhren ſie in der Straße nach Oſten, mußte aber innerhalb derſelben am 31 wegen eines heftigen Oſtwindes vor Anker gehen, und dort bis zum 9 Sept. liegen bleiben. Pachtuſſow verlor in dieſem Sturm einen Anker und Siwolka ein Boot. Eine Menge heulender Wölfe ſah man am Ufer verſammelt. Kaum war man am 9 Sept. dem Wallroß-Vorgebirge (innerhalb Matotſchkin-Schar) vorbeigekommen, als man die ganze Straße mit Eisſchollen bedeckt ſah, die der Oſtwind hergetrieben hatte. Man mußte den ganzen Tag kreuzen und befeſtigte am Abend die Fahrzeuge an geſtrandete Eisſchollen. Als man am 15 weiter vorzudringen ſuchte, bemerkte man, daß die Fluth von beiden Seiten in die Straße drang und in der Mitte einen Strudel erregte, dem die Eisſchollen folgten. Am 15 wurden die Anker der Schiffe gelichtet, und man ſegelte durch die Eisſchollen, indem man dieſe durch die Maſtreſen ſo zu wenden ſuchte, daß das Schiff zwiſchen ihnen durchdringen konnte. Am 14 erreichte man die öſtliche Mündung, fand ſie aber ganz von Eis verſchloſſen, in welches die Schiffe bald ſo tief einliefen, daß ſie kaum noch gewendet werden konnten. Man mußte die Anker auswerfen. Leute, welche man auf die Höhen ſchickte, ſahen das ganze kariſche Meer mit Eis bedeckt, ohne irgendwo offenes Waſſer erblicken zu können. Ein Theil der Eisſchollen, die ſich in der Meerenge befunden hatten, kehrten aus derſelben zurück, und wurden in der Nacht während eines Froſtes von — 12° R. durch neu entſtandenes Eis zu einer Maſſe verbunden. Um hier nicht während des Winters eingeſchloſſen zu bleiben, mußte man das neugebildete Eis mit dem Beil aufhauen. Dann fuhr man wieder nach Weſten, und traf am Flüßchen Iſchiratin Vorkehrungen zum Winteraufenthalte. Hier hatte Rotmyſſow ſein leckes Fahrzeug auf den Strand laufen laſſen, als er Nowaja Semlja auf einem Wallroßfänger verließ. Aus dieſem Wrack und drei alten Hütten baute man eine Winterhütte von 25 Fuß Länge und 21 Fuß Breite, 8 Fuß Höhe in der Mitte und 5 Fuß an den Seiten. Dieſes für Nowaja Semlja ungewöhnlich große Gebäude wurde in zwei Abtheilungen getheilt; eine für die Mannſchaft und die andere für die Officiere. Neben der Hütte wurde noch eine kleine Badſtube angelegt. Da das Moos, das man zum Verſtopfen der Lücken brauchte, ſchon ganz gefroren war, mußte es vorher auf erhitzten eiſernen Platten aufgethaut werden. Am 8 October wurde dieſe Winterhütte bezogen.

Den Aufenthalt in der Hütte fand man in Bezug auf die Kälte ganz erträglich; läſtiger war der Rauch, der ſich ſehr niedrig hielt, denn einen wahren Rauchfang haben dieſe Gebäude nicht. Statt deſſen dient eine bloße Oeffnung im Dache. Am läſtigſten war die Feuchtigkeit, da das gebrauchte Holz zum Theil, und auch das Moos beim Bauen feucht war. Schneegeſtöber bedeckten dieſe Hütte zuweilen ſo, daß man ſie in acht Tagen nicht verlaſſen konnte. Mehr als Einmal konnte man nur durch die Oeffnung im Dache ſich hinausarbeiten, und das erſte Mal mußte ſie für dieſen Zweck erweitert werden. Elf Eisbären wurden im Laufe des Winters an der Hütte erlegt; einer von ihnen auf dem Dache, und ein anderer in der Hausflur. — Die Mannſchaft wurde in unausgeſetzter Thätigkeit erhalten, denn die Beſorgung der nothwendigſten Bedürfniſſe koſtete große Anſtrengung, da man das Treibholz aus Entfernungen von 10 bis 11 Werſten zuſammenſchleppen, und das Waſſer, nachdem bald ein benachbartes Flüßchen ausgefroren war, täglich aus einem ſechshalb Werſt entfernten See, bei einer Kälte, die öfter mehrere Tage hindurch um — 30° R. ſich erhielt, bringen mußte. Die Mannſchaft, welche mit ſamojediſcher Pelzkleidung verſehen war, litt von dieſem Froſte nicht, da eine Kälte von — 25° R. immer nur bei ganz ſtillem Wetter eintrat. Man war vielmehr darauf bedacht, ſie ſo viel als möglich im Freien zu beſchäftigen. Es wurden mehrere Fallen für Eisfüchſe in anſehnlichen Entfernungen angelegt, und Uebungen im Schießen nach dem Ziele angeſtellt. Erſt im März zeigten ſich die erſten Spuren des Scharbocks, und nur Ein Mann, der ſich durch Trägheit ausgezeichnet hatte, ſtarb an dieſer Krankheit. — Im März ging man auch ſchon zur Aufnahme der weſtlichen Küſte von Matotſchkin-Schar ab. Zugleich wurden von dem zurückgebliebenen Theile der Mannſchaft zwei Schlitten aus Holz angefertigt, und andere Vorkehrungen für eine Expedition nach Oſten getroffen.

Dieſe Expedition, welche im April unternommen wurde, hatte den Zweck, auf dem Eiſe nicht nur nochmals Matotſchkin-Schar, ſondern auch einen Theil der Oſtküſte aufzunehmen. Sie iſt ähnlichen Expeditionen zu vergleichen, welche die Engländer auf ihren nördlichen Entdeckungsreiſen der letzten Zeit beim Uebergange des Winters in den Sommer, vor dem Abgange aus dem Winteraufenthalte gewöhnlich unternahmen, nachdem der kühne Parry auf der Melville's Inſel das Beiſpiel gegeben hatte, und Scoresby ähnliche Landreiſen, welche die Bedienten der Hudſons-Compagnie jährlich mit kleinen Handſchlitten unternehmen, als das ſicherſte Mittel, weit in den Norden vorzudringen, empfohlen hatte. Die Entdeckungsgeſchichte Sibiriens iſt reich an Eisfahrten, und es kommen hier die aufgedehnteſten vor, allein die Schlitten wurden meiſtens von Thieren gezogen.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 26.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

26 Januar 1838.

Ueber baktriſche Alterthümer.

Seit einigen Jahren wird das alte Baktrien auf jede mögliche Weiſe ausgebeutet. Noch jetzt führt das Land zwiſchen Kabul und Balkh den Namen Bahter, was im Perſiſchen „der Oſten“ bedeutet, und über die Lage jener alten, von Alexander dem Großen eroberten Provinz, die lange Zeit hindurch griechiſche Herrſcher hatte, kann kein Zweifel mehr obwalten, obwohl es auf der andern Seite ſehr ungewiß iſt, was denn die Gränzen dieſes baktriſchen Reiches waren. Honigberger, Gerard, Burnes, Mohan Lall und Keramat Ali haben ſeit acht Jahren dieſes Land vielfach durchreiſt, Alterthümer unterſucht und Münzen geſammelt, und eine Reihe von Gelehrten, wie Prinſep, der Secretär der aſiatiſchen Geſellſchaft in Bengalen, Wilſon, Profeſſor des Sanſkrit in Oxford, der ſeitdem verſtorbene Oberſt Tod, den man nicht mit Unrecht den Vater der baktriſchen Numismatik nennen könnte, endlich der Franzoſe Jacquet, haben die Ausbeute der Reiſenden und der franzöſiſchen Generale in Randſchit Sings Dienſte zu entziffern und zu deuten verſucht, und, in die Fußtapfen Bayers und Schlegels tretend, ſich bemüht, die Geſchichte Baktriens gleichſam neu zu erbauen. So anziehend indeß das Studium dieſer Alterthümer iſt, ſo gehört doch einige Ausdauer dazu, um alle die verdauten und unverdauten Anſichten über dieſen neuen, noch ſo wenig verarbeiteten Gegenſtand durchzuleſen. Nicht leicht bietet irgend ein anderer den Hypotheſen und der Phantaſie einen ſo weiten Spielraum dar. Nahes und Fernes wird auf eine gewaltſame Weiſe herbeigezogen, und wunderliche Namen und Namenverbindungen, die bei denjenigen, welche ſich ihrer zuerſt bedienten, verſtändig aufgefaßt, vielleicht nicht ſo unrichtig waren, gaben andern minder berufenen Forſchern Stoff zu ſeltſamen Syſtemen, welche dann freilich bei weiterer Unterſuchung und Forſchung wieder zuſammenfielen. Wenn dieß ſchon in Europa auf einem uns ſo wohl bekannten Boden häufig der Fall iſt, in wie viel höherm Grade muß es dann nicht bei einem ſo fernen Lande vorkommen, deſſen öſtlicher und weſtlicher Nachbar trotz aller Forſchungen noch immer ſo bedeutungsvolle Fragen über Geſchichte, Religion und Mythologie zu löſen geben. Indiſche und perſiſche Religion und Mythologie ſpielen hier durcheinander; man hört von indoſakiſch und indogetiſch reden, — bedeutende Worte, wenn ſie recht verſtanden werden, aber auch ein leerer Schall, ein wahres Irrlicht, ſo wie man einen Schritt über die wahre, ſehr allgemeine Bedeutung derſelben hinaus geht. Hiezu kommt nun vollends der Fluch, Alles erklären zu wollen, und unter den verſchiedenen Alterthümern einen Zuſammenhang zu ſuchen, der bei dem jetzigen Stande unſers Wiſſens noch gar nicht zu finden iſt, namentlich in einem Lande, das den Durchgang für alle Heerzüge der Eroberer bildete, das ſtets an Perſien fiel, wenn Perſien ſtark war, und immer ſich unabhängig machte, ſobald dort die Herrſchergewalt nachließ. Ein ſolches Land iſt nothwendig mehr als ein anderes fremden Einflüſſen ausgeſetzt, und es wird ſich weder in Religion noch in Politik ein ächt nationales Syſtem ausbilden. Der Wechſel iſt hier nothwendig, und es erklärt ſich von ſelbſt, daß in einem ſolchen Lande ſich die Ueberreſte vieler Dynaſtien finden müſſen. Seit acht Jahren fängt man an, dieſe Ueberreſte, die aus Ruinen von Städten, zahlreichen Grabmälern, ſogenannten Topen, und mannichfachen Münzen beſtehen, zu unterſuchen. Wir wiſſen gewiß, daß unter den älteſten Dynaſtien der Perſer, den Piſchdadiern und Kajaniden, das Land unter perſiſcher Oberhoheit ſtand, wenn auch mit mancher Freiheit. Zwiſchen den Sturz der Kajaniden durch Alexander und die Erhebung der Saſſaniden, deren Reich ſich mehr als Einmal an den Indus ausdehnte, fällt das griechiſch-baktriſche Reich, ſein Sturz durch tartariſche Völker, und wahrſcheinlich oder vielmehr auch eine Eroberung des Landes durch die Arſaciden. Aber unter Arſaciden und Saſſaniden war der Einfluß von Oſten her ſehr bedeutend, wie ſich ſchon aus dem Umſtand ergibt, daß mehr als ein Drittheil der Einwohner Afghaniſtans Hindus ſind, und die alten Ureinwohner, die Tadſchiks, immer mehr zurückweichen. Auf die Stürme, welche dieſes Land in den langen Zeiten her von Alexander bis zur arabiſchen Eroberung erfuhr, fällt jetzt allmählich durch Münzen und Ruinen einiger Schimmer; aber es iſt eine Thorheit, dieſe einzelnen Lichtpunkte ſchon mit Einemmale in Verbindung ſehen zu wollen. Hr. Maſſon z. B., welcher ſich für einen großen Alterthumsforſcher hält, weil er viel in Afghaniſtan herumge-

ſtöbert, Ruinen unterſucht und Münzen geſammelt hat, will aus den jetzigen fragmentariſchen Kenntniſſen der Alterthümer des Landes eine Geſchichte aufbauen, gibt allen Städteruinen alte Namen, will die jetzt bekannten Alterthümer untereinander in Zuſammenhang bringen, ſpricht davon „das Ungeheuer von Fiction und das Wunder von Nationaleitelkeit, die perſiſche Geſchichte, zu vernichten,“ und bringt Hypotheſen vor, daß man ſich den Kopf hält, ob einem nicht ſchwindle. Allerdings iſt die Geſchichte Perſiens, wie ſie Ferduſi ſchrieb, und wie ſie im Auszug allen neuern perſiſchen Geſchichtsſchriften einverleibt wurde und auch auf uns überging, mannichfach ausgeſchmückt, und ſo, wie ſie daſteht, freilich nicht wahr, aber gegen den allgemeinen Gang derſelben, gegen die auf einander folgenden Dynaſtien der Piſchdadier, Kajaniden, Arſaciden und Saſſaniden iſt bis jetzt, unſeres Wiſſens wenigſtens, nichts Gründliches und Erhebliches eingewendet worden, und es liegt ſogar in einzelnen Unrichtigkeiten eine Art Gewähr für die Wahrheit; geht man nämlich die alte im Grunde aus Ferduſi entlehnte perſiſche Geſchichte durch, wie ſie z. B. das „Mark der Chroniken“ (Leb tewarickh) liefert, ſo findet ſich, wenn man die angegebene Dauer der Arſaciden- und der Saſſaniden-Dynaſtie zuſammenrechnet, und ſie mit dem uns ſicher bekannten Zeitpunkt Alexanders und der Vernichtung der perſiſchen Monarchie durch die Araber zuſammenhält, eine Lücke von etwa anderthalb Jahrhunderten, welche wir mit Alexanders Nachfolgern, den Seleuciden, ausfüllen, die perſiſchen Nationalſchriftſteller aber überſpringen. Wie nun Hr. Maſſon dazu kommt, die Herrſcher aus der Dynaſtie der Kajaniden, Lohraſp und Guſtaſp, ſo wie die ganze Kajaniſche Dynaſtie Baktrien zu vindiciren und ſie zu Nachfolgern der griechiſchen Herrſcher zu machen, Zerduſcht aber eher noch in die Zeit nach, als vor Chriſtus zu verſetzen, das ſieht Niemand ab, und durch ſolche ausſchweifende Meinungen, zu welchen bis jetzt durchaus kein genügender Grund vorhanden iſt, wird das Studium der wirklichen baktriſchen Geſchichte gewiß nicht gefördert.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Mexico.

Markt, öffentliche Spaziergänge, Waſſerleitungen.

(Schluß.)

Schon am Paſeo ſieht man einige, wenn auch nur Miniatur-Exemplare der berühmten Chinampas, oder ſogenannten ſchwimmenden Gärten. Es ſind dieß ſchmale, lange Erdſtücke, mit Waſſergräben umgeben. Die Erde aus den Gräben dient zur Erhöhung des Bodens der Chinampas, wie auch zugleich zum Dünger. Wir fuhren auf dem Canale nach dem kleinen Dorfe Santa Anita, an den moraſtigen Ufern des Sees von Chalco gelegen; dieſer kleine Ort iſt ganz von Chinampas umgeben, welche mit Gartenfrüchten aller Art und Blumen bebaut waren, oft auch zugleich die Hütte des Eigenthümers trugen. Sie waren an Form u. ſ. w. denen am Canal ganz ähnlich, nur bei weitem größer. Jedes der Parallelogramme iſt hier 100 bis 300 Fuß lang, 30 Fuß breit, und erhebt ſich etwa 1 Fuß über die Oberfläche des Waſſers in den es umgebenden 12 Fuß breiten Canälen. Aus dieſen gehen die Gartenfrüchte von den Chinampas auf Booten in den Canal de la Viga und ſo auf den Markt von Mexico. Ich ſah nur feſte Chinampas. Die wenigen ſchwimmenden, welche noch auf dem See von Chalco ſich befinden ſollen, und von Humboldt beſchrieben worden ſind, ſah ich nicht.

Bei der Rückkehr von dieſem Ausfluge beſuchten wir die „Plaza principal de toros,“ das Haupttheater für die Stiergefechte, welches unmittelbar an dem Thore ſteht, das zum Paſeo de la Viga leitet. Es iſt ein großes, rundes Gebäude von Holz, auf einem mit einer Mauer umgebenen Platze erbaut, auf welchem auch die Ställe für die Stiere ſich befinden. Im Innern des Gebäudes befindet ſich ein großer, runder Platz, die Arena, für die Gefechte beſtimmt. Sie iſt zunächſt von einer Barriere aus ſtarken Planken umgeben, über welche die Sitzreihen amphitheatraliſch ſich erheben. Das Theater faßt zwiſchen zwei- und dreitauſend Perſonen, und iſt, wenn Stiergefechte gegeben werden, immer gedrängt mit Zuſchauern angefüllt. Die beiden obern Sitzreihen ſind in Logen abgetheilt, in welchen die feine Welt Platz zu nehmen pflegt. Sie ſind recht nett bemalt. Das jetzige Theater ſteht erſt ſeit ungefähr ſechs Jahren; das alte ward dem Eigenthümer aus Rache in Brand geſteckt.

Am Nachmittag machte ich einen Gang zur Alameda, der bekannten Hauptpromenade Mexico's, und dem ſogenannten Paſeo nuevo, einer andern Promenade in der Nähe der erſten.

Die Alameda, auf welche die Bewohner der Hauptſtadt ſo ſtolz ſind, iſt ein keineswegs ſehr ausgedehnter, mit Barrieren und Thoren umgebener, länglich viereckiger Platz. Breite, gerade, gepflaſterte Wege ziehen ſich über ihn hin, und kreuzen einander nach regelmäßigen Figuren. Sie ſind zu beiden Seiten mit hohen, ſchattenden Bäumen beſtanzt. Einige ſehr ſchlecht ausgeführte ſteinerne Statuen römiſcher Gottheiten ſollen der Alameda zur Zierde dienen. Auf den Kreuzungspunkten der Alleen ſind Fontänen angebracht. Sie ſind, wie die Statuen, höchſt geſchmacklos. Ihr Waſſer erhalten ſie aus dem Aquäduct von Santa Fe, welcher ſich dicht an der Nordſeite der Alameda vorüberzieht. An einigen Punkten hatte man angefangen, die zwiſchen den Alleen bleibenden Räume mit Blumen zu bepflanzen, allein auch dieß war ohne die geringſte Idee von Geſchmack geſchehen. Die Räume waren mit Lattenzäunen umfaßt, wohl verſchloſſen, und in gerade Beete abgetheilt. Die nicht über einen Fuß breiten Wege zwiſchen den letztern ſtanden voll Waſſer, und auf ihnen ſelbſt wuchs mehr Unkraut als blühende Gewächſe.

Der ſehr ſolid gebaute Aquäduct, deſſen ſo eben gedacht worden, iſt 33,464 engl. Fuß lang, und ruht auf einem Drittheil dieſer Länge auf Arkaden. Er führt das Waſſer der Quellen zur Stadt, welche bei Santa Fe in der Gebirgskette entſpringen, die das Thal von Mexico von dem von Toluca und Lerma trennt. Schon im alten Tenochtitlan gab es eine aus einer doppelten Reihe gebrannter Thonröhren beſtehende Waſſerleitung, welche das Waſſer dieſer Quellen der Stadt zuführte. Noch jetzt ſieht man von ihr Reſte. Der heutige Aquäduct endet an der Brücke de la Mariſcala, in dem Theile der Stadt, welcher die Traspana genannt wird. Das Waſſer hält etwas Weniges kohlenſauren Kalk.

An der Alameda ſteht unmittelbar ein Theater für Stiergefechte. Es iſt, wie das oben beſchriebene, ebenfalls aus Holz und von ähnlicher Form wie jenes, nur viel kleiner.

Der Paſeo Nuevo, zu dem der Weg vor dem Hoſpital de San Andres und dem durch die Revolution von 1829 merkwürdig gewordenen Gebäude, La Acordada *) genannt, vorüberführt, iſt ein, um einige Fuß über die ihn umgebenden Moorſtrecken erhöhter, breiter Weg, zu beiden Seiten mit Reihen noch ganz junger Bäume bepflanzt. Kein kühlender Schatten ſchützt auf dieſer Promenade das Haupt des Wandernden vor den brennenden Strahlen der tropiſchen Sonne. Zwei Springbrunnen zieren den Paſeo: der ältere iſt nicht ohne Geſchmack; der neuere, erſt 1829 erbaut, würde ſehr geſchmackvoll werden können, wäre er nicht durch unförmliche Statuen aus Stein in gezwungenen, lächerlichen Stellungen entſtellt. Oben auf dem Brunnen thront nämlich Amerika, ein dickes Frauenzimmer, bewaffnet mit Köcher, Bogen und Lanze. Ihr zu Füßen liegen, niedergeſchmettert von ihrer ſtarken Hand, die Tyrannei, der Aberglaube, die Zwietracht und, irre ich nicht, der Neid. Die Figuren, lebensgroß, ſind jämmerlich, von ſchlechter Arbeit in Zeichnung und Ausführung. Der Brunnen ſelbſt, der eine Art offenen Tempels darſtellt, und das Baſſin, in deſſen Mitte er ſich erhebt, ſind mit Geſchmack entworfen und recht gut ausgeführt. Der Baumeiſter iſt Don Joaquin Heredia.

Man überblickt vom Paſeo Nuevo einen ziemlich ausgedehnten Theil des Thales von Mexico, bis zum Felſen von Chapultepec, deſſen weißes Schloß freundlich aus ſeiner grünen Umgebung herüberblickt, und weiter bis an die düſtern Gebirge, welche das Thal begränzen.

Unweit des Paſeo erhebt ſich die ſogenannte Citadelle (Ciudadela). Es iſt dieſelbe ein veraltetes, ziemlich großes, einſtöckiges Gebäude mit einem oder zwei Höfen in der Mitte, welches am Ende eines weiten Angers ſteht, der mit einem breiten Graben umzogen iſt. Das Gebäude iſt im doriſchen Style recht gut ausgeführt. Eine Brücke leitet über den Graben, und durch ein Thor, zu deſſen beiden Seiten ſich verfallene Wachthäuſer befinden, zu demſelben. Sähe man nicht überall Soldaten ihr Weſen treiben, ſtänden nicht Schildwachen vor den Thüren, und wären nicht viele Fenſter des Gebäudes halb oder ganz vermauert, ſo möchte man daſſelbe eher für ein großes Land- oder Fabrikhaus, als für eine Citadelle anſehen. Auch war es urſprünglich die königliche Tabaksfactorei (Estanco de Tabacos). Die Zimmer haben bombenfeſte Gewölbe. Das Dach iſt platt.

Unweit dieſer Citadelle tritt der zweite Aquäduct Mexico's in die Stadt. Er führt das Waſſer der Quellen von Chapultepec herbei, iſt 10,826 Fuß lang und ruht auf 901 Bogen aus Steinen und Barnſteinen, mit Cement überzogen. Die Waſſerſäule iſt 1½ Quadratfuß im Querſchnitte. Auch dieſe Quelle leitete ſchon vor der Eroberung von Tenochtitlion ein Aquäduct zur Stadt, den indeß die ſpaniſchen Hauptleute Alvarado und Olid während der Belagerung zerſtörten. Das Waſſer von Chapultepec enthält viel kohlenſauren Kalk und andere Stoffe. Der Aquäduct endet in einem großen, in ſchlechtem Geſchmack aufgeführtem Portale, vor dem ein Becken ſteht, in welches das Waſſer herabfällt. Dieß Portal heißt Salto del agua, der Waſſerſprung.

*) Das Gebäude dient als Staatsgefängniß

Reliefgravirung in Metall.

Ein Engländer, Namens Woone, hat ein Patent für eine Erfindung genommen, die er Metallic Relief Engraving nennt, und die, wie man glaubt, die Holzſchneidekunſt in großem Maaße erſetzen wird. Die Hauptvortheile des Holzſchnittes beſtehen bekanntlich in der vergleichungsweiſe großen Wohlfeilheit des Abdruckens, und in der Leichtigkeit, von dem geſchnittenen Block Abdrücke auf der Druckerpreſſe zugleich mit dem Letternſatze zu machen. Die Koſten des Schneidens ſind jedoch bedeutend, und dieſe eben ſollen durch Hrn. Woone's Entdeckung großentheils erſpart werden. Die Verfahrungsart iſt kurz folgende: Man nimmt zerſtoßenen und in Kuchen geformten Gyps (prepared plaster of Paris), breitet ihn auf einer glatten Metallfläche aus, und auf dieſer ritzt der Künſtler mit einer Stahlſpitze die gewünſchte Abbildung ein. Dieſe Zeichnung oder dieſen Aufriß (etching) gießt man nun in Metall ab. Die Zeit, die hierzu nöthig iſt, beträgt kaum ſo viel, als man braucht, um die Zeichnung auf einem Holzblock zu machen, ehe er dem Holzſchneider übergeben wird. Holzſchnitte können nicht in großem Maaßſtabe gemacht werden, während bei dem vorgeſchlagenen Verfahren die Abbildung jede beliebige Größe haben kann. Ein zweiter großer Vortheil iſt, daß die Zeichnung nicht verkehrt zu ſeyn braucht; dieß macht die Methode, namentlich für Karten, Plane und dgl., wo viel Schrift vorkommt, ſehr paſſend; auch läßt ſie ſich bei Kattun-, Seiden-, Tapetendruck und dergleichen anwenden.

Chronik der Reiſen.

Die neueſten Fahrten nach Nowaja Semlja.

(Fortſetzung.)

Dieſe Expedition war eine doppelte. Pachtuſſow mit 7 Mann hatte einen Schlitten, und Ziwolka mit 5 Mann einen zweiten. Beide gingen vereint bis zur Oſtmündung von Matotſchkin-Schar. Merkwürdig iſt es, daß man hier eine von den Hütten, in welchen Roſmyſſlow vor 70 Jahren überwintert hatte, noch in gutem Zuſtande fand, und das Oſterfeſt in derſelben feiern konnte. Die zweite war mehr verfallen. Von hier kehrte Pachtuſſow in der Abſicht zurück, die genannte Meerenge geodätiſch aufzunehmen; Ziwolka aber zog an der Oſtküſte hinauf, den Mundvorrath (Gerſtenmehl, Schiffszwieback, Butter, Grütze, etwas Salzfleiſch, Thee und Zucker) für einen Monat mit ſich führend. Außerdem wurde ein kleines Zelt mitgenommen, in welchem man während der Nacht ſchlief. Die ganze Mannſchaft war ſamojediſch gekleidet, d. h. man trug außer einer Mütze ein ſamojediſches Unterkleid (Matiza) und Strümpfe, beide aus Rennthierfellen, mit den Haaren nach innen: über dieſen Strümpfen noch eine Art Stiefel (Pima), über welche dann noch Halbſtiefel (Kodry) gezogen waren. Zur vollſtändigen ſamojediſchen Kleidung gehört noch ein Oberkleid mit Kapuze (Sowik), an welchem die Haarſeite nach außen gekehrt iſt. Auf der ganzen Reiſe aber fand Niemand aus der abgehärteten Mannſchaft es nothwendig, dieſes Ober-

kleid anzuziehen, auch in der Nacht nicht, obgleich man öfters ſtarke Schneegeſtöber zu beſtehen hatte. Nur Einmal waren die Stiefel (wahrſcheinlich vorher durchnäßt) ſo ſteif gefroren, daß man ſie nicht ausziehen konnte, ohne ſie am Feuer aufzuthauen. Man ſah ſich genöthigt, da kein Treibholz in der Nähe zu finden war, die Stangen, welche zur Stütze des Zeltes dienten, zu verbrennen, und über dieſes Feuer die Füße zu halten, um deren Bekleidung biegſam zu machen. So gelangte man bis zum Cap Jlotow, 150 Werſte von der Oſtmündung von Matotſchkin-Schar, zweimal ſo weit als Rosmyſſlow dieſe Küſte geſehen hatte. Man fand ſie überall niedrig, aber darin ſehr verſchieden von der Südhälfte der Oſtküſte, daß dieſer nördliche Theil ſehr reich an tiefen Buchten und weit hervorragenden Vorgebirgen war. Von mehreren Buchten konnte man den Boden nicht erreichen, und es blieb alſo unentſchieden, ob ſie Buchten oder Meerengen waren; zu dieſen gehörte die Bucht, welche Rosmyſſlow eine Zeit lang für die Einfahrt von Matotſchkin-Schar gehalten hatte, und die er nachher die unbekannte Bai nannte. Je weiter man nach Norden kam, deſto mehr nahm die Zahl der Inſeln zu. — Nur das Ausgehen des Proviantes nöthigte zur Rückreiſe, da man nur auf einen Monat ſich verſehen hatte. Am 6 Mai kam dieſe Expedition, nach einer Abweſenheit von 34 Tagen, zurück. In dieſer ganzen Zeit blieb der Erdboden überall gefroren. Während der Rückkehr wurde, bei Nordweſtwind, faſt die ganze Küſte frei vom Eiſe, auch weiter nach Süden ſah man auf dem Meere kein Eis. Man bemerkte auf der Reiſe zahlreiche Spuren von Rennthieren, dieſe Thiere ſelbſt aber nicht. Dagegen traf man Eisbären, Eisfüchſe, Schnee-Eulen und einen Strandvogel, welcher der Beſchreibung nach zur Familie der Tringen zu gehören ſcheint.

Pachtuſſow hatte unterdeſſen ein Boot von 18 Fuß Länge zu bauen angefangen. Es wurde während des Maimonats vollendet, und ſollte dazu dienen, Nowaja Semlja von Weſten nach Norden und Oſten zu umfahren. Um die Mitte des Mai's kamen die erſten Zugvögel an, und gaben friſche Nahrung. Bis zum 30 Jun. hatte man 41 große Möwen, 2 kleine Möwen, 149 Alken, 93 Gazarky (vielleicht ein Podiceps), 30 Eidergänſe, 12 graue Gänſe, 4 Enten und 2 Strandläufer geſchoſſen, und außerdem 804 Eier, beſonders von Eidergänſen, geſammelt. Vor der Abreiſe gab es Gras und Blumen genug. Die antiſcorbutiſchen Kräuter wurden aufgeſucht, und als Salat genoſſen.

Am 30 Junius ſegelte Pachtuſſow mit Zivolka nach Weſten auf dem Tranſportſchiffe mit dem neu erbauten Boot ab, um Nowaja Semlja von Weſten zu umſchiffen. Der Schooner Krotow blieb mit dem Wundarzt und einigen Kranken in der Meerenge zurück. — Am 6 Julius gelangte man zu der Admiralitäts-Inſel (oder Halbinſel). Hier ſah man das erſte Eis. Man ſegelte am 9 um 6 Uhr in das Eis, und um 9 Uhr ſchon war das Schiff zertrümmert. Es waren zwei große Eisfelder, die an einander ſtießen, und das Schiff zwiſchen ſich faſſend, es mit Einem Stoße zerbrachen, dann aber ſogleich auseinanderfuhren. Man hatte alſo nur wenig Augenblicke Zeit, um ſich zu retten. Jedermann konnte nur nach den nächſten Gegenſtänden greifen, mit denen man auf eine Eisſcholle ſich flüchtete. So wurde nichts geborgen als das Tagebuch, ein Theil der Inſtrumente, ein paar Flinten mit Pulver und Blei, ein Sack Mehl und etwas Butter — außer den Booten, die man gleichfalls auf die Eisſcholle zog. Mit dieſen Booten nun ſuchte man das Land zu erreichen, indem man ſie theils über die Eisfelder wegzog, theils mit ihnen von einem Eisfelde zum andern ruderte. So gelangte man ſpät Abends an die Berch-Inſel. Zum Glück fand man hier Treibholz; allein der geringe Vorrath von Proviant für 11 Menſchen ließ nur die Ausſicht, entweder auf den Booten, von denen zwei ſehr klein waren, in See zu gehen, oder hier umzukommen. Dennoch beſchäftigte man ſich noch mit Aufnahme des benachbarten Küſtenſtriches.

Nachdem man dreizehn Tage auf Erlöſung gewartet hatte, erſchien ein Wallroßfänger, Tſchalusgin, der die ganze Mannſchaft aufnahm. Am 22 Julius ging man bei ihm an Bord. Unterwegs wurde die Sulmenjewo-Bai aufgenommen, und am 10 Auguſt gelangte man wieder zu dem Winteraufenthalte zurück. — Hier waren unterdeſſen die Kranken ſämmtlich geneſen.

Pachtuſſow beſchloß, die günſtige Jahreszeit noch zu einer Fahrt an der Oſtküſte zu benützen. Er ſegelte ſchon am 14 Auguſt nach Oſten ab und, da er die Oſtküſte frei vom Eiſe fand, an dieſer hinauf, konnte jedoch wenig weiter vordringen, als die Expedition im Frühlinge gegangen war, da er jenſeits der Pachtuſſows-Inſeln feſtſtehendes Eis fand. Er kam am 1 September wieder in die Meerenge zurück. Am 8 September ſegelte Pachtuſſow auf dem Schooner nach Archangelsk ab, wo er bald nach ſeiner Ankunft erkrankte, und in vier Wochen ſtarb. Zivolka hatte mit einem Theile der Mannſchaft, da der Schooner zu eng war, um alle zu faſſen, ſich wieder an Bord des erlöſenden Wallroßfängers begeben, und fuhr mit ihm nach ſeinem Wohnorte Sumä (ſüdlich von Kem am weißen Meere).

Eine bedeutende Strecke der Weſtküſte zwiſchen 72 und 75°, einige andere kleinere Strecken, namentlich aber eine Einfahrt am Kreuzberg unter 71° 10', die vermuthlich eine neue Durchfahrt abgibt, wurde von einem Wallroßfänger Baſchmakow aus Sumä aufgenommen. Hr. Zivolka beſchreibt ihn als einen eben ſo unternehmenden, als verſtändigen und zuverläſſigen Mann, den er (vielleicht etwas zu patriotiſch) einen ruſſiſchen Scoresby nennen möchte. Eine ſtreng wiſſenſchaftliche Bildung kann an dieſen Küſten nicht erlangt werden; allein es iſt bei unſern nordiſchen Seefahrern eine viel größere Maſſe von Kenntniſſen einheimiſch, als man gewöhnlich glaubt, und ich habe bei dem Verkehr, den ich bis jetzt mit einigen von ihnen gehabt habe, hierüber mich öfters zu verwundern Gelegenheit gehabt.

Was nun aber die Karten des wackern Baſchmakow anlangt, ſo haben ſie durch die auf der ſo eben erzählten Expedition ausgeführte Aufnahme der Oſtküſte eine ehrenvolle Beſtätigung erhalten, und führen dadurch zu intereſſanten Reſultaten. Baſchmakow war unter andern in die bisher ſogenannte Kreuz-Bay ſehr tief eingefahren, hatte eine Menge Inſeln in derſelben geſehen, das Ende der Bai aber nicht erreichen können. Vielmehr ſah er, daß ſie tief im Lande ſich in drei Arme theilte. Da nun dieſen Armen gegenüber auf der Oſtküſte mehrere nicht geſchloſſene Einfahrten geſehen waren, und dieſe, der Richtung nach, den von Baſchmakow gezeichneten Armen entſprechen, ſo iſt kaum zu bezweifeln, daß hier eine in mehrere Arme getheilte Meerenge ſich findet. — Nach Baſchmakows Karten iſt ferner die Admiralitäts-Inſel keine Inſel, ſondern eine Halbinſel. Lütke hatte nur das Weſtufer derſelben geſehen, und erfuhr, daß zwiſchen ihr und dem feſten Lande nicht das flachſte Boot durchfahren könne. So iſt es alſo ſehr wahrſcheinlich, daß hier keine Trennung durch Waſſer iſt, wenigſtens nicht zur Zeit der Ebbe, vielleicht auch nicht einmal zur Zeit der Fluth.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 27.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

27 Januar 1838.

Ueber das Sinken des Waſſerſpiegels im ſchwarzen und aſowiſchen Meere.

(Aus: Travels in Circassia, Krim Tartary etc. by Edm. Spencer.)

Plinius und Strabo waren der Meinung, die Krim, der ehemalige tauriſche Cherſones, ſey urſprünglich eine Inſel geweſen, und man kann dieſe Angabe auch nicht wohl bezweifeln, denn der Iſthmus von Perekop iſt nicht über fünf (engl.) Meilen breit, und wäre der ſtagnirende Canal, der den Siwaſch *) mit dem ſchwarzen Meere verbindet, mit Waſſer angefüllt, ſo wäre die Krim noch eine Inſel. Uebrigens ſcheint das Waſſer im ſchwarzen und aſowiſchen Meere jährlich abzunehmen, namentlich im letztern, denn Schiffe, die noch vor wenigen Jahren nach Taganrog und an die Mündungen des Don ſegelten, können jetzt ſich weder dem einen noch den andern mehr nähern. Dieß iſt namentlich während der Oſtwinde bemerklich, wo das Waſſer zurücktritt und acht Lieues weit trockenes Land zurückläßt, was die Bewohner von Taganrog benützen, um auf die entgegengeſetzte Küſte hinüberzugehen.

Man kann deßhalb, ohne leichtgläubig zu ſeyn, die Möglichkeit annehmen, daß in einer künftigen Zeit das aſowiſche und das ſchwarze Meer in Sumpf und endlich in anbaufähiges Land ſich umwandeln werden. Würde hingegen das Waſſer des Meeres ſich zu den gar nicht ſehr hoch liegenden Seemuſchellagern erheben, ſo würden ſämmtliche Niederungen überſchwemmt, und nichts bliebe ſichtbar als die hohen Felſenmaſſen an der Südküſte der Halbinſel. Eine ähnliche Muſchelſchichte kann man auf der ganzen Strecke von dem ſchwarzen bis zum baltiſchen Meere, nach dem Aralſee und dem kaſpiſchen Meere, ſo wie durch die großen Ebenen der öſtlichen Tatarei verfolgen, ſo daß man mit Sicherheit ſchließen kann, dieſer ganze ungeheure Diſtrict ſey einſt ein unermeßlicher Ocean geweſen. Geologiſche Forſchungen ſchreiben die Abnahme des Waſſers mehreren noch jetzt vorhandenen natürlichen Urſachen zu.

*) Oder Sumpfſee; ſo heißt das ſumpfige Gewäſſer, welches ſich vom aſowiſchen Meer bis an die Landenge von Perekop hinzieht.

Daß ſehr wichtige phyſiſche Aenderungen in der Krim vorgingen, davon haben wir überzeugende Beweiſe in den lang anhaltenden Dürren, die ſo häufig herrſchen, und in dem Vertrocknen der zahlreichen Flüſſe, die einſt das Land bewäſſerten, und deren Bette man noch bis an ihre Quelle mit der größten Leichtigkeit verfolgen kann. Hierin liegt ohne Zweifel der Grund der jetzigen unbedeutenden Bevölkerung, im Vergleich mit der unter Mithridates und ſeinen Nachfolgern, wo das Land durch ſeine Fruchtbarkeit berühmt und mit Menſchen angefüllt war, während jetzt in einem Raume von faſt 300 Werſten von Oſt nach Weſt und 180 von Norden nach Süden nur 240,000 Einwohner ſind. Allerdings kamen in den letzten Kriegen zwiſchen Rußland und der Türkei, deren Schauplatz die Krim ſo lange war, viele Tauſende um, und viele Tauſend Muhammedaner wanderten bei der Eroberung des Landes durch die Ruſſen aus; doch kann man die Entvölkerung durchaus nicht ganz dieſen Urſachen zuſchreiben, da der Verluſt großentheils durch die zahlreichen Colonien von Deutſchen, Griechen und Ruſſen erſetzt wurde, und das Wahre an der Sache iſt, daß der Boden in jetziger Zeit aus Mangel an genügender Feuchtigkeit nicht mehr im Stande iſt, eine zahlreiche Bevölkerung zu nähren. Dieſer Mangel nimmt unglücklicher Weiſe fortwährend zu, und wenn noch ein Beweis für die Verſchlechterung des Bodens nöthig iſt, ſo finden wir ihn nicht nur in dem verdorrten Steppengras und in den ſchwachen Ernten der bebauten Felder, ſondern in den Bäumen, die entweder alsbald oder nach einigen Jahren kümmerlichen Wachsthums abſterben und zwar auf derſelben Stelle, wo ihre Vorgänger blühten, deren Wurzeln noch im Boden ſtecken und von ihrer rieſenhaften Größe zeugen.

Ueber baktriſche Alterthümer.

(Fortſetzung.)

Bis jetzt noch ſind wir, die wenigen Angaben der griechiſchen Schriftſteller abgerechnet, auf eine zahlreiche Maſſe neu aufgefundener Münzen beſchränkt, welche, in dem Lande zwiſchen Indus und Orus aufgefunden, entſchieden auf dieſes hinweiſen,

und uns eine nicht gewohnte Reihe baktrischer Könige enthüllen, insofern man nämlich den Namen Baktrien auf das Land zwischen Indus und Orus ausdehnen will, was gewiß nicht richtig ist, was wir aber hier der Bequemlichkeit wegen beibehalten wollen, da es für dieses Land keinen gemeinsamen Namen gibt. Diese Münzen mit den andern in Baktrien aufgefundenen Ruinen und Alterthümern in Verbindung bringen zu wollen, ist bis jetzt noch ein ganz nutzloses Unternehmen, einmal weil wir über die Ruinen noch bei weitem nicht hinreichende Kenntnisse gesammelt haben, um sagen zu können, von wem sie herrühren, und andererseits, weil die Münzen bekannter Könige, welche sich in den zahlreichen Topen Afghanistans finden, durchaus darauf hinweisen, daß Münzen und Topen aus ganz verschiedenen Zeiträumen sind. Man fand in den Topen Münzen griechisch-baktrischer Könige und Münzen der persischen Sassaniden, sogar römische Münzen, ein Beweis, daß man diese Münzen als merkwürdige Alterthümer darin niederlegte. Mit dem griechisch-baktrischen Reich haben also die Topen sicherlich nichts zu thun, und die griechisch-baktrische Geschichte daran anknüpfen zu wollen, ist ein ganz unausführbares Unternehmen.

Den Beweis dafür zu führen, ist gar nicht schwer, man darf nur aus den zahlreichen Münzen diejenigen auswählen, von denen man gewiß weiß, wo sie gefunden wurden. General Ventura ließ im April und Mai 1830 den berühmten Topen von Manikpala aufgraben; die verschiedenen Alterthümer, die er dort fand, gehen uns hier nicht an, und wir halten uns bloß an die Münzen, weil diese den Zeitpunkt der Erbauung wenigstens in so weit bestimmen, als man natürlicher Weise den Bau in keine frühere Zeit setzen darf, als aus der die Münzen stammen. Die erste, die man fand, ist eine goldene Münze mit einer Zendinschrift *) in verdorbenen griechischen Charakteren; auf dieser Münze selbst läßt sich die Inschrift nicht ganz lesen, aus der Vergleichung der übrigen aber, zu denen sie gehört, geht hervor, daß die ganze Inschrift rao nano rao kanerki korano heißt, was Hr. Prinsep aus sehr triftigen Gründen mit „König der Könige, Kanerki, der Herrliche," übersetzt. Obgleich diese Münze, weil wir noch nicht wissen, wer dieser Kanerki ist, keine Zeit bestimmt, so sind doch zwei Dinge dabei zu bemerken, daß die Buchstaben griechisch sind, wenn auch verdorben, und zweitens daß der Titel rao nano rao als eine reine Uebersetzung des *βασιλεὺς βασιλέων* erscheint, welches auf einer großen Zahl wirklich griechisch baktrischer Münzen steht.

Eine zweite aufgefundene Goldmünze gehört den Sassaniden, und ist nach Sacy und Frähn aus dem siebenten Jahrhundert; die Umschrift ist Pehlwi. Einige andere Münzen sind entschieden indisch, und haben sogar Sanskritschrift, endlich fand man in einer Büchse von Erz fünf Kupfermünzen, und bald darauf noch mehrere, so daß sich ihre Zahl auf 11 belief, die zum Theil aber wieder jenem oben genannten Kanerki, theils einem König Kadphises (nach andern Mokadphises) angehören, welche letztere auf der einen Seite eine griechische Inschrift mit dem Namen Mokadphises, auf der andern eine baktrische *) Inschrift tragen. Einen sogenannten König Mokadphises kennen wir bis jetzt eben so wenig als einen Kanerki; immerhin aber beweist das Daseyn der sassanidischen Münzen, daß der Tope frühestens aus dem siebenten Jahrhundert seyn muß.

Führt schon der Münzenfund in diesen vor seiner halben Zerstörung durch den General Ventura ganz vortrefflich erhaltenen Topen auf die Ansicht, daß die Münzen und die Topen in gar keinem wesentlichen Zusammenhang stehen, so wird dieß vollends einleuchtend, wenn man den Fund näher untersucht, welchen Hr. Court, gleichfalls im Dienste Randschit Singhs, in einem Topen machte, der von dem jetzigen Dorfe Manikpala nur etwa einen Kanonenschuß weit entfernt ist. Dieser enthielt fürs erste nicht nur wieder Kanerki- und Kadphises-Münzen, wie sie oben schon erwähnt sind, sondern sieben römische Münzen, und zwar sorgfältig in einer silbernen Urne verschlossen. Diese Münzen sind alle noch aus den Zeiten der Republik, was aber für die Zeit der Erbauung de Topen nichts beweist, in dem sich auch wie in dem großen von Ventura geöffneten Topen Kanerki-Münzen fanden, welche der letztere auch neben sassanidischen Münzen aus dem siebenten Jahrhundert enthielt.

Aus diesen Angaben geht nun wohl unwidersprechlich hervor, daß die Münzen und die Topen in gar keinem nothwendigen Zusammenhang stehen, und daß wir für die baktrische Geschichte, außer den wenigen Angaben in den Schriftstellern der Alten, bis jetzt durchaus keinen Anhaltspunkt als die Münzen besitzen, und daß auch diese mit großer Vorsicht zu benützen sind, aus dem einfachen Grunde, weil wir nicht wissen, welche Ausdehnung das baktrische Reich hatte, und ob es nicht in mehrere, fast oder ganz unabhängige Fürstenthümer zerfiel. Gewiß scheint, daß das Land vom Indus an westlich, und wahrscheinlich auch noch ein Theil des Landes östlich von demselben eine Zeit lang griechischen Herrschern gehörte; eben so gewiß ist aber, daß das Land vom Indus bis zum Orus nicht Ein Reich war, denn schon Justin führt (XLI. 5) einen Demetrius als König der Indier auf, im Gegensatz gegen den bekannten Eukratides von Baktrien, der mit ihm Krieg führte, und ihn endlich seines Reichs beraubte. Wir haben aber bis jetzt noch kein Mittel, die Münzen, welche aufgefunden wurden, diesem oder jenem Herrscherstamm, diesem oder jenem Reiche zuzuweisen. Schlegel führte im Jahre 1828 die Reihe der baktrischen Könige folgendermaßen auf.

J. 255. Theodotos I. Von Strabo und Justin historisch bestimmt, und letzterer sagt namentlich, daß er zuerst von Seleucus, welcher ganz Persien und Baktrien besaß, abgefallen sey, und sich habe König nennen lassen.
J. 243. Theodotus II.
J. 220. Euthydemus.
Apollodotus Soter.
Menander Nilator.
Heliokles Dikaios.

*) Ich nenne sie, wie wohl schwerlich mit Recht, Zend, weil die Worte sich theils aus dem Persischen, theils aus dem Sanskrit erklären lassen, und die im Zend übliche Endung auf o vorherrscht.

*) Was man unter baktrisch hier zu verstehen hat, muß erst erklärt werden: es soll dieß nämlich nach Prinsep Pehlwischrift aber mit besonderer Eigenthümlichkeit seyn.

J. 195. Demetrius.
J. 181. Eukratides I.
J. 166. Eukratides II.
J. 125. Zerstörung des Reichs.

Sind nun Menander Nikator, Heliokles Dikaios und Demetrius auch baktrische Könige? Von dem letztern sollte man, wenn er nicht, wie höchst wahrscheinlich, der bekannte Sohn von Euthydemus ist, beinahe mit Bestimmtheit annehmen, er sey jener von Justin als ein Zeitgenosse von Eukratides erwähnte König der Indier. Seit aber Schlegel seine Liste als einen rohen Versuch niederschrieb, sind die großen Münzenfunde erst gemacht worden, und wenn wir schon mit den früher bekannten Namen den Zeitraum von 255 bis 125 vor Chr. ziemlich ausfüllen können, was fangen wir denn mit Agathokles, Antimachus, Philorenus, Antiochus, Mapus, Kodus, Antialkides und Lysias an, der barbarischen Namen gar nicht zu gedenken? Zu bemerken ist übrigens, daß von allen diesen letztern nur die Münzen von Agathokles rein griechisch sind, die andern alle auf der Rückseite baktrische Umschriften haben, was übrigens auch bei Apollodotus der Fall ist, dessen Herrschaft in Baktrien freilich auch zweifelhaft wird. Hiebei muß jedoch der Umstand auffallen, daß die Münzen aller derjenigen Könige*), welche wir entschieden als baktrische kennen: Euthydemus (J. 220), sein Sohn Demetrius (J. 195) Eukratides I. (J. 181) Eukratides II. (J. 146), rein griechisch sind**), und außer diesen nur noch die von Agathokles,***) Mapus und Kodus, welche man aber in der Reihe der baktrischen Könige nicht unterzubringen weiß, alle andern, auch die mit ächt griechischen Namen, haben nur auf der einen Seite, wo der Kopf ist, griechische Inschrift mit dem Namen, auf der Kehrseite aber eine baktrische Inschrift.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die beiden ersten, Theodot I. und II., scheinen noch keine eigenen Münzen geschlagen zu haben.

**) Mit einer seltsamen Ausnahme: Eukratides I. zog wie schon erwähnt, gegen Demetrus, König von Indien, und entthronte ihn, worauf er den Beinamen des Großen annahm; fast alle Münzen, welche nach dieser Zeit geschlagen sind, haben auf der Rückseite Pehlwi-Inschriften

***) Die Münze, worauf sich diese Angabe stützt, ist eine silberne Tetradrachme von vortrefflicher Arbeit aus Allards Sammlung. Indeß will Masson 10 Kupfermünzen von Agathokles aufgefunden haben, welche Pehlwi-Inschriften tragen, ein Umstand, den Prinsep bezweifelt.

Marine-Bibliotheken in Frankreich.

(Aus dem Phare de la Manche.)

Seit dem Jahre 1836 hat man sich bestrebt, die Marine-Bibliotheken zu verbessern. Die Seepräfecten von Brest, Toulon, Rochefort, Lorient und Cherbourg haben einen Katalog der nöthigen Werke eingeschickt, die sich auf 20,000 belaufen, und natürlich mit der Zeit noch vermehren sollen. Hierzu will man eine sogenannte Bibliographie maritime fügen, zu welchem Ende der Minister an die französischen Consuln in fremden Ländern schrieb, und sie aufforderte, ihm nicht nur die Kataloge, die sie sich verschaffen könnten, sondern auch bibliographische Notizen aus öffentlichen und Privatsammlungen einzusenden. Die Generalconsuln zu Genua und Madrid haben dieser Einladung bereits entsprochen; man hat aus London mehrere Documente erhalten, doch bei weitem nicht so viele als man von einem solchen Seestaat erwarten konnte. Es existirt nur Eine öffentliche Seebibliothek, die des brittischen Museums, und diese hat keinen vollständigen Katalog. In Holland ließ der Admiral Volterbeck eine Liste aller in diesem Lande über das Seewesen erschienenen Werke entwerfen. Aehnliche Nachforschungen sollen zu Kopenhagen, Stockholm, Berlin, Petersburg, Konstantinopel, Lissabon, Neapel und Venedig angestellt werden. — In den Jahren 1835 bis 1837 war man sehr bemüht, den wissenschaftlichen Anstalten des Seewesens, sowohl zu Paris als in den Seehäfen, bessere Locale anzuweisen. In Paris enthält das Generaldepot der Karten und Plane eine der vollständigsten Bibliotheken an nautischen Werken, namentlich an Reisen; sie hat 18,000 Bände. Die Bibliothek des Hafens von Toulon wurde vergrößert, die zu Lorient erhielt ein besseres Local, die zu Brest, 8000 Bände stark, ist in einem vortrefflichen Zustande. Die Hospitalbibliothek zu Rochefort ist nach den Facultätsbibliotheken eine der merkwürdigsten Specialsammlungen in medicinischen und andern dahin einschlagenden Wissenschaften; sie wurde durch freiwillige Beiträge vermehrt, die sich seit 1806 auf 55,000 Fr. beliefen. Die Bibliothek des Generaldepots der Karten und Plane ist die älteste; sie begann mit diesem Depot selbst im Jahre 1720. Die von Brest wurde im Jahre 1755 gegründet; die von Toulon, Lorient und Rochefort durch Decrete des Convents vom 15 Febr. 1794. Die Hospitalbibliotheken der Häfen Brest, Toulon und Cherbourg verdanken einer Verordnung des Directoriums vom 7 Febr. 1798 ihr Daseyn.

Chronik der Reisen.

Die neuesten Fahrten nach Nowaja Semlja.

(Fortsetzung.)

Einige andere Strecken wurden durch die Angaben einzelner Wallroßfänger bekannt. Indeß ist immer noch in dieser Geographie viel Dunkles, und eine Menge Punkte lassen sich mit den Angaben der früheren holländischen Seefahrer nicht vereinigen. Aus den verschiedenen Berichten der Wallroßfänger und der letzten Expedition der kaiserlichen Marine scheint hervorzugehen, daß man die Erreichung des Nordostendes von Nowaja Semlja wohl erzwingen könnte, auch ohne auf die, nie vorherzusehende, zufällige Gunst eines ungewöhnlich eisfreien Meeres zu rechnen. Man müßte sich auf eine Wanderung auf dem Eise vorbereiten.

Im Allgemeinen pflegt man größere Märsche auf dem Eise, auf denen man die nothwendigen Bedürfnisse auf Handschlitten mit sich zieht, noch immer als allzu gewagt und kaum ausführbar zu betrachten, und Personen, welche mittlere Breiten nie verlassen haben, sehen wohl die Kälte als den gefährlichsten Feind an. Allein die Kälte ist für abgehärtete Personen nur eine Schwierigkeit, und durchaus kein Hinderniß. Dieses Resultat geht im Allgemeinen aus allen nordischen Reisen der Engländer aus der letzten Zeit hervor, da sie gewöhnlich bei der Annäherung des Frühlings einen Marsch auf dem Eise in der Umgebung ihres Winteraufenthaltes vornahmen, noch mehr aber aus den größeren Fahrten von Wrangell, Parry und der Nowaja Semljaer Expedition von Ziwolka. Während dieses letztern

Marſches, zuerſt durch Matotſchkin-Schar, dann 150 Werſt an der Oſtküſte hinauf und den ganzen Weg wieder zurück; auf einer Strecke alſo von faſt 500 Werſte, den man in 34 Tagen zurücklegte, hatte, wie wir hörten, nicht ein einziges Individuum das ſamoiediſche Oberkleid angezogen. Mit dieſen Oberkleidern hatte man alſo unnöthig die Bagage vermehrt. — Hiernach könnte man künftig wohl noch früher abgehen, wenn man auch die Oberkleider benutzen will.

Eine viel größere Schwierigkeit iſt das Ziehen der Bedürfniſſe auf ungebahnten, unebenen, oft tief beſchneiten Wegen. Es verbraucht die beſten Kräfte der Mannſchaft, und wird, wenn in weiten Strecken der Proviant nicht erneut werden kann, zu einem unüberwindlichen Hinderniſſe.

So würde es auch, wenn Nowaja Semlja nur einigermaßen die Länge hat, welche die Karte von Lütke vermuthen läßt, wohl nicht möglich ſeyn, genug Proviant mitzunehmen, um die ganze Küſte von Matotſchkin-Schar aus zu umgehen. Allein da wir aus unſerer Karte ſehen, daß die Nordhälfte von Nowaja Semlja, ſo weit wir ſie kennen, kaum 100 Werſte breit iſt, und dieſe Einfahrten oder Meerengen hat, ſo kann man jetzt Pläne zu kürzeren Märſchen entwerfen, und leicht erreichbare Vorräthe anlegen. Ein Project, deſſen Gelingen man erwarten kann, wäre folgendes: Statt in Matotſchkin-Schar, wie es gewöhnlich geſchieht, überwintert eine Expedition in der bisher ſogenannten Kreuzbai, und geht bei der Annäherung des nächſten Frühlings durch den nördlichſten Arm dieſes Canals an die Oſtküſte und dann an dieſer fort. Sollte auch die Kreuzbai kein durchgehender Canal ſeyn, ſo nähert ſie ſich doch ſo ſehr der flachen Oſtküſte, daß ſich erwarten läßt, man werde keine Hinderniſſe finden, den Proviant bis an das Eis der Oſtküſte zu ziehen. Dieſelbe Expedition müßte aber im Sommer vor der Ueberwinterung Vorräthe von Lebensmitteln vergraben. Gwosdarew's Einfahrt, ſie mag nun ein Fluß oder eine tiefe Bai ſeyn, iſt dazu außerordentlich einladend, und wahrſcheinlich in jedem Sommer, wenn man einigermaßen die Zeit abwarten will, erreichbar. Natürlich würde man in dieſe Bai hoch genug einfahren, um ſich zu überzeugen, daß nicht Gebirgszüge unüberwindliche Hinderniſſe dem Transporte der Lebensmittel nach der Oſtküſte, wenn die Landexpedition daſelbſt ankommt, entgegenſtellen. In der Regel kann man aber an der Weſtküſte noch weiter gelangen. Gräbt man nun einen beträchtlichen Vorrath von Lebensmitteln etwa in der Nähe von Lütke's Cap Naſſau in den Schnee, oder, zur größern Sicherheit gegen Thiere, in den, ohne allen Zweifel nie aufthauenden Boden, ſo läßt ſich erwarten, daß eine Landexpedition, die von Oſten herumkommt, dieſen Punkt zur rechten Zeit erreicht. Sollte aber wirklich Nowaja Semlja bedeutend länger ſeyn, als man jetzt zu erwarten berechtigt iſt, ſo müßte die Mannſchaft immer, wo ſie beim Uebergange über das Land neue Proviſion finden kann, ſobald ſie eine gewiſſe Breite erreicht hat, und wäre vor dem Hungertode geſichert.

Hat man aber erſt Gwosdarews Einfahrt im Sommer unterſucht, von dem Tiefeingehen derſelben und von der Wegſamkeit der Diſtanz von ihrem Boden bis zur Oſtküſte ſich überzeugt, ſo ſcheint es noch räthlicher, die Winterhütte hier zu erbauen. Die bedeutende Abkürzung des Weges für den künftigen Marſch auf dem Eiſe iſt ein viel größerer Gewinn, als die wahrſcheinlich ſtrengere Kälte in dieſer Breite ein Nachtheil ſeyn würde.

Am meiſten aber ſcheint mir folgender Plan für ſich zu haben, der ebenfalls auf den Erfahrungen der letzten Zeit beruht. Dieſe haben nämlich gelehrt, wie wir gleich anfangs bemerkten, daß man durch ein geduldiges Warten zuweilen das Meer auch da ganz eisfrei findet, wo es gewöhnlich mit Eis bedeckt iſt, ein Verhältniß, das offenbar von der Richtung und Stärke abhängt, welche die Winde einige Zeit gehabt haben. Heftige Winde ſcheinen das Eis auch bei bedeutender Kälte mitten im Winter zu brechen. Unſere Ueberwinterer in Matotſchkin-Schar ſahen ſelbſt im Winter zuweilen Nebel im Oſten, und ſchloſſen daraus, mit Recht, wie es ſcheint, daß das kariſche Meer, zum Theil wenigſtens, offen ſeyn müſſe. Wrangell kam bei ſeiner Eisfahrt nicht nur an breite Eisſpalten, ſondern zuletzt an ein offenes Waſſer, deſſen Gränzen ſich nicht überſehen ließen, und auch Parry ſah auf ſeiner zweiten Fahrt das Meer ganz unregelmäßig aufgehen, und ſeine letzte Fahrt erreichte bekanntlich deßwegen ihr Ziel nicht, weil die Eisfläche, auf die er reiste, nach Süden zu ſchwimmen begann. Um wie viel mehr läßt ſich auf eine Bewegung des Eiſes im Herbſte rechnen, und Pachtuſſow ſah ja die kariſche Pforte mehrmals im Herbſte offen werden. Findet man alſo beim Hinauffahren an der Weſtküſte bei Lütke's Cap Naſſau feſtes Eis, wie es dieſem Seefahrer in zweien Jahrten begegnete, ſo mag man nur, ſtatt in der Nähe des Eiſes zu bleiben, was nicht nur das Schiff gefährdet, ſondern, allen Erfahrungen nach, die Mannſchaft außerordentlich angreift, wieder nach Süden gehen, in Gwosdarews Einfahrt oder der Kreuzbai abwarten, bis der Wind einige Zeit aus Südweſt geweht hat, und dann von neuem die Fahrt nach der Oſtſpitze unternehmen, die ja den Holländern zweimal und auch mehreren Wallroßfängern gelungen iſt. Schon auf der Hinfahrt an der Weſtküſte müſſen Lebensmittel in der Kreuzbai und in Gwosdarews Einfahrt, den früheren Vorſchlägen gemäß, weit nach Oſten eingegraben werden, damit wenn das Schiff an der Nordſpitze eintreffen ſollte, man dennoch den unbekannten Theil der Oſtküſte auf dem Eiſe aufnehmen könnte. Sollte man auch in Folge des längeren Wartens gezwungen werden, in Gwosdarews Einfahrt oder am erſehnten Vorgebirge zu überwintern, ſo darf man ſich hierüber nicht zu ſehr beunruhigen. Nach Allem, was man über die Geſetze der Wärmevertheilung weiß, iſt es hier wahrſcheinlich nicht kälter, als in der kariſchen Pforte, wo Pachtuſſow den erſten Winter zubrachte. Die nördlichere Lage wird vollkommen durch die Entfernung von großen Ländermaſſen aufgehoben, wie denn Spitzbergen weniger kalt iſt, als die Mitte von Nowaja Semlja, und dieſe weniger als das Südende; ganz Nowaja Semlja aber wärmer iſt als Turuchanſk und andere von Ruſſen bewohnte Gegenden Sibiriens.

Die Aufnahme der Nordoſtſpitze von Nowaja Semlja würde eine Reihe von Unternehmungen der ruſſiſchen Marine vollenden, die ſeit mehreren Jahren fortgehen.

(Fortſetzung folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 8** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Lyriſche Gedichte.** Von Thomas Moore. — Percy Byſſhe Shelley. (Fortſetzung.) — **Lied an den Kukuk.** Aus dem Engliſchen von W. Empſon.

Im Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 9 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Gd. Widenmann.

Nr. 28.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Januar 1838.

Die Auswanderung der Gränzcolonisten in Südafrika.

Capitän Harries, Ingenieurcapitän in Diensten der ostindischen Compagnie, machte im Mai des vorigen Jahrs eine Reise zu dem bekannten Matabilihäuptling Mosolekatzi; aus seinem Reisejournal wurde der Londoner geographischen Gesellschaft nachstehender Auszug über den im Titel bemerkten Gegenstand mitgetheilt.

Der Auszug der alten holländischen Einwohner aus der Capcolonie hat gewiß Seinesgleichen nicht in der englischen Colonialgeschichte. Theilweise Auswanderungen sind keineswegs ungewöhnlich, aber hier ist es eine Schaar von fünf- bis sechstausend Menschen, die nach gemeinsamem Rathschluß ihr Geburtsland und die Heimath ihrer Väter verlassen, furchtlos in die pfadlosen Wüsten des Innern eindringen, allen Gefahren und Mühseligkeiten Trotz bieten, und, viele schon auf der Neige der Jahre, einen andern Wohnplatz auf einem fremden und unwirthbaren Boden suchen.

Im Jahre 1834 bildeten mehrere Familien von Gränzbauern, welche von dem guten Boden und der Fruchtbarkeit zu Port Natal gehört hatten, eine große Gesellschaft und zogen mit zwölf Wagen aus, um das Land zu untersuchen. Was sie sahen, gefiel ihnen so gut, daß alsbald nach Beendigung des Kaffernkriegs dreißig Familien unter Leitung von Louis Triechard die Colonie verließen. Sie zogen in nordöstlicher Richtung durch das Land des großen (Oranje) Flusses, hielten sich an die Bergkette, welche das Land der Betschuanas von dem der Kaffern trennt, in der Absicht, wenn sie deren Ende erreicht hätten, sich ostwärts zu wenden, um nach Port Natal zu gelangen. Dieß Gebirge ist im höchsten Grade zerrissen und unwegsam, aber wegen der unvollständigen Kenntniß, welche die Auswanderer von diesem Theile Südafrika's hatten, wurden sie durch den Lauf der Berge weit über die Breite von Port Natal hinaus geführt, und fanden sich in einer fruchtbaren, aber unbewohnten Einöde zwischen dem 26° und 27° Br. am Ostufer eines großen schönen Flusses, welcher durch einen ebenen Landstrich träge in nordöstlicher Richtung hinfließt, mit dem Uri oder Limpopo sich verbinden und seine Gewässer in die Delagoa-Bai ergießen soll. Da das Land Wasser und Wild in Menge bot, auch an Baumaterialien kein Mangel war, so blieben die Auswanderer fürs erste hier.

Diesem Beispiel folgten bald mehrere zahlreiche Gesellschaften mit Schaf- und Rinderheerden, zogen über den großen Fluß bis ins Herz der Wüste, und zerstreuten sich längs den üppigen Ufern der Likwa oder des Vaalflusses, bis der weiterhin liegende Landstrich näher untersucht seyn würde.

Gegen Ende Mai's (1835?) verließ eine Abtheilung das Emigrantenlager, um das Land gegen Nordosten zu untersuchen. Sie zogen sechzehn Tagereisen weit über Louis Triechards Station am Zout-Pans-Berg (Salzpfannenberg) hinaus, durch ein freundliches, fruchtbares und unbewohntes Land, bis sie auf sechs Tagreisen weit von Delagoa-Bai anlangten, wo sie einen friedlichgesinnten Stamm von Eingebornen trafen, den sie die „knopfnasigen Kaffern" (knob-nosed Kafirs) nannten. Als sie von da ins Lager zurückkehrten, fanden sie es völlig verödet, denn es war den Tag zuvor von Mosolekatzi angegriffen und achtundzwanzig der Auswanderer getödtet worden. Nach diesem und einem zweiten mörderischen Angriff zogen die Auswanderer vier Tagreisen weit rückwärts auf das südliche Ufer des Vaalflusses. Hier wurden sie abermals von den Matabilis angegriffen, und verloren 6000 Stück Vieh und 40,000 Schafe und Ziegen. Nun zogen sie nochmals rückwärts an die Quellen des Modderflusses, wo sie durch eine zahlreiche Schaar neuer Auswanderer verstärkt wurden, worauf ihr Anführer Mariz mit einer auserlesenen Mannschaft auszog, um an den Matabilis Rache zu nehmen; am 17 Januar *) errang er einen blutigen Sieg über sie in dem Thal des Mosega, und gewann wieder 7000 Stück Rindvieh so wie die verlornen Wagen.

Die Nachricht von diesem Siege machte einen magischen Eindruck auf die holländischen Colonisten. Große Karawanen zogen täglich über die Gränze und strömten zu den Fahnen ihrer ausgewanderten Landsleute. Nach den neuesten Nachrichten sind die vereinten Auswanderer von Thaba Untschu in

*) Wahrscheinlich 1836; denn auch hier ist keine Jahrszahl angegeben.

der Richtung nach dem Vaalfluß aufgebrochen, und im verflossenen Mai waren über 1000 Wagen und 1600 kräftige Männer am Zusammenfluß der Arme des Vet-Flusses versammelt. Ein Commando, bestehend aus 500 Boers, rüstete sich zum Aufbruch, um Mosolekatzi zu einem friedlichen Vertrag zu zwingen oder seine Macht gänzlich zu vernichten, worauf der Zug nach dem ehemaligen Lager Louis Triechards wieder angetreten werden soll. Dort will man den Grundstein zu einer Stadt legen, und ein neues Amsterdam wird sich mitten in der Wildniß erheben.

Ueber baktrische Alterthümer.

(Fortsetzung.)

Die angeführten Könige Theodotos I. und II., Euthydemus, Demetrius und Eukratides I. und II. können als die einzigen eigentlich griechisch-baktrischen Herrscher gelten, denn sie können gar wohl allein den Zeitraum von 255 bis 125 vor Chr. oder 130 Jahre ausgefüllt haben. Wie es unter den beiden Eukratides um das Reich stand, mag man daraus entnehmen, was Justin (XLI. 6.) hierüber sagt: „Ungefähr um dieselbe Zeit, wo in Parthien Mithridat den Thron bestieg, begann in Baktrien die Regierung des Eukratides, beides ausgezeichnete Männer. Aber das Glück der Parther hob ihr Reich unter Mithridats Führung auf den höchsten Gipfel, die Baktrianer aber hatten viele Kriege zu bestehen, und verloren endlich nicht nur die Herrschaft, sondern auch die Freiheit, denn ermattet durch die Kriege gegen Sogdianer, Arachoten, Drangianer und Inder fielen sie endlich, gleichsam durch Blutverlust erschöpft, unter die Herrschaft der schwächern Parther.“ Eukratides zwar hielt noch, wie wir sahen, den Ruhm des baktrischen Namens aufrecht, aber unter seinem Sohn scheint das Verderben eingebrochen zu seyn, ob wirklich durch die Parther, wissen wir nicht; die beiden oben genannten Völker, Arachoten und Drangianer, hausten im heutigen Sedschestan.

Wenn man nach Anleitung der Münzen irgend eine Vermuthung über die spätere Zeit wagen darf, so ist es die, worauf die spätern Münzen des Eukratides I. führen. Als er den griechisch-indischen König Demetrius besiegt hatte, nahm er den Namen des Großen an, und von jener Zeit schreiben sich diejenigen seiner Münzen, welche auf der Kehrseite eine baktrische Umschrift haben. Eben so bemerkt Prinsep von Menander, er habe, ehe er auf den Thron des eigentlichen Baktriens stieg, wahrscheinlich eine unabhängige Herrschaft in den südlichen Provinzen am Indus gegründet gehabt. Nun ist Menander älter als Eukratides, und in dem geringen Zeitraum von 255 bis 125 vor Chr. wohl kaum ein Platz für ihn übrig, dennoch tragen seine von guten Meistern gefertigten Münzen sämmtlich baktrische Inschriften, ebenso die nicht minder gut gearbeiteten Münzen von Apollodot, Antimachus, Philerenus, Antialkides, Lysias, während die von Hermäus, Vonones oder Nonus und Azilizes schon bedeutend schlechter gearbeitet sind; auch bemerkt man leicht, daß zum mindesten des Letztern Name nicht griechischen Ursprungs ist. Es ist kaum zu zweifeln, daß diese zahlreichen Namen nicht dem eigentlichen Baktrien, sondern nördlich oder südlich gelegenen Ländern angehören, ob einem oder mehreren Staaten ist ungewiß, aber das Letztere wahrscheinlich.

Nun folgt eine Reihe von Münzen, aus denen man bis jetzt gar nichts zu machen weiß. Der Titel ist auf der einen Seite griechisch und heißt, „der große König der Könige, Azos“ (oder Azes, wie Jacquet will), auf der andern Seite ist eine baktrische oder, wie Prinsep geradezu sagt, eine Pehlwi-Inschrift. Der Name Azos oder Azes ist gänzlich unbekannt; über die Zeit der Münzen weiß man natürlich eben so wenig: einen wie wohl schwachen Anhaltspunkt gibt indeß der eigenthümliche Umstand, daß es keine eigentlichen silbernen, sondern nur mit Silberplättchen bedeckte Münzen unter diesem Namen gibt. Prinsep bemerkt hiezu: „Sie gleichen einigermaßen den Münzen des römischen Kaisers Gallienus und seiner Nachfolger. Ist es wohl möglich, daß der Mangel an Silber, dem man die Prägung dieser Art von Münzen in Europa zuschreibt, sich auch auf Indien ausdehnte? Wäre dieß der Fall, so fielen die Münzen in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts. Jedenfalls kann man annehmen, daß dieß System von den römischen Münzen copirt war, worauf einige andere nachgeahmte Gegenstände hinweisen. Dazu gehört der Soldat, der auf den besiegten Feind tritt, und das Strahlenhaupt, das eine Nachbildung der strahlenförmigen Krone der römischen Kaiser jener Zeit scheint.“ Ist diese Ansicht richtig, so ist es nur zu verwundern, daß diese Münzen größtentheils noch sehr gut gearbeitet sind, was man bei der den griechischen Herrschern so feruliegenden Zeit gar nicht vermuthen sollte. Daß die Münzen dem Nordwesten Indiens angehören, folgert man aus dem Umstande, daß einige derselben den Stier mit dem Höcker tragen; ob mit Recht oder Unrecht, steht dahin.

Wir würden uns zu sehr ins Detail verlieren, wenn wir auf einzelne Münzen und auf Namen wie Undopherres oder Unadpherrus, Kadaphes u. dgl. eingehen wollten, können aber eine von Kadphises oder Mokadphises nicht übergehen, weil sich mehrere Goldmünzen dieser Art gefunden haben, und Ventura solche in Manikyala, wie Honigberger in der Nähe von Cabul, beide in einem Topen auffand, letzterer auch nachher eine in Balkh ankaufte; sie führen die leserliche Inschrift *BACIAEYC OOH-MOKAΔΦICHC*, d. h. König, *OOH* Mokadphises. Ueber die Buchstaben *OOH* erlaubt sich Hr. Prinsep keine Vermuthung. Hr. Jacquet hat (Journal Asiat. Sept. 1836 (p. 269) eine versprochen, bis jetzt aber noch nicht geliefert, wie er auch mit seiner Arbeit über die Münzensammlung Allards noch nicht zu Ende gekommen ist. Die Gelehrten in Ostindien wie in Europa legen auf diese Münzen, die sehr schön gearbeitet und sehr zahlreich sind, so daß sie eine ganze Gruppe bilden, großes Gewicht, sie gehören indeß bis zu der bisherigen Classe mit griechischen Inschriften auf der einen, und baktrischen oder Pehlwi-Inschriften auf der andern Seite. Sie sollen einem Volke von indischem Cultus angehören, indem man die Figur Siwa's auf der Kehrseite erblicken will, und zwar mit Attributen, die, wie Jacquet meint, dem auf den Münzen der griechischen Kö-

nige Baktriens und Indiens so oft abgebildeten griechischen Hercules entlehnt scheint.

Merkwürdiger noch als die Münzen von Kadphises oder Mokadphises sind die sogenannten Kanerki-Münzen, wegen des seltsamen Uebergangs, den sie bilden. Anfangs sind Sprache und Buchstaben griechisch, dann nur noch die Buchstaben und auch diese werden immer undeutlicher. Auf der Kehrseite findet sich anfangs das griechische Wort *HAIOC*, Sonne, später aber, als die Sprache sich ändert, die Worte Nanaia, Mithra, Athro, Mao ꝛc. in immer schlechtern, unleserlichern Buchstaben. Prinsep sucht diese Worte mit ziemlich einleuchtenden Gründen alle wieder auf den Begriff von Sonne und Feuerdienst zurückzuführen. Die Umschrift auf der Vorderseite ist anfangs *BACIAEYC KANHPKOY*, *) König Kanerku, später kommt, ebenfalls griechisch, „König der Könige Kanerku." Auf einmal erscheint nun statt der griechischen Sprache ein indopersischer Dialekt, die Münzen tragen den Titel: rao kanerki, endlich rao nano rao kanerki korano, **) was Prinsep, wie schon erwähnt, mit: König der Könige, Kanerki der Herrliche, übersetzt hat. Diese ganze Reihe ist wesentlich von der vorigen verschieden, nicht Eine baktrische Inschrift erscheint, und auf den spätern werden die griechischen Schriftzüge allmählich so schlecht, daß sich ohne Kenntniß der ältern Münzen durchaus nichts daraus entziffern ließe; man sieht deutlich, daß wie die Kenntniß der Sprache, so endlich auch die der griechischen Schrift verloren ging. Ueber ihr Alter läßt sich durchaus nichts bestimmen, so lange wir nicht wissen, wann die Topen erbaut wurden; daß zum Beispiel der von Manikyala nicht vor dem 7ten Jahrhundert erbaut seyn kann, haben wir oben aus dem Vorhandenseyn gewisser sassanidischen Münzen gesehen. Es scheint jedenfalls ausgemacht, daß sie einer ganzen, ziemlich lange dauernden Dynastie zukommen; denn daß sie zusammengehören, ergibt sich aus einer durchgehenden Familienähnlichkeit, aber von dem Zeitpunkt an, wo sie richtige griechische Schrift und Sprache enthielten, bis dahin, wo man kaum noch die Buchstaben als griechisch erkennen kann, müssen nothwendig mehrere Jahrhunderte verlaufen seyn.

Ein Umstand gibt diesen Kanerki-Münzen einen Zusammenhang mit den frühern, das sogenannte baktrische Symbol; es scheint ein Instrument zu seyn, das man in der Mitte mit der Hand fassen konnte, und das unten vier Füße und oben vier Zinken, ähnlich denen einer Gabel hatte; so ist wenigstens die Abbildung auf einer der Kanerki-Münzen, welche Burnes erhielt und auf einer goldenen Kadphises-Münze, welche Honigberger in einem Topen bei Kabul fand.***) Noch ist zu bemerken, daß auf der Rückseite der Kanerki-Münzen sehr verschiedene Symbole vorkommen. Auf den noch griechischen Münzen steht eine Frau in ein fließendes Gewand nach indischer Weise gekleidet und trägt einen Lotus; die querlaufende Inschrift ist *NANAIA*, was Prinsep und andere mit der indischen Göttin Anapasa, der persische Anahid und der griechische Anaitis oder Venus, einem der sieben Feuer, in Verbindung bringen. Eine zweite Classe stellt einen Mann in kurzer Tunica, Beinkleidern und Stiefeln dar; der Kopf ist von einem Diadem und einem Strahlenkranz umgeben, und neben erscheint das Wort *HAIOC*, die Sonne; auf den nicht mehr griechischen Münzen erscheint dagegen ein Wort, das man wahrscheinlich Mithro lesen muß, wornach also abermals auf Sonnendienst hingewiesen wird. Noch seltsamer ist aber, daß man auf andern Kanerki-Münzen hinter einem ähnlich gekleideten Mann den gehörnten Mond mit der Inschrift *MAO*, was Mond bedeutet, erblickt, ungefähr so wie Dionysos in den samothrakischen Mysterien erscheint, wo er den gehörnten Mond auf dem Rücken hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ob man Kanerku oder Kanethku lesen muß, ist unentschieden, aber wegen der Folgen, die man daraus gezogen hat, nicht unwichtig.

**) Wegen dieser vollständigen eigentlichen restaurirten Inschrift müssen wir kurz uns auf den oft erwähnten Prinsep berufen.

***) Die eine ist in Burnes bekanntem Werke, die andere im Journal asiatique (Sept. 1836) abgebildet.

Alte irische Abschrift der Evangelien.

Der Geistliche Todd sandte kürzlich der königlich irischen Akademie einen kurzen Bericht über eine Abschrift der vier Evangelien ein, welche im siebenten Jahrhundert in irischer Schrift geschrieben wurde, und in der Bibliothek des Erzbischofs von Canterbury zu Lambeth aufbewahrt wird. Es ist ein Band in Kleinquart, in der niedlichen Handschrift geschrieben, welche man Caroline nennt, und die unter Carl dem Großen in ganz Europa, jetzt aber nur noch in Irland gebräuchlich, und unter dem Namen der irischen Schrift bekannt ist. Der vorliegende Band scheint einem gewissen Maelbrigid Mac Dornan oder Tornan gehört zu haben, welcher im neunten Jahrhundert Erzbischof zu Armagh war, und im Jahre 925 starb. Von ihm wahrscheinlich erhielt ihn Athelstan, König der Angelsachsen, zum Geschenk, der ihn seinerseits der Stadt Canterbury schenkte. Dieß ersieht man aus einer angelsächsischen Inschrift (in einer Hand aus dem 9ten oder dem 10ten Jahrhundert), welche auf der leeren Seite steht, die unmittelbar auf die Genealogie im ersten Capitel Matthäi folgt. Die Entdeckung dieses Manuscripts und der Beweis seines irischen Ursprungs sind darum wichtig, weil sie ein abermaliges Beispiel an die Hand geben, wie man im sechsten und siebenten Jahrhundert irische Schreiber zum Abschreiben der heiligen Schrift benützte. Es ist jetzt eine beglaubigte Thatsache, daß fast alle die heiligen Bücher, welche die angelsächsische Kirche so hoch verehrte, und die von ihren früheren Bischöfen als Erbstücke ihren respectiven Sitzen hinterlassen wurden, aus Irland kamen, oder von irischen Schreibern geschrieben waren.

Chronik der Reisen.

Die neuesten Fahrten nach Nowaja Semlja.

(Fortsetzung.)

Von 1819 bis 1821 waren die HH. Lasarew und Lütke, der erstere in einer, der letztere in vier Expeditionen, bemüht, die West- und Südküste von Nowaja Semlja, so wie einen Theil der lappländischen Küste zu untersuchen. Von 1829 bis 1832 war Hr. Reinecke beschäftigt, die Aufnahme der lappländischen Küste zu beendigen, und

die Küsten des weißen Meeres zu vermessen. Die Küste des Eismeeres, östlich von der Ausmündung des weißen Meeres, ist durch zwei Männer untersucht worden: von Kanin-Noß bis zur Petschora durch Hrn. Bereshnych, und von da östlich durch Hrn. Iwanow, dem es gelungen ist, bis in den obischen Meerbusen zur See vorzudringen, wie ähnliche Expeditionen, die vor einem vollen Jahrhundert (1734 bis 1739) von Archangelsk bis dahin ausgeführt wurden. Die Reisen der HH. Pachtussow und Ziwolka haben zuletzt den größten Theil der Ostküste von Nowaja Semlja kennen gelehrt. Außerdem ist seit ein Paar Jahren eine detaillirte Aufnahme der Küste von Finnland begonnen, welche bis zur Spitze des bothnischen Meerbusens fortgesetzt werden soll. Kommt nun noch die Nordostspitze von Nowaja Semlja hinzu, so wäre eine umständliche Kenntniß aller Nordküsten des russischen Reiches, aller Schwierigkeiten des Klima's zum Trotze, bis zum Obj erreicht. Diese Unternehmungen der Marine mit den vieljährigen Expeditionen, welche der Hr. Finanzminister dem Ural gewidmet, mit den ausgedehnten geographischen Arbeiten, welche der kaiserliche Generalstab in der europäischen und asiatischen Türkei während des türkischen Feldzugs ausgeführt hat, mit Hrn. Fedorows fünfjährigen Ortsbestimmungen in West-Sibirien, mit der begonnenen Nivellirung des kaspischen Meeres und der ausgedehnten Triangulirung, die an der Westgränze des Reiches noch fortgeht, bilden ein großartiges Ganze von geographischen Unternehmungen, würdig des Andenkens der beiden Herrscher, unter denen sie ausgeführt wurden.

Um zu beurtheilen, ob die Kenntniß der Nordostspitze von Nowaja Semlja, die keinen mercantilischen Gewinn verspricht, die mit dieser Unternehmung verbundenen Opfer verdient, wollen wir unsern Blick weiter auf die Nachbarschaft ausdehnen. Legen wir eine Circumpolarkarte vor uns, und verfolgen wir die nordischen Küsten, welche mit so ungeheurer Ausdauer in dem Kampfe mit den Elementen aufgesucht sind, so finden wir ein eben so einfaches als überraschendes Resultat. Die ganze Nordküste der alten Welt von der obischen Halbinsel bis zur Beringsstraße ist von den Russen, so wie die ganze Nordküste des neuen Continents vom Lancaster-Sunde an, mit kleinen noch unbekannten Lücken, von Britten entdeckt worden. Ja, man kann noch mehr sagen: von der obischen Halbinsel bis jenseits des Ostcaps, im Lande der Tschuktschen, hat noch nie eine andere Flagge geweht, als die russische, und an der Küste von Nordamerika keine andere, als die brittische. Auf der Gränze beider Regionen, in der Beringsstraße und nördlich von ihr, haben beide Flaggen mit einander gewechselt (unter Deschnew, Bering, Cook, Clarke, Kotzebue, Wassiljew, Beechey). Nie hat die Beringsstraße eine andere Flagge gesehen. Alle übrigen befahrenden Nationen haben ihre nordischen Fahrten auf das Wasserbecken zwischen dem karischen Meere, Spitzbergen und der Baffinsbai beschränkt. Dasselbe Wasserbecken haben die Normänner fast in seiner ganzen Ausdehnung befahren.

Durch die Verfolgung der Ostküste von Nowaja Semlja hat die russische Marine das Gebiet ihrer Herrschaft ausgedehnt, denn die Westküste ist, obgleich von den Russen schon früher befahren, doch durch die Holländer für die wissenschaftliche Welt entdeckt. Es kommt jetzt darauf an, diese Eroberung bis dahin auszudehnen, wo die Unternehmungen der Holländer ihr Ende fanden — so wie die Nordküste der neuen Welt wartet, welche Flagge sich an dem noch nicht gekannten Ufer zwischen den Entdeckungen Beechey's und Franklins zeigen wird.

Was diese Unternehmungen in Gegenden, wo der Mensch, in ewigem Kampfe mit der Natur begriffen, wohl nie einer hohen gesellschaftlichen Entwickelung theilhaftig wird, für eine Frucht tragen müssen, erkennt man, wenn man dem Blicke für die Zeit einen eben so großen und noch größeren Maaßstab gibt, als wir ihm eben für den Raum gegeben haben. Den Weg nach den Schätzen Indiens hat das Polareis versperrt, aber es hat den Weg in die Nachwelt geöffnet, denn die fernste Zukunft wird wissen, daß die russische Flagge die Nordgränze der alten Welt, und die brittische die Nordgränze der neuen dem Eise abgewonnen hat. Beide Völker werden dadurch den überzeugendsten und zugleich den bleibendsten Beweis von ihrer Ausdauer hinterlassen. Es ist eine bekannte Sache, daß durch den lebhaftern Völkerverkehr die Namen in glücklicheren Gegenden viel schneller verwischt werden, als in diesen Gränzen des menschlichen Wohngebietes. — Um so bedeutsamer ist es, daß die genannten Völker nicht bloß um den Nordpol herum, dem die Russen durch ihren alten Sitz genähert waren, mit einander um die Errichtung dieser bleibenden Denkmale des Muthes und der Ausdauer gerungen haben, sondern auch um den Südpol. Lange glaubte man, es sey nach dem Südpole hin kein ferneres Land erreichbar, als die von Cook gesehenen Küsten, bis ein russisches Schiff, wenige Jahre nachdem zuerst die russische Flagge auf der Südhälfte der Erde gesehen war, die Namen zweier russischen Fürsten an zwei Felsen, die diesem Pole noch näher liegen, heftete. *) Neuerlich haben wieder die Engländer dieses Ziel südlicher Fahrten weiter geschoben. Es wird darauf ankommen, welches Volk zuerst einen Pol erreichen wird, um von dem andern nicht überboten werden zu können.

Die Geschichte der Schiffahrt hat von jeher ein sehr reiches Material zur Beurtheilung der geistigen Anlagen der Völker und ihres Culturzustandes gegeben, sie wird auch künftigen Geschlechtern von den jetzigen Zuständen berichten. Sie wird, wenn auch die Britten und Russen verweichlichen sollten, ihnen das Bild der Vorzeit vorhalten. Aber sie wird auch beide Völker nach ihren Leistungen vergleichen. Sie wird nachweisen, daß die Fahrten an der Nordküste Sibiriens viel früher unternommen wurden, und viel größere Aufopferungen forderten, als die der Britten an der Nordküste Amerika's. Sie wird als Zeugnisse für die körperliche und geistige Ausdauer, die Ueberwinterungen in den vom Menschengeschlechte nicht bewohnten Wüsten des Eismeeres, in Spitzbergen und Nowaja Semlja anführen. Nur die Holländer haben in früherer Zeit Aehnliches versucht. Unfreiwillig mußten sie an der Nordspitze von Nowaja Semlja den Winter von 1596 bis 1597 zubringen. Freiwillig haben sieben Holländer den Versuch in Spitzbergen 1633 bis 1634 mit Erfolg gemacht. Aber alle Personen, die ihn im folgenden wiederholten, fielen ihm als Opfer. Denselben Versuch haben die Britten einmal (1630 bis 1631) mit glücklichem, und früher einmal mit unglücklichem Erfolge gemacht. Vom russischen Volk aber haben sehr lange Zeit hindurch kleine Gesellschaften fast jährlich auf Spitzbergen und Nowaja Semlja überwintert. Von den bekannten vier an der Ostküste von Spitzbergen ohne alle Hülfsmittel zurückgebliebenen Pelzjägern konnten drei sich sieben Jahre lang erhalten. Aber Rachmanin, der nach 26 Ueberwinterungen in Nowaja Semlja und zweien in Spitzbergen, noch den Muth hätte, fünf Winter auf den Weg nach der Mündung des Jenissei zu verwenden, steht ohne alle Vergleichung bei irgend einem Volke da.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Inseln Peter und Alexander, entdeckt von Bellingshausen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 29.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

29 Januar 1838.

Agaſſiz über die wandernden Felſenblöcke.

Hr. Agaſſiz, der bekannte Forſcher im Gebiet der foſſilen Ichthyologie, richtete über dieſen Gegenſtand nachſtehende Bemerkungen an die franzöſiſche Akademie.

„Ich habe im vorigen Jahre (1836) mehrere Monate in den Alpen zugebracht, deren Gletſcher ich zu unterſuchen mich bemühte; namentlich wünſchte ich die Beobachtungen zu wiederholen, welche die HH. Venez und Charpentier an den großen Gletſcherwällen machten, die man in größern oder geringern Entfernungen von den jetzigen Gletſchern findet, und ich konnte mich von der vollſtändigen Genauigkeit der Schilderungen, die ſie davon gegeben haben, überzeugen. Namentlich fiel mir das glatte Ausſehen auf, das die Felſen darbieten, auf denen Gletſcher ſich bewegten; man findet dieß glatte Ausſehen in allen Thälern, deren Seiten mit alten Gletſcherwällen bedeckt ſind, wie entfernt die Gletſcher jetzt auch davon ſeyn mögen. So ſind die Seitenwände des Rhonethals bis an die Ufer des Genferſees, von dem die Gletſcher jetzt über eine Tagreiſe entfernt ſind, völlig glatt, wenigſtens allenthalben, wo der Felſen hart genug iſt, um den atmoſphäriſchen Einflüſſen zu widerſtehen. Beim Anblick dieſer Erſcheinung erinnerte ich mich, daß der Südabhang des Jura, der den Alpen gegenüber liegt, gleichfalls ſolche glatte Oberflächen darbietet, die man bei uns Lauen nennt, und worauf ich bisher wenig geachtet hatte.

„Bei meiner Rückkehr nach Neufchatel beeilte ich mich, dieſe glatten Oberflächen aufmerkſamer zu unterſuchen, und ich erkannte, daß ſie von der Lagerung der Schichten und der Richtung der Jurakette völlig unabhängig ſind, daß ſie ſich über die ganze Oberfläche des Bodens ausdehnen, den Undulationen folgen, gleichmäßig über das neptuniſche Geſtein wie über den Jurakalk hingehen, und überall, wo der Felſen neuerdings entblößt wurde, eine ſpiegelglatte Politur zeigen. Dieſe Oberflächen ſind bald eben, bald undulirend, bald ſogar von tiefen, gewundenen Furchen durchſchnitten, die jedoch niemals nach der Neigung des Berges laufen. Im Gegentheil laufen ſie ſchräg und der Länge nach, mit Einem Wort, ſie haben eine Richtung, daß man nicht entfernt daran denken kann, das Waſſer habe dieſe Furchen eingeriſſen. Man bemerkt übrigens auf ſolchen gut erhaltenen, nicht verwitterten Oberflächen feine Linien, ähnlich denen, die man mit einer Diamantſpitze auf einem Glaſe machen kann, und die im Allgemeinen der Richtung der ſchrägen Furchen folgen. Für jeden, der die Alpen geſehen hat, iſt es augenſcheinlich, daß das Eis dieſe Politur hervorgebracht hat. Allenthalben, wo man bis jetzt den Südabhang des Jura in dieſer Beziehung unterſuchte, nämlich auf einer Strecke von mehr als 20 Lieues öſtlich und weſtlich von Neufchatel, bietet derſelbe dieſen Anblick dar.

„Beweiſen nun, wie dieß Charpentier angenommen hat, die auf dieſen glatten Flächen ruhenden wandernden Blöcke des Jura, daß die Gletſcher ſich bis an den Jura erſtreckten, Blöcke alpiniſcher Felſen vor ſich herſchoben, und die Fläche glätteten, auf der ſie ſich bewegten? Ein Umſtand ſpricht entſchieden dagegen, der nämlich, daß die wandernden Blöcke des Jura eckig ſind, während die Blöcke der Gletſcherwälle, durch die Bewegung der Gletſcher fortgeſtoßen und aneinander gerieben, immer abgerundet ſind. Derſelbe Fall müßte ſeyn, wenn die wandernden Blöcke durch Waſſerſtrömungen fortgeführt worden wären, wie reißend und tief man dieſe auch immer annehmen mag. Bei dieſer letzten Annahme aber könnte man nur nicht erklären, warum die zwiſchen Alpen und Jura liegenden Seen nicht völlig ausgefüllt wurden.

„Die wandernden Blöcke des Jura ruhen nicht unmittelbar auf glatten Oberflächen: überall, wo die die großen Blöcke begleitenden Kieſel nicht durch ſpätere Zufälle auseinander geſchoben wurden, bemerkt man, daß ſie eine Schicht von einigen Zoll, manchmal von mehreren Fuß bilden, auf denen die eckigen Blöcke ruhen. Dieſe Kieſel ſind ferner ſehr abgerundet, ſelbſt glatt, und in der Art übereinander geſchichtet, daß die größern oben, die kleinern, die oft in einen feinen Sand übergehen, auf dem Boden unmittelbar auf der glatten Obekfläche liegen. Dieſe durchgängige Art der Uebereinanderlagerung iſt dem Fortführen durch Waſſer entſchieden entgegen, denn in dieſem Falle würde die Ordnung der Uebereinanderlagerung gerade umgekehrt ſeyn.

„Es wäre ſehr wichtig zu wiſſen, ob überall, wo Wander-

blöcke ſich finden, dieſe eckig ſind, und die Oberfläche glatt iſt, wie die des Jura, und endlich ob ſie allenthalben auf einer Schichte abgerundeter Kieſel ruhen, die um ſo kleiner werden, je näher ſie den glatten Oberflächen ſind."

Ueber baktriſche Alterthümer.

(Schluß.)

Es wäre eine verlorne Mühe, und würde mehr Raum erfordern, als wir hier darauf verwenden können, wenn wir in ein näheres Detail dieſer Münzen eingehen wollten, um ſo mehr als einige, die unter keine beſondere Rubrik zu bringen ſind, ſogar einen Feueraltar aufweiſen; wir ſind über die Hauptmünzen, über die Herkunft ganzer Gruppen zu wenig unterrichtet, als daß man es bis jetzt noch wagen könnte, einzelne unſichere Münzen entziffern und deuten zu wollen, um ſo mehr, als manche Symbole ganz willkürlich gewählt ſcheinen. *) Hierein Ordnung und Zuſammenhang bringen zu wollen, iſt bis jetzt noch ganz unausführbar.

Faſſen wir das Obige zuſammen, ſo ergeben ſich bis jetzt drei von einander ganz verſchiedene Gruppen, die in mehrere Unterabtheilungen zerfallen, aber doch eng zuſammen gehören. Dieſe ſind 1) rein griechiſche Münzen, welche, ſo viel wir bis jetzt wiſſen, mit Ausnahme einer von Agathokles bloß den bekannten baktriſchen Königen angehören, die wir oben aufgeführt haben; 2) Münzen mit griechiſcher Schrift auf der Vorderſeite und mit baktriſcher Schrift auf der Rückſeite; dieſe zerfallen in griechiſche und barbariſche Königsnamen, unter welchen letztern die von Kadphiſes mit zu den merkwürdigſten gehören; 3) Kanerki-Münzen, welche Anfangs eine griechiſche Inſchrift, ſpäter fremde Sprache, aber immer noch griechiſche, allmählich undeutlicher und ſchlechter werdende Schrift haben, nie aber baktriſche Inſchriften, und mit einem kleinen Theil der unter Nr. 2 aufgeführten Münzen nur durch das gleichmäßig angebrachte ſogenannte baktriſche Symbol zuſammenhängen. Ehe wir auf die wenigen Bemerkungen eingehen, welche der ſchwache Stand unſrer bis jetzt noch erlangten Kenntniſſe geſtattet, müſſen wir auf einige Punkte aufmerkſam machen, die vielleicht einiges Licht geben.

Der mächtige Geiſt Alexanders und die innere Stärke der griechiſchen Bildung hatten auf die weit rohern Aſiaten einen ſolchen Eindruck gemacht, daß Jahrhunderte lang alles Griechiſche mit einer gewiſſen Ehrfurcht betrachtet wurde, und ſelbſt jetzt noch im tiefen Aſien einige Völker ſich mit Stolz griechiſcher Abſtammung rühmen. Daher kam es auch, daß griechiſche Sprache und Schrift Jahrhunderte lang auf den Münzen, dem höchſten Symbol der Herrſchaft im Orient, prangte; ſelbſt die ſpätern Arſaciden, ja noch die erſten Saſſaniden hatten griechiſche Schrift auf ihren Münzen, und wir dürfen uns alſo nicht wundern, wenn in Baktrien und im Pendſchab, wo griechiſche Herrſcher ſich wenigſtens anderthalb Jahrhunderte länger erhielten als in Perſien, griechiſche Schrift auf den Münzen noch in eine viel ſpätere Zeit herabreicht, und wenn gleich verdorben, doch noch beſſer iſt, als auf den Münzen der Arſaciden und Saſſaniden. Eine eigenthümliche Aenderung in der Stellung der Schrift geht frühzeitig vor; die ächt macedoniſchen Münzen, bis auf Eukratides herab, haben die Schrift quer überlaufend in gerader Linie und nur auf zwei Seiten, während die Münzen der zweiten Claſſe gleich Anfangs die Schrift auf drei Seiten und bald darauf im Kreiſe herumſetzen gleich den römiſchen Münzen. *) Es ſcheint alſo, die griechiſchen Künſtler fanden in dem Lande, aus dem jene Münzen ſtammen, Vorbilder, die ſie bald nachahmten, was um ſo wahrſcheinlicher iſt, als die griechiſche Inſchrift der Münzen der zweiten Claſſe Anfangs nicht in der Rundung geſtellt war, wohl aber gleich auf den älteſten die baktriſche. Aus allem dieſem, wie überhaupt aus dem alsbaldigen Auftreten der doppelten Schrift ſcheint hervorzugehen, daß dieſe Münzen aus einem gebildetern Lande, als das eigentliche Baktrien, ſtammen, und daß dieſe Bildung auch der griechiſchen gegenüber ſich einigermaßen geltend machte. Welches Land dieß war, wagen wir freilich nicht zu entſcheiden, in dem gebirgigen, rohen Nordoſten lag es ſchwerlich, eben ſo wenig in dem dürren Lande der Arachoten und Drangianer, dem heutigen Sedſcheſtan, und kann alſo wohl nur das alte Sogd, das von Alexander gleichfalls erobert wurde, und wo altperſiſche Bildung gelebt zu haben ſcheint, oder ein indiſches Land oder auch das eigentliche Afghaniſtan, nämlich das Land zwiſchen Hindukuſch und Seſid Kob, wo Dſchelalabad, Ghizni, Cabul und Candahar liegen, geweſen ſeyn. Die Mehrzahl wird wohl eher geneigt ſeyn, für Indien zu ſtimmen, aber Ein Umſtand ſpricht bedeutend entgegen, nämlich die Sprache dieſer ſogenannten baktriſchen Schrift, das Pehlwi, von welchem man recht wohl begreift, wie es nach Sogd und nach dem mittlern Afghaniſtan, aber nicht wie es nach Indien kam. Geht man zum Beiſpiel die ganze Sammlung von Allard oder vielmehr Ventura durch, wie ſie Jacquet (Journal Aſiatique, Februar 1836) einzeln nach den Namen der Könige ſchildert, ſo findet ſich keine, deren Symbol nothwendig auf Indien deutete; auf einigen findet ſich der Stier mit dem Buckel, auf Einer der indiſche Löwe ohne Mähne, auf andern aber wieder Pferde im Lauf, das baktriſche Kamel u. dgl., und was die einzige Münze des Königs Mekadphiſes betrifft, auf welcher Jacquet Sima, und zwar in weiblichen Formen, erkennen will, ſo kann ſich Hr. Jacquet auch — getäuſcht haben. Zwei Gründe ſchienen für Sogd oder für das mittlere, mit einem herrlichen Klima geſegnete Afghaniſtan zu ſprechen, als die Länder, deſſen Könige jene Münzen ſchlugen; erſtens die Pehlwiſprache, und zweitens das allmähliche Rohwerden der Münzen, was bei Sogd ſehr natürlich und auch bei Afgha-

*) Eine ſpätere Kanerki-Münze z. B. zeigt eine den Ueberfluß vorſtellende Figur, welche das mit Früchten gefüllte Horn der Amalthea mit beiden Händen hält, wie auf einer Münze des ächt griechiſchen Königs Philoxenus.

*) Prinſep meint, dieſe Methode ſey den damals im Orient kurſirenden römiſchen Münzen entlehnt, allein dann müßte man mehreren, wie denen von Menander ein viel minder hohes Alter zuſchreiben, als ſie wirklich haben.

niſtan recht wohl zu erklären iſt, nicht aber bei Indien, das damals in den Künſten keiner größern Rohheit entgegenging.

Ueber die dritte Claſſe, die ſogenannten Kanerki-Münzen, wagen wir gar keine Vermuthung; ihre Symbole zeigen verſchiedene religiöſe Syſteme, und eine Bekanntſchaft mit Indien läßt ſich nicht verkennen. Wir führen hier nur den Umſtand an, daß die Sprache der Münzen gleichfalls eher auf Indien als auf Perſien deutet, um ſo mehr, als wohl ſämmtliche Münzen aus der Zeit, wo die Sprache nicht mehr griechiſch iſt, nach Chriſti Geburt fallen, *) alſo die Zendſprache nicht mehr als lebendig gedacht werden darf. Als Hr. Prinſep durch Hr. Burnes zum erſtenmal in den Beſitz einer ſolchen Münze kam, und zwar zuerſt einer griechiſchen, verfiel er auf den Gedanken, Kanerki ſey der Name eines Fürſten aus Nordindien, Namens Kaniska oder Kaniſchka. **) Später kam er von dieſer Idee wieder ab, aus dem nicht ſehr zureichenden Grunde, da dieſe Münzen auch in dem Topen von Manikyala gefunden wurden zugleich mit ſaſſanidiſchen Münzen, ſo könne dieß keine Münze von einem Fürſten ſeyn, der etwa 120 vor Chriſtus lebte. Der Grund iſt unzureichend, denn ſo gut man römiſche Münzen als Seltenheit in einen ſolchen Topen, und zwar an einer recht wichtigen Stelle legte, eben ſo konnte man auch Münzen dieſer Art hineinlegen. Dieſer Kaniſchka war ein nichtindiſcher Fürſt von Caſchmir, der nach dem Raja Tarangini, dem einzigen bis jetzt entdeckten bedeutenden Geſchichtswerke in Sanskritſprache, um das J. 170 vor Chr. herrſchte. Die tübetaniſchen Annalen führen ihn, wie Hr. Csoma de Körös berichtet, als König von Kapila in der Nähe von Hardwar auf, eine Eroberung, die leicht von einem in den Himalayagebirgen hauſenden kriegeriſchen Fürſten zu machen war. Kaniſchka folgte der Lehre Buddha's, die damals noch nicht ganz in Indien vernichtet war, und war alſo gewiß im Kriege mit dem braminiſchen Indien. Ob eine Verbindung zwiſchem dieſem Kanerki oder Kanethki und jenem Kaniſchka beſteht, wiſſen wir freilich nicht, bemerkenswerth iſt aber der Umſtand, daß dieſer Kaniſchka Buddha's Lehre folgt, und daß die Topen, wie ſo ziemlich alle Forſcher übereinſtimmen, buddhiſtiſche Grabdenkmale ſind. Haben aber buddhiſtiſche Fürſten über das Land von Indien bis Kabul und Bamian geherrſcht, ſo konnten ſie nur aus Indien, oder aus Caſchmir her über kommen, und erwägt man die ungeheure Zahl der Topen ſo muß die Herrſchaft dieſer Buddhiſten jedenfalls mehrere Jahrhunderte gedauert haben. Dieſe ganze Annahme beruht freilich auf dem zwar ziemlich allgemein angenommenen, aber nicht erwieſenen Umſtand, daß die Topen buddhiſtiſche Denkmäler ſind.

Ueber die andern Denkmäler dieſes merkwürdigen Landes haben wir wenig zu ſagen, eben weil wir ihren Zuſammenhang mit der Geſchichte des Landes und mit den Münzen gar nicht kennen, die allgemeine Schilderung aber von Städteruinen u. dgl. uns wenig hilft. Nur Inſchriften mit Namen, die ſich an einen gewiſſen Punkt knüpfen, können einen Lichtſtrahl auf das Dunkel werfen, in dem wir uns noch immer befinden; in dieſer Beziehung aber iſt bis jetzt nur Ein Umſtand von großer Bedeutung bekannt geworden. General Ventura fand in dem Topen von Manikyala eine kupferne Büchſe, auf deren Deckel eine Inſchrift einpunktirt war. Prinſep ſagt hierüber, daß die Schrift einer alten Form von Nagari, wie man ſie vielleicht beim Schreiben anwandte, ungemein gleiche, ſo daß nur der Kopfſtrich *) fehle, und man ſie bald zu entziffern hoffe. Dieſelbe Schrift fanden auch Hr. Maſſon und Dr. Honigberger in andern Topen. Der letztere entdeckte bekanntlich auch eine Papyrusrolle in einem derſelben, und wenn es gelingt, ſie glücklich aufzurollen, ſo wird ſie wahrſcheinlich manchen Aufſchluß geben, vielleicht eben ſo viel als eine flache Silberſcheibe, die Chev. Ventura gleichfalls im Topen von Manikyala fand, und die eine Inſchrift enthält, welche wahrſcheinlich das Geheimniß des Topen aufklären wird. Prinſep ſagt darüber: „Die Charaktere ſind genau dieſelben, wie auf dem äußern erzenen Cylinder, aber ihre Combination iſt verſchieden. Ueber ihre Verwandtſchaft mit dem Sanskrit kann kein Zweifel ſeyn, aber die Schwierigkeit der Entzifferung iſt ſehr vergrößert durch die Subſtitution der Currentſchrift für das eigentliche Nagari.“ Hieraus geht hervor, daß das Volk, welches dieſe Topen erbaute, ſeine Bildung aus Indien geholt hat, die Schrift iſt nicht Pehlwi, nicht baktriſch, ſondern entſchieden mit der indiſchen verwandt, weßwegen ſie indeß eben ſo wohl tübetaniſch ſeyn kann. Die Entzifferung dieſer Inſchriften muß entſcheiden, ob die Denkmäler wirklich buddhiſtiſch ſind. Von dieſer Entzifferung hängt fürs erſte Alles ab, denn die Münzen ſind trügeriſche Führer, das Geld wandert von Land zu Land, aber dieſe Topen ſtehen da zum Theil wie für die Ewigkeit gebaut; was ſie an ſchriftlichen Denkmälern in ſich ſchließen, das gehört dem Lande an, in welchem ſie ſtehen, und dieſe ſchriftlichen Denkmäler erſt können den Münzen ihren Werth und ihre Stellung anweiſen. Ehe dieſe Inſchriften nicht entziffert ſind, möchten leicht alle Forſchungen zwar den jetzigen Vorrath von Münzen und andern Alterthumsſtücken vermehren, in der Hauptſache aber um keinen Schritt weiter fördern können.

(Schluß folgt.)

*) Prinſep verſetzt ſie ins dritte, ja ins vierte Jahrhundert.

**) Es iſt nämlich ſchon bemerkt worden, daß es nicht gewiß iſt, ob man Kanirku leſen muß: der etwas ungewiſſe griechiſche Buchſtabe kann auch ein th ſeyn.

*) Die Nagari, oder neuere Sanskritſchrift, wird ſo geſchrieben, daß man eine lange Linie zieht, und alle Buchſtaben abwärts an dieſe anhängt.

Der Kaffeebaum in Afrika.

Wellſtead ſagt in ſeinen Travels in Arabia: „Die Somalis bringen nach dem Markte von Berbera eine große Menge Kaffe, den ſie, nach Allem, was ich erfahren konnte, einige Tagereiſen weit aus dem Innern holen. Da er die Hauptrückladung der den Hafen beſuchenden Boote und Schiffe bildet, ſo muß die Maſſe ſehr groß ſeyn. Es iſt, glaube ich, in Europa nicht allgemein bekannt, daß irgend ein Theil von Afrika Kaffee erzeugt; aber die Araber haben die Tradition bewahrt, daß der Kaffee aus Abyſſinien ſtammt, und zuerſt von da nach ihrem Lande gebracht wurde. Oft haben Reiſende, die Afrika beſuchten, danach geforſcht; ſo viel ich mich aber entſinne, iſt

in ihren Werken nichts erwähnt, daß er daselbst wachse. Die Gegend, aus der die Berbera-Kaufleute ihn beziehen, wird als ein hohes, bergiges, von starken Regen befruchtetes Land geschildert, wo unter dem Schatten hoher Bäume der Kaffee erzeugt wird." Dieß bezieht sich wohl auf die südlichen Theile Abyssiniens, wo der Kaffeebaum sehr häufig ist, und schon Bruce vermuthete, daß sein Name von dem District Kaffa im Königreich Narya herkomme, welches letztere Land der Jesuit Antonio Fernandez im Jahre 1613 besuchte, und es mit Kaffeebäumen ganz bedeckt fand. Bruce's Vermuthung wird durch das Zeugniß der Araber selbst bestätigt; denn Abd-el-Kader sagt in seiner Geschichte des Kaffee's, der Gebrauch desselben als Getränk reiche in Yemen nur bis ins neunte Jahrhundert der Hedschra hinauf, während man ihn in Aethiopien seit undenklichen Zeiten kenne. Der Kaffeebaum ist auf allen trockenen und hohen Landstrichen längs der Ostküste Afrika's einheimisch, und an den Ufern des Zambeze, innerhalb der portugiesischen Besitzungen, in großer Menge vorhanden.

Chronik der Reisen.

Die neuesten Fahrten nach Nowaja Semlja.

(Fortsetzung.)

An Beispielen von Ausdauer und Anstrengungen, oft für geringe Zwecke, ist die Geschichte der russischen Schifffahrt also wohl reicher als irgend eine andere, und dennoch sind hier gewiß viel mehr kühne Fahrten ohne alle Erwähnung geblieben, als bei irgend einem andern Volke seit den Zeiten der Normänner. Wissen wir doch nur durch mündliche Nachrichten, welche Lütke erhielt und aufzeichnete, daß ein Kormschtschik Pawkow 25 Jahre vor Scoresby die Ostküste von Grönland erreichte, und dort Spuren von Menschen fand.

Die Nachwelt wird also wahrscheinlich die Summe von Ausdauer und Aufopferungen in der Geschichte der russischen Schifffahrt größer finden, als bei irgend einem andern gleichzeitigen Volke. Aber sie wird ohne allen Zweifel auch einen andern Vergleichungspunkt aufstellen und fragen, welches Volk durch seine Schifffahrten am meisten zur Vermehrung des wissenschaftlichen Besitzes der Menschheit beigetragen hat. Die Akademie hat die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß, wenn die Nachwelt diese Untersuchung anstellt, der russische Staat nicht vor andern zurücktreten müsse.

Es muß der Akademie daher schmerzlich seyn, zu bemerken, daß sie mehrere ausgedehnte Expeditionen der letztern Zeit nicht dazu benutzen konnte, um so viel Stoff für die naturwissenschaftliche Kenntniß zu sammeln, als die Armuth der Gegenden darbieten mochte, oder daß wenigstens der Akademie diese Früchte nicht bekannt geworden sind. Der Marine liegen diese Interessen weniger nahe, als der Akademie, aber beide würden in ihren Interessen gewinnen, wenn sie sich so eng als möglich verbänden. Sind wir auch nicht im Stande, zur Erreichung der unmittelbaren nautischen Zwecke beizutragen, so dürfen wir wohl erinnern, daß die nautischen Expeditionen um so mehr allgemeine Theilnahme und Anerkennung erregen, je mannichfacher die Zwecke sind, die dabei verfolgt werden. Ein Beispiel, das sich fast gewaltsam entgegendrängt, da wir von nordischen Expeditionen sprechen, macht das Gesagte eindringlicher, als irgend Betrachtungen es könnten.

Im Jahre 1773 schickte die brittische Marine den Capitän Phipps nach dem Nordpol ab. Das Eis ließ ihn nur wenig über Spitzbergen vordringen. Aber sein Muth und seine Ausdauer erwarben ihm die vollste Anerkennung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt. Bis zu den Reisen von Roß und Parry pflegte man diese Expedition kaum anders zu nennen, als die berühmte Reise von Phipps. Es gibt, der Geographen und Nautiker gar nicht zu gedenken, keinen gründlichen Physiker, Zoologen, Botaniker, der diese Reise nicht kennte. Dagegen ist es bis auf den heutigen Tag nur Wenigen bekannt, daß fast zehn Jahre früher die russische Marine zwei Jahre hinter einander ganz ähnliche Expeditionen durch den Capitän Tschitschagow unternommen hatte, die mit nicht geringerer Beharrlichkeit ausgeführt wurden, und nur wenige Minuten weiter vom Pol entfernt blieben. Weil man aber mit etwas zu feurigen Hoffnungen in St. Petersburg geglaubt hatte, die Schiffe würden zur Verherrlichung des Regierungsantrittes der Kaiserin Katharina quer über den Pol wegsegeln, wurde gar nichts über die Reise bekannt gemacht. Sie blieb ein wahres Geheimniß, bis Müller, dreißig Jahre später, einen Bericht über sie abstattete, nachdem man längst durch Phipps wußte, daß zwischen Grönland und Spitzbergen kein Durchgang zu erzwingen sey. Aber auch seit jener Zeit (1798) ist dieser Bericht so wenig beachtet worden, daß z. B. Scoresby, dieser Kenner des Nordens und der nordischen Fahrten, Tschitschagows Reise in seiner Uebersicht der nordischen Reisen (1817) nicht nennt, und sie würde vielleicht noch jetzt in der Geschichte der Schifffahrt ganz fehlen, wenn Krusenstern sie nicht in seine Uebersicht der Polarreisen aufgenommen hätte, welche der Beschreibung von Kotzebue's Reise vorgedruckt ist. Der Grund der Nichtbeachtung ist sehr leicht zu finden. Man hatte nur die nautischen Zwecke im Auge gehabt, und für diese war durch Phipps bereits gesorgt worden. Auf dieser drittischen Expedition hatte man aber auch die Geologie, die Pflanzen- und Thierwelt Spitzbergens und seiner Umgegend, so viel die Gelegenheit erlaubte, studirt, und physikalische Beobachtungen gemacht. Da der Reisebericht von Phipps noch jetzt die reichste Quelle für die naturhistorische Kenntniß Spitzbergens ist, so nöthigen die Abbildungen unscheinbarer Pflanzen und noch mehr unscheinbarer Thiere, eine Menge Menschen aus allen Ländern, das Buch zur Hand zu nehmen.

Die russische Admiralität hat also ein Unrecht gegen sich selbst begangen, indem sie aus Unmuth darüber, daß ihre Expedition nicht ganz das gewünschte Resultat hatte, sie ganz verheimlichte. Sie hat sich um die Anerkennung gebracht, zu einer Zeit, wo der Streit um das Polareis lebhaft geführt wurde, die Prüfung der Meinungen durch eine Reise zuerst unternommen zu haben; um die Anerkennung, daß die Vorbereitungen für das Gelingen dieser Reise nicht weniger umsichtig hier als später in London getroffen wurden, denn man hatte sogar ein Haus und Proviant für den Fall einer Ueberwinterung nach Spitzbergen geschickt. Hätte sie die unscheinbaren Pflanzen und Thiere Spitzbergens zeichnen lassen, so würde man noch jetzt, da auch Phipps hierin unmöglich vollständig seyn kann, den um dreißig Jahre zu spät in die Welt getretenen Reisebericht zur Hand nehmen müssen. Ja, hätte sie wenigstens bekannt werden lassen, daß die Temperatur an zweien mitgenommenen Spiritus-Thermometern in denselben Zeiten und Orten verschieden notirt war, worüber man in St. Petersburg sich unzufrieden bezeugte, so wäre vielleicht schon damals eine gründliche Untersuchung über den ungleichen Gang dieser Art von Thermometern eingeleitet. Jetzt dient dieser Umstand nur zur Rechtfertigung der Sorgfalt des Personals der Expedition.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 30.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Januar 1838.

Der Plattensee.

(Von einem österreichischen Arzte.)

Der schönste und größte See Ungarns, von den einheimischen Schriftstellern älterer Zeit poetisch das magyarische Meer genannt, breitet sich zwischen dem Weßprimer, Szalader und Somogyer Comitat von Nordost nach Nordwest in die Länge von 8 deutschen Meilen aus; genauen Messungen zufolge sind die frühern Annahmen von 10 bis 13 Meilen Länge unrichtig. Seine Breite wechselt zwischen $\frac{1}{8}$ bis $1\frac{1}{2}$ M., wornach auch die frühern Angaben von 2 bis 3 M. zu berichtigen kommen, indem 1834, während der See mit Eis überzogen war, zuverlässige Messungen stattgefunden haben. Die größte Breite bietet derselbe zwischen dem Dorf Also Eörs und dem Postorte Sio-Fok = 6000 Wiener Klaftern, die geringste (die Verbindung des Szalaflusses mit ihm am westlichen Ende abgerechnet), bei Tihany = 560 Wr. Kl., im Durchschnitt findet man sie 2200 bis 3000 W. Kl. an den meisten Punkten. Die Tiefe des Sees ist äußerst verschieden, bleibt jedoch zu verschiedenen Jahreszeiten ziemlich die nämliche; am beträchtlichsten soll sie unweit Tihany seyn, wo sie auf 40 bis 60 W. Schuhe angegeben wird; minder beträchtlich im westlichen Theile des Sees, wo man bei Badatson Tomaj und P. Abraham in sehr trockenen Jahrgängen Sandbänke gesehen haben will. In der Nähe der Ufer ist sie meistens gering; eine Ausnahme macht sie aber an der südöstlichen Seite des Sees, wo die Ufer zugleich hoch und steil sind. Den Flächeninhalt des Sees dürfte man, seine Moräste abgerechnet, zwischen 16 bis 17 □ Meilen annehmen, zusammt diesen aber auf 21 bis 22.

Die den See umgebenden Ufer erheben sich an den meisten Stellen nur wenig über seine Oberfläche; nur östlich und südöstlich steigen sie zuweilen in die Höhe von 6 bis 8 Wr. Kl. anhaltend schroff empor; an den südwestlichen Partien senken sie sich an vielen Stellen so tief, daß dadurch das Seewasser austritt und ausgedehnte Moräste bildet; vornehmlich sichtbar geschieht dieß unweit Kereßtur, dasselbe auch südlich bei Sio-Fok. Die Ufer verlaufen meistens in sanften Wellenlinien; nur zwischen Füred und Aszofeö treten sie fast auf eine deutsche Meile in den See hinein, ragen steif empor und gestalten die Halbinsel Tihany, poetisch der ungrische Chersonesus bezeichnet. Seichte Buchten formiren die Ufer an zahlreichen Stellen; keine jedoch ist von besonderer Bedeutung.

Der See nimmt außer dem in seine westliche Endigung einmündenden Szalafluße, der als beträchtlichster Zufluß anzusehen ist, noch 32 größere und kleinere Bäche und acht an seinem Ufer entspringende Quellen auf, welche aber insgesammt eine im Verhältniß zum See geringe Masse Wasser zuführen. Die Betrachtung dieser Thatsache und die große Fläche, welche der See der Verdünstung darbietet, ohne merklich abzunehmen, geben der von Alters her gehegten Ansicht, daß auf dem Grunde seines Wasserbeckens auch noch mehrere Quellen aufgehen, große Wahrscheinlichkeit. Ob diese Quellen zum Theil Säuerlinge seyen, läßt sich nicht bestimmen; man schließt darauf bloß deßhalb, weil im See bei einiger Bewegung durch den Wind ein eigenthümliches Schäumen beobachtet wird, sein Wasser selbst im Rohrwerk der Ufer nicht den mindesten Sumpfgeruch verbreitet, hie und da Erhebungen und Aufwallungen auf dem Spiegel des Sees wahrgenommen werden sollen; weil es ferner Plätze geben soll, an denen er selbst im strengsten Winter nie ganz zufriere, an Uferpartien ganze Schichten Sinter gefunden werden sollen, wie sie nur Säuerlinge absetzen, und endlich, weil das Becken des Sees die nämlichen Gebirgsarten bilden, welchen auf dem Lande die Säuerlinge entspringen, und auch durch die chemische Analyse die Anwesenheit derselben Bestandtheile, welche sie führen, im Seewasser nachgewiesen wurde. Obwohl indessen mehrere dieser Gründe unhaltbar, andere wenigstens zweifelhaft sind, darf die eben erwähnte alte Ansicht dennoch nicht für ganz falsch erklärt werden, bis nicht genauere Beobachtungen entscheiden; daß alle zuvorgedachten Erscheinungen wohl anders auch so gut motivirt werden können, bedarf wohl keiner Bemerkung.

Den Abfluß des Sees gibt man gewöhnlich durch den Sio-Fluß geschehend an; jedoch beruht dieß auf einer irrigen Annahme, denn zum Abfluß des Sees ist der Sio zu klein und die Neigung des Seebeckens zu gering. Die Römer sollen Versuche gemacht haben, den Plattensee mittelst dieses Flusses in die

Donau zu leiten. Ebbe und Fluth, die man an dem See bemerkt haben wollte, ſind heutzutage nicht mehr ſichtbar. Nord- und Nordoſtwinde rühren ſeine Fluthen am ſtärkſten auf, und machen den Aufenthalt auf dem See ungemein gefährlich.

(Schluß folgt.)

Ueber baktriſche Alterthümer.

(Schluß.)

Einen Beweis, wie ſehr man ohne ſolche poſitive Denkmäler, wie Inſchriften u. dgl., im Dunkeln tappe, lieferte der um die baktriſche Numismatik ſonſt ſo verdiente Oberſt Tod, welcher in einem aus Rom datirten Schreiben vom 2 März 1831 an den Herausgeber des Asiatic Journal Nachſtehendes bemerkt: „In meinem Aufſatz über baktriſche und andere Münzen ſprach ich die Anſicht aus, der Tope von Manikyala möchte eines der zwölf Monumente ſeyn, die nach Juſtin zu Ehren Menanders in den verſchiedenen Provinzen ſeines Königreichs zum Zeichen der Liebe ſeiner Unterthanen errichtet wurden, und in einem Brouillon über die Grabdenkmäler der Hindus ſchrieb ich denſelben Gedanken wie Ventura nieder, daß nämlich dieß Denkmal auf der Stelle von Bucephalia liegen möchte.“ Jetzt, wo man eine ſo große Anzahl von Topen kennt, und weiß, daß ſich in dem von Manikyala ſaſſanidiſche Münzen fanden, können wir über ſolche Anſichten lächeln, dürfen uns aber wohl hüten, nicht in ähnliche Fehler zu verfallen.

Wir müſſen hinſichtlich der feſtſtehenden Denkmäler und Ruinen wohl nach den Ländern ſcheiden. Topen kommen, ſo viel jetzt bekannt, nur ſüdlich vom Hindukuſch vor, deſſen Hauptkette ſich hier nicht, wie die Karten gewöhnlich angeben, ſüdlich wendet, ſondern weſtlich fortläuft. Weiter gegen Oſten ſind die Topen gewöhnlich ſparſam, mehr in das Bergland hinein werden ſie immer zahlreicher, in der Nähe von Dſchelalabad und Cabul ſind ſie ſehr häufig; wie weit ſie aber noch weſtlich über Ghizni hinaus und gegen Kandahar hin ſich erſtrecken, wiſſen wir nicht; in der Nähe von Dſchelalabad beginnen auch künſtliche Grabhügel, die aus Backſtein aufgebaut ſind, und die Zahl und Größe derſelben ſcheint ſich weſtwärts zu mehren. Dieſen Strich hat ſich Hr. Maſſon vorzugsweiſe als den Bereich ſeiner Forſchungen zugeeignet, und ſo wenig man mit ſeinen extravaganten Sprüngen hinſichtlich der Geſchichte einverſtanden ſeyn kann, ſo hat er ſich doch durch ſeine Forſchungen in dieſem Theile des Landes hauptſächlich verdient gemacht, und wenn man ſeine Mittheilungen durchlieſt, ſo kann man ſich kaum des Gedankens erwehren, daß in dieſem Theile des Landes der Sitz jenes zweiten griechiſch-baktriſchen Reiches war, deſſen Münzen unabänderlich auf der einen Seite rein griechiſche, auf der andern Seite baktriſche Inſchriften haben. Wenn, wie es ſcheint, nur die Wahl bleiben kann, zwiſchen Sogd und Weſtafghaniſtan, ſo möchte man noch am eheſten für das letztere entſcheiden, um ſo mehr, als hierauf auch der Umſtand hinweiſt, daß ſich die Münzen mit griechiſcher und baktriſcher Inſchrift hier am zahlreichſten, ja zu Tauſenden finden.

Die Topen in den Umgebungen von Cabul ſind längs dem Saume der Bergketten errichtet, welche dieſe hohe Ebenen ſtützen, und dieſe Eigenthümlichkeit iſt ihnen beinahe ſämmtlich gemein; ſie liegen entweder hart unter den Felſen der Berge oder in Schluchten mit einem fließenden Waſſer; die gewöhnlichſte Lage iſt ein iſolirter Hügel, den ein Bach beſpült. Zu Dſchelalabad ſind die Topen dicht geſäet auf beiden Seiten des Fluſſes, der die Nordgränze des Thals beſpült, da der Abhang des Bodens vom Sefid Koh her den Stromlauf dahin drängte. In der Ebene ſieht man die Ruinen von andern, die zu bloßen Steinhaufen zuſammengeſeſſen ſind, manchmal mitten in grünen Feldern ſtehen, manchmal auf Felsbänken, den Ausläufern des Sefid Koh. Von den Topen aus überſieht man die ganze Landſchaft, von der nur ein ſchmaler gegen die Tiefe des Thals ſich ſenkender Streif angebaut iſt, und eine üppige Fruchtbarkeit zeigt. Der Raum gegen Süden bis an den Fuß des Sefid Koh iſt vier bis fünf Stunden breit, und bildet eine mit Kies und Gerölle bedeckte Hochebene; am Fuße des Sefid Koh beginnen wieder Dörfer und Gartenpflanzungen, die ſich in die Biegungen des Gebirgs hineinziehen. Dieſer letztere Theil iſt wenig bekannt, weil ſeine Abhängigkeit von dem Nawab von Dſchelalabad ſehr unſicher iſt, und man ſich deßhalb nicht leicht hinwagt; wahrſcheinlich finden ſich an dieſem Saume des Sefid Koh gleichfalls Grabmonumente, wie ſie am Nordrande des Thales bei Cabul ſich finden. Viele der in dieſem Thale beſuchten Topen ſind klein, 30 bis 50 Fuß hoch mit einem Umfang von 80 bis 110 Fuß; keiner iſt von der Größe und Pracht wie der von Manikyala. Dagegen ſteht in der Schlucht des Kheiberpaſſes, der von Peſchawer her ins Land hineinführt, eine Tope ſo groß oder größer noch als der von Manikyala, und ähnliche Bauten ſollen in der Nähe ſeyn. Auch die Bauart des Topen von Manikyala iſt von denen im Innern Afghaniſtans verſchieden, denn bei keinem der letztern findet ſich die ſchachtartige Oeffnung von oben herab, die bei dem erſten mit Bauſchutt ausgefüllt war. Dieß iſt ein unterſcheidender Zug der öſtlichen und weſtlichen Topen. Indeß gleichen ſich überhaupt wenige genau, denn Größe, äußere Verzierung und Bauart wechſeln, *) wenn gleich eine allgemeine Form bleibt, wie dieß zu erwarten iſt, wenn dieſe Mauſoleen den Sprößlingen einer und derſelben Dynaſtie errichtet wurden.

Hr. Maſſon zählt in denjenigen Theilen Afghaniſtans, die den Namen Koh Daman und Kohiſtan führen, ſechs Stellen auf, wo Ruinen und namentlich auch Topen ſich finden, und von denen ſeiner Anſicht nach wenigſtens vier ehemals Reſidenzen mächtiger Fürſten waren. Die wichtigſte dieſer Stellen iſt Beghram, 10 bis 11 Stunden in nordnordöſtlicher Richtung von Cabul. Hier finden ſich auf einer weiten Strecke Münzen, Siegel, Ringe, Bruchſtücke von irdenen und eiſernen Gefäßen u. dgl. in ungeheurer Menge; am Rande der Ebene und auf einer Hügelkette finden ſich Reihen von künſtlichen Erhöhungen (mounds), die aus großen ungebrannten Backſteinen aufgeführt ſind. Hr. Maſſon meint, dieß ſeyen Mauern geweſen, die wenigſtens 60

*) Auch die Ausbeute an Alterthümern, die ſie liefern, iſt ſehr verſchieden; einige liefern gar nichts als etwas Aſche in der mittlern Steinkammer, die ſich in allen findet.

Fuß Breite hatten. Nach der Sage des Landes soll hier eine Stadt durch eine Erderschütterung verschüttet worden seyn, indeß reicht ihr Daseyn bis in die muhammedanische Zeit hinein, wie sich aus den vielen Münzen der Khalifen ergibt, die man hier findet. Hr. Masson ist der Meinung, der Name Beghram weise auf eine alte Hauptstadt hin, indem ganz in der Nähe von Cabul, Dschelalabad und Peschawer ähnlich benannte Stellen sich finden, die höchst wahrscheinlich die ehemalige Lage dieser Städte bezeichnen.

Wir wollen auf die Vermuthungen Hrn. Massons, welcher Cabul für das alte Ortospanum, Dschelalabad für Nysa erklärt, nicht näher eingehen; halten wir uns aber an das, was er wirklich gefunden, ohne seine allzu fertigen Schlüsse gleichfalls anzunehmen, so erhalten wir bei Vergleichung seiner Entdeckungen mit denen Honigbergers und Gerards eine ziemliche Uebersicht der Ruinen und Denkmäler in Afghanistan oder wenigstens in dem weiten Thale, das im Norden vom Hindukusch, im Süden vom Sefid Koh und seinen Ausläufern begränzt wird. Im Norden und Süden ist das Land also gedeckt und geschlossen, im Osten führen aus dem Industhale gefährliche Päße herauf, die von einem Volk, den Kheibers bewohnt sind, das noch keiner der verschiedenen Herrscher des Landes recht unterworfen zu haben scheint; nur gegen Westen ist das Land offen, und die Wasserscheide zwischen dem Cabulfluß und dem weiten Thale, das der Hilmend und der Urgendab durchfließen, von unbedeutender Höhe. Hier laufen am Nord- und Südrande die Topen hin, bei Dschelalabad, Cabul und andern neuern Städten zeigen sich Spuren alter verheerter Städte, in dem Lande der Kheiber sind die Topen in großer Anzahl zerstreut, und gegen den Indus hin finden sich wieder Topen in ziemlicher Menge, jedoch, wie schon oben bemerkt, mit einem etwas veränderten Bau, als die im mittlern Afghanistan. Da man nun in diesem letzten Münzen mit griechischer Inschrift auf der einen, mit baktrischer auf der andern Seite zu Tausenden findet, da die Topen wahrscheinlich ins vierte bis achte Jahrhundert fallen, und mehrere der bedeutendsten, jetzt fast von dem Antlitz der Erde verschwundenen Städte bis tief in die muhammedanische Zeit hereinreichen, so kann man als ziemlich sicher annehmen, daß griechische Könige mit ihren barbarischen Nachkommen, von Venones bis Mokadphises, bis über Christi Geburt hinaus sich in bald größerer, bald geringerer Unabhängigkeit behaupteten, dann aber, die kurzen Perioden persischer Oberherrschaft abgerechnet, buddhistische Herrscher sich im Lande festsetzten, bis sie endlich von den muhammedanisch gewordenen Landeseingebornen mit Hülfe der Araber verdrängt wurden.

So viel kann man, wiewohl nicht ohne Schüchternheit, von dem mittlern Afghanistan sagen; über dasjenige Land aber, welches jetzt noch den Namen Bakhter führt, nämlich das Land von der Höhe des Hindukusch bis an den Orus hin, muß man sein Urtheil zurückhalten, denn bis jetzt sind die Ruinen dieses Landes noch so gut, wie gar nicht untersucht.

Das Apothekerwesen in Persien.

Hr. Julia de Fontenelle theilt in dem Journal de chimie médicale einen Aufsatz über diesen Gegenstand mit, aus dem wir nachfolgendes entlehnen:

Die medicinisch-chirurgischen und pharmaceutischen Kenntnisse sind, wie man sich denken kann, in Persien noch weit zurück. Bei schweren Krankheiten wendet man sich noch an Astrologen, und nimmt Beschwörungen zu Hülfe. Bei den wunderlichen Lehren von warmen und kalten Krankheiten, von männlichen und weiblichen Arzneimitteln, die sie den arabischen Aerzten des 12ten und 15ten Jahrhunderts entlehnten, bei ihrer gänzlichen Unkenntniß der Anatomie, Physiologie und Chemie bleiben sie stationär; wer eine Leiche secirem wollte, gälte für einen Gottlosen, und wer chemische Experiments machte, für einen Zauberer. Die Heilkunst ist in Persien in drei Zweige getheilt, in die eigentlichen Doctoren oder Hakims, in Apotheker und Barbiere oder Chirurgen. Die Apotheker haben gewöhnlich kleine Boutiquen in den Bazars, um ihre Droguen im Detail zu verkaufen; diese bestehen größtentheils in trockenen Kräutern, in Pflanzen zu Umschlägen, Infusionen und Decoctionen, die den lucrativsten Theil ihres Gewerbes bilden. Seit einigen Jahren erhalten sie auch in kleinen Quantitäten chemische Producte aus Europa, und namentlich aus Moskau über Georgien, z. B. schwefelsaures Eisen und Kupfer, schwefelsaures Chinin, Alaun, Borax u. dgl. Manchmal findet man auch Calomel, den sie weißes Pulver nennen, und bei denen, welche für die wohlversehensten gelten, auch Antimoniumpräparate. Ferner haben sie Euphorbia, Elaterium, Ricinus, Sennesblätter, Rhabarber, Gummi und einige aromatische Kräuter, die auf den Bergen wachsen. Sie besitzen ein Formular von einem gewissen Nureddin Schiragi (Schirazi?), das eine Menge unbedeutender und unnützer Substanzen aufführt, und augenscheinlich aus griechischen, arabischen und lateinischen Schriftstellern zusammengewürfelt ist. Der Zweig, in welchem sie am meisten Kenntnisse besitzen, sind die Gifte, deren größter Theil dem Pflanzenreich angehört, obgleich sie auch das Arsenik und den Deutochlorur des Quecksilbers anzuwenden wissen; das letztere lassen sie aus Tiflis kommen. Gewöhnlich sind sie die geduldigen Werkzeuge ihrer Fürsten, von denen sie für Vergiftungen gut bezahlt werden. Ueber die Art ihrer giftigen Präparate bewahren sie ein großes Geheimniß, und die einzigen, die man kennt, sind Arsenikſäure, Deutochlorur des Quecksilbers, Zinnober, Opium und Diamantpulver oder Schmergel. Der letztere, den sie mit dem Pillau vermischen, veranlaßt, ihrer Angabe nach, heftigen Durchfall, der sich gewöhnlich mit dem Tode endet. Eines ihrer verderblichsten Präparate besteht aus Euphorbiensaft, einem sehr giftigen Insect, und dem Mucus aus Eingeweiden von Personen, die kurz zuvor an Dyssenterie starben. Dieses Präparat soll bald eine Wassersucht, bald eine Gedärmentzündung, bald ein typhöses Fieber erzeugen. Die Druſen im Libanon betrachten gleichfalls diesen Mucus als ein sehr heftiges Gift.

Einer der Artikel, die man am häufigsten in ihren Boutiquen findet, ist die Club (?) tschini oder chinesische Wurzel, die sie in allen Arten von Krankheiten als ein ausgezeichnetes Specificum anwenden. Der Kranke muß dabei das Zimmer hüten, man schließt Thüren und Fenster, und hindert allen Zutritt der freien Luft; hierauf gibt man ihm eine starke Abkochung von Club tschini, und bedeckt ihn mit Kleidern, bis er in einen starken Schweiß geräth.

Der seltsamste Theil ihres ganzen Heilmittelvorraths sind die Proppiattika, gewöhnlich Bezoars oder die heiligen Steine von Mekka. Der Padzhar, sagen sie, ist der König der Heilmittel, der mächtigste Schützer des Lebens. Niemals wagt ein giftiges Insect den Glücklichen anzugreifen, der einen Bezoar besitzt; die Skorpionen meiden ihn sorgfältig, und wenn er vorüber ist, sehen sie sich um, ob sie ihren Stachel noch haben; die Miaranfliege flüchtet sich weit hinweg, und die Schlange kriecht nie über den Weg, den er betreten hat. Es ist unnütz, sagen die Fürsten, einen solchen Menschen vergiften zu wollen, denn ein Zauber schützt sein Leben. Die Apotheker beziehen ihn aus Bukhara, und erhalten manchmal sehr bedeutende Preise, 500 bis 600 Fr., dafür. Man wendet sie bei Skorpionstichen an, indem man damit über ihre Brust hinfährt, sie von ihrem Athem erwärmen läßt, dann in frische Milch taucht, und auf den Stich legt. Dabei spricht man die Worte: „Im Namen des allbarmherzigen Gottes; es ist nur Ein Gott!"

Manchmal findet man in diesen Boutiquen auch kleine Quantitäten von Sarseparille, welche von den Persern Sarsa und Cascarille genannt werden. Manchmal lassen sie aus Tiflis etwas salpetersaures Silber kommen, das sie, wie die Araber, hadschary gehenne, Höllenstein, nennen. Während der letzten Jahre verkauften die Engländer zu Ispahan und Bagdad kleine Quantitäten Ipecacuanha und Brechweinstein, den diese Apotheker zu 18 Sous das Gran wieder verkauften. Auch halten sie eine Menge Substanzen, um den Abortus zu begünstigen, und verkaufen endlich auch das Henna, um die Füße und Hände zu färben, und die Haare zu schwärzen.

Der persische Apotheker sitzt immer mit gekreuzten Beinen in seiner Bude und raucht seinen Tschibuk; seine Kunden empfängt er mit ausgesuchter Höflichkeit, versichert sie, daß ihre Gegenwart seine Bude in einen Garten umgewandelt habe, und ihre Anwesenheit seinen Augen köstlicher sey, als alle Schätze Arabiens: und einem Arzt sagt er, daß seine Wissenschaft die Heilmittel, und seine Herablassung sein Herz durchdringe.

Chronik der Reisen.

Die neuesten Fahrten nach Nowaja Semlja.

(Schluß.)

Nachtrag.

Ich kann Nowaja Semlja nicht verlassen, ohne die Bemerkung hinzuzufügen, daß dieses Land ein Document eigener Art für die Geschichte des russischen Volkes ist. Es trüge nicht seinen russischen Namen, den holländische und englische Besucher wohl nach ihrer Aussprache verstümmeln, aber nicht vertilgen konnten, wenn die Lehre wahr wäre, die man nicht nur in Schriften der Ausländer liest, sondern täglich in unsern eigenen Schulen hört, daß die Russen erst von Peter dem Großen Schiffe zu bauen gelernt haben. Die Verdienste dieses Reformators um sein Volk sind viel zu groß, als daß man nöthig hätte, sie auf Kosten dieses letztern zu erhöhen. Es wäre in der That eine Schmach für ein zahlreiches Volk, wenn es, an einer Seeküste angelangt, den Weg über das Meer nicht finden könnte, und Jahrhunderte auf einen Lehrmeister warten müßte. Ich will gar nicht Rücksichten auf diejenigen nehmen, welche ganz ernsthaft glauben mögen, daß die Russen bis zum Schlusse des 17ten Jahrhunderts nur auf dem Trocknen sich zu bewegen wußten. Man braucht eben nicht Historiker zu seyn, um zu wissen, daß im 17ten Jahrhunderte die Kosaken durch ihre kühnen Raubzüge auf dem schwarzen Meere das türkische Stambul nicht weniger ängstigten, als das griechische Byzanz im Kindesalter des russischen Staates durch dessen Schiffe erschreckt wurde; um die Schifffahrt auf dem kaspischen Meere unter Alexei Michailowitsch zu kennen oder zu wissen, daß schon vor Peter Russen die Nordostspitze von Asien umschifft hatten. Nur gegen die Ansicht, als ob die Russen bis auf Peter den Großen nur unbehülfliche Küstenfahrt getrieben hätten, mag Nowaja Semlja und die Geschichte der frühern Entdeckungsreisen in diesen Gegenden Zeugniß ablegen.

Aus den Reisen der Holländer von 1594 bis 1596, von denen man gewöhnlich sagt, daß sie Nowaja Semlja entdeckt hätten, läßt sich erweisen, daß sie schon vor der Abreise aus Holland Kenntniß von diesem Lande hatten, eine Kenntniß, die nur durch Russen zu ihnen gekommen seyn konnte, wie denn auch die Holländer einen Mann an Bord hatten, den sie einen Slawen nennen. Sie trafen russische Schiffe an der Küste von Nowaja Semlja, und hörten von Fahrten nach dem Obj und Jenissei. Aber schon die ersten Fahrten, welche die Westeuropäer in das Eismeer und das weiße Meer unternahmen, fanden hier eine sehr lebhafte Schifffahrt. Burrough, der im Jahre 1556 zur Aufsuchung des verunglückten Willoughby in Kola einlief, und später bis an die Petschora fuhr, sah im Kolaer Meerbusen 30 Lodien, die alle für den Wallroß- und Lachsfang bestimmt waren. Später sah er nochmals 26 solcher Lodien zusammen. Jede derselben hatte wenigstens 24 Mann an Bord. Sie waren also wohl von derselben Art, wie sie noch jetzt in jenen Gegenden gebraucht werden, und wahrscheinlich von den Normännern eingeführt sind. Daß es aber ächte Russen waren, welche auf diesen Fahrzeugen fuhren, kann man daraus abnehmen, daß den Engländern von der ersten Lodja, die sie sahen, sechs „Ringe von Brod, die man Calatsches nannte," angeboten wurden. Ein Russe erzählte den Engländern, daß im Norden eine große Insel sey, welche Nowa Semdia heiße, und den höchsten Berg der Welt enthalte *). Die Russen kannten also nicht nur Nowaja Semlja, sondern sie mußten schon wenigstens bis Matotschkins Schar vorgedrungen seyn, da hier erst die hohen Berge anfangen. Daß sie nicht an der Küste fort, sondern durch die hohe See fuhren, sieht man aus einer Stelle, wo Burrough gelegentlich erzählt, daß russische Lodjen, die mit ihm aus Kolla gefahren waren, sich nach Norden verloren. Auch ist Nowaja Semlja kaum durch Küstenfahrt zu erreichen, da die Südküste sehr lange mit Eis besetzt ist. Man besuchte aber ehemals, wie jetzt, am häufigsten Kostin-Schar, das am frühesten frei vom Eise ist. — Chancellor, der erste Engländer, der bis ins weiße Meer gelangte, betrachtete freilich die Russen wie Wilde und versichert, sie hätten sich vor ihm niedergeworfen, weil ihnen nie ein so großes Schiff vorgekommen wäre **), allein sein Nachfolger Burrough machte drei Jahre später eine andere Erfahrung. Er fuhr mit vielen andern Lodjen zugleich aus der Kolaer Bucht — aber alle diese segelten, wie er selbst berichtet, schneller als er, und ein Russe, der sich freundlich an ihn angeschlossen hatte, mußte öfter die Segel reffen, um bei ihm zu bleiben.

Da noch früher die Nowgoroder diese Meere befuhren, so ist hier die Schifffahrt, wie sich erwarten läßt, seit der Zeit der Normänner und Biarmier nie unterbrochen worden.

*) Hakluyt: Princ. Navigations (ed. 1589) p. 314, 315.
**) Daselbst S. 283.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.)

Nr. 31.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Januar 1838.

Ueber die relative Höhe des schwarzen und kaspischen Meeres. *)

Lange und hitzig stritten sich die Gelehrten über die ehemalige Verbindung des schwarzen und kaspischen Meeres. Schwankende Meinungen über diesen Gegenstand, von Gelehrten ersten Ranges ausgesprochen, stießen feindlich gegen einander, oder vernichteten sich gegenseitig. Dieß veranlaßte Hrn. Parrot, Professor der Physik auf der Universität Dorpat, sich mit der Untersuchung dieser streitigen Frage zu beschäftigen. Seine im J. 1811 mit Hrn. Professor Engelhardt vorgenommene Nivellirung ergab, daß das Niveau des kaspischen Meeres um 50½ Toisen tiefer liege, als das des schwarzen. So sehr dieß Resultat auch auffallen mußte, so wurde es doch von dieser Zeit an unbedingt von Physikern und Geographen wiederholt, und Zeune, auf die Unbestreitbarkeit dieser Angabe sich stützend, las in der Versammlung der deutschen Naturforscher ein Memoire über die in Mittelasien vorgegangenen geologischen Revolutionen vor. Wie groß war aber nicht das allgemeine Erstaunen, als Hr. Parrot nach einer zweiten Nivellirung, die er im J. 1830 zur Zeit seiner Reise nach dem Ararat vornahm, erklärte, zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere bestehe kein nennenswerther Unterschied in Betreff ihrer Höhe. Bei dieser unerwarteten Erklärung mußte man Hypothesen aufgeben, die man im Schweiße des Angesichts ausgedacht hatte, und das war keine leichte Sache. Gelehrte Illustrationen, die so unschön von Hrn. Parrot aufs Eis geführt worden waren, kündigten ihm drohend seinen gänzlichen Sturz an; sein Name, sonst mit hoher Achtung genannt, wurde jetzt die Zielscheibe, nach der die deutschen Journale unabläßig schossen. Diese leichten Schüsse störten freilich Hrn. Parrot in seinen gelehrten Beschäftigungen wenig; im Gegentheil, während seine unermüdlichen Gegner ihren Scharfsinn in unnützen Ausfällen erschöpften, vollendete er glücklich seine Reise nach dem Nordcap. Mit Bedauern sahen wir indeß, daß auch Humboldt sich auf eine achtungswidrige Weise gegen Parrot ausdrückte; zur Widerlegung des Dorpater Professors bemerkte er, daß auch Monteith, völlig unbekannt mit seiner ersten Ausmessung, nach zweimaliger sorgfältiger Nivellirung die Höhe des kaspischen Meeres um 363 Par. Fuß geringer angegeben habe, als die des Oceans, und that den strengen Ausspruch: „jedenfalls hat Hr. Parrot sich unzuverläßig gezeigt." Dieses scharfe Urtheil führte viele in Versuchung, an dem Verdienste des gelehrten Reisenden zu zweifeln.

Die russische Regierung, der die Geographie schon so manche bedeutende Erfolge verdankt, gab auch dießmal ein glänzendes Beispiel ihrer großen Aufmerksamkeit auf Alles, was zur Erweiterung des Kreises des menschlichen Wissens beitragen kann. Eine gelehrte Expedition ward ausgerüstet, um die Verschiedenheit des Niveau's zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere zu messen. Die Expedition bildeten der Astronom Fuß der jüngere, zwei Zöglinge des Professoreninstituts, Sabler und Sawitsch, und der Mechaniker Masing. Die Kosten dieser Unternehmung, welche sich auf 50,000 R. Ass. beliefen, wurden von dem Staatsschatze bestritten. Diese Expedition hat jetzt ihre Arbeiten vollendet, und das Resultat der geodätischen Messungen besteht darin, daß das Niveau des kaspischen Meeres um 13,9 Toisen niedriger liege, als das des kaspischen.

Bis die Mitglieder der Expedition umständlichere Nachrichten von ihren Arbeiten gegeben haben, wollen wir einen Auszug der barometrischen Messungen mittheilen, welche in den Jahren 1835 und 1836 auf zwei entlegenen Punkten, zu Astrachan von dem Apotheker Osse und zu Sympheropol von Hrn. Stewen nach der Anleitung Hrn. Gebels, Professors der Chemie auf der Universität Dorpat, angestellt wurden. Das Ergebniß ist fast dasselbe mit dem vorhergehenden, und der Niveau-Unterschied beträgt nach demselben 16,5 Toisen. Wir entlehnen einige kurze Nachrichten darüber aus dem Werke Hrn. Gebels: Reise in den Steppen des südlichen Rußlands.*) Diese

*) Von einem Hrn. Iwanow aus Dorpat in die nordische Biene (Nr. 291 v. vorigen Jahr) eingesendet.

*) Dieß Werk soll mit nächstem in zwei Bänden erscheinen mit einer Karte der transwolganischen Steppen und 18 lithographirten Abbildungen. Ob russisch oder deutsch, ist nicht angegeben, wahrscheinlich das letztere.

Messungen sind in gehöriger Anzahl und vermittelst gut gebauter und genau mit einander übereinstimmender Barometer angestellt, so daß sie auch auf große Entfernungen sichere Resultate geben können.

Als Professor Gebel im J. 1834 seine Reise unternahm, entschloß er sich, neben andern Arbeiten auch barometrische Beobachtungen anzustellen, so viel ihm Umstände und Zeit gestatten würden; er nahm sich vor, die Höhe des Eltonsees im Vergleich zur Wolga und des Salzsees Inder im Vergleich zum Ural zu bestimmen, und wo möglich auch die Lage derjenigen Steppenorte, die er besuchen würde, mit Bezugnahme auf die Oberfläche des kaspischen Meeres; auch hatte er eine Nivellirung zwischen Don und Wolga im Sinne, und endlich, wenn die Gelegenheit sich darbiete, gleichzeitige Messungen zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere.

Alles dieß wurde von Hrn. Gebel mit der ihm eigenen Genauigkeit ausgeführt; als er aber im September 1834 nach Dorpat zurückkehrte, konnte er bei seinen mannichfaltigen Arbeiten die von ihm sowohl, als von den HH. Osse und Stewen angestellten Messungen nicht selbst berechnen, und Parrot nahm die Arbeit über sich. Aus dessen Angaben, die gleichfalls in dem zweiten Bande von Gebels Werke enthalten seyn werden, ergibt sich, daß letzterer dieselben Barometer zu seinen Beobachtungen gebrauchte wie Parrot zur Zeit seiner Reise nach dem Ararat; daß er, um Irrthümer zu vermeiden, seine eigenen Beobachtungen durch die seiner Reisegefährten bestätigte, wobei er dieselben Barometer anwandte, die sich früher in seinen Händen befunden hatten, und endlich, daß Hr. Osse in Astrachan und Hr. Stewen in Sympheropol, die von Gebel mit Barometern versehen waren, ihre Beobachtungen nicht nur während seiner Reise, sondern auch nach seiner Rückkehr nach Dorpat fast zwei Jahre lang fortsetzten. Nach einer gründlichen Untersuchung aller dieser Beobachtungen gab Parrot als Resultat an, daß das kaspische Meer um 16,5 Toisen tiefer als das schwarze liege. Dieses Resultat stimmt, wie gesagt, mit dem der von der Regierung angeordneten Expedition beinahe zusammen. — Parrot vergleicht das Ergebniß der Beobachtungen Gebels mit dem seiner eigenen im Jahr 1830 vorgenommenen Beobachtungen, und zieht daraus den Schluß: durch diese beiden Nivellirungen ist es gründlich erwiesen, daß wenn überhaupt eine Verschiedenheit der Höhe zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere besteht, sie nicht mehr als 21 Toisen betragen kann.

Der Plattensee.

(Schluß.)

An den Plattensee knüpfen sich viele romantische Sagen der Magyaren, theils aus der dunkeln Vorzeit, in der die deutschen Ritter in den Gauen und auf den Höhen ringsum hausten, theils aus den sturmbewegten Jahrzehnten, während denen die Türken die Burgfesten und Schlösser weithin inne hatten, und nur das kleine Schloß Tihany den Anfechtungen und der zweimaligen Belagerung derselben fortwährend glücklich trotzte. Der alte Gesang der Magyaren erhebt heute noch die Namen seiner Schloßhauptleute Baranyi, Komeathy, Poski u. s. f. Historisch erwiesen ist indessen nur so viel, daß schon die Römer an den Gestaden des Plattensees in ihrer lebhaft cultivirten Provinz Valeria zahlreiche und bedeutende Niederlassungen gemacht hatten; deutliche Spuren sind noch heute bei Keszthely, Sarvis, Tapoleza u. s. w. sichtlich, obgleich seither Gothen, Hunnen, Longobarden und Avaren über die blühenden Gefilde verwüstend gezogen waren, und selbst die erste Niederlassung der Ungarn eben so wenig als die Zwischenherrschaft der Türken auch nur um Erhaltung der Bauwerke Sorge trugen. Die classischen römischen Schriftsteller nannten den See Lacus Peiso oder Ad Cybalim, und der gegenwärtige „Balaton" stammt vielleicht aus dem Slavischen (vielleicht aus dem Altdeutschen?); ältere deutsche Geographen und Statistiker bezeichnen ihn unter dem Namen „Blatsee," heutzutage spricht und schreibt man allgemein „Plattensee." In der neuern Zeit sind Regulirungen seiner Ufer und Trockenlegungen daraus sich absetzender Sümpfe wiederholt und mit günstigem Erfolg unternommen worden.

Die nördlichen und nordwestlichen Ufer des Sees werden von einer fast ununterbrochen fortlaufenden, sanft absteigenden Hügel- und Bergreihe umzogen, während sie westlich und südlich in flaches Land übergehen. Eine üppige Vegetation schmückt den Boden überall, und viele Meilen weit nehmen die Weingärten alle Höhen ein; auf den Niederungen wechseln fette Wiesengründe mit reichen Mais- und Weizenfeldern, und nur hie und da ragen die grauen Basaltmassen über die Waldungen der Berge hinaus; auf manchen derselben recken die Ruinen längst verfallener Burgen ihre noch immer imposanten kahlen Mauern in die Lüfte.

Der Reichthum der Gegend an mancher seltenen Pflanze, vornehmlich aber an oryktognostischen und mineralogischen Schätzen, zog schon mehrere reisende Naturforscher an; wir nennen unter den neuern bloß Richard Bright und Beudant, welche namentlich die Basaltmassen auf der nordwestlichen Partie des Sees anzogen. Der Basalt kommt, wie auch in andern Gegenden, in Plateaux und Kegeln vor; jene überdecken ganz deutlich an mehrern Orten den Braunkohlensandstein; diese, bei welchen man die Unterlage an keinem Ort beobachten kann, erheben sich plötzlich zu einer bedeutenden Höhe aus der Mitte der Ebene oder über Sandsteinhügel; die von Hegyesd, Sz. György, Halap, Gulats, Badacson, Csobantz, Tatika u. s. w. sind als ungemein schöne Basaltkegel erwähnungswerth. Für das Vorkommen des Basalts in Gängen spricht das Profil, welches 1821 bei dem Graben des Kellers auf Tihany in Kis-Erdö gewonnen wurde; gegen Beudants Behauptung fand sich die Verbindung der nächst Tihany erscheinenden Basalttufe und Conglomerate mit einem unter denselben befindlichen nicht zu Tage ausgehenden Basaltgange. Auffallend bestätigt sich übrigens die auch sonst beobachtete Thatsache in dieser Gegend, daß Basaltlager, Kegel und Gänge sich von einander durch nichts, als durch die Ausdehnung unterscheiden. An mehrern Stellen des Ufers kommt titanhaltiges Eisenoxydul (fer oxydulé titanifère, Hauy; heraëdrisches Eisenerz, Mohs;) vor, z. B. bei Tihany, Lepesény, Verkut, Siofok, Kajar u. s. w.; es findet sich eingeschlossen in einigen Basal-

ten und Basalttuffen, woraus es nach Zerstörung derselben durch Atmosphärilien, Bach- und Seewasser ausgewaschen wahrscheinlich in die Thäler und an die Ufer abgeschwemmt wird. In den Sümpfen wird Raseneisenstein und Torf angetroffen. Als eine (historisch-mythische) Merkwürdigkeit zeigt man dem Fremden die im Jurakalk vorkommenden sogenannten Ziegenklauen, Fragmente einer Muschel, über deren Bestimmung man nicht einig war und sie bald zum Genus Mya, bald zu Mytilus zählen wollte, bis der Custos des Wiener k. k. Hofcabinets P. Partsch der Ungewißheit ein Ende machte, indem er die Bruchstücke der Muscheln als einem besondern ausgestorbenen Geschlechte von Mollusken „Congeria" angehörend nachwies und fünf verschiedene ihm bekannt gewordene Species 1836 beschrieb und abbildete; zwei werden am See und auch weiter hin an seiner Nähe getroffen, C. Balatonica und Triangularis.

Der See nährt eine große Menge schmackhafter Fische. Der Fischfang wird lebhaft betrieben und wirft einen bedeutenden Gewinn ab.

Die Anwohner des Sees sind großentheils Ungarn, mit dem Feldbau und der Viehzucht beschäftigt; doch finden sich auch viele Deutsche und Slavonier. Die Schifffahrt auf dem See, von geringer Bedeutung, wird mittelst kleiner, einfacher Kähne und weniger Ruderschiffe betrieben. Friert während des Winters der See zu, so dient die Eisdecke zur Brücke, aber fast kein Jahr verging noch, ohne daß nicht Menschen und Vieh ihr Grab dadurch sorglos gefunden hätten.

Die interessantesten Partien am See sind unstreitig das Städtchen Keßthely am westlichen Ende desselben, am nördlichen Gestade aber die Abtei Tihany, und der Badeort Füred. Keßthely mit einer gräflich Feßtetics'schen Oekonomieschule (Georgikon genannt), die leider ihrem gänzlichen Verfall entgegen geht, an einer sanften Abdachung fast am Seeufer gelegen, freundlich und offen gebaut und die herrliche Ansicht der Seefläche und der jenseitigen Gestade in leichten Umrissen gewährend, besitzt in seiner Nähe warme Schwefelquellen von + 28° R., welche indessen nur wenig gekannt und benützt sind; interessant wird es dem Fremden durch die in seiner Nähe befindlichen Alterthümer der ehemaligen Cybalis und die schönen Stutereien und Schafheerden, die in Fenek unlängst auch von dem Kronprinzen von Bayern besichtigt wurden. Der Park des Grafen Feßtetics, einst in botanischer Hinsicht sehenswerth, wird nicht mehr mit der Vorliebe des verewigten Besitzers gepflegt.

In mannichfacher Beziehung spricht Tihany, Marktflecken und Abtei gleichen Namens, an. Auf der in Form einer Halbinsel hinaustretenden Landzunge Tihany, deren Ufer sich steil ringsum wallähnlich erheben, liegt im Kesselthale der ärmliche Marktflecken und unweit desselben ein Teich, das Miniatur des Plattensees darstellend; ringsum sind die Höhen von Waldungen und Weingärten umzogen, während gegen den See hin sie sich kahl (als Basalttuffe und Kalkmassen) zur Wehre erheben. Auf einer dieser kahlen Höhen stund einst das vorerwähnte Schloß und darin die uralte Benedictinerabtei (1055 von K. Andreas I. gestiftet); selbst die Reste dieser Bauwerke sind verschwunden und unter dem Rasen eingesunken, woraus nur hie und da noch Erhöhungen sichtbar hervortreten; die gegenwärtig am Abhang schroff an den See hingebaute Kirche und das einfache Kloster der Abtei wurden 1749 vollendet und tragen nichts historisch Merkwürdiges an sich. Man zeigt dem Fremden in der Sacristei die noch übrigen Gebeine des hier beerdigten K. Andreas I.; man führt ihn zum Fenster des Klostergangs, woher sich eine ungemein umfassende Ansicht des Sees nehmen läßt, ferner auf den Berg Sanz (Schanze, wahrscheinlich von der ehemals tiefer unter dem Schlosse bestandenen so genannt) und läßt ihn das Echo hören, welches ein Distichon schnell gesprochen, deutlich wiedergiebt, endlich zu den auf der Nordseite des schroffen Bergabhangs befindlichen Höhlen, remete-lakás (Eremitenwohnungen) genannt, in denen der Sage zufolge während der Kriegsunbilden fromme Mönche hausten, und zum Andenken reichen ihm die kleinen Führer (Knaben aus dem nahen Tihany) die erwähnten Ziegenklauen. Der Freund einer schönen Landschaft weilt auf der Rückkehr gerne noch einige Minuten auf dem Gipfel des Berges; die Mannichfaltigkeit, Fülle und Großartigkeit der dem Auge hier dargebotenen Gegenstände gewährt einen unbeschreiblichen Eindruck; vor seinen Blicken rechts und links unübersehbar ausgedehnt breitet sich der See aus, seine klare Oberfläche hin- und herwogend, einem endlosen Spiegel ähnlich; die leichten Wellen treiben in dunkelm Schaume an die Gestade; nach Nord und Nordost verläuft das Ufer rasch in die Hügelkette von zahllosen Rebenpflanzungen begrünt und freundliche Thäler begränzend; im fernen Westen tauchen die grauen Basaltmassen von Badacson, Sz. György u. s. f. auf, und recken, wie ehedem, unangetastet im Laufe der Jahrhunderte ihre Häupter in die Lüfte, während ihre Burgen längst verfallen sind, und selbst die Sage kaum den Namen des letzten Besitzers nennt. Vom jenseitigen Gestade des Sees blicken die Kirchen, Thürme und Gehöfte der zahlreichen ihn umschließenden Ortschaften herüber; nördlich unten am Ufer schaut das vergnügliche, lebenslustige Füred keck und behaglich auf die starren Felswände Tihany's hin; von Tihany landeinwärts treten wieder freundliche Dörfer inmitten grünender Hügel und Berge, ihre Weingärten, Felder und Wiesengründe, Landhäuser und Winzerwohnungen dem Umblick entgegen. So sah ich 1836 an einem heitern Sommermorgen ein reiches Bild majestätischer Schönheit und idyllischer Ländlichkeit; ob der Blick auf der endlos weiten, reinen, ruhigen Spiegelfläche des Sees schweifte, oder auf seinen blühenden Ufern weilte, oder westlich nach den grauen Bergen spähte, oder nördlich auf dem Miniaturgemälde des Badeortes Füred ruhte — die Seele wiegte sich dabei in unerschöpflichem Genusse, und prägte der Erinnerung unauslöschbare Bilder ein.

Der 1½ Stunde zu Land, eine kleine Stunde zu Wasser entfernte Badeort Füred liegt unmittelbar an dem Plattensee, und gehört zu den besuchtesten in Ungarn. So wie Tihany ist er ein Eigenthum der Erzabtei der Benedictiner auf dem St. Martinsberge (mons sacer Pannoniæ). Seine Quellen entspringen nur einige hundert Schritte vom Ufer des Sees, werden zu den kohlensauren Stahlwässern gerechnet und besitzen einen ausgezeichneten Ruf, den die Errichtung von Bädern im

See selbst bedeutend gesteigert hat; 1836 waren über 4000 Curgäste zugegen gewesen, und 1837 mögen nicht weniger sowohl des milden angenehmen Klima's, als der Mineralquellen halber sich versammelt haben. Die von Dr. Sigmund 1836 unternommene chemische Analyse wies in 1 Pfund Wasser derselben nach: freie Kohlensäure 38,40 Kubikz., kohlensaures Calciumoxyd 6,98 Gran, kohlensaures Magniumoxyd 1,10; kohlensaures Eisenoxydul 0,32, kohlensaures Sodiumoxyd 1,10, schwefelsaures Sodiumoxyd 6,30, salzsaures Sodiumoxyd 1,08, Siliciumoxyd 0,26, Alumiumoxyd 0,19. Merkwürdig ist es, daß Dr. Sigmund bei der Analyse des Plattenseewassers zu dem Resultate gelangte, daß es dem Füreder Mineralwasser gleich, nur sehr diluirt sey; eine neue Bestätigung des Ausspruchs von Plinius: tales sunt aquæ, qualis est natura terræ, per quam fluunt; denn sowohl der Boden in und um Füred, als das Becken vom See, boten bei der mineralogischen Untersuchung in den Gebirgsarten dieselben Bestandtheile dar, welche sich in den Wassern beider aufgelöst finden.

Aermer an Kohlensäure, reicher an Eisen, aber an Wasser arm, entspringt eine Mineralquelle unweit Zanka, Verkut (Blutbrunnen) genannt, gleichfalls unmittelbar am See; sie wird nur wenig besucht, und besitzt nicht die großartigen Einrichtungen, deren Füred sich erfreut, das gewissermaßen Ungarns Spaa oder Pyrmont genannt werden kann. Außer den genannten gehen in der Umgegend des Plattensees noch mehrere Mineralquellen zu Tage, welche theils schwefelhaltig, z. B. bei Tapolcza, größtentheils kohlensauer und eisenhaltig, aber fast gar nicht bekannt und gebraucht sind.

Chronik der Reisen.

Besteigung des Piks von Demawend im Sept. 1837, von Hrn. Taylor Thompson.

Dieser Berg liegt etwa 40 (engl.) Meilen O. N. O. von Teheran, ungefähr 35° 50′ N. B. 52° 10′ O. L. v. G. (69° 50′ v. F.), und kann als der Gipfelpunkt des persischen Taurus betrachtet werden; obgleich er so nahe bei dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte der verschiedenen europäischen Gesandtschaften in Persien, ist bis jetzt doch noch weder eine Besteigung desselben, noch eine Messung bekannt. Zu bemerken ist, daß die mittlere Barometerhöhe in Teheran 26 Zoll ist, was eine Höhe von etwa 3800 Fuß über dem Meere anzeigt. Hr. Thompson brach am 4 September von Teheran auf, und fand das Dorf Dschadscherud 900 Fuß höher, als Teheran. Als er nach Ilek, am linken Ufer des Flusses Heraj, und an den Fuß des Berges kam, übergab er seine Briefe und Geschenke an Abbas Kuli Khan, den Häuptling von Laradschan, und begab sich dann nach Gernah, wo er vier Führer erhielt, und Mundvorrath so wie andere nöthige Dinge auf vier Tage nahm. Gernah ist das höchst gelegene Dorf an dieser Seite des Berges; am 8 September brach er auf, war aber kaum zwei Stunden weit aufwärts gestiegen, als das Wetter, welches bis daher dumpf und schwül gewesen war, in ein schweres Gewitter ausbrach, und ihn nöthigte, mit seinen Begleitern 24 Stunden lang eine Zuflucht unter einem Felsenvorsprunge zu suchen. Am andern Morgen lag Schnee in der Nähe ihres Bivouacs, aber das Wetter war schön, und trotz Kälte und Nässe brachen sie guten Muths nach dem Gipfel des Berges auf. Er war noch kaum eine Stunde vorwärts gekommen, als zwei der Führer sich weigerten, auch nur einen Schritt weiter zu gehen, und es mußten also die Extraprovisionen sammt allen nicht durchaus nöthigen Kleidern zurückgelassen werden. Mit großer Mühe und Beschwerde gelang es gegen Sonnenuntergang den Gipfel des Berges zu erreichen; sie waren aber froh, in einer Höhle an der Ostseite des Berges, wenige Fuß von dem Gipfel des Kegels, ein Unterkommen zu finden. Dieser Kegel besteht aus einem weichen Felsenschwefel (rock sulphur), der von den Eingebornen nur mit einem Stock ausgegraben, und dann in Säcken hinabgetragen wird. Lange ehe sie den Gipfel erreichten, war der Berg in Wolken gehüllt, die alle Beobachtungen, die am Barometer aufgenommen, durchaus verhinderten. Ein durchdringend kalter Wind blies von dem etwa 45 Meilen nordwärts entfernten kaspischen Meere her; die Höhle aber, in der sie schliefen, war durch die aus dem Felsen aufsteigenden Schwefeldämpfe bis auf mehr als 76° F. erwärmt; sie nahmen deßhalb ihre von Schnee getränkten Strümpfe und Schuhe von Ziegenfellen ab, bedeckten die Füße mit dem heißen Staub, und legten sich zum Schlafen nieder. Am Morgen waren die Kleider fast völlig durchnäßt durch den hereingetriebenen Schnee, da sie die Oeffnung, aus Furcht zu ersticken, hatten offen lassen müssen; dennoch hatten alle beim Erwachen heftiges Kopfweh, und fühlten sich unwohl. Der Morgen war schön, aber die heftige Kälte und der Mangel an warmen Kleidern nöthigte sie, bald ein günstigeres Klima aufzusuchen. Die geologische Formation von Demawend, von Gernah aufwärts, scheint 1000 Fuß weit ein Sandsteinlager von der Kohlenformation zu seyn, und hat auch eine Kohlenschichte; hierauf folgt Kalkstein in einer Dicke von 1200 Fuß, dann Grünstein mit Eisen gefärbt, bis auf 1000 Fuß vom Gipfel, der eine Ablagerung von reinem Schwefel ist. An der vulcanischen Natur des Berges ist nicht wohl zu zweifeln: die erhitzte Luft und der Dampf, der aus den Spalten dringt, die heißen Quellen am Fuße, die Schlacken und Bimssteine an den Seiten, alles beweiset, nicht nur, daß er früher die Mündung eines ausgedehnten vulcanischen Districts war, sondern auch, daß sein Feuer noch nicht erloschen ist.

Das Resultat der barometrischen Messung war, daß Ilek 5800, das Dorf Demawend 6200, Gernah 6600 Fuß hoch liegt, und auf dem Gipfel zeigte der Barometer 15.05, der daran gehängte Thermometer 56° F., was eine Erhebung von 10,500 Fuß über die Stadt Teheran und von 14,300 Fuß über dem Meere anzeigt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 9** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ueber die böhmische Literatur.** Von Pr. G. in Pr. Erster Artikel. — Percy Bysshe Shelley. (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 4 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Januar.)

Nr. 32.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

1 Februar 1838.

Ausflüge in den Abruzzen.

(Aus Keppel Craven's: Excursions in the Abruzzi.)

Der Voltorno. — Römiſche Ueberreſte. — Piedimonte. — Der See Matiſe. — Capua. — Teano. — St. Germano.

Das Thal entlang zwiſchen den tifatiſchen Bergen, welche die Ebene Neapels hinter Capua umgränzen und der entlegenern Kette jenſeits des Voltorno, Mateſe genannt, einer der höchſten unter den ſüdlichen Apenninen, verfolgte ich die Straße nach Cajazzo. Von Caſerta aus, einem hinreichend bekannten Orte, ritt ich längs der Parkmauer hin, welche dieſen ganzen königlichen Sitz umgibt, und erreichte bald den kleinen Palaſt Belvedere, beſſer bekannt unter dem Namen St. Leucio, wo ſeltſamer Weiſe der Glanz einer königlichen Reſidenz mit dem Local einer Seidenmanufactur verbunden iſt. Die Lage indeß, ſo wie die Temperatur, iſt unendlich beſſer als zu Caſerta, und man kann St. Leucio wohl als den ſchönſten unter den Landſitzen des Königs betrachten.

Der Weg führt zwiſchen der Parkmauer und einer tiefen Schlucht durch einen ſo gewundenen Paß, daß man ihn von der Ebene aus gar nicht überſehen kann. Dieſes romantiſch-ſchöne Engthal trennt die Berge Tifati und Callicola, von denen der erſte eine dürre, nicht ſehr ausgedehnte Kette iſt, welche hinten im Thale von Cajazzo aufſteigt und deſſen weſtliches Ende von den Ebenen um Capua und Calvi ſcheidet; die andere iſt eine ebenfalls beſchränkte Hügelkette, die ſich von Caſerta bis Madaloni ausdehnt. Ein ſchroffer Abhang unter dem Namen Gradillo bekannt, bringt den Reiſenden ziemlich unerwartet an den Rand einer weiten Ebene, oder vielmehr eines Thals, und rechts ſich wendend, erreicht er das Ufer des Voltorno, den man von dem Hügel aus, auf dem Cajazzo ſteht, mehrere Stunden weit durch die Fläche ſich hinſchlängeln ſieht.

Wendet man ſich, ſobald St. Leucio zurückgeblieben, links, und hält ſich am Ufer des Fluſſes, ſo gelangt man auf einer guten, längs der tifatiſchen Berge hinführenden Fahrſtraße nach Santa Maria di Capua, der unwürdigen Nachfolgerin der weit berühmten Hauptſtadt Campaniens. Die Stelle dieſer alten Stadt enthält noch manche beachtenswerthe Spuren ihres frühern Glanzes, namentlich das campaniſche Amphitheater. Auch weiter hin ſtehen noch einige Ueberreſte alter Gebäude, namentlich zwei aus Backſteinen aufgeführte Bogen einer römiſchen Brücke am linken Ufer, wo jetzt die Fähre di Formicola iſt, ſo genannt nach einem benachbarten Dorfe. Dieß war eine von den drei Brücken, die zu den Zeiten der Römer über den Voltorno beſtanden, und von denen nur noch die bei dem neuen Capua vorhanden iſt.

Man ſetzt hier an der Fähre di Cajazzo über, wo viele ſchöne Quellen von den Felſen herabſtürzen, und ſich mit dem Waſſer des Fluſſes vermengen, der noch, wie zu den Zeiten von Virgil und Horaz, in einem tiefen, ſandigen Bette trüb dahin rollt. Jenſeits des Fluſſes ſteht ein feſtes Gebäude, jetzt ein Wirthshaus, früher aber zu einem königlichen Abſteigequartier beſtimmt, indem dieſe Straße urſprünglich bloß eine bequeme Verbindung zwiſchen Caſerta und den zahlreichen Jagdgehägen dieſſeits und jenſeits Cajazzo herſtellen ſollte. Dieſe Jagdgehäge beſtehen nicht mehr, aber die Straße wurde zum Vortheil mehrerer benachbarten Städte erhalten und noch weiter fortgeführt. Das Thal des Voltorno bietet dem Landbauer mehr Intereſſe dar als dem Maler, denn es iſt faſt ganz mit Mais- und Weizenfeldern bedeckt, und zum Behufe der Bewäſſerung mit tiefen Gräben durchſchnitten. Bäume und ſonſtige Vegetation fehlen ganz, nur die nördliche Hügelkette iſt mit Oliven bekleidet, und der etwas lange und langweilige Weg nach Cajazzo hinauf iſt von nordiſchen Bäumen beſchattet, unter denen Hagedorn und Eichen vorherrſchen.

Zwei Städte mit dem Namen Calatia ſtanden hier nicht ſehr entfernt von einander, und werden von den Alten ſo oft erwähnt, daß man ſie leicht verwechſeln könnte, wäre nicht ihre gegenſeitige Lage durch den Beinamen der einen: transvulturnensis auf unzweifelhafte Weiſe beſtimmt; die Lage der andern wurde von Alterthumsforſchern bei einem Orte, le Galazze genannt, in der Nähe von Madaloni aufgefunden, während die erſtere, eine weit größere und wichtigere Stadt, zu einer der Abtheilungen des Samnitergebiets gehörte. Einige intereſſante Ueberreſte ihrer frühern Größe erkennt man noch in einer Linie vieleckiger Mauern, die, bald mehr bald minder gut erhalten, noch um die ganze neuere Stadt her, welche mit dem anſtoßenden

Caſali etwa 5000 Einwohner zählt, ſich verfolgen läßt. Das Innere der Stadt bietet, einige Inſchriften auf dem Marktplatz ausgenommen, nichts Merkwürdiges dar, als eine große unterirdiſche Ciſterne, die in zwei Abtheilungen getheilt iſt, und die Städtebewohner noch jetzt allein mit Waſſer verſieht. Wenn man im Herbſt ſie reinigt, erſcheinen die unter der gewöhnlichen Waſſerhöhe auf einer Tafel eingegrabenen Namen der Duumvirn, welche die Ciſterne herſtellten, und die Oeffnung mit einer Marmoreinfaſſung verſahen.

Von dem Schloſſe herab, das, wie in Feudalzeiten gewöhnlich, den höchſten Punkt der Stadt einnimmt und der florentiniſchen Familie der Corſi gehört, genießt man einer weiten, herrlichen Ausſicht auf das Land.

Ein Weg von zwei Stunden führt den Reiſenden durch einen vergleichungsweiſe dürren, aber nicht unfruchtbaren Landſtrich nach Piedimonte; eine halbe Stunde, ehe man dahin gelangt, geht der Weg links nach Aliſe, dem alten Aliſä, das in einer ſumpfigen und ſomit ungeſunden Vertiefung liegt, während die ältere Stadt, viel höher an einem der untern Abhänge des Mateſe gelegen, eine weit geſündere Luft hat. Piedimonte iſt keine alte Stadt, und erſt in neuern Zeiten durch den Betrieb mehrerer Manufacturen zu Bedeutung und größerer Bevölkerung herangewachſen. Sie beſteht aus zwei Abtheilungen, von denen die eine wegen ihrer niedrigen Lage la Vallata genannt wird; beide zuſammen haben etwa 10,000 Einwohner, die durch ihren Fleiß, ihren reinlichen und ordentlichen Anzug, ſo wie durch ihr höfliches Benehmen gleich beim erſten Anblick für ſich einnehmen. Die Straßen ſind breit, obgleich weder regelmäßig, noch gut gepflaſtert, aber ſie enthalten viele gut gebaute Häuſer, und das des Herzogs von Laurenzana, des frühern Feudalbeſitzers von Piedimonte, von dem er auch noch den Titel führt, kann man einen Palaſt nennen. Seinen jetzigen blühenden Zuſtand dankt Piedimonte der Fülle und Waſſerkraft des Fluſſes Torano, der, unmittelbar hinter ihr in ziemlicher Höhe entſpringend, ſich leicht theilen und durch die ganze Stadt leiten läßt, wo er die Maſchinen von einer Menge Manufacturen in Bewegung ſetzt. Die Quelle des Fluſſes entſpringt etwa eine Viertelſtunde von den letzten Häuſern der Stadt, die, an beiden Seiten einer ſchmalen Felſenſpalte gelegen, allmählich in dem Maaße als die Schlucht ſich verengert minder zahlreich werden, bis endlich nur noch Raum für den Fluß und einen Pfad bleibt, der bis zur Quelle hinführt am Fuße einer ſchroffen Felſenmaſſe, welche den Unterbau des Mateſe bildet. Hier ſtürzt der Torano unter einem niedern natürlichen Bogen hervor, bildet zuerſt einen Teich von der durchſichtigſten Reinheit, der eine kleine, von ſchönen Pappeln beſchattete Inſel umgibt, und ſtrömt dann zwiſchen den mit einer reichen Vegetation und wilden Blumen überhangenen Seitenfelſen hinweg, mit allem Ungeſtüm eines ächt nordiſchen Stroms. Ein zweiter, minder waſſerreicher Bach, Torano Piccolo genannt, entſpringt eine halbe Stunde davon in der Vallata, treibt gleichfalls mehrere Räder, und vereinigt ſich dann mit dem größern Fluß, den man im Thale zur Bewäſſerung benutzt, bis er ſich endlich ſehr geſchwächt in den Voltorno ausmündet. Die Vortheile einer günſtigen Lage machen in Verbindung mit den reichen Bewäſſerungsmitteln das Gebiet von Piedimonte ungemein fruchtbar, und alle Gewächſe gedeihen vortrefflich, namentlich Obſt und Wein; der letztere beſonders wird ſehr hoch geſchätzt, hat eine gute Blume, und iſt ſtark, aber vielleicht ein wenig zu ſüß für einen nordiſchen Gaumen.

Auf einem der Berge, welche die Schlucht des Torano überhängen, ſteht das Kloſter S. Pasquale, äußerſt romantiſch und abgelegen, und die mühſame Reiſe dahin wird durch eine herrliche Ausſicht reichlich vergolten. Auf der andern Seite, jedoch minder hoch, liegt ein Dorf, das man zur Stadt ſelbſt rechnet, und Caſtello nennt; durch dieſes führt der Weg über den Mateſe nach der anſtoßenden Provinz Moliſe; er iſt für Maulthiere brauchbar und im Sommer ſehr beſucht, als die kürzeſte Verbindungslinie mit dieſem Diſtrict und ſeiner Hauptſtadt Campobaſſo.

Ich folgte dem Pfad bis über halbwegs zum höchſten Gipfel, welcher Monte Miletto genannt wird, um einen See zu beſuchen, aus dem der Sage nach der Torano durch unterirdiſche Verbindung ſein Waſſer erhalten ſoll. Jenſeits Caſtello führt der Weg durch ein zweites Dorf, Namens San Gregorio, deſſen Anblick und Lage ſelbſt auf die Temperatur eines Maimorgens einen kalten Schatten warf, trotz einiger guten Weingärten unterhalb desſelben. Weiter hinauf hört aber aller Anbau auf, und keine Spuren von Vegetation erſcheinen mehr, außer einigen verkrüppelten Schlehenbüſchen und einigen magern Binſen in den Felſenſpalten. Hat man aber die ſteile Höhe erreicht, und blickt in das darunter ſich öffnende Tiefthal hinab, dann enthüllt ſich eine andere Scene in dem Anblick des Sees, welcher rings von dick mit Buchenwäldern bedeckten Bergen eingeſchloſſen iſt. Obgleich die obere Hälfte des Bergs noch mit dem Winterſchnee bedeckt war, hatte der See doch ſchon ſeine größte Höhe erreicht; er mochte eine kleine Stunde breit und eine halbe lang ſeyn, und hatte eine bewaldete Inſel in der Mitte. Auf der Nordſeite hat er einen breiten Streif Sumpfboden, der mit Hafer eingeſäet iſt, und ein ſchmalerer Streif Weideland dehnt ſich rings um das Ufer aus, und war zur Zeit meines Beſuches mit Anemonen und Jelängerjelieber wie beſäet.

Das Thal, das den See enthält, ſteht mit andern Alpenthälern in Verbindung, welche nach dem Monat Julius dem Vieh friſche und reichliche Weide gewähren; die Hütten der Hirten und die ausgedehnten Schuppen für das Vieh ſtanden deßhalb jetzt noch leer; aber dieſe wilden Schluchten werden manchmal durch zahlreiche Züge von Bauern und Bäuerinnen belebt, die in ihrem beſten Anzug von dem großen Feſte zu Monte Caſſino zurückkehren. Der See Mateſe gilt, wie die meiſten ähnlichen Reſervoirs in Berggegenden, für grundlos in ſeiner Mitte und nach der Landesſage befindet ſich dort noch überdieß ein Abgrund oder Wirbel, durch den das Waſſer nach dem Torano gelangen ſoll; die Sache iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, indem mehrere Gewäſſer ſich in den See ergießen, ohne daß er einen ſichtbaren Ausfluß hätte.

Die Stadt Aliſe liegt eine halbe Stunde von Piedimonte, mehr in der Mitte des Thals und am Voltorno, der hin-

durch fließt; die Nähe dieses Flusses und anderer Gewäßer, die das Städtchen in allen Richtungen umgeben, machen die Atmosphäre einen großen Theil des Jahres hindurch so ungesund, daß die Bevölkerung sowohl als deren Wohlstand gleich tief herabgekommen sind; von einer sehr bedeutenden Stadt, wie es unter dem Römerreich, und selbst noch bis in eine spätere Zeit des Mittelalters war, ist es tiefer herabgesunken, als vielleicht irgend ein Ort, der noch den Namen einer Stadt trägt. Immer noch nimmt es einen bedeutenden Raum ein, und seine alten Mauern sind an vielen Stellen gut erhalten, auch kann es noch mehrere Reste des Alterthums aufweisen, als ein Amphitheater, Bäder, und einzelne Theile großer Gebäude, während Votivaltäre, Sculpturfragmente und eine große Anzahl von Inschriften zu verschiedenen Zeiten entdeckt wurden, und noch immer in seinen unbewohnten Straßen zerstreut sind. Auch ist es der Hauptort eines Bisthums, aber der Bischof wohnt mit dem größten Theile seiner Geistlichkeit zu Piedimonte, von wo sie zu Erfüllung ihrer Functionen in der Kathedrale, dem Seminar und andern geistlichen Anstalten, die noch immer in Alise sind, sich dahin begeben.

Die Straße von Alise nach St. Angelo führt längs den Bergabhängen hin, die allmählich aufsteigen durch einen offenen, über den Kornländern gelegenen Wald von schönen Eichen. Dieser Bergdistrict ist minder bevölkert, als der links von Piedimonte den Bergkrümmungen entlang, die den Voltorno begleiten, und ist vielleicht auch minder schön, aber von dem Dorfe St. Angelo aus, das nahe am Ende des Thals hoch gelegen ist, hat man nicht nur eine weit größere Aussicht über das Thal, sondern sie reicht auch hinüber in das reiche, mannichfache Scenerien darbietende Land um Terano her, und endigt nur an der See selbst, die nebst dem Felsen von Mondragone, dem alten Berg Massicus, die Landschaft auf die glücklichste Weise schließt. Dieses Dorf hat nicht mehr als 1000 Einwohner, aber eine große Anzahl derselben befindet sich in sehr günstigen Vermögensverhältnissen.

Ein schlechter Weg führt hinab zur Fähre über den Voltorno, und jenseits desselben zu dem Dorfe Pietra Vairana, gewöhnlich nur La Pietra genannt, das 3000 Einwohner hat, und obwohl es durch die Malaria leiden soll, doch ein blühender Ort ist; es liegt gegen Süden, während das kleinere Dorf Vairana am Nordabhange desselben Berges liegt. Ein altes, jetzt in Ruinen liegendes Schloß auf dem höchsten Gipfel überblickt beide Thäler.

Folgt man derselben Straße, die jenseits La Pietra immer besser wird, so trifft man nach einer starken Stunde bei einem Wirthshause, das nach einem benachbarten Dorfe di Cajaniello heißt, auf die Straße, welche von der Hauptstadt nach den Provinzen von Abruzzo führte. Da Reisende wahrscheinlich selten den Umweg über Piedimonte machen, so will ich in Kürze das Land zwischen Capua und diesem Orte schildern, indem die Poststraße durch dasselbe eine kürzere und angenehmere Verbindung mit den nördlicheren Gegenden, wie mit Monte Cassino und Sora gewährt. (Forts. folgt.)

Rechtspflege in Frankreich.

Beiträge zur Sittengeschichte.

Kindermord.

(Tödtung eines natürlichen Kindes durch den Vater.)

Ein trauriges, aber eigenthümliches Zeichen der neuesten Zeit ist das furchtbare Ueberhandnehmen des Kindermordes in allen Theilen Frankreichs, das wir seit länger denn einem Jahre zu bemerken Gelegenheit haben, und das in demselben Maße anwächst, in welchem die Geschwornengerichte sich beeifern, die Schuldigen loszusprechen; denn es scheint gewiß, daß die neueste Systemrichtung der französischen Jury's, die sich nirgend mit so trauriger Folgerichtigkeit offenbart, als gerade bei den häufigen Fällen des Kindermordes, gefallenen Dirnen als Aufmunterung dient, sich der beschwerlichen Frucht sündigen Wandels auf gewaltsame Weise zu entledigen, während doch die schützende und strafende Gerechtigkeit der unschuldigen und wehrlosen Wesen sich um so kräftiger annehmen sollte, als das Civilrecht durch die Bestimmung, daß alle Nachfrage nach dem Vater eines unehelichen Kindes verboten sey, ohnedieß dieselben allen Unbilden des Elendes preisgibt. — Die Geschwornen wähnen schon sehr streng zu seyn, wenn sie in besondern Fällen durch ihren Ausspruch einer entarteten Mutter eine Gefängnißstrafe von einem oder zwei Jahren zuziehen.

Da jedoch bei fast allen Fällen der Art die Umstände das gleiche Gepräge tragen, so beschränken wir uns auf die eben gegebene Andeutung über diesen wesentlichen Punkt, und wollen als einzelnes Beispiel nur einen Kindermord anführen, den nicht die Mutter, sondern der Vater selbst vollführte; der Proceß wurde am 14 und 15 November 1837 vor den Assisen zu Pau verhandelt.

Eine schöne und junge Spanierin, Josefa Ramona de Aguirré, 25 Jahre alt, sitzt auf der „Bank der verfolgten Unschuld" neben einem (etwa vierzigjährigen) Basken, Namens Hiriart, der eine höchst gleichgültige Haltung behauptet, und dessen Miene stets zu lächeln scheint, obschon dieß Lächeln nur die Folge von Nervenzuckungen ist.

Die Verhandlungen eröffnet ein Zwischenfall. Ein wesentlicher Zeuge, Josefa Aguinaga, deren Abwesenheit schon bei den letzten Assisen die Verweisung der Sache auf die jetzigen herbeigeführt hatte, fehlt wiederum; da aber die Staatsbehörde darthut, daß der Zeuge in Spanien sich befinde, und durch die Kriegsereignisse von der französischen Gränze abgeschnitten sey, und zugleich mit den Vertheidigern darauf anträgt, daß die Aussage der Aguinaga vorgelesen werde, so ordnet der Präsident aus eigener Machtvollkommenheit (en vertu de son pouvoir discrétionnaire) den Beginn des Verfahrens an.

Der Inhalt der Anklage ist folgender: Morgens am 10 März bemerkten Soldaten des Postens von Socoa den Leichnam eines neugebornen Mädchens, den die Meereswogen auf einen Felsen am Fuße des Forts spülten, und machten sofort die Anzeige davon, worauf bei der gerichtlichen Aufhebung der Leiche erkannt ward, daß das vollkommen ausgetragene und lebensfähig geborene Kind wahrscheinlich gewaltsam getödtet worden, bevor es noch ins Wasser kam. Der erste Verdacht fiel auf Josefa Ramona de Aguirré, eine Spanierin, die mit mehreren ihrer Landsleute ein abgelegenes Haus am Meeresstrande bewohnte, und von der man wußte, daß sie seit einiger Zeit sich bemüht hatte, die Zeichen ihrer vorgerückten Schwangerschaft zu

verbergen. Die Hausgenossen sagten aus, Josefa scheine in der Nacht vom 8 auf den 9 März von den Wehen ergriffen worden zu seyn; sie sey jedenfalls im Bette geblieben, bis zu dem Augenblicke, da sie, von dem Auffinden des Leichnams unterrichtet, plötzlich die Flucht ergriffen. — In einem Hause der Gemeinde von Uerrugne ward Josefa aufgefunden und ergriffen, und ohne Zögern sagte sie aus, sie sey in der Nacht vom 8 zum 9 März wirklich eines Mägdleins genesen, und zwar in einem Stalle; sie habe einen kleinen Schrei vernommen, sey darauf in Ohnmacht gefallen, und habe bei ihrem Erwachen das Kind neben sich todt gefunden, worauf sie es in ihrer Verwirrung in das Meer geworfen, und, unbemerkt von den Nachbarn, sich in ihr Bett begeben. Hernach habe sie über die Gränze fliehen wollen, sey aber aus Schwäche genöthigt gewesen, unterwegs die Gastfreundschaft des Hauses anzusiehen, in welchem sie später ergriffen worden. Auf dieser Aussage beharrte Josefa vor dem Friedensrichter, bis sie am 4 April folgende Erklärung abgab: „Wir sind nicht bestimmt, stets in diesem Leben zu bleiben: man räth mir, die Wahrheit zu bekennen, und ich will dem Rathe folgen, da man mir auch sagt, daß Freimüthigkeit und meine Eigenschaft als Spanierin mich zu retten vermöchten. Der Vater meines Kindes ist Hiriart, Bauer zu Socoa. Er hatte mir öfter versprochen, dem Kinde, dessen ich genesen sollte, eine Amme zu geben. Beim Beginne der Wehen verließ ich mein Lager, und begab mich in die Küche, wo Hiriart neben dem Herde schlief; er trat zu mir, wiederholte mir sein Versprechen, die Frucht unserer Liebe zu einer Amme zu thun, und durch diese Zusicherung gestärkt, überstand ich die Niederkunft, und brachte ein gesundes Mädchen zur Welt, das ich dem Vater ließ, da es ihm so gut angehörte, als mir selbst. Ich suchte mein Bett, und blieb darin, bis am zweiten Tage Hiriart mich aufsuchte, und mir gestand, er habe, statt sein Versprechen zu erfüllen, das Kind ins Wasser geworfen; der Leichnam sey aufgefunden worden, und ich müsse nach Spanien fliehen, wohin er bald mir folgen werde. Begleitet von seiner Magd Conchicha machte ich mich sofort auf den Weg; doch verließen mich meine Kräfte, und ich mußte unterwegs in einem Hause liegen bleiben. Denselben Abend noch kam Hiriart zu mir, und rieth mir, im Fall ich ergriffen würde, auszusagen, wie ich in der That anfangs gethan habe. Er erzählte der Hausfrau von dem Funde des todten Kindes, und bat sie, bis zum nächsten Tage Sorge für mich zu tragen; seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen, doch fand er Mittel, mir sagen zu lassen, ich möge auf meiner ersten Aussage beharren, da auch im schlimmsten Falle das Gericht erkennen müsse, es habe keine Macht über eine Spanierin."

In den ersten Tagen nach der Entdeckung des Verbrechens hatte sich Hiriart unsichtbar gemacht; da er aber von Josefa's anfänglicher Aussage vernahm, zeigte er sich wieder, und sah sich plötzlich verhaftet.

Das Zeugenverhör beginnt der Arzt, dessen Erklärung so schwankend ist, daß das Gericht noch einen andern berufen muß, um den Thatbestand der geschehenen Ermordung deutlich zu machen. — Marie Harismundi, die bei Josefen schlief, will nichts gehört, nichts gesehen haben; dieß erklärt Josefa's Vertheidiger also: „Die Harismundi lebt seit mehreren Jahren in Gesellschaft mit Hiriart, und hat in den letzten Tagen Gelegenheit gefunden, sich mit demselben zu besprechen, indem sie sich für seine Mutter ausgab." — Einige der folgenden Zeugen verwickeln sich in offenbare Widersprüche, indem sie die Schuld von Hiriart auf Josefa zu wälzen trachten; andere Aussagen machen Josefa's Unschuld so deutlich, daß die Staatsbehörde von aller Klage gegen dieselbe absteht; den Hauptbeweis gegen Hiriart scheinen seine Bemühungen bei Josefa zu liefern, um sie zu bewegen, ihn vor Gericht nicht zu nennen.

Die Geschwornen sprechen die schöne Spanierin los, und erkennen zu Hiriarts Gunsten mildernde Umstände an; da nun das Gericht denselben zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verdammt, erschrecken sie sichtlich. Wahrscheinlich hatte die Jury gemeint, den boshaften Mörder könne nur eine Strafe treffen, wie sie etwa einer Verirrten geworden wäre, die in der krankhaften Aufregung ihres Zustandes zum Verbrechen sich hätte hinreißen lassen; und man vermuthet, daß die neumodische Bonhommie der Geschwornen ein Gnadengesuch veranlassen werde.

Literarische Nachrichten.

Hr. Maillard de Chambure, Archivar zu Dijon, hat in dem dortigen Archive drei sehr werthvolle Manuscripte entdeckt. Die beiden ersten sind Rechnungsbücher von Juden, welche sich associrt hatten, um die zum letzten Kreuzzug eingeschifften Truppen mit Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten zu versehen. Der dritte Band enthält das Militärreglement der Tempelherren, nebst den Regeln dieses Ordens, wie sie von dem Concilium zu Troyes bestätigt wurden.

*

In Dänemark erscheinen 54 tägliche und wöchentliche Zeitschriften, und 50 monatliche und andere periodische Schriften, bei weitem die Mehrzahl in der Hauptstadt. Somit erscheinen also in diesem kleinen Königreiche mehr als 80 periodische Schriften, alle in der Landessprache.

*

In der ersten Hälfte des Jahres 1837 wurden in Rußland nach dem Berichte des Ministeriums für Volksaufklärung 486 Bücher gedruckt, weit mehr als im Jahre zuvor. Im Vergleiche mit dem Jahre 1836 sind weniger Werke für den Unterricht, aber eben so viele gelehrte Werke erschienen. Auffallend ist die ungewöhnliche Anzahl von Originalnovellen, unter denen Brat Wetscheslaw, Helen Wolkowa und eine Reihe von Erzählungen in vier Bänden Erwähnung verdienen; alle sind von Paulow, einem Schriftsteller, der erst seit ganz kurzem auftrat, und bereits einer der Lieblingsschriftsteller des Tags geworden ist. Sophia Kutschko, oder Liebe und Rache, ein Roman aus dem zwölften Jahrhundert, in vier Bänden, ist von Gribojedow, wenn wir nicht irren, einem Neffen des bekannten dramatischen Dichters und Gesandten in Persien, wo er ermordet wurde. Der Fall der Schuiski's von Kiskow, die Gründung von Moskau, und Nikolas, die Bärenpfote, oder der Contrebandierhetmann, von Zotwo, gehören alle dieser Classe an. Freilich bemerkt in Betreff dieses Reichthums ein russischer Kritiker: „unsere schönwissenschaftliche Literatur besitzt einen wichtigen Vortheil, um den sie die Literaturen aller Länder beneiden möchten. Unsere Novellen sind so schlank, daß alle fremde Rivalen davor beschämt zu Boden sinken müssen. Zwanzig oder dreißig Seiten reichen zu einer Novelle hin, und 150 Seiten werden in drei Theile getheilt, und als eine Novelle in drei Bänden herausgegeben. Uebrigens kann man nach der Seitenzahl allein sich noch keinen rechten Begriff machen, wie kurz unsere Novellen, und wie schwach unsere Erfindungskraft ist. Unsere 150 Seiten sind bei weitem nicht so viel, als eben so viele englische und französische Seiten derselben Größe. Unsere Worte sind meist einsylbig, sieben, acht bis zehn Sylben, die übrigen eine oder zwei Sylben. Ueberdieß noch sind unsere Buchstaben ausnehmend breit; setzt man 28 russische und 28 französische Buchstaben unter einander, so ist die Linie der erstern um ein Fünftel länger; 150 gedruckte russische Seiten schwinden also auf 60 bis 80 französische oder englische zusammen. Welche Armuth an Ideen ergibt sich aus einer solchen Vergleichung!"

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 33.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

2 Februar 1838.

Bemerkungen über die Inſel Cuba.

Das Journal de l'Académie de l'industrie etc. theilt in Vol. IV. Nr. 63 einen Bericht des Dr. Antommarchi über Cuba und die Havana mit, aus dem wir Nachſtehendes entheben.

Der Handel nimmt hier vor Allem die öffentliche Aufmerkſamkeit in Anſpruch, Reichthum und Wohlſtand ſind überall, und man genießt einer bisher unbekannten Freiheit und Sicherheit. Eine feſte und uneigennützige Verwaltung macht das Glück der Inſel aus, und gereicht dem Generalcapitän Tacon zur hohen Ehre. Es gibt faſt keine Abgaben, dennoch iſt Alles im Fortſchreiten begriffen, und man ſieht mit Erſtaunen die Verſchönerung und Vergrößerung der Stadt Havana, ſo wie die Arbeiten, um ſie geſünder zu machen. Wege, Straßen, öffentliche Plätze, Gärten, Brunnen, Promenaden und ſonſtige öffentliche und nützliche Anſtalten erſtehen mit großen Koſten und faſt ohne Abgaben. Carliſtiſche Gefangene, verurtheilte Verbrecher und der leitende Geiſt des Generals Tacon führen alle dieſe großen Arbeiten aus.

Der Luxus mit allem ſeinem Aufwande herrſcht in den verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaften, und nirgends ſieht man Bettler. Obwohl die Temperatur das Jahr hindurch von 0 bis 27° R. wechſelt, iſt doch der Geſundheitszuſtand im Allgemeinen gut, die Regenzeit ausgenommen, welche das gelbe Fieber und andere ſchwere Krankheiten erzeugt. Im Innern der Inſel herrſcht das gelbe Fieber niemals. Die Nervenempfindlichkeit iſt in dieſen Klimaten ſehr groß: die Morgen ſind warm, die Abende und die Nächte kalt und feucht. Der Hafen der Havana bietet eine außerordentliche Bewegung dar, aber Abends zwiſchen 9 und 10 iſt Alles ruhig, Alles iſt in die Ordnung zurückgekehrt, und man trifft Niemand auf den Straßen. Dieſe ſind gerade, einander parallel, und durchſchneiden ſich in rechten Winkeln, aber ihre geringe Breite iſt der Circulation ſehr hinderlich.

Einige Stunden von Havana ſind die Landhäuſer prachtvoll, Wohnungen, Gärten, Kaffeepflanzungen, namentlich die von St. Marco, ſind bewundernswerth. Es ſind hier doppelte Palmenalleen von 1½ Lieues Länge, die den Eindruck wie Korinthiſche Säulen machen. Auf Reiſen im Innern der Inſel wird man allenthalben ſehr gut aufgenommen, denn Gaſtfreiheit iſt eine vorherrſchende Eigenſchaft der Landbewohner auf Cuba. Die Zahl der Beſuche bringt man nicht in Anſchlag, namentlich wenn ſie Empfehlungsſchreiben haben. Aber im Innern gibt es keine fahrbaren Straßen, und nur die Dampfſchiffe erleichtern die Verbindungen; man beſchäftigt ſich jedoch auf der Inſel mit Eiſenbahnen, und dieſe könnten ſich ſehr verallgemeinern.

Die Haupterzeugniſſe der Inſel ſind Tabak, Zucker, Kaffee u. ſ. w.; Orangen und Ananas ſind groß und ſüß, andere Früchte wenig oder gar nicht angebaut, und bei weitem nicht ſo gut wie in Europa. Im verfloſſenen Jahre (1836) hat man 180 Millionen Pfd. Zucker und 60 Millionen Pfd. Kaffee ausgeführt; die Menge des ausgeführten Tabaks läßt ſich unmöglich beſtimmen, weil die hohen, auf den Tabak gelegten Abgaben einen ſehr bedeutenden Contrebandhandel veranlaſſen. Zweitauſend fremde Fahrzeuge mit 325,000 Tonnen kommen jährlich nach Cuba, deſſen bedeutendſter Hafen nach Havana der von Matanzas iſt. Die Zölle auf dieſer Inſel ſind unbedeutend im Vergleich mit denen in Mexico, die eingehenden Waaren zahlen 24 Pre. ad valorem, die ausgehenden 8 bis 9 Pre. Der Ertrag der Einfuhrabgaben ein Jahr ins andere gerechnet, iſt 30 Mill. Fr., der der Ausfuhrabgaben 12 Millionen.

Die Inſel Cuba iſt durch ihre Lage, die den Eingang in den mexicaniſchen Golf beherrſcht, und durch ihre vortrefflichen Häfen die wichtigſte unter den großen Antillen, und die Havana nach New-York die größte Handelsſtadt der neuen Welt. Die raſche Ausdehnung des Handels verdankt die Havana ihrem guten Hafen, der Freiheit, die man genießt, und ſeit einigen Jahren der thätigen und aufgeklärten Verwaltung des Generalgouverneurs Tacon, der die Inſel nicht nur dem Mutterlande zu erhalten, ſondern durch ſeine Wachſamkeit und Feſtigkeit auch vor den aufrühreriſchen Bewegungen und den entſetzlichen Unordnungen zu ſchützen wußte, wovon die neuen ſpaniſch-amerikaniſchen Staaten heimgeſucht ſind.

Die Bevölkerung der Inſel beſtand im J. 1775 nach einem damals von der ſpaniſchen Regierung angeordneten Cenſus aus

ungefähr 170,000 Seelen; jetzt beträgt sie nahezu eine Million, und davon kann man etwa drei Weiße auf acht Schwarze rechnen. Die Lage der Schwarzen ist hier, wie in Neu-Orleans, die Neger sind gewiß glücklicher, als in ihrer Heimath, da sie sehr gut gekleidet, gut genährt, und überhaupt sehr gut versorgt sind. Nichtsdestoweniger verabscheuen sie die Weißen, und benützen die kleinsten Umstände, um ihre Antipathie zu zeigen. Die Güte der Herren macht sie nur kecker und gefährlicher als in andern Colonien. Während ich mich auf den Kaffee- und Zuckerplantagen des Hrn. Joaquin d'Arrieta befand, sah ich zweimal Zuckerfelder in Brand stecken, ohne daß man die Thäter hätte entdecken können. Der Negerhandel hat seit einigen Jahren die Sklavenbevölkerung sehr vermehrt; dieß ist ein Unglück, das die Existenz der Weißen, namentlich wegen der Nachbarschaft von Hayti, bedrohen kann. Es wäre das Interesse der Colonie, der Einfuhr von Sklaven ein Ziel zu setzen. Es finden sich auf der Insel viele freie Arbeiter von gemischter amerikanischer Race, die um sehr mäßigen Preis arbeiten. Es wäre zweckmäßig, diese eingeborne Bevölkerung zu vermehren und die afrikanische wo möglich zu vermindern.

Die glänzendste Zukunft wartet dieser Insel, welche bestimmt ist, als Band zwischen Spanien und seinen alten Colonien zu dienen; aber es ist unerläßlich, daß die Cubaner sich nicht mehr durch die trügerische Aussicht auf einige prekäre Vortheile verblenden lassen, die ihnen aus der Einfuhr der Neger und der raschen Vermehrung der Sklavenbevölkerung entspringen. Dieß ist für sie das Schwert des Damokles, wenn es auch mit Blumen umwunden und verhüllt ist.

Ausflüge in den Abruzzen.

Der Voltorno. — Römische Ueberreste. — Piedimonte. — Der See Matise. — Capua. — Teano. — St. Germano.

(Fortsetzung.)

Ueberschreitet man von Capua aus die Brücke über den Voltorno, und geht durch die anstoßenden befestigten Thore, so findet man, daß die große Straße links gegen Sparanisi, der nächsten Poststation nach Molo di Gaeta zu, abbeugt. Diese, welche den meisten Fremden, als die nach Rom führende bekannt ist, verfolgt mit geringer Abweichung dieselbe Linie, wie die berühmte appische Straße; hält man sich statt dessen gerade nordöstlich, so bleibt man der Via Latina parallel, welche bei Capua in die appische Straße einmündete, und gelangt nach einem Zug über einen fruchtbaren, aber nicht sehr anziehenden Landstrich, der starke Kennzeichen eines vulcanischen Charakters an sich trägt, nahe bei dem 23sten Meilenstein an die Ruinen der Stadt Cales oder Calenum, wo sich jetzt nur noch wenige Gebäude finden, welche die neue bischöfliche Stadt Calvi ausmachen. Eine Kathedrale, ein Seminar, drei Wirthshäuser und die Ruinen eines kleinen gothischen Schlosses machen die Stellvertreter einer der Hauptstädte Ausoniens aus, die nebst Minturnä, Vescia und einer andern Stadt, die selbst den Namen Ausonia trug, im Jahr der Republik 419, unter den siegreichen Waffen Roms sank und später dem Gebiete von Campanien incorporirt wurde. Selbst nach dieser Zeit scheint es einige Wichtigkeit behauptet zu haben, vielleicht eben so sehr ein Ergebniß ihrer Naturerzeugnisse als ihrer frühern Größe. Horaz, der als ein competenter Richter gelten kann, spricht mehr als Einmal von der Vortrefflichkeit seiner Weine, während der Naturforscher Plinius die berauschende Kraft einer säuerlichen Quelle erwähnt, deren auch von Vitruv und Val. Maximus gedacht wird, und die jetzt noch in der Nähe von Francolisi an der römischen Straße sich finden soll. Auch war die Stadt berühmt wegen Verfertigung von Ackerbauwerkzeugen und irdenen Gefäßen, die besonders zur Aufbewahrung des Weins brauchbar gewesen seyn sollen. In dieser Hinsicht mag es nicht uninteressant seyn, zu bemerken, daß man bei einer neuerlichen Ausgrabung in dieser Gegend eine Menge Gefäße von Terra cotta auffand, die von Geschmack und Kunst zeugten.

Die Reihe von Kriegen und Einbrüchen fremder Völker, welche den Sturz des Römerreichs begleiteten, brachten Cales auf die niedrigste Stufe herab, von der es sich nie wieder erholt zu haben scheint, und die wahrscheinlich eine Folge der ungesunden Luft ist. Es hat in Verbindung mit dem nachbarlichen Teano immer noch einen Bischof, der in dem eine kleine Stunde entfernten Dorfe Pignataro residirt. Die Trümmer des Alterthums sind noch immer zahlreich genug, um den Reisenden anzulocken, sie bestehen in mehreren vorn mit opus reticulatum verzierten Backsteinbauten, von denen zwei, nach den Spuren von Säulen an den Seiten zu schließen, Tempel gewesen zu seyn scheinen. Auch sieht man noch die Ueberreste eines Amphitheaters und eines Theaters nebst mehreren Bogen und einigen Gräbern. Das Interessanteste ist aber eine kleine Quelle mit einer Marmorplatte, worauf sich ein sehr gut ausgeführtes Basrelief von Weinblättern und Trauben in Festons mit einer Maske in der Mitte findet. Dieser Brunnen, welcher die Einwohner immer noch allein mit gutem Wasser versieht, liegt am Fuß eines steilen, aber nicht sehr hohen Felsens, der mit Kriechpflanzen bedeckt ist, und die eine Seite eines seltsamen vulcanischen Thälchens bildet, das in seiner ganzen Ausdehnung die Spuren zahlloser Röhren trägt, durch welche man vermuthlich die Bäder mit Wasser versehen hatte. Außer diesem sieht man noch viele Spuren des Pflasters der Via Latina, und nahe an der Kirche hat man die Schäfte von Granitsäulen, einige Marmorcapitäle, Sculpturüberreste und Inschriften gesammelt, welche für die Wichtigkeit und Größe der alten Stadt zeugen, worauf auch die Entdeckung zahlreicher und werthvoller Münzen hinweist. Die Lage von Calvi ist der Art, daß die Ungesundheit der Atmosphäre doppelt zu beklagen ist; zwischen zwei schön geformten Bergen am Eingang einer der fruchtbarsten Ebenen in der Welt und hart an einem kleinen, aber malerischen Flüßchen gelegen, hat es Reize und Vortheile mannichfacher Art, deren es durch jene unglückliche Geißel gänzlich verlustig geht.

Eine kleine Stunde von Calvi bildet ein Gasthaus, La Torricella genannt, die Poststation zwischen Capua und Venafro, und eine gute Fahrstraße geht links in nordwestlicher Richtung

nach der Stadt Teano, welche eine starke Stunde von diesem Vereinigungspunkte liegt, den die Alterthumsforscher als die Gränze zwischen den Ausoniern und Sidicinern betrachteten; nach Strabo war dieß auch die Stelle, wo auf jeder Seite der Via Latina ein Fortunentempel errichtet war. Ganz in der Nähe von Teano, namentlich auf der Ostseite, sind einige bedeutende Ruinen, unter denen die des Circus und Theaters die bedeutendste, und größer sowohl, als auch besser erhalten, wie die zu Calvi sind.

Auf der andern Seite der Stadt deutet eine Strecke der römischen Straße von einigen hundert Schritten den Anfang der Straße nach Rocca Monfina, dem alten Aurunca an, durch welches die Via Latina von Teanum nach Casinum führte. Die ziemlich hohe Lage von Aurunca, nördlich von Sessa, dem alten Suessa Aurunca, verdient die Aufmerksamkeit des Geologen wie des Alterthumsforschers, indem sie Breislack als den größten und wahrscheinlich auch furchtbarsten unter den zahlreichen Kratern bezeichnet, die sich in diesem Theile Campaniens zusammendrängen. Das alte Teanum, durch den Beisatz Sidicinum von einer andern Stadt gleiches Namens in Apulien unterschieden, war die Hauptstadt und in der That die einzige Stadt der Sidicíner, ein Umstand, der zwar für ihre Größe und Bedeutung zeugt, aber von der Gebietsausdehnung des Volks eine geringe Vorstellung gibt, so daß man über die Behauptung von Livius, sie hätte nach einer einzigen Schlacht sich unterworfen, nicht erstaunt seyn darf. Strabo bemerkt, zu seiner Zeit seyen Capua und Teanum die einzigen bedeutenden Orte in Campanien gewesen. Auch hier war eine Sauerquelle, die sich noch in einem benachbarten Thale nach Abruzzo hin findet. Sie führt jetzt den Namen Acqua delle Cantarelle, ist stark mit fixer Luft und Eisentheilchen geschwängert, und ihre stärkende Wirkung wird von den Anwohnern sehr gepriesen. Die neuere Stadt hat eine schöne Lage und vortreffliche Luft. Die Anhöhe, auf der sie liegt, bietet nach allen Richtungen weite und freundliche Aussichten dar, namentlich gegen Süden und die See, wo das Land allmählich abfällt; nach allen andern Seiten erheben sich dick bewaldete Berge, aus denen zahlreiche Dörfer hervorsehen. Die Größe und Solidität der Ueberreste des Feudalschlosses bezeugen die Macht und den Reichthum des ursprünglichen Gründers, Marino Marzano, Herzogs von Sessa, der alle umliegenden Baronien besaß; die noch völlig erhaltenen Ställe sind groß genug, um 300 Pferde zu fassen, und das ganze übrige Gebäude entsprach diesem Maaßstabe.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Capitän Mac Leods Reise in die Provinzen jenseits des Ganges.

(Aus dem Maulmain Chronicle vom 3 Junius 1837.)

Capitän Mac Leod, der im December 1836 in die verschiedenen Länder zwischen den Provinzen jenseits des Ganges und der chinesischen Gränze abgesandt wurde, ist nun wieder zurückgekehrt, und wir theilen hier einen kurzen Abriß der Reise dieses Officiers mit. Capitän M. Leod durchreiste einen weiten, bisher noch von keinem Engländer besuchten Landstrich, über den nur unbestimmte und widersprechende Berichte verschiedener Reisenden des 16ten und 17ten Jahrhunderts vorhanden sind. Er trat seine Reise am 15 Dec. 1836 in Gesellschaft Dr. Richardsons zu Wasser an, und erreichte das Dorf Pait Tsoung, am Thaing Bue, am 16, wo er, da seine Elephanten, die zu Lande abgegangen, nicht angekommen waren, bis zum 21 zurückgehalten wurde, an welchem Tage er diesen Platz endlich verließ, und am 24 über den Thoung-yin-Fluß setzte, der unsere Gränze bildet und die Provinzen von den an Siam zinspflichtigen Shan-Staaten trennt. Am 26 verließ ihn Dr. Richardson, der den Weg nach dem Kareanni, oder dem Roth-Karean-Land, einschlug, und Capitän M. Leod ging mehr nach Nordost und direct nach Labong. Das Land, das beim Heraustreten aus Maulmain flach, dann hügelig gewesen, wurde jetzt gebirgig und dick bewaldet. Am 4 Jan. erreichte er das Dorf Main Haut am Fuße der Gebirge, am westlichen Ufer des Me Pin. Dieß ist das Gränzdorf der Shan-Staaten, bis wohin er, von Pait Tsoung aus, hinsichtlich seiner Lebensmittel gänzlich von den Kareans abhängig gewesen war. Dem Laufe des Me Pin durch ein fruchtbares und gut angebautes Thal mit zahlreichen Dörfern folgend, erreichte er die Stadt Labong am 9 Januar. Dieser Platz, die Hauptstadt einer Provinz, ist mit Mauern umgeben, hat etwa 2500 Einwohner, und liegt auf dem westlichen Ufer des Me Quan. Hier fand er die Stelle eines Tsaubwa immer noch unbesetzt, und die Hauptbehörden in Bankok abwesend; er ward indessen aufs zuvorkommendste aufgenommen, und erhielt von den damals anwesenden Häuptlingen die Versicherung ihres lebhaften Wunsches, die bestehenden freundlichen Verhältnisse zwischen den beiden Staaten durch alle in ihrer Macht stehenden Mittel zu unterhalten. Am 12 reiste er von hier ab, und kam noch an demselben Tage nach Zimme, einer großen, mit doppelter Mauer versehenen Stadt, auf dem westlichen Ufer des Me Pin. Sie liegt unter 18° 47′ nördl. Br. und ungefähr 99° 20′ östl. L. v. G. (117° östl. L. v. F.), ist ebenfalls die Hauptstadt einer Provinz, und hat etwa 5000 Einwohner.

Obschon er auch hier manche Beweise der Freundschaft und des Wohlwollens erhielt, so war doch der Tsaubwa in Verlegenheit, was er thun solle, da der Chow Hona, der muthmaßliche Thronerbe und der einflußreichste Beamte im Staate, abwesend war, und er nicht wußte, wie der Hof zu Bankok seine Einwilligung, die Straße nach China zu öffnen, und dem Capitän die Weiterreise zu gestatten, beurtheilen möchte. Er versprach indessen, die Behörden zu Lagong und Labong über einen so hochwichtigen Punkt, wie gebräuchlich war, zu Rathe zu ziehen; nach Verfluß von zwölf Tagen fand es jedoch Capitän M. Leod für nöthig, dem Tsaubwa seinen Entschluß anzuzeigen, falls ihm nicht die Erlaubniß zur Weiterreise gegeben werde, unverweilt nach Maulmain zurückzukehren. Diese Drohung that die gewünschte Wirkung; er verließ am 29 Januar diesen Platz, kam durch ein hügeliges Land mit kleinen Thälern, und passirte am 6 Februar das Gränzdorf Pak Vong, das zu den siamesischen Shans gehört. Von hier an führte ihn der Weg bis zum 13 durch ein ebenes Land, an welchem Tage er das Dorf Hai Tai, das erste zu der Provinz Kyaing Toon (eigentlich Kiung Tung), eines an Ava zinspflichtigen Staates, erreichte. Das in der Mitte liegende Land ist wegen der Kriege, die früher beständig zwischen den Staaten Ava und Siam ge-

führt wurden, ganz entvölkert. Von diesem Platze bis zu der Stadt King Tung hatte er sehr hohe Berge zu passiren; er erreichte sie am 20 Februar. Dieser Platz ist ebenfalls eine mit Mauern umgebene Stadt, hat jedoch nicht über 5000 Einwohner. Sie liegt unter 21° 17′ nördl. Br. und ungefähr 99° 40′ östl. L. v. G. (117° 20′ v. F.). Hier erhielt er eine höchst gastfreundliche Aufnahme, und ward von dem Tsaubwa bewirthet, der seinen herzlichen Wunsch bezeugte, eine freundschaftliche Verbindung mit den Engländern herzustellen und den englischen Kaufleuten jede Unterstützung versprach. Die Handelsleute, die ihn begleiteten, fanden den Markt gut, und blieben daselbst. Die Behörden suchten ihm, unter dem Vorwande, die Provinz Kpaing Younggyed (eigentlich Provinz Kiung Hung) befinde sich im Zustande der Empörung, auf freundliche Weise die Weiterreise abzurathen; ihre wahre Absicht war jedoch, Instructionen von Ava einzuholen. Nachdem sich indessen Capitän M. Leod nach neuntägigem Aufenthalte mit Pferden zum Transporte seines Gepäckes — der einzigen und zweckdienlichsten Art der Weiterreise von hier aus — versehen, verließ er die Stadt am 1 März, und erreichte Kiung Hung am 9. Obgleich der Weg über einige hohe Berge führte und beinahe durchaus hügelig war, so kam er doch täglich durch von vielen Bergströmen gut bewässerte Thäler, die zahlreiche Städte und Dörfer hatten, deren manche von Unter-Tsaubwa's beherrscht wurden und gut bevölkert waren.

Kung Hung, die Hauptstadt eines großen Gebiets, wird von einem Tsaubwa regiert, der 12 Unter-Tsaubwa's unter sich hat. Sie ist auf der Seite eines Hügels, am westlichen Ufer des Me Khong oder Cambodia-Flusses, unter dem 21° 58′ nördlicher Breite und etwa 100° 40′ östlicher Länge erbaut. Sie war in Folge einer Revolution, die kurz vor Capitän Mac Leods Ankunft statt gefunden hatte, halb zerstört und verlassen. Der Tsaubwa war seit einigen Monaten todt; sein Neffe hatte sich mit Ausschließung seines Sohnes, eines dreijährigen Knaben, zu dessen Gunsten indeß alle Unter-Tsaubwa's waren, des Thrones bemächtigt. Sie sandten den Sohn nach China, und stellten sich eine Zeit lang unterwürfig, ließen aber am Ende viele seiner Verwandten hinrichten, und er selbst war, um sich zu retten, entflohen. Die Truppen aller Unter-Tsaubwa's waren bei der Anwesenheit Mac Leods noch versammelt, und eine chinesische Streitmacht, die zur Erhaltung der Ordnung abgesandt worden, war erst zwei oder drei Tage vor seiner Ankunft zurückgekehrt. Capitän Mac Leod ward mit Achtung und Höflichkeit empfangen und behandelt, und vollzog den Auftrag, den man ihm bei diesem Staate gegeben hatte, auf die genügendste Weise. — Alle Häuptlinge richteten sich in ihrer Kleidung, ihrer Art zu essen u. s. w. nach chinesischen Sitten. Auch kann dieser Platz beinahe schon als ein Theil von China betrachtet werden, denn die Chinesen beziehen eine jährliche Landrente von demselben. Sonderbar ist es indessen, daß alle drei Jahre der Regierung von Ava ein Geschenk, als eine Art von Unterwerfungstribut, gemacht wird. Die Behörden wollten seine Weiterreise nach China nicht gestatten, ohne die Sache erst an die dortigen Häuptlinge zu berichten; er wurde sonach einer Antwort wegen zurückgehalten. Die Gränzhäuptlinge widersetzten sich seinem Eintritt in ihr Land, indem sie anführten, sie hätten die Chroniken für vergangene Jahre zu Rathe gezogen, und keinen Vorgang finden können, daß ein von einem fremden Staate abgeordneter Officier dieses Land auf dem von Capitän Mac Leod eingeschlagenen Wege betreten habe. Hinsichtlich der Mittheilungen jedoch, die er ihnen zu machen wünschte, gestatteten sie gerne den Kaufleuten, sie zu Lande zu besuchen, und mit ihnen zu handeln, und daß auf gleiche Weise auch ihre Kaufleute sich, wenn es ihnen beliebe, mit ihren Waaren nach Maulmain begeben könnten. Man sagte ihm, daß, wenn er darauf beständen, weiter zu gehen, die Sache auf den gewöhnlichen Wegen an den König berichtet werden müsse, und daß man in etwa einem Jahre eine Antwort erwarten könne.

Da Capitän Mac Leod nur noch fünf Tagemärsche von der chinesischen Gränze entfernt war, doch aber den Hauptzweck seiner Sendung erfüllt hatte, so entschloß er sich, wohl wissend, welche Antwort man von dem stolzen Hofe von Peking erwarten könne, zur Rückkehr, und verließ daher am 21 März den Platz. Seine Rückreise ging schneller von Statten, als seine Hinreise, denn er erreichte Kiung Tung am 31. Hier fand er, daß wenige Tage nach seiner Abreise Befehle von Mone eingetroffen waren, ihn nicht weiter gehen zu lassen, bis Instructionen von Ava angekommen seyen. Er verließ Kiung Tung am 4 April, und kam am 19 zu Zimme an. Da der Chow Hona immer noch abwesend war, so hielt es Capitän M. Leod für nöthig, dessen Rückkehr abzuwarten. Die Behörden in Zimme weigerten sich zuletzt, unsere Kaufleute den Weg einschlagen zu lassen, den Capitän Mac Leod genommen hatte; denn so groß ist ihr Haß gegen die Birmanen, daß sie unter keinen Bedingungen irgend eine Communication zwischen diesen Ländern zugestehen wollen, und selbst die Chinesen, die mit beiden Nationen auf freundschaftlichem Fuße stehen, sehen sich genöthigt, ihre Karawanen am östlichen Ufer des Me Khong entlang über hohe Berge zu senden, wo die Gebiete von Kiung Hung an die von Muang Nan, einem der Siam zinspflichtigen Shan-Staaten, stoßen. Von Zimme, das der Capitän am 11 Mai verließ, wich er von der gewöhnlichen Straße ab, und kam in südlicher Richtung bis innerhalb zwei Stationen von der Stadt Lanaing, wo er sieben Tage blieb, lenkte dann westwärts ab, und erreichte den Theuzyin in fünf Tagen, von wo aus nach Maulmain sechs Stationen sind. Diese Straße, obgleich länger, führt im Allgemeinen über niedere Hügel, und ist in jeder Weise derjenigen Straße vorzuziehen, die man beim Hinweg einschlägt, da sie leichter zugänglich ist, und man jeden zweiten oder dritten Tag auf Dörfer stößt aus denen man sich Lebensmittel verschaffen kann. Vom Norden Zimme's bis zu den chinesischen Gränzen werden die Hügel und Berge von zahlreichen Stämmen bewohnt, die eben so in der Stufe der Civilisation, auf der sie stehen, wie in ihren Sprachen von einander abweichen — sie besitzen keine Schriftzeichen, haben keine Begriffe von einem höchsten Schöpfer, und hielten sich bisher selbst außer aller Berührung mit dem Buddhismus. Die Berge sind mit schönem Zimmerholz von verschiedenen Arten, das wilden Thieren und Wildpret jeder Art Schutz bietet, dicht bedeckt.

Im Kirchhofe von St. Pankras zu Chichester wurden neulich Aenderungen vorgenommen, und im Laufe derselben fand man eine schön erhaltene Pontificalvase, ein Präfericulum genannt, das zweite Gefäß dieser Art, das man seit kurzem an derselben Stelle fand. Diese merkwürdigen Gefäße wurden bei Leichenceremonien gebraucht, und enthielten das geweihte Wasser, womit man die verbrannten Gebeine besprengte, um sie gegen die bösen Geister und andere Verunreinigungen zu schützen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 34.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Februar 1838.

Die Barbareskenstaaten.

Die Länder von dem Golf der großen Syrte bis zum atlantischen Meere, haben viele Jahrhunderte hindurch, und im Grunde seit wir ihre Geschichte kennen, gleiche Schicksale gehabt, sie gehören wesentlich zu einander, und der Araber faßt sie auch unter dem gemeinsamen Namen Mogreb zusammen. Da in keinem Theile dieses bedeutenden Ländergebiets etwas sich ereignet, ohne daß die übrigen Theile den Einfluß davon mit empfinden, so fassen wir unter obigem Titel eine Reihe von Mittheilungen zusammen.

Abdel-Kaders Plane.

Die Fehler der französischen Regierung in Afrika, der Mangel an Ueberlegung und die hochmüthige Nichtachtung des Fremden fangen an ihre Früchte immer reichlicher zu tragen. Die Kanonen von Constantine sind verstummt, das Siegesgeschrei verhallt, und man fängt an einzusehen, daß man mit der Vernichtung Achmed Bey's eine große Thorheit beging. Wir haben im vorigen Jahre unter der Ueberschrift Constantine (S. Nr. 224 bis 232) eine übersichtliche Geschichte der Franzosen in Nordafrika gegeben, und indem wir auf diese verweisen, führen wir daraus nachfolgende Stelle an: „Sollte es in Folge einer Niederlage Achmed Bey's Abdel-Kadern gelingen, auch in der östlichen Provinz seine Herrschaft auszubreiten, dann dürfen die Franzosen sich gefaßt machen, in Kürze sich auf Algier, Oran, Bona und Budschia beschränkt und ein neues arabisches Reich sich erheben zu sehen." Diese Stelle kann uns als Text dienen, und am Commentar läßt es Abdel-Kader nicht fehlen.

Auf was stützt sich die französische Herrschaft in Afrika? Auf die französische Armee und somit auf die Gewalt, und auf diese allein. Man ging von der ganz falschen Idee aus, alle Bewohner des algierischen Staats würden den Franzosen aus Dankbarkeit zufallen, weil man sie von der Tyrannei des Dey's befreite, und zeigte dadurch, daß man die Natur der türkischen Herrschaft gar nicht verstehe. Die arabischen Stämme behielten unter derselben ihre ganze Unabhängigkeit und zahlten nur einen Tribut. Als die Franzosen Algier erobert hatten, versammelten sich die arabischen Scheiths in Belida, um zu berathen, was zu thun sey. Man hielt diese Versammlung für feindlich und zog mit Heeresmacht gegen sie, statt daß man wahrscheinlich recht leicht mit ihr hätte unterhandeln können. Von dieser Zeit an war die Feindschaft der Araber entschieden, und auf der andern Seite geschah durchaus nicht, um die Freundschaft der Türken und Kuluglis zu gewinnen, die, des Herrschens gewohnt, die Kraft und das Geschick besaßen, eine Herrschaft über die umwohnenden Stämme auszuüben. So stieß man den fremden eingedrungenen Herrscherstamm, und die eingebornen, vorher unterworfenen Stämme zurück, um allein dazustehen, und den Feindseligkeiten beider ausgesetzt zu seyn. Die Türken und Kuluglis waren freilich nicht sehr zu fürchten; so wie ihnen durch die Franzosen die Herrschaft entrissen war, war auch ihre Macht dahin, die hauptsächlich nur auf den Truppen des Dey's beruhte.

Die Feindschaft der Araberstämme gegen die Türken und Kuluglis zeigte sich bald auf mehrern Punkten, namentlich in Tlemsen, das Abdel-Kader belagerte, ehe die Franzosen daran dachten, es zu besetzen, und als sie es endlich aus Feindschaft gegen Abdel-Kader wegnahmen, behandelten sie Türken und Kuluglis so feindselig, ja noch feindseliger als Abdel-Kadern. Mit Einem Wort, den vorher regierenden Stamm haben die Franzosen verjagt und gedemüthigt, was nicht so schwer war, da er keine tiefern Wurzeln im Lande hatte, die vorher unterworfenen Stämme haben sie gegen sich aufgebracht, so daß sie der ganzen Bevölkerung als Fremde und Ungläubige gegenüber stehen. Ein Schreiben aus Oran im Journal des Debats vom 17 Nov. 1837 rügt diese Thorheit mit starken Farben, und in noch stärkern die zweite, sich der verachteten Juden als Unterhändler und Geschäftsführer zu bedienen. Auf den Dank für die Wohlthaten der Civilisation, welche die Franzosen den Eingebornen zu bringen gedenken, und wovon so viel Redens ist, dürfen sie am allerwenigsten rechnen.

Während die Franzosen nur damit beschäftigt waren Constantine zu nehmen und die erlittene Scharte auszuwetzen, benützte Abdel-Kader die ihm gewährte Zeit vortrefflich, und die Franzosen scheinen gar nicht geahnt zu haben, daß sie durch die Vernichtung Achmeds nur ihm in die Hände arbeiteten. Zwischen diesen beiden war keine Verbindung möglich: Achmed ver-

achtete in Abdel-Kadern den Araber, und Abdel-Kader haßte in ihm den Repräsentanten der türkischen Herrschaft und seinen Rivalen. Frankreich hätte sich des letztern vortrefflich bedienen können, als Gegengewicht gegen die nationale Macht des Emirs: es zog vor Achmed zu demüthigen und so gewiß zwei Feinde zu haben. Achmed ist aller Wahrscheinlichkeit nach verloren, denn gegen die Franzosen und Abdel-Kadern, der sich mit der „Schlange der Wüste," dem bekannten Farhad ben Said, verbinden wird, kann er sich bei allem seinem Muthe unmöglich halten. Farhad ben Said, Scheikh mehrerer Stämme in der Wüste, südlich von Constantine, war von Achmed vor 1830, wie es scheint, mit dem Commando sämmtlicher Araberstämme im Süden beauftragt gewesen. Als nach Eroberung Algiers Achmed für sich selbst zu fürchten begann, entzog er Farhad dieses Commando, und ernannte dazu seinen Schwiegervater, Ben Gana, um der Stämme im Süden sicherer zu seyn. Farhad aber, selbst ein mächtiger Scheikh, trat seitdem feindlich gegen Achmed auf, knüpfte Verbindungen mit den Franzosen an, und machte seinem ehemaligen Oberherrn viel zu schaffen. Auch dieß ist eine arabische Empörung gegen die türkische Herrschaft, und wesentlich dasselbe, wie die Feindseligkeit Abdel-Kaders gegen die Türken und Kuluglis von Tlemsen, nur mit dem Unterschied, daß im Westen, in der Provinz Oran, die Türken und Kuluglis bei weitem die Schwächern, im Osten dagegen, in Constantine, bis zur Eroberung der Stadt durch die Franzosen die Stärkern waren. Wer wird nun von der Eroberung Constantine's Vortheil ziehen, die Franzosen oder Abdel-Kader? das ist die Frage.

Die Zeit, so kurz sie auch ist, liegt schon lange hinter uns, wo Abdel-Kader ein unbedeutender Araberhäuptling war; es sind noch nicht anderthalb Jahre verflossen, seit er sich auf die Provinz Oran beschränken mußte, und die französischen Gouverneure ihm ihr Veto entgegenriefen, so oft er diese Gränze, angeblich als Friedensstifter, überschreiten wollte. Seine neue Macht und Stellung datirt sich erst von dem Tractat an der Tafna her, wo ihm General Bugeaud, aus welchen Gründen wollen wir hier nicht untersuchen, seinen sehnlichsten Wunsch erfüllte, und ihn zum Herrn der mittlern Provinz, der von Titteri, machte, so daß nun sein Gebiet mit dem Achmeds zusammengränzte. Die Provinz Oran besaß er diesem Vertrag zufolge ganz, mit Ausnahme von Oran, Mostaganem, Mafafran und Arzew, von der mittlern Provinz besaß er Alles, außer der Hauptstadt Algier, der Ebene Metitschad und dem Sahel. Das Gebiet der Franzosen schloß demnach mit der ersten Atlaskette, kaum 14 Lieues von der Seeküste, und noch dazu war Belida, die Gränzstadt der französischen Besitzungen am Atlas, nicht besetzt. Die Franzosen waren zu sehr mit Constantine beschäftigt, als daß sie hätten auf Abdel-Kadern ein wachsames Auge haben können; dieser aber hatte zuerst sich seiner innern Feinde entledigt, — einiger durch Gift, wie die französischen Zeitungen wissen wollen, — und machte sich nun daran, seine Herrschaft auszudehnen. Er hat allmählich sämmtliche Stämme im Beylik Titteri zur Bezahlung des Aschur, d. h. des Zehntens, und somit zur Anerkennung seiner Oberherrschaft genöthigt; übereinstimmende Nachrichten sprechen von mancherlei Bewegungen unter den Stämmen des Beylik Constantine, welche man durch die Forderung Abdel-Kaders, seine Herrschaft anzuerkennen, veranlaßt glaubt. Noch scheint er die Gränze seines Gebiets nicht überschritten zu haben, doch ist seine Stellung nach den neuesten Nachrichten, namentlich nach dem Bericht, den Hr. Verbrugger von seiner mit dem amerikanischen Consul Garavini zu ihm gemachten Reise abstattete, so drohend, daß der Generalgouverneur bereits Truppen an die Gränze beorderte, und diejenigen Corps, welche noch von der Expedition nach Constantine her, in jener Provinz standen, zurückberief, in der Voraussicht, daß er ihrer bald bedürfen werde. Wenn Abdel-Kader auch noch nicht wagt, das ihm durch den Vertrag von der Tafna angewiesene Gebiet mit bewaffneter Hand zu überschreiten, so hat er einen für die Franzosen viel gefährlichern Schritt gethan, und die Stämme des Sahel und der Metitschad als Marabut und Haupt ihres Glaubens aufgefordert, das Land, wo die Ungläubigen herrschen, zu verlassen, und sie im Weigerungsfalle mit seinem Fluch und seiner Rache bedroht, so daß bereits eine Menge arabischer Ansiedler fortgezogen seyn sollen, und wie ein Correspondent sagt, bald nur noch die Bettler und die zur Arbeit, wie zum Kriege Unfähigen übrig seyn werden.

(Schluß folgt.)

Ausflüge in den Abruzzen.

Der Voltorno. — Römische Ueberreste. — Piedimonte. — Der See Matise. — Capua. — Teano. — St. Germano.

(Schluß.)

Der Weg nach San Germano läuft durch ein ziemlich weites, wohl bewaldetes Thal, nach einer kleinen benachbarten Stadt Bosco di Presenzano genannt und ziemlich übel berufen, als der gelegentliche Sammelplatz von Banditen, für welche die ziemlich öde, unbebaute Gegend wie gemacht scheint. Zwar fehlt es nicht an Wohnungen und Dörfern auf den benachbarten Bergen, namentlich zur Linken, wo Marzano und Toro zwischen den schönen Bergen vorsehen, aber ganz nahe am Wege findet sich selbst in der Ebene nichts als einige trübselige Wirthshäuser in ziemlicher Entfernung von einander. So geht es den fünfzehn Stunden langen Weg fort zwischen Capua und San Germano, denn die Trümmer von Calvi können nicht als eine Ausnahme gelten, und das Dorf Mignano, das einzige, wohin der Reisende in dieser Wildniß gelangen kann, ist so traurig und öde, daß es das Gefühl der Einsamkeit, das den Wanderer überwältigt, nur vermehren kann; die elenden Hütten, aus denen es besteht, so wie die Ruinen von weitläufigen Befestigungen und zerstörten Thürmen, die dazwischen hin zerstreut sind, sehen aus, als wären sie vom Rauche geschwärzt. Die Bergkette zur Rechten ist höher, und die Wälder sind dort ausgerodet, um Olivenpflanzungen Platz zu machen, welche zu gedeihen scheinen. Hier liegen auch die großen Dörfer S. Pietro-in-Fine und Cervaro, zu denen gute Fahrstraßen führen.

Das Kloster Monte Cassino zeigt sich erst, wenn der Weg gerader wird, und das Thal sich erweitert, wo diese stattliche

Maſſe, welche den höchſten Gipfel des die Ebene ſchließenden Berges krönt, einen impoſanten Eindruck macht. Kommt man näher heran, ſo erblickt man die Stadt San Germano zu ſeinen Füßen. Mehrere kleine Bäche durchſtrömen die Ebene und ergießen ſich in den Rapido, den man beim Eintritt in die Stadt überſchreitet, und der durch mehrere, am Monte Caſſino entſpringende Quellen verſtärkt wird. Ein höherer Bergrücken, Le Mainarde genannt, ſtreicht rechts von dem Kloſter, und jenſeits desſelben erhebt ſich ein noch höherer Pic, der Monte Cairo. Als ich zum erſtenmal im Monat Junius 1826 dieſe Gegenden beſuchte, verwandelte ein Schneeſturm in wenigen Minuten ſeine ſchwarze, undeutliche Oberfläche in ein blendendes Weiß, was eine ganz eigenthümliche Wirkung machte.

San Germano reicht eine ziemliche Strecke am Monte Caſſino hinauf, und die obern Theile ſind gleich allen andern Städten in ähnlichen Lagen für Wagen unzugänglich. Die Häuſer im unterſten Theile ſind die beſten, und hiezu iſt namentlich das Hoſpice, welches dem Kloſter gehört, und einen ſchönen Garten am Fluſſe hat, zu rechnen. Hier wohnen diejenigen Kloſterbrüder, deren Geſundheit eine mildere Temperatur fordert, und der Abt faſt immer. Ein Gürtel von Eichenwäldern dehnt ſich auf beiden Seiten der Stadt aus, längs dem Fuße des Bergs, an welchem Villas, Klöſter und Pachthäuſer über die Ebenen hin liegen. Unter dieſen ſpringen zahlreiche Quellen des reinſten Waſſers aus dem Felſen hervor, dienen zur Bewäſſerung der Gärten, und fallen endlich in den Rapido. Eine ſchöne Ruine von einem Feudalſchloſſe ſteht über der Stadt, und wird ſelbſt überragt von dem ehrwürdigen Bau des Kloſters.

Trotz aller dieſer Vortheile und eines entſprechenden Maaßes von Fleiß und Wohlhabenheit, ja Ueberfluß, gilt San Germano doch bei allen Fremden und bei vielen ſeiner eigenen Einwohner als ein Aufenthaltsort, der wegen der ungeſunden Atmoſphäre nicht zu allen Jahreszeiten angenehm iſt; der Grund der Ungeſundheit ſcheint indeß mehr in übermäßiger Feuchtigkeit, als in eigentlicher Malaria zu liegen. Die zahlreichen Bäche und Flüßchen erzeugen Abends ſchwere Nebel, welche die ganze Nacht hindurch liegen bleiben, und am andern Morgen ſelten eher weichen, als bis die Sonne über den Monte Caſſino emporſteigt, was nicht ſehr früh geſchieht, ſo daß Silius Italicus nicht Unrecht hatte, von nebulosi rura Casini zu ſprechen.

Von der alten Stadt des Volsker, welche dieſen Namen führte, ſind noch bedeutende und intereſſante Ueberreſte vorhanden. Ein Theil davon, unter dem Namen Forum Caſini aufgeführt, ſteht innerhalb der neuern Stadt, an einer Stelle, die man wegen der zahlreichen daſelbſt aufgefundenen Säulen als die des Forums und der Baſilika betrachtet; unter den Ueberreſten findet ſich ein koloſſales ſteinernes Gefäß, auf welchem ein dem Hercules dargebrachtes Opfer eingegraben iſt, und man hat darum dieſen für eine der Schutzgottheiten des Orts gehalten. Die bemerkenswertheſten Gegenſtände dieſer Art finden ſich aber außerhalb der Thore, rechts von der Straße nach Sora, am untern Bergabhang, wo das Amphitheater iſt, deſſen ganzer Umfang noch ſteht, obwohl die innern Sitze zerſtört ſind; es hatte ſechs gewölbte Eingänge aus großen viereckigen Steinblöcken, von denen die meiſten noch die alte Stelle einnehmen. Die Mauern ſind mit opus reticulatum bedeckt. Dieſes Gebäude ſowohl als ein Tempel war von Ummidia Quadratilla erbaut, welche in den Briefen des jüngern Plinius als eine reiche Matrone in dieſer Stadt erwähnt wird, die an dramatiſchen Darſtellungen und Pantomimen ein großes Gefallen fand. Die Inſchrift, welche dieß beſtätigt, wird im Muſeum des Kloſters aufbewahrt, und die Säulen, die zu dem Tempel gehört haben ſollen, ſind in einem ſeiner Vierecke zu ſehen. Ein wenig oberhalb ſind die ſehr undeutlichen Spuren eines Theaters und einiger andern Bauten; das Merkwürdigſte und Wohlerhaltenſte aber iſt ein Bau, den man ſeiner Form und Stellung nach für ein Grabmal hält, und der jetzt in eine Capelle umgewandelt iſt. Er beſteht innerlich aus einer runden Kammer von ſehr mäßiger Größe, mit einem Bogen oder Niſche auf jeder der vier Seiten, von denen einer der gegenwärtige Eingang iſt; der Bau iſt ausnehmend feſt, da er aus ungeheuren Blöcken von Travertin beſteht, die ohne Cäment ſehr eng zuſammengefügt ſind. Das obere Gewölbe beſteht aus demſelben Material, das auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe zugehauen und eingereiht iſt, ſo daß es eine Kuppel bildet, ähnlich der des Windthurms zu Athen, dem es in kleinerem Maaßſtab einigermaßen gleicht. Es erhält eine ſehr ungenügende Menge Licht durch vier horizontale Oeffnungen über den Bögen, von denen drei durch den Berg, an den der Bau angelehnt iſt, umgeben und bedeckt ſind, ſo daß nur die vierte von außen zugänglich bleibt, und dieſe iſt, ſo zu ſagen, maskirt durch eine im ſchlechteſten Geſchmack angebrachte Vorhalle, ſo daß man das Ganze von außen für durchaus nichts Anderes als eine gewöhnliche Votivcapelle halten kann.

Caſinum war eine Stadt der Volsker, von keiner großen Bedeutung oder Berühmtheit weder unter ihrer, noch unter der römiſchen Herrſchaft, wo es von Hannibals Truppen zwei Tage lang auf ihrem Weg von Capua nach Rom geplündert und verheert wurde.

Wenn die unmittelbare Nachbarſchaft von San Germano für den Freund claſſiſchen Alterthums ſo viel Anziehendes hat, ſo kann der Forſcher des Mittelalters nicht minder ſeine Neugierde befriedigen bei einem Beſuch in dem ehrwürdigen Kloſter, das ſelbſt in unſern Tagen durch Gelehrſamkeit und Frömmigkeit einen hohen Ruhm erlangt hat, und von dem man ohne Uebertreibung ſagen kann, daß es, unter welchem Geſichtspunkt man es auch betrachte, den erſten Rang unter allen religiöſen Inſtituten behauptet. Der Weg, der von der Stadt hinaufführt, wurde in den blühendſten Zeiten des Kloſters mit großer Sorgfalt angelegt, und führt in einem Zickzack mit ſo ſchwachem Anſteigen empor, daß man zu jener Zeit mit Wagen hinauffahren konnte; aber die Vernachläſſigung ſeit ſo vielen Jahren hat die Straße allmählich in einen Bergpfad umgewandelt, der indeß weder langweilig, noch ſchwierig zu begehen iſt, indem der ganze Weg trotz der vielen Abweichungen nur eine ſchwache Stunde beträgt. Einige gute moderne Villa's unter Baumgruppen verſteckt, zieren den Fuß des Berges gerade über der Stadt, aber der Boden iſt im Allgemeinen dürr und felſig.

Nahe am Gipfel finden sich am Wege mehrere gewölbte Gebäude theils zur Verehrung irgend eines Heiligen, theils zur Unterkunft für Wanderer bei den plötzlichen furchtbaren Stürmen, die diesen Gegenden eigenthümlich sind, und wahrscheinlich ihren Grund mehr in atmosphärischen Einflüssen als in der hohen Lage haben. Die Nützlichkeit dieser Zufluchtsorte fühlte ich recht deutlich beim Hinabsteigen aus dem Kloster, wo im Zeitraum von wenigen Minuten eine über alle Beschreibung gehende Veränderung im Wetter und in der Temperatur eintrat. Eine Masse dunkler Wolken, die von dem Gipfel des Berges herabzurollen schienen, hemmte plötzlich den Sonnenschein, und hüllte mich und meine Gefährten in einen Wirbel von Schnee, Hagel und Blitzen, von denen einer den Stamm eines Baumes in so geringer Entfernung traf, daß er uns allen eine starke und keineswegs angenehme elektrische Erschütterung mittheilte.

Die Architektur des Klosters ist nicht regelmäßig; auch kann man nicht sagen, daß es gerade den Stempel einer mönchischen Behausung trage, aber die Größe und Einfachheit des Ganzen geben ihm nichtsdestoweniger ein sehr würdevolles und imponirendes Aussehen. So prächtig es indeß dem Fremden immer noch erscheint, so ist es doch von seiner frühern Größe und Pracht, wo der Abt der erste Baron des Reichs war, und nie anders als sechsspännig ausfuhr, sehr herabgekommen. Die Länderbewilligungen und feudalen Vorrechte, die es zu einem kleinen Fürstenthum machten, wurden von den Franzosen aufgehoben, der Orden selbst aber respectirt. König Ferdinand gab ihm nach seiner Rückkehr aus Sicilien einen Theil seiner alten Besitzungen zurück, und setzte es auf einen angemessenen Fuß, immer noch aber ist das Einkommen von mehr als 100,000 Ducati auf 24,000 vermindert, und die Zahl der Mönche von fünfzig auf fünfzehn, nebst andern Reductionen im Verhältniß, so daß die strengste Oekonomie beobachtet werden muß, wenn sämmtliche Anstalten unterhalten werden sollen, namentlich das Seminar bei dem Bisthum San Germano, dessen Bischof der Abt während seiner auf sechs Jahre beschränkten geistlichen Herrschaft ist. Nach Verfluß dieser Zeit tritt er wieder in die Classe der Mönche, und genießt bloß noch das Privilegium das Kreuz zu tragen, so wie den Vortritt bei großen religiösen Ceremonien.

Rechtspflege in Frankreich.

Beiträge zur Sittengeschichte.

Meuchelmord, vorbereitet durch Vergiftung.

So häufig und gewöhnlich scheinen im Departement der Oise Vergiftungen und meuchlerischer Todtschlag geworden zu seyn, daß fast keine Sitzung des Assisenhofes zu Beauvais vorbeigeht, ohne daß nicht eine oder mehrere Anklagen wegen solcher Verbrechen vor die Schranken kämen; wenigstens hat die letzte Hälfte des vorigen Jahres zehn Fälle der Art daselbst zur richterlichen Entscheidung gebracht, und damit die sonst so unersättliche Begierde des Publicums nach aufregenden Eindrücken bedeutend abgestumpft, so daß die Sitzungen vom 15 bis 20 December dazu gehörten, sie neu aufzustacheln, denn es kam nichts Geringeres vor, als: ein Giftmord, der nur deßhalb an einem alten Manne verübt worden, um den Verbrechern die Tödtung seines Sohnes zu erleichtern, — die Aussage eines Angeklagten, der Vater, Mutter und Schwester der doppelten Unthat beschuldigte — der seltene Umstand, daß das Verbrechen sechs Jahre lang straflos geblieben, bis endlich die Zeit, die alle Geheimnisse schlecht zu bewahren pflegt, auch diese Blutschuld enthüllte.

Der Zudrang der Menge zu der Sitzung ist außerordentlich; wer im Saale keinen Platz mehr erobern kann, pflanzt sich unter die Fenster, vor die Thüre, der feuchten Winterkälte Trotz bietend, um der Neugierde zu genügen. Die Angeklagten sind: Josephine Maréchal, Wittwe und Schwiegertochter der beiden Opfer, sammt ihrer Mutter, einer alten Frau, deren hohe, kräftige Gestalt und ausdrucksvolle Gesichtsbildung alsbald in die Augen fallen; Simon Maréchal, Vater und Gatte dieser zwei, ein Greis, der das Gepräge gutmüthiger Beschränktheit trägt, und sein Sohn, Napoleon Maréchal, ein junger Mann in der Blüthe der Jahre, von sanftem, friedlichem Aussehen, und von einer Ruhe der Haltung, welche grell gegen das leidenschaftliche Betragen der Mutter und Schwester absticht.

Am 18 April 1851 war zu Salency nach kurzer Krankheit Bernard Cavé, ehemaliger Adjunct, gestorben; seitdem waren kaum sechs Wochen verstrichen, als der Sohn desselben, Michel Cavé, in der Nacht vom 29 zum 30 Mai ein sonderbares Ende fand: er lag Morgens im Stalle bei seinen zwei Pferden mit zerschmettertem Schädel. Das Protocoll der Gendarmerie schrieb das Unglück einem Zufall zu, und der Todte ward begraben. Die öffentliche Meinung indessen glaubte an ein Verbrechen, und nannte als den Mörder Michels Schwager, Napoleon Maréchal, der zu Grandrue wohnte. Der Argwohn gründete sich auf die Art der Verwundungen und die örtlichen Umstände; dabei hieß es, N. Maréchal habe sich öfters vernehmen lassen, er wolle seine Schwester von dem rohen Quälgeiste befreien, — man habe ihn in den vorhergegangenen Nächten in Cavé's Stallung gesehen, — man habe am Morgen des 30 Mai auf dem nassen Boden deutlich die Spur seiner Sohlen wahrgenommen, von Grandrue nach Salency und zurück. Im Anfange des Jahres 1832 ward N. Maréchal von einem Wahnsinne befallen, welcher 5 Wochen dauerte, und dieser Umstand gab dem Verdacht um so mehr neue Nahrung, als der Kranke immerfort von Gendarmen phantasirte, wobei er auch, zum Schrecken der Zeugen, seine Mutter des Mordes bezüchtigte; im Jahre 1835 verheirathete er sich, und hatte darauf einige neue, aber nur vorübergehende Anfälle von Irrsinn, in denen er jedesmal einen stets zunehmenden Abscheu vor seinen Eltern bewies, der für widernatürlich galt. — Oft schon hatte N. Maréchal in den stets wiederkehrenden Streitigkeiten mit Vater und Mutter dieser letzteren Michels Ermordung vorgeworfen, und nicht unterlassen, seine Schwester der Mitschuld zu zeihen, bis endlich im Beginne des Jahres 1837 diese Beschuldigungen einen ernsteren Charakter annahmen, und eine neue sich ihnen gesellte: daß die zwei Weiber nämlich nicht nur den Michel todtgeschlagen, sondern auch vorher den Vater Cavé vergiftet hätten. (Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 10** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Lerminier über La Mennais' Buch des Volkes. — Ueber die böhmische Literatur.** (Forts.)

Im Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden, es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 35.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

4 Februar 1838.

Ausflüge in den Abruzzen.

Sperlonga. — Aquino. — Iſola. — Sora. — Der See Fucino. — Avezzano. — Celano. — Aquila.

Drei bis vier Stunden von Gaeta iſt das kleine Fiſcherſtädtchen Sperlonga, wohin ich den Weg zu Waſſer nahm; die Küſte, obwohl nicht flach, bietet nichts Bemerkenswerthes dar, nachdem man die ungeheuren, ſenkrechten Felſen geſehen hat, welche Gaeta von der Seeſeite einſchließen. Sperlonga hieß ehemals Speluncä von den zahlreichen natürlichen Höhlen in der Nähe. Eine derſelben verdient Bemerkung, da ſie von Tacitus und Suetonius erwähnt wird, welche einen Vorfall erzählen, der daſelbſt beinahe dem Kaiſer Tiber das Leben gekoſtet hätte. Dieſer gab ein Feſt in einer derſelben, und während des Gaſtmahls fielen mehrere große Steine von dem Gewölb herab und beſchädigten mehrere der Gäſte, Sejanus aber ſtreckte die Arme über ſeinen Herrn aus, und ſchützte dieſen vor der drohenden Gefahr, was vermuthlich den Grund zu ſeiner ſpätern lange andauernden Gunſt legte.

Die Höhle bietet jetzt noch Ueberreſte von Sitzen und Verzierungen in Stucco am Eingang dar; der Weg, der vom Dorfe aus hinführt, und längs dem Meere etwa eine Viertelſtunde lang iſt, zeigt ebenfalls noch römiſche Ueberreſte, welche die Richtung der Via Flacca von Terracina nach Gaeta andeuten.

Mein Ausflug von San Germano nach Gaeta war im Grunde durch nichts belohnt, als durch die herrliche Ausſicht auf den Golf bei dieſer Stadt, welche in jeder Hinſicht die Ausſicht auf die Bai von Neapel übertrifft. Der Weg, wenn man das ſteinigte Bett eines Waldſtroms ſo nennen kann, iſt beſchwerlich und unangenehm, indeß der einzige, der von dem Innern der Provinz nach der See führt, und den Landeigenthümern Gelegenheit verſchafft, ihre Producte, die hauptſächlich in Korn beſtehen, abzuſetzen. Die Entfernung beträgt in gerader Richtung nur vier oder fünf Stunden, ich brachte aber drei Tage auf der Reiſe zu, woraus man ſich einen Begriff von dem Wege machen kann. Eine viel natürlichere Verbindung bietet der Lauf des Garigliano dar, der in hinreichender Tiefe durch eben dieſe kornreichen Diſtricte führt, aber oberhalb der Brücke, welche ſich bei dem alten Minturnä findet, wurden niemals Boote gebaut, die einen ſichern und bequemen Transport geſtatteten; die einzigen gebräuchlichen Fahrzeuge ſind flachbodige Nachen, Sandali genannt, die aber ſo ungeſchickt und ſchwach gebaut ſind, daß die Landleute, welche ſich ihrer bedienen wollten, bald fanden, daß die Gefahr und die Koſten alle Nachtheile und Verzögerungen der Landfracht überboten.

Ich kehrte nach San Germano zurück, um von da längs der Ebene des Liris nach Sora zu gehen. Das Land iſt hier gut gebaut: Weizen wächst unter ſchönen Eichen, die ſo reichlich in dieſer ganzen Gegend umher zerſtreut ſind, daß man ſie als einen der eigenthümlichen Züge der flachern Striche in der Terra di Lavoro betrachten kann; nur näher an der Hauptſtadt fehlen die Eichen, vermuthlich weil man aus einem gemiſchtern Anbau des Bodens mehr Vortheil zog und ſie deßhalb ausrodete. Auf dieſe mit Eichen bewachſenen Striche folgen Weinreben, an beſchnittenen Fruchtbäumen hingezogen, wie im Thale von Foligno, dem dieſer Diſtrict ungemein gleicht. Die Berge zur Rechten ſind kahl am Gipfel, aber am Fuße wohl bewaldet, und nicht ſpärlich mit Dörfern und kleinen Städten verſehen. Die Dörfer links von der Straße ſind wegen Bäumen oder wegen tiefer Lage nicht ſichtbar. Bald ſtößt man auf dieſem Wege auf eine alte verfallene Kirche, Santa Maria della Libera genannt, im Gebiete von Aquinum, einer bedeutenden Stadt unter den Volskern, wie unter den Römern.

Aquinum war der Geburtsort Juvenals und des kurz regierenden Kaiſers Peſcennius Niger, und wurde in der chriſtlichen Zeit nicht minder berühmt als Geburtsort des heiligen Thomas, welcher der Sohn eines der Grafen des Orts war, durch ſeine Gelehrſamkeit und Frömmigkeit den Namen Doctor Angelicus erhielt, und den Ruhm des heiligſten Gelehrten und des gelehrteſten Heiligen davon trug. Die Kirche, deren äußere Mauern und Thürme allein noch ſtehen, iſt augenſcheinlich von Normannen erbaut. Die Strebepfeiler, Vorhallen und ausgehauenen Fenſter, die ſie noch jetzt zieren, und mit nicht gewöhnlicher Kunſt ausgeführt ſind, geben ihr ein ſehr maleriſches Anſehen; noch mehr der Beachtung werth wird ſie aber durch den Umſtand, daß ſie genau die Stelle und die Größe

eines ehemaligen Herculestempels zeigt; dieß geht aus einer Inſchrift ſowohl als aus dem untern Mauerwerk hervor, das den neuern Mauern zur Grundlage dient, und noch die urſprüngliche Form und Lage hat. Weiter oben ſind die offenbar aus alten Gebäuden genommenen Steine weniger regelmäßig zuſammengefügt, und zeigen, wie gewöhnlich, hie und da lateiniſche Inſchriften, zum Theil verkehrt. Neuerliche Nachgrabungen haben eine doriſche Säule zu Tage gefördert, die wahrſcheinlich am Porticus ſtand, und am andern Ende führt eine lange Treppe abwärts, die wahrſcheinlich eben ſo alt iſt, als das breite Marmorpflaſter vor dem Thor der Kirche, das gleichfalls zum Tempel gehört haben muß.

In einem benachbarten Garten ſteht ein anderer, nicht minder bemerkenswerther und viel beſſer erhaltener Ueberreſt des Alterthums. Dieß iſt ein Bogen oder Thorweg von nicht ſehr bedeutender Größe, aber ausgezeichneter Eleganz in Plan und Ausführung. Ein Bach iſt jetzt gerade darunter durchgeleitet, und hindert die Unterſuchung des Innern, während die üppige Vegetation an ſeinen Ufern eine Höhe und Dichtigkeit erlangt hat, die eine genaue Schätzung der Verhältniſſe hindern. Dieſer Bach, den Strabo irrig für die Melſa nahm, und der bei den Eingebornen Songie oder Sogne heißt, fließt, nachdem er eine Mühle getrieben, unter einer ſchönen römiſchen Brücke von Einem Bogen durch, auf welcher das Pflaſter der Via Latina mit einem erhöhten Fußweg auf beiden Seiten in gerader Richtung eine gute Strecke weit fortführt bis zu einem Thore von grandioſem, aber einfachem Bau, das vermuthlich den Haupteingang in die Stadt Aquinum bildete. Eine Mauer von großen, regelmäßig gelegten Blöcken beginnt an dieſem Thore, und iſt eine Viertelſtunde weit ſichtbar. Außerhalb der Stadt liegen rechts die Ruinen eines Circus und eines Theaters, beide ziemlich verfallen, obwohl das letztere ganz aus Travertin gebaut iſt. Noch weiter hinaus liegen vier Bauten, von denen zwei einſt Tempel waren, wahrſcheinlich der Ceres Helvina und Diana geweiht, die beiden andern dagegen Grabmonumente.

(Fortſetzung folgt.)

Die Barbareskenſtaaten.

Abdel-Kaders Plane.

(Schluß.)

Man wird wohl kaum die Richtigkeit des Satzes bezweifeln, daß die Macht Frankreichs in Afrika gerade nur ſo weit reicht, als die Furcht vor ſeinen Waffen. Die Mauren in den Städten haben ſich, wenn auch murrend, doch ohne Widerſtand unterworfen, von dem Landvolk ſind kaum einige ſchwache Stämme in der Nähe Algiers für die Franzoſen gewonnen. Die Erfolge ihrer Waffen haben, die Eroberung Conſtantine's ausgenommen, nichts Imponirendes gehabt, nichts, was die Einbildungskraft und die Furcht der eingebornen Stämme feſſelte, und nun fragen wir, wem wird die Erbſchaft Achmeds Bey's zufallen, den Franzoſen, die ein Paar Tauſend Mann in Conſtantine haben, aus dem ſie ſich kaum heraustrauen, oder Abdel-Kadern, der als der Sieger über die Franzoſen an der Makta, als der Bezwinger aller widerſtrebenden Stämme und als das Haupt ihres Glaubens auftritt? Die Antwort kann nicht zweifelhaft ſeyn. Alle Umſtände, die bis jetzt zu unſrer Kenntniß gelangt ſind, wohl erwogen, ſcheint Abdel-Kader entſchloſſen, mit den Franzoſen zu brechen, wenn ſie ihn in Ausdehnung ſeiner Eroberungen hindern wollen. Da der Kampf mit ihm früher oder ſpäter unvermeidlich iſt, ſo wird man ihn wohl bald beginnen, und die neueſten Nachrichten laſſen vermuthen, daß einer der erſten Punkte, die man beſetzen will, Beliba ſeyn wird, das ſchon ſo oft von den Franzoſen beſetzt, und immer wieder verlaſſen wurde, denn von den benachbarten Bergen kann man faſt in die Straßen der Stadt hineinſchießen, und ſo lange die in dieſen Bergen hauſenden Kabylen nicht bezwungen ſind, iſt auch in der That dieſe Beſetzung unnütz.

Abdel-Kader hat im Laufe der letzten ſechs Jahre viele Erfahrungen gemacht, und mußte einſehen, daß er gegen die Franzoſen in offenem Felde nichts vermag, und daß er ihnen mit Waffengewalt keine Stadt entreißen wird, die ſie vertheidigen wollen. Dieſe Erfahrung ſcheint er zu benützen, er macht keinen Einfall in das von den Franzoſen beſetzte Gebiet, aber was er thut, iſt hinreichend, um ſie zu kriegeriſchen Maaßregeln zu nöthigen. Sollen dann wieder die Kriegszüge beginnen, wie ſie zu wiederholtenmalen nach Medeah, nach Maccara, nach Tlemſen, das der freigebige Bugeaud Abdel-Kadern ungefordert überließ, und einigen andern Orten im Innern unternommen wurden? Was der Erfolg davon war, iſt bekannt. Die Eingebornen wurden im offenen Kampfe zurückgeworfen, die Städte erobert und beſetzt, aber meiſt nach kurzer Zeit wieder aufgegeben, theils weil man ſchwache Garniſonen nicht ihrem Schickſal überlaſſen wollte, theils weil man keine ſtarken Beſatzungen abgeben konnte. Wir wiſſen aus Dureau de la Malle's Schilderung der Provinz Conſtantine, wie die Römer hier ſich behaupteten; ſie hielten Städte wie Bona (Hippo), Dſchidſchel (Igilgilis) und Budſchia (Saldä) beſetzt, hatten eine ſtarke Beſatzung in Cirta oder Conſtantine, Gheima (Calama) war eine Zwiſchenſtation mit einer Citadelle, und außerdem waren alle drei Stunden ungefähr kleine befeſtigte Poſten. Frankreich wird ſich wohl ſchwerlich zu einem ſo ausgedehnten Beſetzungsſyſtem entſchließen, und ein anderes kann nicht zum Ziele einer wirklichen Erwerbung dieſer oder einer andern Provinz führen. Sollte nicht vielleicht Abdel-Kader durch ſeine Unterhändler auch von dieſem Stand der Dinge unterrichtet ſeyn? Den Araberſtämmen jenſeits des Atlas werden die Franzoſen nie beikommen; ſie ſind und bleiben weſentlich Nomaden, ſie werden dem gewaltigen Stoß der franzöſiſchen Truppenmaſſen ausweichen, und wenn dieſe Truppenmaſſen abgezogen ſind, wieder ihre alten Wohnplätze einnehmen.

Ohne einheimiſchen Bundesgenoſſen, das möchte nun durch die ganze Erfahrung der franzöſiſchen Beſetzung Nordafrika's erwieſen ſeyn, werden die Franzoſen nie feſten Fuß im Innern faſſen, und den natürlichen Bundesgenoſſen, Achmed Bey, haben ſie ſelbſt vernichtet; jetzt ſteht kein Fürſt mehr da, der mit ihnen unterhandeln könnte, und ſie müſſen ſich an die einzelnen

Stämme wenden; hier aber wird ihnen Abdel-Kader den Rang ablaufen, und das einzige Mittel für die Franzoſen wäre noch, durch reichen Sold mehr und mehr die Berberſtämme, die allen Eroberern Afrika's um Sold dienten, für ſich zu gewinnen.

Einſichtsvolle Franzoſen haben dieſe Lage der Dinge recht wohl erkannt. Der erwähnte Correſpondent des Journal des Débats, wohl fühlend, daß es eine große Thorheit iſt, in Afrika allein durch die Gewalt franzöſiſcher Bajonnette ein Reich gründen zu wollen, gibt geradezu den Rath, die Türken und Euluglis zu bewaffnen. „Sie ſind, ſagt er, viel minder fanatiſch, haben weit mehr Bedürfniſſe als die Araber, und werden ſich unſern Intereſſen anſchließen, wenn wir nur ihren Stolz ſchonen. Auch die Neger werden ſich an uns halten, denn ohne Familie, ohne Vaterland, ſchließen ſie ſich denjenigen an, die ihnen Brod geben; man könnte aus dieſen Leuten Regimenter von Spahis und Zuaven bilden, und ein Syſtem von Militärcoloniſirung auf ſie anwenden.*) Die Disciplin wäre für ſie die beſte Lehrmeiſterin. Gewiß ſind die aus Eingebornen beſtehenden Corps die einzige nützliche Inſtitution, die bisher gegründet wurde.“ Hier ſpricht ſich unumwunden der Gedanke aus, die Fremdlinge in Stamm und Sprache gegen die Kinder des Landes zu verwenden, d. h. die im Lande vorhandenen Elemente zur Gründung der fremden Herrſchaft zu benützen.

Der Verfaſſer befand ſich in Oran, und ſcheint die Verhältniſſe der Provinz Conſtantine weniger gekannt zu haben. Hier bleibt nur übrig, ſich der Berbern zu bedienen, wie dieß einſt die Carthager thaten. Jeder Carthager ſprach neben dem Puniſchen das Berberiſche, der Verkehr mit dieſen Völkerſtämmen war innig, und die Macht der Carthager ſtand feſt, ſo lange ſie die Berberſtämme für ſich hatten; als Maſſiniſſa von ihnen abfiel, waren ſie verloren. Maſſiniſſa, der Gründer eines Berberreichs, war für die Carthager, was Abdel-Kader für die Franzoſen iſt. Sein Reich fiel erſt ein Jahrhundert ſpäter völlig in römiſche Gewalt, und zwar nach Anſtrengungen von Seite der Römer, zu denen die franzöſiſche Regierung ſich wohl ſchwerlich entſchließen möchte.

Wir ziehen noch einige Stellen aus jener oben angeführten Correſpondenz aus, die in mannichfacher Beziehung charakteriſtiſch iſt. „Wir haben ſtets nur einen ſehr kleinen Theil der Regentſchaft Algier wirklich durch Waffengewalt beſeſſen, und können uns darum, weil wir den Dey überwunden haben, nicht als ſeine geſetzlichen Erben betrachten, denn ſelbſt vor unſerer Eroberung war die Herrſchaft, welche der Dey über die Araber ausübte, nur eine Uſurpation, welcher mehrere Stämme ſich alljährlich widerſetzten. — Möchte Frankreich wohl einen Kreuzzug gegen die Araber im Namen der Civiliſation predigen, und ſie zwingen, unſere Geſetze anzunehmen? Die unvermeidlichen Folgen einer Vereinigung der ehemaligen Regentſchaft mit dem franzöſiſchen Gebiet, wenn dieſe Vereinigung nicht eine ganz unausführbare und faſt lächerliche Fiction wäre, müßten darin beſtehen, die aufſtrebende Nationalität der Araber im Keime zu vernichten, und unſere Colonien dadurch völlig nutzlos zu machen, denn mit Ausnahme der Städtebewohner und einiger unbedeutenden Stämme würde der größte Theil der Bevölkerung nach der Wüſte auswandern. Man müßte das Gebiet von Algier mit Juden und Abenteurern bevölkern, und auf den Anbau eines für uns neuen Landes beſchränkt, noch größere Opfer als bisher bringen.“ Erwägt man, wie Abdel-Kader die ſüdlichen Stämme bis hart an die Gränze des kleinen franzöſiſchen Gebiets, halb in Güte, halb mit Gewalt ſeiner Herrſchaft unterwirft, und die auf dem franzöſiſchen Gebiete ſelbſt hauſenden Araber durch ſeine geiſtliche Macht zur Auswanderung zu bewegen ſucht, ſo muß man geſtehen, daß in kurzer Zeit vielleicht dieß Gebiet außer den Mauren nur noch fremde Anbauer zählt.

In ſeiner geiſtlichen Macht liegt Abdel-Kaders Stärke, und die Schritte, welche er in dieſer Beziehung gethan hat, zeugen von dem weiten Umfang ſeiner Plane. Er hat das Kirchengebet, das ſonſt im ganzen Gebiet von Algier im Namen des Sultans, als des Haupts der Gläubigen und, wenn auch nur nominellen, Beherrſchers von Algier, geleſen wurde, in ſeinem eigenen Namen verkünden laſſen, d. h. er hat ſich vor den Augen der muhammedaniſchen Welt als unabhängigen Monarchen proclamirt, und jede auch nur formelle Verbindung mit dem Haupte der ſunnitiſchen oder rechtgläubigen Secte der Moslems zerriſſen. Dieß iſt ein ſo bedeutender, weit ausſehender Schritt, daß ein Mann, der längere Zeit ein wichtiges Amt in Algier verwaltete, in einem Artikel: de la politique des projets d'Abd-el-Kader*) geradezu behauptet, dieſer hege den Plan, nach und nach Marocco und Tunis ſeinem Scepter zu unterwerfen, bis er ſich endlich ſtark genug fühlen werde, die Franzoſen mit offenen Waffen zu bekämpfen. Bis dahin werde Frankreich zwiſchen einem langen, verderblichen und in ſeinem Ausgang ſehr ungewiſſen Kriege und einem Vertrage zu wählen haben, der ihm für eine Zeit lang den ruhigen Beſitz der Küſtenſtädte und gewiſſe Handelsvortheile ſichere. Man erſieht aus den Angaben der beiden Correſpondenten, des National und des Journal des Débats, daß ſie, obwohl von ſehr verſchiedenem Standpunkte ausgehend, doch auf daſſelbe Reſultat hinauskommen, daß nämlich nach Allem, was in den letzten Jahren geſchehen, und bei der höchſt ungünſtigen Stellung, in welche ſich Frankreich Abdel-Kadern gegenüber verſetzt hat, nur die Wahl übrig bleibt, alsbald einen Krieg auf Leben und Tod mit Abdel-Kadern zu beginnen, oder aber ſich ganz auf die Küſtenſtädte zu beſchränken. Die Wahl, die man treffen wird, kann kaum zweifelhaft ſeyn.

*) Dieß iſt bekanntlich in neuern Zeiten zum Theil durch Bugeaud geſchehen.

*) Siehe National vom 8 u. 12 Jan. 1839.

Chronik der Reiſen.

Nachricht von der Expedition zur Erforſchung der Nordweſtküſte Auſtraliens unter Commando der Lieutenants Grey und Luſhington.

Die geographiſche Geſellſchaft in London erhielt mehrere Briefe der genannten Herren, aus denen die engliſchen Blätter Nachſtehendes entlehnen. Dieſe Geſellſchaft verließ England im verfloſſenen Julius an Bord des königlichen Schiffes Beagle, landeten an den Kanari-

chen Inseln, wo die Officiere den Pik von Teneriffa bestiegen, und mehrere Höhlen dieser Insel besuchten. Von da fuhren sie nach Bahia in Brasilien, von wo sie mehrere nützliche Pflanzen mitnahmen, unter andern die südamerikanische Yamswurzel, welche sie nach dem Cap brachten, wo sie wegen der Unsicherheit der Kartoffelernten mit der Zeit der Colonie wichtige Vortheile verschaffen kann, namentlich in Versorgung der Wallfischfänger. Sie kamen am 21 September auf dem Cap an, befrachteten hier einen Schooner von 170 Tonnen, und nahmen einen Matrosen mit, der früher unter Capitän King die Aufnahme der australischen Küste mitgemacht hatte, und die Stellen, wo man Wasser einnehmen kann, recht wohl kannte. Hr. Grey schrieb unter dem 10 October: „Wir nehmen die nützlichsten Pflanzen der Tropengegenden Südamerika's nach Australien mit, unter andern Baumwollensamen, so wie eine Sammlung von Gärtnereien aus Teneriffa und vom Cap. Das Schiff, welches unsere Pferde aus der Insel Timor bringt, wird jeden Zoll Raum mit jungen Kokosnuß- und andern Fruchtbäumen jener Insel angefüllt haben; jedes nützliche Thier, das in den nördlichen Gegenden Australiens gedeihen kann, als Ziegen, Schafe, das Pferd aus Timor und dergleichen wird von uns eingeführt werden, und wenn wir sie irgend entbehren können, werden wir sie an geeigneten Orten loslassen. Ich muß gestehen, daß ich die lebhafteste Hoffnung hege, diese Expedition werde den Eingebornen Australiens die größten Vortheile bringen, ja wahrscheinlich ihre Sitten und Gewohnheiten gänzlich ändern, und allmählich sie in den Stand setzen, einen weit höhern Grad von Civilisation anzunehmen, als wozu sie sich bisher fähig gezeigt haben. Ich habe mein Möglichstes gethan, um meinen Gefährten eine lebhafte Theilnahme an dem Unternehmen einzuflößen, und ich glaube, es ist mir ziemlich gelungen."

Rechtspflege in Frankreich.

Beiträge zur Sittengeschichte.

Meuchelmord, vorbereitet durch Vergiftung.

(Fortsetzung.)

Am 7 Mai begab sich die Gendarmerie nach Grandrue, um N. Maréchal über diese Sachen zu befragen, und er erklärte: „Einige Tage vor des alten Cavé Tode hörte ich die Eltern meiner Schwester zureden, sich vor allen Dingen Bernards zu entledigen, da seine Klugheit zu fürchten sey, wenn man den Michel vor ihm ermorden wolle; hierauf kaufte mein Vater Arsenik, sein Weib brachte es nach Saleney. Josephine endlich gab es ihrem Schwiegervater. — Meine Mutter forderte mich öfters auf, den Michel zu erschlagen; am 30 Mai brachte sie mir meine Kleider ganz naß, und antwortete, als ich fragte, weßhalb sie dieselben gewaschen habe, „wir haben mit dem Lumpen ein Ende gemacht; ich und deine Schwester haben ihn mit Hammerschlägen umgebracht, und den Halfterriemen zerschnitten, damit die Leute glauben, der Gaul habe ihn getreten." — Die Mutter hatte bei dieser Gelegenheit meine Kleider und meine Bundschuhe angezogen." Dann fügte derselbe noch hinzu, die Eltern hätten seitdem öfters versucht, ihn zu vergiften, um ihr Geheimniß zu sichern. Nach diesen Eröffnungen hielt es die Behörde für angemessen, die Ausgrabung der Leichname anzuordnen, um, wo möglich, das doppelte Corpus delicti herzustellen, was jedoch nur halb gelang, denn während die Sachverständigen an Michels Schädel allerdings Spuren von Gewaltthätigkeiten entdeckten, welche nicht von den Hufen der Pferde herrühren konnten, so fand sich dennoch bei Bernard kein Stäubchen Gift; aber das Skelet lag auf und bei den verfaulten Trümmern des Sarges so, daß alle Jahre mehrmals das Quellwasser in das Grab trat und wieder abfloß, und mithin die Giftreste weggeschwemmt haben konnte. Die Vermuthung der Aerzte über Michels Todesart erhielt neues Gewicht, als man die bisher unbeachteten Umstände damit verglich; so hatten sich zwar auf der rechten Hand und am Kopfe des Todten die Eindrücke von Hufeisen gezeigt, aber auf seinem Rücken war der Eindruck des dichtbenagelten Absatzes einer Schuhsohle sichtbar gewesen, — zwei Löcher, an der rechten Schläfe und unter dem Kinn, konnten von der eisernen Zinke einer Mistgabel herrühren, und eine solche hatte sich, unter den Pferden auf dem Boden liegend, vorgefunden, — der Halfterriemen war durchschnitten, wie das an der Raufe zurückgebliebene Ende auswies, während bei dem andern die Spuren des Schnittes vertilgt waren, — ein blutiges Schnupftuch von gewürfeltem Zeug, eine Blutlache im Hofe, mit Mist überstreut, waren ebenfalls entdeckt worden. Wenn indessen für Bernards Vergiftung keine materiellen Beweise vorlagen, wie für seines Sohnes Ermordung, so fehlte es dennoch nicht an Umständen, die einen dringenden Verdacht begründeten, den schon diejenigen ausgesprochen hatten, welche bei des alten Cavé Ende gegenwärtig gewesen. Als wahrscheinlicher Grund des Doppelmordes wurde ermittelt, daß die Familie Maréchal ihre Interessen dadurch zu wahren meinte, denn der Alte war von jeher ein Trunkenbold gewesen, hatte seinen Sohn an Schwelgerei und Müßiggang gewöhnt, und bestärkte ihn fortwährend in diesen Lastern; sollte nun Josephinens Vermögen nicht zu Grunde gehen, so mußte Michel sterben; um aber Michel mit Sicherheit aus dem Wege räumen zu können, mußte man sich des lästigen Alten entledigen, wie oben erwähnt ward, und die öffentliche Meinung auf eine falsche Fährte bringen, indem man sie darauf vorbereitete, daß Michel einst von seinen Pferden erschlagen werden könne, „die er mißhandle und peinige." Die auf diese Gründe sich stützende Untersuchung brachte noch mehrere beschwerende Umstände zu Tage, und die ganze Familie Maréchal ward in Anklagestand gesetzt, obschon gegen N. Maréchal nicht viel mehr vorlag, als daß man die Spur seiner Tritte erkannt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nach dem Echo du monde savant finden gegenwärtig die Münzabbildungen von dem Grafen Joard Pauvenargues ungemeinen Beifall; die Akademie hat auf den Bericht des Professors Raoul Rochette die vollkommene Treue dieser Nachbildungen und den ungemeinen Nutzen anerkannt, den sie für Geschichte, Chronologie und Geographie haben können. Der Rath der Universität soll sich gegenwärtig mit der Frage beschäftigen, wie diese merkwürdigen Nachbildungen bei dem Unterrichte der Geschichte in den Collegien benützt werden könnten.

*

Der Optiker Cauche hat den Mitgliedern des Observatoriums achromatische Objectivgläser von 6 Zoll 4 Linien Durchmesser vorgelegt, mit deren Hülfe man nicht nur die beiden Ringe des Saturn, sondern auch ihren auf den Planeten geworfenen Schatten deutlich unterscheidet.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 36.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

5 Februar 1838.

Die Barbareskenſtaaten.

Verhältniſſe in Tunis.

Auf Tunis mußte die Eroberung Algiers durch die Franzoſen vorzugsweiſe Einfluß ausüben, und mancherlei Beſorgniſſe wecken. Fürs erſte indeß trat der Bey in freundſchaftliche Beziehungen zu Frankreich, und Marſchall Clauzel hegte den Plan, die Beyliks Oran und Conſtantine gegen einen jährlichen Tribut zwei tuneſiſchen Prinzen zu übergeben. Indeß zerſchlug ſich die Sache, da einestheils das franzöſiſche Miniſterium auf den Vorſchlag nicht eingehen wollte, andererſeits der Bey von Tunis ſelbſt keinen ſonderlichen Eifer für die Sache zeigte. Ob die Pforte Einſprache gethan, iſt zu bezweifeln; die Thätigkeit der letztern, deren Stolz durch die Beſetzung Algiers von Seite Frankreichs lebhaft gekränkt wurde, begann erſt, als in Tripoli die Zerwürfniſſe in der Familie Caramanli zum völligen Krieg ausarteten. Wir haben in frühern Jahrgängen die Geſchichte der Streitigkeiten zwiſchen dem Paſcha Ali und ſeinem Neffen Emhammed erwähnt, und verweiſen darauf nur wegen der Einmiſchung der Pforte, die mit Einemmal auftrat, um ihre zwar nie formell aufgehobenen, doch längſt der That nach erloſchenen Oberherrlichkeitsrechte geltend zu machen. Im J. 1835 geſchah die Beſetzung Tripolis durch die Türken, welche ſich ſeit dieſer Zeit dort wenigſtens in der Hauptſtadt behauptet haben, während alle Verſuche, eine dauernde Herrſchaft über das Land zu erringen, bisher geſcheitert ſind. Was dem Dey mit der Provinz Oran nicht gelang, konnte auch der türkiſchen Regierung mit der ganz arabiſchen Bevölkerung des Gebiets von Tripoli nicht gelingen: die arabiſchen Stämme waren zu keiner völligen Unterwerfung zu bringen.

Die Pforte mochte hoffen, einen um ſo ſicherern Fuß in Nordafrika zu faſſen, wenn ſie nach und nach in ſämmtlichen Regentſchaften ſich feſtſetzte, und ſomit richtete ſie ihr Augenmerk vorerſt auf Tunis. Eine türkiſche Flotte erſchien im Laufe des vorigen Sommers und Herbſtes im Golf der großen Syrte, anſcheinend nur um Conſtantine Beiſtand zu leiſten, wohin auch, wie man behaupten wollte, wirklich türkiſche Truppen gekommen ſeyen, der Hauptzweck war aber vermuthlich, ſich der Stadt Tunis zu bemächtigen. Da Frankreich wohl fühlte, daß die Einmiſchung der türkiſchen Macht in Afrika gegen ſeine Plane daſelbſt gerichtet ſey, ſo wurde ein Geſchwader abgeſendet, um die türkiſche Flotte am Einlaufen in Tunis zu hindern. Dieß geſchah, und die türkiſche Flotte ſah ſich genöthigt, unverrichteter Dinge wieder abzuziehen, auf welchem Abzuge ſie von dem franzöſiſchen Geſchwader Schritt vor Schritt begleitet wurde.

Während dieß zur See vorging, traten ſeltſame Ereigniſſe in Tunis ſelbſt ein. Mit Einemmale hieß es, es ſey eine große Verſchwörung gegen den Bey entdeckt, und in Folge derſelben wurde der Premierminiſter des Letztern im Palaſte ſelbſt hingerichtet, und mehrere andere theilten ſein Schickſal. Wahrſcheinlich waren ſie, wie der bekannte Haſſuna d'Ghies in Tripoli, ins türkiſche Intereſſe verflochten, und ſollten eine Umwälzung zu Gunſten desſelben bewirken. Dieß ward durch die im Grunde meuchelmörderiſche Hinrichtung des Premierminiſters vereitelt, allein die türkiſche Partei ſcheint noch ſtark genug geweſen zu ſeyn, um den Fall ihres Anführers zu rächen, und kurze Zeit darauf ſtarb der Dey eines jähen Todes, auf welche Weiſe, iſt unbekannt, doch laſſen die bis jetzt bekannten Umſtände vermuthen, daß er keines natürlichen Todes ſtarb. Sein Sohn folgte ihm, fand aber für nöthig, ſeine Beſtätigung bei der Pforte mit großen Geſchenken zu erkaufen.

Aus dem Obigen geht mit Gewißheit hervor, daß in Tunis franzöſiſcher und türkiſcher Einfluß ſich bekämpfen, daß die türkiſche Partei zu den gewaltſamſten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen geneigt ſcheint, die franzöſiſche Regierung aber, wenn Zureden nicht hilft, mit ihren Flotten droht. Dieß iſt das Mittel, womit Frankreich dem Einfluß der Religionsverwandtſchaft entgegenarbeitet. Der Streit zwiſchen Frankreich und der Türkei regt die Volksmaſſe in Tunis nicht auf: die türkiſche Herrſchaft iſt nicht beliebt, und beide können vielleicht auf die Stimmung der Städte, auf einflußreiche Beamte u. dgl. einwirken, nicht aber auf die Stämme im Innern. Der Bey ſteht zwiſchen beiden in der Mitte: die türkiſche Regierung kann ihn nicht mit Gewalt ſtürzen, dieß verhindert die franzöſiſche Regierung; die letztere kann ihn aber nicht dahin bringen, ſich entſchieden für ſie und gegen die Feinde Frankreichs im Beylik Conſtantine zu

erklären, weil er dadurch gegen die religiösen Ideen seines Volks verstoßen würde, und durch diesen Widerspruch der Interessen hält er sich, — eine allerdings nicht neidenswerthe Stellung.

Indeß kann es nicht fehlen, daß die im Osten und Westen begonnene Bewegung sich auch auf Tunis ausdehnen wird: im Osten, in Tripoli, sind die Araberstämme im Kampfe gegen die türkische Herrschaft, im Westen ist diese durch die Franzosen vernichtet, und Abdel-Kader steht als alleiniger Chef der arabischen Stämme da, dem sich früher oder später die andern und auch endlich die von Tunis werden unterwerfen müssen. Dann aber ist der Bey von Tunis verloren: ein Spielball türkischer und französischer Intriken, könnte er nur dann sich halten, wenn er auf den arabischen Theil seines Volks sich stützte; hier aber wird sein Ruhm und seine Macht durch Abdel-Kader verdunkelt, unter dem er nach wenigen Jahren erliegen muß, denn es ist das Eigenthümliche orientalischer Herrschaft und orientalischer Dynastieen, daß sie im ersten Entstehen gleich einer Lawine anwachsen. Der Schritt, den Abdel-Kader vom unbedeutenden Marabutsohne zum Emir von Mascara zu thun hatte, war weit größer und schwerer als der, den er jetzt zur Herrschaft über Nordafrika zu machen hat. Ist Abdel-Kader einmal Herr der arabischen Stämme in der Provinz Constantine, dann ist sein Vordringen nach Tunis leicht, und in wenigen Jahren kann dann eine arabische Macht dastehen, so groß und so furchtbar, als die der Almohaden im Mittelalter.

Ausflüge in den Abruzzen.

Sperlonga. — Aquino. — Isola. — Sora. — Der See Fucino. — Avezzano. — Celano. — Aquila.

(Fortsetzung.)

Das neuere Aquino liegt etwa 1000 Schritte von der alten Stadt entfernt, auf einer erhöhten Stelle, von wo aus man einen wohlbebauten Landstrich übersieht; aber Krieg und Pest in alten, und die nicht minder zerstörenden Wirkungen der Malaria in neuern Zeiten, haben die Bevölkerung auf etwa 600 Einwohner herabgebracht. Durch die Solidität seiner Festungswerke mehr als durch seine Lage galt es stets für einen Platz von bedeutender Stärke, und seine Castaldi und Grafen nahmen im Mittelalter einen hohen Rang ein unter den kleinen Tyrannen dieser Provinz, die, obwohl dem Namen nach unter der Oberherrlichkeit der Fürsten von Capua, doch mit Hülfe eines unaufhörlichen Kriegszustandes unter einander stets eine Art Unabhängigkeit behaupteten.

Aquino ist nur eine halbe Stunde von der großen Straße zwischen San Germano und Sora entfernt, obgleich der schmale Pfad, den man mir wies, die Entfernung verdoppelte. Diese Wege sind im Winter unfahrbar, und selbst im Sommer schwierig, wenn kurz zuvor Regen gefallen ist und stehende Wasser hinterlassen hat, die bald zu Sümpfen werden.

Ueber die Melfa, ein wildes Bergwasser, führt zwei Stunden jenseits Aquino eine schöne Brücke aus neuerer Zeit; dieser Fluß entspringt in den höhern Regionen der Apenninen, nahe am Fuße des Berges La Meta, betritt dann nach einem sehr abweichenden Laufe von 8 bis 9 Stunden die Ebene des Liris bei Rocca Secca, eine Stunde oberhalb der Brücke, und fällt in diesen Fluß zwischen Ceprano und Pontecorvo. Die kleine Stadt Rocca Secca mit zwei dazu gehörigen Dörfern oder Casali zählt etwa 3000 Einwohner; sie wurde ursprünglich von einem Abt von Monte Cassino erbaut, kam aber bald unter die Herrschaft der Grafen von Aquino.

Von der Straße nach Sora führt eine andere, welche im Jahre 1831 vollendet wurde, nach Ceprano auf dem rechten Ufer des Liris, eine Stadt, die gewöhnlich als der Gränzpunkt zwischen Rom und Neapel betrachtet wird; aber die römische Gränze erstreckt sich noch wenigstens eine Viertelstunde auf das linke Ufer des Flusses hinüber, und ist überhaupt hier höchst unregelmäßig, man möchte sagen, launenhaft gezeichnet. Von der Brücke bei Ceprano, die als eine der wenigen, die über den Liris geschlagen sind, stets für einen wichtigen militärischen Posten galt, bestand lang über Frosinone, Ferentino, Agnani und Valmontone eine Straße nach Rom, die eine viel nähere Verbindung zwischen beiden Hauptstädten bietet, als die gewöhnliche durch die pontinischen Sümpfe. Aber der alte Weg zwischen Arce und dem Liris war höchstens in den Sommermonaten fahrbar, und die Unbequemlichkeit und selbst die Gefahren des Uebergangs über die Melfa vor dem Bau der jetzigen Brücke schreckten die meisten Reisenden ab. Jetzt, da diese Hindernisse gehoben sind, und man auch bessere Pferde und Wirthshäuser als Folge davon erwarten kann, wird wohl die Linie der Via Latina die Neugierde der Reisenden erwecken, die sich durch die Abkürzung der Entfernung auf einer ebenen, vortrefflichen Straße, durch die Schönheit der Landschaft und die zahlreichen beachtenswerthen Orte wie Calvi, Monte Cassino, Aquino und die längs dem Thale der Herniker in den römischen Staaten zerstreuten Städte reichlich für einige Schwierigkeiten entschädigt finden werden. Ungefähr eine Stunde unter Ceprano, an einer erträglichen Straße, steht Isoletta, ein elendes Dorf von etwa 200 gegen Armuth und Malaria schwach ankämpfenden Einwohnern: es gehört zum neapolitanischen Gebiet, und ich besuchte es während eines Aufenthalts in der Umgegend, in der Hoffnung, einige Reste des Alterthums zu finden; diese finden sich auch in den Ueberresten zweier Brücken, die eine gute halbe Stunde aus einander liegen.

Der Fluß Tolero oder Sacco, der Trerus der Alten, fällt zwischen diesen beiden Brücken in den Liris, und da die Stadt Fregellä an den Ufern dieses letztern lag, so möchten sie wohl dieselben seyn, die nach Livius von den Einwohnern zerstört wurden, um die Fortschritte Hannibals von Capua nach Rom aufzuhalten. Fregellä war zu Strabo's Zeit zu einem Dorf herabgesunken, es wird aber als eine der Stationen der Via Latina im Itinerar Antonins erwähnt. Einige andere Ruinen alter Gebäude zwischen dem Fluß und der neuern Stadt San Giovanni in Carico, die eine kleine Stunde entfernt ist, scheinen die Vermuthung zu bestätigen. Dieser letzte Ort hat eine sehr schöne Lage auf einer Anhöhe unterhalb einiger höhern Berge,

und überblickt das fruchtbare und wohlbebaute rechte Ufer des Liris von Ceprano bis Pontecorvo.

Dieß hat mich einen Augenblick von der Hauptstraße abgebracht, welche jenseits Arce sich nahe an den Fluß hinzieht, dann aber mit Einemmale wieder ansteigt. Bald wird auch die hohe Plattform sichtbar, die über der Stadt Isola emporsteigt, und mit zahlreichen Villa's und Manufacturgebäuden besäet ist. Nach einer halben Stunde sieht man die Stadt selbst, die einen so malerischen Anblick bietet, als nur immer Tivoli und Terni. Die Stadt, welche nur klein ist, liegt auf einem flachen von zwei Armen des Liris umgebenen Raume, woher sie ihren Namen führt; diese beiden Arme theilen sich an einem mächtigen Felsen, der sich dem Laufe des Stroms entgegensetzt; der eine fällt in Einem Sturze 96 Fuß hoch herab, der andre nicht minder wasserreiche Theil stürzt auf einer abschüssigen etwa 600 Palmen langen Fläche hin. Oben auf der Felsenmasse, die den Strom theilt, steht ein Schloß, einst die Residenz der Herzoge von Sora, dessen solider Bau so in Vorsprünge, Thürme, Bogen, Terrassen und Zinnen gebrochen ist, daß das Ganze, wie durch Magie aus dem Schaum der Kaskade sich erhebend, ein Gemälde darbietet, das wohl wenige seines Gleichen hat. Dieser Bau, den die neapolitanische Regierung vor einiger Zeit von ihrem Feudalbesitzer kaufte, dient jetzt als eine Tuchmanufactur, und sein Inneres bietet darum nichts Merkwürdiges mehr dar. Die Stadt Isola enthält ungefähr 3000 Einwohner, die fast alle mittelbar oder unmittelbar bei den Arbeiten in den verschiedenen Tuch-, Papier- und Eisendrathfabriken betheiligt sind, welche der Liris in Thätigkeit setzt

(Fortsetzung folgt.)

Vertreibung der Jesuiten aus Macao.

Die Canton Preß vom 1 April v. J. enthält hierüber Folgendes: Wir haben gehört, daß die portugiesischen Behörden zu Macao von dem Hofe zu Lissabon Befehl erhielten, die kleine Anzahl Jesuiten, die sich noch daselbst befindet, auszuweisen. Kein Grund ist angegeben; wenn aber die Sache wahr ist, so liegt wohl der wahre Grund darin, daß man ihr Eigenthum confisciren will. Es sollte uns dieß leid thun, da die Gesellschaft immer noch, wenn auch vergleichungsweise in geringerem Grade, dieselben Bestrebungen verfolgt, die in früheren Zeiten so viele ihres Standes zu hohen Aemtern und Ruhm führten. Der Gedanke, wie die Stellung der Fremden in China jetzt wäre, wenn man nicht aus Eifersucht Schritte gegen sie gethan hätte, erweckt Trauer, und wir hoffen, daß man die geachteten Mitglieder des Macao-Collegiums ihre Bemühungen für Bekehrung und Unterricht wird fortsetzen lassen, so lange nicht die Chinesen selbst einschreiten. Die in China zerstreuten und unter ihrer Aufsicht stehenden Jesuiten-Missionen zählen immer noch einige hunderttausend Christen, welche sie mit eingebornen und europäischen Lehrern versehen. Ein Mitglied dieses Collegiums, Hr. Gonzalves, gilt für einen der gelehrtesten Kenner des Chinesischen, und ist als der Verfasser einiger werthvollen Bücher über diese Sprache bekannt.

Rechtspflege in Frankreich.

Beiträge zur Sittengeschichte.

Meuchelmord, vorbereitet durch Vergiftung.

(Fortsetzung.)

Vor den Schranken behaupten die beiden Eltern und Josephine, der junge Maréchal sey verrückt, und bilde sich alles das, wessen er sie beschuldige, nur ein; endlich wird er aufgerufen, und der Präsident beginnt sein Verhör, nach den gewöhnlichen Vorfragen, folgendermaßen:

„Habt Ihr Kenntniß von dem häuslichen Verdruß, der zwischen Eurer Schwester und ihrem Mann obwaltete?" — „Michel beklagte sich über die Unordnung meiner Schwester, sie sich über sein starkes Trinken. Vorzüglich ward der alte Cavé beschuldigt, daß er seinen Sohn zum Saufen verführte; einige Zeit vor seinem Tode hörte ich die Eltern und Tiote (Josephine) im Stalle davon reden, und sich über Bernards Ermordung berathschlagen, denn sie sagten, er sey ein gelehrter Mann, der ihnen meines Bruder Michels *) Tod nicht hingehen lassen würde. Sie wurden endlich einig, ihn zu vergiften, und meine Schwester sollte die That vollführen. Später kaufte der Vater zu Noyon Arsenik, das die Mutter nach Salency brachte. Zwei oder drei Tage vor des Alten Hinscheiden hörte ich meine Mutter sagen: er ist zäh, denn Tiote hat ihm schon für 10 Sous Arsenik gegeben, und dennoch lebt er!" (Bewegung.)

„Wer pflegte Bernard in seiner letzten Krankheit?" — „Meistentheils meine Schwester; zuweilen, wenn er aufstehen konnte, stand ich ihm bei; er holte sich dann immer Molken, um sich abzukühlen, denn er war ganz verbrannt." (Neue Bewegung.)

„Hat Eure Mutter nicht Euch öfters geheißen, nach Salency zu gehen, und den jungen Cavé zu erschlagen?" — „Ja wohl. Ich wollte anfänglich nichts davon hören; endlich aber, um sie zu beschwichtigen, ging ich drei- bis viermal hin, trank eine Flasche, und sagte bei meiner Rückkehr, ich hätte keine Gelegenheit gefunden. Hätte es dazumal Lärm zwischen Tiote und ihrem Mann gegeben, so würde ich mich darauf beschränkt haben, Frieden zu stiften."

„Hat Eure Mutter sich noch an Andere gewendet, um sie zu Michels Ermordung zu bewegen?" — „An Ramont und Huard sonst weiß ich Niemanden."

„Wie standet Ihr mit Michel?" — „Wir waren gute Freunde; er war Kärrner, wie ich, und unser Geschäft führte uns fast täglich zusammen. Einigemale machte ich ihm Vorwürfe wegen seines Betragens gegen meine Schwester, worauf er stets entgegnete, daß sie durch ihre schlechte Aufführung selbst Schuld daran sey. Ich habe seitdem erfahren, daß er Recht hatte." — „So seyd Ihr also der Ermordung Michels fremd geblieben?" — „Ja, Herr Präsident." — „Was ist Euch über dieß Ereigniß bekannt, und wie habt Ihr davon erfahren?" — „Ich war Sonntags, den 29, sehr spät heimgekommen, und stand (am 30) sehr früh wieder auf, um meine Gäule zu füttern, und dann an die Arbeit zu gehen. Ich wollte meine Werktagskleider anlegen, fand sie nicht an ihrem gewöhnlichen Platz im Stall, und fragte meine Mutter danach, die ich eben antraf, wie sie dieselben wusch. „„Warum wäschst du meine geflickten Aermel?""

*) Der Angeklagte nennt im Laufe der Verhandlungen seinen Schwager immer „Bruder."

fragte ich, „„sie sind ja noch ganz rein!““ Sie entgegnete: „„sie haben das Waschen nöthig, denn sie sind voller Blut. Wir haben mit dem Lumpen ein Ende gemacht, ich und Tiote!““ Die Mutter hatte meine Kleider genommen, um darin nach Saleney zu gehen. Ich war voll Schrecken. Bald darauf kam ein Bote, um anzusagen, Michel sey todt unter seinen Pferden gefunden worden; dieß meldete mir die Mutter, und ich sagte dagegen, es sey sehr überflüssig gewesen, ihr einen Boten zu schicken, da sie die Sache ohne das nur zu gut wisse.“

„Wart Ihr nicht bei Morerette, um ein Paar Schuhe zu entlehnen?“ — „Ja. Die Mutter hatte die meinen angezogen, und sie waren, da es die Nacht stark geregnet hatte, außen und innen kothig und naß; ich erzählte Morerette, was ich eben erfahren hatte, denn wir waren vertraut wie zwei Brüder.“

„Ihr seyd also in der Nacht vom Sonntag zum Montag nicht nach Saleney gegangen?“ — „Nein. Ich habe bis Morgens um zwei Uhr mit Morerette, Comeda und Blond Karten gespielt.“ — „Morerette sagt, Ihr hättet ihn am Sonntag Abends um neun Uhr verlassen.“ — „Er irrt sich, oder lügt.“

„Erinnert Ihr Euch, daß Ihr nach Michels Tode wahnsinnig gewesen?“ — „Oh, gewiß, mein Herr.“ — „Habt Ihr nicht etwa den Verstand durch die Gemüthsbewegung und durch die Vorwürfe Eures Gewissens verloren?“ — „Nein. Der Grund war dieser. Ich wollte Hortense Ramont heirathen, und im August 1831 sollte die Hochzeit seyn; es kam eine Angelegenheit dazwischen, und meine Mutter glaubte, Hortensens Wandel verdächtigen zu müssen, um andere Freier zu verscheuchen, und sie zu der Verbindung mit mir zu zwingen; sie überredete mich, dasselbe zu thun. Eines Tages, ich glaube, es war im December, machte mir Hortense Vorwürfe darüber, beschuldigte mich verblümter Weise, ich hätte meinen Bruder Michel erschlagen, und gab mir eine Ohrfeige. Man hatte nämlich am Morgen nach dem Ereignisse Spuren bemerkt, die für die Abdrücke meiner Tritte galten, und folgerte daraus, ich sey der Mörder Michels; wenn ich nun zwei Leute beisammen sah, so glaubte ich, sie sprächen von mir, und beschuldigten mich des Verbrechens — so geschah es, daß ich endlich ganz den Kopf verlor.“ — „Erinnert Ihr Euch, daß Ihr in Euren Anfällen Furcht vor den Gendarmen ausdrücktet?“ — „So hat man mir hernach gesagt, und es wird wohl wahr seyn; doch kann ich mich dessen nicht erinnern.“ — „hattet Ihr noch mehrere Anfälle?“ — „Ja; ich hatte noch einen im October 1834.“ — „Wißt Ihr, was denselben veranlaßte?“ — „Ja. Da ich Hortensen nicht ehelichen konnte, gaben mir meine Eltern im August 1833 eine andere Frau.“ — „Und war es diese Heirath, die Euch zum Narren machte?“ — „Behüte. Im ersten Jahre meiner Ehe war ich sehr glücklich; mein Weib war brav und fleißig, und ich hatte einige Ersparnisse, so daß meine Lage sich günstig gestaltete. Im zweiten Jahre vereinigte uns die Mutter, indem sie meine Frau verleumdete, und ich, diesen Verleumdungen Glauben beimessend, sie mißhandelte, so daß sie endlich sich zu ihren Eltern flüchten mußte. Da ich nun später mich von ihrer Unschuld überzeugte, machten mich Schmerz und Reue wiederum wahnsinnig.“ (Große Bewegung.)

Der Präsident, mit Rührung: „Habt Ihr seitdem Euch mit ihr wieder vereinigt?“ — „Das ging nicht mehr. Ich war ein Bettler.“ — „Wie? Saget Ihr nicht so eben, Ihr hättet etwas vor Euch gebracht?“ — „Allerdings. Aber während meiner Krankheit hatten mir die Eltern und Tiote Unterschriften entlockt, meine Güter veräußert, und den Kaufschilling für sich behalten.“ — „Wann geschah dieß?“ — „Ende 1834.“ — „Wo bliebt Ihr dazumal?“ — „Eine Zeit lang bei den Eltern; doch versuchten sie, mich zu vergiften.“ — „hat Euch dieß bestimmt, die Eröffnungen zu machen, die Ihr gemacht habt?“ — „Nein. Die Sorge für meine Sicherheit trieb mich von dannen, und ich verdingte mich als Knecht. Doch quälte mich der Gedanke an meine frühere Wohlhabenheit, und ich kam wieder heim, weil ich die Eltern zu bewegen hoffte, mir etwas wieder herauszugeben. Um sie einzuschrecken, erzählte ich mehreren Leuten, was ich wußte. Ich hatte keine Zuflucht, und war der elendeste der Menschen, denn selbst für Geld wollte mir Niemand Brod geben; meine Eltern hatten es verboten.“

„Wißt Ihr noch, was Ihr zu jener Zeit sagtet? Namentlich bei Maubot?“ — „Eines Tages befand ich mich dort mit mehreren Genossen; ein Verkäufer gedruckter Complainten kam zu uns, und bot uns die Geschichte eines Vatermörders an; man las sie, doch wollte keiner ein Exemplar kaufen. Ich sagte: Laßt den Mann laufen, man wird bald eine über sie machen.“ — „Wen verstandet Ihr unter dem Ausdruck: sie?“ — „Den Vater, die Mutter und die Schwester.“ — „Sagtet Ihr weiter nichts?“ — „Ich sagte noch: Meine Kleider sind wohl nach Saleney gegangen, aber meine Mutter stack darin.“

„Indem Ihr so spracht, hattet Ihr wohl die Absicht, Eure Eltern bloß zu geben?“ — „Nein. Ich wollte sie erschrecken, um sie zu bewegen, mir etwas von dem geraubten Gute zurückzustellen. Als meine Familie von meinem Betragen erfuhr, klagte sie beim Maire, und gab vor, ich sey verrückt. Der Maire wollte nichts davon hören, und sie wandten sich an die Gendarmerie. Die Gendarmen kamen, fragten beim Maire an, und nahmen mich dann ins Gebet; so war ich denn genöthigt, ihnen zu sagen, was ich wußte. Ich weiß wohl, daß es ein großes Unglück ist, die Seinen beschuldigen zu müssen, aber ich durfte nicht länger schweigen, ohne mich selbst dem Verdacht auszusetzen. (Mit großer Bewegung:) Es bleibt ein ewiger Schandfleck für meinen Namen, ich weiß das!“

„Eure Lage ist ernst und schwierig; bedenkt, daß Ihr selbst angeklagt seyd, und daß Ihr kein schwärzeres Verbrechen begehen könnt, als Eure Eltern fälschlich zu beschuldigen. Ihr werdet Euren Vortheil darin finden, die Wahrheit zu enthüllen, aber nichts über die Wahrheit. Eure Mutter, Euer Vater, Eure Schwester behaupten, daß Ihr sie mit Unrecht bezüchtigt; wäre dem so, so wäret Ihr der elendeste Wicht, — überlegt das wohl.“ — „Ich habe Euch die ganze Wahrheit gesagt, nicht mehr, nicht minder.“

(Schluß folgt.)

Nach dem Giornale delle due Sicilie werden die Nachgrabungen in der Nähe von Corneto, auf jener merkwürdigen Ebene, welche der Todtenacker des alten Tarquinii gewesen zu seyn scheint, unermüdet und mit großem Erfolge fortgesetzt. Der Chevalier Manzi fand kürzlich eine lebensgroße Statue in Terra cotta, welche von Plinius auro sanctiora genannt werden; sie stellt einen Mann von dreißig Jahren vor, die Figur ist sehr schön und voll Ausdruck; sie trägt eine goldene Krone, welche vermuthlich eine militärische Belohnung war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 37.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

6 Februar 1838.

Die Tataren in Südrußland.

(Aus Spencers: Travels in Circassia, Crim Tartary etc.)

Die Bewohner eines Landes, wie die Krim, die ſo oft und von ſo verſchiedenen Nationen erobert wurde, bieten eine ſeltſame Miſchung dar; zwar heißen ſie alle Tataren, ſprechen die tatariſche Sprache und bekennen ſich zum Islam, dennoch iſt der Unterſchied zwiſchen ihnen höchſt auffallend. Die Bergbewohner im Süden zeichnen ſich vor den Steppenbewohnern unendlich aus, nicht nur durch höhere Civiliſation und minder rohe Sitten und Gewohnheiten, ſondern auch durch ihr Aeußeres, denn die Mehrzahl iſt ſchlank und wohl gebaut, hat dunkle Geſichtsfarbe, regelmäßige Züge, ſchöne Augen und einen Ausdruck im Geſicht, der auf Verſtand und Energie hindeutet. Oft trifft man hier Geſichter, die für Griechen, Italiener und ſelbſt für Tſcherkeſſen gelten könnten, und ein tatariſcher Murza (Edelmann) mit ſeinem krauſen Schnurrbart, ſeinem mit Schnüren beſetzten Rock und ſeiner eleganten Pelzmütze könnte für einen ſtolzen Madſcharen gelten. Auch ſind ſie reinlicher in ihrem ganzen Weſen und minder zu kleinen Unredlichkeiten geneigt.

Geht man über den Iſthmus von Perekop, und von der Krimſteppe nach den Ländern im Norden des aſowiſchen Meeres, beſonders in den Theil des Landes, welcher Moloſchnia Woda heißt, ſo findet man eine viel größere Mannichfaltigkeit von Tatarenſtämmen: hier ſind Kalmüken mit flachen Naſen, Kalmüken ohne Naſen (manka burum), Kara-Tataren und Nogai-Tataren, welche alle in ihren Zügen die deutlichſten Kennzeichen der mongoliſchen Race zeigen. Doch vergebens ſuchte ich nach dem ſeltſamern, von mehrern Schriftſtellern, auch von Pallas, beſchriebenen Volke mit ſpitzigen Köpfen, tief eingeſunkenen Augen und Schläfen und mit einer Adlernaſe von monſtröſer Länge.

Unter den verſchiedenen Tatarenſtämmen ſind die Nogaier, oder eigentlich Nagaier, die zahlreichſten, und haben am meiſten den urſprünglichen Stempel beibehalten. Sie haben ihren Namen von Nagai, einem der größten Kriegshäuptlinge in Dſchengiskhans Heere, der nach dem Tode ſeines Herrn ſich unabhängig erklärte, und an der Spitze eines mächtigen Tatarenſtammes die Moldau, Walachei, Beſſarabien und Bulgarien eroberte und endlich ſich zum Khan aller Tataren am ſchwarzen Meere aufwarf.

Die nagaiſchen Tataren behaupten, ſie ſeyen urſprünglich aus Dſchagatai gekommen, und rühmen ſich, die einzigen ächten Tataren in dieſen Ländern zu ſeyn. Sie ſind gewöhnlich ſtark und gut gebaut, mit voller Bruſt und breiten Schultern; ihre Geſichtsfarbe iſt mehr dadurch, daß ſie unaufhörlich jeder Witterung ausgeſetzt ſind, als von Natur gelbbraun, und ich habe ziemlich häufig Leute geſehen, die ſo dunkelfarbig waren, als ein Indier. Ihre Züge ſind nicht ſchön, doch kann man ſie gefällig nennen, und ſie ſind ſehr gehoben durch ein zwar kleines, aber ſcharfes, lebendiges Auge voll Feuer; die Größe des Kopfs iſt nicht im Verhältniß zu dem Geſicht, obwohl er nicht ſo klein und unproportionirt iſt, wie der des Kalmücken; auch die Naſe iſt nicht ſo flach, die Augen nicht ſo klein und die Ohren nicht ſo groß und ſo weit vom Kopfe abſtehend; der Mund iſt größer als bei den Europäern mit dicken, aufgeworfenen Lippen und ſchneeweißen, ſo ſehr vorſtehenden Zähnen, als ob ſie kein Zahnfleiſch hätten; ihr Haar, dunkelbraun oder ſchwarz, doch nie glänzend ſchwarz, iſt nicht ſehr reich, namentlich nicht der Bart, kein Zug zeigt aber entſchiedener die mongoliſche Race, als die vorſtehenden Backenknochen.

Der nagaiſche Tatar zeichnet ſich eben ſo ſehr durch ſein ſcharfes Auge als durch ſein feines Gehör aus; ſein Falkenauge entdeckt, wenn es über die unermeßliche Steppe hinſtreift, in einer ganz unglaublichen Entfernung ſeine eigenen Heerden, ja er kann ſogar ihre Farbe angeben, und was dem Europäer in der Ferne nur als ein ſchwarzer Flecken erſcheint, bezeichnet er genau als Pferde, Schafe oder Ochſen. Sein Gehör iſt eben ſo ſcharf, denn in derſelben Entfernung unterſcheidet er das leiſeſte Geräuſch, und erkennt, wenn er ſich an den Boden legt, an dem eigenthümlichen Wiehern und Blöcken ſein eigenes Vieh. In allen ſeinen Wanderungen über die unermeßliche Steppe, ohne Straße, ohne Bäume, ohne Berg, um ihn zu leiten, verirrt ſich der nagaiſche Tatar doch nie: Sonne, Mond, Sterne, das kleinſte Leuchten an dem dunkeln Himmel, ja die Richtung des Windes ſind hinreichend, ihn zu leiten. Mit jeder Andeutung einer Veränderung in der Atmoſphäre iſt er vertraut, und zwar ohne Thermometer und Barometer; auch kennt er die Stunde des Tags faſt auf die

Minute hin. Seine Geiſtesgegenwart und Erfindungsgabe ſind nicht minder bemerkenswerth; er iſt auf jede Gefahr vorbereitet, und hat auf jede Frage eine Antwort; hat man den Wagen zerbrochen, ſo iſt er mit ſeinem kleinen, ſtets im Gürtel ſteckenden Beil zur Hand, um den Schaden auszubeſſern; braucht man einen Strick, ſo dreht er einen aus den Haaren eines Pferdes oder dem langen Steppengras, und wird man unwohl, ſo kennt er ein Kraut, das allen Schmerzen abhilft. Ich habe mehr als einmal dieſen Reichthum von Hülfsmitteln beobachtet, denn oft während ein Ruſſe oder ein deutſcher Coloniſt ſich Stunden lang den Kopf zerbrechen, um etwas auszuſinnen, kam ein Tatar herbei, und half mit ſeinem Rath und ſeiner Hülfe jedem Mangel ab.

Doch mit allen dieſen natürlichen Vortheilen iſt er mit gewiſſen Ausnahmen dasſelbe uncivilisirte Weſen wie ſeine Vorfahren, wozu die mit dem Islam ſo eng verwobene Feindſeligkeit gegen Veränderung und Verbeſſerung nicht wenig beigetragen hat: ſeine aus Thon oder im Wind getrockneten Backſteinen aufgeführte Wohnung ermangelt aller Bequemlichkeit, ſeine Sitten und Gewohnheiten, ſelbſt die Gefäße zum Kochen, haben wenig oder keine Veränderung erfahren, ſeine Reichthümer beſtehen noch immer in der Zahl ſeiner Heerden, und die Größe und das Alter ſeines Kupferkeſſels — ſeine einzige Heraldik — zeigt den weit hinaufreichenden Urſprung ſeiner Familie an.

Ausflüge in den Abruzzen.

Sperlonga. — Aquino. — Iſola. — Sora. — Der See Fucino. — Avezzano. — Celano. — Aquila.

(Fortſetzung.)

Verläßt man Iſola auf der linken Seite des Fluſſes, ſo ſteigt der Weg ſanft an, und man gelangt allmählich auf einerlei Höhe mit dem Schloß; das rechte Ufer iſt geziert mit einer Reihe von Villa's, von denen man eine Ausſicht auf die Stadt und die Windungen des Fluſſes unterhalb derſelben genießt. Der Boden dieſes Thals iſt thonig, und der geringſte Regen macht ihn ſo weich und ſchlüpfrig, daß das Gehen äußerſt mühſelig wird; er iſt indeß fruchtbar und namentlich zur Erzeugung von Gemüßen und Früchten kälterer Klimate ſehr geeignet. Geht man hart am Ufer des Liris fort, ſo bietet ſich eine höchſt mannichfache, romantiſche Scenerie dar, im Augenblick aber, wo man ſich davon entfernt, ſind dieſe Reize verloren, denn hier kann man von den obenerwähnten Villas den Fluß, der in einer tiefen, von Bäumen überſchatteten Schlucht fließt, gar nicht ſehen. Was gleichfalls nicht zur Schönheit des Landes beiträgt, das iſt die Art des Weinbaues, indem die Reben an Ulmen hinaufgezogen werden, die in regelmäßigen Entfernungen gepflanzt und auf die unzierlichſte Weiſe ſehr nieder geſchnitten ſind. Die anſtoßenden Berge hat man alles Waldholzes, mit dem ſie vermuthlich bekleidet waren, beraubt, um Raum für Olivenbäume zu gewinnen, deren langſamer Wuchs und dunkles Blätterwerk die Reize der Landſchaft nicht erhöhen. Die Gründung von Iſola di Sora reicht in kein hohes Alter hinauf, wahrſcheinlich nicht über den Anfang des 11ten Jahrhunderts.

In geringer Entfernung weiter oben fällt der Fibreno in den Liris; dieſer erhält auf ſeinem ganzen, freilich nicht langen Laufe keinen Zufluß, wodurch ſein Waſſer eine ungewöhnliche Kälte und Durchſichtigkeit behält. Er entſpringt zwei Stunden von Iſola aus einem kleinen mit einer großen Menge Waſſervögeln angefüllten See, der von ungeheurer Tiefe und ſo klar iſt, daß man die zahlreichen Quellen, die ihn nähren, aus den ſcheinbar grundloſen Höhlen am Boden hervorſchießen ſieht. Der Fleck iſt romantiſch ſchön, und verdient als einer der angenehmſten in der Nähe von Iſola wohl, daß man ihn beſuche.

Ein ſchmaler, für Wagen nicht mehr brauchbarer Pfad führt von Iſola nach dem eine ſtarke Stunde entfernten Arpino, das auf einem hohen Berge liegt, der eine weite, jedoch nicht ſonderlich angenehme Ausſicht auf das umliegende Land gewährt; der Ort iſt ſeit langen Jahren durch ſeine Wollenmanufacturen bekannt, die für die beſten im Königreich gelten, in neuerer Zeit aber glücklichs Concurrenten an denen zu Iſola erhielten. Für den Alterthumsforſcher iſt die Stadt noch intereſſanter, als der Geburtsort dreier berühmten Römer, Marius, Cicero und Agrippa. In neuerer Zeit wurde Giuſeppe Ceſari, ein ziemlich berühmter Maler, bekannt unter dem Namen Cavaliere d'Arpino, geboren, und Egiziello, ein Sopranſänger von großem Rufe im vorigen Jahrhundert. Die Eingebornen des Orts ſind durch ihre Geſchicklichkeit in der Muſik berühmt, und alle Fremden, die dahin kommen, werden gewöhnlich mit einem Liebhaberconzert unterhalten, das, wenn gleich im Augenblick zuſammengeſtoppelt, doch in der gebildetſten Hauptſtadt Europa's ſich hören laſſen könnte.

Dieſe Stadt, welche anfänglich den Volskern, dann den Samnitern, und endlich den Römern gehörte, enthält gegenwärtig etwa 10,000 Einwohner. Ihre hohe Lage am Berge hin geſtattete keine große Regelmäßigkeit in den Straßen, die eng und gekrümmt ſind, aber die Häuſer ſind meiſt gut gebaut, und zeigen einen ſehr erfreulichen Wohlſtand. Die Ueberreſte des Alterthums ſieht man auf dem höchſten Theil des Berges, wo noch die ſogenannte Altſtadt (Civita vecchia) liegt; ſie beſtehen größtentheils aus Mauern von ungeheuren, ohne Cement aber doch mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit zuſammengefügten Steinblöcken; ſie erſtrecken ſich von den unterſten Theilen der Stadt bis an den äußerſten oben erwähnten Punkt, und vereinigen ſich in einem ſehr ſcharfen Winkel hinter einem großen viereckigen Thurm, der im Mittelalter erbaut wurde, und dem König Ladislaus zum Wohnſitz gedient haben ſoll. Nahe dabei iſt ein ſehr merkwürdiges Thor, das in der Ferne das Anſehen eines Spitzbogens hat, in Wirklichkeit aber aus Steinen beſteht, von denen immer wieder der obere über den untern hinausreicht, bis ſie ſich begegnen. Dieſe eigenthümliche Bauart beweiſt, daß das Denkmal aus einer weit ältern Zeit als die Mauern ſelbſt ſtammt.

Ein ſchöner römiſcher Bogen, der viel tiefer unten liegt, dient jetzt der neuern Stadt als Thor. Derſelbe Strich enthält überdieß eine kleine Kirche, Santa Maria di Civita genannt, unter deren Vorhalle eine dedikatoriſche Inſchrift an Mercurius Lanarius gefunden wurde, was die Tradition beſtätigt, daß hier ein dieſem Gotte geweihter Tempel ſtand, und die Tuchweberei

in Arpino ſehr alt iſt. Dieſe Vermuthung wird noch beſtätigt durch eine andere Inſchrift, welche der Errichtung von Turres fullonicæ gedenkt, wo die Tücher gereinigt und gefärbt wurden. Daß man auch die Stelle von Cicero's ehemaligem Wohnhaus zeigt, läßt ſich erwarten. Die volskiſchen Städte ſprechen alle Saturn als ihren Gründer an, und Arpino ſowohl als Atina wollen denſelben Anſpruch erheben, ſo wie ſie auch das Grab dieſes ehrwürdigen Herrn zu beſitzen behaupten. Ein gewiſſer Clavelli erwähnt ſogar die Entdeckung einer mit Aſche gefüllten Urne mit einer lateiniſchen Inſchrift, die alle Zweifel hebe.

Zu Arpino und Iſola zeichnen ſich die Frauen durch ihre Schönheit aus, mit dem Unterſchied, daß ſie am letztern Platze die dunkeln, belebten Züge behielten, die der ſüdlichen Race gemein ſind, während die von Arpino an Helle und Zartheit der Geſichtsfarbe mit den Eingebornen unſerer kältern Klimate wetteifern können.

Die biſchöfliche Stadt Sora, die ihren alten Namen und Lage behalten hat, liegt eine ſtarke Stunde von Iſola, von wo ein vortrefflicher Weg hinführt, der mit dem Thale ſelbſt an ihrem Thore endigt. Hier fließt der Liris aus einem ſchmalen, aber ziemlich langen Tiefthale hervor, bildet eine Krümmung um die Stadt, und man muß darüber, um hinein zu kommen. Der Ort liegt deßhalb flach, aber nicht unangenehm, indem die eine ganze Seite von dem Fluſſe umgeben, das hintere Ende aber gegen einen einzeln ſtehenden Felſenkegel angelehnt iſt, auf welchem man die Ruinen eines gothiſchen Schloſſes ſieht, ſo wie die ſeiner noch viel ältern Mauern. Die Wohnhäuſer ſind groß, die Straßen breit und gut gepflaſtert, und die fleißige, wohlhabende Bevölkerung beträgt gegen 7000 Seelen. Vor der Kirche ſind eine Menge Inſchriften und Sculpturüberreſte geſammelt, welche die Identität des Orts beweiſen, und dem Alterthumsforſcher einiges Intereſſe darbieten. Die Stadt war, wie die meiſten andern in dieſem Diſtrict, volskiſchen Urſprungs, fiel aber bald unter die Herrſchaft der Samniter, denen ſie die Römer wiederholt entriſſen; die Einwohner kehrten aber mit einem eigenthümlich eingewurzelten Haſſe gegen die Römer ſtets wieder zu den Samnitern zurück. Sie theilte indeß das Schickſal aller ihrer Gefährtinnen, behielt jedoch eine Wichtigkeit, worauf ihre Lage und ihre Hülfsmittel ihr ein billiges Anrecht gaben. Auch in neuern Zeiten galt ſie als eine militäriſche Station und als ein Feudalbeſitzthum von ſolcher Bedeutung, daß ſie nach und nach verſchiedenen mächtigen Familien, wie die Cantelini, Piccolomini und Buoncompagni, verliehen wurde, und in den wiederholten Kriegen, wovon dieſe Gegenden heimgeſucht worden ſind, ſtets eine bedeutende Rolle ſpielte.

(Fortſetzung folgt.)

Eiſenproduction in Europa.

Das Journal des travaux de l'académie de l'industrie theilt hierüber nachſtehende Notiz mit: Die Geſammtproduction des Eiſens in Europa ſchätzt man auf 15,452,000 Centner, die ſich etwa folgendermaßen vertheilen: England 7,098,000, Frankreich 2,200,000, Rußland 1,500,000, Oeſterreich 850,000, Schweden 850,000, Preußen 800,000, der Harz, Heſſen und das rechte Rheinufer 600,000, die Niederlande 600,000, Elba, Toscana und die italieniſchen Küſten 280,000, Piemont 280,000, Spanien 180,000, Norwegen 150,000, Dänemark 155,000, Bayern 150,000, Sachſen 80,000, Polen 75,000, Schweiz 50,000, Savoyen 25,000. Die Angaben ſind begreiflich nur annäherungsweiſe zu verſtehen, nimmt man ſie aber ſo an, wie wir ſie geben, und rechnet man den metriſchen Centner im Durchſchnitte zu fünfzig Franken, ſo ergibt ſich, daß Europa einen jährlichen Werth von 775,025,000 Franken an Eiſen producirt, was dreimal mehr iſt, als alle übrige Metallproduction zuſammen. Man kann daraus auf die Vermehrung des Verbrauchs an Eiſen ſchließen, die ſeit einiger Zeit in Europa ſtattfindet, und die man namentlich der großen Anzahl Dampfmaſchinen ſowohl für die Manufacturen als für die Schifffahrt zuſchreiben muß.

Rechtspflege in Frankreich.

Beiträge zur Sittengeſchichte.

Meuchelmord, vorbereitet durch Vergiftung.

(Schluß.)

Der erſte unter den vorgerufenen Zeugen iſt der Arzt von Noyon, Hr. Colſon. Ueber die nicht aufgefundenen Giftreſte ſagte er, was wir oben bereits angeführt; aber ergreifend iſt der Augenblick, wie er Michels nackten Schädel vorweiſt, und den Geſchwornen die Spuren der Gewalt, die ſich daran vorfinden, zeigt und erklärt. Doch wagt er nicht, zu behaupten, daß dieſe Gewaltthätigkeiten nicht allein von Hufſchlägen herrühren könnten.

Die nächſtfolgenden Zeugen thun dar, daß das Vorgeben des alten Maréchal, als habe er das Gift für die Ratten haben müſſen, durchaus unbegründet ſey; unter ihnen befindet ſich einer, Namens Trinocle, der 10 Meilen in der Runde keine Ratte duldet; er beſitzt ein ererbtes geheimes Mittel gegen dieſelben, und hatte längſt ſchon Maréchals Haus und Hof von dieſer Plage befreit. — Andere geben Auskunft über Bernards letzte Augenblicke. Einige Tage vor ſeinem Tode hatte er zwei Gläſer Cider bei Joſephine getrunken; er fühlte bald ein Brennen, und ſchrie: ich bin ein verlorner Mann. In der letzten Stunde wollte er nichts mehr aus den Händen ſeiner Schwiegertochter annehmen. — Wieder andere bezeugen, die in Bezug auf Michel ausgeſtoßenen Drohungen, die ſonderbare Prophezeyung, daß er einſt unter den Hufen ſeiner Pferde ſterben werde, die von der alten Maréchal an ihren Sohn und an zwei andere Perſonen gerichtete Aufforderung, ihren Schwiegerſohn wegzuſchaffen; noch am Abend (den 29 Mai) hatte ſie geſagt: mich ſoll's nicht Wunder nehmen, wenn er morgen von ſeinen Gäulen erſchlagen im Stalle liegt. — In derſelben Nacht um ein Uhr klopfte Joſephine weinend und ſchluchzend an die Thüren der Nachbarſchaft. Kommt, ſprach ſie, mein Mann iſt aufgeſtanden, um nach ſeinen Pferden zu ſehen, die ſich ſchlugen; er kommt nicht wieder und antwortet nicht auf mein Rufen. Bringt Licht und helft mir nachſehen. — Die Nachbarn kamen mit Licht, und fanden Joſephinens Mann todt im Stall, unter den bereits angeführten Umſtänden.

Weiter erhellen aus den Zeugniſſen noch viele einzelne Thatſachen, welche die Schuld der beiden Weiber überzeugend darthun, und die hier anzuführen zu weitläuftig wäre. Endlich tritt Morerette auf, der Buſenfreund des jungen Maréchal, und das traurige Schauſpiel eilt einer neuen Entwicklung entgegen. — Weil der Zeuge vor dem

Untersuchungsrichter sich in einige Widersprüche verwickelt zu haben, scheint, redet ihn der Präsident mit strengem Ton an:

„Ihr habt geschworen, die Wahrheit zu sagen. Ich weiß, daß Ihr der Familie Maréchal befreundet seyd, und begreife Eure Zurückhaltung während der Untersuchung. Ihr hattet damals nicht den feierlichen Anblick des versammelten Gerichts vor Augen, wie jetzt. Nun ist der entscheidende Augenblick gekommen; Ihr kennt Eure Pflicht, und werdet sie als ein Mann von Ehre erfüllen." — „Ja, Hr. Präsident, ich will meine Schuldigkeit thun. . . . Ich war von jeher Napoleons vertrauter Freund, wir waren wie Brüder zusammen. . . . Eines Sonntags, acht Tage vor Michels Tod, kam er zu mir, und ich begleitete ihn zu den Seinen. Seine Mutter sagte zu uns: „Es ist ein großes Unglück, daß Michel meine Tochter so elend macht, und alles durch die Gurgel jagt; du bist ein arger Schlingel, Napoleon, — du hättest ihn längst todtschlagen sollen." Diese Rede kam mir abscheulich vor, und wir entfernten uns; draußen sagte ich zu Napoleon: „„Weißt du wohl, daß deine Mutter sehr frevelhaft spricht? Folg' ihr nicht, mein Freund, oder wir sehen uns nimmer wieder."" Weinend entgegnete er: „„Nein, nein! Es hat keine Noth."" Am nächsten Sonntag war er einen Theil des Abends hindurch bei mir; um 9 Uhr trennten wir uns. In der Nacht regnete es stark. Morgens gegen vier Uhr klopfte Napoleon an einem Fenster; ich stand auf und ließ ihn ein. Er war kaum halb angezogen, und verlangte von mir meine Schuhe. Was willst du damit? fragt' ich. Er antwortete nicht, und schien mehr todt als lebendig. „„Was hast du angestellt, Unseliger?"" rief ich. Worauf er: „„Mama und Tiote haben meinen Bruder Michel umgebracht. Hernach hat mir die Mutter geheißen, ihn unter seine Gäule zu werfen; davon komm' ich her.""

Der Präsident: „Was sagt Ihr dazu, Napoleon?"

Napoleon: „Alles ist wahr; nur konnte ich nicht zu Morerette sagen, ich hätte den Todten unter die Pferde geworfen, denn ich bin weder dazu aufgefordert worden, noch hab' ichs gethan. Der Zeuge ist im Irrthum, denn ich erzählte ihm, die Weiber hätten es allein vollführt."

Morerette: „Der Angeklagte hat mir ausdrücklich gesagt, daß er, Napoleon Maréchal, nach der Rückkehr seiner Mutter von Saleney, es gethan habe."

Der Präsident: „Morerette, der Angeklagte behauptet, er habe in der Nacht bis zwei Uhr mit Euch gespielt." — „Das ist falsch. Doch hat er mich allerdings ersucht, zu sagen, daß dem so sey. Ich gab ihm gar keine Antwort. Diese Partie Karten ist eine Erfindung des alten Simon Maréchal." — „Ihr hört's, Napoleon? Was sagt Ihr darauf?" — Napoleon: „Es ist wahr!"

Morerette: „Während Napoleons erster Krankheit kam seine Mutter zu mir, und sagte weinend, er habe in seiner Raserei die Vorfälle von Saleney ausgeplaudert, und werde sie alle verderben."

Dem Zeugen scheint die Erfüllung seiner Pflicht schwer geworden zu seyn; er setzt sich weinend nieder. Nach ihm kommen noch etwa 20 Zeugen, bis endlich, am 5ten Tage der Verhandlungen der Procurator des Königs das Wort nehmen kann, und in einer dreistündigen Rede die doppelte Anklage nochmals entwickelt, die er nur in Hinsicht auf Napoleon fallen läßt. Diesen und seinen Vater spricht die Jury los, und erklärt die beiden Weiber schuldig, aber mit mildernden Umständen.

Josephine und ihre Mutter werden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, und stoßen wüthende Lästerungen aus. Doch bekennen sie ihr Verbrechen.

Geologische Notizen.

Der Mangel an Fossilien in allen Erdschichten des westlichen Indiens südlich von Cutsch brachte die Geologen auf den Gedanken, die ganze Kette der westlichen Ghats sey emporgehoben worden, ehe irgend ein Thier auf unserem Planeten sich befand. Hr. Ch. Luch nimmt dasselbe für das Plateau von Dekkan an, wo Urgestein, Trapp und Laterite, und selbst der diese bedeckende Alluvialboden keine Fossilien enthalten. Aber auf mehreren Punkten der Provinz Konkan, und auf der Insel von Bombay namentlich, findet man horizontale Schichten von Muschelsandstein, welche Zweifel erwecken müssen über den Mangel an Fossilien in der weiter gegen Norden gelegenen Schichte. Allerdings hat man behauptet, diese Sandsteine seyen nur zufällig über das Meer erhobene Korallenbänke, welche sich noch auf dem Grunde der Rhede von Bombay bilden. Wollte man einige Hunderte dieser Muscheln untersuchen, so würde sich bald herausstellen, ob sie nur lebenden Arten oder auch untergegangenen angehören. Der merkwürdigste geologische Zug des nördlichen Konkans ist die umfassende Zerstörung (degradation) und partielle Erneuerung des Bodens in verschiedenen Perioden. Horizontale Muschelschichten, ähnlich denen von Bombay, sieht man an verschiedenen Punkten den Trapp bedecken; häufig aber sind sie am Meere entblößt oder angegriffen, und manchmal durch Alluvialboden ersetzt. Prof. Jameson bemerkt in seiner Uebersicht der Geologie Indiens, daß die Trappbildung bis an den Nerbudda reiche; dieß ist ein Irrthum, denn er endet bei Baltar in einer Reihe kleiner Porphyrsäulen, die nicht mehr als 100 Fuß Höhe hat. Von diesem Punkt an erscheint weder Trapp noch Muschelsandstein mehr, sondern nur sogenannte Kontar (eine Art Kalktuff) und Thon von verschiedenen Formen. — Die Umgebungen von Surate sind durch die fortdauernde Einwirkung des Meeres und die daraus hervorgehende Zerstörung des Bodens bemerkenswerth. Die Ansicht, daß die große Kraft der tropischen Vegetation dieser zerstörenden Wirkung Widerstand leiste, ist ein Irrthum. In Gujerat und Dekkan ist die Abwesenheit aller natürlichen Vegetation herrschender Charakter, und selbst an den Küsten von Malabar, die mit Pflanzen und Bäumen jeder Art so reich bedeckt sind, scheint diese Fülle der Vegetation der zerstörenden Wirkung der Gewässer keinen Widerstand entgegenzusetzen. In Gujerat reißen die periodischen Regen den Pflanzenboden und die darauf wachsenden Pflanzen fort, und lassen die Schichten vertheidigungslos dem Meer ausgesetzt. Zwischen Surate und dem Fluß Kim ist das Land mit einem reichen schwarzen Boden bedeckt, der sich zum Anbau der Baumwolle eignet, und darunter findet man Kiesbänke, horizontale Sandsteinschichten, und noch tiefer Urgestein in mächtigen Schichten. Hier findet man keine Muscheln, aber einige ungewisse Spuren fossiler Knochen; sie schließen Massen von Jaspis, verschiedenartigem Agat u. dgl. ein, haben aber durchaus keinen Trapp.

Neue Untersuchungen der Fossilienlager zu Sanson (s. Nr. 117 vom vor. J.) bringen immer größere Merkwürdigkeiten an den Tag. Es finden sich Ueberreste von Thieren, die aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht mehr existiren, neben andern, die von den jetzigen wenig verschieden sind; die Mine ist noch immer nicht erschöpft, und eine günstigere Gelegenheit für die Beobachtungen der Geologen hat sich vielleicht noch nicht dargeboten. Die Gebeine des Rhinoceros sind am zahlreichsten, nach diesen kommen die des Rothwilds nebst den Hörnern, und wenn man nach der Größe dieser Knochen eine Schätzung machen kann, müssen sich hier auch die Knochen einer kleinen und zierlichen Art Esel oder Pferde finden. Neue Fragmente des Macrotherium gigans sind ans Licht gekommen, und zeigen, daß die Klauen desselben denen des Orycteropus sehr ähnlich sind. Die Bären müssen von den bis jetzt entdeckten ganz verschieden gewesen seyn, und die Knochen, die einem Thiere angehören, das Hr. Lartet Amphicyon nannte, zeigen eine große Analogie mit denen des Hundes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 38.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Februar 1838.

Beobachtungen über die Fluth.

(Nach einem Artikel im United Service Journal, Januar 1838.)

Einer der dunkelsten Punkte in der physischen Geographie ist die Einrichtung fremder Weltkörper, namentlich des Mondes auf unsere Erde, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß der letztere einen großen Einfluß auf die Bewegungen des Meeres ausübt, welche wir Ebbe und Fluth zu nennen pflegen. Wir haben schon früher (s. N. 6. v. d. J.) erwähnt, daß die königliche Gesellschaft von London einem Hrn. Whewell ihre goldene Medaille verlieh für seine Forschungen über die Fluth, und heben hier aus seinen verschiedenen darüber abgefaßten Memoiren einige Bemerkungen aus. Das Erste, was er hierüber bekannt machte, war ein Versuch, eine Karte zu entwerfen, auf der die Linien der gleichzeitigen Fluth verzeichnet wären; er nennt sie mit einem nicht gut zu übersetzenden Namen Cotidal Lines. Diese fingirten Linien laufen auf dem Ocean durch alle die Punkte hin, wo die Fluth in demselben Augenblicke stattfindet. So zeigte sich z. B., daß die Fluth an der Küste von Guinea und an der gegenüber liegenden Küste von Brasilien zu gleicher Zeit eintritt, nämlich etwa sieben Stunden nach dem Durchgang des Mondes. Durch Benützung aller Materialien, welche sich Hr. Whewell nur immer verschaffen konnte, bemühte er sich, die Linien der gleichzeitigen Fluth für jede Stunde auf dem größern Theil der Erdoberfläche zu bezeichnen, und es gelang ihm auch, dieß mit bedeutender Genauigkeit für alle europäischen Küsten, für das atlantische und indische Meer und die Nachbarschaft von Neuseeland auszuführen. Nur der größere Theil der Südsee blieb leer aus Mangel an hinreichenden Fluthbeobachtungen. Diese Linien der gleichzeitigen Fluth zeigen, wie man sieht, den Fortgang der Fluthwelle. Um diese ersten Versuche zu vervollständigen, wenigstens so weit es die europäischen Meerufer betraf, wurden auf Hrn. Whewells Antrag ausgedehnte Reihen von Beobachtungen angestellt, deren wir früher schon (s. Nr. 6. v. d. J.) gedacht haben. Aus diesen Beobachtungen wurde eine zweite Karte entworfen, in der auch die verschiedene Höhe der Fluth an verschiedenen Punkten der Küste auf eine besondere Weise angedeutet war, indem man nämlich die Linien mit den Küsten parallel und nahe bei einander zog, wodurch eine Art Schattirung herauskam, in der die Zahl der Linien den Unterschied zwischen Ebbe und Fluth anzeigte. Das verschiedene Steigen der Fluth an Orten, die ganz nahe bei einander liegen, wurde auf eine sehr bezeichnende Weise vor das Auge gerückt. Diese Linien sind oft seltsam modificirt durch Fluthen, die von verschiedenen Seiten herkommen; das merkwürdigste bekannte Beispiel hievon ist die Nordsee, wo es allem Anschein nach zwei Systeme gleichzeitiger Fluthlinien gibt, in denen die Bewegung der Fluthwelle kreisförmig wird. Denn die Fluthwelle, welche zwischen den Orkney-Inseln und Norwegen in die Nordsee tritt, rückt zum Theil in südlicher Richtung längs der Küste von Großbritannien hinab, scheint sich aber an dem vorspringenden Lande von Norfolk ostwärts zu wenden, und längs der Nordküste von Deutschland hinzuziehen, bis sie mit der Hauptwelle an den Ufern von Dänemark zusammentrifft. In dem schmalen Meer zwischen Suffolk und Kent auf der einen, und der niederländischen Küste auf der andern Seite herrscht eine Fluthwelle, welche zwar eine Fortsetzung der ersten ist, aber einen abgesonderten Kreislauf vollbringt, denn die Fluthwelle geht auf der englischen Seite nach dem Canale hin, auf der niederländischen Seite vom Canale her, und die Fluth tritt zu Yarmouth ein wenig später ein als am Texel, woraus man auf eine Vollendung des Umlaufs schließen kann.

Bei dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse in der Hydrodynamik können wir die Ursache dieser seltsamen Erscheinung nicht erklären; wir lassen auch alle Untersuchungen über den Einfluß der verschiedenen Phasen des Mondes hinweg, da man ohnehin hierüber noch zu keinem ganz genügenden klaren Resultate gelangt ist; dagegen machen wir wiederum auf die tägliche Ungleichheit der Fluth an manchen Orten aufmerksam. Man kannte diese Erscheinung schon seit Newton, genau beobachtet aber wurde sie zuerst bei Liverpool, wo die HH. Dession und Bywater auch die wahren Gesetze dieser Ungleichheit entdeckten. Auch über diesen Punkt verbreitete Hr. Whewell ein neues Licht in einer Abhandlung über die tägliche Ungleichheit in der Höhe der Fluth, namentlich zu Plymouth und Singapur. Es wurde hier nachgewiesen, daß die tägliche Ungleichheit zu

Plymouth einen Unterſchied zwiſchen der Höhe der Morgen- und Abendfluth ergab, der manchmal bis auf anderthalb Fuß betrug, und im Laufe einer halben Mondsumdrehung einen Cyclus durchmachte mit derſelben Regelmäßigkeit, wie ſie auch bei den andern Erſcheinungen der Fluth ſich ergibt. Das Geſetz dieſes Cyclus war völlig unerwartet, denn es ergab ſich, daß die tägliche Ungleichheit, welche nach der Theorie verſchwinden ſollte, wenn der Mond in den Aequator tritt, zu Plymouth erſt vier Tage nach dieſem Zeitpunkt verſchwindet. Ein anderes noch auffallenderes Beiſpiel der täglichen Ungleichheit ergab ſich zu Singapur, wo von einem Hrn. Scott ein ganzes Jahr hindurch Beobachtungen angeſtellt wurden; dieſe Beobachtungen erwieſen ſich als genau, da ſie eine ganz richtige Darſtellung dieſer Ungleichheit enthielten, deren Geſetze damals noch unbekannt waren, und welche an jenem Orte größer iſt, als man je erwartet hatte. Die tägliche Ungleichheit zu Singapur beträgt nahe an zwei Fuß bei der Fluth, und nicht weniger als ſechs Fuß bei der Ebbe. Dieſe Ungleichheit folgt einem ähnlichen Geſetze, wie die zu Plymouth, nur iſt der Zwiſchenraum der Zeit ein anderer. Dieſe ungeheure tägliche Ungleichheit, die man zu Singapur beobachtete, erweckte wieder das Andenken an verſchiedene andere Eigenthümlichkeiten der Fluth, welche man an mehrern Orten in den indiſchen Meeren bemerkt haben wollte. So behauptete man zu Newtons Zeit, zu Batſchan in Tonkin finde des Tages nur Eine Fluth ſtatt; ein Gleiches wollte man an mehrern Punkten der auſtraliſchen Küſte bemerkt haben, Hr. Whewell aber weiſt nach, daß eine große tägliche Ungleichheit während einer Mondsperiode den Anſchein erzeugen könne, als ob täglich nur Eine Fluth ſtattfinde. Dieſe Eigenthümlichkeiten haben vermuthlich auch zu der ſeltſamen Erzählung Anlaß gegeben, daß an einigen Stellen der auſtraliſchen Küſte die Fluth ſo ſehr von ihren gewöhnlichen Geſetzen abweiche, daß ſie jeden Tag etwas früher komme, als den vorhergehenden, ſtatt jeden Tag etwas ſpäter zu kommen, wie dieß der Fall ſeyn muß, wenn der Mond dieſe Bewegung regiert.

Bis jetzt iſt es zwar noch keineswegs gelungen, alle Bewegungen der Fluth zu erklären, allein mehrere hat man ſchon ſo ſpeciell auf die verſchiedenen Phaſen des Mondlaufs zurückgeführt, und die Erfahrung beſtätigt ſo ſehr die hierüber aufgeſtellten Geſetze, daß man nicht wohl zweifeln kann, daß auch die übrigen Erſcheinungen ſich nach und nach genügend werden erklären laſſen, wobei freilich ſo eingeſchloſſene Meere, wie die Nordſee, ganz andere Erſcheinungen zeigen müſſen, als das atlantiſche Meer oder die Südſee. Der Verfaſſer des Eingangs erwähnten Aufſatzes bemerkt hierüber Folgendes: „Ehe wir nicht die Art des Fortſchritts der Fluth im ſüdlichen Ocean und dem ſtillen Meere aus Beobachtungen kennen, ſo daß wir die große Fluthwelle in einem Umlauf um die Erde verfolgen können, iſt es nicht wahrſcheinlich, daß wir uns eine richtige Anſicht von der allgemeinen Bewegung der Gewäſſer bilden oder dieſelbe mit Rückſicht auf ihre hydrodynamiſchen Urſachen beobachten können. Manches iſt bereits geſchehen, der gegenwärtige Stand unſrer Kenntniſſe aber weiſt darauf hin, daß noch weit mehr zu thun übrig iſt.“

Ausflüge in den Abruzzen.

Sperlonga. — Aquino. — Iſola. — Sora. — Der See Fucino. — Avezzano. — Celano. — Aquila.

(Fortſetzung.)

Ich kam durch Sora auf meinem Wege nach dem Lago Fucino; eine Reihe wohl angebauter Gärten und bewaldeter Gründe führte mich zu einer zweiten Brücke und zu dem Eingang des oben erwähnten Thals, welches unter dem Namen Val di Roveto bekannt iſt. Dieſes iſt im Allgemeinen eng, der Liris fließt in einem ſchmalen Bett in der Mitte, die Ufer ſind angebaut, und links und rechts erheben ſich die Berge immer höher und unregelmäßiger, je weiter man vorwärts ſchreitet; die linke oder weſtliche Kette iſt ſtärker bewaldet, der Weg iſt breit und eben, häufig aber ſehr ſchlecht, und durch die oft wiederkehrende Nothwendigkeit, ihn durch eine Furt oder eine rohe Brücke zu überſetzen, äußerſt langweilig.

Immer höher ging der Weg hinauf gegen Civita Antina, das in bedeutender Höhe auf der öſtlichen Bergſeite liegt. Der Ort, der ſo ſchlecht ausſieht, als das ſchlechteſte griechiſche Dorf, beſteht aus kleinen, unter Felſenmaſſen und Schlehenbüſchen über die kahle Fläche des kahlſten Berges zerſtreuten Wohnungen; unter dieſen ſtand eine wohlgebaute neuere Kirche nebſt einem großen Hauſe, deſſen urſprünglicher Bau ſowohl, als die ſpätern Zuſätze von der darauf verwandten Aufmerkſamkeit und von Aufwand zeugten. Hier ſollte unſer Nachtquartier ſeyn, das viel beſſer war, als ich mir es nach der Schilderung meines letzten Wirths auf dem Wege gedacht hatte; ich hatte höchſtens auf ein mäßiges Wohnhaus eines Galantuomo gerechnet, wo man für Bezahlung ein Unterkommen finden könnte. Statt deſſen hieß uns der Beſitzer, Signor Ferrante, augenſcheinlich an den Empfang von Fremden gewöhnt und darüber erfreut, mit der Herzlichkeit eines alten Bekannten willkommen. Es öffneten ſich ungeheure Reihen von Zimmern, die mit ſo viel Aufwand und ſelbſt Luxus eingerichtet waren, daß wir nicht umhin konnten, uns zu verwundern, wie marmorne Kaminverzierungen, eingelegte Tiſche, Gemälde in goldenen Rahmen und die minder auf den Schein und mehr auf den Nutzen berechneten geſchnitzten Bettſtellen, Thüreinfaſſungen von Wallnußholz und meſſingene Schlöſſer je ihren Weg in ſo unzugängliche Gegenden gefunden hatten.

Eine lange Reihe Schlafzimmer öffnete ſich zu unſerer Auswahl, und wir wählten die den gewöhnlichen Zimmern unſers Wirths zunächſt liegenden, die aus einem gut möblirten Geſellſchaftszimmer und einer kleinen Bibliothek beſtanden, auf welche unſer Wirth viel zu halten ſchien, und die er auch, wie ſeine Unterhaltung zeigte, vielfach benützt hatte. Hier befahl er ein tüchtiges Feuer anzuzünden, und das Erſtaunen, das dieſer Befehl in Reiſenden erregte, welche die Weſtſeite eines ſteilen Berges am erſten Junius erſtiegen hatten, ſtieg noch, als er hinzuſetzte, er finde es, bis die Jahreszeit noch weiter vorgerückt ſey, eine ſehr nothwendige Vorſichtsmaaßregel in dieſen hohen Gegenden. Als der Abend einbrach, fanden wir auch, daß es gar nicht

überflüssig gewesen war, und wir hätten gewünscht, daß es auch auf unsere Schlafzimmer ausgedehnt worden wäre.

Antina war eine alte römische Colonie, man vermuthet jedoch, daß es ursprünglich eine Stadt der Marsen gewesen sey, denn Plinius erwähnt unter den verschiedenen Stämmen dieses Volks der Atinates, wobei wahrscheinlich der Buchstabe n in den Abschriften allmählich ausgelassen wurde. Spuren des Alterthums zeigen sich in mehrern Ueberresten vieleckiger Mauern, an denen man noch ein Thor erkennt, das auch unter dem Namen Porta Campanile dem neuern Dorfe als solches dient. Die zahlreichen lateinischen Inschriften, die hier aufgefunden wurden, sind alle nach und nach von den Mitgliedern der Familie Hrn. Ferrante's und von ihm selbst gesammelt worden, und man kann sie im Vorhofe seines Hauses und dem anstoßenden Garten wohl erhalten sehen; sie sind nicht ohne Interesse, und beweisen zum mindesten, daß Antina ein Ort von einiger Bedeutung war.

Wir verließen denselben am folgenden Morgen, sehr zufrieden mit der offenen und instructiven Unterhaltung unsers Gastwirths und voll Dank für seine freundliche Behandlung. Dieser Mann hat ausgedehnte Besitzungen in der Nachbarschaft sowohl als in Antina selbst, und die Dorfbewohner betrachten ihn mit einer so ehrfurchtsvollen Unterwürfigkeit, daß man an die Fortdauer der Leibeigenschaft glauben sollte. Dieß läßt sich indeß erklären bei einer durchaus nur mit dem Ackerbau beschäftigten Bevölkerung, welche von dem einzigen großen Landbesitzer, den sie kennen, Beschäftigung und Unterstützung, Strafe und Belohnung erwarten. Auch die Provincialbehörden verlassen sich in Betreff aller Municipal- und Polizeimaaßregeln, namentlich auch der genauen Bezahlung der Abgaben, auf ihn mehr als auf alle bezahlten Magistrate.

Ein gut unterhaltener Pfad unter schönen Eichen führte uns hinab an das Ufer des Liris, und ein Ritt von einer Stunde brachte uns an das Ende des Thals, das in einer Schlucht endet, die aber noch weit genug ist für das schmale Bett des Flusses und einen Pfad an der Seite, der bald in ein anderes, noch kleineres Thal führt, Val di Nersa genannt, wo der Liris entspringt. Auf der einen Seite dieses Defilé's steht Pesco Canale, auf der andern das größere Dorf Capistrello auf dem Gipfel einer Bergfläche. Nahe an dieser Höhe und gerade unter diesem Dorfe ist die Mündung des Canals, der von Claudius zur Ableitung des Wassers aus dem See Fucino erbaut wurde. Von dem Bau sieht man vorerst nur einen schmalen hohen Bogen aus römischen Backsteinen aufgeführt und mit Netzwerk verziert. Ein Rückblick auf die Geschichte des Fucinussee wird hier an ihrem Platze seyn.

Das im Besitz der Marsen befindliche Gebiet war schon in den ältesten Zeiten, wie noch jetzt, ausgezeichnet durch den größten See in dem südlichen Theile der Halbinsel. Der Kaiser Claudius, dessen Regierung sich durch eine ausschweifende Neigung zu riesenhaften Unternehmungen auszeichnete; beschloß einen Canal zu bauen, der die wachsende Wassermasse im See ableiten, die umliegenden Ländereien vor dauernder Ueberschwemmung schützen und die bereits überschwemmten der Cultur wiedergeben sollte. Aus einigen alten Schriftstellern geht hervor, daß der See außer seinem allmählichen und fortdauernden Wachsthum manchmal auch plötzlichen Anschwellungen ausgesetzt war, deren eine unter dem Consulat von M. Aemilius und C. Hostilius fünf Meilen des umliegenden Landes verschlang. Die Umwohner hatten schon unter J. Cäsar und August auf die Ausführung eines solchen Plans gedrungen, und die Kosten zu tragen versprochen, wenn man ihnen das dadurch gewonnene Land überlassen wolle; dieß Anerbieten scheint endlich bewirkt zu haben, daß man ihren Bitten nachgab. Es ist unentschieden, ob man bezweckte, den See ganz abzuleiten, oder nur ihn auf einer gewissen Höhe zu erhalten; viele ältere Schriftsteller sind, so unwahrscheinlich die Sache auch ist, doch geneigt, das erstere zu glauben. Doch dem sey, wie ihm wolle, die Arbeit wurde unternommen, 30,000 Menschen waren eilf Jahre nach einander damit beschäftigt, und im dreizehnten Regierungsjahre des Kaisers Claudius ward sie zu Ende gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

(Aus dem russischen Journal des Ministeriums des Innern.)

Professor Schmalz reiste im Jahre 1834 im Auftrage der Regierung durch die verschiedenen innern Gouvernements von Rußland, um Notizen in agronomischer Hinsicht zu sammeln. Die von ihm nach seiner Rückkehr vorgelegten Memoiren bilden eigentlich einen Bericht an den Minister des Innern in Bezug auf den ihm ertheilten Auftrag, die Colonien und andere landwirthschaftliche Anstalten zu inspiciren. Die Beobachtungen eines so erfahrenen, durch seine Kenntnisse so bekannten Agronomen werden für viele Leser nicht ohne Interesse seyn, da sie über einen so wichtigen Zweig der innern Thätigkeit Rußlands eine Menge bisher nicht bekannter Aufschlüsse geben. Da er selbst Director und Lehrer der agronomischen Anstalt zu Alikuschof und somit verpflichtet ist für Rußland nicht bloß praktische Landwirthe, sondern auch Lehrer der Landwirthschaft für ähnliche Anstalten im Innern Rußlands zu bilden, so war ihm eine möglichst genaue Kenntniß des Zustandes der verschiedenen Zweige der Landwirthschaft im höchsten Grade nöthig.

Einleitung.

Da es für meine Zwecke sehr nöthig war, zwei der bedeutendsten Jahrmärkte des russischen Reichs zu besuchen, den zu Nischneinowgorod und den zu Romny, so ordnete ich den Plan meiner Reise in der Art an, daß ich in den mir bestimmten eilf Wochen so viele Gouvernements wie möglich durchreisen und dabei zu gehöriger Zeit Romny und Nischneinowgorod besuchen konnte. Ich reiste durch Pskow, Smolensk und einen Theil des Gouvernements Witebsk in das von Orel, wo ich einige Tage blieb, hierauf durch einen kleinen Theil des Gouvernements Ekerson nach Poltawa ging und am 14 Julius nach Romny kam. Als ich die Bewegung auf diesem Jahrmarkte gesehen, reiste ich nach Charkow, dann durch das Gouvernement Kursk nach Woronesh, von hier durch das Land der donischen Kosaken nach Sarepta, dann durch die deutschen Colonien auf dieser Seite der Wolga nach Saratow, von

hier durch die deutschen Colonien auf dem jenseitigen Ufer wieder nach Sarepta und durch Pensa nach Nischneinowgorod, wo ich zur Zeit des Jahrmarkts am 8 August ankam und dort einige Tage blieb. Von Nischneinowgorod kehrte ich nach Dorpat zurück über Wladimir und Moskau, durchreiste Twer auf Vicinalwegen und besuchte Nowgorod und Pskow.

Um meinen Zweck um so sicherer zu erreichen, bemühte ich mich so viel möglich die Gouvernements in verschiedenen Richtungen zu durchreisen, überall die merkwürdigen landwirthschaftlichen Anstalten, Fabriken, Gestüte, Seidenzuchthäuser u. dgl. zu besuchen. Zu meinem Bedauern wurden meine Bemühungen häufig verzögert, und Manches mußte ganz unterbleiben aus Mangel an Pferden auf den Vicinalstraßen. Ohne diese Aufenthalte hätte ich auch noch einige andere Gouvernements, namentlich Jekaterinoslaw und Tula, besuchen können.

Bemerkungen über das Klima.

Da ich zur Beurtheilung des Klima's in den verschiedenen Gouvernements mich nicht des Barometers und Thermometers bedienen konnte, so mußte ich mehr auf die Vegetation achten, d. h. auf die größere oder geringere Vollkommenheit der mir aufstoßenden Pflanzen, so wie auf die gelegentlichen Nachrichten, welche mir von andern mitgetheilt wurden. Regelmäßige barometrische und thermometrische Beobachtungen anzustellen ließ meine Zeit durchaus nicht zu.

Die Gouvernements Pskow, Smolensk und Witebsk haben völlig den Charakter des nordischen Klima's: die Birke, der hier vorherrschende Baum, erreicht die größte Vollkommenheit; Obstbäume sind selten und bestehen meist aus Apfelbäumen ziemlich rauher Art, Birnen sah ich gar keine; die Feldfrüchte bestehen fast allein aus Roggen und Haser, selten nur trifft man Gerste und Buchweizen; Gartenfrüchte und Gemüse werden, wie es scheint, nur mit Mühe gezogen.

Im Gouvernement Aral äußert sich der Einfluß des Klima's auf den Pflanzenwuchs schon bei weitem besser; der vorherrschende Baum ist hier die Eiche, und die schönen Eichenwälder tragen auch wiederum dazu bei, daß das Klima in ihrer Nähe sich dem Pflanzenwuchs so wohlthätig zeigt. Fruchtbäume gedeihen vortrefflich, namentlich Apfelbäume, und eine schlechte Apfelernte ist selten; auch die Birne gedeiht ziemlich gut. Roggen, Gerste, Haser, verschiedene Arten von Erbsen und Hanf gedeihen gut, Mißjahre sind selten, obwohl die Ernte auch nicht jedes Jahr reichlich ist. Gartengewächse gedeihen bei gewöhnlicher Aufsicht ziemlich gut, und besonders schön wird der Rosenstock; ich sah eine Menge prächtiger Centifolien in voller Blüthe, welche ohne alle Vorsorge aufwuchsen, weil die Landbesitzer größtentheils nicht auf ihren Ländereien wohnen, und diese Gebüsche sich unter andern Feldpflanzen vermehrten, unter denen sie vorherrschen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Eichenwälder völlig erhalten und die umgehauenen durch neue Nachpflanzung ersetzt würden; im entgegengesetzten Falle kann das Klima sich sehr bedeutend ändern, worunter dann auch der Ackerbau leiden würde. Es ist aber Grund zu fürchten, daß die Eichenwälder sich sehr vermindern, denn der gute Boden, auf dem sie stehen, verspricht reichliche Kornernten, von denen man einen weit größern Vortheil zu ziehen vermeint; übrigens fehlt es in diesem Gouvernement auch nicht an Händen für einen noch viel größern Ackerbau. Es ist kein Zweifel, daß der Reichthum des Bodens auch zur Verbesserung des Klima's beiträgt, denn die chemische Wechselwirkung organischer Stoffe, die in dem Schooße der Erde verborgen sind, erwärmen jedenfalls den Boden und die zunächst darüber liegende Schichte der Atmosphäre.

Nur hieraus läßt es sich erklären, warum das Klima von Tschernigow dem Pflanzenwuchse minder günstig ist, obwohl dieß Gouvernement südlicher liegt als das von Orel: der Boden ist hier im Allgemeinen nicht so gut; obwohl man auch hier schöne Eichen und zum Theil selbst bedeutende Wälder trifft, so haben doch weder die Eichen, noch die Fruchtbäume einen so üppigen Wuchs, wie in dem Gouvernement Orel. Nach den von mir gesammelten Nachrichten tritt der Herbst in diesem letztern Gouvernement nicht später als in dem von Tschernigow, ja manchmal noch früher ein; späte Nachtfröste sind in dem erstern auch seltener, als in dem letztern.

Im Gouvernement Kiew ist das Klima sehr trocken, namentlich in den waldlosen Strichen. In Kiew selbst gedeihen wälsche Nüsse, Birnen und Aepfel sehr gut; in vielen Gärten sah ich Maulbeerbäume in großer Ueppigkeit und voller Blüthe; nur auf dem an der Südseite ziemlich steilen Berg in der kaiserlichen Plantage blieben sie wegen der großen Trockenheit und vielleicht auch wegen der Art des Bodens gebüschartig; an den Spitzen aber bemerkte ich keine Spuren von Frost; bei gehöriger Fürsorge kann der Weinstock an diesem Berge sehr gut gedeihen. Würde man die weiten Flächen durch Anlegung dichter Wälder durchschneiden, so würde sich das Klima von Kiew sehr verbessern, und viele nützliche Pflanzen könnten mit größerer Aussicht auf Erfolg angebaut werden als jetzt. Kiew liegt südlicher als Dresden, und der größte Theil des Gouvernements südlicher als Würzburg, also in einer Breite, die dem Weinstock schon sehr günstig ist. Aber wegen der östlichen Lage ist das Klima unter gleichen Graden nördlicher Breite bei uns nicht so günstig, wie in den westlicher gelegenen Ländern; dieß hat aber seinen Grund hauptsächlich in der Trockenheit.

Was von dem südlichen Theil des Gouvernements Kiew gesagt wurde, gilt auch von dem Gouvernement Cherson. Das Klima des untern Theils des Gouvernements Pultawa ist für viele Gewächse ausnehmend geeignet, namentlich in den waldigen und ziemlich bevölkerten Districten, wie z. B. in der Nähe der Stadt Pultawa. Der Weinstock gedeiht hier in freier Luft vortrefflich, der Maulbeerbaum wächst ungehindert und ist voll Blätter; Aepfel, Birnen und wälsche Nüsse wachsen bei geringer Sorgfalt in vorzüglicher Güte, Melonen und Pasteken wachsen sehr gut in freier Luft, und die erstern sollen vorzüglich schmackhaft seyn; ich konnte sie nicht selbst versuchen, da sie in der ersten Hälfte Julius noch nicht reif waren. Getreidemißernte ist in diesem Gouvernement selten, obwohl in trocknen Jahren die Ernte, namentlich des Frühkorns, unbedeutend ist. Die Kälte kann nicht groß seyn. Das Rindvieh überwintert unter bloßen Schupfen ohne Seitenmauern; selbst die Merinoschafe bringt man in leichtgebauten Schafställen unter, die mit schwachen, keineswegs luftdichten Seitenmauern versehen sind; nichtsdestoweniger befinden sie sich sehr wohl darin. Aber auch hier würde das Klima sich bessern, wenn man sich mehr mit der Baumanpflanzung beschäftigte, und die großen Ebenen mit Wäldern durchschnitte. (Forts. folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 11** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Memoiren einer Peeress oder die Tage Fox's.** Herausgegeben von Lady Charlotte Bury. — **Ueber die böhmische Literatur.** (Fortsetzung.)

In der Literatur des Auslandes beiliegenden Literaturblatt, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden, es beträgt für die Theilnahme des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. 30 kr. Für Vorgegangene, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 39.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Februar 1838.

Die neueste Thronveränderung in Audh (Oude.)

Wir entlehnen aus dem Asiatic Journal (Dec. 1837 und Januar 1838) einige Angaben über diesen Vorfall, der zwar an sich von gar keiner Bedeutung ist, aber deutlicher als alle Argumentationen den herabgekommenen Zustand dieser Reiche und das Verfahren der Engländer zeigt.

Saadet Khan, ein gemeiner Reiter in der Armee des Kaisers von Delhi, erhielt im Jahre 1722 durch Talent und Verrath von dem Kaiser die Provinz Audh; ihm folgte sein Neffe und Schwiegersohn Abdul Mansur, und auf ihn folgte Sudschah-ed-daulah, der Feind der Engländer, mit denen er jedoch im J. 1765 einen Vertrag abschloß. Er starb zehn Jahre später, und sein Sohn Asof-ed-daulah, ein schwacher, ausschweifender und wollüstiger Fürst, gerieth in Verlegenheiten, aus denen ihn nur der Rath und das Einschreiten der englischen Regierung rettete. Ihm folgte Wesir Ali, der im J. 1798 als unrechtmäßig abgesetzt und später in Calcutta ins Gefängniß geworfen wurde, weil er den englischen Residenten getödtet hatte. Der nächste Nawab (Fürst) war Saadet Ali Khan, Bruder Asof-ed-Daulahs, ein vorsichtiger und gewandter Mann, der seines Vorgängers Verschwendung wieder gut machte, und bei seinem Tode (1814) dreizehn Millionen Pfund Sterling hinterließ. Ihm folgte sein Sohn Ghazi-ed-din-Heider, der im J. 1819 mit Zustimmung der englischen Regierung den Titel König von Audh annahm, und dadurch die nominelle Abhängigkeit von dem Mogol-Kaiser aufgab. Der Charakter dieses Fürsten war unbedeutend, seine Vergnügungen sinnlich, seine Beschäftigungen niedrig und gemein. Ihm folgte im J. 1827 sein Sohn Nassir-eddin-Heider, der verstorbene König, dessen Charakter und Sinnesart so ziemlich denen seines Vaters glichen. Die Verworfenheit und niedere Immoralität seines Hofs, so wie die Streitigkeiten mit seiner Mutter bildeten in Indien lange Zeit das Tagesgespräch. Während seines Lebens erkannte er zwei Söhne an, da aber ihre Legitimität der englischen Regierung keineswegs unzweifelhaft schien, so verweigerte sie ihre Zustimmung, und der König verläugnete seine angeblichen Söhne später selbst. Nun war des Königs Oheim, jetzt, wie man sagt, ein unfähiger Greis von siebenzig Jahren, der Thronerbe, als aber der Tod des Königs erfolgte, den man schon einige Zeit vorausgesehen hatte, bemächtigte sich die Padschah Begum, oder königliche Mutter, des Palasts, und setzte den einzigen noch überlebenden außerehelichen Sohn des verstorbenen Königs, Muradschan Feridun, auf den Thron. Sie scheint die Volksmasse für sich gehabt zu haben, und glaubte darum den Engländern trotzen zu können, der englische Resident aber, Oberst Low, ergriff alsbald Maaßregeln, um denjenigen zu schützen, dessen Thronrecht die englische Regierung anerkannte. Er ließ die englischen Truppen, wie es scheint größtentheils Sipahis, ausrücken, gab der Königin Wittwe und dem jungen Fürsten fünf Minuten Zeit, den eingenommenen Thron zu räumen, und drohte im Weigerungsfall, den Palast zusammenzuschießen. Die Königin Wittwe leistete dieser Aufforderung keine Folge, worauf Oberst Low der Artillerie Befehl gab, auf das Volk und den Palast zu feuern. Ein hitziges Gefecht erfolgte, in welchem zwar die Truppen der englischen Regierung nur wenig litten, — zwei Sipahis sollen getödtet und acht verwundet worden seyn, aber von den Volkshaufen scheinen Viele gefallen zu seyn, die Sipahis erstürmten den Palast, und plünderten ihn aus, wobei unter Anderm auch der Thron aller seiner werthvollen Edelsteine beraubt worden seyn soll. Dieß geschah am 8 Jul. vorigen Jahrs. Die Königin Wittwe sowohl als der junge Kronprätendent fielen in die Gewalt der Engländer; der letztere soll mit gebundenen Händen in ein Zimmer des Residentengebäudes eingesperrt worden seyn, und ward, nachdem man ihn hier einige Zeit streng bewacht, nach dem englischen Gebiet abgeführt; der Padschah Begum ließ man nicht einmal eine ihrer Dienerinnen, sondern gab ihr eine aus der Dienerschaft des Residenten. Es ist zu fürchten, sagt am Ende das Asiatic Journal, daß der neue König nicht sehr fest auf seinem Throne sitzen, und die Einmischung der englischen Regierung oft in Anspruch genommen werden wird, da der junge Kronprätendent, wenn auch kein legitimer Sohn des verstorbenen Königs, doch schon einmal als dessen Erbe anerkannt war, und nach der Landessitte auch Anspruch auf den Thron hatte.

Wir bemerken zum Schlusse nur noch, daß das Benehmen

des engliſchen Reſidenten von mehrern Seiten getadelt, und zum Theil ſogar einer perſönlichen Feindſchaft gegen die Padſchah Begum Schuld gegeben wird. Die alsbaldige Entfernung dieſer letztern und ihres Schützlings war nothwendig, weil man fürchtete, es möchte ein allgemeiner Aufſtand zu ihren Gunſten ſtattfinden. Das Volk ſchrieb natürlich die unerwartete Erhebung eines alten abgelebten Mannes ſtatt eines jungen Sprößlings geheimen politiſchen Abſichten der engliſchen Regierung zu.

Ausflüge in den Abruzzen.

Sperlonga. — Aquino. — Iſola. — Sora. — Der See Fucino. — Avezzano. — Celano. — Aquila.

(Fortſetzung.)

Dio Caſſius ſagt, der erſte Plan ſey geweſen, das Waſſer in die Tiber zu leiten, was nicht ſo unausführbar iſt, als es auf den erſten Anblick ſcheinen möchte: ein Canal würde in dieſem Falle an dem Nordende des Sees in den Fluß Telonius (jetzt Imele oder Salto), der in geringer Entfernung entſpringt, gegraben worden ſeyn; dieſer Fluß macht zuerſt eine Wendung, wodurch er dem Fucinus näher kommt, wendet ſich dann plötzlich und fließt durch ein Thal von etwa 18 Stunden Länge nach dem Velino in der Nähe von Rieti. Dieſer letzte vereinigt ſich, wie bekannt, bei dem berühmten Waſſerfall von Terni mit der Nera und fällt in die Tiber. Wir wiſſen nicht, welche Hinderniſſe ſich der Ausführung dieſes Plans entgegenſetzten, welcher, wegen der weichen Beſchaffenheit des Bodens leichter ſeyn mußte, als der andere. Dieſer beſtand in einem Canal, der über eine Stunde weit durch einen Berg, der jetzt Salviano heißt, in den Felſen ausgehöhlt werden mußte. Claudius war ſo ſtolz auf ſein Werk, daß er die Epoche der glücklichen Vollendung durch ein barbariſches Feſt feiern wollte, wie nur die Annalen der erſten römiſchen Kaiſer ſie in ſolcher Größe ſchildern. Das Blut von 19,000 Gladiatoren ſollte dieß denkwürdige Ereigniß verherrlichen, und das Schauſpiel eine Seeſchlacht zwiſchen der rhodiſchen und ſiciliſchen Flotte ward aufgeführt, wozu ein künſtlicher Triton, der aus den Wellen hervorkam und in eine ſilberne Trompete ſtieß, das Zeichen gab. Nach dieſem außerordentlichen Schauſpiel, zu welchem eine Unzahl Zuſchauer aus allen Provinzen herbeiſtrömte, befahl der Kaiſer, der mit ſeiner Gemahlin Agrippina im prachtvollſten Anzuge ſich gegenwärtig befand, die letzten Hemmniſſe des Ausfluſſes hinwegzuräumen, aber aus einer nicht genau bezeichneten Urſache entſprach der Erfolg den Erwartungen nicht, und das Unternehmen ſchlug fehl.

Die Arbeiten wurden indeß wieder aufgenommen, und nach einem zweiten Gladiatorenfeſt auf dem See ergoß ſich die Waſſermaſſe mit ſolchem Ungeſtüm in die Mündung des Abzugscanals, daß alle in der Nähe befindlichen Gegenſtände und Boote umgeſtürzt wurden, der Stoß die umliegenden Berge erſchütterte, und die Anweſenden ſo in Schrecken geriethen, daß ſie nach allen Richtungen eiligſt entfloben; Claudius ſelbſt, der auf einer höheren Plattform bei einem Bankett ſaß, hatte große Mühe zu entkommen. Dieſe Entwickelung eines ſolchen Schauſpiels, mit dem die Erzählung von Tacitus ſchließt, verleitete Viele zu der Vermuthung, der Abzugscanal ſey ſeit jener Zeit unbrauchbar geworden; ſpätere Schriftſteller weiſen aber an mehrern Stellen deutlich darauf hin, daß er vollendet wurde, und dem beabſichtigten Zweck entſprach. Nero vernachläſſigte den Canal, Trajan jedoch und ſpäter Hadrian ließen ihn wieder herſtellen, aber in der dunkeln Zeit, welche dem Fall des Römerreichs folgte, ward er natürlicher Weiſe ſeinem Schickſal überlaſſen, und verſtopfte ſich allmählich. Kaiſer Friedrich II, der Hohenſtaufe, befahl ihn ſeiner urſprünglichen Beſtimmung zurückzugeben, und ihn von der Erde und dem Schutt zu reinigen, welcher ſich in dem Laufe der Jahre darin aufgehäuft hatten. Seit jener Zeit weiß man von keiner Herſtellung mehr, und erſt unter Ferdinand I. aus dem Hauſe Bourbon wandte die Regierung ihre Aufmerkſamkeit darauf. Vor mehreren Jahren legte ein Canonicus Lolli einen Plan vor, den alten Claudiſchen Canal zu reinigen, und man begann auch wirklich mit der Arbeit; allein die Sache ward wieder aufgegeben, da ſie auf Widerſtand und gegentheilige Plane ſtieß, unter denen einer die Erbauung eines großen ſchiffbaren Canals nach dem adriatiſchen Meere hin vorſchlug; alles dieß wurde aber endlich theils als unausführbare Theorie, theils als zu koſtſpielig wieder aufgegeben, und der Plan, den römiſchen Abzugscanal wieder herzuſtellen, endlich entſchieden angenommen.

Die Arbeiten wurden im Jahre 1826 unternommen, da ich zum erſtenmal dieſe Gegenden beſuchte, und waren im J. 1831 trotz der geringen Anzahl Menſchen, die dabei beſchäftigt waren, und trotz des Mangels an wirkſamen Maſchinen ſchon bedeutend vorgerückt. Faſt die halbe Länge des Abzugscanals war von Erde und andern Dingen gereinigt, die durch die zahlreichen Schachte oder Luftlöcher in Form runder Brunnen, welche äußerlich die ganze Linie des Canals bezeichnen, hineingefallen waren, und nach und nach den Durchgang verſtopft hatten. Der innere Bau behielt ſeine urſprüngliche Form und Solidität, und beſteht meiſt aus einem in den lebendigen Fels ausgehöhlten Bogen von 10 Fuß Höhe und ſechs Fuß Weite; wo kein Fels war, was ſehr ſelten der Fall iſt, ward ein ſehr feſtes Backſteingewölbe aufgeführt; dieß iſt nur an Einer einzigen Stelle gewichen, und wurde durch einen neuen Bau derſelben Art erſetzt.

Der Boden des Canals iſt in der Mitte etwas erhöht, um das Waſſer, wenn es nicht ſehr reichlich fließt, in zwei Rinnſalen abzuführen. Derſelbe wurde aber, während der neuern Arbeiten durch eine hölzerne Plattform bedeckt, um die Arbeiten, namentlich das Herausſchaffen des Schutts, zu erleichtern. Zugleich werden dadurch die Arbeiter über einem reißenden Bache erhalten, welcher den untern Theil der Höhlung etwa zwei Fuß tief füllt, und der, da man ihn ſtets aus dem Bogen über den Liris hervorfließen ſah, zu der Vermuthung Anlaß gab, daß trotz der Verſtopfung im Innern des Canals ein Theil des Waſſers aus dem See immer noch herausdringe, und ſo einen Ausgang finde. Man weiß jetzt aber ganz genau, daß dieſes Waſſer theils von den reichlichen Filtrationen aus dem Felſen ſelbſt,

theils aus einer ſchönen Quelle kommt, welche aus einer Seitenwölbung in ein kleines, zur Zeit des urſprünglichen Baues roh in den Kalkfelſen gehauenes Reſervoir fällt, und auch wahrſcheinlich ſeit jener Zeit in derſelben Richtung gefloſſen iſt.

Bereits iſt man an fünfzehn Schachten oder Luftlöchern vorbeigekommen, und ſo oft man an einen neuen kommt, bedient man ſich desſelben, um den Schutt in Körben dadurch hinauszuſchaffen. Dieſe Oeffnungen ſind auch ſehr vortheilhaft, um Licht hereinzulaſſen, und ſo wie eine nutzlos geworden iſt durch die Entdeckung der nächſten, ſo wird ſie oben mit einem Gitter verſehen und unten gewölbt, um abermaliges Hereinfallen von Erde und Steinen zu hindern. Außer dieſen Oeffnungen fand man zwei weite cuniculi oder Durchgänge, die ſich rechts und links von dem Canal ausdehnen, mit Steintreppen verſehen ſind, und bei Fortſetzung der Arbeit gleichfalls als Abzugscanäle dienen werden. Die Dimenſionen des Bogens ſind augenſcheinlich größer, als nöthig iſt, um den bloßen Ueberfluß des Sees abzuführen, ſie wechſeln aber in Höhe und Breite; und dasſelbe iſt bei dem Hauptcanal der Fall, der häufig eine ſtarke Krümmung macht. — In dem Felſen ſind öfters Zahlen ausgehauen, die zu der Meinung verleiten könnten, es finde ſich ein Maaß in römiſchen Fußen, allein dieſe Zahlen ſtehen nicht in regelmäßigen Zwiſchenräumen von einander, und manche Zahlen, z. B. 200, ſind ſehr häufig wiederholt.

Dieß war der Stand der Arbeiten im Jahre 1831; ſie wurden ſeitdem fortgeſetzt, und ſind jetzt ihrer gänzlichen Vollendung nahe.

Der See ſoll ſechs bis ſieben Stunden im Umfang, und zwiſchen drei und vier Stunden Breite haben, wo er am breiteſten iſt; dieſe Angaben ſcheinen indeß übertrieben, denn die größte durchſchnittliche Tiefe, fünfzig Fuß, ſteht damit nicht im Verhältniß. Nur wenige Dörfer zieren ſeine Ufer, unter denen das am Südende gelegene Ortucchio am meiſten den durch die Ueberſchwemmungen veranlaßten Veränderungen und Beſchädigungen ausgeſetzt war; auch wurde der Fleck, auf dem es ſteht, ſchon ſeit Menſchengedenken mehr als Einmal in eine Inſel verwandelt. Avezzano am entgegengeſetzten Ende fürchtete dasſelbe Schickſal, obwohl aber die allmähliche Zunahme des Waſſers nicht zu beſtreiten iſt, ſo gab es doch auch Zeiten, wo der entgegengeſetzte Fall beobachtet wurde, und als ich den See im J. 1836 zum erſtenmal beſuchte, war ein bedeutendes Stück Land dem See abgewonnen und angebaut worden; auch in den darauf folgenden fünf Jahren war der See ſo ſehr im Abnehmen, daß die Anwohner zu zweifeln anfingen, ob die auf die Reinigung des Abzugscanals verwandten Koſten ſich auch verlohnen möchten.

Das Waſſer iſt ungemein klar, und wurde, wie ſchon von den Alten, ſo auch noch jetzt, nicht nur als ein vortreffliches Trinkwaſſer, ſondern auch als heilſam in manchen Krankheiten geſchätzt. Dieß mag die Anſicht erklären, daß der See unter dem beſondern Schutze einer Localgottheit ſtehe, was durch die Auffindung einer Votivinſchrift an der Einmündung des Fluſſes Giovanco in den See beſtätigt wurde; ſie iſt dem Fucinus als einem Schutzgotte geweiht. Ein flacher, meiſt aber ziemlich ſchmaler Gürtel läuft rings um den See her, iſt aber entweder ſumpfig oder mit Binſen bedeckt; hinter demſelben erhebt ſich eine hohe, ſchroffe Bergkette, die nur am nördlichen Ende durch das weite Thal hinter Avezzano und auf der Südweſtſeite durch ein kleinere Ebene zwiſchen den Dörfern Luco und Trasacco unterbrochen iſt. Jenſeits dieſer letztern ſtößt der Fuß der Bergkette bis ans Waſſer, und hindert das Weiterkommen von Fußgängern und Pferden, welche ſonſt den See hart am Ufer völlig umgehen könnten. Die Temperatur der flachen Gründe am Ufer iſt, wie man ſich denken kann, im Winter viel minder ſtreng als das der umliegenden Berge, ſo daß, obwohl die Bewohner von Alba oft mehrere Tage lang durch Schnee und Froſt auf das Innere ihrer Wohnungen beſchränkt ſind, dieß doch in dem nur eine ſchwache Stunde entfernten Avezzano nie vorkommt, und der See ſelten über den Uferrand hinaus zufriert; doch weiß man, daß er in den Jahren 1167, 1226, 1595, 1683 und 1726 ganz zufror.

Die allgemeine Form dieſes Binnenſees iſt oval, natürlich mit manchen Unregelmäßigkeiten: er iſt ganz von hohen Kalkbergen umgeben, welche eine nackte, dürre Oberfläche darbieten; näher am Ufer aber ſind einige Wald- und Grasflecken bemerkbar. Eine zweite Kette erhebt ſich jenſeits deren, die zunächſt den See umgibt, gegen Oſten, die Majella, die für die höchſte im Königreich gilt, und zur Zeit meines Beſuchs (im Junius) noch mit Schnee bedeckt war. Die höchſten Berge erheben ſich an den beiden ſchmalſten Enden; der Doppelpik von Velino hinter Avezzano gilt für einen der höchſten Punkte in den Apenninen, und der Monte Cordo und Monte Turchio an der entgegengeſetzten Seite geben ihm wohl an Höhe und phantaſtiſchen Umriſſen nichts nach. Die weſtliche Kette iſt etwas flacher, und die, welche die öſtliche Gränze bildet, und die Marſen von dem Thal von Solmona ſchied, iſt nicht nur bedeutend niederer als die andere, ſondern erhebt ſich auch in einer weit größern Entfernung vom Waſſer, ſo daß eine ebene Strecke wohl bebauten und bevölkerten Landes dazwiſchen bleibt. Avezzano, Celano und Peſcina ſind die Hauptorte und die einzigen, die auf den Namen von Städten Anſpruch machen.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe des Dorpater Profeſſors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

(Fortſetzung.)

Das Klima der Ukraine unterſcheidet ſich wenig von dem des Gouvernements Poltawa. Obgleich Charkow noch nördlicher als Poltawa liegt, ſah ich doch im botaniſchen Garten viele Pflanzen in freier Luft, an denen man erkennen kann, daß das Klima nicht ungünſtig iſt; ſelbſt Verſuche, den Weinſtock in freier Luft zu ziehen, ſind gelungen. Die Vermehrung der Bäume könnte auch hier das Klima ſehr verbeſſern. Dasſelbe läßt ſich von dem Gouvernement Kurſk ſagen; die darin befindlichen Kreideberge verbeſſern hier wie im Gouvernement Woroneſh das Klima; die Wärme der untern Schichte der Atmoſphäre wird durch die Kreide ſichtlich vermehrt, und die Pflanzen leiden weniger als in andern Gegenden, z. B. im Gouvernement Kiew

In den großen Steppen im nördlichen Theil des Landes der donischen Kosaken lernte ich einige Eigenthümlichkeiten des Klima's kennen, welche mir sehr merkwürdig schienen und Stoff zum Nachdenken gaben. In der Nacht vom 25 auf den 26 Julius wurde es plötzlich nach mehrern Wochen andauernder Hitze außerordentlich schwül; Gewitterwolken entluden sich in stillem Regen, wobei sich zugleich ein seltsamer Geruch verbreitete, der uns mehrere Stationen weit begleitete. Am andern Tage trat eine solche Kälte ein, daß ich genöthigt war, Oberrock und Mantel anzuziehen, und in der folgenden Nacht fiel der Thermometer in kurzer Zeit auf + 5°, worauf sich noch etwas weiter gegen Norden Spuren von Kälte an den Kartoffelblättern bemerklich machten. Die Ursache dieser Kälte war jedenfalls die schnelle Verdünstung des geringen Regens; von der vorhergehenden sengenden Hitze war das Erdreich in einem hohen Grade ausgebrannt, und der darauf folgende schwache Regen mußte schnell verdünsten; da nun jede Verdünstung Kälte erzeugt, so trat sie auch hier ein, und um so empfindlicher, je schneller die Verdünstung gewesen war. Leider ist es nur allzu gewiß, daß eine solche Kälte in dieser Jahreszeit dem Wachsthum ausnehmend schadet, und daß in Ländern, wo ähnliche Erscheinungen vorkommen, der Anbau einer Menge nützlicher Pflanzen kein günstiges Resultat liefern kann; es fragt sich jedoch, ob es nicht möglich ist, einer solchen raschen Verdünstung entgegen zu arbeiten, und dadurch die Ursache der Kälte zu entfernen. Ich hatte dieß nicht für unmöglich, und bin überzeugt, daß erfahrene Physiker Mittel andeuten können, diesem Fehler des Klima's abzuhelfen; eines davon ist ohne Zweifel eine verständige Anpflanzung von Wäldern, welche hier sehr an ihrem Platze wären.

Die Vegetation in den Umgebungen von Sarepta zeigt kein schlechtes Klima an: nahe bei der Stadt fanden wir in freier Luft eine Menge Gewächse in sehr gedeihlichem Zustande, die ein warmes oder wenigstens sehr gemäßigtes Klima erfordern, als: welsche Nüsse, Birnen, Reben, Maulbeerbäume, Melonen u. dgl. Am 27 Julius gab man mir in Sarepta ausnehmend schmackhafte und sehr schöne Früchte. Die besten Sorten bezieht man aus der Krim und aus Deutschland. In den dortigen Gärten hingen Trauben von ungewöhnlicher Größe und Schönheit; einige davon näherten sich der Reife, aber es ist wohl zu merken, daß Birnen, Aepfel und Weintrauben eine solche Vollkommenheit nur vermittelst häufigen Begießens und guter Wartung erlangen. Man versicherte mich, daß ohne Begießung die Trauben sehr häufig wegen der großen Trockenheit abfallen.

Näher bei Saratow ist das Klima nicht so trocken, aber viel kälter als in Sarepta, und ich fand häufig, daß die Spitzen der Maulbeerbäume durch die Kälte gelitten hatten: darum sieht man hier selten eigentliche Maulbeerbäume, sondern größtentheils nur Gebüsche. Diese Beschädigung geht wahrscheinlich am Ende des Winters vor sich, denn späte Fröste treten hier im Frühjahr selten, im Sommer nie ein, wenigstens konnten sich diejenigen, welche ich darüber befragte, keines solchen erinnern. Melonen und Pasteken gedeihen um Saratow in freier Luft vortrefflich. In den Colonien fand ich einige schöne Fruchtgärten mit guten Früchten, aber selten traf ich Birnen, und diese nur unter dem Schutze hoher Gebäude. Pappeln verschiedener Art gedeihen hier ausgezeichnet schön, namentlich die schwarze Pappel mit so breiten Blättern, wie ich sie früher nicht einmal in Deutschland sah. Die Esche trifft man in den deutschen Colonien auf den höchsten Punkten; es wäre darum sehr leicht, sie zu vermehren, und solche Eschenwälder würden auch zur Verbesserung des Klima's dienen.

Das Klima des Gouvernements von Penza schien mir weit minder günstig für die Vegetation, als das von Saratow; ohne kälter zu seyn, als das letztere, ist es doch bedeutend trockner. Birnen gedeihen nicht, wie man sagt, das Frühjahr beginnt sehr spät, und der Roggen wird sehr früh, schon in den ersten Tagen Augusts (a. St.) ausgesäet. — Noch etwas rauher ist das Klima um Nischnei-Nowgorod; das Frühjahr soll hier ziemlich spät eintreten und späte Nachtfröste nicht selten seyn. Die Vegetation zeigt hier in jeder Beziehung ein nördliches Klima, und obwohl auch hier einige gute Fruchtgärten sind, so sieht man doch nirgends Birnen, die Apfelbäume haben keine großen frischen Schößlinge, und geben, wie man sagte, nur alle zwei oder drei Jahre eine gute Ernte. Man versicherte mich, das Klima um Nischnei-Nowgorod gleiche dem von Dorpat, obgleich diese Stadt unter einem Grad nördlicher Breite mit Mietau liegt; es ist kein Zweifel, daß das dortige Klima besser ist, als das unsrige, was aber die Verbesserung durch Landbau und Forstcultur anbetrifft, so kann es noch um vieles besser werden. Die hier sehr gewöhnliche Espe bildet gute Wälder, welche als Schutz zur Anpflanzung anderer Bäume dienen könnten; übrigens gibt es auch Birkenwälder, Haselnuß-, Eichenwälder u. dergl., namentlich in der Nähe der Stadt. Da der Boden hier weit besser ist, als in der Umgegend von Dorpat, so könnte eine vervollkommnete Bearbeitung desselben das Klima verbessern, und man kann auch in der That später einen günstigen Erfolg von der Ausführung vieler Verbesserungen in der Landwirthschaft erwarten, auf welche man in der Umgebung von Dorpat verzichten muß.

Im Gouvernement Wladimir ist das Klima nicht so gut, wie in dem von Nischegorod, vielleicht darum, weil der Boden viel ärmer ist; indeß traf ich auch hier auf Aepfelgärten mit einer Menge schöner Früchte, und da, wo bei gehöriger Aufsicht die Apfelbäume gedeihen und gute Früchte tragen, kann man auch vom Kornbau und der Anpflanzung vieler nützlichen Gewächse guten Erfolg erwarten.

Das Klima des Gouvernements Moskau scheint mir viel besser, als das von Nischegorod, und der bemerkte Unterschied ist bedeutender, als man nach den Breitegraden und der nördlichern Lage erwarten sollte; ein besserer Anbau des Bodens hat Einfluß hierauf, namentlich in den nächsten Umgebungen von Moskau. Hier gedeihen Aepfel sehr gut, und besonders sind die frühen Sorten schmackhaft, die Birne aber sah ich nie in freier Luft, und eben so wenig die italienischen pyramidenartigen Pappeln. Das Winterkorn, das meist aus Roggen besteht, wird hier im Anfang des Augusts gesäet, wahrscheinlich weil Herbst und Frühjahr sehr kurz sind, und spät gesäeter Roggen weder im Herbst noch Frühjahr Zeit genug hätte, vor der Bildung der Aehre zu einem hinreichend kräftigen Wachsthum in Blatt und Wurzel zu gelangen, ohne welche das Korn die völlige Reife nicht erreichen kann. Nichtsdestoweniger wachsen die Gurken in freier Luft, aber dieß ist ein deutlicher Beweis, daß im Anfange des Sommers Nachtfröste selten oder nie Schaden thun. Viele Gartenpflanzen werden in vorzüglichem Grad erzeugt, und man kann darum auch von verschiedenen nützlichen Verbesserungen hinsichtlich des Landbaues einen guten Erfolg erwarten. Da an vielen Orten noch durchaus kein Mangel an Holz ist, so ist auch das Klima im Allgemeinen nicht allzu trocken; wahrscheinlich schützen auch die Wälder am Ende des Frühlings wie im Herbst gegen die Kälte.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 40.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

9 Februar 1838.

Die Kathedrale von Sevilla.

(Nach der Schilderung von Roſſeeuw Saint-Hilaire in der Revue de Paris.)

Keine Kirche in der Welt, weder St. Peter zu Rom noch der Dom zu Mailand oder Straßburg, haben den religiöſen Eindruck auf mich gemacht, den ich beim Eintritt in dieſe kaum von einem geheimnißvollen Halblicht erleuchteten Wölbungen fühlte; hier ſieht man, gegen die ſpaniſche Sitte, keine Vergoldungen, keine Maſſe von Zierrathen, nur den Stein, den nackten, grauen Stein mit den ſchlanken Säulchen, die in rieſenhaften Bogen nach dem Gewölbe zu ſich erheben. Der einzige auffallende Luxus iſt das reiche Marmorpflaſter, das hie und da von dem bunteſten Reflex der Fenſterſcheiben oder von den langen Luftſtreifen erglänzt, welche das Eröffnen einer Pforte auf die heilige Dunkelheit des Ortes wirft. Unglücklicherweiſe hemmt der Chor, ein maſſiver Bau von Stein und Marmor, der gleich einer Kirche in der Kirche aufgeführt iſt, von allen Seiten die Ausſicht und das Licht. Aber trotz dieſes ſyſtematiſchen Fehlers, den man in allen Kirchen Spaniens wieder findet, macht die Größe und chriſtliche Einfachheit dieſes koloſſalen Gebäudes einen unermeßlichen Eindruck. Die wenigen Hundert Gläubigen, die gewöhnlich der Meſſe beiwohnen, verlieren ſich in dem ungeheuern Raume; die Orgel, die unter den rieſenhaften Wölbungen hervortönt, hat Mühe, ihn auszufüllen, und die Strahlen von den hohen Fenſtern des ſüdlichen Schiffs dringen nicht einmal bis an das andere Ende.

Man muß die Kathedrale namentlich von Mittag bis zwei Uhr ſehen, wo die Menge ſich verlaufen hat, und ein majeſtätiſches Schweigen den ganzen Umfang erfüllt. Dann wird man in ſeinen Träumereien nicht von ungeſtümen Bettlern geſtört, und keine kokette Spanierin, nachläſſig niedergekniet, lockt mit ihrem Fächer oder dem unter der ſchwarzen Mantilla hervorleuchtenden Blick. Man iſt allein, allein mit ſeinem religiöſen Gefühl, und ſelbſt der Schall der Tritte kommt einem wie eine Entweihung vor. Dann kann man in einer köſtlichen Kühlung während der glühendſten Stunden des Tags ganz nach Gefallen die Pilgerfahrt in allen den Capellen anſtellen, welche durch die Kunſt wie durch die Religion geheiligt ſind. Ein Kirchenwächter begleitet den Fremden, und der Cicerone bringt den Sacriſtan zum Schweigen.

Ich habe verſucht, den Eindruck zu ſchildern, den dieſe prachtvolle Kirche auf alle Reiſenden hervorbringt, aber ich würde nicht enden, wenn ich alle Wunder beſchreiben wollte, die ſie in ſich ſchließt. Ich übergehe den Capitelſaal, ein wahres Kleinod von Architektur, deſſen zierliches Oval voll Anmuth und Originalität, und das mit 20 herrlichen Portraits von Murillo geziert iſt, welche leider nur etwas zu hoch geſtellt ſind. Die Vorhalle, ſchöner als die große Halle anderer Kathedralen, die Capelle der Könige (de los Reyes), wo man die Grabmäler des unglücklichen Alphons X, El Sabio (der Gelehrte, nicht der Weiſe) genannt, und das von Fernando II, dem Eroberer von Sevilla ſieht; den Kryſtallbecher, deſſen ſich dieſer eben ſo tapfere als fromme König bediente, der ſeinen Heiligennamen mit dem Degen erwarb; den Schlüſſel Sevilla's, den die Mauren ihrem Sieger am Tage ſeines Einzugs in die eroberte Stadt im J. 1261 darbrachten; die Holzſchnitzereien im Chor, die noch ſchön ſind ſelbſt nach denen von Cordova, und die Karyatiden, ausgeſchnitzt in Eichenholz, welche die beiden unermeßlichen Orgelgehäuſe ſtützen. Die Kathedrale von Sevilla iſt, wie geſagt, ein wahres Muſeum, dem alle Künſte ihren Tribut dargebracht haben, denn ſie ſchließt außer der großen Halle der Kirche eine zweite viel neuere Seitenkirche, eine ungeheure Bibliothek von einfachem und ſtrengem Styl, und einen Patio ein, der zwar dem von Cordova ſehr nachſteht, aber wie er mit arabiſchen Mauern umgeben und mit Orangenbäumen bepflanzt iſt, deren Gedächtniß freilich nicht bis auf Abderrahman hinaufreicht. Ein ſchönes arabiſches Thor, die Pforte der Vergebung genannt, vollkommen erhalten, aber ſorgfältig mit Kalk geweißt, führt in dieſen Patio, den eine ſchlechte neuere Sculptur verunſtaltet.

Im Gegenſatz mit dem Dom von Mailand, der nur ſchön von außen, iſt die Kathedrale von Sevilla nur ſchön von innen. Eine Menge Capellen und Nebengebäude von jedem Styl, und aus jedem Zeitalter, verunzieren das Aeußere völlig, das übrigens einfach und wenig verziert iſt. Aber der ſchönſte Schmuck, das zierlichſte Kleinod, welches nichtsdeſtoweniger

570 Fuß Höhe hat, iſt die berühmte Giralda, welche man in der unermeßlichen Ebene, in der Sevilla liegt, überall auf 6 bis 7 Stunden in der Runde erblickt. Nichts gleicht der Zierlichkeit und Eleganz dieſes rieſenhaften Thurms, der bis auf zwei Drittheile ſeiner Höhe arabiſch iſt. Der obere neuere Theil beſteht aus einer unendlichen Menge von Säulchen, von Gewölben, von Pfeilern, die ohne Verhältniß und ohne Symmetrie über einander gehäuft, ſchön gelb angeſtrichen und von mannichfachen Glockenthürmchen überragt ſind, die einen ſehr ſchlechten Effect machen; man ſollte es für ein Kartenhaus halten, das der erſte Sturm herunterwerfen müßte, ſtünde nicht oben die maſſive Bronzeſtatue, die Giralda genannt, die allen Leſern des Don Quixote ſo wohl bekannt iſt. Der arabiſche Theil iſt ein Muſter von Zierlichkeit, Einfachheit und Stärke: die zierlichſten Arabesken ſchlängeln ſich von einem Ende ſeiner rieſenhaften Wände zum andern, und in jedem Stockwerk drückt ein kleines Fenſter mit doppelten Bogen und ſeinen drei ſchlanken Säulchen dem Bau ſeinen orientaliſchen Stempel auf. Man gelangt auf die Spitze dieſes ſchönen Thurms glücklicherweiſe nicht vermittelſt einer Treppe, ſondern, wie in dem St. Marcusthurm zu Venedig, auf einer ſo ſanft geneigten Fläche, daß einer der letzten Könige von Spanien hinauf geritten ſeyn ſoll. Die ſchöne hellgelbe Farbe, die ihn bedeckt, ſcheint ein Reflex der Sonne von Sevilla und contraſtirt wunderlich mit dem grauen Ton der ehrwürdigen Kathedrale, die jedoch um einige Jahrhunderte jünger iſt.

Das Panorama von der Höhe der Giralda herab iſt mehr impoſant als ſchön: unten liegt die gleich einem Bienenſchwarm ſummende Stadt, der Guadalquivir, der ſie in ſeinen Windungen einſchließt, und bald unter dichtem Blätterwerk ſich verliert, bald in der reichen, von ihm befruchteten Ebene wieder erſcheint; einige Olivenwälder um die Stadt her, und ſodann die Wüſte, wie bei einer Stadt des Orients; nur hie und da erheben ſich einige weiße Dörfer in der Ferne auf dieſer ſtaubreichen, durch ſechs Sommermonate verbrannten Fläche. In der Ferne erkennt man die bläulichen Spitzen der Sierra Morena, welche ſich kaum einige Klafter über dem Boden zu erheben ſcheinen, die rauhen entlegenen Gipfel der Serrania de Ronda mit dem ungeheuern einzeln ſtehenden Berge, der Mohrenkopf genannt; endlich über allem die Sonne von Sevilla, die mit ihren ſchrägen Strahlen den Thurm und die alte Kathedrale rötbet. Dieß iſt das Schauſpiel, das man jeden Abend von der Spitze der Giralda herab überblickt.

Ausflüge in den Abruzzen.

Sperlonga. — Aquino. — Iſola. — Sora. — Der See Fucino. — Avezzano. — Celano. — Aquila.

(Fortſetzung.)

Auf einem gewundenen mühſeligen Pfade ſtiegen wir hinab an den Rand des Sees, und gelangten von da an das Thor von Avezzano, einer Stadt von 3000 Seelen, die auf einer vollkommenen Fläche liegt, breite Straßen, große und wohlgebaute Häuſer hat, und darum ein ſehr hübſches Anſehen darbietet. Ein altes, ſehr maſſives Gebäude außerhalb der Stadt erinnert an den ehemals mächtigen Feudalherrn, denn es gehörte der Familie Colonna, von der es durch Erbſchaft an die Barberini überging, welche beide noch große Beſitzungen in dieſem Diſtrict haben: dieſes Gebäude mit einem jetzt in Gärten verwandelten Graben und von ſchweren runden Thürmen flankirt, wird nun von dem Geſchäftsführer des gegenwärtigen Beſitzers bewohnt.

Außer dem Claudiſchen Abzugsgraben bietet die Nachbarſchaft von Avezzano dem Alterthumsforſcher noch einen andern Gegenſtand in den leicht zugänglichen Ruinen von Alba dar. Das neue Dorf, welches nur 300 Einwohner zählt, liegt auf dem Gipfel eines der beiden Pics, welche den Berg krönen, während die Ueberreſte der alten Stadt nebſt einer Kirche auf dem andern liegen. Alba Fucenſis gehörte urſprünglich den Marſen, wurde aber nach deren Unterwerfung unter die Römer durch die natürlichen Vortheile ſeiner Lage und die große Stärke ſeiner Feſtungswerke ein Platz von Bedeutung, denn die Römer erwählten dieſen Ort zum Aufenthalt oder vielmehr zum Gefängniß für ſolche Perſonen, welche ihre tyranniſche Politik zu ewiger Gefangenſchaft verurtheilte: zu dieſen gehörte Bituitus, König der Alverner, Syphax, König von Numidien, und Perſeus, König von Macedonien, der nebſt ſeinem Sohne Alexander nach manchen Jahren von Gefangenſchaft hier ſeine Tage endete. Die noch vorhandenen Ruinen beſtehen aus einer dreifachen Linie von Mauern, die ſich über einander erheben und die Citadelle einſchließen; ſie ſind von keiner ſehr großen Ausdehnung, aber auf eine Art erbaut, daß ſie gleich gut den Anſtrengungen der Menſchen und den Verheerungen der Zeit widerſtehen konnten: das Material gleicht in Korn und Farbe dem ſchönſten Marmor, und die ungeheuer großen und unregelmäßigen Blöcke ſind ſo gut zuſammengefügt, daß ſie eine der vollkommenſten Proben der ſogenannten cyclopiſchen Bauart liefern.

Das Volk der Marſen, deſſen Urſprung in tieferes Dunkel gehüllt iſt, als der irgend eines benachbarten Volks, ſtammte wahrſcheinlich von den Sabinern ab. Der Landſtrich, den ſie bewohnten, und der ihren Namen trug, bietet das einzige Beiſpiel dar, daß die alte Benennung bis auf den heutigen Tag in gewöhnlichem Gebrauch geblieben iſt, und daß die Gränzen des Landes noch jetzt im 19ten Jahrhundert dieſelben ſind, wie in den Tagen der römiſchen Republik. Während ſonſt die Feudalherren des Mittelalters ihren Titel von irgend einer beſondern Stadt, einem Schloß oder Gebiet annahmen, nannten ſich die Beſitzer dieſes Diſtricts zuerſt Caſtaldi, dann Grafen der Marſen, ein Titel, der noch in der Familie Colonna beſteht. Es würde für affectirt gelten, wenn einer ſagen wollte, er gehe nach Samnium oder Lucania, aber ein Ausflug nei Marsi iſt eine ganz geeignete und ſogar gewöhnliche Art ſich auszudrücken. Ihre Städte werden durch denſelben Beiſatz bezeichnet, und der Biſchof, der zu Peſcina reſidirt, nimmt den Namen ſeiner Diöceſe nicht von dieſer Stadt, ſondern unterzeichnet ſich Veſcovo di Marſi.

Es iſt ein bemerkenswerther Umſtand, daß die gegenwärtigen Bewohner dieſer Gegenden dieſelben geheimen Kräfte zu beſitzen behaupten, wodurch ihre Vorväter ſich auszeichneten, näm-

lich die, giftige Schlangen zu bezaubern und ſie unſchädlich zu machen. Faſt in allen Theilen des neapolitaniſchen Gebiets ſieht man ſie mit Kaſten voll Schlangen jeder Größe und Farbe herumziehen und dieſe der gaffenden Menge zeigen, wobei ſie zugleich gegen eine ſehr geringe Belohnung ſich anerbieten, die Zuſchauer ſo unverwundbar zu machen, wie ſich ſelbſt. Ich habe häufig dieſe Leute im Anfang des Frühjahrs zu Neapel an irgend einem ſonnigen Platz in der Nähe der See ſitzen, ihre Schlangenſammlungen zeigen, und eine nicht unbedeutende Contribution von der Neugierde oder Leichtgläubigkeit der Umſtehenden erheben ſehen. Die Operation, um ſich für die Zukunft gegen das Schlangengift zu ſichern, beſteht darin, daß man die Hand oder den Arm mit einem ſeines Giftes beraubten Vipernzahn leicht aufritzt, dann einen geheimnißvollen Stein darauf legt, und endlich dem, der die Operation durchmacht, ein Bild oder ein Gebet an den heil. Domenico di Cocullo gibt — ein Dorf in den marſiſchen Bergen, wohin alle Jahre Pilger aus allen Theilen der Provinz als zu einem Heiligthum wallfahrten. Dieſe Ceremonie heißt ingermare, welche wohl ſo viel als einpflanzen bedeuten ſoll.

Doch ich kehre zu den Fucinoſee zurück. Morgens früh brach ich von Avezzano auf und ſchickte mich an, eine Fahrt auf dem See zu machen, was auf einem der ſchlechten hier gebräuchlichen Boote geſchehen mußte. Wir hielten zuerſt an der Mündung des Abzugscanals, welcher durch das allmähliche Sinken des Waſſers bloßgelegt, aber durch Koth und Steine ganz unkenntlich gemacht worden war. Jenſeits desſelben ſind an der Seite des Berges drei unterirdiſche Durchgänge übereinander, welche alle in einem ſanften Abhange nach dem Hauptcanal hinführen. Man fing vor mehrern Jahren an, ſie aufzuräumen, als man den erſten Verſuch zur Wiederherſtellung der römiſchen Werke machte, gab die Sache aber bald wieder auf.

Folgt man den Ufern des Sees, ſo ſtößt man nach einer kleinen Stunde auf das Dorf Luco, das ziemlich erhöht über dem Waſſer, und im Hintergrund von zackigen Bergen umgeben, maleriſch und freundlich daliegt. Ehe wir dahin gelangten, hielten wir in einer kleinen Bai, um die ſogenannten Petogne zu ſehen, d. h. die Mündung eines kleinen unterirdiſchen Abfluſſes, in den das Waſſer ſich mit bedeutender Heftigkeit ergießt; man kannte dieſen Ort ſchon lange, aber erſt in neuerer Zeit iſt er durch den tiefen Stand des Sees ſichtbar geworden. Man ſieht und hört das Waſſer ſich in dieſen natürlichen Canal ſtürzen, der dennoch nicht das Anſehen einer tiefen Oeffnung hat, ſondern das Waſſer durch eine Decke von Kies und Schutt gleichſam einzuſaugen ſcheint.

Etwas näher gegen Luco iſt ein ähnlicher natürlicher Abzugsgraben, der jedoch durch einige ins Waſſer vorſtehende Felſen gedeckt iſt, man kann indeß das Geräuſch bis auf eine ziemliche Entfernung hören; als ich die Stelle beſuchte, wurde ſie mir noch merkwürdiger durch zahlloſe Schwärme von Schlangen, die auf den Steinen liegend in der Sonne ſich wärmten und bei unſerer Annäherung ins Waſſer ſprangen, wo ſie mit allen Zeichen der Wuth ihre Zungen gegen das Boot ausreckten. Ich konnte nicht umhin, mich an die Sage von der Zauberkraft der alten Marſen und von den zahlreichen Schlangen in ihrem Lande zu erinnern.

Auch die Localität verſtärkt dieſen Eindruck, da der Name Luco, wie man glaubt, von Lucus Angitiä, dem myſtiſchen Walde, herkommen ſoll, in welchem die Bewohner Opfer brachten zur Ehre Angitia's, der Schweſter Circe's, von der ſie zuerſt die Kräfte von Kräutern zur Heilung von Schlangenbiſſen und die Kraft, ſie durch Zauber zu bändigen, gelernt zu haben behaupten. Eine Stadt, Namens Angitia, ſoll gleichfalls hier geſtanden haben, und die Ueberreſte des Alterthums, welche man hier findet, ſcheinen dieß zu beſtätigen.

(Fortſetzung folgt.)

Antibramanismus in Indien.

In der Sitzung der königlich aſiatiſchen Geſellſchaft zu London wurde eine Abhandlung von einem Dr. Stevenſon über den antibramaniſchen Gottesdienſt der Hindus in Dekkan vorgeleſen. Der Verf. bemerkte zuerſt, man glaube gewöhnlich, daß alle Hindus dieſelben Gottheiten anbeteten, und obgleich man jetzt wiſſe, daß verſchiedene religiöſe Syſteme in Indien beſtünden, ſo ſey es doch die herrſchende Anſicht, daß der Bramanismus die urſprüngliche Religion und allgemein herrſchend geweſen ſey, bis zuerſt die Buddhalehre und dann der Islam ihr Eintrag gethan haben. Es zeigt ſich jedoch bei näherer Beobachtung, daß der Bramanismus ſich keineswegs über die ganze Bevölkerung verbreitete, und daß eine andere Form von Gottesverehrung vor dem Braminenglauben beſtanden haben muß, mit welchem ſie ſich nie bedeutend vermengte. Die eigenen Beobachtungen des Verfaſſers erſtrecken ſich freilich nicht weiter als über die Mahratta-Bevölkerung in Dekkan; er glaubt aber, daß ähnliche Thatſachen auch in andern Theilen Indiens ſich ergeben würden, da unter den Braminen ſelbſt die Sage beſteht, daß ſie urſprünglich aus den Ländern nordwärts des Himalaya-Gebirges gekommen ſeyen, worauf auch ihre hellere Farbe und ſchärferen Geſichtszüge hindeuten. Die Bhils, Ramuſis, Kulis und andere Bergſtämme haben keinen Verkehr mit den Braminen in religiöſen Dingen, laſſen ihre Entſcheidung nur in bürgerlichen Angelegenheiten zu, und die Gottheiten dieſer Völker ſind auch von den Braminen nicht anerkannt. Seinen Angaben zufolge verehren die Bewohner von Dekkan den Gott Betal. Profeſſor Wilſon bemerkte hierüber: Der Bramanismus ſey allerdings nur auf die Städte und Heerſtraßen beſchränkt, und wenn ein Reiſender in die abgelegneren Theile von Hinduſtan eindringen wollte, ſo würde er nur wenig Spuren von Wiſchnu, Khriſchna, Siwa und andern Hindugottheiten finden. Der Betal, ſetzt er hinzu, ſey keine individuelle Gottheit, ſondern nur die Benennung eines höhern Geiſtes überhaupt, der auf ſehr verſchiedene Weiſe verehrt werde. Obriſt Briggs fügte bei, er könne aus Erfahrung behaupten, daß ſich der Bramanismus nicht im ſüdlichen Indien ausgebreitet habe. In Nagpur, Kandiſch und im Carnatic hätten die Eingebornen keine andere Religion, als die, ſich gegen Unglück zu ſchützen, und brächten zu dem Ende nicht nur mächtigen Geiſtern, ſondern ſelbſt Tigern, Schlangen, dem Donner, Gewittern u. dgl. Opfer dar. Der größte Theil der Halbinſel ſey von Nichthindus bewohnt, und zu Nagpur z. B. beſtehe nur etwa der vierte Theil der Bewohner aus eigentlichen Hindus.

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

(Fortsetzung.)

Ueber den Boden.

Im Gouvernement Pskow ist der Boden im Allgemeinen, mit Ausnahme einiger wenigen Strecken, sehr wenig fruchtbar von Natur, der Landbau beschränkt sich darum auch vorerst auf Roggen, Hafer, Gerste, Buchweizen, Kartoffeln und Erbsen; der Boden ist mehr sandig und kieselreich als thonig; darum kann er für die genannten Pflanzen sehr gut mit dem kleinen russischen Hackenpfluge bearbeitet werden. An vielen Orten sind große Sümpfe, und die Wiesen im Allgemeinen sehr mittelmäßig. So viel ich bemerken konnte, gilt dieses auch von dem Gouvernement Witebsk.

Im Gouvernement Smolensk fand ich an vielen Stellen einen sehr fruchtbaren Boden, an andern aber auch einen magern Sand. Der beste Boden taugt nicht nur zu dem gewöhnlichen Getreidebau, sondern auch zu Kartoffeln und Klee, und wo die Lage nicht allzu trocken und hoch ist, taugt er auch zu andern Fruchtkräutern. Obwohl dieser Boden auch verschiedene Handelspflanzen erzeugen könnte, so tritt doch hier das Klima hemmend entgegen. Näher gegen das Gouvernement Orel zu trifft man guten Boden, und auch das Klima ist besser. Im Gouvernement Orel selbst ist der Boden fast überall fruchtbar, und an einigen Orten sehr reich. Hier trifft man weite Strecken, wo Korn erzeugt wird, ohne daß man seit Jahrhunderten gedüngt hätte; doch bemerkt man auch, daß die Erde sich bedeutend erschöpft hat, und man macht schon lange einen Unterschied zwischen *altem* und *neuem* Boden: alt nennt man denjenigen, welcher schon mehr als 100 Jahre zur Aussaat gebraucht wird, neu denjenigen, der erst seit 80 oder weniger Jahren gebaut wird; der letztere gibt eine weit reichere Ernte als der alte, auf dem auch das emporgekommene Getreide bei weitem nicht so üppig steht, wie auf dem neuen; daher hat man hier auch bereits eine Düngung namentlich auf dem alten Boden eingeführt. Uebrigens benutzt man für den Hanfbau schon seit langer Zeit den Boden, für den Kornbau aber hat man erst in der neuesten Zeit begonnen. Der Boden enthält hier viele Dammerde, sehr wenig ausnehmend feinen Sand, etwas Kalk und Eisenoxyd, und weniger Thon, als man dem Anblick nach vermuthen sollte. Nach der gewöhnlichen Abtheilung gehört er zu der Gattung des aus Thon und Dammerde bestehenden Bodens, den man auch den reichen Gerstenboden zu nennen pflegt; er läßt sich sehr leicht pflügen, und zum Roggenbau ist der kleine Hackenpflug mit Einem Gespanne vollkommen hinreichend. Dieser reiche Boden kann bei gehöriger Bearbeitung und Düngung alle Kornarten erzeugen, welche nur immer in dem hiesigen Klima wachsen können, obwohl die einen eine größere Vollkommenheit erreichen können als die andern; der deutliche Beweis davon ist der riesenhafte Flachs, der hier in größter Ueppigkeit wächst; nirgends noch habe ich Flachs in solcher Vollkommenheit gesehen, wie in dem Gouvernement Orel. Dieß beweist indeß auch, daß eine gehörige Bearbeitung des Bodens einen sichern, viel höhern Gewinn abwerfen wird. Sehr gut würde es hier auch seyn, Klee, namentlich Lucerner Klee, so wie Winter- und Sommerrüben zu bauen, wenn man sie nur gegen die Insecten schützen kann; bei gehöriger Pflege müßte auch Tabak gedeihen. Runkelrüben kommen hier vortrefflich fort, und sollen viel Zuckerstoff enthalten; Schotengewächse gedeihen gut, und namentlich die Ackerbohne wäre in einigen niedrig gelegenen Gegenden sehr vortheilhaft; Fruchtbäume gedeihen vorzüglich, und sorgsame Gärtner können einen großen Gewinn daraus ziehen.

Der Boden im Gouvernement Tschernigow ist, so viel mir bekannt, an verschiedenen Orten sehr verschieden, und an einigen nicht sehr reich; näher bei Kiew finden sich große Sandebenen, und bedeutende Strecken sind ziemlich, andere völlig unfruchtbar. Die deutschen Colonisten in den Colonien von Bielowiesh bearbeiten ihren reichen Boden mit großem Erfolg, und gewinnen gute Ernten an Roggen, Gerste und Hafer, weniger an Weizen; ihre Kartoffeln sind vorzüglich; schade, daß sie den Kleebau nicht verstehen, der ihrem Boden sehr angemessen und ihnen höchst nothwendig wäre, da sie bei dem Mangel an eigentlichen Wiesen das Heu um theuern Preis von den benachbarten Gutsbesitzern kaufen müssen; bei dem Anbau von Klee würden sie ihre gute Pferde- und Rindviehzucht noch verbessern. Winter- und Sommerrüben könnten gleichfalls gut gedeihen, und der Anbau von Futterkräutern würde auch ihren Boden bedeutend verbessern.

Den Boden in der Nähe von Kiew kann man weder ganz schlecht, noch sonderlich gut nennen; nur im Innern dieses Gouvernements ist er vorzüglich, und könnte bei guter Bearbeitung einen reichlichen Ertrag liefern, besonders wenn die Hitze und Dürre nicht so häufig einen schädlichen Einfluß auf die Vegetation ausübte. Nahe bei Boguslawl ist kein Mangel an Waldung, und der Boden darum minder ausgebrannt, indeß waren die Versuche des Obristen Grafen Poniatowski, Lucerner Klee und Esparsette zu erzeugen, von keinem Erfolg. Ich vermuthe, daß wenn im Laufe der ersten Jahre nach der Aussaat des Lucerner Klees nur erträgliches Wetter einträte, so würde die Pflanze sich an das Klima gewöhnen und einen großen und sichern Ertrag abwerfen, denn haben die Wurzeln einmal die gehörige Tiefe erreicht, so würden sie die Feuchtigkeit von unten nach oben ziehen. Man dürfte freilich den Lucerner Klee nicht auf abhängigen und hohen, sondern auf etwas niedrig gelegenen Feldern anpflanzen, welche gegen das Austrennen mehr geschützt wären. Der Boden des Gouvernements Kiew wäre an und für sich ohne Zweifel zur Erzeugung vieler nützlichen Pflanzen geeignet, wenn man nur die Trockenheit etwas vermindern könnte, woran ich nicht zweifle. Daß Wälder das Klima verbessern, davon liefert namentlich dieses Gouvernement, in welchem die Feldfrüchte in der Nähe der Wälder allenthalben besser stehen, einen augenscheinlichen Beweis; kommt hiezu noch eine regelmäßige Bearbeitung des Bodens, ähnlich der, wie sie auf einigen Theilen der Besitzungen des Grafen Poniatowski im Gebrauch ist, so kann man endlich dahin gelangen, völlige Mißernten zu verhindern.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man hat zu Johnston in Wales kürzlich eine Gasquelle entdeckt. Im Laufe des verflossenen Decembers grub man in der Nähe dieser Stadt einen Brunnen, und war bereits 125 Fuß unter den Boden, als die Arbeiter ein Geräusch über sich hörten, das sie einer hervorbrechenden Wasserquelle zuschrieben, das aber, wie man später erkannte, von Gas herkam; man grub noch 25 Fuß tiefer, worauf das Wasser mit Macht in die Höhe stieg, ohne das Gas zu ersticken, das mitten in der Wassersäule aufstieg, und oben an der Oeffnung sich zeigte. Man hielt Lichter hin, die sich alsbald entzündeten und eine blaue Flamme gaben. Man hat das Gas noch nicht untersucht, hält es aber für Wasserstoffgas. Die schwache Helle, die es verbreitet, läßt vermuthen, daß es keinen Kohlenstoff in sich hat. (London scientifical Magazine.)

London soll nach einer überschlichen Berechnung 80,000 Diebe, 20,000 Bettler und 10,000 Spieler von Profession enthalten. (Englische Blätter.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 41.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Februar 1838.

Notizen über China.

(Schreiben des Pater Hyacinth Bitschurin aus Kiachta (21 August 1837) an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften.)

China wird in Gouvernements, Provinzen, Commissariate, Kreise und Districte getheilt. Verwaltungscommissariate bilden besondere Theile, welche nur von kaiserlichen Behörden abhangen, und mit Ausnahme eines einzigen nicht in Kreise getheilt werden. Man nennt Verwaltungscommissariate und Verwaltungskreise diejenigen, welche hinsichtlich der Verwaltung unmittelbar von den Gouverneuren, und nicht wie die andern von den Provincialvorstehern abhängig sind. Die Gouvernements stehen unter Generalgouverneuren und Gouverneuren, die ihre Gewalt durch kaiserliche Behörden ausüben, von denen es in regelmäßiger Rangstufe an Provincial-, Kreis- und Districtsbehörden hinab geht. Die Kriegsbefehlshaber verwalten abgesondert die ihnen anvertrauten Städte oder Festungen mit den dazu gehörigen Ländereien.

Die Gouvernements sind: 1) Tschy-li, welches auf der Nordseite das ganze tschacharische Aimak und einen Theil des karzinischen Aimak einschließt, welche jenseits der großen Mauer liegen; 2) Schan-Tun; 3) San-si, wozu das jenseits der großen Mauer liegende Aimak Tumot gerechnet wird; 4) Che-nan; 5) Zsian-su; 6) An-choi; 7) Zsian-si; 8) Fu-zsian; 9) Tsche-zsian; 10) Chu-bei; 11) Chu-nan; 12) Schan-si; 13) Han-su; 14) Sy-tschuan, wozu Tübet in geographischer Hinsicht gerechnet wird; zwei chinesische Beamte vierter Classe verwalten dieses Königreich unter dem Generalgouverneur von Sy-tschuan; 15) Guan-dun (Canton); 16) Guan-si; 17) Yun-nan; 18) Gui-dschou. Abgesondert ist die Mandschurei, welche aus drei Kriegsgouvernements besteht: Schen-zsin, Girin und Che-lun-zsian. Girin zerfällt in drei Commissariate, in denen man acht Städte oder befestigte Orte zählt. Die Localbehörden entwerfen jährlich Berichte über die Bevölkerung in den ihnen untergebenen Orten und legen sie der Finanzbehörde vor. Die Stämme, welche China bewohnen sind. 1) Chinesen; 2) Mandschuren; 3) Mongolen; 4) Türken; 5) Fan; 6) Zsian; 7) Miao 8) Jao; 9) Li; 10) J. Die Chinesen bilden natürlich den zahlreichsten Stamm und wohnen in allen Gouvernements. Die Mandschuren sind wenig zahlreich, aber als der herrschende Stamm unterhalten sie Garnisonen in den wichtigern Städten. Die Mongolen, welche mit den Mandschuren in China eindrangen, dienen in Peking und in den verschiedenen Gouvernements als Besatzung. Die Türken heißen Tataren, wohnen in verschiedenen Gouvernements und werden zum steuerbaren Stande gerechnet. Fan ist ein allgemeiner chinesischer Name für die in den Gouvernements Gan-su, Sy-tschuan und Jun-nan wohnende Tanguten. Zsian ist eine alte, chinesische Benennung einiger tangutischen Stämme. Miao sind die Vorfahren der Tanguten, und leben zerstreut in Zsian-Tschen, Phyn-chuan, Jun-sui-tschan und Bu-sui-nin, in den Gouvernements Chu-nan, Ly-tschuan, Guan-si und Gui-dschou. Jao ist die Benennung von Fremden, die in den Gouvernements Chu-nan und Guan-dun wohnen; Li sind Fremde auf der Insel Hai-nan (Formosa), J gleichfalls Fremde im Gouvernement Chu-nan. Bei der Volkszählung der steuerzahlenden Stände wird das männliche Geschlecht mit 16 als volljährig und mit 60 als alt genommen. Nach den im J. 1812 aus den Gouvernements eingelaufenen Berichten wurde die Volkszahl beider Geschlechter auf 361,691,130 Seelen berechnet. Darin waren aber die acht Fahnen des Kriegerstandes, der Leute von drei Nationen in sich schließt, nämlich Mandschuren, Mongolen und Chinesen nicht aufgenommen. Die Fremden, welche unter chinesischer Oberherrschaft stehen, werden besonders, theils nach Familien, theils nach Seelen berechnet. Von diesen Fremden rechnet man 188,123 Familien. Jede Familie oder jedes Haus erhält von der Ortsbehörde eine Thürtafel, auf welcher die im Hause Wohnenden verzeichnet sind, und welche alle Jahre gewechselt werden muß. Bei dem Wechsel werden die Abgegangenen ausgestrichen und die Neugekommenen eingetragen. Wer seine Wohnung ändert, muß es der Localbehörde anzeigen, um eine Thürtafel zu erhalten; diese Thürtafel ist mit dem Siegel der Localbehörde versehen, und muß an der äußern Seite der Hausthüre angeklebt werden.

Zehn Häuser bilden einen Zehnten, Pchai, dessen Vorstand Pchai-tschen heißt. Ein Hundert heißt Zja, der Vorsteher des-

ſelben Dſa-tſchan. Zehn Hundert bilden ein Amt, Bas, mit einem Vorſtand Bao-tſchen. Dieſe Einrichtung herrſcht auch bei den Chineſen, die jenſeits der Gränze leben. Die Zehntner, Hundertmänner und Amtsvorſteher werden auf eine gewiſſe Zeit aus dem Volke gewählt; ſie müſſen leſen und ſchreiben können, und Familienväter ſeyn. Ihre Amtspflicht beſteht in einer Aufſicht über die Moralität ihrer Untergebenen, d. h. ob keiner derſelben durch unerlaubte Mittel ſeinen Unterhalt zu erwerben ſucht, oder keine verdächtigen Fremde ſich darunter befinden, worüber man an die Behörde eine Anzeige machen muß. Dieſe Einrichtung iſt in Städten, Flecken und Dörfern gleichförmig, und auf dieſe Weiſe gelangen die jährlichen Steuerliſten endlich an das Finanzcollegium in Peking und an den Kaiſer, dem ſie auf gelbes Papier geſchrieben übergeben werden.

Die eigentlichen Mandſchuren, die Mongolen und die Chineſen, welche mit ihnen aus der Mandſchurei nach China zogen, bilden einen abgeſonderten Kriegerſtand, der in Fahnen getheilt iſt. Jede Fahne theilt ſich in drei Abtheilungen, die Abtheilungen oder Diviſionen in Compagnien, und die Compagnie beſteht aus 150 Mann. Die Mandſchuren in Pekin bilden 681 Compagnien, die Mongolen ebendaſelbſt 204 Compagnien, die Chineſen ebendaſelbſt 266 Compagnien, die Mandſchuren und Mongolen in den Gouvernementsgarniſonen 840 Compagnien. Hiezu kommen die Wildjäger, von denen die Dachuren 39, die Solonen 47 und die Tunguſen in Oluntſchun 11 Compagnien bilden, was zuſammen 2088 Compagnien ausmacht, welche 313,200 männliche Seelen von 25 bis 60 Jahren zählen. Alle zwei bis drei Jahre wird eine Zählung des Kriegerſtandes vorgenommen, und alle Männer vom 16ten Jahre an in die Liſten eingetragen. Bei jeder Fahne iſt ein commandirender Fürſt unter der Benennung Dſchaſak, was Regent bedeutet. Unter ihm ſteht ſein Gehülfe oder Adjutant, Toſolaktſchi, der Anführer der Fahne, Choſcho-dſchangin, ſein Gehülfe oder Adjutant Neirendſchangin, die Oberſten Dſchalan-dſchangin und Escadrons oder Compagniechefs Somo-dſchangin.

Die chineſiſchen Truppen zerfallen in zwei Abtheilungen: in der erſten dienen die Mandſchuren und die mit ihnen aus der Mandſchurei nach China gekommenen Mongolen und Chineſen; die zweite beſteht nur aus eingebornen Chineſen. Die erſten werden aus den verſchiedenen Fahnen gewählt, und heißen darum (in beſonderm Sinne) Fahnentruppen, die andern haben grüne Fahnen, und heißen danach auch die Truppen der grünen Fahnen; die erſten ſtehen in den bedeutendſten Städten des Reichs als Garniſon, die Truppen der grünen Fahnen thun den eigentlichen Wachtdienſt ſowohl innerhalb, als außerhalb China's. Die Zahl der Fahnentruppen beläuft ſich auf 266,000 Mann, die der Truppen von der grünen Fahne auf 666,300.

Hinſichtlich der Bevölkerung und der Eintheilung der Länder Turkeſtan und Tübet wird nichts bekannt gemacht. In Tübet ſtehen 3000 Mann regulärer Truppen, wie viel irreguläre iſt nicht bekannt. In Turkeſtan ſtehen bloß in Kaſchgar 500 Mann eingebornen Truppen, in allen Städten aber ſind chineſiſche und zwar ſehr zahlreiche Beſatzungen, welche aus dem Gouvernement Gan-ſu hingeſendet werden.

Ausflüge in den Abruzzen.

Sperlonga. — Aquino. — Iſola. — Sora. — Der See Fucino. — Avezzano. — Celano. — Aquila.

(Fortſetzung.)

Traſacco, der nächſte Ort, liegt etwa dritthalb Stunden weiter hin am Fuße der Bergkette, welche die Gränze eines wohlbebauten in ſüdöſtlicher Richtung hinter Balzorano und Sora ſich ausdehnenden Thales iſt; weiterhin ſteigen, wie ſchon bemerkt, die Felſen faſt lothrecht in Maſſe empor, und hindern dadurch den Verkehr zwiſchen Traſacco und Ortucchio, der deßhalb auf einem Pfad über die Berge unterhalten werden muß. Die Bevölkerung in Traſacco beträgt nicht über 700 Seelen, und der Ort macht keinen Anſpruch auf ein hohes Alterthum, obwohl eine große Sammlung von Inſchriften, Frieſen, Karnießen und andern Fragmenten römiſcher Sculptur das Daſeyn einer alten Stadt in der Nähe anzeigen. Eine Stelle zwiſchen Traſacco und Ortucchio gilt bei einigen Alterthumsforſchern als der Platz, wo einſt Archippe ſtand, eine ſehr alte Stadt, die nach Plinius von Marſyas, König der Lydier, gegründet und im Laufe der Zeit von dem ſteigenden Waſſer des Sees verſchlungen worden ſeyn ſoll. Lucas Holſtenius behauptet, man ſehe am Ufer an ſeichten Stellen des Waſſers noch Reſte alter Gebäude.

Die vorgerückte Jahrszeit und der Anzug von ſchlechtem Wetter nöthigten mich, von weitern Forſchungen abzuſtehen, und quer durch den See nach St. Benedetto zu fahren, wozu zwei Stunden tüchtigen Ruderns erforderlich waren. Die Landſchaft hinter Ortucchio iſt eine der ſchönſten am See. Ein großer Eichenwald ſcheint den ganzen Abhang am Ufer und den Bergen zu bedecken, welche ſich in aufeinander folgenden phantaſtiſchen Ketten zu einer bedeutenden Höhe erheben. Auf dem jenſeitigen Abhang eines dieſer Gipfel ſteht die kleine Stadt Gioja, deren Bewohner, 2000 an der Zahl, die ſeltſame Sitte haben, während des Winters nach einem Dorf, Namens Mannaforno, anderthalb Stunden näher am Waſſer, auszuwandern, wo die geſchütztere Lage ihnen geſtattet, die ſtrenge Jahrszeit minder unangenehm als in ihrem Geburtsorte zuzubringen. San Benedetto, wo ich landete, iſt ein Dorf von nur wenigen Häuſern am öſtlichen Ufer; die alte Stadt Maruvium, eine der bedeutendſten im Marſenlande nach Silius Italicus, ſoll an dieſer Stelle geſtanden haben. Als ich in die Nähe des Orts kam, hatte ſich der Wind ſo ungünſtig gewendet, und die Wellen gingen ſo hoch, daß ich unſer plumpes und doch ſchwaches Fahrzeug verließ, und zu Fuße nach Avezzano zurückkehrte.

Eine ziemlich ſchlechte Fahrſtraße ſtellt die Verbindung zwiſchen Avezzano und Tagliacozzo her, das zwiſchenliegende Land iſt flach und gut angebaut, und von dem Imele bewäſſert. Tagliacozzo ſelbſt iſt eine blühende Stadt von etwa 4000 Einwohnern, welche an der Oeffnung einer tiefen und ſchroffen Schlucht an die Ebene ſtößt, während der übrige Theil am Berg hinliegt. Der ganze Diſtrict gehörte, und auch jetzt noch ein Theil deſſelben der Familie Colonna, wie überhaupt faſt

das ganze marsische Gebiet noch bis auf diesen Tag den römischen Patricierhäusern der Barberini, Cesarini und Bovadilla gehört.

Der Fluß Imele kommt aus der Bergspalte hervor, in der ein Theil von Tagliacozzo liegt, fließt gegen Villa, macht dann eine plötzliche Krümmung in die breite Ebene hinter Avezzano, wo man glauben sollte, er werde in den See fallen; statt dessen nimmt er eine nordwestliche Richtung, ändert in den Bergen von Cicolano seinen Namen in den von Salto, und fällt endlich oberhalb Rieti nach einem Laufe von etwa 18 Stunden in den Velino. Der District von Cicoli oder Cicolano verdient mehr Aufmerksamkeit von Seite des Alterthumsforschers, als man ihm bis jetzt gewidmet hat; er erstreckt sich längs dem Salto in nordwestlicher Richtung und besteht in mehrern sehr nahe an einander liegenden Dörfern, die gewöhnlich nicht über 3 oder 400 Einwohner haben, und zusammen eine Bevölkerung von etwa 13,000 Menschen enthalten; diese beschäftigen sich, wie meist die Bergbewohner in diesen Breiten, nur mit Viehzucht, da die besondere Gestaltung des Landes, das in lange, schmale, aber sehr steile Ketten mit parallel laufenden Tiefthälern zertheilt ist, und fast kein ebenes Plätzchen zum Ackerbau darbietet; dicke Wälder von Kastanien setzen dem Ackerbau noch mehr Hindernisse entgegen, liefern aber auch den Bewohnern ein Hauptunterhaltsmittel. Die Dörfer liegen meist auf Bergspitzen, und obwohl sehr nahe bei einander, ist doch die Verbindung durch die tief eingeschnittenen Thäler sehr schwierig.

Die Linie des Salto von da an, wo er seine nördliche Richtung nimmt, bis zu seiner Vereinigung mit dem Velino, beträgt ungefähr 12 Stunden; die Krümmungen des Flusses verlängern diese Strecke um etwa ein Drittheil, und nur ungefähr die Hälfte dieser ganzen Strecke bildet den District, oder wie man auch sagt, das Vicariat von Cicoli, das in geistlicher Beziehung unter das Bisthum Rieti im römischen Staate gehört. Den Anfang dieses Landstrichs kann man auf der Südseite bei dem Dorfe St. Anatolia 3 bis 4 Stunden von Avezzano setzen, und hier beginnen auch die Ueberreste von cyclopischen Mauern und andern ähnlichen Bauten, die auf dem ganzen Gebiete von Cicolano zerstreut sind; diese Ueberreste sind so zahlreich und so gleichförmig in ihrem Charakter, daß hier gewiß der Sitz eines der ältesten Völker Italiens war. Wegen der Aehnlichkeit des Namens Cicoli mit Siculi dachten Viele an diese, Dionysius von Halicarnaß aber erwähnt an einer Stelle, wo er von den Ureinwohnern Italiens spricht, einer ganzen Reihe zu seiner Zeit fast sämmtlich schon zerstörter Städte, die sich von Rieti nach dem See Fucinus erstreckt hätten: unter diesen werden Lista, die Hauptstadt, Palatium, Trebula, Vesbola. Suna und Tora oder Tiora aufgezählt. Letztere Stadt war durch ein Orakel des Mars berühmt, das dem von Dodona nicht unähnlich war; während dort eine Taube dasselbe von einer alten Eiche herab verkündete, that es hier ein Specht, der auf einer hölzernen Säule saß. In einem Garten, der an die Kirche von St. Anatolia stößt, ist ein Bruchstück einer schön ausgeführten cyclopischen Mauer, die wohl zum Umkreis des geheimnißvollen Orakels gehört haben mochte, und einige hundert Schritte weiterhin ist ein anderer noch kleinerer Rest, der vielleicht zur Stadt selbst gehörte.

(Schluß folgt.)

Befreiung der Schifffahrt von Eis.

Der Bataillonschef, Baron de la Hape, ein ehemaliger Ingenieur, hat in Verbindung mit seinem Bruder und seinem Sohn ein Mittel ausgedacht, vermittelst dessen man die auf einem Flusse treibenden Eisschollen aufhalten und die Strömung für die Schifffahrt frei erhalten könnte. Sie machten zuerst die Probe damit an der kleinen Brücke beim Hôtel-Dieu in Paris, und als dieß gelungen war, hielten sie auch die Eisschollen oberhalb der Brücke von Bercy auf, so daß die Seine bis unterhalb Paris von allem Eise frei war. Dieß Mittel könnte also trotz starken Frostes die Flüsse für die Schifffahrt offen erhalten.

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

Ueber den Boden.

(Fortsetzung.)

Das Gouvernement Cherson sah ich wenig, doch kann ich aus meinen wenigen Beobachtungen den Schluß ziehen, daß der Boden dort, wenn auch wegen der südlichen Lage trocken, doch mehr als der des Gouvernements Kiew zur Erzeugung vieler nützlichen Gewächse taugt. Im Gouvernement Pultawa ist der Boden im Allgemeinen sehr reich, doch in minderm Grade um Constantinograd her. Pultawa ist von vielen kleinen Wäldern umgeben, in seiner Nachbarschaft wird viel Landwirthschaft getrieben, und der dortige Boden ist weit mehr angebaut, als um Constantinograd her; darum ist auch wohl vielleicht das Klima der Vegetation günstiger, als in den Umgebungen von Krementschug, obwohl dieses letztere noch etwas südlicher liegt. Dieser Boden ist zu Allem geeignet, man darf nur seine Thätigkeit durch gehörige Düngung und Bearbeitung und durch einen verständigen Fruchtwechsel erhöhen: er ist reich an Stoffen, wodurch er für die Pflanzen nährend werden kann, das hiesige Klima ist gemäßigt, und nicht so trocken, wie im Gouvernement Kiew. Hier ist auch kein Mangel an Menschen, die zu einer gehörigen Bearbeitung des Bodens verwendet werden können, man müßte nur eine bessere Vertheilung treffen, was freilich seine Schwierigkeiten hat. Der Boden ist bei dem hiesigen Klima zur Hervorbringung der verschiedenartigsten Handelsgewächse tauglich, wovon sehr viele erzeugt werden könnten, ohne daß die Getreide-Ernte im geringsten darunter litte.

Was denjenigen Theil des Gouvernements Charkow betrifft, den ich kennen lernte, so kann man denselben im Allgemeinen reich nennen, doch ist er es nicht so sehr wie um Orel und Tarlowka (Gouvernement Pultawa). In den Gouvernements Kursk und Woronesch besteht der untere Boden an vielen Stellen aus Kreide, die obere Schichte aus einer tiefen milden Dammerde, die an vielen Stellen eine hohe Fruchtbarkeit zeigt, denn alles Getreide stand trotz der Dürre gut, namentlich der Hafer, sogar an den Abhängen, wo die Kreide zwischen der Dammerde vorsah. Ein solcher Boden hat viele eigenthümliche Eigenschaften, und verdient, daß man ihn der nähern Untersuchung halber

zur Probe mit verſchiedenen Pflanzen anbaute und auf verſchiedene Weiſe bearbeitete. Ich bin überzeugt, daß an denjenigen Stellen, wo das Kreidelager der obern Erdſchichte ſehr nahe liegt, Eiſparſette vorzüglich gedeihen, und das Klima dieſer Pflanze keinen Schaden bringen würde; Oelgewächſe müßten gleichfalls hier gut fortkommen und großen Gewinn bringen. Ich glaube, die Kreide könnte auch zur Verbeſſerung des Bodens dienen, wenn man ſie mit etwas Dammerde vermiſcht und in Staub verwandelt an denjenigen Orten ausſtreute, wo entweder gar keine Kreide iſt oder dieſe zu tief liegt. Eine ſolche Kreide bewirkt, daß die nährenden Stoffe, welche in großer Menge ſich im Boden finden, leichter in die Pflanzen übergehen.

Der Boden im Lande der doniſchen Koſaken iſt ſehr verſchieden, nirgends ſah ich Ländereien, wo er zum Anbau ganz untauglich geweſen wäre, aber er iſt ungemein verſchieden: ſo fand ich in den Steppen große mit den verſchiedenartigſten Gewächſen angebaute Felder in üppiger Blüthe, und die ſchönſte Flora, die ich je unter freiem Himmel ſah; dagegen traf ich auch auf unabſehbare Strecken, auf denen durchaus faſt nichts als Wermuth wuchs. Indeß könnte auch dieſer Boden andere ſehr nützliche Pflanzen hervorbringen, denn er enthält nährende Stoffe genug, aber er müßte tüchtig bearbeitet werden, denn dieſe Stoffe löſen ſich nur ſchwer im Waſſer auf, und können um ſo weniger in die Pflanzen übergehen, je trockner das Klima iſt. Die hieſigen Steppen könnten in der Folge ſehr gute Weiden abgeben, wenn man alle Frühjahre den Wermuth abbrennte, denn die Aſche würde einen Theil der ſchwer auflöslichen Stoffe in leichtauflösliche verwandeln. An vielen Stellen dieſer Steppen fand ich das Süßholz, das in großer Menge üppig gedieh, ſchade nur, daß man nicht mehr Nutzen daraus zieht; der Lakrizenſaft iſt eine ziemlich geſuchte Waare, und es fragt ſich, ob man nicht den ſüßen Stoff dieſer Pflanze, wenn man ihn ſorgfältiger als gewöhnlich reinigt, mit mehr Vortheil als bisher verwenden könnte. Bei gehöriger Pflege könnte dieſes wilde Steppengewächs auch noch beſſer gedeihen.

Von dem Boden im ſüdlichen Theil des Gouvernements Saratow gilt, was ich von dem Lande der doniſchen Koſaken ſagte; obgleich einige Stellen ſich durch einen vorzüglich reichen Boden auszeichnen, ſo iſt er doch im Allgemeinen nicht arm, und was ſich daraus machen läßt, kann man aus den Gärten von Sarepta abnehmen. Noch beſſer iſt der Boden bei Kampſchin, wo deutſche Coloniſten ein vortreffliches Getreide erzeugen; ſchade nur, daß ſie nicht auch andere nützliche Pflanzen anzubauen wiſſen, denn dann würden ſie bei ihrer Thätigkeit aus dieſem Boden noch weit größere Vortheile ziehen. Ich bin überzeugt, daß die Bergſeite des Gouvernements Saratow*) nicht nur zur Hervorbringung vieler Futterkräuter tauglich wäre, und ſomit die Viehzucht verbeſſert werden könnte, ſondern in dieſem Klima wären auch Handelsgewächſe, Rüben, Reps u. dgl. zu erzeugen. Kartoffeln würden die Coloniſten noch in viel größerer Menge gewinnen, wenn ſie ſolche zu benützen verſtünden, aber in rohem Zuſtande kann man ſie in größerer Maſſe aus Mangel an Käufern nicht abſetzen, aber man könnte Syrup, Branntwein, Stärkmehl u. dgl. daraus fabriciren. Auf der Oſtſeite der Wolga hat der Boden eine ganz beſondere Eigenſchaft: auf den Wieſen nahe an der Wolga beſteht er aus Dammerde, welche mit Sand gemiſcht iſt und wenige bindende Theile enthält; aber in jedem Lagen zeigt er eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit: die Wieſenkräuter erreichen an vielen Orten Mannshöhe, und die ſchwarze Pappel, ſo wie der Eichenbaum werden ungemein groß und ſtark, und haben dicke, breite Blätter. Obgleich dieſer Boden auf den Höhen weit weniger Sand enthält, und dieſer ſehr fein iſt, ſo kann man ihn doch nicht rauh nennen, ſondern bei gehöriger Bearbeitung eher mild, ſeine Zähigkeit ſcheint mehr von dem Reichthum der Dammerde zu kommen, weßhalb er durch einen ſorgfältigen Anbau bald ſich beſſert. Hier iſt namentlich zu bemerken, wie vortheilhaft das Umbrechen des Bodens auf deſſen Fruchtbarkeit einwirkt. Nicht weit von Saratow ſah ich eine große kahle Steppe, auf welcher in der Jahreszeit, wo ich reiſte, an vielen Stellen keine Spur von Vegetation zu bemerken war. Einmal aber traf ich eine Menge großer Waſſermelonen, die ziemlich dicht eine neben der andern lagen; da die Blätter zum Theil vertrocknet waren, ſo ſchien es in einiger Entfernung, als ſeyen dieſe Melonen willkürlich umhergeſtreut, ſie hingen aber wirklich noch mit den Stängeln zuſammen. Wenn dieſer Boden, der ohne Bearbeitung völlig unfruchtbar zu ſeyn ſcheint, bei der geringſten Bemühung ſolche vortreffliche Waſſermelonen erzeugt, ſo kann er gewiß auch andere nützliche Pflanzen verſchiedener Art hervorbringen. Hievon überzeugte ich mich auch, als ich mich den Feldern der arbeitſamen deutſchen Coloniſten näherte, und ihre großen üppig ſtehenden Tabakspflanzungen ſah. Vortreffliche mit einem Frühweizen bedeckte Felder beſtätigten meine Vermuthung, daß man nämlich aus dieſem reichen Boden unermeßliche Vortheile ziehen kann. Wenn man den deutſchen Coloniſten die gehörige Anleitung gäbe, ſo würden ſie denſelben noch beſſer benützen. Ich würde rathen, hier Wälder anzupflanzen, wozu aber die Coloniſten umſtändlicher Anleitung bedürften. Verſchiedene Arten von Pappeln, namentlich die Eſpe, gedeihen hier ſehr gut. Es wäre auch der Mühe werth, den Verſuch zu machen, ob man nicht arteſiſche Brunnen in den Steppen bohren könnte; zu ſolchen Verſuchen könnte man die Coloniſten ſelbſt verwenden, und hätte nur nöthig, ihnen einige Anleitung zu geben.

Der Boden im Gouvernement Penſa iſt gleichfalls zum Theil reich an Dammerde, doch ſind manche Strecken ſehr unfruchtbar, könnten aber gleichfalls durch angemeſſene Bearbeitung ſehr verbeſſert werden. Auch im Gouvernement Niſchegorod enthält der Boden viele nährende Stoffe, doch iſt er theilweiſe erſchöpft, und die Einwohner wiſſen bereits, daß der Dünger die Ernte verbeſſert. Obwohl das Klima's wegen der Anbau mancher Handelspflanzen nicht gelingen kann, ſo könnten doch einige, namentlich Sommerrüben, Tabak und Kartoffeln bei gehöriger Sorgfalt gute Ernten geben. Ebenſo viele Schotengewächſe, rother und weißer Klee u. dgl. Etwas mühſamer wäre der Bau von Futter- und Handelsgewächſen auf dem Boden des Gouvernements Wladimir. In jedem Fall wäre der Anbau von Kartoffeln vortheilhaft.

Im Gouvernement Moskau iſt der Boden im Ganzen fruchtbar und zu einem hohen Grade von Anbau geeignet; auch belohnt ſich hier die Mühe gut, da der Abſatz der Erzeugniſſe nicht ſchwer iſt. Jetzt fängt man auch an Geſchmack an Kartoffeln zu finden. Die Gouvernements Twer und Nowgorod ſind mir nur nach einer oberflächlichen Anſicht bekannt, denn ich ſah ſie bloß während der Durchfahrt auf der großen Heerſtraße, und bemerkte größtentheils Wälder und Sümpfe; einige hochgelegene Gegenden jedoch hatten, ſo viel ich bemerkte, keinen ſchlechten Boden.

(Fortſetzung folgt.)

*) Hierunter verſteht man das weſtliche Ufer der Wolga.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 42.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Februar 1838.

Die Fortschritte der Gesellschaft in Indien.

(Aus Taits Edinburg Magazine. December 1837.)

Seit mehr als zwei Jahrhunderten unterhalten die Engländer einen politischen und commerciellen Verkehr mit Indien, und seit dieser Zeit hat sich ihre Macht allmählich ausgedehnt, bis nahezu die Hälfte dieses ungeheuren Landes unter ihre unmittelbare Herrschaft gefallen ist, und ihr Einfluß sich bis auf die entferntesten Theile ausdehnte. Die Ersetzung einer asiatischen durch eine europäische, einer muhammedanischen durch eine christliche Regierung hätte in dem gewöhnlichen Gang menschlicher Angelegenheiten den eroberten Völkern hinreichende Vortheile bringen sollen, um sie für die von Eroberung und fremder Herrschaft unzertrennlichen Uebel reichlich zu entschädigen. Daß sie aber diese Vortheile nicht gebracht hat, davon haben wir die augenscheinlichsten Beweise fast aus allen Zeitpunkten, von Lord Clive an bis zur Regierung des Marquis von Hastings. Mag der Grund nun in der Schwäche der regierenden Macht, den Schwierigkeiten, die immer eine entfernte Gesetzgebung begleiten, oder in der Gleichgültigkeit seinen Grund haben, gewiß ist, daß die anglo-indische Regierung sich im Wesentlichen um die Verbesserung des moralischen, sittlichen und gesellschaftlichen Zustandes der Eingebornen Indiens nicht kümmerte; alle ihre Bemühungen waren darauf gerichtet, Alles im bisherigen Zustande zu lassen, und jeden Gedanken an eine Aenderung der bestehenden Ordnung auszuschließen. Zu diesem Endzweck wurde der Verkehr zwischen Eingebornen und Europäern auf die möglichst engen Gränzen beschränkt; im Allgemeinen hinderte man die Europäer am Aufenthalt in Indien, und die Wenigen, welche durch ihre Verbindungen dazu die Erlaubniß erhielten, mußten das Versprechen eingeben, das Land bei der ersten Aufforderung zu verlassen und keinen Ersatz für etwaige Verluste zu fordern, die eine plötzliche Entfernung ihnen zuziehen mußte; um jeden Versuch, sich in Indien niederzulassen, desto wirksamer zu verhindern, durfte kein Europäer Landeigenthum erwerben. Der Götzendienst und der Aberglaube der Eingebornen, die einzigen Hindernisse gegen ein Fortschreiten auf der Bahn der Civilisation, wurden von der englischen Regierung nicht nur geschützt, sondern sogar befördert, und Religionslehrer wurden strenger noch als andere Classen von Personen an dem Aufenthalt daselbst gehindert. Kein Missionär durfte dahin gehen, und wenn man doch einen daselbst entdeckte, so wurde er entweder nach Hause gewiesen, oder gezwungen, in einer fremden Niederlassung Zuflucht zu suchen. Dieses Regierungssystem hinderte wirksam die Ausbreitung europäischer Civilisation in Indien, aber der Gang menschlicher Angelegenheiten steht niemals stille, und wenn Nationen nicht vorwärts schreiten, so müssen sie zurückgehen. Es war eine Thorheit, zu erwarten, daß die Eingebornen Indiens dieselben bleiben würden unter einem neuen System, das sie von allen gewöhnlichen Bestrebungen nach Ruhm, Ehre, Macht und Reichthum ausschloß, und für alles Verlorne ihnen keinen Ersatz bot.

Es ließ sich endlich nicht mehr läugnen, daß unter englischer Herrschaft der Charakter der Eingebornen in raschem Gange sich verschlechterte, und daß das ausschließliche System weder für die Regierenden noch für die Regierten gute Früchte getragen habe. Der Marquis von Hastings sagt: „Wir scheinen im Zustande der Gesellschaft eine Revolution hervorgebracht zu haben, welche unglücklicherweise sich dem moralischen Zustand des Landes nachtheilig und der Regierung keineswegs nützlich erwiesen hat," und er behauptet, die Landbesitzer hätten an öffentlicher Achtung und Bedeutung verloren, und ein glückliches und vergleichungsweise reiches Landvolk sey in die äußerste Armuth und das größte Elend hinabgestoßen worden. Auch Sir Thomas Munro erklärt in seiner Uebersicht des englischen Regierungssystems, „die Folgen der Eroberung Indiens durch die brittischen Waffen würden darin bestehen, das ganze Volk zu erniedrigen, statt es zu erheben. Es gibt vielleicht kein Beispiel einer Eroberung, wo die Eingebornen des Landes so gänzlich von allem Antheil an der Regierung desselben ausgeschlossen wurden, als in Brittisch-Indien."

Der Zeitpunkt, von welchem an man von dem ausschließlichen Systeme abzuweichen anfing, ist die Erneuerung des Freibriefs der Compagnie im J. 1813, und das Gouvernement des Marquis von Hastings. Durch den neuen Freibrief wurde das Handelsmonopol der Compagnie abgeschafft, größere Freiheit des

Aufenthalts in Indien gewährt, und ausdrücklich ausgesprochen, daß Religionslehrer nach Indien gehen, und daselbst sich aufhalten dürften. Die Absichten des Parlaments, denen die Regierung eher entgegen arbeitete, wurden von dem Marquis von Hastings in Ausführung gebracht und mehrere Verbesserungsmaßregeln unter seiner aufgeklärten Verwaltung begonnen oder befördert. Man ließ Europäer ohne Hinderniß in Indien sich ansiedeln, die Erziehung der Eingebornen ward befördert, Schulen und Collegien wurden gegründet oder wieder hergestellt, der Zwang der Presse einigermaßen gelöst, und dem Fortschritt Indiens ein allgemeiner Anstoß gegeben. Aber schon vor diesem Zeitpunkt war der Same der Verbesserung in manchen Richtungen ausgestreut worden, und wartete nur die Wirkung der Zeit und den belebenden Einfluß günstigerer Umstände ab, um kräftig emporzukeimen. Viele Europäer hatten sich dem Gesetz zuwider in mehrern Theilen Indiens niedergelassen, und da ihre Anzahl wuchs, und ihre Industrie und Einsicht dem Handel und den Einkünften des Landes sich sehr vortheilhaft erwiesen, so ließ man sie gewöhnlich im Lande, und der Einfluß dieser Leute blieb nicht ohne gute Folgen für die Eingebornen Indiens. In den großen Städten, wo die Europäer zahlreich waren, und ihr Verkehr mit den Eingebornen häufiger und vertrauter wurde, als an andern Orten, begannen die letzteren Geschmack zu gewinnen an europäischen Sitten und Genüssen; die reichen Eingebornen bauten und meublirten ihre Häuser in europäischem Styl, bedienten sich englischer Equipagen, gaben glänzende Feste, und anstatt ihr Geld zu Geschenken an Braminen und Bettler zu verwenden, luden sie Europäer zu Privatgesellschaften ein, oder öffneten ihre Häuser jedem, der sie besuchen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge in den Abruzzen.

Sperlonga. — Aquino. — Isola. — Sora. — Der See Fucino. — Avezzano. — Celano. — Aquila.

(Schluß.)

Es war mir nicht möglich gewesen, mir Empfehlungsschreiben zu Avezzano zu verschaffen, wodurch ich mir den nöthigen Beistand zu einem Ausflug in das Thal des Salto hätte sichern können, und da ich auch nicht einmal einen Führer fand, der weiter als nach St. Anatolia gekommen wäre, so mußte ich mich mit einem Ausflug nach diesem Orte hin begnügen, und nach Avezzano zurückkehren, das ich den andern Morgen gleichfalls verließ, um nach Aquila zu reiten. Ich nahm meinen Weg eine gute Stunde weit an den Ufern des Sees hin, wo ich die Hauptstraße verließ, und links einen andern Weg nach Celano einschlug, der mich durch angebaute Felder und Kirschengärten hindurchführte. Die Landschaft war so schön, als ich irgend eine in Italien sah, und ihr Reiz wird erhöht durch die Stadt Celano und ihr prächtiges Schloß, das wie gewöhnlich auf einer Anhöhe liegt, von der aus man den ganzen See im Hintergrund übersehen kann. Doch ich verließ dieses liebliche Thal mit allen seinen Reizen, wandte dem See den Rücken, und stieg eine enge Schlucht hinan, die mich in die Berge hineinführte. Der Wind, der mit einer ungemeinen Heftigkeit und bitter kalt durch diesen Engpaß blies, ließ mich die Schrecken eines Winters an einem solchen Orte ahnen. Die hierauf folgende Ebene, obwohl an einigen Stellen angebaut, bietet einen Anblick öder Nacktheit und Armuth dar, wie alle in ähnlichen Gegenden, z. B. am Simplon, Splügen und Monteenis; die umliegenden Gipfel waren gänzlich mit Schnee bedeckt. Das Dorf Rovera steht zur Linken, und am nächsten, Rocca di Mezzo genannt, hielten wir nach einem mühseligen Ritte von fünf Stunden. Das Dorf hat etwa 1100 Einwohner, und enthält Ueberreste von Mauern und ein befestigtes Schloß, das wegen seiner Lage zwischen dem Bergpasse Aquila und dem See in alter Zeit für einen festen militärischen Punkt galt; die Annalen der Provinz erzählen von mehreren heftigen Angriffen und selbst Belagerungen, denen es glücklich widerstand. Jenseits Rocca di Mezzo mußte die zweite Hälfte der melancholischen Ebene zurückgelegt werden, wobei das Dorf Rocca di Bagno, das wahre Gegenbild des vorhergehenden, zur Linken liegen bleibt.

Hierauf folgt eine Waldregion, durchschnitten von großen Massen grauer Felsen, die auf den Kamm der Bergkette hinaufführen, welche die Westgränze der Ebene von Aquila bilden. Hat man diesen Kamm erreicht, so liegt die ganze Ebene und die Stadt Aquila vor Augen, und der Monte Corno, wahrscheinlich von dem Cunarus der Alten abgeleitet, erhebt sich thurmartig über der entgegengesetzten Kette. Dieser Berg, der höchste der Apeninnen, wird gewöhnlich mit dem classischen und sehr angemessnen Namen Gran Sasso d'Italia genannt. Der Weg von Avezzano bis auf diesen Punkt ist so gut und breit, daß man ihn, wenige Stellen ausgenommen, in einem Wagen zurücklegen könnte, aber der Hinabweg in die Ebene ist so steil, rauh, und in mancher Beziehung gefährlich, daß ich mich nur meinen eigenen Füßen und nicht denen meines Pferdes anvertraute, und die Strecke nach Aquila hin zu Fuße zurücklegte. Diese Stadt, die von Kaiser Friedrich II gegründet wurde, erinnert den Reisenden vielfach an Rom, und mehrere Umstände vereinigen sich, diese Aehnlichkeit zu verstärken; nichts aber trägt mehr dazu bei, als die Anzahl großer Kirchen, wohlgebauter Paläste und der entvölkerte, auffallend einsame Anblick der Straßen. Sie enthält gegenwärtig etwa 11,000 Einwohner, und hatte einst die sechsfache Zahl, aber keine Stadt im Königreich hat seit ihrer Erbauung durch äußere Kriege und innere Streitigkeiten mehr gelitten. Ihre Lage nahe an den römischen Staaten und an einer Straße, welche den Haupteingang in das Königreich bildet, machte sie gewöhnlich zu einem der ersten Angriffspunkte, und der tapfere, aber wenig bekannte und fruchtlose Widerstand hat im Laufe der Zeit ihre Bevölkerung sehr vermindert. Eine zweite Ursache liegt in der Auswanderung der niedern Classen; die Hauptverluste schreiben sich aber von den wiederholten Erdstößen her, die sie erfuhr, und von denen der letzte im J. 1767 einen bedeutenden Theil der Stadt zerstörte, und eine große Menge Einwohner, darunter 2000 allein in einer Kirche, unter den Trümmern begrub.

Die Einwohner gleichen ungemein den Römern in Sitten,

Kleidung und selbst in der Sprache, was nicht zu verwundern ist, da die Mehrzahl der Wohlhabenden in Rom erzogen wird. Aquila enthält viele alte wohlhabende Familien, deren Wohnungen auf einen Ueberfluß deuten, den man in den meisten andern Provincialstädten des Landes nicht kennt. Auch zeichnen sich die Mitglieder dieser Familien durch einen Grad von geistiger Bildung aus, welche weit über die Gränzen ihres eigenen Landes hinaus reicht. Einige Alterthumsforscher haben geglaubt, Aquila liege innerhalb des Umkreises der alten sabinischen Stadt Amiternum, die man jedoch mit mehr Wahrscheinlichkeit nach dem kleinen etwa zwei Stunden von Aquila entfernten Dorfe San Vittorino verlegt. Dieser Ort, den ich im J. 1830 besuchte, enthält einige Ueberreste des Alterthums, die jedoch, mit Ausnahme einiger Fragmente von cyklopischen Mauern, nicht über die Periode des Römerreichs hinaufreichen. Das neuere Dorf besteht aus wenigen, am Abhange des Berges zerstreuten Häuschen und einer kleinen sehr verfallenen Kirche, die aber in der ganzen Provinz als ein Heiligthum gilt, weil hier der Schutzheilige Victorinus, der mit mehreren andern im Sabinerlande das Märtyrerthum erduldete, begraben liegt.

Die Bauern scheinen in dieser Umgegend ein sehr kräftiges Geschlecht, sind übrigens ruhig und höflich, ohne Kriecherei oder Anmaßung in ihrem Benehmen. Es war gerade Palmsonntag, als ich den Ort im J. 1830 besuchte, und eine große Masse Landvolk von beiden Geschlechtern hatte sich in und um die Kirche versammelt, angezogen durch den festlichen Tag und eine Art Markt, wo Halstücher, Bänder, Spielzeug und Kuchen verkauft wurden. Die Frauen sind im Allgemeinen schlanker als die Männer, haben aber außer dieser schlanken Gestalt und einer hellen Gesichtsfarbe keinen weitern Anspruch auf Schönheit. Man will behaupten, das umwohnende Landvolk stamme mit einer nur schwachen Mischung fremder Bestandtheile von longobardischen Stämmen ab.

Auf meinem Wege zurück nach Aquila bemerkte ich eine Anzahl Quellen, die am Fuße der Berge vorbrechen, alle zehn Jahre ganz vertrocknen, und dann zwei oder drei Jahre ausbleiben sollen, worauf sie von neuem ihren periodischen Lauf beginnen. Eine halbe Stunde von der Stadt ist ein Teich, den die alten Schriftsteller als die Quelle eines Flusses Novanus bezeichnen; der Teich heißt jetzt Lago di Vettoio. Seit meinem Eintritt in die Abruzzen erstaunte ich wiederholt über den musikalischen Sinn der niedern Classen, und zu Aquila erneuerte sich diese Bemerkung häufig durch Chöre, die mit der vollkommensten Harmonie und Intonation abgesungen wurden. Gewöhnlich geschieht dieß von Kindern, wenn sie Abends von der Arbeit heimkehren, doch kann man es auch zu andern Zeiten des Tags hören, wenn einzelne Kinder mit einander spielen.

Ich kann die Beschreibung von Aquila nicht enden, ohne der Citadelle zu erwähnen, die, obgleich jetzt im militärischen Sinn unbedeutend geworden, ein interessantes Bild einer Festung aus den Zeiten Karls V gibt, und mit aller Kunst jener Zeit aufgeführt wurde. Sie liegt außerhalb der Stadt und etwas höher als diese, ist aber auf den andern Seiten von den umliegenden Bergen beherrscht. Sie bildet ein regelmäßiges Viereck, das von einem tiefen Graben umgeben und von runden, im Verhältniß zu ihrer Höhe unermeßlich breiten Thürmen flankirt ist. Diese Steinmassen widerstanden den Zerstörungen der Zeit und den Stößen der Erdbeben; die Solidität der Materialien, die Sorgfalt in der Aufführung, die unermeßlichen unterirdischen Gänge, die das Fort enthält, und die zahlreichen jetzt schwach mit Artillerie versehenen Schießscharten beweisen, welche Anstrengungen man machte, um die Mittel zu einem anhaltenden Widerstande zu sichern. Mit Wasser ist das Fort hinreichend versehen, eine kleine Truppenzahl steht jetzt noch darin, und ein Theil davon wird benützt als Gefängniß.

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

(Fortsetzung.)

Ueber die Einwohner der bereisten Landtheile.

Bei der Schnelligkeit, mit welcher ich reisen mußte, war es mir nicht möglich, vollständig in die innern Verhältnisse der Bewohner der von mir besuchten Orte einzudringen, und die unterscheidenden Züge ihres Charakters genau kennen zu lernen; ich hatte jedoch Gelegenheit, mit Leuten hohen und niedern Standes, mit Gebildeten und Ungebildeten, sehr nahe bekannt zu werden. Vor Allem muß ich mit dem Gefühl aufrichtiger Anerkennung bemerken, daß ich überall von der höhern und namentlich von der gebildeten Classe mit Zuvorkommenheit aufgenommen wurde, überall bemühte man sich, mir zur Erreichung meines Zweckes behülflich zu seyn und alle meine Wünsche zu erfüllen. Oft bedauerte ich, die lehrreiche Unterhaltung, die ich allenthalben in gebildeten Kreisen fand, nicht länger benützen zu können, und genöthigt zu seyn, nach kurzem Aufenthalt meine Reise weiter fortzusetzen, denn die mir verwilligte Zeit war allzu genau zugemessen. Ueberall fand ich in den höhern und mittlern Ständen ein eifriges Bestreben, die Landwirthschaft zu verbessern, und viele freuten sich, daß wenigstens Maaßregeln zu diesem Zweck ergriffen würden. Unter den Gutsbesitzern traf ich viele, die sich eifrig mit der Verbesserung ihrer Landwirthschaft beschäftigen, und sich bemühen, sie nach neuen, bessern Regeln einzurichten; einige derselben thaten namentlich viel zur Verbesserung der Viehracen, und hatten in dieser Beziehung mancherlei Kenntnisse erworben.

Die großrussischen Bauern.

Was die russischen Bauern betrifft, so ist zu bemerken, daß sie im Allgemeinen in Großrußland überall mehr Neigung zu Fabrikarbeiten, zu Handel und Fuhrwesen als zum Ackerbau zeigten. In dem Gouvernement Orel z. B., wo noch wenige Fabriken bestehen, treiben viele Bauern einen nicht unbedeutenden Handel mit Holz und Getreide, und beschäftigen sich mit dem Transport; sie haben sehr einfach und gut gebaute Oelmühlen, und können auch in sehr kurzer Zeit geschickte Ziegelbrenner, Maurer und Zimmerleute werden. In Bunin bildete ein deutscher Maurer in sehr kurzer Zeit aus einigen Russen geschickte Ziegelbrenner und Maurer, obwohl sie bisher weder Ziegelsteine, noch auch nur eine Maurerarbeit gesehen hatten. In den Gouvernements Nischegorod und Wladimir fand ich unter den Bewohnern fast aller

größern Dörfer geschickte Messerschmiede, oder Schlosser, oder Weber. Auf den großen Fabriken hörte ich von deutschen, französischen und englischen Meistern immer ein und dasselbe Urtheil über die russischen Arbeiter, nämlich daß der russische Bauer immer ungewöhnlich leicht jede Fabrikarbeit erlernt, und sich mit Eifer und Vorliebe damit beschäftigt, daß man aber nichtsdestoweniger ihn immer unter strenger Aufsicht halten muß, denn sobald er die nöthige Gewandtheit erlangt hat, so wendet er keine Aufmerksamkeit mehr auf eine dauerhafte Arbeit, und bemüht sich nur in der gegebenen Zeit so viel wie möglich zu arbeiten. Ein Arbeitsaufseher, ein geborner Sachse, den ich fragte, wie er mit seinen Arbeitern zufrieden sey, antwortete, daß er in einem halben Jahre leichter aus einem Russen einen geschickten Untermeister bilden wolle, als in drei Jahren einen Sachsen tüchtig zu unterrichten, daß aber der Sachse, wenn er einmal etwas ordentlich gelernt habe, von seiner erlernten Kunst stets einen guten Gebrauch mache, sich bemühe, in dem Erlernten sich mehr und mehr zu vervollkommnen, und gewöhnlich auch ohne strenge Aufsicht gut arbeite; mit einem Russen sey dieß selten der Fall, indeß könne man mit ihm Vieles ausrichten, namentlich darum, weil er den Muth nie sinken lasse.

In einem großen Theil der Dörfer Großrußlands bemerkte ich, daß die Hauptarbeiten des Ackerbaues von Weibern und Greisen nebst den halberwachsenen Kindern beiderlei Geschlechts verrichtet werden, während die Männer in der Vollkraft des Alters sich vorzugsweise mit einer andern Arbeit beschäftigen. In waldreichen Gegenden gibt das Holz zu sehr verschiedenartigen Industrien Veranlassung: sie handeln damit, oder verführen es, oder bereiten daraus verschiedene hölzerne Geräthe; die Einen beschäftigen sich ausschließlich mit dem Radmachen, Andere verfertigen Schlitten, Fässer, Einige nur Achsen, wieder Andere sägen Bretter u. dgl. Solche Geräthe führen sie seiner Zeit gewöhnlich in die Handelsstädte, die an schiffbaren Flüssen liegen, von wo diese Gegenstände in holzarme Gegenden geschickt werden.

Zu meinem sehr großen Erstaunen ist die Theilung der Arbeit fast allenthalben unter den russischen Bauern zu einem sehr hohen Grade gediehen: der eine macht, wie bemerkt, nur Räder, der andere nur Schlitten u. s. w. Aber die Vertheilung der Arbeit erstreckt sich noch viel weiter; ich fand z. B. in vielen Dörfern und in vielen Häusern, daß ganze Familien miteinander in einer geräumigen Stube arbeiteten und sich folgendermaßen beschäftigten: der Junge von 10 bis 12 Jahren zerfägte Perlmutter in Blätter von der Form, wie man sie an Messerhefte braucht, außerdem machte er nichts. Ein anderer etwas älterer, gewöhnlich sein Bruder, polirte diese Blättchen, und brachte Verzierungen, wenn auch in rohem Styl, darauf an; ein dritter noch älterer arbeitete diese Verzierungen rein aus; inzwischen machte einer von den völlig erwachsenen Arbeitern die Klingen, ein zweiter die eisernen Ringe und ein dritter die Schrauben. Ein kleiner Junge schliff die Klingen im Rohen zu, ein anderer, schon etwas geschickter, arbeitete diese feiner aus, einige, darunter auch die Mädchen, polirten. Einer endlich sammelte alle Stücke und gab ihnen die gehörige Form. Natürlich werden die auf solche Weise in bedeutender Anzahl gearbeiteten Messer alle von Einer Größe und Form. Auf solche Weise arbeitet ein Familienvater mit seinen Kindern, Schwiegersöhnen und Enkeln, und alle zusammen bilden eine kleine Fabrik, welche sehr schöne Sachen um sehr wohlfeilen Preis erzeugt. Es gibt ganze Familien, welche auf diese Weise Schlösser oder Schuhe, oder Kisten und Koffer fabriciren. Wie aber die Hauptsache beim russischen Bauer darin besteht, in einer gegebenen Zeit so viel wie möglich mit der geringsten Mühe und Anstrengung zu arbeiten, so arbeitet er nicht nur leichthin, sondern ist auch sehr erfinderisch, sich mit einfachen Werkzeugen und Maschinen zu helfen.

Im Innern der Wohnungen herrscht im Allgemeinen Reinlichkeit und selbst Zierlichkeit. Die Bauern schmücken gern ihre Wohnstuben oder Empfangzimmer mit Gemälden, die nicht immer aus der heiligen Schrift entlehnt sind. Bei der großen Anhänglichkeit des russischen Bauern an den Kaiser sieht man häufig das Bildniß des Kaisers und der Kaiserin in Oel gemalt. Gegen höhere Personen hegen sie eine große Achtung, aber man kann ihr Benehmen gegen dieselben nicht knechtisch, nicht einmal sehr unterwürfig nennen; zu ihren Herren hegen sie gewöhnlich eine große Liebe und Anhänglichkeit. Im Allgemeinen ist nicht zu bemerken, daß ihnen der Zustand der Leibeigenschaft sehr lästig wäre; der Bauer fühlt sich glücklich, ist stets zufrieden und fröhlich, und singt fast immer lustige Lieder. Ich sah viele freie Bauern, z. B. im Gouvernement Pultawa, bemerkte aber nicht, daß sie sonderlich besser daran waren.

Die großrussischen Bauern zeigen keine große Neigung zur Verbesserung des Ackerbaues; sie bauen Korn bloß darum, weil sie ohne solches nicht leben können, bemühen sich aber auch hier, wie in allen andern Geschäften, mit der Arbeit baldmöglichst fertig zu werden. Wenn der Boden bei einmaligem Aufpflügen ohne Dünger Korn erzeugt, warum sollte man dann noch die Erde ein- oder zweimal umpflügen oder gar noch düngen? Viele wissen nicht, daß man die Erde mehr als einmal umpflügen kann, noch weniger haben sie davon einen Begriff, daß man vermittelst des Düngens die Ernte vermehren könne. Viele von ihnen haben nie gesehen, daß man den Boden bei ihnen besser bearbeitet oder gedüngt hätte; sie sehen nur, daß man den Dünger in mächtigen Haufen aufschüttete, ihn zum Bau von Dämmen, oder zum Ausbessern der Wege, oder zur Feuerung verwendete. Man darf ihnen aber nur das Beispiel geben, und sie werden sich als so gute Landwirthe, wie als Fabricanten zeigen. Bei den besondern Eigenschaften der Großrussen ist es natürlich, daß sich unter ihnen Fabrikdörfer statt Fabrikstädte bilden, und davon kann man sich die wohlthätigsten Folgen versprechen. Unter solchen Umständen können eigentliche Städte nur an schiffbaren Flüssen bestehen: darin wohnen Beamte, sodann vorzugsweise Kaufleute, und außerdem vielleicht nur die unentbehrlichsten Handwerker, aber solche Städte sind Handelsstädte und keine Fabrikstädte. Was die Neigung der Großrussen zu gebrannten Wassern betrifft, so ist diese nicht in Abrede zu stellen; an Festtagen betrinkt er sich gern. Säufer aber bemerkte ich keinen unter ihnen; auf 255 Stationen erhielt ich nicht Einen betrunkenen Postknecht; mehr kann man in der That nicht verlangen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 12** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Hymnus, vor Sonnenaufgang im Chamounythal. Von S. T. Coleridge. — Memoiren einer Heerreise oder die Tage Fox's (Fortsetzung.) — Ueber die böhmische Literatur. (Schluß.)

Das Literaturblatt dieses Auslandes begegnetem Literaturblatte, von welchem wöchentlich 2-3 Bogen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 5 fl., halbjährlich 2 fl. 30 kr. und vierteljährlich 1 fl. 15 kr. Für Deutschland, welches das Ausland nicht besitzt, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 43.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

12 Februar 1838.

Die Ruinen von Berenice.

(Aus Wellſted's Travels in Arabia.)

Schlechtes Wetter nöthigte uns, in eine Bai einzulaufen, die in geringer Entfernung von den Ruinen des Seehafens Berenice liegt. Dieſe einſame Stelle, jetzt nicht einmal von dem rohen Wanderer der Wüſte bewohnt, war einſt durch das geſchäftige Treiben des Handels belebt, und die Seefahrer aus dem „fernſten Indien" mit ihren rohen, gebrechlichen Barken warfen an dieſem öden Ufer Anker. Wie verändert iſt jetzt der Anblick! Jahrhunderte ſind darüber hingegangen, und Sandhügel, von den Stürmen der Wüſte hergeweht, bedecken die Gebäude, der Hafen iſt verſtopft und leer, und die Ruinen eines kleinen Tempels zeigen allein noch die frühere Wichtigkeit an.

Von Ras Bernos erſtreckt ſich die ſcharf gezeichnete Küſte fünf bis ſechs Stunden weit weſtwärts, wo ſie dann plötzlich ſüdwärts ſich wendet. In dieſer Ecke iſt eine kleine Bai, im Süden zum Theil von einem niedern, ſandigen, mit etwas Gebüſch bewachſenen Landvorſprung gedeckt. Von dem ſüdlichen Ende dieſes letztern an kann man die Ruinen, welche faſt nur ſandige, zum Theil mit Gebüſch bewachſene Hügel bilden, in der Entfernung von einer Stunde gegen WSW deutlich unterſcheiden. Den Landungsplatz bezeichnen zwei Hügel von etwa 30 Fuß Höhe, welche ſich dart am Meere erheben. Von dieſem Punkt an erſtreckt ſich eine Lagune landeinwärts, wahrſcheinlich der ehemalige innere Hafen, deſſen Eingang aber jetzt mit Sand verſtopft iſt. An der höchſten Stelle, nahe in der Mitte dieſer beiden Hügel, liegen die Mauern und der obere Theil eines kleinen, aber maſſiven ägyptiſchen Tempels; außer dieſem ſehr verfallenen und faſt in Sand vergrabenen Gebäude ſieht man keine der Aufmerkſamkeit des Reiſenden merkwürdigen Ueberreſte des Alterthums, aber die Gebäude mögen wohl manche werthvolle Ueberreſte von Sculpturen, Hieroglyphen u. dgl. in ſich ſchließen.

Die Sandhügel nehmen etwa eine halbe Stunde im Umkreis ein, und der Tempel ſteht, wie ſchon bemerkt, in der Mitte, von welcher aus die Häuſer in ſchmalen Straßen, meiſt in rechten Winkeln unter einander, auslaufen. Zwei Linien von Anhöhen, die etwas weiter auseinander liegen, und ſich in einer Linie vom Tempel nach der See hin erſtrecken, zeigen an, daß eine Straße von größerer Breite in dieſer Richtung lief. Die Häuſer, welche den Tempel umgeben, mögen ſich etwa auf 1000 bis 1500 belaufen, aber mehrere Haufen von Häuſern ſind von der Stadt getrennt; ſie ſcheinen alle aus dem weichen Madreporſtein erbaut zu ſeyn, den man noch jetzt zu Koſſeir und andern Städten am Ufer des rothen Meeres zum Häuſerbau verwendet. Die Häuſer beſtehen meiſt nur aus drei Zimmern, einem vorn und zwei hinten, welche beide letztere zuſammen ungefähr doppelt ſo groß als das erſtere ſind. Die Oberfläche aller dieſer Sandhügel iſt mit vielfarbigem Glas und zerbrochenen Töpfergeſchirren überſtreut. Scharrt man den Sand ein wenig weg, ſo findet man Stücke von verroſtetem Erz in großer Menge; einige Münzen mit unleſerlich gewordenen Inſchriften und ein ziemlich wohl erhaltener Schlüſſel waren ſo ziemlich Alles, was wir fanden.

Der Eingang in den Tempel iſt gegen Oſten gerichtet. Die kurze Zeit unſers Aufenthalts nöthigte uns, die Nachforſchungen auf eine einzige Kammer zu beſchränken, welche früher ſchon zum Theil ausgegraben worden zu ſeyn ſchien. Als wir den Sand 4 oder 5 Fuß tief weggeräumt hatten, entdeckten wir mehrere Figuren, und vergewiſſerten uns bald, daß dergleichen in Gruppen rings um die Kammer herum ſich befanden. Auch ſtießen wir auf Fragmente einer Tafel mit griechiſchen Inſchriften, und auf einigen maſſiven Steinen, die das Dach gebildet hatten, fanden wir ſehr wohl erhaltene Hieroglyphen. Die Mauern waren gleichfalls mit Hieroglyphen bedeckt, aber der weiche Kalkſtein, aus dem ſie beſtanden, hatte durch die Zeit ſehr gelitten.

Südweſtlich von den Ruinen und näher an der Bai ſind mehrere Anhöhen von Schutt, wie man ſie unwandelbar in der Nähe alter ägyptiſcher Städte findet. Etwas ſeltſam iſt es, daß wir trotz unſerer genauen Unterſuchung keine Spuren von Ciſternen oder Brunnen finden konnten, und daß unſere Nachforſchungen nach einem Begräbnißplatze eben ſo fruchtlos waren. Beim erſten Anblick ſcheinen weder die Größe des Tempels, noch die Ausdehnung der Ruinen darauf hinzudeuten, daß dieß die Ueberreſte einer Stadt ſeyen, die einſt das Emporium des

Handels zwiſchen Indien, Aegypten und Europa war; erwägt man aber, daß ſie 270 (engl.) Meilen vom Nil lag, alſo weit entfernt von jedem angebauten Landſtrich, aus welchem man Lebensmittel hätte beziehen können, ſo iſt nicht wohl anzunehmen, daß viele Einwohner zum Vergnügen hier wohnten, und daß die Stadt eine beſonders große Ausdehnung gehabt haben ſollte. Wir fanden die nördliche Breite 23° 55′, was nur um zwei Stunden von der Angabe des Ptolemäus abweicht. Für diejenigen, welche wiſſen, wie nachläſſig die Breite von den Alten beobachtet wurde, mag es auffallend ſcheinen, daß dieſe beiden Berechnungen ſo genau zuſammentreffen; aber Berenice liegt, wie Syene, faſt gerade unter dem Wendekreis, und hier mag der Eifer, den Lauf der Sonne gegen Süden richtig kennen zu lernen, zu genauern Beobachtungen Veranlaſſung gegeben haben. Strabo beſchreibt die Lage von Berenice mit großer Richtigkeit: er ſagt, es liege am Ende einer Bai, welche wegen ihrer zahlreichen Felſen und Untiefen Sinus immundus genannt werde, eine Benennung, welche ſich in dem Namen der böſen Bai bis auf dieſen Tag erhalten hat. Was die Beweggründe betrifft, die den König Ptolemäus Philadelphus bewogen haben ſollen, dieſen Ort vorzugsweiſe vor andern dem Nil näher liegenden zu wählen, ſo iſt anzunehmen, daß er, um ſeinen Zweck, den Weg möglichſt abzukürzen, vollkommen zu erreichen, einen möglichſt ſüdwärts gelegenen, aber immer noch zu ſeinem Gebiet gehörenden Hafen auswählte, um die ſtarken Nordwinde zu vermeiden, welche neun Monate des Jahrs hindurch herrſchen. Dieſer Vortheil ward noch erhöht durch einen geräumigen, wohlgeſchützten Hafen, wie ihn vom 23 bis 24° B. kein anderer Punkt der Küſte darbietet. Der Umſtand, daß wir eine Tafel mit einer griechiſchen Inſchrift fanden, muß, wenn noch ein Beweis nöthig iſt, die Identität dieſer Ruinen mit dem alten Berenice feſtſtellen, da wir von keinen andern griechiſchen Städten an dieſer Küſte wiſſen.

Die Fortſchritte der Geſellſchaft in Indien.

(Fortſetzung.)

Unter andern hatten ſich viele Miſſionäre in verſchiedenen Theilen Indiens niedergelaſſen. Die baptiſtiſchen Miſſionäre hatten ſich 20 Jahre ſchon vor 1813 in Bengalen befunden, und ſich emſig mit Unterſuchungen über die Sprachen, die Religion und die Sitten der Eingebornen Indiens beſchäftigt. Ihre Bekehrungsarbeiten waren zwar von keinem großen Erfolg begleitet geweſen, hatten ihnen aber eine innigere Kenntniß des häuslichen Lebens der untern Stände und ihrer geiſtigen und moraliſchen Eigenſchaften erworben, als irgend eine andere Claſſe von Europäern ſie ſich verſchaffen konnte; auch hatten ſie auf eine überzeugende Weiſe die Grundloſigkeit der Befürchtungen dargethan, daß religiöſe Discuſſionen Unordnungen unter den Hindus herbeiführen würden. Sie hatten viele Schulen für eingeborne Kinder begründet, in denen die Lehren des Chriſtenthums vorgetragen wurden; ſie hatten die heilige Schrift in viele Dialekte Indiens überſetzt und drucken laſſen, und den Weg zur Erlernung dieſer Dialekte durch die Herausgabe von Sprachlehren, Wörterbüchern und andern Elementarwerken eröffnet.

Um dieſe Zeit begann auch zuerſt der berühmte Hindu Ram Mohun Roy die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen und eine kleine Anzahl ſeiner Landsleute um ſich zu ſammeln, in der Abſicht, die gröbern Theile des Volksaberglaubens zu reformiren oder ihnen gänzlich ein Ende zu machen. Der freiere Zugang der Europäer nach Indien ſeit dem Jahre 1813, das anerkannte Recht der Miſſionäre dort zu wohnen und das Chriſtenthum auszubreiten, die bekannte Freiſinnigkeit der Regierung des Marquis von Haſtings und die praktiſche Freiheit der Preſſe, alle dieſe Umſtände weckten einen allgemeinen Geiſt des Fortſchritts. Die baptiſtiſchen Miſſionäre gaben zuerſt eine Zeitung in einer indiſchen Sprache heraus; ihnen folgte Ram Mohun Roy und Andere, eine Schulbüchergeſellſchaft wurde von dem Marquis von Haſtings gegründet, Ueberſetzungen nützlicher Werke wurden befördert, eine mediciniſche Lehranſtalt von der Regierung errichtet, und — die größte Neuerung — Schulen für eingeborne Mädchen angeordnet.

Dieſe Aenderungen waren indeß manchen Perſonen, Europäern ſowohl wie Eingebornen, ſehr zuwider. Die conſervativen Hindus beſchuldigten Ram Mohun Roy, ihre Religion umzuſtürzen, und die conſervativen Europäer ſahen in der Freiheit der Preſſe den Fall des brittiſchen Reichs voraus. Die letztern waren gewöhnt, über ein unwiſſendes und unterwürfiges Volk zu herrſchen, und fürchteten eine freie Preſſe weit mehr, weil ſie ihr eigenes Benehmen ans Licht gezogen zu ſehen beſorgten, als daß ſie wirklich an eine Schwächung der Regierungsgewalt dachten. So trat eine Reaction ein, und ſobald der Marquis von Haſtings Indien verlaſſen hatte, wurde die Preſſe unter ſtrengen Zwang geſtellt. Es war augenſcheinlich, daß ein neues Syſtem in Gang kam, und mehrere der einheimiſchen Zeitungen hörten auf. Lord Amherſt begann ſeine Regierung mit neuen Verfolgungen der Preſſe, und mehrere Herausgeber von Zeitungen wurden verbannt. Aber immer noch konnte die Preſſe nicht in die vorgeſchriebenen Schranken gewieſen werden; Lord Amherſt hatte ſich in dem birmaniſchen Krieg allzu viel zu Schulden kommen laſſen, er würde ſich durch fortdauernde Verfolgungen der Preſſe zu ſehr verhaßt gemacht haben, darum gab er in der Hoffnung, Popularität zu erlangen, die Preſſe der That nach frei, und die Anordnungen, die er anfangs mit Gewalt durchgeſetzt hatte, wurden ein todter Buchſtabe. Denſelben Weg ſchlug Lord William Bentinck ein, unter deſſen Regierung die Preſſe nicht dem Geſetze gemäß, ſondern dem Geſetze zuwider frei war, und als er Indien verließ, ſchaffte Sir Ch. Metcalfe die Beſchränkungen der Preſſe ab, und machte ſie geſetzlich frei, wie ſie es ſeit einigen Jahren praktiſch geweſen war.

Der Zuſtand der Preſſe in Indien iſt entſcheidend, wenn nicht für den Fortſchritt oder die Abnahme der Civiliſation, doch wenigſtens für ihren Gang und ihren Umfang. Die Preſſe iſt der große Hebel, durch den Europa aus dem Zuſtande verhältnißmäßiger Rohheit zu ſeiner jetzigen Bildung gelangte; dieſer Hebel wird nun auch in Indien, China und vielen andern Theilen der Welt ange-

setzt, und obwohl er zu schlimmen Zwecken wie zu guten gebraucht werden kann, so ist doch der Vortheil ohne Vergleich auf der letzten Seite. Wenn Gefahr dabei ist, Kenntnisse, worin die Macht liegt, mitzutheilen, und zu gleicher Zeit neue Wünsche und Hoffnungen zu erzeugen, so ist noch größere Gefahr darin, Unwissenheit und Aberglauben fortdauern zu lassen. Indien war von jeher nur durch ein schwaches Band mit England verbunden, und die Cohäsion der verschiedenen Theile wurde nur durch die stets fortschreitende Bewegung gesichert; aber seit den letzten 20 Jahren sind wir beinahe gar nicht fortgeschritten: mit Ausnahme des birmanischen Kriegs und der Belagerung von Bhurtpur gab es keine militärischen Ereignisse von Bedeutung. Im birmanischen Kriege entging England nur mit genauer Noth einer Niederlage, und es hat sich desselben nicht sonderlich zu rühmen; die Belagerung von Bhurtpur dagegen war das Werk weniger Tage. Liegt keine Gefahr darin, daß die Millionen Indiens sich von dem Schrecken, den unsere frühern Eroberungen einflößten, sich erholen, und allmählich den Umfang der englischen Macht mit ihrer eigenen, wenigstens in numerischer Hinsicht, vergleichen, und die Unthätigkeit einem Mangel an Energie oder einem Gefühl der Schwäche beilegen? Liegt keine Gefahr darin, daß die Muhammedaner, welche die Europäer als Ungläubige verabscheuen, die ihnen entrissene Herrschaft wieder zu erringen trachten? Oder daß die Hindus, in deren Augen die Engländer verabscheute und unreine Parias sind, den Rang und die Ehrenstellen wieder zu gewinnen trachten, die ihnen unter der muhammedanischen Herrschaft zu Theil wurden? Die Herrschaft der Engländer beruhte bisher auf der Meinung von ihrer Macht, eine Meinung, die bei dem ersten Unfall sich ändern kann, und durch Zeit und Unthätigkeit sich schwächen muß. Dieß ist keine so sichere Grundlage, daß man darauf allein sich verlassen und jede andere Stütze zurückweisen sollte. Das sicherste Mittel, Indien an England zu fesseln, liegt in dem Interesse und in der Neigung des Volks, und um diese für sich zu gewinnen, muß man ihm die Ueberzeugung beibringen, daß seine Wohlfahrt der Hauptzweck der Regierung ist.

(Schluß folgt.)

Militärcolonie zu Miserghin.

Ein Schreiben aus Oran, vom 2 Januar, im Temps schildert diese kleine Militärcolonie als in vollem Gedeihen. Die Spahis beschäftigen sich emsig mit der Bebauung der Ländereien, die ihnen abgetreten wurden. Ist das Wetter der Cultur nicht sehr günstig, so verwenden sie ihren Tag zur Anlegung eines breiten Grabens, der den doppelten Zweck hat, ihr Eigenthum gegen einen Handstreich zu schützen und dem Regenwasser einen freien Abfluß zu gewähren. Die Abgränzung des Landes wird vielleicht später der Entwicklung der Colonie, die eine zu glückliche Lage hat, um nicht, besonders der Fruchtbarkeit des Bodens wegen, Bedeutung zu erlangen, schaden. Die Zuaven wurden nicht so gut bedacht als die Spahis; sie besitzen zwar einen größern Landstrich, allein trotz der gebotenen Vortheile zieht der Boden von Miserghin nach. Franzosen meldeten sich nur wenige.

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

(Fortsetzung.)

Die kleinrussischen Bauern.

Nach meinen Beobachtungen haben die Kleinrussen weniger Neigung und weniger Geschick zu Fabrikbetrieb, Handel und Frachtfuhrwerk, als die Bewohner von Großrußland; aber auch mit Ackerbau beschäftigen sie sich nur so viel, als nöthig ist. Ihnen scheint die Viehzucht besser zuzusagen, da sie zur Faulheit geneigt sind, und den Großrussen an geistiger und körperlicher Lebendigkeit nachstehen; aber wer es versteht, kann auch sie fleißig machen: ich hörte immer in den Fabriken, daß die Aufseher sie loben. Uebrigens begreift der Kleinrusse eine Arbeit nicht so schnell, wie der Großrusse, doch erhält auch er im Weben Tuchscheeren u. dgl. bald eine große Fertigkeit. Vielleicht ist der Kleinrusse auch darum minder lebhaft, weil er sein Feld fast ausschließlich mit Hülfe fauler Ochsen bebaut, während der Großrusse das rasche Pferd braucht. Selbst sein plumper Pflug trägt gewissermaßen den Stempel seines Charakters. Die kleinrussischen Bauern an der Gränze von Großrußland sehen ohne Zweifel häufig den russischen Hackenpflug, und könnten sich doch leicht überzeugen, daß man damit mit geringer Anstrengung selbst einen schweren Boden umpflügen kann; dennoch wenden sie ihn niemals an. Von alten Gewohnheiten abzuweichen, sind die Kleinrussen noch weniger geneigt, als die Großrussen; sie sehen, daß deutsche Colonisten bei ihrer Art Landwirthschaft besser leben, daß dieselben Tabak, Kartoffeln und überhaupt solche Gewächse bauen, welche die Kleinrussen nicht haben, und die doch einen großen Vortheil bringen; dennoch bauen sie weder Tabak noch Kartoffeln. Der Kleinrusse sieht, daß die Colonisten in Sarepta und andern Orten an der Westseite der Wolga mit Vortheil baumwollenes Zeuge verfertigen, es kommt ihm aber nie in den Kopf, daß er und seine Kinder gleichfalls Geld damit verdienen könnten. Schulen sind hier noch unentbehrlicher als in Großrußland, um die Einwohner zur Kenntniß des Bessern zu bringen, und sie zu größerer Thätigkeit zu erwecken. Die Zucht guten Rindviehes kann hier mit großem Vortheile betrieben werden: schöne Heerden von Merinos, Hornvieh und Pferden zeigen hinreichend die besondere Neigung der Kleinrussen zur Viehzucht; nur muß man ihnen noch mehr Neigung zum Ackerbau wünschen, damit sie die reichen Gaben der Natur mit größerem Nutzen als bisher verwenden.

Die donischen Kosaken sind noch weniger zum Ackerbau geneigt, und thun noch minder gern etwas, das Anstrengung erfordert; für sie ist das Angenehmste, ihre Heerden auf den weiten Steppen zu weiden, und wahrscheinlich wird noch eine lange Zeit verfließen, bis sie sich an eine andere Lebensart gewöhnen, und Ackerbau und Fabriken ergreifen. Sie haben, wie es scheint, eine besondere Neigung zur Zucht und zur Verbesserung der Racen ihrer Pferde, und dieser Zweig der Landwirthschaft ist auch das leichteste Mittel, ihren Zustand zu verbessern.

Noch mehr Zeit aber ist erforderlich, bis die Kalmüken gute Landwirthe werden. Die deutschen Colonien möchten noch das leichteste Mittel seyn, diese Periode abzukürzen.

Deutsche Colonisten.

Im Laufe meiner Reise sah ich an verschiedenen Orten deutsche Colonisten, und fand ihre Lage verschieden; ich theile darum meine

Bemerkungen über jede Colonie besonders mit, in der Ordnung, wie ich sie besuchte.

Im Gouvernement Tschernigow besuchte ich die Colonie Bielowiesh; sie liegt völlig abgesondert und ist von Kleinrussen umgeben. Alle Colonisten hier sind eifrige Ackerbauer und ihre Landwirthschaft in sehr gutem Zustande. Sie sind im Allgemeinen aufrichtige und gastfreundliche Leute, beschäftigen sich außer dem Ackerbau auch mit der Zucht vorzüglicher Pferde und anderer Viehgattungen, und schreiten je nach Maaßgabe ihrer Kräfte vorwärts. Einige Mittheilungen über die neuere bessere Landwirthschaft würden ihnen von großem Nutzen seyn, namentlich die Einführung von Futterkräutern; sie würden dann nicht nur ihre Ausgaben für das Heu ersparen, sondern könnten auch ihre Viehzucht noch weiter ausdehnen, und das von ihnen gegebene Beispiel könnte auch auf ihre Nachbarn wohlthätig wirken. Vor zwei Jahren wurden über 200 Colonisten von hier in das Gouvernement Jekaterinoslaw versetzt, und trotz dem reicht die Ausdehnung des Landes nicht mehr hin für den Wirthschaftsbetrieb derer, welche zu Bielowiesh blieben; ein etwas verbesserter Ackerbau, namentlich die Einführung von Klee und Tabak, würde ihnen weit mehr Beschäftigung geben.

Eine zweite Colonie und zwar von ganz anderer Art fand ich in der Nähe von Pultawa; sie besteht aus Tuchmachern und Webern, welche vor noch nicht langer Zeit aus Sachsen hieher kamen, größtentheils aus dem Fabrikstädtchen Krimmitschau. Aber die guten Sachsen hatten sich, wie es scheint, in ihrer Rechnung etwas geirrt: in ihren Umständen und bei ihren Capitalien können sie keine Concurrenz mit den großen Fabriken aushalten, da sie nicht im Stande sind, die von den reichen Fabricanten eingeführten theuern Maschinen und manche andere Hülfsmittel anzuwenden; darum können sich ihre Erzeugnisse auch nicht mit den Erzeugnissen der Letztern hinsichtlich der Wohlfeilheit und Reinheit der Ausrüstung messen, und sie sind durch die Noth gezwungen, sich auf die Erzeugung einfacher Soldatentücher, Flanelle, grober Wollendecken u. s. w. zu beschränken. Aber um die Soldatentücher vortheilhaft abzusetzen, muß man Contracte eingehen, und dazu sind Capitalien nöthig, die sie nicht haben. Auf solche Weise häufen sich ihre Waaren an, ihr kleines Capital liegt todt liegen, und sie waren manchmal nicht im Stande, die Rohstoffe zu kaufen, so daß ihre kleinen Fabriken unthätig blieben. In ihrem Vaterland erhielten sie Arbeit von den großen Fabriken; man gab ihnen Garn, das sie zu Tuch verwoben, und so dem Fabricanten in rohem Zustande gegen gute Bezahlung zurück gaben; auf diese Art gewann der Fabricant, weil er weniger Arbeiter unterhalten mußte und bessere Arbeit erhielt, die Familie des Tuchmachers aber hatte ihr, wenn auch nicht großes, doch genügendes Auskommen. Wahrscheinlich erwarteten sie etwas ganz Anderes in der Nähe von Pultawa, denn hier wollten sie selbstständige Fabricanten werden. Es gibt indeß ein Mittel, diesen Leuten zu helfen, und vielleicht noch dazu einen gemeinsamen Vortheil daraus zu ziehen. Sie haben einen bequemen, für sie nicht allzu lästigen Absatz nöthig; zu diesem Zwecke wäre es, wie es scheint, das Beste, ihnen ein Magazin zu bauen, wo jeder dieser kleinen Fabricanten besondere Stücke hinbrächte, in dem Maaße, als sie fertig würden, und alsbald zwei Drittel des Werthes der gelieferten Waare erhielte, so daß sie sich von neuem rohe Stoffe kaufen könnten. Es versteht sich von selbst, daß man dabei auf einen möglichst baldigen Absatz aus dem Waarenmagazine bedacht seyn müßte. Die Waaren, welche ich dort sah, wären gut und dauerhaft; es fehlte ihnen etwas in der Ausrüstung, dieß ist aber bei ihrem Mangel an manchen Maschinen nicht zu verwundern. (Nach einer Bemerkung der Redaction des Journals des Ministeriums des Innern soll in dieser Beziehung bereits Vorsorge getroffen seyn.)

Die dritte Colonie, in der ich war, heißt Riebendorf, und liegt im Gouvernement Woronesh; sie ist ganz mit fleißigen Ackerbauern bevölkert, deren mit Tabak, Kohl und Kartoffeln angebaute Felder nur einen schwachen Beweis dafür liefern, daß ich sie mit Recht arbeitsam nannte. Diese Colonie besteht gleichfalls aus ehrlichen Deutschen, welche gern noch mehr thun würden, wenn sie könnten; ihre Bevölkerung aber ist schon allzu groß, denn ein Stück Land von 26 Dessätinen, das ursprünglich für Eine Familie bestimmt war, ist jetzt manchmal unter sieben Familien getheilt, denen es sämmtlich Unterhalt gewähren muß. Darum beschäftigen sich die hiesigen Colonisten größtentheils mit dem Gartenbau, der Boden wird mit der größten Anstrengung bearbeitet, liefert aber auch einen sehr hohen Ertrag. Seltsamer Weise haben sie unter den benachbarten russischen Bauern wenige oder eigentlich gar keine Nachahmer, nur einige reiche Gutsbesitzer fangen an, nach der bei den Colonisten gebräuchlichen Art Kartoffeln zu bauen. Der Pfarrer der Colonie, Heller, gibt sich Mühe, die Aufmerksamkeit seiner Pfarrkinder auch auf die Verbesserung ihrer Landwirthschaft zu richten: so wurde z. B. von ihm ein neuer, besserer Pflug eingeführt.

Die merkwürdigste Colonie ist ohne Zweifel die zu Sarepta im Gouvernement Saratow. Die Bewohner derselben zeichnen sich durch Betriebsamkeit, Fleiß und Ordnungsliebe aus; sie bestehen aus eigentlichen Herrnhutern, gewinnen ein reichliches Auskommen durch Fabrikbetrieb, und beschäftigen sich außerdem gleichsam zur Erholung mit einem sehr einträglichen Gartenbau. Ihre Fabrikerzeugnisse sind ausnehmend dauerhaft, namentlich fabriciren sie sehr gute halbseidene Stoffe und Tücher, welche sehr geschätzt sind und weit verführt werden; Senf, Zwieback u. dgl. sind gleichfalls Waaren, die man bei ihnen sucht. Ihre Wein- und Fruchtgärten können als Muster dienen, und nirgends findet man dieselben besser gepflegt, als bei ihnen. Die Schöpfräder, vermittelst deren sie das Wasser emporheben, um Weingärten, Fruchtbäume, Tabaksfelder u. dgl. zu begießen, sind zwar keine neue Erfindung, aber mit einer musterhaften Genauigkeit und Einfachheit erbaut; darum zeichnen sich auch die hiesigen Früchte so sehr durch Größe und Schönheit aus, daß ich selten ähnliche gesehen habe: die Tabaksstauden sind baumhoch und mit ungewöhnlich breiten Blättern bedeckt. Um mit der Zeit vorwärts zu schreiten, verschreibt die Bruderschaft zuweilen geschickte Meister in verschiedenen Gewerben aus Deutschland, und schickten auch ihre jungen Leute auf Reisen. Daß es hier auch Leute gibt, welche mit großer Ausdauer sich um Bildung bemühen, davon kann der Vorstand der Colonie, Hr. Zwick, als Beispiel dienen: er war ursprünglich ein Seifensieder, gewann aber schon in frühen Jahren einen Geschmack an Alterthümern, und studirte in freien Stunden mit ungewöhnlichem Fleiße Geschichte, namentlich die der goldenen Horde, welche ihren Hauptsitz nicht weit von Sarepta hatte. Mit bewundernswerthem Eifer erlernte er auch die kalmükische Sprache, und erforschte nicht nur die religiösen Gewohnheiten dieses Volkes und manche Theile seiner Geschichte, sondern sammelte auch ein vortreffliches Münzcabinet und verschiedene Ueberreste des Alterthums, so daß er in der That einen Schatz zusammenbrachte, der für die russische Geschichte von Wichtigkeit ist. Er bestimmte die Münzen sehr genau, und es fehlen darin nur wenige, um eine ununterbrochene Reihe der Beherrscher der goldenen Horde zu liefern. Die Kenntnisse Zwicks und die von ihm gesammelten Gegenstände verdienen in der That, daß man sich um ihre Erhaltung Mühe gebe.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 44.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

13 Februar 1838.

Ausflüge in den Abruzzen.

Cicolano. — Die Heerden in den Abruzzen. — Popoli. — Pescara. — Teramo. — Der Gran Sasso. — Chieti. — Solmona. — Palena. — Die Stadt Samnium. — Isernia. — Das alte Venafrum.

Von Aquila machte ich einen abermaligen Ausflug in den District von Cicolano, da ich mir hier hinreichende Empfehlungsſchreiben verſchaffen konnte. Bis Civita Tommaſa fuhr ich im Wagen, dann aber mußte ich zu Pferde ſteigen, und ein mühſamer Ritt über Berg und Thal brachte uns endlich auf einen Punkt, von dem aus man das ganze Gebiet von Cicolano überſehen kann: die ſeltſame Verzweigung der Berggänge, die phantaſtiſchen Formen der Kuppen und die prächtigen Wälder an den untern Berggürtein bieten ein äußerſt anziehendes Schauſpiel dar. Durch reich beſchattete Thäler gelangten wir nach dem Dorfe Pace, das ich zu meinem Standquartier machte, von wo aus ich die verſchiedenen Alterthümer unterſuchte. Ganz in der Nähe finden ſich Trümmer, welche der ehemaligen Stadt Suna angehören ſollen, welcher Namen ſich vielleicht noch in Alzana erhalten hat, wie die Stelle jetzt heißt. Sie beſtehen aus drei Reihen Polygonmauern, eine über der andern, und zwiſchen der erſten und zweiten findet ſich ein äußerſt merkwürdiges Denkmal. Dieß iſt ein runder, unterirdiſcher Bau aus der Länge nach hingelegten, ohne Mörtel an einander gefügten Steinen, von denen jede Reihe über die untere vorſteht, bis ſie eine abgeſchnittene Pyramide bilden, die oben durch zwei halbrunde flache Platten mit einer runden Oeffnung in der Mitte geſchloſſen iſt, die wieder durch einen andern Stein bedeckt wird. Der Bau gleicht ganz einem Bienenſtock, und man gelangt auf der einen Seite durch eine fenſterartige Oeffnung hinein, durch welche auch die hineingefallene Erde herausgeſchafft wurde; aber das Innere wurde noch nicht hinreichend tief ausgegraben, um die urſprüngliche Tiefe des Baues daraus abnehmen zu können; dieſe ſcheint übrigens nicht ſehr bedeutend geweſen zu ſeyn, da der Durchmeſſer ganz unten nicht über ſechs Fuß beträgt. Die Landeseingebornen glauben, der Bau ſey eine Ciſterne geweſen, auch hat man ihn ſchon für einen Kornbehälter angeſehen; merkwürdig iſt die große Aehnlichkeit mit der ſogenannten Schatzkammer des Atreus zu Mycenä.

Als wir dieſe Ueberreſte des Alterthums mit Aufmerkſamkeit betrachtet hatten, ſchenkten wir den römiſchen Ruinen nur noch geringe Beachtung, und begaben uns zurück nach Pace, wo wir von zwei Brüdern, an die wir adreſſirt waren, mit der größten Zuvorkommenheit und Gaſtfreundſchaft aufgenommen wurden. Am folgenden Tag beſuchten wir das kleine Dorf Neſce, vielleicht das alte Nurſä, deſſen Alterthümer auf das ehemalige Daſeyn einer bedeutenden Stadt hinweiſen, aber keineswegs in ein ſo hohes Alter hinaufreichen, als die früher erwähnten Ueberreſte. Mitten unter römiſchen Ueberreſten jedoch findet ſich ein Bruchſtück einer cyklopiſchen Mauer von dem unregelmäßigſten älteſten Style, nicht weit davon zwei unterirdiſche Behälter, ähnlich dem von Suna; der eine davon iſt nicht ausgegraben, aber der Deckel weggenommen, ſo daß man den obern Theil des innern Baues ſehen kann; der andere Behälter iſt mit Waſſer gefüllt und wird als Ciſterne gebraucht. Einige Bruchſtücke von Pelzwerk ſind gleichfalls ſichtbar, und beweiſen nebſt einigen kaiſerlichen Münzen, die man auffand, daß die Stadt, in ein ſo hohes Alter ihre Gründung auch hinaufreichen mag, doch von den Römern bedeutende Zuſätze erhielt. Außer den hier aufgefundenen Ueberreſten des Alterthums finden ſich ähnliche am ganzen Laufe des Salto hin, ſo wie Brüche von einem Bogen, Waſſerleitungen und häufige Spuren einer gepflaſterten Straße, was beweiſt, daß der ganze Diſtrict in einer ſehr fernen Zeit reich bevölkert war.

Das Haus, wo ich zu Pace wohnte, war ausnehmend geräumig, und die meiſten Dörfer des Cicolano haben ähnliche Gebäude, die dem Haupteigenthümer gehören, welcher früher gewöhnlich und auch jetzt noch häufig den Titel Baron führt. Der älteſte Bruder, dem der größte Theil zugefallen war, wohnte gewöhnlich hier, hatte aber die Verwaltung ſeiner Ländereien an den jüngern Bruder übergeben; ſie ware eide unverheurathet, und nicht mehr ſehr jung, aber andere Brüder hatten Familie, wohnten anderswo, überließen jedoch ihren Antheil an den Gütern gleichfalls der Verwaltung ihres Bruders. Aehnliche Beiſpiele von Familieneinigkeit und Zutrauen ſind faſt in allen

Theilen des Königreichs häufig, und es findet sich noch übrigens gar nicht selten, daß mehrere Ehepaare derselben Familie unter Einem Dache wohnen, und in ununterbrochener Einigkeit und Freundschaft an Einer Tafel sich finden. Auch bemerkte ich hier dieselbe Unterwürfigkeit der untern Classen gegen meine Wirthe, wie ich sie zu Civita d'Antina beobachtet hatte. Die wohlwollende Gesinnung der Landeigenthümer sorgte für die Bedürfnisse der unbeschäftigten Armen, wie für die, denen sie selbst Arbeit geben, und alle, die hungrig herkamen, erhielten Speise und Trank in der gastfreundlichen Küche, eine Gutherzigkeit, die oft das Maaß der Klugheit überschritt, denn ich sah häufig Leute herauskommen, die dem Wein etwas gar zu stark zugesprochen hatten.

Ich bemerkte hier, wie auch schon mehrmals früher, daß die höhern Classen von Landbesitzern in diesem, wie fast in allen andern Theilen von Abruzzo Secundo, Rom mehr als Neapel für ihre Hauptstadt ansahen. Die Verbindung längs dem Laufe des Salto mit Rieti und die Nähe dieses Orts bei der ewigen Stadt erklären dieß hinreichend. Es ist darum selten, daß diejenigen, die eine Vergnügungsreise machen, Neapel der römischen Hauptstadt vorziehen, und ich bemerkte auch, daß sie nicht nur letztere als den Canal für alle fremden Nachrichten betrachten, sondern auch daß alle ihre Correspondenz in dieser Richtung geht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fortschritte der Gesellschaft in Indien.

(Schluß.)

Gegen das Ende der zwanzig Jahre, auf welche der Freibrief des Jahres 1813 sich erstreckte, traten die Wirkungen des neuen Systems allmählich hervor, ein Kampf zwischen den Conservativen und der Bewegungspartei war vor sich gegangen, die letztern aber hatten am Ende gesiegt, und ein entscheidender Schritt vorwärts war geschehen: der Unterricht hatte sich bedeutend ausgedehnt, Schulen und Collegien waren errichtet worden, in denen die höhern Unterrichtsgegenstände mit Erfolg gelehrt wurden, die Bemühungen der Missionäre der verschiedenen Secten hatten sich verdoppelt, die Sprache, Literatur und Religion Englands hatten zum erstenmal Wurzel gefaßt, eine freie Presse war fast mit Gewalt eingeführt worden, und solche weitere Schritte wurden vorgeschlagen, die man noch wenige Jahre vorher vor den Conservativen nicht einmal hätte erwähnen dürfen. Viele junge Hindus, welche in den Schulen und Collegien erzogen worden waren, entsagten der Religion ihrer Väter, einige nahmen das Christenthum an, andere erklärten sich für Deisten oder Atheisten. Sie bildeten Gesellschaften zur Discussion literarischer, philosophischer und religiöser Gegenstände, und gaben englische Zeitschriften heraus, die mit ähnlichen Werken europäischer Herausgeber in Concurrenz traten. Der alte Aberglauben ward angegriffen und vertheidigt, die Presse wurde von allen Parteien zu Hülfe gerufen, und außer andern Schriften erschienen in Calcutta nicht weniger als sieben Zeitungen in einheimischen Sprachen.*) Eine sehr wichtige Aenderung ging jetzt zugleich vor, nämlich die Einführung des Englischen statt des Arabischen und Sanskrit in den Collegien und Schulen für den höhern Unterricht; dadurch wurde das Wissen Europa's mit einem Mal einer sehr bedeutenden Zahl eingeborner Jünglinge eröffnet, es that rasch seine Wirkung und überzeugte sie von der Abgeschmacktheit ihres ehemaligen Glaubens. Kenntnisse wurden dadurch in einem viel weitern Umkreise verbreitet, der Geschmack an englischer Sprache stieg unter der einheimischen Bevölkerung, und selbst jenseits der Gränzen des brittischen Gebiets an den Höfen der eingebornen Fürsten wurde die englische Sprache allmählich erlernt, und das Mittel des diplomatischen Verkehrs, wie es das Persische unter den Mogolkaisern gewesen war.

Zwei sehr unpolitische Maaßregeln, die Einführung einer Stempelabgabe und die Verminderung des Soldes der Officiere, erzeugten ein bedeutendes und allgemeines Mißvergnügen in Bengalen, und diese Maßregeln wurden mit einem in jenem Lande bisher unbekannten Grade von Kühnheit angegriffen. Ehe noch dieses aufgeregte Gefühl sich gelegt hatte, trat der Zeitpunkt ein, wo die Erneuerung des Freibriefs der Compagnie das Parlament beschäftigen sollte; Europäer und Eingeborne, die noch unter den letzten Anordnungen schmerzlich litten, vereinigten sich, um einigen Schutz ihrer Interessen und ihrer Rechte für die Zukunft zu begehren, und schickten zu dem Ende John Crawford, ehemaligen Gesandten in Siam, nach London, um dort ihre Interessen zu vertreten. Die Ostindier, wie man sie manchmal nennt, oder die Indobritten, eine zahlreiche und achtungswerthe Classe, die Abkömmlinge europäischer Väter und indischer Mütter, schickten gleichfalls einen Agenten nach England, um vorzustellen, wie ungerecht es sey, sie unter das Gesetz der Hindus oder der Muhammedaner zu stellen, da sie doch der Religion nach Christen, der Erziehung und den Sitten nach aber wahre Europäer seyen. Die Untersuchung der indischen Angelegenheiten durch das Parlament dauerte zwei oder drei Jahre, brachte viele verkehrte Maaßregeln und begangene Ungerechtigkeiten ans Licht, und regte die Hoffnung an, daß die Untersuchung zu einer wirksamen und radicalen Reform führen würde. Während die Untersuchung vor sich ging, und ehe noch die Bedingungen des neuen Freibriefs in Ordnung waren, ging ein Gesetz durchs Parlament, das die Eingebornen Indiens berechtigte, als Geschworne zu sitzen und Magistrate zu werden, woraus man schloß, daß der Freibrief der Bank, wenn er überhaupt erneuert werde, nicht minder freisinnig ausfallen würde. Fünfzig Jahre lang waren die Eingebornen praktisch von allen magistratischen Aemtern ausgeschlossen gewesen, und sie fühlten diese Entbehrung tief, nicht nur als eine Erniedrigung in den Augen ihrer eigenen Landsleute, sondern auch, weil sie dadurch häufig der Laune und Anmaßung der Compagniediener ausgesetzt waren. So wurde die Erwartung lebendig erhalten, daß

*) Ueber den Werth dieser Fortschritte ließe sich Manches sagen, die Wirkung derselben aber auf ein so großes Land wie Hindustan möchte fürs erste so gut wie Null seyn. A. d. R.

die neue Anordnung nicht nur die frühern Mißbräuche abstellen, sondern auch mit Bezugnahme auf die veränderte Stellung Indiens und den Wechsel, der dort mit raschen Schritten vor sich ging, Vorsorge für die Zukunft treffen würde. Bitter fühlte man sich darum getäuscht, als die Bedingungen bekannt wurden, unter denen der Freibrief der Compagnie erneuert worden war. Es war, wie man es auch im Parlament erklärte, eine Uebereinkunft zwischen der englischen Regierung und der ostindischen Compagnie, eine Uebereinkunft, wobei nur englische Interessen und englische Parteien zu Rathe gezogen, die Interessen Indiens aber vernachlässigt oder aufgeopfert wurden, um die Englands zu sichern. Die neue Charte beraubte die ostindische Compagnie ihres Handels, wovon nur noch der mit China für sie einen Werth hatte. Dieß war Alles, was die Compagnie aufgab, während sie auf der andern Seite für alle frühern Sünden volle Verzeihung erhielt, alle ihre Rechnungen für gültig anerkannt, ihre Herrschaft über Indien nebst dem Recht der Stellenbesetzung auf 20 Jahre verlängert, die Schulden, die sie gemacht hatte, und welche etwa 20 Millionen Pfund Sterl. betrugen, Indien aufgebürdet wurden, von dessen Einkünften ebenfalls die Dividenden ihrer Actien zu 10½ Proc. erhoben werden sollten. Die Lasten Indiens wurden ferner vermehrt durch die Errichtung einer vierten Präsidentschaft oder Regierung, einer kostspieligen Gesetzcommission und zweier neuer Bisthümer mit einer zahlreichen Geistlichkeit.

Nach dem neuen Freibrief durften Europäer in Indien wohnen und Land besitzen, und alle eingebornen Unterthanen des Königs sollten zu Regierungsstellen wählbar seyn. Dieß sind allerdings einige wichtige Punkte, insofern eine bloße Erklärung der Rechte überhaupt genügen kann, um sie aber wahrhaft wohlthätig zu machen, muß man auch Vorkehrungen treffen, sie ins Leben einzuführen, denn aus Mangel an entsprechenden Maßregeln blieben diese Rechte beinahe ganz ohne Wirkung. Europäer werden sich nicht in Indien ansiedeln, ehe nicht Personen und Eigenthum durch gerechte und billige Gesetze gehörig geschützt sind, und die Erklärung, daß die Eingebornen auf alle Aemter ein Recht haben, ist völlig nutzlos, so lang die ostindische Compagnie alle Stellen besetzen darf. Das Volk in Indien sah die Regierung mit neuen und größern Gewalten ausgestattet, ohne ein Organ, seine Wünsche und Interessen auszudrücken. Die königlichen Gerichtshöfe, welche ausdrücklich errichtet worden waren, um die Eingebornen gegen die Willkür der Compagnie zu sichern, wurden ihrer Macht entkleidet, und das Land, das schon unter schweren Abgaben litt, noch mit neuen, starken Ausgaben belastet, und sein Handel und seine Manufacturen, welche durch eine Begünstigung englischer Interessen schwer gelitten hatten, blieben auch jetzt ohne Schutz. Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß die Bewohner von Calcutta eine Petition an das Unterhaus richteten, die jedoch ohne Erfolg blieb. Eben so umsonst wurden der Regierung selbst Vorstellungen gemacht, und das Mißvergnügen stieg noch durch eine Parlamentsacte vom J. 1836, wodurch alle Streitigkeiten an die Gerichtshöfe der Compagnie verwiesen und die Appellation an die königlichen Gerichtshöfe abgeschnitten wurde. Man hätte zuerst die Gerichtshöfe der Compagnie reformiren sollen, da diese wegen Bestechlichkeit ihrer Beamten und der unendlichen Zögerungen in ihrem Verfahren berüchtigt sind, und deren Richter im Allgemeinen sich nicht durch Geschicklichkeit und Eifer auszeichnen. Dieß veranlaßte eine große Versammlung in Calcutta, in Folge deren Vorstellungen an den Rath der Directoren und eine Petition ans Parlament beschlossen wurde, um das Recht der Apellation an die königlichen Gerichtshöfe wieder zu erhalten, bis ein allgemeiner Gerichtscodex ausgearbeitet seyn werde. Um dieß zu betreiben, wurde ein Hr. Turton, Advocat an dem hohen Gerichtshof von Calcutta, nach Europa gesendet, und ist vor Kurzem daselbst eingetroffen. Es ist eine wichtige Aenderung allmählich unter Hindus und Muhammedanern eingetreten, welche mehr und mehr ihre alten Vorurtheile abzulegen und die Vortheile der Civilisation zu schätzen scheinen. Alte Indier, d. h. solche, welche vor zehn oder zwanzig Jahren Indien verließen, würden es für völlig fabelhaft halten, wenn man ihnen auseinandersetzen wollte, welche Fortschritte die Bewohner Indiens in neuerer Zeit gemacht haben; die einzige Antwort für diese Skeptiker ist eine Hinweisung auf Thatsachen und auf die Aussagen glaubwürdiger Augenzeugen.

Ueber die Mysterien der Kabiren.

Es scheint gegenwärtig Mode zu seyn, eine Menge bisher unerklärter Alterthümer auf celtische Sprache und Völker zurückzuführen; so las kürzlich in der königlich irischen Akademie ein Mitglied, Sir William Betham, ein Memoire vor, worin er seine Ansicht aussprach, das Wort Kabiri bedeute in celto-phönicischer Sprache „Bund der Wissenschaft," und dieser Bund der Wissenschaft habe vier Grade oder Stufen der Einweihung gehabt. Nach den Angaben des Genannten entstand diese Gesellschaft bei den Phöniciern, und blieb lange Zeit auf dieses Volk und seine Colonien beschränkt; die Kunst der Seeschiffahrt, des Bergbaues, die Wissenschaft der Astronomie u. dgl. seyen in mystische Fabeln und Allegorien gehüllt gewesen, um sie vor dem gemeinen Haufen zu verbergen; aus diesen Fabeln und Allegorien stamme das alte System der Mythologie bei den Griechen und Römern. Der genannte Bund der Wissenschaft soll in einer sehr frühen Zeit der phönicischen Geschichte entstanden seyn, und gewissermaßen einen Theil der Politik dieses Volks ausgemacht haben, um die Welt über ihre ausgedehnten Operationen in Handel, Schifffahrt und Bergbau in Unwissenheit zu lassen. Durch diese Mittel sey es gelungen, die ausschließliche Herrschaft der Meere und den gesammten Handel sich für Jahrhunderte zu sichern. Die Entdeckung, daß die celtische und phönicische Sprache ursprünglich Eins gewesen seyen, habe zu der zweiten Entdeckung geführt, was es mit den eingebildeten kabirischen Gottheiten eigentlich für eine Bewandtniß habe.

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

Deutsche Colonisten.

(Fortsetzung.)

Die Colonien zwischen Kamyschin und Saratow auf dem rechten Wolga-Ufer sind namentlich von deutschen Landleuten bevölkert, von

denen aber viele ſich nur mit dem Weben von Baumwollenzeugen halbſeidenen Stoffen und Leinwand beſchäftigen. In dieſer Beziehung hat namentlich das Beiſpiel von Sarepta auf ſie eingewirkt. Da dieſe Coloniſten ſich größtentheils mit Ackerbau und nur zum Theil mit Viehzucht beſchäftigen, und dabei die Volkszahl anwuchs, ſo haben ſie jetzt mehr Arbeiter unter ſich, als ſie eigentlich zum Betriebe der Landwirthſchaft bedürfen. Darum haben ſich ſehr vernünftiger Weiſe einige von ihnen mit der Weberarbeit beſchäftigt, während ſie im Fall der Noth auch bei landwirthſchaftlichen Arbeiten mithelfen können. — Die Verſuche mit dem Tabaksbau zeigten ſich, wie man ſagt, bei ihnen nicht günſtig. Die Kartoffel gedeiht überall gut, nur wiſſen ſie nicht den gehörigen Vortheil daraus zu ziehen, und bauen ſie darum auch nur in geringer Menge. Die Verbeſſerungen in der Landwirthſchaft ſind auch hier ſchwach; könnten dieſe Coloniſten jetzt ihre Landsleute, die Sachſen und Preußen, ſehen, ſo würden ſie nicht weniger ſtaunen, welche Vortheile dieſe Letztern aus dem Bau von Klee, Kartoffeln u. ſ. w. ziehen. Jetzt beklagen ſie ſich nur über Mangel an Boden, und behaupten, ſie könnten nicht alle ihren Unterhalt darauf finden, aber dieſe Klagen würden ohne Zweifel aufhören, wenn ſie ihr Land mit größerem Vortheil als bisher zu bebauen wüßten. Bei ihrem angebornen Fleiße würden ſie gern Verbeſſerungen annehmen, ſobald ſie nur zu ihrer Kenntniß gelangen. Eine neu errichtete Runkelrüben-Zuckerfabrik wird wahrſcheinlich bedeutenden Vortheil gewähren, denn ſie bedarf einer großen Menge Rüben, welche die Coloniſten bauen und ihr liefern müſſen. Es wäre zu wünſchen, daß auch andere ähnliche Fabriken entſtünden, welche die rohen Landeserzeugniſſe in Waaren verwandelten, die zum Abſatze bequemer wären. So könnte man z. B. aus den Kartoffeln Branntwein, Stärke u. dgl. erzeugen, und durch einen erweiterten Anbau von Oelpflanzen den Oelmühlen mehr Beſchäftigung geben; viele Oelpflanzen würden hier ſehr gut gedeihen. Vor Allem aber iſt nöthig, die Coloniſten einigermaßen mit dieſen Gegenſtänden bekannt zu machen.

Die Colonie Jagodnaja dolina (Beerenthal), welche aus drei Dörfern beſteht, liegt auf der Bergſeite (der Wolga) neben dem Wege nach Penſa. Sie ſcheint nicht ſo reich, wie die vorigen, obwohl die Einwohner augenſcheinlich ſehr fleißig ſind, und Kartoffeln, Hanf und Tabak in bedeutender Menge bauen. Jedenfalls iſt die Lage dieſer Colonie ſchlechter, als die der andern. Die Coloniſten müſſen für Weide und Wieſen einen hohen Pacht zahlen, denn das ihnen angewieſene Land iſt gleichfalls unzureichend für ihre jetzige Bevölkerung. Sie verdienen eine beſondere Aufmerkſamkeit, theils wegen ihrem ausgezeichneten Fleiße, theils weil ſie von den andern ſehr entlegen ſind.

Auf der Wieſenſeite bemerkt man mehr Wohlhabenheit und Betriebſamkeit, als auf der Bergſeite; dazu trägt wahrſcheinlich der reiche Boden und die ſchönen Wieſen bei. Hier trifft man namentlich ſehr ſchönen Tabak, mit deſſen Behandlung ſich eine Menge Weiber und Kinder beſchäftigt; die Männer in der Vollkraft des Alters bauen die Steppenfelder, die oft gegen fünfzig Werſte von den Wohnungen entfernt liegen, und gewinnen hier einen ausgezeichneten Frühweizen, wie ich ihn ſonſt nirgends ſah. Im Nothfall herrſcht in dieſen Colonien eine Thätigkeit und eine Vereinigung der Kräfte, welche Aufmerkſamkeit verdienen. Ich war gerade hier, als man die Tabaksblätter abnahm und an Fäden anreihte. Zu dieſer Zeit muß man ſich ſehr beeilen, damit der Tabak nicht an Quantität und Qualität verliere; denn wenn er in der heißen Jahreszeit auch nur einen Tag zu lange am Strauche bleibt, ſo verliert er bedeutend an Güte, und wenn man ihn nur einige Stunden zu lange in Haufen liegen läßt, ſo geht er ganz zu Grunde, oder geht zum mindeſten ſtark in Fäulniß über. Ueberdieß eilt es auch in derſelben Zeit mit dem Weizen, den man gleichfalls ſchnell einſammeln muß, ſonſt fallen die Körner aus, oder verfaulen. Darum gehen zu dieſer Zeit alle jungen Männer und erwachſenen Mädchen auf die Steppenfelder, und laſſen den Tabak in den Händen der Weiber und Kinder, welche Tag und Nacht mit der größten Anſtrengung arbeiten, bis ſie ſämmtliche Blätter zum Trocknen aufgehängt haben. Hier ſieht man, was ein arbeitsliebendes Volk thun kann. Wie dieſe Leute ſich bemühen, vorwärts zu kommen, da, von ſah ich während meines kurzen Aufenthalts unter ihnen einige Beiſpiele: eine ſehr verſtändige Frau, die Gattin des Obervorſtehers Rottermell, im Kreiſe von Katharinenſtadt, unternimmt ſchon ſeit einigen Jahren ſehr merkwürdige Verſuche hinſichtlich der Erzeugung der beſten Sorten von Tabak. Der Dorfvorſteher Asmus in Katharinenſtadt beſchäftigt ſich thätig mit der Seidenzucht, und hat verſchiedene Verſuche hinſichtlich der Pflege der Maulbeerbäume angeſtellt. Eben damit beſchäftigt ſich auch der Ortsvorſteher Recke in Schaffhauſen. Viele Coloniſten machten Verſuche in Betreff des Anbaues mehrerer Fruchtgewächſe und Obſtarten.

Die Zucht von Merinoſchafen gelingt hier nicht, und würde vielleicht beſſer von den Coloniſten ganz aufgegeben. Die Haupturſache des Nichtgelingens beſteht darin, daß die Heerden der ganzen Gemeinde gehören, und jeder Coloniſt verpflichtet iſt, ſie mit Futter zu verſorgen; dieß thun die Coloniſten ſehr ungern, weil ihnen bisher die Heerden nicht den geringſten Vortheil gebracht haben. Die Theilhaber haben alſo bis jetzt nur Koſten gehabt, ohne etwas einzunehmen, und ſie kümmern ſich deßhalb nichts um die Schafe, und geben ihnen oft das ſchlechteſte Futter. Uebrigens weiß hier faſt niemand recht mit Merinoſchafen umzugehen; alle in den Colonien von Saratow zerſtreuten gemeinſamen Merinoheerden werden nur dann einen Vortheil abwerfen, wenn ſie in die Hände von Einzelnen übergehen; die jetzigen gemeinſamen Heerden haben unter den Coloniſten ein Vorurtheil gegen Merinoſchafe erzeugt, welches nicht anders wieder verſchwinden kann, als vielleicht durch die Unterhaltung einer eigentlichen Muſterheerde. Auf ähnliche Weiſe hat auch die Seidenzucht bis jetzt noch keinen ſonderlichen Erfolg unter den Coloniſten gezeigt, weil die Maulbeerbäume immer noch der ganzen Gemeinde, nicht aber einem Einzigen gehören.

Die Coloniſten haben gar kein beſtimmtes Ackerbauſyſtem, und halten ſich an eine freie Wirthſchaft: ſie düngen den Boden nur für Tabak, ſäen den Boden einigemal mit Getreide an und laſſen ihn dann wieder brach liegen. Viele verfahren auf folgende Weiſe: den mit Gras bewachſenen Boden pflügen ſie im Frühjahr um und laſſen ihn in dieſem Zuſtande bis zum folgenden Frühjahr, wo Alles verfault iſt und die umgepflügten Gräſer völlig verfault ſind; dann pflügen ſie den Boden noch ein- oder zweimal um und ſäen Frühweizen. Im Herbſte pflügen gute Landwirthe die Wurzeln um, pflügen ihn im folgenden Frühjahr noch einmal und ſäen neuerdings Weizen. So verfahren ſie zuweilen auch im dritten Frühjahr, und dann laſſen ſie das Feld brach liegen, während welcher Zeit es ein- oder auch zweimal umgepflügt wird. Wenn bei der letzten Weizenernte der Boden ſich noch nicht erſchöpft gezeigt hat, ſo ſäen ſie nach der Brache wieder Weizen, im entgegengeſetzten Fall aber Gerſte oder Hafer. Dann bleibt das Land einige Jahre als Weide liegen, damit es, wie die Coloniſten ſagen, wieder neue Kräfte ſammle. Verſtändige Landwirthe geben zu, daß die Ernte bedeutender ausfallen würde, wenn man auch das zum Kornbau beſtimmte Land düngte, ſie behaupten aber, dieß ſey ihnen nicht möglich, weil ihnen Stroh und Miſt zur Feuerung unerläßlich ſeyen.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 45.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

14 Februar 1838.

Die Barbareskenſtaaten.

Marokko.

Man muß die Reiſen und Plane des Renegaten Ali-Bei kennen, um den ganzen Abgrund von Schwäche und Verworfenheit der marokkaniſchen Regierung glaublich zu finden; man muß ſeine Plane, die er unter dem Friedensfürſten und mit deſſen Begünſtigung gegen das marokkaniſche Reich ſchmiedete, geleſen haben, um zu begreifen, was Ein muthvoller Mann gegen einen ſolchen Staat wagen kann; dann wird man auch die Behauptung unterrichteter Franzoſen, Abdel-Kader ſtrebe nach der Eroberung Marokko's, wie nach der von Conſtantine und Tunis, nicht mehr übertrieben, ſondern wahrſcheinlich finden. Furcht iſt die Grundlage aller politiſchen Handlungen der marokkaniſchen Regierung, denn ihre ganze Politik im Innern beſteht darin, durch die Eiferſucht der verſchiedenen Volksſtämme unter einander zu herrſchen, und dieſe Stämme werden dann auch, ſo oft es irgend angeht, auf die ſonderbarſte Weiſe aus dem Süden nach Norden, und aus Norden nach Süden verſetzt, damit ſie, fremd in ihrem neuen Wohnplatz und in ihren Umgebungen, weniger leicht mit ihren Nachbarn ſich verſtändigen. Die Bevölkerung iſt ein Amalgam von Berbern, Arabern, Miſchlingsracen und Negern, die jährlich in großer Zahl aus dem Süden kommen, und aus denen die Leibwache des Regenten recrutirt wird. Hier, wie in der ganzen Berberei, mögen ſich Araber und Berbern ſo ziemlich die Wage halten, an manchen Orten ſogar letztere überwiegen. Hier hat der Regent keine Wahl, als der Stammfeindſchaft die Religionseinheit entgegenzuſetzen, und wie man im Mittelalter die Dynaſtien der Almohaden und Almoraviden ihre weltliche Herrſchaft auf die geiſtliche gründen ſah, ſo in neuerer Zeit die Kaiſer von Marokko mit ihrem auf eine geiſtliche Herrſchaft deutenden Sheriffitel. In dieſelben Fußtapfen tritt Abdel-Kader, und wird gleichfalls ſein Ziel mit unfehlbarer Sicherheit erreichen, falls ihn nicht der Tod zu früh auf ſeiner Laufbahn dahin rafft.

Ueber die Verhältniſſe der marokkaniſchen Regierung zu Abdel-Kadern und zu Frankreich ſind wir ſehr im Dunkeln; wenn aber ſpeciell nichts darüber bekannt gemacht wurde, ſo geben doch die Lage der Dinge und einige abgeriſſene Nachrichten im Allgemeinen hinreichenden Aufſchluß. Seit der Eroberung Algiers iſt Furcht vor Frankreich die herrſchende Stimmung am Hofe von Marokko. Die Schnelligkeit, womit die faſt für unüberwindlich gehaltene Macht der Türken in Afrika von den Franzoſen über den Haufen geworfen wurde, flößte einen paniſchen Schrecken ein, und Abdel-Kader, der den Franzoſen die Spitze zu bieten wagte, ward als der Retter des Islams begrüßt, und als die einzige Hülfe gegen den drohenden Eroberungsgeiſt der Franzoſen. Unterhändler zwiſchen Abdel-Kader und dem Hofe von Marokko gingen geſchäftig hin und her, und der erſtere erhielt Unterſtützung an Waffen und Munition, ſo viel die Furcht vor Frankreich der marokkaniſchen Regierung nur immer geſtattete; denn mehr als Einmal ſchickte die franzöſiſche Regierung in der Perſon eines Oberſten, Namens Delarue, einen Unterhändler an ſie, welcher vermuthlich, ſo oft die marokkaniſche Hülfe etwas zu entſchieden auftrat, mit feindlichen Maaßregeln drohte.

Dieſe Furcht vor Frankreich ſcheint die marokkaniſche Regierung gegen die Plane Abdel-Kaders gänzlich blind zu machen: ſie wird ihn unterſtützen, bis er ſo erſtarkt iſt, daß er ihr ſelbſt furchtbar wird. Abdel-Kader hat kein beſonderes Intereſſe, die Franzoſen ganz aus Afrika verdrängt zu ſehen; was kann es ein ſo ſehr auf das innere Land angewieſenes Volk, wie ſeine Araber, kümmern, wenn Frankreich in Algier, Oran, Bona u. dgl. eine Rolle ſpielt, wie ſie Spanien Jahrhunderte lang in Oran ſpielte; ein ſolcher Feind kann ihm vielmehr nur gegen ſeine Widerſacher im Innern nützlich ſeyn. Erhält ſich die Stellung Abdel-Kaders in dieſer Art, daß er die Araber durch die Macht der Nationalität beherrſcht, die Berberſtämme aber durch die Macht der Religion und den Haß gegen die ungläubigen Fremden, dann muß man gewärtig ſeyn, daß eine neue Periode von moslemitiſchem Fanatismus anbricht, in welcher auch die altersſchwache marokkaniſche Dynaſtie untergeht.

Ausflüge in den Abruzzen.

Cicolano. — Die Heerden in den Abruzzen. — Popoli. — Pescara. — Teramo. — Der Gran Sasso. — Chieti. — Solmona. — Valena. — Die Stadt Samnium. — Isernia. — Das alte Venafrum.

(Fortsetzung.)

Ich verließ Cicolano nach einem kurzen Aufenthalt von zwei Tagen, und kehrte nach Aquila zurück, um nach Teramo zu gehen. Eine Reise quer über die Berge hätte mich in einem Tage dahin geführt, aber meine angegriffene Gesundheit und die, obwohl wahrscheinlich übertriebenen, Schwierigkeiten des Wegs schreckten mich davon ab, und veranlaßten mich, den bequemern, aber weitern Weg über Popoli, Chieti und Pescara zu nehmen. Wenn man bei Aquila den Berg hinab gestiegen ist, läuft der Weg in südlicher Richtung mitten durch die weite Thalebene, welche sich fast bis Popoli erstreckt. Dieser Landstrich wurde einst fast ausschließlich zum Safranbau benützt, welches Erzeugniß vor einiger Zeit einen der Hauptausfuhrartikel der Provinz bildete. Concurrenz aus andern Theilen Europa's und mehrere andere, größtenheils locale Ursachen haben diesen Zweig des Ackerbaues sehr herabgebracht, er wird jedoch immer noch in den höher gelegenen Theilen des Aquilathals betrieben, welche ganz gegen meine Erwartung dem Wachsthum und der Qualität dieser Pflanze günstiger sind, als die ebenen feuchten Wiesen am Fluß. Einer der breiten Tratturos oder Viehpfade läuft in gleicher Linie mit der großen Straße nach Aquila, und ich war so glücklich, eine dieser langen Heerdereihen zu sehen, die über eine halbe Stunde langsam an meinem Wagen vorüberzog. Ein Hirte steht an der Spitze jeder Abtheilung, die er besonders zu beaufsichtigen hat; bewaffnet mit seinem Krummstab, geht er einige Schritte vor seiner Heerde voraus, gefolgt von einem alten Stör, Il Manso, der Zahme oder Abgerichtete, genannt. Die Schafe gehen je zu zwölfen in einer Reihe, und jede Abtheilung ist von sechs oder acht Hunden begleitet, die auf allen Seiten vertheilt sind. Die Schönheit und Gelehrigkeit dieser Thiere, welche gewöhnlich weiß sind, ist oft beschrieben worden; sie verhalten sich ganz ruhig, so lang man die ihrer Aufsicht untergebenen Thiere unbelästigt läßt; bei Nacht aber werden sie so wild, daß es gefährlich wäre, sich der von ihnen bewachten Heerde zu nähern. Die Ziegen, welche im Vergleich zu den Schafen in geringer Zahl und gewöhnlich schwarz sind, schließen den Zug und zeigen ihre höhere Klugheit, indem sie sich alsbald niederlegen, sobald nur für einen Augenblick Halt gemacht wird. Die Kühe und Stuten ziehen in abgesonderten Schaaren.

Eine gewisse Anzahl dieser Heerden, gewöhnlich diejenigen, welche Einem Eigenthümer gehören, stehen unter der unmittelbaren Aufsicht und Leitung eines Fattore, welcher sie zu Pferde begleitet, mit einer Flinte bewaffnet, und besser gekleidet ist als die Hirten, welche Sommer und Winter eine große Jacke aus Schaffellen tragen. Diese Fattores sind alle aus Abruzzo, da nie ein Apulier dieses Geschäft übernimmt; die erstern gelten wegen ihrer besondern Gewohnheiten und vieljährigen Erfahrung als besonders geeignet zur Beaufsichtigung des Viehes, so daß alle Stallknechte der Hauptstadt aus diesen Provinzen oder dem anstoßenden Molise sind. Außer diesen besondern Eigenschaften gelten sie auch für ungemein mäßig und ehrlich. Wenn man sie als Hirten und namentlich auf der Wanderung sieht, so zeigen ihre Gesichter fast unwandelbar den Ausdruck von Sanftmuth und Scharfsinn, von tiefem Ernst und leider auch von Trauer begleitet; denn der ganze Zug, Thiere sowohl wie Menschen, legen auf ihren langweiligen Fahrten eine eigenthümliche Niedergeschlagenheit an den Tag. Der langsame Zug und die Spuren von Erschöpfung, welche nach einer mehr als monatlichen Reise nur allzu sichtlich sind, mögen dieß genügend erklären. Die Thiere leiden, bis sie ihren Sommeraufenthalt erreichen, sehr durch Hitze und nicht minder durch Lahmheit, die, wenn sie einmal einen gewissen Grad erreicht hat, bald tödtlich wird; ich sah ein Maulthier, das keine andere Last trug, als die Felle derer, die auf diese Weise umgekommen waren. Mehrere andere Lastthiere folgen dem Zug der Heerden, beladen mit manchen Nothwendigkeiten für sie und ihre Führer: diese bestehen in Netzen und Stangen, um Nachts die Hürden aufzustellen, den groben Zelttüchern für die Hirten und Geräthschaften zum Melken und Auslochen der Milch. Auch finden sich darunter einige tragbare Stühle von sehr sinnreicher, obwohl einfacher Bauart aus den Stängeln des riesenhaften Fenchels, der sich durch seine leichte und feste Textur auszeichnet. Das Vieh, dem ich in der Nähe von Aquila begegnete, war noch zwei Tagmärsche von seinem Bestimmungsort entfernt, der gewöhnlich in einem Thale an den niedern Seiten der Bergketten ist, jedoch hoch genug, um ein frischeres und reichlicheres Gras und eine kühlere Temperatur zu gewähren. Je größer die Sommerhitze wird, desto höher steigen sie hinauf, bis sie die höchsten Punkte erreichen, wo der Schnee drei Viertheile des Jahrs hindurch liegen bleibt. Hier sind große Striche des schönsten Weidelandes, Bäche des hellsten und reinsten Wassers und schattige Wälder von großer Ausdehnung, in denen sie den Ueberrest des schönen Wetters hindurch bleiben.

Die höchsten und unzugänglichsten Striche des Gebirgs, welche fast den ganzen Boden von Abruzzo Ultra secunda einnehmen, sind die Schauplätze, welche die Natur ausdrücklich für den Sommeraufenthalt dieser unermeßlichen Heerden bestimmt zu haben scheint. In Abruzzo Citra oder der Provinz Chieti, wie sie auch heißt, finden sich keine ähnlichen Weiden, obgleich es auch hier nicht an bergigen Strichen fehlt, und nur wenige gibt es in Abruzzo Ultra Prima, obgleich diese den Ostabhang und die ausgedehnten Verzweigungen des Königs der Berge, des Gran Sasso, einschließt.

Die Pfade, denen die Heerden in ihren jährlichen Wanderungen von und nach Abruzzo folgen, sind breite auf dem Rasen bezeichnete Wegspuren, die mit großer Sorgfalt unterhalten werden. Unter dem allgemeinen Namen Tratturo delle pecore beginnen sie in der Provinz Capitanata oder Puglia piana, und laufen eine Zeitlang parallel mit einander, bis sie die anstoßende Provinz Molise erreichen, in deren höhere Striche einige hinaufführen, da mehrere Berge darin, namentlich der Matese,

auch eine Sommerweide bieten. Die andern Viehpfade führen dem adriatiſchen Meere parallel fort, durchſchneiden einander zuweilen, und führen endlich auf verſchiedenen Verzweigungen nach Abruzzo Ultra, wie oben erwähnt wurde. Dieſe Sitte führt auf Fragen von äußerſter Wichtigkeit für die Landbeſitzer und Bewohner dieſer Provinzen, ſo daß man ſich nicht wundern darf, daß ſie mit ſehr geringen Veränderungen ſeit der Römerzeiten beſtand, und in verſchiedenen Perioden die Aufmerkſamkeit der aufgeklärteſten Fürſten und Staatsmänner auf ſich zog. Alfonſo von Aragonien war der erſte, der durch Aufſtellung unwandelbarer Geſetze und Anordnungen über die Art des Viehtriebes der Krone ein bedeutendes Einkommen ſicherte, und zugleich die Rechte und Vortheile der Heerdenbeſitzer aufrecht erhielt. Von dieſer Zeit an wurden alle in Apulien verwilligten Ländereien mit der Verpflichtung belaſtet, daß man ſie den Winter über den Heerdenbeſitzern aus den Abruzzen vermiethen ſolle. Da dieß als Geſetz feſtgeſtellt war, fanden es die Landbeſitzer nicht nur vortheilhafter, ſondern auch nothwendig, ſelbſt Heerdenbeſitzer zu werden, damit ihre Heerden an dem Vortheil der Sommerweide mit Antheil nehmen könnten. Es iſt gewiß ein merkwürdiger Umſtand, daß das Klima und die geologiſche Bildung der beiden einander ſo nahe und an derſelben Küſtenlinie liegenden Diſtricte ſo weſentlich von einander verſchieden ſind, daß die eine große Viehheerden nicht im Sommer, die andere nicht im Winter unterhalten kann. Es iſt zu bemerken, daß die von König Alfonſo feſtgeſetzten Beſtimmungen ganz zum Vortheil der Landeigenthümer in den Abruzzen waren, welche völlig frei und keine Pächter der Krone ſind, doch aber die im Sommer gewonnene Weide nicht anders benützen können, während die apuliſchen Ebenen hinlängliche Fruchtbarkeit haben, um die leichte Arbeit verſchiedener Arten von Anbau zu belohnen. Während der franzöſiſchen Beſetzung des Königreichs herrſchte ein minder parteiiſches Syſtem, die Beſchränkung der Apulier hinſichtlich ihres Landbaues wurde aufgehoben, und ſie dadurch in Stand geſetzt, den Boden umzupflügen und Korn und Baumwolle zu erzeugen; dieſe warfen einen bedeutenden Gewinn ab, ſo lange die friſche Fruchtbarkeit eines neu umgebrochenen Bodens anhielt und ſie ihre Producte ohne Concurrenz abſetzen konnten. Die Fruchtbarkeit hörte aber nach und nach, der Ausſchluß der Concurrenz mit dem Continentalkrieg auf, und nun zeigte es ſich, daß der Landbeſitzer in den Abruzzen, der keine Erwerbsquelle als ſeine Heerden hatte, durch die Aufhebung des alten Syſtems ruinirt war, der apuliſche Eigenthümer aber nur einen temporären Vortheil über ſeinen Nachbar errungen hatte, und die Erneuerung der alten Geſetze noch am erſten ein richtiges Verhältniß zwiſchen beiden herſtellen konnte. König Ferdinand I ſetzte bald nach ſeiner Rückkehr aus Sicilien eine Commiſſion nieder, welche die Klagen der Abruzzeſen in Betracht ziehen, die den Apuliern hinſichtlich ihres Landbaues bewilligte unbeſchränkte Freiheit dagegen abwägen, und eine der Wohlfahrt von beiden entſprechende Einrichtung treffen möchte. Das alte Geſetz ward ſo ziemlich in ſeinen urſprünglichen Formen wieder hergeſtellt, den Apuliern jedoch geſtattet, ein Drittheil ihrer von der Krone verliehenen Ländereien nach Gefallen anzubauen; der Ueberreſt mußte jedoch für den Winterunterhalt des Viehs beſtimmt bleiben. Dieß hat den Abruzzeſen wieder den Weg zu ihrer frühern Wohlfahrt geöffnet, aber die Heerden, die durch die obenerwähnten Urſachen bedeutend gelitten hatten, konnten noch nicht die urſprüngliche Zahl wieder erreichen. Die Apulier haben gar keinen Antheil mehr an den Viehheerden, und obwohl ſie ein Drittel ihrer Ländereien nach Gefallen anbauen dürfen, und ſicher ſind, den Ueberreſt während des Winters verpachten zu können, ſo iſt doch der Ertrag der Ländereien durch die Verminderung der Heerden dermaßen gefallen, daß ſie im Grunde den Schaden allein tragen. Vor dem Jahre 1800 rechnete man die Zahl der Schafe allein, welche von Apulien nach Abruzzo und wieder zurückzogen, auf mehr als eine Million, jetzt aber wenig mehr als eine halbe, wovon etwa 60,000 zur Ueberwinterung nach der römiſchen Küſte ziehen, und eine kleine Anzahl in den geſchützteren Theilen von Abruzzo bleibt; dieſe letztern heißen Pagliarde, und werden theils geſchlachtet, theils ihre Milch zu Wirthſchaftszwecken benützt. Man rechnet, daß etwa 5000 Menſchen bei dieſen Viehheerden Beſchäftigung finden.

(Fortſetzung folgt.)

Stockſtreiche bei den Chineſen.

Davis erwähnt in ſeinem bekannten Werke über die Chineſen hierüber Folgendes: Das gewöhnlichſte Strafwerkzeug iſt der Bambusſtock, deſſen Länge und Dicke genau beſtimmt iſt. Die Zahl der Streiche, welche mit großer Genauigkeit bei jedem einzelnen Vergehen beſtimmt iſt, kann als eine Scala für den Grad des Vergehens gelten; da dieſe Strafe oft in eine Geld- oder Gefängnißſtrafe umgewandelt wird, ſo iſt das Prügeln nicht ſo arg, als man auf den erſten Blick vermuthen ſollte. Ein kleiner hohler Cylinder voll Bambusſtöcke ſteht vor dem Richter, der, je nach dem Grade des Vergehens, eine gewiſſe Anzahl herausnimmt und auf die Flur des Richtplatzes hinwirft. Die Diener heben dieſe auf, und mit jedem ſollen fünf Streiche ertheilt werden, der Schuldige erhält aber nur vier, eine Milderung, welche „des Kaiſers Gnade" genannt wird.

Chronik der Reiſen.

Reiſe des Dorpater Profeſſors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

Deutſche Coloniſten.

(Fortſetzung.)

Einige rechnen es vielleicht den deutſchen Coloniſten zum Fehler an, daß ſie, wenn ihnen Geld übrig bleibt, ſolches alsbald auf Ausbeſſerung ihrer Häuſer und Ankauf von Meubeln verwenden, und ſich ſomit einem gewiſſen Luxus hingeben. Dieß iſt bei ihnen eine angeborne Neigung, ich kann jedoch keinen Fehler daran finden, denn ein ſolcher Luxus weckt zu größerer Thätigkeit, und beweiſt zugleich eine Neigung zum Fortſchritt. Eine ſchöne Wohnung mit ſchönen Meubeln und entſprechenden Wirthſchaftseinrichtungen führt zu größerer Reinlichkeit und Ordnungsliebe, und wer einen ſchönen Stall hat, wird gewiß ſich auch bemühen, gute und vorzügliche Pferde hinein zu bekommen,

Daß übrigens die deutschen Colonisten auch auf schlimme Tage Geld zurücklegen können, davon sah ich viele Beispiele. Man kann ihnen nicht zum Fehler anrechnen, daß sie gleich allen, die Geld durch mühsame Arbeit erworben haben, vorzugsweise daran denken, sich wesentliche Lebensbequemlichkeiten zu verschaffen, und dann erst ein Capital bei Seite legen. Für den Colonisten ist es nach harter Arbeit ein großer Genuß, Ruhe in einer angenehmen Wohnung zu finden. Ihre Wirthschaft haben sie nach bestem Wissen auf die vortheilhafteste Weise eingerichtet, und dabei natürlicherweise auch auf die Zukunft gedacht. Man geht mit Vergnügen durch die schönen Dörfer der Colonisten, und besucht ihre gemächlichen, oft mit Geschmack verzierten Wohnungen; noch ehe man ihre Sprache gehört hat, fühlt man sich in ihr Vaterland versetzt. Mit solchen Leuten läßt sich sehr viel Nützliches ausrichten, und ich bin überzeugt, daß sie bei gehöriger Anleitung einen hohen Standpunkt sowohl in ökonomischer als in moralischer Beziehung erreichen können. Sehr vortheilhaft wäre es, wenn man einige Colonistenkinder irgend wohin zur praktischen Erlernung eines bessern Ackerbaues schicken, und dadurch sie mit den verschiedenen Arten der Landwirthschaft bekannt machen könnte.

Colonie der Gräfin Rasumowski im Gouv. Poltawa.

Diese Colonie ist vorzüglich gut eingerichtet und unterhalten. Alle Waisen des Guts, selbst auch die, welche nur den Vater verloren haben, werden in dieser Anstalt erzogen, mit der eine Landwirthschaft verbunden ist. Man beschäftigt die jungen Leute, so weit sie es im Stande sind, mit Arbeit, unterrichtet sie in verschiedenen Handwerken, und erzieht sie zu Arbeitsamkeit und Ordnung; sobald sie das gehörige Alter erreicht haben, heurathen sie untereinander nach eigener Neigung. Seit einiger Zeit werden jedes Jahr einige verheurathete Paare aus dieser Anstalt entlassen, und für jedes derselben wird in einem nach der Gutsbesitzerin benannten Dorfe Marienpol eine neue in ihrer Art wirklich mit Geschmack ausgerüstete Wohnung erbaut; sie erhalten sodann sechzehn Dessätinen Steppenland und Alles, was sie zur Wirthschaft brauchen: Vieh, Ackerwerkzeuge und Korn zur Aussaat und zum Lebensunterhalt. Von dem Ertrage dieser kleinen Wirthschaft bleibt die Hälfte den Ansiedlern, die andere Hälfte fällt an die Anstalt zur Vermehrung des Capitals. Für die erste Begründung dieser Anstalt wurden 10,000 Rubel Assignaten angewiesen, aber diese Summe war auch das einzige Opfer, das Capital ist schon lange zurückbezahlt, und wahrscheinlich mit Procenten; die Anstalt erhält sich also nicht nur durch eigene Mittel, sondern dehnt sich auch jährlich noch weiter aus. Die von der Gutsbesitzerin überlassenen Ländereien haben an und für sich wenig Werth, weil es aus Mangel an Menschen noch nicht möglich ist, alle Ländereien mit gehörigem Nutzen zum Ackerbau oder zur Viehzucht zu verwenden. Auf diese Weise sind jetzt bereits 44 Familien angesiedelt, und während meines Aufenthaltes zu Marienpol wurden neue Wohnungen für einige Paare eingerichtet, die aus der Waisenanstalt entlassen werden sollten.

Marienpol ist ein ausnehmend angenehmer Ort mit einer schönen neuen Kirche und hübschen Häusern mit verschiedenen geschmackvoll ausgearbeiteten Façaden. Die Gärten sind mit Fruchtbäumen angefüllt, und die zur Colonie gehörigen Felder sehr gut angebaut; man sieht allenthalben, daß diese Colonisten von Jugend auf zur Ordnung und Arbeitsliebe angehalten wurden. Die Errichtung ähnlicher Anstalten an solchen Punkten, wo große Strecken aus Mangel an Menschen noch nicht angebaut werden können, wird nach und nach die nützlichsten Folgen haben. Wie viel finden sich Waisen und verlassene Kinder, aus denen eine solche Anstalt nützliche Menschen bilden kann; vereinigt man mit einer solchen Anstalt eine gute Unterrichtsmethode und richtet dazu eine der Oertlichkeit angemessene Landwirthschaft nach neuern Regeln ein, so kann eine solche Colonie in der Folge als Vorbild für die umliegenden Landwirthe dienen. Die dazu erforderlichen Auslagen sind nicht bedeutend; dieß zeigt das Beispiel von Tarlowka. Diese Colonie wird sich ausdehnen, so lange noch hinreichend Land übrig ist, das jetzt aus Mangel an Menschen unbearbeitet bleibt, aber in Tarlowka dauert dieß noch lange. Ueberflüssiges Capital ist jetzt schon vorhanden, und die Einkünfte sind größer, als man sie zur Erbauung neuer Häuser bedarf; das Capital muß sich also vermehren, und kann zu andern wohlthätigen Zwecken, oder auch zur Verbesserung des Guts und zur Vermehrung der herrschaftlichen Casse verwendet werden.

Bevölkerung.

In manchen Kreisen ist bekanntlich die Bevölkerung größer, als man für den einfachen Ackerbau bedarf; dort wäre es vortheilhaft, allmählich eine künstlichere Landwirthschaft einzuführen, welche mehr Hände bedarf, wie z. B. die Zucht von Obstbäumen, das Anpflanzen von Handelsgewächsen, von Sommerfutterkräutern u. dgl., oder aber Fabrikanstalten zu gründen, die den örtlichen Umständen gemäß sind. An andern Orten ist die Menschenzahl unzureichend, selbst für den jetzigen einfachen Ackerbau, große Strecken des reichsten Bodens sind darum bis jetzt nur noch schwach oder gar nicht angebaut. Zum Beweise davon führe ich nachfolgendes Beispiel an: In Tarlowka schickt der Gutsverwalter zur Zeit der Heuernte einen Unteraufseher mit einigen Schnittern in diejenigen Steppenstriche, wohin in der ersten Hälfte des Sommers weder ein Pflug noch ein Hausthier kam, und läßt nun auf kleinen ausgemessenen Strichen das Gras schneiden und trocknen, wobei er wohl Acht hat auf die von diesem Antheil gewonnene Menge Heu. Auf diese Weise ersieht man, welche Strecken mehr die Arbeit belohnen, und von diesen nun sammelt man die nöthige Menge Heu ein; da aber, wo die Arbeit sich weniger belohnt, läßt man das Gras stehen, wenn es auch manchmal üppig wächst, und brennt es im folgenden Frühjahr aus. An solchen Punkten kann man in der ersten Zeit keinen sonderlichen Anbau betreiben, und es ist besser, die Felder fortdauernd so zu bearbeiten, daß sie abwechslungsweise Korn tragen, und dann als eingesäete Weidegründe ausruhen. Auf solche Weise kann man mit der mindesten Anstrengung auch auf einem kleinen Raume mehr Körner und Stroh gewinnen und mehr Vieh unterhalten. Colonien, ähnlich der von Marienpol, sind hier sehr nützlich; Fabriken können hier noch keinen sonderlichen Vortheil abwerfen, und man verwendet die Kräfte besser zum Anbau des noch unbenützt daliegenden Bodens.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 14** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Melpomene.** Von August Barbier. — **Memoiren einer Peereß oder die Tage Fox's.** (Forts.) — **Prachtausgabe englischer Sonette von Edward Moron.**

Zu den Abonnenten dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6–7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 46.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

15 Februar 1838.

Wiſſenſchaftliche Nachrichten aus Oſtindien.

Calcutta, den 28 September.

Die aſiatiſche Geſellſchaft hat ſeit langer Zeit angefangen, ein naturhiſtoriſches Muſeum zu bilden, und die große Maſſe von Foſſilien, welche man ſeit einigen Jahren in Indien gefunden, hat die Geſellſchaft bewogen, Skelette der lebenden Species zu ſammeln. Die Maſſe von Material, welche ſie aus allen Theilen von Aſien erhält, iſt aber ſo bedeutend, daß die Mittel der Geſellſchaft nicht mehr hinreichen ſie zu claſſificiren, aufzuſtellen und gegen ein zerſtörendes Klima zu ſchützen. Sie hat ſich daher an die Regierung gewendet, um eine jährliche Summe von 10,000 Rupien zu erhalten, damit ſie einen Naturforſcher an die Spitze ihres Muſeums ſtellen, und die Baſis einer nationalen Anſtalt bilden könne. Der Generalgouverneur findet ſich aber die Hände ſo gebunden, daß er darüber vorerſt einen Bericht an die Directoren in London machen muß; es iſt jedoch wahrſcheinlich, daß die Bitte der Geſellſchaft gewährt werden wird, denn die Compagnie hat ein zu großes Intereſſe an der beſſern Kenntniß der natürlichen Reichthümer des Landes, als daß ſie eine ſo mäßige Summe abſchlagen könnte.

Die literariſchen Arbeiten werden bei allen ungünſtigen Umſtände fortgeſetzt, der dritte Band des Mahabharat iſt erſchienen, und der vierte und letzte des Werkes iſt angefangen. Das cochinchineſiſche Lexikon iſt zur Hälfte gedruckt. Ein Hr. Taſſin hat eine Karte von Indien in ſechs Blättern, mit den Namen in lateiniſcher und perſiſcher Schrift herausgegeben (Preis 40 Rupien). Sie war bei der unglaublichen Verwirrung in der Schreibart der indiſchen Namen ein großes Bedürfniß, denn ſo viel man ſich noch hier und in Europa mit der Umſchreibung der Namen beſchäftigt hat, ſo hat man doch noch kein Syſtem gefunden, das allgemein angenommen zu werden verdient, und die Verwirrung iſt faſt unerträglich geworden. Das gänzliche Scheitern aller bisherigen Plane, ein genügendes Syſtem von Umſchreibung der Laute der orientaliſchen Sprachen in lateiniſchen Buchſtaben hindert aber die Urheber der unglaublichen Thorheit, die man das romaniſirende Syſtem nennt, nicht, ſich die größte Mühe zu geben, ihre unglückliche Idee auszuführen. Es hat ſich nämlich unter Leitung eines der Staatsſecretäre, Namens Trevelyan, eine Geſellſchaft gebildet, welche den Plan hat, die Hindus zu gewöhnen, ſich anſtatt ihrer vom Sanskrit abgeleiteten, und den Lauten der verſchiedenen Dialekte angepaßten Charaktere künftig der lateiniſchen Schrift zu bedienen. Sie hat keines der bisher gebräuchlichen Syſteme von Umſchreibung angenommen, ſondern ein eigenes erfunden, in dem die Laute, welche im lateiniſchen Alphabet nicht beſtehen, durch die verwandten Buchſtaben mit Hülfe von Punkten, die über oder unter dieſelben geſetzt werden, ausgedrückt ſind. Man kann ſich leicht die Verwirrung denken, die im Schreiben unter dieſer Maſſe von Punkten entſteht, aber das Beſte dabei iſt, daß die Buchſtaben keineswegs denſelben Laut behalten, wie im Engliſchen, ſo daß ein Hindu, der dieſes monſtröſe Alphabet gelernt hätte, darum nicht ein engliſches Wort leſen könnte. Aber wenn es auch ein eben ſo vollkommenes Alphabet wäre, als es in der That unvollkommen und verkehrt iſt, ſo iſt der Gedanke einer Handvoll von Fremden, welche in ein Land kommen, und hundert oder hundert und zwanzig Millionen Menſchen zumuthen, zu ihrer Bequemlichkeit ein neues Alphabet anzunehmen, doch jedenfalls ein Phänomen menſchlicher Verkehrtheit, das aus nichts entſtehen konnte, als aus der bequemen Ueberzeugung der Engländer, daß alles Engliſche an ſich Vollkommenheit ſey. Die Commiſſion für öffentliche Erziehung iſt von dieſem Syſtem angeſteckt, und vergeudet das wenige Geld, das der Staat zum Druck von Erziehungsbüchern gibt, großentheils auf dieſen Verſuch. Der Erfolg, den die verkehrte Art, mit der ſich die Regierung in die gelehrten Studien der Hindus gemiſcht hat, iſt, daß man ſeit wenigen Monaten einen Braminen ſucht, der bei dem Gerichtshof in Calcutta die Geſetze der Hindus erklären könnte, ohne einen finden zu können. Wenn der gegenwärtige antiorientaliſche Fanatismus fortdauert, ſo wird das Land in einen Zuſtand von Barbarei zurückfallen.

Der Secretär der aſiatiſchen Geſellſchaft, Hr. Prinſep, hat kürzlich eine intereſſante Entdeckung gemacht. Man kannte ſeit langer Zeit eine Inſchrift auf einer Säule in der Nähe von Delhi, welche Niemand entziffern konnte; ſeitdem hat man dieſelbe auf ähnlichen Säulen in Allahabad und an andern Orten

in Indien gefunden. Ein Hr. Stevenson in Bombai hatte einen Verſuch gemacht ſie zu erklären; da er aber den Text derſelben für Sanskrit hielt, ſo gelang es ihm nicht. Prinſep hat gefunden, daß die Sprache der Inſchriften Pali iſt, d. h. die heilige Sprache der Buddhiſten, er hat das Alphabet derſelben entdeckt und die Inſchriften geleſen, ſie ſind aus dem vierten Jahrhundert vor Chr., und beziehen ſich auf die Bekehrung des Königs von Ceylon zum Buddhismus. Dieſe Entdeckung hat zu neuern geführt, namentlich zum Leſen der Legenden einer zahlreichen Claſſe von Münzen aus Guzzerat, die bisher allen Entzifferungsverſuchen widerſtanden hatten; aber die intereſſanteſte Anwendung derſelben iſt noch zu machen, nämlich die auf die Grotten von Ellora, Salſette u. ſ. w., die mit Inſchriften in derſelben Schrift bedeckt ſind, aus denen man endlich die Urheber dieſer ungeheuren Werke erfahren wird.

Ausflüge in den Abruzzen.

Cicolano. — Die Heerden in den Abruzzen. — Popoli. — Pescara. — Teramo. — Der Gran Sasso. — Chieti. — Solmona. — Palena. — Die Stadt Samnium. — Iſernia. — Das alte Venafrum.

(Fortſetzung.)

Die Ebene von Aquila iſt ſehr gut bevölkert, der Boden jedoch ziemlich unfruchtbar, obwohl er reichlich bewäſſert iſt. Auch eine zweite noch höhere Ebene iſt nicht minder volkreich, denn Civita Retenga und Navelli können faſt für Städte gelten, das Land umher iſt jedoch ziemlich öde. Von dieſer Fläche führt eine Straße im Zickzack hinauf nach dem Thale von Salmona; dieſe kurze Strecke Wegs, welche mit ihren Wendungen nicht viel über eine Stunde beträgt, hat mehr gekoſtet, als die 10 Stunden von Aquila her, da ſie an vielen Stellen durch ſtarkes Mauerwerk, Bogen, Plattformen und Strebepfeiler geſtützt iſt. Der Anblick von da ſüdwärts entſchädigt für das mühſelige Hinaufſteigen, denn man erblickt unter ſich am Fuße des Berges die Stadt Popoli, und das ganze fünf bis ſechs Stunden lange und etwa halb ſo breite Thal, das reich bewäſſert, mit vielen Dörfern und Waldungen geſchmückt, und ausnehmend gut angebaut iſt.

Popoli enthält etwa 4000 Einwohner und bietet ein Bild von Thätigkeit und Fleiß, das den Reiſenden bei dem erſten Anblick gewinnt. Dieß iſt wahrſcheinlich eine Folge ſeiner Lage zwiſchen Salmona und Aquila, ſo wie zwiſchen dieſen Städten und den Ufern und Häfen des adriatiſchen Meeres. Indeß bietet die Stadt nichts beſonders Merkwürdiges dar, als den freundlichen Charakter ſeiner Umgebungen und einen ſeltſamen, niedern runden Thurm, ohne Thüren oder Fenſter; niemand konnte mir einen Aufſchluß darüber geben, als daß es eine Cosa antica ſey, und nicht genügender wurden mir die Worte Reſta Reſta erklärt, die in großen Buchſtaben auf einem viereckigen Stein etwa in der Hälfte der Höhe vom Boden an tief eingegraben ſind.

Von Popoli aus nach der See zu führt der Weg durch eine Felſenſpalte hinab, die kaum Platz genug bietet für den Weg und den Pescaraſluß. Die Felſenſpalte ſcheint durch irgend eine heftige Erderſchütterung entſtanden zu ſeyn, und nach der Anſicht einiger Geologen war das Thal von Solmona früher ein See, der ſich durch dieſe enge Spalte nach den breiten Ebenen am adriatiſchen Meere ergoſſen haben ſoll. Die Felſen, die den Paß einſchließen, ſind vulcaniſch, und die Schlucht iſt überdem durch eine periodiſche Luftſtrömung bemerkenswerth, die alle 15 Stunden mit großer Regelmäßigkeit ſeine Richtung von Oſten nach Weſten ändert.

Etwa zwei Meilen weiterhin liegt auf einem hohen, die Straße überhängenden Felſen die kleine Stadt Tocco in einer maleriſchen Lage; der Ort enthält etwa 3000 Einwohner, und iſt reich an Quellen, welche die hohe Plattform, auf der die Stadt ſteht, befruchten. Nicht weit davon fällt ein Bach, Namens Orta in die Pescara, der einen bittern, pechartigen Geſchmack hat, und in den Bergen der Majella entſpringt.

Ueberblickt man von dieſer Ebene aus die Bergketten, welche den mittlern Theil von Abruzzo bilden, ſo bieten ſie einen weſentlich verſchiedenen Anblick dar. Die ganze Linie des düſtern Morrone, welche die Oſtſeite des Thals von Solmona einnimmt, iſt ſichtbar bis zu ſeiner Verbindung mit der höhern Kette der Majella, die in diagonaler Richtung gegen das Seeufer ausläuft. Dieſer Theil der Apenninen, der höchſte der ganzen Kette, ſinkt allmählich zu einer vergleichungsweiſe ebenen Fläche herab, die ſich wenigſtens vier Stunden weit bis an den Rand des adriatiſchen Meeres fortzieht, und durch die Beſchaffenheit ihres Bodens ſo wie durch ihre mildere Temperatur zu den fruchtbarſten Diſtricten Italiens gehört.

Als ich mich der See näherte, wurde die Temperatur weit heißer, und wir ſahen Schnitter an der Arbeit, während in der Ebene von Aquila am vorhergehenden Tage das Gras noch nicht ganz für die Sichel reif war. Bei der ausnehmenden Flachheit des Bodens ſah man das Meer erſt, als wir uns der Stadt Pescara auf eine halbe Stunde genähert hatten. Wegen der Feſtungswerke, welche die Stadt in einem vollkommenen Viereck einſchließen, ſieht man auch von dieſer nichts als den Kirchthurm. Die Befeſtigungen ſind ſo ſtark, als die Lage und die Kunſt zur Zeit Karls V ſie nur immer machen konnten. Pescara hätte ohne Zweifel nie die Benennung einer Stadt erhalten ohne dieſe Befeſtigungen und die Zugabe von etwa 200 Mann zu den 400 Seelen, die ſeine Bevölkerung bilden. Dieſe ſind in kleinen, einförmig gebauten Häuſern vertheilt, welche breite, nach einem regelmäßigen Plan angelegte Straßen bilden, aber den ödeſten Anblick von Armuth und Entvölkerung darbieten. Die Luft gilt für äußerſt ungeſund, ſo daß dieſer Umſtand allein ſchon den Aufenthalt zu Pescara für alle Militärs zu einem Gegenſtande des Schreckens macht.

Ich fand ein höchſt elendes Wirthshaus, dem auch die kleinen Nothwendigkeiten fehlten, die ich bisher noch immer getroffen hatte. Ein gänzlicher Mangel an Gemüſe, Milch und ſelbſt Fiſchen, ein Wein von der ſchlechteſten Qualität und kaum trinkbares Waſſer machten meinen halbtägigen Aufenthalt an einem ſo trübſeligen Orte äußerſt unangenehm. Die Bewohner des Gaſthofs waren meiſt Frauen, indeß ſehr höflich

und aufmerksam, was sich trotz der matten Verdrossenheit zeigte, die dort allen Personen eigen ist, welche wiederholt von Malariafiebern gelitten haben, eben so wie man noch die Reste einer blühenden Gesichtsfarbe in dem erdfahlen Aussehen verfolgen konnte, welches diese Krankheit mit sich bringt. Merkwürdiger Weise findet man in Gegenden, die hauptsächlich unter dieser Geißel leiden, auffallend regelmäßige und ausdrucksvolle Gesichtszüge.

Von Pescara führt eine erträgliche Fahrstraße längs dem Ufer südwärts nach Francavilla und Ortona, zwei kleinen Seehäfen. Der letztere, jetzt ein Bischofssitz, dessen alter Name unverändert blieb, war der Haupthafen der Frentaner, und erhielt eine bedeutende Wichtigkeit theils durch diesen Umstand, theils weil er der Sitz mehrerer Manufacturen war, die alle sich auf das Seewesen bezogen. Es sind noch einige unbedeutende Reste aus dem Alterthum übrig, der Hafen hat aber durch eine Reihe physischer Veränderungen alle seine Vortheile verloren. Man versicherte mich, daß man im Sommer, wenn die Flüsse niedrig sind, längs der Küste von Ortona bis Il Vasto, dem alten Histonium, gehen könne. Dieß war gleichfalls eine Stadt der Frentaner, deren Gebiet sich weit an der Seeküste hin erstreckte, und wie auch noch jetzt, eine bedeutend größere Bevölkerung als Ortona hatte. Meine Abreise von Pescara erweckte in mir ein unbeschreibliches Gefühl von Erleichterung und Vergnügen. Ich setzte über den Fluß auf einer Fähre, welche an dem frühen Morgen mit Landvolk angefüllt war, das allerhand Producte auf den Markt nach Pescara trug; der weitere Weg ist vortrefflich und vollkommen eben, und läuft über eine Stunde weit unter einer freundlichen mit Oliven bekleideten Bergreihe hin, die mit kleinen Dörfern, Pachthäusern und Villa's in angenehmen Lagen dicht besäet ist. Der erste Fluß, über den man kommt, ist der Salino, der seine alte Benennung behalten hat; die Entfernung von diesem bis zu dem Aternus oder dem heutigen Pescara stimmt in den alten Itinerarien ganz überein mit der zwischen der Stadt Pescara und einem ad Salinos genannten Orte, wo Salz in Menge gewonnen wurde. Nach Festus scheint die berühmte Via Salaria ihren Namen von diesem Umstand erhalten zu haben.

Die alte Stadt Angulus, eine der vier Städte der Vestiner, deren Plinius gedenkt, erkennt man wieder in der Civita S. Angelo, einer kleinen Stadt von etwa 4000 Einwohnern, welche wir bald links auf einer Höhe landeinwärts erblickten. Nachdem wir über den kleinen Fluß Piomba, den alten Matrinus, und noch über einen andern kleinern Fluß gesetzt hatten, entdeckten wir etwa zwei Stunden landeinwärts die Stadt Atri auf einer ziemlich unfruchtbaren Anhöhe. Unter dem Namen Hatria, Atria oder Adria bildete sie die Hauptstadt der Adrianer, die einen Theil des alten Picenums bewohnten. Ihre Größe und Wichtigkeit in alten Zeiten war bedeutend, wie sich nicht nur aus den alten Ruinen, die noch vorhanden sind, sondern auch aus dem Umstand, daß es einen Hafen oder Seestation hatte, ergibt; ihr Ursprung reicht in eine sehr ferne Zeit hinauf, wie man aus den merkwürdigen Münzen schließen kann, die sich theils in ihrem Umkreis, theils in ihrer unmittelbaren Nähe finden. Nach den Eigenthümlichkeiten der Form und Ausführung sind sie älter als die von Todi, Gubbio und Velletri, und die eingebornen Alterthumsforscher behaupten auf diese und einige andere Umstände gestützt, dieser Ort habe dem Meere an seinen Ufern den Namen gegeben, und das andre Adria jenseits des Po im venetianischen Gebiete sey nur eine Colonie dieser Stadt. Ich will mich auf eine so bedeutende Frage nicht einlassen, sondern beschränke meine Beobachtungen auf die seltsamen Aushöhlungen in der Nähe von Atri, die eine Reihe von Gemächern bilden, und so regelmäßig sind, daß man nicht zweifeln kann, sie hätten zu einem besondern Zwecke gedient, sey es als Gefängnisse oder als Magazine. Nach manchen Eigenthümlichkeiten zu schließen, sind sie von älterem Bau, als die Latomiä zu Syrakus, denen sie sehr ähnlich sind, und als die berühmten Gefängnisse von Servilius Tullius zu Rom. Die neuere Stadt ist ein Bischofssitz, hat etwa 4000 Einwohner, und die erlauchte Familie Acquaviva hat davon den Herzogstitel.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Temperatur auf der Ost- und Westküste Nordamerika's.

Man weiß seit langer Zeit, daß die Ostküste Nordamerika's bedeutend kälter ist, als die Westküste Europa's. Erscheinungen in der Vegetation, die Humboldt in seiner Abhandlung über die Isothermen citirte, haben auch bewiesen, daß die Westküste Nordamerika's milder ist als die Ostküste, aber bei dem Mangel an genauen und fortgesetzten meteorologischen Beobachtungen war es unmöglich den Unterschied genau zu bestimmen. Man kann übrigens auch noch die Frage aufwerfen, ob bei beiden Continenten die Westküsten sich in ganz gleichen Temperaturverhältnissen befinden, und bis auf welche Breite die Aehnlichkeit sich erstreckt. Hr. Mac Loughlin hat im Jahr 1855 seine Beobachtungen vom Mai 1852 bis April 1853 bekannt gemacht, und es geht daraus hervor, daß am Fort Vancouver auf der Westküste Nordamerika's unter 45° 37′ N. B. die mittlere Jahrestemperatur + 12°,8 Centigrad (10¼° R.) beträgt. Arago legte in der Sitzung der französischen Akademie vom 29 Januar d. J. neue Beobachtungen vor, die vom April 1836 bis Januar 1837 angestellt wurden, und nur eine mittlere Temperatur von + 10°,1 Centigrad (etwas über 8° R.) ergeben. Diese Zahl ist unter der mittlern Temperatur von Nantes, welches gleichfalls unter 45° N. B. liegt, aber eine mittlere Temperatur von + 13°,2 hat, ist aber um fast eben so viel höher, als die mittlere Temperatur auf der Ostseite Nordamerika's. Hr. Arago ist indeß der Meinung, daß die bisherigen Beobachtungen die Frage, ob die Ostküste Nordamerika's eine niedrigere Temperatur als die Westküste habe, noch nicht entscheiden könnten.

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

(Fortsetzung.)

Handelsverkehr und Productenabsatz.

Der Handelsverkehr einiger Punkte setzte mich eben so sehr durch seine Größe in Verwunderung, als die außerordentliche Fruchtbarkeit

des Bodens auf einer so weiten Strecke. Früher theilte ich die Meinung Anderer, denen die nähern Umstände vermuthlich so wenig genau bekannt waren, wie mir, und glaubte, in vielen Gegenden des südlichen Rußlands sey ein rascher Fortschritt des Ackerbaues und der Fabriken darum unmöglich, weil der Absatz der Bodenerzeugnisse, so wie die der Fabrikarbeit dort sehr schwierig sey. Man erzählte mir, an vielen Orten, ja in ganzen Gouvernements wisse man nach einer mittelmäßigen Ernte nicht, was man mit dem gewonnenen Korn anfangen solle, und es sey zu Zeiten eine Mißernte schon darum nothwendig, damit der alte Vorrath aufgeräumt werde. Vielleicht war dieß in frühern Zeiten auch so, ich bin aber überzeugt, daß an denjenigen Orten, die ich durchreiste, zwar auch jetzt noch nach einigen reichlichen Ernten die Erzeugnisse im Preise bedeutend fallen können, ein völliger Mangel an Absatz aber nie mehr eintreten kann. Wenn in früherer Zeit die Transportkosten bis auf die Hälfte des Werthes betrugen, den man für die Erzeugnisse zahlte, so bleibt jetzt immer ein reiner Gewinn außer der Belohnung für die Arbeit. Die Wasserverbindungen sind in sehr gutem Zustande und verbessern sich noch fortwährend.

Ich erstaunte über den Handelsverkehr auf einigen Jahrmärkten: in Romny, einem kleinen Städchen des Gouvernements Poltawa, übersteigt die Summe des jährlichen Absatzes in manchen Jahren die der Leipziger Messe. Der Haupthandel wird hier, wie bekannt, in Pferden getrieben, und es wurde eine große Menge junger Pferde für die Remonte verkauft; außerdem wurde auch eine bedeutende Menge Tuch, Leinwand und Schafwolle zugeführt. So bedeutend indeß auch der Handel dieses Jahrmarkts ist, so unterliegt er doch einigen Nachtheilen. Die Merinowolle liegt hier offen da, und ist einem furchtbaren Staub ausgesetzt wegen des unaufhörlichen Herumfahrens und des Einfangens der jungen verkauften Pferde, und in diesem unvortheilhaften Zustande wird sie den Käufern vorgelegt. Die Pferde stehen gewöhnlich in Höfen in der Stadt oder Schuppen, und werden von da unaufhörlich auf den außerhalb der Stadt befindlichen Markt hinausgeführt; davon entstehen auf dem dahin führenden Wege dicke Staubwolken, welche nicht nur die Waaren verderben, sondern auch die Käufer geradezu abschrecken. In der Stadt selbst werden die Waaren in hölzernen schlecht gebauten Buden verkauft, welche nicht nur für den Käufer nichts Anlockendes haben, sondern auch weder gegen das Wetter, noch gegen das Feuer, noch gegen die Diebe geschützt sind. Außerdem fühlt man auch sehr den Mangel an angemessenen Wohnungen für Fremde; die wenigen guten Zimmer werden von Beamten, Officieren und Soldaten eingenommen, welche sich in Romny des Pferdekaufes wegen zusammenfinden; für die andern Fremden bleiben nur die schlechtesten Kammern ohne alle Bequemlichkeit. Der Jahrmarkt von Romny kann freilich nicht die Bedeutung erreichen, wie der zu Nischegorod, denn hier ist weder eine Wolga noch eine Oka in der Nähe; nichtsdestoweniger könnte seine jetzige Wichtigkeit bedeutend steigen, zum großen Vortheil für das Staatseinkommen und die Landwirthschaft in den Gouvernements Poltawa, Cherson, Kiew, Tschernigow, Charkow, Orel und andern. Ein Capital, das man auf den Bau eines steinernen Kaufhofs verwendete, würde sich durch das, was die Kaufleute für Buden und Quartier zahlen, gut verinteressiren.

Der ungeheure Verkehr auf dem Jahrmarkt zu Nischegorod ist bekannt, und ich brauche mich darum nicht näher darauf einzulassen; die dortigen Handelsanstalten, so weit ich sie kennen lernte, können in ihrer Art als Vorbilder dienen.

Ueber den Landbau und die Geräthe.

In sämmtlichen Gouvernements, die ich durchreiste, ist zwar der Ackerbau nicht auf einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit gediehen, doch aber je nach den Localumständen mindestens so gut, als er vor dreißig Jahren in vielen Gegenden Deutschlands und Frankreichs war, und wie er an manchen Orten noch jetzt betrieben wird. Größtentheils sah ich die Dreifelderwirthschaft ohne Benützung der Brache; sie ist auch in denjenigen Gegenden gebräuchlich, welche reich an Land sind, und wo man auch abwechselnd Korn säet und dann das Land einige Zeit als Weide liegen läßt, wie z. B. in vielen Steppenstrichen. Anderswo betreibt man eine Art freier Landwirthschaft: die Felder werden mit Korn eingesäet, so lange der Boden nicht völlig erschöpft ist, und aufhört, eine gewinnreiche Ernte zu tragen; dann bebaut man ihn einige Jahre gar nicht, und der Boden bedeckt sich nach und nach mit verschiedenen wildwachsenden Kräutern, welche alle Jahre üppiger emporwachsen, und je nach den Umständen abgemäht oder abgeweidet werden. Fast allenthalben macht man mit geringen Ausnahmen meiner Meinung nach zwei Fehler: erstens, daß man nicht gehörig pflügt, und zweitens, daß man gar nicht düngt. Ohne Zweifel wäre der reine Gewinn bedeutend größer, wenn die dortigen Landwirthe jährlich eine kleinere Strecke mit Korn anbauten, den Boden aber besser bearbeiteten und gehörig düngten. Obwohl der Boden reich an Stoffen ist, welche den Pflanzen zur Nahrung dienen können, so sind doch diese Stoffe der Art, daß sie sich entweder gar nicht oder nur sehr schwer im Wasser auflösen. Je weniger Regen, desto weniger können sich natürlich auch diese nährenden Stoffe auflösen. Vermittelst einer tüchtigen Bearbeitung des Bodens aber, so wie durch Nachhülfe von Dünger und Asche werden diese Stoffe auflöslicher, und also auch bei geringerer Feuchtigkeit nährender für die Pflanzen.

In Bunin im Gouvernement Orel pflügt man den Boden zu jeder Aussaat mehrere Mal um, und düngt ihn, je nach Bedürfniß, alle drei, sechs oder neun Jahre. Ein ähnliches Beispiel traf ich im Gouvernement Poltawa auf den Gütern der Fürstin Kotschubei, wo der zur Winterfrucht bestimmte Boden mit kleineren Ackerwerkzeugen als in den übrigen Gegenden dieses Landes mehrere Mal umgebrochen wird; auch wird der Boden theilweise gedüngt und die Vielfelderwirthschaft eingeführt. Aehnliches fand ich noch an einigen andern Orten, und die wohlthätigen Folgen dieses verbesserten Landbaues sind sehr sichtlich, denn die Ernte ist dort ziemlich gut, während auf den benachbarten schlecht oder in gewöhnlicher Weise bearbeiteten Feldern häufig völliger Mißwachs eintritt.

Die Felder der deutschen Colonisten zeigen deutlicher als Alles, was man mit einer gehörigen Arbeit des Bodens erreichen kann. Sie ernten einen ausgezeichneten Tabak, einen vorzüglichen Weizen und mehrere andere Kornarten, während ihre Nachbarn über Mißernte klagen. Wenn sie aber auch noch dazu alle ihre Felder düngten, und nicht bloß diejenigen, die zum Tabak, Hanf, Kartoffeln oder Kohl bestimmt sind, so würden sie noch mehr Gewinn daraus ziehen, namentlich beim Anbau von Klee und andern Futterkräutern.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 47.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

16 Februar 1838.

Ueber Kriegführung in Canada.

Wir entheben aus dem Spectator einige Bemerkungen über dieſes Land, welche großentheils aus einem ſonſt unbedeutenden Werke: Logan's Journey through Canada etc., gezogen ſind. Dieſe Schilderung verdient Beachtung, auch jetzt noch, wo der Kampf für den Augenblick beendigt iſt, um ſo mehr, als vielleicht England mit den Vereinigten Staaten ſelbſt in Krieg verwickelt werden könnte, ein Punkt, worüber wir nur aus dem Werke eben dieſes Logan und nach deſſen eigener Erfahrung bemerken wollen, daß ſchon zur Zeit ſeiner Reiſe, im Sommer 1836, die „Yankees" gegen „Bruder Jonathan" ſehr zurückhaltend geworden waren, ſo daß Hr. Logan auf ſeiner ganzen Reiſe von New-York nach Waſhington nie angeredet wurde, und wenn er ein Geſpräch eröffnen wollte, „ſehr kurze Antworten" erhielt. Doch zur Sache.

Ein Feldzug in Canada iſt nach dem Urtheil der beſtunterrichteten Officiere, die in jenem Lande dienten, eine höchſt ſchwierige Sache. In Vergleich mit einem amerikaniſchen Feldzug gilt ein europäiſcher faſt nur als ein Soldatenſpiel, aber ein canadiſcher Feldzug iſt ſchlimmer als alle amerikaniſchen. Die Miliz in Untercanada betrug vor dem Aufſtand 94,000 Mann, wovon 8000 mit Musketen verſehen waren. Von den 94,000 Mann waren 78,000 franzöſiſchen und über 15,000 engliſchen Urſprungs. Im J. 1831 zählte die Provinz Obercanada nahe an 40,000 Milizen. Vor ſieben Jahren zählte man in Untercanada 50,000 mit Ackerbau beſchäftigte Familien; Gewerbe und Handel wurden nur von 2500 betrieben; die erſtern ſind Landbauer, Fiſcher, Waldleute, Jäger oder vielmehr der Reihe nach Alles. Gewohnt über Seen und Flüſſe zu ſetzen, ſind ſie geſchickte und kühne Bootsleute. Im Winter, wenn die Feldarbeit ruhen muß, ſind ſie Jäger: die Büchſe über die Schulter geſchlungen und ihre geringen Bedürfniſſe in leichten Schlitten nach ſich ziehend, durchwandern ſie Schnee- und Eisfelder, bei deren Anblick ein Europäer aus einem gemäßigtern Klima ſchaudern würde. Dieß gibt ihnen eine vollſtändige Bekanntſchaft mit dem Lande, das ſie faſt eben ſo viel durchziehen, als bewohnen.

Das Klima in Canada läßt ſich mit kurzen Worten beſchreiben: die Winter ſind ruſſiſch, die Sommer tropiſch. Vom December bis März iſt der mittlere Thermometerſtand — 22° R., im November — 20° und ſelbſt im October nicht über — 14° R. Im Sommer dagegen ſteigt die Hitze oft auf + 27° R.; im Monat Julius iſt ſie genau ſo ſtark als unter dem Aequator, im Junius und Auguſt nur um wenige Grade niedriger. Im Winter iſt der Boden fünf Monate lang von einem 3 bis 5 Fuß tiefen Schnee bedeckt, und die Flüſſe ſind gefroren. Einen Frühling gibt es eben ſo wenig, als in der Nähe des Eismeeres. Der April wäre ziemlich mild, allein das Land iſt noch mit Schnee bedeckt; der September iſt der einzige gemäßigte Monat des Jahrs. Mit dieſer geringen Ausnahme beſteht das Klima Canada's aus 6 Monaten eines ſibiriſchen Winters und 4 Monaten eines tropiſchen Sommers, in welchen es an Muskitos und ſonſtigen Fliegen aller Art nicht fehlt. Im Herbſt ſind remittirende und Wechſelfieber die herrſchenden Krankheiten in einem mit Wald und Sumpf bedeckten Lande. Erfrorne Naſen, Finger und Zehen ſind bei unvorſichtigen, des Landes ungewohnten Fremden im Winter ſehr gewöhnlich, und die heftige Kälte, die wie ein gewaltiges Narcoticum wirkt, bringt oft die Schildwachen auf ihrem Poſten zum Einſchlafen.

Beide Canadas zuſammen haben in runder Zahl 350,000 engliſche Quadratmeilen, wovon 90,000 auf Obercanada und 260,000 auf Untercanada kommen, von dieſen letztern nehmen Seen, Flüſſe und tiefeinſchneidende Meerbuſen etwa 60,000 ein, und von den übrigen 200,000 ſind nur 7000 höchſtens überhaupt im Beſitz. Nimmt man nun auch an, daß dieſe 7000 ganz angebaut ſeyen, ſo bleiben noch 193,000 für dichte, undurchdringliche Wälder und ungeſunde Sümpfe übrig. Ein ſolches Land iſt zu Märſchen regelmäßiger Truppen am wenigſten geeignet, und alle competenten Richter erklären, Canada ſey von allen Ländern dasjenige, was von einer entſchloſſenen Eingebornen-Bevölkerung am leichteſten zu vertheidigen und durch einen Angriff von außen am ſchwerſten zu erobern ſey. Die Amerikaner, die doch an Sümpfe und Wälder gewohnt ſind, wurden zweimal zurückgeſchlagen, und zwar hauptſächlich mit Hülfe der Bewohner Canada's ſelbſt. Jeder Wald iſt hier ein natürlicher Verhau, jeder Fluß ein brückenloſer und faſt nicht

zu passirender Graben, jeder Abhang ein furchtbarer Wall. Im Sommer ist ein Feldzug nachtheilig und zerstörend wegen Hitze und Miasma, und im Winter fast unausführbar wegen Kälte, Schnee, Eis und Mangel an Wegen. Regelmäßige Truppen können nur auf schmalen, 10 bis 12 Fuß breiten Pfaden vorrücken, sie können nicht manövriren, noch dem Feinde eine Fronte zeigen; sie sind zu einer dünnen Colonne in einem engen Defilée zusammengedrängt, mit breiten Schneemassen auf beiden Seiten. Unter solchen Umständen kann eine Colonne von 10,000 Mann kaum mehr ausrichten, als eine von 100; die Büchse ist dann mörderisch, das Bajonnet thut geringen Dienst, Kanonen und Reiterei aber sind ganz unbrauchbar.

Ausflüge in den Abruzzen.

Cicolano. — Die Heerden in den Abruzzen. — Popoli. — Pescara. — Teramo. — Der Gran Sasso. — Chieti. — Solmona. — Palena. — Die Stadt Samnium. — Isernia. — Das alte Venafrum.

(Fortsetzung.)

Etwa fünf Stunden weiter landeinwärts in derselben Linie wie Adri steht Civita di Penna, eine der Hauptstädte von Abruzzo, gleichfalls den Vestinern gehörig und im Alterthum noch bedeutender unter dem Namen Pinna. Wir hielten an einem der wenigen Häuser am Seeufer, welches gleich allen übrigen aus Lehm aufgeführt war, den man mit Stroh gemischt, und an der Sonne getrocknet hatte; trotz des geringen äußern Ansehens fanden wir es doch weit besser ausgerüstet, als manchen Gasthof in den großen Städten der Abruzzen. Die Reise am Ufer hin war nichts weniger als angenehm, da dasselbe ungemein öde und einförmig war; plötzlich aber wandten wir uns links gegen die Berge, und zogen in dem breiten Bette des Flusses Tordino aufwärts, welches, wie man uns versicherte, der einzige brauchbare Weg nach Teramo ist. Nachdem wir über zwei Stunden diesen mühseligen Weg verfolgt hatten, trafen wir auf einmal auf einen trefflichen Weg, der von Teramo aus bis hieher angelegt worden, hier aber durch eine tiefe Schlucht unterbrochen war, über die bis jetzt noch keine Brücke erbaut wurde. Der Rest des Wegs entschädigte uns einigermaßen für das, was wir erduldet hatten, da er durch ein undulirendes, wohlbebautes und von Eichen und Oliven beschattetes Land hinlief; der Anblick des Gran Sasso, dem wir uns mit raschen Schritten näherten, vermehrte die Schönheit der umliegenden Landschaft.

Die Stadt Teramo liegt an der Vereinigung der Flüsse Tordino und Vezzola, woher es im Alterthum den Namen Interamnium führte. Es ist jetzt von verfallenen Mauern und Einsturz drohenden Thürmen umgeben, die keineswegs die Hauptstadt einer Provinz andeuten. Das Innere, aus engen Gäßchen und übel aussehenden Häusern bestehend, schien, da es gerade die Zeit der Siesta war, ganz verödet; die Stadt enthält indeß 5 bis 6000 Einwohner, und ist nicht ungünstig auf dem Landvorsprung zwischen den beiden oben genannten Flüssen gelegen. Sie hat nur Eine breite gerade Straße und in dieser nur wenige gute Häuser; außerhalb der Thore aber sieht man einige bessere Gebäude, die in ihrem Styl und in ihren Verzierungen einen feinern Geschmack zeigen, als man sonst in Provincialstädten findet. Ebenso ist das Innere der meisten Gebäude, namentlich hinsichtlich der Freecomalereien, besser bedacht. Die Stadt hat einige Manufacturen, und als die Hauptstadt von Abruzzo Ultra Prima befinden sich die Civil- und Criminaltribunale hier, so wie auch mehrere reiche Landeigenthümer sich daselbst aufhalten. Trotz dieser Vortheile scheint das Volk arm und faul zu seyn, sein Benehmen ist aber ausnehmend höflich und zuvorkommend, und die höhern Classen zeichnen sich vortheilhaft vor denen anderer Provinzen in ihrer Kleidung, ihren Sitten und ihrer Sprache aus.

Es ist so genau erwiesen, daß diese Stadt das alte Interamnium prätutium ist, daß es keines Beweises mehr zur Bestätigung bedarf; der Beiname Prätutium zeigt den Volksstamm an. Als die Longobarden in Italien eindrangen, wurde der Name der Stadt aus Prätutium in Aprutium verdreht, und ist in dieser Art zuerst von Gregor dem Großen erwähnt. Der Bischofssitz behielt indeß die Benennung Interamnium, woraus später Teramum wurde, das neuere Teramo, während das Land, zu dem die Stadt gehörte, fortdauernd Aprutium hieß, welcher Name sich allmählich weiter ausbreitete.

Ich besuchte hier den Cavaliere D. Melchior Delfico, den Nestor der neapolitanischen Literatur, der schon seit vielen Jahren diese Stadt zu seinem Aufenthalt gewählt hat. Dieser ausgezeichnete Verfasser vieler Werke über Geschichte, Alterthümer u. dgl. vereinigt mit einem sehr ausgedehnten Schatze von Gelehrsamkeit eine genaue und vollständige Kenntniß der Verhältnisse seines Landes, und besitzt zugleich in einem sehr vorgeschrittenen Lebensalter das noch seltenere Verdienst, seine geistigen Schätze mit einer Freundlichkeit und Leichtigkeit im Ausdruck mitzutheilen, die sie doppelt schätzenswerth machen.

Der Neffe dieses Mannes unternahm im Jahre 1791 einen Ausflug nach dem Gipfel des Monte Corno oder des Gran Sasso, und hat eine genaue Beschreibung dieser Gegend herausgegeben, die einzige, welche bis jetzt vorhanden ist. Die Höhe der Berge beträgt seiner Angabe nach 9577 Pariser Fuß, nur 459 Fuß weniger als der Aetna; der Gipfel ist natürlicherweise in ewigen Schnee gehüllt, der übrigens fest und eben genug ist, daß man nicht darauf fortschreiten kann; die gefährlichern Striche beschränken sich auf diejenigen Theile des Berges, wo der nackte Felsen nur schwach mit losem Gerölle überdeckt ist, weßhalb man keinen festen Fuß fassen kann an Stellen, wo der geringste falsche Schritt Verderben bringen würde. Die Gemsen sind so häufig, daß sie von den Bewohnern der höchsten Dörfer gejagt werden; wahrscheinlich ist dieses die einzige Stelle in den Apenninen, wo dieses Thier sich findet.

Ich verließ Teramo nach einem Aufenthalt von anderthalb Tagen, um nach Giulia Nuova zu gehen; das Land zwischen diesen beiden Städten zeichnet sich weder durch Schönheit noch durch Eigenthümlichkeit aus, ist aber sorgfältig angebaut. Zwischen den Olivenwäldern bemerkt man einige Backsteinruinen von bedeutender Größe, die wahrscheinlich zu der Stadt Ca-

ſtrum Novum gehörten, welches nebſt Interamnium und Peregra die bedeutendſten Städte der Prätutier bildete. Caſtrum Novum lag nach den Itinerarien an der Via Salaria in der Nähe des Fluſſes Batinus, jetzt Tordino genannt; im Mittelalter hieß es San Flaviano, nach einem Heiligen, deſſen Reliquien aus Byzanz hieher gebracht wurden; die Bevölkerung litt aber durch die ungeſunde Luft ſo ſehr, daß einer der Feudalherren, Giulio Antonio Acquaviva, Herzog von Atri, an einer benachbarten geſundern Stelle eine Stadt anlegte, um die Mitte des 15ten Jahrhunderts die noch übrigen Einwohner dahin verpflanzte und ihr den Namen Giulia Nuova gab. Die Ungeſundheit der Luft ſoll von Reispflanzungen herrühren, die bekanntlich in allen heißen Ländern eine ſehr nachtheilige Wirkung äußern; ſie wurden, je nachdem der Einfluß der verſchiedenen Landbeſitzer ſtieg oder fiel, unterdrückt oder wieder hergeſtellt, gegenwärtig aber beſtehen keine, und es iſt zu hoffen, daß ihre Wiederherſtellung auch nicht geſtattet werden wird.

Chieti, wohin wir bald gelangten, hat eine ſehr geſunde Lage auf dem Kamm eines Berges, von dem man das umliegende Land weithin überblickt. Die Stadt enthält etwa 10,000 Einwohner, ihre Lage aber iſt weder ſehr angenehm noch bequem, da ſie ſich auf einem ſchmalen Bergkamm der Länge nach ausdehnt. Das umliegende Land iſt ausnehmend fruchtbar, und die Stadt wird mit allen Lebensbedürfniſſen, auch mit Fluß- und Seefiſchen auf das reichlichſte verſehen. Die Luft iſt ausnehmend rein und geſund, aber die Temperatur durch die hohe Lage und die Nähe der Majellakette einem ſtarken Wechſel unterworfen. Chieti iſt auch der Sitz eines Erzbiſchofs, und hat einem religiöſen Orden, den Theatinern, den Namen gegeben, denn Teate iſt der alte claſſiſche Name der Stadt. Ich verließ ſie am folgenden Tag, und ging über Popoli auf einer vortrefflichen, mitten durch ein wohlgebautes Thal führenden Straße nach Solmona zu, beg aber etwas von dieſer Straße ab, um den Weg über die Dörfer Pentima und Najano zu nehmen, welche beide etwa 1500 Einwohner haben. Das erſtere liegt auf einer ſchönen, über die große Ebene etwas erhabenen Fläche, und verdient Bemerkung, weil es an der Stelle des alten Corfinium liegt, der Hauptſtadt der Peligner, wo im Bundsgenoſſenkriege ſämmtliche Truppen der verbündeten Stämme ſich ſammelten, die in jenem denkwürdigen Kampfe ſich den römiſchen Waffen widerſetzten. Auch war es zum Sitz der Bundesverſammlung beſtimmt, welche die militäriſchen Operationen leitete, und den Oberbefehl über alle verbündeten Armeen führte. Seine Größe und ſeine ſtarken Befeſtigungen machten es hiezu ſehr geeignet, und es ſollte darum auch den Senat der Verbündeten aufnehmen, der aus 500 Mitgliedern beſtand und einen ſehr bedeutenden Schatz und Kriegsvorräthe aller Art hier niedergelegt hatte. So zuverſichtlich rechneten die Verbündeten auf den Erfolg, daß ſie der Stadt, wie noch auf einigen Münzen zu ſehen iſt, den Namen Italia beilegten.

Wir gingen zurück auf die große Straße nach Solmona, wo wir unſre Wohnung in einem ungeheuren verfallenen Gebäude nahmen, das einen bedeutenden Theil eines aufgehobenen, einſt den Jeſuiten gehörigen Kloſters einnahm, und jetzt der einzige Gaſthof der Stadt, aber ſo ſchmutzig und unanſehnlich wie möglich iſt. Das neuere Solmona oder Sulmona ſteht beinahe auf der Stelle des alten, wovon nur noch ſchwache Spuren zu bemerken ſind, und enthält gegenwärtig etwa 10,000 Einwohner. Es war einſt weit bevölkerter, aber das Erdbeben von 1706, das einen großen Theil der Stadt zerſtörte, hat auch dem Ueberreſt einen ſolchen Stempel vom Verfall aufgedrückt, daß ſie ſich nie wieder erholte.

(Fortſetzung folgt.)

Der Gauri Gau.

In der aſiatiſchen Geſellſchaft zu London ward ein Brief von dem bekannten Hrn. Hodgſon, Reſidenten in Nepal, vorgeleſen, worin derſelbe bemerkt, daß er nach zehnjährigen Bemühungen ſich endlich vergewiſſert habe, der Gauri Gau in den Wäldern am Fuße des Himalaya-Gebirges ſey eine eigene Art, die zwiſchen dem Ochſen und dem Biſon ſtehe; er zeichne ſich durch die ungeheure Größe ſeiner Hirnſchale, die ſich noch über die Hörner erhebe, durch die große Entwicklung des Rückgrates und durch die Zahl ſeiner Rippen aus. Hr. Hodgſon ſchlug vor, dem Thier den Namen Bibos zu geben, und wegen ſeines Aufenthalts unterhalb der Himalaya-Berge mit dem beſondern Beiſatz subhemachalus zu bezeichnen. Dieſe Thiere finden ſich nur in den tiefſten Waldgründen, wo ſie in Heerden von zehn bis dreißig oder vierzig herumſtreifen, und ganz harmlos ſind, wann man ſie nicht beläſtigt, dagegen aber durch Angriff zu einer unwiderſtehlichen Wuth gereizt werden. Der Brief ſchloß damit, daß der Verfaſſer die Anſicht ausdrückte, der Urus der Alten ſey kein anderes Thier, als das eben geſchilderte.

Chronik der Reiſen.

Reiſe des Dorpater Profeſſors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

Ueber den Landbau und die Geräthe.

(Fortſetzung.)

In den Gouvernements Pſkow, Witebsk, Smolensk, Orel, Niſchegorod, Wladimir, Moskau, Twer, Nowgorod, ſo wie in den Oſſeeprovinzen wendet man im Allgemeinen nur den kleinen Pflug an; in andern Gegenden zeichnet er ſich durch einen etwas eigenthümlichen Bau aus, aber im Weſentlichen iſt er allenthalben derſelbe. Wo der Boden nicht ſehr thonig, nicht ſehr rauh und feſt iſt, und wo man nur einerlei Korn ſäet, da iſt dieſer Pflug nicht nur hinreichend, ſondern hat auch einige beſondere Vortheile vor andern Ackerwerkzeugen voraus, indem er weniger Kraft nöthig hat — ein einziges Pferd genügt — wohlfeiler zu ſtehen kommt, und leicht aufzubeſſern iſt. Nur da, wo die vollſtändige Umwerfung der ganzen obern Erdſchicht unerläßlich und der Boden ſehr ausgetrocknet, iſt ſeine Anwendung nicht immer zuläſſig. Uebrigens läßt er ſich ſehr leicht verbeſſern, und ich ſelbſt habe ſeine Vortheile mit denen des engliſchen Pflugs ziemlich glücklich verbunden. In andern Gouvernements, namentlich in Tſchernigow, Kiew, Cherſon, Poltawa, Charkow, Kurſk, Woronesh, Saratow und Penſa ſah ich nur einen ſchweren unbehülflichen Pflug auf Rädern;

nur bei den Colonisten iſt dieſer Pflug mehr dem deutſchen ähnlich, obgleich er auch nicht auf die gehörige Weiſe eingerichtet iſt. In Diſanka wendet man auch mit Vortheil den kleinen Pflug an. Wegen der Nähe dieſes Orts hat ein Geiſtlicher ſich einen neuen Pflug anſchafft, der nur von zwei Ochſen gezogen wird, und mit dem man doch ſo gut arbeiten kann, wie mit dem dort gewöhnlichen Pfluge, welcher ſechs und auch manchmal acht Ochſen bedarf. Die Eggen ſind in ihrer Art viel zweckmäßiger als die Pflüge.

Meiner Meinung nach wäre es vortheilhaft, in denjenigen Gegenden, wo jetzt der ſchwere Pflug mit Rädern gebräuchlich iſt, den verbeſſerten thüringiſchen Pflug einzuführen, der in der äußern Form dem ſchweren ruſſiſchen Pfluge gleicht, und auch auf dieſelbe Weiſe, nur mit geringerer Anſtrengung, geführt wird.

Pferdezucht.

Schöne Pferdegeſtüte ſieht im Gouvernement Poltawa auf den Gütern des Fürſten Repnin und der Gräfin Raſumowska; die kräftigen Remontepferde, die ich auf dem Markte zu Romny in Menge ſah, können als hinreichender Beweis für die Aufmerkſamkeit dienen, die man auf dieſen Zweig der Landwirthſchaft verwendet. Mit beſonderem Vergnügen ſah ich eine vortreffliche Art Traber auf dem Geſtüte des Grafen Orlow im Gouvernement Woronesh: es wäre ſehr nützlich, dieſe Race zu verbreiten, da ſie außer vorzüglichen Paradepferden auch tüchtige Poſtpferde liefert. Ueberhaupt kann die Pferdezucht in vielen Gouvernements ſich von ſelbſt ohne beſonderes Zuthun verbeſſern und ausbreiten, wenn man nur den Abſatz guter Pferde mehr erleichtert.

Hornviehzucht.

Auch dieſe ſteht nicht auf einer niedern Stufe: die ſogenannte podoliſche Race iſt, Dank dem Klima, und beſonders den üppigen Weiden, vortrefflich ſowohl als Schlachtvieh, wie zur Fortpflanzung. In vielen Gegenden beſchäftigt man ſich thätig mit Verbeſſerung der Rindviehracen, z. B. auf den Gütern der Gräfin Raſumowska im Gouvernement Poltawa, wo vortreffliche Heerden ſowohl engliſcher Race, als eine Miſchung dieſer letztern mit der podoliſchen gezogen werden. Dieſer Schlag Vieh zeichnet ſich durch Größe und Schönheit aus. Vorzüglich gute Milchkühe ſah ich in einigen deutſchen Colonien des Gouvernements Tſchernigow und an einigen andern Orten. Bei allem dem aber kann die Viehzucht, welche häufigen und ſehr bedeutenden Seuchen ausgeſetzt iſt, bis jetzt noch nicht den Vortheil abwerfen, den man bei den üppigen Weiden erwarten könnte. Uebrigens gibt es auch Mittel gegen dieſe verheerenden Rinderpeſten, und der Thierarzt Jeſſen in Petersburg, der ein eigenes Werk über die Rinderpeſt in Beziehung auf Rußland geſchrieben hat, iſt der Meinung, daß man das Viehſterben durch die Anlegung von Wäldern in den Steppengegenden verhindern könne. Uebrigens ſchlägt er vor, das junge Vieh zu impfen, um dadurch die Erſcheinung des Viehſterbens in Form einer Peſt zu verhindern.

Merinoſchafe.

Ganz unerwartet fand ich ſehr zahlreiche und vortrefflich unterhaltene Merinoheerden, welche größtentheils eine gute, feſte Wolle mittlerer Qualität geben. Wenn man jede Heerde mit einigen guten Widdern verſorgen und nach und nach die Race verbeſſern wollte, ſo könnte leicht die Zucht von Merinoſchafen in dieſem Land ihre Zucht in andern Ländern überſteigen, weil ſie ſehr gut ſich erhalten, ſich ungemein ſchnell vermehren und die Wolle ſehr wohlfeil iſt. Auf Gewinnung der feinſten Wolle iſt bei ſo großen Heerden kaum zu rechnen, viel beſſer iſt es meiner Anſicht nach, die Aufmerkſamkeit auf eine Wolle mittlerer Qualität zu richten, und dieſelbe in möglichſt großer Menge zu gewinnen; die Güte der Wolle wird ſich bei den meiſten Heerden durch Einführung beſſerer Widder erhöhen. Zu dieſem Zweck hat man ſeit kurzem ausgezeichnete Widder aus Preußen und Livland nach Diſanka im Gouvernement Poltawa und in das Gouvernement Saratow kommen laſſen. Auch auf dem Markt in Romny ſah ich ſehr ſchöne Wolle. Schade nur, daß der Staub, der allenthalben hindringt, der Wolle, wenn ſie noch nicht trocken iſt, auch nach der beſten Wäſche eine graue Farbe gibt. Bei der Verarbeitung iſt dieſer Staub nicht ſchädlich, da man ihn leicht in der Fabrik auswäſcht, aber er vermindert den Werth der Wolle beim Verkauf, und man kann ſie darum auch nicht über die Gränze verführen.

Die Merinoſchafe vermehren ſich allenthalben, wo nur die Oertlichkeit es geſtattet, und ihr Nutzen iſt ſichtlich. Man kann ſagen, daß es keinen einzelnen Zweig der landwirthſchaftlichen Induſtrie gibt, welcher leichter ein ſo bedeutendes Einkommen abliefere, als die Zucht von Merinoſchafen in denjenigen Strichen, wo bei einem reichen trocknen Boden ſich ein Mangel an Arbeitern fühlbar macht. Die langhaarigen Schafe können gleichfalls in vielen Gegenden bedeutenden Vortheil abwerfen. Graf Woronzow hat ſich 2000 Stücke für ſeine Ländereien kommen laſſen. Sobald man die lange Krempelwolle in bedeutender Menge gewinnen kann, ſo werden ohne Zweifel auch bald neue Fabriken in glatten Wollenzeugen erſtehen.

Seidenzucht.

In Kiew iſt eine bedeutende Strecke Landes mit Maulbeerſträuchen bedeckt, die jedoch wenig Blätter liefern, da ſie ſehr ſchwach ſind und viel von der Trockenheit leiden. Der Hauptfehler beſteht hier meiner Anſicht nach darin, daß man die Pflanzungen an einem ziemlich ſteilen gegen Süden geneigten Berg anlegte. Das dortige Klima iſt an und für ſich ſo trocken, daß der Maulbeerbaum nur in beſonders guten Lagen gedeihen kann; die bezeichnete Lage aber iſt ſo ungünſtig, daß auch nicht Ein Maulbeerbaum vollkommen gedieh. An vielen andern Orten befindet ſich die Seidenzucht in demſelben Zuſtande wie in Kiew; in der Stadt Boguſlaw ſuchte ich ſorgfältig nach Maulbeerbäumen, fand aber nicht eine Spur, daß man ſich je mit Seidenbau beſchäftigt hätte; in Poltawa gedeiht der Maulbeerbaum vortrefflich, und im kaiſerlichen Garten ſieht man viele an Blättern überreiche Bäume. Meiner Anſicht nach iſt von allen Gouvernements, die ich beſuchte, keines zur Seidenzucht geeigneter, als Poltawa, denn dort leidet der Maulbeerbaum weder durch Kälte noch durch Trockenheit. In den Colonien um Saratow und in Saratow ſelbſt beſchäftigt man ſich ſehr thätig mit der Seidenzucht, und ſie würde auch dort noch weit beſſer gedeihen, wenn nicht allzu häufig die Spitzen der Maulbeerbäume durch den Froſt litten. Es ſcheint hier vortheilhafter zu ſeyn, Maulbeerſträuche und keine Bäume zu ziehen, da es unerläßlich iſt, ſie durch Mauern oder Strohdächer gegen die Kälte zu ſchützen. In Saratow beſchäftigt ſich der Apotheker Schönian eifrigſt mit der Seidenzucht, und er hat ein ſehr bequemes Gebäude für die Zucht der Seidenraupen aufführen laſſen, wo dieſe auch mit großem Erfolge von Statten geht.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 48.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

17 Februar 1838.

Ceuta.

(Aus der Revue des deux mondes vom 1 Febr. 1838.)

Ceuta iſt ein militäriſcher Poſten von hoher Wichtigkeit. Die Stadt hat ihrer Lage und der Geſtalt ihres Felſens nach viel Aehnlichkeit mit dem gegenüber liegenden Platze Gibraltar, und in den Händen eines ſo betriebſamen und reichen Volkes wie die Engländer wäre ſie eine unbezwingbare Feſtung; in ihrem jetzigen Zuſtande iſt die Vertheidigung derſelben immer noch leicht, ſie iſt von allen Seiten befeſtigt und vor einem Handſtreich mehr als geſchützt. Die Stadt wird in drei Theile getheilt: den Berg Acho, Almina und die Citadelle. Den Berg Acho, der die ganze Halbinſel und den Eingang der Meerenge beherrſcht, krönt ein ſtarkes und von feſten Verſchanzungen umgebenes Fort. Die Beſatzung des Forts iſt ſehr thätig und achtet mit äußerſter Wachſamkeit auf die Schiffe, welche die Meerenge durchſegeln, und beſonders auf die Schritte der Mauren, die ſich niemals über den Verluſt der Stadt Ceuta tröſteten, welche von ihren Dichtern ſo viel beſungen und ſo viele Jahrhunderte hindurch ein Schauplatz des Kriegs und des Blutvergießens war; unabläſſig halten ſie ihr Auge auf dieſen alten Sitz ihrer Vorväter gerichtet, ſie erwarten nur eine günſtige Gelegenheit, um wieder davon Beſitz zu ergreifen, und haben immer kleine Lager um ſie herum errichtet.

Die Citadelle liegt an der Spitze der Halbinſel; ſie wird mittelſt eines Walles vertheidigt, der von einem mit Waſſer gefüllten Graben umgeben iſt, und man kann nur auf einer Zugbrücke eindringen.

Almina iſt der angenehmſte Theil der Stadt, oder vielmehr, Almina iſt die eigentliche Stadt; hier wohnen die Bürger, die Kaufleute und die Beamten der Civil- und Militärverwaltung. Beinahe an allen Häuſern ſind Gärten, die das ganze Jahr hindurch mit Grün, mit Blumen und Früchten bedeckt ſind. Sie beſitzt eine leidliche Kathedrale, zwei Klöſter, jetzt wohl wie die ſpaniſchen aufgehoben, ein Hoſpital und mehrere Schulen, darunter eine Steuermannsſchule; alles dieß befindet ſich in ziemlich ſchlechtem Zuſtande. Die Bevölkerung beläuft ſich auf drei- oder viertauſend Seelen, die Garniſon nicht inbegriffen, die ſtets zahlreich iſt. Es läuft längs des Meeres ein Kai, von wo aus man eine herrliche Ausſicht auf den Felſen von Gibraltar, der wie der von Delphi in zwei Kuppen geſpalten iſt, und auf die ganze herrliche Küſte Spaniens genießt. Auf der andern Seite befindet ſich die Promenade oder Alameda, von wo das Auge die ganze marokkaniſche Küſte bis zu den Bergen des Riff, die den ſüdlichen Horizont begränzen, überblickt. Ein weißer Punkt glänzt fern auf dieſem öden Geſtade: es iſt die Kaſſaba von Tetuan.

Zu gewöhnlichen Zeiten beſteht die Verwaltung Ceuta's aus einem Generalcommandanten, dem Militär und Polizei untergeben ſind, und aus einem Intendanten der Finanzen, der zwei Schatzmeiſter unter ſeinen Befehlen hat. Der königliche Gerichtshof erkennt in bürgerlichen und peinlichen Angelegenheiten. Ceuta bezieht aus Spanien ſeine Vorräthe ſowohl zur Vertheidigung und zum Unterhalt der Truppen, als zur Subſiſtenz ſeiner Bewohner. Stets bewaffnete Kriegsſchebeken verſorgen die Stadt mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen, ſo daß eine nur etwas lange Blocade die Stadt in die peinlichſte Lage verſetzen würde. Aus Habgier verkaufen zwar die Mauren Schlachtvieh an die Chriſten, allein mit dem erſten Kanonenſchuß würde dieſer Handel aufhören und der Platz ſich in kurzem auf ſeine eigenen Hülfsquellen beſchränkt ſehen.

Ceuta iſt, wie alle andern ſpaniſchen Präſidien, ein Deportationsort. Man ſendet die Verbannten, Desterrados, ſowohl die wegen ſchwerer Verbrecher zu den Galeeren Verurtheilten, als diejenigen dahin, die wegen leichter Vergehen der Strafe einfacher Verbannung unterliegen. Letztere genießen die Freiheit, ſich mit ihrem Gewerbe zu beſchäftigen oder in einer beſondern Truppe zu dienen; die andern ſind wie Galeerenſklaven an der Kette, und werden die Nacht über in einer zu ihrem Gebrauche eingerichteten Caſerne bewacht; beide werden auf Regierungskoſten unterhalten. Erhält einer jener Desterrados Gnade, ſo muß er ſie, wie vortheilhaft ihm auch der Betrieb ſeines Handwerks in Ceuta wäre, annehmen. Die Polizei iſt ſehr ſtreng; man weiſt jeden verdächtigen Fremden aus, und gewährt nur ſolchen Weibern den Zutritt, die ein nützliches Gewerbe treiben. Niemand darf ohne Erlaubniß des Comman-

banten ans Land geſetzt werden, und dieſe Ermächtigung gewährt er vorzugsweiſe denen, welche die allernothwendigſten Waaren zum Verkaufe bringen.

Die Spanier beſitzen noch drei andere Präſidien auf der marokkaniſchen Küſte, Peñon de Velez, Peñon de Alhazemas und Melilla. Die beiden erſtern liegen auf der Küſte des Riff, die dritte in der Provinz Garet. Es ſind drei befeſtigte Schlöſſer, unter deren Schutze einige Privathäuſer ſtehen. Velez, das ſtärkſte unter den dreien, und Melilla, durch ſeinen Honig berühmt, haben jedes etwa 900 Einwohner. Alhazemas hat weniger, obſchon ſeine Lage vortheilhafter iſt, denn es beherrſcht zugleich die Bai, deren Namen es führt, die nahe liegende Stadt Mezemma und die Mündung des Fluſſes Necor. Alle dieſe Forts ſind mit Artillerie und Beſatzungen verſehen, die man ſo gut unterhält, als es die Unruhen auf der Halbinſel geſtatten.

Spanien beſaß noch zwei andere Seeplätze in der Regentſchaft Algier, Marzalquivir, oder la Marca, und Oran, deſſen Eroberung der berühmte Cardinal Ximenez im J. 1509 perſönlich und auf eigene Koſten bewirkte. Allein nach vielen Wechſeln und vielen Belagerungen gab Spanien dieſe beiden Plätze am 26 Februar 1792 gänzlich auf. Alle dieſe Städte wurden nach einander aus denſelben Beweggründen weggenommen, aus denen Frankreich Algier nahm. Die Seeräuberei zeigte ſich auf den marokkaniſchen Küſten eben ſo frech, wie auf den algieriſchen. Die Bewohner von Melilla zeichneten ſich unter dieſen Seeräubern durch ihre Kühnheit und Wildheit aus; ihretwegen begann auch die Eroberung. Ferdinand der Katholiſche ſandte gegen ihre Stadt eine Flotte ab, unter den Befehlen des Herzogs von Medina-Sidonia, der ſich derſelben bemächtigte. Die Barbaresken verſuchten zu wiederholten Malen ſie wieder zu nehmen, jedoch ohne Erfolg. Der letzte Verſuch geſchah im J. 1774; einer der Söhne des Königs von Marokko unternahm die Belagerung des Platzes an der Spitze von 60,000 Mann. Er feuerte über 13,000 Kanonenſchüſſe ab, und warf 6 bis 7000 Bomben hinein; allein nach viermonatlichen unerhörten Anſtrengungen von beiden Seiten wurden die Berbern zum Rückzuge genöthigt. Glücklicher waren ſie zu Peñon de Velez; nach einer fruchtloſen Belagerung wurde ihnen der Platz im Jahre 1522 von einem Officier der Garniſon überliefert, der den Gouverneur, um ſeine beſchimpfte Ehre zu rächen, ermordet hatte. Sämmtliche Chriſten, mit Ausnahme des Verräthers, wurden niedergemetzelt. Zweimal verſuchte Spanien, ſich dieſes wichtigen Punktes wieder zu bemächtigen, endlich gelang es ihm im Jahr 1664; ſeitdem iſt es in beſtändigem Beſitze verblieben. Dieſe verſchiedenen Plätze waren lange Zeit nur Militärpoſten; erſt viel ſpäter verfiel man darauf, Präſidien daraus zu machen. Heutzutage haben ſie keine andere Beſtimmung, und man ſcheint den Zweck und die erſten Urſachen der Eroberung vergeſſen zu haben. Zu Zeiten des Bürgerkriegs und der Revolutionen ſind dieſe Orte am meiſten bevölkert.

Ausflüge in den Abruzzen.

Cicolano. — Die Heerden in den Abruzzen. — Popoli. — Pescara. — Teramo. — Der Gran Sasso. — Chieti. — Solmona. — Palena. — Die Stadt Samnium. — Isernia. — Das alte Venafrum.

(Fortſetzung.)

Wir fanden die Hitze am Abend unſrer Ankunft plötzlich und auf eine ſehr unangenehme Art geſtiegen, was häufig vorkommen ſoll, denn die Einwohner klagen ſehr über dieſe plötzlichen Uebergänge der Temperatur, ſo wie über die Strenge des Winters. Die dürre, ſteinige Oberfläche des kaum eine halbe Stunde entfernten Morrone wirft die Sonnenſtrahlen im Sommer und den Schnee im Winter zurück, und iſt wahrſcheinlich eine der erſten Urſachen dieſes ſtarken Temperaturwechſels. Dieſe Kette läuft längs dem ganzen Thal und ſcheidet es von Abruzzo Citra, aber ein Dorf, Namens Pacentro, etwa zwei Stunden gegen Südoſten, liegt auf einer Art Strebepfeiler, der zu der höhern und ausgedehntern Majellakette gehört, die für einen der höchſten Striche des Königreichs gilt *); ſie läuft von dieſer Stelle in ſüdöſtlicher diagonaler Richtung nach dem Meere, ſenkt ſich aber, ehe ſie daſſelbe erreicht, in die Ebene herab. Auf ihren höhern Gipfeln bleibt der Schnee das ganze Jahr liegen; ſie enthält einige volkreiche Dörfer, ſchöne Weiden in den obern Thälern, und iſt namentlich wegen der Mannichfaltigkeit und vorzüglichen Eigenſchaften der Medicinalkräuter berühmt, die nur in ihrem Umfang wachſen, und einer Menge Perſonen, welche ſich den ganzen Sommer mit dem Einſammeln beſchäftigen, einen Lebensunterhalt verſchaffen.

Pacentro ſteht am Eingang eines Defilé's, durch welches der alte, nie für Wagen brauchbare Weg nach Palena führte; dieſer Pfad wird noch von Fußgängern und Maulthiertreibern benützt, aber nicht zu allen Jahrszeiten, da er durch zwei der Bergpäſſe führt, die man nicht unrichtig mit dem Namen Forca bezeichnet. Dieſe Päſſe ſind ihrer beſondern Lage wegen furchtbaren Windſtößen unterworfen, die im Winter den Durchgang nicht nur ſchwierig machen, ſondern auch, wenn ſie von Schnee bekleidet ſind, dem einſamen Wanderer plötzliches Verderben drohen.

Eine Stelle, etwas jenſeits dieſes Dorfs, die jetzt den Namen Campo di Giove führt, ſoll die Lage eines Tempels von Jupiter Palenius bezeichnen, die in dem Peutinger'ſchen Itinerar als eine der Stationen zwiſchen Corfinium und Alfidena bezeichnet iſt. Solmona war in der frühern Zeit der Römerherrſchaft eine bedeutende Stadt der Peligner, die an Größe und Wichtigkeit nur Corfinium nachſtand, und in demſelben Thale und in geringer Entfernung davon lag. Sein Name iſt berühmt geworden, als der Geburtsort Ovids, der häufig der Kälte ſeines Klima's, die indeß der Fruchtbarkeit des Bodens nicht ſchadet, ſo wie der reichlichen friſchen Quellen gedenkt, durch die es ſich auch jetzt noch auszeichnet.

*) Die Majella wurde nie genau gemeſſen, man glaubt aber, ſie erreiche eine Höhe von 8000 Fuß über dem adriatiſchen Meere.

Solmona, das im Bürgerkrieg auf der Seite des Marius ſtand, erfuhr den ganzen Zorn Sylla's, und ſcheint ſich auch nicht wieder erholt zu haben, denn unter den Kaiſern ſank es zu einer Colonialſtadt herab. In der chriſtlichen Zeit hatte es einen Biſchofsſitz, und ſpäter gehörte es zum Lande der Marſen. Karl V verlieh es an Karl v. Lannoy, deſſen Nachkommen es einige Zeit mit dem Fürſtentitel beſaßen, worauf es durch Erbſchaft oder Heurath auf andere vornehme Häuſer überging. Die Stadt liegt zwiſchen zwei Flüſſen, von welchen der größere, Gizio, auf der Weſtſeite, der kleinere, Vella, auf der Oſtſeite läuft, und ſich gleich darauf in den erſten einmündet. Unter den zahlreichen Zuflüſſen des Aterno, die das Thal von Solmona befruchten, iſt der waſſerreichſte der Sagittario, der faſt den ganzen ſüdlichen Theil der Ebene bewäſſert. Ein Ausflug nach ſeinen Quellen machte mir viel Vergnügen, um ſo mehr, da ich den merkwürdigen See Scanno, dem er wahrſcheinlich ſeinen Urſprung verdankt, kaum dem Namen nach kannte.

Ich verließ die Stadt früh Morgens, ſetzte über den Gizio, und zog quer durch das Thal nach den Bergen hin, die daſſelbe gegen Südweſten einſchließen. Bald gelangte ich in eine tiefe, dicht bewaldete Schlucht, durch deren düſtre Gründe der Sagittario hinabſtrömte, und mich hinauf geleitete ſeiner Quelle entgegen. Dieſe Schlucht heißt im Lande bald Gole d'Anverſa, nach einem in der Nähe liegenden Dorfe, bald Foce di Scanno, da der Fluß hier gewöhnlich Acqua della Foce heißt, und den Namen Sagittario erſt im Thale von Anverſa annimmt. Ich hatte gehört, der Sagittario erhalte ſein Waſſer aus dem See Scanno, dieß iſt aber nicht der Fall, wenigſtens nicht ſichtbarer Weiſe, denn ſeine Hauptquelle entſpringt an der Spitze oder vielmehr Zinne einer aus großen Kalkſteinblöcken beſtehenden Felſenmaſſe, die von der Hand der Natur in eine pyramidale Form über einander gehäuft wurde, und an der man nur mit der größten Mühe emporklettern kann. Aus dem höchſten Felſen dieſer Pyramide bricht die Hauptquelle mit großer Gewalt und in reichlicher Fülle hervor, jenſeits dieſes Felſens aber ſieht man nichts als eine ziemlich flache mit Felſenblöcken überſäete Ebene, die ſich etwa eine halbe Stunde weit bis an den Rand des Sees erſtreckt. Es iſt indeß wahrſcheinlich, daß dieſer See, der zwei bedeutende Zuflüſſe von der entgegengeſetzten Seite her erhält, und keinen ſichtbaren Ausfluß hat, den Sagittario durch unterirdiſche unter eben dieſer Ebene fließende Canäle verſorgt. Dieſe Steinwüſte iſt auf allen Seiten von hohen Bergen eingeſchloſſen, auf denen ſich ſchöne Wälder aus einem Schneebette erheben. Den See ſelbſt ſieht man erſt, wenn man ganz nahe iſt, und ſein Umfang mag eine ſtarke Stunde betragen; das nächſte Ufer iſt baumlos, nur am entgegengeſetzten Ende, wo er viel ſchmaler wird, iſt er auf beiden Seiten mit ſchönem Waldholz geſchmückt, und auf dem linken Ufer ſteht eine Capelle und Eremitage, die einzigen Gebäude, die ſeine Ufer beleben; die Capelle iſt der heil. Jungfrau geweiht und Annunciata genannt, gewöhnlicher aber heißt ſie La Madonna del Lago. An eben dieſem Ende fallen die beiden oben erwähnten Flüßchen ein, nachdem ſie ein ſchmales Thal bewäſſert haben, das ſich bis zu dem Dorfe Scanno erſtreckt, welches etwa eine Stunde von der Capelle entfernt iſt. Dieſes Dorf hat über 2000 Einwohner und zeichnete ſich einſt durch den Fleiß und die Wohlhabenheit ſeiner Einwohner, ſo wie durch die Schönheit ſeiner Frauen aus, deren Kleidung einen orientaliſchen Charakter hat, und mit einer Menge Gold und Silber verziert iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Sonderbares Arbeitsſyſtem im Norden Englands.

(Aus Howitt's Rural Life.)

Wenn Jemand aus dem Süden oder den mittlern Grafſchaften Englands nach dem Norden reiſt, ſo fällt ihm, betritt er Durham oder Northumberland, der Anblick von Schaaren von Weibern auf, die unter der Aufſicht eines Mannes auf den Feldern arbeiten. An einer oder zwei ſolcher Schaaren, von einem Halbdutzend bis zu einem Dutzend gewöhnlich junger Weiber, könnte man vorübergehen; kommen ſie aber immer und immer wieder, und bemerkt man ſie, wo man auch hingeht, ſo werden ſie ein hervorſtechender Zug des Ackerbauſyſtems des Landes. Natürlicherweiſe fragt man, wie kommt es, daß man ſolche regelmäßige Schaaren weiblicher Arbeiter vorherrſchend hier findet. Die Antwort in der Provincialſprache lautet: „Oh, es ſind bone ditches!“ d. h. bondages, Leibeigene, Hörige. Leibeigene! dieß klingt, wird man denken, ſonderbar in England. Wie? exiſtirt Leibeigenſchaft, ländliche Knechtſchaft noch in dem freien und ſchönen England? Allerdings. Es iſt zum Erſtaunen, allein es iſt Thatſache. Als ich zum erſten Mal dieſe weiblichen Schaaren auf den Feldern erblickte, wie ſie unter ihren Treibern arbeiteten, ward ich, ehe ich mich noch näher nach ihnen erkundigte, unwiderſtehlich an die Sklavenbanden in Weſtindien erinnert. Das Rückendehacken verband ſich ſonderbarer Weiſe in meinem Kopfe mit der Zuckerrohr-Bearbeitung; als ich nun aber dieſe Weiber „Leibeigene“ nennen hörte, ward die Ideenverbindung zehnfach ſtärker. Auf allen großen Gütern in dieſen Grafſchaften und im ſüdlichen Schottland herrſcht dieſes Leibeigenſchaftsſyſtem vor. Kein verheuratheter Arbeiter darf auf dieſen Gütern wohnen, wofern er nicht die Verbindlichkeit eingeht, ſich in dieſes Syſtem zu fügen. Dieſe Arbeiter werden Hinds (Hinterſaſſen) genannt. Man baut auf den Maiereien kleine Häuſer für ſie, und auf einigen Gütern, wie auf denen des Herzogs von Northumberland, tragen alle dieſe Hütten eine Nummer, die an die Thüre gemalt iſt. Einem Hind, d. h. einem Bauerknecht, der ſich verbindlich macht, auf einer der Maiereien, die zu dem Gute gehören, zu arbeiten, wird ein Haus angewieſen. Er erhält 4 Pfd. Geld jährlich, darf eine Kuh halten, und er hat ſeine Feuerung, eine vorgeſchriebene Quantität Holz, Kohle oder Torf für jede Hütte. Er darf eine gewiſſe Strecke Landes mit Kartoffeln bepflanzen, und erhält 15 Bolls *) Korn für ſeinen Familienverbrauch — davon iſt ein Drittel Weizen, ein Drittel Gerſte und ein Drittel Erbſen. Als Erſatz für dieſe Vortheile iſt er verpflichtet, das ganze Jahr hindurch zu arbeiten, und eine Arbeiterin zu 1 Schilling den Tag während der Ernte, und zu 8 D. den Tag für die übrige Zeit des Jahres zu liefern. Es ſcheint nun zwar, daß dieß keine erbliche Knechtſchaft iſt — ſo etwas könnte in England nicht beſtehen — allein es iſt doch der erſte Schritt dazu, und ohne Zweifel rührte ſie davon her, denn es iſt Knechtſchaft in gemil-

*) Boll, lat. bolla, ein Fruchtmaaß von ſechs Scheffeln.

bester Form, wie sie sich allein mit den neuern Begriffen vertragen dürfte. Man kann sogar sagen, daß es ein freiwilliges System ist; daß bloß verheurathete Hintersassen das thun, was überall anderwärts unverheurathete Bauerknechte thun, sich unter gewissen Bedingungen von einem Jahr zum andern zu verdingen. Die große Frage ist nur, ob diese Bedingungen gerecht und dem gesellschaftlichen und sittlichen Fortschritte der arbeitenden Classe förderlich sind, und ob es wirklich ein so ganz freiwilliges System ist, wie es auf den ersten Blick scheint.

Chronik der Reisen.

Reise des Dorpater Professors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

(Fortsetzung.)

Wein- und Obstbau.

Leider konnte ich nicht in denjenigen Landstrichen seyn, wo man sich mit dem Weinbau in größerem Umfange beschäftigt; in Kiew aber, Poltawa und Charkow hat man nur Versuche im Kleinen angestellt; in Sarepta zieht man seit langer Zeit vortreffliche Reben. In Poltawa hat Klingenberg versuchsweise in einem der Gartenbauschule gehörigen Garten einige vortreffliche Rebsorten in freier Luft gezogen, und mehrere davon sind besonders gut gerathen. In Sarepta gedeihen die Weinreben nur in dem Fall gut, wenn man sie häufig gießt, und darum kann sich der Weinbau nur dann belohnen, wenn die Volkszahl sich vermehrt hat. Die Obstbaumzucht blüht namentlich in den Gouvernements Poltawa, Charkow, Orel und Woronesh, in den andern beschäftigt man sich wenig damit. Klingenberg gibt sich in Poltawa alle mögliche Mühe, junge Fruchtbäume zu ziehen, und Andere darin zu unterrichten, aber seine Bemühungen sind fast ganz umsonst: die schönsten jungen Bäume bietet er den Liebhabern an, aber niemand nimmt sie, obgleich jedermann sieht, daß die besten Sorten vortrefflich gedeihen. Die Früchte genießt man gern, was sich daraus ergibt, daß sie theuer verkauft werden, und für Fruchtgärten zahlt man in manchen Jahren bedeutenden Pacht, und hat keinen Grund zu fürchten, daß der Verkauf sich vermindern würde, wenn die Fruchtbäume sich bedeutend vermehrten. Der Verbrauch würde mit der vermehrten Erzeugung wachsen, und endlich würde ein Handelsgegenstand daraus werden.

Fabriken.

Bei der beschränkten Zeit konnte ich unmöglich viele Fabriken sehen, doch nahm ich einige Tuchfabriken, Gerbereien und kleine Etablissements von Bauern, wo Messer und Schlösser fabricirt wurden, in Augenschein. Mein Hauptzweck war, möglichst genaue Nachrichten über Landbau und Viehzucht zu sammeln, hinsichtlich der Fabriken aber blieb mir nur übrig, mich auf die Beziehungen zu beschränken, in denen sie zu Landwirthschaft und Viehzucht stehen. Von den Tuchfabriken, welche ich sah, verdienen zwei eine besondere Aufmerksamkeit: die eine davon gehört dem Obristen Grafen Poniatowski im Gouvernement Kiew, die andere dem Minister des öffentlichen Unterrichts, Hrn. Uwarow, im Gouvernement Moskau. In der ersten, welche 6 bis 700 Menschen beschäftigt, finden sich 13 Spinnmaschinen, etwa 100 Stühle, über 80 Maschinen zum Scheeren, viele hydraulische Pressen, 12 Kufen und andere Farbkessel, der größte Theil der Maschinen ist nach den neuesten Verbesserungen gebaut. Mit der Tuchfabrik ist eine Maschinenfabrik verbunden, in welcher die aus fremden Ländern verschriebenen neu erfundenen Maschinen schnell in Stand gesetzt und die schon im Gebrauche befindlichen ohne Zögerung ausgebessert werden. Allenthalben ist eine vortreffliche Ordnung und eine solche Reinlichkeit, wie sie mir nie in ähnlichen Anstalten vorkam. Namentlich muß man das Verhältniß billigen, in welchem die Fabrik zum Ackerbau und zur Viehzucht steht: nicht nur findet die Wolle der eigenen Schafe des Grafen einen guten und sichern Absatz, den sie wegen des Staubes, der sich darin festgesetzt hat, anderswo nur mit Mühe finden würde, sondern der Hauptvortheil besteht darin, daß die Arbeiter in der Fabrik den größten Theil des Jahres Beschäftigung finden, und zur Zeit der Ernte einige Wochen im Felde helfen können. Dadurch wird die Vermehrung der Bevölkerung unterstützt, weil junge Leute bei guter Wirthschaft früher heurathen können, und die Ernte wird besser eingeheimst, als es ohne diese Anordnung möglich wäre. Bei dem dortigen Klima hat die Ernte ihre Schwierigkeiten, denn sie muß in möglichst kurzer Zeit zu Ende gebracht werden, da sonst ein großer Theil der überreifen Körner ausfällt; darum muß die zum Getreidebau bestimmte Fläche mit der Menschenzahl im Verhältnisse stehen, die man bei der Ernte verwenden kann. Die Bearbeitung des Bodens und die Aussaat erfordert weniger Hände, aber mehr Vieh, darum ist es leichter, eine große Strecke anzusäen, als das Getreide einzuheimsen. Graf Poniatowski hätte einige tausend Tschetwert Getreide weniger erhalten, wenn er nicht auf seiner Fabrik 600 Arbeiter unterhielte. Dieß sind lauter Bauern, die zum Gute gehören; nur der Director der Fabrik und einige Meister sind Fremde. Die Arbeiter werden nach dem Stück bezahlt, um sie zur Erlangung größerer Fertigkeit aufzumuntern. Ein Mädchen verdient sich außer ihrer guten Kost 10 bis 12 Rubel Silber jährlich, einige Bauern bis 50 Rubel Silber, der größte Theil nach Abrechnung des Obrok gegen 50 Rubel. Alle gehen mit Vergnügen in die Fabrik, und betrachten die Entfernung daraus als eine große Strafe. Das Tuch, welches ich sah, sowohl das halb, wie das ganz ausgerüstete, gefiel mir sehr wohl, und ist dauerhaft und gut ausgerüstet; das theuerste war ein blaues, das zwanzig Rubel Assignaten die Arschine kostete, aber die Fabricirung guter Tücher von mittlerer Qualität, denen man eine besonders gute Appretur gibt, ist am vortheilhaftesten. Solche Tücher werden häufiger begehrt, weil sie eine sehr dauerhafte Kleidung geben, und gut aussehen; die feinsten Tücher läßt man ohne Vergleich wohlfeiler aus der Fremde kommen. Gute Wolle mittlerer Qualität kommt auch bedeutend wohlfeiler als feine. In dieser Fabrik werden jährlich 4000 Stücke Tuch verfertigt, und ich sah 800 Stücke in Bereitschaft zur Versendung nach dem Jahrmarkt von Romny.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 15** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Memoiren einer Peereß oder die Tage Fox's** (Schluß.) — **Picciola.**

Das Abonnement darauf dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 49.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

18 Februar 1838.

Das Einſammeln der Schildkröten-Eier in Braſilien.

(Aus der Europe industrielle.)

Eine der beträchtlichſten Einnahmen, welche die braſiliſche Regierung aus der Provinz Rio Negro bezieht, beſteht in dem Zehnten des Oeles aus Schildkröten-Eiern. Das Einſammeln dieſer Eier findet auf folgende Weiſe ſtatt: in den Flüſſen Solimoës (Marañon) und Madeira befinden ſich große Sandbänke, wohin die Schildkröten alljährlich kommen, um ihre Eier abzulegen. In den Monaten October und November verlaſſen ſie die Seen, welche ihnen gewöhnlich zum Aufenthalte dienen, in Maſſe, nehmen ihren Weg nach dieſen beiden Flüſſen und nähern ſich den Sandbänken. Einige gehen voraus, wählen eine paſſende Stelle und unterſuchen den Boden; der große Haufe folgt in geſchloſſener Colonne, die Weibchen in der Mitte, die Männchen, wie zum Schutze der erſtern, in kleinerer Anzahl auf den beiden Flügeln. Beim Einbruch der Nacht verlaſſen ſie das Waſſer, bedecken in einem Augenblick die Sandbank und rücken mit ſolcher Schnelligkeit vor, daß ihre an einander ſtoßenden Schalen einen Lärm machen, den man weithin hört. Auf der kleinen Inſel angelangt, gräbt jede Schildkröte mit ihren Hinterfüßen ein Loch von ungefähr drei Fuß Tiefe in den Sand, legt ihre, der Zahl nach mindeſtens ſechszig, höchſtens hundert und vierzig Eier hinein, bedeckt ſie dann mit Sand, den ſie mit ihrer untern Schale feſtdrückt, und kehrt ins Waſſer zurück. Zu dieſer Operation braucht jede Schildkröte ungefähr drei bis vier Stunden. Iſt ſie einmal begonnen, ſo ſind dieſelben ſo ſehr darein vertieft, daß man mitten unter ihnen herum gehen kann, ohne befürchten zu dürfen, von ihnen gebiſſen zu werden. Das Legen beginnt mit Untergang der Sonne und endigt mit der Morgendämmerung. Wenn der ganze Act vollendet iſt, bleiben die Schildkröten noch einige Tage an den Ufern des Fluſſes, worauf ſie dann wieder nach den Seen und Sümpfen zurückkehren, woher ſie gekommen ſind.

Da die Sandbänke, worauf die Schildkröten ihre Eier niederlegen, bekannt ſind, ſo ſendet die Regierung zur Legezeit Wächter dahin, um die nomadiſirenden Indianer zu hindern, ſie in ihrer Operation zu ſtören, und einen Inſpector (capitaõ da praya), entweder um die Ordnung unter den Coloniſten, welche das Einſammeln vornehmen, aufrecht zu halten, oder den Boden, worauf ſich die Eier befinden, unter ſie im Verhältniß der Arbeiter, die ſie mitbrachten, zu vertheilen, und endlich, um den Zehnten, der ihr zuſteht, in Empfang zu nehmen. Sobald die Vertheilung geſchehn, gehen die Arbeiter ans Werk, graben den Sand auf, um die Eier zu finden, und legen ſie in Haufen von 15 bis 20 Fuß im Durchmeſſer und verhältnißmäßiger Höhe. Iſt das Einſammeln vorbei, ſo wirft man die Eier in ſorgfältig kalfaterte Barken, bricht ſie mit Holzgabeln auf und zerſtampft ſie mit den Füßen ſo lange, bis ſie zu einem gelben Brei geworden, auf den man dann Waſſer gießt und ihn den Sonnenſtrahlen ausſetzt. Die Wärme treibt den öligen Theil der Eier auf die Oberfläche; man nimmt ihn mittelſt aus Muſcheln verfertigter Löffel ab, und bringt ihn in einen Keſſel, den man einem langſamen Feuer ausſetzt; nach und nach wird dieſe Fettſubſtanz, manteiga da tartarugu genannt, hell, und erlangt die Feſtigkeit und Farbe geſchmolzener Butter. Iſt ſie abgekühlt, ſo gießt man ſie in große irdene Töpfe (potes), deren jeder ungefähr 60 Pfund enthält, und verſchließt ſie mit Palmblättern. Je friſcher die Eier ſind, und je ſchneller die Operation des Kochens von ſtatten geht, deſto beſſer und reiner iſt das Schildkrötenöl. Indeſſen behält es ſtets einen Wallfiſchölgeſchmack, an den ſich die Fremden ſchwer gewöhnen. Das von ſchlechterer Beſchaffenheit wird als Brennöl verwendet.

Man ſchätzt die Quantität des Schildkröten- oder Manteiga-Oeles, das man jährlich auf den Inſeln des Solimoës bereitet, auf 15,000 Potes; für jeden Pote ſind 1600 Eier erforderlich, was im Ganzen 24 Millionen Eier ausmacht. Betrachtet man dieſe ungeheure Zerſtörung, die ſeit beinahe einem Jahrhundert ſtattfand, und bedenkt man, daß außerdem die Geyer, die Schwanen, die Iguanen, die Bären, die Schlangen, die Kaimans nicht nur eine große Menge Eier, ſondern auch noch viele junge Schildkröten in dem Augenblick verzehren, wo ſie auskriechen, und ehe ſie das Waſſer erreichen konnten, ſo iſt man erſtaunt, dieſe nützlichen Thiere noch immer ſo zahlreich zu

ſehen. Wie groß übrigens auch ihre Fruchtbarkeit ſeyn mag, ſo iſt es doch wahrſcheinlich, daß ſie, falls man das gegenwärtige Syſtem gegen ſie fortſetzt, endlich vollſtändig werden vertilgt werden.

Ausflüge in den Abruzzen.

Cicolano. — Die Heerden in den Abruzzen. — Popoli. — Pescara. — Teramo. — Der Gran Sasso. — Chieti. — Solmona. — Palena. — Die Stadt Samnium. — Isernia. — Das alte Venafrum.

(Fortſetzung.)

Wir erreichten Solmona am Abend nach dieſem ſehr ermüdenden Ausflug, und verließen es am andern Morgen, um unſern Weg weiter ſüdwärts gegen die Hauptſtadt längs der Conſularſtraße der Abruzzen, wie ſie gewöhnlich heißt, fortzuſetzen. Dieß iſt eine vortreffliche Straße, aber urſprünglich nicht mit beſonderer Klugheit angelegt, denn manches Anſteigen hätte ſich recht leicht vermeiden laſſen. Das Thal von Solmona endigt zwei kleine Stunden ſüdwärts von dieſer Stadt unter dem großen Dorfe Pettorano, von welchem aus eine der ſchönſten Ausſichten im ganzen Königreiche ſich eröffnet, denn ſie umfaßt die ganze Ebene bis Popoli, und ſchließt ſich mit dem Gran Saſſo, der an ſeinem höchſten Gipfel etwas geneigt iſt, und von dieſem Punkte aus geſehen, ſeine andere Benennung Monte Corno beſonders zu verdienen ſcheint.

Von hier aus ſtiegen wir mehrere Stunden lang im Zickzack bergan, bis wir den Gipfel der Bergkette und das Nordende der Piano di Cinquemiglia erreichten. Dieß iſt eine der Flächen, wie ſie auf den höhern Theilen aller Gebirge ſich finden, die bei ſchönem Wetter bequem zu durchreiſen ſind, aber in der Jahreszeit der Stürme und des Schnees Schwierigkeiten und ſelbſt Gefahren darbieten. Dieſe haben ſich zwar ſehr vermindert, ſeit eine Straße für Wagen angelegt wurde, aber ſelbſt jetzt noch iſt dieſe manchmal im Winter unbrauchbar, und in frühern Zeiten rechnete man, daß kein Jahr verging, wo nicht mehrere Menſchen hier umkamen, ſey es, daß der Schnee, der ſich hier mit unglaublicher Schnelligkeit anhäuft, ſie überdeckte, oder daß ſie durch die Kälte umkamen, während ſie Ruhe oder Obdach ſuchten. Der Wind, der während unſerer ganzen Reiſe kalt und ſtürmiſch von Süden darüber herblies, gab uns einen Begriff von der furchtbaren Gewalt der Winterorkane in dieſem engen, völlig flachen Thale.

Rocca del Raſo, gewöhnlich Rocca Raſa genannt, iſt ein Dorf von etwa 1300 Einwohnern, am Ende der Piano oder vielmehr am Anfang einer zweiten Ebene von anderer Form und Charakter, aber in gleicher Höhe gelegen. Von hier geht eine gute, neugebaute Wagenſtraße links ab nach Palena, einer Stadt von 2000 Einwohnern, die durch einige große Wollenmanufacturen ſehr wohlhabend ſeyn ſoll. Die Lage von Rocca Raſa iſt öde, aber der Ort gut gebaut, hat zahlreiche Brunnen, und eine Fabrik, wo grobe Tücher gewoben und gefärbt werden, gibt ihm einiges Leben.

Von hier aus führt die Straße wieder in derſelben gewundenen Weiſe und faſt eben ſo weit hinab, wie am Nordende, bis er die Ebene des Sangro erreicht, die etwas tiefer als die von Solmona liegt. Caſtel di Sangro ſteht am Nordende dieſer etwa drei Stunden langen und eine Stunde breiten Ebene, und Manche glauben, es habe hier das alte Anſidena, eine der bedeutendſten Städte der Samniter, geſtanden; aber die neuere Stadt Alfidena, an dem Südende des Thals gelegen, hat wohl mehr Anſprüche auf dieſe Ehre, und Romanelli betrachtet Caſtel di Sangro als den Nachfolger eines Forts, das Zonaras unter dem Namen Caſtrum Saricinorum erwähnt, in welchem ein Samniter, Namens Lollius, lange Zeit den römiſchen Truppen Trotz bot; der Name Sariceni ſoll von Sarus, dem alten Namen des Sangro, abgeleitet ſeyn. Ich ließ mich verleiten, meine Heimreiſe um einen Tag zu verzögern, um einen Ausflug an die Quelle des Voltorno zu machen, und zugleich Alfidena zu beſuchen. Zu dieſem Zweck brach ich Morgens von Caſtel di Sangro auf, und ging quer durch die Ebene, was wir aber zu Fuß thun mußten, da die Wagen nicht fort konnten. Eine halbe Stunde, ehe wir Alfidena erreichten, ſahen wir den Sangro aus einer dunkeln Schlucht mit furchtbarer Heftigkeit in das Thal hervorſtürzen, und alsbald den Rio Tordo, der von Alfidena her kommt, aufnehmen. Dieſe Vereinigung findet unterhalb eines ärmlichen Dorfs, Namens Scontrone, ſtatt, deſſen Häuſer längs der ſteilen Ufer des Sangro zerſtreut ſind, und in deſſen Hintergrunde die düſterſten Fichtenwälder ſich erheben, deren nur immer eine nordiſche Gegend ſich rühmen kann. Hier hauſen, wie in manchen Strichen dieſer Provinz, Bären, die man im Winter jagt, weßhalb dieſer Ort ſchon ſeit einigen Jahrhunderten berühmt iſt, da Caſtel di Sangro wiederholt die Reſidenz Alfonſo's II von Aragonien war, der hier gerne dieſem anziehenden aber gefährlichen Vergnügen ſich hingab. Als wir unſern Weg gegen Alfidena fortſetzten, begegnete uns der Guardiano eines benachbarten Guts, der mir eine ſehr lebendige und intereſſante Beſchreibung eines Kampfes mit dieſen Thieren gab, aber ſehr offenherzig geſtand, daß die Angſt bei dieſer Jagd das Vergnügen weit überwiege. Solche Jagdpartien, die ſtets mit dem Tode des Bären endigen, ſind indeß nicht ungewöhnlich; faſt immer fallen aber auch gefährliche Verwundungen der Jäger vor.

Die Bevölkerung von Alfidena wird auf 1800 Seelen angegeben, und der Ort, den man eher ein großes Dorf als eine Stadt nennen ſollte, enthält einige gute Häuſer und reiche Eigenthümer, unter denen eine große Anzahl Prieſter auf dem Marktplatze verſammelt war, die uns auf die höflichſte Weiſe von der Welt in ihre Wohnungen einluden, und ſich zu Führern anboten, um uns die Alterthümer zu zeigen. Die Anzahl dieſer letztern war ſehr gering, und alle lagen auf dem ſteilen Berge jenſeits des Fluſſes, der wahrſcheinlichen Stelle der alten Stadt und ihrer Citadelle; hier iſt nämlich eine Reihe cyklopiſcher Mauern von bedeutender Größe und augenſcheinlich ſehr altem Bau. Ein merkwürdiger Ueberreſt des Alterthums iſt auch eine oskiſche Inſchrift an dem Parapet einer Brücke über den Rio Tordo, welcher die neue Stadt in zwei Theile theilt.

Als wir Alfidena verließen, ſtiegen wir einen ſteilen un-

fruchtbaren Berg hinan, der in eine waldige Gegend führte; hier verließen wir den Rio Torbo, und erreichten ein anderes kleines Thal, in welchem ein Bach floß, der uns bald nach dem Fluſſe führte, den wir ſuchten. Wir kamen an zwei bedeutenden Dörfern vorbei, und erblickten nun mit Einemmale den Voltorno, deſſen gekrümmter Lauf in einer kleinen Ebene faſt einen Kreis beſchrieb. Hier ſtand die Abtei San Vincenzo, welche im Anfang des 8ten Jahrhunderts von drei Brüdern, gebornen Longobarden, gegründet worden ſeyn ſoll, und deren Ueberreſte noch am Ufer des Fluſſes eine ſchwache halbe Meile von ſeiner Quelle ſtehen. Viele glauben, hier habe ſelbſt noch nach der Zeit der römiſchen Republik eine Stadt geſtanden, die gleich dem Diſtricte, zu dem ſie gehörte, den Namen Samnium führte. Die älteſte Autorität für ihr Daſeyn findet ſich in der Grabſchrift eines Scipionen zu Rom, welche beſagt, er habe Taurafium, Eiſannia und Samnium erobert; da nun dieſes Wort mit andern Städtenamen genannt iſt, ſo glaubt man, es bedeute auch hier eine Stadt und nicht die Provinz oder das Land dieſes Namens. Auch Florus erwähnt einer Stadt Samnium, und einige byzantiniſche Schriftſteller bezeichnen ſie auf noch beſtimmtere Weiſe. Paul Diaconus, der lombardiſche Geſchichtſchreiber, ſagt: „in Samnium liegen die Städte Teate, Iſernia, Aufidena und Samnium, das aber jetzt vom Alter verzehrt iſt, und wovon die ganze Provinz den Namen hat;“ dieß würde beweiſen, daß die Stadt noch im achten Jahrhundert beſtand. Ferner bezeichnet die Chronik des Kloſters San Vincenzo, die von den Mönchen deſſelben geſchrieben wurde, die Lage des Kloſters als die der ehemaligen Stadt Das Dorf Cerro liegt etwa eine halbe Stunde von den Ruinen deſſelben; die Kirche dieſes letzten und ein Theil der Mönchswohnungen ſind noch ganz, indeß von vergleichungsweiſe neuem Bau, aber zahlreiche Spuren des Alterthums, als gebrochene Granitſäulen, ſchöne Marmorcapitäle und ein merkwürdiger Unterbau von Steinen ohne Mörtel, der dem weſtlichen Ende der Kirche als Grundlage dient, zeigen deutlich das ehemalige Daſeyn irgend eines großen Baues, vermuthlich eines Tempels an, welcher ſelten ſehr entfernt von einer Stadt ſtand. Der letzterwähnte Theil des Gebäudes hat ganz das Anſehen, als habe er einen Theil einer Ringmauer gebildet, und zwei weite und tiefe, in den Felſen gehauene Gräben, die auf beiden Seiten der Kirche einander parallel in directer Linie nach dem Voltorno hin führen, ſcheinen ausgegraben worden zu ſeyn, um das Waſſer deſſelben aufzunehmen, und den Fleck in eine Inſel zu verwandeln; die Art, wie der Felſen ausgehauen iſt, deutet auf eine ungemein frühe Zeit hin.

Ich folgte dem Bach bis hinauf an ſeinen Urſprung, den zwei verſchiedene Quellen bilden, welche in großer Fülle aus einem kieſigen Beete am Fuße eines Felſenberges entſpringen, der wiederum an einen höhern Berg ſich anlehnt, auf welchem das Dorf Rocchetta liegt.

Doch wir kehren zurück zu dem Kloſter San Vincenzo und den Spuren der Stadt, welche den Namen der Nation trug, die ſich am meiſten durch ihre ausdauernde Feindſeligkeit gegen die römiſche Macht auszeichnete, bis jetzt iſt aber nichts hinreichend Wichtiges entdeckt worden, um ihre genaue Lage zu bezeichnen; doch hat man in der Nähe mehrere Gräber gefunden, ſo wie eine Menge Gegenſtände von Bronze, jedoch von der roheſten Arbeit.

Wir verließen die Quellen des Voltorno, ſehr befriedigt von dem Schauſpiel, das ſie uns boten, und traten den Rückweg nach Alfidena an; auch hier hielten wir uns nicht auf, ſondern eilten längs der Ebene fort nach Caſtel di Sangro. Vom Sangrothale aus ſtiegen wir eine dürre, doch nicht ganz unbebaute Bergkette hinan, durch deren Oeffnungen wir hie und da eine Ausſicht auf minder rauhe Striche erhielten. Rionero liegt auf dem höchſten Punkt, und iſt ein armſeliges Dorf, deſſen Anblick meine ſchon öfters gemachte Bemerkung beſtätigte, daß, wenigſtens im Königreiche Neapel, dieſer Name ſtets Localitäten gegeben wird, die von der Natur ſehr ſtiefmütterlich bedacht ſind.

Von hier an mußten wir einige Stunden abwärts ſteigen in das kleine Thal des Vandro, hierauf faſt eben ſo lang aufwärts nach dem Städtchen Miranda, das gleich vor dem Thore uns in einem ſehr artigen Gaſthof ein gutes Unterkommen bot.

Wir hatten, gleich nachdem wir Caſtel di Sangro verlaſſen, die Provinz Moliſe betreten, welche den größten Theil des alten Samnium und einige ſeiner bedeutendſten Städte einſchließt, die alle mit geringen Modificationen die alten Benennungen beibehalten haben; nicht ohne lebhaftes Vergnügen fand ich mich nun faſt im Mittelpunkt eines Landſtrichs, deſſen Geſchichte mit der der berühmteſten alten Republiken ſo eng verflochten iſt.

(Schluß folgt.)

Erdbeben.

Die Nachrichten von Erdbeben häufen ſich wieder ungemein. Man hat in den letzten Monaten einige kleine Bewegungen in Frankreich bemerkt; vom 1 bis 6 October hörte man zu Agram in Croatien ein rollendes unterirdiſches Getöſe, welches am letztgenannten Tage mit einem Beben der Erde endigte, das mehrere Gebäude einſtürzte. — Acapulco ward am 18 und 19 October zerſtört, und am 25 November Nachts verſpürte man ein heftiges Erdbeben in Mexico, was vier Minuten andauerte; es iſt zu erwarten, daß noch ſchlimmere Nachrichten aus dem Weſten von Mexico eintreffen, da die Stadt Mexico gerade auf dem vulcaniſchen Striche liegt, der von den größern Antillen durch dieſes Land hindurchgeht, und noch im vorigen Jahrhundert durch den furchtbaren Ausbruch des Jorullo ſich äußerte. — Am 21 Januar fühlte man ein Erdbeben zu Tynehead bei Newcaſtle, wodurch der Tynehead Fell faſt eine Viertelſtunde weit auseinander geriſſen wurde, und am 25 ein ſehr heftiges in Siebenbürgen, das ſich von Odeſſa bis nach Polen und Ungarn fühlbar machte.

Chronik der Reiſen.

Reiſe des Dorpater Profeſſors Schmalz durch die Colonien in Rußland.

Fabriken.

(Schluß.)

Im Gouvernement Moskau ſah ich unter Anderem eine ſchöne Tuchfabrik in Borietſchie, welche ſchon ſeit langer Zeit beſteht, jetzt aber

sehr verbessert wurde. Die Lage dieses Guts ist zum Fabrikbetriebe sehr geeignet, denn eine bedeutende Wasserkraft ersetzt die theuern Dampfmaschinen. In dieser Fabrik finden sich, wie in der des Grafen Poniatowski, 18 Spinnmaschinen; man rechnet jetzt 186 Stühle, und früher waren es noch mehr. Nichtsdestoweniger kann man meiner Ueberzeugung nach jetzt mehr Tuch fabriciren, als früher, weil Alles zweckmäßig eingerichtet ist. Es sollen hier jährlich 6000 Pud Wolle verarbeitet und über 5000 Stücke Tuch verfertigt werden. Der Arbeiter sind etwa 600, die gleichfalls nach dem Stücke bezahlt werden, und mit ihrer Lage sehr zufrieden sind. Diese Anstalt verbessert sich in vielen Beziehungen mehr und mehr: vorher war die Weberei davon entfernt, jetzt ist sie in dasselbe Gebäude verlegt, wo die Maschinen zum Spinnen und Tuchscheeren sich befinden. Hier kann Alles, selbst in trocknen Sommern, durch Wasserkraft betrieben werden. Die Tücher, die ich sah, waren schön, obwohl der Hauptvorrath schon nach dem Markte von Nischegorod versendet war. Die noch unausgerüsteten Tücher zeigen eine sorgfältige und regelmäßige Sortirung der Wolle, und versprechen große Dauer. Meiner Ansicht nach gibt es kein Land, das zum Fabrikbetriebe geeigneter wäre, als Rußland: viele Theile des Reichs haben jetzt schon hinreichend Hände zum Manufacturbetrieb, und der Boden liefert nicht nur reichliche Nahrung für eine zahlreiche Bevölkerung, sondern auch eine Menge roher Stoffe für die Fabriken. Hiezu kommt noch, daß die Russen mehr als jedes andere Volk zur Fabrikarbeit taugen, daß sie so zu sagen geborne Fabrikarbeiter sind, und daß viele Rohstoffe in Rußland wohlfeiler sind, als in andern Ländern.

Wenn man auf den Fabriken ohne Fremde, Directoren sowohl als fremde Arbeiter, auskommen kann, und die Maschinen noch wohlfeiler werden, als bisher, dann wird man auch die Fabrikerzeugnisse in Rußland noch wohlfeiler verkaufen, als irgendwo. Das technologische Institut wird ohne Zweifel in kurzer Zeit Dirigenten und Arbeiter mit ausgebreiteten Kenntnissen und in gehöriger Zahl liefern, und dann wird die Sache eine ganz andere Wendung nehmen.

Für Rußland ist es besonders vortheilhaft, daß sich keine Fabrikstädte, sondern Fabrikdörfer bilden, und Landbau und Fabriken auf diese Weise in engen Verband miteinander kommen; den Fabrikarbeitern wird es nicht an wohlfeilen Nahrungsmitteln fehlen, wenn man ihnen die gehörige Anleitung zur Bebauung des Bodens gibt, daß derselbe den größten sichern Ertrag liefert, und wenn man zu gleicher Zeit Vorrathsmagazine errichtet. In jeder Gemeinde sollte ein besonderes Magazin erbaut werden, wohin die Bauern nach und nach bei guter Ernte so viel Korn lieferten, daß in schlechten Jahren sämmtliche Bewohner des Dorfes vor der äußersten Noth geschützt wären.

Es gibt sehr viele Rohstoffe, die zu verschiedenartigem Gebrauche tauglich wären, und zu Begründung einer großen Anzahl neuer Fabriken Anlaß geben könnten. So z. B. findet sich an dem Berg, auf welchem Nischneinowgorod liegt, in der Nähe der Oka ein vortrefflicher vielfarbiger Thon, aus welchem man Pfeifen und andere Gegenstände, vielleicht auch Fayence nach Art des Wedgwood'schen bereiten könnte. Die Oka und Wolga können mit geringen Kosten das Feuerungsmaterial liefern und den Absatz der Erzeugnisse erleichtern. Ein vorzüglicher Alabaster, den man in Lukojanow im Gouvernement Nischegorod gewinnt, kann ein gutes Material für manche hübsche Gegenstände liefern: gelehrige Bauern könnten unter der Anleitung eines geschickten Meisters ihn bald schneiden und drechseln lernen: man könnte Statuen, Büsten, Säulen, Vasen, Tassen, Lampen, Leuchter, Uhrengehäuse u. dgl. in verschiedener Größe und Form daraus arbeiten, und sie würden einen neuen Handelsgegenstand bilden, der vielleicht auch auf dem Jahrmarkte von Nischegorod Absatz fände. Die Süßwurzel, welche in den Steppen von Zarpzin und in andern Gegenden in Fülle wächst, könnte mit Vortheil einige Fabriken beschäftigen. Schon jetzt pflanzt man Runkelrüben zur Zuckerfabrication, aber bei dem warmen und trocknen Klima vieler russischen Landstriche wäre es vielleicht vortheilhafter, zu diesem Zweck Kürbisse (Arbusen) anzubauen.

Allgemeine Bemerkungen.

Zum Schlusse halte ich es nicht für überflüssig, etwas über den allgemeinen Eindruck beizufügen, den das, was ich im Laufe meiner Reise sah, auf mich machte, so wie einige Bemerkungen über die allgemeinen Mittel, die Landwirthschaft und die Industrie überhaupt zu heben.

Meiner festen Ueberzeugung nach ist das südöstliche Rußland mehr als jedes andere Land geeignet, in kurzer Zeit einen hohen Grad von Cultur zu erreichen: denn erstens hat die Natur dort ihre Gaben verschwenderisch ausgetheilt, das Klima ist im Allgemeinen gut für die Menschen, wie für Thiere und Pflanzen, und kann sich noch verbessern. Zweitens: der Boden schließt in seinem Schooße unschätzbare Reichthümer ein; ich sah viele fruchtbare Landstriche, aber keinen, der bei sehr mittelmäßiger Bearbeitung im Laufe ganzer Jahrhunderte Korn in solcher Fülle geliefert hätte, wie in vielen russischen Gouvernements. Drittens: die dortigen Einwohner sind von der Natur nicht nur überhaupt gut ausgestattet, sondern auch größtentheils von dem Wunsche beseelt, sich zu bilden und vorwärts zu kommen. In vielen Strichen ist die Bevölkerung nicht gering, sie wird sich aber noch rasch vermehren, in dem Maaße, als die Erwerbsmittel zunehmen. Viertens: die von der Natur und Kunst gleich beförderte Wasserverbindung ist so ausgedehnt, daß vielleicht in keinem Land etwas Aehnliches sich findet; sie erleichtert den innern und äußern Handel ausnehmend, und bietet sichere Mittel zum Absatze der Naturerzeugnisse im ganzen Reiche dar. Die Wolga allein, welche über 5000 Werste durchfließt, bietet mit den darein fallenden Flüssen eine Menge kleinerer und größerer Emporien dar. Zur Versendung der Waaren zu Wasser bestehen Communicationen zwischen dem baltischen und kaspischen Meere, zwischen dem kaspischen und weißen, zwischen dem weißen und baltischen, so wie zwischen letzterem und dem schwarzen Meere. Die Mittel des Verkehrs werden mehr und mehr erleichtert, Canäle, Schleußen u. dgl. verbessert, manche Märkte, die an vielen Orten bestanden und schon ziemlich bedeutend waren, erhalten eine neue und vollkommnere Einrichtung. Der Vortheil einer Vereinigung der Wolga mit dem Don vermittelst eines Canals ist unermeßlich; jetzt bei dem vervollkommneten Schleußenbau kann ein solches Unternehmen viel leichter ausgeführt werden, als früher, wo man erst Versuche anstellen mußte.

So große Fortschritte man auch von der Cultur erwarten darf, so ist doch auch schon Vieles dazu vorbereitet: verschiedene Unterrichtsanstalten sind längst gegründet, und manche Industriezweige haben tiefe Wurzeln geschlagen. Vorzüglich eingerichtete Fabriken liefern Waaren, deren Absatz gesichert ist, wenn man nur fortdauernd sich bestrebt, solche gut zu liefern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 50.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

19 Februar 1838.

Ausflüge in den Abruzzen.

Cicolano. — Die Heerden in den Abruzzen. — Popoli. — Pescara. — Teramo. — Der Gran Sasso. — Chieti. — Solmona. — Palena. — Die Stadt Samnium. — Iſernia. — Das alte Venafrum.

(Schluß.)

Von allen den Nationen Italiens, welche mit dem wilden Eroberungsgeiſt der frühern Römer zu kämpfen hatten, zeigte keine ſo viel Muth und Ausdauer, als die Samniter, die nach Livius nicht nur einen Grad von militäriſcher Geſchicklichkeit beſaßen, welche wiederholt die Anſtrengungen ihrer Gegner zu nichte machte, ſondern die auch durch innere Einrichtungen des Staats die errungene Macht zu ſchützen wußten, und einen Reichthum beſaßen, wie er gewöhnlich nur die Folge einer langen Periode von Civiliſation und Frieden iſt. Es iſt ſchwer zu begreifen, aus welchen Quellen ein Volk, das einen ſo bergigen und unfruchtbaren, vom Meere entlegenen, für den Handel nicht geeigneten und ſelbſt für den Ackerbau wenig günſtigen Landſtrich bewohnte, die mehr als eleganten Stoffe, aus denen ihre Kriegskleider beſtanden, und die Menge von koſtbaren Metallen bezog, womit die Krieger in ſolchem Ueberfluß geſchmückt waren, daß ihre Feinde darüber erſtaunten, ja faſt erſchracken.

Das Gebirg Mateſe, wovon uns kein beſtimmter Name aus dem Alterthum bekannt iſt, kann als der Mittelpunkt des Landes betrachtet werden, das ſie den Ureinwohnern, den Oskern und Auſonern, entriſſen, als ſie unter ihrem erſten Namen Sabelli ſich von ihrem Hauptſtamm, den Sabinern, trennten und, der Tradition nach einem Stiere folgend, neue Wohnplätze ſuchten. Auf vier verſchiedenen Punkten am Fuße dieſer rieſenhaften Gebirgsmaſſe, in einem Umkreis von mehr als dreißig Stunden lagen ihre bedeutendſten Städte Bovianum, Aliſä, Teleſia und Aeſernia, deren Bau in den verſchiedenen Lagen ihre bereits erworbene Geſchicklichkeit in der Befeſtigungskunſt zeigte. Ihr Gebiet breitete ſich nach und nach bedeutend aus, und zerfiel in verſchiedene Diſtricte, welche unter dem Namen Pentri, Caudini, Caraceni (oder Sariceni), Hirpini u. ſ. w. bekannt und noch heutzutage nachzuweiſen ſind. In dem Stamm der Pentri war Aeſernia eine der wichtigſten Städte, hatte ſich aber der römiſchen Herrſchaft lange vor der gänzlichen Unterjochung der Samniter unterworfen, welche erſt am Ende des Bundesgenoſſen- oder marſiſchen Kriegs vollendet wurde, wo Aeſernia, das in die Hände der Bundesgenoſſen gefallen war, nach Corfinium das Bollwerk derſelben werden ſollte; als auch Aeſernia den Angriffen der Römer unterlegen war, ſchloſſen ſie ſich in Bovianum ein, das ſie für ihre ſtärkſte Veſte hielten, ihnen aber doch keinen Schutz gewährte.

Die neue Stadt Iſernia, mit verändertem Anfangsbuchſtaben, iſt der Sitz eines Biſchofs, und enthält 7000 Einwohner, eine ſtärkere Bevölkerung, als der Raum faſſen zu können ſcheint, da die Stadt aus wenig mehr als einer langen gewundenen Straße beſteht, die von Südweſt nach Nordoſt läuft, und an manchen Stellen kaum breit genug iſt, um einen Wagen durchzulaſſen. Um dieſem Nachtheil abzuhelfen, wurde die große Straße außerhalb der Mauern an der Oſtſeite der Stadt herum geführt, zwiſchen den äußerſten Häuſern und einer tiefen Schlucht, in der ein Bach, Fiume del Cavaliere genannt, ungeſtüm unter Felſen und Bäumen dahin brauſt, und weiter unten mehrere Mühlen und die Räder einiger Manufacturen treibt. Dieſe beſtehen in Papiermühlen, Tuch- und Töpferwaarenfabriken, die dem Ort ein ſehr belebtes und wohlhabendes Anſehen geben, das auf das Auge des Fremden einen wohlthuenden Eindruck macht, beſonders wenn es, wie in dieſem Lande gewöhnlich, mit einer Höflichkeit und Urbanität verknüpft iſt, die man ſelten an einer Bevölkerung bemerkt, die bloß aus Landbauern oder Hirten beſteht. Es wäre wohl der Unterſuchung werth, die Urſachen dieſer Eigenthümlichkeit kennen zu lernen, da der Fall in den nördlichen Ländern Europa's gewöhnlich der umgekehrte iſt. Freilich muß man hinzuſetzen, daß nur der äußere Anſtrich der vortheilhaftere iſt, daß aber, was Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit anbelangt, die Schale auch hier ſich zu Gunſten des Landmanns neigt.

Die Alterthümer von Iſernia verdienen einige Beobachtung von Seite des Reiſenden: ſie beſtehen aus den Ueberreſten ſehr alter cykloپiſcher Mauern, welche den neuern als Grundlage dienen, und ſich faſt auf dem ganzen Umkreiſe verfolgen laſſen.

Viele Inſchriften und Sculpturfragmente ſind in den Straßen zerſtreut, oder finden ſich auf den Mauern der Hauptkirche. Das Merkwürdigſte iſt aber ein unterirdiſcher Canal von bedeutender Tiefe und Breite, der eine halbe Stunde weit in den Felſen gehauen iſt, und noch bis auf dieſen Tag die Brunnen und Manufacturen der Stadt mit Waſſer, das unter der kleinen Stadt Miranda durchgeleitet iſt, verſorgt. Die tiefſten Spiracula oder Luftlöcher, deren ſich fünf auf der ganzen Länge des Canals finden, und die von dem Canal bis an die Oberfläche des Bodens heraufführen, meſſen nahezu 90 Fuß. In der Stadt ſind zwei Brunnen, deren Sculpturen in ſehr altem Style die Vermuthung erwecken, ſie ſeyen urſprüngliche Bauten der Samniter ſelbſt geweſen.

Dieſer Theil des Königreichs iſt zu verſchiedenen, aber leider nur allzu oft wiederkehrenden Zeitpunkten von Erdbeben heimgeſucht worden: faſt jedes Jahrhundert wurden Iſernia und alle umliegenden Dörfer davon heimgeſucht, und die Wirkungen derſelben ſind noch in faſt allen Theilen der Stadt nur allzu deutlich. Das letzte Erdbeben ereignete ſich im Julius 1805, und wurde nach dem Tage, an welchem es ſich ereignete, das Erdbeben von St. Anna genannt; der Stoß richtete ſelbſt in der Hauptſtadt einigen Schaden an, und beängſtigte die Einwohner ſo ſehr, daß ein großer Theil derſelben viele Tage lang auf dem offenen Feld campirte. In der Provinz Moliſe aber waren die Wirkungen ſchrecklich, und Iſernia allein verlor tauſend ſeiner Einwohner.

Dieſe Stadt hat, wie faſt jede Poſtſtation auf dieſem Wege, mehr als Einen Gaſthof; der, in den wir kamen, erhob ſich über die Mittelmäßigkeit, und wir fanden hier namentlich einen ſehr guten Wein, welche Annehmlichkeit wir lange nicht genoſſen hatten, da die Sitte, den Wein ſeiner beſſern Erhaltung wegen zu kochen, in den Provinzen von Abruzzo und Moliſe faſt allgemein iſt, dieſer Vino cotto aber für Gaumen und Magen, die nicht daran gewöhnt ſind, unangenehm und ungeſund iſt.

Wir verließen Iſernia am zweiten Tage, um nach Venafro zu gehen, deſſen nähere Umgebungen einen höhern Grad von Anbau zeigen, und namentlich ausgedehnte Olivenpflanzungen darbieten, welche die ganze Fläche des Berges decken, der die Stadt überragt und das Thal hier zu ſchließen ſcheint. Dieß iſt aber eine Täuſchung, da ſeine Richtung ſich nur mit einem ſcharfen Winkel, den der Fluß macht, ändert, und die Ebene, die ſeinen Lauf begleitet, viel breiter wird. Die neue Stadt Venafro, welche gerade unterhalb der alten liegt, iſt zwar der Sitz eines Biſchofs, hat aber nicht mehr als 3000 Einwohner, eine Anzahl, die zum Anbau ihres ausgedehnten Gebiets kaum zur Hälfte hinreicht.

Bei meinem erſten Ausflug in die Abruzzen wurde ich zu Venafro im Hauſe eines wohlhabenden Landeigenthümers aufgenommen, an deſſen Tiſch ich Wein, Fiſche und Gemüſe in vorzüglicher Güte fand, zum Beweis, daß Venafro auch in neuerer Zeit die Fruchtbarkeit des Bodens und die herrliche Vegetation nicht verloren hat, wegen welcher es in frühern Zeiten berühmt war. Als ich das zweitemal den Ort beſuchte, war der Herr des Hauſes den ganzen Tag abweſend, um die Arbeit ſeiner Schnitter zu beaufſichtigen, während ſeine Frau zu Hauſe die Nahrung für dieſelben bereitete, die einen Theil ihres täglichen Lohns ausmacht; dieſe beſteht aus drei tüchtigen Fleiſchſchüſſeln, Gemüſe (minestra verde) und ſo viel Wein, als ſie trinken können. Jeder Arbeiter erhält außerdem zwei Carlini (etwa 30 kr.) des Tags. Dieſe Arbeiter ſind meiſt Abruzzeſen, und ſchlafen gewöhnlich auf dem Felde, aber an dem Feſte des heiligen Nicandro, das gerade an dieſem Tag einfiel, kehrten ſie alle in einzelnen Gruppen nach der Stadt zurück. Ein herumziehender Dudelſackpfeifer zog vor jeder Abtheilung voraus, alle ſangen mit lauter Stimme, und tanzten mit einer Kraftanſtrengung, die nach der Arbeit des Tages wahrhaft erſtaunlich war. Die Aufregung mochte freilich von dem reichlich genoſſenen Weine herkommen, machte ſich aber in keinen Ungezogenheiten Luft, vielmehr wichen ſie jedem wohlgekleideten Menſchen aus, grüßten ihn und wünſchen ihm höflich guten Abend. Der weibliche Theil der Arbeiter, welcher wenigſtens die Hälfte ausmacht, und worunter ſich ſchon ſehr bejahrte Perſonen befanden, nahm an dem Tanze mit einer faſt erſchreckenden Lebhaftigkeit Theil.

In dem Hauſe, wo ich ſo gaſtfreundlich aufgenommen wurde, hatte ich Gelegenheit, die ausgezeichnete Stellung zu beobachten, welche ein Prieſter gewöhnlich in einer Familie der mittlern Claſſen des Landes genießt. Gewöhnlich wird unter mehrern Brüdern einer für den geiſtlichen Stand beſtimmt, und ſobald er die Weihe erhalten hat, wird er von der ganzen übrigen Familie, mag er nun in ſeinem Stande zu einem einträglichen Amt gelangen oder nicht, mit der größten Hochachtung behandelt. Es iſt Sitte, daß er ſeinen Erbantheil an dem väterlichen Beſitzthum aufgibt, jedoch unter Bedingungen, die ihm bedeutende perſönliche Vortheile ſichern, nämlich eine monatliche Summe, die mit dem, worauf er verzichtet hat, im Verhältniß ſteht, einen beſondern Tiſch, welcher beſſer und zu andern Stunden, als wo die Familie ſpeiſt, für ihn bereitet wird, und namentlich das beſte Zimmer im Hauſe: außer dieſen Privilegien verlangt er auch noch von ſeinen Verwandten und deren Dienern eine Achtungsbezeugung, die ihn noch weit höher ſtellt, und ihn gewiſſermaßen als das Haupt des Hauſes betrachten läßt. Seine beſſere Erziehung befähigt ihn, die Rechnungen zu führen, und man überläßt alle häuslichen Angelegenheiten ſeiner höhern Einſicht; alle Contracte und ſonſtigen Geldangelegenheiten werden von ihm beſorgt, und während die Brüder die ſchwere Arbeit des Landbaues übernehmen, und die Schweſtern die Geſchäfte von Hausmägden beſorgen, empfängt er die Pachtſchillinge oder verfügt über den Ertrag, und ordnet nach ſeinem Ermeſſen die Verwendung der Gelder an. Dieſes Syſtem iſt manchen Mißbräuchen ausgeſetzt, aber es iſt auch in den meiſten Fällen ein Mittel, in großen Familien Einigkeit und freundlichen Verkehr zu unterhalten, wie ſie mit unſern Begriffen von perſönlicher Unabhängigkeit ſich nicht vertragen; übrigens wird dadurch gewöhnlich der Familienbeſitz befeſtigt und vermehrt, und die Achtungswürdigkeit der ganzen Familie unterhalten. Dieß war auch der Fall in der Familie, wo ich mich befand, wo der Prieſter in Abweſenheit ſeines Bruders die Honneurs des Hauſes

mit einem Tone von Autorität machte, dem ſich ſeine Schwägerin mit größerer Unterwürfigkeit unterordnete, als wenn er von ihrem Gatten gekommen wäre.

Wahrſcheinlich war das alte Venafrum urſprünglich in dem ſamnitiſchen Diſtrict begriffen, obgleich für dieſe Annahme keine beſondere Autorität ſich findet, vielmehr die meiſten klaſſiſchen Schriftſteller es zu Campanien rechnen; viele prieſen die Stadt wegen ihrer angenehmen Lage, der Fruchtbarkeit ihres Bodens und der Vortrefflichkeit ihres Oels. Wegen der erſten Eigenſchaft ſchreinen ſie viele Römer, die hier Villa's beſaßen, als Sommeraufenthalt gewählt zu haben, jetzt aber genießt ſie dieſen Vortheil nicht mehr, denn die Hitze iſt drückend, und die Luft gilt für ſehr ungeſund; ihre Fruchtbarkeit indeß iſt noch dieſelbe. Eine andere Art von Berühmtheit hat ſich gleichfalls erhalten in der Größe und Stärke der wilden Eber, weßhalb ſich auch noch ein kleines königliches Jagdſchloß in der Nähe befindet. Eben ſo hausten ſchon vor Alters ausnehmend wilde Wölfe in Nachbarſchaft, und Venafro zeichnet ſich noch jetzt dadurch aus; wir ſahen die Spuren der Fallen, Taglioni genannt, welche im Winter längs der Straße angelegt werden, um dieſe Thiere zu fangen, wenn ſie von den Bergen herab nach dem Fluſſe kommen. Der Wald beſteht meiſt aus Eichenholz, auch ein Theil aus Buchen und Ulmen, und das Unterholz, worunter beſonders große Dornbüſche ſich finden, iſt äußerſt üppig. Einige Ueberreſte des Alterthums zeugen noch für die ehemalige Bedeutung: dieſe beſtehen in den ſchwachen Spuren eines Amphitheaters, einem Bruchſtück von cyclopiſcher Mauer und zahlreichen Sculpturfragmenten von römiſcher Arbeit.

Gleich den meiſten bedeutenden Städten im Mittelalter hat es auch ein Schloß, das abgeſondert von der Stadt und bedeutend höher liegt, ſo daß man eine prächtige Ausſicht über die Ebene des Voltorno und die reich bewaldeten Gebirge genießt. Das Gebäude iſt zwar vernachläſſigt, doch aber immer noch bewohnt, und mehr als hinreichend für das Unterkommen einer Familie der neuern Zeit, während die ſtattliche Halle mit zweihundertjährigen Fresken und andern Verzierungen aus derſelben Zeit eine merkwürdige und nicht unintereſſante Probe des Styls der innern Architektur jener Zeit darbieten. Die Hauptverzierung faſt aller Zimmer und auch einiger Corridors beſteht aus Abbildungen von Pferden in Lebensgröße, welche zu der Stuterei der Carracciolis, der Herzoge von Miranda, gehörten; ſie ſind gewöhnlich mit der ritterlich kriegeriſchen Ausrüſtung dargeſtellt, wie ſie zur Zeit Karls V üblich war, und jedes iſt mit einer Inſchrift verſehen, welche den Namen, die Größe und das Datum der Geburt des Thiers nebſt dem Titel desjenigen enthält, dem daſſelbe geſchenkt oder verkauft wurde; unter dieſen letztern findet man mehrere der ausgezeichnetſten Perſonen jener glänzenden Epoche, ſo wie den Kaiſer ſelbſt. Es war zu jener und ſelbſt noch in einer ſpätern Zeit nichts Ungewöhnliches, daß die reichſten neapolitaniſchen Adeligen eigene Pferderacen beſaßen, die ſich durch eigenthümliche Geſtalt und Farbe als zu ihrem Hauſe gehörig auszeichneten; auf die Erhaltung und Verbeſſerung derſelben wurde viel Geld und Sorgfalt von den Eigenthümern verwendet; aber theils die wiederholten Stöße, welche ſchon die neapolitaniſche Regierung dem veralteten Syſtem der Feudalgerichtsbarkeit verſetzte, theils ſpäter die Franzoſen, welche es gänzlich ſtürzten, und die Provincialeinrichtungen des Adels vernichteten, machten auch allen damit zuſammenhängenden Einrichtungen ein Ende, und jetzt hört man nur noch hie und da einige Pferderacen mit dem Namen ihrer frühern Züchter bezeichnen.

Bemerkungen über die Peſt,
welche im Jahre 1837 die europäiſche Türkei verheerte, und über die ſerbiſchen Quarantänen.

(Mitgetheilt von A. Boué im Echo du monde savant.)

Seit zwanzig Jahren war die Türkei von keiner ſo heftigen und ſo ausgedehnten Peſt heimgeſucht worden, als im Jahre 1837. Im vorangegangenen Jahre hatte dieſe verheerende Seuche nur zu Konſtantinopel, Adrianopel, Smyrna und in andern Theilen Aſiens gewüthet, und zu Ende des Sommers und im Herbſt erreichte die Krankheit ihre größte Stärke. Sie drang ſehr weit in Aſien vor, und war auch an einigen Orten Rumeliens und Macedoniens ausgebrochen. In dem letztgenannten Lande waren Keuprili am Vardar und Jenidſche Vardar inficirt; dieſe Städte wurden durch Militär cernirt, welches niemand ein- noch auspaſſiren ließ, und täglich brachte man den Einwohnern die nöthigen Lebensmittel. Einige vereinzelte Peſtfälle zeigten ſich auch zu Salonichi, und man bemerkte unter den angeſteckten Orten mehrere Dörfer in der Ebene von Seres, Dſchumaa zum Beiſpiel, ſo wie andere auf der Straße von Seres nach Konſtantinopel, unter Anderem Aimadtſchick. Zu Anfang des Octobers zeigte ſich die Peſt auch zu Dubnitza am nördlichen Fuße des Rhodope. Ein Tatar oder Courier war daſelbſt an der Krankheit geſtorben, und wie es in der Türkei gebräuchlich iſt, wurden ſeine Kleider an den Meiſtbietenden öffentlich verkauft, wodurch denn die Krankheit ausbrach. Dſchumaa am Strymon, in der Nachbarſchaft von Dubnitza, wurde in Folge deſſen angeſteckt, und man ſprach ſchon zu jener Zeit, wenn auch unbeſtimmt, von Peſtfällen, welche zu Felibé oder Philippopolis und zu Varna vorgekommen wären.

Im Jahre 1837 dagegen trat die Peſt in Folge der türkiſchen Nachläſſigkeit in einer weit größern Ausdehnung und mit weit ſtärkerer Intenſität auf. Sie herrſchte während des ganzen Winters zu Konſtantinopel und zu Adrianopel mit mehr oder weniger Heftigkeit, und vielleicht im Verhältniſſe zu dem Wechſel der Atmoſphäre. Im Frühlinge verpflanzte ſich dieſelbe in Folge der Waarenverſendungen und der Reiſen, welche zu dieſer Zeit gewöhnlich gemacht werden, auf eine ziemliche Anzahl neuer Orte ſowohl in Rumelien als auch in Bulgarien.

Im Junius wurde die Stadt Scharkoë (bulgariſch: Pirot), an der Straße von Niſha nach Sophia, in Folge von Baumwollen- und Wollenzuſendungen, von der Peſt überfallen. Dieſe Stadt, mit einer Bevölkerung von 6 bis 8000 Seelen, hat eine geſunde Lage in einem wohl bewäſſerten Thale; ſie iſt nicht ſchmutzig, und hat keine bedeckten und übelriechenden Bazars. Ihre Bewohner ſind größtentheils Teppichfabricanten. Man verſicherte, daß dort täglich ſiebzig Perſonen ſtarben. Zu Anfang des Septembers hatte die Krankheit daſelbſt bedeutend abgenommen. Der Paſcha von Niſha hatte auf der Straße von Scharkoë einen Militärpoſten aufgeſtellt und ließ niemand eintreten. In einem

solchen Gebirgslande würde man indeß, wenn man gewollt hätte, leicht andere Wege als die große Landstraße gefunden haben — trotz dessen habe ich nicht erfahren können, daß die Pest in der großen Stadt Nissa aufgetreten wäre oder daselbst Verheerungen angerichtet hätte. Meine letzten Nachrichten gehen bis zum November. Uebrigens ist Nissa eine bulgarische und für die Türkei sehr reinliche Stadt.

Am 6 Junius kam ich zu Sophia an. Ich wußte, daß die Pest dort eben ausgebrochen war; ein Gang durch die Kirchhöfe, mit welchen alle türkischen Städte umgeben sind, und ein Blick auf die Anzahl der neuen Gräber unterrichtete mich indeß, daß das Uebel noch nicht groß sey. Die Pest war von Philippopolis gekommen. Um dem Pascha vorgestellt zu werden, mußte man sich in einem eigens dazu erbauten Häuschen mit Wachholderbeeren durchräuchern lassen. Der Pascha, ein aufgeklärter Mann, hatte den Befehl ertheilt, daß kein einziger Bewohner die Stadt verlassen solle; eine vortreffliche Maaßregel, wenn sie in der Türkei allgemein angenommen wäre, aber äußerst verderblich für diese armen Einwohner, da in andern Städten die Flucht erlaubt war. Die Vorurtheile der Türken und ihr Fatalismus erlauben kaum durch energische Maaßregeln die Krankheit in der Geburt zu ersticken. Die Christen ihrerseits beherbergten Reisende nur mit Widerwillen.

Sophia, eine Stadt von 20 bis 25,000 Seelen, einst ein Juwel der bulgarischen Krone, liegt auf einer großen Ebene, zwei Stunden weit von schönen Bergen entfernt, und hat vortreffliches Wasser. Früher hatten die Straßen Trottoirs, jetzt aber sind sie dergestalt vernachlässigt, daß man jeden Augenblick in Gefahr steht, ein Bein zu brechen. Die Mitte der Straßen ist bedeckt mit Kehrichthaufen, mit Schmutz und voller Löcher. Der Bazar, zum Theil bedeckt, ist ein widerwärtiger und übelriechender Ort; auf einigen Plätzen liegen verwitterte Haufen von Unrath aller Art. Hie und da findet man Ruinen von bulgarischen oder selbst türkischen Gebäuden, von großen Karawanserais aus den Zeiten der siegreichen Osmanlis, und unter diesem Wuste von Mauerwerk, unter diesen zur Hälfte eingefallenen Dächern überall zahlreiche Haufen von Unrath. Bei dem Schmutze dieser Stadt war es nicht schwer vorauszusehen, daß die Pest daselbst große Verheerungen anrichten würde, und in der That nahm die Krankheit, welche sich zuerst bei den Türken zeigte, täglich zu. Wenn im Junius zuerst 5, 6 oder 7 Personen täglich starben, so sprach man in der Mitte des Augusts schon von beinahe 7000 Todesfällen, eine Zahl, welche die Reisenden, wie gewöhnlich, verdoppelten. Als wir in Sophia eintraten, hatten wir gleich das Vergnügen, drei Pestleichen zu begegnen, welche an demselben Morgen gestorben waren. Sie wurden von ihren Verwandten und guten Freunden, welche sich ablösten, in offenen Särgen, mit unbedeckten Gesichtern, auf Tragbahren zu Grabe getragen, wie es sowohl bei Türken als Christen üblich ist. Die entstellten Züge der an der Pest Verstorbenen sind wohl im Stande, schwache Seelen zu entsetzen; man würde weit besser thun, den Leichen das Gesicht zu bedecken; auch ist das übrige Ceremoniel des Begräbnisses gegen die Sanitätsvorschriften. Ein Imam oder türkischer Priester wäscht den Körper des Verstorbenen, und die Erfahrung hat seit langer Zeit gelehrt, daß diese Operation die Pest nicht mittheilt. Wenn die Sterblichkeit nicht sehr bedeutend ist, so legt man die Leichen in Särge, während man sie bloß in Tücher einwickelt, wenn zu viel Todesfälle vorkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notizen.

In der geologischen Gesellschaft zu London wurde ein Memoire über die Fossilien des östlichen Theils des großen Basaltdistricts von Indien, verfaßt von einem Dr. Malcolmson, Arzt in der Madrasarmee, vorgelesen. Sein Hauptgegenstand sind einige Süßwasserfossilien wahrscheinlich aus der Tertiärepoche, die sich auf einem Raume von 140 (engl.) Meilen nördlich und südlich von der genannten Basaltformation findet, welche sich über mehr als 200,000 (engl.) Meilen erstreckt, und alle Felsen, unter denen hervor sie sich den Weg gebahnt hat, aufbricht, bedeckt oder ändert. In Mittelindien und Dekkan, wo große Flüsse nach allen Richtungen strömen, herrscht daselbst Gestein in großem Maße vor, aber in den mittlern und westlichen Theilen sind Trappformationen vorherrschend, und in den südlichen und östlichen ist der Granit von Grünsteingängen durchschnitten. Dieß granitische Plateau von Meisur ist von dem Dekkans verschieden; an den nördlichen, östlichen und südlichen Gränzen dieser großen Striche herrschen Sandsteine und Thonschichten vor, bilden bald weite Strecken oder Steilabstürze, bald sind sie von Granit und Trappgestein unterbrochen, von denen sie theils durchbrochen, theils bedeckt werden, oder auch sie decken. Der Diamantsandstein mit den Thonkalksteinen, auf denen er ruht, findet sich gegen Norden und Süden, wie in den Minen von Partial in Golconda, zu Gangnapilly und Panna, und das Mittel, diese unter einander zu verbinden, findet sich in den geschilderten Süßwasserfossilien, die namentlich längs der Sitschelkette und bei Saugar vorherrschen nebst den Knochen von Säugethieren, fossilen Palmen, und den Spuren von Kohlen längs dem obern Thale des Nerbuddah. Die Sitschel- oder Schischakette, gewöhnlich unter dem Namen der Nirmalkette bekannt, bildet die Südgränze des östlichen Theils der Trappformation, so wie des großen Thals von Berar, dessen Nordgränze die Gawilgharkette ist. Die erste erstreckt sich westnordwestlich von der Vereinigung des Wardah und Godaverry bis in die Nähe von Lonar in der Provinz Aurengabad. Die Nirmalkette zeigt namentlich die Kennzeichen der basaltischen Berge, welche, wie an vielen Orten, auf dem Granit aufliegen. Wenige Meilen südlich von diesen Bergen kommt Hornblendeschiefer vor, der auf Granit und Quarz aufliegt. In diesem findet sich der Magneteisenstein, den die Perser seit Jahrhunderten zur Fabricirung der Damascenerklingen benützen. Die kleinen Eisenblättchen sind in einem sandsteinartigem Gneiß oder Glimmer vertheilt, der unmerklich in Hornblende übergeht. Dieser wird zerstoßen, ausgewaschen, und die zurückbleibenden schweren Theilchen mit Holzkohlen in kleinen Oefen geschmolzen. Das so gewonnene Eisen hat die bemerkenswerthe Eigenschaft, daß es sogleich in völlig zähem, verarbeitbarem Zustande sich befindet. In diesen Bergen finden sich die Süßwassermuscheln, die nur zu einem geringen Theile ihre ursprüngliche Form beibehalten haben, jedoch meist in Quarz (? chert) verwandelt in Basalt eingelagert sind. Bei einigen ist der kalkartige Stoff in Krystall von Kalkspath verwandelt. — Heiße Quellen finden sich in der Nähe dieser Berge, und Kalktuff (Konkar) ist überall damit verbunden. In einigen ist das Wasser merklich säuerlich, und bei einer Quelle steigt kohlensaures Gas mit dem Wasser auf. Sie enthält vielen aufgelösten kohlensauren Kalk, der in beträchtlichen Massen längs dem Bache abgesetzt ist. Diesem Umstand schreibt der Verfasser die Konkardildung Indiens zu, da man ihn hier in allen Abstufungen vom gepülverten Kalk bis zum krystallinischen Felsen sich bilden sieht.

•

Hr. Puillon Boblaye hat an die französische Akademie eine Reihe von Beobachtungen eingesendet, worin er nachzuweisen sucht, wie eine der gewöhnlichsten krystallinischen und doch geschichteten Felsarten, nämlich der Schiefer mit eingesprengten Krystallen (Schiste avec cristaux de macles), der fast im ganzen westlichen Frankreich vorkommt, durch die Einwirkung von Felsen vulcanischen Ursprungs, oder vielmehr durch die Wirkung des bei ihrer Entstehung vordrechenden Feuers, lange Zeit nach ihrem Niederschlag auf die mannichfachste Weise verändert wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 51.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Februar 1838.

Port Vendres.

(Aus dem Courrier de Bordeaux vom 1 Febr. d. J.)

An einem jener Frühlingstage, die man in Roussillon den Winter nennt, durchschritt ich die zahlreichen Zugbrücken des Thors von Cernet (Perpignan) und sah bald zu meiner Rechten sich die Berge von Alberes erheben. Ungeachtet ich sieben Meilen zu machen hatte, so sah ich doch schon jetzt meinen Zielpunkt, denn am Ende der blauen Linie, von der die Ebene durch die ich zog, beherrscht wird, stand der Felsen, den ich besuchen wollte, der Felsen von Port Vendres. Man sieht ihn so gut, daß ich den Abend vorher, als ich bei heiterm Wetter auf den Wällen von Perpignan spazieren ging, den hellen Leuchtthurm, welcher dem Seemann diesen Hafen des Roussillon anzeigt, bemerken konnte. Bei Elne (3 Meilen von Perpignan) fiel mir der Contrast auf zwischen der schönen cultivirten Ebene, Vorläuferin des Meerufers und der Bergkette, welche hier um so höher erscheint, je platter und ausgedehnter das Land zu ihren Füßen ist. Elne ist das alte Helena, wo Annibal durchpassirte, und wo im Mittelalter der Katholicismus eines seiner schönsten Denkmäler stiftete, ein marmornes Kloster, das sein glänzendes Weiß noch erhält, als ob es so eben unter dem Meißel des Künstlers hervorgegangen wäre; das Museum von Toulouse hat den Gedanken gehabt, dieses Kloster Stein für Stein in das Augustinerkloster zu übertragen, damit man ein Wunder innerhalb eines andern gesehen hätte. Ich sparte meine andächtige Wanderung auf einen andern Augenblick, und stieg nach einer einfachen Ansicht von der Anhöhe wieder auf den Weg von Port Vendres nieder.

Eine zierliche Brücke von Eisendrath verbindet Elne mit Argelès. Um die Grundlagen eines vor 1789 entworfenen Brücke zu benützen, ist man von dem Allignement der Straße abgewichen, aber wenigstens ist jetzt nicht mehr zu fürchten, daß der Tot bei seinem Anschwellen die Communicationen unterbreche. Ich ließ Collioure (3 M. von Elne) am Meeresufer liegen, und bestieg eine Anhöhe von Schiefergestein, welche diesen zugleich handels- und industriereichen Ort beherrscht. Die Forts St. Elme im Süden, l'Etoile im Norden, zeigten mir bald an, daß die spanische Gränze nahe sey und Port Vendres müßte hier versteckt seyn, wie im Meere der Diamant oder die Göttin, von welcher im Alterthum dieser Hafen (pontus Veneris) seinen Namen erhielt.

Port Vendres, das kokette und geputzte Städtchen, zeigte sich mir wohl, so wie ich es mir vorstellte, mit seinen weißen Häusern, seinem eleganten Wasserbecken, seinem Obelisken,*) seinen Chiffern und Inschriften, welche seinen königlichen Ursprung verrathen; ein verdorbenes Kind eines großen Mannes, eines Souveräns und eines mächtigen Gouverneurs, denn Vauban liebte es, Ludwig XVI gab ihm seine Schätze, welche das ganze Frankreich in Anspruch nahm, und der Marschall Mailly zog es seinen Domänen vor. Obwohl genannt und bekannt im Alterthum, ist die heutige Stadt sehr jung, sie hat stets einen Duft von Jugend, und einen dichterischen Anstrich bewahrt Inmitten eines positiven Jahrhunderts, wo Alles reif wird, darf auch sie nicht mehr ihre Jünglingsgestalt behalten, sie wird groß, und statt hübsch wird sie schön werden, denn man will ihr das festliche Aussehen bewahren, das mit ihrer Heiligung durch die alte Fabel übereinstimmt. Ich will Ihnen sagen, was man will, was aus dieser Stadt werden soll.

Sie wissen, daß die Häuser dieses Orts auf einem Abhange zu beiden Seiten des Obeliskenplatzes und des Beckens, liegen Dieses Becken hängt mit dem Meere durch einen ellenbogenförmig zwischen zwei ihn schützenden Bergen ausgestreckten Raum zusammen, in dessen Mitte ein kleiner Felsen die große

*) Der Obelisk, welcher dem Gründer von Port Vendres zu Ehren errichtet ist, hat eine Basis von 4 Metres und eine Höhe von 34 Metres über der Meeresfläche. Die Bildhauereien welche ihn zieren, sind wegen der königlichen Insignien, die sie darstellen, in der Schreckenszeit sehr beschädigt worden. Vauban empfahl diesen Platz als einen wichtigen Kriegshafen. Mailly, Gouverneur des Roussillon, verwandte bei Ludwig XVI seinen Credit, um die Projecte Baubans in Ausführung zu bringen. Anmerkung des Autors. — Ich bitte meine Leser, das, was der Autor von der jugendlichen Schönheit dieses Städtchens sagt, bloß für eine der gewöhnlichen französischen Redefiguren zu nehmen. Der Ort ist freundlich, aber dorfähnlich, wenig belebt, und sieht eher zu alt als zu jung aus. Anmerkung des Uebersetzers.

und die kleine Einfahrt theilt; im Schooße des westlichen der zwei Berge bergen sich schöne und fruchtbare Gärten. In der Mitte dieser Gärten wird man morgen einen Hafen, Reihen von Häusern, einen Platz, eine neue Stadt finden. In der That, was sind einige Jahre in dem Leben der Völker. Geben Sie anderthalb Millionen und tausend Arme, und in vier Jahren werden die Gärten, die Sie vor sich sehen, verschwunden seyn.

Der neue Hafen soll rechtwinkelig seyn, an seinem Ende ein schöner Platz, höher als die Häuser, so daß man das weite Meer betrachten kann, ringsherum breite Quais und gerade Gassen; im Hintergrunde des Platzes auf einer Anhöhe eine Kirche, deren Kuppel man während der Nacht von den Schiffen aus unterscheiden kann, dieß ist der Umriß der künftigen Stadt.

Wenn der Anwachs der Bevölkerung, ein neuer Handelszug die Verhältnisse ändern, so begreift man wohl, daß der Straßenbau die ersten Sorgen in Anspruch nimmt. Die Straße von Collioure nach Port Vendres soll ganz neu auf dem Abhang der Bergkette, an der Seeseite und mit geringem Höhenwechsel angelegt werden, indem man die Berge, an denen man jetzt auf- und abklettern muß, durch Schwibbögen verbinden wird. So wird man mit starken Ladungen auf dem Quai und sofort ohne die große Mühe, die es heute kostet, zu dem neu anzulegenden Commerzhafen gelangen können. Die Quais und die Straßen der neuen Stadt, auf einem durch die Ausgrabung des Hafens erhöhten Terrain angelegt, werden sich auf diese Art von selbst auf gleicher Höhe mit der Landstraße befinden; die Häuser auf den beiden längern Seiten des Parallelogramms und die Kirche und übrigen Monumente im Hintergrunde desselben werden ein dreifaches Amphitheater bilden; das Parallelogramm des Hafens selbst wird 300 Metres lang und 140 breit seyn, Linienschiffe werden dort einlaufen, und die Ladungen der königlichen Marine, welche jetzt auf der hohen See mittelst kleiner Fahrzeuge stattfinden, auf den Quais selbst gemacht werden können. *) Dieser Entwurf ist bereits von den Kammern gebilligt. Allein da ein Element des Wohlstandes immer ein andres nach sich zieht, wie das Geld immer den Reichen zuläuft, so wird der Commercialhafen bald auch einen Kriegshafen zur Seite haben, dessen Anlegung schon bezeichnet ist, und eine nothwendige Folge einer förmlichen Besitznahme des von uns bis jetzt nur militärisch besetzten afrikanischen Bodens seyn müßte. Der Kriegshafen würde einige Metres vom Commercialhafen ausgegraben werden, etwas weiter südlich und stets in den Einbügen, welche die Natur in den zwei Felsen hinter der kleinen und der großen Einfahrt gelassen hat. Sein Umfang wäre fast so groß wie der des Commercialhafens (35,000 Metres im Viereck), und würde mit den nöthigen Quais und einem Arsenal versehen seyn. Alsdann wäre Port Vendres der größte aller französischen Häfen im mittelländischen Meere, er würde einen Flächeninhalt von 35 Hektaren darbieten und Schiffe von starkem Tonnengehalt aufnehmen. Man würde ein Ausbesserungsdock, einen Schiffsbauplatz, ein Quarantänegebäude, und überhaupt alle übrigen zum Seedienst erforderlichen Anlagen einrichten.

Die Kosten des Commercialhafens und der Quais sind auf 1,100,000 Fr., worunter der Ankauf des Terrains 60,000 Fr. beträgt, angeschlagen. Die Kammern haben 1½ Million bewilligt; vier Jahre würden, wie gesagt, hinreichen, um die Ausführung so weit zu vollenden, daß man Schiffe von dem neuen Hafen aufnehmen könnte. Die der neuen Stadt angewiesene Ausdehnung beträgt 12 Hektaren, also dreizehnmal so viel als die gegenwärtige. Der jetzige Hafen wird durch die Anlegung des neuen größere Tiefe erhalten, und alsdann Schiffe von starkem Tonnengehalt aufnehmen können; beide Häfen vereinigt, kann man auf 300,000 Metres Oberfläche berechnen, also eben so viel als der Hafen von Toulon, 1/13 mehr als der Hafen von Marseille und 2/3 mehr als der Hafen von Cette.

Die Unterhaltungskosten des Hafens sind schon jetzt vergleichungsweise viel geringer als die der übrigen Häfen im Golf von Lyon, denn hier findet keine Versandung statt. Hängt dieß von dem kleinen Nordkap am Eingange des Hafens oder von der allgemeinen Bildung der Küste ab? immer ist es eine glückliche Ausnahme. Außerdem hat Port Vendres wie La Nouvelle den Vortheil, da es sich am Eingange des Golfs befindet, den Schiffen eine gefährliche Fahrt längs der Küste zu ersparen.

M. Rabourdin, der Ingenieur en Chef, dem wir alle diese Entwürfe verdanken, hat eine glückliche Idee gehabt, um der neuen Stadt hinlängliches Wasser zu verschaffen, denn die jetzt eröffneten Quellen würden bei vermehrter Bevölkerung nicht zureichen, und die Ausgrabung des Hafens würde die Austrocknung der jetzt vorhandenen Reservoirs zur gewissen Folge haben. Der Ravanel, ein beträchtlicher und stets fließender Bach, ist 7000 Metres von Port Vendres entfernt. Wenn man indessen bedenkt, daß man die Maschinen zur Aushöhlung des Hafens weder durch den so veränderlichen Wind, noch wegen der Theurung der Brennmittel, durch den Dampf in Bewegung setzen kann, daß man überdieß für die Einwohner von Port Vendres Brunnen ausgraben müßte, so wird man sich nicht über das Resultat einer Berechnung wundern, der zufolge die Herbeiführung des erwähnten Baches doch am Ende noch die wohlfeilste Auskunft ist.

Um sich eine Idee von der verhältnißmäßigen Wichtigkeit von Port Vendres zu machen, und eine Antwort auf die Frage zu suchen, ob die Gunst der Regierung nicht mit mehr Billigkeit hätte vertheilt werden können, muß man diese ganze Seeküste übersehen, la Franqui, la Nouvelle, den entworfenen Canal von Narbonne nach Port Vendres, die Austrocknung des Teiches von Leucate, welche bereits angesucht aber noch nicht

*) Die gegenwärtige Tiefe des Hafens ist von 3 Metres längs dem Quai und 5 Metres in der Mitte; eine Handelsbrick von etwas starkem Tonnengehalt kann nicht bei den Quais anlegen. Der künftige Hafen wird 4 Metres an den Quais und 6 Metres im Centrum haben. In Ermangelung eines Kriegshafens wird man einstweilen einen Theil des Commercialhafens tiefer ausgraben. Die Marineverwaltung von Toulon hat so eben zu größerer Bequemlichkeit der Einfahrt in den Hafen drei Bojen auf ihre Kosten anlegen lassen, um die Schiffe bis jenseits der kleinen und der großen Einfahrt in das Becken zu ziehen, zwei Bojen befanden sich am Eingang und zwei weiter in der See: die Kosten haben sich auf 100,000 Franken belaufen.

bewilligt iſt; und ich nahm mir vor, alle dieſe Punkte zu beſuchen. Ehe ich von der Höhe herabſtieg, auf der ich mich befand, kehrte ich mich noch einmal um, um Port Vendres ein letztes Lebewohl zu ſagen; ich ſah ganz klar die Pfade, auf denen ich nach Bagouls, dieſem Sitz des Schleichhandels, gekommen war, die Thürme von Maſſane und Caroth zeichneten ſich deutlich auf einem Horizont ab, frei von den Wolken und Nebeln, welche ſich zur Zeit der Erneuerung des Jahres ſonſt gewöhnlich um die Alberes-Berge lagern. Die Schiffsmaſten drängten ſich um den Obelisken zuſammen und hoben ſich auf dem Hintergrunde der Berge ſo ſchön wie an einem Herbſttage hervor. Am folgenden Tage nahm ich mir vor, die Wanderung zu beginnen, von der ich Ihnen nächſtens Bericht geben werde.

Verſunkene Stadt in Südamerika.

Hr. Warden gab in einer Sitzung der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften vom 5 Februar einige Details über dieſelbe. Der Capitän B. Ray, Commandant des Schiffes Logon, kam gegen Ende Decembers verfloſſenen Jahres von einer Reiſe nach der peruaniſchen Küſte in New-Bedford an, und berichtete über verſchiedene Gegenſtände, die man aus dem Schutt einer unterirdiſchen, kürzlich in der Umgegend von Guarmey, in der Provinz Truxillo (unter 10 Grad ſüdlicher Breite), entdeckten Stadt, von welcher ſich bei den Bewohnern des Landes weder eine Erinnerung noch Sage findet, erhalten. Capitän Ray beſuchte die Stelle dieſer Stadt, ſtieg in die Höhlungen, die man darin angebracht, hinab, und durchwanderte die Ruinen, die bereits aufgeräumt waren. Die Mauern der Gebäude waren noch unverſehrt, und man hatte mehrere menſchliche Skelette, Hausgeräthe und andere zu verſchiedenem Gebrauche dienende Gegenſtände darin gefunden. Die Leichname waren noch vollſtändig erhalten; Haare, Nägel und Haut hatten keine Veränderung erlitten, und ſelbſt die Muskeltheile waren, obgleich vollſtändig ausgetrocknet, nur ſehr wenig zuſammengezogen. Die Lage, in welcher man dieſe Mumien fand, läßt glauben, daß die Stadt, deren Bevölkerung etwa 50,000 Einwohner betragen haben dürfte, mitten in ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen überraſcht wurde, und in Folge einer plötzlichen und ſchrecklichen Erſchütterung des Bodens verſank. Man grub unter Anderem einen Mann aus, der aufrecht ſtand, und fand in ſeinen Kleidern Geldſtücke, welche die Ortsbehörden nach Lima ſandten. Perſonen, welche ſie unterſuchten, ſchließen daraus, daß ſeit dem Ereigniſſe mindeſtens 250 Jahre verfloſſen ſeyn müſſen. Hr. Ray ſah in einem Hauſe den Leichnam einer in ein ſehr weites Baumwollengewand gekleideten Frau, vor einem Webſtuhl ſitzend, die ſich im Augenblick ihres Todes noch mit Weben beſchäftigte. Auf dem aus Binſen gemachten Webſtuhl war ein kleines Stück theilweiſe gewobenen Zeugs ausgebreitet, und die Frau hielt einen ſehr ſcharfen 8 bis 9 Zoll langen Dorn in der Hand, um den eine Quantität Baumwollenfaden gewickelt war. Fäden von demſelben Stoff und aus Wolle von verſchiedenen Farben lagen da und dort umher. Capitän Ray verſchaffte ſich das Stück unvollendeten Zeugs, den Dorn oder die Spindel und mehrere Muſter von den Fäden. Der Zeug hat ungefähr 8 Zoll ins Gevierte, oder die Hälfte der Größe, die er erhalten ſollte.

Bemerkungen über die Peſt,

welche im Jahre 1837 die europäiſche Türkei verheerte, und über die ſerbiſchen Quarantänen.

(Fortſetzung.)

An einigen Orten iſt es in dieſem Jahre ſogar geſchehen, daß man bei dem Mangel an Leinwand die Leichen ohne weiteres in die Gräber geworfen hat. Zwei Türken, welche ſich an einem ſolchen Grabe befinden, empfangen und arrangiren die Cadaver, berauben ſie dann ihres Turbans und ihrer werthvollſten Effecten, ſchließen hierauf das Grab und belegen es mit einem großen Steine. Die Gräber ſelbſt aber ſind nicht tief genug, und der Erdhügel auf demſelben verhindert es nicht, daß die türkiſchen und chriſtlichen Begräbnißplätze, ſelbſt zu Konſtantinopel und in andern großen Städten, einen ſehr üblen Geruch verbreiten. Ein anderer ſehr tadelnswerther Gebrauch iſt, daß man die Todten zu raſch begräbt, denn kaum haben ſie aufgehört zu athmen, ſo ſucht man ſich ihrer nach Verlauf einiger Stunden zu entledigen. Man wendet dagegen wohl ein, daß man vorher verſuche ihnen zur Ader zu laſſen, dieſe und ähnliche Operationen werden indeß größtentheils von unerfahrenen Leuten, von Barbieren und alten Weibern, vorgenommen, und der Stein auf dem Grabe macht es einer nicht todten, ſondern bloß in Lethargie verſunken geweſenen Perſon im Fall des Wiedererwachens unmöglich, daraus wieder hervorzukommen.

Gleich dem ſyſtematiſchen Fatalismus haben ſich alle dieſe Gebräuche ſo ſehr im Gemüthe der Türken eingeniſtet, daß die türkiſche Jugend noch der einzige Theil der Nation iſt, von welchem man hoffen könnte, daß andere Ideen bei ihnen Eingang fänden. Neben ihrem Koran bedürften ſie unſerer Bücher, welche die Elemente der Phyſik, der Naturgeſchichte und der Medicin abhandeln. Daran aber denkt in der Türkei noch niemand, und der Clerus weniger als jeder Andere, obgleich er eigentlich mit einem guten Beiſpiele vorangehen ſollte. Die europäiſchen Bibelgeſellſchaften, und hauptſächlich die engliſche, dürften wohl einen Theil ihrer Mittel auf die Vertheilung ſolcher Bücher verwenden, ohne übrigens die Fundamental-Principien des Islam zu berühren; dieſes wäre wenigſtens wahre Philanthropie ohne Fanatismus. Die Verbreitung ſolcher Abhandlungen fände vielleicht einen Mäcen in der Türkei, und in jedem Fall würden ſie mehr zum Fortſchritte der Civiliſation beitragen, als dieſe Schiffsladungen von Bibeln, womit man nutzlos und zur Beluſtigung der Türken die Häfen der Levante überſchwemmt.

Mehrere Dörfer zwiſchen Sophia und Loſditſcha glaubten ſich vor der Peſt zu ſchützen, indem ſie bei den bedeutendſten Eingangsorten eine todte Gans oder ein todtes Huhn befeſtigten. In der Mitte des Monats Junius ſtarben zu Loſditſcha 10 bis 15 Perſonen täglich. Die Krankheit, welche durch macedoniſche Baumwolle eingeſchleppt wurde, war zuerſt bei den bulgariſchen Chriſten ausgebrochen. Während unſerer Durchreiſe litten beſonders die Türken davon. Dieſe Stadt mit 15 bis 17,000 Seelen liegt an dem Ausgang einer von der Oſma durchſtrömten Schlucht im Kalkgebirge; die Straßen ſind daſelbſt ziemlich unreinlich, obſchon nicht in dem Grade wie in Sophia.

Wenn die Peſt zu Loſditſcha milde auftrat, ſo war dieß nicht der gleiche Fall zu Plewna, einer Stadt von 20,000 Seelen, ſechs Lieues nördlicher. Dieſe war verödet, die Gewölbe geſchloſſen, und man behauptete gegen das Ende des Junius, daß ſeit dem Ausbruche der

Peſt 8000 Perſonen daran geſtorben ſeyen, eine wahrſcheinlich übertriebene Zahl. Man darf überhaupt im Allgemeinen dergleichen Angaben keinen Glauben beimeſſen. Die Türken verheimlichen faſt immer die Wahrheit oder vermindern die Zahl der Opfer; ſie wollen zeigen, daß ſie die Peſt nicht fürchten, oder ſie wollen die Furcht ſchwächen, welche dieſe Seuche einflößt. Nur wenn man ſich mit ihnen allein befindet, kann man öfters die Wahrheit erfahren, und man findet ſie dann dem Tod eben ſo abgeneigt, als die Chriſten. Dieſe Letztern dagegen haben die Gewohnheit, die Zahl der Peſtopfer zu übertreiben. Sie behaupten oft, die Krankheit ſey nur unter den Türken oder den Juden vorhanden, wie die Türken daſſelbe von den Juden behaupten, die ſchmutziger als ſie ſelbſt ſind. Die Chriſten, welche nicht ſo fataliſtiſch ſind und viel furchtſamer als die Türken, ſind weit mehr zur Flucht und zur Auswanderung geneigt, als die übrigen Bewohner der Türkei. Ueberdem ſind ſie reinlicher als die Bekenner des Islam, und wenden ſelbſt hin und wieder Mittel an, um die Luft ihrer Wohnungen zu reinigen, ſo daß man mit Gewißheit die im Lande verbreitete Idee für richtig halten kann, daß, im Verhältniſſe zur Anzahl der verſchiedenen Einwohner der Türkei, die Peſt weniger Chriſten als Muhammedaner tödtet.

Südlich von Loſditſcha und auf der Straße von Widdin nach Adrianopel fanden wir eine andere unglückliche Stadt, Namens Selwi. In dieſem 6 bis 8000 Seelen ſtarken Orte, mit drei Moſcheen, war Alles ausgeſtorben, die Straßen waren öde, die Verkaufsläden, mit Ausnahme eines kleinen Kaffeehauſes bei der Poſt, geſchloſſen. Dieſes bildete gewiſſermaßen eine Oaſe des Lebens in der Mitte dieſer Todeswüſte, deren Stille nur von dem Krähen einiger Hähne unterbrochen wurde, welche von ihren Herren zurückgelaſſen worden waren. Fünf oder ſechs von der Peſt ſo eben erſt geneſene Türken, welche ſich mit Mühe aufrecht hielten und bei der Poſt angeſtellt waren, machten die ganze Einwohnerſchaft aus. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die häufige Bewegung der Poſtillone in freier Luft, ſo wie der Durchzug der Luft durch ihr Lederzeug und ihre Kleider ihnen gewiſſermaßen als Präſervativ gegen die Peſt dient. Uebrigens ziehen Pferdehaare die Krankheit nicht an. Obſchon viele bulgariſche Einwohner entflohen waren, ſo lagerten andere weniger Vermögliche in kleiner Anzahl auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt unter elenden Laubhütten. Dieſe Peſt, welche Ende Junius ſchon ſeit acht Monaten wüthete, hatte die Begräbnißplätze in weite, mit friſchen Hügeln bedeckte Felder verwandelt, welche einen anſteckenden Geruch verbreiteten.

Während dieſes Unglücks war durchaus kein Befehl ertheilt worden, die Luft in den Magazinen und die Waaren ſelbſt zu reinigen. Die überlebenden Eigenthümer kamen zurück, und wurden durch das Einathmen des in irgend einer Kiſte oder einem Ballen zurückgebliebenen Peſt-Miasma's aufs neue von der Krankheit befallen. Wenn aber die Peſt ein Haus ganz entvölkert hatte, ſo beſchränkte ſich die Stadtobrigkeit darauf, ganz einfach während einiger Wochen deſſen Thüren ſperren zu laſſen. Nach Verlauf dieſer Zeit bezogen dann die Erben ohne weiteres die Wohnung, und bedienten ſich ſelbſt der Garderobe der Todten, ohne die Kleider lüften zu laſſen.

Die Peſt graſſirte auch in der öſtlichen Bulgarei, wie z. B. zu Kaſan, einem großen bulgariſchen Flecken von 500 gut gebauten Häuſern auf einem ſteilen Vorberge des Balkan. Alles war hier in Trauer gehüllt; man hatte in den Straßen und auf den Höfen Dünghaufen angezündet, welches einen furchtbaren Geſtank verurſachte. Die Krankheit war erſt Ende Junius daſelbſt ausgebrochen. Der Paſcha von Ruſtſchuk, welcher fürchtete, daß ſie in ſeiner Reſidenz eingeſchleppt werden möchte, hatte eine Quarantäne von zwölf Tagen angeordnet. Man konnte nicht genau erfahren, ob die Peſt zu Razgrad, einer türkiſchen Stadt, und in den andern muſelmänniſchen Städten in deren Nachbarſchaft herrſche. Zu Silliſtria nahm man ebenfalls Vorſichtsmaaßregeln.

Südlich vom Balkan war die Peſt ſehr ſtark in Rumelien verbreitet. Karnabat, nicht weit vom ſchwarzen Meere, war völlig angeſteckt. Aidos, eine vom Kriege zerſtörte Stadt von einigen tauſend Seelen, ſchien uns der Anzahl der neuen Gräber nach von der Peſt verſchont zu ſeyn, obgleich die Einwohner das Gegentheil behaupteten und große Furcht davor hatten. Im Allgemeinen hat die griechiſche Bevölkerung im alten Thracien eine übertriebene Furcht vor der Peſt. Jeder Flecken, jedes Dorf verſicherte, daß die Krankheit in dem nächſten Orte vorhanden ſey, und die Verbindung war in Folge deſſen unterbrochen. Die Schwefelbäder bei Aidos, wo man ſonſt gewöhnlich im Sommer an zweihundert Wagen und Buden fand, waren verödet. Die abergläubiſchen Anſichten über die Peſt gehen bei den Griechen ſo weit, daß ſie dieſe Krankheit in einen böſen Geiſt verwandeln, dem man Opfer bringen müſſe. Andere Griechen meinen, daß dieſelbe bei Nacht und vom Meere komme, und halten deßhalb die Fenſter wohl verſchloſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Ein wegen ſeiner Neuheit ziemlich merkwürdiges Ereigniß, das ſeine Erklärung in der ſtrengen Kälte findet, welche den Norden heimſucht, fand ganz kürzlich im Departement der Landes ſtatt. Die Bewohner der Gemeinden längs der Küſte von Seignoſſe bis Capbreton wurden durch das in dieſen Gegenden ganz ungewohnte Erſcheinen einer ungeheuren Menge wilder Enten, die von dem aufgeregten Meere meiſt leblos an das Ufer geworfen wurden, ſehr in Erſtaunen geſetzt. Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß man ſich eilends auf dieſe unerwartete Beute ſtürzte und der Fang ſehr reichlich ausfiel. Mancher ſammelte für ſeinen Theil mehr als 600 Enten. Alle Arme wurden in Bewegung, alle Saumthiere in Requiſition geſetzt und alsbald die benachbarten Döfer verproviantirt. Tauſende wurden nach Bordeaux, Pau und Toulouſe verſendet. Dieſe Entenjagd ſcheint ſich auf die ganze Küſte bis nach Teſte erſtreckt zu haben. Nach dem zu urtheilen, was unter unſern Augen vorging, dürfte man die Zahl der erbeuteten Enten auf 20,000 Stück ſchätzen. (Sentinelle des Pyrénées.)

Hr. Warden hat in der Sitzung der franzöſiſchen Akademie vom 5 Februar einige Nachrichten über die Verbindung des ſtillen und atlantiſchen Meeres gegeben. Während des Jahres 1837 waren die im Staate von Centro-Amerika unternommenen Canalarbeiten wegen des Wiederausbruchs der Cholera in der Provinz Nicaragua ſuspendirt worden, und können auch nicht vor dem Jahre 1839 vollendet werden. Auch darf man den Canal nicht öffnen vor der Rectification eines Vertrages zwiſchen dem Könige von Holland und der Regierung von Centro-Amerika. Der Verbindungsweg ſoll nachfolgender ſeyn: von der Mündung des Fluſſes San Juan de Nicaragua (10° 58' N. B.) ſtromaufwärts bis in den See dieſes Namens, eine Strecke von 130 engliſchen Meilen; von da quer durch dieſen See bis zur Stadt Nicaragua, eine Entfernung von 97 Meilen; von dieſer Stadt bis Porieto im Golf von Papagayo, eine Entfernung von 16 Meilen, zuſammen 243 Meilen. In der Provinz Guatemala und San Salvador wüthete die Cholera ſo heftig, daß es an Armen fehlte, um die Indigo- und Cochenille-Ernte einzuheimſen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 52.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

21 Februar 1838.

Skizzen aus der Krim.

(Aus Edmunds Spencers: Travels in Circassia, Crim Tartary etc.)

Ich reiste in einem Dampfboot von Odessa ab mit einer Anzahl russischer Adeligen, welche den Grafen Woronzow auf eine Expedition an der tscherkessischen Küste begleiten, und einigen Bewohnern Odessa's, die einen Sommerausflug in den Bergen der Krim machen wollten, welches Land die Russen gewöhnlich als die russische Schweiz bezeichnen. Der erste Anblick spricht aber nicht für diese Benennung, die sich jedoch von den an die monotonen Ebenen ihres Vaterlandes gewohnten Russen erklären läßt. Erst wenn man das Kloster St. Georg erreicht hat, das auf dem Gipfel weit vorspringender und scheinbar unzugänglicher Felsen liegt, wird die Landschaft wirklich malerisch. Das Kloster ist noch von griechischen Mönchen bewohnt, und soll, wenn man einigen Alterthumsforschern glauben darf, an der Stelle liegen, wo einst der Tempel der taurischen Diana lag; die Mönche behaupten sogar, das Piedestal entdeckt zu haben, auf dem die goldene Bildsäule der Göttin stand.

Bald nachdem man an dem Kloster vorüber ist, erblickt man die schöne Bai von Balaclava mit ihren ummauerten, jetzt größtentheils in Trümmern liegenden Höhen. Strabo beschreibt diese Stadt, die einst eine der bedeutendsten der heraklootischen Halbinsel war, und den Namen Portus Symbolorum führte. Als dieser unabhängige Staat vernichtet war, blieb die Stadt in Ruinen liegen, bis die Genueser, welche den Werth ihres Hafens erkannten, sie wieder aufbauten, die angränzenden Höhen befestigten und ihrer neuen Schöpfung den Namen Bella-clava (der schöne Hafen) gaben, was seitdem in Balaclava verdorben wurde. Die Stadt blühte, bis die Türken, die Genueser aus der Krim verjagend, die Stadt plünderten und sie in Ruinen liegen ließen, wie sie bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Diese schöne Bai gleicht einem sich durch die Berge windenden Fluß, ist fast eine halbe Stunde lang, nirgends über 1000 Fuß breit, und am Eingang so eng, daß zwei mäßig große Schiffe kaum neben einander einlaufen können. Der Ankergrund ist überall sicher, das Wasser hinreichend tief, um die größten Schiffe aufzunehmen, und die umliegenden Berge gewähren einen nie fehlenden Schutz gegen die heftigsten Stürme. Trotz dieser Vortheile war die Bai lange Zeit nicht nur fremden, sondern auch russischen Schiffen verschlossen, weil das umliegende Gebirg dem Schmuggelhandel zu viel Leichtigkeit darbot, und erst in ganz neuerer Zeit ist es auf den Antrag des Grafen Woronzow erlaubt worden, daß Schiffe bei schlechtem Wetter hier Schutz suchen dürfen. Dieß war um so nöthiger, als dieser Theil der Küste eine Reihe schroffer Klippen darbietet, die den Schiffen bei stürmischem Wetter höchst gefährlich und nur allzu oft verderblich geworden sind.

Je näher man Alupka kommt, desto malerischer wird der Anblick: Felsen sind auf Felsen gethürmt in chaotischer Unordnung, und darüber erhebt sich der riesenhafte Ai Petri 3500 Fuß über den Meeresspiegel. Auch zeigte sich das Land fruchtbarer als zuvor, der ganze Raum zwischen den anstrebenden Felsen und dem Meere ist mit Bäumen und Buschwerk bewachsen, terrassirte Weingärten schmücken die Berge und mischen ihr leichteres Grün mit den dunkeln Fichten des Gebirgs, während aus den kleinen Thälern unten die Dörfchen der Tataren mit ihren zierlichen kleinen Moscheen hervorschauen. Da und dort unterschied man auch die artigen Villas und wohl unterhaltenen Gärten des reichen russischen Adels, und das prächtige Schloß des Grafen Woronzow mit seinen stolzen Thürmen blickte in aller feudalen Größe der Vorzeit auf seine demüthigen Nachbarn herab. Ueberhaupt ist das Land zwischen Alupka und dem Hafen von Jalta das schönste und fruchtbarste an der Südküste der Krim, und genießt eines sehr milden Klima's, da es gegen die kalten Nordwinde durch die hohen Gebirge geschützt ist. Früchte südlicherer Gegenden gelangen hier zu hoher Vollkommenheit, und man darf darum nicht erstaunt seyn, daß jeder Fleck bestmöglich angebaut ist. Selbst die Felsen sind in Gärten und Weinberge verwandelt, und Wagenstraßen und Alleen, mit großen Kosten und Arbeit angelegt, führen längs den Abhängen hinauf bis zu den schwindelnden Höhen.

Die prächtigsten Landsitze des russischen Adels sind die des Generals Leon Naryschkin, des Fürsten Golyzin, und des Grafen de Witt; und da diese Herren gerade in ihren Villas anwesend waren, begrüßten sie uns, als wir vorüberfuhren, mit

Kanonensalven, wobei zugleich das Banner jeder Familie entfaltet wurde.

Unser Schiff machte jetzt eine kleine Wendung, lief in die freundliche Bai von Jalta ein, und auch hier wurden wir mit Kanonensalven vom Ufer und von den Kriegsschiffen empfangen. Das Schauspiel war in diesem Augenblick äußerst malerisch: zahlreiche tatarische Fischer in ihrem alten Costume und noch ältern Booten lehnten sich rund um die Corvette Iphigenie her auf ihre Ruder, und horchten in stiller Verwunderung auf die schöne Musik an Bord; Matrosen saßen nachlässig auf ihren Kanonen, und die Officiere in Gruppen gesammelt, schwenkten ihre Mützen zum Willkomm, die ganze Bevölkerung von Jalta und der Umgegend schien sich versammelt zu haben, um Zeuge unsrer Ankunft zu seyn. Die Mannichfaltigkeit der Costumes, die Uniformen der Officiere, die bunten Livreen der Bedienten und die seltsamen Kleidungen der Tataren trugen nicht wenig dazu bei, den Anblick zu beleben.

Jalta, eine ganz kleine Stadt mit guten Gasthöfen, einer Post und allen möglichen Bequemlichkeiten für den Reisenden, ist durchaus eine Schöpfung des Grafen Woronzow. Die Häuser sind gut gebaut, die Straßen regelmäßig angelegt, überall zeigt sich eine steigende Handelswohlfahrt, und Jalta hat bei seinem sichern Hafen und manchen andern Vortheilen alle Aussicht, eine blühende Stadt zu werden.

Nach wenigen Tagen brachen wir wieder auf, und fuhren weiter an der Südküste hin. Dieselbe Felsenkette begleitete uns wie früher, gewann aber nicht bei näherer Bekanntschaft; denn außer dem Lande um Alutschta und der Strecke zwischen Jalta und Alupka ist die Küste weder sonderlich schön noch fruchtbar.

Der erste Hafen, an dem wir landeten, war Theodosia, jetzt gewöhnlich Caffa genannt, das durch seine Lage sehr gut zum Handel geeignet ist: der Ankergrund ist gut und sehr nahe am Ufer, und die Bai ist gegen jeden Wind geschützt, den Ost- und Südostwind ausgenommen, welche aber in diesen Meeren nie mit einer Gefahr drohenden Heftigkeit wehen sollen. Man behauptet irrthümlicher Weise, die Stadt sey auf der Stelle des alten Theodosia erbaut; das aber ist gewiß, daß die Stadt unter den Genuesern im Mittelalter so blühend war, daß sie 150,000 Einwohner hatte, und wegen des Glanzes ihrer öffentlichen Gebäude das Konstantinopel der Krim genannt wurde. Der einzige noch vorhandene Ueberrest der Größe ihrer italienischen Herren ist ein ziemlich gut erhaltener Wachtthurm und die Ruinen ihrer Festungswerke, denn als die Türken im Jahre 1774 die Stadt einnahmen und plünderten, zerstörten sie den größten Theil derselben, die wenigen Einwohner, welche diese allgemeine Vernichtung überlebten, stoben nach andern Ländern, während der schwache zurückbleibende Rest in Faulheit und Armuth versank. Nach Clarke, welcher die Krim im Anfang dieses Jahrhunderts besuchte, vollendeten die Russen das Werk der Zerstörung. Jetzt arbeitet es sich unter der aufgeklärten Regierung des Generalgouverneurs langsam wieder empor, aber wegen der Nachbarschaft von Kertsch, das für den Handel viel vortheilhafter gelegen ist, will der letztere gegenwärtig nicht viel sagen, und beschränkt sich hauptsächlich auf Fische, welche in den benachbarten Meeren im Ueberfluß vorhanden sind.

Als wir Theodosia verließen, sagten wir Allem, was man eine schöne Küste nennen könnte, Lebewohl: die Felsen, deren Buschwerk bereits sehr schwach geworden war, sanken bald zur monotonen Steppe herab, ohne daß ein Baum die öde Wüste unterbrochen hätte; nur hie und da bewies noch eine Schafheerde mit einer Tatarenhütte, daß Menschen hier wohnten. Diese Verödung ist um so außerordentlicher, als nach Strabo und selbst nach den Angaben der Genueser aus dem 15ten Jahrhundert dieser ganze District zwischen Theodosia und dem asowischen Meere Korn in solcher Fülle hervorbrachte, daß man ihn die Kornkammer der Krim nannte — ein neuer Beweis, daß entweder die muhammedanische Herrschaft einen vernichtenden Einfluß ausübte, oder daß das Klima sich seit dieser Zeit wesentlich änderte.

Nachdem wir an den Ueberresten der festen Mauer vorüber waren, welche die Gränze des alten Königreichs Bosporus bildete, fuhren wir um das Cap Thakli herum, und liefen in den cimmerischen Bosporus ein, welcher das schwarze Meer mit dem asowischen verbindet. Vom Wind und einer starken Strömung begünstigt, hatten wir bald die Straße im Rücken, und warfen Anker bei Kertsch, dem alten Panticapäum, der berühmten Hauptstadt des Helden Mithridates. Dieß ist der beliebteste Seehafen in der Krim und durch seine Lage vortrefflich zum Handel geeignet. Graf Woronzow erkannte dieß, that alles Mögliche, um seine Wohlfahrt zu befördern, und erwirkte auch kürzlich eine Ukase, der zufolge alle nach dem asowischen Meere bestimmten Schiffe hier anhalten und Quarantäne halten sollten. Diese Maaßregel war der noch in ihrer Kindheit befindlichen Stadt sehr förderlich. Ihre jetzige Einwohnerzahl beträgt zwischen 3 und 4000 Menschen; die Häuser sind mit einem gewissen Geschmack gebaut, die Straßen regelmäßig, und man hat bei ihrer Anlegung den in andern neuen Städten Rußlands so gewöhnlichen Fehler vermieden, sie so breit zu machen, daß die Einwohner sie entweder nicht pflastern können oder nicht wollen, und der Fremde deßhalb im Sommer von Staubwolken gepeinigt ist, und im Winter in tiefem Koth waten muß. Die Quarantäne-Anstalt zu Kertsch, welche von dem Grafen entworfen und ausgeführt wurde, kann andern ähnlichen Anstalten zum Vorbild dienen; die Lage ist luftig, die Zimmer groß und die Promenaden ausgedehnt; auch hat sie den seltenen Vortheil in diesem dürren Lande, mit dem reinsten Quellwasser überflüssig versehen zu seyn.

Abgesehen von der alterthümlichen Wichtigkeit des Orts ist auch seine Lage ungemein angenehm: sie ist wie Theodosia von einem Amphitheater von Bergen umgeben, die zum Theil mit Häusern bedeckt sind, die sich von der schönen Bai an bis hinauf an die freundlichen Höhen erstrecken. Ein zierlicher Tempel krönt die Stelle, wo einst die königliche Residenz der bosporischen Könige stand, und ein zweiter, noch zierlicherer Bau steht auf einer hervorspringenden Terrasse: dieser letztere ist zum Museum bestimmt, und wird auf Kosten des Kaisers aufgeführt. Aber dem ganzen umliegenden Land fehlt es an Baumwuchs, ja fast

ganz an Vegetation, ſo daß man ihn nicht lange betrachten kann, ohne durch den glänzenden Schimmer der See oder die blendende Weiße der Gebäude beläſtigt zu werden. Der Mangel an Bäumen in dieſem Theile der Krim iſt ſo groß, daß die Einwohner ihr Feuerholz 120 Werſte weit herholen müſſen. Die im Muſeum befindliche Sammlung von Alterthümern hat ſich ungemein vermehrt, ſeit man im J. 1830 den angeblichen Grabhügel des Mithridates eröffnete, den die Tataren Altyn Obo oder den Goldberg nannten. Die unermeßliche Menge vergoldeter Vaſen von Bronce und goldener Zierrathen aller Art rechtfertigten die Benennung: ſie waren alle von der ausgeſuchteſten Arbeit, leider iſt aber eine große Menge der merkwürdigſten davon nach Petersburg geſchickt worden. Die Erwerbung dieſer Schätze erzeugte natürlich das Verlangen, noch andere Grabhügel zu öffnen, und in der vollen Erwartung, daß eine zweite Entdeckung von gleicher Wichtigkeit die Nachforſchungen belohnen würde, wählten die Behörden von Kertſch einen Grabhügel aus, deſſen Dimenſionen denen des Altyn Obo glichen, und verwendeten eine Anzahl Leute mehrere Wochen lang zu ſeiner Ausgrabung. Nach vieler Arbeit und nutzloſem Suchen kam man endlich auf eine ungeheure Steinplatte, und Wachen wurden dabei ausgeſtellt, bis Graf Woronzow ankommen würde, in deſſen Gegenwart und bei Fackellicht die Eröffnung ſtattfinden ſollte.

Der Graf begab ſich wirklich dahin, und das Schauſpiel, das ſich nun darbot, war in der That ſeltſam genug. Der Grabhügel war einige Stunden von Kertſch entfernt, und das Land ſo wild, daß auch nicht eine menſchliche Wohnung zu ſehen war. Unſere Geſellſchaft betrug etwa 100 Perſonen, und befand ſich in der dunkeln Höhlung eines unermeßlichen Grabes, einige in einer Tiefe von 30 Fuß, andere oben an den Seiten; der fahle Glanz der Fackeln röthete die weißen Kleider der Damen, und erhellte die glänzenden mannichfachen Uniformen der Officiere; unter der bunten Maſſe befanden ſich Koſaken vom Don und vom ſchwarzen Meere, Circaſſier, Matroſen, Tataren, Griechen, karaitiſche Juden u. dgl. Die Arbeit, die ſchweren Steinplatten, welche ſeltſamerweiſe in Kreuzesform über dem Grabe lagen, aufzuheben, ging langſam vorwärts, die Erwartung war äußerſt geſpannt, und als nach vieler Anſtrengung die maſſiven Steine weggehoben waren, ſah man einen viereckig ausgehauenen Steinſarg mit einem hölzernen Gefäß in der Mitte, das eine bronzene vergoldete Urne von der zierlichſten Form und der ausgezeichnetſten Arbeit enthielt. Das Ganze wurde nach Kertſch gebracht; als man aber die Urne öffnete, fand ſich nichts, als die Aſche deſſen, der hier beerdigt worden war. Dieſe Ueberreſte, vielleicht die eines Fürſten oder Helden, der einſt ſeine Völker zum Sieg geführt, wurden ſpäter von einem Diener aus der Stadt geſchafft und auf einen Düngerhaufen geworfen.

Die Tumuli dieſer Länder ſind ausnehmend intereſſant, und die ungeheure Zahl ſowohl als die Größe derer, die man hier und auf der benachbarten Inſel Taman findet, beweiſen unwiderſprechlich, daß das Land einſt von einem großen und mächtigen Volke bewohnt war. Den Reichthum desſelben beweiſt die Mannichfaltigkeit der goldenen Zierrathen, die ſchönen Vaſen, die vortrefflichen Statuen und die mit Sculpturen verzierten Gräber zur Genüge. Was den Urſprung dieſer letztern betrifft, ſo wurden die Erdhügel darüber freiwillig von dem Volke aufgeführt, denn wenn einer der großen Krieger oder Könige ſtarb, wurde ſeine Aſche in ein Grab geſtellt, und jeder, der ſeine Tugenden bewunderte, führte Erde dahin und warf ſie auf das Grab; dieß iſt wenigens die Tradition der Abkömmlinge der Ureinwohner, von denen ſich einige noch in den Bergdiſtricten der Krim finden.

(Fortſetzung folgt.)

Nachricht von dem Reiſenden Hendelot.

Dieſer Naturforſcher iſt den neueſten Nachrichten zufolge gegen Ende Auguſts oder Anfang Septembers am Senegal geſtorben; er war von dem Pariſer Muſeum der Naturgeſchichte abgeſchickt worden, um dieſes reiche Land zu unterſuchen, und hatte ſchon wiederholt eine große Menge ſeltener Gegenſtände nach Europa geſchickt. Als er das zweitemal den Senegal hinauffuhr und zu Galam angelangt war, ergriff ihn die Krankheit, die ihn dann auf ſeiner Rückreiſe nach St. Louis, 145 Lieues von dieſem Orte, dahinraffte. Der Neger, welcher ihn begleitete, bemächtigte ſich alsbald der Effecten des Verſtorbenen, ſo wie der geſammelten naturhiſtoriſchen Gegenſtände, und machte ſich davon. Die Ufer des Gambia, die Königreiche Caſſana, Galum und Futa-Djalon waren nacheinander von dieſem unerſchrockenen Reiſenden beſucht und bedeutende Sammlungen, namentlich an Pflanzen, gemacht worden.

Bemerkungen über die Peſt, welche im Jahre 1837 die europäiſche Türkei verheerte, und über die ſerbiſchen Quarantänen.

(Fortſetzung.)

Zu Kirkliſſa war die Peſt im Monat Julius unter den griechiſchen und bulgariſchen Chriſten ziemlich ſtark herrſchend; die Türken nahmen einige Vorſichtsmaaßregeln und vermieden die Chriſten. Dieſe Stadt hat übrigens eine ſehr geſunde Lage am Fuße kleiner Hügel und am Saume der Ebene von Adrianopel. Nicht weit davon ſchien uns das Dorf Eretli von der Peſt beſonders hart mitgenommen zu ſeyn; die Gräber der Peſttodten waren mit Dornenſträuchern bedeckt.

Zwiſchen Kirkliſſa und Konſtantinopel fanden wir die Peſt zu Tſchataltſcha, zu Kum-Burgas und zu Bujuk-Tſchekmedſche. Zu Kum-Burgas, wo der Sohn des Gaſtwirths von der Peſt befallen wurde, verließen die Eltern ihr Kind und flohen auf die benachbarten Anhöhen, welchem Beiſpiel die Mehrzahl der Einwohner ſpäterhin folgte. Der junge Mann genaß indeß mit Hülfe kühlender Getränke. So kann dieſe Seuche bei den Chriſten die heiligſten Gefühle der Kindes- oder Elternliebe tödten; der Türke iſt niemals ſo entartet. Zu Beuk-Tſchekmedſche, einem türkiſchen Flecken am Ufer einer Lagune, war die Peſt ſehr ſtark, während ſie im griechiſchen Weiler Baligrad, an der andern Seite der Bai, ganz milde auftrat.

Zu Adrianopel hatte die Peſt im Monat Junius aufgehört, oder wenigſtens waren Peſtfälle ſo ſelten, daß man nicht mehr davon ſprach. Dieſes iſt die einzige große türkiſche Stadt, welche uns größtentheils ziemlich reinlich und gut gepflaſtert ſchien. Zwar riechen die gewölbten

und geschlossenen Bazars ein wenig übel, dieß kommt aber mehr von den Waaren, welche sich darin befinden. Uebrigens sind die zahlreichen Budenreihen nicht wie anderswo mit Brettern bedeckt, sondern oben offen. Im Junius waren zweitausend Buden verbrannt und hatten die Luft gereinigt; die Mehrzahl derselben war jedoch nach sechs Wochen, Dank der Großmuth des Sultans, wieder aufgebaut. Auf der Straße von Adrianopel nach Enos herrschte der Schrecken der Pest. Die Dorfbewohner trieben die Vorsichtsmaaßregeln so weit, daß sie auf den Feldern und auf den Anhöhen schliefen, um das Zusammentreffen mit Reisenden zu vermeiden. Diese Leute wurden davon sehr mager, wie z. B. in Sattitsé und an andern Orten.

Auf dem Wege von Tekirdagh (Rodosto) nach Seres fanden wir von der Pest angesteckte Ortschaften. Seres verdankte es jedoch den Maaßregeln seines Pascha's, daß es davon verschont geblieben war. Dagegen war Salonichi, eine Stadt mit nahe an 70,000 Seelen, dergestalt davon angegriffen worden, daß im Monat April, wie man sagt, nur noch 15,000 Seelen übrig waren; so groß war daselbst die Sterblichkeit und die Auswanderung.

Der übrige Theil Macedoniens war von der Pest verschont geblieben, ausgenommen der Flecken Kornanova, welchen der aufgeklärte Pascha von Uskup hatte cerniren lassen. In Jenischè-Vardar und Keupsili am Vardar dagegen hatte die Pest aufgehört, und es war noch ein Theil von der Bevölkerung übrig geblieben. Die Pest ist weder in Thessalien, noch in Nieder-Albanien eingedrungen; Larissa und Janina sind gesund geblieben.

Im östlichen Rumelien war die Pest zu Eskisagra, einer bulgarischen Stadt mit 15 bis 20,000 Griechen und Türken in einer köstlichen Gegend an den letzten Vorsprüngen des Hämus, ausgebrochen. Die Unreinlichkeit ist dort ziemlich stark, und der große bedeckte Bazar ein wahrer Kloak. Bei dem Ueberfluß an Wasser würde es ein Leichtes seyn, diese Stadt zu säubern, und sie mit dem reinlichen Kezanlik, der Stadt des Rosenöls, auf gleiche Stufe stellen. Die Türken kennen aber kein anderes Mittel die Straßen zu reinigen, als den Regengüssen oder vielmehr den angeschwellten heftigen Bergströmen diese Sorge zu überlassen. Außerhalb der Stadt, nahe beim Kirchhofe, waschen alte Weiber die alten Kleider und Sachen der Todten.

Zu Haßköi, einer Stadt, welche in der Mitte des Weges zwischen Adrianopel und Philippopolis liegt, war die Pest gegen Ende Julius aufgetreten. Diese Stadt, mit ungefähr 1000 Häusern und sechs Moscheen, liegt an den beiden Seiten eines gesunden Thales, befruchtet und bewässert von einem kleinen Bache. Die Häuser sind größtentheils von Stein, und die Straßen nicht schmutzig. Es starben dort jedoch sechzig bis siebzig Personen täglich, und wir hatten daselbst einen fürchterlichen Anblick. Es gibt dort drei Begräbnißplätze, welche auf verschiedenen Anhöhen liegen. Auf allen dreien sahen wir zu gleicher Zeit Leichen einscharren, Eltern, welche in ihre Wohnungen zurückkehrten, und Todtengräber, welche fortwährend beschäftigt waren, neue Gräber zu machen. Einen unerträglichen Gestank verursachten diese immer sich erneuernden Leichenzüge, welche selbst die Landstraße in Beschlag nahmen.

Philippopolis, diese große Handelsstadt von mehr als 60,000 Seelen, hatte die Pest seit dem Monat März. Von dieser Zeit an bis zur Mitte Augusts waren an der Krankheit 12,500 Personen gestorben, und zwar: 8000 Türken, 4000 Griechen, 400 Armenier und 200 Juden. Die Sterblichkeit, welche zuerst 2 bis 3 Personen täglich betragen hatte, stieg nach und nach bis auf 10, 20, 30, 50, 70 Menschen und selbst mehr täglich. Die Kirchhöfe waren mit frischen Gräbern bedeckt. Die Einwohner, welche hatten entfliehen können, waren in den umliegenden Dörfern zerstreut, und hatten sich selbst nach dem Rhodope und in noch entferntere Gegenden begeben. Mehrere Ortschaften in der Umgegend, welche angesteckt wurden, vermehrten noch das Traurige des Zustandes, und nöthigten zu neuen Auswanderungen. Die Verkaufsgewölbe von Feldè (Philippopolis) waren nur hie und da geöffnet, die kaufmännischen Geschäfte ganz eingestellt, oder auf das Nöthigste beschränkt. Waarenräucherungen hatte man nur im Bazar und bei einigen griechischen Kaufleuten vorgenommen; die türkische Obrigkeit that nichts, und erwartete mit gekreuzten Armen das Ende der Seuche von der Gnade Gottes. Die einzige Wohnung, die wir finden konnten, war ein isolirter, hölzerner Pavillon an der Mariha. Da wir durch unumgängliche Geschäfte dort aufgehalten waren, so konnten wir mit Bequemlichkeit die Pestkranken beobachten und mit ihnen sprechen; der größte Theil derselben hatte Beulen (bubons) unter der Achsel oder am Halse; die Einen waren lahm, die Andern einarmig, noch Andere hatten den Hals auf einer Seite; Alle aber zeichneten sich durch blasse Gesichter, Magerkeit und durch hohle Augen aus. Es scheint, daß Beulen weit häufiger vorkommen als Flecken allein.

Philippopolis liegt in einer weiten Ebene voller Sümpfe und Reisfelder, und ist dem Wechselfieber sehr unterworfen. Zwischen dieser Stadt und Tatar-Basardschik waren die Gastwirthe auf dem Punkt, ihre Häuser zu schließen und sich in die Berge zu flüchten. Sie vermieden alles Zusammentreffen mit den Reisenden. Tatar-Basardschik, eine bulgarisch-türkische Stadt von 6 bis 8000 Seelen in einer Philippopolis ähnlichen Lage, war im August neuerdings von der Pest heimgesucht worden. Sie war zur Hälfte verödet; nur die Türken waren mit den armen Bulgaren, welche nicht entfliehen konnten, zurückgeblieben; alle Gasthäuser und Gewölbe waren geschlossen.

Dieses Auswandern der Einwohner bei Pestzeiten ist das Allernachtheiligste; denn wenn sich auf diese Weise auch viele Personen vor der Pest schützen, so verbreiten Andere sie in die Ferne. Einige albanesische Familien waren wegen Rebellion nach der Umgegend von Tatar-Basardschik verwiesen worden. Wird man es glauben, daß diese Hunderte von Individuen mitten unter den Schrecknissen der Pest die Erlaubniß erhielten, mit ihren sämmtlichen Sachen in ihr Vaterland zurückzukehren!

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 16** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Die zwei Geliebten. Von Alfred de Musset. — Dichters Leben. Von John Keats.

Im Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 53.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

22 Februar 1838.

Die perſiſchen Prinzen in London.

Eine Epiſode aus der neueſten perſiſchen Thronveränderung.

Bekanntlich hielten ſich vor zwei Jahren drei perſiſche Prinzen in London auf; der Reiſende Baillie Fraſer, Verfaſſer einer geſchätzten Reiſe in Khoraſan und mehrerer anderer auf den Orient bezüglichen Werke, machte ihren Cicerone, und hat jetzt über ihren Aufenthalt daſelbſt, ſo wie über ihre frühern Schickſale eine Schrift herausgegeben, aus welcher wir vorerſt eine Schilderung dieſer Prinzen entheben.

Von allen den zahlreichen Oheimen und Vettern, welche den jetzigen Schah von Perſien um ſeinen Thron beneideten, konnten nur drei ihm wirklich furchtbar werden, nämlich Zilli Sultan, ein ächter Bruder von Abbas Mirza, welcher Gouverneur von Teheran war, und als ſolcher den Titel Zilli Sultan, d. h. Schatten des Herrſchers führte; zweitens Haſſan Ali Mirza, welcher Gouverneur von Khoraſan und ſpäter von Kerman geweſen, aber von Abbas Mirza mit Erlaubniß des Schahs wegen ſeines ſchlechten Benehmens aus der Provinz vertrieben worden war. Der dritte Gegner war Huſſein Ali Mirza, der Firman Firmai oder Generalgouverneur der wichtigen Provinz Fars. Aber der Stern Muhammed Mirza's ſiegte, namentlich durch die Tapferkeit Sir Henry Bethune's, über alle Mitbewerber, der Firman Firmai ward gänzlich geſchlagen, und die Truppen des Schahs rückten auf ſeine Hauptſtadt an.

In dieſem kritiſchen Augenblick, als der ganze Umfang des Unglücks bekannt war, begaben ſich ſechs ſeiner Söhne, begleitet von einigen ſeiner Brüder, in die innern Gemächer des Palaſts, wo er hülflos und verwirrt daſaß, und beſchworen ihn, nicht einen Augenblick zu verlieren: „Pferde, ſagten ſie, und Diener ſind in Bereitſchaft"; der Firman Firmai, immer noch unentſchloſſen, ſchickte ſie aus, um ſich zu erkundigen, ob irgend ein Thor von den Feinden noch unbeſetzt ſey. Die Prinzen, welche bewaffnet waren und ihre Pferde zur Hand hatten, entfernten ſich augenblicklich, und begaben ſich in einzelnen Abtheilungen nach verſchiedenen Thoren, um wo möglich eines noch unbeſetzt zu finden. Reza Kuli Mirza, Timur Mirza und ihr jüngerer Bruder, Jekender Mirza, fanden ſich nebſt einigen Begleitern bei einander. Das erſte Thor, an das ſie kamen, befand ſich ſchon in den Händen des Feindes, ſie ſprengten nach einem andern, und dieſes ſollte eben gleichfalls geſchloſſen werden, aber Timur ſtreckte den Mann, der es ſchließen wollte, mit einem Piſtolenſchuß nieder. Ein zweiter, der ſeine Flinte auf Timur abdrückte, wurde von ſeinem Bruder Jekender niedergehauen; die Kugel wurde von drei dicken Brodkuchen aufgehalten, welche Timur, als er ſeine Wohnung verließ, für einen Nothfall mit ſich genommen hatte, und ſie retteten ſein Leben; aber einer davon wurde dadurch aus ſeiner Stelle gerückt und fiel zu Boden, ein Verluſt, den der Prinz nachher ſehr beklagte. Die andern Prinzen kamen nun zu rechter Zeit mit einigen Dienern an, und das Thor wurde für eine Zeit lang beſetzt. Reza Kuli Mirza verlor keinen Augenblick, und ſchickte ſeinen Mirakhor oder Stallmeiſter mit einem prächtigen Pferde an ſeinen Vater, und ließ ihn dringend bitten, augenblicklich zu Pferde zu ſteigen und zu ihnen zu ſtoßen, da es noch Zeit ſey. Das Geſchirr dieſes Pferdes war von Gold und 1000 Tomans (6 bis 7000 fl.) werth; 1000 Tomans in Gold waren überdieß noch dem Pferde hinten aufgebunden, was Alles für die Flucht von großem Nutzen geweſen wäre; aber der Stallmeiſter wurde unterwegs getödtet und das Pferd und Alles fiel in die Hände des Feindes. Ein anderes Pferd und ein anderer Bote wurden abgeſchickt, und immer noch ſuchten ſie ihren Poſten zu behaupten, in der Hoffnung, ihr Vater werde zu ihnen ſtoßen; aber endlich, als die Anzahl der Feinde zu groß wurde, mußten ſie weichen, ſtürzten aus dem Thorweg hervor, hieben ſich durch die Feinde durch und ſprengten in vollem Jagen, verfolgt von einigen hundert Feinden, auf die Gebirge zu, von wo aus ſie erſt nach einer Reihe faſt romanhafter Abenteuer das Land verlaſſen konnten. Die Stadt fiel in die Hände der königlichen Truppen, und der Firman Firmai nebſt ſeinem Bruder Haſſan Ali Mirza und einer Anzahl anderer Prinzen, Brüder, Söhne oder Neffen von ihm, wurden gefangen genommen und nach Teheran geſchickt. Der Schah begnügte ſich mit einer unter ſolchen Umſtänden in Perſien ſeltenen Milde, ſie bloß nach dem Staatsgefängniß zu Ardebil zu ſchicken; nur Haſſan Ali Mirza, der für beſonders

gefährlich und ſchuldig galt, wurde einige Tagreiſen von der Hauptſtadt geblendet. Der Firman Firmai erreichte Ardebil nicht; von körperlichen Anſtrengungen und geiſtigen Leiden erſchöpft, unterlag er auf dem Wege nach Adſerbeidſchan einem Anfall von Cholera.

Die drei Prinzen, welche nach England kamen, ſind Reza Kuli Mirza, Nedſchef Kuli Mirza und Timur Mirza. Der erſte iſt der älteſte, und da er der Sohn ſeiner geehrteſten Frau war, auch der vornehmſte. Seinem ſchwachen Vater an Geſchicklichkeit und Verſtand weit überlegen, beruhte die Verwaltung der Provinz hauptſächlich auf ihm, und wohl darum hatte ihm ſchon Feth Ali Schah den Titel Naib Ol Mülk, oder Vicegouverneur des Landes, gegeben. Er iſt jetzt 52 Jahre alt, ſchlank gebaut und von einnehmenden Geſichtszügen. Nedſchef Kuli Mirza iſt der Sohn einer georgiſchen Sklavin, und ſteht darum eigentlich im Rang ſeinen beiden Brüdern nach. Er iſt etwas ſchmächtig, ſein lichtes Haar, ſeine blauen Augen und beſondern Züge deuten ſein georgiſches Blut an, während eine ausnehmende Kurzſichtigkeit, verbunden mit einem natürlich ſchüchternen Weſen, ſeinem Benehmen etwas Linkiſches gibt. Aber dieß unanſehnliche Aeußere deckt mehr Talent und Wiſſen, als die beiden andern Brüder beſitzen; der Wali (Fürſt), dieß iſt ſein Titel, iſt ein ſcharfer Beobachter und ein äußerſt unterrichteter Mann, was ſeiner Meinung bei ſeinen Brüdern ein großes Gewicht gibt. Zudem beſitzt er eine große, man möchte ſagen, duckmäuſeriſche Charakterſtärke, denn er will gerne für einen ſtrengen Aſceten gelten, obgleich er in Geſellſchaft von Vertrauten auch an den Freuden dieſer Welt vollen Theil nimmt. Der dritte, Timur Mirza, iſt ſehr verſchieden von ſeinen beiden Brüdern; er iſt von derſelben Mutter, wie der älteſte, aber fünf oder ſechs Jahre jünger, und ſomit ſechs bis ſieben und zwanzig Jahre alt. Schlank gebaut, aber muscülös, zeigt ſein ganzes Weſen ſeinen Charakter an, welcher der eines furchtloſen, jovialen jungen Kriegers iſt, der ſich um wenig kümmert, was nicht auf Waffen oder geſellſchaftliche Vergnügungen Bezug hat. Pferde, Hunde, Falken, Flinten, Säbel und Piſtolen ſind ſeine Leidenſchaft; dabei iſt er ein warmer Bewunderer weiblicher Schönheit, und nimmt gern an Vergnügungen und Feſten Theil, wo der Becher kreiſt; zudem iſt er ein ſehr lebhafter Geſellſchafter, und hielt nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ſeine Brüder aufrecht unter den ſchweren Schlägen ihres Schickſals, und in der noch quälendern Langeweile des täglichen Lebens. Sein ganzes Benehmen und ſeine Haltung zeigt die kecke, aber freundliche Offenheit und die ſtolze Unabhängigkeit, welche die hervorſtechenden Züge ſeines Charakters ſind. Timur Mirza erhielt von ſeinem Großvater den Titel Hiſſam Eddaulet (das Schwert des Staats), als er bei einer Jagd in den Ruinen von Schahpur, einer alten Stadt im Süden Perſiens, die jetzt eine heulende, von allen Arten wilder Thiere bewohnte Wildniß iſt, allein ins Dickicht eingedrungen war und einen Löwen erlegt hatte. Bald darauf wurde er Gouverneur von Buſchir und Daſchtiſtan, einem Strich am perſiſchen Golf, wo ſein Benehmen deutlich ſeine Güte und Offenheit, aber auch ſeine Unbeſonnenheit und Hitze verrieth.

Skizzen aus der Krim.

(Fortſetzung.)

Außer den Ueberreſten der Akropolis, welche Mithridat auf einem Berge aufführte, und die noch ſeinen Namen trägt, finden ſich nicht weit davon Cimmerium, Akra und Nymphe nebſt den Ruinen des Palaſts der Könige von Bosporus; in der Nähe der Quarantäne liegt das ſogenannte Myrmicium. Geht man nur wenige Stunden weiter nach dem Fort Jenikale, nahe am aſowiſchen Meere, ſo ſieht man Ueberreſte des berühmten Orthmion, und wenn man über die cimmeriſche Straße hinübergeht nach der Halbinſel Taman, ſo findet man dort Alles, was noch übrig iſt von der glänzenden Stadt Phanagoria, unter deren Ruinen man trotz der bekannten Neigung der Ruſſen zur Zerſtörung von Alterthümern noch die berühmte Naumachia unterſcheiden kann, welche 1000 Schritte im Durchmeſſer hatte. In meinen einſamen Wanderungen ruhte ich oft auf einem Gipfel des Berges aus, den man den Sitz des Mithridates nennt, und der eine ſchöne Ausſicht über das Meer und das umliegende Land gewährt, das jetzt eine traurige Wüſte iſt, denn mit Ausnahme der kleinen Stadt Kertſch ſieht man nichts als Ruinen und Gräber, und nicht Einen Baum, ja kaum genug Gras, um einige Schafe zu unterhalten, die hie und da auf dem verbrannten Boden ihre kärgliche Nahrung ſuchen.

Nach einem abermaligen Ausflug zur See kehrten wir wieder nach dem bergigen Lande zurück, das gewöhnlich im Sommer mit ruſſiſchen Reiſenden angefüllt iſt. Zahlreiche Gäſte fanden ſich bei dem Generalgouverneur ein, da aber die von ihm angeſtellten Feſtlichkeiten wenig Reiz für mich hatten, ſo ſtreifte ich in der Nähe umher und beſuchte auch die friedlichen Hütten der freundlichen Tataren. Bald jedoch ſtieg der Wunſch in mir auf, ins Innere der Halbinſel zu reiſen, und mein gütiger Wirth ſtellte mir nicht nur einen Firman in tatariſcher Sprache zu, der mir Pferde und andere Bequemlichkeiten auf der Reiſe verſchaffte, ſondern gab mir auch noch einen ſeiner Adjutanten, den Grafen Galateri, zur Begleitung, nebſt ſeinem Dragoman, Hrn. Kurlanzow, einem talentvollen jungen Ruſſen, der kürzlich erſt aus China zurückgekehrt war. Der erſte Ausflug ins Innere führte durch Baktſchi-Serai, die alte Hauptſtadt der Krim. Unſer Weg ging durch ein fruchtbares, von der Kabarda bewäſſertes Thal, die Felſen, die es einſchloſſen, ſchießen ſenkrecht empor, und bilden, da ſie von gleicher Höhe ſind, eine vollkommene natürliche Befeſtigung; an einer Stelle waren ſie wie von Menſchenhand ausgemeißelt, und an andern glichen ſie rieſenhaften Büchern auf den Geſtellen einer Bibliothek. Die Felder waren mit Männern, Weibern und Kindern angefüllt, die mit irgend einer Ackerbauarbeit beſchäftigt waren. Hier ſehen wir den Mullah mit ſeinem ſchneeweißen Turban, den Murza in ſeinem geſtickten Rock und Mütze, den Bauer in ſeiner leichten Jacke, Pelzmütze und Sandalen. Ein Tatardorf hat in der Ferne ein äußerſt ſonderbares Ausſehen, und ſieht einem Kaninchenbau nicht unähnlich, denn die Häuſer ſind gewöhnlich am Abhang eines Hügels erbaut, oder in deſſen Seite eingegraben, und da ſie nur ein Stockwerk haben, und ihre flachen

Dächer oberhalb mit dem Erdboden gleich fortliefen, ſo befand ich mich manchmal auf dem Dach einer Häuſerreihe, ohne meinen Irrthum zu bemerken. Das Innere dieſer ſeltſamen Wohnungen iſt eben ſo originell. Hier ſaßen Männer und Weiber in ächt aſiatiſcher Art auf dem Boden und rauchten ihre langen Pfeifen, die Kinder mit rothgefärbten Haaren, Augenbraunen und Nägeln nach allen Regeln tatariſcher Kosmetik trieben ſich herum ohne alle Kleidung, nur waren die kleinen Köpfe häufig mit einer Menge Münzen und verſchiedenen Amuletten geziert, um ſie gegen Zauberei, das böſe Auge u. ſ. w. zu bewahren.

Reiche karaitiſche Juden und Armenier in ihrem eigenthümlich glänzenden Coſtume ritten auf ihren wohlgefütterten Mauleſeln umher, und um die Mannichfaltigkeit voll zu machen, ſah man auch eine bedeutende Zahl Coloniſten aus Schwaben, genau in derſelben engen Mütze, kurzen Röcken mit einer Menge Falten, rothen Strümpfen und Schuhen mit hohen Abſätzen, ganz wie man ſie noch in Schwaben findet. Schließlich darf ich in meinem Catalog die Zigeuner nicht vergeſſen, welche zum Unglück für die Krim nur allzu zahlreich ſind. Sie treiben ſich als Muſikanten, Gaukler und Diebe umher, und ſind der ſchlechteſte Theil der Bevölkerung.

Mehrere Dörfer, durch die wir kamen, hatten ein ausnehmend ländliches Anſehen; faſt ohne Ausnahme lagen ſie an einem fließenden Waſſer, denn dieſes iſt in dem ausgedörrten Lande zur Bewäſſerung unumgänglich nothwendig. Eichen, Buchen, wilde Birnbäume, Kirſchen und Holzäpfelbäume zogen ſich längs der Felſen hin, und ſproßten aus jeder Spalte hervor; Baumgärten, Wieſen und Kornfelder wechſelten ab mit Wäldchen von Maulbeer-, Feigen-, Granatäpfel- und Aprikoſenbäumen, Pappeln und Wallnußbäumen, deren üppiges Blätterwerk nicht nur ein ſchönes wohlriechendes Dach bildete, und uns gegen die ſengenden Strahlen der Sonne ſchützte, ſondern auch dem Ganzen einen gefälligen Anblick üppiger Fruchtbarkeit gab. Die Nußbäume ſind bei den Tataren ſehr beliebt; denn da ſie hier zu einer ungeheuren Größe emporwachſen, ſo findet man ſie allenthalben in der Nähe der niedern Hütten, die ſie mit dem breiten Schatten ihres reichen Blätterwerks bedecken.

Da die Tataren ſich zum Islam bekennen, ſo iſt jedes Dorf mit einer niedlichen Moſchee geziert. Wie oft erinnere ich mich an die Stimme des Mullahs, der von dem unſcheinbaren Minaret herab die Gläubigen zum Gebete rief. Nicht leicht iſt ein Volk der Erde ſo aufrichtig religiös, als dieſe Tataren, und ſie üben auch die Lehren ihres Glaubens, denn ſie ſind einfach, freundlich, gaſtfrei, und vor allem ſtreng ehrlich. Die einfachen Formen des Islam eignen ſich ganz beſonders für ein ruhiges Hirtenvolk wie die Tataren, und alle bisherigen Verſuche der ruſſiſchen Miſſionäre, ſie zum Chriſtenthum zu bekehren, ſind geſcheitert. Dieß iſt freilich größtentheils dem unverſöhnlichen Haſſe gegen die Ruſſen zuzuſchreiben, und da der Islam eben nicht gerade Milde und Vergebung einpflanzt, ſo wird wohl dieſe Denkungsart ſich noch lange von Generation zu Generation fortpflanzen. Hierüber darf man eben nicht erſtaunt ſeyn, wenn man weiß, mit welcher barbariſchen Grauſamkeit Potemkin und ſeine Helfershelfer dieſes unglückliche Volk behandelten; einzelne Beiſpiele davon wurden mir noch von Fremden und Einheimiſchen mit einer Lebendigkeit und Friſche des Colorits erzählt, als wären ſie erſt geſtern vorgefallen.

(Fortſetzung folgt.)

Coloniſirung der Kabarda durch Koſaken.

Die beiden Kabardas, deren Einwohner einſt durch ihre Tapferkeit und ihren trotzigen Muth, vereint mit einer gewiſſen Bildung, einen vorwiegenden Einfluß über die kaukaſiſchen Völker ausübten, ſind, weil dieſes Land zugänglicher iſt, ſchon in eine ziemliche Abhängigkeit von Rußland gekommen, und um dieſe Abhängigkeit zu ſichern, hat die ruſſiſche Regierung die Anlegung von Koſaken-Colonien in beiden Abtheilungen angeordnet. Es ſollen aus den doniſchen Koſaken Regimenter von jungen unverheuratheten Leuten ausgehoben, nach Kabarda geführt und dort an verſchiedene Punkte verlegt werden; alle Kabardiner, welche durch Güte oder Zwang dazu zu bewegen ſind, ſollen auf die Liſten der Koſakenregimenter eingetragen, und angehalten werden, denſelben Kriegsdienſt zu thun, wie die Koſaken. Um zwiſchen beiden eine noch vollſtändigere Verſchmelzung herbeizuführen, führen beide gleichmäßig den Namen Koſaken, und jeder ruſſiſche Koſak, der eine Kabardinerin heurathet, ſoll von der Regierung 500 Rubel A. erhalten, um eine Niederlaſſung zu begründen. Wenn die große und die kleine Kabarda auf dieſe Art coloniſirt ſeyn werden, ſo hofft man, daß ſich die Fürſten und die Uſdens (adeligen Grundbeſitzer) entſchließen, ihre Söhne in die Militärſchulen Rußlands zu ſenden, und dieſe jungen Leute ſollen nach ihrem Austritt aus denſelben unmittelbar als Officiere in das Corps der kabardiſchen Koſaken treten. In jeder Stadt, jedem Flecken und jedem Dorfe der beiden Kabardas ſoll, unbeſchadet der Freiheit der Culte, eine griechiſch-ruſſiſche Kirche gebaut und mit einem Pfarrer und einem Vikar verſehen werden.

Bemerkungen über die Peſt,

welche im Jahre 1837 die europäiſche Türkei verheerte, und über die ſerbiſchen Quarantänen.

(Fortſetzung.)

Oeſtlich von Tatar-Baſardſchik war der Flecken Ichtiman von der Peſt verſchont geblieben, welche einige Lieues von dort zu Sophia graſſirte. Die Krankheit war auch zu Samakov, wo Alles verödet und alle Gewölbe geſchloſſen waren. Zu Dubnitza, einer Stadt, welche 1836 und 1837 hart mitgenommen war, konnte man nicht mit Gewißheit erfahren, ob noch einzelne Peſtfälle vorkamen. Der Igumen oder der Chef des großen Kloſters von Rilo erlaubte niemanden den Eintritt in das Gebäude.

Endlich, weiter öſtlich, fand ſich die Peſt nur zu Komanova in Macedonien und zu Priſtina in Möſien. Wegen der nahen Seuche ließ der Paſcha von Vranja keine lebendige Seele in die Stadt eintreten; die Peſt war eine Stunde ſüdlich davon an das andere Ufer der Morawa verlegt worden. Priſtina, eine Stadt von 10,000 Seelen, liegt in einer geſunden Gegend am Abhange der großen Ebene von Koſſovo; einige Straßen derſelben ſind indeß ziemlich unreinlich. Zu Ende Auguſts wüthete die Peſt dort ſeit zwei Monaten, und man zählte ſchon 800 bis 1000 Todte; die Sterblichkeit nahm ſtets zu, und

die Krankheit war noch im December dort. Wie anderswo war beim Stallpersonal der Post noch niemand gestorben, ausgenommen die Frau eines Postillons, welche der Pest unterlag. Der Pascha von Novibazar (Jenibazar) bemühte sich, niemand aus Pristina in seine Residenz einzulassen.

Der ganze übrige Südwesten und Nordosten der Türkei ist während dieses Jahres (1837) gesund geblieben. Es ist möglich, daß Albanien und Bosnien noch lange dieser Seuche entgehen, weil die Karawanen oder die Kiradgis, die Führer der mit Waaren beladenen Pferde, sich aus diesen Ländern nach Rumelien begeben, während der entgegengesetzte Fall seltener stattfindet. Diese Länder haben nur die Couriere und die Truppenwechsel oder die Bewohner der östlichen Türkei zu fürchten. Von woher war aber dieses tödtliche Pest-Miasma ausgegangen? Die Antwort auf diese Frage ist leicht gegeben. Die Residenz des Sultans war angesteckt, und das Gift hatte sich dort vielleicht gebildet oder wenigstens von dort ausgebreitet. Während des Sommers 1837 wurden Konstantinopel, Pera, Scutari, Ejub und die meisten in der Nähe der Residenz liegenden Städte mehr oder weniger durch die Pest entvölkert. Selbst im Serail kam ein Pestfall vor. Im November hatte die Pest bedeutend abgenommen. Die großen Kirchhöfe hatten einen unangenehmen Geruch.

Die Franken waren bestürzt; die Pest war das bis zum Ueberdrusse wiederholte Tagesgespräch. Man vermied sich sowohl in Gesellschaften als auf der Gasse, so viel dieß in einer volkreichen Stadt thunlich ist. Man sah viele Wachstaffet-Mäntel, und durch die Spazierstöcke wurde man auf der Straße ersucht, die Vorübergehenden nicht zu berühren.

Die Wachsmäntel sind gut bei den Pestkranken; auf der Straße aber öffnen sie sich, und verhindern daher nicht jeden Contact. Hat man Dienerschaft, so ist es in einer angesteckten Stadt sehr schwer, sich vor dem Zusammentreffen mit verdächtigen Personen zu bewahren. man müßte sich denn in seinem Haus einmauern. Bei einem Gang auf dem Bazar läßt es sich nicht vermeiden, die wallenden und weiten Kleider mancher Türken zu berühren. Man muß sich in der That mehr auf seinen guten Stern als auf alle Vorsichtsmaaßregeln, und besonders als auf alle Warnungen, die man der Dienerschaft gibt, verlassen. Unser System bestand darin, so viel wie möglich die Bazars und die Menge in volkreichen Städten zu vermeiden, und zwischen unser Roßhaarbett und das Heu, oder den Teppich, der den Fußboden bedeckte, eine Wachsleinwand auszubreiten. Auf der Post vermieden wir so viel wie möglich, Leute derselben beim Ab- oder Aufpacken unserer Effecten zu verwenden.

Im Julius waren Bujukdere und Therapia, diese schönen Dörfer, noch frei von der Pest; indeß war gegen deren Einschleppung kein anderes Hinderniß, als die Klugheit der Einwohner vorhanden. Wenn in Therapia ein Haus angesteckt ist, so nöthigt man dessen Bewohner, auf der Anhöhe Quarantäne zu halten, während man das angesteckte Haus und die Effecten reinigt und wäscht. Man sagt, daß diese Operation selten ohne Diebstahl vorübergeht.

Bei diesem allgemeinen Elende, welches besonders gesellige Zusammenkünfte und Vergnügungen unterbrach, waren die Türken in ihr Schicksal ergeben und warteten die Ihrigen, während die Christen nur zu wenig Theilnahme und eine übertriebene Furcht zeigten, so zwar, daß die Pestkranken zuweilen viel Mühe hatten, eine Wohnung und Pflege zu finden. Es ist selbst vorgekommen, daß Aerzte, welche keine eigenen Häuser hatten, bei der Rückkehr in ihre Wohnung ihre Sachen auf der Straße fanden, weil man vermuthete, daß sie Pestkranke besucht hatten. Auch gab es Aerzte, welche zu keinem Kranken eintraten, ohne überzeugt zu seyn, daß er die Pest nicht hatte, da sie fürchten mußten, ihre übrigen Kunden oder ihre Wohnung zu verlieren.

Die wenigen verständigen Aerzte, welche man in der Türkei antrifft, behaupten, daß in Pestzeiten die übrigen Krankheiten sich verringern, so daß die allgemeine Sterblichkeit einer angesteckten Stadt eine weit genauere Idee von den Verheerungen dieser Seuche gibt, als man es glauben sollte. Die Pest erscheint äußerst launenhaft: in einem Orte sind es besonders die jungen Leute, welche davon am meisten zu leiden scheinen, an einem andern Orte mehr die Männer als die Frauen, und umgekehrt. Kühlende Getränke und Säuren werden bei den Pestkranken überall angewendet. Es scheint keine complicirte und auf eine Menge von Fällen anwendbare Behandlungsweise in jenen Ländern vorhanden zu seyn.

Die Türkei hat großen Mangel an Aerzten, und besonders an Chirurgen und Apothekern. Die Mehrzahl der Aerzte, mit Ausnahme derer in den ersten Provincialstädten, sind genöthigt, sich die Medicamente selbst zu bereiten, und oft fehlen ihnen dazu die ersten Stoffe. Es sind besonders Italiener, Dalmatiner, Ungarn, Deutsche, und in den Seehäfen einige Franzosen, Schweizer und Engländer, welche die ärztliche Praxis in der Türkei ausüben. Zu Konstantinopel gibt es gute europäische Aerzte; aber außerhalb der Hauptstadt findet man sie nur zu Adrianopel, Bitoglia, Philippopolis, Salonichi, Seres, Larissa, Janina, Scutari, Prisrend, Uskub, Ostl-Sagra, Leskovaz, Mostar, Serajevo, Travnik und Zwornik in Bosnien, und in einigen Städten an der Donau. Sehr oft sind die besten Mediciner auch zugleich im Dienste des Pascha's oder der Truppen. Es gibt Militär-Cantonnements, welche Aerzte, Apotheken und selbst Hospitäler haben; bei andern dagegen findet man nur Barbiere, verschmitzte Juden und alte Weiber als Retter der leidenden Menschheit. Der Hauptgrund dieses Mangels an Aerzten liegt in dem Umstande, daß sie nicht zahlende Kunden genug finden, um zu leben und einiges Geld zu erwerben, wenn sie einmal Konstantinopel, Smyrna, Adrianopel, Bitoglia, Scutari, Philippopolis und vielleicht noch Seres und Salonichi verlassen haben.

Die Heilung der hitzigen Krankheiten bleibt sehr oft dem Zufall überlassen, oder man vertraut auf die Mittel eines Charlatans, oder selbst auf Talismane. Die mit chronischen Uebeln Behafteten leiden hier kürzere Zeit als überall anderswo, und sind nebst den Fieberkranken fast die einzigen, welche die Ruhe des reisenden Arztes stören. Auch findet man in der Türkei wenig Blinde, Lahme, Krummbeinige und Buckelige.

Wenn man eine annähernde Berechnung über die Zahl der im Jahre 1837 in der europäischen Türkei gefallenen Pestopfer aufstellen wollte, so scheint es mir nach den wenigen Nachrichten, welche ich davon habe, daß, ungerechnet Konstantinopel, diese Seuche wenigstens 100,000 Seelen hinweggerafft hat. Wenn man nun noch die Sterblichkeit der Hauptstadt, die von Smyrna, wo man behauptet, daß täglich 500 Personen an der Pest starben, die von Trapezunt, wo die Pest heftig wüthete, und die einer bedeutenden Anzahl asiatischer Flecken und Dörfer hinzurechnet, so glaube ich nicht weit von der Wahrheit entfernt zu seyn, wenn ich die Totalanzahl der Pestopfer zu 500,000 Seelen annehme. (Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 54.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

23 Februar 1838.

Wiſſenſchaftliche Nachrichten aus Paris.

Paris den 1 Februar.

Die franzöſiſche Regierung beſchäftigt ſich gegenwärtig mit einigen neuen literariſchen Expeditionen. Eine derſelben ſoll unter der Direction von Bory St. Vincent nach Conſtantine gehen, und aus zwei Naturforſchern, einem Archäologen und einem Orientaliſten beſtehen; ihr Zweck iſt, die Geologie, die Botanik und das Thierreich dieſes Theils von Algier zu erforſchen, die römiſchen Alterthümer, die ſich in allen Theilen derſelben finden, aufzuſuchen, und die Sprache der Berbern zu ſtudiren. Sie ſoll im Frühjahr ihre Reiſe antreten, und wird theils vom Kriegsminiſterium, theils vom Miniſterium des Unterrichts bezahlt. Eine andere Commiſſion ſoll nach Aegypten geſchickt werden, und die Sammlungen, welche Champollion mitgebracht hatte, vervollſtändigen. Man iſt ſo langſam bei der Herausgabe derſelben verfahren, daß die toscaniſche Commiſſion, die Champollion begleitete und die Copien aller Papiere hatte, der hieſigen weit zuvorgekommen iſt; da aber viele Monumente unbeſucht geblieben ſind, und namentlich die frühere Commiſſion nichts für koptiſche Literatur gethan hat, ſo hofft man eine gute Ausbeute von der neuen. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß man neukoptiſche Handſchriften fände aus verſchiedenen Dialekten, denn die Entzifferung der Hieroglyphen ſcheint aus Mangel an Hülfsmitteln völlig ſtill zu ſtehen, und die Gründe, die jeder gegen das Syſtem ſeines Nachbars vorbringt, ſind beſſer als die, welche er für ſich ſelbſt anführt.

Silveſtre de Sacy hat ſo eben unter dem Titel: exposé des doctrines des Druzes, ſeine vieljährigen Forſchungen über die Religion dieſer merkwürdigen Secte herausgegeben. Das Werk beſteht aus zwei ſtarken Octavbänden, welche zuerſt eine lange Einleitung über die muhammedaniſchen Secten enthalten, die auf die Entſtehung der druziſchen Religion Einfluß gehabt haben, hierauf eine Biographie des Khalifen Hakem, Stifters der Secte, und eines der ſonderbarſten moraliſchen Phänomene in der Weltgeſchichte, dann die Beſchreibung der druziſchen Handſchriften, und endlich die Lehre ſelbſt. Der Verfaſſer verſpricht einen dritten Band, der die Texte enthalten ſoll. Das Ganze iſt eine Arbeit von äußerſtem Intereſſe für die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, und man hatte bei dem hohen Alter des Verfaſſers kaum mehr hoffen können, daß er ſelbſt die Erſcheinung derſelben erleben und beſorgen werde. Eine andere orientaliſche Neuigkeit iſt das erſte Heft des Taoteking von Laotſeu, herausgegeben von Pauthier; das Ganze ſoll aus 6 Heften beſtehen. Es enthält den Text des Buchs, einen chineſiſchen Commentar, die Ueberſetzung beider und einen franzöſiſchen Commentar. Die Sinologen hatten ſich lange vor dieſem wichtigen Texte geſcheut, aber jetzt, da das Eis gebrochen iſt, kann man endlich hoffen, daß die Lehre von Laotſeu, die eine ſo große Rolle in der Welt geſpielt hat und noch ſpielt, und die eine der ſchönſten Formen des Pantheismus iſt, die ſich denken laſſen, endlich ans Licht geſtellt werden wird. Profeſſor Julien hat längſt eine Ueberſetzung des Buchs und eines ſehr alten Commentars deſſelben bereit, und wahrſcheinlich wird die Erſcheinung des Werks von Pauthier ihm Veranlaſſung geben, ſie bekannt zu machen. Das Buch von Pauthier iſt mit den neuen chineſiſchen Lettern von Marcellin gedruckt, ſie nehmen ſich aber nur dann gut aus, wenn ſie geſperrt gedruckt ſind. Eine dritte für Religionsgeſchichte wichtige Unternehmung iſt die Sammlung von Actenſtücken über die Albigenſer, welche Fauriel drucken läßt, die Fortſetzung ſeiner Chronique des Albigeois; ſie ſind aus den Acten der Commiſſion von Toulouſe gezogen, welche die Albigenſer zu richten hatte, und werden zwei Bände in Quarto bilden. Das dritte Heft der recherches sur le Culte de Venus von Lajard iſt im Begriff zu erſcheinen; das Werk enthält eine Menge neuer Monumente über vorderaſiatiſche Myſterien, welche mit ungemeiner Sorgfalt in Kupfer geſtochen ſind; das Ganze bildet die Einleitung zu den Unterſuchungen des Verfaſſers über den Cult von Mithra, welche längſt zum Druck bereit ſind.

Skizzen aus der Krim.

(Fortſetzung.)

Die Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes nahmen ab, als wir uns der Hauptſtadt näherten, und wir betraten jetzt

zum erſtenmal die einförmigen Steppen der Krim; ſie waren ſchwach bevölkert, und bei dem gänzlichen Mangel an Bäumen litten wir ſehr durch die Hitze. Doch war dieß anders, als wir in das Thal hinabſtiegen, wo Baktſchi-Serai liegt. Obwohl dieſe Stadt ihre Pracht verloren hat, und nur ein Drittheil derſelben der Zerſtörung der Eroberer entging, ſo iſt doch noch genug übrig, um dieſe Hauptſtadt der Tataren-Khane in hohem Grade intereſſant zu machen, um ſo mehr, als dieß die einzige Stadt in der Krim iſt, welcher Katharina II das Vorrecht verlieh, ausſchließlich von Tataren bevölkert zu ſeyn, ſo daß man hier den Nationalcharakter in ſeiner Reinheit erhalten findet.

Ihre Lage iſt äußerſt romantiſch, da ſie theils an den Ufern des Dſchorok-Su, theils an den ſchroffen Seiten der Felſenberge erbaut iſt, welche das Thal einſchließen. Gebäude, Sitten, Kleidung und Gewohnheiten der Einwohner ſind durchaus orientaliſch: hier ſind Bazars, Moſcheen mit ihren Minarets, Kiosks und Begräbnißplätze, Wälder von Cypreſſen und ſchwarzen Pappeln, terraſſirte Gärten und Weinberge, die in der Luft zu hängen ſcheinen, und hier wird auch das Auge erfreut durch den Anblick zahlreicher Brunnen und ſtets fließender Kryſtallquellen, wie ſich deren ſelbſt das ſtolze Stambul nicht rühmen kann. Die Straßen ſind nach der Sitte des Orients eng und ſchlecht gepflaſtert, und die, welche durch die Mitte der Stadt läuft, iſt wenigſtens eine Werſt lang. Hier ſahen wir jedes Gewerbe und ſelbſt die gewöhnlichen Beſchäftigungen auf den Straßen treiben, und da dieſe Stadt das große Depot für die Früchte, Tabak, Flachs und Korn des umliegenden Landes iſt, ſo ſahen wir unſern Weg durch die Straßen oft gänzlich gehemmt durch Pyramiden von einer oder der andern dieſer Waaren.

Wir nahmen unſer Quartier im Palaſt der Khane, dem glänzendſten und intereſſanteſten tatariſchen Gebäude der Krim. Bei den letzten Ausbeſſerungen befahl die ruſſiſche Regierung, den urſprünglichen Charakter ſelbſt bis auf die Farben der Malereien beizubehalten; das Mobiliar iſt noch nicht ganz vervollſtändigt, ſoll aber gleichfalls ſeine urſprünglichen Formen wieder erhalten. Hier iſt das Harem mit ſeinen Gärten und Bädern, der thurmförmige Kiosk, die zierliche Moſchee, der Audienzſaal mit der Gittergalerie, wo die Lieblingsfrauen des Khans ungeſehen die glänzende Verſammlung des Adels, der Krieger u. dgl. betrachten durften. Aber jetzt iſt Alles ſtill, ſtill wie das Grab; kein Fußſchritt tönt durch die hohen vergoldeten Hallen, der des Schließers ausgenommen; hier iſt Alles, wie in den Tagen des großen Khan Dwelet Ghirei, nur die Bewohner fehlen, dieſe muß die Einbildungskraft hinzuſetzen. Palaſt, Moſcheen und Fontainen ſind voller Inſchriften in arabiſcher Sprache, meiſt aus dem Koran, während andere den Namen und Titel des Khans bezeichnen, der dieſen oder jenen beſondern Theil des Gebäudes, eine Moſchee oder Brunnen errichten ließ. Der Bauſtyl des Palaſtes, der Moſcheen und öffentlichen Gebäude iſt weder impoſant, noch glänzend, aber intereſſant durch ſeine Neuheit, denn man kann ſich kein niedlicheres Bild denken, als die Stadt von den umliegenden Höhen herabgeſehen. Die Vorſtädte dehnen ſich weit und breit aus, untermiſcht mit Villas, Kiosks, Gärten und Mühlen, während die Zahl der Moſcheen mit ihren Domen und Minarets und dem Walde von kleine Thürmen (denn jedes Kamin iſt in dieſer Form gebaut) insgeſammt dazu beitragen, die Schönheit und Mannichfaltigkeit des Anblicks zu erhöhen.

Baktſchi-Serai, welches wörtlich einen Palaſt in einem Garten bedeutet, hat noch 32 Moſcheen, mehrere tatariſche hohe Schulen und einige weitläuftige Khans zur Beherbergung der Reiſenden. Wenn wir den Berichten der Einwohner trauen dürfen, welche über die Ruinen ihrer einſt glänzenden Hauptſtadt klagen, ſo muß ſie wirklich vor der Eroberung der Krim durch die Ruſſen eine höchſt prachtvolle Stadt geweſen ſeyn. Bei Beſetzung der unglücklichen Stadt übten die Sieger eine allen Glauben überſteigende muthwillige Barbarei, denn außer der Plünderung der Einwohner wurden ſelbſt die Gräber nach Schätzen durchwühlt, und aus reiner Zerſtörungsluſt ganze Straßen demolirt. Einer der ſchönſten Landſitze der Khans in der Umgegend, der ein wahres Wunder von Zierlichkeit geweſen ſeyn ſoll, ward völlig von der Erde vertilgt. Aber der ſeltſamſte Vorfall, den auch Clarke in ſeinen Reiſen durch die Krim beſtätigt, iſt die gänzliche Vernichtung einer volkreichen bloß von Griechen bewohnten Vorſtadt von 600 Häuſern, obwohl die Bewohner die Religionsgenoſſen der Sieger waren.

Die Umgebungen bieten eine Menge angenehmer Ausflüge dar, der intereſſanteſte iſt aber der nach Tſchufut Kale oder dem Schloß der Ungläubigen. Wir zogen durch eine ſteile Schlucht längs den Ufern des brüllenden Dſchorok Su; der Weg, oder was man höflichkeitshalber ſo nennt, ermüdete unſere Pferde ausnehmend, da er ganz aus runden ſchlüpfrigen, vom Waſſer geglätteten Steinen beſtand, während die rieſenhaften Felſen zur Seite durch das Zurückprallen der Sonnenſtrahlen die Hitze unerträglich machten. Als wir einige Zeit durch die Schlucht fortgeritten waren, zog auf Einmal ein furchtbarer Lärm unſre Aufmerkſamkeit auf ſich, und nachdem wir eine Krümmung des Wegs zurückgelegt hatten, ſtießen wir plötzlich auf ein Zigeunerdorf, das eine Scene darbot, die ihres Gleichen ſuchte. Bären brummten, Affen und Kinder ſchrieen, Hunde bellten, Trommeln wurden geſchlagen, Pfeifer ſpielten, Weiber ſchalten, Männer ſchlugen ſich, und Schmiede und Keſſelflicker hämmerten — Alles zuſammen bildete ein Charivari, wie es glücklicher Weiſe nicht oft die Ohren eines Menſchen übertäubt. Das Ausſehen dieſer Leute war nicht minder bemerkenswerth als der Lärm, den ſie machten; die meiſten Kinder waren ganz nackt, und ihre Eltern beinahe ſo, da ſie außer einem paar Hoſen keine Bedeckung hatten; die der Weiber unterſchieden ſich in Form und Farbe wenig von denen der Männer. Alle, mochten ſie ſich nun an der Sonne wärmen, oder an der Arbeit ſeyn, rauchten aus kleinen kurzen Pfeifen von Buchebaumholz. Das Ganze bot ein Gemälde von menſchlicher Erniedrigung und Elend dar, wie ich es ſelbſt unter den wildeſten Stämmen nicht oft geſehen habe: ihre Wohnungen beſtanden nur aus zerriſſenen Zelten und aus Löchern, die ſie in die Seiten der über ihnen ſich aufthürmenden weißen Kalkſteinfelſen gegraben hatten. Sie waren außerordentlich ſchmutzig, und außer dem Geſtank der vielerlei Thiere, mitten unter denen ſie lebten, verbreiteten

auch die unermeßlichen Wolken von Tabaksrauch und der Geruch der Zwiebel und des Knoblauchs einen so widerlichen Geruch, daß wir uns herzlich aus der Nachbarschaft hinweg wünschten. Als die bunte Menge die Tritte unserer Pferde vernahm, sprang Alles auf die Füße, und stürzte auf uns los: Pfeifer, Trommler, Geiger, tanzende Hunde und Bären, springende Affen und nackte Kinder, junge Wahrsagerinnen und alte Hexen, alle wollten ihre Künste vor uns zeigen. Einige Hände voll Kopeken, wofür sie höchst ehrfurchtsvoll den Saum unserer Kleider küßten, befreiten uns von diesen Zudringlichkeiten. Mitten unter diesem Elend konnte ich doch nicht umhin, die wohlgebildeten Gestalten der Männer, ihre feurigen Augen und belebten Züge zu bemerken. Nicht minder bewundernswerth waren die feinen Züge der Frauen, das große, volle, dunkle Auge und das glänzendschwarze Haar, das in natürlichen Locken auf die Schultern hinabfiel; obwohl sie durch den steten Aufenthalt in freier Luft fast so dunkel wie die Indier waren, so fanden wir doch die Jüngeren wirklich schön; die alten freilich glichen wahren Hexen.

Bald nachdem wir diese tumultuarische Menge hinter uns hatten, erblickten wir das Kloster von Mariä Himmelfahrt, das gleich einem Adlernest am Abhang einer ungeheuren Felsenkette hing. Dieser seltsame Bau soll das Werk der verfolgten Christen aus den ersten Jahrhunderten gewesen seyn. Wir fanden hier die Zellen der Mönche, die Corridore, das Refectorium und die Kirche, Alles aus dem Felsen gehauen und von massiven Säulen gestützt, so daß es eine vollkommen uneinnehmbare Veste bildete, denn der Zugang ist eine in den Felsen gehauene Treppe, die nach einer Zugbrücke führte, die, einmal aufgehoben, die Einwohner vollkommen gegen Eindringlinge schützt. Die Kirche wurde in neuerer Zeit wieder hergestellt, und nachdem sie Jahrhunderte lang geschlossen gewesen war, wird jetzt wieder regelmäßig darin Gottesdienst gehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Schiffsjungen-Institut in Bordeaux.

Zwei Brüder, Namens Laporte, haben in Bordeaux ein Institut gegründet, das einen Theils armen Knaben eine Zuflucht gewährt, andern Theils eine Pflanzschule guter Matrosen bildet. Man hat ihnen eine alte Kirche zum Local angewiesen, die freilich viel zu klein gewesen wäre, um alle Zöglinge, deren gegenwärtig 89 sind, unterzubringen, allein man hat sechzig Fuß über dem Boden ein Zwischendeck erbaut, das dem einer Fregatte von 24 Kanonen gleicht: hier sind die Zöglinge casernirt, und die Disciplin und Ordnung, welche hier herrscht, sind ganz so, wie auf den Kriegsschiffen des Staats. Auf dem alten Glockenthurme der Kirche, an einem Punkte, wo man die ganze Stadt übersehen kann, ist ein Observatorium angelegt, das ganz für die nautische Astronomie eingerichtet ist. Zwischen dem Verdeck und dem Boden sind die Masten aufgestellt und das Tauwerk angebracht, an welchem die Knaben Unterricht erhalten. Hier ist auch eine sinnreiche Maschine aufgestellt, nämlich ein falsches Deck, dessen Bretter alle beweglich sind, und das, wie mitten im heftigsten Wogenrollen bewegt, von den Schülern überschritten werden muß, um sie an den Gang auf dem Schiffe zu gewöhnen. Auch übt man die Schüler im Schießen mit Pistolen und dem Karabiner. Schon haben gegen 200 Zöglinge im Alter von 16 Jahren diese Schule verlassen, und segeln bereits auf allen Meeren. (Franz. Bl.)

Bemerkungen über die Pest,
welche im Jahre 1837 die europäische Türkei verheerte, und über die serbischen Quarantänen.

(Schluß.)

Serbien hat seit der Mitte des Septembers Quarantänen auf seiner türkischen Gränze etablirt. Es brauchte eine ziemliche Zeit, um die Lazarethe zu erbauen, so daß erst im Frühjahre das Allernöthigste vollendet werden konnte. Zuerst begnügte man sich damit, die Reisenden drei oder vier Tage in einer Art von Stall einzusperren; jetzt hat man außerdem Kolibas oder einige kleine Häuser erbaut, welche aus einem untern Stockwerke von zwei Zimmern und Küche, einem Estrich und einem Hofe bestehen. Man arbeitet noch gegenwärtig an der Vollendung der Lazarethe. Diese befinden sich für Bulgarien zu Negotin und Alexinitze, und für Albanien und Bosnien zu Mokra-Gora: in den Bergen südwestlich von Uschitze auf der Straße nach Visegrad zu Ljubovich oder Ljubotin, südöstlich von Zwornik, und zu Racsa (Ratscha) am Zusammenflusse der Drina und Sava.

Alexinitze ist die besuchteste Quarantäne, weil sie auf der Straße nach Konstantinopel liegt, und weil die Bulgaren viele commercielle und sociale Verbindungen mit den Serbiern haben. Bei unserer Ankunft im Junius waren daselbst 1200 Personen, besonders Arbeiter und Bauern, und man verweigerte achtzig bulgarischen Arbeitern wegen Mangel an Platz die Aufnahme. Man empfängt die Quarantänepflichtigen nur zweimal wöchentlich. Es gibt zu Alexinitze ein kleines Sprachzimmer, drei oder vier ziemlich reinliche kleine Häuser für Leute von Stand, für die Uebrigen eine Art von Stallung, und ziemlich große Hofräume für die Waaren und die Spaziergänge der Detenirten. Ein deutscher Arzt ist bei dem Etablissement angestellt und der Stadthauptmann ist der Director desselben. Um die Effecten zu lüften, gibt es nicht genug Lazarethdiener. Auch die türkischen Truppen, welche nach Serbien kommen, sind der Quarantäne unterworfen. Die Postcouriere, die von Konstantinopel kommen, übergeben ihre Depeschen zu Alexinitze nach der Räucherung andern Courieren, welche von dort nur bis Belgrad gehen. Dasselbe findet mit den Blutegelsendungen aus dem Innern der Türkei nach Semlin statt.

Mokra-Gora ist ein Lazareth für Bauern oder kleine Handelsleute; es gibt dort Kolibas mit Hofraum, und der serbische Doctor Souvo ist Arzt daselbst. Ljubovich ist noch wenig bekannt und jetzt ganz nutzlos, da der Pascha von Zwornik die aus Bosnien kommenden Reisenden nicht über die Gränze läßt. Man bedarf selbst einer Erlaubniß, um sich in das Lazareth von Racsa begeben zu dürfen, welches für die auf der Sava und Drina fahrenden Schiffer bestimmt ist.

Zu Racsa gibt es sechs Kolibas oder Häuschen, jedes mit einem von hohen hölzernen Pallisaden umgebenen Hofraum, einem schönen Sprachsaal für wenigstens 400 Personen und einem sehr großen Hof. Ein Hauptmann ist der Director des Lazareths, und Hr. Nikolitsch ist dabei angestellter Arzt. Das serbische Gasthaus ist sehr mittelmäßig. Da man nur drei Lazarethdiente daselbst hat, so sperrt man die

Personen ein, ohne ihnen Bedienung zu geben; auch öffnet man weder die Koffer, noch lüftet man die Effecten. Die Zimmer sind weder gekehrt, noch mit Steinen belegt, auch wird man von den Wasserratten sehr belästigt. Dieses Etablissement hat bereits 50,000 Franken gekostet.

Zwischen Mokra-Gora und Alexinitze ist die serbisch-türkische Gränze sehr bergig, so daß Communicationswege selten und deßhalb auch keine Quarantäne etablirt ist. Nichtsdestoweniger ist die ganze Gränze von Milizsoldaten wie in Slavonien und im Banat bewacht, nur mit dem Unterschiede, daß die ebengenannten Länder, wo Alles Soldat ist, durchaus abgabenfrei sind, während in Serbien die im Dienste stehenden Milizen trotz dessen ihre jährlichen Abgaben bezahlen müssen.

Das Einrichten von Lazareths in Serbien wird von den Bulgaren und Bosniaken mit scheelen Blicken angesehen, und hat, besonders an den Orten, wo die serbischen, bulgarischen oder bosnischen Territorien zusammenstoßen, schon Blut gekostet.

Zu Anfang des Sommers 1837 ließ man zwanzig Tage Quarantäne zu Alexinitze und zehn Tage an den bosnischen Gränzen halten. Später hat man die Quarantäne zu Alexinitze auf vierzig Tage erhöht; nachher, im September, setzte man sie wieder auf zwanzig Tage herab. Da man aber die Bemerkung gemacht zu haben glaubte, daß die Reisenden den Weg durch Südserbien nahmen und in die Lazarethe dicht bei Bosnien eintraten, um ihre Quarantänezeit abzukürzen, so hat man an den bosnischen Gränzen diese ebenfalls auf zwanzig Tage erhöht. Nach dem in Oesterreich neu angenommenen Systeme sind zwanzig Tage das Maximum für die Landquarantänen; nur in den Seehäfen ist die Zahl der Quarantänetage höher.

Wenn sich die österreichische Regierung auf die in Serbien etablirten Quarantänen verlassen könnte, so dürfte es seine Lazareths in Syrmien und im Banate schließen, und die Bewohner dieser Länder von dem beschwerlichen Wachdienst an der Gränze befreien. Unglücklicherweise aber bietet die Art und Weise, wie der Dienst in den serbischen Quarantänen versehen wird, durchaus noch nicht die nöthige Sicherheit dar, das serbische Volk ist von ihrem Nutzen noch nicht überzeugt, und nennt sie nutzloses deutsches Zeug. In den serbischen Lazarethen finden Parteilichkeiten statt, man öffnet die Koffer nicht und reinigt die Waaren nicht hinlänglich; es fehlt dort an Leuten, welche damit umzugehen wissen. Die Folge dieses Mangels in der Einrichtung der Lazarethe war, daß die Pest in der Mitte des Sommers in Serbien ausbrach; Alexinitze, Rajan, Parakin und Jagodin haben davon gelitten, und litten noch im December. Diese Flecken wurden cernirt; man steckte Häuser in Brand; Rajan muß auf einer andern benachbarten Stelle neu erbaut werden. Hr. Karl Nagg, Arzt beim Lazareth zu Semlin, wurde an Ort und Stelle gesandt, um die Krankheit zu beobachten, und zur bessern Organisation der Quarantänen behülflich zu seyn. Zwei Dörfer, dicht bei Valljevo, im Südwesten Serbiens, wurden ebenfalls als pestverdächtig cernirt. Nichtsdestoweniger gibt es Leute in Serbien, welche an das Erscheinen der Pest im Lande nicht glauben wollen, und welche nichts als eine politische Intrigue darin sehen.

Man hat schon oft von dem Anlegen der Quarantänen in der Türkei gesprochen; dieß ist leichter in der Theorie, als in der Praxis. Wollte man das ganze türkische Reich damit umgeben, so würde man auf Unmöglichkeiten in der Ausführung und auf ungeheure Aufgaben ohne definitive Resultate stoßen, da sich die Krankheit im Innern des Reichs zu bilden scheint. Wollte man sich zuerst nur auf die europäische Türkei beschränken, so scheint das Einfachste zu seyn, daß man in den besuchtesten Seehäfen Lazarethe errichte, in den übrigen keine verdächtige Ladung einlaufen ließe, und eine Lazarethlinie quer durch die Halbinsel Thracien bis einige Stunden westlich von Konstantinopel, als dem hauptsächlichsten Focus der Pest, anlegte. Nächst dem Gelde, welches eine solche Maaßregel kostete, müßte man auch die Küsten des Meeres mit Wachen besetzen, und die Einführung eines strengen Sanitätsreglements würde viele Privilegien der Großen und viele alte Gebräuche, Vorurtheile und Localschwierigkeiten zu bekämpfen haben. Wäre diese Maaßregel indeß ausführbar, so könnte man auch die Schiffe, welche aus dem schwarzen und dem mittelländischen Meere nach Stambul kommen, der Quarantäne unterwerfen; die Lazarethe müßten sich am Eingange der Dardanellen und des thracischen Bosporus befinden. Aber welche Hindernisse würde eine solche Maaßregel dem Handel und Reisenden in den Weg legen! Wenn es erwiesen wäre, daß die Pest einmal aus Asien nach Konstantinopel eingeschleppt worden wäre, so müßte man noch eine Quarantänelinie auf der asiatischen Küste des Bosporus und am Marmora-Meere etabliren, und später, wenn es die pecuniären Mittel und die Civilisation der asiatischen Länder erlauben, könnte man dann mit diesen Quarantänelinien weiter in Asien vorrücken. Bis dahin aber, wo man einige von den so eben erwähnten Maaßregeln einführt, sollte die türkische Regierung wenigstens einige strenge Befehle zur Erstickung der Krankheit in ihrer Geburt, über die Art des Begräbnisses, über den Verkauf der verpesteten Kleider, über das Reinigen der angesteckten Häuser u. s. w. erlassen. Endlich sollten Hospitäler errichtet und eine hinlängliche Anzahl fremder Aerzte im Lande vertheilt werden.

Vermischte Nachrichten.

In Cairo wurde eine Specialschule zu Uebersetzungen aus dem Französischen ins Arabische errichtet; an ihrer Spitze steht der bekannte Scheikh Refaa, ehemaliger Zögling der ägyptischen Missionen in Frankreich, bekannt durch die Beschreibung seiner Reise nach Paris und andere literarische Werke. Der Professor lehrt seinen Zöglingen gleichzeitig französische Sprache, Geographie und Geschichte, und dieser Anstalt übersendet die ägyptische Regierung diejenigen nützlichen Bücher, die sie für werth hält ins Arabische übertragen zu werden.

•

Man begann kürzlich in Odessa einen großartigen Bau, der eine der schönsten Zierden dieser Stadt werden dürfte; es ist eine Treppe, die vom Hafen zur Stadt führen wird, welche bekanntlich beträchtlich höher als das Niveau des Meeres liegt. Diese Treppe wird aus weißem Marmor gemacht werden und zweihundert Stufen in zehn Absätzen haben, mit einer großen Platform auf jedem. Die Gestalt dieser Treppe ist gewissermaßen pyramidal, denn die Stufen werden von unten nach oben allmählich an Breite abnehmen, so daß die untere etwa 350 Fuß, die obern nur 175 Fuß breit seyn werden. Sechs und dreißig Säulen sollen diesen herrlichen Bau stützen.

•

Man beschäftigt sich im französischen Marine-Ministerium mit Anlegung einer Marinebibliothek, wozu man die Materialien auf allen Punkten Europa's sammelt. Diese Sammlung wird alle Werke in sich fassen, die seit Erfindung der Buchdruckerkunst in allen Ländern über das Seewesen erschienen sind.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 55.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Februar 1838.

Bemerkungen über die Pest.

Wir haben in unsern letztern Blättern eine Schilderung der Verheerungen mitgetheilt, welche die Pest kürzlich in der Türkei anrichtete. Von allen Hindernissen, welche seit drei Jahrhunderten sich einer engern Verbindung des Occidents mit dem Orient entgegensetzen, ist die Pest ohne Vergleich das furchtbarste. Lange lernte man nicht, sich gegen sie in Europa zu schützen; noch bis tief ins vorige Jahrhundert hinein reichten ihre Verheerungen in Europa; im Jahr 1770 drang sie bis nach Moskau, selbst noch im vorigen Jahre kam sie bekanntlich nach Odessa, und nur den angestrengtesten Bemühungen der russischen Behörden gelang es, sie zu unterdrücken. In unsrer Zeit, wo alle Verhältnisse auf eine Verbindung mit dem Orient hindrängen, wie sie seit Jahrhunderten nicht mehr bestand, mußte man nothwendig auch auf Mittel denken, dieses schrecklichen Uebels sich zu entledigen, und des kostspieligen, den Verkehr hemmenden Mittels der Quarantänen los zu werden. Muthvolle Aerzte begaben sich in den Orient, suchten die Krankheit zu erforschen, und neuerdings hat ein Franzose, Dr. Bulard, in Smyrna und Constantinopel sich allen Gefahren der Ansteckung preisgegeben, um die Krankheit und ihren Verlauf kennen zu lernen und Mittel zu ihrer Bekämpfung ausfindig zu machen; auch will derselbe jetzt mit Zustimmung und unter Beihülfe der türkischen Regierung ein Journal, betitelt: die Pest, herausgeben.

Man hat in neuern Zeiten manche Erfahrungen und Beobachtungen gemacht, welche auf eine nähere Kenntniß der Erzeugung oder wenigstens der leichtern Fortpflanzung der Pest führen können. Hr. Urquhart, der sich so lange in Konstantinopel aufhielt und die Türkei so genau kennt, erklärte sich für überzeugt, daß die Art, wie die Türken ihre Todten beerdigen, indem sie solche nur äußerst schwach mit Erde bedecken, die Verbreitung der Pest, wenn solche einmal besteht, aufs furchtbarste befördern. Mehrere Aerzte und Naturforscher, auch Boué, von dem der Artikel über die Verheerungen der Pest in der Türkei abgefaßt ist, stimmen mit ihm überein, und manche wollten schon behaupten, die Pest verschwinde nie ganz aus Konstantinopel, ja sie habe dort einen Hauptsitz, wo sie sich erzeuge.

Dagegen behaupten andere, und unter diesen der französische Arzt Pariset in einer kürzlich erschienenen Schrift, die Pest entstehe durchaus nur im Delta Aegyptens, an allen andern Orten sey sie zufällig und eingeschleppt. Die Argumentation Parisets ist nicht nur medicinisch, sondern auch historisch. Er argumentirt: die Aegyptier balsamirten ihre Todten ein, nicht nur die Menschen, sondern auch die Thiere; die zahllosen Mumien, welche zum Theil Thäler von mehrern Stunden Länge ausfüllen, beweisen, daß dieß nicht bloß bei besonders heiligen Thieren geschah. Die ursprünglichen Gesetzgeber mochten die medicinische Vorschrift in eine religiöse umgewandelt haben, und die spätere Zeit vergaß die erstere, um sich nur an die zweite zu halten; so lange die Aegyptier bei der Sitte verharrten, die Todten, Thiere so wohl wie Menschen, aus dem Bereich der Lebendigen zu entfernen, und zu verhindern, daß die Fäulniß nicht den Wohnungen sich nahe, so lange wußte man nichts von der Pest; das Alterthum kannte sie nicht. Als aber die christlichen Lehrer gegen das Einbalsamiren der Todten als gegen eine heidnische Ceremonie eiferten, als der heilige Antonius auf seinem Sterbebette es für eine Gottlosigkeit erklärte, da hörte allmählich das Einbalsamiren auf, und im J. 542 n. Chr. brach die erste Pest aus; sie war fürchterlich und verheerte nicht nur Aegypten, sondern nach und nach das ganze Littoral des mittelländischen Meeres. Die Art der Beerdigung, wie sie in Aegypten, namentlich aber im Delta herrscht, erklärt die Erscheinung ansteckender Krankheiten hinreichend, und wenn auch an andern Orten, wie zum Beispiel in Konstantinopel, ähnliche Umstände sich vorfinden, und diese dadurch zu secundairen Foyers der Pest werden, so ist der Ursitz derselben immer nur das Delta Aegyptens, denn nirgends finden sich die Elemente in solchem Grade wie hier; „die Pest, sagt Dr. Pariset, entwickelt sich unter Umständen, die Aegypten eigenthümlich sind; hier ist der Boden mit einer zahllosen Menge thierischer und vegetabilischer Ueberreste bedeckt, und er wird überschwemmt von dem schlammigen Wasser des Nil, welches in Verbindung mit der großen Hitze des Klima's diese Ueberreste zur Fäulniß bringt, und pestilenzialische Miasmen verbreitet. Aehnliche Verhältnisse erzeugen an andern Orten gleichfalls mörderische Krankheiten, wie z. B. der Typhus; dem Delta

iſt aber die Peſt eigen.“ Dr. Pariſet ſchlägt als Abhülfe dagegen vor, Begräbnißlocale in der Wüſte anzulegen, und hier, wie auch an denjenigen Orten, wo dieß nicht ſeyn kann, die Leichen mit einer Schichte von Natrum zu belegen, wovon Aegypten unerſchöpfliche und immer ſich erneuernde Vorräthe darbietet.

Wenn die Argumentation Pariſets, welche allerdings viel für ſich hat, die Probe halten ſollte, dann iſt allerdings ein leichtes Mittel gegeben, dieſer furchtbaren Geißel mit der Zeit los zu werden, denn Mehemed Ali, deſſen eiſernes Scepter von ſeinen Unterthanen ſo ſchwere Opfer ſchon gefordert hat, wird an dieſem ſich nicht ſtoßen. Pariſet iſt der Meinung, daß, wenn einmal die Peſt im Delta von Aegypten an der Quelle abgeſchnitten wäre, ſo werde ſie nirgends eigentlich mehr zu fürchten ſeyn. Könnte man freilich ſo wohlfeilen Kaufs dieſer Geißel los werden, und alle die koſtbaren und doch oft nicht ausreichenden Quarantänen und Lazarethanſtalten erſparen, ſo würde der Handel eine Ausdehnung und Leichtigkeit gewinnen, wovon man ſich jetzt nicht wohl einen Begriff machen kann.

Skizzen aus der Krim.

(Fortſetzung.)

So intereſſant dieß Kloſter und die Kirche auch ſind, ſo kommt ihr doch Tſchufut Kale, etwa eine halbe Stunde weiter oben, völlig gleich. Dieſe merkwürdige Veſte iſt auf dem Gipfel eines abgeſonderten Piks derſelben Felſenkette erbaut, und der Weg hinauf iſt ſo ſteil, daß man mehr klettern als gehen muß. Da ſie ganz von hohen, maſſiven, größtentheils aus dem Felſen gehauenen Mauern umgeben iſt, und nur zwei Thore hat, ſo können die Einwohner, wenn ſie zur Vertheidigung entſchloſſen ſind, jedem Angriff von außen mit vollkommener Sicherheit Trotz bieten. Man weiß durchaus nicht, von welchem Volk und zu welcher Zeit dieſe uneinnehmbare Veſte urſprünglich erbaut wurde; jetzt enthält ſie ungefähr 300 Häuſer in ausnehmend engen Straßen, der Boden iſt der reine Fels und das Ganze ausnehmend rein gehalten von den Einwohnern, welche ohne Ausnahme Juden von der karaitiſchen Secte ſind. Der moraliſche Charakter derſelben iſt vortrefflich, ihre Ehrlichkeit ſprüchwörtlich, und ſie ſind auch von der Regierung ſo hoch geachtet, daß ſie größere Privilegien beſitzen, als irgend einer der verſchiedenen Stämme, welche die Krim bewohnen. Als wir die Stadt betraten, wurden wir ſogleich in das Haus des Rebi Juſſuf, des Rabbiners oder Oberhaupts der ganzen karaitiſchen Secte in dieſen Ländern geführt, und von dieſem ehrwürdigen Mann freundlich und gaſtfrei aufgenommen. Nach der Mahlzeit führte er uns in die Synagoge, und von da in einen anſtoßenden Garten, der bloß zur Feier des Laubhüttenfeſtes beſtimmt iſt; von da ſetzten wir unſern Spaziergang fort durch die Stadt bis zu einer ſteilen Treppe, die zu dem ſogenannten Thale Joſaphat hinabführt; dieſes liegt in einer Felſenſchlucht, und iſt der Gottesacker der Secte, der einem ſchönen, von zahlreichen Bäumen beſchatteten Wäldchen gleicht, deren dunkles Blätterwerk einen auffallenden Contraſt bildet mit den weißen Marmorgräbern und den düſtern, überhangenden Felſen, die bei jedem Schritte Verderben zu drohen ſchienen. Hier wurden mir mehrere Gräber mit hebräiſchen Inſchriften gezeigt, die bis ins vierzehnte Jahrhundert zurückgehen, und ſomit den Beweis liefern, daß der gegenwärtige Stamm wenigſtens ſchon ſeit jener Zeit im Beſitz der Veſte war. Die Bäume deuten wirklich auf ein ſehr hohes Alter, und werden auch ſo heilig gehalten, und von den Karaiten ſo ſehr geſchätzt, daß ihre frühern Herren, die Khane der Krim, nur mit deren Zerſtörung zu drohen brauchten, um die ſchwerſten Contributionen von den frommen Karaiten zu erpreſſen.

Der Name dieſer Secte iſt bekanntlich abgeleitet von Karai oder dem geſchriebenen Wort, da ihr Glaubensbekenntniß ausſchließlich auf den einfachen uncommentirten Text des Alten Teſtaments begründet iſt; alle Traditionen und Auslegungen der Rabbiner, ſo wie den Talmud, verwerfen ſie gänzlich. Von dieſem letztern weichen ſie auch in manchen Einzelnheiten, z. B. in den Verwandtſchaftsgraden, in der Art der Beſchneidung, ſo wie in den Geſetzen über die Faſten und die Heurathen ab, indem ſie Polygamie geſtatten, welche jedoch nicht üblich iſt. Sie führen den Urſprung ihrer Secte bis zur Zerſtreuung der Juden während der babyloniſchen Gefangenſchaft zurück, und ſchreiben dem langen Aufenthalt unter den Heiden und der Seltenheit der Abſchriften des Geſetzes die Einführung einer Menge von Irrthümern und falſchen Ueberlieferungen zu; als die Stämme nach der Gefangenſchaft wieder zurückkehrten, war die heilige Schrift mit Zuſätzen überladen, und ein großer Theil des Volks wollte dieſe nicht annehmen; dieſe nannten ſich Karaiten, und wurden in ſpäterer Zeit von ihren Brüdern furchtbar verfolgt. Die Karaiten behaupten, auch Jeſus ſey ein Mitglied ihrer Gemeinde geweſen und habe hinſichtlich der Interpolationen der Rabbinen dieſelben Meinungen gehegt, wie ſie; zum Beweis dafür führen ſie ſeine wiederholten entſchiedenen Erklärungen gegen die rabbiniſchen Auslegungen an, und behaupten zuverſichtlich, kein Mitglied ihrer Secte ſey im Geringſten bei der Kreuzigung betheiligt geweſen. Dieſe Leute glauben auch die einzige authentiſche Abſchrift des alten Teſtaments zu beſitzen. Gleich den Quäkern ſorgen ſie reichlich für ihre eigenen Armen, treiben hauptſächlich Handel und ſind meiſt reich. In Polen und Galizien trifft man ſie häufig, ſie ſind daſelbſt ſehr geachtet und genießen dieſelben Vorrechte wie die Chriſten. Keine religiöſe Secte erzieht wohl ihre Kinder mit größerer Sorgfalt, denn alle ohne Ausnahme werden öffentlich in der Synagoge unterrichtet. Aus dieſer Sorgfalt für den Unterricht entſpringt auch die bei ihnen gewöhnliche Trennung der Bücher des alten Teſtaments, indem die Bücher Moſis als eine Richtſchnur des Glaubens und der Sitten für die Jugend beſtimmt ſind, während das Leſen der übrigen Schriften verſchoben wird, bis die Zeit den Verſtand gereift hat; dieſe Trennung ſoll bei ihnen ſeit undenklicher Zeit Sitte ſeyn. In ihrer Kleidung gleichen ſie den Armeniern, tragen lange fließende Gewänder, und bedecken den Kopf mit einer Pelzmütze.

Zur Rückkehr nach Alupka ſchlugen wir einen andern Weg ein, der uns durch das reizende Thal von Baidar führte, das

etwa 15 Werſte lang, nicht ganz halb ſo breit und von romantiſchen Bergen umgeben iſt, von denen aus man alle ſeine Schönheiten mit Einemmale überblicken kann. Da dieſe herrlichen Fluren gegen die kalten Winterwinde geſchützt und von zahlreichen Quellen bewäſſert ſind, ſo bringen ſie auch die Erzeugniſſe ſüdlicherer Klimate in größerer Vollkommenheit hervor. Hier ſah ich die ſchönſten Eichen und das üppigſte Korn der ganzen Krim, kein anderes Thal gleicht dieſem an Fruchtbarkeit, und in dem Benehmen der tatariſchen Bewohner drückt ſich auch ein Unabhängigkeitsſinn aus, der einen angenehmen Eindruck macht. Wir brachten die Nacht in einem der freundlichen Dörfer des Thals, Namens Kalindia, zu, wo wir, wie gewöhnlich bei dieſem Volk, die freundlichſte Aufnahme fanden; einer der ſchönſten Charakterzüge dieſer Tataren iſt ihre Gaſtfreundſchaft, denn kein auch noch ſo unbekannter Reiſender, mag er Jude, Türke oder Chriſt ſeyn, hat je, auch in dem ärmſten Dorfe, dieſelbe umſonſt in Anſpruch genommen. In jeder Stadt und jedem Dorfe der Krim iſt ſeit undenklichen Zeiten eine Art Gaſthof, Oda, ausdrücklich zur Aufnahme für die Fremden beſtimmt, wo er koſtenfrei mit einem Divan zum Lager, mit Feuer und Erfriſchungen verſehen wird. Gewöhnlich übernimmt der Mullah oder Prieſter das wohlwollende Amt der Fremdenbeherbergung; Bezahlung wird dafür nie gefordert, aber man erwartet von dem Wohlhabenden, daß er ein kleines Geſchenk zurücklaſſe, was ſtets dankbar angenommen wird. Sollte ein Fremder in einer Stadt oder in einem Dorfe ankommen, ohne den nöthigen Reiſefirman zu haben, und wegen irgend einer Beſchwerde, wegen verweigerter Poſtpferde oder abgeſchlagener Beherbergung, Abhülfe verlangen, ſo darf er ſich nur an den geeigneten Beamten wenden, deſſen Pflicht es iſt, für ſeine Bedürfniſſe alsbald zu ſorgen. In einem Dorfe, das nicht über 100 Familien hat, heißt dieſer Beamte On-Baſchi, hat es mehr, Us-Baſchi.

Um der heftigen Hitze des Tages auszuweichen, brachen wir am nächſten Morgen vor Tagesanbruch auf, und kamen auf unſerm Weg nach der Südküſte an die berühmte Paſſage des Merdwen, die Teufelsbrücke der Krim; der Pfad iſt theils durch eine tiefe Schlucht, theils an der perpendiculären Seite eines Felſens von erſchreckender Höhe hinangeführt; welche Schwierigkeiten der Bau dieſes wunderbaren Weges gehabt haben muß, kann man daraus erkennen, daß auch nur ein Theil davon, der etwa 800 Schritte lang iſt, 40 Zickzackabtheilungen, eine über der andern hat. Wann und von welchem Volk dieſer Weg erbaut wurde, iſt völlig unbekannt; Manche wollen behaupten, nur der Handelsgeiſt des alten Griechenlands hätte dieſe Schwierigkeiten überwinden können. Man kann dieſe Wanderung ohne Uebertreibung einer Reiſe in der Luft vergleichen, die tatariſchen Pferde ſind aber ſo ſicher auf den Füßen, daß ſie den Weg mit der größten Leichtigkeit zurücklegen. Die Ausſicht von dem Gipfel iſt ungemein groß und umfaßt das ganze ſchwarze Meer und einen Theil der ſüdlichen Küſte.

Als wir dieſe Schwierigkeit überwunden und nach beſten Kräften die Strahlen einer brennenden Sonne erduldet hatten, ſtiegen wir einen ähnlichen halsbrechenden Paß hinab, bis wir an das Dorf Kutſchuk Köi kamen, von wo ein ſchmaler Pfad zwiſchen Felſen hinabführte; da wir in einer beträchtlichen Höhe über dem Meere uns befanden, genoſſen wir bei jeder Wendung des Wegs die Ausſicht auf eine neue maleriſche Landſchaft, bis wir nach Alupka kamen, gerade noch recht zu einem großen Feſte, das Graf Woronzow zum erſtenmal in dem prächtigen Speiſeſaal ſeines neuen Schloſſes zu Alupka gab.

(Fortſetzung folgt.)

Die Iliyats oder wandernden Stämme Perſiens.

(Von James Morier im Journal of the geographical Society mitgetheilt.)

Mehrere wohlunterrichtete Perſer haben behauptet, daß vielleicht der vierte Theil der Bevölkerung Perſiens aus wandernden Stämmen beſtehe, die eine durch Gewohnheiten und Lebensart ausgezeichnete eigenthümliche Claſſe bilden. Wir wollen zunächſt ihre Entſtehung unterſuchen, ſodann ihren gegenwärtigen Zuſtand, die Art, wie ſie regiert werden und zur Stärke des Staats beitragen, ins Auge faſſen, und endlich nachweiſen, welche Vortheile eine militäriſche Organiſation dieſer wandernden Stämme bringen würde.

Die Iliyats ſind im Allgemeinen keine eingebornen Perſer, ſondern ein auf den Hauptſtamm gepfropfter fremder Zweig. Den eigentlichen Perſer findet man in den größern Städten, und in den vor langen Zeiten ſchon gegründeten kleinern Städten und Bezirken der Provinzen. Der Zuwachs, den die Bevölkerung erhielt, ſtrömte von Oſten und von Weſten her ein. Bis zur Eroberung Perſiens durch die Araber kann man das Volk für unvermiſcht halten. Die Eroberer breiteten ſich aus gegen Balkh, Bukhara und Merw, verſchmolzen mit dem perſiſchen Volk, und impften ihm eigentlich jetzt erſt den Hang zum herumſchweifenden Leben ein. Der erſte wandernde Stamm kam von Oſten, im Jahre 1254, mit Dſchengisthan; dieſem folgte Timur, der Perſien ſo vielfach vor- und rückwärts durchzog, daß ſogar in der Türkei Horden zurückblieben, die daſelbſt noch bis heute unter dem Namen Yuruk (Wanderer) vorhanden ſind.

Dieß iſt im Allgemeinen der Urſprung der Iliyats; im Beſondern aber hat jeder Stamm ſeine eigene Geſchichte, und weiß, woher und unter weſſen Führung er nach Perſien kam. Viele ſiedelten ſich in Städten und Dörfern an, weßwegen ſich die Stämme in zwei Abtheilungen ſcheiden, Shehr-niſhin, die in Städten wohnen, und Sahra-niſhin, die in dem Lande herumziehen. Wenige jedoch haben dieſe urſprüngliche Lebensweiſe beibehalten; ſie wohnen das ganze Jahr in Zelten, kommen Winters in die Ebenen herab, Sommers ſuchen ſie die Weiden auf den Gebirgen. Sie ſehen herab auf die Shehr-niſhin als auf Entartete, rühmen die Abhärtung und einfache Lebensart ihres Zeltlebens, und verachten die Weichlichkeit und Feigheit derer, die in Städten und Häuſern wohnen.

Die Hauptſtämme ſind folgende:

1. Die Kadſchars. Dieß iſt der Stamm des gegenwärtigen Schachs von Perſien, und leitet ſeinen Urſprung aus Turkeſtan ab. Er kam unter Oguzkhan, dem Enkel Dſchengisthans, nach Perſien, und Zweige deſſelben haben in Kazwin und dem Gebiet von Eriwan Wurzel gefaßt. Es geht jedoch im Volke die Sage, daß dieſer Stamm aus Damascus entſpringe, und der, augenſcheinlich von Verleumdung gemachte Beiſatz, daß Viele dieſes Stammes in der Armee des ver-

haßten Yezid gewesen seyen, der den gefeierten Imam Husein tödtete, vermehrt noch die Erbitterung gegen denselben. Sie theilen sich in fünf kleinere Clans, die Kavanlus, Devehlus, Shambeyatis, Yokaribaschs und Kadschar-Kazwinis. Der König ist aus dem Clan der Kavanlu, und seine Mutter aus dem der Yokaribasch. Sie haben jedoch nur noch 400 Häuser oder Khanehwars, und ihr Hauptsitz ist Asterabad und Teheran. Einige wenige sind in Eriwan und Merw, und gewöhnlich an allen Orten, wo ein Shah-zadeh (Königssohn) regiert. Sie sind lauter Städtebewohner (Shehr-nishins). Im Frühlinge jedoch bricht die alte Wanderlust hervor. Feth Ali Shah verläßt *) regelmäßig seine Winterquartiere oder Kischlats in Teheran und zieht in sein Pallast, oder die Sommerquartiere von Sultaniyeh, Ojan, Ziruj Kuh, oder Tschesmeh Ali, je nach Laune und Bedürfniß, und bedeckt mit Lager und Heerden die umgebenden Weideplätze.

2. Die Affshars. Sie leiten ihren Ursprung von den turkomanischen Stämmen ab, und theilen sich in zwei Hauptzweige, die Shamlus und Kirklus. Dieß ist ein großer Stamm; er zählt ungefähr 20,000 Häuser, steht aber nicht in hoher Gunst bei dem Könige, der nur ungern Männern dieses Stammes eine vertraute Stellung in der Nähe seiner Person gibt; dieß schreibt sich wahrscheinlich von dem alten Grolle her, der in seinem Clan fortlebt gegen den berüchtigten Nadir, einen Affshar, den Mörder Feth Ali Khans, des mächtigen Ahnherrn und Herrschers der Kadscharen. Nadir war ein Kirklu, und diese, durch ihre Großsprecherei bekannt, thun sich auf die Verwandtschaft mit dem mächtigen Eroberer nicht wenig zu gut. Sie wohnen in Städten, und zwar in größter Anzahl zu Ardiverd, dem Geburtsort Nadirs, und zu Kelat, das er so sorgfältig bevölkerte und befestigte.

3. Die Araber. Dieser Stamm kommt aus der Provinz Nedschd, im glücklichen Arabien; in seinen Adern fließt das reinste arabische Blut. Unter der Regierung des Schah Ismail sollen 2 bis 3000 Familien aus dem genannten Land in Weidedistricte versetzt worden seyn, die sich von Ardistan bis Herat und Meshhed ausdehnen, und wo sie bis auf 6000 Zelte anwuchsen. Sie hatten ganz besonders an den nomadischen Gewohnheiten fest, und sind fast alle Sahra-nishin. Sie gehören zur Secte der Sunniten, und erhalten noch theilweise ihre Sprache; das Nationalcostume haben sie geändert. Die vorzüglichsten und reinsten Zweige dieses Stammes sind die Mansuri, Ameri, Khezai, Schebazi, Debeisi, Zangi, Meishimesi, Karai, Keladi, Baseri und Nathi.

4. Die Laks. Dieß ist ein großer Stamm, der sich in eine Menge Clans spaltet. Es sind Perser, und die Tradition führt ihren Ursprung hinauf bis zur kajanischen Dynastie, deren Stifter Kai im Altpersischen oder Pehlwi einen mächtigen König oder Riesen bedeutet. Die Zends, der Stamm des berüchtigten Kerim-Khan, sind Laks, und man hält sie sämmtlich für Räuber. Sie sind durch ganz Persien zerstreut; ihr Hauptsitz jedoch ist Kazwin, und die Provinzen Fars und Mazanderan. Ihre vornehmsten Clans heißen Beiranawend, Khodschawend, Nadawend, Nakawend, Dschellawend, Abdulmelikі und Sipahwalhschan. Ein Theil des Stammes erweist Ali göttliche Ehre, und wird „Naseri" genannt, vom Namen ihres Hauptes, der dieser Lehre den Ursprung gab. Muhammed sendete, wie die Sage lautet, den Naseri, einen seiner Freunde, zu Ali, um ihn in seinen Kriegen zu begleiten. Als sie an den Schatt oder Euphrat kamen, sendete Ali den Naseri ab, um den Strom zu untersuchen, und die Fische zu fragen, wo eine Furt sey. Ein alter Fisch antwortete: „Er, der dich sendet, kennt auch die Furt." Darauf kehrte Naseri zurück, wendete sich zu Ali und rief: „Du bist Gott." Alsbald tödtete ihn Ali und erweckte ihn wieder zum Leben. „Nun weiß ich ganz gewiß, daß du Gott bist," sprach Naseri, und wurde gläubig. Sie werden auch Ali Ilahi, oder Gottesmänner, genannt, und erkennen die Autorität Muhammeds nicht an. Sie haben eigene religiöse Bücher, und erkennen einen Pir oder Heiligen an, an den sie großen Glauben haben. Ihre Gesammtzahl beläuft sich auf ungefähr 20,000 Häuser, und sie leben theils in Städten, theils auf dem Felde.

5. Die Jeitis. Dieser Stamm, der zahlreichste in Persien, ist auch der furchtbarste, weil er auf Einem Landstrich versammelt ist, und statt, wie die andern Stämme, sich in verschiedene Bezirke in kleine Massen zu zersplittern, in fester Vereinigung beisammen bleibt. Er zählt 100,000 Häuser, die am westlichen Abhange der Gebirge von Luristan, auf den Gebieten Schuster, Dizful, Havizeh, und auf den Ufern des Kerkheh und Karun liegen; sie sind meist Sahra-nishins. Ein Theil dieses Stammes hat sich einen Ort in den Gebirgen, den sie Paschtkuh nennen (was wohl Gebirgsrücken bedeutet), zurückgezogen, wo er, pochend auf die Unangreifbarkeit seines Wohnplatzes, sich der Abhängigkeit von der Regierung entzieht.

6. Die Bayats. Ein kleiner Stamm von ungefähr 1000 Häusern, der aus Turkestan entsprang, und über ganz Persien in großen und kleinen Städten verbreitet ist.

7. Die Kurden. Diese sind ein Zweig des Volks, das die Gebirge an der türkischen Gränze bewohnt; sie wurden von Schah Ismail aus Kurdistan hereingebracht und an der östlichen Gränze Persiens angesiedelt, um die Einbrüche der Turkomanen abzuhalten. Damals bestanden sie aus 4000 Häusern, und sind jetzt auf 50,000 angewachsen. Sie sind furchtbar durch Anzahl und Tapferkeit. Von ihrer Sprache haben sie viel beibehalten, aber ihre Tracht gegen persische umgetauscht. Ihre Hauptsitze gegen Osten sind Burujud, Khabuschan, Isferayin, Tschinaran und Deredschez. Die Meisten leben in Zelten, wenige in Häusern. Sie theilen sich in die Schadilu, Karacherehlu und Yezidis, und sind berüchtigte Diebe und Räuber.

Die Kurd Basch oder kurdischen Söhne sind nur ein kleiner Stamm, der durch Vermischung der Kurden und Laks entstanden ist. Die Ilyats verbinden sich nicht durch Heirathen ohne die Erlaubniß der Stammesältesten, und wenn diese Vorsicht nicht beobachtet wird, entstehen mörderische Händel zwischen ihnen. In dem fraglichen Fall wurde das Zusammenheurathen der beiden Stämme gestattet von beiden Parteien, und daraus nahm dieser Stamm seinen Ursprung.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Aufsatz ist längere Zeit vor seinem Tode geschrieben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 17** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Sendschreiben von George Sand an Lerminier. — Nacht. Von P. B. Shelley. — Die zwei Geliebten. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 56.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Februar 1838.

Die Barbareskenstaaten.

Tripoli.

Die Ereignisse in diesem Lande seit den letzten fünf Jahren sind bekannt; die Familie Caramanli, welche seit fast hundert Jahren Tripoli erblich regierte, ist in Folge innerer Zerwürfnisse gefallen, die Pforte hat, die Verwicklungen schlau benützend, sich der Hauptstadt Tripoli bemächtigt, und wollte nun von diesem Punkte aus aufs neue ihre Macht an der afrikanischen Küste begründen. Wäre der beabsichtigte Streich gegen Tunis gelungen, so hätte auch wohl Achmed Bey in Constantine wirksamere Hülfe erhalten, und die türkische Herrschaft, sicher in Tunis, Tripoli und Constantine, hätte in dem ganzen östlichen Theile der Berberei wieder Bestand gewonnen. Aber die französische Regierung, welche bei der Besetzung von Tripoli hinters Licht geführt worden war, ließ sich nicht zum zweitenmal hintergehen, und hinderte geradezu den türkischen Plan durch Absendung einer Flotte. Dadurch verlor aber auch der Besitz von Tripoli seinen Werth; sich mit den Araber- und Berberstämmen des innern Landes herumzuschlagen, kann den Türken so wenig Vortheil bringen, als es bis jetzt den Franzosen gebracht hat, und nur der Gesammtbesitz der bedeutendsten Städte und Handelsemporien dieses Landstrichs könnte allmählich die Stämme des Innern wieder einigermaßen an eine türkische Herrschaft gewöhnen. Die Pforte hatte mit der Besetzung von Tripoli und dem entworfenen Plane gegen Tunis im Grund weniger die Absicht, gegen die Franzosen feindlich aufzutreten, als einen neuen Anhaltspunkt gegen Mehemed Ali zu gewinnen, allein die Interessen dieser beiden fließen so mannichfach zusammen, daß sich Frankreich wohl veranlaßt fühlen konnte, gegen die Pforte einzuschreiten, mochten deren Plane nun gegen Mehemed Ali oder Frankreich selbst gerichtet seyn.

Seit geraumer Zeit hört man von Tripoli nichts mehr, und die türkische Besatzung scheint aus Schwäche oder Ermattung die Züge gegen die benachbarten Araberstämme aufgegeben zu haben, und sich auf die Besetzung der Hauptstadt zu beschränken, welche immerhin ein nützlicher Posten bleibt, wenn gleich der Vortheil die darauf verwandten Kosten kaum aufwiegen möchte. Begreiflicher Weise folgen unter diesen Umständen die Stämme ihrem natürlichen Unabhängigkeitsgefühl, und namentlich werden die von Barka, welche schon in den letzten Zeiten der Caramanlis im Aufstand waren, sich mehr und mehr von den übrigen absondern, und vielleicht mittelbar unter Mehemed Ali's Herrschaft fallen, wie sie schon seit alter Zeit mehr dem Osten als dem Westen zugewandt waren. *)

Tripoli ist der einzige Ort in den Barbareskenstaaten, wo der Einfluß Englands sichtlich hervortritt. Der englische Consul, Oberst Warrington, hatte seit mehr als zehn Jahren bei allem, was die Regentschaft Tripoli betraf, die Hände mit im Spiele. Ob er dabei, wie man ihm vielfach vorgeworfen hat, eigennützige Privatabsichten verfolgte, kann uns hier gleichgültig seyn, genug, Er fachte den Streit in der Familie Caramanli an, Er unterstützte den jungen Emhammed auf jegliche Weise gegen seinen Großvater, den alten Jussuf Caramanli, und als dieser vom Schauplatz abgetreten war, gegen seinen Oheim Ali, Er hat, als dieser Streit sich auf eine Art verzog, daß kein Ende desselben abzusehen war, wenn auch nicht selbst die Türken herbeigerufen, doch sein Möglichstes dazu beigetragen, daß ihr Anschlag auf Tunis und die Gefangennahme Ali's gelang, und als sie Meister der Stadt waren, hat Er — so geben ihm wenigstens die Türken Schuld, — die Araber gegen die Türken aufgereizt, so daß der dort befehligende türkische Pascha ihm geradezu sagte, er suche eine arabische Nationalmacht zu begründen, er möge sich aber wohl vorsehen, was er thue.

Es wäre sehr gewagt, hieraus auf Plane und Absichten der englischen Regierung schließen zu wollen; was der brittische Consul erstrebte, ist noch ein Räthsel, das aber ist gewiß, daß er das Land in eine Anarchie stürzte, die es zu einer leichten Beute eines fremden Eroberers machen muß, wenn dieser nämlich die Bevölkerung in irgend einer Weise für sich zu gewinnen weiß.

*) Es ist eine gewiß nicht zufällige Erscheinung, daß die Bewohner des Landes westlich von der großen Syrte sich durchaus der mogrebinisch-arabischen, die von Barka aber sich der asiatischen Schrift bedienen. Dieß deutet auf alte Verbindungen mit dem Osten, denn die Schriftart ist so sehr an gewisse Länder gebunden, daß ein erfahrener Araber, wenn er nur eine Schrift sieht, sogleich sagen kann, aus welchem Lande der Schreiber ist.

Skizzen aus der Krim.

(Fortsetzung.)

Die Südküste der Krim ist, wie früher schon bemerkt, volle Landsitze des höchsten russischen Adels, aber der Styl, in dem sie eingerichtet sind, ist etwas kleinlich, denn neben einem großen prachtvollen Palast sind Blumengärtchen, die fast komisch davon abstechen. Das Schloß des Generalgouverneurs Grafen Woronzow zu Alupka wird, wenn es nach dem ursprünglichen Plane vollständig ausgebaut ist, ohne Zweifel das prachtvollste adelige Schloß im russischen Reiche werden, aber der Platz ist nicht sonderlich gut gewählt. Zwischen einem himmelanstrebenden aber kahlen Felsen und dem Meere ist gerade noch so viel Raum, wie ein englischer Pächter zu einem Rübengarten brauchen würde; allerdings finden sich darin ganz artige Sachen, als Höhlen, Engpässe, ein ausgebrannter Vulcan, groteske Felsen, die ein kleines Wiesenstück einschließen, Kaskaden, Quellen, künstliche Teiche u. s. w., aber Alles so diminutiv und in einem so engen Raume zusammengepreßt, daß es in Vergleich mit dem ungeheuern Schlosse, dem es zur Zierde dienen soll, wie Kinderspielwerk aussieht. Man mag im Gesellschaftszimmer sitzen, oder durch den hohen Saal wandern, oder die mit Thürmen versehenen Mauern ersteigen, nirgends sieht man etwas anders, als das Meer auf der einen Seite, dessen man doch bald überdrüssig wird, und auf der andern die kahlen Abhänge des riesenhaften Ai Petri nebst einigen Weingärten und einem Tatarendorf mit seiner Moschee, was, gelegentlich bemerkt, der Landschaft noch am meisten Malerisches gibt.

Wer an der Südküste der Krim hinreist und Marsanda besucht, das gleichfalls dem Grafen gehört, und nur etwa fünf Stunden von Alupka entfernt ist, wird die mannichfaltigen Schönheiten der Landschaft bewundern und erstaunen, daß nicht dieser Ort zur Aufführung des Schlosses gewählt wurde. Marsanda ist ein sehr ausgedehntes Landgut, das einige der schönsten Landschfte der Krim in sich schließt. Eine ungeheure Felsenkette in den grotesksten Formen und bis an den Gipfel mit Baum und Busch bekleidet, schützt diesen Fleck gegen heftige Winde, namentlich gegen die kalten durchdringenden Stürme aus Norden. Vorn liegt weit sich ausbreitend das Meer mit zahlreichen Baien und hohen schroffen Vorgebirgen, während rechts und links das Auge mit Vergnügen auf dem fruchtbaren Thale von Jalta weilt, das von zahlreichen Bächen bewässert wird, die zum Theil in mannichfachen Kaskaden von den Bergen herabstürzen. Neben den ausgedehnten Kornfeldern, Weidegründen und Weingärten sind Urwälder, wo der wilde Weinstock, der Feigen- und Granatapfelbaum, die Eiche, die Buche und Kastanie in reicher Fülle wachsen, während unzählige Schmarotzerpflanzen in zierlichen Guirlanden sich von Baum zu Baume winden. Wie oft, während ich über dieß schöne und malerische Landgut hinritt, wünschte ich mir die Gewalt eines Zauberers, um die kleine Villa von Marsanda nach Alupka und das dortige Schloß nach Marsanda zu versetzen.

Nach kurzem Aufenthalt nahm ich die Einladung des Capitäns der Korvette Iphigenia an, ihn nach Sewastopol zu begleiten; Capitän und Officiere bezeugten mir während der Fahrt die zuvorkommendste Aufmerksamkeit. Der erstere theilte mir nachstehende Angaben über die russische Seemacht mit: die Escadre in dem schwarzen Meere besteht aus 14 Linienschiffen, 8 Fregatten von 60 Kanonen, 5 Corvetten, 10 Bricks, 4 Schoonern, 12 andern kleinen Fahrzeugen und 7 Dampfbooten nebst mehrern Transportschiffen, das Ganze unter dem Oberbefehl des Admirals Lazarew. Die Escadre im baltischen Meere zählt 27 Linienschiffe, 16 Fregatten, 5 Corvetten, 12 Bricks, außer den kaiserlichen Yachten und mehrern andern kleinen Fahrzeugen; diese Flotte zerfällt in drei Abtheilungen, die jede von einem Viceadmiral commandirt ist. Die Zahl der Matrosen in der ganzen russischen Marine rechnet man auf 45,000, von denen aber der größte Theil nur im Sommer dient, weßhalb sie ein satyrischer alter englischer Seeofficier, den ich zu Sewastopol traf, Schmetterlinge nannte

Sewastopol mit seiner schönen Citadelle, seinen erstaunenswerthen Befestigungen und seiner großen Bai voll Kriegsschiffen ersten Rangs ist, von der See aus gesehen, höchst imposant, und erinnerte mich einige maßen an Malta. Die Stadt selbst, die sich in Form eines majestätischen Amphitheaters erhebt, hier die Höhen bedeckt, dort sich hinabzieht nach der See, mit Kirchen, Casernen und öffentlichen Gebäuden aller Art geschmückt ist, erweckt nicht minder in dem Reisenden die Vermuthung, daß er im Begriff steht, eine sehr bedeutende Stadt zu betreten, so daß man nicht wenig erstaunt ist, zu hören, daß Sewastopol auch nicht einen einzigen Gasthof hat. Dieß setzte mich jedoch durchaus in keine Verlegenheit, da ich glücklicher Weise mehrere Bekannte hier besaß, und niemand gastfreier seyn kann, als die Russen, wenigstens gegen Engländer. Bei einem Spaziergang durch die Stadt fand ich, daß sie mit Ausnahme der Hauptstraße und der prachtvollen Treppe am Kai nur eine Masse unbedeutender Plätze und Straßen enthalte, die sich über einen Raum von mehreren Werften ausdehnten. Die Häuser, etliche Hundert an der Zahl, sind sehr gewöhnlicher Art, hie und da sieht man eine Kirche, eine Caserne oder sonstiges Regierungsgebäude, und die Straßen sind wie in allen Städten Rußlands, unermeßlich breit und ungepflastert; nie litt ich so entsetzlich vom Staub und dem grellen Weiß der Häuser und Befestigungen, welches durch die glühende Sommerhitze und den Mangel an allen Bäumen, ja an aller Vegetation, noch unerträglicher wird. Trotz aller dieser Nachtheile als Wohnplatz ist doch Sewastopol, als militärischer Punkt oder als Seestation betrachtet, der wichtigste Ort am schwarzen Meere, ja vielleicht im russischen Reiche. Der Haupthafen ist so geräumig und der Ankerplatz so gut, daß die Flotten vieler Nationen sicher gegen jeden Sturm sich hier aufhalten könnten; auch ist die Tiefe des Wassers so groß, daß wir häufig die größten Schiffe auf Kabellänge vom Ufer liegen sahen. Außerdem verzweigen sich fünf andere kleine Baien nach allen Richtungen hin, und sind, so wie der große Hafen, alle mit Landvorsprüngen ausgestattet, die sich ausnehmend leicht vertheidigen lassen. Bei dem Bau der Batterien und Festungswerke, die von der furchtbarsten Art sind, wurden keine Kosten gespart, und wenn sie nach dem bisherigen Plane

vollendet ſind, wird Sewaſtopol ohne Zweifel eine der furchtbarſten Seeſtationen Europa's ſeyn.

Die Regierung hat in der unmittelbaren Nähe der Stadt in dem Steinbruch von Inkerman ein vortreffliches Baumaterial, eine Art Kalkſtein, der hauptſächlich aus verſteinerten Seethieren beſteht; wenn man ihn eben ausgehauen hat, iſt er kaum härter als Kreide, wird aber, wenn er einige Zeit der Atmoſphäre ausgeſetzt iſt, ungemein hart. Die ausnehmende Schönheit und die vorzüglichen Eigenſchaften des Steins von Inkerman verdienen beſondere Aufmerkſamkeit; man kann ihn ein Aggregat von verſteinerten Seemuſcheln nennen, die, ſeit die See ſich in uralter Zeit zurückzog, zu einer der ſeltſamſten Arten von kohlenſaurem Kalk wurden; ich fand eine ähnliche Schichte längs der ganzen nördlichen Küſte des ſchwarzen Meeres, aber nirgends in größerer Vollkommenheit, als zu Inkerman, denn zu Odeſſa iſt er minder hart, als ob ſich hier die See viel ſpäter zurückgezogen hätte.

Gleich nach dem Ausgraben aus der Erde zerfällt der Stein von Inkerman in der Hand in kleine Herzmuſcheln von der blendendſten Weiße, meiſt von gleicher Größe und in vollkommener Form; wenn man ihn analyſirt, findet man nichts als Kohlenſäure und Kalk mit einer geringen Menge Eiſenoxyd. Bei ſeiner merkwürdigen Leichtigkeit, ſeiner anfänglichen Weichheit und der Eigenſchaft hart zu werden, wenn er dem Einfluß der Atmoſphäre ausgeſetzt wird, iſt er ein ſehr beliebtes und ökonomiſches Baumaterial in dieſen Ländern.

Die Admiralität, das Arſenal und die Werften, welche unter der Leitung eines Engländers, Namens Upton, erbaut werden, ſind wie alle andern öffentlichen Arbeiten zu Sewaſtopol, in einem rieſenhaften Maßſtab. In den zum Schiffsbau beſtimmten Docken iſt das Canalſyſtem angenommen, und obwohl eine hinreichende Menge Waſſer für die Reſervoirs nur in einer Entfernung von 10 bis 12 Werſten zu bekommen war, ſo hat man doch dieſem Mangel durch eine Waſſerleitung abgeholfen, die ein wahres Römerwerk iſt, denn man hat den Canal an der einen Stelle durch einen Berg geleitet, an der andern quer über ein Thal geführt. Ueberall thut ſich die Thätigkeit und Energie der ruſſiſchen Regierung kund: die Art des Schiffszimmermanns ertönt unaufhörlich neben dem Meißel des Steinhauers, und neben den Tauſenden von Maurern und Zimmerleuten arbeiten andere Tauſende von Soldaten als Handlanger. Neben dem Hafen ſoll jetzt ein Felſenberg weggeräumt werden, um Raum zu gewinnen für den Bau der Admiralität, des Arſenals und anderer öffentlicher Gebäude, eine Unternehmung, die ſich nur in einem ſolchen Reiche mit ſeiner Bevölkerung von Leibeigenen und arbeitenden Soldaten ausführen läßt.

Leider werden viele dieſer Unglücklichen des Augenlichts beraubt, und viele Andere leiden heftig an den Augen. Dieſe furchtbare, auch in mehrern andern Theilen des Reichs herrſchende Krankheit findet ſich hier in ihrer ſchlimmſten Geſtalt, wahrſcheinlich erſchwert durch die glühende Hitze der Sonnenſtrahlen, die blendende Weiße des Steins und die anhaltenden Wolken feinen Staubes; hiezu darf man wohl auch noch die Unwiſſenheit der Aerzte und die ſtrafbare Nachläſſigkeit der Behörden rechnen.

Trotz dieſen faſt übermenſchlichen Anſtrengungen kann aber doch die ruſſiſche Regierung noch lange keinen Seekrieg gegen England beginnen. Eine Regierung kann wohl Schiffe bauen, aber es bedarf Reichthum, Verſtand und Geſchicklichkeit, um dieſe in Bewegung zu ſetzen, und eine Marine, eine wirklich brauchbare Marine, iſt gewiß diejenige Kriegsmacht, die am ſchwerſten zu bilden und am koſtſpieligſten zu unterhalten iſt. Die engliſche Marine und ihre Taktik, die Einſicht und der Muth, mit dem ſie geleitet wird, ſind nicht das Werk von Jahren, ſondern von Jahrhunderten, Handel und Colonien haben eine hinreichende Zahl der unerſchrockenſten und abgehärtetſten Seeleute gebildet, was ſich durch einige Sommermanöuvres nicht erſetzen läßt. Zudem hat die ruſſiſche Regierung gegen ein inneres Uebel, nämlich gegen die alle Dienſtzweige durchdringenden Unterſchleiſe zu kämpfen, wovon ich zu Sewaſtopol einige ſtarke Beiſpiele kennen lernte. Das prächtige Schiff, die Stadt Warſchau, von 120 Kanonen, das bewundernswerth iſt durch die Schönheit ſeines Baues und den Glanz ſeiner Einrichtungen, iſt zwar erſt ſeit kurzer Zeit gebaut, aber ſchon wieder dem Untergang nahe, da man zu deſſen Bau grünes Holz ſtatt des trockenen geliefert hat. Selbſt bei den Feſtungswerken iſt nicht alles ohne Unterſchleif abgegangen, denn obwohl die Baumeiſter ſtreng beaufſichtigt wurden, hat man doch, um ſchneller vorwärts zu kommen, und Arbeit und Mörtel zu erſparen, den innern Raum mit Schutt ausgefüllt. Es iſt zum Beſten der Menſchheit, und um des kläglichen Drucks willen, dem die Untergeordneten unterworfen ſind, zu hoffen, daß dieſe zahlreichen Mißbräuche einigermaßen werden abgeſtellt werden, wenn die entlegenern Provinzen des ungeheuren Reichs unter eine wirkſamere Controlle gebracht, und die Regierung durch eine Verbeſſerung ihrer Finanzen in den Stand geſetzt ſeyn wird, ihre Diener ſo zu bezahlen, daß ſie nicht ihres Unterhalts wegen zu ſchlechten Mitteln zu greifen genöthigt ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Der numidiſche Marmor.

Die alten Schriftſteller erwähnen häufig mit beſonderer Auszeichnung dieſes Marmors, deſſen Farbe gelb mit Purpurflecken war. Plinius ſagt, die Marmorbrüche Numidiens befänden ſich zwiſchen dem Ampſaga (Wed-el-Kebir) und der Tusca (Wed-el-Berber), welche bei Tabarca ins Meer fällt. Morcelli hat in ſeinem „Chriſtlichen Afrika" dieſe ſchwankende Anzeige näher beſtimmt. Man verwandte zur Bearbeitung dieſer Steinbrüche Chriſten, welche zu harter Arbeit verurtheilt worden waren; der Mittelpunkt dieſer Bearbeitung war zu Sigus zwiſchen Macomadia und Cirta. Sigus auf der Straße von Carthago nach Cirta lag 25 römiſche Meilen von letzterer Stadt. Man muß alſo Sigus und die alten numidiſchen Marmorbrüche etwa acht Lieues öſtlich von Algier ſuchen. (Durand de la Malle, province de Constantine.)

Die Iliyats oder wandernden Stämme Persiens.

(Fortsetzung.)

8. Die Aimaks. Sie sind Sunniten, afghanischen Ursprungs, obwohl Einige behaupten, sie kämen ursprünglich aus Turkestan. Sie bestehen aus ungefähr 50,000 Häusern, und sind alle Sahra-nishins. Ihre Hauptniederlassungen sind in den südlichsten Theilen von Khorassan, nahe bei Kara Khaf und Bakhez; sie sind fast ganz identisch mit dem nun folgenden Hezareh.

9. Hezareh. Dieser Stamm umfaßt ungefähr 50,000 Häuser; er lebt in der Nachbarschaft von Candahar und Cabul und in Sistan. Sie sind Afghanen, und leben in Städten und Dörfern.

10. Balutsch. Leben meist in Zelten, und werden auf 3 bis 4000 Familien im Süden Persiens angeschlagen.

11. Badschidan. 200 Häuser.

12. Khodabendehlu, oder die Diener Gottes; sie verehren Ali göttlich, bestehen aus 1000 Familien, leben größtentheils in der Nähe von Teheran, und behaupten, altpersischen Ursprungs zu seyn.

13. Die Bakhtiyari.*) Dieß sind Bergbewohner, auf den Hochlanden von Lur, ein tapferer kühner Volksstamm, der ungefähr 100,000 Häuser zählt. Sie geben an, daß sie aus Rum (dieß ist die allgemeine Benennung für die Türkei) gekommen und nicht persischen Ursprungs seyen. Ihre Sprache hat viel von dem alten Parsi, und ist mit der Sprache der Luks sehr verwandt. Dieser Stamm breitet sich vorzüglich in den Winter- und Sommerquartieren, Yailaks und Kischlaks, von Kirman bis Kazerun, und von Kom bis Schuster aus. Sie leben in Dörfern von ungefähr 20 bis 30 Häusern in schwergangbaren Winkeln der Gebirge, und einige bewohnen sogar Höhlen, in die man nur mit großer Schwierigkeit und Gefahr dringen kann. Es ist bemerkenswerth, daß sie bei Leichenbegängnissen dieselben Feierlichkeiten anstellen, wie die Perser bei Hochzeiten. Sie versammeln sich und tanzen um das Grab unter Musik und Gesang. Wurde der Mann, der begraben werden soll, im Gefecht erschlagen, so jubeln sie nur noch mehr, denn sie betrachten alsdann seinen Tod als halal, makellos. Stirbt er entfernt von seinem Hause, so errichten seine Verwandten ein leeres Grabmal, legen daselbst seine Mütze, Waffen und anderes Geräthe nieder, und tanzen gleichfalls dabei. Ihr vornehmster Wohnort liegt ungefähr zwei Stationen von Dizful (abgekürzt Dez, und im Dialekt der Bakhtiyari Dezimiyunedezu lautend**); er liegt in einem langen engen Thale. Hieher flüchtete sich im Jahre 1815 ein berüchtigter Rebell, Asad Khan, der sich nachher selbst dem Gouverneur der Provinz, Muhammed Ali Mirza, auslieferte. Die Bakhtiyari theilen sich gegenwärtig in zwei Hauptzweige, die Haftleng und Tschaharleng, die sich wieder in mehrere Tus oder Pfeile abtheilen. Leng bedeutet in ihrem Dialekt „Fuß," und der Ursprung der vorhin genannten Namen bezieht sich auf die von alten Zeiten sich herschreibende Verpflichtung des Stammes, eine gewisse Anzahl Bewaffneter und Pferde zu stellen. Ein Theil des Stammes die Haft Leng oder Sieben Fuß hatte ein Siebentel zu stellen, die Tschehar Leng oder Vier Fuß ein Viertheil. Ihr Eigenthum wurde nach der Pferdezahl berechnet, in der Art, daß wenn von dem einen 7 Fuß oder ein und Dreiviertel Pferd erhoben wurde, der andere nur vier Füße oder ein Pferd zu geben hatte. Die Bakhtiyari rühmen sich ihrer Gastfreundschaft, und behaupten, daß jedes ihrer alten Weiber sich lieber als Sklavin würde verkaufen lassen, als daß es einem Gast an Speise mangeln dürfte. Als jedoch vorliegende Nachrichten eingezogen wurden, war der ganze Stamm in innerer Zwietracht, und mein Berichterstatter behauptete, er habe selbst 16 Wunden davon getragen in verschiedenen Handgemengen, in die er bei Versammlungen seiner Stammesangehörigen verwickelt worden sey. Sie sind stets bereit zur Empörung, und würden, wie man sagt, sogleich das persische Joch abschütteln, wenn sie von außen her unterstützt würden; sie läugnen auch entschieden den persischen Ursprung ab. Die Gegenwart von Fremden ist ihnen lästig, und sie machen sich nichts daraus, dieselben auszuplündern, wenn sie ihnen in den Weg kommen. Ihren Khans sind sie treu, und verfechten, sobald sie von ihnen aufgerufen werden, die Sache derselben wie ihre eigene. Der Schah hält beständig viele Familien derselben in abgesonderten Ortschaften um Teheran als Bürgen für das gute Verhalten der übrigen fest; auch hat er 2000 Bakhtiyaris als Sarbazen, oder reguläre Truppen, in seinem Solde.

14. Schekadschi. Dieß ist ein beträchtlicher Stamm, der ungefähr 50,000 Häuser haben soll; er bewohnt hauptsächlich den nördlichen Theil von Adserbeidschan, und ist in den Districten Haschtrud, Germrud, Mianeh und Ardebil zerstreut. Der verstorbene Abbas Mirza zog aus ihnen den größten Theil seiner Infanterie, die auf europäische Art exercirt ist; sie gelten für sehr gute Soldaten, wenn sie tüchtig angeführt werden. Sie sprechen türkisch.

15. Schah-seven. Die Hauptglieder dieses Stammes sind in Adserbeidschan; sie finden sich auch in bedeutender Zahl um Teheran, und leben meist in Zelten. Nadir Schah zerstreute sie durch ganz Persien. Man schätzt sie gegenwärtig auf 20,000 Familien. Hundert Schah-sevens ungefähr sind Gholams, gemeine Soldaten in des Königs Dienst, welche eine Leibgarde bilden; ihre Sprache ist die türkische, und sie stammen auch aus Turkestan.

16. Die Memaeenni. Dieser Stamm ist merkwürdig durch die Gleichheit des Namens mit den „Memaeni," die von Quintus Curtius als Feinde Alexanders aufgeführt werden. Sie rühmen sich ihres hohen Alters, nennen sich Abkömmlinge Rustems, und behaupten aus der Provinz Sedschestan gekommen zu seyn; sie bleiben fortwährend in ihrer ursprünglichen Wildheit und Unabhängigkeit, indem sie beständig die Wildnisse und unzugänglichen Pässe der Provinz Fars inne haben, und die öffentliche Sicherheit durch wiederholte Angriffe auf die Reisenden gefährden. Zwei zum Hauptstamm gehörige Abtheilungen sind die Rustemis und Salis.*) Ihr Hauptsammelplatz ist Kaleh-Sefid oder das weiße Schloß, an den Gränzen von Mardascht, ein fester Punkt auf einer fast unzugänglichen Anhöhe, auf deren Gipfel sie wohnen und Feldbau treiben. Man schätzt sie auf 12,000 Häuser. Sie sind große Bewunderer des Schah-Nameh von Firdusi, und behaupten, eine eigene Geschichte ihres Stammes zu besitzen, die aber noch Niemand sich hat verschaffen können.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese sind Luks oder Lors.
**) Wahrscheinlich „in der Mitte der beiden Dez."

Die bekannte chinesische Abhandlung über die Erziehung der Seidenraupe und Anpflanzung der Maulbeerbäume, welche Stanislaus Julien ins Französische übersetzte, soll nun auf Befehl des Vicekönigs von Aegypten auch ins Arabische übersetzt werden.

*) Sal war der Vater Rustems; daher der Name.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 57.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

26 Februar 1838.

Etwas über Zend und Pehlwi.

Es iſt in der That eine etwas wunderliche Sache, daß man immer noch über die Wirklichkeit der Sprachen Zend und Pehlwi ſich ſtreitet. Ein Hr. Romer, ehemals Mitglied des Raths von Bombay, hinterließ eine Abhandlung, worin er Bruchſtücke aus Zend- und Pehlwiſchriften mit den als richtig anerkannten Ueberſetzungen in Parſi, Guzerati und Sanskrit verglich. Dieſe Abhandlung wurde dem Orientaliſten Wilſon mitgetheilt, der ſie, mit einleitenden Bemerkungen verſehen, der aſiatiſchen Geſellſchaft in London vorlegte. Aus dieſer Einleitung, welche einiges Geſchichtliche über die intereſſante Frage in Betreff der Aechtheit dieſer Sprachen enthält, heben wir Folgendes aus:

„Die erſte genaue Kenntniß der religiöſen Bücher der Parſen in Guzerat verdankt man bekanntlich dem Franzoſen Anquetil du Perron, der in ſeiner Ueberſetzung des Zendaveſta ſowohl als in einigen beſondern Abhandlungen die Authenticität und das hohe Alterthum der Sprachen Zend und Pehlwi behauptete, in denen dieſe Werke abgefaßt ſind. Das erſtere ſoll mehrere Jahrhunderte vor Chriſto in Nordindien, das zweite in den Ländern zwiſchen Dilem, Maſanderan und Farſiſtan geſprochen worden ſeyn. Dagegen behauptete Richardſon in der Vorrede zu ſeinem perſiſchen Wörterbuche, das ſogenannte Zend ſey ein barbariſcher Jargon, eine Erfindung der Parſipriester, eine aus den Dialekten aller umwohnenden Völker zuſammengewürfelte Lingua franco. Nicht günſtiger lautet das Urtheil von Sir W. Jones' und des Oberſten Vans Kennedy. Hr. Erskine dagegen betrachtet (in dem zweiten Bande der Bombay Transactions) das Zend nicht gerade als ein Machwerk, glaubt aber nicht, daß es je innerhalb der Gränzen des Perſerreichs eine geſprochene Sprache geweſen ſey, ſondern hält es für einen irgendwo in Indien geſprochenen Sanskritdialekt, deſſen ſich die Parſi ausſchließlich bei Abfaſſung ihrer heiligen Bücher bedient hätten. Pehlwi dagegen betrachtet er als einen perſiſchen Dialekt, der an den Gränzen von Syrien und Meſopotamien geſprochen worden, und deßhalb ſehr mit ſyriſchen und arabiſchen Wörtern vermiſcht ſey.

„Die engliſchen Autoritäten ſind alſo einſtimmig gegen das Alterthum der heiligen Bücher der Parſis und die Aechtheit der Sprachen, in denen ſie abgefaßt ſind, die Gelehrten des Continents dagegen ſind eben ſo einſtimmig dafür. Adelung in ſeinem Mithridates behauptet gegen Richardſon, die Annahme von einer Erfindung der Sprache ſey gegen alle Wahrſcheinlichkeit, und das Zend müſſe als eine wirklich einſt geſprochene Sprache betrachtet werden. Sacy ſuchte einige alte in Perſien gefundene Inſchriften unter der Vorausſetzung, daß ſie in Pehlwi, und Grotefend nebſt St. Martin einige Keilinſchriften, unter der Vorausſetzung, daß ſie in Zend geſchrieben ſeyen, zu erklären. Der bekannte Sprachforſcher Rask (wohl eines der größten Sprachgenies, welche es je gab) vertheidigte die Authenticität der Zend- und Pehlwi-Sprachen namentlich gegen Erskine; er behauptete, das Zend ſey die geſprochene Sprache Mediens geweſen, und der Vendidad, ſo wie er exiſtirt, vor Alexander dem Großen abgefaßt worden. Rasks Anſichten wurden auf dem Continent allgemein angenommen; Burnouf zu Paris hat den Text des Vendidad lithographiren laſſen und zwei Bände mit einer ſorgfältigen Ueberſetzung und einem Commentar herausgegeben, und Profeſſor Bopp machte das Zend zur Grundlage einer vergleichenden Grammatik dieſer Sprache mit dem Sanskrit, Griechiſch, Lateiniſch und den germaniſchen Sprachen. Dieſe beiden Gelehrten alſo betrachten die Frage als entſchieden, ſonſt würden ſie ihre Zeit und ihre Talente keinen ſo mühſamen Unterſuchungen gewidmet haben."

Hr. Profeſſor Wilſon ſcheint ſelbſt der Anſicht zu ſeyn, daß die Authenticität dieſer Sprachen keinem haltbaren Zweifel unterliegen könnten, meint jedoch, man könne den Behauptungen und Argumentationen der engliſchen Orientaliſten gerade zum Trotz ſich nicht ganz überzeugt erklären, daß die Gelehrten des Continents Recht hätten, und es ſeyen alſo noch weitere und genauere Nachforſchungen nöthig. Dieſe ſind, für das Pehlwi namentlich, in Bälde von einem Deutſchen, Dr. Müller, zu erwarten.

Skizzen aus der Krim.

(Fortſetzung.)

Sewaſtopol liegt mitten unter den intereſſanteſten Alterthümern der Krim, die Bai iſt diejenige, welche Strabo unter dem Namen Kienos beſchrieb, und die Tataren nannten die

kleine Stadt, die ſie hier vor der Ankunft der Ruſſen bewohnten, Aktjar (die alte), welchen Namen Katharina II in den pomphaftern Titel Sewaſtopol umwandelte. Das Land innerhalb des Iſthmus, den die Bai bildet, und bis zu dem Thale von Inkerman auf der einen und dem Meerbuſen von Balaclava auf der andern Seite, iſt durchaus dasſelbe, das Strabo unter dem Namen des heralleotiſchen Cherſoneſus beſchreibt, und zwar ſo genau, daß ſein Werk auch jetzt noch der beſte Führer iſt, den man dem Reiſenden auf dieſem claſſiſchen Boden empfehlen kann. Hier ſtanden die berühmten Städte Eupatorium, Alt- und Neu-Cherſoneſus und Portus Symbolorum, jetzt Balaclava, deſſen prachtvolle Ruinen ſo oft von den Reiſenden, welche dieß Land vor einem halben Jahrhundert beſuchten, beſchrieben wurden. Gegenwärtig iſt kaum eine Spur mehr übrig, und es iſt, als ob die Ruſſen abſichtlich daran gearbeitet hätten, nicht nur die Nationalität des beſiegten Volkes, ſondern jede Spur einer frühern Herrſchaft zu vernichten. Zur Zeit der Eroberung der Krim exiſtirten noch bedeutende Ruinen von Cherſoneſus und Eupatorium, ſelbſt noch im Jahr 1795 ſtanden die Thore und zwei ſtarke Thürme am Eingange der Bai, jetzt iſt kaum mehr ein Stein auf dem andern.

Der Capitän der Corvette ſetzte ſeine Boote in Bereitſchaft, und wir fuhren ab, um die Grotten, Ruinen und die Höhlen zu Inkerman zu beſuchen. Hier findet ſich ohne alle Redefigur eine unterirdiſche Stadt, ausgehauen aus dem Felſengebirge, das beide Seiten des Thals begleitet und mit einer Kunſt und Mühe ausgeführt, die in der That in Erſtaunen ſetzen. Hier ſind Wohnhäuſer und Kirchen, Klöſter mit ihren langen Corridoren und Cellen, Capellen und Grabmäler und Befeſtigungen mit ihren Zinnen und Thürmen. Abgeſehen von dem Intereſſe, das dieſe ſeltſame Menſchenarbeit gewährt, iſt Inkerman ein herrliches, von einem kleinen Fluſſe bewäſſertes Thal, aber das Land iſt verödet; einige Büffel, Schafe und Ziegen ſind die einzigen Einwohner, und dieſe ziehen ſich immer bald in die kühlen Schatten der Höhlen zurück, um ſich gegen die ſengenden Strahlen der Sonne zu ſchützen, oder ihren Durſt zu ſtillen aus den Steingräbern, welche jetzt als Viehtränke dienen. Ziegenheerden ſammeln ſich jetzt um die Altäre, und Büffel wälzen ſich in den Flügeln der Kirche, die einſt von den heiligen Hymnen der Kloſterbrüder widerklangen. Kröten, Schlangen, Taranteln, Skolopendren und faſt alle Arten von kriechenden Thieren und Inſecten finden in dieſen einſamen Höhlen einen ungeſtörten Aufenthalt. Die Angriffe dieſer Thiere ſind indeß nicht das Einzige, was der Beſuchende zu fürchten hat; denn die Luft im Thale von Inkerman iſt durch ſeine peſtilenzialiſchen Sümpfe ſo inficirt, daß die Eingebornen Wechſelfiebern der ſchlimmſten Art unterworfen ſind, und der Reiſende, der einiger aßen in dieſem Umkreiſe verweilt, kann ſicher ſeyn, die gefährlichſten Folgen dieſer giftigen Malaria zu erfahren.

Auch an der Bai von Balaclava finden ſich ähnliche Aushöhlungen in den Felſen, wie zu Inkerman, nur ſind ſie beſſer erhalten; das Innere iſt mit farbigem, marmorhartem Stuk bedeckt, und noch ſo gut im Stande, daß es völlig bewohnbar ſcheint. Balaclava ſelbſt gleicht einer verödeten Stadt, denn hier iſt weder Handel noch Gewerbe, da der Hafen längere Zeit allen Schiffen verſchloſſen war, obgleich die größten wenige Schritte vom Ufer vor Anker liegen können. Die engen Straßen, das Pflaſter und die veraltete Form der Häuſer könnten dem Reiſenden den Gedanken erwecken, er betrachte eine Stadt, die tauſend Jahre im Schooße der Erde gelegen und jetzt erſt wieder aufgegraben worden ſey. Sie muß ſehr alt ſeyn, und hat wahrſcheinlich dieſelbe Form behalten, die ihr von der erſten griechiſchen Colonie gegeben wurde; nirgends auch traf ich ſo viele ſeltene ſchöne Gold- und Silbermünzen, wie ſie hier zum Verkaufe ausgeboten werden: die wichtigſten und intereſſanteſten davon gehören den boſporiſchen Königen und den Städten Cherſoneſus und Eupatorium an. Kurz, Balaclava iſt ein Ort, deſſen Beſuch ich jedem Reiſenden empfehlen möchte; das Thal ſelbſt, welches dahin führt, und längs dem Meeresarm fortläuft bis zum ſchwarzen Meere, iſt äußerſt maleriſch, und ſehenswerth die ſeltſame Kleidung der Bewohner einer Colonie moreotiſcher Griechen, der Abkömmlinge kecker Seeräuber, welche der ruſſiſchen Regierung in ihrem Kriege gegen die Türkei unter der Regierung der Kaiſerin Katharina II wichtige Dienſte leiſteten, und zur Belohnung dafür hier Land verwilligt erhielten; ihrer Ehrlichkeit iſt nicht allzu viel zu trauen, und ein Reiſender wird gut thun, während des Aufenthalts unter ihnen auf ſeiner Hut zu ſeyn.

Das Land zwiſchen Inkerman und Sympheropol bietet eine angenehme Abwechslung von Berg und Thal dar. Das Defilé von Dſcholy, welches nach dem hübſchen Dorfe Karolezi führt, iſt höchſt romantiſch; hier findet man die alte Veſte Mangup Kale, eine der größten Merkwürdigkeiten der Welt, man mag nun ihren Bau oder ihre Lage in Betracht nehmen. Der Berg, auf dem ſie ſteht, ſcheint ganz unzugänglich ſteil, ſteht völlig iſolirt, und hat die Form eines Halbkreiſes; betrachtet man die ſtaunenerregende Höhe, die ſchroffen Abhänge, die Schwierigkeit des Zugangs und die furchtbaren ausgedehnten Feſtungswerke, ſo muß man geſtehen, daß Mangup Kale eine der erſtaunlichſten Proben des großen Reichthums, der Erfindungsgabe und des Unternehmungsgeiſtes der Alten iſt; in den harten Fels ſind eine Menge Kammern, Wachtthürme u. dgl. ausgehauen, welche einer Beſatzung von mehrern Tauſend Mann eine ſichere Zuflucht gewähren. Auch in Betreff dieſes Wunderwerks, wie über ſo vieles Andere in der Krim, iſt nicht einmal eine zuverläſſige Sage übrig, wer wohl dieſen Bau aufgeführt haben möchte. Aus dem Umfang des Begräbnißplatzes, den majeſtätiſchen Ruinen des Tempels und den verſchiedenen andern Ueberreſten muß man ſchließen, daß der Ort einſt eine zahlreiche Bevölkerung enthielt. Aus mehrern Umſtänden ergibt ſich, daß die Genueſer und ſpäter die karaitiſchen Juden dieſe Veſte im Beſitz hatten; aber weder die einen, noch die andern haben den Bau aufgeführt, und gewiß beſtand die Veſte lange, ehe die Genueſer als Nation beſtanden. Kaum minder merkwürdig, als dieſer Bau, iſt die gepflaſterte Straße, welche mit einem unermeßlichen Aufwand von Arbeit die ſteilen Seiten des Berges bis zum Gipfel hinauf geführt wurde, jetzt aber ziemlich im Verfall iſt.

Eine andere etwa ſechs Werſte entfernte Veſte, Tſcherkeß-Kerman genannt, und ebenfalls durch Bau und Lage ſehr intereſſant, iſt unzweifelhaft ein Werk der Tſcherkeſſen, und zu der Zeit aufgeführt, als ſie Meiſter eines bedeutenden Theils der Krim waren; nicht nur die Tradition der Tataren ſpricht hiefür, ſondern auch die Art des Baues, welche der anderer Forts im eigentlichen Tſcherkeſſien ähnlich iſt. Die Lage von Sympheropol oder Ak-Metſchet (weiße Moſchee) macht den Aufenthalt daſelbſt ſehr angenehm: die Berge in der Nachbarſchaft mäßigen die große Hitze des Sommers, und der Salgbir, welcher durch die Stadt fließt, vermehrt die Geſundheit und Schönheit des Orts, während er zugleich das umliegende Land befruchtet. Seit die ruſſiſche Regierung Sympheropol zur Hauptſtadt der Krim erklärte, hat ſie raſch zugenommen, und kann jetzt eine bedeutende Stadt genannt werden, die mit ihren ſchönen Plätzen, breiten Straßen und eleganten Häuſern auffallend gegen die von Tataren bewohnte Altſtadt abſticht. Die ſeit Jahrhunderten verfallenen Mauern umgeben noch die kleine Stadt, die engen Straßen bleiben ungepflaſtert, und wenn ein Haus abbrennt oder unbewohnbar wird, ſo bleibt man bei der Wiederherſtellung ſtreng bei der alten Form; eben ſo wenig Veränderung haben ihre Sitten und ihre Lebensweiſe erfahren.

Tſchatir-Dagh, der Mons Trapezus der Alten, war meine nächſte Pilgerfahrt; er iſt etwa eine Tagreiſe von Sympheropol entlegen, und erhebt ſich 790 Klafter über den Meeresſpiegel. Die Ausſicht von dem Gipfel herab iſt zwar ſehr umfaſſend, denn man überblickt den ganzen nördlichen Theil der Halbinſel nebſt dem Meere von Azow, aber ſie iſt monoton, denn die bergige Südküſte iſt durch eine Kette im Vordergrunde dem Auge verſchloſſen. Der Reiſende, der nach dem Mons Trapezus wandert, wird indeß immer manches Intereſſante finden. Hier ſind zahlreiche Höhlen von außerordentlicher Größe und Tiefe, viele davon mit Eis gefüllt, welches das ganze Jahr hindurch ſich erhält. Am höchſten Gipfel des Tſchatir Dagh iſt die Höhlung, die auf Befehl des Fürſten Potemkin gemacht wurde, als er die höchſten Gipfel der Berge an der Südküſte der Krim bei Gelegenheit des Beſuchs der Kaiſerin Katharina erleuchten ließ. Eine Illumination in ſo rieſenhaftem Maaßſtab muß freilich glänzend geweſen ſeyn, und die Tataren ſelbſt erzählen in glühender Sprache, was ſie von ihren Vätern hörten, die dieſes glänzende Schauſpiel mit Augen ſahen.

Als ich von dem Tſchatir-Dagh herabſtieg, folgte ich dem Salgbir von ſeiner Quelle bis Sympheropol, von wo ich meine Reiſe durch die ungeheure Steppe der Krim bis ans azowiſche Meer und nach Perekop, dem äußerſten Ende der Halbinſel, ausdehnte. Eine Steppenreiſe iſt trotz der mannichfachen Unbequemlichkeit während der Sommermonate für einen Mann von gutem Muth und kräftiger Conſtitution eine angenehme Sache; freilich muß man ein völliges Nomadenleben führen, da man wegen Seltenheit der Dörfer unter freiem Himmel nicht nur häufig kochen und ſpeiſen, ſondern auch ſchlafen muß. Die Tataren ziehen dieſes luſtige und ökonomiſche Unterkommen durchaus vor, da ſie ihre Pferde dabei für geſicherter halten, als in einem Dorfe, wo in dieſem Lande der Pferdediebe die Pferde oft in der Nacht weggeritten werden. Darum iſt der europäiſche Reiſende und ſein Suredſchi (Führer) ſtets im Streit mit einander: bei Einbruch der Nacht will der Eine im nächſten Dorf ein Unterkommen ſuchen, während der Andere ſtets nach einem guten Platz zum Bivouakiren umherſpäht: der Fuß eines Grabhügels, das Bett eines ausgetrockneten Fluſſes, welche Schutz gegen die Nachtluft und Gras für die Pferde bieten, ſind unwiderſtehliche Lockungen. Der Tatar findet darum immer Mittel, den Europäer zu ſeinem Willen zu bewegen, und fängt nun alsbald an, die Anſtalten zum Uebernachten zu treffen: die Pferde werden abgeſattelt und die Vorfüße angebunden, ſo daß ſie nicht zu weit ſich entfernen können; Binſen und trockener Miſt werden geſammelt, um Feuer anzumachen, denn auf der ganzen weiten Strecke iſt auch nicht ein Buſch. Hat nun der Tatar ſeinen Hunger geſtillt und ſeine Pfeife geraucht, ſo wirft er ſich mit dem Geſicht gegen Oſten auf dem Boden, ſpricht ein kurzes Gebet, rollt ſich nun gleich einer Schlange in ſeine Burka zuſammen und ſchläft ruhiger und ungeſtörter, als der Fürſt auf ſeinem Thron. Der Reiſende wird wohl thun, dem Beiſpiel des Tataren zu folgen, und namentlich ſich zum Schutze gegen die kalte Nachtluft ganz in ſeinen Mantel einzuhüllen, ſonſt läuft er Gefahr, ein Wechſelfieber oder eine Augenkrankheit davon zu tragen.

Die Steppenwege ſind während der trockenen Jahreszeit, die gewöhnlich ſechs Monate dauert, vortrefflich: da iſt kein Kieſelſtein, an den man den Fuß ſtoßen könnte, und der Boden, ein dunkler fauliger Lehm, wird völlig hart und eben, wie ein Kegelplatz. Gewöhnlich reist man zu Pferde, denn wenn ein Wagen brechen ſollte, ſo kann er liegen bleiben bis zum jüngſten Tag, ohne Ausſicht auf Wiederherſtellung, und ein Regenſchauer macht dann, daß er bis an die Achſe in den Koth ſinkt. Dieß ſind nicht die einzigen Unbequemlichkeiten einer Steppenreiſe: man könnte eben ſo gut verſuchen, ohne Compaß auf dem Meere ein Schiff zu ſteuern, als ohne Tatarführer auf dieſer gränzenloſen Ebene zu reiſen, welche allenthalben dieſelbe Einförmigkeit darbietet. Nur das geübte Auge des Tataren kann ſtets die Entfernung ſchätzen nach der Lage oder beſondern Form der hier in Menge vorhandenen Grabhügel, von denen jeder ſeinen eigenen Namen hat, und die der Tatar mit der gleichen Leichtigkeit unterſcheidet, wie der Hirt ſeine Schafe.

(Fortſetzung folgt.)

Verwahrung wichtiger Papiere und dergleichen bei Feuersgefahr.

Bei dem letzten Brande der Londoner Börſe gingen bekanntlich ſehr beträchtliche Summen durch das Verbrennen von Bankſcheinen und andern Papieren verloren; die eiſernen Kiſten, worin ſie gewöhnlich verſchloſſen waren, wurden bis zum Rothglühen erhitzt, und die Papiere darin zu Aſche verbrannt. Seit dieſer Zeit verſenken manche Bankiers jeden Abend ihre Kiſten in tiefe Brunnen, und laſſen ſie den andern Morgen zum täglichen Gebrauche wieder heraufziehen. Um dieſer täglichen Arbeit zu entgehen, hat man nun vorgeſchlagen, in dem Caſſenzimmer einen kleinen Krahnen aufzuſtellen, an dem die Caſſe

über einer tiefen mit einem schwachen Bretterboden bedeckten Grube hinge. Bräche nun ein Brand aus, so wäre der Bretterboden und das Seil bald verzehrt, und die Tasse fiele unbeschädigt hinab in die Grube, wo sie vor dem Feuer sicher wäre. (Litt. Gaz.)

Die Iliyats oder wandernden Stämme Persiens.

(Fortsetzung.)

Es scheint nicht, daß irgend einer dieser Stämme geschriebene Urkunden besitzt, und man muß bekennen, daß die hier gemachten Angaben über ihre Zahl sehr unsicher sind, indem eine Volkszählung oder Geburts- und Todtenregister in Persien unbekannte Dinge sind. Die Stämme haben nur mündliche Ueberlieferungen, und sobald sie auf ein hohes Alterthum Anspruch machen, steigen sie gleich in die fabelhaften Urzeiten ihrer Geschichtschreiber hinauf, wo natürlich Alles in Dunkel gehüllt ist. Von Volksliedern, die Licht geben könnten, vermochte ich nichts zu erfahren. Jeder Stamm hat sein eigenes Kauderwälsch, das aber mehr oder weniger dem Persischen verwandt ist. Was sie von Büchern besitzen, ist in persischer Sprache geschrieben.

Die verschiedenen Stämme sind gegenwärtig so sehr durch alle Provinzen zerstreut, daß die Concentration, durch die sie furchtbar werden könnten, fast gänzlich fehlt. Es ist augenscheinlich die Politik der Regierung, die Stämme zu zerstreuen, und sie erreicht diesen Zweck, indem sie die Häuptlinge derselben als Geisel um die Person des Königs festhält. Die Zerstreuung der arabischen Stämme ist jedoch trotz aller Anstrengungen nicht gelungen; daher fürchtet man ihre Häupter, und hat die Vorsicht gebraucht, sich ihres guten Verhaltens durch besondere Geisel zu versichern.

Diejenigen Stämme, die sich in Städten niedergelassen haben, sind den Gesetzen und Gewohnheiten des Gemeinwesens, in das sie eingetreten sind, unterworfen, und leisten meistens ihren Khans Kriegs- oder Hausdienste. Die Sahra-nishins sind zwar auf verschiedene Art besteuert und müssen ihren Beitrag zu den militärischen Bedürfnissen des Staats liefern, im Vergleiche mit den übrigen Einwohnern sind sie jedoch minder belästigt. Ihre Viehheerden sind ihr Reichthum; der Ertrag, den sie daraus ziehen, ist beträchtlich, und wird von ihnen dem Ertrag aus dem Ackerbau vorgezogen. Sie ziehen Kamele und Pferde zum Verkauf; ihre Schafe geben ihnen Milch; die daraus bereitete Butter (Ranzhan) wird im Lande verkauft. Die besondern Vorrechte der Iliyats bestehen in der Freiheit, in Districten herumzuziehen, deren Besitz ihnen Niemand streitig machen kann. Im Sommer ziehen sie sich in die kältern Regionen hinauf, wo sie Weideplätze finden (Yailaks), und im Winter gehen sie in ihre Kischlaks, Strecken mit wärmerem Klima. Diese Yailaks und Kischlaks sind jedem Stamm von der Regierung angewiesen, und wenn die Gränzen dieser Bezirke von andern Stämmen widerrechtlich überschritten werden, entstehen blutige Händel und Gefechte.

Da die Gegenwart dieser wandernden Stämme der Regierung Vortheil bringt, so werden sie nicht sonderlich gedrückt. Sie müssen von jedem Stück Vieh eine bestimmte Steuer zahlen, und sind zum Dienst in dem königlichen Heere verpflichtet. Sie zahlen fünf Piaster vom Kamel, einen von einer Kuh, dasselbe von einer Stute, einen Abbasi oder Viertelspiaster von einem Schaf. Bauen sie das Feld, so werden sie nach dem Maaßstabe der übrigen Rayahs besteuert. Sind es keine Ackerbauer, so stellen je zehn Khanehs oder Häuser einen bewaffneten Reiter sammt dem Pferde: je fünf einen Fußsoldaten oder Tufenktschi. Ihren Unterhalt bekommen sie vom Schah. Der Sold eines Reiters beträgt jährlich ungefähr acht Tomans, wofür er sechs Monate im Feld ist; die übrige Zeit ist er zu Hause. Er bekommt seinen Sold auf zweimal im Jahre, jedesmal die Hälfte, im voraus, und so lange er im Dienst ist, erhält er täglich eine Ration Gerste und Stroh für das Pferd. Die Reiter müssen die Musterung abwarten, die der Schah jedesmal nach dem Nau-ruz (einem Fest, womit das Neujahr an der Frühlingstag- und Nachtgleiche gefeiert wird) über alle seine Truppen hält, und strenge Strafe trifft den, der nicht wohl beritten und ausgerüstet erscheint. Der Fußgänger erhält 7 Tomans im Jahr, und bleibt die Hälfte des Jahres zu Hause. Der Sold wird an den Khan des Stammes ausbezahlt, diese übergeben denselben den Subalternofficieren, Sultans und Bimbaschis genannt, welche die einzelnen Soldaten befriedigen. Dieß veranlaßt Unterschleife. Der Khan behält seinen Theil, der Schreiber (Mirza) den seinigen, die Subalternofficiere den ihrigen und der arme Gemeine darf sich noch glücklich schätzen, wenn er die Hälfte dessen bekommt, was ihm gebührt. Aga Muhammed Schah, der Eunuchen-König, zahlte seinen Truppen ihren Sold eigenhändig aus. Der große Vortheil, den diese Leute durch den Militärdienst sich verschaffen, ist der Schutz für ihre Familien. Die Beamten der Dorfschaften, wie auch andere Behörden wagen es nicht, dieselben zu belästigen.

Die Iliyats sind nicht verpflichtet, an den öffentlichen Arbeiten mitzuhelfen, wie die andern Rayahs, sie leben nur in ihren Zelten und hüten ihr Vieh. Ihre Steuern werden von den Häuptlingen erhoben, die mit der Regierung abrechnen. Wer sich der Steuer entziehen will, versteckt sein Vieh in den Gebirgen.

In ihren kleinen Gemeinden werden sie von Risch-sefids (buchstäblich Weißbärte) oder den Aeltesten regiert, die kein anderes Zeichen ihrer Macht und Autorität haben, als ihren weißen Bart. Aber das Alter steht in außerordentlicher Achtung bei ihnen, wie überhaupt bei den Persern, und hat große Freiheiten und Vorrechte. Wird ein Stamm gedrückt, so macht sich der Risch-sefid, vielleicht ein armer unansehnlicher Greis, sogleich auf den Weg, um dem Gouverneur der Provinz Vorstellungen zu machen, und ihm persönlich seine Handlungsweise vorzuwerfen, und die Gouverneure hüten sich gar sehr, diese einflußreichen Leute vor den Kopf zu stoßen: sie müssen ihren Tadel mit Mäßigung anhören und sie höflich behandeln. Die Risch-sefids schlichten die Streitigkeiten, und die Befehle der Hakims oder Gouverneure gelangen an sie. In allen Heirathsangelegenheiten wird der Aelteste befragt, und seine Zustimmung muß als erste Bedingung erhalten werden. Selten heirathen die Stämme untereinander, — die Aeltesten sind es dann, welche die Familien empfehlen, aus denen man Töchter für die Ehe wählen kann; die Weigerung eines Stammes, seine Töchter in einen andern Stamm heirathen zu lassen, gilt für eine Beleidigung und wird Veranlassung zu Fehden.

Die persische Regierung betrachtet mit eifersüchtigem Auge die Wanderung der Stämme, und sie dürfen ohne Erlaubniß des Schahs nicht aus einer Provinz in die andere. In Zeiten der Verwirrung, beim Tode des Königs, geschieht es häufig, wenn sie stark genug sind, der Regierung zu trotzen, daß sie sich erheben von ihren alten Sitzen und bessere suchen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 58.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

27 Februar 1838.

Muſikaliſche Inſtitute in England.

(Aus der Revue Britannique, Dec. 1837.)

In muſikaliſcher Beziehung hat ſich England in Europa noch keinen Ruf gegründet. Die hohe Stelle, welche es im Handel und in der Induſtrie einnimmt, die unermeßlichen Fortſchritte, welche dieſes Land in den nützlichen Künſten machte, der Eifer, womit es ſich auf die Bahn der materiellen Intereſſen ſtürzte, verſchafften jener Meinung, daß in den engliſchen Köpfen wenig Raum ſeyn müſſe für die Kunſt, mehr und mehr Eingang. Dieſe Anſicht iſt indeß nicht richtig, und es geſchieht in England viel für Muſik.

Was die Inſtrumentalmuſik betrifft, ſo wurden innerhalb weniger Jahre große Fortſchritte gemacht. Neulich bildete man zu London Concertgeſellſchaften, die ungefähr auf denſelben Grundlagen beruhen, wie die Geſellſchaft der Concerte des Conſervatoriums in Paris; man iſt daſelbſt, wie in Paris, ſehr ſtreng in der Aufnahme der ausführenden Geſellſchaftsmitglieder; die erſte dieſer Anſtalten hat zu Directoren die Hrn. Moſcheles, Cramer und Sir Georges Smart, die alle Sorgfalt darauf wenden, das Enſemble vollſtändig und die Ausführung vollkommen zu machen. Dieſes von einer Verſammlung engliſcher Künſtler gegründete Concert nahm den Titel „Philharmoniſche Geſellſchaft" an. Die zweite Verſammlung zur Aufführung von Inſtrumentalmuſik trägt den Namen: „Harmoniſche Geſellſchaft;" ſie erlangte die Vollkommenheit ihrer philharmoniſchen Schweſter noch nicht, ihre Bemühungen aber gehen dahin, ihr gleich zu kommen. Die Namen der ausgezeichneten Künſtler, die ſich zur Erreichung eines ſo edlen Zweckes vereinigten, bürgen für den Erfolg, der dieſem ſchönen Inſtitut verheißen iſt.

Eine ſchon weit ältere, jedoch eben ſo nützliche und intereſſante Anſtalt lenkt in London die Aufmerkſamkeit der Künſtler und der Freunde muſikaliſcher Kunſt auf ſich; ich meine das „Alte Concert," ein ſowohl durch die Statuten, auf die es gegründet iſt, als durch die Zahl hochberühmter Künſtler und vornehmer Herren, die zur Verbreitung ſeines Rufes beitrugen, in ſeiner Art einziges Inſtitut in Europa. Folgendes iſt die Geſchichte desſelben: Noch als Jüngling lernte Georg III Händel kennen, deſſen Laufbahn ſich damals bereits ihrem Ende nahte; die ernſten und ergreifenden Compoſitionen des großen deutſchen Meiſters erregten die Bewunderung des jungen Fürſten; auf ſeinen Befehl wurden gewiſſe Tage feſtgeſetzt, um bei Hofe muſikaliſche Abendunterhaltungen zu geben, bei denen man nur Händel'ſche Muſikſtücke aufführte; an dieſen Privatconcerten, zu denen nur die hohen Notabilitäten des Schloſſes und der Regierung Zutritt hatten, nahm Georg III häufig ſelbſt Antheil. So wurde Händel, ſey es nun aus wahrhafter Begeiſterung für die Meiſterwerke des deutſchen Künſtlers von Seite der Einen, oder aus höfiſcher Schmeichelei von Seite der Andern, der Lieblingscompoſiteur der höhern Claſſen; man verſammelte ſich, um ein Oratorium zu hören, in den Salons der Ariſtokratie mit größerm Eifer, als man für einen Ball an den Tag legte; der Meſſias und die Iſraeliten in Aegypten waren der mächtigſte Reiz zu den damaligen Vereinigungen. Die Händel'ſche Muſik erregte einen wahren Enthuſiasmus, ja, was mehr ſagen will, ſie wurde Mode. Und dieſer für die Partituren Händels an den Tag gelegte Geſchmack nahm nicht nur nicht ab, ſondern verbreitete ſich vielmehr ſo ſehr, daß ſich kurze Zeit darauf eine Geſellſchaft vornehmer Herren eigens zur Aufführung ſeiner Muſik ſo wie der der berühmten Tonſetzer, die ihm auf ſeiner Laufbahn vorangegangen, bildete. Daraus entſtand das Inſtitut des „Alten Concerts." Sein Gründer war Lord Sandwich; die erſte muſikaliſche Abendunterhaltung fand Anfangs des Jahres 1776 ſtatt. Im leitenden Ausſchuſſe, der aus acht Mitgliedern beſtand, bemerkte man die Grafen Sandwich und Exeter, Lord Dudley, den Biſchof von Durham, Lord Paget, Vater des jetzigen Marquis von Angleſea ꝛc. Das Concert war beſonders zur Aufführung alter Muſik beſtimmt, und um ihm ſeinen urſprünglichen Charakter zu wahren, lauten die Statuten förmlich, daß in dem „Alten Concert" nur Muſik, die zwanzig und mehr Jahre alt ſey, aufgeführt werden ſolle. Dieſe Beſtimmung wurde ſtets ſtreng beobachtet.

Im J. 1785 erlangte dieſes ſchon ſo ſehr begünſtigte Inſtitut neue Gunſt, und dem Andenken Händels wurden neue Ehren bewilligt; der König und die königliche Familie beſchloſſen, allen muſikaliſchen Abendunterhaltungen beizuwohnen, und

das alte Concert erhielt die Ermächtigung diesen Namen aufzugeben und dafür den Titel „Concert des Königs" anzunehmen. Das Privatorchester des Königs und die Chöre der Capelle schlossen sich auf Befehl den Musikern des königlichen Concerts an, und waren in der Uniform des königlichen Hauses in feierlicher Weise dabei anwesend. Dieser Gebrauch dauerte bis zur letzten Krankheit Georgs III.

Jederzeit wurden die größten Künstler berufen sich in dem „Alten Concert" hören zu lassen. Der berühmte Musiker Rubinelli führte daselbst im Jahr 1787 mit Madame Billington unter großem Beifall das Stabat mater von Pergolese auf, und wiederholte es später mit gleichem Erfolge von Madame Horace unterstützt. Im folgenden Jahre trat der Musiker Marchesi an Rubinelli's Stelle, und so brachten von Jahr zu Jahr alle europäischen Illustrationen diesem Institute den Tribut ihres Talentes dar. Es befinden sich darunter: Champneß, Naldi, Porto, Tamburini, Philips, Clark, Crivelli, Garcia, Donzelli, Rubini, die Damen Grassini, Catalani, Mainvielle-Fodor, Malibran, Grisi, Knyvett und Bishop. Diese Alle wurden nacheinander mit Begeisterung aufgenommen, mit Ausnahme des unglücklichen Roselli, der, unmittelbar auf Rubinelli und Marchesi folgend, sich diesen weit nicht gewachsen zeigte, und gleich nach seinem ersten Auftreten sich genöthigt sah, auf Befehl des Comité's, das dießmal um so strenger war, als es nach einer Generalrepetition Roselli einstimmig engagirt hatte, auf das Singen zu verzichten.

Die Sorgfalt der Ausschußmitglieder, die stets den helltönendsten und bestgelegenen Saal suchten, veranlaßte eine öftere Platzveränderung des Alten Concerts; im Jahr 1791 ward es von Trottenham-Court-Road in das Königstheater verlegt, und im Jahr 1801 ging es in den Saal von Hannover-Street, den günstigsten für die Musik und den geeignetsten für die akustische Wirkung, über; hier werden noch die musikalischen Sitzungen des Concerts des Königs gehalten. Mit jedem Tage nimmt die Zahl der reichen Liebhaber, welche diesem Nationalinstitut ihre aufmunternde Unterstützung reichen, zu; im Jahr 1785 belief sich die Zahl der Mitglieder kaum auf 400, jetzt sind mehr als 1200 unterschrieben.

Es besteht kein ähnliches Institut in Europa, was im Interesse des Musikunterrichts sehr zu bedauern ist; die Ausführung der Meisterwerke ausgezeichneter Künstler mit großem Orchester gewährt den nützlichsten und wirksamsten Unterricht. Es ist auffallend, daß Frankreich, das aus der Einführung der Concerte des Conservatoriums so schätzbare Vortheile zog, kein Altes Concert besitzt, bestimmt zur Wiederbelebung so vieler, heutzutage unbekannter, und für den ernsten Unterricht der Künstler doch so nothwendigen Meisterwerke. Auch in Italien fehlt es an einem solchen Institute; glücklicherweise aber ließen ihm die Päpste die Sixtinische Capelle, wo noch die einfache, und doch gelehrte und unterrichtende Musik der Palestrina, der Carissimi, der Jomelli, der Pergolese u. s. w. zur Aufführung kommt.

Skizzen aus der Krim.

(Fortsetzung.)

Unter den zahlreichen Unbequemlichkeiten einer solchen Reise wird vielleicht keine schwerer gefühlt, als der Mangel an gutem Wasser; gewöhnlich ist es brackisch in Folge der Salztheile, womit der ganze Steppenboden geschwängert ist; nie trifft man eine Quelle, und ein Fluß ist eine von den größten Seltenheiten. Daher kommt der niedere Preis des Bodens in diesen Ländern und die Unmöglichkeit, ihn zu etwas Anderm als zu Schaftriften zu benützen, denn bisher haben alle Versuche, Korn zu erzeugen, fehlgeschlagen. Die große Hitze und die lange Dürre im Sommer zerstören die Vegetation so gänzlich, daß man sich beim Anblick dieses verbrannten Grases nur wundern muß, wo das Vieh Nahrung findet; wenn indeß ein nasses Jahr eintritt, ist das Gras äußerst üppig, und der Ackerbau wird reichlich belohnt für seine Arbeit, aber diese fruchtbaren Jahre sind in neuerer Zeit sehr selten geworden. Die vielen und ausgedehnten Städteruinen beweisen auch, ohne weiter auf die Geschichte zurückzugehen, daß die Krim einst ein äußerst fruchtbares Land war, und eine zahlreiche Bevölkerung enthielt, und hiezu kommt noch, daß man häufig vertrocknete Flußbetten findet, wo früher reichliches Wasser Ueberfluß umher verbreitete. Die alten deutschen Colonisten, mit denen ich redete, sagten mir, die wenigen noch vorhandenen Bäche hätten selbst in ihrer Zeit bedeutend an Wassermasse abgenommen, und das Klima sey wesentlich schlechter geworden, denn es gebe jetzt fast nur noch brennend heiße Sommer und lange kalte Winter. Die Tataren behaupten, die Söhne des Nordens hätten, als sie von dem Lande Besitz genommen, ihr kaltes Klima mit sich gebracht. Deutsche und Tataren, wenn sie von der Veränderung des Klima's in der Krim sprachen, erzählten nur mit Schaudern von dem furchtbaren Winter 1826 bis 1827, der auf einen beispiellos heißen und dürren Sommer folgte, und überall Verderben verbreitete. Er begann mit einem schweren Schneefall, dem ein Frost folgte, welcher an Dauer und Stärke einem sibirischen Winter nichts nachgab. Die vorhergehenden Winter waren so mild gewesen, daß man das Vieh in freier Luft gelassen hatte; dieses fiel jetzt zu Tausenden, und oft kamen die Hirten ebenfalls um. Auch der Winter von 1830 war gleich streng und hatte gleich furchtbare Folgen. Indeß scheinen solche strenge Winter eben keine Phänomene in der Krim zu seyn: bekanntlich focht die Reiterei des Mithridates auf dem Eise des cimmerischen Bosporus, wo wenige Monate zuvor ein Seetreffen vorgefallen war. Eine weitere Bestätigung gibt eine auf der asiatischen Seite des Bosporus entdeckte Marmortafel mit der Inschrift: „Im Jahr 6576 (nach Erschaffung der Welt, 1065 n. Ch.) maß Prinz Gleb, Sohn Wladimirs, den cimmerischen Bosporus auf dem Eis und fand die Entfernung von Tmutarakan bis Kertsch (d. h. von dem alten Fanagoria auf der Halbinsel Taman bis Panticapäum in der Krim) 30,053 Faden."

Was man von den räuberischen Sitten der Tataren, namentlich der Nogaier sagt, ist völlig falsch, wenigstens heutzutage, und die meisten Erzählungen, die man hört, sind nur er-

funden, um Fremde vom Beſuch der Krim abzuhalten. So viel ich immer geſehen, ſind die Tataren ein ruhiges, gutmüthiges und gaſtfreies Volk, und ich zog ſtets das Unterkommen in ihren niedern Hütten den Wohnungen der fremden Coloniſten vor, welche zum Theil aus Landſtreichern aller Länder Europa's beſtehen: die chriſtliche Bevölkerung der Krim iſt eine wahre Menagerie, und ſie gewinnt keineswegs durch die entlaufenen ruſſiſchen Leibeigenen; wer nämlich die Steppe der Krim betritt, iſt frei, und kein Ruſſe kann einen dahin entflohenen Leibeigenen zurückverlangen.

Die Inſecten ſind eine große Plage auf den Steppen, namentlich eine von den Tataren Burdſchi genannte Fliege. Ihre Anzahl iſt wirklich unglaublich: ſie brüten in der Erde, und man findet ſie nicht nur in der Steppe, ſondern auch in den Sanddünen an der Südküſte. Noch ärger quält eine kleinere Fliege. Sie füllen nicht nur Abends die Luft an, ſondern kommen auch in die Häuſer, dringen in Alles ein, was man ißt und trinkt, und Ohren, Mund, Naſe und Augen werden damit angefüllt. Läßt ſich der Fremde durch das Beißen zum Kratzen verleiten, ſo bricht eine entzündete Beule aus, und vermehrt die Schmerzen. Aber das Elend des Reiſenden erreicht ſeinen Gipfel, wenn er in der Nähe von Sümpfen, namentlich an dem fauligen Meere, dem Siwaſch, bivouakiren muß: Millionen Muskitos machen dann den Körper zu einem einzigen Zugpflaſter. Selbſt das ſonſt ſo wirkſame Mittel Feuer anzuzünden, hilft gegen die Muskitos der Krim nichts, denn ich ſah öfters, wie ſie lieber in ganzen Haufen verbrannten, als ihre Beute losließen; das einzige Mittel dagegen iſt, ſich den ganzen Körper wie die Tataren mit Oel einzureiben, in einen mit Pech undurchdringlich gemachten Sack zu kriechen, und jede Oeffnung zu ſchließen.

Die Sümpfe, welche dieſe blutgierigen Inſecten erzeugen, bedrohen auch den Reiſenden mit Wechſelfiebern, deren nahe Gefahr das Vorhandenſeyn einer widerlichen Krötenart (rana variabilis) unfehlbar verkündet, denn dieſes Thier ſcheint nur in einer giftigen Atmoſphäre leben zu können. Wer ſeine Geſundheit werthſchätzt, muß den Landſtrich fliehen, wo ſie ſich in größerer Zahl finden, und eben ſo die Salzſümpfe, deren Miasmen eine unwiderſtehliche Schlafſucht verurſachen. Ein Fremder kann kaum einem Anfall entgehen. Die Tataren, namentlich in der Gegend von Eupatoria, ſcheinen ihre Architektur den Kaninchen abgelernt zu haben, denn ihre Wohnungen ſind in die Erde gegraben. Dabei leitet ſie ein eigenthümlicher Inſtinct der Selbſterhaltung, denn ſie leiden ſelten oder nie an Wechſelfiebern, während die Coloniſten, die über der Erde in ſchönen Häuſern leben, häufig deren Opfer ſind; dieſes Miasma ſcheint, wie manche andere, nur einige Fuß vom Boden wirkſam zu ſeyn. Hievon konnte ich mich während meiner Wanderung am Siwaſch und aſowiſchen Meere hinlänglich überzeugen, da ich vor Aufgang und Untergang der Sonne ſtets einen ſchweren Nebel über dem Boden hängen ſah; man durfte nur einen ſieben Fuß hohen Tumulus hinauf- oder in eine der Tatarhütten hinabſteigen, um ganz außer dem Einfluß desſelben zu ſeyn. Dieſe giftige Ausdünſtung iſt im Herbſt am ſchädlichſten, und wird denn auch ſo widerlich, daß man ſich nicht darüber täuſchen kann, denn die feuchte Kälte durchdringt den ganzen Körper. Uebrigens iſt das Klima der Krim überhaupt im Sommer äußerſt gefährlich, in den Gebirgen an der Südküſte eben ſowohl als auf der Steppe. Will man der Abendluft genießen, ohne den Mantel umzunehmen, oder vernachläſſigt man bei der glühendſten Sonnenhitze im geringſten ſeine Kleidung, ſo darf man ſicher auf ein Fieber zählen. Die Engländer, welche Graf Woronzow an der Südküſte, dem geſündeſten Theile des Landes beſchäftigt, verſicherten mich, daß ſie auch hier jedes Jahr mehr oder minder von Wechſelfiebern leiden; ſie dürfen nur Milch, Eier, Butter oder ein Glas Waſſer, namentlich nach dem Genuß von Früchten in der heißen Jahrszeit, zu ſich nehmen, ſo iſt faſt immer ein Fieberanfall die Folge.

Doch, da einmal von den Plagen der Krim die Rede iſt, ſo darf ich die noch übrigen Inſecten nicht mit Stillſchweigen übergehen, da ihr Biß, wenn man ſie unvorſichtig reizt, leicht gefährliche Folgen haben kann; denn ſo harmlos dieſe Thiere in kältern Ländern ſind, ſo werden die Wunden, die ſie verſetzen, in dieſem trockenen Fieberklima doch oft tödtlich. Außer dem Scorpio europæus und Aranea Tarantula, die in einigen Theilen Italiens vorkommen, iſt namentlich die Scolopendra morsitans zu fürchten, die gewöhnlich an warmen Orten, unter Holz oder Steinen und in Erdſpalten ſich findet; nicht minder tödtlich iſt der Biß der Phalangium araneoides, von den Tataren Bi genannt; ſie gleicht einer Spinne, iſt von gelblicher Farbe, und wird oft drei Zoll im Durchmeſſer; Ausſchneiden des geſtochenen Theils ſoll das einzige ſichere Mittel ſeyn, um das Schlimmſte abzuwehren. So furchtbar indeß dieſe Liſte dem Fremden erſcheinen mag, ſo iſt doch bei gehöriger Vorſicht wenig oder keine Gefahr zu fürchten, da dieſe Thiere nie ungereizt angreifen. Von den verſchiedenen Schlangenarten gilt keine für beſonders giftig; ich fand oft ziemlich große, aber nirgends ſah oder hörte ich etwas von der großen gehörnten Schlange, Muis tjölen bei den Tataren genannt, in deren Sagen ſie eine große Rolle ſpielt.

Trotz des düſtern Gemäldes der Uebel, denen ein Reiſender auf der Wanderung über die unbegränzten Ebenen der Steppe ausgeſetzt iſt, bietet eine ſolche doch ein großes Intereſſe dar, mag man nun den patriarchaliſchen Zuſtand der Einwohner, die merkwürdigen Thiere, den ſchönen mannichfaltigen Blumenflor, die Mineralien nebſt der ſeltſamen Art der Erdſchichten, oder die Ruinen ſo vieler alten Städte betrachten.

(Schluß folgt.)

Ueber eine Yogiſecte in Cutſch.

In der aſiatiſchen Geſellſchaft in London wurde kürzlich ein Memoire über dieſe Secte, welche den Namen Kanphati führt, vorgeleſen. Sie bewohnen eine lange Gebäudereihe zu Danodhar, wo ſie ihren Religionsvorſchriften gemäß allen Perſonen, die es verlangen, ohne Unterſchied der Kaſte oder Secte und ohne Beſchränkung auf eine gewiſſe Zeit, Nahrung und Unterkommen geben. Ihre Zahl iſt gering, und ſie verpflichten ſich zur Ehelosigkeit, aber ſie haben bedeutende Ein-

künfte, um die Regeln ihres Ordens erfüllen zu können. Ihr Oberhaupt nimmt einen hohen Rang ein, und ist nicht verbunden, einen Gruß von irgend jemand, selbst von dem Radscha von Cutsch zu erwiedern, oder auf eine Frage Antwort zu geben. Ihr Name kommt von den ungeheuren Ohrringen, welche die Ohren beinahe zerreißen, denn Kan und phati bedeutet Ohrenriß. Lieutenant Postans, der Verfasser des Memoirs, wurde von diesen Leuten aufs verbindlichste aufgenommen, und man zeigte ihnen alle Merkwürdigkeiten der Anstalt. Prof. Wilson bemerkte nach der Vorlesung, die Kanphatis seyen einst eine mächtige Körperschaft gewesen, und von ihnen rührten wahrscheinlich die Höhlentempel in jenem Theil von Indien her, da die Figuren daselbst alle mit ungeheuren Ohrengehängen, wie sie die Kanphatis tragen, abgebildet seyen. Andere Secten haben ähnliche Anstalten, die den Klöstern Europa's gleichen, nur findet kein persönlicher Zwang gegen die Mitglieder statt, welche gehen und kommen, wenn es ihnen gefällt.

Die Jlyats oder wandernden Stämme Persiens.

(Fortsetzung.)

Wir haben bereits bemerkt, daß das Besitzthum der Jlyats in Viehheerden besteht. Diese bestehen in Kamelen, Pferden, Kühen, Ochsen, Maulthieren, Eseln, Schafen und Ziegen, überdieß noch einer schöne Race von Hunden. Wenn nun auch ihre Weiden dem Schah, den Prinzen und andern großen Herren des Landes offen stehen, so kann man diese doch ihr Eigenthum nennen, in so fern sie die Freiheit haben auf denselben herumzuziehen, wenn sie nicht durch einen besondern Kurut (Verbot) daran verhindert sind.

Von den Weiden, deren Ertrag dem Schah und den Prinzen bestimmt ist, wie Sultaniyeh, Odschan u. a., sind die Jlyats gänzlich ausgeschlossen, wenn sie nicht anders Erlaubniß bekommen gegen die Erlegung eines Theils ihres Viehzuchtertrags. So besuchte z. B. der Schah im Jahre 1815 Sultaniyeh nicht, und erlaubte dafür den Jlyats ihre Heerden dort zu weiden, unter der Bedingung, daß sie ihm 1000 Mans Raughan (haltbare Butter) lieferten.

Ihre Habe besteht in Zelten, Teppichen, Geräthschaften zum Nachtlager und Kochen, große Kessel, in denen sie den Raughan sieden, Felle, um die Butter und die saure Milch in dieselben zu schütten, überhaupt in den rohen Geräthen der Hirten. Ein großer Theil davon besteht in Packsätteln für Kamele, verzierten Reitsätteln für das Lieblingskamel, auch andern Schmuck in Korallen u. s. w. Bei den kurdischen Stämmen reiten die Weiber in Kajawehs (Käfigartige Doppeltkörbe), auf jeder Seite des Kamels hängt ein solches Käfig, in welchem eine Frau Platz hat. Endlich haben sie Pferdesättel, Palans für die Maulthiere, und eine Art ebenes Polster für den Rücken der Ochsen, denen sie ihre Zeltgeräthe aufladen.

Ein Jlyat von mittlerer Wohlhabenheit besitzt 100 Schafe, 5 bis 4 Kamele, eben so viele Stuten, 10 Esel u. s. f., was ihm zusammen ein laufendes Einkommen von 40 bis 50 Tomans abwerfen kann. Hat einer 1000 Schafe, 30 Kamele, 20 Stuten u. s. f., so gilt er für reich. Ein Schaf gilt ungefähr 2 Piaster, ein Kamel 10, eine Stute 8, ein Esel 5. Ein solcher Besitz wirft ungefähr 400 Tomans ab. Dieser Ertrag wird gewonnen aus der Wolle und Milch der Schafe, den Haaren und dem Miethlohn der Kamele, den Füllen der Stuten und Esel, das Kamel wirft alle 2 Jahre einmal, die Stute jedes Jahr, auch das Schaf einmal. In einigen Theilen Persiens, besonders bei den Kurden, welche die besten Weiden haben, werfen die Schafe zweimal im Jahr. Dort gibt es reiche Perser, deren Besitz und Lebensart ganz an die alten Patriarchen erinnert. Ein solcher war Jsa Khan von Turbet, dessen Besitz auf 160,000 Schafe, 20,000 Kamele, 6000 Stuten und anderes Vieh in demselben Verhältniß geschätzt wurde. Ein eben so reicher Mann war Achmed Khan von Maragah. Der Wali von Sehnah und andere Mehrere gehören auch darunter.

Das Erbe eines Jlyat wird unter den Kindern vertheilt nach muselmännischem Gesetz; die Söhne erhalten 2 Drittheile, die Töchter ein Drittheil, und außerdem noch die Kleider und Kostbarkeiten der Mutter.

Der Werth des Zeltes eines Jlyat beträgt ungefähr 6 bis 7 Tomans. Es ist aus Ziegenhaar gemacht, und besteht aus Tuchstücken von ungefähr 1¼ Fuß Breite, die von den Weibern gewoben werden. Alle Glieder der Familie, Männer, Weiber und Kinder spinnen Ziegenhaar, das man, wenn es nicht wirklich auf dem Webstuhle verwendet werden kann, zum Verkauf auf die Seite legt. Sie weben auf einem tragbaren Webstuhle, den sie auf die rohseste, einfachste Art befestigen, der aber dem Zwecke, zu dem sie ihn brauchen, vollkommen entspricht. Dieß Tuch ist fest gewoben, undurchdringlich für den Regen und soll 20 Jahre ausdauern. Die Bedeckung eines Zeltes ist ungefähr 40 Fuß lang und 20 Fuß breit, es ruht auf einer Reihe von Pfählen; der Rücken und die Seite sind mit Rohrschilf an den Wandungen befestigt und in den Boden mit Pflöcken eingerammt. Die Zelte sind sehr roh, und zeigen nicht die geringste Bequemlichkeit. In Aderbeidschan und in den noch mehr nach Norden zu gelegenen, also regnigteren Gegenden, gibt es eine andere Art von Zelt, das sie den Turkomanen abgelernt haben. Es besteht aus verbundenen Bögen, und gleicht, wenn es offen ist, einem Käfig, welcher mit dicken Fellen überzogen ist und nur einen kleinen Eingang hat. Man nennt es Aladscheh; die Zelte von Ziegenhaar nennt man Kara Chader, oder schwarze Zelte.

Die Lager der Jlyats bestehen in der Regel 20 bis 30 Zelte, die sie ohne sonderliche Regelmäßigkeit aufschlagen. Man kann sie in Kreisform sehen, wie in geradliniger Richtung, und auf einem hellen Grunde sieht man sie deutlich wegen ihrer schwarzen Farbe; auf einem dunkeln Grunde sind sie kaum zu bemerken, besonders wenn sie von Bäumen beschattet sind. Die Zelte sind eng bei einander, die Lager aber, je nachdem Wasser und Gras sich findet, eine halbe bis eine Stunde von einander entfernt.

Die Jlyats leben hauptsächlich vom Ertrag ihrer Heerden, essen saure Milch, Käs, Getreidemuß oder Buttermilch, und viel Raughan. Ihre jährlichen Ausgaben sind weit geringer als die der Städtebewohner; denn außer den Kleidungsstücken, Kupfergeräthschaften, Packsätteln und Zierrathen erzeugen sie alle ihre Bedürfnisse selbst. Sie machen selbst ihre Zelte und Wohnungen, weben selbst ihre Teppiche und Hängematten, schlagen selbst ihr Holz und brennen ihre eigenen Kohlen. Das Fleisch, das sie essen, ist eigenes Vieh, Käse und Butter sind gleichfalls selbst bereitet. Ihr Leben ist daher weit freier und behaglicher. Ihre Kleidung unterscheidet sich von der anderer Perser nur durch die ausnehmende Aermlichkeit. Man kann Leute, die einen großen Viehstand besitzen, in Gewändern sehen, die nur mühsam zusammenhalten, und in dieser nachlässigen Kleidung, ohne andern Schutz als die Zelte, halten sie, sammt Weibern und Kindern, die Strenge des Winters aus. Das bevorzugte Weib oder Kind besitzt an Schmuck der Kleidung, was nur irgend im Stamme zu finden ist, goldene Spangen, Halsbinden, silberne und goldene Zierrathen im Haare, häufig auch Halstücher, die mit durchbohrten Silbermünzen am Rande besetzt sind. Nicht selten trifft man auf alte Münzen, mit denen die Weiber und Kinder der Jlyats an Kopf und Hals behängt sind.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.)

Nr. 59.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Februar 1838.

Skizzen aus der Krim.

(Schluß.)

Des Reisens in der Steppe herzlich müde, kam ich zu Perekop an, wo ich wegen der furchtbaren Hitze einige Tage bleiben mußte. Es ist dieß der elendeste Ort, den man sich denken kann, und obwohl der Hauptort eines Districts, enthält er doch nur einige Häuser russischer Beamten, welche hier die Salzwerke der Regierung beaufsichtigen. Ich ergreife darum die Gelegenheit, noch einige Details über die Bewohner der Krim mitzutheilen.

Bei dem erwähnten Zustande des Landes ist der Bewohner fast lediglich auf ein Hirtenleben angewiesen, Heerden sind sein Reichthum, namentlich Pferde, die wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften und ihrer Ausdauer in den umliegenden Ländern sehr geschätzt sind. Der Handel damit ist ganz in den Händen der Juden, welche dieselben nach Polen, Ungarn und allen Theilen von Altrußland verführen. Ein Pferd, das man in der Steppe um sechzig Rubel (etwa 30 fl.) kauft, gilt in den genannten Ländern das Dreifache; zu ihrem Einfangen auf den unermeßlichen Ebenen braucht man den Lasso. Mit diesen Steppenpferden kann man zwölf Stunden weit und darüber reiten, ohne anzuhalten, und nach einer solchen Strapaze ist dürres Steppengras und schlechtes Wasser seine einzige Labung.

Das Pferd ist für den Nogaier Alles; er trinkt die Milch der Stuten, woraus auch ein geistiges Getränk abgezogen wird, und Pferdefleisch ist nach dem Kamelfleisch seine liebste Speise. Der Nogaier verachtet gleich den übrigen Tataren den Ackerbau, und betrachtet ihn als eine der freien Söhne Ismaels unwürdige Beschäftigung; trotz Allem, was die russische Regierung gethan hat, um dieses Vorurtheil zu bezwingen, zieht er doch immer das Wanderleben seiner Väter vor, und wenn er die ungeheure Steppe überblickt, rollt sein Auge wild, er schlägt auf seine Brust und ruft: „All dieß Land gehörte uns; hier lebten wir mit unsern Heerden, frei wie der Vogel in der Luft, jetzt sind wir Sklaven des Gaur und zu Boden getreten von den Kosaken!“

Die nomadischen Sitten der Tataren, deren Vieh noch immer frei umherwandert, nur von einem Hirten bewacht, der von den Bewohnern jedes Dorfs bezahlt wird, sind ihren Nachbarn, den Colonisten, nicht sehr angenehm, da diese nur durch eine aufgeworfene Furche von ihnen getrennt sind; diese wird von dem Vieh unaufhörlich überschritten, und dieses darum gepfändet, was zu ewigen Streitigkeiten Anlaß gibt. Uebrigens ist der russische Soldat, namentlich der Kosak, ausnehmend übermüthig, plündert Freunde und Feinde auf dem Marsch, und die Einwohner müssen ihm ohne Bezahlung Unterhalt für ihn und sein Pferd liefern. Die Tataren wurden einmal durch wiederholte Kränkungen, denen sie von ihren Nachbarn ausgesetzt waren, so in Verzweiflung gebracht, daß sie in Masse aufstanden, und eine Menge Colonisten ermordeten. Die Deutschen, bekannt wegen Unhöflichkeit und Knickerei, waren hauptsächlich der Gegenstand ihrer Feindseligkeit. Vor diesem Ereigniß durften die Tataren noch Seitengewehre tragen, jetzt aber ist dieses Vorrecht auf den Adel beschränkt, und dadurch sind sie viel friedlicher, ja furchtsam geworden, so daß die Erscheinung einer Kosakenabtheilung jetzt hinreicht, um das Verschließen jedes Hauses in einem Tatarendorfe zu bewirken.

In den Sitten und Gewohnheiten dieses Volks findet sich Vieles, was lebhaft an die alten Patriarchen erinnert. Ein Tatar muß, wie Jakob, dem Vater seiner Braut dienen, und dieser bemüht sich gleich Laban, diese Dienstzeit zu verlängern und den Preis je nach Umständen zu erhöhen. Das schwächere Geschlecht ist völlig das Eigenthum des stärkern: der Vater verkauft seine Tochter, und der Bruder die Schwester, denn die Mädchen gelten eben so gut für einen Theil der Erbschaft wie die Heerden, und werden eben so unter die Söhne vertheilt. Kinder werden bei den Tataren als ein großer Segen betrachtet, aber die Weiber sind keineswegs sehr fruchtbar, und gebären selten mehr als zwei oder drei Kinder. Dieß und die Nachlässigkeit der Mütter, welche den Tod vieler Kinder zur Folge hat, erzeugt trotz der Vielweiberei eine regelmäßige Abnahme in der Bevölkerung. Die Masern, die Pocken und der Durchfall richten furchtbare Verheerungen nicht nur unter den Kindern, sondern auch unter den alten Personen an; kaum Einer ist frei von Krätze, und die häufigen Wechselfieber raffen Tausende hinweg. Eine gewisse Krankheit, welche von der russischen Armee

bei der Eroberung eingeschleppt worden seyn soll, hat sich bei dem Mangel an aller medicinischen Behandlung mit andern Hautkrankheiten so verwoben und vermengt, daß eine besondere Krankheitsform entstanden ist, welche sehr allgemein seyn soll, und bis jetzt allen Versuchen, sie auszurotten, widerstand. Im Ganzen genommen, leben die Tataren in den Steppen nicht sehr lange, was nicht sowohl aus einem Fehler ihrer Constitution und ihrer Lebensart oder den oben erwähnten Krankheiten entspringt, sondern eine Folge der von dem Klima erzeugten Wechselfieber ist. Dieß geht aus dem Umstand hervor, daß die Gesundheit der Colonisten in gleicher Weise leidet.

Einer der schönsten Züge im Charakter des Nogaiers ist seine Gastfreundschaft: der Fremde, welchen Glaubens, oder aus welchem Lande er immer seyn mag, ist sicher, eine herzliche Aufnahme zu finden, wenn er nur kein Kosake ist. Sie führen für diese Sitte das Beispiel ihres großen Erzvaters Abraham an, und hoffen, gleich ihm Engel zu beherbergen; obwohl sie außerhalb ihres Hauses für Erzräuber gelten, so ist man doch, einmal bei ihnen aufgenommen, völlig sicher, und sie würden ihren Gast nöthigenfalls mit Lebensgefahr gegen Gewaltthat schützen.

Gleich allen asiatischen Völkern scheeren die Tataren den Kopf, mehr einer alten Sitte, als einer religiösen Vorschrift zufolge; auch geschieht es nicht, um den Kopf kühl zu halten, denn sie tragen stets zwei oder drei Kopfbedeckungen, und selbst im Sommer eine Mütze aus Lammfellen oder Pelzwerk. Ein schönes Haar wird von den Weibern sehr hoch geschätzt und von den Männern bewundert; darum wird auch alle Aufmerksamkeit darauf verwendet, das Wachsthum desselben zu befördern, und wenn ihnen die Farbe nicht gefällt, so verstehen sie es ganz vortrefflich, dieselbe nach ihrem Geschmack zu ändern. Die jungen Männer tragen bloß Schnurrbärte, und lassen den Bart vor dem vierzigsten Jahre nicht wachsen; ein recht tüchtiger Bart gilt für eine große Zierde, und da derjenige, welcher auf die Ehre Anspruch macht, einen vollen fließenden Bart zu tragen, ein musterhaftes Benehmen beobachten, in seinen Andachtsübungen sich eifrig erweisen und überhaupt als einen Mann von höherer Einsicht zeigen muß, so ist es nicht sehr häufig, den Bart lang wachsen zu lassen. Der Mann mit dem längsten Barte erhält nach tatarischer Sitte nach gemeinsamer Zustimmung den Ehrenplatz in der Gesellschaft, man sucht seinen Rath und unterwirft sich seiner Entscheidung: fehlt es ihm aber an Verstand und Erfahrung, so setzt er sich dem Gelächter und der Verachtung seiner Nachbarn aus, und es kann ihm gerathen, daß er bei einem vorkommenden Streite am Barte gezupft wird, der größte Schimpf, der einem Muselmann begegnen kann. Die russische Regierung hat sehr lobenswerther Weise Schulen in jeder Stadt und in jedem Dorfe errichtet; da dieselben aber in den Händen der Mullahs sind, deren einziger Zweck ist, das Volk in Unwissenheit, Fanatismus und Aberglauben zu erhalten, so haben sie noch nicht den gewünschten Einfluß auf das Volk geäußert. Die Sprache dieses Volks, welche sehr schwer zu erlernen ist, tönt hart und unangenehm, und ist dem Türkischen sehr nahe verwandt. Der Charakter der Tataren, namentlich der Nogaier, wird von ihren Nachbarn nicht sonderlich hoch geschätzt; vor der Eroberung ihres Landes durch die Russen galten sie für Leute die sich aus einem Morde sehr wenig machten, wenn er nur zu ihrem Zweck diente; jetzt aber ist der Mord glücklicherweise selten, und man kann diese Provinzen so sicher durchreisen, als die civilisirtesten Länder Europa's. Diebstahl aber, namentlich Pferdediebstahl, ist noch sehr häufig, und wird besonders gegen ihre Nachbarn, die Colonisten, zum Theil mit vieler Schlauheit geübt.

Rauchen ist für die Tataren und zwar für Männer, Weiber und Kinder unerläßlich; ihrer Sprache nach aber *rauchen* sie den Tabak nicht, sondern sie *trinken* ihn, und dieß ist auch nicht bloß ein figürlicher Ausdruck, denn während der größten Hitze und Anstrengung zieht der Tatar zur Stillung seines Durstes die Pfeife jedem andern auch noch so angenehmen Getränk vor, und selbst wenn er Hunger leidet, steht auch die schmackhafteste Nahrung immer noch dem Tabaksrauch nach. Anstatt des Kaffee's trinkt der Tatar der Steppe eine Art Thee, der sich an den Ufern des Don findet, statt mit Milch und Zucker aber versetzt er ihn mit Butter, Pfeffer und Salz; er gilt für sehr gesund, und nimmt in ihrer *Materia medica* einen vornehmen Rang ein.

Was auch die Bewohner der Krim bei der ersten Eroberung ihres Landes durch die Abscheulichkeiten Potemkins und seiner räuberischen Myrmidonen erduldet haben mögen, so muß man doch sagen, daß sie jetzt wenig Grund zu klagen haben; denn wenn auch die russische Herrschaft und russisches Gesetz überall vorwiegt, so werden doch alle bloßen Localangelegenheiten von ihren Aeltesten entschieden, und man mischt sich nur sehr wenig in ihre Nationalgebräuche und religiösen Angelegenheiten. Durch diese Art der Behandlung hat sich die Regierung die Zuneigung des Volks gewonnen, das freilich immer noch den Sultan als das geistliche Haupt seiner Kirche verehrt, aber keinen Wunsch hegt, in weltlichen Dingen ihm wieder unterworfen zu seyn, denn auf allen meinen Streifereien traf ich auch nicht einen einzigen Tatar, der nicht die russische Herrschaft der türkischen vorgezogen hätte. „Wir wissen jetzt," sagen sie, „genau, was wir an den Kaiser zu zahlen haben, aber die Heerden unserer Väter waren nie vor der Raubsucht des Pascha's sicher." Diese gerechte und milde Herrschaft dankt der Tatar hauptsächlich dem jetzigen Generalgouverneur, Grafen Woronzow, dessen Verwaltung sich durch Gerechtigkeit, Wohlwollen und Klugheit auszeichnet; der arme verachtete Sohn Ismaels, der früher von räuberischen Russen gepfändet und von Kosaken geplündert wurde, erhebt jetzt sein Haupt, gewiß, in ihm einen Beschützer und einen Richter zu finden, der seine Klagen nicht nur anhört, sondern ihnen auch abhilft.

Die endlosen Wüsten der Krim zu Pferde zu durchwandern, wo kein Baum und kein Busch Schatten verleiht, ist bei 30° R. eine Unternehmung, die selbst meine Salamanderconstitution nicht angenehm fand. Ich sah mich daher veranlaßt, mein Roß gegen einen Tatarenmadschar zu vertauschen, wobei die Neuheit des Fuhrwerks mich reizte, das von zwei tüchtigen Kamelen gezogen werden sollte. Meine Reisegefährten von Perekop nach Eupatoria waren ein Mullah und seine Frau, gutmüthige, artige

Leute, die keinen Widerwillen zeigten, mit einem Giaur in so enge Berührung zu kommen. Wir reisten die Nacht und den kühlen Theil des Tags hindurch, und der Rasen, über den wir hinrollten, glich den besten Straßen Englands. Städte und Dörfer gab es nicht, aber die freundlichen Hirten ermangelten nie, uns mit gestockter Milch, Rahm, frischen Eiern, Wassermelonen, Früchten und Honig zu versorgen; der letztere ist bei der Menge wilder Blumen, die überall auf der Steppe wachsen und den Bienen Nahrung geben, vortrefflich. Kurz, im Ganzen genommen war ich mit meiner Reise sehr zufrieden, und eben so mit meinen Reisegefährten, die freundlich in ihrem Benehmen und reinlich in ihren Gewohnheiten waren.

Mit Ausnahme von Baktschi-Serai ist Eupatoria die am meisten charakteristische Tatarenstadt in der Krim, und war vor der russischen Eroberung auch eine der wichtigsten, da sie 20,000 Einwohner zählte; gegenwärtig ist sie auf 7000 reducirt, die, mit Ausnahme der russischen Behörden und einiger karaitischen Juden, sämmtlich Tataren sind. Die Stadt besitzt ein Lazareth, ein Zollhaus, mehrere schöne Moscheen und eine tatarische Universität. Die Bai ist groß, hinreichend tief, und bietet einen guten Ankergrund dar, ist aber, die Nord- und Nordostwinde ausgenommen, allen Winden ausgesetzt; der Handel ist darum auch sehr unbedeutend. Die Moschee von Dewlet Ghirei Khan, im J. 1552 erbaut, ist das herrlichste Gebäude dieser Art in der Krim; vor einigen Jahren aber stürzte ein Orkan ihre zierlichen Minarets herab, und da die armen Tataren nicht im Stande sind, sie wieder aufbauen zu lassen, so hat der Bau ein wunderliches Ansehen.

Eupatoria mit seinen engen Straßen, seinen zwischen hohen Mauern eingeschlossenen Häusern und seinen gleich einem Regiment Soldaten längs dem Ufer aufgestellten Windmühlen, ist eine der traurigsten Städte, die je einen Reisenden langweilten; die unmäßige Hitze und die öde Steppe ohne Baum und Busch lockten auch zu keiner Promenade, und doch mußte ich einige Tage hier bleiben, um das Dampfboot abzuwarten, das mich na Odessa bringen sollte.

Chronik der Reisen.

Capitän Alexanders Reise zu den Damaras.

Dieser Reisende, dessen Rückkehr nach London wir gemeldet haben, stattete in der geographischen Gesellschaft einen Bericht über seine Reise ab, aus dem wir Folgendes entheben. „Die Expedition brach am 10 September 1836 aus der Capstadt auf, zog nordwärts nach Clan William und der Lilienquelle, setzte am 25 Nov. über den Gariep, und machte an den Ufern des Hoomflusses bei einer Missionsstation, Nabees oder die warmen Bäder genannt, Halt. Hier war eine große Ebene, aus der sich schwarze konische Hügel auf 2 bis 300 Fuß über dem Meere erheben. Der Stamm der großen Namaquas lebt hier in fünfzig runden Hütten. Männer und Weiber sind schlanker, als man sie südwärts von dem Gariep sieht, aber sie haben dieselben hohen Backenknochen, kleine Augen und Nasen, und gelbe malayische Gesichtsfarbe. Auf unserm Zuge weiter gegen Norden kamen wir am westlichen Fuße der Unguma-Berge vorüber, betraten das Land der Damaras und zogen über die große Ebene des Kei-Kaap, nach dem Paß Kopumnaas, oder Ochsenmaul, durch eine etwa 2000 Fuß hohe Bergkette, überschritten, nachdem wir furchtbar durch Durst und Hunger gelitten hatten, den Wendekreis und erreichten die Walfisch-Bai an der Westküste unter 22° 50′ S. B. am 19 April 1837, sieben Monate nach unserer Abreise aus der Capstadt, als die ersten Europäer, welche je diese Reise zu Land gemacht hatten. Nachdem wir hier 14 Tage geblieben, und vergebens uns bemüht hatten, weiter nordwärts vorzudringen, brachen wir am 5 Mai wieder auf, und wendeten uns ostwärts längs dem Ufer des Kooisip. Hier fanden wir eine neue Art Früchte, Naras, genannt, etwa von der Größe einer Pompelnuß, und mit Stacheln bedeckt; Schale und Samen glichen denen einer Melone, und hievon lebten wir; sie wächst auf einem dornigen, etwa vier Fuß hohen Busch ohne Blätter. Wir erreichten den Humaris oder Rollfluß, einen Zufluß des Kooisip, am 12 Mai; ostwärts dehnt sich hier eine Bergkette aus, Tomas oder Wildnißkette genannt. Hier gab es Rhinocerosse in Menge, und wir aßen das Fleisch, so wie auch das des Zebra, beide aber sind ranzig und unangenehm. Heuschrecken, geröstet und zwischen Steinen zerstoßen, waren manchmal unsere Nahrung. Wir zogen über die Ausläufer des großen Berg Tans (der Schirm), und erreichten ein hohes Tafelland, in dessen Felsschluchten viele Familien der Bergdamaras hausen. Weiter gegen Osten fanden wir vortreffliche Ebenen voll Gras und Bäume. Hier sahen wir zuerst die scheckigen Gnus, die von den als Straußen verkappten Buschmännern gefangen werden, so wie das schwarze und weiße Rhinoceros. Am 12 kamen wir nach dem Dorfe Neeis, deren Häuser aus Matten gebaut sind, und das 4200 Einwohner, Namaquas und Bergdamaras, zählt; es liegt in einer fruchtbaren Ebene am Ufer des Kei-Kurup. Hier wurden wir reichlich mit Allem versehen, und die Eingebornen belustigten uns zum Willkommen mit ihren Tänzen. Die Damaras bestehen aus zwei großen Stämmen, den Damaras der Ebenen, welche reich an Vieh sind, und gegen Norden und Osten vom Swatopflusse wohnen, und den Bergdamaras, welche sich vom Kooisip eine beträchtliche Strecke gegen Süden und Osten ausdehnen; beide Stämme sind Neger, haben schwarze Haut, wolliges Haar, kleine flache Nasen und dicke Lippen. Die erstern sprechen eine besondere Sprache, die letztern die der Namaquas. Von Neeis suchten wir umsonst gegen Norden oder Osten vorzudringen: die Damaras der Ebenen waren zum Kriege bereit, und ostwärts sagten sie, sey eine undurchdringliche Wüste, die selbst kein Eingeborner je durchzogen habe. So mußte ich also wieder gegen Süden umwenden, und am 31 Mai brachen wir in Gesellschaft des Häuptlings und vieler seiner Leute auf; 40 Meilen südwärts kamen wir durch ein schönes Thal mit einer herrlichen Aussicht auf Berge im Süden und zogen durch einen Wald. Das Gras in diesem Thale stand gleich dem Korn, und Perlhühner und Fasanen waren zahlreich. Dieses wohlbewässerte, wildreiche Thal wäre ein vorzüglicher Punkt für einen Missionsposten, und die Bewohner, namentlich die Weiber, baten uns auch, ihnen Lehrer zu schicken. Als wir weiter südwärts zogen, sahen wir eine Menge Giraffen, meist in Heerden zu einem Dutzend etwa, mit zwei Vendetten, die von einem Hügel herab die Gebüsche der Ebenen übersahen. Wir hatte jede thierische Nahrung gekostet, vom Löwen an bis zur Heuschrecke herab, zogen aber das Giraffenfleisch jedem andern vor. Wir gingen am 10 Junius über

den großen Fischfluß zurück, und stiegen in die Ebene Koanquip hinab. Als wir über Bethany hinaus waren, kamen wir aus dem Lande der Löwen in das der Leoparden, und erreichten durch ein heißes, unangenehmes Thal voll Skorpionen den Gariep, über den wir durch die Furt von Kunaruip setzten, 30 Meilen von dem Meere. Am 1 August verließen wir die Ufer des Gariep, setzten über den Kowsie und betraten das Gebiet der Colonie; durchzogen dann den schönen District der 24 Flüsse, und erreichten die Capstadt am 21 September, ein Jahr und eilf Tage nach der Abreise aus derselben, und nachdem wir nahe an 4000 (engl.) Meilen zurückgelegt hatten.

Die Iliyats oder wandernden Stämme Persiens

(Schluß.)

Der Winter ist die Ruhezeit der Iliyats; dieß ist die Zeit, wo sich ihre Heerden nicht vermehren, und keine andere Pflege brauchen, als daß man sie auf die Weide führt. In diesen Zeiten helfen die Männer den Weibern Teppiche und Zelttuch weben oder Ziegenhaare spinnen. Beim Beginne des Frühlings erwacht Alles zur Thätigkeit. Die Schafe werfen; die Lämmer werden aufgezogen; dann kommt das Scheeren, das Melken der Heerden und alle die verschiedenen Zubereitungsarten der Milch. Dieß wird Alles von den Männern versehen. Die Weiber gehen auch nicht müßig, sie schlagen die Zelte auf und ab, wenn man auf dem Marsch ist, beladen und entladen die zum Tragen bestimmten Thiere, warten der Kinder und des jungen Viehes, oder sie sitzen zusammen und spinnen, helfen Butter und saure Milch machen. Die Weiber treiben diese untergeordneten mechanischen Geschäfte: Kauf und Verkauf, alle die größern Interessen des Gemeinwesens sind Sache des Mannes.

Einen Monat nach dem Nauruzfest brechen sie ihre Winterlager ab (also einen Monat nachdem die Sonne in das Zeichen des Widders getreten ist), und ziehen gemächlich zwei bis drei Meilen des Tages zu dem Serhadd oder dem Gränzstein zwischen der kalten und warmen Region; dort bleiben sie ungefähr einen Monat stehen, und dann gehen sie weiter in ihr Yailak, wo sie während der Sommerhitze lagern, und wo sie ungefähr 70 Tage bleiben; dann kehren sie zum Serhadd zurück, wo sie wieder einen Monat bleiben, und zuletzt beziehen sie wieder ihre Kischlats für den Winter. Viele richten sich bei ihren Bewegungen nach dem Aufgange der Gestirne; andere nach der Aussicht auf die Schneegebirge. Man stört sie nicht in ihrer Wanderung, und hie und da geben sie wohl den größern Gutsbesitzern in den Dorfschaften, die sie in ihrem Zuge berühren, ein Schaf oder etwas der Art. Der Boden, auf dem sie lagern, wird durch ihre Gegenwart verbessert, indem er durch die Düngung, die sie zurücklassen, kräftiger wird.

Alles berechnen sie nach Schafen; ihre Hirten bezahlen sie mit Schafen. In ihrem Verkehr untereinander, beim Einkauf von Ochsen u. s. f. zahlen sie mit Schafen. Ein Mann, der ihnen einen Hund getödtet hat, muß ihnen vier Schafe als Ersatz zahlen. In dem kleinern Verkehre zwischen den Dorfschaften handelt der persische Nayab nicht mit Geld, sondern mit Korn, Wolle, Stroh u. s. f. Drei Monate nach dem Nauruz trennen sie die Böcke von den Schafen, und füttern sie, bis sie mest (d. h. wörtlich: betrunken) sind. Im Beginne des Zeichens Mizan (die Wage) treiben sie dieselben unter die Heerden; die Schafe werden dann ungefähr gegen den Nauruz trächtig, und einige Iliyats feiern dieß mit Gesang, Musik und Schmaus. Das Scheeren geschieht zweimal im Jahr; das erstemal nach dem Nauruz, ungefähr am 20 Mai, und das zweitemal am Mizan. Sie geben von ihrer Wolle und andern Erzeugnissen ihrer Heerden, das man im Allgemeinen Kaschf nennt, den Armen ein Almosen. Zur Zeit der jungen Lämmer bereiten sie aus einem Theil der Milch Rahm, Kaimak, und frischen Käse, und senden sie ihren Freunden als Geschenk und Zeichen des wiederkehrenden Sommers. Ein Schafhirte hütet 500 Schafe, und wird mit Naturalien bezahlt, mit Wolle und Lämmern.

Nach dem bisher Gesagten ist deutlich, daß die Iliyats als roher Stoff für Truppen Wichtigkeit für den Staat haben können, dem sie angehören. Es sind Soldaten von Natur, aber wegen ihrer Clangewohnheiten schwer zu disciplinieren. Die Stämme an der Gränze geben viel Anlaß zu Fehden und Krieg. Eine Hauptursache des Kriegs zwischen Persien und Rußland war, die Iliyats von Karabagh, Scheki u. s. w. unter die Botmäßigkeit des Schahs zurückzuführen. An den Gränzen gegen Rußland und die Türkei gehen noch immer dieselben heimlichen Wanderungen vor sich, wie sie schon Herodot von den nomadischen Scythen berichtet hat. Cyarares erkannte so gut als Abbas Mirza ihren hohen Werth, denn er nahm die Flüchtlinge mit großer Freundlichkeit auf und gewährte ihnen viele Gunst. Eine der reichsten Quellen von Zänkereien zwischen den Türken und Persern sind die Kurden an der Gränze, die nach Laune und Vortheil von einem Land ins andere wandern. Eine gute Regierung würde sie ohne Zweifel zu friedlichen und arbeitsamen Gemeinden umschaffen können; so aber, wie die orientalischen Regierungen jetzt noch beschaffen sind, müssen diese von Nomaden bewohnten weitschichtigen Strecken Einöden bleiben, die sich nur für bewaffnete Hirten und gesetzlose Freibeuter eignen.

Literarische Nachrichten.

Professor Fordes schenkte neulich der asiatischen Gesellschaft in London einen handschriftlichen persischen Katalog, welcher die Titel mancher unbekannten oder verloren geglaubten Werke enthält, unter Anderem die Chronik Tabaris in der arabischen Ursprache und das Mustapha Nameh, welches 104,000 Verse im Metrum des Schah Nameh enthält. Obgleich weder der Name, noch der Wohnort des Besitzers genannt ist, so hat man doch Ursache zu vermuthen, daß diese Bücher vor 40 oder 50 Jahren in der Bibliothek eines indischen Fürsten existirten; es findet sich nämlich der Titel „Seine Hoheit;" auch sind viele Bücher in Hindustani-Sprache und aus sehr neuer Zeit darunter. (Athenäum.)

*

Nach der Litterary Gazette ist die bekannte Tafel von Abydos jetzt nach England gelangt, und in dem englischen Museum niedergelegt worden.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 18** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Jonathan Miser. — Sendschreiben von George Sand an Verminter.** (Schluß.) — **Die zwei Geliebten.** (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6–7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Februar.)

Nr. 60.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 März 1838.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

(Von Moriz Wagner.)

1. Hammam-Meskhutin oder die verfluchten Quellen.

Die Einnahme der alten Hauptstadt Numidiens durch die Franzosen und das längere Verweilen eines europäischen Heeres in dem Innern der merkwürdigen Provinz Constantine öffnete den Reisenden und Alterthumeforschern den Zutritt wieder in jene wenig bekannten, geheimnißvollen Gegenden, die seit Poiret und Desfontaines kein Europäer mehr durchwandert, und seit den Zeiten des brittischen Dr. Shaw keine Feder mehr beschrieben hat. Erstere drangen nicht so weit als der brittische Gelehrte in das Innere ein; sie kamen nur bis zu dem Städtchen Milah, welches in geringer Entfernung südwestlich von Constantine gelegen ist, und nahmen dann den Weg über Hamza nach Algier. Das Werk des Naturforschers Poiret über die Berberei hat nur ein streng wissenschaftliches Interesse, und selbst seine Forschungen über Geologie und Botanik dieser Länder beschränken sich hauptsächlich nur auf die Küstenpunkte Bona und La Calle. Er besah die Gegenden zwischen Bona und Constantine nur im Fluge, da er abhängig von den türkischen Officieren seiner Escorte war. Der berühmte Botaniker Desfontaines, welcher länger als Poiret in der Berberei verweilte, und gründlicher, als dieser geforscht hat, gab mit seiner „Flora Atlantica" das erste umfassende Werk über die Vegetation dieser Länder bis zu einer Entfernung von 30 Stunden von der Seeküste heraus. Er besuchte den Berg Dschurschura, die Ebene der Henanchas und die südlichen Gegenden von Stora und Budschia — Punkte, die uns heutiges Tages nicht mehr zugänglich sind. Leider aber war der botanische Eifer bei Desfontaines so vorherrschend, daß er über dem Pflanzensuchen die noch merkwürdigern menschlichen Wesen dort zu studiren vergaß. Er beobachtete wenig von den Sitten der Araber und Kabylen, oder war mit seinen Bemerkungen darüber nicht so mittheilsam, als mit der Beschreibung der Pflanzen. *) Es gibt nicht häufig Gelehrte, deren Reiseschilderungen zugleich ein allgemeines Interesse darbieten, und die, wie Humboldt und Schubert, die Kunst verstehen, mit ihren wissenschaftlichen Beobachtungen auch den Laien zu gefallen.

Shaw's Reisebeschreibung ist ungeachtet ihres Alters und ihrer Mängel, ungeachtet der manchmal schreienden Nachlässigkeit, die man öfters mit Recht dem Verfasser vorwirft, doch bis heute noch das umfassendste, anziehendste Werk, welches je über die Regentschaft geschrieben wurde. Wenn es aber dem heutigen Reisenden auch nicht vergönnt ist, wie dem Dr. Shaw, bis an den Berg Auras vorzudringen, so bieten dagegen die von den französischen Truppen besetzten Länderstrecken dem Forscher jetzt eine desto ruhigere, bequemere Arbeitsstätte. Die Ruinen von Cirta, Hippo regius, Anuna u. s. w. sind jetzt unendlich genauer bekannt und untersucht, als sie es von Peyssonel, Shaw und Andern waren. Calama, wo Shaw nicht verweilen konnte, wurde seit einem Jahre von denjenigen Officieren, welche die Monotonie des Lagerlebens durch einen wissenschaftlichen Zeitvertreib zu verschönern wissen, auf das sorgfältigste durchsucht, und viele interessante Inschriften sind von den dortigen Ruinen zu Tage gefördert worden. Mein letzter Aufenthalt in der Provinz Constantine verschaffte mir Gelegenheit, unter dem Schutze der französischen Bajonnette einige der merkwürdigsten Ruinen und angenehmsten Gegenden zu besuchen. Ich beginne diese Skizzen aus dem alten Numidien mit dem imposantesten Naturwunder des Atlasgebirges, den Quellen von Hammam-Meskhutin, deren Ruf weit unter den afrikanischen Völkern bis jenseits der Sahara verbreitet ist. Dieselben sind dem Rufe nach auch lange schon in Europa gekannt, obwohl sie keiner der frühern Reisenden selbst gesehen hatte.

Der Oberst Duvivier war von den französischen Militärs der erste, welcher auf seinem einsamen Sitze zu Ghelma, neugierig geworden durch die Erzählungen der Araber, sich zu einem Ausfluge nach Hammam-Meskhutin entschloß. Bezaubert von dem so fremdartigen Schauspiele der rauchenden Felsen und der pittoresken Natur, schrieb jener sonst marmorkalte Kriegsmann an den Marschall Clauzel einen enthusiastischen Bericht, mit dem er nicht wenig die Neugierde aller derer aufregte, die nicht

*) Hr. Dureau de la Malle in Paris kündigte vor kurzer Zeit die baldige Herausgabe der Manuscripte Desfontaines' über die Provinz Constantine an.

so glücklich, wie Duvivier, waren, die innern Mysterien des alten Atlas schauen zu können. Als die französische Armee im August 1837 bei Medschez-Hammar ein neues Lager bezog, welches ganz nahe bei den verfluchten Quellen lag, besuchte der General Damrémont dieselben in eigener Person, und war gleichfalls so sehr von dem, was er gesehen, überrascht, daß er die Quellen chemisch untersuchen zu lassen und bei den dortigen Ruinen Nachgrabungen zu veranstalten beschloß. Wie die meisten Maaßregeln Damrémonts, so blieb auch diese ohne Ausführung. Dem Dr. Labande wurde, als er mit seinen leeren Flaschen zu Medschez-Hammar ankam, die Escorte verweigert, und der mit den Nachgrabungen beauftragte Capitän Mangay hätte, um den Plan des Gouverneurs auszuführen, selbst zu Hacke und Schaufel greifen müssen, da man ihm keinen Soldaten zur Arbeit bewilligte. Am 28sten September machte der Herzog von Nemours mit einer zahlreichen Escorte einen Ausflug nach Hammam-Meskhutin. Ich war damals, den Abgang der Expeditionsarmee erwartend, zu Medschez-Hammar anwesend, und schloß mich mit einigen andern Mitgliedern der wissenschaftlichen Commission dem großen Militärgefolge des Herzogs an. Es hieß damals, Achmet Bey, der mit seinem Heere auf den Höhen des Ras-el-Alba lagerte, habe bei den Quellen ein Lazareth errichtet. Allein die Cavallerierecognoscirungen, die man nach den Gebirgen schickte, brachten bald die Nachricht, daß die ganze feindliche Armee auf dem Rückzuge nach Constantine begriffen sey. Der Weg nach Hammam-Meskhutin ist zu Pferde mühsam und schwierig. Bald ging es über steile Abgründe, wo das Steingerölle hinter dem Reiter herdonnerte, bald durch überragende Bäume und so dichte Gesträuche, daß man bei jedem Schritte fürchten mußte, an den Aesten angespießt zu bleiben. Die Quellen befinden sich in einem kleinen engen Bergthale voll schöner Pflanzen und Gebüsche. Das kochende Rauschen des großen Quellensturzes und die schwarzen aufwirbelnden Dampfwolken sind schon aus ziemlicher Ferne bemerkbar, aber ehe man den schönsten Anblick von Hammam-Meskhutin genießt, verweilt der verwunderte Blick auf den seltsamen pyramidenförmigen Felsenkegeln, die wie eine Masse isolirter arabischer Zelte aus dem platten Boden sich erheben. Die Farbe dieser Steinkegel ist, wie ihre Größe, verschieden, von dem dunkelsten Aschgrau bis fast zur Hellweiße des Schnees. Die kleinsten sind zwei bis drei Fuß hoch, die beträchtlichsten erreichen eine Höhe von fast zwanzig Fuß. Der Anblick der seltsamen Felsenfiguren, neben welchen allenthalben rauchende Dampfsäulen aus der Erde steigen, ist so gespenstig, das Phänomen scheint so übernatürlich, daß man in der ersten Ueberraschung sich beinahe versucht fühlt, der arabischen Sage über die Entstehung des Ortes Glauben beizumessen. Ein alter arabischer Scheith, Aliben-Saadi, erzählte uns zu Ghelma diese alte Sage ungefähr mit folgenden Worten: *)

*) Im Lager Ghelma fanden sich häufig die arabischen Häuptlinge der Umgegend ein und tranken bei dem Obrist Duvivier den Kaffee. Während einer dieser Zusammenkünfte ließ sich ein alter Scheith endlich nach vielem Bitten bewegen, die Legende mitzutheilen. Der Capitän des Geniecorps Mangay hat dieselbe in einem französischen Journale nacherzählt.

„Es lebte in dieser Gegend einst ein reicher und mächtiger Araber, welcher, für seine Schwester in strafbarer Leidenschaft entbrannt, kein anderes Mittel fand, dieselbe zu befriedigen, als mit dem Gegenstande seiner Liebe eine gesetzliche Heurath einzugehen. Die Religion aber und die Landessitten widersetzten sich dieser blutschänderischen Verbindung, und Kadis und Priester versagten lange ihre Einwilligung zu einem Acte, welchen Allah in der andern Welt mit so furchtbarer Strenge straft. Aber bestochen von dem Golde des reichen Mannes und eingeschüchtert von seinen Drohungen, ließen Kadi und Priester sich doch endlich überreden, den Heurathsvertrag zu schließen und in das Haus der neuen Eheleute sich zu begeben, um Theil am Fest und Schmaus zu nehmen. Die Volksmenge wollte eben so den Freuden der Hochzeit beiwohnen, und eilte herzu mit Trommeln und Pfeifen. In ungeheuren Kesseln kochte der Kuskusu, welcher ausgetheilt werden sollte an die Eingeladenen sowohl, als an die Vorübergehenden, die das Geräusch der Musik und der Geruch der Schüsseln herbeilockte; reizende Tänzerinnen entzückten bei Trommel und Cymbelnklang die Augen der Gäste durch ihre wollüstigen Pantomimen und Stellungen; eingewiegt in trunkene Lust und Fröhlichkeit war die ganze Gesellschaft, als Allah endlich, im gerechten Zorne über das gottlose Gelage, seinen Fluch schleuderte auf Eheleute, Kadi, Marabut und Volk. Die hauptsächlichsten Personen des Festes, so wie die Musiker und die Tänzerinnen, wurden zu Stein verwandelt. Es sind dieses die Figuren, welche in Kegelform das ebene Terrain von Hammam-Meskhutin bedecken. Der größte Kegel soll der Marabut seyn, welcher das blutschänderische Paar einsegnete. Die Volksmenge floh entsetzt das verfluchte Haus, aber Gottes Zorn erreichte sie auf dem Wege. Sie wurden gleichfalls in Stein verzaubert und bilden den mit spitzigen Zacken bedeckten Felsen, der das Bett des Wad-el-Meskhutin überragt. Die kochenden Kessel, welche das gottlose Gastmahl bereiten sollten, wurden verdammt, ewig zu kochen und zu sieden. Man hört unter dem Boden das heiße zischende Wasser, das sie enthalten. Aus diesen Kesseln, erzählte der arabische Scheith, steigt der Dampf, den ihr heute seht. Dieser, wie der Schwefelgeruch, verkünden dem Wanderer von weitem schon, daß hier ein verfluchter Ort sey, und daß der Zorn Gottes alle diejenigen treffe, die von den Quellen trinken. Daher der Name Hammam-el-Meskhutin, die verfluchten Quellen."

Unter einem romantischen Volke, welches die Wunder und die Mährchen liebt, ist diese sonderbare Sage über die Entstehung eines außerordentlichen Naturphänomens durchaus nicht auffallend. Die Araber können oder wollen nimmermehr, wie wir, solche für sie räthselhafte Erscheinungen auf natürlichem Wege erklären. Jene Pyramidenkegel befinden sich sämmtlich auf einem ebenen Terrain. Das Wasser, welches dort kochend heiß an den verschiedensten Punkten aus der Oeffnung der Erde sprudelt und über das Thal hinfließt, enthält als Hauptsubstanz eine bedeutende Masse von kohlensaurem Kalk, welchen sie auf der Erde absetzt, in dem Maaße, als das Wasser verdampft. Auf diese Art bildet sich, dicht um das Mundloch der Quelle, die erste weißröthliche Kalkschicht. Auf diese thürmt dann der

Quellsprudel mit der Länge der Zeit immer neue Schichten, indem er zugleich mit seinem herabträufelnden Wasser den Durchmesser der untersten Schichten vergrößert. So erhebt sich nach und nach der Pyramidenkegel, bis der Sprudel, auf der äußersten Spitze angelangt, durch seine eigene verhärtete Substanz verstopft wird. Ist dann mit der Vollendung der Kegelbildung der aus den Eingeweiden der Erde kommende Quellsprudel nicht versiegt, so wird er gezwungen, sich eine andere Oeffnung zu suchen, da, wo das Erdreich seinem Ausflusse am wenigsten Widerstand leistet. Der Commandant Levaillant, der während seines Aufenthalts zu Medschez-Hammar die Quellen häufig ganz allein besuchte, bemerkte eines Tages einen Quellsprudel, der so eben seinen Ausfluß erzwang, an einer Stelle, wo früher keine Oeffnung gewesen. Das Wasser dieses neuen Sprudels, hatte in dem Augenblicke seiner Entstehung 80° Réaumur. An allen übrigen Punkten zeigen die Quellen selten über 76°; die geringste Wärme ist 71° R. Gewiß gehören daher diese Thermalbäder des Atlas zu den heißesten Quellen der Erdkugel. Obwohl noch bis auf den heutigen Tag keine chemische Analyse derselben gemacht wurde, so zeigt doch schon eine flüchtige Beobachtung, daß sie eine bedeutende Masse in Kohlensäure aufgelösten kohlensauren Kalk, kohlensaures Eisen und ziemlich viel Schwefelwasserstoff enthalten. Man gewahrt auf einem ziemlichen Umfange zu Hammam-Meskhutin neue Felsen in Bildung. Diejenigen, welche bei den Mundlöchern der Quellen zunächst sich befinden, sind schneeweiß, noch ziemlich weich und rein aus kohlsaurem Kalk gebildet. Etwas weiter davon sieht man Kegel, deren Bildung kürzlich vollendet ist. Ihre Farbe ist weißröthlich, und der leichte Dampf, der bei einigen noch von der Spitze emporsteigt, beweist, daß der Canal der Quelle sich erst ganz kürzlich verschlossen hat und der Sprudel nun nach einem neuen Ausweg kämpft. Endlich gibt es in großer Zahl schon längst gebildete Felsen, deren Quelle völlig versiegt und deren graue Substanz fast so hart wie Granit ist.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Abyssinien, in Bezug auf die Physiognomik der Landschaft. *)

Wenn man sich vom rothen Meere her unterm 18ten Breitegrade der abyssinischen Küste nähert, so windet sich der Lauf des Fahrzeuges durch zahllose, meist wagrechte Korallenkalk-Inseln von sehr verschiedener Größe, die, wenn sie nicht durch vulcanische Kräfte Hebungen erlitten haben, durchgehends beiläufig 12 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen sind. In den Wintermonaten December bis April, in der Regenperiode für diese Gegenden, bedecken sich diese Inseln mit einer grünenden Vegetation, meist niederes Gesträuch, das bald wieder ganz abdorrt; nur die größern Inseln, wo das Regenwasser nicht so leicht abläuft, sind gegen ihre Mitte mit einem kärglichen Baumschlage von Mimosen bedeckt; künstliche Ackerbaucultur ist auf diesen Inseln ganz unausführbar, und der Anblick derselben zu jeder Jahreszeit monoton und traurig. Auch der nahgelegene abyssinische Küstensaum ist häufig eine Fortsetzung dieser Korallen-Felsbänke; da aber die Gebirgspartien meist sich bis ziemlich nahe ans Meeresufer erstrecken, so ist der flache Küstenstrich nirgends über eine halbe Stunde breit; an vielen Stellen ist er mit trockenliegenden Strombetten durchschnitten, die im Gegensatze mit den Spaltungen auf den Inseln mit kräftigem Baumschlage bewachsen sind; sonst ist der Küstensaum auch zeitig mit Mimosengesträuch und Schneitgras bewachsen, und am Meeresufer selbst stehen vereinzelt Gebüschgruppen der grünglänzenden Avicennia und des blätterlosen Tarfa-Strauchs (Tamarix).

Beim Herannahen der Küste erstaunt der seefahrende Reisende über die imposante Höhe der vor ihm sich enthüllenden Gebirgskette, die, nur durch einige parallel laufende Vorthäler von der Uferfläche geschieden, ziemlich steil in kaum zehnstündiger Entfernung von ihr eine Höhe von 9000 französischen Fuß übers Meer erreicht. Der Hauptgebirgszug besteht aus Schiefer und Gneisfels; an denselben lehnt sich im Westen eine wellenförmige, zuweilen wild zerrissene weite Strecke von wagrechtem Sandsteinfels an, die eine mittlere Erhebung von 6000 Fuß hat. Es wird demnach leicht begreiflich, welchen auffallenden Wechsel in Temperatur und Vegetation der Reisende verspürt, wenn er von dem durch Sonnengluth ausgehaltten Küstensaume her die abyssinischen Gränzgebirge überschreitet. Der Ostabhang derselben ist durchgehends in den niedern Regionen mit lichtem Gesträuche bewachsen, und besitzt nur in den Thalschluchten bis zur halben Berghöhe, da, wo fließendes Wasser sich zeigt, hochstämmige Baumgruppen, worunter sich die Sykomor-Feigenbäume auszeichnen; in größerer Höhe findet man dichtstehende kolossale Kronleuchter-Euphorbien und aloëartige Pflanzen; ihnen folgt dorniges, rankiges Gesträuch, und auf der Gebirgshöhe selbst steht eine Art von lichtem Wald von großen Juniperus-Bäumen, deren Stamm an der Basis manchmal bis auf 10 Fuß Durchmesser hat, und an denen alle Zweige mit lang fadenförmig herunterhängenden Schmarotzer-Flechten (Usnea) bedeckt sind. Bruce bezeichnete diese Bäume als Cedern.

Die in den Tropenländern vorherrschende Regelmäßigkeit der periodischen Luftzüge bewährt sich auch in Abyssinien. In diesem Lande haben dieselben die Eigenthümlichkeit, daß der nämliche Wind, welcher in der niedern Küstenlandschaft in gewissen Jahreszeiten den Himmel mit Regengewölk überzieht, auf den Höhen eine reine heitere Atmosphäre hervorbringt. Während es im Winter an der Meeresküste dem östlichen Gebirgsabhang entlang bei Südost- und Ostwind tüchtig regnet, ist im Westen der Höhe gleichzeitig ganz heiteres Wetter vorherrschend. Die mit Nordwind wechselnde Windstille während der Sommermonate — Mai bis September, — welche in den hochliegenden abyssinischen Provinzen durch häufige Regengüsse befruchtet, ist dagegen die Jahreszeit, wo an der Meeresküste die drückende Sonnengluth alle Vegetation so zu sagen vernichtet. Es muß daher jedem abyssinischen Reisenden das so grell Contrastirende in der Lufttemperatur und dem Himmelszustande, so wie der von beiden bedingte Vegetationsgrad und Art der Gewächse ganz besonders auffallen; und diese Eigenthümlichkeit läßt sich gewissermaßen gleichzeitig überschauen vom Taranta-Passe herab, so nennt man den höchsten Punkt der abyssinischen Küstengebirgskette, über welchen der gewöhnliche Reiseweg von dem Seehafen Massaua her nach der Hauptstadt des Landes, Gondar, führt. Achttausend Fuß über der Meeresfläche erhaben, übersieht man von diesem Gebirgspasse

*) Wir theilen aus einem frühern Blatte des Phönix diese Bemerkungen Hrn. Ed. Rüppels mit, da wir mit nächstem neuen Zusendungen aus Abyssinien entgegensehen.

nach Osten zu rasch abfallende Thalverzweigungen, in denen im Monat Junius die Vegetation gleichsam abgestorben ist; ein fortwährend wolkenloser Himmel ruht auf dem glänzenden Meeresspiegel, der durch Inselgruppen getigert ist. Im Süden wird dieser Standpunkt durch noch mehr sich erhebende Gebirgsmassen dominirt; aber gegen Westen verliert sich das Auge in weitausgedehntem Gesichtskreis auf zahllosen Höhenrücken, deren Thäler, mitunter durch jugendlichen Wiesenteppich geschmückt, sich an das felsich kreidende Gesträuch der Höhe anlehnen, deren Vegetation die Rückkehr der Regenzeit belebte. Die durch das gebrochene Gewölk verschiedentlich beleuchtete Landschaft gewährt einen romantischen Anblick, der sich aber in der Nähe betrachtet nicht bewährt. Denn bald erkennt man, daß diese westlich liegende Gegend beinahe jeglicher Baumgruppe entbehrt; nur hie und da, wo der Ackerbau in den Thälern nicht den Wiesengrund verdrängte, finden sich am Fuße der steilen Felsschichten einzelne Dornbäume; an den Sandsteinmassen selbst zerstreute Partien der vorerwähnten Kronleuchter-Euphorbien und eines Capernstrauchs.

Die Sandsteinfelsen dieser Gegend bilden meist wagrechte Terrassen von verschiedentlicher Ausdehnung, gewöhnlich nach mehreren Seiten zu mit schroffer Absenkung, und ihre Formen bezeugen die unverkennbaren Spuren einer weitverzweigten vulcanischen Thätigkeit, die bald locale Hebungen, bald großartige Verschiebungen und Spaltungen bewirkte. Hier auf diesen isolirten Sandsteinmassen sind die in der Landesgeschichte berüchtigten Ambas, oder unbezwingbare Zufluchtsörter, deren Stärke in der Strategik aber sehr prekär ist, weil die einzelnen Höhen meistens Wassermangel peinigt. Ueberhaupt ist dieser ganze Theil von Abyssinien wenig fruchtbar, und daher auch sparsam bevölkert, und zudem letzteres durch einen räuberischen, gehässigen Menschenschlag, der, auf den ihm von den Localitäten verliehenen Schutz pochend, als ein widerspänstiger, fanatischer und streitsüchtiger Volksstamm bekannt ist.

Durcheilen wir schnell diesen, den häßlichern Theil Abyssiniens, welchen die beiden Provinzen Tigre und Agame ausfüllen, und dessen Ausdehnung einen ganzen Breitegrad von Nordost nach Südwest zu einnimmt. Leider erfordert die Bereisung desselben wegen der fortwährenden Hindernisse, die Gegend und Bewohner verursachen, einen peinlich langen Zeitaufwand. An der Südwestgränze dieser Provinzen finden sich einige Züge basaltischer Gebirge, die sich in der bekannten Kegelform über die Sandsteinterrassen erheben, und ihnen folgt immer weiter nach Westen zu ein beiläufig nur 5000 Fuß über die Meeresfläche erhabenes, ziemlich ebenes Terrain, das größtentheils mit niederem Gebüsche wild überwachsen ist; stellenweise gibt es auch hier einige Niederungen mit schönem Wiesengrunde; die diese Gegend durchfließenden Flüßchen, welche alle in den westlich gelegenen Takazze-Strom sich ergießen, sind permanent reichlich mit Wasser versehen, und doch ist überall Mangel an Ackerbau, woran dieß die durch die langen verheerenden Kriege verringerte Bevölkerung Ursache zu seyn scheint. In der Vegetation dieser Landschaft zeichnet sich besonders die Menge der zwiebelartigen Gewächse aus, die überall an den trocknen Stellen des Sandsteinbodens hervortreiben. An den Strombetten sind einige Adansonien-Bäume mit ihren sonderbar gestalteten kegelförmigen Stämmen, mitunter auch einige kolossale Sykomor-Feigenbäume; sonst ist in der ganzen Gegend nirgends Hochgehölz.

Wenn man sich dem Takazze-Strome nähert, steigt man plötzlich bei 2000 Fuß tief einen ziemlich steilen Weg hinab; er führt über Schieferformation, welche das durchaus verhältnißmäßig enge Thal bildet, das dieser Fluß durchrauscht, und dessen schmaler Uferſaum, keine 5000 Fuß über die Meeresfläche erhaben, wegen dieser von allen Seiten einengenden Höhen das ganze Jahr über eine ungemein heiße Lufttemperatur hat.

Der ziemlich reißende Lauf des Takazze-Stromes und sein durch das Schmelzen des Schnees öfters bedeutend wechselndes Niveau macht, daß in diesem Theil Abyssiniens das Ufer dieses Flusses ohne Wiesengrund ist; es finden sich daselbst nur schlanke hochstämmige Bäume, die aber alle zur Zeit meiner Anwesenheit — Mai und Junius — blätter- und blüthelos waren, weil die Regenzeit hier erst später sich einstellt.

Unmittelbar im Westen des Takazze, in der Provinz Simen, erhebt sich ein imposantes Gebirge, wovon einer der höchsten Gipfel, über welchen der gewöhnliche Reiseweg führt, beinahe die Gränzen der permanenten Schneeregion erreicht, das heißt 13,600 französische Fuß über das Meeresniveau. Dieser Berg selbst ist von des Stromes Ufer keine 15 Stunden in gerader Linie entfernt, daher der Weg dahin ein fortwährendes Aufsteigen durch Thalwindungen. Der untere Theil des Gebirges ist Sandstein, die Höhe durchaus vulcanische Felsmassen, die sich mitunter in den sonderbarsten Formen gruppiren. Bis zur Höhe von 6000 Fuß ist die Vegetation der Landschaft nichts als mageres Strauchwerk, das kärglich an den Felsen aufschießt; Grasvegetation fehlt ganz, und die Gegend ist noch nicht unter dem Einflusse der wohlthätigen Feuchtigkeit, welche die benachbarten Schneegebirge hervorbringen. Hat man aber einmal jene Höhe erreicht und sich gleichzeitig mehr dem Centralkamme der Bergkette genähert, dann ist der Boden mit einem üppigen Grasteppiche überzogen; die Landschaft wird nach und nach immer mehr belebt durch viele Gewässer, welche in schäumenden Cascaden von der Schneeregion herabstürzen.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notizen.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß an demselben Tage, wo Abends nach neun Uhr ein heftiges Erdbeben Siebenbürgen und die umliegenden Länder heimsuchte, man an mehreren Orten in Frankreich, z. B. zu Chambon, zwischen vier und fünf Uhr Morgens einige Erdstöße spürte. Aus Semur schreibt man, jedoch leider ohne Angabe des Tages (nur mit dem Beisatze gegen Ende Januars), man habe in den Gemeinden Thoisy und Mont Saint Jean einen starken Erdstoß gefühlt, der etwa drei Secunden gedauert habe. Zu Pouilly war der Stoß viel stärker. Diese Erdstöße fallen seltsamer Weise mit einer sehr heftigen Bewegung von Wiederkehr (ressac) zusammen, die man an den Küsten von Cherbourg bemerkte. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß das Erdbeben in Siebenbürgen viel mannichfachere Verzweigungen hatte, als man bis jetzt noch glaubt. Merkwürdig bleibt aber dabei, daß man dasselbe von Odessa bis ins Donaugebiet und von Lemberg bis Konstantinopel, fast zu gleicher Zeit aber auch in Frankreich, nicht aber in Deutschland fühlte.

Hr. Lajoye hat an das französische Museum der Naturgeschichte einen bedeutenden Theil eines Rhinocerosschinnbackens gesendet, den man in fossilem Zustande in den alten Alluvionen der Seine in der Nähe von Melun gefunden hat. Diese Art von Rhinoceros steht der, welche man jetzt noch in Afrika findet, sehr nahe, nur ist sie viel größer; es ist dieß das Erstemal, daß man sie in fossilem Zustande gefunden hatte.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 61.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 März 1838.

Finanzen der ostindischen Compagnie.

London, den 6 Februar.

Die ostindische Compagnie hat seit einigen Jahren den Zustand ihrer Finanzen nicht bekannt gemacht, aber vor kurzer Zeit hat sie eine Art von vergleichendem Budget der Jahre 1833 bis 1837 gegeben, aus dem man trotz des Mangels an Regelmäßigkeit, der allen englischem Budgets anhängt, sich doch einen Begriff von ihrer financiellen Lage machen kann. Es ist eine eigene Sache, daß Documente dieser Art in England immer auf eine so unlogische Art abgefaßt werden, daß sie kaum verständlich sind, z. B. in den Budgets der Compagnie findet man neben dem Ertrage gewisser allgemeiner Steuern den Ertrag einzelner Provinzen aufgeführt, und nicht nur die Erhebungskosten, sondern auch gewisse Pensionen, welche sehr bedeutende Summen bilden, werden von dem Ertrage abgerechnet, als ob es Gelder wären, die nicht vom Staate einerseits erhoben, andrerseits ausgegeben würden. Die Totalsumme der Einnahmen von 1836 (oder eigentlich vom 30 April 1835 bis 1836) beläuft sich auf 20,200,000 Pfd. Sterling, die Ausgaben auf 18,030,000 Pfd. St., so daß ein Ueberschuß von 2,170,000 in den Cassen bleibt, davon sind jedoch 1,675,000 Pfd. St. außerordentliche Einnahmen, die von der Realisation des Handelscapitals der Compagnie herkommen. Diese hatte bis zu jener Epoche im Ganzen 12,600,000 Pf. St. ertragen, von denen etwa 500,000 Pf. St. auf die Bezahlung außerordentlicher Auslagen, 2,000,000 Pf. St. auf die Gründung des Garantiefonds und der Rest auf Reducirung der indischen Staatsschuld verwendet wurden. Diese betrug den 30 April 1835 die Summe von 34 Mill. Pf. St., von welcher etwa 8 Mill. aus sechsprocentigen, 15 Mill. aus fünfprocentigen, 8 Mill. aus vierprocentigen Capitalien bestanden, die im Ganzen 1,706,847 Pf. St. für jährliche Zinsen erforderten; die Schuld muß jedoch im Laufe des Jahres 1835 bis 1836 durch die Abzahlung vermittelst des Handelscapitals um 7 bis 8 Mill. vermindert worden seyn. Die in England zahlbaren Summen haben sich seit 1833 um 1,227,000 Pfd. St. vermehrt, indem vor der Aufhebung der Handelsgerechtigkeit der Compagnie diese ihren Handelsgewinn zur Bezahlung der Dividenden ihrer Actieninhaber und eines Theils der Ausgaben der Directoren verwendete — Ausgaben, die jetzt auf die indische Staatscasse fallen. Diese 2,100,000 Pf. St. bilden im Grunde den Tribut, den Indien an England bezahlt, obgleich unter verschiedenen Formen: 626,000 Pf. St. davon bilden die Dividende, 185,000 Pf. St. sind für Waffen und Munition, die nach Indien geschickt werden, 180,000 Pf. St. für die Recrutirung, Pensionen u. s. w. der königlichen Regimenter in Indien, 461,000 Pf. St. für die Centraladministration in London, 475,000 Pf. St. für die Pensionen der Officiere im Dienst der Compagnie. Es scheint beim ersten Anblick eine im Verhältniß der Größe des Landes unerhebliche Summe, aber ihre Wirkung ist dieselbe, wie die der Abwesenheit der irelandischen Landbesitzer, und liegt schwerer auf dem Lande als eine Erhöhung der Steuern von 6 oder 8 Mill. auf ihm liegen würde. Es ist hohe Zeit, daß die Compagnie den Betrag derselben vermindert, was bis auf einen gewissen Grad durch die Beförderung der Manufactur von Waffen in Indien, und durch die Colonisation der pensionirten Militärdiener geschehen kann. Die Einnahmen der Compagnie haben in den letzten Jahren um 5 Precent jährlich zugenommen, und dieß ist etwa das Maximum der möglichen Zunahme, indem der größte Theil der Steuern in directer Landsteuer besteht, und diese in den fruchtbarsten Provinzen auf immer fixirt ist. Die Regierung hat zwar versucht, den Ertrag der Landsteuer durch die Einziehung von privilegirten und rentfreien Ländereien zu erhöhen, indem sie von den Besitzern derselben die legalen Beweise für ihre Privilegien forderte, und die, welche sie nicht liefern konnten, dem gewöhnlichen Steuerfuß unterwarf. Aber dieses System ist seinem Ende nahe, indem es in seiner Ausführung eine Masse von Klagen über Ungerechtigkeit erregte, die zum Theil gegründet genug waren, um die ganze Maaßregel in Mißcredit zu setzen. Die von den Birmanen im letzten Frieden abgetretenen Provinzen, welche lange nicht einmal ihre Civiladministration bezahlten, und deren Garnisonen den Finanzen von Bengalen gänzlich zur Last fielen, fangen an, einen ziemlichen Ueberschuß über die Civilausgaben zu liefern, und werden, wenn sich der Friede mit den Birmanen erhält, bald ihre Gesammtkosten decken. Im Jahre 1833

waren ihre Civilausgaben 115,000 Pf. St., ihre Gesammteinkünfte 102,000 Pf. St. Dagegen sind im Jahre 1836 die Civilausgaben auf 65,000 Pf. St. herabgesunken und die Einkünfte auf 136,000 Pf. gestiegen. Die Zölle haben etwa 160,000 Pf. St. eingetragen, und obgleich die Compagnie sehr weislich alle Transitzölle im Innern aufgehoben hat, so ist doch wahrscheinlich, daß sie die Gesammteinnahme nicht vermindern wird, und daß die einzige Zollinie an der Nordwestgränze den Staat für die Abschaffung der Menge von Zollinien im Innern entschädigen dürfte. Die Posten ertragen kaum ihre Kosten, was einen traurigen Begriff von dem Zustande des Handels und Betriebs in Indien geben würde, wenn man nicht wüßte, daß die Eingebornen Privatposten haben, welche Briefe weit wohlfeiler transportiren als die der Compagnie. Die Preise dieser sind viel zu hoch, und sollten wenigstens auf die Hälfte herabgesetzt werden. Journale kosten in den entfernten Provinzen an die Post das Doppelte ihres Subscriptionspreises. Bei einem solchen Systeme kann natürlich die Post so wenig gedeihen als das Journal. Man hat angefangen, diesem Uebelstand einigermaßen abzuhelfen, aber noch viel zu wenig darin gethan. Die Armee kostet 7,800,000 Pf. St., d. h. 38 Prc. der Gesammteinnahme; allein darin ist keine Erleichterung zu hoffen, denn die Compagnie hat die Friedenszeiten benützt, ihre Armee auf ein Minimum reducirt, und muß sie bei dem geringsten Anschein von einem Kriege bedeutend erhöhen. Die Verwaltung der Justiz kostet 1,350,000 Pf. St., die Zahl der Richter ist zu klein, und die eingebornen Justizbeamten sind zu schlecht bezahlt, so daß dabei an kein Ersparniß zu denken ist, als etwa, wenn das Parlament die Abschaffung der nicht nur unnöthigen, sondern höchst schädlichen und sehr theuern königlichen Gerichtshöfe in den drei Präsidentschaften erlaubte, was aber nicht geschehen wird. Sollte sich die europäische Colonisation ausdehnen, so könnte man europäische Landbesitzer zu Friedensrichtern machen, und so an Justiz und Polizeikosten beträchtlich ersparen; aber bis jetzt ist an nichts der Art zu denken. Die Steuererhebung kostet, so viel sich aus den verwirrten Rechnungen absehen läßt, 1,670,000 Pf. St. Ihr Betrag wird durch den zwanzigjährigen Steuersatz, der in diesem Augenblick in den nördlichen Provinzen eingeführt wird, ziemlich vermindert werden, aber das Finanzdepartement erfordert in allen Theilen so viele Reformen, daß die Ausgaben wohl im Ganzen dieselben bleiben werden.

Im Allgemeinen ist der financielle Zustand von Indien nicht glänzend, aber genügend; seine Verbesserung hängt durchaus von der Beförderung des Ackerbaus, innern Verkehrs und äußern Handels ab, denn von dem gegenwartigen Capital des Landes läßt sich nicht mehr ersparen, als geschieht. Die Compagnie hat auch Manches in der letzten Zeit gethan, aber bei weitem nicht genug, doch ist ein besserer Geist rege, seitdem die Aufhebung der Handelsgerechtigkeit sie auf ihre Territorialhülfsmittel beschränkt hat. Schnellere Justiz, fixe Landsteuer in allen Provinzen, europäische Colonisation und Fortdauer des Friedens sind unumgänglich nöthig, um Indien wieder zu dem Wohlstande zu heben, dessen es vor zwei Jahrhunderten genoß.

Skizzen aus der Provinz Constantine.

1. Hammam-Meskhutin oder die verfluchten Quellen.

(Fortsetzung.)

Auf dem Plateau des rechten Ufers des Flusses Seybuß, zwischen Medschez-Hammar und Hammam-Meskhutin, gewahrt man zwei Felsensysteme, bei welchen die Pyramidenkegel und übrigen Steinbildungen der verfluchten Quellen sehr deutlich wieder erscheinen. Beide kommen einander an Form, Bau und Zusammensetzung vollkommen gleich. Es kann kein Zweifel seyn, daß sie auf dieselbe Art und durch dieselbe Ursache hervorgebracht wurden, obwohl an jenem Orte sich heutigen Tages keine Spur mehr von der Gegenwart der Quellen zeigt. Jene Felsenbildungen scheinen überdieß zu beweisen, daß der Ausgangspunkt der Gewässer sich im Laufe der Zeiten öfters verändert hat. Möglich wäre es vielleicht, zu erfahren, zu welcher Epoche die letzte Versetzung der Hauptmündung erfolgte, denn außer den römischen Ruinen des alten Bad-Etablissements bei den heutigen Quellen existiren noch, eine halbe Stunde südöstlich von Hammam-Meskhutin, die Reste eines andern römischen Landhauses. Die Nähe zweier solcher Etablissements ist nur durch die Vermuthung erklärbar, daß die Gebäude bei Hammam-Meskhutin erst errichtet wurden, als die Quellen hier überflüssig zu werden und bei den entferntern Landhäusern zu versiegen anfingen. Nicht unmöglich wäre es, daß Nachgrabungen auf der Stelle der beiden Ruinenüberreste auf die Entdeckung des Zeitpunktes der Gründung dieser Etablissements führen würden. Auf der ganzen Gebirgslinie von Medschez-Hammar bis zum Berge Maunor, unweit Ghelma, findet man auf der Erdoberfläche die Felsenbildung von Hammam-Meskhutin. Der dortige Hauptfelsen mag, wenn die Zeit seiner Entstehung mit der Gründung des römischen Badhauses zusammentrifft, nach der historischen Berechnung immerhin nahe an zweitausend Jahre alt seyn. Nimmt man nun an, es habe immer nur, wie heutigen Tages, eine einzige Hauptquelle bestanden, und die Versetzung derselben sey die Ursache dieser sämmtlichen bizarren Kalksteinbildungen, in welche Epochen mag dann die Entstehung all jener Felsen von denselben Formen fallen, die in einem Umfange von vier Stunden den dortigen Boden bedecken? Die Nachgrabungen bei dem Lager Medschez-Hammar, welche an mehreren Stellen den untersten Felsengrund zu Tage förderten, sind nur geeignet, das Räthsel dieses unermeßlichen Kalkfelsenbaues noch unerklärbarer zu machen, denn die tiefsten Schichten zeigten völlig dieselben Kalkbestandtheile, wie die Felsen von Hammam-Meskhutin. Es ist kaum anders denkbar, als daß diese Massen von Felsenschichten, die aber nur das Werk einer Reihe von Jahrtausenden seyn können, von dem Quellabsatze nach und nach auf einander gethürmt wurden. Solche Thatsachen aber würden freilich den Ursprung der Erdkugel in ein ungeheures Alter zurückversetzen.

Es ist nur zu bedauern, daß die französische Regierung es bisher noch nicht der Mühe werth fand, eine tüchtige wissenschaftliche Commission, mit allen Hülfsmitteln unterstützt, in

dieſe ſo vielfach intereſſanten Gegenden zu ſchicken, wo der Geolog, wie der Alterthumsforſcher, für ſeine Beobachtungen einen noch ſo wenig ausgebeuteten Boden findet.*) Hammam-Meskhutin iſt in geologiſcher Hinſicht gewiß einer der merkwürdigſten Punkte der Erde. Aber um dort mit gründlicher Ruhe forſchen zu können, iſt Zeit und Sicherheit nothwendig. Wir verweilten nicht, ſondern überſchauten dieſe impoſante Naturerſcheinung nur im Fluge. Obwohl der Bey von Conſtantine ſich aus der Gegend entfernt hatte, ſo war es doch nicht rathſam, den Weg vom Lager bis zu den Quellen ohne bewaffnete Escorte zurückzulegen, denn einzelne Marodeurs von Achmets Heere machten die dortigen Umgebungen höchſt unſicher. Inzwiſchen hätte eine Escorte von fünfzig Soldaten vollkommen hingereicht, die Mitglieder der vom General Damrémont ernannten commission scientifique während ihrer Nachforſchungen zu Hammam-Meskhutin gegen jede Gefahr zu ſichern. Allein der General Damrémont war auch, wie mancher ſeiner Vorgänger, wenig mehr, als ein Charlatan, der in Paris für einen eifrigen Begünſtiger der Wiſſenſchaft zu gelten wünſchte, und in Afrika nichts für dieſelbe that. Die Truppencommandanten verweigerten immer, unter irgend einem Vorwande, die von uns verlangten Escorten. Man brauchte die Soldaten heute, um Convois zu begleiten, morgen, um Fourage zu holen. Als es aber dem Herzog von Nemours einfiel, die verfluchten Quellen zu beſuchen, da war ein Bataillon dem General Damrémont zur Escorte nicht genug. Er ließ drei Regimenter ausrücken, obwohl in weiter Runde ſich keine größern arabiſchen Zuſammenrottungen zeigten. Wir machten den Hin- und Herweg, ohne einem Araber zu begegnen. Dem jungen Prinzen waren wir übrigens für ſeine Neugierde herzlich dankbar, denn ohne ihn hätten wir den merkwürdigen Ort gar nicht zu ſehen bekommen.

Die Ruinen des alten römiſchen Bad-Etabliſſements ſind beträchtlich und ziemlich gut erhalten. Sie tragen nicht wenig dazu bei, durch ihre maleriſchen Formen die wunderbare Gegend zu verſchönern. Die römiſche Waſſerleitung ging von der Höhe eines kegelförmigen Kalkfelſens aus, welcher in der Richtung ſeiner Achſe geſpalten iſt und von dem die Hauptquelle ſprudelte, die das Thermalbad mit Waſſer verſah. Dieſer Felſen iſt heutigen Tages völlig erkaltet, ſteht aber ganz nahe bei der jetzigen Hauptquelle. Man gewahrt deutlich die Reſte des öffentlichen Baddehälters und der kleinen Privatbaddecken, welche unbedeckt waren. Einen andern Baddehälter bedeckten hohe Bögen von Quaderſteinen, welche gut erhalten ſind. Ebenſo iſt die äußere Baſtion des Gebäudes, die, wie es ſcheint, zur Vertheidigung diente, faſt ganz unverſehrt. Endlich ſagt ein: „Sacrum dis manibus . . . Pomponius clarus vir" daß dort auch einige römiſche Gräber ſich befinden. Sehr auffallend iſt es, daß wir in keinem der alten Schriftſteller, welche über Numidien geſchrieben, eine Erwähnung dieſer Thermalbäder finden, die, nach den bedeutenden Ueberreſten der Gebäude zu ſchließen, zu den Römerzeiten ſehr beſucht waren. Wir kennen nicht einmal mehr den alten Namen dieſes Etabliſſements. Die von einigen Schriftſtellern erwähnten aquæ tibilitanæ ſind zuverſichtlich, der alten Beſchreibung nach, die heutigen Quellen von Hammam-Berda, welche nur geringes Intereſſe bieten, und ſich auf keine Weiſe mit Hammam-Meskhutin vergleichen laſſen.

(Schluß folgt.)

*) So eben, als ich dieſen Artikel endigte, las ich im „Moniteur Algérien" den endlichen Entſchluß der franzöſiſchen Regierung, im Sommer 1838 eine wiſſenſchaftliche Commiſſion nach Algier zu ſenden.

Das Theater in Rio-Janeiro.

Die Theater in Rio de Janeiro tragen wenig zum Amuſement des Publicums und zur Bildung des Geſchmacks bei. — Man hat die Gewohnheit, in alle Stücke politiſche Anſpielungen hineinzuflicken, wenn ſie auch ganz und gar nicht dahin paſſen; man verfährt nicht nur ſo mit den Originalſtücken, ſondern auch mit den aus fremden Sprachen überſetzten. Dieſe überſchwenglich liberalen Anſpielungen und Sentenzen vernichten durch ihre Fadheit das Gute, das in einigen theatraliſchen Nationalproducten noch zu finden iſt. Der declamatoriſche Vortrag der braſilianiſchen Schauſpieler iſt ſo monoton oder fehlerhaft, daß ſie unmöglich Künſtler im wahren Sinne des Worts genannt werden könnten. Auf ſolche Art werden auch gute Stücke aus fremden Sprachen ſowohl durch die ſchlechte Ueberſetzung, als durch das mittelmäßige Spiel für den an Beſſeres gewöhnten Fremden ungenießbar gemacht. Die Declamation der hier am meiſten beliebten Schauſpieler ſchwingt ſich oft bis zum Brüllen des Stiers empor, und ſinkt dann wieder urplötzlich zum Meckern des Schafes hinab.

Kurz vor der Aufführung einer Ueberſetzung des „Brutus" von Voltaire wurde in allen Journalen dieſes Stück als ein Meiſterwerk geprieſen, „weil es voll von liberalen, eines freien Braſilianers würdigen Sentenzen ſey."

Ein Schauſpieler, der die Rolle eines tyranniſchen Herrſchers erhalten hatte, verwahrte ſich vor der Darſtellung in mehrern Zeitungen durch die Erklärung: „das geehrte Publicum möchte nur ja nicht denken, daß die Geſinnungen, die er in ſeiner Rolle äußern müſſe, ſeine Privatgeſinnungen wären."

Bemerkungen über Abyſſinien, in Bezug auf die Phyſiognomik der Landſchaft.

(Fortſetzung.)

Wie in den Gebirgsprovinzen anderer Länder, verurſachen die vielerlei Krümmungen der Thäler mannichfaltig wechſelnde Ausſichten, und hier hat die Landſchaft noch das Eigenthümliche, daß ſich einige vulcaniſche Pics, oder die ſchroffen zerriſſenen Trümmerwände eines alten Kraters, als ſehr ſpitzige Pyramiden vereinzelt daſtehend, bis in die Wolkenregion erheben. Bald iſt der längs eines wild rauſchenden Gebirgsſtromes hinziehende Weg zu beiden Seiten von beinahe 2000 Fuß hohen ſenkrechten Felswänden beengt, wie in der Via Mala des Graubündener Landes; bald thürmen ſich Schneegipfel an Schneegipfel keſſelförmig um einen Wieſengrund, der vielleicht einſtens ein kleiner Landſee war; bald zwingt das allzu tief eingewühlte Bett des Fluſſes den Wanderer zum Umwege über einen Hügelrücken, von deſſen Höhe der erweiterte Horiz

zont die Windungen mehrerer Thäler zugleich dominirt. Zu den Eigenthümlichkeiten der Landschaft gehören auch einige gestaffelte Gruppen von kolossalem Säulenbasalt, Lavafelshöhlen und ähnliche Naturspiele vulcanischer Gebirge. Ueberall in der ganzen Gegend sind fortwährend große Baumgruppen eine Seltenheit, und was bei vergleichlich ähnlichen Naturscenen in der Schweiz so herrlich sich heraushebt, jene Menge reinlicher Ansiedlungen in dem Thal und am Bergabhange zerstreut, die fehlen wie natürlich in Abyssinien gänzlich. Die vorzüglichsten Standpunkte Abyssiniens in Beziehung auf romantische Scenerie, da sie wohl schwerlich gerade am Wege des Durchreisenden gelegen sind, entgingen übrigens wahrscheinlich meiner Aufmerksamkeit. Bemerkenswerth ist es, daß das unangenehm Charakteristische bei den Bewohnern mehrerer Schweizer Gebirgsgegenden sich bei denjenigen in dem abyssinischen Hochlande wiederholt, nämlich die scheußlichen Formen monströser Kropfauswüchse, wodurch neuerdings der Zusammenhang dieser Krankheit mit dem Genusse des Schneewassers in tiefen Gebirgsthälern angedeutet wird.

Hat man nach mancherlei Beschwerden die Höhe des Bergpasses Selki erstiegen, der bei 12,000 Fuß über der Meeresfläche liegt, so ist jegliche Gesträuchvegetation verschwunden, eine üppige Alpenweide, besonders reich an Klee-Arten, bedeckt den Boden dieser Region; außerdem charakterisirt diese Zone eine sehr fremdartige Pflanze, die einer Aloëkrone gleicht, welche auf einem mannshohen hohlen Stängel aufsitzt. Ihr Landesname ist Gibarra, und ihre systematische Stelle die Familie der Lobeliaceen. Da sie nur an der Schneegränze vorkommt und doch in der Form einige Aehnlichkeit mit den der wärmsten Tropenvegetation eigenthümlichen Pflanzen hat, so gibt dieses der Landschaft einen höchst fremdartigen Charakter.

Von der Nordseite des Selki-Gebirgspasses hat man eine weit ausgedehnte Uebersicht der nach dem Takazze-Strome hin gelegenen Gegend bis zur Provinz Shire, welche Aussicht eine der merkwürdigsten Naturscenen ist, die ich auf meinen vielen Reisen anschaute. Man denke sich die eine Hälfte des Horizonts durch grotesk ausgezackte Bergspitzen ausgefüllt, theilweise mit Schnee bedeckt; sie umschließen mit einem beinahe senkrechten Abhange, der an einigen Punkten bei 4000 Fuß Tiefe hat, amphitheatralisch in ungeheurem Halbkreise die durch dichtgedrängte Hügel ausgefüllte niedere Landschaft. Die neugierigen Blicke verfolgen die Silbersäume der schäumenden Bergströme, die sich stellenweise zwischen den Hügelkuppen in der Niederung zeigen. Einzelne derselben stürzen als wahrer Staubbach an der senkrechten Felswand Tausende von Fuß herab. Hier wogt aus einer feuchten Thalschlucht die sich pfeilschnell bildende Nebelwolke empor, gleichsam um den Zusammenhang der bizarr aufgethürmten vulcanischen Felsmassen zu unterbrechen; in der Morgenstunde contrastiren die blendenden Schneegipfel wundervoll mit dem dunkeln Himmelsazur, aber der Sonnenschein macht bald die hohen beschneiten Spitzen sich mit Wolken umkleiden; man sieht, wie dieselben gleichsam durch Zauber aus dem scheinbaren Nichts entstehen, und bald rasch sich ausbreitend, verhüllen sie ein Stück der herrlichen Aussicht nach dem andern, bis endlich der Standpunkt des Reisenden auch in den Nebel eingehüllt wird, und der Ansauner des Wirklichen in eine Art von Traum versetzt sich glaubt.

Noch hat man bei 2000 Fuß zu ersteigen, um auf den Rücken des Schneeberges Bua-hat zu gelangen, einer der höchsten Punkte der Bergkette, über welche der gewöhnliche Weg nach Gondar führt. Je mehr man sich erhebt, je ärmlicher wird die Grasvegetation; die nackten Felsen nehmen immer mehr überhand, und zuletzt bleiben sie allein übrig, um sich selbst im Monat Julius mit der Schneedecke um den Bodengrund zu streiten; ein höchst trauriger monotoner Anblick, diese Naturscene, in welcher sich der Mensch als einziges belebtes Wesen befindet. In den Schluchten der Bergspitze des Bua-hat schmilzt wohl der Schnee nur äußerst selten, aber von eigentlichen Gletschern zeigt sich keine Spur; übrigens ist die Kraft der Sonnenstrahlen zu groß, um große Schneeflächen im Monat Junius, wo solche selten aufgefrischt werden, lange zu erhalten; während aller übrigen Monate ist hier Alles mit dieser Winterdecke verhüllt. Auf dem Gipfel des Gebirges angelangt, wundert man sich, keineswegs eine erhebliche Aussicht zu genießen; aber man vergesse nicht, daß Aehnliches auch bei den meisten Centralbergen der Schweiz der Fall ist, wie z. B. dem Gotthard; der Horizont wird rundum von beinahe gleich hohen Gebirgszügen dominirt, ziemlich einförmig durch ihre zerrissenen nackten Felsmassen und gleiche Farbenschattirung der Schnee-Ablagerungen. Das Ganze erhält nur durch die Erinnerung des Contrastes mit einer belebten malerischen Naturscene einiges Interesse, das aber nicht für die Gegenwart günstig ist. Was hätte auch die Natur für einen Beweggrund gehabt, den Menschen einen verlängerten Aufenthalt in diesen unwirthbaren Regionen wünschenswerth zu machen, wo meistens empfindliche Kälte quält, jegliches Nahrungsmittel mangelt, und selbst der Stoff zur künstlichen Erhaltung des Lebensprincips, die Feuerwärme, durchaus fehlt?

Der westliche Abfall der Schneeregion des Bua-hat-Berges ist nur allmählich geneigt; bald führt der Weg am Abhang eines tiefen Thales her, in welchem einer der Quellenströme des Takazze, der Bellegas-Strom, rauscht; der Boden dieser Thalschlucht ist noch 7 bis 8000 Fuß über das Meerniveau erhaben, und daher enthalten nur ihre geschützten untern Stellen einige Baumvegetation, während an den angränzenden Seiten des Thales niederes Gebüsch wächst, das mitunter durch Gerstenfeldbau verdrängt wird; letzterer gedeiht hier zu Land vollkommen, bis wo die Gegend eine relative Höhe von 10,000 Fuß erreicht hat.

Jenseits des Bellegas-Thales folgt, immer weiter nach Westen, eine wellenförmige Hochebene, deren mittleres Niveau bei 8500 Fuß beträgt, und die sich bis in die Nähe von Gondar ausbreitet: hier ist beinahe Alles Weideplatz, mitunter vereinzelte Büsche scharfstachliger Rosen- und Jasmin-Sträuche, nirgends eigentlicher Baumschlag. Einige Nomaden treiben hier während der Regenzeit ihre Rinderheerden herum, die in den trocknen Monaten die Grasfluren der Uferdistricte des Zana-See's abweiden. Dieser wenig ansprechende Landstrich, welcher den Namen Woggera führt, fällt in der Nachbarschaft von Gondar abermals bei 2000 Fuß ab, und zwar ist der Abfall ziemlich rasch; dann beginnen die schönen niedern Hügelzüge, welche in mehrstündiger Entfernung die Fläche am nördlichen und östlichen Ufer des Zana-See's begränzen. — In der Nachbarschaft von Gondar ist alles Gehölz längst ausgerottet, eine Folge der ehemaligen starken Volkszahl dieser Stadt; etwas entlegenere Orte bewähren, daß im natürlichen Zustande diese Landschaft keineswegs so baumarm ist, obgleich jetzt durchaus nirgends die Spur eines eigentlichen Wäldchens sich vorfindet.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 62.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 März 1838.

Brasilianische Zustände.

(Nach ungedruckten gesandtschaftlichen Berichten mitgetheilt von Tietz.)

Literarische Statistik.

Erst der König Johann VI, nachdem er aus Portugal vertrieben, gab seinen brasilianischen Unterthanen eine Buchdruckerei. Lange Zeit hindurch mußten die wenigen Werke, die ihr Entstehen brasilischen Federn verdankten, in Lissabon gedruckt werden, wo sie außerdem noch den willkürlichsten Abänderungen unterworfen waren.

So sehr es die Brasilianer wünschten, hatten sie doch nie die Gründung einer Universität erlangen können; erst unter Don Pedro I erhielten sie deren zwei. Als die Abgeordneten dieses so großen amerikanischen Landes von den Cortes von Portugal im Jahr 1820 die Errichtung einer Akademie verlangten, antwortete man ihnen von allen Seiten: „vor Allem schafft euch erst Elementarschulen!" eine Antwort, welche die brasilianische Eigenliebe aufs tödtlichste verwundete, und Mitveranlassung zu dem spätern Ringen nach Unabhängigkeit von dem Mutterlande gewesen seyn soll. Sollten auch die Brasilianer jenseits des Meeres fortfahren, das zu erbetteln, was sie die amerikanischen Spanier in ihrem Lande so leicht erreichen sahen?

Wirklich wurden die Bewohner der spanischen Colonien von ihrem Mutterlande wie Kinder behandelt. Bei ihnen vermehrte sich die Zahl der Universitäten; Buchdruckereien besaßen sie schon seit langer Zeit. Ihre Rechte waren 1797 zu Sta. Fe festgestellt worden. Vier wissenschaftliche Expeditionen hatten sich der Unterstützung der spanischen Regierung zu erfreuen gehabt, während die portugiesische dergleichen immer zurückwies. Nichts vernachlässigte man, um die Kenntniß des Landes, die nautische der Ufer zu bereichern. Von Guyana bis nach Florida hatte man mit Eifer die Küste durchforscht, wogegen das, was die Portugiesen in dieser Hinsicht unternahmen, so ungenügend war, daß die Engländer sich im J. 1814 bewogen sahen, eine Generaluntersuchung der brasilischen Küste zu unternehmen, und die Franzosen unter Admiral Roussin 1819 bis 1820 diesem Beispiel folgten.

Unter einem aufgeklärten Gouvernement erhielten die englischen und spanischen Colonien in Amerika auch die reichen literarischen Schätze ihrer Mutterhauptstädte zur Benutzung. Dem Brasilianer standen unendlich weniger Quellen zu Gebot, aus welchen er seinen wissenschaftlichen Durst hätte löschen können.

Die portugiesische Literatur ist nicht ganz mit Unrecht so vernachlässigt worden, wie sie es, im Gegensatz zu der des übrigen Europa's, wirklich ist. Die Armuth an nützlichen Werken ist auffallend. Das, was sie davon besitzt, ist längst von andern mehr vorschreitenden Nationen bearbeitet worden.

Es war in der Mitte des 18ten Jahrhunderts, unter der Königin Maria I, als die königliche Akademie der Wissenschaften zu Lissabon gestiftet wurde, und von jener Zeit her datirt sich eigentlich das Inventarium der portugiesischen Literatur. Die Akademie, in drei Sectionen getheilt, konnte kaum ihre Obliegenheit, sofern es die Literatur betraf, erfüllen, und sie brachte es nicht einmal dahin, das große Dictionnär der portugiesischen Sprache zu vollenden, von dem 1793 der erste Band erschien.

Das Vorzüglichste portugiesischer Gelehrsamkeit liefern die „Memoiren der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Lissabon." Die durch den Marquis von Pombal bewirkte Reform der Universität von Coimbra zog freilich einige verdienstvolle Männer herbei, aber keiner von ihnen hat zur Bereicherung der Literatur bedeutend beigetragen.

Alle portugiesischen Historiker sind nicht frei von einer gewissen chevalerésken Prahlerei, welche ihre Erzählungen verdächtigt, um so mehr, da sie sich nicht sehr um wissenschaftliche Entdeckungen kümmerten, die andere Nationen bei ihren Eroberungen doch immer zu berücksichtigen pflegen. Auf ihren abenteuerlichen, oft fabelhaft erscheinenden Zügen, scheinen die Portugiesen nur nach militärischem Ruhm gegeizt zu haben.

In Beziehung auf mathematische Literatur ist nur ein Schriftsteller, Stockler, zu citiren. Was die Medicin, Jurisprudenz und Gesetzgebung betrifft, sind die Portugiesen immer nur in die Fußstapfen der Spanier getreten. Ihre Gesetzbücher sind reine Copien der Gesetze der sieben „Partidas," die Reichsabschiede der Cortes von Lamego, wenn sie authentisch sind, eine wörtliche Wiederholung der Cortes von Aragonien.

In der letzten Zeit haben einige portugiesische Namen Be-

rühmtheit erlangt, wie z. B. der von Silveſtro Vinheiro, bekannt als einer der bedeutendſten Publiciſten.

So iſt die literariſche Laufbahn beſchaffen, die ſich dem Braſilianer darbietet, die er aber mit wenig Eifer und mit wenig Erfolg betritt.

Die junge Literatur Braſiliens, eben ſo wie die von Portugall, huldigt keiner ausſchließlich wiſſenſchaftlichen Tendenz. Der wirklich nationelle Genius der Sprache, welcher ſtets der der Poeſie iſt, iſt faſt durch die unzähligen Neologismen verwiſcht, die die Wuth der Nachahmung, die Affectation und das Bemühen ſich geziert auszudrücken, hervorrief. In den Werken von poſitiver Brauchbarkeit gleicht der Styl einer Technologie, die von Tag zu Tag wechſelt und ſich ſelten bis zu claſſiſchen Anſprüchen erhebt. Der letzte portugieſiſche Puriſt, der lyriſche Dichter Filinto Eliſio ſchrieb eine Proſa, die ſich eben ſo ſchwerfällig und unverſtändlich ſeinen Landsleuten, wie den Fremden zeigt. Eben die ſo nothwendig gewordenen Neologismen verleiden vielen fähigen Männern die Luſt, die Feder zu ergreifen, weil der Gedanke, ihre Sprache auf dieſe Weiſe mißhandeln zu müſſen, ſie mit Widerwillen erfüllt. Es gibt unter den Braſilianern ſchon Männer von literariſchen Verdienſten. Ihre bedeutendſte Schöpfung iſt das Dictionnär, herausgegeben von Antonio de Moraes Silva. Das erſte portugieſiſche Dictionnär ſchrieb ein Franzoſe, der Pater Luiz Raphael Blateau. Der Dr. Arreda hinterließ eine unvollſtändige „Flora von Pernambuco.“ Von Leandro beſitzt man ein Werkchen über die Bereitung des Thees, und von dem Pater Coldas einige geiſtliche Poeſien, denen man Originalität nicht abſprechen kann. Für die poſitiven und auf Erfahrung begründeten Wiſſenſchaften exiſtirt dagegen nicht Ein claſſiſches Werk.

Einer von den Braſilianern, die am meiſten geſchrieben, iſt der Vicomte de Cayrie, der im Auguſt 1835 ſtarb. Man ſchlug in der Kammer der Deputirten vor, für ihn drei Tage lang Trauer zu tragen, um auf ſolche Art das Andenken eines ſo ausgezeichneten Mannes zu ehren; doch wurde der Vorſchlag nicht angenommen. Trotz ſeiner literariſchen Verdienſte werden ſeine Schriften von den unempfänglichen Braſilianern wenig geleſen. Joze Boniface, der Haupturheber der Bewegungen zur Unabhängigkeit, hat ungeachtet der vernachläſſigten Erziehung, die er genoſſen, dennoch Mehreres geſchrieben, doch nichts, was ihm einen bedeutenden Rang in der Literatur hätte anweiſen können. Es wäre ungerecht, hier nicht noch des Manuel Ferreira da Camara zu erwähnen, eines tüchtigen Mineralogen und als ſolcher auch in Europa bekannt und geſchätzt. Auch mehrere Mitglieder des Senats haben ſich als Schriftſteller bemerkbar gemacht.

Die Jugend, zu ſehr dem Ehrgeize anderer Art und den Intriguen huldigend, beſchäftigt ſich leider mit den Künſten, die einen ſinnlichern Genuß darbieten, und iſt zufrieden, wenn ſie es darin bis zu einem mittelmäßigen Dilettantismus gebracht hat. Das Talent der Muſik iſt das am meiſten ausgebildete nach dem des Tanzes. Die Poeſie wird wenig cultivirt, obgleich die portugieſiſche Sprache eine der drei Sprachen der Improviſation genannt werden dürfte.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus der Provinz Conſtantine.

1. Hammam-Meskhutin oder die verfluchten Quellen.

(Schluß.)

Nachdem wir das Thal mit ſeinen ſeltſamen Felſenpyramiden, ſeinen Ruinen und rauchenden Schlünden eine Zeit angeſtaunt hatten, begleiteten wir das Gefolge des Prinzen zu der impoſanteſten Stelle, die an maleriſcher Schönheit Alles, was ich in Tyrol und der Schweiz geſehen, bei weitem hinter ſich läßt. Es war der große dampfende Waſſerſturz, der öſtlich von den Pyramiden ſehr nahe bei den Ruinen liegt, und deſſen Donnermuſik wir ſchon längſt aus einer ziemlichen Entfernung gehört hatten. General Damrémont, der den Cicerone des Prinzen machte, wollte dieſe wunderbarſte Stelle des Wunderortes zuletzt ſeinem jungen Gaſte zeigen, um deſſen ſchon durch die übrigen Erſcheinungen mächtig erregte Ueberraſchung hier auf das Höchſte zu ſpannen. Ich kann den großen Kalkfelſen von Hammam-Meskhutin, der, vom Abſatze des Waſſers gebildet, mit jedem Tage an Höhe und Umfang zunimmt, mit nichts Bezeichnenderem vergleichen, als mit einem unſerer Alpengletſcher, welche, von ewigem Schnee ſtarrend, ihre weißen Rieſenwände, ihre Eiszacken und beſchneiten Spitzen in allen Formen nach den Wolken erheben. Der Kalkgletſcher von Hammam-Meskhutin hat völlig die Farbe des friſchen Schnees, nur hie und da zeigt derſelbe einen gelbröthlichen Schwefelanſatz. Die aus dem Quellabſatze ſich bildenden Figuren ſind noch viel bizarrer, als die Eisformen auf den Alpengletſchern. Man wähnt da Pflanzen, Muſcheln, Seeſterne u. ſ. w. aus dem Felſen wachſen zu ſehen. Mit jedem Tage verwandeln ſich dieſe Figuren wieder durch den friſchen Kalkzuſatz und geſtalten ſich zu neuen wunderlichen Gebilden. Ueber dieſen Kalkfelſen und ſeine verſteinerten Thiere und Pflanzengruppen ſtürzt der ſiedende Waſſerfall der großen Quelle ziſchend, dampfend, donnernd in den Abgrund. Von jedem Felſenzacken prallt der heiße Waſſerſtrahl zurück, peitſcht mit ſeinem Sprudel dann wieder den tiefern Abhang und fällt ſo, ſchwarze Rauchwolken ausſpeiend, von Stufe zu Stufe, bis er ſich unter dem Felſen mit den übrigen Sprudeln vereinigt, und den heißen Bach Wad-el-Meskhutin bildet, der in einem gut gezeichnetem Bette den Lauf nach Süden nimmt. Ich folgte ſeinem Bette nur einige hundert Schritte weit, wo das Waſſer noch immer über 60° Réaumur zeigte. Ueber den weitern Lauf dieſes Baches und ſeine ſpätere Geſtaltung konnte ich von den Arabern nichts Zuverläſſiges erfahren. Seine Ufer, ſo wie die Umgebungen der Quellen ziert allenthalben eine reiche, herrliche, üppige Vegetation. Wir konnten keinen beſſern Zeitpunkt zum Beſuche dieſer Bäder wählen. Die scilla maritima blüht in dieſen Gegenden im Monat September. Ihre prachtvollen weißen Blumenſtängel bedeckten das Thal und die Felſen, ſproßten zwiſchen den Ruinentrümmern, und badeten oft dicht an den Quellen ihre Blüthenſpitzen in dem kochenden Waſſer. In wenigen Minuten ſetzte ſich eine Kalkkruſte an und — verſteinerte gleichſam die Blumen (nach dem Ausdrucke der Gäſte in Karlsbad).

Dieſe wirklich wunderſchöne Blume trägt zur pittoresken Zierde der Gegend von Hammam-Meskhutin in hohem Grade bei, und ich würde jedem Maler empfehlen, ſeine Zeichnung der Quellen zur Blüthezeit der scilla maritima aufzunehmen. Alle diejenigen Perſonen, welche den Ort im Monat September beſuchten, werden mir darin beiſtimmen. Auch andere ſchöne Pflanzen, darunter manche ſeltene Art, bedeckten damals in Menge das kleine fruchtbare Thal: Geranium numidicum, Scilla autumnalis, Passerina hirsuta und die weißen Blüthen der Daphne gnidium ſproßten in Menge dort. Hie und da am Fuße der Felſen zeigte ſich die ſeltene Lausonia inermis oder die Henna der Araber, aus welcher dieſe ihre rothe Farbe bereiten. Die ſchöne iris alata leuchtete mit ihren himmelblauen ſchmetterlingsförmigen Blumen in ungeheurer Zahl aus der grünen Vegetation. Eine ſo prächtige Pflanzenwelt, ſo dicht bei wilden Felſen und rauchenden Quellen, überraſcht und verwundert. Nie hätte ich mir die Hölle und das Paradies in ſolcher Nähe beiſammengedacht.

Ich weiß nicht, ob eine Zeichnung von Hammam-Meskhutin exiſtirt. Die Künſtler Flanta, Fourgaut, Perier, welche die Expedition nach Conſtantine begleiteten, kamen zu ſpät im Lager an, um unſern Ausflug mitzumachen. Ob Horace Vernet bei ſeiner Reiſe nach Conſtantine die verfluchten Quellen, welche von der Straße ſeitwärts liegen, beſucht hat, iſt mir nicht bekannt. Unter dem Gefolge des Prinzen war ich der einzige Civiliſt. Ich bemerkte mehrere Officiere, darunter einen Adjutanten des Herzogs, die einen flüchtigen Umriß des Waſſerfalls auf das Papier zu bringen verſuchten, aber das Bleiſtift ſtockte in ihrer Hand; das Auge war nur unaufhörlich, wie feſt gezaubert, dem Phänomen zugewandt.

Wir verweilten drei oder vier Stunden auf dieſer Stelle. Das Gefühl Aller beim Weggehen war eine Art von Betäubung, ähnlich dem Erwachen aus einem Opiumtraum. Ich appellire an alle übrigen Augenzeugen, daß ich nicht im mindeſten übertreibe. Es war nicht Ein Militär anweſend, der nicht das allgemeine Erſtaunen getheilt hätte; man ſchaute nur und ſprach wenig. Die Gruppe der damaligen Zuſchauer war unter den übrigen Erſcheinungen nicht die am wenigſten auffallende. Die Regimenter blieben auf den ſüdöſtlichen Höhen aufgeſtellt, nur der Prinz, die Generale, Stabsofficiere und Adjutanten kamen der Quelle ganz nahe. Darunter waren Caraman, Perregaux, Combes und manche andere, welche vor Conſtantine wenige Tage ſpäter ihr Grab fanden. Schwerlich hatte dieſe einſame Gebirgsgegend je ſo vornehmen Beſuch gehabt. Hammam-Meskhutin iſt gewöhnlich völlig verlaſſen; es exiſtiren keine Duars in der Nähe, der Araber meidet ſo viel als möglich den verfluchten Ort, und das Geräuſch der Gewäſſer verſcheucht von dort die wilden Thiere. Jene goldgeſtickten Herren in dem einſamen Atlasthale, dem Wunder des alten Zaubergebirges lauſchend, boten gewiß einen höchſt originellen Anblick, und vielleicht waren die Quellen ſo ſehr über die rothhoſigen Fremdlinge, als dieſe über die Quellen erſtaunt. Gar drollig war es aber da anzuſehen, wie mancher der geputzten Kriegsmänner erſchrockene Sprünge machte, wenn unter ſeinen Füßen der Boden wankte, oder wenn er die unterirdiſche Hitze an ſeinen Sohlen fühlte. Im Uebrigen ſtanden die Zuſchauer faſt immer regungslos; keiner getraute ſich, ſeinem Nachbarn ſeine Bemerkungen, ſeinen Enthuſiasmus, ſein Erſtaunen auszudrücken, und wenn einer das Geringſte äußerte, ſo war ſein Wort ein leiſes Flüſtern, faſt mit verhaltenem Athem. Es kam mir faſt vor, als fürchte jeder, die verſteinerten Todten aus ihrem magiſchen Schlafe zu wecken, und von allen jenen kühnen Kriegern ſchien kein einziger von Abenteuerluſt ſich verſucht zu fühlen, den Zauber der verfluchten Quellen zu löſen.

Kampf mit den Heuſchrecken.

(Aus: Edmund Spencer's Travels in Circassia, Krim Tartary etc.)

In Eupatoria hatte ich Gelegenheit, die erſtaunenswerthen Berichte der Tataren über die Heuſchreckenſchwärme, welche ſo oft dieſe Länder verheeren, bewährt zu ſehen; Alles war im wörtlichſten Sinne davon bedeckt, und zugleich die Luft damit angefüllt; dann erhoben ſie ſich zu einer unermeßlichen Höhe und verdunkelten das Licht der Sonne. Das Geräuſch, das ſie machen, wenn ſie ſich von dem Erdboden erheben, kann ich nur mit dem Brüllen der ſturmbewegten See vergleichen. Der Schwarm, den ich ſah, war von der Art Gryllus migratorius oder Tſchigerka, wie die Tataren ſie nennen, eine Art, welche ſich durch die rothe Farbe ihrer Beine und Flügel auszeichnet, ſo daß ſie, wenn die Strahlen der Sonne quer darauf fielen, einer ungeheuren Feuerwolke glichen. Sie ließen ſich indeſſen nicht auf der Steppe der Krim nieder, ſondern ſchien, wahrſcheinlich weil der Anblick der verbrannten Wüſten ihnen nicht gefiel, ihren Flug nach Odeſſa weiter. Daſſelbe that ich auch, begreiflicher Weiſe aber förderten die Flügel der Heuſchrecken ſchneller als der Dampf. Als wir nach einer kurzen Fahrt in Odeſſa ankamen, fanden wir die Einwohner im hitzigſten Kampfe gegen die ſchonungsloſen Feinde aller Vegetation: jedes lärmmachende Geräthe, von der Piſtole bis zum Mörſer, von der Pauke bis zur zinnernen Caſſerole, raſſelten donnerähnlich in den Händen der erſchreckten Einwohner, welche ihre kleinen Gärten und Baumgänge vertheidigten, während die Heuſchrecken nicht minder tapfer fochten, um von dem üppigen Mahle Beſitz zu nehmen. Eine komiſchere Scene läßt ſich kaum denken, und ein Fremder, der den Zweck all' dieſes Lärmens nicht kannte, hätte leicht die ganze Bevölkerung für närriſch halten können. Das Geklärm hatte indeß den gewünſchten Erfolg, denn das Heuſchreckenheer, erſchreckt dadurch, nahm ſeinen Weg nach einem andern, minder tapfer vertheidigten Gebiete.

Bemerkungen über Abyſſinien,

in Bezug auf die Phyſiognomik der Landſchaft.

(Schluß.)

Der Zana-See, jene große Süßwaſſermaſſe, welche in elliptiſcher Fläche einen Raum von beiläufig 150 Quadratſtunden einnimmt, war einſtens wohl ein halbmal größer; aber im Zeitlaufe der Jahrtauſende hat ſich an vielen ſeiner Uferſtrecken eine mehrere Stunden breite wagrechte Fläche abgeſetzt, die zwar von einer herrlichen Fruchtbarkeit iſt, aber leider größtentheils dem üppigen Wucher von Gras und Schilfrohrpflanzen preisgegeben wird; dieſe Fläche iſt von mehrern Flüßchen durch-

schnitten, durch die man mit geringer Mühe das ganze Jahr über allen Grundstücken der Umgegend eine künstliche Bewässerung geben könnte, welches diesen Landstrich, der in Abyssinien Zerka, Woggera und Dembea heißt, zur Cultur der werthvollsten Pflanzungen, wie Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle und Reis benutzbar machen würde. Diese Gegenden verbinden mit ihrer Fruchtbarkeit die Annehmlichkeit, daß sie meist gesunde Luft haben, und sollten auch durch die vermehrte Abdünstung künstlicher stagnirender Wasser nachtheilige Miasmen entstehen, so könnten solche durch Verlegung der Wohnsitze an den Hügelabhang leicht unschädlich gemacht werden. Einstens muß hier der Sitz einer ackerbautreibenden industriösen Bevölkerung gewesen seyn, denn an mehrern Stellen der Ebene beobachtete ich die Spuren künstlicher Canäle; jetzt ist diese herrliche Fläche einer Art von nomadischer Horde überlassen, die Viehzucht treibt, aber in kleinen elenden Hütten lebt; geistig und sittlich höchst verwildert, scheinen diese Menschen bloß für ein brutales Vegetiren empfänglich. Wie oben bemerkt, wandern diese Nomaden in der Regenzeit nach Woggera. An der Südostseite des Zana-See's, da, wo der Nil abfließt, drängen sich die Hügel bis zum Ufer, und in der mehr nach Süden gelegenen Provinz Godjam erheben sich die Gebirgsmassen wieder bis unfern der Schneeregion. In jener Hügellandschaft beginnt eine ganz neue eigenthümliche Vegetation; nicht allein gruppiren sich auf derselben viele hochstämmige Bäume, die in nördlichern Districten nicht vorkommen, sondern auch die Zwischenräume sind mit mannichfaltigem Buschwerk überdeckt. Alles vegetirt üppig, und contrastirt durch verschiedentliches Grün der Blätter und die Farben der Blüthen auf eine anmuthige Art. Hier wächst schon allgemein der Kaffeestrauch, ohne specielle Cultur, als beschattete Gruppe um die Wohnungen; die abyssinische Banane mit ihren kolossalen Blättern, der Drachenblutbaum, der durch medicinische Kräfte berühmte Cusso, der für den Fischfang in Abyssinien interessante Berbera-Baum, und noch eine Menge anderer eigenthümlicher Bäume und Sträucher, welche die botanische Untersuchung meiner Pflanzensammlung wird kennen lehren, zieren durch ihre fremdartigen Formen und Schattirungen die Scenerie. Hieher ist auch der Anbeginn der nach Süden zu ausgebreiteten Waldregion zu versetzen, und zwar ist solche ein schöner lustiger Wald, nicht aber jener dichtstehend kolossale Baumschlag, der die feuchten niedern Tropenprovinzen bedeckt. Wie höchst interessant muß das Bereisen jener Gegenden seyn, zu deren äußersten Gränzen ich nur gelangen konnte!

In dem Zana-See erheben sich mehrere Inseln, durch einzelne vulcanische Kegel gebildet, und die nach der Art ihrer Laven bald kahle Felsmassen, bald von dichten Baumpartien bedeckt, der allgemeinen Ansicht der Gegend eine vermehrte Abwechslung gewähren. Hinter den Hügelreihen, die sich an die Uferflächen dieses großen Binnensee's anlehnen, befinden sich vermuthlich rund um den See ausgezackte Gebirgsrücken, wahrscheinlich alle von vulcanischem Gestein, und man könnte die Idee auffassen, diesen ganzen See als eine Art von ungeheurem, jetzt erloschenem Krater zu betrachten.

Wenden wir uns nun nach der Gegend nordwestlich von der Stadt Gondar; es liegen hier Gebirgszüge, über das Niveau der Stadt nur 1000 Fuß erhaben, und nach dieser Seite hin bloß magere Weideplätze darbietend; aber auf der entgegengesetzten Seite dieser Gebirge, nach jener Gegend, welche die Abyssinier die Kulla benennen, fallen diese Berge in sehr rasch sich folgenden Terrassen wohl an 4000 Fuß ab; häufig erheben sich an dem Abhange der Terrassen einzelne schroff zulaufende Kegel von beträchtlicher Höhe, und sämmtlich einstens vulcanische Thätigkeitspunkte. Jener Gebirgsabfall ist gleichfalls durchaus mit rankigem Gebüsch und dichtem Gesträuch bewachsen. Allmählich in die Niederung angelangt, findet man eine weite Thalfläche aus schwarzer, lockerer Erde, die von mehrern Flußbetten durchkreuzt wird, welche nur wenig oder gar keinen Fall haben. Die ganze Niederung der Kulla bildet während der Regenzeit einen schlammigen sumpfigen District, der mit Rohrdickicht und einzelnen Baumgruppen bedeckt ist. Es ist der Tummelplatz zahlreicher wilder Büffelheerden und Elephanten-Familien. Hier beobachtete ich zum erstenmal den sonderbaren Strauch der Protea, von der uns Bruce eine treffliche Abbildung lieferte, und die einen so eigenthümlichen Habitus hat. Auch herrliche Tamarinden-Bäume gruppiren sich mit dickstämmigen Sykomoren. Diese Niederungen, oder die Kulla, sind wegen nachtheiligen Einflusses der Luft für Menschen nicht bewohnbar, aber die Hügelzüge im Norden der Landschaft, die gleichfalls mit 15 Fuß langen bambusartigen Rohrbüschen bewachsen sind, beherbergen eine kleine Zahl von Bewohnern, die sich Christen nennen, und von abyssinischen Häuptlingen beherrscht werden; dieselben benutzen einige Stellen in den Seitenthälern und am Hügelabhange zum Anbau von Mais. Leider wird sehr häufig dieser Getreidebau durch die Eingriffe des Wildes heimgesucht, und Raubanfälle mehr nördlich wohnender nomadischer Nachbarn, unter dem Namen Schangalla bezeichnet, mögen auch das ihrige beitragen, daß die fruchtbare Gegend der Kulla größtentheils den wilden Thieren preisgegeben ist. Die meisten Pflanzenarten sind in einzelnen Gruppen von einander abgeschieden, indem sich diejenigen am meisten entwickeln, welche die Localität am natürlichsten begünstigt, und die ganze Landschaft trägt den Charakter, noch wenig durch den Einfluß der geselligen Verhältnisse der Menschen erlitten zu haben.

Ich schließe hiemit meine Skizze der Scenerie Abyssiniens, aus welcher man für die Physiognomik des Landes folgende Hauptmomente herausheben kann: schmaler, flacher Küstensaum mit ausgedorrtem Mimosengesträuche; nackte Felswände wild zerrissener Sandstein-Terrassen in Tigre; mit rankigem Gebüsch und Dorngesträuch überdeckte steile vulcanische Gebirgszüge in Simen; Weidelandschaft auf den Plateaus von Woggera, den Gipfeln der Hochgebirge und auf den Anschwemmungen um den großen Binnensee; romantische Thäler in den südöstlichen Provinzen, und in gewisser Jahreszeit sumpfige Niederungen in den nordwestlichen; überall gänzlicher Mangel an eigentlichen Waldpartien; dabei im Ganzen genommen wenig Ackerbau, hauptsächlich bedingt durch die geringe Bevölkerungszahl des Landes, welche bei dem jetzigen anarchischen Zustande dieses Reiches sich schwerlich verbessern wird.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 19** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Satyren und Gedichte.** Von August Barbier. — **Thomas Chatterton.**

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 63.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 März 1838.

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

1. Allgemeine Uebersicht.

Das Königreich Neapel diesseits der Meerenge hat nur eine Landgränze, welche dasselbe von dem Kirchenstaat trennt, und die im Verhältniß zu ihrer Breite sich sehr in die Länge ziehende Halbinsel wird von drei Meeren, dem tyrrhenischen, jonischen und adriatischen, bespült. Die Apenninen, welche von dem Kirchenstaat hereindringen, dehnen sich in ununterbrochenem Laufe bis zu der äußersten Spitze am jonischen Meere aus. Ihre Hauptkette hat in den Abruzzen ihre größte Höhe, und dort lagert sie sich auch in großen Massen, und bildet gleichsam in der Mitte zwischen dem tyrrhenischen und adriatischen Meer das weite Becken, dessen Tiefe der Lago Fucino einnimmt. In ihrem weitern Zuge von der Gränze bis zur Küste der Provinz Basilicata sendet sie gleichförmig gegen das adriatische Meer viele Zweige aus, welche in allmählicher Abdachung beinahe in perpendiculärer Linie auf die Küste stoßen. Dieselbe Richtung nehmen die Thäler der Flüsse, welche von den Apenninen ihre Wasser erhalten und sich in das adriatische Meer ergießen, und unter diesen sind die bedeutendsten der Tronto, der Vomano, die Pescara, der Sangro, der Trigno, der Biferno, der Fortore und der Ofanto. Gegen das tyrrhenische Meer trennen sich von der Kette in schiefer Richtung viele Verzweigungen, doch erreichen im nördlichen Theil nur die zwei das Meer, welche mit der Punta di Gaeta und mit dem Capo della Campanella sich endigen. Ein anderes Vorgebirge, aus vulcanischen Hügeln gebildet und völlig getrennt von der Hauptkette, zieht sich bis in das Meer hinein in der Richtung der Inseln Procida, Vivara und Ischia, welche eine Verlängerung dieses Zuges zu seyn scheinen. Der Golf, welcher von den genannten Inseln und der Punta di Gaeta gebildet wird, hat seinen Namen von der letztern Stadt; der andere, welcher tiefer in das Land hereintritt, zwischen denselben Inseln und zwischen Capri, das sich in der Verlängerung der Punta della Campanella aus dem Meere erhebt, wird der Golfo di Napoli genannt. Die Wasser dieses Districts, welche zwischen der Punta di Gaeta und der della Campanella von den Apenninen herabfließen, vereinigen sich im Garigliano und Volturno. Der erstere, welcher nahe an dem Becken des Lago Fucino entspringt, nimmt zwar die Wasser von dem kleinern Theile jenes Districts in sich auf, vergrößert sich aber durch den Fluß Tolero, welcher aus dem Kirchenstaate kommt. Der Volturno nimmt die Wasser des langen Gebirgszuges auf, der sich von der Umgegend von Rionero in der Provinz Molise bis in die von Montella und Nusco ausdehnt.

Die Kette der Apenninen lagert sich bei ihrem Uebergang aus der Provinz Principato ulteriore in die Basilicata wieder in der Nähe von Muro, Avigliano und Potenza, und von da an nähert sie sich in der Calabria citeriore dem tyrrhenischen Meere. In dieser Gegend erhält das Königreich Neapel seine größte Breite, denn von der Punta di Licosa bis zum Ausfluß des Ofanto ist die Entfernung in gerader Linie 90 Miglien, und vom Capo Cetraro bis Mola di Bari 120 Miglien (58 Miglien di Napoli auf einen Grad des Aequators, also beinahe 4 auf eine deutsche Meile.) Es scheint auch, daß hier die Natur die Absicht gehabt habe, die Verbindungen zwischen den drei Meeren zu erleichtern und zu verkürzen. Von Muro, Avigliano und von der Gegend von Potenza fließen die Wasser in den Tanagro, der sich in den Sele (Silaris) ergießt. Zudem trennt das Thal des Tanagro, welches eine Länge von ungefähr 40 Miglien hat, von dem Hauptgebirge die Berge, welche zwischen dem genannten Thal und dem tyrrhenischen Ufer liegen, in ihrer ganzen Ausdehnung vom Ausflusse des Sele bis Maratea. Dasselbe bietet endlich zwei leichte Verbindungen mit dem tyrrhenischen Meere dar, die eine längs dem Laufe des Sele in den Golf von Salerno, die andere in der Richtung von Sapri oder Maratea in den Golf von Policastro. Aus der Gegend von Avigliano bis Lauria sendet das Hauptgebirge fast in perpendiculärer Richtung gegen das jonische Meer einige große Verzweigungen, deren Wasser sich sammeln in den Flüssen Bradano, Basento, Salandrella, Agri und Sinno. Von Seiten des adriatischen Meeres flacht sich die erste der genannten Verzweigungen, deren südliche Traufe gegen den Bradano gerichtet ist, gegen die Küste hin allmählich in niedere Hügel ab, so daß von der Mündung des Ofanto bis zum Capo di Leuca nicht Ein Fluß sich findet, der das ganze

Jahr hindurch flöſſe. Die genannten Hügel erheben ſich auch wieder, und bilden eine zuſammenhängende Kette bei Altamura, Gioja und Martina; von da ſenken ſie ſich und erheben ſich erſt wieder am Ende, dem Capo di Leuca, welches das adriatiſche vom joniſchen Meere trennt.

In der Provinz Calabria citeriore nähert ſich die Hauptkette immer mehr dem tyrrheniſchen Meere und bis zum Laufe des Savuto bildet ſie an der Küſte einen hohen Gürtel ohne irgend eine Verbindung gegen das Innere hin. Ehe ſie an den Savuto gelangt, tritt ſie in das Innere des Landes zurück, und lagert ſich in großen Gebirgsmaſſen, deren höchſte Punkte unter dem Namen Sila bekannt ſind. Calabria citeriore, welches im nördlichen Theile bloß eine Breite von 30 Miglien zwiſchen beiden Meeren hat, dehnt ſich zwiſchen der Marine von Paola und der Punta dell' Alice in einer Breite von 50 Miglien aus. Vom Gebirge Sila trennen ſich mehrere Zweige in verſchiedenen Richtungen, und unter den zahlloſen Flüßchen ſind die bedeutendſten der Crati und der Neto. Die Hauptkette zieht ſich in der Mitte des Landes fort, welches, mit Ausnahme des Capo Vaticano, nur noch 25 bis 30 Miglien, ja ſogar zwiſchen den beiden entgegengeſetzten Golfen di S. Eufemia und di Squillace nur 17 Miglien breit iſt, und zuletzt endigt ſich die Hauptkette mit einer ſcharfen Kante gegen das Meer, in einer Länge von 20 Miglien vom Capo Spartivento bis zum Capo dell' Armi.

(Fortſetzung folgt.)

Braſilianiſche Zuſtände.

Literariſche Statiſtik.

(Schluß.)

Die Journale unterdrücken hier faſt alle andere literariſchen Erſcheinungen, obgleich aber auch kein einziges, wie z. B. in Frankreich, es bis auf 3 bis 4000 Abonnenten gebracht hat. Die „Handelszeitung" dürfte der Rieſe des braſilianiſchen Journalismus genannt werden, da ſie gegen 2000 Abonnenten zählt.

Das in Frankreich herausgekommene Buch: „Die Kunſt glücklich zu ſeyn," das dort in kurzer Zeit fünf Auflagen erlebte, erſchien hier in einer portugieſiſchen Ueberſetzung, konnte aber, obgleich die Auflage nur 500 Exemplare ſtark war, doch nicht ganz abgeſetzt werden. Gleichſam durch eine Ironie des Zufalls erfreut ſich dagegen das in der portugieſiſchen Literatur berühmte Werk: „die Kunſt zu ſtehlen," einer weit regern Theilnahme, da man dieſes Buch in faſt allen braſilianiſchen Häuſern vorfindet. Eine 2000 Exemplare ſtarke Auflage des Ricardo modert auf dem Lager des Verlegers. Selten laſſen die Druckkoſten dem Verleger einen Profit übrig, ausgenommen den Journalinhabern, denen man für jeden Artikel, den man in ihre Blätter einrücken läßt, bezahlen muß, anſtatt Honorar zu erhalten.

Es hält hier ſchwer für die Druckereien Setzer zu finden, und dieſe verſtehen ihre Arbeit auch nur auf die leichteſten Werke anzuwenden. Gewöhnlich ſind es junge Mulatten. Meiſtentheils richten auch die Druckereibeſitzer ihre Sklaven zu dieſer Arbeit ab, um ſich ihrer zu jeder Stunde bedienen zu können, was mit den Weißen und Mulatten nicht der Fall iſt. Der Factor einer Buchdruckerei wird im Durchſchnitt täglich mit 2000 Reis, ungefähr 8 Franken beſoldet. Die Druckkoſten ſind folgendermaßen zu berechnen: Tauſend Exemplare in 16, auf weißem Papier, den Bogen zu 16 Seiten, auf 18—26,000 Reis, alſo ungefähr auf 104 Franks.

Jedes Journal hat eine Rubrik: „Neu erſchienene Werke," in welcher, wie in Europa, jene mit vollen Backen dem Publicum empfohlen werden. Faſt alle Journale geben ſich wenig mit Kritik ab, beſprechen jedoch unter der Rubrik: „Gegenwärtige Zeit," ſehr raſch und mit ſcharfem Blicke die Begebenheiten des Tags. Sobald ein Paketboot Neuigkeiten aus Europa bringt, wird aus dieſen ſogleich ein Reſumé gegeben. Beſonders zeichnet ſich darin das Journal „Aurora" aus, das ſeine Nachrichten dann zugleich mit polemiſchen Aeußerungen begleitet. Eine Zeitung von Pernambuco iſt bemerkenswerth durch ihre Artikel, in welchen ſie die wichtigſten nationellen Vorurtheile angreift und bekämpft. So unter andern lieferte ſie in einem fingirten Briefe eine nicht üble Satyre auf den revolutionären Geiſt in Para und in den meiſten andern nördlichen Provinzen, der hier Platz finden mag:

Brief eines Rusguento *) an ſeinen Freund in Pernambuco.

Para, den 12 März 1835.

„Seit dem verfloſſenen October habe ich Dir nicht geſchrieben, weil ich zu ſehr mit den Arbeiten für das Wohl meines Vaterlandes beſchäftigt war, und mein Leben öfter für die heilige Sache der Freiheit und für unſern Bund exponirte. Man befahl mir im October, mich nach Acara zu begeben, um gegen Lobo und Santjago zu kämpfen, welche uns und unſern Bund unterjochen wollten. Ich folgte alſo dieſem Befehle, weil ich ein freier Patriot bin, fand aber dort bei meiner Ankunft wenig Leute vor, denn die Schurken, die uns hieher beordert hatten, blieben ruhig zu Hauſe zwiſchen ihren vier Wänden. Darum wurden wir von den Truppen des deſpotiſchen Präſidenten auch geſchlagen. Ich ſelbſt wurde bleſſirt und hielt mich deßwegen längere Zeit in den Wäldern auf. Nachher beorderte man mich noch einmal gegen Lobo und Santjago für den heiligen Bund und die wahrhafte Freiheit zu handeln, und uns dadurch alle reich und frei zu machen. Als ich dort wieder angekommen war, tödteten wir alle Deſpoten und ihre Sklaven, befreiten unſern gefangenen Chef Malcher und machten ihn zum Präſidenten, ſo wie den braven Patrioten Vinagre zu unſerm Feldmarſchall. Allein deſſen ungeachtet erblickten wir weder etwas von dem allgemeinen Bunde, noch von der Freiheit, welche man uns verſprochen hatte. Malcher wollte eigentlich nur darum das Gouvernement ſeyn, damit das in der Hauptſtadt aufhöre zu exiſtiren. Es dauerte auch nicht lange, ſo fing er an, einige meiner Cameraden ins Gefängniß zu ſtecken, führte plötzlich eine ganz andere Sprache, wie früher, und wollte unſern

*) So nennt man die Bewegungsmänner in Braſilien.

Helden Vinagre einkerkern lassen. Da erklärten ihn wir dann seiner Würde für verlustig, schlugen uns gegen ihn zwei Tage lang und tödteten endlich den Despoten und seine Sklaven. Malcher fiel, wie der Verräther es verdiente. Dann wählten wir den General Vinagre an seine Stelle. Aber kaum hatte dieser die Regierung erhalten, die er nur nach vielen Bitten von unsrer Seite und nur im Namen des Bundes und der Freiheit annahm, und lieber nur Anführer der Krieger seyn wollte, als er damit begann, die besten, fettesten Stellen unter seine Verwandten zu vertheilen. Für uns aber that er nichts, und wir gingen stets leer aus.

„Ich bin sehr verdrießlich! Wir mühen uns ab, wir marschiren, wir sterben — ich bin freilich wie durch ein Wunder dem Tode entronnen — und Andere profitiren davon; sie theilen die Beute und führen eine Sprache, die ganz anders klingt, wie ihre frühere. Ich habe meine Zeit vergeudet, werde täglich kränker und ärmer, und bekomme noch immer nichts von der Freiheit zu sehen; überhaupt sehe ich eigentlich gar nichts, als Desertion und Nachhausegehen, dessen sich meine Cameraden sehr befleißigen. Ich erhalte nicht einen Pfenning, daß ich dafür meinen leeren Magen füllen könnte. Darum habe ich auch gar keine Lust mehr, für irgend etwas Negatives, z. B. die Freiheit, zu sterben, und ich denke nur daran, mich an denen zu rächen, die mich so betrogen haben. Um Gottes willen, folge nicht diesen Leuten, wenn sie Dich auffordern, die Dickfäuste zu tödten und an der Freiheit bauen zu helfen; das sind lauter leere Versprechungen, von denen Du keinen Nutzen hast. Wir gewinnen bei all' den Geschichten nichts, rein gar nichts! Ich habe Dir erzählt, lieber Freund! wie Malcher und Vinagre uns behandelt haben, aber ich bin jetzt kein dummer Esel mehr und desertire morgen in die Wälder, wo sie mich nicht mehr finden sollen. Adieu!"

Man hat hier in Rio de Janeiro ein „Pfennig-Magazin" nachgeahmt, allein damit nicht reussirt, weil man gleich von Anfang das Publicum durch den hohen Subscriptionspreis von 50 Francs jährlich abschreckte. — Die drei Journale, welche die meisten Abonnenten haben, sind: die „Aurora" mit 800 Abonnenten, die einen guten Fortgang hat; der „officielle Courier" mit 700 Abonnenten, die „Handelszeitung von Rio de Janeiro" mit ungefähr 2000 Abonnenten. Ein „Journal der parlamentarischen Debatten" konnte niemals die Druckkosten erschwingen. Im Jahr 1836 hatte Brasilien 35 Journale, wovon fünf wissenschaftliche und litterarische Tendenz hatten. Von diesen letzten erschienen vier in Rio de Janeiro.

Die jungen Brasilianer, welche zu ihrer gelehrten Ausbildung auf Kosten der Regierung in Europa reisen, haben so wenig der Absicht des Gouvernements entsprochen, daß man fast die Beschränkung loben muß, die in Folge der Nachrichten über den schlechten Erfolg dieser Reisen eingetreten sind.

Es befinden sich in Rio de Janeiro einige gute französische Buchhandlungen, die am meisten Auszüge aus Handbüchern absetzen. Eine portugiesische Uebersetzung des Faublas kam 1836 in Rio de Janeiro heraus und ging reißend ab. Ein beachtenswerthes Werk „Annalen von Rio de Janeiro" erschien Anfangs 1837. Die Verdienstlichkeit desselben besteht in den historischen Documenten, die aber mit wenig Ordnung und Geschmack verwendet worden sind. Der Verleger dürfte aber wie die Erfahrung lehrt, kaum die bedeutenden Druckkosten herausziehen.

St. Marianna Velloso, welcher eine „Flora von Brasilien" herausgab, hat nur ein einziges Exemplar, und zwar an einen seiner Landsleute in London verkauft. So wenig Ruhm und Lohn bietet die Litteratur in Brasilien dar!

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Einleitung.

Unter dem Titel: „Uebersicht der russischen Provinzen jenseits des Kaukasus in statistischer, ethnographischer, topographischer und finanzieller Hinsicht," ist vor einiger Zeit in Petersburg ein Werk erschienen, welches die Frucht der Arbeiten einer besonders zu diesem Behufe nach Transkaukasien gesandten Commission ist. Ueber die Stellung der Russen in jenen Ländern enthält es eigentlich nichts, aber die Nachrichten über den Zustand der Bewohner und die Hülfsquellen dieser Länder sind so zahlreich und gut zusammengestellt, wie man sie wohl nirgends in ähnlicher Art findet. Das Werk umfaßt 4 Bände, wovon die beiden ersten Grusien oder Georgien und die sogenannten Distanzen behandeln, die zwei letzten Bände haben den sogenannten Kriegskreis der muselmännischen Provinzen, den Kriegskreis der daghestanischen Provinzen und die neu erworbenen türkischen und persischen Gebiete zum Gegenstande. Von diesen heben wir fürs erste die Provinzen Schirwan, Talysch, Karabach und Scheki aus, um später auf den Kriegskreis der daghestanischen Provinzen Baku, Kuba und Derbend überzugehen.

Die erstern sind vor Allem merkwürdig, weil in ihnen wandernde Hirtenstämme umherziehen, deren unsichere Unterwürfigkeit zum Theil den letzten Krieg zwischen Persien und Rußland veranlaßte, und sie auch anfangs von dem eindringenden Perserheer im Siegesfluge überzogen wurden: die daghestanischen Provinzen sind noch fortwährend durch die Einfälle der Bergstämme bedroht, und die Russen haben nur den schmalen Strich zwischen dem Gebirg und dem kaspischen Meer in Besitz, denn noch ist es ihnen immer nicht gelungen, sich dauernd in den Bergen festzusetzen, wo die tapfern weit verbreiteten lesghischen Stämme einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzen.

Die muselmännischen Provinzen.

Die Bevölkerung der transkaukasischen Besitzungen Rußlands ist ein Gemisch oder vielmehr Ueberreste verschiedener Völker, welche einst diesen Theil Asiens durchzogen oder bleibend sich darin niederließen. Die Verschiedenheit ist in Allem sichtbar, in der äußern Gestalt, in moralischen Eigenschaften, in Sprache und Religion. Mit Ausnahme der Georgier, Imeretier und Armenier, welche Völker ihren eigenthümlichen Typus beibehalten haben, der sich deutlich in Sprache und Religion zeigt, bekennen sich alle Einwohner Transkaukasiens zum Islam, und man nennt sie darum alle Muselmanen;*) man unterscheidet nach den Provinzen Schirwaner, Talyschiner, Karabachen u. s. w., es finden sich aber darunter Mongolen, Perser, Türken und Araber. Man kann

*) So oder Musurman schreiben die Russen nach dem Vorgange der Franzosen das bekannte Wort Moslem.

nicht umhin, hier die sehr wichtige Bemerkung zu machen, daß zwar Tataren oder Mongolen vorherrschen und allen dortigen Muſulmanen ihren Typus aufgedrückt haben, daß man aber dennoch weder den Namen Tataren noch Mongolen hört, obwohl derſelbe bei den Ruſſen gebräuchlich iſt; nur bei den Lesghiern hat ſich die Benennung Mugalen erhalten.

Die Einwohner zerfallen in religiöſer Hinſicht in Schiiten und Sunniten, deren Einrichtungen theils auf dem Koran, theils auf den verſchiedenartigen Auslegungen deſſelben beruhen: die wichtigſten Punkte, um die es ſich dabei handelt, beziehen ſich erſtens auf die Abgaben des Volkes zum Unterhalte der Geiſtlichkeit und der Armen, zweitens auf die Gerichtsbarkeit, Scheriet genannt, welche der Geiſtlichkeit über das Volk zuſteht, und drittens auf die Blutrache. Die geiſtlichen Abgaben, welche man geſetzmäßig von dem Volk erheben darf, heißen Sekat und Chums; der Sekat umfaßt erſtens den Zehnten von den Erzeugniſſen des Bodens; gewöhnlich nur von Weizen und Gerſte, in manchen Fällen aber auch von Dattelbäumen und Weinreben; zweitens den vierzigſten Theil der koſtbaren Metalle, die unbenutzt liegen bleiben; drittens einen beſonders beſtimmten Theil von jeder Art Vieh, das arbeitende Vieh ausgenommen, *) und viertens am Ende des Monats Ramaſan zehn Chalwar Getreide oder den Werth deſſelben in Geld, von jedem Individuum beider Geſchlechter, auch die Dienſtboten nicht ausgenommen. Der Chums beſteht aus dem fünften Theil des Geldeinkommens, das nach Abzug der jährlichen Ausgaben übrig geblieben iſt, ein Punkt, worüber indeß die Ausleger ſtreiten. Die muhammedaniſche Geiſtlichkeit übt eine richterliche Gewalt über das Volk aus, welche Scherie oder Scheriet heißt; in einem Scheriet ſitzen ein, zwei oder auch mehrere Geiſtliche, und ſeiner Entſcheidung unterliegen alle auf Religion bezüglichen Gegenſtände, ſo wie von Rechtswegen auch die ſchweren Verbrechen. Die Perſonen, welche die muhammedaniſche Geiſtlichkeit bilden, ſind: 1) bei den Sunniten die Kalifen, bei den Schiiten die Imame, welche beide zugleich weltliche und geiſtliche Herrſcher ſind; 2) Muſchtehiden, die vornehmſten Geiſtlichen der Schiiten, welche außer der weltlichen Gewalt alle Rechte der Imame haben; 3) Scheikh'ol-Islam (haupt des Glaubens), welche in beiden Secten an der Spitze der Geiſtlichkeit ſtehen, bei den Schiiten jedoch nur, wenn kein Muſchtehid vorhanden iſt; 4) die Kadis oder Richter; 5) die Muſti, die Bewahrer des Geſetzes bei den Sunniten; 6) die Amr-Maruph, welche die Verpflichtung haben, das Volk zum Guten zu leiten und vom Böſen abzuhalten; 7) die Piſch-Namas, oder Geiſtliche, die ſich durch ein beſonderes heiliges Leben auszeichnen; ſie verſehen den Gottesdienſt und leſen zugleich vor dem Volke die Gebete; 8) die Wais oder Prediger; 9) die Ulemas oder Gottesgelehrten, welche den Sinn des Korans auslegen; 10) die Muderris, Lehrer der theologiſchen Wiſſenſchaften und der arabiſchen Sprache; 11) die Effendi bei den Sunniten und die Achund bei den Schiiten, gelehrte Geiſtliche, welche den gewöhnlichen Gottesdienſt und die geiſtlichen Verrichtungen beſorgen; 12) die Mulla, welche die gleiche Verpflichtung mit den vorhergehenden haben, aber nicht denſelben Grad von Gelehrſamkeit beſitzen; 13) die Muezzin, welche vom Minaret herab die Gläubigen zum Gebete rufen; 14) die Derwiſche oder Mönche, deren hauptſächlich drei Arten ſind: die Edſchem, Chakiſſar und Abid. Die erſtern können ſich verheurathen und zu Hauſe leben, die zweiten müſſen umherwandern, von Almoſen leben und die Lehre Muhammeds predigen; die letztern aber, Mönche der ſtrengſten Obſervanz, haben allem Weltlichen entſagt, leben in Einöden und weihen ſich ganz dem Dienſte Gottes. Zur muhammedaniſchen Geiſtlichkeit rechnet man auch noch die Sachte bei den Sunniten und die Thalabi bei den Schiiten; dieß ſind die Kinder von Geiſtlichen und andern Leuten, welche in den Schulen Unterricht empfangen haben und ſich zum geiſtlichen Stande vorbereiten. Einer beſondern Achtung des Volkes genießen ferner die Seiden und Agamiren; **) ſie ſind nach dem Geſetze von Körperſtrafen frei, beziehen die Hälfte des Chums und bezahlen keinerlei Abgaben; wenn aber irgend ein Regent ſie mit Abgaben belaſtet, ſo ſind rechtgläubige Muhammedaner verbunden, ſolche an ihrer Statt zu bezahlen. Wenn ein Gläubiger einen Seiden in Noth ſieht, ſo ſoll er ihn in ſein Haus aufnehmen und als ſeinen Herrn ehren; das Zeichen ihrer Würde iſt der grüne Turban, den andere Moslems nicht tragen dürfen. Außer den Seiden oder Agamiren hegen die Schiiten auch noch eine beſondere Achtung vor den Imam-Sade oder Imams Söhnen, nach dem Geſetz aber genießen dieſe keinerlei Vorrechte.

Die Einwohner der Rußland unterworfenen Provinzen jenſeits des Kaukaſus gehörten von der Zeit ihrer Eroberung durch die Türken und Mongolen an zu den Sunniten, bis Ismail Sophi im Jahr der Hedſchra 906 den perſiſchen Thron beſtieg; dieſer unterwarf Gandſcha (das jetzige Jelisawetpol), Karabag, den ſüdlichen Theil von Scheki, Schirwan, Baku und Derbend, und führte in dieſen Provinzen die Lehre Ali's ein; in Dagheſtan aber, in dem nördlichen Theil von Scheki und Schirwan, hatte er nicht den gleichen Erfolg. In der Folge ſiedelten Muhammedaner beiderlei Secten je nach Umſtänden aus einer Provinz in die andere über, und vermiſchten ſich dadurch völlig: im Khanat von Scheki und Schirwan nahm ein Theil der urſprünglichen Einwohner die Lehre Ali's an, doch blieb die größere Zahl Sunniten. Der gegenſeitige Haß beider Secten ſieg durch die Bedrückungen, welche je die herrſchende über die ſchwächere ausübte; indeß hatte jede ihre eigenen Moſcheen, ihre eigene Geiſtlichkeit, und im Vollzuge des Gottesdienſtes und ihrer Gebräuche war auch die ſchwächere nicht beeinträchtigt. Die Moſcheen wurden entweder von den Gemeindegliedern oder auf Koſten des Sekat erbaut; oft ſtifteten auch vornehme Geiſtliche oder Weltliche Moſcheen, oder ſtatteten ſolche mit Beſitzungen aus.

Die geiſtlichen Abgaben, der Sekat und Chums, ſo wie das Gericht Scheriet beſtanden unter den Khanen in voller Kraft, da indeß das Volk durch die Abgaben an die Khane ſehr belaſtet war, ſo ſuchte es ſich häufig den geiſtlichen Abgaben zu entziehen, die Khane aber ſtanden immer der Geiſtlichkeit in der Einſammlung des Sekat und Chums bei. Die Sunniten gaben größtentheils nur den Sekat und den Chums oder fünften Theil von der Beute, die ſie im Kriege gegen Chriſten machten, während bei den Schiiten der Chums vom Capital, von Pferden und Ochſen erhoben wurde.

(Fortſetzung folgt.)

*) Man berechnet alles nach Kamelen, Ochſen und Schafen: für fünf Kamele gibt man einen Hammel, und ſo fort bis fünf und zwanzig; für ſechs und zwanzig ein junges weibliches Kamel; für ſechs und dreißig ein dreijähriges Kamel; für ſechzig zwei Weibchen, und bei hundert ein und zwanzig für je vierzig eines. In ähnlicher Weiſe iſt es auch bei den andern Thieren beſtimmt.

**) Dieß ſind Verwandte Muhammeds, welche von Ali und Muhammeds Tochter Fatime abſtammen; man nennt ſie auch Huſeini, nach Huſein, dem Sohne Ali's, und Muſai, nach Muſa, dem fünften Sohne Huſeins.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 64.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 März 1838.

Brasilianische Zustände.

Die brasilianische Kirche.

Die brasilianische Kirche besteht aus dem Erzbisthum von Bahia und aus den acht Bisthümern von Rio de Janeiro, von Pernambuco, von Maranhao, von Para, von St. Paul, von Matto Grosso, von Goyaz und Cuyaba. Kathedralkirchen befinden sich nur in Bahia und den sechs erstgenannten Bisthümern.

Der König Johann VI hatte den großen Plan gefaßt, sieben Erzbisthümer und sechsundzwanzig Bisthümer zu gründen, da oft die Diöcese eines Bischofs drei bis vier Provinzen umfaßt, und dieser gezwungen ist, auf beschwerlichen Wegen Reisen von 100 bis 300 portugiesischen Meilen zu machen. Das ist unter andern mit dem Bisthum von Pernambuco der Fall, welches die Provinzen von Ceara, vom nördlichen Rio Grande, von Paraibo und Alagoas umfaßt.

Während zwei Jahrhunderten hat die portugiesische Regierung in Brasilien ein Erzbisthum, sechs Bisthümer und zwei Prälaturen, die später zu Bisthümern erhoben wurden, errichtet.

Die brasilianischen Priester sind angewiesen, den Titel ihres Patrimoniums zu führen, und sie erhalten, gemäß der Constitution des Erzbisthums von Bahia, ein jährliches Einkommen von 25,000 Reis, das auf wohlthätige Fonds angewiesen ist. Die Benefizienverleihung ist ein kaiserliches Vorrecht und kommt den Geistlichen, vor ihrer Ordination, als Patrimonium zu gut. Die Revenüen der vacanten Capellen gehören der Regierung und werden im Budget auch aufgeführt. Der Gehalt der Bischöfe beläuft sich auf 3 bis 4000 Cruzaden, wogegen die Accidenzien nach den Localverhältnissen variiren; jedoch haben sie sich jetzt sehr vermindert. Das Einkommen eines Honorarkanonikus ist 500,000, eines wirklichen Kanonikus 400,000, eines Caplans an der Kathedrale 80 bis 100,000, und eines Pfarrers 200,000 Reis.*)

Die Fundamentalgesetze der brasilianischen Kirche sind: das Concilium von Trient und die erste und zweite Constitution des Erzbisthums von Bahia. Die erste, streng apostolischen Geist athmend, befiehlt den Religionsunterricht der Neger; die zweite unterwirft die Bischöfe einer für die jetzige Zeit sehr strengen Disciplin, doch wird dieser Befehl sehr lax befolgt. Die Bischöfe sind autorisirt, Kerkerstrafen und Verbannung nach Afrika zu verhängen.

Die Kathedralcapitel erloschen im Jahre 1820. Seminäre gibt es vier, und zwar in Rio de Janeiro, Bahia, Olinda und Maranhao, doch genügt diese Anzahl keineswegs. Dessen ungeachtet hat die Regierung noch keine neuen errichtet, obgleich sie, als sie sich den Zehnten anmaßte, im J. 1805 durch ein Decret aussprach, daß sie dafür die Verpflichtung übernehme, noch einige Seminarien zu fundiren.

Der Congreß der Vereinigten Staaten hat von neun zur Erziehung von Geistlichen bestimmten Collegien drei zum Rang von Universitäten erhoben, wie dieß der Brief der in Baltimore zu einem Concil vereinigten sämmtlichen amerikanischen Bischöfe an den Papst besagt. Statt dessen erwartet man in Brasilien Alles von den Klöstern, von welchen die Hälfte eingegangen, von schlecht dotirten Bischöfen, oder von den Pfarrern, die mit der geistigen Erziehung ihrer Parochien beauftragt sind.

Das kanonische Recht ist vernachlässigt; von einer gewissen Regelmäßigkeit in den Studien nicht die Rede. Provincial-Synoden finden niemals statt; eine einzige Diöcesan-Synode wurde im J. 1717 gehalten.

Die einzigen Revenüen, die der heilige Stuhl aus diesem Lande zieht, sollen, wie behauptet wird, nur die Kosten für die Investitur der Bischöfe seyn. Binnen drei Jahren hat die päpstliche Nunciatur zu Rio de Janeiro 262 Piecen expedirt; die Einkünfte dafür, im Betrag von 2 Contos 700,000 Reis, sind auch fast wieder auf die Kanzlei- und andere Kosten verwendet worden.

*) Tausend Reis immer zu ungefähr 3 fl. zu rechnen

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

1. Allgemeine Uebersicht.

(Schluß.)

Aus dieser Uebersicht ergibt sich, daß nach der Lage der Küsten und der Gebirge das Land einige große Fußgebiete ent

hält, in welchen sich alle Umstände vereinigen, um den Ackerbau, die Schafzucht, die Industrie und den Handel in ausgezeichnetem Grade zu begünstigen. Diese Flußgebiete bestehen zum größten Theil in weiten Thälern der Hauptflüsse, welche bei ihrer Mündung gegen das Meer hin in ausgedehnten Ebenen sich öffnen. Unter einem der Vegetation höchst günstigen Klima und unter dem wohlthätigen Einflusse der nahen Berge haben alle einen sehr fruchtbaren Boden, durchschnitten von zahllosen Gewässern, welche die Fruchtbarkeit noch vermehren könnten. Eine fleißige Benützung der Ebenen und der Gebirge könnte durch auswärtigen Handel reichen Gewinn verschaffen, denn alle Provinzen des Landes haben kurze und leichte, oft unmittelbare Verbindungen mit dem Meere, außerdem stehen sie noch unter sich in wechselseitiger Beziehung.

Am tyrrhenischen Meer dehnen sich an den drei Golfen von Gaeta, Napoli und Salerno weite Ebenen aus, welche vom Garigliano, Volturno und Sele durchschnitten werden. Von diesen drei Becken sind das erste und das zweite durch einen secundären Gebirgszweig, der sich von Rocca Monfina bis zur Rocca di Mondragone am Ufer des Meers ausdehnt, und das zweite und das dritte durch den Hauptgebirgszweig getrennt, der sich bis zur Punta della Campanella verlängert. Von der Punta di Licosa bis zum Capo Suvero nähert sich das Gebirge so sehr dem Ufer, daß keine Ebene von Bedeutung möglich wird. Am Golf von S. Eufemia liegen fruchtbare, ausgedehnte Ebenen, welche von den Flüssen S. Ippolito, Lamato und Angitola bewässert werden; die untern Thäler derselben sind überaus ergiebig. Jenseits des Capo Vaticano liegen ähnliche fruchtbare Ebenen am Golf di Gioja und werden von der Mesima und dem Petrace durchschnitten. Das ganze Vorgebirge Vaticano, welches das bevölkertste in ganz Calabrien ist, enthält angenehme, freundliche Gefilde, und in der Mitte zwischen beiden Meerbusen verknüpft es die Vortheile beider. Von der Scilla bis zum Capo delle Armi sind, obgleich die Verzweigungen des Aspromonte bis ans Ufer reichen, auch die kleinen Ebenen, die Thäler der vielen Waldbäche und der Fuß der Berge selbst von großer Fruchtbarkeit.

Vom Capo delle Armi bis zum Ausfluß des Corace in den Golfo die Squillace nähert sich das Gebirge dem Meere, und läßt nur ein schmales Uferland. Vom Ausflusse des Corace bis zu dem des Neto dehnen sich weite, sehr fruchtbare Ebenen aus, von welchen das berühmte Cotrone seine Größe und seinen Reichthum bezogen hatte. Das fruchtbare Thal des Crati, welcher der größte Fluß Calabriens ist, bekommt nach seinem Austritt aus den Bergen eine ziemliche Breite und wird an beiden Seiten von ergiebigen Hügeln eingeschlossen; wie der Crati sich dem Meere nähert, so öffnet sich das Thal in eine weite Fläche, wo einst das berühmte Sibaris blühte, bekannt durch seinen Reichthum und seinen Luxus. An dieses Flußgebiet reihen sich die Thäler des Esaro und Coscile, welche in den Crati fließen, und die reichen Ebenen von Corigliano, Cassano, Francavilla, Casalnuovo und Trebisacce. Die ganze Ausdehnung vom Ausflusse des Sinno bis Taranto ist als Eine Ebene zu betrachten, die an sich zwar schmal ist, aber durch die Verbindung mit den obern Thälern der in den Golf von Taranto fließenden Flüsse eine bedeutende Erweiterung erhält; eben so ist als ein einziges Gebiet anzusehen die ganze Provinz d'Otranto, welche außer der Linie von Taranto bis Ostuni vom jonischen und adriatischen Meer umflossen ist.

Die Küste des adriatischen Meers vom Capo di Leuca bis zum Ausflusse des Tronto hat nur kleine Meerbusen und bedeutende Vorsprünge, mit Ausnahme der Bai von Brindisi und des großen Vorgebirges Gargano. Das letztere, welches weit ins Meer hinein sich erstreckt, scheint vom Hauptzug der Apenninen völlig getrennt zu seyn, denn das Thal des Candelaro, der aus den Thälern jener Gebirge herausfließt, bildet gleichsam die Verlängerung der Küste ober- und unterhalb des Vorgebirgs, das ganz aus der Richtung beider heraustritt. Diesen gleichförmigen Lauf der Meeresküste will man von der geologischen Beschaffenheit der Berge ableiten, welche gegen das adriatische Meer ihre Richtung nehmen. Je mehr die Apenninen der Abruzzen sich dem Meere nähern, um so mehr bestehen sie aus Thon, und darum konnten die untern Theile derselben den Strömungen des Meers nicht widerstehen, und mußten nach der Beschaffenheit ihres Bodens diese gleichförmige Küstenlinie annehmen, mit Ausnahme des kleinen Kalkvorgebirgs, auf welchem die Stadt Ortona sich erhebt. In den Provinzen Molise und Capitanata treten die Gebirge auf eine ziemliche Strecke vom Meere zurück; die Küste, welche nur Gränze der Ebene ist, ist somit auf gleiche Weise den Wirkungen des Meeres ausgesetzt, und konnte sich nicht in Vorsprüngen, und nicht in Meerbusen ausbilden. Man bemerkt nur einen kleinen Vorsprung, auf welchem die Stadt Termoli liegt, denn die Kalkformation, aus welcher dieser Fels besteht, bietet den Wellen ziemlichen Widerstand dar. Eben so wenig konnten die Kalkfelsen des Gargano angefressen werden. In den Provinzen Terra di Bari und Terra di Otranto stehen Kalkhügel, welche sich mit allmählicher Abdachung bis ans Meer erstrecken, und nur wenige Vorsprünge und wenige Einschnitte bilden.

Die Provinz Terra di Bari und der Theil von Basilicata, welcher von Melfi bis Canosa auf dem rechten Ufer des Ofanto liegt, können nur als ein Flußgebiet angesehen werden, das zur nördlichen Gränze das adriatische Meer hat. Die ganze Strecke mit ihren Hügeln bildet nur eine Abdachung der Apenninen von Basilicata, von deren nördlicher Traufe die Verbindungen mit der Küste kurz und bequem sind. Eben so bildet das Land zwischen dem Ofanto und dem Biferno nur eine Ebene mit der Neigung gegen das Meer hin, und findet auch dorthin eine leichte Verbindung. Für die drei Abruzzen bildet die Pescara mit ihren parallellaufenden Flüssen eine Communication mit dem Meere, und nur das Becken des Lago Fucino hat keinen natürlichen Ausweg gegen das Meer.

Nach seiner natürlichen Beschaffenheit kann nun das Königreich Neapel diesseits der Meerenge in drei Haupttheile getrennt werden. Zum ersten gehören die Flußgebiete des Volturno, des Garigliano, des Lago Fucino, der Abruzzen und der Capitanata, und haben zur südlichen Gränze den Lauf des Ofanto und die Gebirgsverzweigung von Nusco bis zur Punta della Cam-

panella. Der zweite Haupttheil enthält das Flußgebiete des Sele, den Theil der Basilicata, welcher gegen das jonische Meer hin liegt, die Terra d'Otranto und die Terra di Bari. Zum dritten endlich gehören die drei Calabrien.

(Fortsetzung folgt.)

Statistik der Spielhäuser in Paris.

Der Pacht der Spiele, welcher von 1819 bis 1836 dauerte, wurde um ein Jahr verlängert. Am 31 December 1837, dem Tage der Unterdrückung, standen in Paris sieben Häuser mit zusammen 17 Spieltischen offen, worunter 9 für die Roulette, 6 für Trente-un und 2 für Creps. Für jeden Tisch ward allmonatlich eine besondere Rechnung gehalten und liquidirt, was sonach für die zwölf Monate des Jahres 204 Liquidationen gibt. Unter diesen 204 Liquidationen des letzten Jahres zeigten nur 17 Verlust.

Resultate für 1837.

Häuser.	Tische.	Ertrag.
Nr. 129	1 Roulette, 2 Trente-un	1,754,618 Fr. 81 C.
Nr. 113	2 Rouletten	529,965 — 58 —
Nr. 86	2 Rouletten, 1 Trente-un	2,354,405 — 15 —
Nr. 154	1 Trente-un für Gold, 1 detto für Silber, 1 Roulette	1,677,661 — 20 —
Rue Marivaux	1 Roulette	598,118 — 16 —
Le Cercle	1 Trente-un, 1 Creps	622,218 — 61 —
Frascati	1 Trente-un, 1 Roulette, 1 Creps	2,271,595 — 80 —
	Gesammter Gewinn	9,288,581 Fr. 51 C.
Hievon sind die Verluste bei 17monatlichen Liquidationen in Abrechnung zu bringen mit		809,486 Fr. 40 C.
	Bleibt Reinertrag	8,479,095 Fr. 11 C.

Dieser Ertrag ward vierteljährlich vertheilt, nämlich:

Erstes Vierteljahr	2,621,911 Fr. 75 C.
Zweites —	1,870,419 — 61 —
Drittes —	1,715,165 — 16 —
Viertes —	2,271,598 — 59 —
Gesammtertrag wie oben	8,479,095 Fr. 11 C.

Der Tisch, welcher den höchsten Ertrag gewährte, ist ein Trente-un-Tisch, der für den Monat Februar 1837 die Summe von 162,857 Fr. 79 C. abwarf. Sonach waren während der thörichten Zeit des Carnevals die Verluste im Spiele stets die stärksten. Keiner der Tische des Palais-Royal stand bei der monatlichen Liquidation in Verlust, ausgenommen der von Trente-un, auf dem man nur Gold annahm. Das Spiel war daher um so unvermeidlicher verderblich, als es den elendesten Spielern geöffnet war. Der Tisch, wo man nur in Gold spielt, bot der Regie unter zwölf Liquidationen fünf schlechte. Das Trente-un des Cercle hatte unter zwölf Liquidationen sechs schlechte.

Rechnungsablage der Regie für 1837.

Gewinne		8,479,095 Fr. 11 C.
Davon sind abzuziehen:		
Pachtzins	6,055,100	
Regiekosten	1,350,000	7,450,100 —
Zinsen der Cautionsleistung	25,000	
	Reinertrag	1,048,995 Fr. 11 C.
Theilung: die Stadt Paris		786,746 — 33 —
Theilung: der Pächter der Spiele		262,248 — 78 —

Von dem Pachtzinse flossen 5,500,000 Fr. in den Schatz. Dann blieb für die Stadt 555,100, was mit dem Antheil an obigem Gewinn eine Gesammtsumme von 1,341,846 Fr. 33 C. gibt.

Sonach fiel auf die Stadt Paris die ganze Schande eines Unternehmens, das aus einer der verächtlichsten menschlichen Leidenschaften acht bis neun Millionen zog; sie hatte etwa den achten Theil des Gesammtertrages.

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die muselmännischen Provinzen.

(Schluß.)

Das Gericht Scheriet galt bei den Muhammedanern als das heiligste und gerechteste; mit Vergnügen legten sie ihre Streitigkeiten demselben zur Entscheidung vor, auch die Geistlichkeit, ja die Khane waren ihm unterworfen. Freilich setzten die Khane die Kadis nach Gefallen ein und ab, und unterwarfen dadurch das Scheriet ihrer Gewalt, eigneten sich die Entscheidung von Criminalfällen zu, und in den wichtigsten Fällen bedurfte die Entscheidung des Gerichts ihrer Bestätigung. Zur Zeit der Khane gehörten vor das Scheriet 1) Dinge, welche die Geistlichkeit und den Glauben betrafen; 2) die Vollziehung der Bedingungen bei Verheurathungen und Scheidungen, nebst dem Aufsichtsrechte darüber; 3) die Begütigung streitender Verwandten; 4) die Vertheilung des Vermögens unter die Erben; 5) Processe, die ein besonderes Interesse hatten; 6) die Sorge für Wittwen und Waisen, in welchen Fällen die Geistlichkeit von dem Sekat und Chums dreistern oder die Gemeinde dazu auffordern mußte, und 7) die Attestirung der Wechsel, der Testamente und anderer Acten.

Die Blutrache galt noch unter der Herrschaft der Khane: der Mörder, welcher der Rache entging, flüchtete gewöhnlich in ein anderes Gebiet, und wenn er nach Verlauf einiger Zeit zurückkehrte, nahmen ihn oft die Khane unter ihren Schutz, und warfen sich zu Vermittlern zwischen den feindlichen Parteien auf.

Die Seiden und Agamiren genossen unter den Khanen alle Vorrechte, welche ihnen durch die geistlichen Gesetze und die allgemeine Verehrung des Volkes ertheilt waren. Auf den Dörfern besaßen sie die besten Güter, und beschäftigten sich meist mit dem Landbau; in einigen Khanaten besaßen sie Landantheile, die ihnen durch Freibriefe der persischen Schahs und der türkischen Sultane aus der Zeit der persischen oder türkischen Herrschaft verliehen waren. Einige trieben Handel, wobei sie durchaus keinen Zoll zu bezahlen hatten, aber wenige nur lernten Lesen und Schreiben, und noch wenigere traten in den geistlichen Stand.

Die muhammedanische Geistlichkeit bildete zu jener Zeit eine eigene Classe, hatte großen Einfluß auf das Volk, und war dessen eigentlicher

Führer und Richter. Selbst die Khane achteten die Geistlichen, theils aus religiöser Ueberzeugung, theils weil sie die Anhänglichkeit des Volkes an sie kannten, obwohl sie dieselben nach Gefallen emporhoben und wieder stürzten; sie zahlten keine Abgaben, aber von Körperstrafen waren sie so wenig frei, als die übrigen Stände des Volkes. Die geistlichen Würden wurden nach dem Willen der Khane häufig ertheilt, obgleich dieselben eigentlich nur den Würdigsten verliehen werden sollten. Die Kinder von Geistlichen konnten in den weltlichen Stand treten, und die Söhne der höhern Geistlichkeit erhielten den Titel Bek. Bleibende Schulen zu Bildung der Geistlichkeit und des Volkes gab es nicht, und der erste Unterricht im Lesen, Schreiben und den täglichen Gebeten wurde von den Mullas ertheilt. Die Sucht und Theläbi gingen, wenn sie ihren Unterricht bei den Mullas vollendet hatten, je nach ihrer Secte zu den Effendis oder Akhunds, welche sie in den Lehren des Glaubens, so wie im Arabischen und Persischen unterrichteten. Wenn sie hier ihren Cursus vollendet hatten, konnten sie nach bestandener Prüfung Mullas werden, Andere aber, welche die höhern Würden zu erlangen suchten, begaben sich zu ihrer weitern Bildung zu irgend einem Effendi oder Akhund, welcher sich durch besondere Gelehrsamkeit auszeichnete, Andere begaben sich zu demselben Zweck nach Konstantinopel und Damascus, wenn sie Sunniten, nach Persien, wenn sie Schiiten waren; Manche besuchten auch Bagdad, Mekka und andere Städte. Die Prüfung derer, die ihre Bildung in ihrem Vaterlande vollendet hatten und eine geistliche Würde erlangen wollten, wurde bei einer Versammlung der Geistlichkeit und anderer angesehener Leute von besonders dazu bestimmten Personen vorgenommen; die, welche aus der Fremde mit dem Zeugniß irgend eines erlangten Grades zurückkehrten, wurden keiner Prüfung mehr unterworfen, sondern ohne weiteres aufgenommen, und wenn der Khan es gestattete, zu Aemtern befördert. Indessen beschränkte sich die ganze Bildung der muhammedanischen Jugend und die ganze Gelehrsamkeit der Geistlichen bloß auf religiöse Gegenstände, den Koran und geistliche Bücher. Zu den höhern geistlichen Würden wurde man ohne weitere Prüfung befördert, zum Beispiel: zur Würde eines Wals wählte man aus den Effendis oder Akhunds einer großen Moschee einen beredten Mann, um dem Volk an Festtagen zu predigen; zum Pisch-Namas wurde Niemand befördert, sondern das Volk selbst gab diesen Titel demjenigen Geistlichen, der ihn durch seinen heiligen Lebenswandel verdiente; zu Kadis und Amr-Maruphs ernannte der Khan oder der Scheikh-ul-Islam. Die Würde des Mufti bestand nicht in den transkaukasischen Khanaten, und einen Scheikh-ul-Islam gab es nur in denjenigen Provinzen, wo die Schiiten vorherrschten. Zu dieser Würde wurde ein Geistlicher durch die allgemeine Anerkennung der Geistlichkeit und des Volkes erhoben und vom Khan bestätigt. Die kräftigern Khane ernannten immer ihre Lieblinge dazu; in Somkhetien, das zum georgischen Königreiche gehörte, war auch ein Scheikh-ul-Islam, den der König von Georgien bestätigte. Zur Würde eines Muschtehid wurde gleichfalls derjenige erhoben, den das Volk selbst als den Würdigsten erklärte; sehr wenige nur erhielten diese Würde. Die Derwische gehörten größtentheils zu den Schiiten: Edschems gab es viele in Somkhetien, und Chalissaren wanderten namentlich in denjenigen Khanaten umher, wo die Herrscher Schiiten waren.

Die Geistlichen, namentlich die Mullas, welche keine Pfründe hatten, beschäftigten sich bei den Khanen mit der Geschäfts- und Rechnungsführung, im häuslichen Leben aber trieben sie hauptsächlich Ackerbau und Seidenzucht. Die Abhängigkeit der Geistlichen von den Khans war je nach Zeiten dort sehr verschieden, und die Stellung des Scheikh-ul-Islam in Somkhetien hing namentlich von der Lage ab, in welcher sich die georgischen Könige selbst befanden.

Die Geistlichkeit erhielt außer dem Sekat und Chums auch noch freiwillige Gaben für die Vollziehung religiöser Ceremonien und für den Unterricht der Kinder im Lesen. Die Khane gaben den geachtetsten unter den von ihnen ernannten Geistlichen Besoldungen oder auch Ländereien, und selbst ganze Dörfer, deren Einkünfte ihnen zu gut kamen. Außer dem erhielten sie auch bei der Vertheilung von Erbschaften einen gewissen Antheil, bei den Sunniten dritthalb bis fünf Procent; bei Sunniten und Schiiten fiel das Vermögen eines Mannes, der ohne Erben und ohne Testament verstorben war, an den vornehmsten Geistlichen, um zu wohlthätigen Zwecken verwendet zu werden, die bedeutendsten Erbschaften dieser Art zog aber immer der Khan ein.

Gegenwärtig rechnet man in den transkaukasischen Provinzen im Ganzen 350,000 Einwohner männlichen Geschlechts. *) Die russische Regierung mischt sich durchaus in nichts, was auf den muhammedanischen Glauben und Gottesdienst Bezug hat. Jede Secte befolgt ihre Vorschriften, und vollzieht treu die Gebräuche ihrer Religion; man kann hiebei nicht unbemerkt lassen, daß der gleichförmige Einfluß der Regierung auf die ganze Bevölkerung ohne Unterschied der Secten bereits die wohlthätige Folge gehabt hat, den gegenseitigen Haß zwischen Sunniten und Schiiten zu schwächen, weil jetzt die Bedrückungen nicht mehr stattfinden, welche früher die herrschende Secte gegen die schwächere ausübte. Die geistlichen Abgaben werden erhoben, jedoch in geringerem Maaße; das Gericht Scheriet steht bei den Muhammedanern in der frühern Achtung, und das russische Gouvernement unterwirft häufig verwirrte Klagen seiner Entscheidung. Die Blutrache wird von der russischen Regierung streng verfolgt und als Capitalverbrechen behandelt; nur im Khanat von Talysch und in der Provinz Kuba konnte sie noch nicht ganz ausgerottet werden.

Man zählt im transkaukasischen Lande 155 steinerne, 106 aus rohen Backsteinen und 6 aus Schilfrohr aufgeführte Moscheen, nebst 150 Capellen. Die muhammedanische Geistlichkeit genießt dieselben Vorrechte wie unter den Khanen: sie ist frei von Abgaben und Frohnen, die Güter, welche von den Khanen an einige Personen auf Lebenszeit verliehen wurden, bleiben unangetastet, und die Einkünfte der Geistlichkeit blieben unverändert; die russische Regierung zahlt dieselben Besoldungen, wie die frühern Herrscher, und dem Kadi von Kuba wurden überdieß einige Dörfer angewiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Arbeiter fanden kürzlich bei den Festungswerken von Narbonne eine antike Urne, die mehrere Tausend gut erhaltene Silberstücke enthielt. Sie sind römisch, und tragen größtentheils den Namen Cäsars. Diese Medaillen haben einen innern Werth von 60 Centimen. Ihr Gesammtwerth dürfte sich auf 30,000 Franken belaufen.

*

Nach einem Pariser Blatte stieg im Jahre 1837 die Temperatur im nördlichen Afrika bis auf 25° R., und fiel bis auf — 8°. In Frankreich selbst war der Wechsel von + 24° bis — 8°.

*) Hierunter ist die Bevölkerung von Dschar und Belokan nicht mit inbegriffen, und auch nicht die ganze Bevölkerung des Paschaliks Achalzik angegeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Fr. Widenmann.

Nr. 65.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

6 März 1838.

Geſchichte der Strumpfweberei u. Bobbinetmanufactur.

(Nach einem Werke von Hrn. Felkin.)

Der Strumpfwirkerſtuhl wurde um das Jahr 1589 von einem gewiſſen William Lee erfunden, die Wichtigkeit deſſelben aber anfangs nicht erkannt; doch ſchon nach einem halben Jahrhundert fühlte man deutlich den Anſtoß, den dieſe Erfindung den Gewerben gegeben hatte. Im Januar 1655 bildeten die Strumpfwirker eine ſo bedeutende und einflußreiche Claſſe, daß ſie Cromwell'n um die Erlaubniß angingen, eine eigene Corporation bilden zu dürfen. Der Grund dieſer Bitte lag in der Furcht, dieſe Fabrication möchte auch nach fremden Ländern verlegt werden, Lee ſelbſt, der Erfinder, nahm, da er in England keine gehörige Aufmunterung fand, eine Einladung Heinrichs IV nach Frankreich an, und ließ ſich in Rouen nieder; nach Ermordung dieſes Monarchen aber entzog ihm die neue Regierung ihren Schutz, hielt die gegebenen Verſprechungen nicht, und Lee kehrte nach Nottingham zurück, wo er einige Fabriken gründete, in denen Anfangs bloß ſeine Verwandten und Pächter arbeiteten.

Im Laufe weniger Jahre wurde die Strumpfwirkerei ein ſo vortheilhaftes Geſchäft, daß der venetianiſche Geſandte in England die Fabrication in ſeiner Heimath einzuführen beſchloß und einen gewiſſen Henry Meade mit 500 Pf. St. beſtach, mit ſeinen Webeſtühlen und einigen Arbeitern nach Venedig zu gehen. Der Verſuch ſchien anfangs zu gelingen, aber Meade fand bald, daß wenn an ſeinen Maſchinen etwas fehlte, er ſie nicht in Italien herſtellen laſſen könnte, und der Aufwand, ſie nach England zu ſenden, oder fortdauernd neue Maſchinen von dort kommen zu laſſen, verzehrte allen ſeinen Gewinn. Er verließ deßhalb Italien, kehrte nach Nottingham zurück, und wurde Chef einer blühenden Fabrik. Der Verſuch, die Strumpfwirkerei in Holland einzuführen, ſchlug ebenfalls fehl. Verlockt durch die großen Verſprechungen der holländiſchen Regierung, eröffnete Abraham Jones im Anfang des 17ten Jahrhunderts eine Fabrik zu Amſterdam, die Stadt wurde aber bald darauf von der Peſt heimgeſucht und Jones mit ſeiner Familie weggerafft; die Holländer, welche die Strumpfwirkerſtühle nicht zu behandeln wußten, ſchickten ſie nach London zurück, wo ſie um eine Kleinigkeit verkauft wurden.

Im J. 1668 gab es etwa 660 Stühle in England, welche 1200 Menſchen beſchäftigten; dieſe Stühle waren folgendermaßen vertheilt: 400 in London, 50 in Bucks, 50 in Surrey, 100 in Nottingham, 50 in Leiceſter und 10 in Dublin. Drei Fünftheile von dieſen machten ſeidene Waaren; bei weitem die Mehrzahl der Bevölkerung trug aber noch wollene Strümpfe. Die Manufactur nahm indeß raſch zu, denn im J. 1695 gab es über 1500 Strumpfwirkerſtühle in London, und während der vorhergehenden 25 Jahre waren 400 ausgeführt worden. Die Compagnie der Strumpfwirker, welche ſeit einiger Zeit einen Freibrief erhalten hatte, gerieth über dieſe wachſende Ausfuhr von Webſtühlen in Unruhe, und erhielt eine Parlamentsacte, welche nicht nur die Ausfuhr von allen Strumpfwirkermaſchinen, ſondern auch deren Verſendung von einem Theile Englands nach dem andern, ohne vorgängige Anzeige an die Compagnie, bei einer Geldſtrafe von 200 Pf. St. und 12 Monaten Gefängniß verbot.

Das Jahr 1710 zeichnet ſich in der Geſchichte dieſes Gewerbes durch den erſten heftigen Streit zwiſchen Meiſtern und Arbeitern aus. Ein Londoner Fabricant hatte mehr Lehrlinge angenommen, als die Regeln des Gewerbes geſtatteten; die Arbeiter beſtanden darauf, daß die Beſchränkungen eingehalten werden ſollten, und im Verlaufe des Streits wurden über 100 Strumpfwirkerſtühle in der Hauptſtadt zerſtört. Ein großes Capital ſteckte damals in dem Gewerbe, die Zahl der Strumpfwirkerſtühle in England betrug nahe an 9000, das Parlament ſchritt deßhalb ein, und die härteſten Strafen wurden gegen die Maſchinenzerſtörer ausgeſprochen. Die Strumpfwirker-Compagnie, welche im J. 1664 zu einer Zunft ſich gebildet hatte, und nach dem Freibrief das Recht beſaß, das Gewerbe zu reguliren, fing im Jahr 1726 an, ein völliges Monopol bilden zu wollen, und man ſchlug vor eine Joint-Stock-Compagnie zu Fabrication und Verkauf von Strümpfen mit der erklärten Abſicht zu bilden, die Concurrenz zu vermindern und den Arbeitslohn gleicher zu machen. Indeß zeigte ſich bald, daß der Plan keineswegs ſonderlich gewinnreich ausfallen würde, und er wurde auch

in dem Jahre 1730 ganz aufgegeben. Zwanzig Jahre ſpäter machte die Londoner Compagnie ihre letzte und kraftvollſte Anſtrengung, um ihre ausſchließlichen Privilegien über das ganze Gewerbe auszudehnen, eine Unterſuchung ward vor dem Unterhauſe angeſtellt über den Zuſtand des Gewerbes und die Nützlichkeit und den Einfluß der Zunft. Der Bericht fiel gegen die Geſetze und Regeln der Compagnie, und zu Gunſten der völligen Freiheit des Gewerbes aus. Nach einem kurzen Kampfe ſank die Compagnie zur Unbedeutenheit herab, und verſchwand endlich ganz.

Wir kommen jetzt an die Geſchichte der großen Erfindungen in dieſem Gewerbe, deren genaue Auseinanderſetzung freilich einen ganzen Band füllen würde; große Verwirrung entſtand aus der Verwechslung der Strumpfwirkerei mit der Weberei: gewebte Zeuge beſtehen aus fortlaufenden Fäden, Strumpfwirkerarbeit aber, wozu Strümpfe, Spitzen und Fiſchnetze gehören, aus einer fortlaufenden Reihe Lupen, und die mechaniſchen Schwierigkeiten, die man dabei zu überwinden hat, ſind viel größer. Im Jahre 1730 wurde zuerſt Baumwolle zur Strumpffabrication gebraucht, und zugleich die Tuckribben *) erfunden. Von dieſer Zeit an fand eine thätige Concurrenz zwiſchen den franzöſiſchen und engliſchen Fabricanten ſtatt, aber die fremden Waaren zeigten ſich vorzüglicher, namentlich der Zwickel; eine Maſchine, der „Stühler" genannt, wurde dem Strumpfwirkerſtuhl zugefügt, und dadurch die Lupen in verſchiedener Richtung bewegt, ſo daß die Zwickel das Anſehen von reichen Spitzen erhielten, was auf die Möglichkeit führte, Spitzen direct auf dem Strumpfwirkerſtuhl zu fabriciren. Bald darauf wurde die Pettinetmaſchine erfunden, welche das Netz machte, ohne die Maſchen zu bewegen, und durch dieſe Erfindung wurde nach mehrern Verbeſſerungen die mit der Hand gearbeiteten Seidenſpitzen überflüſſig. Dieſes Netz, obwohl eine Nachahmung der eigentlich geklöppelten Spitzen, ſtand denſelben doch in mehreren weſentlichen Punkten nach, namentlich weil es nicht mehr das Ausſehen von Spitzen hatte, ſobald es die Steifheit verlor; trotz dieſer Mängel aber waren bald nicht weniger als 1200 Arbeiter mit der Fabricirung dieſes Netzwerks beſchäftigt, und über 20,000 Perſonen mit deren Muſterung (ornamenting). Nun folgte raſch eine Verbeſſerung der andern.

Die eigentliche Schwierigkeit, nämlich das Netzwerk durch Maſchinen zu Stande zu bringen, war einmal überwunden, im J. 1770 wurden die erſten Verſuche mit Bobbinet gemacht, und nun gewann der ganze Induſtriezweig einen ungemeinen Aufſchwung; ein ungeheures Capital wurde auch darauf verwendet: von 5000 Maſchinen koſteten die erſten 3500 gegen 2,000,000 Pf. St., und dieſer Werth ſank, bloß durch den Fortſchritt der Verbeſſerungen in wenigen Jahren auf ein Zehntel herab,**) ohne die bedeutende Zerſtörung von Maſchinen in den Jahren 1811 und 1812 durch die Ludditen zu rechnen. Der letztere Umſtand darf nicht in Verwunderung ſetzen, wenn man erwägt, daß nach den Berechnungen Hrn. Felkins der Arbeitslohn in dieſem Gewerbszweig um mindeſtens 30 Proc., zum Theil um viel mehr, geſunken iſt.

Hr. Felkin berechnet den Werth der jährlich verfertigten baumwollenen Strümpfe auf 880,000 Pf. St., den der Strümpfe von gekämmtem Wollgarn auf 870,000 Pf. St., den der ſeidenen Strümpfe auf 241,000 Pf. St. Er ſchätzt die Zahl der jährlich fabricirten Strümpfe auf 3,510,000 Duzend, wozu man bedarf: an roher Baumwolle 4,584,000 Pfd., Werth 153,000 Pf. St.; an roher Seide 140,000 Pfd., Werth 91,000 Pf. St.; an engliſcher Wolle 6,318,000 Pfd., Werth 316,000 Pf. St.; hienach beträgt der Geſammtwerth des Rohſtoffes 560,000 Pf. St. und die erzeugte Waare 1,991,000 Pfund. Die geſammte Zahl der dabei beſchäftigten Perſonen iſt 75,000. Das in den Maſchinen ſteckende Capital ſchätzt Hr. Felkin auf 385,000 Pf. Sterl., und das Betriebscapital auf mehr als 1,000,000.

Der Ertrag der Bobbinet-Manufactur iſt weit größer, und liefert abermals den Beweis, daß Modeſachen (fancy products) den Capitaliſten und den Arbeiter noch am beſten lohnen. Das Baumwollengarn, welches im J. 1830 verbraucht wurde, erforderte 1,800,00 Pfd. beſter Baumwolle, die 180,000 Pf. St. werth war, und Seidengarn wurde für 40,000 Pfd. gebraucht; das rohe Material koſtete alſo 220,000 Pfd., und der Geſammtertrag war 2,212,000 Pf., worunter für eine Million platte Waaren, für 149,200 Pfd. Quillings und für 1,060,000 Pfd. geſtickte Waaren ſich befanden.

*) Tuck iſt ein Netz mit ſehr kleinen Maſchen; die Ribben bezeichnen das Geſtelle, vermittelſt deſſen die Maſchen geſchlungen werden.

**) Die urſprüngliche Maſchine konnte nur Einen Auszug von 240 Löchern in der Länge in einer Stunde machen, während die durch Waſſer oder Dampf getriebenen Maſchinen ſechs ſolcher Auszüge machten; zudem können die ältern Maſchinen nur Netze von 1 bis 1¼ Yards Breite machen, während die neuern Netze von drei und ſelbſt vier Yards Breite fabricirten, ſo daß alſo die Leiſtung verzwölffacht war.

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

(Fortſetzung.)

2. Das Flußgebiet des Volturno.

Das Flußgebiet des Volturno iſt das ausgedehnteſte unter allen, und auch das wichtigſte wegen der Fruchtbarkeit ſeines Bodens, wegen ſeiner zahlreichen Bevölkerung und der Hauptſtadt des ganzen Königreichs, welche in demſelben liegt. Der Volturno des ſpätern Laufes beſteht aus zwei Flüſſen, dem eigentlichen Volturno und dem Calore. Der erſtere, der von Norden gegen Süden läuft, entſpringt auf den ziemlich hohen Apenninen der Terra di Lavoro und nimmt zahlreiche Zuflüſſe von denſelben auf. Der Calore, welcher von Süden gegen Norden fließt und dann ſich gegen Abend wendet, hat ſeinen Urſprung in den Apenninen des Principato ulteriore, und vergrößert ſich allmählich durch viele Zuflüſſe. Beide fließen nach langem Laufe zuſammen etliche Miglien von Cajazzo, und laufen unter dem Namen Volturno, in der Richtung von Südweſt an Capua vorbeiſchleichend, 30 Miglien nach ihrem Zuſammenfluß in das Meer.

Das Flußgebiet des Volturno wird im Nordweſten von dem des Garigliano durch die Gebirgszweige getrennt, welche ſich bis zur Rocca di Mondragone (Mons Maſſicus) ausdehnen, und in Südoſten von dem des Sele durch den Gebirgszug, der ſich mit der Punta della Campanella endigt; zwiſchen dieſen natürlichen Gränzen dehnt ſich eine Ebene aus, welche 45 Miglien lang und 16 Miglien breit iſt. Das Vorgebirge, das ſich von Caſtellamare bis zur Punta della Campanella fortzieht, bildet einen ziemlich erhabenen Bergrücken, mit ſanften Abdachungen gegen den Golf von Neapel. Von der Punta di Vico und di Scutolo ſenkt ſich derſelbe in lieblichen Hügeln herab, auf welchen Oelbäume, Weinreben, Fruchtbäume aller Art und auch Agrumen herrlich gedeihen; von der Punta di Scutolo bis Sorrento liegt zwiſchen der Küſte und den Hügeln eine überaus freundliche Ebene, welche beinahe ausſchließlich mit Agrumen bepflanzt iſt.

Zwiſchen Caſtellamare und Neapel erhebt ſich majeſtätiſch der Veſuv, deſſen ſüdweſtlicher Abhang bis ans Meer reicht; zwiſchen dem öſtlichen und den Hügeln bei Sarno und Palma vereinigt ſich die Ebene von Nola mit dem weiten Thale des Sarno, welches auch das Gebiet von Nocera enthält; zwiſchen dem weſtlichen Abhange und dem Capo di Chino breitet ſich das Thal des Sebeto aus, welches ſich von der Küſte unmerklich bis zur Ebene von Nola erhebt. Daraus iſt erſichtlich, daß der Veſuv mit dem von ihm einſt getrennten Berge Somma ein von allen Seiten freiſtehender einzelner Berg iſt. Von Capo di Chino bis zum Monte di Procida erhebt ſich in Form eines Amphitheaters eine Reihe von Hügeln, unter welchen der von Camaldoli der höchſte iſt. Alle dieſe Hügel ſind entweder ausgebrannte Vulcane, oder durch vulcaniſche Eruptionen entſtanden, wie in der Nähe von Bajä am 29 September 1538 nach einem furchtbaren Erdbeben innerhalb drei Tagen der Monte nuovo ſich erhoben hat. Auch auf dem entgegengeſetzten Ufer des Golfs von Neapel bemerkt man Spuren von Vulcanen. Eben ſo iſt die Rocca Monfina, der höchſte Hügel des nordweſtlichen Gebirgszweiges dieſes Flußgebiets, ein ausgebrannter Vulcan; auch am Zuſammenfluß des Calore mit dem Volturno finden ſich Spuren von erloſchnen Vulcanen.

Alle dieſe Vulcane, welche durch das ganze Flußgebiet des Volturno zerſtreut liegen, tragen zu der Vortrefflichkeit ſeiner Erzeugniſſe ungemein viel bei. Die Waſſer, die von dieſen Hügeln herabfließen, ſind mit einer Menge Aſche und vulcaniſcher Erde geſchwängert, und erhöhen dadurch die Productionskraft des Bodens. Alle alten Schriftſteller ſtimmen überein im Preis der Vorzüge, welche die Natur dem alten Campanien verliehen hat, das ehemals den Namen Campagna Felice hatte, und nun Terra di Lavoro heißt. Dieſe herrliche Gegend, welche viele Jahrhunderte hindurch den ſchwerſten politiſchen Stürmen preisgegeben war, befand ſich bei der Wiederherſtellung der Monarchie von den Waſſern verwüſtet und unter dem peſtartigen Einfluſſe ihrer Sümpfe. Auf die Hauptſtadt Neapel breiteten Anſteckung aus im Oſten die Sümpfe im Thale des Sebeto, im Weſten die von Coroglio und Baguoli. Wo aber das Klima geſund war, bewegte ſich eine ungeheure Bevölkerung in rüſtigem Leben. Ueber eine Million Einwohner war in den großen Gemeinden anſäſſig, von denen eine an die andere ſtößt, auf dem Raume welcher durch die Linie von Caſtellammare über die Hügel nach Cava, S. Severino, Siano, Sarno, Muſchiano, Mugnano, Avella, Cervinara, Monteſarchio, S. Agata dei Goti, Maddaloni, Caſerta, Capua, Marcianiſe, Averſa, Giugliano, Marano bis Pozzuoli begränzt wird. Dagegen aber war der übrige Theil des Flußgebiets, welcher beinahe einen eben ſo großen Raum einnimmt, ſchlecht bevölkert, gar nicht oder nur wenig bebaut. Eben ſo ſind die weiten Thäler des Volturno und des Calore von ihrem Zuſammenfluß an aufwärts, auf der einen Seite bis Venafro, auf der andern bis Benevento noch jetzt unbevölkert und ſchlecht angebaut.

Von dem Zuſammenfluß der Vandra bis an den Fuß des Hügels, auf welchem die Gemeinde Pietra Vairano liegt, dehnt ſich das obere Thal des Volturno in einer Länge von 12 Miglien, und einer Breite von 3 bis 5 Miglien in eine Ebene aus; eine Breite von 8 Miglien hat dieſes Thal von dem Hügel, auf dem ſich Ailano erhebt, bis in die Nähe von Mignano. In dieſer ganzen Ebene von mehr als 60 Quadratmiglien ſieht man auch nicht einen einzigen Ort wegen der Aria cattiva. Die Bewohner von Venafro, welches an dem Fuße eines Berges liegt, haben den traurigen Einfluß derſelben ſchwer zu empfinden; alle übrigen Gemeinden, die auf den umliegenden Höhen zerſtreut liegen, befinden ſich weit vom Thale entfernt. Eben ſo entvölkert iſt wegen der Aria cattiva die Ebene von Cajaniello, welche von verſchiedenen Zweigen des Flüßchens gleiches Namens durchſchnitten wird. Von deſſen Zuſammenfluß mit dem Volturno hat das Land eine Länge von 11 Miglien, und eine Breite von 3 bis 5 Miglien; auch in dieſer ganzen Ausdehnung ſind, mit Ausnahme von Alife mit 1500 Einwohnern, alle andern Orte auf der Höhe der Berge. Obgleich der Calore mit ſeinen zahlreichen Zuflüſſen die Gewäſſer eines größern Diſtricts in ſich aufnimmt, ſo bilden doch die verſchiedenen Thäler keine ausgedehnten Ebenen. Einer beſondern Erwähnung verdient etwa nur die Ebene von Altilia und Sepino am Flüßchen Tamaro, welche nach den gehörigen Verbeſſerungen eine zahlreiche Bevölkerung ernähren könnte. Der Calore läuft zwar von Benevents Gebiet bis an die Stelle, wo er von der ſamnitiſchen Straße durchſchnitten wird, durch ein enges Thal, aber die Ausdünſtung der Sümpfe, welche er in ſeinem Laufe bildet, verbreitet ſich doch über alle nähern Hügel, und darum liegen die Ortſchaften auf der Höhe der Berge, wo der Boden weniger fruchtbar iſt.

Die weite Ebene von 25 Quadratmiglien, welche der Calore, Volturno und Titerno durchſchneiden, iſt wegen der Ausdünſtung der Aria cattiva gleichſam verlaſſen und ganz ſchlecht bebaut. Teleſe, welches nicht weit von Calore entfernt liegt, und in den alten Zeiten eine bevölkerte und bedeutende Stadt war, trägt nur noch in ſeinem Namen die Erinnerung an ſeine frühere Größe; es wurde ſpäter ein Biſchofsſitz, kam in Verfall und ſeine Bevölkerung beſteht jetzt in ein paar Hundert unglücklicher, ſiecher Bewohner. Amoroſi und Puglianello in der Nähe des Volturno und einige andere kleine Dörfer enthalten kaum

2000 kränklicher Bewohner. Zwischen dem Fuß des Taburno und dem Monte Viro auf der einen, und dem linken Ufer des Volturno breitet sich eine weite Ebene aus, und Alles, was sich darauf findet, ist die unbedeutende Gemeinde von Ducenta mit kaum 200 Einwohnern. Endlich enthält das Thal des Volturno von dem Zufluß der Vandra bis zum Paß beim Monte Tifata und Monte Gerusalemme einen Raum von 200 Quadratmiglien des besten Landes, aus welchem aber die Ausdünstung der Aria Cattiva die Bewohner vertrieben hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Die Provinz Schirwan.

Das ganze Landgebiet, das jetzt die Provinzen Derbend, Kuba, Baku mit der Halbinsel Apscheron, Schirwan mit der Insel Salian und Scheki umfaßt, bildete im Alterthum einen Theil Albaniens, das zwischen Derbend, dem Araxes, dem kaspischen Meer und Iberien eingeschlossen war; es stand unter der Herrschaft des einst bedeutenden Königreichs Armenien, erhielt später, namentlich im sechsten Jahrhundert, unter dem persischen König Chosru Nuschirwan den Namen Schirwan, und hatte in den oben angegebenen Gränzen längere Zeit unabhängige Herrscher, welche in den ersten Zeiten des Islam den Titel Schah annahmen, am Ende des neunten Jahrhunderts aber die Herrschaft der Khalifen anerkannten.

Die Beherrscher von Schirwan waren mächtig und erhoben sich häufig gegen Persien: im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts eroberte Emir Ibrahim ganz Aderbeidschan, nahm Tauris weg und eroberte sogar die Hauptstadt Persiens, Ispahan; aber nach den heftigen Umwälzungen am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts fiel Schirwan unter die Herrschaft Persiens, und seine Unabhängigkeit hatte ein Ende; Schirwan empörte sich nicht mehr: in Stücke getheilt, deren Regenten nach dem Willen der persischen Könige erwählt wurden, ward es Iran zinsbar, und begann endlich, als wäre es des persischen Joches müde, nach und nach den Schutz Rußlands zu suchen. Ein Theil von diesem Schirwan bildet jetzt die Provinz dieses Namens oder das Khanat von Schemaki.

1. Lage, Gränze und Ausdehnung.

Die Provinz liegt zwischen 41° und 40° 47′ N. B. und 65° 55′ und 67° O. L., und gränzt gegen Norden an Kuba, im Osten an Baku und das kaspische Meer, im Süden an den Meerbusen von Kisil-Agatsch, zum Theil auch an das Khanat Talysch und den Fluß Kur, der es von der Provinz Karabag scheidet, und gegen Westen an die Provinz Scheki. Auf der Nordseite, das heißt von den Provinzen Kuba und Baku her, ist die Gränze gar nicht besonders bezeichnet, auf der Westseite aber macht der Fluß Gochtschai die Gränze, welche aber gleichfalls nicht genau ist, da der Gochtschai, ein wildes Bergwasser, sein früheres Bette bedeutend geändert hat, und am Ende in Schirwan selbst fließt. Die Ausdehnung von Schirwan mit Einschluß der Insel Salian und einem Theil der Steppe von Mugan umfaßt nach einer annähernden Berechnung nicht weniger als 14,500 □ Werste (nahe an 500 □ Meilen).

2. Bodenverhältnisse.

Die Provinz zerfällt in Hochland und Tiefland; das erste besteht aus einer breiten Kette mächtiger Berge, einer Fortsetzung der Hauptkette des Kaukasus, und deren untergeordneten Bergrücken, das Tiefland bildet eine reizende Ebene, einen Theil des weiten Bassins, welches von der Kaukasuskette, mehrern Ausläufern des Ararat und den Gebirgen von Talysch, und ostwärts endlich vom kaspischen Meer eingeschlossen wird. Diese Ebene erstreckt sich in die Provinzen Baku, Talysch, Karabag und Scheki, umfaßt die Insel Salian und die Steppe von Mugan. Die Hauptkette des Kaukasus mit ihren Ausläufern erstreckt sich 140 Werste weit von Nordwesten nach Südosten herein in die Provinz Schirwan; die höchsten Punkte sind der Baba-Dag und Phildag; der Gipfel des erstern ist nur einen bis anderthalb Monate im Jahre mit Schnee bedeckt. Es war noch nicht möglich eine genaue Messung seiner Höhe anzustellen, so wie die Gebirge dieser Provinz auch geognostisch noch nicht untersucht sind. Die Schirwanische Ebene ist 120 Werste lang, aber wenn man nicht auch die Insel Salian und die Steppe von Mugan dazu rechnet, nur 50 Werste breit; Salian jedoch hat 57 Werste Länge und 42 in der Breite; der Theil von Mugan, der zu Schirwan gehört, hat etwa 60 Werste Länge und 50 Werste Breite. Ein bedeutender Theil dieser zwischen dem Flusse Pirsagat und dem kaspischen Meere liegenden Ländereien, ebenso Mugan und die Insel Salian, sind ganz ohne Wasser.*) Wenn es möglich wäre, diesem Wassermangel abzuhelfen, so wäre die Ebene von Schirwan eine der merkwürdigsten in ihrer Art.

In dem bergigen Theil des Landes sind gleichfalls einige Ebenen: 1) gegen Nordwest nahe am Gochtschai die materische Hochfläche Aftaran, welche sich in einer Länge von 28 und einer Breite von 12 Werften ausdehnt; sie ist holzreich, aber wegen gänzlichem Wassermangel unbewohnt; sie wird indeß zum Theil angebaut, und belohnt bei tüchtigem Regen die Mühe des Ackerbaues reichlich; 2) in der Nähe von Aftaran ist das Thal Lanabatan, das 26 Werste Länge, aber nur anderthalb Werste Breite hat; es ist von vielen Bächen bewässert, und die in mehrern Dörfern vertheilten Bewohner treiben mit Erfolg Seidenbau, pflanzen Baumwollenstauden u. dgl.; 3) gegen Nordost von der Stadt Alt-Schemachi liegt ein von dem Pirsagat bewässertes Thal von 15 Werften Länge und 2 Werften Breite; es könnte zur Seidenzucht und zu mancherlei Anpflanzungen mit dem größten Vortheile verwendet werden, wenn nicht das Wasser des Pirsagat bloß zur Bewässerung der dem Staate gehörigen Ackerfelder gebraucht würde; 4) in dem Magal von Kasan ist gleichfalls ein breites Thal, in welchem einige volkreiche Dörfer liegen; die Einwohner treiben namentlich Seidenzucht, und die Seide, die sie gewinnen, ist von vorzüglicher Güte. Der Boden in der Provinz Schirwan besteht gegen Westen, Süden und Osten, also im ebenen Theile des Landes, aus Dammerde, mit einer größern oder geringern Menge Thon und Sand; er läßt sich sehr leicht bearbeiten, die Fruchtbarkeit hängt aber von der Wassermasse ab. Die Vorderge, die meistens nur aus Thon bestehen, haben gleichfalls einen fruchtbaren Boden, der zum Getreide- und Gartenbau taugt, aber gegen die Mitte des Gebirges hin, z. B. in dem Magal Lagisch, stößt der Blick auf kahle Steilfelsen, wo alles Leben so zu sagen entweicht; doch zwingt die Noth die Einwohner, sich dahin zu begeben, und die einzelnen Flecke dessern Landes anzubauen, aber sie finden sich nicht nur häufig unbelohnt, sondern verlieren selbst manchmal die Aussaat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Mugan und Salian können jedoch durch Canäle aus den Flüssen Kur und Araxes bewässert werden, und Ueberreste ehemaliger Wasserleitungen sieht man noch jetzt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 66.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

7 März 1838.

Braſilianiſche Zuſtände.

Freimaurerei und geheime Geſellſchaften.

Die Freimaurerei, die hier ganz revolutionären Urſprungs war, hat in Braſilien eine höchſt bedeutende Rolle geſpielt.

Unter dem Vicekönig, Grafen von Rezende, ungefähr ums Jahr 1801, hatte ſie ſchon ſo viel feſten Fuß gefaßt, um eines von ihren Mitgliedern nach Liſſabon zu ſchicken, zu dem Ende, um mit der dortigen Hauptloge in Verbindung zu treten. Dieſe Reiſe erhielt den Charakter einer Specialmiſſion, da man den Vicekönig zu überreden gewußt hatte, daß er einen ſichern Menſchen nach Europa zur Ueberbringung ſeiner Depeſchen ſenden müſſe; dieſer Mann war der geheime Emiſſär der Freimaurer.

Einige Zeit nachher gab es Mißhelligkeiten und Uneinigkeiten im Schooße der wachſenden Geſellſchaft, die noch nicht die Aufmerkſamkeit erregte, die man ihr an andern Orten damals ſchon widmete. Wenig ausgezeichnete und bedeutende Perſonen wurden in den Orden aufgenommen, deren Anzahl aber in dem Zeitraum von 1801 bis 1808 ſchon bedeutend gewachſen war. Seiner Exiſtenz konnte man noch nicht auf die Spur kommen, obgleich der König Johann, dem das Gerücht ſchon Schrecken einflößte, alles Mögliche zur Entdeckung verſuchte. Bei den Zuſammenkünften wechſelte der Orden fortwährend das Local. Als der König endlich die Namensliſte der Mitglieder erhielt, erpreßte er von ihnen den Schwur, aus der Geſellſchaft zu treten, und ſo war im J. 1815 die Freimaurerei faſt erloſchen.

Im Beginn des Jahres 1817 erhielt die Geſellſchaft in Folge der politiſchen Bewegungen in Portugal und Pernambuco einen großen Zuwachs. Alles beeilte ſich damals in den Orden zu treten, theils aus Neugierde, theils aus Hang zu Intriguen oder aus Ehrgeiz.

Als zweiter Begründer des Ordens kann man Joſe Boniface von Andrade betrachten; er bewog auch den jungen Don Pedro I, den nachmaligen Kaiſer, ſich aufnehmen zu laſſen. So wurde die Geſellſchaft der Freimaurer die Werkſtatt, in welcher die Unabhängigkeit Braſiliens und das Kaiſerthum gebaut wurde. Doch bald zerfiel Andrade, der in ſeinem perſönlichen Haſſe ſich nicht bemeiſtern konnte, mit der Loge; der Marquis Rezende bewirkte eine Spaltung, und es exiſtirten von da an zwei Geſellſchaften, die ſich den Namen des „großen Orients" ſtreitig machten, und deren Tendenzen ſich natürlich feindlich gegenüber ſtehen.

Don Pedro I, der bald den Geſchmack an dieſem Treiben verlor und ſich durch den Widerſtand beunruhigt fühlte, verfuhr nun gegen die Freimaurer ſehr ſtrenge, allein mehr nach ſeiner Laune, als mit kräftiger Energie. Kurz vor ſeinem Sturze hatte ſich ein politiſcher Club etablirt, der die Grundlage zur „Geſellſchaft der Vertheidiger der Conſtitution" wurde. Durch dieſe Geſellſchaft, die unſtreitig die beſten Köpfe zu ihren Mitgliedern zählte, wurde die Revolution von 1831 ins Leben gerufen, dieſe Revolution, die alle ihre Erwartungen übertraf und deren Ausgang vielleicht auch theilweiſe ihren Wünſchen entgegen war. Ihren Todesſtoß erhielt dieſe Verbindung durch das Ableben Don Pedro's I, den ſie bis aufs äußerſte bekämpft hatte.

Die alte Freimaurerei hat ſich überlebt und ſchleppt ſich nur noch in matter Exiſtenz dahin, indem ſie eine Beute des Spottes und der Epigramme geworden iſt. Die Eitelkeit war durch eingebildete Vorzüge und lächerliche und kindiſche Decorationen, in die man ſich vermummte, geſättigt. Vom Skandal ſank ſie zur Lächerlichkeit hinab. Der Meiſter vom Stuhl der ſchottiſchen Loge ward unter Anderm beſchuldigt, einen enormen und unerlaubten Profit bei dem Ankauf des Purpurmantels gemacht zu haben, der einen Theil ſeines Coſtume's bildete.

Man ſpricht von Zeit zu Zeit von Clubs der Neger und Mulatten, geräth dann darüber in paniſchen Schrecken und ſucht ſich dann wieder zu beruhigen, indem man an ihrer Exiſtenz zweifelt. Ein Dr. Mirellis, Mulatte, gilt für das Haupt dieſer Clubs, und ſoll ſich bemühen, den Negern und den andern Farbigen einzuprägen, daß ihnen die Oberherrſchaft über die Weißen gebühre.

Von allen Verbindungen hat die ſogenannte „Militäriſche Geſellſchaft," deren Zweck die Wiedereinſetzung Don Pedro's I war, am jammervollſten geendet, nämlich unter dem Hohngelächter und den Steinwürfen des niedrigſten Pöbels.

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

2. Das Flußgebiet des Volturno.

(Fortsetzung.)

Zwischen dem Vesuv und dem Hügel Capo di Chino bei Neapel liegt das freie und liebliche Thal des Sebeto. Der untere Theil desselben, welcher nur wenig über dem Spiegel des Meers erhaben ist, wäre theilweise ein Sumpf, wenn nicht der Fleiß des Menschen ihm seine Fruchtbarkeit durch künstliche Mittel erhalten hätte. Diese Gegend, welche den Namen Paludi behalten hat, denn ehemals waren jene Felder Sümpfe, hat die besondere Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen, welche mit der Verbesserung derselben die Giunta de' Regi Lagni beauftragte. Zweckmäßige Canäle wurden angelegt, um das Abwasser der niedern Felder zu sammeln, und mit der größten Sorgfalt bemüht man sich, sie vom Schlamme und von Sumpfpflanzen rein zu erhalten. Ein besonderes Reglement für die Erreichung dieser Zwecke bestimmt die Geschäfte der Direzione Generale di Ponti e Prade, wie jetzt obige Giunta heißt, und auch die Obliegenheiten der Grundeigenthümer.

Der obere Theil des Thals wird la Volla genannt, auch eine Ebene von großer Ausdehnung, in welcher viele Sorgfalt nöthig ist, um die Abflüsse des Wassers richtig zu leiten, welches von den Bächen des Vesuvs sich oft in großer Menge ansammelt. Die Direzione generale hat durch Ableitung dieser trüben Zuflüsse und durch Reinhaltung der Canäle den Anbau dieser Felder um Vieles verbessert. Seit der Regenbach bei Pollena, welcher am meisten Schaden verursachte, in ein neues Bett geleitet worden ist, und die Gewässer des Vesuvs jenseits der Granilen (das große Getreidehaus bei Neapel) ins Meer führt, ist dieseG egend eines noch vollkommeneren Anbaues fähig geworden. Da es große Sorgfalt erforderte, die Gräben vom Schlamm und von Sumpfpflanzen rein zu erhalten, so würde jede Fahrlässigkeit von Seite der Grundeigenthümer eine pestartige Ausdünstung in der äußerst fruchtbaren Gegend verursachen, welche der Hauptstadt so nahe liegt. Die obern Gegenden von Pomigliano d'Arco, Cisterna, Brusciano und Marigliano werden gewöhnlich durch die Gießbäche vom Monte di Somma verwüstet. Vor dem Jahre 1798 errichtete man einen breiten Canal, um dieselben abzuleiten; aber er war von kurzer Dauer, denn er wurde mit zahlreichen Anschwemmungen wieder ausgefüllt. Die ungeheure Eruption von Asche und Lapilli im Jahr 1822 hat das Uebel noch vermehrt, und machte das dringende Bedürfniß fühlbar, viele neue Gräben zu ziehen. Auch um die Gießbäche des Vesuvs zu sammeln, wurde ein neuer Canal, der große Kosten verursachte, gegraben, und jenseits der Granilen ins Meer geleitet. Alle diese Werke fordern zu ihrer Erhaltung viel Mühe und viel Geld; soll dem Uebel kräftiger vorgebeugt werden, so müssen die Höhen der Hügel und Berge mit mehr Sorgfalt bebaut, und namentlich mit Waldungen bepflanzt werden.

Westlich von der Stadt Neapel waren früher zwischen dem Monte Posilipo und den Hügeln vom Lago d'Agnano stinkende Sümpfe, welche ihre Ausdünstungen nicht nur auf die nahe liegenden Felder, sondern auch auf den Monte Posilipo und auf die Insel Nisita ausbreiteten. Seit 1803 übernahm man die Austrocknung der Sümpfe durch Ausfüllung, indem man in dieselben die schmutzigen, stets Gerölle mit sich führenden Bäche der nahen Hügel leitete. Dieses Mittel, das bis 1828 ohne Unterlaß fortgesetzt wurde, hat die Urbarmachung der Sümpfe verwirklicht, so daß das Land, das früher sumpfig war, nun mit vielem Fleiß bebaut wird, und auch die Luft ist jetzt dort gesund. Um aber das Werk zu vollenden, sollte auch der Lago d'Agnano, der die Tiefe eines ausgebrannten Vulcans einnimmt, einen Abzug erhalten.

Vom Lago Lucrino und der Punta di Miseno bis zur Bocca di Mondragone ist eine große, weite Ebene am Ufer des Meers durch See, stehende Wasser und Sümpfe völlig verdorben. Der Lago Lucrino und Averno, die Lagune von Maremorto, der Lago del Fusaro und di Licola und der Lago d'Agnano, der nur zwei Miglien von der Hauptstadt entfernt ist, sind eben so viele Behälter schädlicher Ausdünstung, welche die ehemals fruchtbarsten und reizendsten Gefilde unbewohnbar machen. - Im ganzen Umkreis ihrer Ausdünstung kann der Mensch nirgends einen festen Wohnsitz fassen, als in Pozzuoli, dessen Lage auf der Höhe eines kleinen Vorgebirges vortheilhaft ist, und in Bacoli und Miseno, welche nicht über 2000 Einwohner zählen. Als Fortsetzung vom Lago di Licola liegen längs der Meeresküste die Sümpfe von Vercaturo und Lingua di Cane und der Lago di Patria; die Gränzen dieses unbewohnbaren Districts von 100 Quadratmiglien werden durch die Ortschaften Soccavo, Pianura, Marano, Panecocolo, Parete, S. Cipriano und Casal di Principe gebildet, wiewohl auch in einigen derselben die Luft nicht gesund ist. Von der Ausmündung der regi lagni (der Abzugsgraben, der von Acerra herkommt, und die Straße von Capua nach Neapel durchschneidet) bis zur Torre di Mondragone bilden die Ausmündung des Volturno, der Agnena und andere Bäche eine Menge von Sümpfen, welche wiederum eine Fläche von 150 Quadratmiglien unfruchtbar und unbewohnbar machen; an der Gränze dieses wüsten Districts liegen die Gemeinden Carinola, Teano, Pignataro, Vitolaccio, Bellona, Capua, S. Tammaro und Marcianise, von denen der größere Theil auch noch von den Ausdünstungen zu leiden hat. Auf diesem ganzen Raum von 250 Quadratmiglien sieht man nur einzelne Wohnungen armer Leute, die ihr Daseyn unter Krankheiten und beständiger Erschlaffung dahinschleppen; auch die Bewohner der nahe liegenden Dörfer, welche jene Gegend zu bebauen versuchen, werden jedes Jahr zu Hunderten von Krankheiten ergriffen und dahingerafft.

Die Verbesserung eines so ausgedehnten Districts hat schon längst die besondere Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen; denn es handelt sich hier um den Gewinn eines jährlichen Einkommens von mehreren Millionen Ducati. Um das Jahr 1790 unternahm man die Verbesserung der Umgegend von Baiä, um jenen sichern Ankerplatz vor der Aria Cattiva zu schützen, wo viele Kriegs- und Kauffahrteischiffe anzulegen

pflegen. In dieſer Abſicht füllte man in jener Gegend einige kleine Sümpfe aus, und an der Lagune des Mare Morto öffnete man einen Canal auf der Seite des Meerbuſens von Miſeno. Von dieſen theilweiſen Arbeiten erhielt man zwar einige Verbeſſerung im Klima, allein man konnte ſich keinen vollkommenen Erfolg verſprechen, wenn man nicht an die Verbeſſerung des Mare morto ſelbſt Hand anlegte, und den Lago Lucrino, Averno und Fuſaro mit in den Plan hereinzog, welche ihre üblen Ausdünſtungen auf die Umgegend von Bajä ausdehnen.

Später faßte man den Rieſenplan, den Portus Julius wieder herzuſtellen, indem man dem Lago d'Averno vermittelſt eines tiefen Canals eine Verbindung mit dem Meer geben wollte. Auch die Provinzialſtände der Terra di Lavoro unterließen es nicht, ihre Wünſche über die Verbeſſerung dieſer einſt ſo reizenden Gefilde auszuſprechen.

Die Nachrichten, welche die Geſchichte überliefert hat, erfüllten einen jeden mit der gewiſſen Hoffnung, daß der Plan gelingen werde. Denn dieſelben Seen waren ehemals auch vorhanden, und das Klima mußte doch geſund geweſen ſeyn, als im Hafen von Miſeno die größten Flotten des römiſchen Kaiſerreichs ankerten, als die Kaiſer und die Großen des Reichs in in dem Ager Bajanus die prachtvollſten Villen beſaßen. Die Stadt Cumä hätte nicht zu ſolcher Macht ſich erheben, nicht ſo viele Einwohner zählen können, wenn der Lago Averno, Fuſaro und Licola ſein tödtendes Gas entwikelt hätte, wie jetzt.

(Schluß folgt.)

Wiſſenſchaftliche Expedition nach Lappland und Spitzbergen.

Die franzöſiſche Regierung will eine Expedition unter Leitung des Hrn. Gaimard, der ſchon mit der Corvette Recherche in Island war, nach Lappland und Spitzbergen ſenden. Die Expedition ſoll zwei Jahre dauern, und den Winter von 1838 bis 1839 in Hammerfeſt zubringen. Der König von Schweden, ſtets geneigt, eine wiſſenſchaftliche Unternehmung zu begünſtigen, hat mehrere ſchwediſche Gelehrte bezeichnet, die ſich mit den franzöſiſchen vereinigen ſollen.

Die ruſſiſchen Provinzen jenſeits des Kaukaſus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortſetzung.)

3. Klima und Temperatur.

In den verſchiedenen Theilen von Schirwan findet ſich eine ungemeine Verſchiedenheit des Klima's. Auf der Inſel Sallan iſt der Winter kurz und manchmal ohne Schnee; am Ausgange des Herbſtes und Anfang des Frühlings iſt das Wetter gewöhnlich ſehr angenehm, aber von den erſten Tagen des Mai's bis in die Hälfte des Septembers ſteigt die Hitze oft auf 28° R. Die Schirwaniſche Ebene an den Ufern des Kur hat faſt dieſelbe Temperatur, aber gegen die Vorberge zu, namentlich in den Magals Sardari und Bütüket, wird das Klima etwas gemäßigter und geſünder, obwohl auch dort noch die Hitze im Sommer heftig iſt. Im nördlichſten Theil des Landes liegt der Schnee bis zum Anfange des Mai's auf den Bergen. Sallan gilt für ein höchſt ungeſundes Land, nicht nur für die Ruſſen, ſondern auch für die Eingebornen, und hitzige und kalte Fieber ſind dort die gewöhnlichen Krankheiten. Obwohl aber die Anſicht von der Ungeſundheit des Klima's von Sallan ziemlich allgemein iſt, ſo kann man doch nicht ohne weiters darein einſtimmen; die Urſache ſeines ungünſtigen Einfluſſes auf den Menſchen entſteht zum Theil daraus, daß die Fiſcher zur Zeit des überaus reichlichen Fiſchfanges nur den Rogen und den Leim aus den Fiſchen nehmen, das Fleiſch aber ungebraucht liegen laſſen; dieß verfault in bedeutender Menge am Ufer und verpeſtet die Luft.*) Weiter oben am Kur kann man das Klima gleichfalls nicht ganz geſund waren, denn die Menſchen unterliegen dort denſelben Krankheiten, wie in Sallan. In den beiden mittlern Magals iſt das Klima weit beſſer, und im obern Theil endlich ſehr geſund, und die Einwohner leben lange. Hinſichtlich der klimatiſchen Einflüſſe auf die Geſundheit der Menſchen kann man Schirwan in zwei Theile theilen; der mittlere und untere erzeugt entzündliche Krankheiten, der obere iſt geſund. Dieß gilt von den Eingebornen. Bei den Ruſſen gilt der Grundſatz, daß jede Klimaveränderung mehr oder minder Einfluß auf den Organismus des Menſchen hat, und man kann ſagen, daß für die Ruſſen das Klima, bis ſie ſich daran gewöhnt haben, nicht ſehr günſtig iſt; denn während ſich bei den Eingebornen keine beſondere Sterblichkeit bemerklich macht, ſterben die Ruſſen, namentlich die Soldaten, in bedeutender Zahl, um ſo mehr, als ſie die aus dem kältern Klima mitgebrachten Gewohnheiten nicht aufgeben. Sehr nützlich wäre es, die Sitten der Eingebornen zu befolgen, bis eine lange Erfahrung gelehrt hat, ſich dem Klima gemäß zu kleiden und zu nähren: die Tataren z. B. tragen in der ſtärkſten Hitze ihren Pelz, und dagegen bei kaltem Wetter eine leichte Kleidung; mit dem Eintritte der Hitze geben ſie die Fleiſchnahrung und alles Fette auf, und halten ſich mehr an Obſt und Gemüſe. In der heißen Zeit eſſen ſie nur Morgens und Abends. Mittags, wenn der ganze Körper in heftiger Aufregung iſt, ruhen ſie. Die Lebensart der Ruſſen iſt ganz das Widerſpiel davon, und wird bei dem hieſigen Klima beſonders verderblich. Nichtsdeſtoweniger würde das Klima geringere Verheerungen anrichten, wenn mehr Mäßigkeit in Speiſe und Trank beobachtet würde. Es iſt zu bemerken, daß in Alt-Schemacha und überhaupt in Schirwan eine ſcorbutiſche Krankheit, namentlich unter den Ruſſen, wüthet, was man den fetten Speiſen und hitzigen Getränken zuſchreibt, denn unter den Tataren iſt die Krankheit ſelten. Auch unter den ruſſiſchen Soldaten iſt ſie minder häufig, da die Behörden eine ſtrenge Aufſicht führen.

4. Gewäſſer.

Das kaſpiſche Meer beſpült die Provinz Schirwan auf der Südoſtſeite auf einer Strecke von 120 Werſten, vom Meerbuſen von Kiſilagatſch, d. h. von der ſüdlichen Mündung des Kurs an bis zur Gränze der Provinz Baku. Zwiſchen der obern oder nördlichen Mündung des Kur und der mittlern oder öſtlichen liegt die nordöſtliche Bank, eine Rhede, auf welcher die Schiffe anhalten, welche aus Baku, Aſtrachan und Perſien kommen; dieſe Rhede hat zwar einen guten Grund, iſt aber unvortheilhaft, weil ſie von allen Seiten offen iſt. Anderwärts gibt es keine ſolchen Anfahrten, wie überhaupt am Ufer des kaſpiſchen

*) Trotz dem ſind einzelne Ruſſen 3 bis 6 Jahre lang und darüber in Sallan geweſen und geſund geblieben; einige ſogar hatten auch nicht den mindeſten Anfall.

Meeres sich wenig gute Rheden finden. Auf den geographischen Karten ist der Fluß Pirsagat als ins Meer fallend und einen Meerbusen bildend angegeben; dieß ist aber unrichtig, denn der Pirsagat mündet sich nur im Frühjahr ins Meer aus, wenn starke Regen und der schmelzende Schnee ihn anschwellen.

Von den durch Schirwan strömenden Flüssen sind folgende zu bemerken: der Kur, welcher aus der Provinz Scheki kommt, trennt Schirwan von Karabag. Am Dorfe Dschewat*) nimmt er den Araxes auf, und fällt dann in drei Mündungen, der von Akuscha, der östlichen und der nördlichen, ins kaspische Meer. Der Kur fließt über 200 Werste weit in Schirwan. Der Araxes trennt die Muganische Steppe von Karabag und fließt 40 Werste weit durch Schirwan; sein Wasser ist ungemein unrein, und seine Farbe von dem Boden, den er durchfließt, röthlich; man schreibt ihm allgemein einen ungünstigen Einfluß auf den menschlichen Organismus zu. Von Dschewat an, wo er in den Kur fällt, wird auch in diesem letztern Flusse das Wasser ungemein trübe. Der Gochtschai oder blaue Fluß entspringt in den Bergen, welche Schirwan von Kuba trennen, und nimmt eine Menge Gebirgswasser auf. Bei dem Dorfe Karabattal verläßt er die Berge, betritt die Ebene und theilt sich zwischen den Dörfern Schairach und Ljäki in zwei Arme, von denen der eine gegen Kasian, der andere nach Ljäki geht und in den See Schillan fällt. Der Gerdiman kommt aus denselben Bergen, strömt mit reißender Schnelligkeit durch die Schluchten und nimmt auf seinem Lauf eine Menge Bäche auf; bei dem Dorfe Kalagaily betritt er die Ebene und verliert sich jenseits des Dorfes Kürtamir im Sande. Sein Lauf beträgt 80 Werste. Beim Austritt aus den Bergen theilt er sich in drei Arme, welche den Namen des obern, untern und mittlern Gerdiman führen; im Frühjahr geschieht es häufig, daß alle drei Arme sich vereinigen und eine große Strecke des umliegenden Landes bedecken. Der Aksu oder „Weißwasser" entspringt ebendaselbst, fließt zwischen Bergen fort und betritt bei dem Dorf Aksu die Ebene; nach einigem weitern Laufe verliert er sich in dem Districte Sygry-Syrlak. Dieser Fluß nimmt den Sulu-tschai, Tschagan-tschai und andere kleine Bäche auf. Der Aigry entsteht aus zwei Bächen, den Tschulyan-tschai und Talyslan-tschai, und theilt sich hierauf wieder in den Aigry, der in den Gochtschai fällt, und in den Achoch. Der Pirsagat entspringt nicht weit von der Quelle des Gerdiman, fließt bei Alt-Schemacha vorüber, und dann durch ein Thal, das seinen Namen führt, zu dem Dorfe Nawaga, von wo er bei der Anschwellung sich auch ins Meer ergießt; sein Lauf beträgt 120 Werste. Der unbedeutende Fluß Kosku-tschai entspringt ebendaselbst, und fällt gleichfalls ins kaspische Meer; in Baku erhält er den Namen Sugaita. Der Tschikil-tschai, gleichfalls ein unbedeutender Fluß, fließt nach der Provinz Kuba. Alle Flüsse, außer den beiden ersten, entspringen in den Schirwanischen Bergen: der Gochtschai, Gerdiman, Aksu, Pirsagat fließen von Norden nach Südosten, der Kosku-tschai und Tschikil-tschai gehen etwas östlicher.

Von allen Flüssen ist nur der Kur schiffbar,*) und auch dieser nur mit kleinen flachen Fahrzeugen, Kirschim genannt; alle andern Flüsse sind nicht tief, und fließen reißend in einem steinigen Bette. Im Gerdiman und Aksu kommen zu Zeit der Anschwellung viele Menschen und Vieh um, weil sich fast nirgends Brücken finden, und man durch Furten übersetzen muß. Außer diesen bedeutenden Flüssen ist eine nicht sehr große Zahl von Bächen und Quellen im höhern Theil von Schirwan zerstreut. Weit wichtiger sind die warmen Mineralquellen, welche im District Jegelidsch an der Straße nach Kuba sich finden. Obgleich keine Bauten hier aufgeführt sind, so begeben sich doch die Tataren in ganzen Familien dahin; das Wasser zeichnet sich durch eine ziemlich hohe Temperatur aus, ist aber bis jetzt noch nicht genau untersucht worden, so wenig als die warmen Quellen bei Sallan, welche nach der Versicherung der Einwohner in verschiedenen Krankheiten gute Wirkung thun. Uebrigens trifft man hier sehr oft warme und heiße Quellen, und es zeigt sich Naphtha und Salz.

In der Provinz Schirwan sind einige Seen; neben dem Dorfe Seidan, nicht weit vom Kur, findet sich ein See, der nie ganz austrocknet und mit Schilf bewachsen ist; er hat etwa sechs Werste im Umkreis. Ein zweiter kleinerer See liegt zwischen den Dörfern Sardob und Alwent, und ein dritter, der acht Werste im Umkreise hat, bei dem Dorfe Schillan. Außerdem gibt es noch viele Seen, die aber nur einen temporären Bestand haben, durch das Austreten des Kur gebildet werden und zur Zeit der Hitze verschwinden. Alle diese Seen haben den Vortheil, daß bei der Abnahme des Wassers die Anwohner an ihrem Ufer den Boden anbauen, der hier einen sehr guten Ertrag liefert. Das Seewasser ist auch hier allenthalben bitter und salzig, und in vielen Seen zeigt sich das Salz auf der Oberfläche.

Die Flüsse sind von wesentlichstem Nutzen; der Kur, weil er schiffbar ist und eine Menge Fische liefert, der Gochtschai, Gerdiman, Aksu und Pirsagat, weil ihr Wasser, in zahllose Canäle vertheilt, das Land befruchtet. Das Wasser ist hier die kostbarste Gabe,**) denn die Wirkung der Sonne ist so heftig und anhaltend, daß von der Feuchtigkeit allein es abhängt, ob die Arbeit des Landmannes sich belohnt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bei Jenkinson Jawat; dort hielt sich einst der Khan von Schirwan auf; es befanden sich zur Zeit von Jenkinsons Reise sehr schöne Gärten daselbst, die jetzt nur noch unbedeutend sind.

*) Auf dem Kur wird der Proviant für die Truppen transportirt, eine sehr wichtige Operation, welche besondere Aufmerksamkeit verdient.

**) Hierin liegt auch der Grund, weshalb die Kunst der Wasserleitungen in Asien auf einen so hohen Grad gediehen ist.

In der Nähe von Calcutta wird gegenwärtig ein Bohrversuch gemacht. Als man 392 Fuß tief gekommen war, brachte der Bohrer Kohlen von sehr vorzüglicher Qualität herauf, die jedoch kein Lager bildeten, sondern aus einem weiter oben im Lande befindlichen Lager herabgekommen seyn müssen. Nach den letzten Nachrichten ist der Bohrer 427½ Fuß tief gedrungen, hat aber das Ende der Alluvialschichte noch nicht erreicht. Der Bohrer arbeitet immer noch im Sand, und hie und da werden noch Fossilien emporgebracht.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 20** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Satyren und Gedichte.** (Fortsetzung.)

In das Manuscript dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingesehen werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 9 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 67.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

8 März 1838.

Ueber Malaria, namentlich in Weſtindien.

Ein engliſcher Arzt, Hr. Fergusſon, welcher ſich ſeit vielen Jahren in Weſtindien aufhält, ſpricht ſich in einem Schreiben, das im United Service Journal abgedruckt iſt, über die Entſtehungsart und Beſchaffenheit der Malaria aus, und belegt ſeine Anſichten theilweiſe mit ſpeciellen Nachweiſungen über Klima, Lage, Windverhältniſſe weſtindiſcher Localitäten, wovon wir im Folgenden Einzelnes ausheben wollen.

Die Malaria entſteht bekanntlich am leichteſten in Sümpfen, in flachen Niederungen, die von Zeit zu Zeit vom Waſſer beſpült werden und zeitweiſe wieder eintrocknen, alſo namentlich an flachen Meeresufern; ſie wird vornehmlich in der heißen Jahreszeit und in den wärmern Zonen erzeugt, indem der von Sand, verdorbenen oder verdorrten Pflanzenüberreſten u. ſ. w. bedeckte Boden das Waſſer in ſich ſaugt und unter der Einwirkung der Sonnenhitze den Krankheitsſtoff ausbrütet. Es iſt keineswegs die Feuchtigkeit allein ſchon hinreichend, das Miasma zu erzeugen, ſonſt müßte ja der Ocean die ungeſündeſte Atmoſphäre erzeugen, wovon gerade das Gegentheil bekannt iſt; ſelbſt das ſtehende Waſſer in Schiffen iſt trotz des üblen Geruchs in der Regel unſchädlich. Sümpfe werden bekanntlich nicht bloß durch Eintrocknung, ſondern auch dadurch geſund gemacht, daß man ſie in Seen mit Zu- und Abfluß, mittelſt Durchleitung fließender Waſſer u. ſ. f. verwandelt. Je mehr ein Sumpf mit bewegtem Waſſer bedeckt iſt, um ſo weniger ungeſund iſt er, und einer der beſten engliſchen Armeeärzte, John Pringle, pflegte zur Zeit, als die engliſche Armee in Flandern war, nur nach der Niedrigkeit des Waſſerſtandes zu ſehen, um daraus auf kommende Krankheiten ſchließen zu können. Im Herbſt des Jahres 1815 wurde ein Wachhaus auf der weſtindiſchen Inſel Antigua ſo von Malaria vergiftet, daß ohne Ausnahme jeder europäiſche Soldat, der eine Nacht darin zubrachte, on Fieber ergriffen wurde. *) Der Graben, an welchem das Wachhaus liegt, wurde von dem Verfaſſer des Briefs ſorgfältig unterſucht, und rein ausgetrocknet und dem Anſchein nach ganz geſund befunden. Die Häuſer der Einwohner, die ungeſchickter Weiſe ſehr in die Nähe des Grabens gebaut ſind, blieben ganz verſchont, eben ſo das allgemeine Hoſpital, das kaum einen Büchſenſchuß entfernt iſt. Ein ganz kleines Flüßchen rieſelt von felſigen Abhängen herunter und kann offenbar nicht an der Entſtehung des Miasma's ſchuld ſeyn; auch fand der Einſender des Briefs ſpäter, daß jedes Haus von einiger Bedeutung in Antigua eine Ciſterne oder einen Waſſerkeller unter ſich hat, worein das Regenwaſſer vom Dach geſammelt wird, ohne im mindeſten dadurch Schaden zu leiden.

Das Officiersquartier zu Berkſhirehill auf St. Vincent iſt unmittelbar über die Garniſonsciſterne gebaut und doch vollkommen geſund. Daſſelbe erfuhr der Einſender von einem Blockhaus in Demerara. Dagegen ſind die Gräben bei Fort Eduard auf Martinique, und andere, ihrer anſcheinenden Trockenheit ungeachtet, höchſt gefährlich, was Alles beweiſt, daß die Erzeugung des Krankheitsſtoffs erſt dann am ſtärkſten iſt, wenn das Waſſer von der Oberfläche verſchwunden und vom Boden eingeſaugt iſt. Selbſt dürre Sandgegenden können unter ſolchen Umſtänden die Malaria erzeugen, wie die ſüdlichen Ufer des Tajo, ja die ganze Provinz Alemtejo in Portugal beweiſen. Hieher gehören auch die tief mit Sand bedeckten tödtlichen Strecken am Berbice, an der Grenville-Bay auf Grenada u. ſ. w. *)

Man muß geſtehen, daß die Umſtände, unter welchen ſich nach dem Bisherigen die Malaria erzeugt, eine auffallende Aehnlichkeit haben mit den Localitäten, auf denen das gelbe Fieber hauptſächlich wuchert. Der Verfaſſer des genannten Briefs erzählt von einer heftigen Epidemie des gelben Fiebers, die im Jahr 1816 die ſchon oben genannte Inſel Antigua verheerte. Die epidemiſchen Einflüſſe waren allgemein, und ſelbſt die Neger wurden zwar nicht vom gelben Fieber, aber doch von Wechſelfiebern und nachlaſſenden Fiebern befallen. Unter dieſen Umſtänden waren die Sümpfe, welche die Schiffswerfte an dem

*) Der Wachpoſten wurde damals mit Negertruppen beſetzt, die ihn ohne allen Nachtheil bezogen.

*) Die Grenville-Bay iſt eine Rhede und Ausfuhrhafen; ſie liegt auf der gegen den Wind gelegenen Seiten der Inſel; ſelbſt die ſo unvorſichtigen Matroſen fürchten ſich auf dieſer Küſte zu ſchlafen, und die Leute, welche zur Einſchiffung des Zuckers im Hafen aufgeſtellt ſind, werden doppelt bezahlt.

Hafen umgeben, am gefährlichſten, und geſunde europäiſche Soldaten, welche daſelbſt Nachts ſchilderten, wurden, ſobald ſie den Poſten verlaſſen hatten, vom Fieber ergriffen und ſtarben unter allen Qualen des ſchwarzen Erbrechens, bald nachdem man ſie in ihr Quartier auf Monkshill gebracht hatte. Monkshill iſt ein Hügel, der unmittelbar hinter den Sümpfen liegt, und dieſelben beherrſcht. Er ſteht iſolirt, iſt 600 Fuß hoch, und befeſtigt. Während des ganzen Verlaufs der Epidemie zeigte ſich auf Monkshill ſowohl unter dem Stab, als überhaupt unter dem nicht zum Waffendienſt beſtimmten Theil der Beſatzung und den Familien der Garniſon kein einziger Fall von gelbem Fieber. Alle, die regelmäßig innerhalb der Wälle ſchliefen, blieben frei, und nur die Soldaten, die in der Niederung Wache ſtunden, wurden weggerafft. Während dieſe freiſtehende Anhöhe vollkommene Sicherheit gewährte, gilt dieß keineswegs von den niſchenartig eingeſchloſſenen Terraſſen eines längs dem Sumpf ſich hinziehenden Bergrückens, welche ſich in ſehr vielen Fällen noch tödtlicher zeigten, als der Sumpf ſelbſt.

(Schluß folgt.)

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

X. Das Flußgebiet des Volturno.

(Schluß.)

So weit gingen die Wünſche im Allgemeinen, als der Marcheſe Maſcari auf ſeine eigenen Koſten es unternahm, die Lagunen des Mare Morto zu verbeſſern. Um die Waſſer derſelben zu erneuern, ließ er den alten Canal gegen den Meerbuſen di Miſeno ausgraben, und einen andern gegen das Ufer di Miniſcuola öffnen; dadurch erfriſchen ſich die Waſſer der Lagunen mit jedem Wellenſchlag des Meers, und die Bewegung wurde in der That ſo ſtark, daß in dem Canal bei Miſeno eine kleine Mühle getrieben wird. Außerdem wurden alle die kleinen Sümpfe ausgefüllt, welche um die Lagunen herumſtanden, doch ſind noch einige Vertiefungen geblieben, welche nur im Sommer austrocknen. So viel es die Kräfte eines Privatmannes zuließen, wurden die Schilfe und andere Pflanzen aus der Tiefe herausgeſchafft, mit welchen man die Ländereien zu bedüngen anfing. Obgleich alle dieſe Arbeiten noch viel zu wünſchen übrig laſſen, ſo wurde das Klima der Umgebungen des Mare Morto ſo verbeſſert, daß jetzt das ganze Jahr hindurch einige Perſonen dort wohnen, ohne den gewöhnlichen Sumpfkrankheiten unterworfen zu ſeyn. Die Bewohner von Bacoli haben nicht mehr vom Fieber der Mal Aria zu leiden, eben ſo wenig die von Miſeno ſelbſt, wo gegenwärtig zu jeder Jahreszeit der Marcheſe Maſcari mit ſeiner Familie lebt. Auch die Gegend von Bajä iſt dadurch geſünder geworden, wohin jetzt nur noch die nahen Seen Averno und Fuſaro ihre Ausdünſtung verbreiten.

Auf dieſes ermunternde Beiſpiel hin, welches wohl Nachahmung verdient hätte, wurden der Regierung verſchiedene Vorſchläge gemacht, um auch die übrigen Seen und Sümpfe unſchädlich zu machen, allein bis jetzt vergeblich. Man hat den ungeheuren Gewinn, welcher dadurch erhalten würde, noch nicht genug geſchätzt; zum Theil wirken auch Privatintereſſen gegen die Ausführung größerer Plane; hier hat einer, um eine Mühle in Bewegung zu ſetzen, das Niveau des Waſſer erhöhen laſſen, und veranlaßt dadurch ſtehende Waſſer; dort will einer ſeine Grundſtücke bewäſſern, ſorgt aber nicht dafür, daß das Waſſer wieder ſeinen Fall erhält, und gibt auf ſolche Weiſe Veranlaſſung zur Bildung eines Sumpfes; wieder andere kommen aus geſunden Gegenden, ziehen Gräben, um den Flachs und Hanf zu röſten, und vermehren auf dieſe Weiſe die Verpeſtung der Luft. Gegen alle dieſe ſchreitet die Geſetzgebung nicht ein, und ſo wird das Uebel, ſtatt ſich zu mindern, von Jahr zu Jahr größer.

Seit dem Jahre 1817 wurde der Plan verfolgt, die beiden Sümpfe di Varcaturo und Lingua di Cane zu verbinden, und in dieſelben die Regenbäche zu leiten, welche von dem Hügel de' Camaldoli herabfließen. Der Hauptcanal zwiſchen Calvizzano und Quagliano iſt bereits ausgeführt; allein weil ein allgemeiner Plan zur Verbeſſerung des ganzen Diſtricts zwiſchem dem Lago di Licola und der Mündung des Volturno im Werke ſey, ſo wurde die Fortſetzung des kleinern Anfangs wieder eingeſtellt. Den Lago di Patria, an welchem einſt die Stadt Literaum lag, unſchädlich zu machen, wäre kein ſo großes Werk, da er ſich leicht mit dem Meer in eine beſtändige Verbindung ſetzen läßt, und ſeine große Ausdehnung und Tiefe die Fäulniß der Sumpfpflanzen weniger zuläßt.

Wie die untern, ſo wurden auch die obern Sümpfe bei Caſtelvolturno ein Gegenſtand von Planen, von denen aber noch keiner ausgeführt wurde. Die außerordentliche Fruchtbarkeit der wenigen bebauten Felder, welche dem Moggio nach (etwas mehr als ein würtembergiſcher Morgen) 60 Tomoli Weizen = 18 Scheffel würt.) liefern, reizte vor Allem, auch dieſe Sümpfe auszutrocknen und fruchtbar zu machen; die Luft iſt ganz verpeſtet, weßhalb auch keine Bevölkerung vorhanden iſt, außer in Caſtelvolturno einige Hundert ſchwächlicher, träger Bewohner, die nicht die Kraft haben, einen ſo üppigen Boden zu bebauen. Vom Jahre 1812 an machte man Verſuche zur Urbarmachung, allein es geſchahen bedeutende Mißgriffe, ſtatt die jährlichen Ueberſchwemmungen des Volturno, welche immer Sand und Schlamm mit ſich führten, zu benützen, ſuchte man ſie zu verhindern, und was der Principe Nugent, der im J. 1819 ein Privilegium zur Verbeſſerung dieſes Diſtricts auf 30 Jahre erhielt, im Plane hatte, blieb auf dem Papier und kam nicht zur Ausführung.

Wie groß der Nutzen der Canäle zur Abführung des Waſſers iſt, dieß beweiſen die Regi Lagni. Sie beginnen in der Nähe von Nola, durchſchneiden in einer Länge von 30 Miglien den angenehmſten und fruchtbarſten Theil der Campagna Felice, und erſtrecken ſich bis ins Meer, wo ſie ſich beinahe in der Mitte zwiſchen dem Lago di Patria und der Mündung des Volturno entleeren. Ihre Beſtimmung iſt mehr als 60,000 Moggia Felder in ihrer Fruchtbarkeit zu erhalten. Dem größten Theil ihres Laufes nach beſtehen ſie aus drei parallelen Canälen,

durch Dämme von angemeſſener Breite und Höhe von einander getrennt. Der mittlere ſammelt die Waſſer von Calabricito und Moſito und andere Quellwaſſer, auch die verſchiedenen Regenbäche, die von den Höhen kommen. Die zwei andern nehmen die Gewäſſer der anliegenden Felder auf, welche zur Zeit der anhaltenden Regen in den mittlern keinen Abfluß haben könnten, weil ſein Niveau um mehrere Palmen erhöhter liegt. Es ſind dieſe Regi Lagni das Hauptwerk in der Campagna Felice, und ihre gute Erhaltung zog von jeher die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich. Vom Jahre 1809 an, bis zu welcher Zeit die Aufſicht darüber einer beſondern Commiſſion anvertraut war, wurde die Leitung dieſes wichtigen Werks der Direzione generale di Ponti e Strade übergeben. Vor dieſer Zeit waren die niedrigſten Theile dieſer Gegend noch ſumpfig, dazu gehörten die Felder von Candelaro, der Pantano (Sumpf) und der Park von Acerra, die Wälder von Loriano, Maddaloni und Santarcangelo, die Gegend von Pozzobianco, die Felder von Ponterotto und Pascarola, ſo wie die von Aprano und Melaino. Nun ließ man die Neigung der Gräben gegen die Canäle verbeſſern, vertiefte ſie, wo es nöthig war, zog neue Gräben für das Abwaſſer, und ſo gelang die gänzliche Austrocknung einer Gegend von mehr als 8000 Morgen Landes. Früher lieferten dieſe Felder bloß Gras zur Fütterung des Viehs, mit einem Ertrag von 4 bis 5 Ducati dem Moggio nach; jetzt erfreuen ſie ſich eines ergiebigen Anbaues, und der Ertrag iſt auf 20 bis 25 Ducati geſtiegen, ſo daß durch dieſe Verbeſſerung im Ganzen ein jährlicher Gewinn von ungefähr 150,000 Ducati erzielt wurde. Die Gegend von Nola, wo dieſe Regi Lagni beginnen, iſt auch noch in einer andern Hinſicht merkwürdig, weil man in derſelben von der Natur eine große Lehre erhielt, welches Mittel zur Verbeſſerung der ſumpfigen Gegenden angewandt werden muß. Im vorigen Jahrhundert waren die Höhen in der Nähe von Nola mit dichten Waldungen bewachſen, und die Bäche, welche herabfloſſen, brachten bloß Schlamm mit ſich, der von den anwohnenden Landleuten für ihre Felder benützt wurde; auch beſchränkte ſich ihre Anzahl auf zwei bis drei, wie ſie Rizzi Zannoni auf ſeiner topographiſchen Karte aufführt (1769—1799). Als man aber die Unvorſichtigkeit hatte, jene Waldungen zu lichten, zum Theil ganz auszureuten, und die Abhänge der Berge anzubauen, da änderten ſich auf einmal die Verhältniſſe. Statt des Schlammes kamen nun ganze Maſſen von Erdſchichten die Berge herunter, ſtatt drei ſah man nach und nach zwölf Bäche herabſtürzen, die Gräben wurden ausgefüllt, die Bette erhöhten ſich um mehrere Palmen, das Gewäſſer drang heraus, und verwüſtete die Felder. Dieſe Verheerung wurde beſonders empfindlich im Jahr 1823, welches ſich durch anhaltende, große Regengüſſe auszeichnete. Man ſuchte zwar den Schaden durch Reinigung der Canäle, Anlegung neuer Gräben wieder zu verbeſſern, allein alle dieſe Anſtrengungen wären vergeblich, wenn nicht der Befehl gegeben worden wäre, wieder allen Bedacht auf die Anpflanzung der Waldungen zu nehmen, und durchaus keine Erlaubniß zum Ausreuten derſelben zu geben. Auch im Thale des Sarno machte man dieſelbe Erfahrung, daß durch das Ausbauen der Waldungen die Verwüſtungen im Thale ſich vermehrten. Mit der Zeit iſt zu hoffen, daß durch die vereinten Arbeiten der obern, wie der untern Gegenden die Cultur der tiefern Felder geſichert und immer mehr erhöht werde.

Wenden wir uns noch auf das rechte Ufer des Volturno, ſo finden wir auch dort eine ausgedehnte Strecke Landes bis zur Rocca di Mondragone, welche von der Agnena, dem Savone, dem Savoncello, dem Rivo Riccio und andern Flüßchen verwüſtet werden. In der Ebene ſelbſt vertheilen ſie ſich in zahlloſe kleine Gräben und Bette, und nach vielfachem Hin- und Herſchlängeln vereinigen ſie ſich in einem einzigen Bett und ergießen ſich ins Meer. Die ſchädlichen Ausdünſtungen, welche ſich aus ſo vielen ſtehenden Waſſern und ſo vielen ſumpfigen Orten entwickeln, verpeſten die ganze Umgegend ſo ſehr, daß ſie nur von wenigen Leuten bevölkert iſt, welche allen Krankheiten und Uebeln der Aria Cattiva ausgeſetzt ſind. Ferdinand I ſchon, der dieſen Unglücklichen helfen wollte, befahl vor dem Jahre 1798, daß man einen Plan zur Verbeſſerung dieſer Gegend entwerfen ſoll. Gegen das Jahr 1814 faßte man die Arbeiten wieder auf, die ſich zunächſt auf den Lauf der Agnena beſchränkten, man nahm eine Karte auf, und veranſtaltete viele Nivellements. Allein Alles, was geſchah, war der Beſchluß, das Bett der Agnena und einiger andern Flüßchen jährlich reinigen zu laſſen, um wenigſtens die Ueberſchwemmungen zu verhüten.

Um nun das Geſagte zuſammenzufaſſen, ſo befinden ſich im Flußgebiete des Volturno gegen 450,000 Moggia Landes, welche wegen der verpeſteten Luft nicht bebaut werden könnten, und doch des ergiebigſten Anbaues fähig wären. Davon kommen gegen 200,000 auf das obere Flußgebiet bis zu dem Engpaß beim Monte Tifata, und die andern 250,000 Moggia liegen von der Umgegend bei Cumä bis zur Rocca di Mondragone.

Engliſche Sinecuren in Indien.

Wir haben in einem frühern Blatte (ſ. Nr. 59) die Thronveränderung in Audh erwähnt, wo der engliſche Reſident, nach einem ſehr zweifelhaften Recht, einen jungen Sprößling des Königshauſes vom Thron ausſchloß, um ihn einem alten, abgelebten Manne zu geben. Wir theilen hierüber noch die Bemerkungen eines engliſch-oſtindiſchen Blattes mit, die ein fatales Licht auf manche Punkte des anglo-indiſchen Lebens werfen: „Man hat allen Grund zu vermuthen, daß dieſe willkürliche Thronveränderung unſern Alliirten abermals ein Beiſpiel geben wird, was ſie von engliſchem Schutze zu erwarten haben. Man wird die Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen laſſen, von der neuen Dynaſtie als Preis für ihre Erhebung neue Conceſſionen zu erpreſſen. Ebenſo wird durch dieſes Ereigniß der Einfluß des Reſidenten allmächtig werden, indem er ſeine perſönlichen Feinde für immer von der Gewalt ausſchließt, und eine Familie auf den Thron ſetzt, die ihre Erhebung ganz ſeinem Einſchreiten verdankt: ſo weit wären die Intereſſen der engliſchen Regierung auf Koſten ihrer Redlichkeit gewahrt, und die Privatintereſſen des Reſidenten gleichfalls auf die wirkſamſte Weiſe geſichert. Es fragt ſich nur noch, ob die alten Mißbräuche fortdauern ſollen, ob die engliſche Regierung länger dulden wird, daß die Einkünfte dieſes unglücklichen Landes in Bezahlung ungeheurer Gehalte verſchwendet werden, an Engländer, die durchaus gar nichts thun;

man nennt sie Ingenieure, Aerzte, Astronomen, Maler, Musiker, Köche, Barbiere, Geiger u. dgl., und wo man für solche Titel wie die letztern zu vornehm ist und keine andern geeigneten ausfindig machen kann, nennt man sie im Allgemeinen Adjutanten. Alle diese Leute thun durchaus nichts, und könnten ihre Gehalte eben sowohl in Calcutta oder London beziehen. Diese Leute vermehren nicht die Würde oder den Glanz des Hofes, eben so wenig den Einfluß der englischen Regierung, und es gab nicht leicht einen unverschämtern Mißbrauch des Einflusses, als daß die Regierung in Calcutta diese Herren im Besitz ihrer Sinecuren läßt. Die Unzufriedenheit der Eingebornen spricht sich offen aus, und es wäre Zeit, diesem schreienden Uebel Einhalt zu thun, wo wenige Menschen ein ungeheures Vermögen aufhäufen, dabei aber der englischen Regierung den Haß eines ganzen Volkes zuziehen."

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.
Die Provinz Schirwan.

(Fortsetzung.)

5. Naturerzeugnisse.

Die reiche Natur dieser Provinz bietet ihren Einwohnern alle Mittel zum Wohlstande dar, aber diese haben kaum die Gränzlinie des Naturzustandes überschritten.

Aus dem Thierreiche finden sich in Schirwan Pferde, namentlich die sogenannte schirwanische Race, die keine besonders ausgezeichneten, aber sehr dauerhafte und leichte Pferde liefert, ferner Büffel, Rindvieh, Esel, Maulthiere, Kamele, Schafe, Ziegen, Hunde u. dgl. Von wilden Thieren finden sich Bären, namentlich im obern Theil, Wölfe, Schakals, Hirsche, wilde Ziegen verschiedener Art, Dscheran oder Saiga genannt; Turen oder Berghämmel trifft man nur im Gebirge; Füchse, Hasen, Murmelthiere, Marder, Dachse, Igel und viele andere. Von den Vögeln finden sich außer den Hausvögeln Adler, Geyer verschiedener Arten, Habichte, Falken, weiße und schwarze Raben, Dohlen, Möven, namentlich am Meer und am Kur, wo der Fischfang betrieben wird, Fasanen, eine Art Rebhühner (turatsch), Wachteln, wilde Tauben, Staare, Zwergtrappen, welche im Winter in zahlreichen Schaaren herumfliegen, Schwäne, Kraniche, Reiher, Trappgänse, wilde Gänse, wilde Enten, Wasserraben, rothhäsige Taucher, Schnepfen und eine Menge anderer.

Von Bäumen trifft man am häufigsten: Eichen, Ahornbäume, Eschen, Pappeln, Rüstern, Espen, Buchen, Wallnußbäume und Linden; die Platane ist selten, und die Birke noch seltener, auch wächst letztere nur im Gebirge; ferner finden sich Granatäpfel-, Birn-, Aepfel- und Kirschenbäume, und Weinreben. Berberisbeeren, kleine oder Waldnüsse, Zwergkirschen, Faulbäume, Schlehenbüsche, Weißdorn, wilder Jasmin und wilde Rosen, Himbeer- und Brombeersträucher gibt es in Menge. Von medicinischen Pflanzen sind in Schirwan zu bemerken: die Süßwurzel (glycyrrhiza glabra), Krausemünze (mentha crispa), Salbey, Kamille verschiedener Arten und Stabwurz (artemisia abrotana). Außerdem wachsen sehr viele wilde Kapern, Krapp, Sellerl und Fenchel. Unter den Kornarten sind am häufigsten Weizen, Gerste und Reis, sehr selten Linsen und Bohnen. Unter den Gartengewächsen sind die häufigsten: Wassermelonen, vortreffliche Melonen anderer Art, Möhren, Melanzanäpfel u. dgl.

Die Wälder verdienen eine besondere Aufmerksamkeit, denn fast die ganze Provinz ist holzarm, nur der nordwestliche Theil im Gebirge ist reich daran, in den übrigen Gegenden gibt es keines, das zum Brennen tauglich wäre. Bauholz wächst in den Magals Chosuari, Kassan, Gous, und zum Theil in dem von Koschun. Dickes Holz wird nur zum Bauen verwendet, das Lindenholz jedoch auch zu Flintenschäften u. dgl. Bei der Schwierigkeit, das Holz fortzuschaffen, ist der Preis, namentlich für Bauholz, sehr hoch, und Brennholz wird zu Schemacha mit ein bis zwei Abasen die Last bezahlt. Der Unterhalt der Wälder ist gegenwärtig sehr schlecht, und die Provinz ist mit deren baldiger Ausrottung bedroht. Die Einwohner hauen Bäume ohne alle Auswahl nieder, und lassen sie häufig, da sie dieselben nicht herausschaffen können, an Ort und Stelle liegen; diese Unbesonnenheit trägt nicht nur zu Verheerung der Wälder bei, sondern hat auch noch den Nachtheil, daß häufig auch die guten Wege dadurch unzugangbar gemacht werden.

Der Boden der Provinz Schirwan ist noch wenig mineralogisch untersucht worden, wie überhaupt derjenige Theil des Kaukasus, der ans kaspische Meer stößt; viele Orte jedoch sind reich an Naphtha, Glaubersalz und gewöhnlichem Salz. In der Nähe der Insel Salian, auf dieser Insel selbst und auf der muganischen Steppe finden sich Salzseen und Naphthaquellen; letztere kommen auch im Gebirge nicht weit vom Pirsagat, ostwärts von Alt-Schemacha, vor, aber weder das Salz, noch die Naphtha von Schirwan sind von vorzüglicher Art. Andere Mineralien hat man bis jetzt noch nicht entdeckt, aber nach der allgemeinen Bildung dieser großen Bergkette zu schließen, müssen sich dergleichen wohl finden. Uebrigens findet sich hier Eisenocker, verschiedene Arten von Thon, Kalkstein, Schiefer, Kreide u. dgl.

Im nordwestlichen Theil von Schirwan, im Magal von Egisch bei dem Dorfe Senga, zeigt sich eine sehr merkwürdige Erscheinung: zwei Werste von dem Dorfe kommt auf einer kleinen Strecke das Wasser mit großer Heftigkeit aus vielen Quellen hervor. Gräbt man in der Nähe dieser Strecke den Boden auf und hält eine angezündete Kerze hin, so fährt plötzlich das freigewordene Gas empor und entzündet sich. Diese Erscheinung ist noch nicht näher untersucht worden, der Grund davon ist aber sichtlich derselbe, wie bei dem Feuer zu Baku auf der Halbinsel Apscheron,*) denn der Geruch beim Brennen, so wie die Farbe der Flamme ist dieselbe, übrigens bemerkt man nirgends in der Nähe das Vorhandenseyn von Erdpech oder Naphtha. Das Feuer brennt so lange fort, als nicht eine fremde Kraft es auslöscht. Vor einigen Jahrzehnten zeigte sich die Erscheinung in einiger Entfernung von der jetzigen Stelle, wo sich das Gas jetzt zeigt; gegenwärtig aber hat das Freiwerden des Gases dort ganz aufgehört.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notizen.

Gegen Ende Januars sollen in Syotero und der Umgegend ziemlich heftige Erdstöße empfunden worden seyn; leider ist aber der Tag nicht bezeichnet; doch scheint auch dieß mit dem weitverzweigten Erdbeben im östlichen Europa zusammenzuhängen.

Dr. Helfer hat in der Nähe des Zuflusses Maulmain eine Silbermine entdeckt, die früher schon bearbeitet, aber wieder verlassen worden war. — Auch in Neusüdwales ist eine Gold- und Silbermine entdeckt worden.

*) Von der Stelle an, wo in der Nähe von Baku das Feuer brennt, liegt der oben erwähnte Ort in gerader Richtung über 120 Werste gegen Nordwesten entfernt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 68.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 März 1838.

Brasilianische Zustände.

(Nach ungedruckten gesandtschaftlichen Berichten mitgetheilt von Tieck.)

Die Armee.

Die Militärmacht, wie sie in den Kammern votirt wurde, ist seit Errichtung des Kaiserreichs nur Einmal wirklich ins Leben getreten. Nachdem Don Pedro I das Kaiserthum ohne viele Mühe gegründet hatte, verfolgte er den Lieblingsplan, auch eine seinem Reich angemessene Armee entstehen zu lassen. Seine Rüstungen gegen Buenos-ayres waren großartig, der Feldzug selbst unglücklich und schimpflich. Von da an schreibt sich der Verfall der Armee her; von damals hörte sie auf eine Stütze für den Souverain, eine Barrière gegen die Kammern und ihre Anmaßungen zu seyn, gegen diese Kammern, die seit dem schimpflichen Frieden von 1828 anfingen, die Rolle der Herrscherinnen zu spielen. Die Revolution von 1831 entriß der Regierung ihre Waffen, und vergebens hat sie sich bemüht, diese wieder zu erlangen. Ein Theil der regulären Truppen wurde damals „wegen Meuterei" deportirt, die Aushebungen hörten seitdem auf, und die brasilische Armee ist zu einer Handvoll Soldaten herabgesunken, parodirt durch eine Menge Officiere, die wie eine Bleilast auf dem Budget liegen.

Die militärische Laufbahn in Brasilien bietet weder Glanz noch Ruhm, kaum das trockne Brod dar, um den Hunger zu stillen.

So stellt sich die Armee einer, durch das Mißtrauen der Nationalrepräsentanten unterdrückten, durch eigne Kleinmüthigkeit gemarterten Regierung dem Blicke dar. Es sind die Trümmer eines Schiffbruchs, — undisciplinirte und den Gehorsam verweigernde Invaliden, welche man sich noch glücklich schätzt, unter den Fahnen zurückzuhalten, indem alle Mittel fehlen, eine Armee wieder herzustellen und von dem Schmutze, der auf ihr haftet, zu reinigen.

Die Conscription, welche die Constitution vorschreibt, „mißfällt, weil sie der brasilianischen Jugend, diesem Alter, wo die Eindrücke für das ganze Leben entscheidend sind, zu kriegerische Gesinnungen einflößen würde." — „Einem so gefährlichen Versuche widersetzten sich die Unvollkommenheit der statistischen Angaben und der Ungehorsam der Behörden, der in allen Fällen eintritt, wo die Conscription Söhne guter und geachteter Familien erreicht."

Ein Deputirter hat gesagt, es herrsche in Brasilien kein so kriegerischer Geist, daß man nicht oft Thränen fließen sehe, wenn der Name aus der verhängnißvollen Loosurne gezogen wird, und daß der Soldat froh und zufrieden in die Reihe seiner neuen Cameraden trete.

Das Corps der Municipalpolizei und der Nationalgarde absorbirt alle Kräfte, aus welchen man eine Armee bilden könnte, da zum Dienst in dieser Nationalgarde nicht ausschließlich Familienväter genommen werden, wodurch das Corps weniger aufrührerisch seyn und sich mehr der Sorgfalt für die öffentliche Sicherheit widmen würde.

In Folge dieses nationalen Widerstandes gegen den Militärdienst konnte auch eine vom König Johann VI im Jahre 1814 befohlene Volkszählung nicht vollendet werden.

Das freiwillige Engagement verspricht wenig Erfolg. Ein Patriotismus, der sich selten in kräftigen Handlungen zeigt, der niedrige Werth des materiellen Lebens, das durch Handarbeit leicht erworbene Einkommen, geben dem Soldatenstand so wenig Anziehendes, daß man es noch nicht zur Vervollständigung des Municipalpolizeicorps bringen konnte, ungeachtet der hohen Gage (600 Reis, wogegen der Soldat in der Armee nur 100 erhält) und des bewilligten Vorzugs, niemals außer der Provinz zu dienen. Unter 600, im Jahr 1836 zum Dienste aufgeforderten Männern, konnte man in Rio de Janeiro nur drei erhalten. Eine gezwungene Recrutirung wagt man gar nicht mehr in Anregung zu bringen, aus Furcht vor der Kritik derer, die einem andern System huldigen. Schwierigkeiten und vielfältige Gefahren bot die Anwesenheit fremder Truppen dar; diese Erfahrung machte man mit dem Corps der Deutschen, in welchem bald Indisciplin, in Folge der Verletzung der mit ihnen von Seiten der Regierung eingegangenen Verträge, einriß. In Betreff dieser Fremden zeigte Don Pedro Grausamkeit statt Strenge, und verläugnete so seinen Charakter, der sich ursprünglich mehr zur Gnade und Gerechtigkeit neigte. Nachdem im

Jahre 1828 die Unordnungen, deren ſich die deutſchen Truppen, durch die Schwäche ihrer Befehlshaber verleitet, ſchuldig gemacht hatten, wieder beruhigt worden, ſtrafte der Kaiſer zugleich mit den Schuldigen auch diejenigen, welche unter ſeinen Augen ihrer Pflicht treu geblieben waren, mit einer Erbitterung, die das vorhergegangene Unrecht beinahe vergeſſen machen konnte. So wurden die an den Unruhen nicht Theil habenden Militärpoſten im Schloſſe St. Chriſtoph entwaffnet, wie der Reſt des Bataillons; vierunddreißig Officiere arretirte man mitten in der Nacht, und ſchiffte ſie, ohne vorhergegangene Unterſuchung, ohne daß ihre Schuld erwieſen war, ohne Beobachtung irgend einer Form ein. Entblößt von Allem, wurden ſie auf eben ſo rohe Weiſe in Hamburg ans Land geſetzt.

Das Budget des Finanzjahrs 1836 gab die Zahl der Officiere auf 2884 an, ſowohl derjenigen, die im wirklichen Dienſt ſich befanden, als der penſionirten. Unter dieſen letztern befanden ſich

6	Marſchälle, mit einer Penſion von	2,373,320	Reis.
8	Generallieutenants . . .	1,728,990	—
17	Generalmajors	1,320,000	—
29	Brigadiers	600,000	—
95	Obriſt u. ſ. w.	240,000	—

Die Zahl der Soldaten unter Waffen überſtieg im Jahre 1836 nicht 3500 Mann, wobei der Kriegsminiſter in den Kammern erklärte, von dieſen in Rio de Janeiro nicht über 100 verfügen zu können. — Dieſe 3500 Mann bilden 18 Corps!!

Dieſer armſelige Haufen Soldaten mit der übermäßigen Menge von Officieren, dem Aufwand von Arſenalen, Kanzleien u. ſ. w. koſtet Braſilien die enorme Summe von 3400 Contos, den vierten Theil ſeiner ganzen Einnahme, und zwingt zugleich der Regierung die Ueberzeugung von der Nichtigkeit ihrer Vertheidigung gegen Angriffe auf, denen ſie täglich ausgeſetzt iſt. Unter der Unmaſſe der Officiere befinden ſich nicht hundert von anerkannter Tüchtigkeit und ehrenwerther Geſinnung. Der Braſilianer beſitzt im Ganzen, man könnte ſagen, nur einen unvollſtändigen Inſtinct der Ehre und militäriſchen Würde; im Gegentheil beherrſcht ihn ein übertriebenes Vorurtheil gegen den Stand des Kriegers, ein Vorurtheil, das ſich, wenn auch jetzt nicht mehr, ſo doch früher mit einer gewiſſen Naivetät kund gab. Der Braſilianer betrachtet die Geringſchätzung des Lebens wie eine Verirrung des Verſtandes, und die geſetzmäßige Autorität wie einen Rechtseingriff in ſeinen Willen. Disciplin iſt für ihn Tyrannei, und die heroiſche Aufopferung des Kriegers in ſeinen Augen nicht beſſer als Selbſtmord.

(Schluß folgt.)

Ueber Malaria, namentlich in Weſtindien.

(Schluß.)

Dieſe Freiheit gewiſſer Localitäten von dem fraglichen Miasma und die Eingeſchränktheit des letztern auf andere Oertlichkeiten, wie es in den vorſtehenden Zeilen auseinandergeſetzt wurde, ſtimmt mit dem zuſammen, was im weitern Verlauf über die Malaria geſagt werden wird; auch zeigte, wie geſagt, dieſe Gelbfieberluft in der Nähe eines Sumpfes die größte Giftigkeit, wie die Malaria. Was macht nun aber, daß in dieſem Fall ein gelbes Fieber entſtand und nicht ein Malariafieber? Dieß iſt die noch nicht gelöste Frage nach dem urſächlichen Element, deſſen Mitwirkung außer den bereits angegebenen Bedingungen zur Erzeugung des gelben Fiebers nothwendig iſt. Der durch ſeine Forſchungen über die Geſchichte der Krankheiten berühmte Schnurrer ſtellt neben den Krankheiten, die aus dem Boden ihren Urſprung haben, wie Wechſelfieber, Malaria ꝛc., und den Krankheiten, die wie die katarrhaliſchen Epidemien aus der Luft kommen, noch eine dritte Claſſe auf, die er die hiſtoriſchen Krankheiten nennt, weil ſie aus der Geſchichte des Menſchengeſchlechts hervorgehen, aus deſſen Vermengungen im Krieg und Handel, aus deſſen Schickſalen, Verheerungen, Ueberſiedlungen, ja ſelbſt aus dem Verkehr mit den vertrauteſten Hausthieren. Er rechnet hierher die Peſt, den Kriegstyphus, die Pocken, die Luſtſeuche, das gelbe Fieber u. ſ. w. Daß das gelbe Fieber einen ſolchen Urſprung aus dem Zuſammenſtoße des Menſchengeſchlechts habe, dafür ſprechen, jedoch durchaus nicht mit entſchiedener Gewißheit, daß es ſich nie weit von den Küſten tief landeinwärts fortpflanzt, und die Einſchränkung auf Weſtindien und die beſuchteſten Handelsſtädte Amerika's. (Wenn es ſich in ſpaniſchen und italieniſchen Hafenſtädten zeigte, war es von Amerika aus durch Schiffe dahin verſchleppt worden.) Iſt es nun das Zuſammentreffen der Europäer mit den Eingebornen von Amerika, oder iſt es die verpeſtete Luft, die ſich in den mit Negern vollgepfropften Räumen der Sklavenſchiffe entwickelt, und auf diejenigen, welche nicht von Anfang an in dieſer Luft geathmet haben, ſchädlich wirkt? *) — eine Vermuthung, welche auch in dieſen Blättern ſchon zur Sprache gekommen iſt. Hierüber können jedoch nur ganz beſtimmte Nachweiſungen, die von einzelnen Fällen hergenommen ſind, Aufſchluß geben. Der Umſtand, daß die Neger nicht empfänglich für das gelbe Fieber ſind, beweiſt nichts für die in Rede ſtehende Vermuthung; auch die Eingebornen ſind frei, und wir haben bereits oben einen Fall angeführt, dem der Briefſteller noch einen zweiten anreiht, daß die Neger auch für die einfache Malaria weit weniger empfänglicher ſind, als die Europäer, ſo daß alſo daraus für die Entſtehung des gelben Fiebers aus verpeſteter Negerausdünſtung nichts bewieſen werden kann. Es genügt jedoch, auf dieſe Frage hingewieſen zu haben, die nur ſchwer beantwortet werden kann, und wir wenden uns von dieſer Abſchweifung zu den Eigenſchaften der Malaria zurück.

Die Malaria ſcheint ſchwerer zu ſeyn als die atmoſphäriſche Luft; ſie kriecht längs dem Boden, und ſcheint in beſonderer Concentration angezogen zu werden von Anhöhen, welche unmittelbar an den giftigen Sumpf gränzen. Sie ſteckt in den Winkeln und Gräben von Befeſtigungslinien, in den Ecken und Ritzen alter Städtemauern. Sie iſt ſchwer beweglich und haftet

*) Bekannt iſt der ſogenannte ſchwarze Gerichtstag von Oxford, wo viele Verbrecher vorgeführt wurden, und eine große Anzahl von Gerichtsherren durch Einathmung der Kerkerluft, welche die Gefangenen mit ſich brachten, erkrankten und ſtarben.

häufig ganz zäh an bestimmten Localitäten, z. B. an einer bestimmten Straße oder der einen Häuserreihe derselben, an einem bestimmten Haus oder einem Stockwerk desselben, oft nur an einem Zimmer, an einer einzigen Schiffsabtheilung, vor Allem aber an Stellen mit schattigem Baumwerk, woraus sie nur schwer an andere anliegende Stellen sich fortbewegt; die Einwohner von Holländisch-Guiana haben darum ihre Wohnungen, in der Ueberzeugung gänzlicher Sicherheit, unmittelbar an die unter dem Wind gelegene Seite der giftigsten Moräste gebaut, und zwar vollkommen ungestraft. An offenen Stellen jedoch, wo der Wind ungehindert weht, wird die miasmatische Luft durch den Zug der Lüfte fortgeführt, und es ist bei der Wahl eines gesunden Orts eine Hauptrücksicht, Gegenden zu vermeiden, die von dem Wind geschützt sind, denn häufig steckt sie gerade hinter Anhöhen und Mauern, welche den Wind abhalten. Auch das, was bei Gelegenheit der oben angeführten Gelbfieberepidemie in Betreff der Localitäten erwähnt wurde, bestätigt das oben Gesagte. Die allergefährlichsten Stellen sind die für kühlende Winde undurchdringlichen Gebüsche und Waldungen in niedern Gegenden; in solchen Orten herrscht oft ein ununterbrochenes Schweigen, man sieht keinen Vogel, kein vierfüßiges Thier, und der Einsender des Briefs weiß nicht, was tödtlicher in solchen Wäldern ist, die Schlangen, welche die junge Brut verzehren, oder das Gift, das aus dem Boden dampft.

Wie hartnäckig aber auch die Malaria sich an gewissen Localitäten festhängt, so findet auf der andern Seite scheinbar das Gegentheil statt, indem mäßige Anhöhen, welche an die Malaria erzeugende Sümpfe gränzen, für die auf der andern Seite Wohnenden häufig gar keinen Schutz gewähren, so wenig als die Anhöhe selbst, auch auf ihren höheren Punkten, vom Gift frei bleibt: Port of Spain auf Trinidad, liegt ganz nahe an einem östlich gelegenen Sumpf, und ist daher nicht sehr gesund, jedoch keineswegs unbewohnbar. Zwischen der Stadt und dem Sumpf ist eine schützende Anhöhe. Die Stadt selbst ruht auf angeschwemmtem Boden, der Hügel aber besteht aus einem ganz trockenen, reinen Kalkstein, dem schönsten der Insel. Und doch ist die über diesem Gestein schwebende Luftschichte höchst verderblich für Alle, die irgend einen Ort der Anhöhe bewohnen wollen. Kein Platz, erhaben oder vertieft, ummauert oder sonst geschützt, gibt Sicherheit vor den Ausdünstungen der andern Seite. Auf dem höchsten Gipfel, der ungefähr 400 Fuß hoch ist, und eine ganz milde Temperatur hat, wurde ein Thurm erbaut, als fester Punkt zur Vertheidigung der Stadt; man fand aber, daß er eben so unbewohnbar war, als eine der am nächsten Abhang unten am Hügel beabsichtigten Niederlassungen. Der schöne Posten von Prinz Rupert auf Dominica ist eine Halbinsel, welche zwei Hügel in sich begreift, die mit dem Festland durch eine ebene, viereckige Landenge von ungefähr ¾ Meilen Ausdehnung und der sumpfigsten Beschaffenheit zusammenhängt. Die beiden Hügel ragen gerade hinaus in das Meer, von welchem sie von drei Seiten her umgeben sind, und zwischen ihnen läuft ein enges, aber nicht sumpfiges Thal, wo alle Garnisonsgebäude liegen. Der innere Hügel hat eine schmale pyramidale Form, erhebt sich auf einer schmalen Basis, ist beinahe senkrecht 200 Fuß hoch und erstreckt sich dicht an den Sumpf, querüber von einem Meeresufer zum andern, so daß der Posten von dem Sumpf dem Anschein nach vollständig abgeschnitten ist. Man fand jedoch bald, daß die Casernen im Thal ungesund waren, und um diesen Fehler gut zu machen, errichtete man ein Gebäude auf dem Hügel selbst, nahe am Gipfel, ungefähr 300 Fuß hoch; diese Stelle zeigte sich aber ausnehmend gefährlich, noch weit mehr als das Thal, das kaum einen halben Büchsenschuß entfernt ist. Man muß also annehmen, daß die giftige Luft an dem Boden der Anhöhe aufwärts kriecht, und, wenn sie den Gipfel erreicht hat, sich fortwährend von dem Boden angezogen auf die unten liegenden Localitäten niedersenkt. Nur beträchtlichere Anhöhen entziehen sich dem Miasma, besonders aber Anhöhen, die, wie Monkshill, offen daliegen und den Winden gänzlich zugänglich sind. Die Höhe, bis zu welcher sich die Malaria erstrecken kann, mag ungefähr 1800 bis 2000 Fuß betragen. Bei weniger hohen Lagen wird sie sich, wenn auch modificirt, immer noch zeigen, besonders an den dem Winde unzugänglichen Stellen.

Die Malaria ist hauptsächlich Nachts am gefährlichsten, was auch in einem der oben genannten Fälle berührt wurde; das Sonnenlicht und die Hitze scheinen sie bei Tag unwirksamer zu machen. Der Einsender des Briefs empfiehlt für die der Malaria ausgesetzten Casernen feine Drathgeflechte an die Fenster zu machen, schlägt jedoch wegen der großen Kosten, die Kupferdrathgeflechte machen würden (Eisen ist im westindischen Klima unbrauchbar) Baumwollengas vor, und erinnert an den Schleier, den Reisende in den pontinischen Sümpfen mit Nutzen getragen haben, wenn nicht, wie er sich selbst einwirft, die Reisenden deßwegen frei blieben, daß sie sich nur bei Tag in den Sümpfen aufhielten. *)

Wir haben oben gesehen, wie nahe die Malaria in Betreff der Ursachen das gelbe Fieber berührt, das selbst wieder höchst wahrscheinlich zu den Krankheiten gehört, die durch die Bewegungen des Menschengeschlechts hervorgerufen und erhalten werden. Und doch ist die Malaria selbst eine Krankheit, deren wirksamstes Gegenmittel der Mensch und seine Thätigkeit ist. Durch unermüdliche Bearbeitung des Bodens, der dabei immer wieder von neuem aufgerissen wird und die giftigen Dünste entweichen läßt, und durch beharrliche Anpflanzung mit Getreide u. s. w. wird der Krankheitsstoff vernichtet; überall, wo ein für die Erzeugung von Malaria günstiger Boden ist, wird eine

*) Der Briefsteller gründet seinen Vorschlag, sich durch Drathgeflechte zu schützen, auf den Nutzen dieser Geflechte gegen die entzündlichen Grubengase in den Bergwerken. Hiebei ist jedoch zu bemerken, daß die Drathgeflechte bei den Sicherheitslampen die entzündlichen Gase nicht von dem Licht der Lampe abhalten; vielmehr dringt das trübere Gas in das Innere der Lampe und explodirt daselbst. Aber der Nutzen des Geflechts besteht darin, daß die Explosion sich nicht bis außerhalb der Lampe verbreitet (was die so gefährlichen Grubenwetter hervorbringt); und dieß wird dadurch verhindert, daß das Drathgeflecht die innerhalb der Lampe stattfindende hohe Temperatur erkältet, der Verbrennungsproceß sich somit nicht nach außen verbreiten kann.

unangebaute Savanne, wenn sie auch als Weide verwendet wird, schädlicher seyn, als eine Pflanzung. Je weniger eine Gegend bebaut ist, desto leichter kommt sie unter die Herrschaft der Malaria, und umgekehrt. So wurde in Demerary der seewärts gelegenere Theil eines ungeheuren Sumpfs durch holländischen Fleiß in eine wohnliche, hübsche Niederlassung von großer Wohlhabenheit verwandelt. Das Innere großer Städte ist, wenn nicht ihre Lage besonders ungünstig ist (die Pest- und Gelbfieberstädte ausgenommen) in der Regel gesund, wenn sie nicht im Verfall sind. Sobald in einer verdächtigen Gegend des Menschen Thätigkeit still steht, droht ihm der Feind von außen Verderben, und treibt ihn Schritt vor Schritt von dem Platze, den ihm der Mensch früher abgerungen hatte. Rom war in seiner Blüthe eine gesunde Stadt; jetzt ist es ein üppig wuchernder Boden für die Malaria. So erhob sich Calcutta kaum seit länger als einem Menschenalter aus den giftigen Sümpfen am Ganges von einem unscheinbaren Fischerdorf zu einer mächtigen Stadt, und in dem Maaß, als die Civilisation sich durch die Art des Sapeurs in den umliegenden Wäldern einen Weg bahnte, trieb sie die Malaria vor sich her. Wird aber die civilisirende Thätigkeit des Menschen wieder zurücksinken oder auch nur in ihrem Laufe still stehen, so wird der verborgene Feind, der vor den Thoren lauert, hereinbrechen; die Paläste werden eine Heimath für die verpestete Luft; ihre Einflüsse werden die Bewohner von Straße zu Straße treiben, und die Stadt wird in dieselbe Malariagrube zurücksinken, aus der sie sich herausgehoben hat. Dieselben Wirkungen der Civilisation können auch in andern Gegenden nachgewiesen werden.

Nachrichten über das Erdbeben in Mexico.

Die New-Orleans-Bee sagt: „Aufeinanderfolgende Erdstöße zerstörten die Stadt Acapulco, während das prächtige Mexico selbst einem heftigen und anhaltenden Stoß ausgesetzt war, doch ward glücklicherweise in letzterer Stadt kein Schaden verursacht. Die Details über das Erdbeben von Acapulco sind schauderhaft. Wiederholte Stöße von äußerster Heftigkeit verwandelten die Stadt in einen Ruinenhaufen. Die Häuser wurden umgestürzt, die Kirchen unwiederherstellbar beschädigt, die Mauern des Campo Santo zerstört, und die Bewohner genöthigt, die Nacht auf den an die Stadt stoßenden Feldern und Straßen zuzubringen. Als der Morgen graute, sahen sich Hunderte obdachlos und in die äußerste Noth versetzt. Zum Glück für die Sicherheit der Bürger war die von den Stößen verursachte Zerstörung so allmählich, daß sie Zeit zu ihrer Rettung hatten, und nur wenige das Leben verloren. Es ist ein gewisses Zusammentreffen zwischen den Erdbeben zu Acapulco und Mexico bemerklich. Die Stöße in letzterer Stadt wurden unveränderlich einen oder zwei Tage, nachdem sie in ersterer verspürt worden, gefühlt. Die vulcanische Kette scheint sich von der einen Stadt zu der andern in beinahe gerader Linie zu erstrecken, und die Wirkung ward sonach allmählich, aber sicher fortgepflanzt. Der Boden, worauf Mexico jetzt steht, war früher ein großer vulcanischer Mittelpunkt, und in unmittelbarer Nachbarschaft gibt es viele ausgebrannte Krater. Der berühmte Popocaterell ist immer noch offen und raucht.

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortsetzung.)

6. Verbindungswege.

Auf der Ebene von Schirwan könnten die Wege bei der geringsten Mühe leicht in gutem Stand erhalten werden, aber jetzt ist das Reisen darüber darum sehr beschwerlich, weil keine Brücken über die Canäle vorhanden sind, welche die ganze Ebene durchschneiden, und anderthalb bis drei und sogar vier Arschinen Breite, und eine bis zwei ein halb Arschinen Tiefe haben. An den Abhängen der Berge läuft der Weg für Fuhrwerke ganz bequem fort, aber in den Bergen bei den steilen Aufstiegen ist er sehr mühsam. Zur Regenzeit ist der Weg über die Thonberge von Schirwan für Equipagen kaum fahrbar.

Aus Alt-Schemacha führen Straßen nach Kuba, Baku, Lenkoran, Schuscha, Jelisawetpol und Nucha. Nach Kuba führen zwei Wege, der eine am Abhange des westlichen Endes der Kaukasuskette nach dem Karawanserai Arbat, von da nach dem Karawanserai Sugait längs dem Meere nach dem Berge Besch-Barmak, von wo der Weg weiter gegen Norden geht. Die ganze Strecke nimmt 225 Werste ein; der andere Weg führt gerade über die Berge nach dem Karawanserai Alty-Agatsch und hat nur 140 Werste. Noch ein dritter Weg führt über die Dörfer Kunak-Kent, Ruslow u. s. w., ist aber zu allen Jahreszeiten sehr beschwerlich. Nach Baku rechnet man auf der Poststraße 105 Werste. Nach Lenkoran geht der Weg über den Kur, über die muganische Steppe und dann am Meere hin; man rechnet ihn auf 225 Werste. Nach Salian geht der Weg anfangs über die Berge, dann in der Ebene fort über das Dorf Nawaga, 125 Werste weit. Es gibt auch noch einige andere Straßen, welche jedoch beschwerlich und nur für Saumthiere brauchbar sind. Nach Schuscha gehen drei Straßen, die erste auf der großen Poststraße, die zweite geht über das Dorf Sardow, die dritte über Alwent. Nach Jelisawetpol führt gleichfalls eine Poststraße 209 Werste weit.

Das kaspische Meer und der Fluß Kur erleichtern die Verbindung der Provinz sehr: nach der nordöstlichen Bank (am Hauptausflusse des Kur) kommen die Seeschiffe und Küstenfahrzeuge aus Astrachan, Baku und Persien, und auf dem Kur fahren die obenerwähnten Küschims. Die Regierung hat mit bedeutenden Opfern den Kur schiffbar machen lassen bis zum Dorfe Mingatschaur, 550 Werste weit aufwärts; von Mingatschaur bis Tiflis rechnet man noch 280 Werste. Die Lage der Kurmündung in der Mitte des westlichen Ufers des kaspischen Meeres hat schon die Aufmerksamkeit Peters des Großen auf sich gezogen, und er faßte den Plan, eine große Handelsstadt als Vereinigungspunkt für Russen, Georgier, Armenier und Perser daselbst anzulegen. Unter den jetzigen Umständen, wo das kaspische Meer Rußland für den Handel mit Persien offen steht, und es die Städte Baku, Lenkoran und die Insel Sara in Besitz hat, könnte man mit großem Vortheil eine Stadt am Kur anlegen, in geringer Entfernung von Mingatschaur, welche als Centralpunkt für den Handel mit den Rußland unterworfenen Völkern und mit den Bergstämmen dienen könnte. Die Trümmer von Karawanserais und Cisternen, welche an vielen Orten auf dem Wege von Alt-Schemacha nach Baku und Salian sich finden, zeugen dafür, daß in frühern Zeiten hier eine große Handelsbewegung war. Bei einem ungebildeten Volke, das sich selbst den Weg zu seiner Bildung bahnt, muß die Bequemlichkeit der Verbindungen nothwendig die Folge einer vermehrten Industrie und einer Ausdehnung des innern Handels seyn, aber in dem russischen Transkaukasien wird eine Verbesserung der Wege zur Ausdehnung der Industrie und des innern Handels führen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 69.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 März 1838.

Aufenthalt in Tanger und Tetuan. *)

Nachdem wir uns einige Tage in Cordova und Sevilla verweilt, hielten wir es endlich für die höchste Zeit, nach Gibraltar zu eilen, wenn wir noch die Felucke erreichen wollten, die bestimmt war, uns nach Tanger hinüber zu führen; als wir jedoch in dem Hafenorte anlangten, fanden wir unser Schiff noch nicht segelfertig. Den schönen blauen Himmel abgerechnet, war uns in Gibraltar so zu Muthe, als wären wir in England; indeß mochten sich wohl unsere Gesichter und Anzüge auf der langen Reise durch die heißen Provinzen Spaniens so verändert haben, daß man uns nicht für Landsleute, sondern für herumstreichende Banditen hielt und uns den Besuch der Wälle nicht gestatten wollte. Vierzig Dollars brachten aber bald Alles in Ordnung, und verschafften uns endlich das Recht, auf den Festungswerken umher zu wandeln.

Da unser Sinn jedoch bereits auf Afrika gerichtet stand, so vermochten die Vergnügungen der civilisirten Welt uns kaum noch zu fesseln; es war uns daher sehr lieb, als wir endlich die Meldung erhielten, die Felucke sey zur Fahrt bereit; wir eilten an Bord und befanden uns bald auf dem Wege nach Tanger.

Beim großartigen Anblick der hohen, duftigen Atlaskette fielen uns alle Fabeln des Alterthums ein, die wir in unserer Jugend von diesem Gebirge vernommen haben. Diejenigen, welche es sich zum Geschäft machen, die Sagen der Mythologie historisch zu erklären, berichten uns, es habe sich ein großer Astronom — entweder durch die Einsamkeit oder die Höhe des Berges angezogen — auf den Atlas begeben, um dort den Himmel zu studiren, und die entdeckten Geheimnisse alsdann den Bewohnern der Erde mitzutheilen; daher schilderten ihn die Dichter, als trüge er das Himmelsgewölbe auf seinen breiten Schultern.

Als wir mit größter Schnelligkeit durch die Wellen dahinrauschten, war indeß keine Zeit dazu, sich in die Tage des Alterthums zu versetzen; die Gegenwart besaß — um die Wahrheit zu gestehen — so viel Interesse für uns, daß wir auch durchaus keine große Neigung dazu fühlten. Schon nach einer vierstündigen Fahrt landeten wir bei Tanger an der afrikanischen Küste. Es zeigte sich bald, daß wir in eine für uns gänzlich neue Welt gerathen waren; selbst der Charakter der Küste wich gänzlich von dem ab, was wir bisher gesehen, obgleich es schwer gewesen wäre, den Unterschied genau anzugeben. Auf jeden Fall lag etwas davon in der eigenthümlichen Vegetation. Hier und dort erhoben sich Palmbäume, bald in Gruppen, bald einzeln, Akazien und viele dem südlichen Klima eigene Bäume bekleideten einzelne Punkte am Ufer mit einem frischen Grün.

Das Merkwürdigste von der Scene bildeten jedoch die Figuren; diese waren höchst originell und drängten sich dem Auge in dem Augenblick auf, wo wir landeten: Beduinen aus der Wüste mit ihren Kameelen, Negersklaven, Juden, Mauren, Araber in jeglicher Mannichfaltigkeit des Costume's, in den verschiedenartigsten Farben und auf originelle Weise gruppirt. Trotz aller Neuigkeit und aller interessanten Dinge um uns her konnten wir uns doch nicht verhehlen, daß uns die Seeluft einen bedeutenden Hunger gemacht habe, deßhalb begaben wir uns so schnell als möglich mit unserm Führer nach dem Logishause, welches man uns empfohlen hatte. Der Wirth desselben war ein Spanier, ein Mann, der etwas von der Kochkunst verstand, und alle Ingredienzien zu Bereitung eines guten Pilau besaß; außerdem wußte er ein Lamm à la crême und noch ein anderes, der Levante allein eigenes Gericht zu bereiten, welches aus gehacktem Fleisch, aus Mehl, Honig und einigen andern Dingen zusammengesetzt ist, die in einem Kohlbecken gebacken wurden. Wein, wie ihn die Leute in Xeres und Malaga trinken, war in Ueberfluß vorhanden; Kaffee und Cigarren — denn unser Wirth verachtete die Pfeifen — folgten unmittelbar nach dem Mahle.

Während wir unsere Lippen in Malaga tauchten, wurde ein kleiner behender Mensch, eine Spielart zwischen einem Mauren und einem Juden, mit meilenweiten Pumphosen abgeschickt, um unsere Ankunft einem Hrn. Trenery zu melden, der das Amt hat, unsere Festung Gibraltar mit Schlachtvieh zu versorgen. Da ihn die Sendung zu Hause fand, kam er auf der Stelle zu uns, und hieß uns sehr freundlich willkommen. Wir hatten ihm kaum unsern Reiseplan mitgetheilt, als er uns

*) Nach dem Landscape Annual für 1838.

eröffnete, daß er in Zeit von vier Wochen ebenfalls eine Reiſe ins Innere und zwar bis Fez zu machen habe, und uns bat, auf ihn zu warten; dabei verſprach er uns, wenn wir die Zeit bis dahin auf die Umgegend von Tanger verwenden wollten, nichts zu verabſäumen, um uns den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Hiegegen hatten wir nichts einzuwenden; nicht allein gewannen wir durch dieſe Einrichtung einen ſehr nützlichen Reiſegefährten, ſondern wir hatten auch bis dahin noch die ganze Zeit über den Vortheil ſeiner angenehmen Geſellſchaft in Tanger ſelbſt.

Am nächſten Morgen gingen wir aus, um die Stadt zu beſehen. Mein Begleiter, ein Maler, der ſchon in Spanien viel Arbeit für ſeinen Pinſel gefunden hatte, traf hier noch viel mehr; faſt war er aufgelegt, einen jeden alten Juden oder Mauren anzuhalten, und ihn zu bitten, ſich mit ſeinem phantaſtiſchen Coſtume abmalen zu laſſen. Ich war nicht weniger angeregt; während er ſich damit beſchäftigte, Skizzen von der Stadt, der Citadelle und von Allem zu entwerfen, was ihm maleriſch vorkam, ging ich nach dem Bazar und dem Marktplatz, wo ich viel Unterhaltung fand.

Eine kleine Karawane war ſo eben angekommen, man ſagte von Sedſchelmeſſa, und die Sklaven, die den Hauptartikel bildeten, blieben auf einem freien Raum in der Mitte der Waaren, um von den Käufern gehörig betrachtet werden zu können. Es waren größtentheils Frauen oder vielmehr Mädchen, denn die Jellabies oder Sklavenhändler, in der Regel verworfene Menſchen, tragen Sorge, keine Sklavinnen von zu reifem Alter einzuführen, weil ſie ſonſt leicht Verluſte haben könnten. Von Schönheit war bei ihnen natürlich nicht die Rede, ich meine in den Geſichtern; was die Formen anbetraf, ſo konnten dieſe zum Verkauf ausgeſtellten Negerinnen hierin wohl ſchwerlich von andern Frauen übertroffen werden. Ihre Hände waren ſo klein, als hätten ſie niemals damit irgend eine Arbeit verrichtet, ihre Glieder äußerſt zierlich, und ihr Torſo — wenn es erlaubt iſt, ſo zu ſagen — im zarteſten Styl gearbeitet. Von Kummer ließ ſich nichts an ihnen entdecken; ſie ſcheinen ihre Lage als eine Nothwendigkeit zu betrachten, und nur darauf zu warten, an einen Herrn mit einer guten Speiſekammer verkauft zu werden.

Ein plötzlicher Regenſchauer nöthigte mich, von meiner Wanderung abzuſtehen und mich nach meiner Wohnung zu begeben; doch verließ ich ſie bald wieder, um das Leichenbegängniß eines jüdiſchen Rabbiners mit anzuſehen, der, wie man mir ſagte, das Oberhaupt ſämmtlicher Rabbiner von ganz Marocco geweſen. Da dieſer Jude für einen ausgezeichneten Mann gegolten hatte, ſo bewies man ihm bei ſeinem Leichenzuge mehr als gewöhnliche Ehrenbezeugungen; ſeine Töchter — alle ſehr ſchön — ſchlugen ihre Brüſte, rauften ihr Haar und lamentirten dazu auf eine wilde Weiſe, doch machte dieß auf die Umſtehenden nicht den geringſten Eindruck; vielleicht waren ſie an dieſe öffentlichen Ausbrüche des Kummers ſchon gewöhnt, oder ſie wußten, was davon zu halten ſey.

(Fortſetzung folgt.)

Braſilianiſche Zuſtände.

Die Armee.

(Schluß.)

Concentrirung iſt die Haupttriebfeder aller Thätigkeit, iſt die Lebensbedingung der ganzen militäriſchen Organiſation. Der Braſilianer wendet dafür ſein Lieblingspalliativ an, die Bildung von Commiſſionen, die jedes in Rede ſtehende Object in Zweifel ziehen und einer Berathung unterwerfen. So dürfte man nicht erſtaunen, wenn man dort eine Commiſſion errichten ſieht, die das Commando in einer Schlacht führen ſoll.

Wenn die Armee nach den vorhandenen Cadres completirt werden ſollte, ſo würde ſie nicht mehr als 200 Officiere dafür brauchen. Der jetzige befremdende Ueberfluß an Officieren iſt durch die Sorgloſigkeit, mit welcher der Kaiſer Don Pedro I Patente vertheilte, und durch die übereilte Reduction der Armee, nach welcher plötzlich 17 Jägerbataillons zu acht zuſammengeſchmolzen wurden, entſtanden.

Seit 1831 iſt das Avancement der Officiere beſchränkt auf die Claſſe der Lieutenants und Secondlieutenants vom Geniecorps und der Artillerie; — eine würdige Belohnung des Abfalls des Militärs vom Kaiſer und ihrer Pflicht.

Alte Krieger in der Kammer des Senats verlangten zu wiederholtenmalen aufs dringendſte, daß den Officieren Aufmunterungen und Belohnungen irgend welcher Art bewilligt werden ſollten, um ihren Eifer und Muth anzufachen. Da man aber die Intereſſen des Schatzes berückſichtigte, ſo wurden die offenen Stellen Militärs von der großen Kategorie der Avulſos — Detaſchirten — zu Theil, deren Anzahl ſich auf 1000 Individuen belief und eine Ausgabe von 400 Contos verurſachte, wovon die Finanzcommiſſion 200 zu erſparen vorſchlug. Die Commiſſion bedachte aber nicht die Härte dieſer Maaßregel, zu welcher ſich die Regierung ſchwerlich entſchließen dürfte, weil ſie an die Unzufriedenheit und deren Folgen denkt, die ihr drohen könnten.

Dieß beſtehende Syſtem iſt natürlich für die ihrer Stellen beraubten Officiere, die ihnen ſonſt nach dem Rechte zukamen, ſehr empfindlich, allein man verſuchte es, daſſelbe durch eine Alternative in den Ernennungen ein wenig zu verſüßen.

Man beabſichtigte auch, die Avancements bis zum Rang des Capitäns einſchließlich auszudehnen.

Nach dem bereits erwähnten ſehr bedeutenden Armeebudget ſollte man glauben, daß die Erſparungsanſichten ſich nicht auf das Militär ausdehnen. Allein es iſt nur die Unordnung, die ſich ſo verſchwenderiſch zeigt; die Freigebigkeit beruht hier weder auf Grundſätzen noch Abſichten. Der immerwährende Miniſterwechſel iſt wohl die Haupturſache der in dieſer Branche vorkommenden, ſich widerſprechenden Zurückſetzungen und Belohnungen. So nahm man Wittwen und Töchtern einiger entlaſſenen Militärs ihre Penſionen, weil ſie ſich verheurathteten, obgleich dieſer Schritt ſie nach dem Geſetze nicht jener Wohlthaten des Staats beraubt, auch eine ſolche in Vorſchlag gebrachte Bedingung von den Kammern zurückgewieſen wurde. Seit ſieben

Jahren hat ſich auch dieß wieder geändert, und die Damen genießen wieder ihre Penſionen.

Vor einigen Jahren wurde der Vorſchlag zur Auslöſung und zum Zurückkauf der Patente aller Officiere außer Activität gemacht; dieſe Entſchädigung ſollte auf die wohlthätigen Fonds angewieſen werden.

Was den militäriſchen Unterricht betrifft, ſo iſt dieſer durchaus beſchränkt und ſehr vernachläſſigt. Braſilien entbehrt aller militäriſchen Reputation. Im J. 1836 ſtarb der General Lecor, der einzige höhere Krieger, der einigen verdienten Ruf genoß, und ſich dieſen ſchon in den Kriegen in Spanien und Portugal erwarb. Im Beginn des Kampfes im Süden leitete er dieſen, der unter ſeinen Nachfolgern ſo erbärmlich fortgeſetzt und beendigt wurde, mit vieler Umſicht.

Seit 25 Jahren exiſtirt eine Militärakademie, aber mit Ausnahme einer Abhandlung über Aſtronomie iſt aus ihr nicht Eine literariſche Arbeit hervorgegangen, nicht Ein Compendium über irgend eine Wiſſenſchaft, von der man annehmen muß, daß ſie dort gelehrt wird.

Der Styl der Bulletins und Rapporte erinnert an parlamentariſche Beredſamkeit. Sie ſtrotzen von Betheuerungen des Enthuſiasmus, Verſprechungen der Unſterblichkeit, Vergleichen mit Cäſar und Napoleon, wenn ſie auch nur von Schlachtfeldern datirt ſind, auf welchen fünfzig Mann ihren Tod fanden. Der Rebell Gonſalves, Obriſt eines Bataillons der inſurgirten Provinz Rio Grande, der ſich in dieſer Hinſicht eine gewaltige rhetoriſche Kraft zuſchrieb, erklärte, daß wenn ſeine Vorpoſten muthig bis X vorgedrungen, ſeine Proclamationen aber ſchon weiter vorwärts in Z agirten. In einem andern Bulletin und zwar einem der Regierung, aber ganz in demſelben Geiſt redigirt, würde es ſchwer ſeyn zu errathen, welches eigentlich die Kriegsmacht geweſen, die ſich auf die Flucht begeben, wenn man nicht im ſpätern Verlauf des Bulletins durch eine kühne rhetoriſche Wendung erfahren, daß die Retirirenden die Regierungstruppen waren. Ich habe in dem Aufruf, den ein Bewohner von Rio Grande an ſeine Mitbürger, um ſie zum revolutionären Aufſtand zu bewegen, erließ, folgende Phraſe gefunden: „Wenn ihr meinem Rathe folgt, erwarten euch vierzig Jahrhunderte des Ruhms!“ Ein anderes Product dieſer Art ſchmäht die Vertheidiger der Regierung durch folgende Anrede: „Rückgängige! Privilegirte! Saracenen!“

Der Anzug des braſilianiſchen Soldaten iſt wenig für das Klima geeignet; die Uniformen der Officiere ſind mit Goldſtickereien nnd Bordüren bedeckt. Die militäriſche Haltung iſt nachläſſig, wozu wohl die große Hitze und das nationelle „Sichgehenlaſſen“ beiträgt. Die Nationalgarden, von denen viele in der Linie gedient haben, laſſen ſich ihre Gewehre, wenn ſie vom Dienſt nach Hauſe gehen, durch Neger nachtragen. Präciſion mangelt überall. Oft wird man von einer Schildwache angehalten, die ſich erkundigt, wie viel Uhr es iſt, und ſich auch wohl in eine längere Unterhaltung einläßt. Die Waffen und anderes Kriegsgeräth iſt von engliſcher Fabrication und vortrefflich, hält aber nicht lange vor, weil man wenig Acht darauf gibt und die Inſtandhaltung vernachläſſigt wird.

Die ruſſiſchen Provinzen jenſeits des Kaukaſus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortſetzung.)

7. Einwohner.

So merkwürdig es wäre, die Bevölkerung von Schirwan vor der ruſſiſchen Herrſchaft zu kennen, ſo beſitzen wir doch hierüber keine Angaben, weil damals Niemand an eine Volkszählung dachte. Bekannt iſt aber, daß die Bevölkerung ſehr bedeutenden Veränderungen ausgeſetzt war, und nach einer Ueberlieferung ſoll die muganiſche Steppe 40,000 Häuſer, die Stadt Schemacha 20,000 enthalten haben. Alles dieß beruht aber nur auf Sagen, die durch keine ſchriftlichen Zeugniſſe unterſtützt ſind. Bei der im Jahre 1831 erfolgten Aufnahme zählte man in der Provinz 22,922 Rauchfänge oder Familien mit 69,627 Bewohnern männlichen Geſchlechts. Dieſe Bevölkerung iſt in 589 Gemeinden vertheilt, und es kommen alſo im Durchſchnitte 59 Familien mit 179 Einwohnern männlichen Geſchlechts auf jede Gemeinde, und 4,8 auf die □ Werſt.

Man kann die Bevölkerung in folgende Claſſen theilen: 1) Beks und Agas, 2) Maafs, 3) Maaf-Nukers, 4) Landbauer, 5) Kaufleute nebſt Fabricanten und Handwerkern, und 6) die Geiſtlichkeit; dieſe Eintheilung kann man nicht willkürlich nennen, wenn man die allgemeine Hierarchie in moslemitiſchen Staaten in Erwägung zieht. Unter der Herrſchaft der Khane bildeten die Beks die höchſte Claſſe, einigermaßen unſerem Adel ähnlich, nur mit dem Unterſchiede, daß der Khan, ohne ſie ihres Ranges zu berauben, ſie körperlich ſtrafen und ihnen ihr Vermögen entziehen konnte. Die Beks zerfielen in zwei Abtheilungen, die urſprünglichen, welche ihre Würde von den perſiſchen Schahs erhalten hatten, und die, welche ſolche von den Khanen erhielten; die erſten, die vom Volke ſehr geachtet waren, gehorchten oft dem Khane nicht, und blieben doch fortwährend im Beſitze derſelben Rechte und Privilegien, wie die letztern. Die Rechte der Beks waren nicht beſtimmt, und zeigten ſich nur in Beziehung auf ihre unbeweglichen Güter und die Verwaltung ihrer Dörfer; dieſe waren zweierlei Art, die einen waren ihnen von den Schahs und Khanen in Pacht gegeben, die andern durch Anſiedlung, oder richtiger geſagt, durch Hinweglockung von Bauern aus andern Provinzen gebildet; dieſe letztern Dörfer hießen Chaliſa, d. h. eigenthümliche. Ein Bek hat nicht das Recht Bauern zu verkaufen, kann aber frei über ſeine Ländereien, mit allen darauf befindlichen Einrichtungen, jedoch nur über die Chaliſa-Dörfer, verfügen; über die übrigen hat er kein ſolches Recht, weil hier der Boden nicht ihm, ſondern der Gemeinde gehört, und ihm daraus Ländereien zur Anpflanzung zugetheilt werden; dieſe werden ihm von der Awras oder Bauerngemeinde angebaut.

Die Würde eines Beks wurde durch perſönliche, dem Khan geleiſtete Dienſte oder andere Vorzüge erworben. Zur Belohnung geleiſteter Dienſte verwilligte der Khan die Verwaltung von Dörfern mit einem beſtimmten Einkommen daraus, ſehr ſelten gingen aber ſolche Vorrechte auf die Nachkommen über. Wie in frühern Zeiten, ſo unterſcheiden ſie ſich auch noch jetzt durch nichts vom gemeinen Volke: ſie führen dieſelbe Lebensweiſe, und ſind eben ſo roh und unwiſſend; nur der Reichthum, den ſie durch Verwaltung der Dörfer erwerben, gab ihnen einen Vorrang. Indeß ging auch die von einem Khan verliehene Würde eines Beks, wenn ſie nicht ausdrücklich entzogen wurde, auf

Kinder über. Es iſt oben ſchon bemerkt worden, daß die Verleihung von Dörfern und ihren Einkünften nur temporär war; als die Herrſchaft der Khane fiel, blieben alle Rechte wie früher beſtehen: diejenigen, die damals Beks waren, behielten die Würde, und die Dörfer unter ihrer Verwaltung blieben ihnen als Eigenthum. Verdienſte um die Regierung und Anhänglichkeit an dieſelbe verſchaffte aber noch vielen Andern dieſelbe Würde; bei den bedeutenden Vorrechten indeß, welche damit verknüpft ſind, hielt es die ruſſiſche Regierung für unerläßlich, die Rechte und Verbindlichkeiten derſelben genau zu beſtimmen, um in der Folge zwiſchen denen, die ein Recht darauf hatten, und denjenigen, welche ſich dieſelbe ungegründeter Weiſe anmaßen, unterſcheiden zu können.

Die Würde eines Aga's gebührt hauptſächlich den Abkömmlingen der Khane, im Weſentlichen aber unterſcheiden ſie ſich nicht von den Beks, und genießen dieſelben Rechte und Privilegien. Die Maaſen ſind diejenigen, welche ſich noch unter der Herrſchaft der Khane von allen Abgaben und Frohnen größtentheils auf eine beſtimmte Zeit befreit haben. Das Recht wurde erworben durch beſondere Verdienſte, durch Fürſprache von Beks, welche mit dem gemeinen Volke ſich durch Heurathen verbanden, oder endlich auch durch Kauf. Dieſe Claſſe wurde einer Reviſion unterworfen, um ſo mehr, als die Maaſen ſich ungemein vermehrten und den Gemeinden zur Laſt fielen. Die Maaſ: Nukers bildeten die beſondere Truppe des Khans, und zahlten nicht nur keine Steuern und leiſteten keine Frohnen, ſondern erhielten auch noch verſchiedene Geſchenke. Der Khan bediente ſich ihrer zu verſchiedenen Aufträgen, namentlich auch zu Executionen, wenn von einem Widerſpänſtigen alsbaldige Bezahlung einer Steuer eingetrieben werden ſollte.

Die Bauern zahlen beſtimmte und unbeſtimmte Abgaben, faſt in derſelben Art, wie unter den Khans, und leiſten gewiſſe Frohnen theils in Geld, theils in Natur. Wenn ein Bauer Jus:Baſchi, Kewcha oder Darga wird, ſo iſt er von Abgaben frei. Jus:Baſchi und Kewcha ſind faſt eines und daſſelbe, und zwar nichts Anderes als Dorfſchulzen, welche keine andern Vorrechte haben, als daß ſie keine Abgaben zahlen und keine Frohne leiſten; indeß bleibt dieſes Vorrecht manchmal auch, wenn ſie die Würde niedergelegt haben. Die Bauern ſind verpflichtet, dem Jus:Baſchi einen bis drei Retſchdaren *) zu geben, deren Zahl von der der Häuſer abhängt; auch dieſe müſſen von Steuern und Frohnen befreit werden. Die Jus:Baſchis werden aus den Beks genommen, wenn die Bauern ſie dulden. Unter den Khanen wurde die Würde für geleiſtete Dienſte verliehen, und war ſogar erblich; unter der ruſſiſchen Regierung aber wurde das Recht, den Jus:Baſchi zu wählen, den Bauern überlaſſen, um ſie dadurch von dem Drucke zu befreien, den die Jus:Baſchis häufig ausübten. Den Dargas liegt die Aufſicht über die Aecker und Gärten ob, welche früher dem Khan gehörten, und darum an die Krone übergingen; ſie haben kein beſtimmtes Einkommen, und empfangen gewöhnlich für ihre Mühe einen Antheil an der Ernte; übrigens ſind die Retſchdaren verbunden, ihnen den Zehnten ihres Antheils zu geben.

Die den Beks gehörigen Bauern zahlen mit wenigen Ausnahmen auch Abgaben an den Staat, und leiſten Frohnen; für die Beks müſſen ſie das Land bauen, das Getreide einheimſen, Bauholz zuführen, Brennholz, Kohlen, Spreu, Oel, Wachs, Früchte, Gemüſe u. dgl. liefern, und übrigens unter dem Namen Toi:pai Geſchenke bei Hochzeiten machen. Alles dieß erhält der Bek von den Bauern, außer der Abgabe an Geld, Getreide und andern Erzeugniſſen. Zu dieſer Claſſe rechnet man auch noch die Retſchdaren: ſie zahlen keine Abgaben und leiſten keine Frohnen, außer bei der Poſt, auch leiſten ſie Vorſpann und geben den Truppen Quartier; übrigens müſſen ſie auch auf den Kronfeldern arbeiten, und die Aufſicht über die Maulbeerbäume und Fruchtgärten der Krone führen; die Krone verſieht den Retſchdar mit Arbeit, Vieh, mit dem nöthigen Ackergeräthe, ſtraft und verſetzt ſie im Fall von Untauglichkeit, und gibt ihnen jährlich Korn zur Ausſaat; von der Ernte gehört dem Retſchdar ſodann die Hälfte, von den Fruchtgärten jedoch nur ein Viertel. Doch ſind nicht alle ſo gut bedacht, und manche haben nur ein Drittel, andere zwei Fünftel.

Die Kaufmannſchaft, die verſchiedenen Handwerker und Gewerbtreibenden in den Städten zahlen an die Krone keine Abgaben, ſondern leiſten nur einige Frohnen: ſie geben nämlich den Truppen Quartier, den durchziehenden Commandos Vorſpann und liefern Holz zum Kochen; außerdem ſtellen ſie manchmal Arbeiter zur Herſtellung von Gebäuden, die als Magazine und Hoſpitäler dienen, ſo wie zur Unterſuchung und Aufbewahrung des Proviants.

Endlich folgt die Geiſtlichkeit, nämlich Achunds, Effendis und Mullas. Dieſe zahlen keine Steuern und leiſten keine Frohnen. Die geiſtlichen Würdenträger werden von Niemand beſtätigt, und ſind faſt immer erblich; wer leſen gelernt hat, macht ſich oft ſelbſt zum Mulla und ſogar zum Achund, andere werden von den Beks zu dieſer Würde befördert. Nach dem Geiſt der muhammedaniſchen Religion bildet die Geiſtlichkeit eine wichtige Claſſe im Volk: da im Koran auch die bürgerliche Geſetzgebung enthalten iſt, ſo vereinigt ſie die geiſtliche Gewalt mit der bürgerlichen, und dieß iſt die Quelle ihrer Macht und ihres Anſehens im Volke. Die Einkünfte der Geiſtlichkeit beſtehen im Zehnten des Korns, wovon ein Drittel der Geiſtlichkeit gehört und zwei Drittel an die Armen vertheilt werden ſollen: ſo beſteht es der Koran, aber dieſe Regel wird nicht genau beobachtet, und gewöhnlich halten die Geiſtlichen es fürs beſte, das Ganze für ſich zu behalten. Dieß iſt der obenerwähnte Sekat, der jedoch den Einwohnern bei der Achtung, die ſie für die Geiſtlichkeit hegen, nicht ſchwer fiel. Ueberdem erhält die Geiſtlichkeit, welche auch Civilproceſſe entſcheidet, freiwillige Beiträge; bei Heurathen, welche als ein zweiſeitiger Vertrag betrachtet werden, ſo wie bei Begräbniſſen, beim Leſen der Gebete und dergleichen gibt man ihnen Geſchenke.

(Fortſetzung folgt.)

*) Ein Retſchdar iſt nichts anderes als ein Arbeiter: ein ganzes Haus oder eine ganze Familie theilt ſich in die Arbeit. Es gibt Retſchdaren der Krone, und ſolche, die an Privaten gegeben ſind.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 21 u. 22** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Böhmiſche Literatur.** Zweiter Artikel. — **Hans Gerſtenkorn.** Eine Ballade, von Robert Burns. — **Satyren und Gedichte.** (Schluß.)

Zu das Manuscript dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden, es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 70.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

11 März 1838.

Braſilianiſche Zuſtände.

(Aus ungedruckten geſandtſchaftlichen Berichten mitgetheilt von Tietz.)

Die Feudalinſtitutionen in Braſilien.

Das Syſtem der Coloniſation, das man anfangs nur für die Inſel Madeira und die Azoren beabſichtigte, war in ſeinem Verhältniſſe der conceſſionirten Grundbeſitzer zu dem Könige in der Wirklichkeit ein feudaliſtiſches. Indem man es unter der Regierung Johanns III auf Braſilien, alſo 30 Jahre nach der Entdeckung dieſes Landes, anwandte, errichtete man nach dieſem Syſtem erbliche Capitanerien und belehnte damit, unter der Benennung von Domänen, portugieſiſche große Herren, welche ſich erboten, dort große Coloniſeneſtabliſſements zu bilden. Der König, der ihnen auch die ausgedehnteſte Civil- und Criminal-Jurisdiction überließ, und ſich gar nicht eiferſüchtig auf ihre Titular-Souveränetät zeigte, bewilligte ihnen auch die Freiheit, einen Küſtendiſtrict auf die Länge von 40 bis 50 Lieues zu erobern, ins Innere des Landes hinein aber, ſo viel ſie wollten und konnten; ſo bildeten dieſe Etabliſſements die Grundſtufen für die Eroberung und Civiliſation. Ferner ſollten dieſe Belehnten auch die Regalrechte genießen, wovon der Monarch nur die Todesſtrafe, das Münzrecht und den Territorialzehnten ausnahm. Verluſtig gingen ſie dieſer Rechte, wenn ſie ſich in der Cultur oder Vertheidigung der Ländereien nachläſſig bezeigten, wenn ſie ein Verbrechen begingen, oder keine männliche Nachkommenſchaft hatten.

Solche ausgedehnte Privilegien und Rechte mußten auch drückend werden. Die Coloniſten ſeufzten unter der Tyrannei der conceſſionirten großen Herren. Die vielfältigen Klagen, welche bis zum König gelangten, bewogen ihn endlich, die wachſende Colonie, ſeit deren Entdeckung nun ſchon ein halbes Jahrhundert verfloſſen, zu ordnen, und in ihr einen gemeinſamen Mittel-, oder vielmehr Stützpunkt des königlichen Willens zu errichten. So wurde Bahia erwählter Sitz der Regierung und Metropole der Religion und Civiliſation, und der König ernannte einen Generalgouverneur mit voller Civil- und Criminalgewalt. In gerechte Gränzen zurückgedrängt, hemmten die Privilegien der großen Conceſſionäre nicht die Wirkſamkeit der obern Regierung und die ſogenannten Lehnsbeſitzungen kehrten nach vielen Wechſelfällen in den Bereich der Krone zurück. Das alte Coloniſationsſyſtem war niemals auf die perſönliche Dienſtbarkeit der Coloniſten berechnet geweſen, welche zu ihrem Herrn in dem Verhältniſſe der Unterpächter ſtanden.

Selbſt die Indianer, die man doch mit ſo viel Barbarei behandelte, wurden nur Sklaven unter gewiſſen durch das Geſetz beſtimmten Bedingungen und in Folge eines gerichtlichen Acts. Urſprünglich konnten die Coloniſten nur auf eine gewiſſe Zeit die Dienſte der Wilden erhalten, welche ſie der Todesſtrafe entzogen hatten, die über ſie von andern feindlichen Völkerſchaften verhängt war. Aus derſelben Quelle entſprang die Sklaverei der Neger, und wurde lange Zeit auch „Resgate," Wiederloskauf, genannt. Unumſchränkte Sklaverei ließ die Regierung nur als Strafe für eine grauſame Handlung zu.

Der erſte Biſchof von Bahia fiel als Märtyrer unter den Streichen der wilden Völkerſchaft der Caëthen. Es trat darauf zu Bahia ein Gerichtshof nach allen Formen des Geſetzes zuſammen, die Wilden bekamen ſogar einen Vertheidiger, und die ganze Nation ward zur Sklaverei verdammt. In den ſpaniſchen Colonien machte man die Indianer zu Sklaven nach feudaliſtiſcher Art und Weiſe, und verſpielte ſie ſelbſt im Karten- und Würfelſpiel.

Es ſind hier die Majorate ganz nach portugieſiſcher Geſetzgebung eingeführt; es beſtanden ſolche in Madeira, auf den Azoren und in allen Colonien. Eine Ordonnanz vom 9 Nov. 1769 brachte in dieſe Inſtitution, welche auch auf ſehr beſchränkte Beſitzungen angewandt werden konnte, einige Ordnung. Obgleich dieſes Geſetz in ſeiner Vorrede ſich bemüht, anti-feudaliſtiſche Geſinnungen auszudrücken, erkennt es deſſen ungeachtet doch „die Nothwendigkeit zur Erhaltung des Adels und zur Bildung tüchtiger Männer für den Dienſt des königlichen Hofes" an. Uebrigens errichtete der Marquis Pombal ſelbſt zwei Majorate zu Gunſten ſeiner Söhne. Die Zahl der Majorate in Braſilien beläuft ſich auf vier und zwanzig. Unter der Colonialverwaltung wurde der portugieſiſche Adel hier nur durch die Vicekönige und die Militärcommandanten repräſentirt, welche nach Ablauf ihrer Herrſchaft ſich beeilten, nach Portugal zurück-

zukehren. Der Adel, der dem Könige nach Rio de Janeiro gefolgt war, ging mit ihm wieder nach Europa zurück, und es blieb von dieser erlauchten Aristokratie nur der Marquis Palma, brasilianischer Senator, und aufs innigste mit dem Hause Braganza verbunden, hier.

Die Aristokratie, die Don Pedro I errichtete, war nicht erblich, sie erlosch. Zudem fügte auch der Kaiser, der bekanntlich kein Freund der Freigebigkeit war, keine Schenkung den Titeln bei, die er oft in der Absicht verschwendete, um den Betitelten lächerlich zu machen. So wissen wir, daß er „Barone des öffentlichen Gartens" (do passeio publico), und „der öffentlichen Gesundheit" (da saude publica) ernannte.

Der Senat schlug die Abschaffung der Majorate vor. Diese Institution ist so rein aristokratischen Ursprungs und in Folge dessen hier so wenig populär, daß es keines Gesetzes bedurft hätte, sie erlöschen zu machen. Der Urheber dieses Vorschlags ist aber ein altes Mitglied der Kammer der Deputirten, der eigensinnig darauf besteht, daß Alles durch ein Gesetz bezeichnet werde, und daß selbst die heilsame Wirkung der Zeit das Siegel der parlamentarischen Würde trage. So ist also ein unnützes Gesetz, welches die Errichtung neuer Majorate verbietet, gegeben worden.

Dieselbe Entscheidung ist auch in Betreff der Capellen getroffen worden, eine religiöse Einrichtung, welche sich an die der Majorate anschließt. Es sind Grundstücke, deren Ertrag zum Theil für den Gottesdienst verwendet wird. Diese Bestimmung ist wahrscheinlich von Personen getroffen worden, die keine Kinder hinterließen. Die Verwaltung ward dann gewöhnlich einigen Verwandten des Verstorbenen, oder in Ermangelung solcher Personen und deren Descendenten, der Regierung übergeben. Die Regierung vertheilte die Grundstücke dann wieder an Personen zur Belohnung für geleistete Dienste, mit der Verpflichtung, die Absichten der ersten Stifter auszuführen. Gegenwärtig werden sie im Budget unter der allgemeinen Einnahme aufgeführt. Ihre Zahl beläuft sich auf vierundzwanzig.

Außer seiner Unnützlichkeit wirft man auch dem Gesetze noch vor, daß es sich zu unbestimmt ausdrücke, und auch die Fideicommisse berühre, denen man doch nicht einen feudalistischen Ursprung zum Vorwurf machen kann.

Aufenthalt in Tanger und Tetuan.

(Fortsetzung.)

An demselben Tage begleitete ich meinen Freund nach dem Hause eines Juden, wo er die Tochter im Brautstaat abzeichnen wollte. Diese Leute haben sich auch hier wie überall mit dem Glücke möglichst gut zu stellen gesucht, und sie entfalten im Innern ihrer Wohnungen einen bedeutenden Luxus. Ein bemerkenswerther Zug an ihren Häusern ist die Reinlichkeit; stets sind die Wände von außen weiß abgetüncht, und blenden beim Sonnenschein die Augen; gewöhnlich sind die Fußböden mit bunten Fliesen ausgelegt, welches die Zimmer kühl und zugleich ander erhält

Die Häuser sind hier, so wie im ganzen Osten, um einen kleinen Hof gebaut, nach welchem alle Fenster hinausgehen. Selten haben sie mehr als Ein Stockwerk, aber die Zimmer sind geräumig, und in ihren Möbeln und Decorationen dem Klima äußerst entsprechend. Die Dame, welche wir jetzt besuchten, lebte auf eine Weise, die man dort für glänzend hält. Die Matten von buntem Stroh auf den Fußböden waren von besonderer Feinheit; auf diesen lagen in der Mitte Teppiche mit den lebhaftesten Farben; die Betten befanden sich an dem einen Ende des Zimmers auf niedrigen Gestellen von Holz, — es waren ganz und gar die Divans des fernen Osten; die Damen saßen mit gekreuzten Beinen auf Polstern, und waren geschmückt wie die Königinnen.

Diese Jüdinnen fanden wir gegen unsere Erwartung lebhaft und wohl unterrichtet. Sie verstanden, wie die meisten ihrer Landsmänninen, das Spanische vollkommen, und konnten sich über eben so viele Gegenstände unterhalten, wie Europäerinnen ihres Standes. Obgleich die Braut für eine große Schönheit galt, so hatte sie doch etwas zu viel embonpoint; im Orient wird dieß äußerst reizend gefunden. Alle Frauen waren sehr reich gekleidet, doch wurden sie hierin von der Braut sämmtlich übertroffen; sie strahlte von Glanz. Ihr Anzug bestand aus dem reichsten Goldbarret mit einem breiten Gürtel; ein Geflecht von Perlen und Edelsteinen umfing ihre Stirn, und vom Kopf fiel ein seidenes Tuch in reichen Falten auf die Schultern. Große Ohrenringe von Gold mit vielen Diamanten schmückten das Ohrläppchen, welches wahrscheinlich durch das Gewicht derselben bedeutend gelitten haben würde, wenn sie nicht zum Theil von dem Perlengeflecht mitgetragen worden wären. Ihre fein geformten Hand- und Fußknöchel prangten mit schweren silbernen Spangen, und ihr Busen, der so sehr entblößt war wie der der Europäerinnen in dem Gesellschaftsanzuge, schien von einem breiten, mit Juwelen besetzten Bande über dem Gürtel zusammengehalten zu werden. Ein weiter weißer Schleier war nach Art der Genueserinnen nachlässig über den Kopf geworfen.

Der folgende Tag war ein Freitag, der Sabbath der Muselmänner; wir gingen aus, um einige Gebäude, Thore u. dgl. m. zu skizziren. Unter diesen sind die Thore, welche von der Landseite her in die Stadt führen, der Eingang zum Schloß und der zur Schatzkammer innerhalb des Schlosses die merkwürdigsten. Viele wollen die Ansicht auf die Stadt von der Küste her eintönig finden, doch machte sie auf mich einen ganz entgegengesetzten Eindruck, woran entweder die Neuheit des Anblicks oder der schöne Himmel und der halbe Sonnenschein Schuld waren. Die Häuser steigen mit ihren platten Dächern und blendend weißen Mauern terrassenförmig an einer halbkreisförmigen Anhöhe empor; unter ihnen zeigt sich die große Moschee mit dem viereckigen Minaret, und oben auf, das Ganze krönend, steht das Schloß. In der Nähe der Stadt befindet sich eigentlich nicht Gehölz genug; einige Gärten enthalten jedoch Bäume, deren Grün mit den weißen Mauern angenehm contrastirt.

Aber zum Schloß zurück. Den Weg in das Innere dieses Gebäudes, welches niemals von einem europäischen Reisenden betreten worden, bahnte uns das Gold. Dieß Metall ist hier

noch mächtiger als in England, insofern dieß überhaupt möglich iſt. Unſre Bewegungen wurden jedoch genau beobachtet, und da mein Begleiter zu zeichnen anfing, zeigte der Officier von der Wache, der nicht beſtochen war, dieſen Vorfall dem Gouverneur an. Früher hätte dieß vielleicht üble Folgen für uns haben können; der Gouverneur war jedoch ein Mann von Verſtand und Mäßigung, — außerdem hatte er vielleicht auch noch Verpflichtungen gegen diejenigen, welche uns hineingeführt hatten, und ſo kamen wir unbeläſtigt davon.

Da die Mauren eben ſo wenig Freunde von Reparaturen ſind wie die Türken, ſo iſt die Feſtung faſt gänzlich in Verfall; Spuren einſtiger Größe und Pracht ſind indeß noch jetzt anzutreffen. Auf den Wällen ſollen ſich mehr als ſechzig metallene, hundert und fünfzig eiſerne Geſchütze und zwölf Mörſer befinden; wir hatten indeß keine Zeit ſie zu zählen, ſahen jedoch ſo viel, daß die meiſten demontirt waren. Leute vom Fach behaupten, die Stadt ſey nicht im Stande, einem regelmäßigen Angriff länger als eine Stunde Widerſtand zu leiſten.

Hat nun auch dieſer Punkt durchaus keinen militäriſchen Werth, ſo raubt dieß ſeiner maleriſchen Lage doch nicht ein Jota. Das Panorama, welches man von ſeinem Gipfel aus überſchaut, iſt unbeſchreiblich ſchön und großartig; man überſieht mit Einem Blick die ganze Meerenge und einen langen Streifen der ſpaniſchen Küſte mit Tarifa, Gibraltar und dem angränzenden Cap Malabatta, während man das wellenförmige afrikaniſche Ufer mit ſeinem Saume von ſchimmerndem Sand und den unzähligen Fahrzeugen aller Art zu ſeinen Füßen hat Die Bai von Tanger iſt im Ganzen äußerſt ſicher, obgleich ſie häufig vom Norden und Oſten her durch plötzliche Stürme heimgeſucht wird; ſie iſt in dieſem Punkt der von Gibraltar bei weitem vorzuziehen, wo kaum ein Jahr ohne große Unglücksfälle vorübergeht. An manchen Stellen hat der Meeresgrund Korallen, die den Tauen verderblich werden, indem ſie dieſelben oft zerſchneiden, und die Schiffe vom Anker trennen.

Meinem Gefährten fehlte es in Tanger durchaus nicht an Beſchäftigung für ſeinen Pinſel; an jedem Tage brachte er Jemand mit, der ſich die Operation des Copirens gefallen laſſen mußte. Wir waren äußerſt begierig, das Portrait einer mauriſchen Dame zu erhalten; obgleich wir einige zu ſehen bekamen, vermochten wir jedoch nicht ſie zum Sitzen zu bringen. Es mußten daher die Jüdinnen mauriſche Kleider anziehen, und die Stelle von jenen vertreten, wobei die Muhammedanerinnen nur gewannen, denn ſie werden von den Jüdinnen an Schönheit übertroffen.

Nach dem, was uns ein Freund erzählte, ſind die Mauren ſo eiferſüchtig, daß man ſich nur mit Lebensgefahr auf dem platten Dach ſeines Hauſes zeigen kann, von wo es möglich iſt, wenn man nicht die Augen ſchließt, den Harem des Nebenhauſes zu überſehen, und von wo aus man leicht im Stande iſt, mit den Frauen in Verkehr zu treten, da alle Dächer der Häuſer durch die ganze Stadt mit einander in Verbindung ſtehn, wenn ſie nicht etwa durch eine Straße getrennt werden. Zuweilen wird der neugierige Fremde jedoch durch einen Piſtolenſchuß und das Pfeifen einer Kugel daran erinnert, daß er die Geſetze mauriſcher Etikette übertritt, und einige Beharrlichkeit darin führt nicht ſelten den Tod herbei. Zum Glück erfuhr ich dieſe Dinge nicht eher, als bis ich alle Vortheile genoſſen hatte, die eine Promenade auf den Dächern mit ſich führt.

(Fortſetzung folgt.)

Nachrichten von dem Reiſenden Schimper.

Die letzten Briefe deſſelben ſind vom 24 Julius v. J., und nach deren Inhalt war ſein Gepäck, das er zu Halep hatte zurücklaſſen müſſen, auf Befehl des Königs oder vielmehr Vicekönigs Ubie's, jedoch nicht ohne bedeutende Koſten nach Adowa gebracht worden. Seit jener Zeit hatte er ſeine naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen begonnen. Die Empfehlungen, die er mit ſich brachte, verſchafften ihm die Gunſt König Ubie's, und er hatte ſchon zweimal bei demſelben in dem Zelte geſpeiſt, das der Miſſionär Blumhardt ihm aus Stuttgart zum Geſchenke mitgebracht hatte. Hr. Schimper hat ſchon mehrere intereſſante Sämereien abgeſendet, namentlich Kornarten, worunter die Poa abyssinica, Teff genannt, ein ſehr kleiner Samen, aus dem ein vortreffliches Brod bereitet werden ſoll, und das Tocuſſo oder Daguſcha (Eleusinus Tocusso), welche ſich vielleicht auch in unſern Ländern anbauen ließen.

Die ruſſiſchen Provinzen jenſeits des Kaukaſus.

Die Provinz Schirwan.

7. Einwohner.

(Fortſetzung.)

Kein Theil der ruſſiſchen Beſitzungen jenſeits des Kaukaſus hat ſo viel Unglück erduldet und ſo heftige Umwälzungen erfahren, als die Länder am Ufer des kaſpiſchen Meeres, und namentlich die jetzige Provinz Schirwan. Hier war das ewige Schlachtfeld: Chaſaren, Hunnen, Araber, Mongolen, Tataren und Turkomanen, Perſer und Türken ſtritten ſich hier um die Herrſchaft. Dieſes unaufhörliche Zuſtrömen der verſchiedenartigſten Stämme mußte dem Land ein ſehr mannichfaltiges Gepräge aufdrücken, und es finden ſich auch unter ſeinen Bewohnern Tataren, Perſer, Juden, Armenier und Araber; die Tataren bilden den zahlreichſten Stamm, vielleicht darum, weil ſie hier, wie überhaupt im ganzen Kaukaſus, vom dreizehnten bis zum Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts herrſchten, und darum in Sprachen und Sitten den Stempel ihrer Obergewalt zurückließen. In ſpäterer Zeit war Schirwan den Perſern zinsbar, welche eine Miſchung von Sitten, Gewohnheiten und Kleidungen veranlaßten. Perſer und Araber unterſcheiden ſich nur wenig von den Tataren, und führen im Allgemeinen ihren Namen. Die Armenier ſind vor Alters aus dem Königreich Armenien übergeſiedelt worden, wahrſcheinlich in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, als die Tataren oder Mongolen Armenien unterwarfen; Schirwan heißt auf armeniſch Korin-hajk, das heißt der innere Theil Armeniens. Die Juden bilden einen unbedeutenden Theil der Bevölkerung, und haben nicht einmal eine Sage von ihrer Ueberſiedlung erhalten; wahrſcheinlich kamen ſie aus Perſien, wo ſie noch jetzt zahlreich ſind Nach Rubruquis, der von dem heiligen Ludwig im Jahre 1255 an den Khan der Mongolei geſendet wurde, ſoll da-

mals die Zahl der Juden in Schirwan groß geweſen ſeyn. Die Zahl der Tataren mit Einſchluß der Perſer und Araber beträgt 62,934, die der Armenier 6375, und die der Juden 352 Köpfe männlichen Geſchlechts.

Außer dieſen Bewohnern von Schirwan gibt es noch zwei Nomadenhorden von Zigeunern, 200 Familien ſtark, wahrſcheinlich von demſelben Stamme, wie die, welche in großer Anzahl in ganz Perſien zerſtreut ſind; ſie geben ſich nur mit Wahrſagerei, Singen und Tanzen ab, und leben ſehr ärmlich. Sitten, Lebensart und ſelbſt das äußere Ausſehen iſt von dem der andern Bewohner verſchieden: bei ihnen gilt es nicht für ungeſetzlich, daß der Bruder die Schweſter, und der Vater die Tochter heurathet; ſie ſind roh, und haben mehr als die andern ihre Wildheit beibehalten. In dem obern Theil von Schirwan iſt der Magal Lagiſch von einem Stamme bewohnt, welcher ſich von den Tataren durch ſeine Phyſiognomie, wie durch ſeine moraliſchen Eigenſchaften unterſcheidet; ſie ſprechen eine von der tatariſchen verſchiedene Sprache, und beſchäftigen ſich faſt ausſchließlich mit der Bearbeitung von Metallen. Sollten ſie vielleicht aus Perſien ſtammen, wo es eine Stadt Lagiſchan gibt?

Die Muhammedaner zerfallen, wie in der Einleitung bemerkt, in Sunniten und Schiiten, die Armenier in eigentlich armeniſche und armeniſch-katholiſche Chriſten; ſie haben einen Archierei, der vom Patriarchen zu Etſchmiadzin verordnet wird, und im Dorfe Saglan iſt ein armeniſches Kloſter. Die Freiheit des Gottesdienſtes, welche Armenier und Juden jetzt genießen, fängt an ſie in ihrer eigenen Achtung zu heben; unter den Khanen waren ſie ſehr gedrückt, und mußten die Erlaubniß, ihren Gottesdienſt ausüben zu dürfen, mit Geld erkaufen.

Die herrſchende Sprache in Schirwan iſt die turkomaniſche, die auch in Aderbeidſchan allgemein im Gebrauch iſt, und von den Ruſſen gewöhnlich die tatariſche genannt wird; ſie gleicht der türkiſchen ſo ſehr,*) daß beide Völker einander verſtehen können. Dieſe Sprache heißt in Transkaukaſien Turki, iſt mit arabiſchen und perſiſchen Worten bereichert, und klingt ſehr angenehm und muſikaliſch; rechnet man noch dazu, daß ſie leicht zu erlernen iſt, ſo darf man ſich nicht verwundern, daß ſie eben ſo im Gebrauch iſt, wie in Europa das Franzöſiſche. Die Armenier, wie auch die Juden, ſprechen ihre eigenen Sprachen, alle indeß ohne Unterſchied verſtehen das Turki völlig. Ein kleiner Theil der Einwohner ſpricht eine beſondere, von dem Turki und dem Armeniſchen ganz verſchiedene Sprache, welche nach der Angabe der Eingebornen ein verdorbenes Perſiſch ſeyn ſoll. Im gebirgigen Theil von Schirwan wird zum Theil Lesghiſch geſprochen.

So ſchwer es iſt, bei einem ganzen Volke hervorſtechende phyſiſche Eigenſchaften herauszuheben, ſo läßt ſich doch über die Tataren Folgendes bemerken: ſie ſind im Allgemeinen mittlerer Größe, 2 Arſchinen 6 bis 9 Werſchok groß, ihre Geſichtsfarbe iſt bräunlich, ihre Züge ziemlich regelmäßig, ihr Körperbau nicht ſehr kräftig, aber proportionirt, ihr Ausſehen meiſtens männlich, obwohl ſie ſich keineswegs durch Körperkraft auszeichnen. Die übrigen oben aufgezählten Stämme unterſcheiden ſich in ihrem Aeußern ſcharf von den Tataren, wie untereinander. Bei den Armeniern bemerkt man mehr Wohlgeſtalt, Friſche und Neigung zum Fettwerden; die Araber und Zigeuner haben bei einer kleinen Geſtalt im Allgemeinen ſchwarzbraune Geſichter.

*) Die Ruſſen ſind den Namen Tataren und tatariſche Sprache einmal gewohnt, wiſſen übrigens recht gut, daß die in Schirwan gebräuchliche Sprache ſich von der eigentlich tatariſchen ſehr unterſcheidet, obwohl beide einerlei Stamm, nämlich die dſchagataiſche Sprache haben.

Im Charakter der Tataren iſt nichts Feſtes, Beſtimmtes, und im Ganzen wenig Edles, ihre Phyſiognomie zeigt deutlich ihre Verſteckheit, ſie ſind gewöhnlich ſchweigſam, und wenn ſie zu ſprechen anfangen, ſo richten ſie ſich immer nach den Umſtänden und den Perſonen, mit denen ſie ſprechen. Man ſieht leicht, daß ihre Verſtandeskräfte ſich in einem unentwickelten, gedrückten Zuſtande befinden; ſie ſcheinen ſelbſt in den gewöhnlichſten Dingen gar kein eigenes Urtheil zu haben, und bemühen ſich auch, ihre heftigſten Gemüthsbewegungen zu verbergen. Dieß hatte vielleicht ſeinen Grund in ihrer Regierungsform, welche ſie zu Lügnern und Augendienern machte; ſie fürchten ſich ſtets, die Wahrheit zu entdecken, und haben eine eigenthümliche Leichtigkeit viel zu reden und wenig zu ſagen, namentlich wenn ihr Vortheil es erfordert. Sie ſind unterwürfig gegen höhere, benehmen ſich aber auch im geringſten Amte hochmüthig gegen ihres Gleichen; ſie ſind, wie alle Bewohner eines heißen Klima's, rachſüchtig und jähzornig, haben aber keine Feſtigkeit, keine Ausdauer, und darum auch keine männliche Tapferkeit. Sie ſind meiſt läſtig, obwohl nicht fein, eigennützig, zu Betrug und Intriguen geneigt, lauter Eigenſchaften, die ſich unter dem Einfluß ihrer vorigen Regierungsform entwickelt haben: die ewigen Wechſel der Regenten, deren bloßer Wille Geſetz war, mußten ſolche Folgen erzeugen. Die Tataren zeichnen ſich durch eine ſtaunenswerthe Geduld aus, und ertragen mit einem auffallenden Gleichmuth alle Bedrückungen des Mächtigern; die Furcht, ihren Zuſtand noch zu verſchlimmern, hält ſie ab, eine Klage auszuſtoßen, ſie unterwerfen ſich blind der Gewalt, vollziehen unbedingt alle Anordnungen, und wenn im Laufe der vierjährigen ruſſiſchen Herrſchaft einige Unordnungen unter dem Volk ausbrachen, ſo waren ſie durch den Einfluß einiger Beks oder Geiſtlichen veranlaßt. Die Schirwaner ſind den Ruſſen, welche ſich ihr Zutrauen zu erwerben wußten, ſehr ergeben, lieben aber, wohl aus Neid, ihre Landsleute nicht, die irgend ein Amt in der Verwaltung angenommen haben. Gaſtfreundſchaft iſt den Tataren heilig, und jeder hält es für Pflicht, einen Gaſt möglichſt gut aufzunehmen. — Sinnliche Ausſchweifungen ſind bei ihnen ſehr im Gange.

Die Moslems von Schirwan zeichnen ſich durch religiöſen Fanatismus aus. In Schirwan gibt es eine Menge Orte, welche für heilig gelten, und nach den Perſonen benannt werden, die ſich als fromme Moslems auszeichneten und dort begraben ſind. Viele Moslems glauben, daß das Gras von dem Grab Agen-Pirs Brüche und Wunden heile: zu dem Ende zünden ſie ſolches Gras an, beräuchern damit den Kranken, und die aufgeweichte Erde von dieſem Grabe legen ſie an die ſchmerzhafte Stelle. Der Ort Dabagnaſch heilt den Wahnſinn: man gibt dem Kranken Waſſer zu trinken, das mit Erde aus dem Grabe des Heiligen gemiſcht iſt, und derſelbe muß ſich dann eine ganze Nacht auf das Grab hinlegen. Erde aus dem Grabe Sophhemids ſchützt gegen den Schlangenbiß, Scheikh-Toſur hilft dem Hornvieh in Krankheiten, Pir-Denar den Pferden. Talismane ſind bei den Tataren gleichfalls in großem Anſehen, und nach der Volksmeinung erſtreckt ſich ihr Einfluß nicht bloß auf die Menſchen, ſondern auch auf das Vieh.

Zu Ehren der hieſigen Armenier muß man ſagen, daß die Eigenſchaften, welche im Allgemeinen den Charakter dieſes Volkes bilden, z. B. Argliſt und hündiſche Unterwürfigkeit, ſich bei ihnen in bedeutend ſchwächerem Grade zeigen. Was die Juden betrifft, ſo zeigen ſie hier wie allenthalben denſelben Charakter, und hier wie in allen transkaukaſiſchen Provinzen beſchränkt ſich ihr Verkehr mit andern Stämmen, namentlich mit den Tataren, auf den Kleinhandel, welcher hauptſächlich ihre Beſchäftigung bildet.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 71.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 März 1838.

Tabaksverpachtung in Portugal.

Da dieses Monopol eine der Hauptstaatseinkünfte ist, so verdient dasselbe eine genauere Bekanntwerdung, besonders da die Pächter derselben, wenn die Finanznoth am höchsten ist, gewöhnlich aushelfen müssen. Der Stifter dieses Regierungsmonopols war Pombal(?). Ob mit demselben zugleich auch die Monopole der Seifenfabrication, so wie der Pulververfertigung, wovon ersteres ebenfalls verpachtet ist (für 200 Contos), letztere aber für Rechnung der Regierung betrieben wird, gegründet wurden, haben wir nicht erfahren können. Diese drei Monopole, von denen die ersten beiden als nothwendige Bedürfnisse wegen ihrer enormen Preise nicht nur schwer auf dem Volke lasten, sondern auch eine Hemmung für den Ackerbau und die Industrie sind, indem in einem Lande wie Portugal und die azorischen Inseln, wo die Tabakspflanze so außerordentlich gut gedeiht, diese Cultur gar nicht betrieben werden darf, weil sie dem Monopol Nachtheil bringen würde, und die Aufsicht darüber so streng ist, daß man nicht einmal eine Tabakspflanze als Seltenheit in seinem Garten ziehen darf; diese Monopole haben, ungeachtet des liberalen Systems, was die Vorsehung als Strafverhängniß der alten Sünden über Portugal ausgeschüttet, noch nicht vernichtet werden können. Der Zeitpunkt, wo dieses hätte geschehen können, wurde verabsäumt; man vernichtete dagegen viele andere weniger fürs Ganze drückende Privilegien und Monopole und Abgaben, und ließ diese fortbestehen, weil einflußreiche Personen zu derselben Zeit dabei interessirt waren, — der gewöhnliche Gang der Dinge in Portugal, daß man auch das Nachtheiligste fortbestehen läßt, sobald es seine mächtigen Beschützer hat, dagegen aber auch das Nützlichste vernachlässigt und zu Grunde richtet, wenn keine Notabilitäten sich dafür interessiren. Welchen ungeheuren Vortheil die Pächter aus diesem Monopole, besonders in frühern Zeiten zogen, geht schon daraus hervor, daß, so lange die Regierung sich nicht darum bekümmerte, zu erforschen, wie stark die Consumtion des Tabaks in den sämmtlichen portugiesischen Besitzungen war, so wenig wie um die Verhältnisse der Preise des rohen Tabaks gegen die des Verkaufs des fabricirten, sie also gar keine Ahnung davon hatte, oder vielmehr haben wollte, was die Pächter dabei gewinnen konnten, diese übrigens auch das Ihrige thaten, dieses so viel wie möglich geheim zu halten, und denen, von welchen die jedesmalige neue Verpachtung abhing, das Maul zu stopfen, sie durch erkleckliche Summen für sich zu stimmen — da konnte es nicht fehlen, daß dieses Monopol nur immer so unter der Hand, und nicht an Meistbietende, für die geringe Summe von 300 bis 350 Contos verpachtet wurde, so daß die Pächter Millionäre wurden, und die jetzt noch reichsten Häuser in Lissabon, z. B. Quintella, Bandeira, Braancamp, Bastos u. s. w. ihren Reichthum dem Pachte des Tabaksmonopols verdanken. Erst nach der Abreise der königlichen Familie nach Brasilien, zur Zeit der Franzosenherrschaft, wo die alte Camarilla, durch welche die Pachtlustigen so unter der Hand das Meiste für sich bewirkten, nicht mehr existirte, kam zuerst durch das hier ansässige französische Haus Ratten zur Sprache, daß der Tabakscontract öffentlich zur Verpachtung ausgeboten werden müßte; selbst dieses Haus that ein ansehnliches Gebot über die gewöhnliche Pachtsumme, und die Regenz konnte nun nicht mehr umhin die öffentliche Ausbietung des Pachtes zu veranstalten, der nun von 500 Contos auf tausend Contos (= 1 Mill. 666,000 Thaler) hinaufgetrieben wurde. Es machte dieses in jener Zeit die größte Sensation, viele prophezeyten den Pächtern Unglück; allein sie wußten wohl, was sie thaten, und dem Gouvernement war es eine große Unterstützung für die damals so beträchtlichen Kriegskosten. Von drei zu drei Jahren wurde von nun an die Verpachtung immer öffentlich an den Meistbietenden vorgenommen und daran immer etwas zugesetzt, so daß sie gegenwärtig 1200 Contos dem Gouvernement einbringt oder 2 Mill. Thaler. Der ehemalige Baron de Quintella, jetzt Graf Farroba, ist der Hauptpächter, dem Don Pedro dieses Monopol auf zwölf Jahre zugesichert, in Rücksicht seiner Verdienste um den Staat; denn als Don Pedro ohne allen Credit nach Europa kam, und den Thron seiner Tochter wieder zu erobern trachtete, als es ihm dazu an Allem fehlte, und die Hoffnung des Gelingens noch weit entfernt war, da kam ihm Quintella zur Hülfe und streckte ihm 17,000 Pf. Sterl. vor. Es war eine gefährliche Speculation, die übrigens, wenn

sie fehlgeschlagen, Quintella, der mehrere Millionen besitzt, nicht arm gemacht haben würde. Es gelang, aber und sie trug ihm herrliche Früchte. Nicht nur erhielt Quintella sein Capital mit Interessen zurück, sondern es brachte ihm auch den Titel eines Grafen v. Farroba ein, und was noch mehr als Alles ist, den 12jährigen Pacht des Tabaksmonopols, welches er sogleich an Unterpächter gegen einen reinen Gewinn von jährlich hundert Contos verließ. Die Unterpächter bezahlen also gegenwärtig an das Gouvernement nach Vertrag mit Graf Farroba . . . . . 1200 Contos
Für die Abtretung des Pachtes an den Grafen Farroba . . . . . 100 —
An das Gouvernement, welchem durch die Cortes eine Erhöhung des Tabakpreises zugestanden, von dieser Erhöhung . . 200 —
Summa 1500 Contos.

Betrachten wir nun die gegenwärtige Consumtion des Tabaks in Portugal und seinen Besitzungen, so wie die Preise, für welche der Tabak verkauft wird, nach der vor kurzer Zeit in den Cortes vorgelegten Tabelle, wornach man auf eine abermalige Erhöhung des Preises antrug, welche dem Staatsschatze 400 Contos einbringen soll, so leuchtet hervor, daß auch die jetzigen Pächter ungeachtet ihrer großen Ausgaben dennoch in einigen Jahren Millionen gewinnen müssen, und besonders wenn man berücksichtigt, daß die Consumtion gewiß wenigstens um ½ oder ¼ zu gering angegeben wird; denn da in Portugal selten eine erwachsene Person angetroffen wird, sowohl unter dem männlichen als weiblichen Geschlechte, die nicht schnupft oder raucht, so daß von 3 Millionen Einwohnern wenigstens 1 Mill. diese Gewohnheit in einem hohen Grade angenommen und gering angeschlagen 3 Pfund Rauch- oder Schnupftabak auf die Person im Verlauf des Jahrs gerechnet werden müssen, so würde die ganze Consumtion 3 Mill. Pfund betragen, welche in der Tabelle aber noch nicht völlig zu 2 Mill. Pfund angenommen worden ist, folglich eine Million Pfund zu wenig. Die Tabelle gibt folgende Aufschlüsse über die Preise und die Consumtion.

Name der Qualität des Tabaks.	Gegenwärtiger Preis per Pfd.	Verbrauch jährlich an Pfd.
	Reis.	Pfd.
Amostrinha	2000	50
Cidade (im Einzelnen) . .	1920	8500
Cidade (im Großen) . . .	1600	12,500
Simonte (im Einzelnen . .	1530	185,000
Simonte (im Großen) . . .	1200	580,000
Rauchtabak	800	450,000
Cigarren	800	400,000
Ordinärer Schnupftabak . .	800	500,000
Summe		1,934,630

Nimmt man aus diesen angegebenen Preisen einen Mittelpreis, welcher ungefähr 1235 Reis fürs Pfund betragen würde, und multiplicirt diesen mit der Consumtion, so erhält man eine Einnahme von mehr als 2600 Contos. Der Einlaufspreis des rohen Tabaks kommt den Pächtern pr. Pfund à 40 Reis, was ihnen folglich noch eine Ausgabe von 77 Contos verursacht. Diese mit obiger Ausgabe von 1500 Contos von der Einnahme abgezogen, würde ihnen noch ein Ueberschuß von 1023 Contos verbleiben für Fabrications- und Administrationskosten, die sich doch wohl nicht über 400 Contos oder 666,000 Thaler belaufen können; folglich bleibt den Pächtern noch ein enormer Gewinn von mehr denn 1 Million Thaler, und das geehrte Publicum raucht und schnupft dafür den theuersten Tabak in der ganzen Welt. Die Cortes wollen ihm nun dieses kleine Vergnügen noch kostspieliger machen und das Pfund Tabak von 110 bis 400 Reis, je nach der Qualität aufs Pfund erhöhen, um dem Staatsschatze eine Einnahme von 400 Contos zuzuschustern. Die Pächter schrien aber gewaltig dagegen und daß es zu ihrem Nachtheile sey, denn die Consumtion würde dadurch vermindert und der Schleichhandel mit Tabak, dem kaum mehr Gränzen zu setzen durch den großen Gewinn, würde noch mehr überhand nehmen, da fast 1000 Proc. darauf verdient würden. Die Strafen für diesen Schleichhandel, welche gesetzlich zu Gunsten der Pächter bestimmt sind, die auch darüber zu wachen und die Executionsmacht haben, sind außerordentlich groß; nicht allein steht ihnen die Confiscation der Waare zu, sondern die Confiscation des Schiffs, auf welchem Tabak als Contrebande eingeschmuggelt wird, und Gefängniß dem Schiffscapitän. Noch vor kurzer Zeit trug es sich zu, daß ein deutscher Schiffscapitän mit seinem Boote ans Land fuhr und einer seiner Matrosen ein Pfund Tabak bei sich hatte; man entdeckte es, und wollte der Capitän nicht in das Gefängniß marschiren und sein Boot verlieren, mußte er augenblicklich 50 Thlr. bezahlen.

Aufenthalt in Tanger und Tetuan.

(Fortsetzung.)

Wenige Tage nach unsrer Ankunft erwachte ich nämlich eines Morgens, noch ehe unser Wirth, Señor Barros, angefangen hatte, den Kaffee zu mahlen, welches er, wie ich vermuthe, immer noch vor seinem Gebet zu thun pflegte. Da das Wetter schön war und ich eigentlich nicht recht wußte, was ich mit der Zeit bis zum Frühstück anfangen sollte, erstieg ich das Dach unsers Hauses, um dort, ohne alle Absicht auf den Harem meiner Nachbarn, eine halbe Stunde bis zum Kaffee zu verbringen. Der Tag war noch nicht angebrochen, bald füllte sich jedoch der Himmel mit einem Glanz, den man in nördlichen Regionen nicht kennt. Ein frischer Morgenhauch mit den angenehmsten Düften erfüllt, wehte mir entgegen; um diesen zu genießen, ging ich, dessen unbewußt, was ich that, von Dach zu Dach, bis ich bedeutende Fortschritte auf dem verbotenen Terrain gemacht hatte. Ein halb unterdrücktes Gelächter brachte mich endlich zu mir. Indem ich von dem Dach, auf welchem ich mich befand, in den Hof hinablickte, bemerkte ich an einer Fontaine eine Gruppe von Frauen und unter ihnen einen alten corpulenten Mann, der zu schlafen schien. Die Hitze der Nächte war noch nicht groß genug, zum Schlafen im Freien zu nöthigen; ich konnte daher die Veranlassung nicht ergründen, welche die

Frauen so früh auf den Hof geführt. Sie waren jedoch einmal vor mir, und da sie ihren Schleier nicht herabfallen ließen, benützte ich die Gelegenheit, sie wacker zu betrachten. Es waren im Ganzen ihrer sieben, und sie schienen zu irgend einer Festlichkeit angethan. Mehrere von ihnen konnten für durchaus schön gelten; sie hatten volle Busen, schön geformte Arme, frische Lippen, und Augen, wie man sie nur im Orient sieht. Da sie jedoch anfingen, laut zu lachen und mir zuzurufen, ohne ihre Stimme dabei zu dämpfen, welches mich von den schönen Bewohnerinnen eines Harem äußerst in Erstaunen setzte, fürchtete ich, sie würden den alten Argus erwecken, und zog mich daher zurück. Einmal auf diesem gefährlichen Boden, war ich nun auch so frei, in jeden Hof hinab zu blicken, an welchem mein Weg mich vorüber führte; obgleich ich indeß mehrere Damen sah, so gefielen mir doch keine in dem Grade wie die ersten. Lange mußte ich suchen, ehe ich mein Dach wieder fand, denn sie sahen sich alle ziemlich ähnlich; als ich es jedoch endlich gefunden, und Señor Barros mein Abenteuer erzählt hatte, gab er mir die bereits angeführten Notizen über Kugeln u. dgl., die er jedoch wohl übertrieben haben mag, um mich vor ähnlichen Expeditionen zu warnen.

Am folgenden Tage zeichnete mein Freund eine Ansicht des Marschan-Thores an der Citadelle, und wir machten einen Ausflug nach Alt-Tanger, das etwa zwei engliche Meilen von der neuen Stadt entfernt liegt. Man trifft hier kaum noch etwas mehr als die Ruinen eines alten Forts, welches die Römer erbaut haben sollen; meiner Meinung nach muß es aber in viel späterer Zeit errichtet seyn. Hier sollen sich Schiffsdocks für die römischen Galeeren befunden haben; welche Beweise die Alterthumsforscher für ihre Behauptung aber auch aufbringen mögen, so ist doch der Schein gänzlich gegen sie. Ein kleiner Theil der alten Festung ist kürzlich in maurischem Styl zu einer Batterie eingerichtet worden, die indeß mit ihren rostigen Geschützen gänzlich ohne Nutzen ist. In der Nähe befinden sich Salzquellen, wo man das Seesalz durch Verdunstung gewinnt.

Nachdem wir die Umgegend von Tanger ausgebeutet, wünschten wir vor unserer Reise nach dem Innern einen Ausflug nach Tetuan zu unternehmen. Es wurde daher ein maurischer Soldat gemiethet, der uns dahin begleiten sollte, und Hr. Trenery bepackte ein Maulthier mit Lebensmitteln für unsern Weg durch die unwirthbaren Gegenden. Auf so große Vorbereitungen, wie Sir Arthur de Capel Brooke sie verlangt, ließen wir uns nicht ein: wir bedurften nur eines Maulthiers oder Esels zum Reiten, eines Mantels für die Nacht oder gegen kalte Nordwinde von der See her, eines Kaffeetopfs, einer Pfeife und eines Vorrathes von gutem Tabak, und damit hielten wir uns für ausgestattet genug, um eine Reise selbst bis nach Tumbuctu zu unternehmen.

An einem schönen Sonntagsmorgen im Monat April machten wir uns, im Ganzen vier Personen, auf den Weg. Im Laufe des Vormittags kamen wir in der reichen, mit üppiger Vegetation bedeckten Landschaft an mehrern maurischen Dörfern vorüber, die fast alle von Gärten und von einer dichten Cactushecke umgeben waren. Die Häuser, oder vielmehr die Hütten lagen unordentlich durcheinander und bestanden nur aus niedrigen Mauern, oben mit Rohr überdeckt. So wie man sich diesen Dörfern nahte, stürzten, wie überall im Süden und Osten, Schaaren verhungerter Hunde auf uns los, deren wir uns nur mit Mühe erwehren konnten.

Obgleich die Entfernung von Tanger nach Tetuan nicht groß ist, so ist doch die Gegend zwischen beiden Orten äußerst mannichfaltig. Besonderes Vergnügen gewährte uns ein Douar oder arabisches Feldlager, das wohl aus fünfzig Zelten bestand, die einen Halbkreis bildeten. Sämmtliche Zelte waren nach der einen Seite hin geöffnet, so daß man die Frauen in ihnen erblicken konnte, die sich mit verschiedenen Hausarbeiten beschäftigten, während die Kinder auf dem freien Platz spielten.

(Fortsetzung folgt.)

Die sibirische Pest.

(Aus der Reise nach dem Ural, Altai u. s. w., von Humboldt, Ehrenberg und Rose.)

Auf der Reise von Tobolsk nach Tomsk erfuhren sie, daß in einigen benachbarten Orten die Pest wüthe. „Wir hatten davon in Tobolsk nichts gehört, und erkundigten uns näher nach der Beschaffenheit dieser Krankheit bei dem Arzte, der uns freilich nur sehr ungenügende Auskunft geben konnte. Wir hörten, was uns später noch der Staatsrath Dr. Gebler in Barnaul bestätigte und umständlicher beschrieb, daß die Krankheit ursprünglich eine Viehseuche sey, aber auch Menschen befalle, und besonders in den Steppen, nie im Gebirge vorkomme. Sie fängt mit einer verhärteten Geschwulst an, die sich bei den Menschen, besonders an den von den Kleidern unbedeckten Theilen des Körpers, im Gesichte, Nacken und an den Armen bilde, und die man, wie so häufig bei dergleichen Krankheiten, dem Stiche von Insecten zuschreibe, die man sonst aber nicht näher bezeichnen konnte. Die Geschwulst bilde sich zu einem schwarzen, brandigen Geschwür aus, und zöge in kurzer Zeit Fieber und den Tod nach sich. Durch Schnitte, die man in die Beule macht, und durch Umschläge von einem Aufgusse von Tabak und Salmiak könne man im Anfang eine Zertheilung der Verhärtung hervorbringen und die Krankheit heilen; hätte sie aber erst innere Theile ergriffen, so wäre sie in der Regel unheilbar.

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

7. Einwohner.

(Fortsetzung.)

Die Weiber, namentlich die Armenierinnen, sind sehr zur Ausschweifung geneigt, können aber doch in den Augen ihrer Männer als Vorbilder von Sittsamkeit dienen. Nach Alt-Schemacha kommen häufig Bajaderen, und bleiben dort zuweilen ganze Jahre: vielleicht hat der häufige Aufenthalt dieser Tänzerinnen einigermaßen zum Sittenverderbniß der Frauen in Schemacha beigetragen. Wissenschaftliche Bildung ist ausschließlich auf die Geistlichkeit beschränkt, und besteht in Lesen und Schreiben, der Erlernung des persischen, hie und da auch des

Arabischen. In früherer Zeit hielten es einigermaßen bedeutende Personen nicht für anständig, sich mit Lesen oder Schreiben abzugeben, und jeder überließ dieß seinem Mulla; daher besaß auch die Geistlichkeit so große Macht und so großen Einfluß auf das Volk, und selbst auf die Regierung. Bei einem solchen Zustande der Dinge gab es keine Anstalten für die Bildung der Jugend, und konnte auch keine geben. Seit der russischen Herrschaft zeigt sich unter den Eingebornen mehr Lust etwas zu lernen, vielleicht auch darum, weil sie deutlich den Vortheil einsehen, wenigstens lesen zu können; wegen der Kürze der Zeit aber konnte die russische Regierung noch keine zureichenden Mittel für den Volksunterricht herbeischaffen. Auch jetzt noch sind alle Schulen in den Häusern der Mullas, die Lehrgegenstände sind Lesen, Schreiben, Auslegen des Korans, und die Sprache so wie die Geschichte Persiens. Im Allgemeinen ist die erste Erziehungsweise noch so, wie sie bei einem kriegsliebenden Volke seyn muß: von Jugend an übt sich der Tatar im Reiten und dem Gebrauche des Gewehrs, darum gibt es auch bei ihnen vortreffliche Reiter. Die intellectuelle Bildung liegt noch ganz im Argen, und Niemand ist da, der die tiefe Nacht der Unwissenheit erleuchten könnte.

Die Tataren schätzen die Medicin sehr hoch, einige von ihnen beschäftigen sich mit großem Erfolge mit der Heilkunst und behandeln Wunden sehr glücklich; es scheint fast, als ob sie ihre ärztlichen Kenntnisse aus arabischen Büchern schöpften. Sie achten die russischen Aerzte, nehmen aber nur im äußersten Fall zu ihnen ihre Zuflucht.

Die oben angegebene Eintheilung des Volks in Classen zeigt, daß dort keine Leibeigenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes besteht, welche übrigens auch den Moslems durch den Koran selbst verboten ist. Die Verwandten des Khans besitzen Bauern, und außerdem haben noch einige der reichsten und mächtigsten Beks Landleute aus irgend einer Provinz an sich gelockt, sie auf ihren Gütern angesiedelt, und halten sich darum für berechtigt, über sie wie über ihr Eigenthum zu verfügen; auf solche Weise wurde ein großer Theil der Auswanderer aus Karabag, Kuba, Baku und Schekl in Schirwan angesiedelt. Der Grad der vermeintlichen Hörigkeit der Bauern richtete sich jedoch stets nach dem Ansehen und der politischen Wichtigkeit des Beks, auf jeden Fall aber beschränkte sich die Abhängigkeit auf die Bebauung des Landes für den Bek, auf das Einheimsen der Feldfrüchte, Leistung häuslicher Dienste, Lieferung von Lebensmitteln und manchmal auch die Bezahlung einer bestimmten Steuer. Bei einigen Beks, aber nicht bei vielen, leben die Bauern ruhig und mit ihrem Loose zufrieden.

Die Lebensweise ist fast bei allen Tataren dieselbe. Auf der schirwanischen Ebene erbaut man die Häuser aus Schilf, und verstreicht sie innen und manchmal auch außen mit Thon; sie sind gewöhnlich ziemlich eng und haben gar keine Bequemlichkeiten. Im obern Theil des Landes baut man die Wohnungen auf folgende Weise: man gräbt in den Boden ein Loch von 1½ bis 2 Kubikarschinen und führt hölzerne Mauern auf, wovon die eine Hälfte in dem Loche steckt, die andere über die Oberfläche hervorragt. Das Haus besteht größtentheils nur aus einem Zimmer, in welchem manchmal eine ungeheure Familie und eine ganze Wirthschaft Platz finden muß, nämlich alles bewegliche Vermögen, Korn und manchmal auch das Vieh. Einige geringe Ausnahmen abgerechnet, unterscheiden sich die Beks in ihrer Lebensweise nur wenig von den Bauern. Die Armenier sind mehr als die Tataren zum Zusammenleben geneigt, und dieß zeigt sich durch ihre bessern und bequemern Wohnungen und durch den sorgfältigen Anbau ihrer Ländereien; seit ihrer Befreiung aus der drückenden Abhängigkeit von den Moslems unter der frühern Herrschaft bessert sich ihr Zustand mehr und mehr.

Die hiesigen Juden unterscheiden sich in ihrer Lebensweise kaum von ihren andern Stammesgenossen; man sieht bei ihnen dieselbe Unreinlichkeit und denselben Schmutz.

Die Kleidung ist bei allen gleichförmig, und besteht aus einem kurzen Archaluch mit offener Brust; bei den Reichen sind die Archaluchs von Seide, bei den Armen aus Zitz, grober Leinwand und dergleichen; über den Archaluch binden sie eine Leibbinde oder einen Shawl, auch ziehen sie darüber eine Tschacha mit langen Aermeln, welche hinten von der Schulter bis zum Handgelenk aufgeschnitten sind; diese Aermel hängen gewöhnlich herunter, bei schlechtem oder kaltem Wetter aber schnallt man sie vom Handgelenke fast bis zum Ellenbogen fest zu. Bei den Reichen bestehen die Tschochas aus feinem Tuch und sind unten mit breiten Borten besetzt, bei den Armen werden sie aus geringem im Land oder von Lesghiern fabricirtem Tuche verfertigt. Im Winter ziehen sie ihre Halbmäntel von Hammelfellen mit halben Aermeln und gleichfalls offener Brust an, bei der Hitze aber ungeheure Schafpelze; die Mützen legen sie niemals ab. Diese letztern, Papachen genannt, werden aus Hammelfellen gemacht und gleichen einem gestutzten Kegel, bei den Armen sind sie größtentheils weiß oder fuchsroth, bei den Reichen schwarz, doch tragen auch die Letztern im Sommer zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen weiße Papachen. Der Dolch ist das allgemeine nie fehlende Zugehör der Kleidung. Die Fußbekleidung der Tataren besteht aus kurzen Strümpfen von vielfarbiger Wolle oder weißer Baumwolle, und aus Pantoffeln mit hohen Absätzen; bei der Feldarbeit oder schlechtem Wetter schützen sie die Füße mit einem dicken gewebten Zeug und ziehen Pantoffeln ohne Absätze an; beim Reiten bedienen sie sich langer Stiefeln mit scharfen aufwärts gebogenen Spitzen. Die Weiber tragen gleichfalls Archaluchen und darunter eine Art Corsett; die Haare lassen sie fliegen, und binden den Kopf mit einem Tuch in Form eines Turbans ein, wobei sie die langen Enden hinten hinabfallen lassen; Hals, Brust, Armbänder und Gürtel schmücken sie mit Abasen, manchmal sogar mit Ducaten.

Die Tataren sind vortreffliche Reiter, und Alles athmet an ihnen einen kriegerischen Geist: wenn sie auch nur einige Werste weit sich entfernen, so sind sie stets bewaffnet, die Flinte hängt über der Schulter, gewöhnlich auch das Pistol hinten im Gürtel, der Dolch vorn und der Säbel an der Seite; sie lieben leidenschaftlich schöne Waffen, aber ein reiches Pferdegeschirr trifft man selten. Ein reicher Bek muß Jäger, Jagdhunde, Pferde, Waffen und eine Menge Nukers*) haben: dadurch zeichnet er sich vor dem gemeinen Volk aus. In den Häusern der Reichen kann man mit bunten Farben bemalte Mauern, aus Holz geschnitzte und mit Farben verzierte Zimmerdecken sehen. Aller sichtbare Reichthum besteht aus Betten, Kissen und Waffen. Arme und Reiche haben eine Menge Kissen und andere ähnliche Gegenstände aus Seidenstoffen, die mit Gold durchwebt sind. Die Vergnügungen des Volkes tragen den Stempel seines Charakters: Wettrennen, Jagd und andere Leibesübungen bilden die Lieblingsbeschäftigung; man bemerkte jedoch, daß alles dieß nach und nach abnimmt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man kann dieß Wort im Grunde nur mit Gefolge übersetzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 72.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 März 1838.

Handel der Tschuktschen nach Nordwestamerika. *)

Die Tschuktschen, deren es zwei Hauptstämme gibt: angesiedelte und Rennthier-Tschuktschen, bewohnen die nordöstlichste Landspitze Asiens. Diese Extremität des alten Continents umgeben von der Nordseite ewige Eismassen, die im Sommer nur selten auf die geringe Ausdehnung vom Tschuktschen-Vorgebirge bis zum Nordcap (Cooks-Cap) schmelzen, im Innern aber mit Bergen von Eismassen und gefrornen moosigen Morastgründen bedeckt sind. Sie übertrifft an Rauhheit des Klima's und Dürftigkeit der Vegetation das ganze übrige mit ihr in gleicher Parallel-Breite liegende Sibirien. Die Natur äußert ihre Productionskraft hier nur in den untern Thalgründen, längs der Strömung der Kaläma, des Alasis, der Indigirka und einiger andern Flüsse; in höhern Breitegraden erreicht sie einen noch größern Schwung: so finden wir schon an der nördlichen Lena-Strömung, im 71sten Breitengrade, den Lärchenbaum, eine hohe Holzgattung. Im Gebiete der Tschuktschen fließt in der Richtung des Meridians kein bedeutender Fluß. Die in das Eismeer gehenden Flüsse kommen aus waldlosen Bergen, deren Kette den Landstrich in fast parallelartiger Richtung durchschneidet und den freien Lauf der Süd- und Nordwinde aufhält. Das Thal am Anadyr-Flusse, die Südgränze des Tschuktschen-Gebiets, wird durch diese Bergkette zwar gegen die Nordwinde geschützt; sie ist aber auch eine der wesentlichsten Ursachen, warum der nördlich gelegene Landstrich von einem so überaus rauhen Klima heimgesucht wird. Hier nun hausen die Tschuktschen, sowohl die angesiedelten, als die Rennthier-Tschuktschen. Erstere befinden sich in einer großen Abhängigkeit von den letztern und bekennen sich auch wegen deren zu großer Ueberlegenheit über sie gern zu denselben. Erstere sind ältere Besitzer dieses Landstrichs, letztere sind in spätern Zeiten hier herübergekommen und haben das jetzt von ihnen occupirte Land erobert. Beide Stämme haben sich ihre Unabhängigkeit bis jetzt zu erhalten gewußt, doch in einem weit höhern Grade die Rennthier-Tschuktschen. Zahllose Rennthier-Heerden besitzend, sind sie durch diese mit den Mitteln zu ihrer Subsistenz und Bekleidung hinlänglich versorgt. Ihrer Selbstständigkeit, ihres völlig unabhängigen Zustandes wegen werden sie von den Nachbarvölkern gefürchtet. Ihrem eigenen Interesse nachjagend, haben sie diese Rücksichten der Nachbarn für sie zu allerseitigen Vortheilen zu verwenden verstanden. Sie haben sich zu Vermittlern des Handels zwischen Nordasien und Nordamerika zu machen gewußt. Bei ihrem Nomadenleben verführen sie die wilden Thierbälge des waldigen Amerika's, die Wallroßzähne, an den auf diesem Meere zerstreuten Inseln ausgeworfen, zu den russischen Kaufleuten nach Anadürsk und Kolüma, von welchen sie dagegen Tabak, Eisenwaaren und verschiedene Zierrathen eintauschen, mit welchen wie mit warmer Rennthier-Bekleidung sie die Bewohner der amerikanischen Inselgruppen und des Continents versehen, von denen sie nur eine schmale Meerenge trennt, und mit welchen sie bei ihren frühern Kriegszügen, die sie jetzt mit der Industrie vertauscht haben, Bekanntschaft machten. Diese neuen Handelsverbindungen gewinnen eine immer größere Wichtigkeit und beschränken sich nicht auf den engen Umfang der Behring-Straße; sie haben sich im Norden bereits bis zum Nordcap, im Süden bis zur Bristolbucht ausgedehnt.

Die Nägel-Inseln bilden ihrer Lage nach das bequemste Rendezvous zur Zusammenkunft der Bewohner aus beiden Continenten. Im Sommer kommen hieher auf Baidaren — einer Art länglicher Boote — auch zuweilen im Winter auf mit Hunden bespannten Schlitten, einerseits die Tschuktschen mit russischen Waaren und Rennthierhäuten, andrerseits die Bewohner von Prinz-Wallis-Insel mit Pelzwerk und Wallroß-Zähnen zusammen, die sie von den Bewohnern an der Kotzebue-Bay und andern höher nördlich wohnenden Wilden erhalten haben. Die neuesten Weltumsegler thun in ihren Reisebeschreibungen Erwähnung von diesen Handelsverhältnissen der Amerikaner und Tschuktschen. Einige von ihnen fanden selbst bei den östlicher vom Eiscap gelegenen amerikanischen Volksstämmen eiserne Kochkessel und Messer im Gebrauch. Die besondere Gewandtheit im Handel, die alle Eingebornen dieser Küste in Handelsangelegenheiten zeigten, erregte dieser Reisenden größte Verwunderung.

*) Von einem vieljährigen Beamten der russisch-amerikanischen Handelscompagnie dargestellt.

Mit den aus dieſen Gegenden bezogenen Waaren begnügen ſich die Tſchuktſchen nicht. Sie beſuchen im Sommer in Baidaren, im Winter bisweilen auf dem Eiſe die St. Lorenz-Inſel, verſehen ihre Bewohner mit warmen Kleidungsſtücken und Tabak, und tauſchen von ihnen die großen Wallroß-Zähne ein, die ſie in Kolüma wieder vortheilhaft abſetzen. Gleicher Abſichten wegen haben ſie auch Verkehr mit den Bewohnern der Inſel Ukiwak (King's Island), die deßwegen auf die Küſte des amerikaniſchen Feſtlandes herüberkommen. Dieſes Inſelchen iſt ein Fels, im Umfange nur eine italieniſche Meilen habend, die ſich faſt ſenkrecht 756 Fuß über die Waſſerfläche erhebt, der Vegetation ganz entbehrt, aber doch bewohnt iſt. Zweihundert Amerikaner, größtentheils kühne und ſtreitſüchtige Leute, gründeten am Felſenabhange, 150 Fuß über der Meeresfläche, eine Anſiedelung; ihre Wohnungen höhlten ſie im Fels ſelbſt aus. Die Menge von Wallroſſen, die ſich um dieſe Inſel herum aufhalten, lockten wahrſcheinlich dieſe Leute vom Feſtlande herüber. Die Erbeutung dieſer Thiere ſichert ihnen nicht nur den nothwendigen Lebensunterhalt zu, ſondern für deren Zähne handeln ſie auch Luxusartikel ein, wie Tabak, Glaskorallen und andre Sachen; was ihnen aber wichtiger als alles Uebrige iſt, warme Kleidung aus Rennthierhäuten.

Die Bewohner der Inſel Aſiſak oder Ajar, von den Engländern Sledge-Island genannt, die keinen größern Umfang denn Ukiwak hat, ihr ſehr gleicht, aber niedriger und abſchüſſiger iſt, nennen ſich mit den Bewohnern des ihnen gegenüber liegenden amerikaniſchen Feſtlandes gemeinſchaftlich Aſiak-Mjuten. An Unternehmungsgeiſt in Ausführung von Handelsentwürfen übertreffen ſie faſt alle ihre Nachbarn. Sie werden von den Tſchuktſchen als ihre Bevollmächtigten oder Commiſſäre gebraucht. Auf Imaklita, einer der Nägel-Inſeln, haben ſie mit den Tſchuktſchen ihre Zuſammenkünfte, erhalten von ihnen ruſſiſche Waaren und warme Kleidungsſtücke, die ſie gegen Pelzwerk auf der amerikaniſchen Küſte abſetzen. Gegen hundert Mann in voller Rüſtung ſegeln jährlich zu Anfang des Junius in zehn Baidaren, beladen mit den von den Tſchuktſchen erhandelten Waaren, längs der Küſte ſüdlich, die ſie ihrer ganzen Krümmung nach umbiegen, beſuchen alle wilden Völkerſchaften, die auf dieſem Striche wohnen, und tauſchen ihre Erzeugniſſe ein. So dringen ſie endlich bis zur Mündung des Paſtolfluſſes vor, wo ſie Halt machen. Hier iſt das Hauptdepot des Pelzwerkhandels aus dem ganzen innern Landſtrich. Die Paſtol-Bewohner kaufen im Laufe des Jahres das von allen dieſen Völkerſchaften erbeutete Pelzwerk und die Wallroßzähne auf, erwarten die Flottille der Aſiak-Mjuten, welche mit den eingetauſchten Waaren ihre Baidaren beladen und ſie nach der gedachten Inſel Imaklita hinbringen, wo die Tſchuktſchen ihrer gewöhnlich ſchon harren.

So verſehen alſo die Tſchuktſchen, wenn man hiebei nur die Ausdehnung der Seeküſte in Erwägung nimmt, die Bevölkerung eines Küſtenſtrichs, der ſich auf tauſend italieniſche Meilen ausdehnt, mit ihren Handelserzeugniſſen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ſie ihre Keſſel, Meſſer, Tabak und Glaskorallen aus Kolüma bis zu den Kenaizen, mehr als 1700 italieniſche Meilen, und vielleicht noch weiter, aus ihrem Gebiete zuerſt auf Rennthieren, weiter ſodann auf ihren offenen Booten verführen würden, hätte die ruſſiſch-amerikaniſche Compagnie nicht Redouten am Nuſchagat-Fluſſe und an der Bucht von Kenaiſk aufgeführt.

Bis zur Mündung des Paſtol-Fluſſes übt der Handel der Tſchuktſchen jetzt ſeinen Einfluß aus; dort nimmt er ſeine weitere Richtung nach Süden und erhält neue Umſatzmittel durch die induſtriöſen Betriebe der dort herumwohnenden Völkerſchaften: die Kenaizen legen ſich auf den Fang der wilden Rennthiere und bereiten aus ihren Häuten eine Art ſämiſches Leder, das die Koloſchen zu Unterkleidern und überhaupt zur Bekleidung trefflich finden. Die Tſchugatſchen erhalten von den am Kupfer-Fluſſe wohnenden Amerikanern Kupfer, ein dortiges häufiges Product. In Tſchilkat (Lynn's Canal) fabricirt man aus Rennthier- und Büffelhäuten ein ſo feſtes, ſtarkes Leder, daß es im Kriege ſtatt Panzer gebraucht wird; auch verfertigt man dort aus der Wolle eines wilden Schafs, Mäntel. Die Koloſchen an der Behringsbai, die Stachnizen um den Prinz Friedrichsſund und andere, fabriciren in großer Menge einen Fiſchleim aus einer kleinen Fiſchgattung; die Naasken zimmern ſehr bequeme große Boote; an den Ufern der Königin-Charlotten-Inſel findet ſich eine Schnecken-Gattung im Ueberfluß vor, welche von den Bewohnern der ganzen Küſte zu verſchiedenen Zierrathen verwandt wird. Alle dieſe Artikel ſind Gegenſtände einer regen und continuellen Handelsthätigkeit unter allen dieſen amerikaniſchen wilden Volksſtämmen. Vor Ankunft der Europäer in dieſen Gegenden war das Eiſen hier noch völlig unbekannt; ſtatt deſſen verfertigten die Bewohner der Charlotten-Inſel von dem am Kupferfluß gewonnenen Kupfer Beile und andre Verzierungen. Die Kriegsgefangenen der Koloſchen-Stämme (Kolgi genannt) bilden gleichfalls einen wichtigen Handelszweig in dieſem Landſtrich. Der gewöhnliche Preis für einen ſolchen ſind 25 Fluß- oder zwei Meer-Biber.

Der gegenſeitige Tauſchhandel unter dieſen Volksſtämmen hat ſich jetzt in dem Verhältniß verſtärkt, als ihre Bedürfniſſe und Capricen zugenommen haben. Um mehr europäiſche Erzeugniſſe zu bekommen, wird die Gewinnung der Pelzthiere mit vermehrter Thätigkeit betrieben und dehnt ſich bereits bis in das innere Feſtland aus. Die Kaufleute der Koloſchen beſuchen mit ihren großen Booten — Baten — alle benachbarten Meeresbuchten und handeln Pelzwerk ein. In ihren Handelsoperationen beſitzen ſie eine große Erfahrung; dabei wachen ſie, gleich unſern europäiſchen Handelsvölkern, mit eifriger, faſt neidiſcher Fürſorge auf die ausſchließliche Beibehaltung dieſes Handelszweigs.

Aufenthalt in Tanger und Tetuan.

(Fortſetzung.)

Um ſechs Uhr früh hatten wir uns auf die Reiſe gemacht, nach zwei Uhr ſahen wir Tetuan ſchon vor uns liegen, obſchon es noch einige engliſche Meilen entfernt war. Seine weißen, glänzenden Gebäude machten ſich um ſo ſchöner, da ſie das blaue Mittelmeer zum Hintergrunde hatten. Auf einem grünen Raſen-

platz bemerkten wir eine Gruppe von Arabern in der Mitte ihrer Kamele; jene waren tätowirt. Drei Stunden hatten wir noch zu marschiren, ehe wir die Stadt erreichten, die vor uns zu fliehen schien; endlich betraten wir um 6 Uhr diesen wahrhaft maurischen Ort mit seiner doppelten Mauer. Nachdem wir das erste Thor passirt, ritten wir eine lange Strecke, ehe wir zum zweiten kamen, wo wir erwarteten, von irgend einer Behörde angehalten zu werden. Kein Mensch widersetzte sich jedoch unserm Einzuge; wir folgten daher unserm Führer bis zum Marktplatz, wo man uns abzusteigen befahl. An den Blicken derjenigen, die uns umgaben, sahen wir wohl, daß hier etwas nicht recht seyn mochte; bald kam ein Officier, der uns gebot, ihm zu folgen. Da es nicht in unsrer Macht stand, uns zu widersetzen, so gehorchten wir ihm. Er führte uns über einen Hof zu einem corpulenten Mauren, der mit einem andern ältlichen Manne auf der Erde saß. Aus der Ehrerbietung, die man ihm erwies, ließ sich leicht auf seinen Rang schließen, vielleicht mochte er der Befehlshaber der Wache sein.

Wir nahmen unsere Hüte vor ihm ab und setzten sie wieder auf. Er legte uns auf Maurisch mehrere Fragen vor, die wir natürlich nicht verstanden; als wir jedoch merkten, daß er zu wissen begehre, was für Landsmänner wir seyen, sagten wir es ihm. Er schien damit zufrieden, denn er wiederholte mehrmals wohlgefällig das Wort England.

Während der Zeit war unser Führer nach dem Hause des Hrn. Cohen, eines Juden, gegangen, bei welchem wir wohnen sollten; er erschien zum Glück und machte unsern Dolmetscher. Jetzt zeigte es sich erst, daß der Maure, den wir für den Capitän der Wache gehalten, kein anderer war, als Aschasch, der Pascha von Tanger, der mächtigste Mann im Norden von Marocco. Er fragte uns, ob wir gekommen, um in Tetuan zu wohnen, oder ob wir nur auf unserm Wege nach einer andern Stadt durchpassirten. Wir gaben sodann zur Antwort, wir seyen Reisende, welche nur die Absicht hätten, seine merkwürdige Stadt in Augenschein zu nehmen und ihm ihre Hochachtung zu versichern. Hiezu lächelte der Pascha äußerst wohlgefällig und entließ uns mit der Versicherung, in einigen Tagen nach uns zu senden.

Der würdige Muhamed Aschasch säumte nicht, uns recht bald einen Tag zur feierlichen Audienz anberaumen zu lassen. Nachdem wir den englischen Consul besucht, von dem wir die Anwesenheit von drei englischen Officieren und einem Arzt, Dr. Bell, erfuhren, erreichte uns noch am Abend desselben Tages die Botschaft des Gouverneurs, die uns mit den Officieren auf den andern Morgen zu ihm beschied. Natürlich wurden wir durch Hrn. Butler, den brittischen Consul, vorgestellt.

Die glänzenden Uniformen der brittischen Officiere schienen den Mauren keinen geringen Begriff von unserm Range beigebracht zu haben; denn als wir uns dem Palaste nahten, empfing man uns mit allen Zeichen der Hochachtung. Nachdem wir einen geräumigen Hof überschritten, wurden wir in eine große Halle geführt, wo wir eine starke Wache des Pascha's in weißen Turbans und eben solchen Kleidern, mit Schwert und Dolch bewaffnet, antrafen. Die Leute standen in zwei Reihen vom Eingange der Halle bis zum Ausgange, der in einen zweiten Hof führte. Hier wurden, der Hofetiquette gemäß, mehrere reich aufgezäumte Pferde von Reitknechten gehalten, denen die feurigen Thiere viel zu schaffen machten.

Nachdem wir diesen Hof überschritten, betraten wir einen Garten, und gingen durch einen langen, vergitterten Gang, durch welchen die Fremden stets eingeführt werden. An jeder Seite desselben stand eine Reihe von Soldaten, die uns zu einem geräumigen Gemach leiteten, wo wir Se. Hoheit auf einem altmodischen, sehr künstlich gearbeiteten Stuhl sitzend fanden. Er war elegant, doch nicht prächtig und überladen angezogen. Gleich jedem andern Mauren trug er ein Paar enorm weite Beinkleider von milchweißem Tuch, eine eng anliegende Scharlachjacke und einen Turban von weißem Musselin mit Federn und Edelsteinen; an seinem breiten Gürtel hing ein mit Diamanten besetzter Dolch.

Er empfing uns mit vieler Freundlichkeit. Da er keinen Dolmetscher hatte, der englisch sprach, so bediente er sich des unsrigen, der kein anderer, als Hr. Cohen, der ehrliche Jude, war. Er pries sich nach orientalischer Weise äußerst glücklich, uns in Tetuan zu sehn, da er, wie man sagte, die Engländer stets höher geachtet, als alle andere Nationen; und bat uns alsdann vollständig auf seine Protection zu rechnen und fügte hinzu, die Stadt mit ihren Merkwürdigkeiten stehe uns ganz zu Befehl.

Als Erwiederung für so viel Güte erbot sich unser Begleiter, Dr. Bell, Se. Hoheit eine Medicin zu verschreiben, wenn Dieselben sich unwohl fühlen sollten, oder Höchstihnen eine Ader zu öffnen; der Pascha verlangte jedoch nur, seinen Puls untersucht zu haben. Dieß that der Arzt, und gab ihm dann die Versicherung, er sey vollkommen gesund, was ihm jedoch durchaus nicht recht zu seyn schien; er klagte über Magendrücken, besonders nach dem Mittagbrod. Der Doctor empfahl ihm, Vormittags eine Promenade zu Fuß, Nachmittags eine zu Roß.

Der Pascha Aschasch ist ein Mann von unendlichem Umfange, der mindestens zwanzig englische Stein wiegt; folglich muß ihm das Gehen sehr schwer werden, und was das Reiten anbelangt, so wüßte ich außer dem Elephanten kein Thier, das im Stande wäre, ihn zu tragen. Für ihn würde das Compliment passend seyn, welches ein Bramine dem Darekhmend Khan machte, nämlich: so oft Du deinen Fuß in den Steigbügel setzest, zittert die Erde. „Welches der Grund ist," versetzte der philosophische Khan mit heiterer Laune, „warum ich so selten ausreite."

Dem Winke eines frühern Reisenden folgend, erschienen wir nicht mit leeren Händen vor dem Pascha, sondern brachten ihm eine Quantität Thee und Zucker, die er sehr freundlich annahm. Wir waren jetzt neugierig auf die Art und Weise, wie er unser Geschenk erwiedern würde; doch begnügte er sich damit, uns ein Frühstück vorzusetzen, nach welchem er uns in Gnaden entließ.

Unsere Streifzüge durch die Umgegend machten wir mit unserm Dolmetscher zu Pferde, denn die Zeiten sind vorüber, in denen es keinem Christen, viel weniger einem Juden, ge-

ſtattet war, ein Thier zu beſteigen, von welchem die Muſelmänner behaupteten, es ſei nur für ſie allein geſchaffen. Ich erwähne dieſes Umſtands nur, weil de Capel Brooke es auf ſeiner Reiſe noch ganz anders in dieſer Beziehung fand.

„Ich wurde von dem Sohne des Hrn. Haſſan begleitet," ſagt er; „und da ihm als einem Juden nicht erlaubt war, durch die Stadt zu reiten, ſo ging ich mit ihm zu Fuß durch die Straßen, die äußerſt ſchmutzig waren. Es ging mir ſehr nahe, zu ſehen, daß er die Schuhe auszog, wenn wir uns einer Moſchee nahten, und eine große Strecke barfuß in dem Schlamm watete."

Wir verdankten unſere Vergünſtigung höchſt wahrſcheinlich der Gegenwart unſerer militäriſchen Freunde, oder der des Doctors, denn in der kurzen Zeit konnte ſich eine ſo bedeutende Veränderung kaum zugetragen haben. Hätte Dr. Bell nicht den Puls ſeiner Hoheit unterſucht, ſo würde Hr. Cohen wahrſcheinlich genöthigt worden ſein, im Schmutz hinter uns herzulaufen.

(Fortſetzung folgt.)

Die ruſſiſchen Provinzen jenſeits des Kaukaſus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortſetzung.)

8. Quellen des Nationalreichthums.

Die Beſchaffenheit des Bodens ſollte die Bewohner zu Ackerbauern machen, aber die Trägheit, eine hervorſtechende Eigenſchaft der Tataren, und Mangel an Bildung verhindern dieß. Jeder bemüht ſich nur den Unterhalt eines Jahres für ſich und ſeine Familie zu gewinnen, ohne an weitere Vortheile zu denken. Darum dient in Schirwan der Ertrag des Ackerbaues nur zum innern Verbrauch, und nur in ſeltenen Jahren wird ausgeführt. Gewöhnlich ſieht man Weizen, Gerſte, Hirſe und Tſchaltypk. *) Weizen wird jährlich nicht weniger als 15,000 Schagar oder 415,000 Pud ausgeführt. An verſchiedenen Orten gibt die Ernte das Fünf-, Acht- und ſelbſt Zehnfache, doch kann man das Siebenfache als den Mittelertrag annehmen: es werden alſo jährlich 105,000 Schagars oder etwa 291,680 Tſchetwert Weizen gewonnen, und zwar auf ungefähr 69,200 Deſſätinen Landes. Der Weizen iſt im Allgemeinen gut und gibt ein ausgezeichnet weißes Mehl, ſelbſt bei den ſchlechten Mahlanſtalten. An Gerſte werden ungefähr 80,000 Tſchetwerts gewonnen, an Hirſe 4000 und an Tſchaltypk 55,000 Schagars, oder über 58,000 Tſchetwerts.

Die Einwohner ziehen auch Baumwolle, ſäen etwa 5000 Batman oder 1506 Pud Samen aus, und gewinnen gegen 7500 Batmans reiner Baumwolle, und etwa 12,000 Batmans Tſchigit oder Samen.

Die Gärten mit Melonen und Gurken ſind nicht bedeutend, aber namentlich die erſten Früchte vortrefflich, und bilden in der heißen Jahreszeit die Lieblingsnahrung des Volkes.

Außer der Trägheit der Tataren iſt auch der Mangel an Waſſer ein bedeutendes Hinderniß des Ackerbaues: die Einwohner litten ſtets Mangel daran, denn der Eigennutz der Khane und mächtigen Beks, welche die Bauern nach ihrem Gefallen damit verſorgten, machte einen ſchimpflichen Handel daraus, und benahm vielfach den Einwohnern die Luſt zum Ackerbau. Von der ruſſiſchen Regierung wurden alle Maaßregeln ergriffen, um das Waſſer gleichmäßig zu vertheilen, aber der Anbau der bedeutenden Kronländereien erfordert auch Waſſer in großer Menge. Man kann aus dieſem allem abnehmen, daß in Schirwan 180,000 bis 200,000 Deſſätinen Landes angebaut ſind, ungerechnet etwa dieſelbe Anzahl, welche brach liegt.

Der Anbau des Bodens geſchieht durch Tſchiuts und Kiutans: Tſchiut heißt ein Hackenpflug, an den ein paar Ochſen geſpannt iſt, die Kiutan gleichen dem ruſſiſchen Pflug, und bedürfen fünf paar Büffel, und oft noch mehr. Die Zeit der Ausſaat und die ſpätern Arbeiten geſchehen auf folgende Weiſe: um Weizen zu bauen läßt man im April eine hinreichende Menge Waſſer auf die Felder, und läßt es bis in die letzten Tage des Mai's ſtehen; wenn das Waſſer gefallen iſt, fängt man an zu pflügen, pflügt dann noch einmal im September und fängt hierauf an zu ſäen. Bei regnichtem Wetter iſt die Ausſaat im December zu Ende, bei gutem Wetter wird ſie fortgeſetzt bis in den Januar. Die Ernte des Weizens und der Gerſte beginnt in den erſten Tagen des Junius. Zum Anbau des Tſchaltypk pflügt man den Boden erſt, wenn er ſehr hart iſt, läßt aber Waſſer hinein und macht kleine viereckige Aufwürfe von Erde, damit das Waſſer ſich deſto länger darin halten kann; ſpäter wäſſert man das Feld noch einmal ſo ſtark wie möglich, und endlich im Mai ſäet man den Tſchaltypk, *) wenn das Waſſer nicht in hinreichender Menge vorhanden iſt, ſo artet der Tſchaltypk in Sulus (eine Art ſchlechter Hirſe) aus. Die Ernte des Tſchaltypk geſchieht im September. Manchmal wird auf demſelben Feld, ohne neu umzupflügen, Weizen geſäet und eine gute Ernte gewonnen. Gewöhnlich ſäet man den Tſchaltypk erſt nach zehn, acht und nie vor ſechs Jahren wieder auf demſelben Felde, weil er den Boden ſehr ausſaugt.

Feldfrüchte werden ungefähr mit denſelben Werkzeugen geſchnitten, wie in Rußland, und von Pferden ausgedroſchen, indem ſie dicke hölzerne Balken über die Garben hinziehen. Der Tſchaltypk wird ſodann auf Stampfmühlen gereinigt, welche auf die einfachſte und unbequemſte Weiſe erbaut ſind: zwiſchen zwei ſtarken, hölzernen in den Boden geſchlagenen Pfählen ſetzt man in angebrachte Oeffnungen einen Querbalken ein und befeſtigt in der Mitte in Kreuzform einen zweiten, ſo daß drei Theile deſſelben auf die eine und nur der vierte Theil auf die andere Seite geht; an das lange Ende wird ein Knie angeſetzt, worauf man ſich in einem in die Erde gegrabenen und mit Holz umlegten Loche zur Aufſchüttung des Tſchaltypk ſtützt. Wenn man nun den Tſchaltypk reinigen will, ſo ſetzt man daſſelbe in dieſes Loch, ein Mann ſtellt ſich auf das kurze Ende des Balkens, hebt den langen Theil durch ſeine Schwere in die Höhe, läßt ihn dann wieder fallen, und ſchlägt auf dieſe Weiſe mit dem Knie des Balkens, der gleichſam eine Mörſerkeule bildet, auf den Tſchaltypk, ſo daß die Körner ſich abſondern; während deſſen ſucht der andere die Körner auf einen Haufen zu ſammeln. Dieſe Arbeit iſt ziemlich ſchwer und ſehr langwierig, auch braucht ſie immer zwei Menſchen. Es gibt zwar in Schirwan durch Waſſer getriebene Stampfmühlen, die nach Art der gewöhnlichen Mühlen gebaut werden; ſie ſind ohne Vergleich beſſer, erfordern weniger Zeit und weniger Hände, aber faſt jeder Landwirth will das Geſchäft in ſeinem Hauſe thun laſſen, und die Zeit, die ſie darauf verwenden, bringen ſie nicht in Anſchlag, da ſie ihren Werth nicht zu ſchätzen wiſſen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Eine Art Reis.

*) Das Waſſer, das man auf den zum Anbau des Tſchaltypk beſtimmten Feldern fünf Monate lang ſtehen läßt, erzeugt einen üblichen Geruch und ſchädliche Ausdünſtungen. In dieſer Beziehung wäre es ſehr nützlich, den Tſchaltypk mit dem chineſiſchen Reis zu vertauſchen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 73.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 März 1838.

Brasilianische Zustände.

(Aus ungedruckten gesandtschaftlichen Berichten mitgetheilt von Tietz.)

Die Marine.

Man könnte die brasilianische Marine füglich mit dem Rüssel eines Elephanten vergleichen, der einzigen Waffe einer trägen und kolossalen Maschine. Dessen ungeachtet hat die Kammer der Deputirten nicht angestanden, diesen Rüssel zu beschneiden, diese Waffe zu verstümmeln.

So lange die innern Verbindungswege so viel Hindernisse darbieten, müssen die an der See gelegenen Hauptpunkte Brasiliens, wie eben so viele längs der Küste zerstreute Inseln betrachtet werden. Die Marine ist die einzige helfende Hand, der einzige Arm der Rache, welche die Regierung erheben kann. Diese kann nur von dem Centrum aus handelnd auftreten, weil auf allen entfernten, äußern Punkten der Ungehorsam und die Widersetzlichkeit um sich gegriffen, und sie hier auf keine andere Stütze rechnen kann, als auf die Kräfte, die sie dorthin sendet. Durch die nach dort geschickten militärischen Streitkräfte hat die Regierung wieder mehrere dieser Punkte unter ihre Botmäßigkeit gebracht, und zugleich im Jahre 1831 Rio de Janeiro dadurch von einer Soldateska befreit, die sie in der Hauptstadt nicht mehr im Zaum halten konnte. Etwas später wurde Para, das von der Nationalgarde durch Raub und Mord verheert ward, durch eine Expedition von einigen Kriegsschiffen entsetzt. Die Seeräuberei, welche während des Krieges mit Buenos-Ayres sogar das Innere der Bai von Rio de Janeiro beunruhigte, bedarf auch eines Zügels.

Der Dienst auf der See ist seiner Natur nach ernster und strenger, als der zu Lande, und stellt den Subalternen nothwendigerweise in eine größere Abhängigkeit von seinem Chef. So würden sich die Brasilianer nach und nach an Gehorsam und Disciplin gewöhnen, und diese auch auf die Armee übertragen werden, wo sie noch gänzlich mangelt.

Der Brasilianer könnte zu jeder Zeit tüchtige, starke Schiffe bauen, aber er hängt noch zu sehr, hinsichtlich des Tauwerks, der Segel und der Geschütze von fremden Nationen ab. Die besten Bauhölzer kommen von Alagoas und aus der Provinz Saut' Espiritu. Die dortigen herrlichen Wälder werden aber durch das System des Ackerbaues, welches gleichsam nomadisirend von den Brasilianern getrieben wird, verwüstet. Vergebens hat die Regierung den Friedensrichtern, die mit tausenderlei widersprechenden Functionen belastet sind, aufgetragen, wenigstens zur Schonung der zum Schiffsbau tauglichen Bäume beizutragen. Diese Hölzer geben in nichts dem eisenfesten Teckholz nach, das man aus Ostindien bezieht. Seit dem Jahre 1828 ist kein neues Schiff von den Werften von Rio de Janeiro gekommen, doch hat man wenigstens mehrere ausgebessert. Zwei amerikanische Fregatten, die schönsten Schiffe der brasilianischen Seemacht, waren so sehr vernachlässigt, daß die Tonnen in ihrem Raum versaulten. Bis jetzt werden die brasilianischen Schiffe an Orten aufbewahrt, wo sie dem schädlichsten Einfluß der Jahreszeit ausgesetzt sind. Man schützt sie durch ausgespannte Leinwand, welche Sonne und Regen nur unvollkommen von ihnen abhält. In Para hat man sogar eine Fregatte mit Stroh bedecken sehen, trotz der Gefahr einer Feuersbrunst. Die Werften sogar sind ohne Dach. Für die Schiffe, wofern sie nicht gekupfert, sind in den brasilianischen Gewässern die Würmer sehr gefährlich.

Die Construction der in Brasilien erbauten Schiffe ist portugiesisch, doch sind sie selten gute Segler. Die am meisten für dieses Land brauchbaren Schiffe wären: Fregatten von mittlerer Größe, Corvetten, Bricks und Goeletten.

Die Provinzen von Rio Grande im Süden und von St. Paul bringen reichlich Hanf, den man zu dem Zubehör der Schiffe verarbeiten könnte, hervor, aber der ungewisse Absatz und die fremde Zufuhr entmuthigen diejenigen, die ihn anbauen möchten. Die Eisenminen von Minas und andern Provinzen liefern unerschöpfliches Material zu allen Eisenarbeiten. Die Provisionen sind in der brasilianischen Marine von der besten Beschaffenheit.

Die Schiffsbaumeister entbehren aller für ihr Fach nöthigen wissenschaftlichen Bildung. Die Errichtung einer Schiffsbauschule liegt in den Absichten der Minister. Die Vorsteher des Arsenals besitzen nichts als Routine. Bei dem Arsenal von

Rio de Janeiro beſteht eine beſcheidene Schule von zehn Lehrlingen, die einzige Anſtalt dieſer Art.

Die Häfen dieſes Landes, vom Cap St. Roch bis zu Sta. Catharina gehören zu den ſchönſten der Welt. Im Sommer herrſcht der Nordoſt, im Winter der Nordweſt unter der Linie. Leider iſt ein großer Theil dieſer Häfen verſandet, und nur durch große Mühe und Koſten wieder in brauchbaren Stand zu ſetzen.

Braſilien kann mit einiger Anſtrengung in drei bis vier Wochen auf einem Punkte 800 bis 1000 National-Matroſen der zweiten Claſſe zuſammenbringen, wogegen es aber die der erſten Claſſe von andern Seemächten entnehmen muß. Die Provinzen von Sta. Catharina, von Sant' Eſpiritu, von Ceara liefern die beſten Matroſen; die aus der zweiten Provinz bildet man hauptſächlich aus ſeinen Fiſchern. Bahia kann 200 bis 300 liefern.

Die Kriegsartikel und die Seeinſtructionen ſind vortrefflich und nach denen der Engländer gebildet, allein die jämmerliche Disciplin macht ſie fruchtlos. Eine Commiſſion iſt beauftragt worden, ſich mit Anfertigung eines vollſtändigen Dienſtreglements am Bord der Kriegsſchiffe und eines peinlichen Geſetzbuchs für die Seemacht zu beſchäftigen. Die körperlichen Strafen ſind nur in ſeltenen Fällen erlaubt und können nur auf Befehl des Commandanten oder in Folge der Sentenz des Kriegsgerichts executirt werden.

Die Kriegsgerichte ſind gebräuchlich, aber beſtechlich und erkäuflich, und aus dieſem Grunde ſelten auf Gerechtigkeit baſirt.

(Fortſetzung folgt.)

Aufenthalt in Tanger und Tetuan.

(Schluß.)

Am folgenden Tage waren unſre militäriſchen Landsleute nach Tanger abgereist, und ich ging mit dem Juden Cohen allein durch die Stadt. Bei dieſer Gelegenheit ließ es ſich der mauriſche Pöbel einfallen, höchſt ungezogen gegen uns zu ſeyn; bei jedem Schritt wurde ich ſowohl wie der Jude gröblich beleidigt. Um unſerer größern Sicherheit willen folgte ich dem Rath des Juden, und verhielt mich ruhig dabei; dieß war jedoch durchaus nicht leicht. Mehrere Vagabunden — hier Heilige genannt — griffen uns ohne Umſtände an, ja einer von ihnen, und mit ihm ein altes Weib, warf mit einem großen Stein nach mir, der zum Glück ſein Ziel verfehlte. Ein anderer ſchwang einen Stock über meinen Kopf, und ein Knabe ſpuckte mich an, indem er mich einen „Hund" nannte. Ich mußte meine ganze Geduld zuſammen nehmen, dieß zu ertragen, ohne um mich zu ſchlagen. Es blieb uns kein anderes Mittel gegen dieſe Ausbrüche muſelmänniſcher Gaſtfreundlichkeit, als im Zimmer zu verharren, und ſeinen Muth zu Papier zu bringen.

Da die heiligen Vagabunden, welche ſich bei dieſen Beleidigungen am meiſten hervorthaten, in Marocco eine bedeutende Rolle ſpielen, ſo will ich hier noch einige Worte über ſie anführen. Viele von ihnen ſind wirklich wahnſinnig, die meiſten affectiren jedoch nur es zu ſeyn, um die Privilegien der Verrückten zu genießen. Man darf indeß nicht annehmen, daß alle Marabuts oder Heiligen der Berberei Schelme dieſer Art ſeyen; viele von ihnen ſind vielmehr äußerſt rechtliche Leute. Um ſich beim Hofe in gutem Credit zu erhalten, predigen ſie Gehorſam gegen den Sultan und Ausübung von Tugenden; obgleich ſie ihre Schlupfwinkel verlaſſen, um Almoſen und Geſchenke einzuſammeln, werden ſie von einem Schwarm armer Leute begleitet, die laut das Lob Allahs und dieſer heiligen Männer abſingen. Außer dieſen Banden, die mit ihnen alle Gaben theilen, welche ſie den Arbeitſamen abpreſſen, befinden ſich auch noch Soldaten in ihrem Gefolge, die geübt ſind zu fechten und zu betteln. Dabei ſorgen die Heiligen dafür, daß ihre Race nicht ausſtirbt, indem ſie ſich einen zahlreichen Harem, beſonders aus Negerinnen beſtehend, wie jeder rechtgläubige Muſelmann halten.

Ein Muhammedaner von großem Reichthum machte einſt einem dieſer wandernden Heiligen ein bedeutendes Geſchenk an Geld, um zu ſehen, auf welche Art es dieſer wohl benützen würde. Um ſeine Dankbarkeit zu beweiſen, ſchenkte ihm der heilige Mann zunächſt eine Löwenhaut, auf welcher er bisher ſeine Gebete verrichtet hatte; dazu eine große Flaſche Syrup zum Süßmachen des Thees; für das Geld aber kaufte er ſich lauter Gewehre, um bei ſeinen Erpreſſungszügen ſeine Begleiter damit zu bewaffnen.

Als wir das nächſte Mal ausgingen, ließen wir uns durch einen Mauren begleiten, dem wir täglich einen Piaſter geben mußten. Dadurch gelang es uns, ſelbſt in Begleitung von Hrn. Cohen, in der Stadt umhergehen zu können, ohne beleidigt zu werden; ſelbſt mein Freund durfte unangefochten Skizzen von den Gebäuden entwerfen, die ihm als die merkwürdigſten erſchienen. Unſer Hauptvergnügen beſtand freilich nur darin, unſre jüdiſchen Freunde zu beſuchen, unter denen wir ſo ſchöne Frauen und Mädchen trafen, wie ſie uns bisher noch nicht vorgekommen; dabei hielt jedoch ihr Eigenſinn mit ihrer Schönheit vollkommen Schritt.

Zuerſt als der engliſche Conſul bei einem dieſer Beſuche den Wunſch meines Freundes ausſprach, einige Zeichnungen mauriſcher Anzüge zu entwerfen, bewies die Frau des Hauſes die größte Bereitwilligkeit, ihm hierin gefällig zu ſeyn, und ſagte in der recht orientaliſchen Weiſe: „die ganze Familie ſtehe ihm zu Befehl." Sie erwartete vielleicht nicht, beim Worte genommen zu werden; denn als der Künſtler fortlief, und mit den Farben und dem Skizzenbuch wieder kam, um ſeine Arbeit zu beginnen, war die gute Frau in ihrem Benehmen wie umgewandelt. Eine alte rothnaſige Rahel, die Cohen mir zeigte, hatte einige Bedenklichkeiten erhoben, ob gegen die Arbeit oder gegen den dazu gewählten Tag, ließ ſich nicht ermitteln, genug, als er ihnen, um ſie einzuladen, die vielen bereits copirten Schönen in ſeinem Skizzenbuche vorlegte, liefen ſie, anſtatt ihm zu ſitzen, alle davon. Meinem Freund war dieſer Vorfall höchſt unangenehm; er vermochte nicht, ſich den Grund ihrer Flucht zu erklären, bis er erfuhr, es herrſche hier der ſonderbare Aberglaube, ein Mädchen befinde ſich in der Gewalt deſſen, der ihr Bild beſitzt.

Wir hatten den letzten Tag vor dem Oſterfeſte erreicht, das Judenviertel war daher voll Leben und Thätigkeit. Die armen

Yahudis (Juden) ſchienen zu vergeſſen, daß ſie Fremdlinge in einem fremden Lande waren. Sie hätten kaum in Jeruſalem fröhlicher ſeyn können, als ſie noch durch Wein und Liebe beſeelt um den Berg Zion tanzten. Bei dieſer Gelegenheit machen die achtbaren Mauren, die auf keine Weiſe das Vorurtheil des gemeinen Volkes gegen die Juden theilen, denjenigen Perſonen dieſer Nation Geſchenke, mit welchen ſie bekannt ſind, und zwar als Erwiederung der Geſchenke, die ſie an ihren eigenen Nationalfeſten von ihren iſraelitiſchen Freunden erhielten.

Nach der alten Regel: „je beſſer der Tag, deſto beſſer die That," wählen die Muhammedaner zu dem Feſte der Beſchneidung oder zur Vollziehung von Hochzeiten immer den Freitag, und ſo feierte unſer Freund, der Paſcha, auch jetzt die Hochzeit ſeines Sohnes einen Tag nach der Beendigung des Oſterfeſtes der Juden. Für uns war dieß ein ganz außerordentliches Ereigniß, und ſelbſt die Einwohner von Tetuan ſcheinen mehr Theil daran zu nehmen als der europäiſche Pöbel an irgend einem Schauſpiel. Aus allen benachbarten Städten trafen Deputationen mit Geſchenken ein, und obgleich dieſe Geſchenke eigentlich durchaus keine freiwilligen Gaben waren, ſo machten doch die Geber ein ziemlich freundliches Geſicht beim Ueberreichen derſelben. Größtentheils beſtanden die Hochzeitsgeſchenke in Vieh. Man ſagte, der Paſcha gewinne ſo viel durch dieſe Hochzeiten, daß man fürchte, er werde in jedem Monat eine veranſtalten.

Das Hauptvergnügen bei dieſer Feſtlichkeit, die auf dem großen Marktplatz von Tetuan abgehalten wurde, beſtand in einem wilden Tanzen und Springen, wobei man Gewehre abfeuerte. Wir ſahen der Luſtbarkeit aus einem günſtig gelegenen Hauſe im Judenviertel in Geſellſchaft des brittiſchen Conſuls zu; näher heranzugehen, würde unvorſichtig geweſen ſeyn, denn da die Muhammedaner bei ſolchen Gelegenheiten ſtets ſcharf ſchießen, ſo möchten ſie uns ſehr leicht mit einer kleinen Kugel bedacht haben, obgleich man uns verſicherte, die Ungläubigen würden von ihnen keines Schuſſes Pulver werth erachtet. Dieß iſt jedoch ganz unrichtig; vor einigen Jahren wurde der franzöſiſche Conſul zu Tanger erſchoſſen, während er von der Terraſſe ſeines Hauſes die Feſtlichkeit mit anſah, und ich bemerkte, daß man einen Juden, der ſich dem Marktplatz bis auf Büchſenſchußweite näherte, ſogleich aufgriff und ins Gefängniß ſteckte, wo er ſeine Dreiſtigkeit durch eine achttägige Haft büßen mußte.

Am nächſten Sonntag verließen wir Tetuan, und kehrten nach Tanger zurück. Bevor wir von hier aus unſre Reiſe nach der Hauptſtadt antraten, lag uns ſehr viel daran, einen Dolmetſcher aufzutreiben, der des Engliſchen und Arabiſchen mächtig wäre. Unſre Freunde bemühten ſich vergebens nach einem ſolchen, endlich kam man darauf, ſich in dieſer Angelegenheit an den Gouverneur zu wenden. Unſrer Bitte ſchickten wir ein Geſchenk voraus; hierdurch gewonnen, fiel der alte Herr auf ein Mittel, welches oft in den äußerſten Fällen angewendet wird. Er befahl vier Soldaten, ſich zur Stunde des Gebets an die Thür der Synagoge zu ſtellen, und ſich nach einem Juden mit den erforderlichen Eigenſchaften zu erkundigen. Ein Hauſirer, welcher glaubte, das verlangte Individuum ſolle zum Dolmetſcher zwiſchen dem Gouverneur und irgend einem reichen Engländer gebraucht werden, trat hervor, und gab ſich für den Geſuchten aus. Sogleich wurde der Aermſte ergriffen und nach der Citadelle gebracht, wo er zu ſeinem größten Schrecken erfuhr, daß er uns nach Marocco zu begleiten habe.

Am Tage darauf verließen wir Tanger.

Flucht der Sklaven nach Ober-Canada.

(Aus: America and its Statesman, von H. Martineau.)

Nirgends iſt der Zuſtand der Sklaven hoffnungs- und hülfloſer als in Alabama. Der Reichthum des Bodens und die dünne Bevölkerung machen den Beſitz eines Arbeiters höchſt ſchätzenswerth, während die Entfernung von einem freien Staate — denn auf der ganzen Strecke, die der Flüchtling zu durchwandern hat, findet er Feinde — den Verſuch zur Flucht beinahe unmöglich macht. Alle farbigen Perſonen, die in den Sklavenſtaaten ohne Paß oder ein Certificat ihrer Freiheit, oder ohne Erlaubniß reiſen, können verhaftet und öffentlich angekündigt werden; fordert man ſie nach Verfluß einer gewiſſen Zeit nicht zurück, ſo werden ſie auf dem Markt als Sklaven verkauft. Dennoch entfliehen immer noch Sklaven aus den fernſten Ecken von Alabama und Miſſiſippi. So ſannen zwei Sklaven in Alabama, die von ihren früheſten Mannesjahren an den Gedanken an die Freiheit gehegt hatten, miteinander auf ihre Flucht, und arbeiteten viele Jahre an der Ausführung ihres Planes. Man hatte ihnen den Ertrag ihrer Arbeit in Nebenſtunden gelaſſen, und durch angeſtrengte Arbeit und Entſagung von Genüſſen erſparten und verbargen ſie eine bedeutende Summe Geldes. Im letzten Jahre nun glaubten ſie, daß ſie eine hinreichende Summe beſäßen, und daß die Zeit zur Ausführung ihres Vorhabens gekommen. Sie gewannen die Dienſte eines „gemeinen Weißen" — einer Menſchenclaſſe, die in den tiefſten Zuſtand der Entwürdigung heradgeſunken, und wegen Charakterloſigkeit genöthigt iſt, in den Sklaven-Staaten zu arbeiten, wo die Sklaven, weil Arbeit von Weißen als ſchimpflich betrachtet wird, nicht minder auf ſie heradſehen, als die höher ſtehenden Weißen auf die Sklaven. Dieſe zwei Sklaven nun dingten einen „gemeinen weißen Mann," der einen Gentleman vorſtellen ſollte, kauften ihm eine Kleidung von gutem Tuch, einen Mantelſack, einen Wagen und Pferde, und eine paſſende Tracht für ſich ſelbſt. Nächtlicherweile machten ſie ſich als Herr, Kutſcher und Bedienter auf den Weg, und reiſten mit größter Schnelligkeit durch das ganze Land, ohne auf das geringſte Hinderniß zu ſtoßen, nach Buffalo. Hier verkauften ſie Wagen, Pferde und koſtbare Kleider, zahlten ihren weißen Mann ab und entflohen nach Canada, wo ſie nun in Sicherheit ſind. Sie fanden in Canada eine Geſellſchaft ihrer eigenen Farbe, die ſie bewillkommte und unterſtützte. In Ober-Canada befinden ſich über 10,000 farbige Leute, meiſt flüchtige Sklaven, die in gedeihlichem Zuſtand in dem Lande leben, das ſie als Zufluchtsſtätte erkoren. Kaum Ein Beiſpiel iſt bekannt, daß ſie Almoſen empfingen, und ſie werden ihrer Anſtelligkeit und ihres ſittlichen Betragens wegen geachtet. Eine Eigenthümlichkeit macht ſich bei ihnen bemerklich: ihre übergroße Loyalität. Sie vertheidigen aufs heftigſte alle Acte der vollziehenden Gewalt, welcher Art ſie auch ſeyn mögen. Der Grund hievon iſt klar: ſie fürchten aufs Aeußerſte auch die geringſte Erwähnung der Vereinigung Canada's mit den Vereinigten Staaten.

Die ruſſiſchen Provinzen jenſeits des Kaukaſus.

Die Provinz Schirwan.

8. Quellen des Nationalreichthums.

(Fortſetzung.)

Die Baumwolle wird Ende Mai's und Anfangs Junius geſäet, und im October und November geerntet; der Samen wird durch ziemlich ungeſchickt gebaute Maſchinen ausgeſchieden.

In Bezug auf die Seidenzucht iſt Schirwan eine der reichſten Provinzen in Transkaukaſien; man betreibt ſie im untern Theil von Schirwan, mit Ausnahme von Salian und Mugan, und auch im obern Land auf der erſten Abdachung der Berge. Die Menge der gewonnenen Seide iſt ziemlich groß, aber die Güte derſelben gering, da der Tatar hartnäckig an ſeiner herkömmlichen Methode hängt; indeß betreibt derſelbe dieſen Erwerbszweig mit Vorliebe, ſey es nun wegen des größern Gewinnes bei geringerer Arbeit in Vergleich mit dem Feldbau, oder aus irgend einem andern Grund; immerhin iſt die Vorliebe bemerkbar, und erweckt die Hoffnung, bei gehöriger Aufmunterung und Unterricht in beſſern Methoden dieſen für ſie in jeder Hinſicht wichtigen Induſtriezweig bedeutend zu verbeſſern. Boden, Klima und Luftveränderungen haben auf die Seidenzucht ſehr großen Einfluß, und da dieß Land vorzüglich dazu geeignet iſt, ſo kann man auch von der Verbreitung beſſerer Methoden gute Folgen erwarten. Folgendes iſt eine kurze Darſtellung der Arbeiten vom erſten Anfang an. Wenn der zu Anlegung eines Maulbeerbaumgartens beſtimmte Boden gepflügt oder umgegraben iſt, pflanzt man im Frühjahr, wenn die Sonnenſtrahlen ihn durchdringen, die Maulbeerbäume, wovon eine Menge dort im wilden Zuſtande wächſt, und ſetzt ſie in regelmäßiger Ordnung, aber in ſehr geringer Entfernung von einander, ſo daß viele Bäume zu Grunde gehen. Ein ſolchergeſtalt angelegter Maulbeerbaumgarten liefert erſt nach vier Jahren Nahrung für Seidenwürmer. An einigen Orten werden ſogar Samen von Maulbeerbäumen ausgeſtreut, doch iſt das erſtere Verfahren das gewöhnlichere. Im März fängt man an die Eier ausbrüten zu laſſen: Männer und Weiber binden die vom vorhergehenden Sommer aufgehobenen Eier in kleine Tücher, befeſtigen ſie unter der Achſelhöhle, und tragen ſie ſo lange, bis die Würmer aus den Eiern kriechen, was gewöhnlich nach vierzehn Tagen geſchieht; dieß Verfahren iſt auch in Ghilan und andern perſiſchen Provinzen gebräuchlich. Hierauf fängt man an, die Würmer in kleinen mit einem Dache überdeckten und im Maulbeerbaumgarten ſelbſt aufgeführten Schuppen mit Blättern zu füttern, gibt ihnen aber anfangs, und zwar acht bis zwölf Tage lang, nur Einmal des Tages junge Maulbeerblätter; in den folgenden acht bis zwölf Tagen füttert man ſie zweimal des Tages, und in den nächſten zehn Tagen dreimal; um dieſe Zeit wählt man die Blätter nicht aus, ſondern reißt oft ganze Zweige von den Bäumen und legt ſie in die Schuppen, wo die Würmer ganz ohne Aufſicht ſind. Die Tröge, in denen ſie ſich befinden, ſind aus Schilf gemacht, die Würmer kriechen leicht hindurch, fallen hinunter und gehen in Menge zu Grunde. Später gibt man den Würmern vier bis ſechsmal des Tages Futter. Der Wurm braucht, um ſeine vollſtändige Größe zu erlangen, gegen fünfzig Tage, und der Cocon, um vollreif zu werden, drei bis fünf. Der Wurm iſt erſtaunlich empfindlich; das geringſte ſchlechte Wetter hat einen ausnehmenden Einfluß auf ihn, und zugleich auch auf die Seide.

Die Tröge und Schuppen in den Gärten ſind ziemlich gut und faſt immer gleichförmig gebaut; ſie ſind größtentheils von Holz oder Flechtwerk. Man behauptet, aus den Gärten in den untern Strichen von Schirwan erhalte man mehr Seide, als aus jenen in den höhern Strichen, was wohl eine Folge der Verſchiedenheit des Klima's ſeyn mag. Man wäſſert die Gärten einigemal des Jahres, indem man Waſſer aus den Canälen hereinläßt. Einen Garten nennt man einen Strich Landes, auf welchem 18 bis 24,000 Maulbeerbäume ſtehen; die Zahl dieſer Gärten in der Provinz beträgt 3100. Wenn man nun in runder Summe auf jeden Garten 20,000 Bäume rechnet, ſo iſt die Zahl der Bäume 62 Millionen. Bei der Verſchloſſenheit der Tataren kann man die eigentliche Menge Seide, welche man aus einem ſolchen Garten erhält, nicht genau wiſſen, doch kann man ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach auf 50 Pfund rechnen, wonach ſämmtliche Gärten in Schirwan 155,000 Pfund Seide geben würden. Wahrſcheinlich iſt die Maſſe noch größer, auf keinen Fall aber geringer, denn im Jahre 1829 wurden, wie aus officiellen Berichten hervorgeht, 189,619 Pfund ausgeführt. Wenn man auch annimmt, daß darunter Seide von der Ernte des vorhergehenden Jahres begriffen iſt, ſo muß man andererſeits auch in Rechnung bringen, daß jährlich im Innern der Provinz eine bedeutende Menge Seide zur Verfertigung verſchiedener Seidenſtoffe verbraucht wird. Hier muß auch erwähnt werden, daß nach früherem, auch jetzt noch beſtehendem Recht an die Krone der Maldſchagat, das iſt der fünfte Theil der Seidenernte, entrichtet werden muß; mit geringen Ausnahmen ſind alle verpflichtet, den Maldſchagat zu geben.

Im Allgemeinen iſt die ſchirwaniſche Seide viel geringer als die italieniſche, ghilaniſche und andere; der Hauptgrund liegt in der Rohheit der Einwohner, welche bei der Anpflanzung der Maulbeerbäume, beim Sammeln der Blätter, in der Fütterung der Würmer und ihrer Behandlung überhaupt, endlich im Sortiren der Cocons ohne alle Beurtheilung nach altem Gebrauche zu Werke gehen; auch die Abhaſpelung der Seide, eine der wichtigſten Bedingungen für ihre Güte, wird auf die gröbſte Weiſe auf unbequemen Maſchinen betrieben. Es iſt indeß zu hoffen, daß mit der Ausbreitung der Behandlung der Cocons nach italieniſcher Art, wofür in Alt-Schemacha eine kaiſerliche Anſtalt begründet wurde, und namentlich ſeit der Einſetzung der ruſſiſchen Geſellſchaft für Verbreitung der Seidenzucht jenſeits des Kaukaſus die Einwohner, wenn ſie den augenſcheinlichen Vortheil ſehen, ſolche annehmen, und auf dieſe Weiſe einen wichtigen Schritt zur Verbeſſerung der Qualität der Seide thun. Gegenwärtig kümmern ſie ſich noch gar nicht um die Qualität der Seide, und denken nur an die Menge; darum gilt jetzt auch die ſchirwaniſche Seide an Ort und Stelle nicht mehr als 24 Ducaten oder 72 Rubel Silber, in Moskau nicht mehr als 320 Rubel das Pud; auf dem Jahrmarkte von Niſchneinowgorod zahlt man dafür 550 Rubel, während man für die Seide von Choſchan 750 bis 800 Rubel bezahlt.

(Fortſetzung folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 23** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Das neuere franzöſiſche Drama.** Zweiter Artikel. **A. Dumas' Caligula. — Böhmiſche Literatur.** (Fortſetzung.)

In das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 74.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

15 März 1838.

Ueber das Erdeeſſen.

(Aus dem Journal des Travaux de l'Académie de l'Industrie française.)

Man hat ſchon lange ſich bemüht, über den ſeltſamen Geſchmack einiger wilden Völker, und ſelbſt einzelner Individuen aus civiliſirten Nationen, Erde zu eſſen, ins Klare zu kommen, ohne bis jetzt die Sache erklären zu können. Dieſes wunderliche Phänomen iſt in einer Menge Reiſewerken erwähnt, und längere Zeit hat man die Sache für ziemlich fabelhaft angeſehen, in neuerer Zeit aber hat bekanntlich Humboldt dieſe Gewohnheiten bei den Ottomaken am Orinoko beobachtet, und andere Reiſende haben es außer Zweifel geſtellt, daß in den Ländern der heißen Zone die Menſchen oft eine unwiderſtehliche Luſt haben, Erde zu eſſen, und zwar nicht eine alkaliniſche oder kalkhaltige Erde, um die Magenſäure zu neutraliſiren, ſondern einen ſehr fetten, meiſt ſtark riechenden Thon. In dieſen Ländern iſt man oft genöthigt, die Kinder zu binden, damit ſie nicht hinaus laufen und Erde eſſen, wenn es aufgehört hat zu regnen. Gily bemerkt in ſeinem „Verſuch über die Geſchichte Amerika's", daß in dem Dorfe Banco am Ufer des Magdalenen-Stroms die eingebornen Frauen, wenn ſie irdene Töpfe machen, große Stücke Thon in den Mund ſtecken. In Guinea eſſen die Neger eine gelbliche Erde, die ſie Kauak nennen; die nach Amerika verſetzten Negerſklaven ſuchen ſich einen ähnlichen Genuß zu verſchaffen, aber ſtets zum Nachtheil ihrer Geſundheit. Thibaut de Chanvallon, welcher Amerika gegen das Jahr 1750 beſuchte, erzählt, daß die Neger daſelbſt ſehr auf eine gewiſſe Erde erpicht ſind. „Eine allgemeine Urſache des Magenübels bei den Sklaven, ſagt er, iſt die Gewohnheit mehrerer von Guinea gekommenen Neger, Erde zu eſſen, nicht aus einem verdorbenen Geſchmack, ſondern aus einer in der Heimath angenommenen Gewohnheit, der zufolge ſie häufig eine gewiſſe Erde eſſen, die ihnen ſchmeckt, ohne ihnen beſchwerlich zu werden. Namentlich lieben ſie einen rothgelben, auf den Antillen ſehr gewöhnlichen Tuff, den man ſogar heimlich unter dem Namen Kauak auf dem Markte verkauft. Die Neger, welche dieſe Gewohnheit haben, ſind ſo lüſtern darnach, daß keine Strafe ſie davon abhalten kann." La Billardiere erzählt in ſeinem „Bericht einer Reiſe zur Aufſuchung von la Peyrouſe," daß er auf der Inſel Java zwiſchen Surabaya und Samarang kleine viereckige Kuchen, von den Eingebornen Tanaampo genannt, zum Verkaufe ausgeſetzt geſehen habe; bei näherer Unterſuchung fand er, daß ſie aus einem röthlichen Thone beſtanden, den man ißt. Demſelben Reiſenden zufolge eſſen die Einwohner von Neu-Caledonien zur Stillung ihres Hungers fauſtgroße Stücke eines ſehr zerreibbaren Topfſteines, worin Vauquelin bei einer Analyſe Kupfer fand. Auch in Peru kaufen die Eingebornen auf dem Markte neben andern Lebensmitteln, eine kalkartige Erde, die ſie mit der Coca (Erythroxylon peruvianum) miſchen. Man könnte dieſe Citationen noch ſehr weit ausdehnen und beweiſen, daß dieſer ſeltſame Geſchmack faſt in der ganzen heißen Zone verbreitet iſt, wir wollen aber zwei neuere Beiſpiele aus andern Weltgegenden anführen.

Retzius, ein gelehrter ſchwediſcher Naturforſcher, erfuhr auf ſeiner Reiſe nach Lappland, daß die Bewohner gewiſſer Landſtriche nicht bloß in Zeiten des Hungers, ſondern als eine ſchmackhafte Speiſe eine Erdart äßen, und ſuchte ſich welche zu verſchaffen. Er unterſuchte dieſelbe genau und fand, daß ſie eine Art verwitterten Thonſchiefers ſey, den die Mineralogen Bergmehl nennen. Im Jahre 1832 herrſchte in Lappland faſt Hungersnoth; die Ernte war fehlgeſchlagen, und die arme Bevölkerung befand ſich in der furchtbarſten Entblößung; man gerieth deßhalb in der Gemeinde Dagerna auf den Gedanken, unter das Kornmehl nicht nur geſtoßene Baumrinde, ſondern auch Bergmehl zu miſchen, von dem man wußte, daß man es ohne Schaden eſſen könne, und daß es ſogar eine gewiſſe nährende Eigenſchaft beſitze. Die Nachricht von dieſer ſeltſamen Thatſache veranlaßte den berühmten Chemiker Berzelius, dieſes Bergmehl zu analyſiren, und er fand, daß es aus einer Miſchung von Kieſelerde und thieriſchen Stoffen beſtand. Auch Retzius nahm die Unterſuchung desſelben wieder auf, und mit Hülfe ſtarker Mikroſkope entdeckte er zu ſeinem großen Erſtaunen, daß es faſt ganz aus Trümmern von in foſſilen Zuſtand übergegangenen Infuſorien beſtand. Man erkannte mit Leichtigkeit darin neunzehn verſchiedene Formen dieſer Infuſorien, von denen einige noch im Waſſer leben, andere jedoch er-

loſchene Arten ſind. Man hatte alſo wirklich aus Infuſorien Brod gemacht, was bis zu einem gewiſſen Punkt die nährende Eigenſchaft dieſer Subſtanz erklärt.

Das zweite Beiſpiel dieſes ſeltſamen Appetits iſt von Hrn. Cotting, Arzt im Kanton von Richmond in den Vereinigten Staaten, mitgetheilt. In dieſem Kanton, ſagt er, findet ſich eine Thonart, die von vielen Leuten, namentlich von Kindern, als Nahrung geſucht iſt. Dieſe Erde, deren Farbe von Dunkelgelb in Rothgelb wechſelt, findet ſich in Maſſen und in Schichten, welche Undulationen darbieten, hat ein ſehr feines Korn, iſt weich und klebt an der Zunge. Wenn ſie feucht iſt, hat ſie einen Thongeruch, ſetzt ſich im Waſſer als Pulver ab, und bildet darin keinen dehnbaren Teig; 100 Theile davon geben:

an Kieſelerde	31
an Eiſenoxyd	12
an Thonerde	34
an Magneſia	10
an Waſſer	12
Verluſt . . .	1

Dieſe Erde enthält keine Spur von animaliſchen Subſtanzen, aber man findet darin vegetabiliſche Stoffe in fauligem Zuſtande und Lignit. Am reinſten findet ſich dieſelbe in der Grafſchaft Richmond, nahe an der großen Straße von Auguſta nach Savannah, wo man große Aushöhlungen ſieht, die von dieſen dirt-eaters oder Erdeſſern gemacht wurden. Der Geſchmack dieſer Erde iſt ſüßlich und dem der calcinirten Magneſia ziemlich ähnlich; dieſem Umſtande iſt wohl die Begierde zuzuſchreiben, mit der Manche ſie als Nahrungsmittel gebrauchen. Glaubwürdige Perſonen haben Hrn. Cotting verſichert, daß diejenigen, welche ſich dieſem unnatürlichen Genuß hingeben, kränklich, bleich und leichenhaft ausſehen, wie die Leute, die ſich gewöhnlich mit dem Poliren der Metalle beſchäftigen, und daß man ſie häufig hinſterben ſieht, ohne einen andern Grund, als jene Gewohnheit, für ihren Tod anführen zu können. Hr. Cotting ſah ſelbſt an Ort und Stelle einen 14jährigen Knaben, der dieſe ſeine Lieblingsſpeiſe zu ſich nahm; als man ihn fragte, wie viel ſolcher Erde er jedesmal eſſe, erwiederte er, ſo viel als er in der Hand halten könne, und ſetzte hinzu, ſeine Mutter thue daſſelbe, wenn ſie ſich wohl befinde, aber ſie ſey häufig krank.

Braſilianiſche Zuſtände.

Die Marine.

(Fortſetzung.)

Die Gage iſt für die jungen Officiere, die Commandanten und die Matroſen beträchtlich, wogegen die Generalofficiere im Vergleich ſchlechter bezahlt werden. Die im braſilianiſchen Seedienſte angeſtellten Ausländer finden wenig Aufmunterung und haben viel mit der Eiferſucht der Inländer zu kämpfen. Faſt ohne Ausnahme ſind es Engländer, und ſo viel ich weiß, hat es nie mehr als zwei franzöſiſche Officiere in der braſilianiſchen Marine gegeben. Lord Cochrane, welcher in dem Unabhängigkeitskriege eine Rolle ſpielte und damals eines bedeutenden Rufs genoß, verlor bald die Luſt zum Dienſte, wegen des Uebergewichts, das ſich die portugieſiſche Partei über den Kaiſer Don Pedro I anzueignen wußte, dann auch wegen der Parteilichkeit, welche der oberſte Militärgerichtshof rückſichtlich der durch die braſilianiſche Fregatte „Nitheroy" gekaperten portugieſiſchen Schiffe zeigte. Man ſchätzte die Zahl der damals genommenen oder zerſtörten Schiffe auf ſechsunddreißig. Nichtsdeſtoweniger wurden ſie für braſilianiſches Eigenthum erklärt und denjenigen noch eine Entſchädigung zugeſprochen, welche ſie armirt hatten. Die Vorſtellungen, oder vielmehr Drohungen des Lord Cochrane bewirkten endlich, daß man ihm eine Summe von 240,000,000 Reis zur Dispoſition ſtellte, um ſie unter dem Namen „Priſengelder" an die braſilianiſchen Seeleute zu vertheilen. Dieſe Vertheilung geſchah aber durch ihn mit vieler Parteilichkeit und Ungerechtigkeit. Nach dem Dienſtaustritt des Lord Cochrane wurde Don Pedro hauptſächlich durch den Marquis von Parangoa beherrſcht, einen ſonſt ehrenwerthen Mann von guter Erziehung, der aber weder Theorie, noch Praxis des Seedienſtes kannte.

Der gegenwärtige Miniſter dieſes Departements iſt ein junger Mann von 30 Jahren. Ohne Seemann zu ſeyn, hat er tüchtige Studien gemacht und eines guten Unterrichts genoſſen. Er iſt voll Talent, beſeelt von Gerechtigkeit und Patriotismus, und in ſeinen politiſchen Anſichten ſehr gemäßigt. Indem er mit den Functionen des Miniſters zugleich die eines Deputirten verwaltet, iſt ſein Einfluß ſehr groß.

Die Küſtenſchifffahrt iſt ſehr bedeutend; die dazu benutzten Schiffe ſind meiſtentheils von guten Seeleuten geführt. Der Schutz, den ſie durch die kaiſerliche Marine genießen, iſt durch genaue und ſtrenge Verordnungen beſtimmt, ſo wie auch der Commandant, der dagegen handelt, ſogleich entlaſſen wird.

Nach der neuen Organiſation vom Jahre 1834 iſt das Departement der Marine auf folgende Art zuſammengeſetzt, nämlich aus: 1) dem Miniſterium der Marine, 2) Intendanz der Marine, 3) Sold-Bureau, 4) Rechnungs-Bureau, 5) Lieferungs- und Vorrathscommiſſariat, 6) Inſpection des Arſenals. Die Zahl der bei dem Arſenal angeſtellten Werkleute beläuft ſich mit den ihnen Zugehörigen auf 900 bis 1000 Individuen; in Kriegszeiten verdoppelt und verdreifacht ſie ſich. — Marine-Arſenals befinden ſich in allen Häfen, wo Kriegsſchiffe gebaut werden können. Die Marine-Akademie war ſeit 1832 mit der der Landarmee verbunden, eine Vereinigung, aus der ſo wenig Gutes entſtand, daß eine Trennung als nothwendig beſchloſſen wurde. Der mathematiſche Curſus auf der Marine-Akademie dauert vier Jahre. Den Studienplan hat man ſeinen Grundlagen nach von der Akademie zu Portsmouth entlehnt, ihn aber geändert und durch die Fehler verſchlechtert, welche die Braſilianer in all' ihren Stiftungen und Nachahmungen einführen. Befindet ſich der junge Officier einmal am Bord des Schiffs, ſo empfängt er keinen Unterricht mehr. Im Uebrigen macht der Commandant jeden Monat ſeinen Rapport über die Führung und den Fleiß ſeiner Eleven an das Staatsſecretariat. Als bemerkenswerth dürfte es erſcheinen, daß nach dem Studienplan der Militär-Akademie die Taktik und die Strategie auf das erſte Jahr angeſetzt ſind. Ein aſtronomiſches Obſervatorium, deſſen

Anlegung ſchon im Jahre 1827 befohlen wurde, iſt bis jetzt noch nicht erbaut. Die Hauptfehler beider, früher vereinigten Akademien ſind, daß ſie wenig Gewalt über ihre Zöglinge haben, daß ſie ihnen weder Moralität, noch Gehorſam und Disciplin einprägen, daß man die Unterweiſung in den nothwendigſten Branchen der militäriſchen Wiſſenſchaften, z. B. Artillerie, Terrainlehre, den kleinen Krieg vernachläſſigt, um Gegenſtände zu lehren, die anderwärts bis ans Ende aufgehoben werden, daß man faſt niemals von der Theorie ausgeht, und daß die Gehalte nur höchſtens für geiſtliche Profeſſoren, nicht aber für die Lehrer ausreichen, welche Familie haben. Die Stellen des Portiers und der Pedelle ſind noch die am beſten bezahlten. Die Examina in den Akademien dauern ſelten länger als eine Stunde.

Die Marineofficiere haben in Braſilien den Vorrang vor denen in der Armee und tragen Uniformen und Abzeichen, welche dieſen höhern Rang bezeichnen. Zur Kriegszeit ſteigt der Sold bedeutend durch die Tiſchgelder, Priſenantheile u. ſ. w. Bei der Expedition gegen Buenos-Ayres war die pecuniäre Stellung der jungen braſilianiſchen Officiere beſſer als die der engliſchen von demſelben Rang. Am Lande iſt der Sold eines Marineofficiers gleich dem eines Armeeofficiers von gleicher Kategorie. Das Corps der Marineartillerie hatte man im Jahre 1835 bis auf 600 Mann gebracht, während es lange Zeit nur die Hälfte betrug, da einige Hundert dieſer Soldaten, weil ſie nicht an der Revolution von 1831 hatten Theil nehmen wollen, ſich anderthalb Jahr lang in gerichtlicher Unterſuchung befanden. Doch empfingen die Soldaten während ihrer Haft ihren Sold, und die extraordinären Gratificationen. Man entließ ſie endlich, weil man ihrer Dienſte bedurfte.

Im Anfange des Jahres 1835 wurde der Capitän Elewly nach London geſchickt, um in England 500 Matroſen anzuwerben. Unter den Angekommenen waren die meiſten Handwerker. Ihre Erſcheinung erregte heftiges Murren; die Eigenliebe der Braſilianer litt bei ihrem Anblicke, und das Vorurtheil des Volks erkannte nicht den Nutzen an, den ſie dem Lande bringen. In Rio de Janeiro ſieht man hauptſächlich in jedem Fremden mehr einen Menſchen, der hier ſein Glück machen will, als einen, den man ſelbſt nöthig hat.

Die Ankunft dieſer Engländer befreite für einige Zeit die Regierung davon, ihre Zuflucht zum Matroſenpreſſen zu nehmen. Die Leute, welche man durch dieſes Mittel erhielt, wurden anfangs gut genährt und behandelt am Bord eines Schiffs, welches dazu beſtimmt war, und von wo man ſie dann, ſo wie man ſie nöthig hatte, auf Kriegsſchiffe überführte. Nach dem Tode Don Pedro's I, als die braſilianiſche Regierung keinen Einfall dieſes Fürſten mehr zu fürchten hatte, verabſchiedete ſie dieſe engliſchen Seeleute mit vieler Härte; kurz darauf mußte ſie ſich aber glücklich ſchätzen, einen Theil derſelben wieder zuſammen zu bekommen, um ſie nach Para ſchicken zu können.

Es ruht ein Element der Kraft für die braſilianiſche Marine in den eingebornen Wilden von der Nation der Cabocles, die man in den Provinzen des Nordens trifft. Sie ſind von kupferbrauner Farbe, ihre Geſichtszüge ſind wie Masken, ihr Körperbau iſt klein, ihre Beweglichkeit und Unerſchrockenheit jedoch bewundernswerth. Gelehrig, gehorſam, ergeben und treu, haben ſie nur den Fehler der Trunkenheit; doch ſchlafen ſie nach einem ſolchen Exceß ruhig ein, ohne weiter einen Scandal zu begehen. Der Capitän Ingles machte den Verſuch, ſeine Brick mit dieſen Cabocles zu bemannen, und das Schiff hat im Kriege im Süden eine ausgezeichnete Rolle geſpielt. Der Capitän Grenfill machte der Regierung den Vorſchlag, am Bord eines Schiffes eine Pflanzſchule für Matroſen von dieſer Nation zu errichten, die Leute während eines ganzen Jahrs nicht von dem Schiffe ans Land, am Ende dieſer Zeit aber mit der Bedingung zu entlaſſen, daß ſie wieder kommen und Andere mitbringen ſollten. Im Grunde iſt nichts ſo bizarr, als die Equipage eines braſilianiſchen Kriegsſchiffs, die gewöhnlich aus allen Farben und dem Auswurf aller Nationen zuſammen geſetzt iſt.

Man dürfte bei den Braſilianern nicht eines einzigen ausgezeichneten Officiers erwähnen können; dasſelbe gilt auch faſt von den Portugieſen. Die Officiere, die in künftigen, entſcheidenden Begebenheiten wahrſcheinlich eine Rolle ſpielen werden, ſind der Commodore Taylor, Diviſionschef und erſter Rath des Marineminiſteres. Dann der Marinecapitän Grenfill, der im Kampfe gegen Buenos-Ayres den rechten Arm verloren hat, und der Fregattencapitän Ingles, ſämmtlich Engländer. Alle drei haben ſich außer dem braſilianiſchen Dienſte gebildet und auch ſchon ausgezeichnet.

(Schluß folgt.)

Nachricht über die Papiere des Reiſenden Davidſon.

Der engliſche Viceconſul Willſhire ſchrieb an den Bruder des unglücklichen Reiſenden unter dem 21 Dec. v. J. Nachſtehendes: „Bis jetzt ſind nur einige Bücher und ein goldener Ring von Ihrem Bruder an mich gelangt. Der Maure, von dem ich ſie kaufte, hat ſeitdem eine Reiſe in das Land Dar'ah gemacht und die Zelte der Tadſchakanths beſucht; bei einem gewiſſen Mohammed el Abd fand er zwei Briefpakete Ihres Bruders, die an mich adreſſirt, und theils wenige Tage, theils den Abend vor ſeinem Tode geſchrieben waren. Ich habe dem Mauren und Mohammed el Abd ſchöne Geſchenke verſprochen, wenn ſie mir die Pakete ausliefern wollten, denn ich hoffe, daß dieſelben einen Bericht der Reiſe Ihres Bruders von Wed Nun aus enthalten, welchen er mir gelegentlich zuzuſenden verſprochen hatte.“ — In demſelben Briefe ſpricht Hr. Willſhire auch die Hoffnung aus, bald von Abu Bekr (dem bekannten freigelaſſenen Sklaven aus Jamaica) etwas zu hören, da kaum zu zweifeln, daß derſelbe in Tombuktu angelangt ſey.

Die ruſſiſchen Provinzen jenſeits des Kaukaſus.

Die Provinz Schirwan.

8. Quellen des Nationalreichthums.

(Fortſetzung.)

Weingärten werden ausſchließlich von Armeniern gehalten, namentlich in den Dörfern Madraſ und Gürdſchewan; hier rechnet man 550, jedoch nicht ſehr große Gärten, von denen jeder 100 bis 400

Batmans oder Tungas gibt: nach einem Ueberschlage kann man die ganze Menge des gewonnenen Weines auf 49,000 Batmans oder 16,300 Wedros und auf 2000 Wedros Branntwein anschlagen; der Batman oder ⅓ Wedro kostet nur 40 bis 70 Kopeken Kupfer. Die Trauben werden nicht sortirt, sondern rothe und weiße untereinander geworfen; den Wein gießt man mit den Kämmen in große thönerne Töpfe, die in die Erde gegraben sind. Trotz dieser schlechten Bereitung und der Nachlässigkeit, womit die Armenier zu Werke gehen, ist der Wein doch ausnehmend leicht und angenehm; er steht den kachetischen Weinen wenig nach, kann aber vermöge seiner Feinheit und Zartheit einem mittlern Bordeaux verglichen werden. Aus den Trestern wird Branntwein bereitet. — Obwohl die Armenier ihre Weingärten sehr sorgfältig unterhalten, so läßt sich doch noch keine bessere Weinbereitung erwarten, weil sie aus Habsucht nur daran denken, möglichst viel Wein zu erhalten. Es ist jedoch auch zu bemerken, daß sie wenig Absatzwege haben: in Alt-Schemacha, und überhaupt in Schirwan, das größtentheils von Tataren bewohnt wird, ist der Weinabsatz unbedeutend; ausgeführt wird er nur nach Baku und Kuba. Wie in der ganzen Provinz kein Tatar einen Weingarten hat, so besitzt auch kein Armenier einen Maulbeerbaumgarten zum Behufe der Seidenzucht.

Fruchtgärten finden sich im untern, noch mehr aber im obern Theil von Schirwan; die gewöhnlichsten Bäume darin sind: Aepfel-, Bergamott-, Granatäpfel-, Birn-, Aprikosen-, Pfirsich-, Feigen-, Pflaumen- und Kirschen-Bäume verschiedener Art, so wie Wallnuß- und Maulbeer-Bäume. Trotz dieser Leichtigkeit aber, die schönsten Fruchtbäume zu ziehen, ist die Gartencultur doch im Allgemeinen nicht bedeutend, und der Ertrag dient bloß zum Hausverbrauche. Der Absatz der Früchte beschränkt sich auf die einzige Stadt Alt-Schemacha.

Das Land, welches mit Maulbeerbäumen angepflanzt ist, kann man auf 2600 Dessätinen, die Weingärten auf 600 und das mit Fruchtbäumen besetzte Land auf 800 Dessätinen anschlagen.

Was die Viehzucht in Schirwan betrifft, so unterhält man Büffel, Rindvieh, Pferde, Schafe, Esel, Kamele und Maulthiere. Die angesessenen Einwohner, welche sich vorzugsweise mit Landbau beschäftigen, halten Vieh nur zu ihrem eigenen Bedarf, und man findet bei ihnen nicht mehr als 12,000 Stiere, 40,000 Kühe, ungefähr 56,000 Pferde, 40,000 Schafe, 25,000 Esel, 1000 Kamele und 800 Maulthiere. Büffel gelten 6 bis 8, Esel und Stiere 4 bis 6 Ducaten; Kühe 8 bis 12 Rubel Silber, Pferde 8 bis 20 Ducaten, Hämmel und Schafe 1¼ bis 2½ Rubel, Kamele 16 bis 20, Maulthiere 15 bis 40 Ducaten.

Die Bienenzucht bildet keinen wichtigen Zweig der Landwirthschaft, doch wird sie im obern Theil der Provinz stärker als in der Ebene getrieben. Im Allgemeinen rechnet man 9000 Bienenstöcke, welche jährlich gegen 6000 Batmans (120,000 Pfund) Honig und gegen 500 Batmans Wachs geben; der Honig wird zu 4 bis 5, das Wachs zu 8 bis 10 Rubel Silber das Pud verkauft. Diese Gegenden sind für Bienenzucht besonders geeignet, und die Einwohner würden einen großen Vortheil daraus ziehen, wenn sie sich der Sache eifriger widmeten. — Die Jagd auf Bären, Wölfe, Füchse, Hasen, Schakals, wilde Ziegen, Stiere und Schweine wird von den Einwohnern nur zum Vergnügen getrieben, theils mit Fallen, theils mit Hunden und Feuergewehr. — Der Flußfischfang verdient nur im Kur wegen seiner Bedeutung eine besondere Aufmerksamkeit. Der Bergbau besteht nur im Gewinn des Salzes, der Naphtha und des Kalksteins, der sich in den schirwanischen Bergen in Menge findet, und wegen seiner Weichheit leicht alle Formen annimmt.

Die Fabrication von Seidenstoffen in Schemacha ist schon seit langer Zeit berühmt, und es gab eine Zeit, wo die Erzeugnisse dieser Stadt zu den besten in Persien gerechnet wurden, aber die unglücklichen Umstände, in denen sich ganz Schirwan öfters befand, vernichteten diesen Industriezweig fast völlig, sobald aber die Ruhe wiederkehrte, blühte er jedesmal wieder auf. So war es seit der Wiederherstellung von Alt-Schemacha, nach der Zerstörung der Stadt durch Nadir Schah im Jahre 1754; unter Mahmed Seid Khan befand sie sich in blühendem Zustande, namentlich als in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einige Hunderte der bedeutendsten Fabricanten aus Tebris sich nach Schemacha übersiedelten, obgleich sie nach der Einnahme der Stadt durch Zeth Ali Khan im Jahre 1776 wieder nach Tebris zurückkehrten. Wenn man indeß von Fabriken und Industrie in Schirwan und überhaupt in ganz Asien spricht, so darf man nicht glauben, daß hier Anstalten bestehen, die mit Maschinen arbeiten, eine große Anzahl Hände beschäftigen und eine bedeutende Menge Waaren liefern; vielmehr finden sich in jedem Hause nur ein oder zwei Webstühle, und darauf werden einfache Stoffe und in beschränkter Menge gearbeitet. Der eigenthümliche asiatische Geschmack, die Muster, die Mischung und Dauerhaftigkeit der Farben gaben den asiatischen Stoffen einen Vorzug vor vielen europäischen, aber alles dieß bildet nur eine Volks-, aber keine Fabrikindustrie; zu ihrer Vervollkommnung haben die Perser zuerst den Weg gezeigt, seit geraumer Zeit aber ist Alles unverändert geblieben, und keine neuen Verbesserungen sind vorgenommen worden. Da indeß persische und überhaupt asiatische Stoffe in Rußland und Europa begehrt sind, so verdienen die Weber in Schemacha besonders darum Aufmerksamkeit, weil sie den persischen Stoffen den Weg nach Rußland versperren können. Die Zahl der Webstühle, auf denen seidene Stoffe verfertigt werden, beträgt in Alt-Schemacha gegen 650, und in den bedeutendsten Dörfern: Alwent, Sartob, Alsu und Baekal, gegen 50. Zu einem Webstuhl gehören 4 bis 5 Menschen, die obengenannte Zahl von Webstühlen würde also 3000 beschäftigen, man kann aber, da manche Webstühle leer stehen, nur etwas über die Hälfte annehmen. Die Fabricanten erhalten die Seide von den Bewohnern der Provinz, den Stil oder 80 Soltnick zu 6 Adasen, aber diese Seide verliert noch bei der Reinigung gegen 50 Procent. Die Seidenstoffe gehen zum Verkaufe nach Moskau, Astrachan, Tiflis, Baku, Kuba, Derbend, Nucha, Schuscha und andern Städten. Die seidenen Schleier und Halstücher besonders nach der Türkei und Persien. Das Färben der Seide wird als Monopol betrachtet und von der Regierung in Pacht gegeben, nur das Färben mit Roth und Gelb ist frei. Diese Verpachtung ist mit großen Unbequemlichkeiten und Mängeln verknüpft, und die Schleier von Schemacha, welche sonst den gleichen Preis mit den persischen hielten, werden jetzt nur noch in geringer Menge verfertigt und sind nirgends mehr begehrt. Die Genossenschaft der Fabricanten von Schemacha würde gern die Bezahlung der Pachtsumme, welche 800 Ducaten beträgt, über sich nehmen, und an die einzelnen Meister je nach der Zahl der Stühle vertheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Am 16 Februar Abends 6 Uhr hat ein Erdstoß zu St. Paul (wahrscheinlich im Departement der Ostpyrenäen) stattgefunden. Am 19 zu Sourina; der letztere ging von Norden nach Süden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 75.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

16 März 1838.

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

3. Das Flußgebiet des Liris oder des Garigliano.

Der Liris entſpringt am Fuß des Berges Camicciola, nahe bei der Gemeinde Cappadocia in der Provinz Abruzzo ulteriore, und fließt ſieben Miglien lang bis Civitella in einer tiefen Schlucht zwiſchen ſchroffen Felſen. Von Civitella an treten die Berge vom Liris zurück, das Thal, bekannt unter dem Namen la Valle di Roveto, erweitert ſich, und in ſanften Abhängen umgränzen die vordern Hügel das klare Waſſer. Da ſich das Thal gegen Süden öffnet, und ſomit die Südwinde eindringen können, ſo iſt das Klima auf dieſen Abhängen und auch noch auf den untern Hügeln gemäßigt, das Erdreich im Allgemeinen tief und ſehr fruchtbar, und die Vegetation üppig. Auf den obern Hügeln wachſen Eichen zu einer außerordentlichen Größe heran, und das Bauholz dieſer Hügel würde großen Gewinn bringen, wenn eine fahrbare Straße vorhanden wäre. Civitella ausgenommen, ſind alle andern Gemeinden auf der Höhe der Hügel gelegen, und darum werden die abſchüſſigen Abhänge von den Bewohnern bebaut, während man die Anpflanzung in den untern Gegenden vernachläſſigt ſieht. Bei dem bedeutenden Fall, welchen der Fluß längs des Thales bis Sora hat, kann man durch Canäle das Waſſer leicht ableiten, theils um Mühlen in Bewegung zu ſetzen, theils um die ausgedehnten Ebenen zu bewäſſern. Allein bei der Verkehrtheit, mit der gegenwärtig der Feldbau dieſes Thals und die Wälder ſeiner Hügel behandelt werden, fehlt es den wenigen Bewohnern der Anhöhen an der Nahrung, während ſie im Wohlſtand leben könnten, wenn man auf den Hügeln die vorhandenen Wälder erhalten und die ausgerodeten wieder nachpflanzen, und in dem Thale den Anbau der Felder zweckmäßig betreiben würde.

In der Gegend von Sora erweitert ſich die Valle di Roveto in eine breite Ebene von ungefähr dreißig Quadratmiglien bis dieſſeits Iſola, gewöhnlich Iſola di Sora genannt. Dieſe Felder, die im Allgemeinen gut bebaut ſind, würden einen viel reichlicheren Ertrag liefern, wenn ſie mit dem Liris und dem klaren Fibreno bewäſſert würden, welche auch im Sommer ihre große Waſſermaſſe behalten, und durch Canäle zahlreiche Mühlen in Bewegung ſetzen könnten; ſtatt deſſen aber befinden ſich in dieſer großen Länge bloß fünf Mühlen am Liris ſelbſt; um jeder Mühle einen Fall des Waſſers von 5 bis 7 Palmen durch ein Mühlwehr aus ſtarkem Pfahlwerk zu verſchaffen, wurde das Bett des Fluſſes ſo erhöht, daß daſſelbe eine halbe Miglie oberhalb der Stadt die Spitzen der zerfallenen antiken Brückenbögen erreicht, und längs der Wohnungen beinahe dem Niveau der Straßen gleich iſt; daraus entſtehen bei außerordentlichen Anſchwellungen zu großem Schaden der Bewohner Ueberſchwemmungen für die Stadt Sora und ihre nächſten Umgebungen. Das reichliche Waſſer des Fibreno belebt die Maſchinen einiger Fabriken, unter denen ſich eine Papierfabrik auszeichnet, welche vorzügliches Zeichnen- und Schreibpapier liefert.

Vier Miglien unter Sora theilt ſich der durch den Fibreno bereits vergrößerte Liris in zwei Aeſte, die ſich, nachdem ſie die Wohnungen der Gemeinde, welche von dieſer ihrer Lage den Namen Iſola bekam, umgangen hat, wieder in Einem Bett ſich vereinigen und bilden bis zur Ebene von St. Eleuterio noch andere kleinere Waſſerfälle. Nur einige wenige Fabriken befinden ſich in Iſola, und doch vereinigen ſich hier alle Umſtände, um ausgedehnte Fabriken und Manufacturen zu errichten. An der Waſſerkraft fehlt es nicht; die Wälder der nahen Hügel könnten in Menge und um geringen Preis das nöthige Brennholz liefern; zudem iſt das Klima geſund, und die Lebensmittel aller Art ſind reichlich vorhanden, um eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren.

Von Iſola an bildet das Thal des Liris in einer Länge von 3 bis 4 Miglien einen Engpaß; aber dann öffnet ſich das Thal in eine weite Ebene, welche in der Länge von 22 Miglien bis Rocca d'Evandro und in einer mittlern Breite von 6 bis 7 Miglien von dem Fluß durchſchnitten wird. In dieſer ganzen Ausdehnung wird für die Verbeſſerung des Klima's nicht die mindeſte Sorge verwandt, die unzweckmäßige Benützung der nahen Berge vermehrt im Gegentheil die Urſachen der Verpeſtung. Die Bäche, die von den Bergen herabfließen, richten eine immer größere Unordnung an, und da ſie häufig anſchwellen, ſo

erhöhen ſie ihre Betten, und fließen über die nahen Felder, von denen einige ſchon völlige Sümpfe ſind. Am ſchädlichſten wirkt vor Allen der Bergbach Melfa, welcher eine Menge von Kieſelſteinen und Sand mit ſich führt und den Liris in dieſem Laufe hindert; auch das Bett des Flüßchens Rapido erhebt ſich, verurſacht häufige Ueberſchwemmungen in den Feldern von S. Germano und verwandelt ſie in Sümpfe. Ebenſo läßt man ſorglos das Flüßchen Capo d'Acqua, welches am Fuß des Hügels, auf dem die Gemeinde Palazzuolo liegt, entſpringt, die Umgegend von Aquino verwüſten, deſſen Bevölkerung in 700 ſchwächlichen Einwohnern beſteht. Die verpeſtete Luft entvölkert allmählich die üppigen Felder dieſer Ebene, in der ſich die Gemeinden von Pontecorvo, Aquino, Pignataro, S. Giorgio und S. Angelo in Teodice befinden, deren Bevölkerung 5000 Seelen nicht überſteigt.

Von dem Einfluſſe des Rapido an erhält der Liris den Namen Garigliano. Von S. Germano an bis zum Walde Mortula hat die Ebene eine ſo geringe Neigung (Horat. Od. I. 31: rura, quæ Liris quieta mordet aqua, taciturnus amnis), daß der Rapido von S. Germano bis zu ſeinem Einfluß, und der Garigliano von da bis zum genannten Walde mit Kähnen befahren werden kann, welche auf dieſem Fluſſe Sandali genannt werden. Von jenem Walde bis zu dem Fuß des Hügels, auf dem die Gemeinde Sujo liegt, nähern ſich die Berge ſo, daß die Baſaltfelſen in das Bett hineinreichen, und das Thal einen Engpaß bildet. In dieſem Laufe von wenigen Miglien fließt der Garigliano über neun Felſen, welche eben ſo viele Waſſerfälle bilden, und obgleich keiner von dieſen höher als zwei Palmen iſt, ſo bekommt doch die große Maſſe des Waſſers, welches ſich an den Felſen bricht, einen raſchen und ſtrudelnden Lauf. Bei der gewöhnlichen Waſſerhöhe läßt ſich auch durch dieſen Engpaß noch mit den Sandali fahren, weil ſich immer einige Stellen finden, wo die Felſen tief genug unter dem Waſſer liegen; allein es gehört viele Geſchicklichkeit zu dieſer etwas gefährlichen Fahrt. Iſt einmal dieſe Stelle überwunden, ſo kann man den Fluß wieder bequem befahren, weil ſein Fall von Sujo an bis zu ſeiner Mündung ins Meer höchſt unbedeutend iſt.

(Schluß folgt.)

Braſilianiſche Zuſtände.

Die Marine.

(Schluß.)

Man hat angefangen den Schiffscaplans die Functionen von Lehrern zu übertragen, wofür ſie unter dieſem Titel eine Solderhöhung von 15,000 Reis monatlich erhalten. Man beſchuldigt ſie, im Kriege im Süden ſehr oft die Soldaten entmuthigt zu haben; ſo erzählt man unter Anderm von einem dieſer Prieſter, daß, nachdem er kurz vor dem Gefecht die Meſſe geleſen, er den Schiffsſoldaten zurief: „du ſollſt nicht tödten!“ und daß dergleichen religiöſe Ermahnungen mitten im Kampfe ſehr oft Urſache und Entſchuldigung für die Feigheit waren. Es iſt noch zu erwähnen, daß die Chirurgen der Marine ſehr ſchlecht bezahlt werden.

Der Kaiſer Don Pedro I hatte ſeit einigen Jahren auf der Inſel das Cobras bei dem Arſenal die Anlegung eines Baſſins für die Schiffsbauten begonnen. Dieſe Inſel beſteht nur aus einem Granitfelſen, den man bis auf den Waſſerſpiegel durch Pulver wegſprengen und den Reſt durch Steinhauer aushöhlen laſſen wollte. Seit der Abreiſe des Kaiſers wurden dieſe Arbeiten eingeſtellt; es mangelt an Soldaten, die Galeerenſträflinge zu bewachen, die man früher zu dieſen Arbeiten benutzte.

Wir müſſen in dieſem Tableau der Marine auch noch der zehn Paketboote erwähnen, die mit 20 Kanonen und 234 Mann Equipage beſetzt ſind. Dieſe Schiffe ſind faſt alle ſchlecht eingerichtet, ſchlecht befehligt und ſtehen auf dem Punkte, bald nicht mehr Dienſte leiſten zu können. Schon zur Zeit Don Pedro's I hatte man aus London um einen übermäßigen Preis zwei Dampfſchiffe kommen laſſen, zur Erleichterung der Communication zwiſchen Rio de Janeiro und den Provinzen des Nordens. Die Maſchinerie des einen dieſer Schiffe verroſtet gegenwärtig in irgend einem Winkel des Arſenals, das andere wurde nur zu den kaiſerlichen Luſtfahrten benutzt. Indeß muß die Regierung zwei bis drei Monate warten, bis ſie Neuigkeiten aus Para erhält; in der günſtigſten Jahreszeit dauert die Fahrt eines Paketboots aus dieſer Provinz nach Pernambuco 10 Tage, und man rechnet gewöhnlich 70 Tage bis ein Brief von Para in Rio de Janeiro anlangt. Der Plan einer Actiengeſellſchaft zur Errichtung von Dampfbooten an der Küſte von Braſilien hat von der Regierung, welche auf dem Grundſatz beharrt, ihre Ausgaben in dieſer Hinſicht nicht um 25 Proc. vermehren zu wollen, nicht die Genehmigung erhalten. Hauptſächlich beſchwerlich hat ihr die Gleichſtellung der Dampfboote mit den Kriegsſchiffen geſchienen und die Verpflichtung, die ſie eingehen ſollte, ihre Beamten, Recruten und Munitionsgegenſtände durch keinen andern Weg zu verſchicken. Die braſilianiſchen Paketboote trugen im Jahre 1835 nur 4 Contos und 300,000 Reis ein. Die Rechtlichkeit ihrer Capitäne iſt ſehr zweifelhaft, da ſich dieſe gewöhnlich in ſehr kurzer Zeit ein großes Vermögen zu ſammeln pflegen. Der Plan, auf dieſen Schiffen eine Navigationsſchule für junge Seeleute zu bilden, verſpricht wenig Erfolg, da auf ihnen eine jämmerliche Disciplin herrſcht. Die Koſten des Unterhalts dieſer Schiffe betragen 108 Contos; die obenerwähnte Actiencompagnie verlangte 10 Contos monatlich, ſo daß die Differenz in pecuniärer Hinſicht ſehr unbedeutend geweſen wäre, wogegen ſie in Hinſicht der Vortheile, welche dieſe Europäern anvertraute Unternehmung dem Lande und der Regierung gebracht hätte, unermeßlich geworden wäre.

Man kann von der braſilianiſchen Marine nicht mehr erwarten, als von der Landarmee. Die eine ſo wie die andere haben davon die triſtigſten Beweiſe im Krieg im Süden abgelegt. Man dürfte dieß hauptſächlich durch den Mangel an guten Officieren erklären.

Im Kriege gegen Buenos-Ayres im Jahre 1826 hatte man im Rio de la Plata, drei große und zwei kleine Fregatten, vier kleine Corvetten, acht kleine Brics, dreizehn Goeletten, eine

Galeeren, drei Transportſchiffe und zwölf Kanonierboote. Nach und nach gelang es dennoch dem Feinde, eine ſo überlegene Macht und eine ſo große Anzahl von Schiffen zu Grunde zu richten, und mit den Schiffen, die man den Braſilianern abnahm, gegen dieſe ſelbſt zu kämpfen. Die Blokade des Rio da Plata dauerte drei Jahre, während welcher Zeit die Braſilianer ſich weder der Bomben-Galioten, noch ſchwimmender Batterien, oder congreviſcher Raketen und Brander bedienten. Die Kanonierboote, mit Ausnahme von zweien, befanden ſich im traurigſten Zuſtande, und einige von ihnen hatten als Commandanten Chaſſeurofficiere! die Beiſpiele der Feigheit ſind zahllos. So gab auch der Admiral Rodrigo Pinto Guedez, der dieſe Expedition befehligte, mehr ein Mann von der Feder als vom Degen, vielfache Beweiſe ſeiner Muthloſigkeit und Schwäche. Er führte mehr den Krieg gegen die Neutralen (wodurch ſeine Regierung ſpäter in ſehr vielfache Unannehmlichkeiten verwickelt wurde), als gegen Buenos-Ayres. Auf Verlangen des Commodore Taylor wurden wirklich zwei Bombengoeletten ausgerüſtet, aber ſie konnten nicht nach dem Rio da Plata abgehen, weil der Admiral ihnen nicht die congreviſchen Raketen ſchickte, die man angekauft hatte.

Der Feind ſeinerſeits transportirte ſeine Canots große Strecken weit über Land, ließ ſie bei Nacht in der Nähe einiger braſilianiſchen Kriegsſchiffe ins Waſſer, kaperte ſie und bediente ſich ihrer dann ſelbſt mit vieler Geſchicklichkeit und vielem Muth.

Die Canonierbarke „Pauliſtana," erbaut im Hafen von Santos durch einen ſchwediſchen Architecten, galt für ein Muſter der Tüchtigkeit und Eleganz, und man war ſtolz darauf. Die Führung desſelben war tüchtigen Officieren anvertraut und ihre Equipage für eine braſilianiſche gewählt zu nennen. Auch dieſe Pauliſtana verlor man während des Kriegs. Sie wurde in der Nacht durch Canots, die mit ſpaniſchen Landleuten beſetzt waren, genommen. Dieſe führen mit ihr durch die ganze braſilianiſche Escadre vor Buenos-Ayres, indem ſie mittelſt der Signale, deren ſie ſich bemächtigt hatten, anzeigten, daß ſie wichtige kaiſerliche Depeſchen von Montevideo nach Buenos-Ayres überbrächten. Als es endlich doch dem braſilianiſchen Commandanten einfiel, es ſonderbar zu finden, daß ſeine Regierung, ohne ihn davon in Kenntniß geſetzt zu haben, ſich in Unterhandlungen einließ, und dann dem vermeintlichen Capitän der Pauliſtana befahl, zu ihm an Bord zu kommen, ſetzte der Spanier alle Segel bei, und lachte die langſam ihn verfolgende Escadre aus.

In der Lagoa dos Patos (Provinz Rio Grande) hatte man durch die über Land transportirten Canots mehr als 30 Fahrzeuge weggenommen. Die Beſtürzung war allgemein, bis ſich glücklicherweiſe für die Braſilianer die Piraten über die Beute vereinigten und alles den Braſilianern für eine Geldauslöſung zurückgegeben wurde. Die von Buenos-Ayres ausgeſtellten Kaperbriefe, von welchen die Nordamerikaner begierig Gebrauch machten, brachten Braſilien einen ungeheuren Schaden. Die Kaper drangen damals mit großer Frechheit ſogar in den Hafen von Rio de Janeiro ein, und beleidigten ungeſtraft das franzöſiſche Admiralſchiff, bei welcher Gelegenheit der Admiral ſelbſt durch einen Schuß verwundet wurde.

Alle die engliſchen Officiere, welche Braſilien in dieſer Zeit anſtellte, waren, mit Ausnahme von zwei oder drei gewöhnlichen Menſchen, ohne Redlichkeit, ohne Ehrgefühl, und wenig um ihre Reputation bekümmert. Die Schiffe waren ſchlecht armirt, die braſilianiſchen Officiere faſt alle unwiſſend und ohne den Geiſt, der zu großen Thaten anregt. Dagegen waren die Schiffe von Buenos-Ayres, obgleich geringer an Anzahl, beſetzt durch engliſche und amerikaniſche treffliche Seeleute. Die republikaniſchen Spanier fühlten ſich durch die Hoffnung auf Beute, durch Patriotismus und durch einen Chef, wie der unerſchrockene Admiral Brown, ermuthigt.

Die Immoralität, welche am Bord der braſilianiſchen Marine herrſcht, iſt empörend und zu ſcandalös, um darüber ins Detail einzugehen.

Die Acten eines Hexenproceſſes.

Die königliche franzöſiſche Bibliothek hat die Sammlung eines Hrn. Joly de Fleury an ſich gebracht, unter deſſen Manuſcripten ſich auch ein großer Theil des Proceſſes des Pfarrers von Loudun, Urbain Grandier, findet. Die Bibliothek beſaß bereits hierüber werthvolle Documente, unter den neuerworbenen findet ſich auch das Papier, das nach dem Ausſpruche des Urtheils die Unterſchrift des Teufels (Asmodeus) enthält; die Acten dieſes berühmten Proceſſes ſind nun vollſtändig beiſammen. Gewiß iſt es intereſſant, einen Proceß kennen zu lernen, aus dem ein Urtheil hervorging, das in der Mitte des 17ten Jahrhunderts einen Mann des „Verbrechens der Magie, Beherung und Beſeſſenmachung, verübt gegen mehrere Urſuliner-Nonnen und andere weltliche Frauen," für ſchuldig erklärte, und ihn verurtheilte, öffentliche Abbitte zu leiſten, und mit den bei dem Gericht befindlichen Pakten und magiſchen Zeichen lebendig verbrannt zu werden. Jay in ſeiner Geſchichte des Miniſteriums des Cardinals Richelieu ſieht in dem Vorfall mit den Nonnen von Loudun nur eine Rache des Cardinalminiſters; vielleicht vernichtet eine genauere Unterſuchung dieſes Proceſſes dieſe allgemein verbreitete, aber bis jetzt durch nichts bewieſene Anſicht. (Franz. Bl.)

Die ruſſiſchen Provinzen jenſeits des Kaukaſus.

Die Provinz Schirwan.

8. Quellen des Nationalreichthums.

(Fortſetzung.)

Aus Baumwolle macht man ſowohl in Schemacha als in vielen Dörfern Bjäs, ein Gewebe zu Kleidern, Hemden, Schleiern u. dgl. Dieſe Bjäs iſt hier eben ſo gewöhnlich als in Rußland die Leinwand. Die Baumwolle koſtet hier gewöhnlich 4 bis 4½ Rubel Silber das Pud; weiße Bjäs das Stück à 12 Arſchinen Länge und ¾ Arſchinen Breite 4 Rubel ſchirwaniſches Geld (2 Rubel 40 Kopeken Silber). Man wäſcht die Bjäs, ſobald man ſie vom Stuhle nimmt, in reinem kaltem Waſſer und drückt ſie ſorgfältig aus; hierauf kocht man ſie in ſiedendem Waſſer, ſetzt auf 10 Topas Bjäs einen Batman Kalk und

½ Batman von einem Stein zu, den man Kali-Daschi nennt; hierauf wäscht man sie wieder und läßt sie trocknen.

In der Stadt finden sich 64 Gerber, welche Hammel-, Ziegen-, Ochsen-, Kuh- und Pferdefelle verarbeiten. Zu Bearbeitung der Felle wenden sie Kalk und ein gewisses Gras an, welches eine erweichende Eigenschaft hat. Zuvor reinigen sie die Felle, beschmieren sie mit aufgelöstem Kalk, um sie zu enthaaren, wozu sie die Felle eine ganze Nacht bestreichen liegen lassen; hierauf machen sie eine Kalkmilch und legen die Felle hinein, stoßen sodann das Gras Bielga zu Pulver, rühren es mit Wasser an und legen die Felle in diese Masse, welche sie drei Tage lang jedesmal frisch aufgießen. Hierauf beginnen sie das Färben, zu welchem Zwecke sie die Felle zuvor mit Fett einreiben, den Fall ausgenommen, wo sie ihm eine rothe Farbe geben wollen.

Die verarbeiteten Felle schicken sie nach Baku, Kuba und Persien.

Alle Handwerke sind in der Stadt Alt-Schemacha vereinigt, und einige derselben sind in ziemlich großer Zahl vorhanden, nämlich Maurer findet man 50, Schmiede 26, Schuh- und Pantoffelmacher 189, Schneider 215, Silberarbeiter 40, Büchsenschäfter 12 u. s. w. Die Handwerker für den gewöhnlichen Gebrauch finden sich freilich auch außerhalb Schemacha auf den Dörfern, überhaupt in der ganzen Provinz.

Der Magal Lagisch liegt im höchsten Theil der Provinz, an der Gränze gegen Kuba hin; er besteht aus 10 Dörfern mit 488 Häusern. Da er sich nahe an dem Hauptkamme des Kaukasus befindet, so ist er zwischen kahlen Felsen und furchtbaren Steinmassen eingeschlossen, deren Höhen noch im Anfange Mai's nicht von Schnee befreit sind. Der Ackerbau ist hier freilich höchst unbedeutend, und aus Mangel an angemessenem Boden wählen sie nur kleine Fleckchen auf den Bergen aus, die sie mit unglaublicher Mühe bebauen. Nur versprengte Flüchtlinge konnten, wie es scheint, die Felsen zum Aufenthalt wählen, aber trotz ihres undankbaren Bodens sind die Bewohner dieses Magals wohlhabend, und selbst reich: vielleicht hat hier, wie allenthalben, die Noth eine Neigung zum Kunstbetrieb erzeugt, denn es finden sich in dem Magal Waffenschmiede und Kupferarbeiter in ziemlicher Anzahl. Waffenfabriken gibt es daselbst 8; die Meister kaufen das Eisen in Baku, und zahlen gewöhnlich einen Ducaten für 2 Pud; der Transport von Baku bis an Ort und Stelle kostet für 10 Pud 5 Rubel Silber. Der Waffenfabricant Abdurrahim, der durch seine Gewehre und Pistolen sehr berühmt ist, nimmt Eisen von Hufeisen und andern kleinen Gegenständen, meist zur Hälfte, zu seinem Stahl. Zuerst macht man daraus breite, dünne Platten, hierauf legt man jede Platte mehrere Mal zusammen und verwandelt sie in runde, längliche Streifen; sodann befestigt man das eine Ende, packt das andere mit Zangen und windet die Streifen spiralförmig zusammen. Hierauf vereinigen sie 4 bis 6 solcher langen Streifen zu Einem und bilden daraus den Lauf einer Flinte oder Pistole. Auf zwei Batman oder ein Pud gewöhnlichen Eisens nehmen sie zwei Stil oder etwa anderthalb Pfund türkisches Eisen. Die Wässerung, wodurch sich die guten Messer und Flintenläufe auszeichnen, machen sie durch eine Composition, die unter ihnen als Geheimniß bewahrt wird; sie legen zu dem Ende den Lauf in diese Composition und lassen ihn drei Tage liegen; diese Composition frißt das Eisen an, aber der Stahl bleibt unversehrt.

Der Bedarf an Eisen in Lagisch beträgt gegen 800 Pud des Jahres. Die dortigen Büchsenmacher arbeiten nur mit der Hand, was freilich langsam und mühsetig ist, manche derselben aber haben einen hohen Grad von Kunstfertigkeit erworben. Abdurrahim macht im Monate nicht mehr als Ein Gewehr oder Ein paar Pistolen, aber dafür sind seine Läufe von Kennern geschätzt, und kosten ohne Schaft und Zugehör 5 bis 20 Ducaten; bei andern Meistern 5 bis 8. Die Waffen aus Lagisch gehen nach Scheki, Kuba, Karabag, Baku, Daghestan und nach einigen Gegenden von Persien.

Hier finden sich auch 52 Werkstätten, in denen kupferne Gefäße gemacht werden. Sie kaufen das Kupfer zu 7 Rubel Silber und 60 Kopeken Kupfer das Pud; mit dem Transport mag es jedoch 8½ Rubel Silber kommen. Das Kupfer, was aus Astrachan kommt, bezahlen sie mit 10 Rubel Silber. Ihr jährlicher Verbrauch beträgt 2540 Pud, und der Gewinn der Arbeiter daran jährlich über 10,000 Rubel Silber. Alle muselmännischen Provinzen Rußlands, Tiflis, Baku, Kuba, Derbend Daghestan und selbst Persien versehen sich von hier aus mit kupfernen Gefäßen, die hier allgemein im Gebrauche sind: selbst der ärmste Bauer hat kupferne Kessel, Krüge, Tassen u. dgl.

Einige Schirwaner bereiten grobe Tücher, wozu sie die Wolle von den wandernden Stämmen Schirwans kaufen: sie bezahlen den Batman mit 12 schirwanischen Abasen, und bereiten daraus zwei Stücke Tuch, das sie zu 16 Abasen oder 2 Rubel Silber das Stück verkaufen; manche bereiten gegen 20 Stück des Jahres.

Aus dem Obengesagten geht hervor, daß die Hauptindustriezweige in der Fabrication seidener und baumwollener Gewebe, in Leder, Gewehren und Kupfergeschirren bestehen.

(Fortsetzung folgt.)

Relative Höhe des Schwarzen und Caspischen Meeres.

In dem Tagblatte „das Ausland" (Januar 1838 vom 31) ist aus der Nordischen Biene (Nro. 291. des Jahres 1837) ein Aufsatz des Hrn. Iwanow aus Dorpat abgedruckt worden, in dem ich auf eine unfreundliche und mir ganz unerklärliche Weise beschuldigt werde: „zu den gelehrten Illustrationen zu gehören, die, von Hrn. Professor Parrot unschön auf das Eis geführt, aus Zorn über das Resultat des letzten barometrischen Stations-Nivellements, sich leider! auf eine achtungswidrige Art über ihn ausgedrückt haben." Die Antwort auf diese Beschuldigung ist sehr einfach. Hr. Iwanow muß meinen Namen mit dem Namen eines andern Reisenden verwechselt haben. In allen meinen Schriften, vor und nach meiner sibirischen Reise, ist der wissenschaftlichen Unternehmungen des Hrn. Parrot mit großer Achtung gedacht worden. Ich habe nie über den Unterschied zwischen den zwei barometrischen Nivellements etwas Anderes drucken lassen, als was sich an dem Schlusse von Parrot's Reise zum Ararat (S. 192 bis 198) aus einem freundschaftlichen Briefe entlehnt findet, den ich an den Verfasser unter dem 28 Mai 1834 richtete. In dem Buche selbst wird gesagt: „daß Parrot, seit seinem zweiten Nivellement, die Zielscheibe deutscher Journale geworden ist." Der Ausdauer, mit welcher dieser Physiker, durch wiederholte, mühevolle Operationen, die Wahrheit zu ergründen sich bestrebt hat, ist, wie zu erwarten war, in unserm deutschen Vaterlande die allgemeinste Anerkennung geworden.

Berlin, den 26 Februar 1838.

Alexander v. Humboldt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.)

Nr. 76.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

17 März 1838.

Skizzen aus der Provinz Conſtantine.

(Von Moritz Wagner.)

2. Der See Huzzara. (Fezzara.)

An der Südſeite der Ebene von Bona liegt ein großes franzöſiſches Waffenlager auf dem Plateau eines Hügels. Letzteres führt unter den Arabern den Namen Drean, und nach demſelben wurde auch das Lager getauft. Die Gegend iſt dort weder ſehr maleriſch, noch völlig monoton. Das Lager beherrſcht ein weites flaches Land, welches, reichlich von Strömen und Bächen bewäſſert, im Monat Mai einer unermeßlichen Blumenwieſe, im Monat Julius hingegen, wo alle Quellen verſiegen und alle Blumen ſterben, einer dürren, todten Wüſte gleicht, wo nur Beduinen zu wohnen vermögen. Im Süden und Oſten ziehen ſich Zweige des Atlasgebirges über das Land hin. Im Norden dehnt ſich eine völlig kahle Fläche aus. Im Weſten allein iſt der Hintergrund ziemlich pittoresk. Dort erheben ſich in der Ferne hohe, bewaldete Berge, und ihren Fuß beſpült ein See, der beſonders am Abend recht ſchön hervortritt, wenn von Oſten der letzte Strahlenſchimmer eine Purpurlinie auf ſeine ruhigen Fluthen wirft. Dann ſind die Augen aller Lagerbewohner dem Weſten zugewendet. Träumeriſch ſtehen die franzöſiſchen Schildwachen bei dieſer Todtenfeier der Sonne auf ihre Gewehre gelehnt; ihre Phantaſien irren vielleicht nach den einſamen beleuchteten Seeufern, wenn anders nicht ſchon das Abendeſſen oder Frankreich ihre Gedanken ausfüllen.

Der See Fezzara iſt ungefähr vier deutſche Meilen ſüdweſtlich vom Lager Drean entfernt. Nur ſehr wenige Bewohner Bona's haben denſelben beſucht, und dieſe wenigen Individuen ſind faſt immer Jäger geweſen. Ein Einzigesmal nur wurde eine militäriſche Expedition in jene Gegend wider die Elmas gemacht, deren Wohnplätze an den Ufern des Sees liegen. Oefters kommen einzelne Araber dieſes Stammes auf den Markt von Bona und bringen den Liebhabern ſchöner Vögel die ſcharlachrothen Flamingos, die ſie mit den langen Beinen um den Bauch ihrer Pferde binden.

Während meines Aufenthaltes zu Drean im Auguſt 1837 wurde im Kaffeehauſe der Officiere, nach langem Plaudern und langer Unentſchloſſenheit, endlich der Tag einer Partie nach dem See feſtgeſetzt. Hr. Lacombes, Commandant des Lagers Drean, ein höchſt gebildeter, trefflicher Officier, welcher bei meinen Ausflügen mir jede Erleichterung, die ich nur immer wünſchen konnte, gab, ſtellte ſich ſelbſt an unſere Spitze. Karſalla, Lieutenant der Spahis und Araber von Geburt, war unſer Führer und Dolmetſcher. Unſere Geſellſchaft beſtand aus 19 Individuen, alle beritten und mit trefflichen Doppelflinten bewaffnet. In ſolcher Zahl, mit guten Waffen, iſt in dieſem Lande wenig zu fürchten, wenn anders nicht große arabiſche Verſammlungen in der Nähe ſtatt haben. Wir gingen vor Mitternacht ab und erreichten nach einem guten vierſtündigen Trabe die Ufer des Sees.

Der europäiſche Leſer möge ſich unter den afrikaniſchen Seen keinen Lago maggiore oder Bodenſee vorſtellen. Ich habe in der Berberei außerdem den See Alula und die großen Moraſtweiher von Lacalle geſehen, und Augenzeugen ſchilderten mir die Seen der Provinz Oran und der Regentſchaft Tunis. Der Charakter derſelben ſcheint in Afrika überall der gleiche zu ſeyn. Im Winter, wo die Regenbäche von den Bergen ſtürzen und, einen Ausfluß ſuchend, über das Land hereinbrechen, da zeigen jene wirklich das Gemälde eines Sees nach unſern Begriffen. Aber im Sommer ſind es nur große Moräſte, aus deren ſchlammigem Waſſer eine zahlloſe Menge grüner, bodenloſer Inſeln, von den Wipfeln der Schilfpflanzen gebildet, empor ſteigen. Der See Fezzara iſt unter allen Seen der Berberei vielleicht der beträchtlichſte, ſcheint aber in der Ferne geſehen bei weitem größer, als er wirklich iſt. Derſelbe hat höchſtens vier deutſche Meilen im Umfange. Meine franzöſiſchen Begleiter waren nicht wenig erſtaunt, als ſie den See vor uns fliehen ſahen, je weiter wir vorrückten. Ein moraſtiger Grund und hohe ſchneidende Schilfpflanzen hemmten jetzt unſern Marſch, und wir ſahen immer mit unſern europäiſchen Ideen von einem See im Kopfe, noch nichts von dem eigentlichen Waſſerbecken. Da glaubten meine franzöſiſchen Begleiter, es ſey alles nur Täuſchung geweſen, und dieſer große Sumpf vor ihnen ſey eben das Gewäſſer, welches ſie von dem Hügel Drean aus für das Bett eines See's gehalten hatten.

Inzwiſchen waren meine Gefährten bald für ihre Täuſchung getröſtet, denn während wir ſo dem moraſtigen Ufer folgend die ſüdliche Richtung einſchlugen, fing im Innern des Schilfgrundes das wunderlichſte Leben an. Ein ungeheurer Schwarm von Wadvögeln erhob ſich mit Schreien, Pfeifen und Schnattern aus dem Waſſer. Die jüngern Officiere unſerer Geſellſchaft, die alle leidenſchaftliche Jäger waren, verbrannten hier das den feindlichen Beduinen zugedachte Pulver auf wilde Enten, Reiher und Waſſerhühner. Zwei Stunden lang dauerte das Knallen faſt ohne Aufhören fort. Der großen Vögel gab es dort in ſo bedeutender Menge, daß ſelten ein Schuß auch von der ungeübteſten Hand anfangs ohne Wirkung blieb. Nur Schade, daß all' dieſes gefiederte Wildpret mitten in das Waſſer und Schilf ſtürzte, ſo daß man außerordentliche Mühe hatte, ſeine Beute zu bekommen. Ueber die Hälfte derſelben ging verloren. Wir erreichten endlich einige arabiſche Duars, deren Bewohner der Jagdlärmen wahrſcheinlich aus dem Morgenſchläfchen aufgeſcheucht hatte und die ſich gerade bereit machten, ihre Maulthiere zu beladen und in die Berge zu fliehen, da ſie ſicher an einen feindlichen Ueberfall glaubten. Erſt als ſie durch Karfalla erfuhren, daß wir nur der Jagd und des Vergnügens willen gekommen ſeyen, ſattelten ſie ihre Maulthiere wieder ab. Wir fragten dieſe Araber über die Lage des Sees aus. Nach ihren Aeußerungen hätten wir noch drei Stunden in derſelben Richtung fortgehen müſſen, um an den tiefern Theil desſelben zu gelangen, wo es vielleicht möglich geweſen wäre, mit einer Schaluppe über den See zu fahren. An der Stelle, wo wir verweilten, konnte man faſt eine halbe Stunde in das Waſſer hineinreiten, ohne daß die Pferde zum Schwimmen gezwungen waren. Der Boden war ziemlich feſt, nur erſchwerten die Schilfpflanzen das Weiterkommen. Das Waſſer hat keinen Salzgeſchmack und nach allem Anſcheine ſteht der See mit dem Meere nicht in Verbindung.

Wir hielten zuſammen Rath, und die Stimmenmehrheit entſchied, eine andere Richtung nach dem nordweſtlichen Ufer einzuſchlagen, wo, nach der Ausſage der Beduinen, eine Quelle und ein großer Feigenbaum ſich befand, beides ſehr erwünſchte Gegenſtände in dieſen warmen Regionen, wo der Schatten eben ſo angenehm als nothwendig iſt. Einen afrikaniſchen Mittag, während der heißen Monate, auf freiem Felde zuzubringen, iſt wirklich keine geringe Qual und das Wechſelfieber ſehr häufig die Folge.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

3. Das Flußgebiet des Liris oder des Garigliano.

(Schluß.)

Von Sujo an wenden ſich die Berge, welche den Engpaß gebildet hatten, nach Oſt und Weſt, und das Thal öffnet ſich in eine Ebene von mehr als 60 Quadratmiglien. Ihre Gränzen ſind gegen Oſten die Berge von Rocca Monfina an bis zur Rocca Mondragone, gegen Norden und Weſten die Gebirge, auf welchen die Gemeinde Trajetto liegt, und gegen Süden das Meeresufer. In dieſer ganzen Ebene iſt auch nicht ein bewohnter Ort zu ſehen, denn die Luft iſt auch hier verpeſtet. Auf den nördlichen und weſtlichen Höhen liegen zerſtreut die Wohnungen der Gemeinden Sujo, Caſtelforte und Trajetto; Seſſa liegt öſtlich auf einem Hügel, und ſeine zahlreichen Wohnungen zum Theil am Abhange desſelben. Auch in allen dieſen Orten herrſcht keine ganz geſunde Luft, denn die Winde tragen die Ausdünſtungen der Ebene auch auf die Höhen. Auf dem rechten Ufer des Garigliano pflegt noch das Flüßchen Auſente zur Zeit der Anſchwellung die anliegenden Felder zu überſchwemmen, welche aus Mangel an Abfluß ſumpfig werden.

Am Ufer des Meeres ſieht man hinter den Sandhügeln, die ſich längs des Meeres hinziehen, ganz ausgedehnte ſumpfige Landſtriche; im Süden der Ebene befindet ſich der große Sumpf, Pantano di Seſſa genannt. Er hat eine Ausdehnung von 200 Moggien, im Sommer iſt er mit Waſſer angefüllt, weil ſein Niveau niederer iſt, als das Niveau des Meeres; auch die anliegenden Felder, welche nur etwa einen Palm höher liegen als der Sumpf, geben gleichfalls verpeſtete Ausdünſtungen von ſich, indem die Sonnenſtrahlen die Maſſe der Sumpfpflanzen, die auf ihnen wuchern, zur Verweſung bringen. Die Gräben, welche das Abwaſſer der Felder in den Garigliano führen ſollen, dienen zu nichts, denn man läßt das Waſſer darin verſumpfen, und die Sumpfpflanzen üppig fortwuchern. Man hat noch nicht daran gedacht, in den Pantano, um ihn allmählich auszufüllen, den Bergbach zu leiten, welcher vom Monte Maſſico eine Menge Gerölle herabführt. Wohl eine andere Sorgfalt müſſen die Alten auf die Verbeſſerung dieſer Gegend verwandt haben, welche ſchon längſt unter der Herrſchaft des Waſſers ſtand. Wo man die Ruinen vom alten Minturnä ſieht, da öffnen ſich jetzt die Augen zum Leben nicht mehr, wenn ſie ſich im Sommer oder Herbſt zum Schlafe geſchloſſen haben, ſo tödtlich wirkt die Luft. Die Sümpfe von Minturnä müſſen ehemals noch ausgedehnter geweſen ſeyn, denn die Ueberſchwemmungen des Garigliano haben die anliegenden Felder um einige Palmen erhöht, wie man an den Ruinen der antiken Gebäude ſieht, die am Ufer errichtet waren. Deſſen ungeachtet blühte dort eine bevölkerte Stadt, von deren Ausdehnung und Reichthum die Größe der antiken Gebäude, die Ruinen eines bedeutenden Amphitheaters und einer in ihren Grundpfeilern noch beſtehenden Waſſerleitung Zeugniß geben. Es war, wie Cicero ſagt, die Luft zwar gravis, aber nicht von der Art, daß ſie gefährliche Krankheiten denen brachte, welche darin lebten.

Franz I, deſſen Aufmerkſamkeit auf das Flußgebiet des Garigliano gerichtet wurde, befahl im Jahre 1828, einen Plan zur Verbeſſerung desſelben aufzunehmen. Eine Abtheilung junger Ingenieurs unter der Leitung des Inſpectors Giura nahm den Plan auf und führte die Nivellements in jener Gegend aus. Die Ausführung des Projectes ſelbſt wurde aus Mangel an Geldmitteln aufgehoben. Ferdinand II nahm durch ein Reſcript vom 11 April 1832 den Plan wieder auf, allein zur Ausführung iſt bis jetzt nichts gekommen.

Der Diſtrict von Fondi kann wegen ſeiner Nähe als ein Theil des Flußgebiets des Garigliano angeſehen werden; er iſt von ziemlich hohen Bergen umgeben, nur gegen das Meer hin offen, und hat einen Flächenraum von etwa 40 Quadratmiglien. Die niedrige Lage dieſes Diſtricts, die geringe Erhebung über das Niveau des Meers, und der tiefe See, der unfern des Meerufers liegt, zeigen deutlich, daß der ganze Diſtrict früher ein Meerbuſen geweſen. Die erbärmliche Exiſtenz der Bewohner von Fondi, welche wegen der verpeſteten Luft ein ſieches und ſchwächliches Leben führen, hatte vor dem Jahr 1798 die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich gezogen. Da die nahen Berge von Erde völlig entblößt ſind, und der See viel zu ausgedehnt und zu tief iſt, ſo bot ſich durchaus kein Mittel dar, dieſen Diſtrict von dem ſchädlichen Einfluß der Sümpfe zu befreien. Darum mußten ſich alle Vorkehrungen nur darauf beſchränken, die Verpeſtung der Luft zu vermindern, welche aus den Ueberſchwemmungen der anliegenden Felder entſteht. Die zahlreichen Bergbäche, welche zur Zeit der Gußregen im November in den See ſich ergoſſen, brachten ein ſolches Steigen deſſelben hervor, daß die Gewäſſer bis an die Wohnungen von Fondi reichten, und die im Sommer durchbrannten Felder dünſteten um ſo mehr ein tödtliches Gas aus. Es war deßhalb ein weiſer Plan, das Flüßchen Vetere vom See abzuleiten, welches die größte Maſſe Waſſer in denſelben führte. Weil dadurch das Steigen des Sees vermindert und das Klima verbeſſert wurde, ſo leitete man auch noch das Flüßchen Acque Chiare vom See ab, und mündete es in den Vetere. Dadurch wurde viel gewonnen. Auch wurden zwei Ausgänge des Sees ins Meer geöffnet, auf deren Reinlichhaltung ſtreng gehalten wird. Dieſe Ausgänge, der See ſelbſt an ſeinen Ufern, die Gräben, welche das Abwaſſer in den See führen, werden von Sumpfpflanzen beſtändig gereinigt. Auch verſuchte man die Anpflanzung von fruchttragenden Bäumen, welche in ſumpfigen Gegenden fortkommen.

Römiſche Straße in Nordafrika.

Dureau de la Malle theilt in ſeiner Beſchreibung der Provinz Conſtantine hierüber Nachſtehendes mit: Alle Punkte der Küſte von Carthago an bis an das weſtlichſte Ende des Reichs von Marocco waren untereinander durch eine römiſche Straße verbunden. In der Provinz Conſtantine lief ſie von La Calle über Bona, Stora, Dſchidſchel und Collo bis Budſchia, welche Orte im Alterthum Hippo regius, Rusicada, Igilgilis, Chullu und Sardä hießen. Auffallend iſt die große Verſchiedenheit in den Entfernungen, wie ſie ſich nach den neuern aſtronomiſchen Berechnungen darſtellen, und denen, die in den Itinerarien angegeben ſind. Von Budſchia nach Dſchidſchel iſt die Entfernung in gerader Linie 56,458 T., nach den Itinerarien 70,500, von Dſchidſchel nach Collo 47,917 und 68,020, von Collo nach Stora 26,042 und 58,000; von Stora nach Bona 52,085 und 88,540. Der ungeheure Unterſchied, namentlich bei den Entfernungen zwiſchen Budſchia und Dſchidſchel, beweiſt, daß die alte römiſche Straße allen Krümmungen der Küſte folgte.

Die ruſſiſchen Provinzen jenſeits des Kaukaſus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortſetzung.)

Handel.

Schemacha war einſt durch ſeinen Handel, ſo wie auch durch ſeinen Reichthum berühmt; es kleidete Rußland *) und ſelbſt Perſien in ſeine Seidenſtoffe, und machte Waarenſendungen nach der Türkei; es hatte große Verbindungen mit indiſchen Kaufleuten, und ſeine Kaufmannſchaft verfügte über große Capitalien, aber ungünſtige Verhältniſſe und die Habſucht der Herrſcher führten den Verfall des Handels herbei. Jetzt iſt die Kaufmannſchaft im Grund auf Alt-Schemacha beſchränkt, doch ſind noch über 120 Kaufleute da, wovon einige bedeutende Capitalien beſitzen, und im innern und äußern Handel zwei bis neun, ja einige gegen 15,000 Ducaten umkehren. Der wichtigſte Handel wird mit Aſtrachan, Tiflis und Moskau getrieben. Die Hauptgegenſtände ſind Seide, ſeidene Gewebe aus Schirwan und Perſien, Krapp, kupferne und eiſerne Geräthe, zuweilen auch Getreide, Baumwolle und Vieh. Der größte Theil der Kaufleute beſchäftigt ſich mit dem Kleinhandel, und geht nie über die angränzenden Provinzen hinaus.

Der Handel mit Aſtrachan wird ſchon lange getrieben, trotz der großen Entfernung, der langen Zeit, während welcher das Capital des Kaufmannes todt liegt, und der ungemeinen Tranſportkoſten; außer dieſen müſſen noch die Kaufleute an vielen Orten einen Nachtar oder Binnenzoll bezahlen. Bei der Verſendung der Seide und ſeidener Waaren nach Aſtrachan können ſie nachſtehende Ausgaben nicht vermeiden: in Alt-Schemacha den Miſan, d. h. das Wägegeld, und den Nachtar, oder Zoll, für die Laſt, oder 6 Pud 4 R. 75 K., in Kuba 5 R., in Derbend 1½ R., in Tarku 5 R., in Kaſpjurt 75 R., zu Kiſtjäk beim Uebergange über den Canal 20 K., im Ganzen alſo 15 R. 20 K. S. Der Tranſport einer Laſt oder 6 Pud koſtet 4 R. 50 K. S. Die Laſt koſtet alſo im Ganzen, bis ſie nach Aſtrachan kommt, 17 R. 70 K. S. Wenn die Waaren in Aſtrachan verkauft werden, fordert man noch für den dortigen Stadtrath 10 K. von 10 R. oder 1 Procent. Die beſtimmten Steuern, außer denjenigen, die in Aſtrachan erhoben werden, ſind unter dem allgemeinen Namen Nachtar bekannt. Nach Moskau ſendet man die Waaren auf demſelben Weg, und braucht nahe an zwei Monate.

Den Handel mit Tiflis bilden ungefähr dieſelben Gegenſtände, nur geht wenig Seide dahin, wahrſcheinlich weil der Nachtar 14 R. 75 K. S. ausmacht, und die Fracht 4 R. 50 K.

Aus Rußland und Tiflis führt man ruſſiſche Erzeugniſſe dahin, nämlich Tücher, Seide, Zitze, Eiſen, Kupfer, Zucker, Thee, Koffer, Cochenille, Grünſpan u. ſ. w.

Der eigentliche fremde Handel geht nur nach Perſien. In frühern Zeiten war die Zufuhr von jenſeits der Gränze viel bedeutender, und hat ſich auch nur darum vermindert, weil der Handel ſich mehr nach Tiflis zog. Den Ausfuhrhandel bilden holländiſche Ducaten, einheimiſche Seidenzeuge in geringer Menge und ruſſiſche Baumwollenwaaren.

*) Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts ſtanden die Kaufleute von Schemacha und von Schirwan überhaupt mit Kaſan, der alten Hauptſtadt der Bulgaren, in Verbindung: bekanntlich fand man in den Ruinen der alten Stadt Bolgar arabiſche Inſchriften auf Gräbern ſchirwaniſcher Kaufleute.

In Alt-Schemacha werden, wie wir oben gesehen, einige Seidenzeuge vorzüglich gut verfertigt, so daß die persischen Stoffe dieser Art nur Luxusgegenstände sind.

Die Kaufleute von Schemacha treiben einen Handel mit Ardabil, Rescht und Jsfahan; sie gehen zu Lande nach Persien, setzen bei Dschewat über den Kur, und gehen von da durch die muganische Steppe über Sarakampsch nach Ardabil, so wie nach Ghilan, Rescht und Sinsili. Ein zweiter Weg führt über Sallan und Astatu am Ufer des kaspischen Meeres fort, gerade nach Rescht und Sinsili. Von Ardabil gehen die Straßen nach Jsfahan, Kaswin und Tebris.

Die Handelsabgaben sind folgende: in Alt-Schemacha von Baumwolle und Wollenstoffen 5 Abasen, beim Uebergange über den Kur als schirwanischer Zoll 11 Abasen, in Mugan Zoll zum Vortheil Mustapha Beks 6 Abasen, und in Ardabil 5%. Beim Abgang aus Ardabil sind dieselben Waaren keinem weitern Zoll unterworfen, wenn sie nach Aderbeidschan gehen, schlagen sie aber die Straße nach Jsfahan ein, so fordert man in der Stadt Sanga bei seidenen Waaren 2 R. S., bei den übrigen 1 R. von der Last; in Jsfahan selbst zahlen die Kaufleute bloß nach dem Gewicht 1 Abasen vom Batman, in Kaswin 7 Abasen von der Last, in Sinsili 5 Procent des Werths, und bei der Ausfuhr aus der Stadt 50 K. Kupfer von der Last; ebenso in Rescht. An dem letztern Ort und in Jsfahan zahlt man 2 R. S. monatlich in den Karawanserais. Von Ardabil bis Tebris sind die Waaren keinem Zoll unterworfen, in Tebris selbst aber zahlt man 1 R. S. von der Last, und außerdem beim Verkaufe 5 tebrisische Abasen oder 1 R. 60 K. S. vom Batman. Wenn die Waaren unverkauft bleiben und wieder ausgeführt werden, fordert man abermals etwas für das Wäger. In den Karawanserais zahlt man 1½ bis 2½ R. S. für den Monat. Beim Verkaufe persischer Waaren verlangt man von 60 R. einen zum Vortheile des Karawanserai-Besitzers, und von jeder Last 52 K. S.; bei der Abreise von jeder Last 60 K. S. Von Alt-Schemacha an kostet der Transport, außer den Zöllen und sonstigen Abgaben, nach Ardabil 5 bis 6 R., nach Tebris 8 bis 9 und nach Jsfahan 30 R. die Last. In Persien wird fast nur gegen baares Geld verkauft, manchmal auch gegen Waaren; nur selten wird auf Credit gegeben, und auch dann nur auf 6 Monate.

Die russischen Waaren werden von Astrachan nach Sinsili und Ghilan zur See geschickt und sehr gern angenommen. Nach Schemacha bringt man aus Persien seidene, halbseidene, baumwollene und mit Gold durchwirkte Stoffe, mehrere Färbestoffe, persischen Tabak, Schreibrohre, getrocknete Früchte u. dgl. Die Perser verkaufen hier ihre Waaren gegen Ducaten, kaufen dafür russische Fabricate ein und verführen sie nach Persien.

Den Handelsverkehr in Alt-Schemacha kann man mit ziemlicher Sicherheit folgendermaßen angeben: im Handel mit Rußland und Tiflis an Ausfuhrwaaren für 470,000 R. S., Einfuhr für 380,000 R. S.; im Handel mit den innern Provinzen beträgt die Ausfuhr 70,000, die Einfuhr 80,000 R. S. Im Handel mit Persien beträgt die Ausfuhr, mit Einschluß der Ducaten und der russischen Erzeugnisse, 540,000 R. S., die Einfuhr 520,000 R. S., das ganze Umtriebscapital kann man auf mehr als 1,600,000 R. S. anschlagen.

9. Von Gewichten, Maaßen und Münzen in Schirwan.

In Schirwan bestehen zweierlei Arten Gewicht, Meidan und Misan oder Attar: das erste ist das gewöhnliche, das zweite gebraucht man immer beim Auswiegen von Waaren, die nach dem Gewicht verkauft werden. Nach dem Meidan-Gewicht hat der Batman 24 Stil oder 20 Pfund, der Stil 72 Miskal und 22 Nuchut oder 80 Solotnik, der Miskal hat 24 Nuchut oder 1 11/11 Solotnik; der Nuchut hat 3/11 eines russischen Solotniks. Nach Misan-Gewicht besteht der Batman aus 24 Stil oder 10 Pfund, der Stil aus 56 Miskal und 11 Nuchut, oder 40 Solotnik.

Auch gibt es noch ein besonderes Gewicht, nach welchem gewöhnlich die an die Krone zu liefernde Seide angenommen wird: der Batman dieses Gewichts hat 48 Stil oder 24¾ Pfund, und der Stil enthält 45 5/11 Miskal oder 49 7/11 Solotnik.

Die Maaße sind außerordentlich verschieden; verschiedene Erzeugnisse haben verschiedenes Maaß, und zwar braucht man zum Messen von Weizen, Mehl, Reis, Erbsen und Linsen den Schagar, der 50 Batman oder 25 Pud enthält; der Batman ist gleich 24 Stil oder 20 Pfund. Beim Messen des Tschaltyk hält der Schagar 30 Batman oder 15 Pud; bei Gerste und Hirse enthält er 40 Batman oder 20 Pud. Nicht bloß nach der Art der Erzeugnisse besteht verschiedenes Gewicht, sondern auch je nach den Orten; so ist in einigen der Schagar gleich 6 Gais, von denen jeder 5 Batman enthält.

Beim Maaß von Flüssigkeiten nimmt man den Misan-Batman gleich 24 Stil oder 10 Pfund. Beim Längenmaaß geht eine Arschine und 6 5/7 Werschok auf eine russische Arschine.

Was das Geld betrifft, so cursiren in Schirwan holländische Ducaten, russisches Silber, größtentheils in großen Stücken, schirwanisches Silber in Abasen ausgeprägt und russisches Kupfergeld. Auch gibt es eingebildete Werthe, den Tuman und den Minalton; der erste enthält 10 schirwanische Rubel, Minalton genannt, oder 2 holländische Ducaten; der Minalton hat 5 schirwanische Rubel; hienach kann man die Vergleichung der schirwanischen Münzen mit dem russischen Silber machen: 1 Ducaten ist gleich 5 R. S. oder 5 R. schirw. Geld, also 1 R. S. gleich 1⅕ schirw. Rubel oder 8⅓ Abasen, der Abase hat also 12 Kopeken Silber. Das Volk nimmt sehr gern russisches Geld, kann aber nicht umhin, schirwanisches Geld vorzugsweise zu begehren, weil fast gar kein kleines russisches Geld im Umlauf, und ohne dasselbe die Berechnung sehr mühsam ist, wodurch die Preise fast aller Gegenstände des ersten Bedürfnisses gesteigert werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Provinz Spoleto wird fortdauernd von Erdbeben heimgesucht: am 5 Januar ließ sich ein Erdstoß spüren. Nach den Notizie del Giorno vom 22 Februar fühlte man am 14 Februar abermals ein Erdbeben, welches 12 Secunden anhielt. Mehrere Gebäude der Stadt haben sehr gelitten, aber in den Dörfern Cerreto, Agliano, Aceva, Cellano und Postignano waren die Verheerungen groß, und mehrere Häuser stürzten völlig ein.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 24** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Das neuere französische Drama.** (Fortsetzung.) — **Böhmische Literatur.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement bleibt dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Literatur des Auslandes allein 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Fr. Ed. Widenmann.

Nr. 77.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 März 1838.

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

4. Das Becken des Lago Fucino.

Die Kette der Apenninen, welche sich in der Provinz Abruzzo Ulteriore II in großen Massen anhäuft, bildet hier eine bedeutende Gruppe von hohen Bergen, auf deren nördlicher Abdachung der Velino und seine Zuflüsse entspringen, während auf der östlichen der Aterno (später die Pescara genannt) und seine Nebenflüsse, auf der westlichen der Liris und auf der südlichen der Sangro ihren Ursprung haben. Die Wasser der innern Abdachung dieser Berge, welche sich beinahe im Kreise herum lagern, ergießen sich in das weite Becken, das in der Mitte liegt, und da dieses durchaus keinen Ausgang hat, so sammeln sie sich alle in dem ausgedehnten Lago Fucino, auch Lago di Celano genannt, welcher den Grund dieses Beckens einnimmt.*) Ungeachtet diese ungeheure Gruppe von Bergen die ganze Ausdehnung des gebirgigen Landes beherrscht, so machte sie doch durch ihre Lage zwischen den Thälern der Pescara und des Liris eine Verbindung dieser beiden Thäler, und somit des adriatischen und des tyrrhenischen Meeres möglich.

Der Lago Fucino, welcher, ohne irgend eine Ausmündung zu haben, die Regen- und Schneewasser einer gebirgigen Gegend von mehr als 400 Quadratmiglien sammelt, würde bedeutend steigen und sich erweitern, da die Wasser in großer Masse herabkommen. Allein wie diese schon auf den Bergen in die Ritzen derselben, und besonders in die Kalkfelsen der Apenninen, welche voll Löcher und Höhlen sind, eindringen können, so verliert sich auch ein beträchtlicher Theil des Wassers durch die unterirdischen Gänge des Seegrundes, welcher viel höher ist, als die Thäler der Flüsse, die von der äußern Abdachung der kreisförmigen Gebirgsgruppe abfließen. Außer dem Ablaufe des Wassers durch die Oeffnungen im Boden des Sees, zumal an einer Stelle, la Pedogna genannt, nicht weit von der Gemeinde Luco, ist auch der Fuß des Berges so voll Löcher und Höhlen, daß man auf der Oberfläche des aus dem See ausgetretenen Wassers eigentliche Strudel bemerkt, welche das Wasser bei seinem Ablaufen durch diese natürlichen Schleußen bildet. Die Geschichte dieses Sees zeigt, daß er längeren Perioden des Steigens und Fallens unterworfen ist, welche nicht nur von einer Reihe mehr oder weniger regnerischer Jahrszeiten herrühren, sondern eben so wohl auch von dem geringeren oder größeren Ablaufen durch die unterirdischen Oeffnungen. Es ist Thatsache, daß sowohl das Fallen als das Steigen des Sees je einige Jahre progressiv fortdauert; ebenso ist es Thatsache, daß bei diesem Wechsel die Oberfläche desselben sich immer mehr ausdehnt, denn man weiß sich nicht zu erinnern, daß die antiken Städte, welche ehemals unter das Wasser kamen, je wieder aufs Trockne gelegt wurden. Gesetzt daß der genannte Wechsel bestimmte Gränzen hat, welche der physischen und geologischen Beschaffenheit der Berge und den natürlichen Erscheinungen der Jahrszeiten entsprechen, so muß doch die Oberfläche des Sees sich in dem Verhältniß weiter ausdehnen, als der von den Bergbächen in den See gebrachte Schlamm und Schutt einen größern Raum auf dem Grunde desselben einnimmt.

Die Geschichte berichtet, daß als der See durch ein außerordentliches Steigen die fruchtbarsten Ländereien im Gebiete der Marsen überschwemmt hatte, der Kaiser Claudius den Plan faßte, solchen Verwüstungen durch einen Abzugsgraben (Emissarium) ein Ziel zu setzen. Es war dieß fürwahr eine Riesenarbeit, denn es handelte sich davon, den Monte Salviano an seiner untern Basis zu durchstechen und den Abzug unter den palentinischen Feldern auszugraben, in einer Tiefe von nicht weniger als 300 Palmen von der Oberfläche des Bodens an, damit der Emissar seinen Ablauf in das Thal des Liris erhalten konnte. Die Ausgrabung desselben in einer Länge von drei Miglien unternahm man an mehreren Punkten, welche im Felsen 300 bis 400, im bloßen Erdreich aber 500 bis 700 Palmen von einander entfernt waren; indessen scheint es, daß man keine Maschinen zur Wegräumung des Schutts und der Steine anwandte, sondern daß diese von Menschenhänden auf mehreren Minen weggeschafft wurden, welche, mit Treppen versehen, von der Oberfläche des Bodens bis auf den Grund des Emissars führten. So darf man sich nicht wundern, wenn Sueton sagt

*) Vergleich Nr. 59. v. d. J.

(cap. 20 in Claud.), daß eilf Jahre lang 50,000 Menſchen beſtändig dabei beſchäftigt geweſen ſeyen; ſo wenig er auch über den Emiſſar ſagt, ſo gibt er in der Beziehung völlig die Wahrheit, daß er hinzufügt partim effosso monte, partim exciso; denn wie die nähern Unterſuchungen angeben, ſo war ein Theil des Emiſſars gegraben, der andere in den Stein gehauen. Der Theil desſelben, welcher dem See am nächſten war, mußte, wie Tacitus (Annal. XII. 57.) berichtet, vertieft werden, denn als man die Schleuße öffnete, fand es ſich, daß ſie dort nicht tief genug war. Bei der Reinigung derſelben in neuerer Zeit fand ſich auf dem Grunde des Emiſſars eine Lage von Sand, wie er ſich nur im See findet, in einer Schichte von einem Drittel Palm; dieß beweiſt unwiderſprechlich, daß ehemals das Waſſer des Sees durch die Schleuße gefloſſen iſt, wenn auch das Zeugniß des Tacitus nicht dafür ſprechen würde. Ebenſo bezeugt ein Denkſtein, welcher in einem Kloſter zu Avezzano gefunden wurde, mit klaren Worten, daß auch unter Trajan eine Oeffnung dieſer Schleuße ſtattfand. Es läßt ſich gar nicht bezweifeln, daß auch in ſpäterer Zeit an der Wiederherſtellung des Emiſſars gearbeitet wurde, denn bei neuern Nachgrabungen fand man 27 kupferne Gefäße und einige Grabwerkzeuge von Eiſen, welche dem Mittelalter anzugehören ſcheinen; auch kann man einige Hülfsmauern, welche zur Unterſtützung der antiken errichtet worden ſind, an ihrem Machwerk wohl von den urſprünglichen unterſcheiden; dazu kommt, daß in einem Regiſter, welches bei der Camera della Sommaria ſich befindet, berichtet wird, Friedrich II habe die Wiederherſtellung des Emiſſars unternommen, und Loſchi in ſeiner Geſchichte bemerkt, Alphons I von Aragonien habe dieſen Verſuch gemacht.

Um auf die neuere Geſchichte dieſes Sees und ſeines merkwürdigen Emiſſars zu kommen, ſo war der Fucino vom Jahre 1786 an einem außerordentlichen Steigen unterworfen, viele tauſend Morgen des fruchtbarſten Landes wurden überſchwemmt, und auch die Wohnungen einiger am Ufer gelegenen Gemeinden wurden unter Waſſer geſetzt. Die Vorſtellungen des Canonicus Lolli, welcher die damals zugänglichen Theile des Emiſſars unterſucht und behauptet hatte, daß derſelbe ohne große Koſten zu ſeiner alten Beſtimmung hergeſtellt werden könnte, fanden bei Ferdinand I Eingang, und es wurden mehrere Ingenieure beauftragt, einen Plan vorzulegen. Dieß geſchah, man fand aber bei der Ausführung ſehr bedeutende Schwierigkeiten; die Richtung des Emiſſars wurde zwar ausgemittelt, an mehreren Stellen bis auf ſeinen Grund nachgegraben und auf der Seite des Liris begonnen; da ſtieß man auf Felſenmaſſen, und weil Alles durch Menſchenhände gearbeitet werden mußte, ſo fielen die Unkoſten ins Unglaubliche, deßhalb wurden nach einigen Jahren die Arbeiten eingeſtellt.

Im Jahre 1816 machte der damalige Director der Straßen- und Waſſerbauten, de Fazio, den Vorſchlag, das Werk vermittelſt Actien auszuführen; allein damals waren Actienvereine etwas ganz Neues für Neapel, und ſein Vorſchlag fand keinen Beifall. Später legte ein römiſcher Architekt, Pietro Ferrari, der Regierung einen Plan vor, deſſen Unkoſten auf 2,590,000 Ducati (à 2 fl.) berechnet waren. Kein Wunder, daß er durchfiel.

Gegenwärtig iſt nun die Lage der Sache folgende: was vorerſt die Unterſuchungen betrifft, ſo hat man ſeit 1826 weiter nachgeforſcht und gefunden, daß wo von der Seite des Liris der Emiſſar durch den Berg hindurch geht, zuerſt eine Strecke von 2388 Palm durch Felſen geht; an dieſe ſchließt ſich eine Strecke von 1276 Palm, die durch verhärtete Kalkmaſſen von geringer Dichtigkeit läuft, von da an iſt derſelbe wieder durch Felſen gehauen in einer Länge von 3500 Palm, die übrige Strecke geht wieder durch verhärtete Kalkmaſſen bis zum andern Durchgangspunkt auf der Seite des Sees. Auch hat man gefunden, daß die Römer bei Anlegung des Abzugsgrabens einen groben Fehler gemacht haben, indem derſelbe an einer Stelle zwei Krümmungen, beinahe unter einem rechten Winkel, hat. Man hat die Herſtellungskoſten auf 500,000 Ducati berechnet, dagegen können 10,000 Moggien des fruchtbarſten Landes gewonnen werden, deren Capitalwerth man durchſchnittlich auf 80 Ducati für den Moggio, alſo auf 800,000 Ducati anſchlagen darf. Die Zukunft wird lehren, in wie weit dieſe Berechnungen richtig ſind.

Skizzen aus der Provinz Conſtantine.

2. Der See Huzzara. (Fezzara.)

(Fortſetzung.)

Die Araber, welche dieſe Seeufer bewohnen, haben unter ihren Landsleuten keinen guten Ruf. Man erzählt von ihnen in Bona, daß ſie öfters einzelne Jäger ermordet hätten. Indeſſen ſind ſie nicht ſehr zahlreich, und unſer handfeſtes, gut berittenes Häuflein, ſo wie namentlich unſere guten Gewehre, zwangen ihnen freundliche Mienen ab. Sie brachten uns die Milch umſonſt, und verkauften uns andere Gegenſtände um ein geringes Geld. Männer und Weiber waren ſehr ſchmutzig und zerlumpt. Jene trugen ſehr ſtarke Bärte, waren aber weniger musculös und weniger ſchön gebaut, als die Araber der Umgegend von Algier. Die Weiber und kleinen Kinder betrachteten uns mit großen Augen. Sie hatten noch nie ſo viele von den gefürchteten Rumnis, die ſie längſt durch die Erzählungen ihrer Großväter kennen, beiſammen geſehen. Von dieſen Stämmen kommen nur wenige Individuen auf den Markt von Bona, und Europäer ſind in dieſer Einſamkeit noch viel ſeltenere Erſcheinungen. Als wir, nach kurzem Verweilen bei den Duars, weiter ritten, liefen uns die kleinen Araber eine Strecke weit nach. Sie bettelten uns nicht um Kupfermünzen an, wie die Kinder der Beni-Urſchi bei Bona, welche durch die Nähe der Stadt ſchon vergiftet ſind. Die Mienen dieſer „jungen Wölfe," wie ein Franzoſe ſie nannte, hatten in ihrer Wildheit doch etwas freundlich Anmuthiges. Sie ſchienen unſer längeres Verweilen und unſere nähere Bekanntſchaft zu wünſchen.

Der Feigenbaum und die Quelle wurden nach dreiſtündigem Ritte gefunden. Letztere rieſelte ſehr ſchwach aus einem Kalkfelſen, deſſen Geſtein ein natürliches Waſſerbecken bildete. Die Aeſte des rieſenhaften Feigenbaumes mit ihren breiten Zickzackblättern breiteten darüber ein vortreffliches Dach, welches, den Einfall der Sonnenſtrahlen hemmend, dieſer Quelle eine

ewige Frische sichert. Das Wasser war in der That trotz der vielen Amphibien, die es bewohnten, so rein, kühl und erfrischend, daß es uns, nächst dem Weine, die angenehmste Labung war. Im Schatten des Baumes fand sich hinreichend Platz für neunzehn Individuen. Allein kaum die Hälfte meiner Gefährten wollte die Ruhe dieses lieblichen Plätzchens genießen, welches eine wahre Oasis in der sonnverbrannten Wildniß bildete. Die jüngern Officiere gingen auf die Jagd und die andern bereiteten die Küche im Sonnenschein. Obwohl der Franzose eines sehr langen Fastens fähig ist, wenn die Umstände es gebieten, so entbehrt er doch ungerne die Leckereien einer guten Tafel, so lange die Nothwendigkeit ihn nicht zu dieser Entbehrung zwingt. Wäre es nach meinem Sinne gegangen, so hätte jeder mit einem Zwiebak in der Jagdtasche und einem Trunk Wasser den Tag über gelebt. Meine Gefährten, welche während der Expeditionen sich oft Wochen lang bloß von gekochten Schnecken und unreifem Getreide genährt hatten, brachten in diese Wildniß die Leckerbissen der pariser Küche. Ein mit Lebensmitteln schwer beladenes Maulthier folgte uns vom Lager aus. Der Treiber desselben saß während des Marsches auf dem Weinfäßchen, welches, auf dem Rücken des Thieres festgebunden, ihm als Sattel diente. Hr. Latapie, agent comptable des Lagers, hatte uns überdieß mit einigen Flaschen seines besten Bordeauxweins versehen. So fehlte es also auch an diesem heitern Tafelgeiste nicht, unsere fröhliche Stimmung zu beleben. Während des Essens kamen einige Beduinen zur Quelle geritten. Sie hatten einen ziemlich weiten Weg gemacht, um von diesem köstlichen Wasser ihre Schläuche zu füllen. Vergeblich boten wir ihnen das gefüllte Glas mit dem dunkeln Purpurtranke, selbst das Beispiel Karfallas, der mit seinen beiden Neffen wacker zechte und die Beduinen auf Arabisch aufforderte, das verbotene Zaubertränkchen zu kosten, vermochte sie nicht zu verführen. Sie ritten nach einem tüchtigen Zuge aus ihren Schläuchen singend und, wie es schien, eben so guten Humors, als wir Weintrinker, weiter.

Nach dem Essen bestieg ich mit dem Commandanten Lacombes einen der Felsen am östlichen Seeufer, welchen die niedern Gesträuche des Brustbeerstrauches bedeckten. Von dem Gipfel desselben übersah man die ganze Runde des Sees Fezzara. Derselbe erstreckt sich gegen Südwesten bis an den Fuß einer ziemlich hohen Bergkette. Die unzähligen grünen Schilfinseln in der Nähe des nördlichen und östlichen Ufers verschwinden gegen Süden ganz; dort scheint das Wasser eine ziemliche Tiefe zu haben und zeigt dem Auge das wahre Bild eines Sees. Die Gegend ist dort keineswegs pittoresk, sie hat einen monotonen, stillen, wilden Charakter, der nur einer schwermüthigen Phantasie gefallen kann. Es hat dieselbe viele Aehnlichkeit mit der Landschaft des todten Meeres, wie ich wenigstens nach den Gemälden und Beschreibungen des letztern schließe. Der See Fezzara enthält, wie das todte Meer, ein so dickes und schwarzes Wasser, daß der heftigste Wind dasselbe nicht in Bewegung zu bringen vermöchte.

(Schluß folgt.)

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortsetzung.)

10. Von den nomadischen Schirwanern.

Einige transkaukasische Provinzen haben größere Weiden als die Schirwaner, aber nirgends bieten sie für das nomadische Umherziehen größere Vortheile dar, als in Schirwan mit seinem außerordentlich verschiedenartigen Klima. Diese Vortheile veranlaßten die Schirwaner, ein nomadisches Leben zu führen: die Zahl der Rauchfänge von nomadischen Schirwanern beträgt 5709, also mehr als den vierten Theil der ganzen Bevölkerung der Provinz. Es ist indeß zu bemerken, daß kein einziger Armenier nomadisirt. Die Nomaden im Allgemeinen heißen auf tatarisch Tarakiema, und diese leiden weder durch heftige Kälte, noch durch unerträgliche Hitze, sondern genießen eigentlich bei dem steten Wechsel ihrer Lager immer einer gemäßigten Temperatur. Zu dem Ende ziehen sie mit dem Eintritte der Hitze in die Berge nach hoch gelegenen Strichen, mit der annähernden Kälte gehen sie zurück nach den Niederungen, und finden dadurch immer frische und üppige Weiden. Diese Lebensart gibt ihnen das leichteste Mittel an die Hand, ohne alle Mühe Viehzucht zu treiben, die ihren einzigen Reichthum ausmacht, und hält sie bei ihrer allgemeinen asiatischen Trägheit ab, zu festen Wohnsitzen überzugehen.

Die Winterlager der nomadischen Schirwaner liegen größtentheils am Kur in der Ebene, welche von Salian bis in die Provinz Scheki hinaufgeht, einige aber bringen den Winter in etwas höhern Gegenden in den Magals von Sardar und Karasubasar zu, und nur ein kleiner Theil geht manchmal in die muganische Steppe hinüber. In ihren Winterlagern oder Kischlaks bleiben sie länger als in andern, nämlich vom November bis zu Ende März; am Ende dieses Monats, wenn in den höhern Gegenden das Gras sich zu zeigen anfängt und an den Ufern des Kur die Hitze fühlbarer wird, fangen sie an langsam aufwärts zu steigen, so daß sie erst im Anfange Mai's zu ihren Frühlingsweideplätzen oder Jaslaks gelangen. Hier bleiben sie fast den ganzen Monat Mai, so lange nämlich das Vieh gehörige Nahrung findet, denn diese Jaslaks sind gewöhnlich nicht groß, und liegen um die Stadt Alt-Schemacha her. Diejenigen, welche gar keine Jaslaks haben, bleiben länger in ihren Kischlaks, und gehen von diesen direct in die Eilaks oder Sommerlager im Anfang Junius; die erstern dagegen nicht vor der Hälfte Junius oder noch später. Die Eilaks liegen im obersten Theil der schirwanischen Berge, an der Gränze gegen die Provinz Kuba hin. In den Eilaks bleiben sie den Julius, August und den halben September hindurch, kehren dann auf dieselbe Art zurück, und erreichen ihre Kischlaks oder Winterweiden am Ende Novembers. Diese Wanderungen scheinen auf den ersten Anblick nicht in der gehörigen Ordnung, sind aber in der Wirklichkeit doch auf eine richtige Berechnung und eine genaue Kenntniß der Temperaturwechsel gegründet. Wenn sie z. B. von dem Kischlak nach dem Jaslak aufbrechen, ziehen sie mit ihren Heerden so langsam, als nur immer der Zustand der Weide es gestattet; gleiche Umsicht beobachten sie bei dem Zug aus dem Jaslak in den Eilak, indem sie ihre Wanderung in die höhern Gegenden nach der steigenden Temperatur in den niedern berechnen.

Die Heerden dieser Nomaden bestehen aus Schafen, Rindvieh,

wenigen Büffeln, Pferden, Eseln und Kamelen. Sichern, an Ort und Stelle gesammelten Nachrichten zufolge kann man zur Zeit des Aufenthalts in den Eilaks die Zahl der Schafe auf 430,000 anschlagen; bei der Wanderung nach den Kischlaks aber, wo die Schafe Lämmer geworfen, steigt diese Zahl auf 680,000. Stiere kann man in runder Zahl 28,000, Kühe gegen 45,600 annehmen. Die Zahl der Büffel beträgt nicht über 4000, die der Kamele gegen 600, der Pferde gegen 15,000, die der Esel gegen 19,000. Schirwan versieht Baku, Scheki und Georgien mit kleinem Vieh. Der jährliche Verkauf von Hämmeln und Schafen beträgt gegen 45,000 Stück zu 1½ bis 2½ Rubel Silber. Da die einzige Quelle des Reichthums dieser Nomaden in der Viehzucht besteht, so haben auch alle ihre Bemühungen die Erhaltung und Vermehrung des Viehes zum Gegenstande: sie verlangen für sich keine Bequemlichkeiten, und sind bereit sie alle zu opfern, wenn nur ihre Heerden sich wohl befinden. Dieß drückt ihrer ganzen häuslichen Lebensweise und ihrer Thätigkeit einen besondern Stempel auf, und die Eingebornen nennen sie deßhalb Koin-Nuker oder Hammelsdiener, und zwar völlig mit Recht. Uebrigens haben einige, jedoch sehr wenige, dieser nomadischen Schirwaner einen freilich in der Gesammtmasse nicht bedeutenden Schritt zum Ackerbau gethan: sie säen Weizen und Gerste und ziehen die Baumwollenstaude (Gossipium herbaceum), aber noch in sehr geringer Menge. Obwohl sie eine ungeheure Masse Milch, Käse u. dgl. besitzen, so verzehren sie doch davon nur mit großer Mäßigkeit, um mehr verkaufen zu können. Auch die Wolle verkaufen sie, und behalten bloß einen Theil zu Fußr-, Zelt- und Pferdedecken, mit deren Verfertigung sich ausschließlich nur die Weiber beschäftigen. Die Menge der von den Nomaden gewonnenen Butter beträgt gegen 17,000 Pud, der Käse gegen 9000 und der Wolle gegen 80,000. Den größten Theil der letztern verkaufen sie in den Dörfern, wo dieselbe in ein Tuch von sehr geringer Qualität verwandelt wird. Die einfache Lebensweise dieser Nomaden hat für den Beobachter viel Interessantes: ihre Wohnungen sind Zelte, oder schlechte aus einigen dünnen, etwa zwei Klafter langen Stangen errichtete Hütten; man stößt diese Stangen in den Boden, etwa 3 oder 4 Fuß von einander, und bildet auf diese Weise ein Quadrat, dessen Seiten 5 bis 6 Arschinen haben; diese Stangen werden mit andern in horizontaler Richtung durchflochten und die Enden der ersten oben zusammengebogen, so daß das Innere der Hütte eine Art Kuppel bildet; der obere Theil und die Seiten werden mit Filzen bedeckt und nur eine Oeffnung zum Eingange gelassen, welche jedoch gleichfalls mit einem Filze verhängt wird. Damit die Filze nicht allzu schwer auf die Stangen drücken, wird in der Mitte ein starker Pfahl aufgestellt, welcher das Ganze stützt. Oben wird ein rundes oder viereckiges Loch angebracht, um den Rauch hinaus zu lassen. Eine Arschine vom Boden läßt man das Zelt unbedeckt, damit desto mehr Licht hereinfällt, dieser Streif wird mit einem reinlichen Schilfflechtwerk verschlossen. Ein solches Zelt schließt Alles in sich: dem Eingange gegenüber, an der Wandung, liegen Kissen, Kleidungsstücke, Waffen, Pferdegeschirre u. dgl.; auf der einen Seite wird Butter, Milch, Käse u. s. w. aufbewahrt, auf der andern Mehl, Reis und sonstige Eßwaaren. Hierin bestehen alle ihre Habseligkeiten.

Die Wanderungen aus einem Lager ins andere sind äußerst interessant; das ganze Lager erwartet die Bestimmung des Tages zum Aufbruche, welche von dem Jus-Baschi abhängt, der sich mit den Aeltesten darüber berathet. Etwa eine Woche vor der bestimmten Zeit wird das Vieh nach dem angewiesenen Orte hingetrieben, und nur einige Ochsen, Pferde und Esel bleiben zurück. Dann werden an dem anberaumten Tage die Zelte abgebrochen, die Stangen in zwei Abtheilungen zusammengebunden, und ein Ochse muß das Ganze tragen. Die andern Thiere werden mit den übrigen Habseligkeiten belastet. Die Männer gehen zu Fuß, Frauen und Kinder aber reiten auf Ochsen, Büffeln, Eseln und Pferden. Die kleinen Kinder werden in Doppelkörbe gesetzt. Manchmal trifft es sich, daß zugleich mit ihnen zahlreiche Schaaren von Schafen, Pferden und Hornvieh abziehen, und dann athmet das Ganze mit dem Geschrei, dem Lärmen, den bunten Kleidungen u. dgl. eine gewisse Wildheit, welche aber sehr interessant ist. Bei der Ankunft an Ort und Stelle werden die Wohnungen in Zeit von einer halben Stunde aufgeschlagen; Alles rückt wieder in die vorhergehende Ordnung und bietet denselben Anblick dar. Die Hütten der Armen und Reichen zeigen wenig Verschiedenheit; der Unterschied besteht nur manchmal darin, daß das Zelt des Reichen größer, mit bessern Kissen versehen und mit Teppichen aufgelegt ist.

Die reichsten Beks führen dasselbe Wanderleben, und finden eine große Annehmlichkeit darin; indeß gestehen doch einige selbst, daß das unaufhörliche Umherwandern ihnen lästig wird, und daß sie gern diese Lebensweise aufgeben würden, wenn nicht die Gewohnheit und die Achtung vor der Sitte ihrer Väter sie davon abhielten. Nicht alle nomadisch umherziehenden Schirwaner haben für ihre Heerden bequeme und zureichende Weidegründe, theils wegen der großen Anzahl ihrer Heerden, theils weil die Weidegründe eine Abgabe an die Krone zahlen müssen. Berechnet man den Umfang der Weide nach der Menge des Grases, welches zur Nahrung des Viehes im Laufe des Jahres nöthig ist, so müssen sie in der Provinz Schirwan 480,000 Dessätinen einnehmen. Alle Gegenden liefern reichlich Gras, aber nur auf kurze Zeit: in den Ebenen ist das Futter im Herbst am besten, in dem mittlern Strich, auf den ersten Abhängen der Berge, im Frühjahr, und im Gebirge im Sommer. Außer den nomadischen Schirwanern kommen auch Bakuer, Kubaner und Leßghier auf die Eilaks in Schirwan: die erstern treiben 7000, die zweiten 8000 und die letztern gegen 30,000 Schafe herbei. So groß auch die Weidestrecken in Schirwan scheinen mögen, so reichen sie doch kaum für eine so ungeheure Anzahl Vieh zu.

Der Sarker oder die Steuer von den Weidegründen fällt an die Krone. Da man in den Eilaks 475,000 und in den Kischlaks 610,000 Schafe rechnet, so ergibt sich, daß die Steuer dafür bei 4 Kopeken Kupfer für das Stück 48,400 R. K. ausmacht. Von dem Hornvieh werden 10 Kopeken bezahlt, aber nur dann, wenn keine Schafe dabei sind, und da jeder sich bemüht bei seinen Heerden eine, wenn auch nur kleine Zahl von Schafen zu haben, so unterliegen von dem größern Vieh nur 9000 Stück der Steuer, welche also 900 R. K. ausmacht. Solchergestalt macht also die ganze Steuer 44,500 R. K. oder 11,075 R. S. Dieß ist die beste von allen Steuern, weil sie stets sicher ist, und die Bezahlung zur bestimmten Zeit erfolgt.

Eine Anordnung vom Jahre 1850, der zufolge die nomadischen Schirwaner, wenn sie ein seßhaftes Leben anfangen, auf drei Jahre steuerfrei sind, und neu angelegte Maulbeerbaumgärten auf eben so lange keine Abgabe an den Staat zu entrichten haben, bringt in dem Maaß, als sie unter dem Volke bekannter wird, immer bessere Folgen hervor.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 78.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 März 1838.

Brasilianische Zustände.

(Aus ungedruckten gesandtschaftlichen Berichten mitgetheilt von Tieck.)

Die Sklaven.

Eigentlich findet man ein Gesetz der Sklaverei nirgends ausgesprochen. Die römische Kirche läßt sie nur als einen lästigen Contract zwischen der Gewalt und der Schwäche gelten, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung des Loskaufs, weßhalb die Sklaven auch lange Zeit „Resgatados," d. h. Loszukaufende genannt wurden. Die Habsucht der Unterdrücker und das Zahlungsunvermögen der Unterdrückten haben diesen so beklagenswerthen Stand der Dinge, der durch die Schwierigkeit ihn zu ändern geschützt wurde, fortdauern lassen.

Die schwarzen Sklaven, die man in Rio de Janeiro sieht, gehören größtentheils zu den Nationen der Climanas, Cabindas, Sabaris, der Mozambiquer, der Inhambanes, der Mojaos, Angolas, Bangellas, Minas, Jejas, Rebolos, Mahins u. s. w. Die Cabindas und die Mozambiquer sind die zahlreichsten. Mehrere dieser Nationen tragen an ihrem Körper mehr oder minder bizarre Unterscheidungszeichen. Die von Mozambique und die Cabindas zerfallen in mehrere Stämme, bedienen sich aber einer und derselben Sprache. Der Haß, der bei diesen Nationen in ihrer Heimath gegen einander herrscht, erlöscht auch in der Fremde nicht. Die Gesichtszüge der Neger tragen eine große Verschiedenheit, die anfangs dem Auge des Europäers entgeht, weil die Dunkelheit der Haut die Züge undeutlich macht.

Es existirt eigentlich kein besonderes Gesetz die Neger betreffend, und man befolgt in den meisten Fällen das römische oder die gewöhnlichsten Grundsätze des Rechts und der Billigkeit. Die Neger werden gut oder schlecht behandelt nach dem Charakter ihrer Herren; jedoch äußern sie selten den Wunsch in ihre Heimath zurückzukehren, weil sie dort vielleicht wieder das Loos zu erwarten haben, noch einmal als Sklaven verkauft zu werden. Im Ganzen scheinen sie mit ihrem Schicksal in Brasilien mehr zufrieden zu seyn, als in den englischen Colonien und in den Vereinigten Staaten. Der sanfte und leichte Charakter der Brasilianer bewilligt ihnen viel Freiheit.

Ein Fremder, der sich einige Zeit in Brasilien aufhält und sich allmählich an den Anblick der Sklaverei gewöhnt, wird über die patriarchalische Sitte erstaunen, die zwischen den Sklaven und ihren Herren herrscht. Obgleich sie oft nach den Launen ihrer Gebieter bestraft werden, so muß man doch zum Lobe der Einen so wie der Andern sagen, daß sich fast in allen Familien mehrere Sklaven befinden, die ihrem Herrn von ganzer Seele ergeben sind. Auf den Landgütern befinden sich die Sklaven unmittelbar unter der Aufsicht ihres Gebieters, und dieser theilt, nach dem Charakter und den Fähigkeiten seiner Neger, diese dann in gewisse Classen ein. Eigentlich sollen die Sklaven nach dem Gesetz auf öffentlichem Platze durch die Hand des Nachrichters gezüchtigt werden, allein ihre Herren ziehen es vor, selbst sie zu strafen, und oft grausamer, als das Gesetz es zuläßt. In der letzten Zeit sind die Behörden, um den Mord der Sklaven durch unmenschliche Gebieter zu verhindern, aufmerksamer geworden. Keine Negerleiche wird auf dem Gottesacker ohne ein Attest des Arztes und des Friedensrichters, welches die Todesart angibt, aufgenommen.

Wenn die Neger schlecht genährt und schlecht behandelt werden, entfliehen sie oft in die Wälder und werden dort zu gefährlichen Räubern. Es ist noch nicht zu lange her, daß sich eine solche Räuber- und Mörderbande in den nächsten Umgebungen der Wasserleitung von Rio de Janeiro bildete und Alles in Furcht und Schrecken setzte.

Die Brasilianer lassen ihre Sklaven an allen Wochentagen arbeiten, mit Ausnahme des Sonntags. Wenn sie an diesem auch arbeiten wollen, erhalten sie dafür einen Lohn, und dieser ist für den Neger so verführerisch, daß er, so befahrt er auch sey, ihn zu verdienen sucht, wenn er dadurch auch seiner Gesundheit oder seinem Leben schaden sollte. Dieß geschieht hauptsächlich bei den Arbeiten in den Steinbrüchen, wo sich die Sklaven durch das schwere Geschäft oft gefährliche Brüche zuziehen. In der fürchterlichsten Sonnenhitze sieht man sie dann wie schwarze Schatten an den glühenden Felsen schweben.

Eine große Anzahl Brasilianer lebt in träger Ruhe und zieht ihr Einkommen aus dem Lohn ihrer Sklaven. Der Neger ist verpflichtet, einem solchen Herrn täglich 480 bis 640 Reis

(1 fl. 30 bis 2 fl.) abzuliefern, und ſollte er über die Erwerbung dieſer Summen ſterben. Im entgegengeſetzten Falle ſieht er harter Strafe ſich ausgeſetzt.

Die Laſtträger, die auf den Kai's des Hafens arbeiten, tragen auf den Köpfen Kaffeeſäcke, ein Gewicht von 5 Arrobas, das ſind 160 Pfund, von 7 Uhr früh bis zu Sonnenuntergang. Der Lohn wird ihnen dafür nach den Kräften bezahlt, die ſie bei der Arbeit zeigen. Um ihre unerſättliche Begierde nach Branntwein befriedigen zu können, ſtrengen ſie ſich des größern Lohns wegen dann über ihre Kräfte an, und dieſe Anſtrengung, ſo wie der übermäßige Branntweingenuß, läßt ſie ſelten ein hohes Alter erreichen. Mit 32 Jahren ſind ſolche Neger Greiſe. Sind ſie einmal unfähig zu arbeiten und kränklich, ſo bemühen ſich ihre Herren ſie auf den öffentlichen Märkten um jeden Preis loszuſchlagen.

Menſchlichere Herren bewilligen ihren Sklaven den Sonnabend und Sonntag, um ſich an dieſen Tagen etwas zu ihrer Bekleidung zu verdienen. Einige Perſonen geben ihren Negern ein Stück Acker, das ſie für eigne Rechnung bebauen dürfen. Dafür müſſen ſie zu gewiſſen Zeiten, und wie die Reihe ſie trifft, für ihre Herren arbeiten. Einige Sklaven verſtehen Handwerke und leben in einer vollkommnen Unabhängigkeit, indem ſie jeden Tag nur eine gewiſſe Summe ihren Herren abgeben. Alle ſolche Uebereinkünfte ſind aber nur nach freiwilliger mündlicher Abmachung, nicht durch einen wirklichen Contract feſtgeſtellt.

Ein Decret vom Jahre 1696 unterſagt den übertriebenen Luxus der Sklaven. Zu Bahia hat man Beiſpiele von Negern geſehen, welche die Häuſer einer ganzen Straße beſaßen. Zu jeder Zeit findet man Neger, die ſich aus eignen Mitteln losgekauft haben.

Unter der portugieſiſchen Herrſchaft befahl oft die Regierung und die Geiſtlichkeit, die Herren ſollten ihre Sklaven in der Religion unterrichten, und Sanftmuth und Menſchlichkeit gegen ſie ausüben. Eine Menge von Decreten ſind darüber erſchienen, und obgleich durch dieſe ausdrücklich geſagt wurde, daß das Sklavenhalten nur unter ſolchen Bedingungen erlaubt ſey, ſo iſt doch der Religionsunterricht der Neger ſtets vernachläſſigt worden, und hat ſeit Aufhebung des Sklavenhandels faſt ganz aufgehört. Einige Neger werden hier getauft, andere ſind es ſchon in Afrika in chriſtlichen Tempeln. In den Städten und auf den Landgütern rufen die Herren ihre Sklaven, um beim Gebete Theil zu nehmen. Die durchſchnittliche Dienſtzeit der Neger auf den Plantagen beträgt 10 Jahre.

Die Einführung der Ehe unter den Negern hat leider keine glücklichen Reſultate gezeigt. Es iſt dadurch weder ihre Moralität verbeſſert, noch ſind dadurch friedlichere Verhältniſſe unter ihnen hergeſtellt.

Indeß ſind religiöſe Geſinnungen bei den Negern nicht zu verkennen; oft erblickt man ſie in den Kirchen im inbrünſtigen Gebete verſunken. Ich ſah einſt mehrere von ihnen, die andächtig vor den Fenſtern eines in Rio de Janeiro wohnenden Fremden niederknieten, der in ſeinem Zimmer auf einer kleinen Orgel eine kirchliche Melodie ſpielte. (Schluß folgt.)

Skizzen aus der Provinz Conſtantine.

2. Der See Huzzara. (Fezzara.)

(Schluß.)

Es gibt in Numidien noch heutiges Tages, wie zu Plinius' Zeiten, öde Gebirgsgegenden, wo ſich keine Spur von menſchlichen Wohnungen zeigt und die Löwen und Hyänen faſt als einzige Gebieter herrſchen. Die Umgegend des Sees Fezzara ſcheint eine Republik der Vögel zu ſeyn. Nirgends wird wohl die Jagd auf Sumpf- und Waſſervögel dem Liebhaber eine reichere, ergiebigere Beute bieten; daher iſt auch vorauszuſehen, daß mit der Zunahme der Bevölkerung Bona's der Beſuch der Europäer in dieſe Gegenden immer häufiger werde. Die Jagd iſt in dieſem Lande völlig frei, ſie bildet faſt das einige Vergnügen des Coloniſten. Jeder Menſch kann mit der Flinte in dieſen unbebauten Gegenden herumſtreifen, ſo viel er Luſt hat, und die Anſiedler, die franzöſiſchen Officiere, ſo wie auch die europäiſchen Reiſenden machen von dieſer Freiheit einen ſo weiten Gebrauch, daß, Dank ihrem unverdroſſenen Fleiße, in den früher ſo wildreichen Umgebungen von Algier und Bona bald kein Häschen mehr zu treffen iſt. In den erſten Jahren der franzöſiſchen Occupation ſchoß man die Eber faſt dicht an den Thoren Algiers, jetzt müſſen die dortigen Jäger einen halben Tag weit in die ſchwierigen Gebüſchgegenden von Staueli und Reghaia gehen, um eine nur halb ergiebige Beute zu machen. Das Jagen bei dem See Fezzara iſt nicht ohne Mühſeligkeit und Anſtrengung. Sobald einmal all jene gefiederten Seebewohner durch den häufigen Büchſenknall in Allarm gekommen ſind, werden ſie ſcheu und fliegen nach der Südſeite des Sees, wo ſich noch nie ihre Verfolger hinwagten. Einen ſehr günſtigen Erfolg haben dort die Vogeljäger nur, wenn ſie in ziemlicher Zahl in dem Schilfwalde ſich vertheilen, und zugleich ſich nicht fürchten, bis an die Bruſt in das Waſſer zu waten. Von ſchönen, ſüdlichen Vogelarten bemerkte ich dort namentlich den ſichelſchnäbeligen Ibis (Ibis Falcinellus), den Silberreiher, den numidiſchen Kranich, das Sultanhuhn und den großen Purpurreiher (ardea purpurea). Sehr häufig iſt dort auch der Flamingo (phoenicopterus antiquorum), der König der Sumpfvögel, welcher mit ſeinen ſcharlachrothen Flügeln und weißem Gefieder bei ſeiner bedeutenden Höhe eine wirklich königliche Figur ſpielt. Die Flamingos ſind immer truppweiſe beiſammen, ihre hohen Beine ſtehen gewöhnlich halb im Waſſer. Seinen mächtig langen Hals trägt dieſer Vogel mit Majeſtät, faſt wie der Schwan. Er iſt ungemein ſchwer zu ſchießen, läßt den Jäger faſt nie näher, als auf 100 Schritte kommen und flüchtet ſich dann, die langen Beine im Fluge nach hinten ſtreckend, in die Mitte des Sees. Von Sumpfvögeln, die auch dem Norden angehören, bemerkte ich dort namentlich die ſo bizarre Geſtalt des Strandreiters (himantopus rufipes), der ebenfall ein außerordentlich ſcheuer Vogel iſt. Hr. Magagnos, Capitän vom 17ten leichten Infanterieregiment, ein eifriger Liebhaber von ſeltenen Vögeln, zeigte mir in Bona dreizehn Arten von wilden Enten, die er durch die Beduinen vom See Fezzara erhalten

hatte. Die ungeheure Verſammlung der gefiederten Sumpfbewohner in allen Farben und Formen am Ufer jenes einſamen Moraſtees iſt wirklich erſtaunlich. Eine unendlich buntſcheckige Miſchung der Federgewänder, die ſo variirenden Schnabel- und Beinformen vom ſchlanken, ſichelſchnäbeligen Ibis bis zum ſchwerfälligen, breitſchnäbeligen, wilden Schwan; endlich das tauſendſtimmige Concert, oder vielmehr infernaliſche Gekreiſche, welches in hohen Lüften, aus der Tiefe der Fluthen und von dem Innerſten des Sumpfpflanzenwaldes zu gleicher Zeit ertönt, ſtellen dort die ſeltſamſte Komödie dar. Man wähnt ſich in eine antediluvianiſche Epoche zurückverſetzt, wo die Exiſtenz des Menſchen noch eine Frage iſt, und eine ungeheure Thierſchöpfung, deren verſteinerte Reſte uns geblieben, in anarchiſcher Republik, ohne Gebieter und Vertilger, die Erdkugel beherrſchte.

Während unſrer Rückkehr nach dem Lager begegnete uns eines jener unangenehmen Abenteuer, auf welche man bei dem feindlichen Zuſtande dieſes Landes leider immer gefaßt ſeyn muß. Ein Haufe von etwa 40 berittenen Arabern ſtand eine Stunde vor Drean auf dem Wege, und ſchien auf unſere Heimkehr zu lauern. Zum guten Glück für uns iſt das dortige Terrain unbedeckt, ſo daß wir dieſe Bande ſchon aus einer weiten Entfernung bemerkten. Ueberdieß beſtand unſere Geſellſchaft faſt ganz aus Militärs, bei denen das Rauſen Handwerk iſt, und die, an ſolche Vorfälle gewöhnt, bei ihrer Erfahrung und Kenntniß des Landes und der Araber ſich vollkommen zu benehmen wiſſen. Ein Kapitän der Chaſſeurs d'Afrique, deſſen Name ich vergeſſen habe, ſtellte unſer Häuflein in Schlachtordnung und ritt an unſerer Spitze auf die Araber zu. Der brave Karfalla, eingeborner Officier der Spahis, war eine Viertelſtunde hinter uns zurückgeblieben, gab aber, als er unſere Gefahr bemerkte, ſeinem Pferde die Sporen und holte uns im ſchnellſten Jagen wieder ein. Ich glaubte in jenem Augenblicke faſt, ein Kampf ſey unvermeidlich, allein die Araber, obwohl zweimal ſo zahlreich als wir, verließen bei unſerer Annäherung den Platz, und zogen ſich in der Richtung von Neſchmaya zurück. Es fiel kein Schuß. Der Anführer der Bande und Karfalla, welcher ſein Pferd auf Schußweite der Araber tummelte, riefen ſich ein höfliches „Salam Aleicum Sidi!" (ich grüße dich Herr!) zu, als hätten ſie die freundlichſten Abſichten gegen einander gehabt. Im Lager Drean, an der gaſtfreien Tafel des Commandanten Lacombes, wo der feurige Bordeauxwein den Gäſten die Mittheilung ihrer afrikaniſchen Kriegs- und Jagdabenteuer ablockt, wird unſer Ausflug nach dem See Fezzara gewiß noch öfters zur Sprache kommen.

Hiſtoriſche Arbeiten in Italien.

Der König von Sardinien hat bekanntlich durch ein Reſcript vom 20 April 1833 eine hiſtoriſche Commiſſion unter dem Namen Deputazione sopra gli studj di storia patria niedergeſetzt, und ſie beauftragt, unter der Leitung des Miniſters des Innern eine Sammlung noch nicht bekannter oder ſeltener Documente, welche auf die Geſchichte von Piemont Bezug haben, herauszugeben. Der Graf Proſper Balbo, Vicepräſident des Staatsraths, wurde zum Präſidenten dieſer Commiſſion ernannt, welche bereits einen Band dieſes großen Werkes unter dem Titel: „Historiae patriae monumenta edita jussu Regis Caroli Alberti, Tom. I," herausgab; er enthält 1051 Urkunden aus den Jahren 802 bis 1292. — Eines der gelehrteſten Mitglieder der hiſtoriſchen Commiſſion, Hr. Carlo Morbio, gibt allein mit einer lobenswürdigen Ausdauer eine Geſchichte der italieniſchen Municipien heraus, und bereits ſind drei Bände dieſes wichtigen Werkes erſchienen. Sie ſind der Geſchichte von Ferrara, Pavia, Novara, Faenza, Piacenza und Mailand gewidmet. Nach der lobenswerthen Sitte der Benedictiner unterſtützt Carlo Morbio ſeine Erzählung ſtets mit authentiſchen Urkunden, Freibriefen oder Diplomen; die drei Bände enthalten deren 105, die bis jetzt unbekannt oder wenigſtens nicht herausgegeben waren. Mehrere derſelben enthalten Aufſchlüſſe über die Geſchichte der Carolinger in Italien; die älteſte Urkunde iſt aus dem Jahre 827. Die drei letzten Bände der Geſchichte der Municipien ſollen Florenz, Lodi, Caſtro, Berrelli und Urbino umfaſſen.

Die ruſſiſchen Provinzen jenſeits des Kaukaſus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortſetzung.)

11. Von der Stadt Alt-Schemacha und einigen andern Merkwürdigkeiten in der Provinz.

Alt-Schemacha liegt unter 40° 41' N. B. und 46° 12' O. L. von Paris (66° 13' von Ferro). Dieſe Stadt iſt berühmt durch Alter, Größe und Reichthum, und ſie war die Hauptſtadt der Schahs oder Khane, welche das weite Gebiet von Schirwan beherrſchten. Trotz deſſen hat man gar keine Nachrichten weder über ihre Erbauung, noch über ihren alten Zuſtand. Die Unwiſſenheit der Völker, welche nach einander über Schirwan herrſchten, hat gar keine Ueberreſte aufbewahrt, welche die Wahrheit enthüllen könnten, und das, was wirklich zu uns gelangte, dankt man fremden Schriftſtellern; die Ueberlieferungen der Tataren ſind Mährchen. Die erſten Nachrichten von der Stadt Schemacha trifft man in alten Schriftſtellern, welche die Stadt Kamachia oder Famachia nennen, und ſie zum Theil als eine volkreiche Stadt ſchildern, deren Bewohner ſich mit Handel und Induſtrie abgaben. Im 13ten Jahrhundert n. Chr. war Schemacha durch ſeinen großen Umfang bekannt. Im Jahre 1222 ſchickte Dſchingisthan, der die Bucharei und andere Länder erobert hatte, ſeine Feldherren aus, um Schemacha zu beſetzen. Schirwan, gleichfalls ein in der Geſchichte dieſes Theiles von Aſien berühmter Name, bedeutete aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht bloß die Provinz, ſondern auch die Stadt Schemacha, wie denn auch noch jetzt die Bewohner anderer aſiatiſchen Provinzen ſie faſt nur Schirwan nennen; bei den Landeseingebornen heißt ſie Kiogna-Scheher, oder die alte Stadt. Der Sage nach lag ſie im Alterthume nicht da, wo man jetzt, faſt auf der Stelle des jetzigen alten Schemacha's, zahlreiche Trümmer ſieht, ſondern ſüdöſtlich davon in einer Entfernung von 50 Werſten, und enthielt 40,000 Häuſer. In der Folge, als Schemacha durch die unaufhörlichen Kriegsereigniſſe litt, verlegten die Schahe von Schirwan die Stadt weiter in die Berge, und gründeten faſt an der Stelle des jetzigen Schemacha eine neue Stadt, von welcher aber nur noch Steinhaufen übrig ſind. Hiſtoriſchen Nachrichten zufolge kamen bei einem heftigen Erdbeben im Jahre der Welt 7176 über 8000 Einwohner um, und viele Gebäude wurden zerſtört. Seit dem 15ten Jahrhundert, wo Schirwan unter die Herrſchaft Ismael Sofi's fiel,

blieb Schemacha gleichfalls Persien unterworfen, und kam auch eine kurze Zeit unter die Herrschaft der Türken. In der Mitte des 16ten Jahrhunderts traten die Regenten von Schemacha in Verbindung mit Rußland. Im Anfange des 17ten Jahrhunderts war Schemacha in blühendem Zustande; die Bevölkerung war zahlreich, der Handel bedeutend, und man zählte 15,000 Häuser in der Stadt. Im 18ten Jahrhundert wurde sie von den dagheſtanischen Völkern zerstört: Daud Bek und später Surchai, Khan der Kaſykumyken, der unter dem Schutze der Türkei stand, bemächtigten sich ihrer. Schah Hussein, der Schemacha vor der Einnahme durch Daud Bek und Surchai besaß, bat Peter den Großen um Hülfe, die Folge davon war, daß Schemacha an die Türken kam, die es jedoch bald wieder an die Perser zurückgeben mußten, welche die Stadt im Jahre 1734, unter Anführung von Tamas Kuli Khan, dem nachherigen Nadir Schah, zerstört hatten. Dieser gründete 26 Werste davon entfernt eine neue Stadt am Fluß Alsu, südwestlich von der alten, gab ihr denselben Namen, und setzte Hadschi Mahmed Ali Khan als Regenten ein, unter welchem auch Neu-Schemacha sich bedeutend vergrößerte. Inzwischen ließ sich auf den Trümmern der alten Stadt Mahmed Seid, der Sohn des durch seinen Reichthum bekannten Alameddi Bek von Schemacha, nieder, seine Diener und eine Anzahl ihm ergebener Leute bildeten bald eine ziemlich ansehnliche Bevölkerung, und er erhielt den Namen eines Khans von Alt-Schemacha. Im Jahre 1761 bemächtigte er sich auch Neu-Schemacha's, da die Einwohner desselben mit der Regierung Hadschi Mehmeds unzufrieden waren. Um dieselbe Zeit zeichnete sich Feth Ali, Khan von Kuba, durch seine Tapferkeit aus, fiel mehrmals in Schirwan ein, und bemächtigte sich endlich im Jahre 1766 beider Städte, zerstörte Neu-Schemacha völlig und versetzte die Einwohner nach Alt-Schemacha. Im Jahre 1777 erhielt Mahmed Seid Khan Schemacha von Feth Ali Khan zurück, und sein Sohn Mamirsa heurathete die Schwester des Letztern, worauf wieder eine Anzahl Einwohner nach Neu-Schemacha zog. Um diese Zeit begannen die Streitigkeiten zwischen Mahmed Seid Khan und seinem Bruder Agase; Feth Ali Khan, der seinen Einfluß auf ihre Angelegenheiten nicht fahren lassen wollte, machte diesen Streitigkeiten dadurch ein Ende, daß er beide Brüder aus dem Wege räumte. Mahmed Seid Khan hinterließ zwei Söhne, Esker und Kasym, Agase gleichfalls zwei, Mustapha und Ismail; sie flüchteten sich zu Ibrahim, Khan von Karabag, der einen vergeblichen Versuch machte, sie in ihr Erbe einzusetzen; erst nach Feth Ali's Tode kam Schemacha an Esker, dann an Kasym und endlich an Mustapha. Bald darauf wurde Neu-Schemacha von Aga Muhammed, Khan von Astrabad, der von Tiflis aus bis dahin vordrang, zerstört.

Am Ende des 18ten Jahrhunderts wurde Schemacha von russischen Truppen besetzt und Kasym als Khan eingesetzt. Sobald aber die russischen Truppen ausgezogen waren, ward Kasym verjagt, und Mustapha bemächtigte sich wieder der Stadt, unterwarf sich aber im Jahre 1805 Rußland freiwillig. Auch Alt-Schemacha fing allmählich wieder an sich zu bevölkern, der Reisende Gmelin aber versichert, daß außer der Wohnung des Khans kein ordentliches Gebäude in der Stadt war; Moscheen und Karawanserais gab es viele, sie waren aber unbedeutend; der obere Theil der Stadt war von einer Mauer und Wall umgeben und mit Kanonen versehen; in einiger Entfernung befanden sich der Bazar und die Buden, die Straßen waren eng, und die Bevölkerung betrug nur 2000 Familien. Später gerieth Schemacha abermals in Verfall, und die Stadt am Alsu kam in Aufnahme. Ein furchtbares Erdbeben*) vollendete die Zerstörung der alten Stadt, und nur Trümmer bezeichnen noch ihr Daseyn; bloß die Veste blieb stehen, obwohl gleichfalls halb zerstört.

Inzwischen fing Neu-Schemacha, welches unter 40° 51' N. B. liegt, an, sich empor zu arbeiten; obgleich es nie sehr groß war, hatte es doch einen bedeutenden Handel und Fabriken; eine steinerne Mauer und ein tiefer Graben umgaben es; die Einwohnerzahl betrug 8000 Familien. Jetzt befindet sich auf derselben Stelle das reiche Dorf Alsu mit schönen Wein-, Frucht- und Maulbeerbaum-Gärten.

Mustapha, Khan von Schirwan, unterwarf sich Rußland, verpflichtete sich einen Tribut zu zahlen, und gründete nordwestlich von Alt-Schemacha auf dem Berge Phitdag eine Stadt desselben Namens, schlug um größerer Sicherheit willen selbst einen Wohnsitz darin auf, und führte aus Neu-Schemacha über 1000 Familien dahin, denen sich bald noch 1800 andere anschlossen. Phitdag bestand nicht lange: jetzt sieht man auf diesem Berge nur noch einen Palast, ein Diwan-Khane, Bäder und die Wohnungen der Frauen des Khans, Alles aber in halb zerstörtem Zustande; wo Privatgebäude standen, sind nur Steinhaufen übrig. Auf dem Felsen zeigt man die Stelle, wo Verbrecher und Leute, die sich den Unwillen des Khans zugezogen hatten, mit gebundenen Händen und Füßen hinabgestürzt wurden. Die Lage von Phitdag ist malerisch, und trotz dem, daß der Berggipfel, auf dem die Stadt lag, häufig in Wolken und dichte Nebel eingehüllt wird, ist das Klima doch gesund, und an Wasser kein Mangel. Von dem Berge Phitdag aus, welcher einer der höchsten in Schirwan ist, hat man eine herrliche Aussicht: bei schönem Wetter überblickt man die ganze schirwanische Ebene und selbst die Insel Salian. Uebrigens ist die Gründung einer Stadt an diesem Orte nur durch die kühne Wahl der Lage merkwürdig, aber die Einwohner hätten unter einer Menge Nachtheile zu leiden, da nur ein unglaublich schwieriger Pfad hinaufführt, den bloß Saumrosse betreten können; die Versorgung der Einwohner mit Lebensmitteln war also mit der größten Schwierigkeit verknüpft.

Als Mustapha Khan nach Persien entflohen war, wurden von Seite der russischen Regierung Beamte abgeordnet zur Aufnahme des Vermögens, das die khanische Familie hinterlassen hatte, so wie der bisher bezogenen Einkünfte; überhaupt sollten sie sich mit der ganzen Provinz näher bekannt machen. Im Jahre 1824 wurde ihrem Vorschlage gemäß eine Stadt in der Nähe des Flusses Pirsagat fast an der Stelle des ehemaligen sogenannten Alt-Schemacha angelegt und der Bau der Häuser begonnen. Man kann nicht umhin zu bemerken, daß die Lage der ältern Stadt viel vortheilhafter ist, denn sie liegt auf einer ziemlich ebenen Hochfläche, an deren Fuß im Thale die neue Stadt angelegt wurde; die Verschiedenheit der Temperatur in der obern und untern Stadt beträgt gegen 4 Grad, und wenn in den Sommermonaten die Hitze in der Stadt ins Unmäßige steigt, ist sie im obern Theil, wo sich jetzt auch das Haus des Commandanten nebst dem Diwan befindet, ziemlich erträglich. Vom Mai fast bis zum October ist das Klima in der Stadt ungemein heiß, und nur einigermaßen erfrischt durch die fast täglich wehenden Winde; den übrigen Theil des Jahres hindurch ist es, geringe Zwischenräume abgerechnet, regnerisch. Im Winter fällt Schnee, und liegt manchmal mehrere Wochen; die Kälte wird nicht heftig, dafür wehen aber öfters sehr durchdringende Winde. Von der Lage der Stadt, welche auf der einen Seite gegen eine Bergschlucht zu liegt, schreibt sich die südwestliche Richtung des Windes her, welcher gewöhnlich von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags weht. (Fortsetzung folgt.)

*) Die Erdbeben sind in Alt-Schemacha sehr häufig, und fast immer sehr verderblich.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 79.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

20 März 1838.

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

5. Das Flußgebiet der Pescara mit Beziehung auf die drei Abruzzen.

Die Kette der Apenninen ſendet bei ihrem Eintritt aus dem Kirchenſtaat in das Neapolitaniſche einen großen Hauptaſt aus, welcher ſich in zwei andere theilt, die ſich gegen die Küſte des adriatiſchen Meeres hinſenken. Der erſte dieſer Zweige ſchickt die Waſſer der nördlichen Abdachung in den Tronto, welcher hier die Landesgränze bildet, und die der ſüdlichen in den Vomano. Die Flüſſe Vibrata, Salinello und Tordino, welche einen kurzen Lauf haben, erhalten ihre Zuflüſſe von den Nebenzweigen des Hauptgebirges. Der andere dieſer Zweige, welcher über alle Berge der Apenninen ſein Haupt gebieteriſch erhebt, und den Namen Gran Saſſo d'Italia erhalten hat, ergießt die Waſſer der nördlichen Abdachung in den Vomano, die der weſtlichen und ſüdlichen in den Aterno, der ſpäter den Namen Pescara erhält. Die Gewäſſer der öſtlichen Abdachung und die ſeiner Nebenzweige fließen in die Flüſſe Piomba und Salino. Von der großen Gebirgsgruppe, welche den Lago Fucino umgibt, und welche ihr öſtliches Waſſer in die Pescara ſendet, trennt ſich gegen das adriatiſche Meer hin ein anderer großer Zweig, über welchem die Majella thront, auch einer der höchſten und majeſtätiſchſten Berge der Apenninen. Seine weſtliche und nördliche Abdachung geht gegen die Pescara, ſeine ſüdliche gegen den Sangro. Die Gewäſſer der öſtlichen Abdachung ſo wie die der Nebenzweige nehmen die Flüßchen Alento, Foro, Moro und Foldrino auf. Wo ſich die Gebirgskette der Provinz Moliſe nähert, vereinigen ſich die Gewäſſer in den Flüßchen Oſento, Aſinello, Trigno, Tecchio, Sinarca und Biferno.

Man darf als das Hauptflußgebiet der Abruzzen das Thal der Pescara betrachten, theils ſeiner Ausdehnung wegen, theils darum, weil aus demſelben durch das Becken des Fucino eine leichte Verbindung mit dem Flußgebiet des Garigliano möglich iſt. Es iſt natürlich, daß in dieſem ganz gebirgigen Lande nur die Thäler natürliche Verbindungen darbieten, und weil das Thal der Pescara von ihrem Urſprung bei Monternale an bis zu ihrer Ausmündung die drei Abruzzen gleichſam in der Mitte durchſchneidet, ſo bildet dieſes Thal die natürliche Verbindung dieſes gebirgigen Landes; die andere Verbindungsſtraße ſollte an der Küſte des Meeres hinlaufen vom Tronto bis zum Biferno; dieſe iſt aber nur zum Theil fahrbar.

In einem Lande, das mit ſo ausgedehnten Gebirgsmaſſen angefüllt iſt, und darum im Winter ein rauhes Klima hat, iſt die Bevölkerung gezwungen, ſich in die Thäler und die untern Hügel zurückzuziehen. In den obern Theilen der Thäler, die meiſt eng ſind, und wo das Klima den Ackerbau nicht begünſtigt, iſt die Bevölkerung gering, und wo ſie ſich findet, da iſt ſie in kleinern Dörfern zerſtreut, die ſowohl unter ſich, als von der Hauptgemeinde, zu der ſie gehören, ziemlich entfernt liegen. Die Bewohner können nicht hinreichende Lebensmittel aus dem eigenen unfruchtbaren Boden beziehen, den man, da er durch den Anbau des Korns entkräftet wird, wieder einige Jahre brach liegen laſſen muß, damit er ſich neue Productionskraft ſammeln kann. Auch hat ſich ihre Lage nicht verbeſſert, ſeit die obern Berge in größerer Ausdehnung urbar gemacht wurden, denn nach einigen Jahren des Anbaus wurde der Boden ſo undankbar, als vorher die Ernte gering war, ſo daß kaum die Koſten des Anbaus gewonnen wurden. Dieſe Bewohner ſind deßhalb zum größten Theil genöthigt, im Winter ihre Heimath zu verlaſſen, um in andern Provinzen des Reichs oder im Kirchenſtaat Arbeit zu ſuchen, oder wenn ſie Schafzucht treiben, pflegen ſie in der kalten Jahreszeit in die Capitanata zu wandern, und im Sommer wieder in die Gebirge der Abruzzen zurückzukehren.

In den untern Theilen erweitern ſich die Thäler, die Höhe der Berge nimmt gegen das Meer hin ab; zugleich wird das Klima freundlicher, der Boden fruchtbarer, deßhalb wird auch die Bevölkerung größer, und ſie beſchäftigt ſich mehr mit dem Anbau des eigenen Bodens. Wo dann die Thäler ſich dem Meere nähern und ſich in weite Ebenen ausdehnen, da verhindert die durch Sümpfe verpeſtete Luft, daß ſich eine zahlreiche Bevölkerung feſtſetzt. An der weiten Seeküſte vom Tronto bis zum Trigno, in einer Ausdehnung von 66 Miglien, ſieht man, obgleich alle Thäler ſich in weite Ebenen münden, nur die Gemeinden von Giulianova, Pescara, Francavilla, Ortona, S. Vito

und Vasto, sämmtlich am Meer gelegen. Außer diesen sechs Gemeinden sind alle andern auf den Höhen der Hügel, welche in ziemlicher Entfernung vom Meere die Thäler beherrschen. Zum Theil mag dieser Umstand daher rühren, daß in den Zeiten des Mittelalters die Bewohner des Ufers genöthigt waren, sich vor den feindlichen Einfällen der Barbaren in feste Orte auf den Höhen zurückzuziehen. Darum blieben diese Ebenen entvölkert; es fehlte der Fleiß des Menschen, um den Lauf der Gewässer zu ordnen, und sich derselben zur Bewässerung der nahen Felder zu bedienen. In diesem verlassenen Zustande wurden die Felder der Abruzzen am Ufer des Meeres so verpestet, daß sie in dem Zustand, wie sie gegenwärtig sind, nicht die Rückkehr einer zahlreichen Bevölkerung gestatten.

Während auf diese Weise die untern Thäler zum größten Theil unbebaut sind, die doch wegen der Fruchtbarkeit des Bodens und des mildern Klima's noch am ehesten den Anbau begünstigen würden, sieht man von Jahr zu Jahr die Urbarmachung der Berge mehr und mehr sich ausdehnen, so steil auch die Abdachung derselben seyn mag. Es wurde oben bemerkt, daß die Nebenzweige der Apenninen, die sich dem adriatischen Meere nähern, aus Thon bestehen. Bis zu einer gewissen Tiefe der Oberfläche ist der Boden leicht und dem Wasser zugänglich, allein unter dieser Schichte befindet sich reiner Thon meist von grauer Farbe, welcher das Wasser durchaus nicht eindringen läßt. Wie nun die steilen Abhänge der Berge urbar gemacht worden sind, so können sich die Gewässer, die durch den leichten Boden dringen, durch den reinen Thon keinen Weg mehr bahnen; sie erweichen deßhalb den Boden, und führen ihn in Form eines flüssigen Schlammes mit sich fort. Da die Wasser sich nicht vertheilen, und aus Mangel an Bäumen von ihren Wurzeln nicht aufgehalten werden, so ergießen sie sich in großen Massen zu vereinen, höhlen sich tiefe Löcher aus und führen ganze Erdstücke aus der Höhe in die Tiefe hinunter. Noch traurigere Folgen hat die Urbarmachung der Abhänge, auf welchen die Gemeinden liegen, denn wenn der Grund und Boden, auf dem sie liegen, ihnen entweicht, so müssen sie nothwendigerweise zu Grunde gehen. Schon viele Wohnungen in den Abruzzen haben durch einen solchen unüberlegten Anbau sehr bedeutenden Schaden erlitten, während noch viele andere sich dasselbe traurige Schicksal bereiten.

Mit Schaudern durchwandert man die Gegend, welche von Palena bei den Monti Pizzi und bei Torricella sich auf der einen Seite in das Thal des Sangro und auf der andern in das des Aventino gegen Taranta ausdehnt. Die Erdstücke, welche in der Tiefe der Thäler liegen, haben eine bedeutende Ausdehnung und scheinen wie von einer großen Revolution der Natur herzurühren. Die Gemeinden Torricella, Gesso Palena und Roccascalegna sind dem Verderben nahe, indem die Erdstürze gegen sie immer größere Fortschritte machen. Die Gemeinde Taranta hat bereits theilweise Schaden genommen, und ungewiß ist der Erfolg der Mittel, die zum Schutze des übrigen Theiles angewandt wurden.

(Schluß folgt.)

Brasilianische Zustände.

Die Sklaven.

(Schluß.)

Die Sterblichkeit unter den Negern ist groß, hauptsächlich aber unter ihren Kindern. Diese bedauernswerthe Bevölkerung ergänzt sich nur durch die Contrebande, als welche sie, seit dem Verbot des Sklavenhandels, eingeführt wird. Die Feuchtigkeit des brasilianischen Klima's behagt ihrer körperlichen Constitution nicht. Sie sind zahlreichen Krankheiten unterworfen, eine Folge ihrer schlechten, oft spärlichen Nahrung, ihrer Unreinlichkeit und des Schmutzes ihrer Hütten, Sanzalas genannt, in die man sie während der Nacht einsperrt. Vom Genuß des Branntweins, den sie leidenschaftlich lieben, bekommen sie oft die Wassersucht. Auch kommt bei den Negern öfter der Selbstmord vor, und zwar hauptsächlich, um dadurch ihrer elenden Lage bei manchen Herren sich zu entziehen.

Die Freilassung der Sklaven ist in Brasilien nicht selten und geschieht gewöhnlich durch ein Testament. Will der Sklave seine Freiheit um einen annehmbaren Preis erkaufen, so kann sich sein Herr dem nicht widersetzen, ohne dadurch eine ungünstige Meinung auf sich zu laden. Man sieht in Rio de Janeiro Mulattenmädchen, Sklavinnen, die eine Subscription eröffnen, um dadurch ihre Freiheit zu erkaufen. Es ist wahr daß damit oft Betrügereien getrieben werden, allein dieser Gebrauch ist erlaubt. Ein Sklave, welcher seinem Herrn nicht weiter dienen will, kann von diesem eine schriftliche Autorisation für sich verlangen, sich von einem andern Herrn für einen, von dem ersten zu bestimmenden Preis kaufen zu lassen. Oft dient dieser gütliche Vergleich zum Vortheil aller drei Contrahenten. Er ist nicht sehr gewöhnlich, aber doch kommen Beispiele vor, und zwar weniger durch Speculationssucht der Herren, als durch Launen des Sklaven veranlaßt.

Wenn die Neger so alt geworden sind, daß sie nicht mehr Dienste leisten können, erhalten sie oft Freibriefe, um sich an das öffentliche Mitleiden zu wenden, und ihr Leben in irgend einem Winkel zu beschließen. Oft fand man solche Unglückliche todt vor den Kirchenthüren oder in abgelegenen Gassen.

Es herrscht in Brasilien die gewöhnliche Meinung, daß man die Negersklaven nicht eher als nach dem Aussterben mehrerer Generationen entbehren könne; dessen ungeachtet hat sich dieß in allen Ländern, wo man den Ackerbau durch Sklaven betrieb, und auch nicht glaubte sie missen zu können, dennoch später gemacht, ohne daß der Reichthum dadurch verringert wurde Dasselbe würde auch in Brasilien der Fall seyn; die Neger leiden freilich weniger von der Hitze, wie die Weißen, allein diese akklamatisiren sich allmählich überall. Sie arbeiten in noch heißeren Ländern, als Brasilien, und scheuen nicht die Nässe, wie die Schwarzen. Es ist ein Irrthum, wenn man den Anfang der Einführung der Sklaven ins 17te Jahrhundert setzt; sie beginnt mit der Gründung von Bahia im Jahre 1519 und vielleicht noch früher. Man hofft viel von fremden Einwanderungen, hat aber bis jetzt noch nichts gethan, um dazu zu ermuntern. Jedenfalls würde die Vermehrung der Bevölke-

rung, welche man durch Einwanderungen erwerken könnte, für lange Zeit noch ungenügend seyn, und darum doch nicht der Negercontrebande sobald einen tödtlichen Stoß versetzen. In den Colonien der Weißen hält man für das erste Zeichen des beginnenden Reichthums den Kauf eines Negers, und strebt eben so begierig, dahin zu gelangen, wie die großen Pflanzer, welche die Sklaven hundertweise kaufen.

England hat ohne Zweifel von dem edlen Wunsche beseelt, alle Ketten der Sklaven an Einem Tage zu brechen, nicht den verhängnißvollen Schwung berechnet, welchen es den auf den kurzen Zeitraum von zwei Jahren zusammengedrängten Speculationen dadurch gab, und nicht die darauf folgenden ungeheuren Verluste, die man später durch die abscheulichste Contrebande zu decken suchte. In diesem Zwischenraume der gedachten zwei Jahre schrob diese außerordentliche Forderung den Preis der Sklaven auf der Küste von Afrika zu einer solchen bedeutenden Höhe hinauf, daß die Pflanzer, welche ihre Einkäufe auf längere Zahlungstermine, im Preise von 600, 800 bis 1000 Reis gemacht hatten, nicht im Stande waren, ihre Zahlungsverpflichtungen zu erfüllen. Zahllose Fallissements folgten darauf. Der Regent Costa Carvalho verlor auf diese Weise einen großen Theil seines Vermögens. Seine nachfolgende Theilnahme an dem Contrebande-Handel wird von wenigen Personen bezweifelt.

So sehr der Negerhandel legal war, so wurden doch viele Defraudationen gegen die Einfuhrrechte begangen. Gewöhnlich wurden die Schwarzen an irgend einem benachbartem Punkte der Küste ausgeschifft und von da später in die Städte gebracht, als ob sie aus dem Innern des Landes kämen. Bei der Douane declarirte sie der Schiffscapitän als unterwegs gestorben. Die Gläubigkeit der Beamten ließ sich um einen geringen Preis erkaufen. Jetzt sind die Friedensrichter die Theilnehmer der Ausschiffungen und sorgen selbst für bequeme Landungsplätze. Der mit der portugiesischen Flagge und der von Montevideo getriebene Mißbrauch verwickelt den Proceß gegen die Negerschiffe, die man von Zeit zu Zeit mit Arrest belegt. Dieser Handel beschäftigt auf der afrikanischen Küste gegenwärtig noch 124 portugiesische Schiffe, die im Jahre 1836 noch 40,000 Schwarze einschmuggelten. Es ist selten, daß man in Rio de Janeiro jährlich mehr als 4 bis 5 dieser Schiffe aufbringt.

Die Gefahr eines Kriegs „der Farbe," scheint mir in Brasilien eingebildet, und könnte ein solcher nur in Folge der unverzeihlichsten Schwäche und Unklugheit der Regierung ausbrechen. Der einzige, wirklich drohende Aufstand dieser Art fand in Bahia statt. Nichtsdestoweniger wurden 1000 tapfere Neger durch ungefähr 100 Soldaten und portugiesische Handlungsdiener entwaffnet. Diese Neger waren unter sich übereingekommen, ihre Herren in der Stille zu tödten, weil sie sich nicht stark genug fühlten, offen gegen das Leben ihrer Tyrannen oder Wohlthäter aufzutreten. Die Insurrection zu Para durch Indianer und einige Weiße angezettelt, war nur eine Unternehmung zum Plündern und Rauben.

Alle diejenigen, die als Advocaten, Vertheidiger und Panegyristen der Neger auftraten, beruhigten sich bald, da sie sich dabei ganz isolirt sahen. Selbst der famose Baratta, welcher, um seine Vorliebe für die afrikanische Race zu beweisen, seine Tochter mit einem Neger verheirathete. Ich habe nicht gesehen, daß dadurch die Unterwürfigkeit der Sklaven vermindert wurde, doch bemerkte ich, daß die äußere Ehrerbietungsbezeugung gegen die Weißen fast ganz verschwunden ist, statt daß sonst auf der öffentlichen Straße ein Neger zu dem andern sagte, wenn sie einem Europäer begegneten: „Mach Platz! da kommt ein Weißer!"

Sammlung slawischer Chroniken.

Ein Mönch aus dem Orden des heiligen Basilius soll kürzlich in einem Kloster von Monte Negro eine kostbare Sammlung historischer Handschriften entdeckt haben. Er hatte den Auftrag, die unterirdischen Gänge, welche sich unter der Kirche des Klosters nach verschiedenen Richtungen verzweigen, zu untersuchen, und fand, daß die zahlreichen Särge, die hier in frühern Zeiten beigesetzt wurden, mit Ausnahme eines einzigen vollständig erhaltenen, zerbrochen und die Gebeine an einem einzigen Ort aufgehäuft waren. Er stattete davon dem Vorstande des Klosters Bericht ab, dieser berieth sich mit allen Brüdern, und begab sich dann mit ihnen in die unterirdischen Gänge, wo sie zur Eröffnung des unangerührt gebliebenen Sarges schritten. Wie groß war nicht ihr Erstaunen, als sie sahen, daß dieser Sarg, der von Blei war, mit sehr wohlerhaltenen Papierbündeln angefüllt war, wovon man jedes in ein mit Oel getränktes Stück Leinwand gewickelt hatte. Als man diese Papiere oberflächlich untersuchte, fand sich, daß es Chroniken in verschiedenen slawischen Sprachen waren, die vom ersten Einfalle der Slawen in die Donauländer bis zum Jahre 1721 gingen. Diese Chroniken enthalten die Geschichte der Walachei, der Moldau, Serbiens und Bulgariens, so wie eine Menge Einzelnheiten über die Kreuzzüge, über das griechische Kaiserreich, über die Kriege der Polen und Ungarn gegen die Türken u. s. w., alles von Augenzeugen abgefaßt. Fürst Milosch hat diese kostbare Manuscripten-Sammlung für 5000 Ducaten an sich gebracht, und seinen Secretär Wuk Wukanowitsch und vier und zwanzig gebildete junge Serbier beauftragt, die Manuscripte näher zu untersuchen und sie nach der Zeitfolge zu ordnen. Diese Werke sollen auf Kosten des Fürsten gedruckt werden und den Titel führen: „Slawische Chroniken," herausgegeben auf Befehl des slawischen Fürsten Milosch Obrenowitsch.

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

11. Von der Stadt Alt-Schemacha und einigen andern Merkwürdigkeiten in der Provinz.

(Fortsetzung.)

Das Land, das zur Stadt gehört, erstreckt sich auf zwei Werste weit im Kreis umher. In der Stadt selbst ist kein Fluß, aber in geringer Entfernung davon fließt der Pirsagat, der jedoch bei großer Hitze wasserarm ist. Gutes Trinkwasser wird durch einen unterirdischen Canal aus weiter Entfernung hergeleitet, übrigens genießt man nur im obern Theil dieses Vortheils, an den entlegenen Enden der Stadt aber hat man nur unreines und ungesundes Wasser. Alle diese Umstände haben nicht nur auf die Fremden, sondern auch auf die Ein-

heimiſchen einen merklichen Einfluß. Die gewöhnlichen Krankheiten, namentlich im Sommer und Herbſt, ſind hitzige Fieber, ſchmerzhafte und ſehr hartnäckige kalte Fieber, und der Scorbut, dem namentlich die Ruſſen unterworfen ſind. Im October 1829 lagen von zwei unvollkommenen Bataillonen des apſcheron'ſchen Regiments 500 Kranke im Spitale von Alt-Schemacha; es iſt jedoch zu bemerken, daß in dieſem Monate die Krankheiten beſonders wüthen; man kann ſie bei ärztlicher Hülfe nicht gerade tödtlich nennen, aber ſie ſchwächen den Menſchen ungemein.

Alle Häuſer in Alt-Schemacha ſind von Stein, einige davon mit flachen Dächern nach der gewöhnlichen aſiatiſchen Sitte. Die armeniſche Hälfte iſt abgeſondert von der tatariſchen angelegt. Im Allgemeinen ſehen die Häuſer ziemlich gut aus. Glasfenſter trifft man ſelten, größtentheils aber durchbrochene Läden von Holz, die von oben nach unten zugeſchloſſen werden. Die innere Einrichtung der Häuſer hat keine Bequemlichkeiten. Die Zahl derſelben in Alt-Schemacha iſt folgende: nach dem neuen Plan der Stadt gebaute Krongebäude 20, tatariſche Häuſer 446, armeniſche 279; früher ſchon waren vorhanden 4 Krongebäude, 1526 tatariſche und 17 armeniſche Häuſer. Im Jahre 1852 zählte man 2235 Familien in der Stadt. Der Palaſt des Khans iſt noch ganz erhalten; er iſt zwar von einfacher Bauart, aber nach einigen Anzeichen zu ſchließen war er im Innern ſehr reich verziert. Neben dem Palaſt iſt ein regelmäßiger Garten, worin einſt Fontänen ſprangen. Der Bazar in Alt-Schemacha iſt ziemlich groß und ſehr belebt. Die Zahl der Buden beträgt gegen 500, in vielen derſelben wird jedoch nur ein Kleinhandel mit Früchten u. dgl. getrieben.

Griechiſche Kirchen gibt es in Alt-Schemacha nicht, aber eine armeniſche und 9 Moſcheen; von fünf nach aſiatiſcher Art gebauten Bädern gehören zwei der Krone. Siebzehn tatariſche Lehrer unterrichten 595 moslemitiſche Kinder, und drei armeniſche Lehrer 70 Kinder ihrer Religion.

Unter die Merkwürdigkeiten der Provinz gehört der Kyś-Kala: 4 Werſte von Schemacha gegen Weſten erhebt ſich abgeſondert von den in der Nähe herumliegenden Felſen ein gleichſam zugehauener Felskegel, der unten am Fuße 210 Klafter Länge und 90 Klafter Breite und Höhe hat. Auf die Spitze führt ein enger, gewundener Pfad an den ſchroffen Abhängen hinauf, die an manchen Stellen ſenkrecht ſind. Hier ſieht man die Spuren eines ehemals hier befindlich geweſenen Baſſins, das in den Boden gegraben und künſtlich mit Steinen umlegt war; in weniger Entfernung iſt ein zweites Baſſin, das 7 Klafter Länge, 5 Klafter Breite, aber nur 2½ Arſchinen Tiefe hat. Jenſeits deſſelben iſt eine Vertiefung in den Boden gegraben, die jetzt zur Hälfte mit Steinen ausgefüllt iſt, und man bemerkt die Ueberreſte eines einſt hier geſtandenen Baues, der 5 Klafter im Umfang und etwa eine in der Tiefe hatte. In dieſer Vertiefung ſind ins Innere des Felſens drei Eingänge angebracht, welche nur 1 Arſchine Höhe und 1¼ Arſchinen Breite haben. Die ſchwere Luft, die Feuchtigkeit und Finſterniß geſtatten nicht, in dieſen Eingängen weiter vorzudringen, als bis zur zweiten innern Abtheilung, welche in der Mitte der Decke eine Oeffnung für den Luftdurchzug hat, und mit Steinen, die von den Wänden und von oben herabgefallen ſind, verſchüttet iſt. Da Kyś-Kala kein eigenes Waſſer hat, ſo iſt ſolches von einem andern 2½ Werſte entfernten, dem Dorfe Meißar gegenüberliegenden Berge durch Röhren hergeleitet. Da man auf dieſe Weiſe Kyś-Kala nicht zu jeder Zeit mit Waſſer verſorgen konnte, ſo iſt auf der Oſtſeite ein Waſſerbehälter angebracht: eine ſchmale Schlucht, welche den Kyś-Kala von Perdrafo trennt, iſt von einer ſteinernen Mauer durchſchnitten, um den Lauf eines kleinen Baches durch dieſe Schlucht zu hindern; das in großer Menge ſich hier ſammelnde Waſſer fließt durch einen engen, bedeckten Gang ab. In der Entfernung von 15 Klaftern von den unterirdiſchen Gängen gegen Weſten iſt eine zweite Vertiefung noch größer als die erſte; hier iſt ein Ausgang ſichtbar, der wahrſcheinlich von der erſten Vertiefung herkommt; an einigen Stellen am Fuße des Felſens ſieht man gleichfalls etliche Ausgänge. Die Höhe von Kyś-Kala umgab eine ſteinerne Mauer, deren Ueberreſte man jetzt noch ſieht; man erkennt daraus, daß die Mauer den ganzen Felſen umgab, und nur einen Eingang von der Südſeite hatte. Leider fand man von den Waſſer-Röhren nur ſo unbedeutende Spuren, daß man nicht auf ihren Bau ſchließen kann.

Nach der Sage war Kyś-Kala der temporäre Aufenthalt der einſt mächtigen Herrſcher von Schemacha, welche hier mit ihren Familien vor der unerträglichen Hitze Schutz ſuchten; auch zur Zeit feindlicher Einfälle retteten ſie ſich nach Kyś-Kala mit allen ihren Schätzen, und da unter halbwilden Völkern die Kriege nicht hartnäckig ſind, ſo reichte ein geringer Vorrath von Getreide hin. In ſpätern Zeiten hatte nach der Sage des Volkes eine Jungfrau aus dem Regentenhaus ihren dauernden Aufenthalt hier, und daher ſchreibt ſich auch der Name Kyś-Kala, welcher Jungfernburg bedeutet.

Nach der Meinung der Umwohner gilt Kyś-Kala für unerſteiglich, und iſt ſeit langer Zeit verzaubert; auch ſoll es nur einem einzigen Menſchen gelungen ſeyn, durch den unterirdiſchen Gang von dem Gipfel zu dem Fuße von Kyś-Kala zu gelangen. Wenn man erwägt, welche Mühe der Bau der unterirdiſchen Wohnungen, der Gänge vom Gipfel nach dem Fuße, der Baſſins und endlich die Einſchließung des Gipfels mit einer ſteinernen Mauer nebſt Seitenthürmen erforderte, kann man nicht umhin zu vermuthen, Kyś-Kala habe eine wichtige Beſtimmung gehabt.

Im Allgemeinen iſt die Provinz Schirwan arm an Denkmälern, welche von der Macht der frühern Herrſcher und den ehemaligen Umwälzungen zeugten, vielleicht haben aber auch die Barbarei und Rohheit, die nichts verſchonen, mit Hülfe der Zeit ſie vernichtet.

(Fortſetzung folgt.)

In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften erwähnte Moreau de Jonnès den Ausbruch eines untermeeriſchen Vulcans im Archipel der Lucayen. „Am 25 November, ſagte er, bemerkte die Brigg Céſar, von Havre, bei ihrer Fahrt über die Bank von Bahama ein Feuer, das äußerſt groß wurde, und dergeſtalt zunahm, daß der Himmel und der Horizont in Flammen zu ſeyn ſchienen. Dieſes Phänomen,“ deſſen Zeuge die Brigg vier Stunden lang war, erſchien dem Capitän und den Paſſagieren als der Ausbruch eines untermeeriſchen Vulcans. Am 5 Januar war der Capitän der Sylphide, von Havre, in denſelben Gewäſſern, und fand daſelbſt das Meerwaſſer trübe und weißlich, daher auf den zwölf Reiſen, die ihn über die Bank von Bahama geführt hatten, ſonſt immer hell geſehen. Er ſchrieb dieſe Erſcheinung anfänglich einigen ſtarken Winden zu, die das Meer wenige Tage zuvor in Aufregung verſetzt hatten: bei ſeiner Ankunft in Havanna aber erfuhr er, daß man hier keine Windſtöße wahrgenommen, und zweifelte nun, nachdem er von dem, was der Capitän des Céſar geſehen, in Kenntniß geſetzt worden, nicht mehr, daß beide Thatſachen eine gemeinſchaftliche Urſache hätten.“

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 80.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

21 März 1838.

Braſilianiſche Zuſtände.

(Nach ungedruckten geſandtſchaftlichen Berichten mitgetheilt von Tſch.)

Die Jeſuiten.

Erſt im Jahre 1568 bildete ſich in Liſſabon die große Junta zur Bekehrung der Wilden, nachdem ſchon im Jahre 1549 die Jeſuiten und etwas ſpäter die Franciscaner und Carmeliter es beabſichtigt hatten. Es iſt richtig, daß ſeit der Eintheilung Braſiliens in Capitanerien, im J. 1521, jeder, der mit einer ſolchen Capitanerie belehnt wurde, Prieſter mit ſich brachte, aber nur in geringer Anzahl, dann ohne Plan zur Miſſion, und ohne Biſchöfe und höhere Prälaten, welche das Ganze hätten leiten ſollen. Die portugieſiſchen Coloniſten waren meiſtens habſüchtige Menſchen, Aventuriers, in großer Anzahl in Portugal aus den Gefängniſſen Entlaſſene und zur Strafe ihrer Verbrechen nach Braſilien geſchickt. Dort lebten ſie ohne religiöſe und bürgerliche Geſetze und ergaben ſich nur der Verfolgung gegen die Indianer, theils aus Grauſamkeit, theils aus Habſucht oder aus Wolluſt. Nachdem auf dieſe Art die Küſten verwüſtet waren, flüchteten ſich die Eingebornen in ihre Wälder.

Als der erſte Gouverneur von Braſilien, Thomas von Souza, hier im Jahre 1550 ankam, war ſeit der Entdeckung des Landes ein halbes Jahrhundert verſtrichen, ohne Frucht für die Religion und für die Civiliſation. Als Hauptgegenſtand ſeiner Sendung war dem Thomas von Souza die Bekehrung der Eingebornen aufgetragen, zu welchem Ende er von ſechs Miſſionären begleitet wurde, unter denen ſich der berühmte Jeſuit Nobrega befand. Das erſte Jeſuitencollegium wurde im J. 1549 zu Bahia, das zweite zu St. Vincent, das dritte 1560 zu Rio de Janeiro, und das vierte zu Piratininga im J. 1561, alſo eilf Jahre vor Gründung der neuen Kirche im Süden Braſiliens (1575), errichtet.

Die erſten Miſſionäre, Jeſuiten, wußten ſich die Zuneigung der Eingebornen durch jene bewundernswürdige Kenntniß des menſchlichen Herzens zu gewinnen, die ihnen Niemand abſprechen kann, und arbeiteten mit ſehr günſtigem Erfolg: die Frucht der Ergebung und Standhaftigkeit, die mehr Verleumder als Nachahmer gefunden haben. So wanderten ſie in die Wälder, nur bewaffnet mit dem hölzernen Kreuze, um dort die angegriffenen und dadurch erbitterten Indianer aufzuſuchen. Nie hat die Verbreitung des Evangeliums mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt als hier. Diejenigen, welche ſich bemühen der Geſellſchaft Jeſu evangeliſche und väterliche Abſichten abzuſprechen, müſſen wenigſtens ihrer erhabenen Politik Gerechtigkeit widerfahren laſſen, durch welche die Jeſuiten die Schutzengel der unglücklichen Indianer wurden. Von ihnen lernten die Indianer ihre Wälder urbar machen, von ihnen erhielten ſie Unterricht in den Künſten und Handwerken, zu welchen ſie ſich am meiſten geſchickt zeigten.

Die Portugieſen meinten lange Zeit, daß es eine heilſame und chriſtliche Politik ſey, die Indianer zu ermuthigen, ſich gegenſeitig zu vernichten, um dadurch die gänzliche Ausrottung dieſes unglücklichen Volks zu bewerkſtelligen. Die Berichte der erſten Miſſionäre, die man noch in der öffentlichen Bibliothek zu Rio de Janeiro findet, erzählen, daß die Pauliſten und Andere in dem Kriege mit den Wilden den Indianern, welche ſich für ihre Sache ſchlugen, Menſchenfleiſch bewilligten.

Niemals haben die Jeſuiten an dieſen Schändlichkeiten Theil genommen. Im Gegentheil muß man lobend erwähnen, daß ſie ſo viel als möglich die Eingebornen vor dem Zuſammentreffen mit den ſittenloſen und unterdrückungsluſtigen Portugieſen zu entfernen ſuchten, und ſich bemühten die vermittelnden Wohlthäter zwiſchen der Regierung und den Neophyten zu werden. Entſchieden widerſetzten ſie ſich dem Vorſchlage ihrer Landsleute, ſowohl Prieſter als Laien, welche beantragten, die Eingebornen von allen Rechten der Menſchen auszuſchließen, wie man es bei den Negern von Guinea gemacht hatte, deren Einfuhr ſchon ſeit der Entdeckung von Braſilien und der Gründung von Bahia begonnen.

Der wilde, liſtige und oft treuloſe Charakter der Indianer, der noch durch die Barbarei der Weißen verſchlimmert worden, wurde durch die Miſſionäre der Jeſuiten beſänftigt und gemildert. Niemals haben ſie dem Banne beigeſtimmt, der von andern Organen der Kirche auf die Indianer hinabgeſchleudert wurde. Wir ſehen im Gegentheil, daß ſie ſeit 1570 bis 1680 von den Königen von Portugal eine Menge Geſetze zu Gunſten

der Eingebornen zu bewirken wußten. So iſt hiebei auch die Bulle Pauls III zu erwähnen, welche ausſprach: „daß die Indianer Menſchen wären.“ Die Ruchloſigkeit, mit welcher die Portugieſen alle heiligen Rechte verhöhnten, erzeugte einen Haß gegen ſie, durch welchen beinahe die edlen Anſtrengungen der Miſſionäre nutzlos gemacht wurden. Man ſah, wie ſich die Indianer verbündeten, um den Vorzug der Neger zu behaupten und die Europäer zurückzuſtellen. — Die Vermiſchung der amerikaniſchen und afrikaniſchen Race erzeugte die Nation der Caribocns.

Im Jahr 1559 beſchwerte ſich der Pater Nobrega über die häufigen Verheurathungen der Indianer mit Negerinnen.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

5. Das Flußgebiet der Pescara mit Beziehung auf die drei Abruzzen.

(Schluß.)

Um auf das Flußgebiet der Peſcara überzugehen, ſo liegen von der Hauptquelle oberhalb Montereale bis Aquila im Thal und auf den untern Hügeln einige größere Gemeinden und viele kleinere Dörfer zerſtreut, und eben ſo bevölkert iſt das Thal des Rajo, welcher ſich mit der Peſcara unweit Aquila vereinigt. Dieſe Stadt liegt auf einem Hügel, welcher das Thal der Peſcara beherrſcht, wenigſtens den Theil zwiſchen der Einmündung des Rajo und der Vera. Ehemals war ſie viel bevölkerter, wie die Ausdehnung der leeren Wohnungen zeigt, und hatte auch mehr Induſtrie und Manufacturen aufzuweiſen. Vom Einfluß der Vera bis in die Nähe von Popoli erheben ſich ebenfalls auf beiden Seiten des Fluſſes zahlreiche Dörfer. In dieſem obern wird mehr Getreide gepflanzt, als die Bevölkerung nöthig hat, und dieſe Pflanzungen mit geringem Gewinn dehnen ſich zum Schaden der Wälder und der Schäfereien noch mehr aus. Viel einträglicher ſind die großen Pflanzungen von Mandeln und Safran, zwei Producte, welche von dem Ausland ſehr geſucht ſind, einen bedeutenden Gewinn abwerfen, und wegen ihres geringen Volumens in dieſen gebirgigen Gegenden weit leichter transportirt werden können.

Vor Popoli öffnet ſich auf der rechten Seite des Fluſſes die Ebene von Solmona, welche von den Flüßchen Gizio, Sagittario und Vella, die vor ihrer Einmündung in die Peſcara noch zuſammenfließen, durchſchnitten iſt. Obgleich für die Bewäſſerung dieſes Thales nicht genug gethan wird, und namentlich die Luft um Solmona nicht ſonderlich geſund iſt, ſo liefert dieſe Gegend doch einen großen Reichthum der verſchiedenſten Producte. Den Wein, von dem mehr, als die Bevölkerung bedarf, gebaut wird, pflegt man in den Diſtrict von Aquila abzuführen, der deſſen entbehrt. Korn und Oel reicht nur zur eigenen Conſumtion; doch werden die Anpflanzungen von Oelbäumen auf den nahen Hügeln jährlich ausgedehnter. Weizen wird in großer Menge gebaut, er wird in die obern Theile der Abruzzen, zum Theil auch ins Ausland verführt. Flachs, Hanf, Obſt und beſonders Hülſenfrüchte und Gartengewächſe werden in die ganze Umgegend ausgeführt. Es iſt wohl dieſes Thälchen eines der fruchtbarſten in den Abruzzen. Die Stadt Peſcara am Meer iſt von Popoli 27 Miglien entfernt, und die Verbindung geſchieht auf einer ſanft abſteigenden Straße; auch ſchwer beladene Wägen können in Einem Tage die Producte ans Meer bringen, von wo aus ſie ins Ausland verführt werden.

Zwei Gebirgsäſte, von denen der eine vom Gran Saſſo d'Italia, der andere von der Majella ausgeht, nähern ſich im untern Thal von Solmona, und wo Popoli liegt, bilden ſie eine enge Schlucht, durch welche ſich die Peſcara mit Gewalt den Weg gebahnt zu haben ſcheint. Von Popoli bis in die Nähe von Tocco fließt ſie durch einen Engpaß von vier Miglien in der Länge, an deſſen Ende ſich der Gebirgsaſt vom Gran Saſſo d'Italia gegen Nordweſt, und der andere gegen Oſten wendet. So öffnet ſich an beiden Ufern der Peſcara ein weites Thal, das nur von Hügeln und kleineren Bergen begränzt wird; auf der rechten Seite nimmt die Peſcara noch zwei Bergwaſſer auf, die Orta und den Manopello, die von der Majella kommen, und auf der linken Seite den Cigno und die Mora, welche von Nordweſten kommen.

Die Hügel auf dem linken Ufer der Peſcara ſind nicht ſehr hoch, ſo daß von Penne über Cepagatti eine bequeme Fahrſtraße in die Hauptſtraße des Thals einmündet. Dagegen ſind auf dem rechten Ufer einige hohe Berge, welche beinahe ſenkrecht gegen die Seeküſte abfallen; darum geſchieht die Verbindung zwiſchen dem Thal der Peſcara und der Ebene, welche Lanciano beherrſcht, auf der Straße längs der Küſte hin. In dieſem untern Theil des Thals befinden ſich viele anſehnliche, gewerbreiche Orte. Chieti und Lanciano, welche die bevölkertſten Städte der Abruzzen ſind, enthalten jede gegen 11,000 Einwohner, Penne 10,000, Ortona, Guardiagrele und Atri 7000, Civitä S. Angelo, Caſoli und Orſogna 6000, Loreto und Pianella 5000, Tocco, S. Valentino, Manopello, Bucchianico, Spoltore, Peſcara, Francavilla, S. Vito und Caſtelnuovo haben eine Bevölkerung von 3 bis 4000 Seelen. Auf allen Hügeln, welche dieſes Thal umgränzen, gedeihen Oelbäume und Reben; im Thal pflanzt man Korn, Flachs und Hanf.

In den höhern Gegenden der Abruzzen und der anſtoßenden Provinz Moliſe muß wegen des rauhen Klima's und der geringen Fruchtbarkeit des Bodens die Schafzucht der Hauptzweig der Induſtrie bleiben. Allein durch die Ausrodungen de Wälder hat man hierin ſchon ſchwere Verluſte erlitten. Die Thäler, die, wie oben gezeigt ward, voll Schlamm wurden durch Abſpülung des Gebirgsbodens, liefern nicht genug Weiden für den Winter, und ſo mußte das verderbliche Syſtem der Wanderheerden eingeführt werden. So lange auf die Erhaltung der Wälder nicht mehr Sorgfalt verwendet wird, kann auch hierin keine Aenderung eintreten.

Diejenigen Gebirgszweige, welche bis an das Meeresufer reichen, fallen ſchroff gegen daſſelbe ab, ſo daß man ſich wundern muß, am Ufer ſtehende Waſſer zu finden. Man muß es

blieb der Nachlässigkeit der Bewohner zuschreiben, daß für deren Ablauf nicht gesorgt worden ist. Es ist hierin auch seit neuerer Zeit Mehreres geschehen, namentlich bei der Stadt Pescara. Der Hafen dieser Stadt war in ältern Zeiten von Bedeutung; es kamen Schiffe von Venedig und Triest; allein jetzt ist er versandet durch den Schlamm, den die Pescara aus ihren Nebenflüssen von den Bergen her mit sich führt. Und doch, will man überhaupt für die Producte der Abruzzen einen sichern Ausweg ins Ausland verschaffen, so muß hier geholfen werden, denn vom Ausfluß des Tronto bis Manfredonia jenseits des Gargano auf einer Strecke von 140 Miglien ist durchaus am adriatischen Meere kein Hafen. Pescara wäre am Ende des größten Thals der Abruzzen für alle drei Provinzen der bequemste Ausfuhrort. *)

*) Was noch die Bevölkerung der drei Abruzzen betrifft, so enthalten sie auf 5724 Quadratmiglien 736,000 Einwohner, und zwar Abruzzo citeriore mit der Hauptstadt Chieti auf 840 Q. Miglien 275,000, Abruzzo ulteriore I. mit Teramo auf 976 Q. Miglien 188,000, und Abruzzo ulteriore II. mit Aquila auf 1908 Q. Miglien 275,000, woraus erhellt, daß Abruzzo citeriore im Verhältniß seines Flächeninhalts das bevölkertste ist.

Die Minen von Huantaraya.

Der bekannte Darwin, der schon so viele interessante Mittheilungen an die geologische Gesellschaft von London gesendet hat, theilte wiederum über diese in der peruanischen Provinz Tarapara gelegenen Minen ein Memoire mit, aus dem das Athenäum Nachstehendes entnimmt. Diese Minen liegen drei Leguas von dem Hafen von Iquique (21° 15′ S. B. und 70° W. L. v. G.) in einer Bergschlucht, etwa 2800 Fuß über dem Meere. Die Masse des Berges besteht aus thonigem Kalkstein, durchzogen von zahlreichen silberhaltigen und andern Adern, welche von Ostnordost nach Westsüdwest fallen; die Minen von Huantaraya jedoch sind nur eine Anhäufung von mannichfachem Gestein, Panizo genannt. Das Lager ist 80 bis 100 Yards dick, und besteht aus Bruchstücken von Kalksteinen, die nicht durch das Wasser abgerieben sind, und hartem Lehm, der augenscheinlich aus demselben Gestein losgerissen wurde. Es ist regelmäßig geschichtet, die Lager, welche Erzknoten enthalten, heißen Sinta, die andern, worin kein Erz ist, Bruto. Die metallischen Knoten sind von allen Größen, und da viele davon der Gestalt nach einer Kartoffel gleichen, so heißen sie Papas. Das Erz besteht aus gediegenem Silber, Hornsilber, Schwefelkies, Bleiglanz, kohlensaurem Kupfer. Die Minenarbeiter glauben, jede Schichte Sinta stamme aus einer besondern Ader im Kalkstein her, und sie könnten bestimmen, zu welcher Ader eine Papa ursprünglich gehöre. — Die einzigen Instrumente, welche man bei der Bearbeitung des Panizo braucht, sind eine sechs Zoll lange Eisenstange und ein kleiner eiserner Hammer. Mit diesen Werkzeugen macht der Panizero in dem weichen Gestein rasche Fortschritte, und gräbt eine Höhlung aus, gerade groß genug, daß er auf Händen und Füßen durchkommen kann. Wenn er die gleich einem Bienenstock ausgehöhlten Galerien durchsucht, hat er einen Lederbeutel über die Schulter hängen, wenn er aber durch die engern Theile kommt, hängt er den Sack an einen seiner Füße und schleppt ihn nach sich. Die Gefahr der Arbeit in diesem gar nicht sehr festen Gestein wird durch häufige Erdstöße noch sehr vergrößert.

Die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus.

Die Provinz Schirwan.

(Fortsetzung.)

12. Die Insel Salian.

Diese hatte einst eigene Herrscher, und kam später unter die Abhängigkeit von Persien; unter dem letzten Khan von Schirwan gehörte es zu diesem Lande. Die Verwaltung, die Aufsicht über die dem Khan gehörigen Felder kam einigen Naibs zu, die der Khan aus seinen Verwandten oder aus den vornehmsten Beks wählte. Unter der russischen Regierung wird Salian gleichfalls zur Provinz Schirwan gezählt, wegen der Entfernung der Stadt aber von Alt-Schemacha und der Nachbarschaft der persischen Besitzungen steht sie unter einem besondern Commandanten.

Salian liegt unter 39° 20′ N. B. und 66° 45′ O. L. Die Insel wird durch den Kur gebildet, welcher bei dem kleinen Städtchen Salian sich in zwei Arme theilt; der südliche Arm, Akuscha genannt, bespült Salian auf einer Strecke von 50 Werften, und fällt dann in den Meerbusen von Kisil-Agatsch; der nordöstliche sendet nach einem Laufe von 60 Werften noch einen Arm gegen Norden aus, und beide fallen hierauf ins kaspische Meer. Zwischen diesen zwei letzten Mündungen liegt die sogenannte nordöstliche Bank. Die Insel Salian, welche in ihrer größten Länge 57, in ihrer größten Breite 42 Werste hat, umfaßt 1750 Quadratwerste, oder etwa 78,000 Dessätinen. Die Wohnplätze bestehen in dem kleinen Städtchen Salian und einigen kleinen Dörfern an den Ufern beider Arme, enthalten 2003 Häuser mit 6950 Bewohnern männlichen Geschlechts; darunter befinden sich 220 Beks, 383 Geistliche, Seïden und Agamiren, und 6347 Bauern. Alle sind Moslems.

Gegenwärtig hat die Insel Salian in industrieller Hinsicht nichts Ausgezeichnetes: eine schlechte Seidenzucht, unbedeutende Weingärten, der Bau verschiedener Getreide-Arten, namentlich Reis, und endlich Baumwolle versorgen kümmerlich die Bedürfnisse der Einwohner. Der fruchtbare Boden, die hohe Temperatur und die Nähe des Wassers sollten, wie es scheinen möchte, die Industrie nähren und den Wohlstand befördern, gegenwärtig aber bilden der Reichthum an physischen Hülfsmitteln und die klägliche Lage des Ackerbaues einen starken Contrast. Salian wird nur selten mit Schnee bedeckt, und auch dann nur auf sehr kurze Zeit; die die Insel umgebenden Arme des Kur frieren nie zu. Darum bringen die nomadischen Schirwaner mit ihren zahlreichen Heerden die Winterzeit hier zu.

Die Insel Salian ist nur durch den Fischfang bedeutend; dieser wird an den Armen des Kur betrieben, an dem sieben Watagen oder Fischfangsplätze angelegt sind: Gottesfischfang, Akuscha, Lopadin, Tepratale, Arbutan, Abutlan und Meneiman. Gottesfischfang (boshiy promysel) liegt am östlichen Arme, 27 Werste unterhalb des Städtchens Salian und 15 vom Meere. Hier findet sich ein Magazin von Lebensmitteln, und die gesammte Leitung des Fischfanges concentrirt sich eigentlich an diesem Orte. Der Fang wird hier auf 34 Booten mit Angeln und vermittelst eines Pfahlwerks betrieben, welches eine halbe Werste oberhalb der Watage aus Balken errichtet ist, welche dur ein

Flechtwerk aus Tannenreisern verbunden sind. Im Laufe des Jahres werden zwei solche Pfahlwerke angelegt, eines im Januar oder Februar, schief so, daß es gegen die Strömung des Wassers, in der Mitte des Flusses, ein scharfes Eck bildet, und das zweite im Junius in gerader Richtung, weil um diese Zeit der Stoß des Wassers weit schwächer ist. *) Auf dem südlichen oder akuschanischen Arme, 15 Werste von Salian, liegt die Watage Akuscha. Auch hier wird ein Pfahlwerk angelegt, und der Fischfang mit 40 Booten getrieben, genau auf dieselbe Weise, wie an der ersten Watage, nur mit dem Unterschiede, daß das Herbstpfahlwerk im August aufgeschlagen wird, weit höher oben, und daß die Fischer sich bis zum September fast bis nach Salian hinauf zerstreuen; hierauf geht ein Theil davon nach Gottesfischfang, ein anderer nach Lopatin; im Februar kehren sie nach Akuscha zurück, um das Frühlingspfahlwerk aufzuschlagen. Diese Watage verdient besondere Aufmerksamkeit, weil die Einkünfte aus derselben beinahe halb so viel als alle andern ausmachen.

Lopatin liegt auf der Insel dieses Namens am Meerbusen von Kisil-Agatsch. Hier gibt es keine Pfahlwerke, und man fängt die Fische nur mit Angeln und stehenden Netzen. Der Fang wird auf 40 Booten fast das ganze Jahr hindurch getrieben; im Julius gehen die Fischer näher nach Akuscha hin, im Februar aber kehren sie nach Lopatin zurück. Im Winter werden namentlich viele Hausen gefangen; wegen der heftigen Stürme sind die Fischer, die aufs Meer hinausgehen, großen Gefahren ausgesetzt, so daß mancher nicht wieder in die Watage zurückkehrt.

An dem akuschanischen Arme zwischen Salian und Akuscha liegt die Watage Arbutan, und Salian gegenüber, bei der Theilung des Kur, die Watage Teprakale. Beide sind nur temporär: der Fischfang wird nur im Herbste betrieben, wenn das Pfahlwerk beschädigt ist, und die Fische nicht mehr abhält ins Meer hinaus zu schwimmen, was gewöhnlich in der Mitte Aprils und noch früher geschieht; man fängt die Fische nicht mit Angeln, sondern mit schwimmenden Netzen, womit nach khanischem Recht die Kulasischiks **) unter den Einwohnern Salians sich einstellen, und 40 Tage fahren müssen gegen Bezahlung von 5 Kopeken schirwanisches Geld, oder 5 K. S. für jeden gefangenen Fisch. Nach Verfluß dieser Zeit wird denen, die freiwillig bleiben, die Bezahlung fast auf das Doppelte erhöht. Hier geht der Fang mit Ausgang Mai's zu Ende.

Höher oben am Kur, 80 und 90 Werste von Salian, sind die zwei Watagen Abulian und Meneiman errichtet. Der Fang wird von eigentlichen Fischern und Kulasischiks betrieben; die Fischer sind das ganze Jahr hindurch beschäftigt und hängen Angeln aus, die Kulasischiks treiben das Geschäft mit stehenden Netzen nur 40 Tage lang. Im Frühjahr beginnt der Fischfang mit Anfang Aprils, ist aber unbedeutend, so lange das Pfahlwerk besteht, weil der Fisch nur durch die Thore des Pfahlwerks, die zur Durchfahrt von Schiffen geöffnet werden, aufwärts schwimmen kann. Der Fang dauert zwei Monate; hierauf, am Ende Junius, gehen die Fischer noch 20 Werste höher hinauf nach Aliwent, wo sie den Sommer hindurch bleiben, und im September kehren sie nach Abulian zurück zu dem Herbstfange, der bis in den December dauert.

Hundert Werste zu Land oberhalb Abulian, zwischen Naripk und Sarbod, wird das Wasser denen, welche Fische fangen wollen, gegen Bezahlung von 20 K. S. für jede Arba und gegen ein halbes Pud des gewonnenen Leims frei gegeben. Die Orte, wo dieser Fischfang gestattet wird, heißen Duchan: hieher gehen nur die Kulasischiks, die nach khanischem Recht der Pächter von den Weis der Districte fordert; wegen Bezahlung derselben aber müssen sie mit ihnen selbst unterhandeln. Der Fischfang beginnt in den ersten Tagen des Mai's und dauert bis Ende September.

Der Fischfang zerfällt in drei Perioden, in den Frühlings-, Sommer- und Herbstfang; der erste beginnt in den ersten Tagen des März und endigt im Junius, der Sommerfang dauert vom Junius bis zum September, und der Herbstfang vom September bis Ende December. Der Frühlingsfang gilt für den bedeutendsten, und liefert auch drei Viertheile des gesammten jährlichen Betrages. Der Fisch enthält um diese Zeit am meisten Rogen, und ist fett, namentlich am Lopatin- und Gottesfischfang, wo man doppelt so viel Rogen von einer gleichen Anzahl Fische im Vergleiche zu den an-andern Watagen gefangenen erhält; am Lopatin nämlich erhält man ein Fäßchen von 500, bei Abulian kaum von 1000 Fischen; der Grund davon liegt darin, daß weiter oben am Flusse größtentheils nur kleine und leichte Fische gefangen werden. Im Frühlingsfange wurden im Jahre 1829 vom 15 März bis 1 Junius 400,000 Stück gefangen. Der Sommerfang geschieht bei der Rückkehr der Fische ins Meer, und im Herbste fängt man nur diejenigen Fische, welche den Winter hindurch im Flusse laichen. In beiden werden an Rogen nicht mehr als 2 bis 300 Fäßer gewonnen, während der Frühlingsfang manchmal über 1000 Fäßer liefert. Alle Fische vom Sommer- und Herbstfange werden aufgeschnitten, und an Ort und Stelle um einen niederern Preis als die Frühlingsfische verkauft. Während des Sommer- und Herbstfanges gewinnt man etwa 100,000 Stück. Im Julius, December, Januar und Februar findet fast gar kein Fischfang statt.

(Schluß folgt.)

*) In dieser Lage befanden sich die salianischen Fischereien vom Jahre 1829 bis 1835, während welcher Zeit sie unter kaiserlicher Verwaltung standen.

**) Wie es scheint eine zu einer gewissen Dienstbarkeit verpflichtete Classe; die russischen Wörterbücher enthalten das Wort nicht.

Vermischte Nachrichten.

In der Londoner geographischen Gesellschaft wurde eine merkwürdige, von einem Hrn. Gardner gestochene statistische Karte von Irland vorgezeigt, welche durch eine große Verschiedenheit der Schatten, jedoch ohne Farben, die Dichtigkeit der Bevölkerung in den verschiedenen Gegenden des Landes andeutet.

Von einem Hrn. A. S. Thomson ist eine Preisschrift über den Einfluß des Klima's auf die Gesundheit erschienen, welche eine Masse wichtiger statistischen Nachrichten über diesen Gegenstand enthalten soll.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 25** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: George Sand. (Mad. Dudevant.)** — **Das neuere französische Drama.** (Fortsetzung.) — **Böhmische Literatur.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande vorgehenden Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 81.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

22 März 1838.

Ueber den im „Ausland" bei Nr. 349, 350, 351 und 352, d. i. vom 15 — inclusive 18 Dec., 1837 erſchienenen Aufſatz:

„Die Hochſeen auf der Tatra der Karpathen," iſt Folgendes zu bemerken.

Von den vielen Seen der Tatra iſt der Cſorber-See der niedrigſt gelegene, nicht aber der Poper- oder Fiſch-See (ſlowakiſch: Ribe plesso); auch liegt der letztere nicht in der Liptauer, ſondern in der Zipſer Geſpannſchaft, und nicht auf der Nordweſt- ſondern auf der Südweſt-Seite der Tatra.

Aus dem grünen See entſpringt nicht der ſchwarze Waag-Fluß, ſondern der Mlinitza- (deutſch Mühl-) Bach. Die ſchwarze oder große Waag entſpringt an den nördlichen Abfällen des durch den Hochwald mit der Tatra verbundenen Königsberges (Kralewa Horo), welcher das Tripleconfinium der Zips, der Liptauer und Gömörer Geſpannſchaft bildet. Der Mlinitza-Bach fließt von dem ſüdlichen Ende des grünen Sees, bis zu ſeiner oberhalb des Dorfes Waſetz ſtattfindenden Vereinigung mit der gleichfalls aus den ſüdlichen Abhängen der Tatra entſpringenden weißen oder kleinen Waag, fortwährend auf der Oberfläche und nicht unter der Erde.

Die Vereinigung der weißen mit der ſchwarzen Waag erfolgt bei dem Dorfe Lehota und nicht Lehrta, was ein Druckfehler ſeyn dürfte.

Der grüne See liegt in dem, öſtlich der großen Kriwanerſpitze befindlichen Felſenkeſſel und nicht am Fuße des kleinen Kriwan, mit welchem Namen der ſüdlich ablaufende Fuß des großen Kriwan, wo die Waldregion beginnt, bezeichnet wird.

Aus dem Mengsdorfer Thale gelangt man in weſtlicher, und nicht in nördlicher, Richtung in das weiße Waagthal.

Der Pribilina-See (ſoll heißen Seen, denn es ſind deren drei über einander liegende, die dieſen gemeinſchaftlichen Namen haben) liegt nicht bei Priblina (Pribilina iſt der Name des Dorfes), ſondern nicht weniger als drei öſterreichiſche Meilen von dieſem Dorfe, in nordöſtlicher Richtung entfernt, nördlich des großen Kriwan und weſtlich der Felſengrete, Nad Ribim genannt. Der Tomanowo boſko und Hlini Berg ſind von den Pribilina-Seen über eine Meile nordweſtwärts entfernt und von denſelben durch das Bela- und Tycha-Thal getrennt. Die Felſenſpitze Nad Ribim iſt ſehr markirt und ſchon dadurch allen Bewohnern der Umgegend gut bekannt, weil auf ihr die Landesgränze zwiſchen Galizien und Ungarn in einem ſpitzen Winkel zuſammenfällt, und von ihr die Gränze zwiſchen der Zipſer und der Liptauer Geſpannſchaft in ſüdlicher Richtung gegen den Königsberg hinzieht.

Von dem Dorfe Pribilina aus führen mehrere Fahrwege bis oberhalb der Tycha-Brettſäge, freilich nur für Bauernkarren, auf denen man aber jedenfalls mit einem Reitpferde bequem fortkömmt; weiter aufwärts leitet ein gut gangbarer Fußſteig im Bela-Thale bis nahe an die drei Seen, welcher ſich dann nördlich bergauf gegen Galizien wendet. Um zu den Seen zu gelangen, muß man die felſige Höhe, welche das Bela-Thal von den Seen trennt, erklettern, was mit einigen Beſchwerlichkeiten verbunden iſt.

Die Angabe, daß unter den Seen der Tatra der Felker-See der erſte und weſtliche der Zips iſt, wenn man nämlich von der Liptauer Geſpannſchaft- (warum gerade von Pribilina?) ſich dieſer nähert, berichtigt ſich nach den Bemerkungen über den Poper-See von ſelbſt.

Uebrigens trifft man zwiſchen dem Poper- und Felker-See noch den Botzdorfer-See. Der Felker-See liegt zwiſchen dem polniſchen Kamm und der Gerlsdorfer Spitze, und nicht zwiſchen letzterer und der Botzdorfer Spitze, wo ſich der Botzdorfer-See befindet.

Den weiterern Angaben des in Rede ſtehenden Aufſatzes berichtigend zu folgen, iſt, wenn man nicht eine totale Umarbeitung beabſichtigt, kaum möglich, da Wahres und Falſches bunt unter einander gemengt wurde.

Das weiße Waſſer, was ſich unterhalb Käsmark in den Poper-Fluß mündet, quillt aus den zwei öſtlich gelegenen kleinen Seen der Tatra, deren einer der weiße, der andere der grüne See genannt wird. Letzterer iſt aber nicht mit den andern weiter weſtlich liegenden Seen gleichen Namens, am allerwenigſten aber mit dem ſogenannten Meerauge, das nahe an der galiziſchen Gränze, unweit des großen polniſchen Fiſch-Sees an

getroffen wird, zu verwechseln. Ueberhaupt werden in diesem Gebirge viele Seen unter gleichem Namen angetroffen, als 4 grüne, 2 schwarze, 2 weiße, 3 gefrorene, 2 Frosch-, 2 Fisch-Seen ꝛc. Der obbemerkte grüne See liegt mit dem schwarzen und rothen See auf dem Hochplateau, zwischen der Lomnitzer Spitze, dem Karfunkel-Felsen und dem Schwalenberg (nicht Schwalbenberg) in nachbarlicher Nähe; der weiße See befindet sich südlich des Koppa-Berges. Am Fuße der sogenannten Königsnase befindet sich kein See unter dem Namen rother See; südlich dieser Felsengrete sind die zwei Kolbacher Seen.

Ueber den am Schlusse des Aufsatzes erwähnten Lauf des Dunajez-Flusses kann Folgendes als Berichtigung dienen.

Bei Neumarkt in Galizien vereinigt sich die weiße mit der schwarzen Dunajez; beide Flüsse entspringen in den nördlichen zu Galizien gehörenden Abhängen des Tatra-Gebirges. Nach deren Vereinigung führt der Fluß den Namen Dunajez, — von wo er gegen Osten strömt, bei Friedmann den aus dem polnischen Fischsee entspringenden Gießbach, Bialka genannt, aufnimmt, und dann die Gränze zwischen Galizien und Ungarn bildend, bei dem Dorfe Maniow und Czorstyn dem ungarischen Schlosse Nedetz und dem rothen Kloster vorüber fließend, sich in mehreren bedeutenden Krümmungen durch die Felsenschlucht des Pinini-Gebirges drängt und oberhalb Szczawnicze-Wyzoze aufhört, die Landesgränze zwischen Galizien und Ungarn zu bilden, von welchem Ort er in nördlicher Richtung über Krościenko weiter durch Galizien strömt, und, nachdem sich in denselben unterhalb Alt-Sandec bei dem Dorfe Wiglanowice, der Popradfluß einmündet, der russisch-polnischen Stadt Orpatowiec gegenüber in die Weichsel fällt. Schiffbar wird die Dunajez unterhalb Tolmanowa.

Brasilianische Zustände.

Die Jesuiten.

(Fortsetzung.)

Es dauerte nicht lange, so wurde den Jesuiten die Frucht ihrer apostolischen Festigkeit und Standhaftigkeit zu Theil: nämlich der Haß der meisten Städte des Südens, vor allen aber der von St. Paul. Die Abhandlung des Bischofs Darien, welcher auf den Rath Ferdinands die Unterjochung der Indianer und ihre Verwendung zu den Arbeiten in den Bergwerken unterstützte, hatte, obgleich durch die nie zu besiegende Beredsamkeit des Las Casas widerlegt, dennoch einen tiefen Eindruck bei den Pauliſten hinterlassen, welche sich beklagten, durch die Eingebornen in der Erforschung des brasilianischen Festlandes, um die sie sich auch wirklich verdient gemacht hatten, gehindert zu seyn. Sie waren nämlich vom Rio de la Plata bis zum Amazonenfluß vorgedrungen und hatten Maranhao, Para, Pernambuco und Bahia durchwandert. Bei diesen patriotischen Bemühungen wurden sie durch die Indianer angegriffen, und glaubten, weil sie im Kampfe diese besiegt und ihnen das Leben geschenkt hatten, auch dazu das Recht auf ihre Dienste gewonnen zu haben. Zur Zeit der Entdeckung der Gold- und Eisenminen im Jahre 1596 beklagten sie sich bitter über den Mangel an dienstbaren Händen, und über den Widerstand der Jesuiten, die Indianer bei der Bergwerksarbeit benützen zu dürfen. Dieser menschenfreundliche Widerstand der Väter von der Gesellschaft Jesu hatte einen Aufruhr zur Folge. Das Jesuiten-Collegium zu Rio de Janeiro wurde angegriffen, und gedroht, es von Grund aus zu zerstören. Die Unruhen konnten nur durch das Einschreiten der Regierung und durch das Versprechen des Ordens gestillt werden, auf die Benützung der Bullen Pauls III und Urbans VIII, welche die Freiheit der Indianer bestimmten, zu verzichten.

Der Haß gegen den Orden zeigte sich noch leidenschaftlicher zu St. Paul, wo sich am 13 Jul. 1670 das Volk mit Wuth auf die Collegien der Jesuiten stürzte, diese verjagte und sie ihrer Besitzungen beraubte. Im Jahre 1663 kam ein Vergleich zu Stande, durch welchen die Jesuiten wieder ihre Güter zurückerhielten, jedoch mit der empörenden Bedingung, sich der Indianer nicht mehr anzunehmen. Die frommen Väter schienen die Schande dieser Bedingung nur zu ertragen, um insgeheim ihre ehrenwerthen Bemühungen fortsetzen zu können, denn der Wohlstand ihrer und der indianischen Etablissements vermehrte sich wieder zusehends. Die Wirkungen dieses weisen Benehmens waren hauptsächlich in den Missionen zwischen Uruguay und Paraguay, am Rio Negro und am Hundeflusse bemerkbar. In St. Paul errichteten sie drei „Aldeas" (indianische Dorfschaften) in welchen 60,000 Indianer wohnten, von denen heutigen Tages nichts mehr existirt. Man behauptete, daß sie in Paraguay über 300,000 bewaffnete Männer verfügen konnten. Auch errichteten sie in Brasilien mehrere Cavallerie- und Infanterieregimenter. Ohne Unterlaß bemühten sie sich, die gerechte Aufregung der Indianer gegen die Portugiesen zu besänftigen, und leisteten dadurch der Regierung erhebliche Dienste, daß sie die Indianer unter ihrer Fahne im Kriege gegen die Holländer sammelten. Die Beschuldigungen von Seite ihrer Gegner wurden durch eine königliche Ordre vom 3 October 1673 widerlegt, welche die weitläuftige und unerweisliche Anklage der Pauliſten mit den Worten zurückweist: „Die Väter dieses Ordens haben sich große Verdienste um Unsre Krone erworben, indem sie in mehreren Kämpfen die Indianer gegen die Holländer führten. Auch hat man ihnen den glücklichen Ausgang des Kriegs gegen Tabaco zu verdanken, weil durch sie die Indianer aus dem Innern bewogen wurden, sich Unserer Armee anzuschließen und die nöthigen Munitionen und Bagage nach Bahia zu liefern."

Die Unermeßlichkeit der Arbeit, welcher sich der Orden unterzogen hatte, und die nach ihnen aufgegeben wurde, kann man schon nach der großen Anzahl von 53 Stämmen würdigen, welche allein in der einzigen Provinz Mato-Grosso wohnen. Dazu kamen noch viele Andere, deren Namen man nicht einmal mehr kennt, und die verborgen in den Wäldern lebten. Bis zum Jahre 1750 erfreute sich der Orden, seine Bemühungen bei der Bekehrung der Indianer von der portugiesischen Krone anerkannt und aufgemuntert zu sehen. Bekanntlich geschah die Aufhebung des Ordens im Jahre 1759, durch den Marquis von Pombal, der den Jesuiten den Unterricht der armen Indianer, hauptsächlich aber wohl das Vertrauen der Könige

entziehen wollte. Zu jener Zeit breiteten ſich ihre Etabliſſements von Guaracey bis zum Rio Negro aus, auch beſaßen ſie ſolche in Maranhao und Bahia; eine Kette von Miſſionen zog ſich bis nach Guido hin. Von ihren unermeßlichen Beſitzungen blieb ihnen nur die Domäne Santa Cruz, das heutige Luſtſchloß eines conſtitutionellen Monarchen.

So fielen die Jeſuiten in Braſilien als edle Märtyrer und Opfer einer politiſchen Maaßregel!

Fortwährend hatten ſie unbeſchränkte bürgerliche Freiheit der Indianer zu begünſtigen und zu erlangen geſucht. Es gibt keinen ſchönern, keinen heiligern Kampf für die Freiheit, als den ihrigen. Leider ſiegten die Portugieſen, und hielten das Princip der Sklaverei bis zum Jahre 1609 aufrecht. Im Jahre 1655 theilte man die Sklaven nach vier Kategorien ein: 1) Kriegsgefangene, 2) die, welche ſich dem Evangelium widerſetzten, 3) ſolche Indianer, die man im Augenblick gefangen nahm, wo ſie die Todesſtrafe erleiden ſollten, 4) indianiſche Gefangene durch andere Indianer, die man dieſen wieder abnahm. Im Jahre 1691 triumphirte die chriſtliche Nächſtenliebe, und die Sklaverei der Indianer verlor wenigſtens den geſetzlich begründeten Anhalt.

Im Jahre 1759 wurden wieder die Miſſionäre durch das „Directorium der Indianer" eingeſetzt, eine Verwaltung, die nach erleuchteten und menſchlichen Grundſätzen gebildet war. Jedes Etabliſſement erhielt einen Director und einen Elementarlehrer; Heurathen zwiſchen Weißen und Indianern wurden aufgemuntert und begünſtigt. Ordnung, Geſittung, Handel und Induſtrie war dieſem Directorium zur Aufgabe geſtellt, jedoch konnte durch daſſelbe die väterliche, patriarchaliſche Regierung der Jeſuiten nicht erſetzt werden. Bei dieſer Verwaltung von den Städten aus und durch das Verlaſſen ihrer Dörfer, verloren die Indianer die Liebe zur Arbeit, zu welcher die mitten unter ihnen lebenden Miſſionäre ſie ſo erfolgreich aufzumuntern gewußt hatten, und ſie kehrten in ihre Wälder zurück. Vergebens ſuchte das Directorium ſie durch die Erklärung zu gewinnen, „daß ſie Weiße wären und die Vortheile der Weißen genießen ſollten;" ſie antworteten: „daß ſie wohl wüßten, daß ſie eben ſo gut ein Herz wie die Weißen beſäßen, daß ſie aber wie Indianer und nicht wie die Weißen handeln wollten."

So hörte alles Vorwärtsſchreiten auf, und ein Rückgang trat ein.

(Schluß folgt.)

Zuſtand des Chriſtenthums in China.

Die Annales de la Propagation de la Foi geben über den Zuſtand des Chriſtenthums in China intereſſante Details. Dieſen zufolge ſtänden die Unduldſamkeit und Verfolgung, welche in dieſem weiten Reiche herrſchen, auf dem Punkt, gänzlich aufzuhören. Sämmtliche Miſſionen China's ſind in drei große apoſtoliſche Vicariate und drei große Bisthümer getheilt. Die Vicariate ſind zu Schan-ſi, Fo-kim und Su-tſchuen. Die Biſchöfe haben ihren Sitz in Peking, Nanking und Macao. Das apoſtoliſche Vicariat zu Schan-ſi begreift die vier Provinzen Sen-ſi, Ken-ſi, Kan-ſton und Hon-kwang. Den Dienſt dieſer Miſſion verſehen italieniſche Franciscaner der Propaganda, deren Seminar ſich in Neapel befindet. Die Zahl der europäiſchen Miſſionäre in dieſen Provinzen beträgt, außer den zwei Biſchöfen, fünf, die der eingebornen Prieſter ſiebzehn. In dem einzigen Bezirke Hu-pe, der einen Theil der Provinz Hon-kwang bildet, gibt es etwa 60,000 Chriſten. Hier verſehen die franzöſiſchen Lazariſten den Gottesdienſt. Die Chriſten von Schan-ſi genießen in Betreff des Glaubens eine Art Duldung. — Den ſpaniſchen Dominicanern iſt das apoſtoliſche Vicariat Fo-kim übertragen. Der apoſtoliſche Vicar und ſein Coadjutor haben fünf Mönche und neun eingeborne Prediger zur Verfügung. Dieſe Miſſion iſt eine der blühendſten und freieſten von ganz China. An einigen Orten iſt der Gottesdienſt öffentlich, und man kann annehmen, daß es etwa 30,000 Chriſten in einer Provinz gibt. Ungefähr 9000 gibt es in den beiden Provinzen Fo-kim; auch hier befinden ſich franzöſiſche Lazariſten. Die Inſel Formoſa iſt die letzte Provinz, die einen Theil des Vicariats Fo-kim bildet. — Das Vicariat Su-tſchuen begreift die große Provinz dieſes Namens, ſo wie ferner Yu-Jan und Kuei-Tſcheu. Dieſes Vicariat iſt dem franzöſiſchen Seminar der fremden Miſſionen zu Paris anvertraut. Es befinden ſich darin jetzt zwei Biſchöfe, neun europäiſche Prieſter, dreißig eingeborne Prieſter und 15,000 Chriſten. — Die Provinzen Pe-Tſche-Ly und Schang-Tong bilden das Bisthum Peking. Der Biſchof von Nanking, der zu Peking wohnt, verwaltet dieſe Diöceſen. Die Zahl der Chriſten dieſer beiden Provinzen beträgt 10,000; die der Geiſtlichkeit iſt unbekannt. — Die Lazariſten haben hier eines ihrer Mitglieder als Miſſionär mit fünf chineſiſchen Predigern. Das Bisthum Nanking wird von einem Generalvicar verwaltet. Auch hier gibt es Lazariſten als Miſſionäre und Geiſtliche in den Provinzen Ho-Nan und Kiang-Nan. — Das Bisthum Macao enthält die Provinzen Kwang-Tong, Kwang-Si und die Inſel Hai-Nan. Dieſes Bisthum wird von einem Capitel verwaltet, weil der Sitz des Bisthums ſeit langer Zeit erledigt iſt. Die eingebornen Prieſter ſind genöthigt, den Gottesdienſt in dieſen Provinzen allein zu beſorgen, da die Europäer ſich hier, mit Ausnahme der Hauptſtadt Macao, die auf 12,000 Einwohner ungefähr 5000 Chriſten zählt, nicht verbergen können. Die Zahl der Chriſten des ganzen Bisthums beläuft ſich auf 40,000 Seelen. — In Macao befinden ſich die Bevollmächtigten der verſchiedenen Miſſionen; auch gibt es hier ein chineſiſches Seminar der Congregation des heiligen Lazarus, das, anfangs in Peking gegründet, im Jahre 1835, zur Zeit der Verfolgung, von Lamiot in dieſe Stadt verlegt wurde. Ein anderes chineſiſches Seminar deſſelben Ordens befindet ſich in einem Dorfe der Tatarei, jenſeits der großen Mauer. Die chriſtliche Religion iſt im ganzen chineſiſchen Reiche bekannt, und es bedarf nur einer günſtigen

damit ſie ſich mit großer Schnelligkeit ausbreite. Es bedarf nur eines Conſtantin, ſagen alle Berichte der Miſſionäre, um 300 Millionen Seelen der chriſtlichen Religion zuzuführen. Der gegenwärtige Kaiſer zeigte ſich bei ſeiner Thronbeſteigung dem Chriſtenthum ſehr abgeneigt. Blut floß; dennoch waren die Verfolgungen weniger lebhaft als früher; ſie hörten auf, und obſchon die Aechtungs-Ordonnanzen noch beſtehen, hängt doch deren Anwendung jetzt von den Statthaltern des Reichs und den Großmandarinen ab, deren eigenes Intereſſe Schonung der Chriſten erheiſcht. Man ſagt ſogar, der Kaiſer dulde ſie wiſſentlich, und man verſichert, er kenne und ſchätze das Chriſtenthum. Die geringe Folge, die dem Edict von 1836 gegeben worden,

ſcheint dieſe Meinung zu beſtätigen. Dieſes Edict war beſonders gegen die Engländer gerichtet, deren politiſchen Einfluß der Kaiſer fürchtet. Man hat ſeitdem bei mehrern Perſonen katholiſche Bücher mit Beſchlag belegt, ohne daß ihnen deßwegen etwas Leides geſchah.

Die ruſſiſchen Provinzen jenſeits des Kaukaſus.

Die Provinz Schirwan.

12. Die Inſel Salian.

(Schluß.)

Die Fiſche, welche man hier fängt, ſind Hauſen, Störe und Sewriugen (acipenser stellatus), auch fängt man viele Weiſe, aus denen man jedoch nur den Leim herausſchneidet und ſie dann wieder ins Waſſer wirft. Vom October bis März fängt man Lachſe, und vom December bis in die Mitte Februars Schemajas (Schad-Mai), wovon 96,000 Stück im Jahre 1829 gefangen wurden; zu derſelben Zeit fängt man auch viele kleinere Fiſche. Die Fiſcher gehen zweimal des Tages, Morgens und Abends, an das Umſchlagen der Netze. Die Zahl der jedesmal gefangenen Fiſche wird aufgeſchrieben. Iſt der Rogen, der Leim und die Rückenſehne herausgenommen, ſo ſchneidet man die Hauſen und Störe in Streifen (badyk), die Sewriugen in ſogenannte Schirim oder kleine Streifen, und ſalzt ſie ein; der Kopf und die Milch wird ins Waſſer geworfen, die aſtrachaniſchen Fiſcher kochen ein Fett aus den Köpfen, bereiten die Milch in Fäſſern zu und verkaufen ſie mit Vortheil. Die eingeſalzenen Fiſche werden begierig aufgekauft von Georgiern und Armeniern aus Tiflis, mit welchen der Handel ſehr vortheilhaft iſt, weil die Fiſche an Ort und Stelle manchmal theurer zu ſtehen kommen als in Aſtrachan; dabei gibt es auch keinen Ausſchuß und keine Transportkoſten. Der Rogen wird, ſobald er aus dem Fiſche genommen worden, durch ein feines Sieb getrieben und in eine Kufe geworfen, die mit einer Salzlake angefüllt iſt; zu dieſer letztern nimmt man Salz aus Aſtrachan, oder das ſogenannte kleine Bakuer Salz. Aus den Kufen ſammelt man den Rogen in Säcke, legt dieſe unter die Preſſe und ſchlägt ihn dann in Fäſſer. Der Leim, den man Abends und am andern Morgen ſammelt, wird den Tag über auf Baumrindenſtücken ausgebreitet, und ſobald er durchtrocknet iſt, reinigt man ihn, trocknet ihn dann noch einigemal und ſchlägt ihn in Säcke. Die Rückenſehnen braucht man nur auszuwaſchen und zu trocknen, ohne andere Vorſichtsmaaßregeln, als daß man ſie gegen den Regen ſchützt, von dem ſie dunkel werden; wenn der Fang zu Ende iſt, drehen die unbeſchäftigten Leute die Sehnen in Bündel.

Der Rogen und Leim, als die koſtbarern Waaren, erfordern beſondere Sorgfalt; durch eine kleine Nachläſſigkeit, ſo wie durch Langſamkeit oder Uebereilung verändert ſich ihre Qualität, was einen ſehr empfindlichen Verluſt in Vergleich mit andern Fiſchwaaren verurſacht. Wenn darum früher, wie man ſagt, der Fiſche zu viel waren, d. h. der Hände zur Zubereitung zu wenig, ſo wandte ſich die ganze Aufmerkſamkeit nur auf dieſe beiden Hauptwaaren, den Rogen und den Leim, und die Fiſche wurden ins Waſſer geworfen.

Der Rogen, der Leim, die Rückenſehnen gehen nach Aſtrachan; im Frühjahr finden ſich gegen zehn Schouten auf der Rhede, und außerdem nimmt man noch, je nach Bedürfniß, zwei oder drei andere Schiffe zu jeder Fahrt. Die Preiſe der Fiſche waren im Jahre 1829 folgende: friſche Fiſche wurden verkauft ein Hauſen zu 75 K., ein Stör zu 40 K. und ein Sewriuga zu 12 K. S. (ohne Rogen, Leim und Rückenſehnen); geſalzen koſtet ein Hauſen 50, ein Stör 30 und ein Sewriuga 10 K. Der Unterſchied des Preiſes rührt daher, daß man die friſchen Fiſche nach der Auswahl, die geſalzenen im Ganzen nimmt. Von den in Streifen geſchnittenen Fiſchen koſtet die georgiſche Arba, welche zu 182 Fiſchen gerechnet wird, 80 bis 90 R. vom Frühlingsfange, 50 bis 60 vom Sommerfange; der Sewriuga in kleinen Streifen, 95 Pud auf die Arba und im Durchſchnitte 5 bis 600 Fiſche und darüber, 70 bis 80 R. S. vom Frühlings- und 40 R. vom Sommerfange. Die zerſchnittenen Fiſche vom Herbſtfange ſind beſſer als die vom Frühlingsfange.

Von der Wichtigkeit dieſes Fiſchfanges kann man ſich einen Begriff aus folgenden Anzaben machen: in den fünf Jahren der kaiſerlichen Verwaltung, von 1829 bis 1834, wurden gewonnen

an Fiſchen	2,604,048 Stück
an Rogen	4796 Fäſſer
an Leim	2766 Pud
an Rückenſehnen	5161½ —

Das Einkommen aus dieſem Fiſchfange betrug mit Einſchluß des im Jahre 1834 übrig gebliebenen Materials, der Lebensmittel, Vorräthe u. dgl. 1,425,910 Rubel; zieht man davon die Ausgaben, welche ſich im Laufe der fünf Jahre auf 580,000 Rubel belaufen hatten, ab, ſo bleibt noch eine jährliche Einnahme von 168,782 R. S. Bei größerer Ordnung hinſichtlich des Fiſchfanges und ſorgfältigerer Zubereitung könnte der Fiſchfang in Salian noch viel bedeutendern Vortheil abwerfen. Uebrigens bietet nicht nur Schirwan, ſondern auch der größte Theil der andern Provinzen eine Menge Gegenſtände der National-Induſtrie dar, die bei größerer Aufklärung des Volkes und bei Anſiedlung gebildeter und unternehmender Leute einen großen Vortheil gewähren könnten.

Geologiſche Notizen.

Dr. Bell machte auf einer Reiſe von Teheran, oſtwärts nach dem Iruskuh, dann nordwärts quer über das Elbrus-Gebirge, längs dem Talar ans kaſpiſche Meer und am Ufer des Heraz zurück nach Teheran nachſtehende Bemerkungen über die Formationen: Teheran ſteht auf einer Alluvial-Ebene, und Niederſchläge aus derſelben Zeit bilden längs der Straße, der Dr. Bell folgte, niedere Berge und Thäler. Unterhalb Schirgah iſt das Land bis ans kaſpiſche Meer eine aus Alluvionen gebildete ſchlammige Fläche, und längs dem Ufer dieſes Binnenmeeres ſieht man zahlloſe Stämme großer Bäume, welche durch die Ströme herabgeſchwemmt wurden. Dieſes Meer ſoll ſich in raſchem Fortſchritt anfüllen, und die unreinen Bäche und Flüſſe, die ſich hineingießen, kann man über zwei Stunden weit erkennen. Nahe am Ufer iſt das Waſſer ſo ſüß, daß die Pferde es trinken, und Dr. Bell ſagt, die Muſcheln ſeyen größtentheils Süßwaſſer-Muſcheln. Die andern Formationen ſind ein lithographiſcher Kalkſtein, der einen bedeutenden Diſtrict um Teheran her einnimmt, und, wie es ſcheint, ohne organiſche Ueberreſte iſt; ferner Schichten von Sandſtein, Schiefer und Kohlen, die man im Bette des Dali-Tſchai, ſo wie an der Nordſeite der Elbrus-Gebirge bemerkt; eine halbe Stunde unterhalb des Dorfes von Bulkulum iſt ein Steilabſturz von etwa 1000 Fuß Höhe, der aus perpendiculären Schichten von Kohlen und Sandſtein beſteht. Ein Kalkſtein, den Dr. Bell als den Repräſentanten des kohlenhaltenden Kalkſteins von England betrachtet, liegt unter der Kohlenſchicht, bildet die Berge ſüdöſtlich von Teheran, und kommt in weiter Ausdehnung in andern Theilen von Maſanderan vor. Er beobachtete auch viele Varietäten von Trapp und porphyritiſchen Felſen, und hält die Schluchten, durch welche der Talar und der Heraz fließen, für Riſſe aus alter Zeit, bemerkt jedoch, daß er namentlich längs dem Laufe des letztern Fluſſes zahlreiche Spuren neuerer Erdbeben gefunden habe.

Nach franzöſiſchen Blättern hat am 14 Februar ein leichtes Erdbeben in Andaluſien ſtattgefunden; dieß wäre um einen Tag ſpäter als die Erdſtöße bei Spoleto.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 82.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

23 März 1838.

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

6. Das Flußgebiet in der Provinz Capitanata.

Die ſüdliche und öſtliche Abdachung des Matese, eines der höchſten Berge der Apenninenkette, ſendet ſeine Gewäſſer in verſchiedene Nebenflüßchen des Calore, die nördliche aber in den Biferno; und wie die öſtlichen und ſüdlichen Waſſer der Berge, auf denen ſich die Gemeinde Ruſco erhebt, gleichfalls in den Calore fließen, ſo hat der Ofanto (ſprich Offanto, der alte Aufidus) ſeinen Urſprung auf der nördlichen Seite dieſer Berge. Auf dieſe Weiſe hat das Flußgebiet in der Provinz Capitanata und in einem großen Theil der Provinz Moliſe zu ſeinen natürlichen Gränzen im Nordoſten den Biferno, im Südoſten die Kette der Apenninen, im Südweſten den Ofanto und im Nordweſten das Meer. Zwiſchen den beiden genannten Flüſſen dehnt ſich vom Fuß des Gebirges aus, in einer beinahe unmerklichen Neigung gegen das Meer hin, die größte Ebene im Königreich Neapel aus, welche zum größten Theil aus dem ſogenannten Tavoliere di Puglia beſteht, welches 1,300,000 Moggien Landes enthält. In der Mitte der ganzen Ebene ſtreckt ſich in das Meer hinaus das Vorgebirge Gargano, wie ein völlig losgetrennter Theil, denn es fällt außer der geraden Linie, welche die Ausmündungen des Biferno und des Ofanto verbindet. Mitten zwiſchen dem Biferno und dem Gargano fließt der Fortore, welcher mit vielen Nebenflüßchen von der Apenninenkette herabfließt. Eben daher kommen die Flüſſe Triolo, Salſola, Volgano und Celone, welche die Ebene durchſchneiden und mit dem Candelaro zuſammenfließen, der den Fuß des Gargano beſpült und ſich in den Pantano Salſo ergießt. Aus der Gegend von Ariano und Trevico kommen die zwei andern Flüſſe Cervaro und Carapella, welche in parallelen Linien die Ebene durchſchneiden, und von denen der erſte in den Pantano Salſo, und der andere in das Meer ſich ergießt, beinahe in der Mitte zwiſchen dem ſo eben genannten See und dem von Salpi. Endlich trennt der Ofanto, welcher der bedeutendſte von den genannten Flüſſen iſt, die Provinz Capitanata von der Baſilicata und der Terra di Bari.

Auf der nördlichen Meeresküſte liegen die beiden Seen von Leſina und Varano, getrennt von einander durch den Berg Evio, einen Ausläufer des Gargano; auf der öſtlichen Seite, welche einen tiefeindringenden Meerbuſen bildet, befinden ſich die zwei andern Seen, Pantano Salſo und Salpi. Der See Varano zwiſchen den Bergen Evio und Jschitella, auch einem Ausläufer des Gargano, bildet eine vierſeitige Figur mit krummen Seitenlinien, in der Länge von 4½ Miglien und in der Breite von 3½ Miglien. Der Pantano Salſo hat eine Länge von 3½ Miglien und eine Breite von 2 Miglien; in der Mitte iſt er ſchmäler. Zwiſchen dieſem See und dem Fuß des Gargano liegen die berüchtigten ſipontiniſchen Sümpfe, und neben dem Damme des Sees ſelbſt liegt der kleine See Verzentino. Von gleicher Größe ſind die beiden andern Seen von Leſina und von Salpi, beide haben eine Länge von eilf Miglien, und eine mittlere Breite von 1¾ Miglien. Die Aehnlichkeit der Lage der vier Seen zeigt, daß an den Seiten des großen Vorgebirgs das Ufer in vorgeſchichtlichen Zeiten noch tiefer ins Land eingetreten war.

Außer dem Gargano hat die ganze Küſte des adriatiſchen Meeres keine Vorgebirge, das ſandige Ufer verlängert ſich unter dem Waſſer mit ſanfter Neigung fort. Darum erregen zur Zeit der Stürme, welche im adriatiſchen Meer häufig und heftig ſind, die großen Wellen den Sand des Grundes, und dieſer, weil er ſich oben hält, wird von den Uferſtrömungen, die längs dieſer Küſte große Kraft haben, weit ins Land hereingeführt; auf ſolche Weiſe läßt ſich erklären, wie dieſe vier Seen entſtanden ſind. Auf ähnlichen Gründen beruht auch ihre allmähliche Ausfüllung. Die Flüſſe, die ſich in dieſelben ergießen, bringen von den Bergen eine große Maſſe von Schlamm und Gerölle; der Candelaro hat die ſipontiniſchen Sümpfe ſchon mit Lehm angefüllt, und der Boden des größern Beckens hat ſich ſo ſehr erhoben, daß es eine leichte Arbeit war, dem ſtehenden Waſſer durch einen Haupt- und mehrere Nebencanäle Ablauf zu verſchaffen. Durch dieſe Verbeſſerung, die im J. 1831 vollendet ward, wurden einige hundert Moggien Landes, die früher ganz ſumpfig waren, des Anbaues fähig, und das Klima von Manfredonia wurde dadurch geſünder. Eben ſo wurde durch den Can-

delaro, in Gemeinſchaft mit dem Cervaro, der See Verzentino beinahe ganz ausgefüllt, und ſowohl der Umfang als die Tiefe des Pantano Salſo vermindert. Die Carapella, und zum Theil auch der Ofanto haben allmählich dem See Salpi ſeine frühere Tiefe genommen, ſo daß er in eine verpeſtete Lagune verwandelt iſt, deren größte Tiefe noch 2½ Palmen unter dem Niveau des Meeres iſt. Im Sommer pflegt dieſe Lagune zu verdunſten und auszutrocknen, und der Boden bleibt bedeckt mit einer Lage Salz.

Mehr als eine andere Gegend des Königreichs Neapel wurde Daunia, das jetzt ein großer Theil der Capitanata einnimmt, während des zweiten puniſchen Kriegs und auch noch nach dem Abgang der Carthager verwüſtet. Dieſe weite Ebene war der Schauplatz des Kriegs, und mußte Freund und Feind mit Lebensmitteln verſehen. Da das Land keine feſten Plätze hatte, ſo ward es eine leichte Beute der Carthager nach der berühmten Schlacht bei Canná, und die Städte Dauniens, welche dem Sieger nicht widerſtehen konnten, ergaben ſich ihm, und nahmen nachher ſeine Partei. Die Römer in ihrem Ehrgeiz, die jeden Verſuch ihr Joch abzuſchütteln für das größte Verbrechen hielten, vernichteten auf eine furchtbare Weiſe die Völker, welche Hannibals Partei ergriffen hatten. In die entvölkerten Plätze wurden Colonien von Soldaten verſetzt, an welche man die unbebauten Felder vertheilte. Dieſe wollten nicht die Ackerbauer machen, und vertrauten den Anbau der Felder den Sklaven. So verſchwand allmählich die Fruchtbarkeit des ganzen Landes, das Jahrhunderte lang einer ungeheuren Anzahl von Menſchen Nahrung und Reichthum verſchafft hatte. Der Ackerbau verfiel noch zu den Zeiten der alten Römer, und weder die beiden Sicilien, noch das übrige Italien war im Stande, die Lebensbedürfniſſe der Stadt Rom zu verſchaffen, die ſich deßhalb genöthigt ſah, ſich aus Aegypten und andern fernen Ländern damit zu verſehen. Daunien und Apulien aber traf dieſes Loos in beſonderm Grade. Die Städte Sipontum, Auranum, Salapia, welche auf der öſtlichen Küſte an dem Pantano Salſo und dem See Salpi lagen, und ehemals ſehr blühende Städte waren, kamen allmählich in Verfall. Die Bewohner Salapia's wurden, wie Vitruv erzählt, durch die verpeſtete Luft, welche der nahe See Salpi erzeugte, genöthigt, eine neue Stadt in einer höheren, beſſeren Lage zu gründen. Bloß Sipontum hatte noch einige Bewohner, als Manfred die Stadt Manfredonia an dem Fuß des Gargano, in einiger Entfernung von den ſipontiniſchen Sümpfen, gründete. Argirippa, Luceria und andere berühmte Städte konnten ſich nicht mehr zu der frühern Größe unter den Römern erheben. So verwandelten ſich die fruchtbaren Ebenen Dauniens und Apuliens, von Menſchenhänden verlaſſen, in weite Einöden, verpeſtet von ſtehenden Waſſern. Da bemächtigte ſich dieſer verwilderten Gegenden die Schafzucht wenigſtens für den Winter, denn im Sommer wird durch die ſengenden Sonnenſtrahlen der Boden ſo ausgebrannt, daß alle Vegetation aufhört; deßhalb gingen und gehen noch jetzt die Heerden im Sommer auf die Berge der Apenninen.

(Schluß folgt.)

Braſilianiſche Zuſtände.

Die Jeſuiten.

(Schluß.)

Eine Verwaltung ohne Gewiſſen und ohne Verantwortung riß bald das Eigenthum der Indianer an ſich, die ſich auf einmal des geſetzlichen Schutzes und des religiöſen Unterrichts beraubt ſahen, was die Jeſuiten ſo nutzbringend früher zu vereinigen gewußt hatten. Auch hatten dieſe das Vertrauen der Indianer hauptſächlich durch das Studium ihrer Sprache, wodurch der Gebildete ſo viel über den Naturmenſchen vermag, zu gewinnen gewußt.

Die Ankunft des Hofes im Jahre 1808 verbeſſerte ihren Zuſtand nicht. Man erklärte ſelbſt den Botocuden von St. Paul den Krieg. Ungenügende und mangelhafte militäriſche Maaßregeln wurden ergriffen, um die Wilden am Rio Doce in der Provinz von St. Eſpiritu zu civiliſiren, und in Wahrheit waren es mehr die jetzigen Miſſionäre, als die Grenadiere, vor welchen die Eingebornen in ihre Wälder flohen.

Die Sprache der letzten Miſſionäre athmete nicht mehr die chriſtliche Liebe, dieſe Nichtachtung aller Uebel, dieſe unüberwindliche Geduld, welche wir bei ihren Vorgängern bewundern.

Im Jahre 1801 ſagt der Miſſionär Apollonio von Todi, ein Capuciner, den der römiſche Hof abgeſandt hatte, um das Werk der Jeſuiten fortzuſetzen, von den Indianern Folgendes: „Es ſind Menſchen, die nichts taugen; falſch, faul, rachgierig und wollüſtig im höchſten Grade. Vergebens weiſt man ſie an den Himmel, ihr Glaube iſt nicht feſt. Selbſt die Reichthümer reizen ſie nicht, weil ſie die Güter dieſer Welt nicht ſchätzen; die Ehre vermag nichts über ſie, weil ſie die Schande nicht kennen.“ Derſelbe Miſſionär beſchreibt die Niederlaſſungen der Indianer als Haufen von einigen trunkenen Wilden, welche die Namen des Capitän-Majors, des Sergent-Majors, des Richters, des Waiſen-Richters führen, und dabei von einem weißen Schreiber aſſiſtirt werden, ein ſchlechteres Subject, als ſie ſelbſt. Der Reſt lebe in den Wäldern, nach Art der Heiden, nur daß ſie getauft wären und Niemand verfolgten. Sie hätten eine große Abneigung gegen die Weißen, aber eine große Vorliebe für die Schwarzen.

In den Provinzen des Nordens, hauptſächlich in Para, hat dieſe Vermiſchung zweier Racen ſich als ſehr unglücklich bewährt. Die amerikaniſche und die afrikaniſche Wildheit ſind vereinigt, um das Blut noch mehr zu erhitzen. Der Süden hat in dieſer Hinſicht noch unglaublich viel vor dem Norden voraus. Die, welche in den Städten aufgenommen worden waren, enthielten ſich gänzlich der Ehe und waren die heftigſten Gegner derſelben, denn — ſagt der genannte Miſſionär — der Indianer nimmt von dem Weißen nur die Laſter und Fehler an. Dieſe Erfahrung beſtätigte ſich lange Zeit nach dem Sturze der Jeſuiten, erklärte ihr Syſtem der Abſonderung in Betracht der Eingebornen, und beſtärkte wiederholt das Lob ihrer chriſtlichen und politiſchen Weisheit. Der vergeßliche und unbeſtändige Indianer hat einen Beiſtand und eine fortdauernde Unterweiſung nöthig, wenn er nicht wieder zu ſeiner Wildheit und

ſeinem Götzendienſt, oder vielmehr zu ſeinem thieriſchen Zuſtande zurückkehren ſoll.

Ein Decret Don Pedro's I vom Jahre 1823 verordnete, daß die Indianer wie die Weißen betrachtet, und als Bürger mit allen Rechten freier Menſchen aufgenommen werden ſollten. Im Laufe jeder Sitzung bildete ſich zu Rio de Janeiro eine permanente Commiſſion zum Unterricht und zur Civiliſirung der Indianer. Die Verwaltung für die indianiſchen Dörfer hat mehreremal ihre Benennung gewechſelt. Die Kirchen aus der Zeit der Jeſuiten ſind verfallen und die Ländereien der Indianer durch Proceſſe zerſtückelt.

Noch leben die Jeſuiten in geſegnetem Andenken, ſowohl bei den amerikaniſchen als afrikaniſchen Volksſtämmen. Ausländer, welche die kaiſerliche Domäne Sta. Cruz, das frühere Eigenthum des Jeſuitenordens, beſuchten und die dortigen Neger fragten, wer ihr Herr ſey, erhielten zur Antwort: „St. Ignaz!“

Vor dem Kriege von 1825 zählte man tauſend Indianer in dem Lande der Miſſionen. Zur Zeit des Einfalls in dieſes Gebiet durch Fructuoſo Ribeiro, wurden ſie nach der Provinz Rio Grande verſetzt, von wo ſie theilweiſe in ihr Geburtsland zurückgingen. Nur 377 ſind in Rio Grande geblieben, auch vermindert ſich ihre Zahl in den mehr civiliſirten Provinzen Braſiliens immerfort. In Sergipe befinden ſich vier indianiſche Aldas; der Präſident dieſer Provinz geſteht, daß er die Bewohnerzahl derſelben nicht angeben könne. Unter 191 Männern und 197 Frauen ſind drei, die mit genauer Noth leſen können. Sie leben im Elend und in Verderbniß. Es iſt eine traurige Erſcheinung, daß nach drei Jahrhunderten die Indianer nicht den geringſten Grad der Civiliſation erlangt haben. Nicht Einer von ihnen hat ſich in Folge des empfangenen Unterrichts oder durch ſeine Induſtrie ausgezeichnet, — nicht ein Einziger hat ſich zu einem hohen Amte im Staat aufgeſchwungen! Das Chriſtenthum, fruchtbar überall, hat nur in der Mitte dieſes lebendigen, einſichtsvollen Volks, welches doch unendlich höher als der Neger ſteht, keine Saaten aufſchießen laſſen, weil man es, wie es ſcheint, auf immer eingeſchüchtert und verwildert hat.

Ein Deputirter der Provincialverſammlung zu Bahia hat die Bemerkung gemacht, „die Religion und die Politik geböten es, daß die Braſilianer verſuchen ſollten, dieſe ihre bedauernswerthen Brüder, die natürlichen Coloniſten des Landes, wieder ſich geneigt zu machen, wie groß auch die Schwierigkeit ſeyn möge, eine freiwillige Arbeit von dieſen Kindern der Natur zu erlangen.“ Dieſer Deputirte ſchlug auch die Errichtung eines religiöſen- und Agriculturetabliſſements an den Ufern des Rio Pardo vor. Man muß dieſer Idee Beifall geben, doch iſt zu fürchten, daß ſie zu ſehr eigennützigen Abſichten verwendet werden wird.

Dieſe Aufgabe iſt gewiß der Aufopferung und der Beharrlichkeit weit überlegen, welche man heutzutage der Selbſtentſagung und der Erfüllung der Chriſtenpflichten zutrauen darf.

Chronik der Reiſen.

Ausflug nach Neu-Orleans und in das Innere des Staates Louiſiana während des Jahres 1834.

(Aus den Archives du Commerce.)

..... Ich wollte zuerſt die Ländereien kennen lernen, welche Neu-Orleans von dem See Borgne trennen. Ich durchwanderte ſie auf Pfaden, wo man nur zu Pferd durchdringen kann und die nur ſehr ſelten beſucht werden. Sie führten mich durch Wälder von Eichen, Magnolien und andern Bäumen, an welche ſich die menſchliche Hand bis auf einen ſchmalen Weg, der den See Pontchartrain mit dem See Borgne verbindet, noch nicht gewagt zu haben ſcheint. Dieſe Ländereien ſind von einem kleinen ſchiffbaren Fluſſe bewäſſert, der ſich nahe bei einem Orte Namens le Chef Menteur in den See Borgne ergießt. Sie böten, wenn ſie nicht zu flach wären, den Speculanten große Vortheile. Ich zweifle nicht, daß ſie ihrer Lage wegen bald geſucht werden. Auf dieſer Seite am Zielpunkte meiner Forſchungen angelangt, ſchiffte ich über den See Pontchartrain, und fuhr einen reizenden Fluß Namens Tcheſonte hinauf bis zu dem Städtchen Madiſon. Es iſt von prächtigen Bäumen umgeben und liegt auf einem geſunden und hohen Boden; es war niemals den Verheerungen des gelben Fiebers ausgeſetzt. Man züchtet in der Umgegend von Madiſon mit Erfolg Schlachtvieh, das großen Theils zur Verſorgung der Märkte Neu-Orleans' beſtimmt iſt.

Ein durch ein Gehölz von Fichten, Eſchen und grünen Eichen gebrochener Weg führt von Madiſon nach Covington, einer im Entſtehen begriffenen kleinen Stadt. Die Felder, die es umgeben, beginnen urbar gemacht zu werden. Sie ſind vortrefflich zur Viehzucht, und können Mais, Hafer, Obſt und Baumwolle hervorbringen. Die Bewohner von Neu-Orleans könnten, wenn ſie über den See Pontchartrain hinüberſchifften, ertragreiche und angenehme Grundſtücke finden. Die an dem Tcheſonte liegenden Ländereien ſind an vielen Stellen der Cultur des Zuckerrohrs günſtig. Die ganze Gegend zur Linken des Tcheſonte und Bâton-Rouge hin iſt ſchön, geſund, und kann treffliches Holz, Baumwolle, Obſt und Mais liefern. Es wird von zahlreichen Flüſſen, unter andern vom Amite, Tick-Fan, Natalbany bewäſſert, die, jetzt von Baumſtränken und verſchiedenen Hinderniſſen geſperrt, ohne bedeutende Koſten wichtige Verbindungswege mit dem Maurepas- und Pontchartrain-See bilden könnten. Dieſe Gegend iſt wenig bevölkert; ſie würde aber, wenn man von Madiſon nach Bâton-Rouge eine Straße anlegte, und wenn ſie von den Vortheilen, welche ihr die Natur gewährte, ihre Producte zu Waſſer nach Neu-Orleans zu verſenden, Nutzen ziehen könnte, in jeder Beziehung ſehr gewinnen.

Mir fiel beſonders die Mannichfaltigkeit und der Reichthum der Gegend von Galveſton bis nach Bâton-Rouge auf. Im Oſten von dem Amite, im Süden von dem Merville, im Weſten von dem Miſſiſippi begränzt, iſt ſie von Prairien und Höhen durchſchnitten, und mit grünen Eichen, Eſchen und Magnolien bedeckt. Ihr, obſchon ſehr fruchtbarer Boden wird nie durch Regen verſchlechtert. Ich bin überzeugt, daß die Ländereien in dieſer Gegend, die den Louiſianern faſt unbekannt iſt, in wenigen Jahren einen hohen Werth erlangen werden. Sie iſt ſogar den meiſten Bewohnern von Bâton-Rouge unbekannt. An die Reiſen mit Dampfbooten gewöhnt, richten ſie ihre Aufmerkſamkeit nicht auf ein den traurigen und ſumpfigen Ufern des Miſſiſippi

weit vorziehbares Land, deſſen Lage von der Art iſt, daß es aus den Bedürfniſſen Neu-Orleans' Nutzen ziehen, und ſich ebenſo alle Vortheile, welche Bâton-Rouge, wenn es einige Wichtigkeit erlangt, ſeiner Umgegend gewähren wird, aneignen kann. Bâton-Rouge gedeiht immer mehr. Auf einer maleriſchen und hohen Lage erbaut, hat es das gelbe Fieber nicht zu befürchten.*)

Die Regierung der Vereinigten Staaten ließ hier ſchöne Caſernen bauen, die von einigen Befeſtigungen beſchützt werden. In einer der Vorſtädte von Bâton-Rouge vollendete man kürzlich ein Strafarbeitshaus, wo die zu Zwangsarbeiten Verurtheilten eingeſchloſſen werden ſollen. Die Ländereien am Amite ſind ſchön und äußerſt fruchtbar. Ihr Ertrag im Jahre 1854 belief ſich auf etwa 1600 Ballen Baumwolle. Wenn ſich die Regierung, wie ſie den Plan zu haben ſcheint, mit der Schifffahrt auf dieſem Fluſſe beſchäftigt, ſo wird ſie innerhalb weniger Jahre, ſtatt 1600 Ballen, mehr als 50,000 Ballen Baumwolle an den Maurepas-See führen können. Die am Tick-Fan gelegenen Ländereien ſind gut und können den Bedürfniſſen einer großen Bevölkerung genügen. Wird einmal der Tick-Fan von den Hinderniſſen befreit ſeyn, die ſeiner Beſchiffung im Wege ſtehen, ſo kann er mit kleinen Fahrzeugen leicht aufwärts befahren werden. Zu Rom, einem Dorfe 8 Meilen von ſeiner Mündung, iſt er 500 Yards oder ungefähr 900 Fuß breit. Die Ländereien längs dem Natalbang und in der Umgegend von Spring-Field und einem das Franzoſenlager (Frenchman's Camp) genannten Orte können ſehr ertragreich ſeyn. Im verfloſſenen Jahre brachten ſie ſechzehnhundert Ballen Baumwolle hervor.

Die Gegend zwiſchen dem Fluſſe Tcheſonte und dem Staate Miſſiſippi wird ebenfalls durch mehrere Flüſſe bewäſſert. Die wichtigſten ſind der Bogue-Chitta und der Weſt-Perle-Fluß. Die Bewohner am Bogue-Chitta ſind genöthigt ihre Waaren mit großen Koſten nach Covington zu ſenden. Würden dieſe beiden Flüſſe, die durch Bäume geſperrt ſind, gereinigt, ſo würden die Gründe, durch die ſie ihren Lauf nehmen, beträchtlich an Werth zunehmen. Der Weſt-Perle-Fluß bietet ein außerordentliches Schauſpiel. Auf einer Strecke von 18 Meilen fließt er durch einen Wald von Cypreſſen, die, über die Waſſerfläche ſich erhebend, mitten im Strom aufrecht ſtehen und faſt ſämmtlich grünen. Dieſer Wald läßt ſich leicht ausroden. Iſt er einmal nicht mehr vorhanden, dann werden jederzeit durch den Weſt-Perle-Fluß mit dem Pontchartrain-See und dem Perlenfluſſe, der an ſeinen Ufern reiche Wohnungen und mehrere Städte des Staates Miſſiſippi, unter andern Columbia, Monticella, Jackſon zählt, Verbindungen unterhalten werden können. Columbia und Monticella ſind erſt im Entſtehen begriffen. Sie würden raſch aufblühen, wenn eine leichte Verbindung mit dem Borgne-See hergeſtellt wäre. Jackſon iſt in einer geſunden und ſchönen Lage erbaut. Obſchon es nur 900 Seelen zählt, wurde es doch durch den Einfluß der Landbewohner, die auf das Emporkommen von Natchez eiferſüchtig ſind, zum Hauptorte des Staates Miſſiſippi gewählt. Ich will nicht alle Städte aufzählen, die, wie Auguſta, Benton, Columbres, Warenton, neuerdings in dieſem Staat erbaut wurden und von geringer Bedeutung ſind. Das Land iſt noch größtentheils mit Eichen, Eſchen, Magnolien, Ahornbäumen, Cypreſſen, Pappeln, Lärchen und Fichten bedeckt; es kann Tabak, Indigo, Zuckerrohr, Baumwolle, Getreide, Mais, Orangen, Feigen erzeugen, und iſt zu allen Arten von Gewächſen geeignet. Deſſen ungeachtet wird wegen des großen Gewinnes, den ſie ſeit langer Zeit ſchon abwirft, hier faſt ausſchließlich Baumwolle angebaut. Dieſer Gewinn iſt ſeit zwei Jahren ſo beträchtlich, daß Neger, die man um 900 Piaſter kaufte und zur Baumwollencultur verwendete, im Verlauf eines Jahres mehr als zwei Drittel ihres Werthes eindrachten. Auch die im Norden des Staates Miſſiſippi am Fluſſe Yazoo gelegenen Ländereien, die vor kurzem noch nur von den Wilden beſucht wurden, ſind angebaut worden. Sie ſind äußerſt fruchtbar, und leicht zu bearbeiten. Der Yazoo hat einen Lauf von mehr als 200 Meilen, nimmt zahlreiche Bäche auf, und iſt auf einer Strecke von mehr als 50 Meilen für große Fahrzeuge ſchiffbar. Seine Verbindung mit dem Miſſiſippi, in den er ſich bei Wicksberg (?) ergießt, gewährt der Gegend, durch die er fließt, große Vortheile. Sie iſt übrigens angenehm, hochgelegen und geſund. Nicht weit von Yazoo fließt der Big-Black, der auf dem Gebiete der Tſchactas entſpringt, und ſich mit den Gewäſſern des Miſſiſippi bei Warenton, zehn Meilen von Wicksberg, vereinigt. Der Big-Black iſt 200 Meilen lang, und auf eine Ausdehnung von 51 Meilen ſchiffbar.

Der Oſten des Staates Miſſiſippi wird durch den Fluß Paſcagoula befruchtet. Ich fuhr ihn in Pirogen hinauf, da man ihn wegen einer 1¼ Meile langen Barre, die nur 5 Fuß Waſſer hat, mit großen Fahrzeugen anfangs nicht paſſiren kann. Die Regierung der Vereinigten Staaten bewilligte zur Wegſchaffung dieſer Barre 50,000 Dollars. Iſt ſie einmal nicht mehr vorhanden, dann wird ſich gewiß an der Mündung des Fluſſes Paſcagoula eine neue Stadt erheben, und die Erzeugniſſe der benachbarten Felder werden auf dieſem Fluſſe, der 45 Meilen weit 16 bis 25 Fuß Tiefe hat, verſendet werden können. Die Eigenthümer dieſer Felder ſind jetzt genöthigt, ihre Baumwolle nach Mobile auf einer abſcheulichen, 20 bis 26 Lieues langen Straße auf Wagen zu verſenden, die, mit vier oder ſechs Ochſen beſpannt, nur ein Gewicht von 1600 bis 2400 Pfund führen.

Ich durchwanderte weithin die längs des Fluſſes Paſcagoula ſich erſtreckende Gegend. Sie iſt mit herrlichem Graſe bedeckt, deſſen Friſche durch einen mit Eichen und Eſchen untermiſchten Fichtenwald beſchützt wird, der nur auf lange Zwiſchenräume von Neubrüchen unterbrochen wird. Sie ſind auf dieſer Seite, wo der Fiſchfang und die Jagd großentheils den Bedürfniſſen der wohlhabendſten Bewohner genügen, nicht ſehr zahlreich. Dieſe Leute beſitzen keine andern Reichthümer, als ihre Heerden und Felder, die ſie aber nicht anbauen mögen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Es erſchien manchmal in Bâton-Rouge, ward aber von Perſonen aus Neu-Orleans dahin verſchleppt.

Vermiſchte Nachrichten.

Ein Gärtner zu Metz iſt auf den Einfall gekommen, ein Kaſtanienreis auf eine Eiche zu pfropfen, und der Verſuch gelang vollſtändig. Dieſe Neuerung kann für die Cultur der Kaſtanienbäume große Vortheile haben, indem man dem zarten Stamme dieſes Baumes die kräftige Wurzel der Eiche zur Stütze geben kann.

Die Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte zu Lyon, welche einen von Matthieu Bonafous gegründeten Preis zu vertheilen hat, ſchlägt für 1859 als Preisaufgabe vor eine „Geſchichte der Seide in allen ihren Verhältniſſen ſeit ihrer Entdeckung bis auf unſere Zeiten."

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 83.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

24 März 1838.

Die Grabhügel und Erdaufwürfe im ruſſiſchen Gouvernement Charkow.

(Von einem Hrn. Paſſek im Ruſſiſchen Journal des Miniſteriums des Innern, September 1837, mitgetheilt.)

Das Gouvernement Charkow liegt zwiſchen 51° 55′ u. 56° 5′ O. L. und zwiſchen 48° 30′ u. 51° 20′ N. B. und hat eine Ausdehnung von 822 Quadratmeilen oder 4,204,720 Deſſätinen. Dieſer ganze Landſtrich iſt von vielen Flüſſen durchſchnitten, von denen die bedeutendſten der Pſiol, die Worskla, der Donez und Aidar ſind; zu den Flüſſen zweiten Ranges werden gerechnet der Charkow, die Lopan und der Udy oder Uday. Alle dieſe kommen aus dem hochgelegenen Gouvernement Kurſk und nehmen ihre Richtung von Norden nach Süden, mit einer Neigung entweder nach Oſten oder nach Weſten. Das rechte Ufer dieſer Flüſſe iſt immer hoch, meiſt ſteil, und beſteht größtentheils aus einem harten Thon, in welchem man hie und da gewaltige Neſter von Sandſtein findet, zum Theil aus einer feſten reinen Kreide, deren Schichten 2 bis 10 und mehr Klafter dick ſind. An einigen Stellen ſind ſie gänzlich entblößt, an andern mit einer angeſchwemmten Schichte von Dammerde bedeckt und mit Gebüſch und Wald bewachſen. In der Richtung gegen Weſten neigt ſich die Höhe des rechten Ufers jedes Fluſſes nach dem linken Ufer des andern hin, und bildet breite Ebenen, welche an einzelnen Orten, namentlich in den Diſtricten von Iſium mit Wald, zum Theil mit Nadelholz, mehr aber noch mit Laubholz bewachſen ſind. Ein ſolcher Strich zwiſchen zwei Flüſſen iſt gewöhnlich von Bächen und tiefen Thälern durchſchnitten, die aller Wahrſcheinlichkeit nach ehemals Flußbetten waren. Solchergeſtalt ſchließt das Gouvernement Charkow vier Hauptſtriche in ſich: den erſten zwiſchen dem Pſiol und der Worskla, den zweiten zwiſchen der Worskla und dem Donez, welcher in der Mitte von der Lopan, dem Uday und Charkow durchſchnitten iſt; den dritten zwiſchen dem Donez und Oskol; den vierten zwiſchen dem Oskol und Aidar, welcher von dem Flüßchen Krasna durchſchnitten iſt. Weſtlich von dem Pſiol und öſtlich von dem Aidar ſind noch zwei bedeutende Striche übrig, von denen der eine an die Gouvernements Kurſk und Poltawa, der andere an das Gouvernement Woroneſh und das Land der doniſchen Koſaken gränzt. Alle die vier Striche, ſo wie das öſtliche und weſtliche Ende, ſind mit Erdaufwürfen bedeckt, die im Lande ſelbſt theils Mogila (Grabhügel), theils Gorodiſchtſche *) heißen.

Die Gorodiſchtſches finden ſich mehr auf dem hohen rechten Ufer der Flüſſe, manchmal gerade über dem ſchroffen Abhang, namentlich einige, welche mehr nach Weſten liegen wie die andern. Noch weiter gegen Weſten gehen die Grabhügel, welche hie und da aufhören und durch kleine, theils einzelne, theils gruppenweiſe beiſammen liegende Gorodiſchtſches erſetzt ſind. Solcher Geſtalt geht dieſes Syſtem von Erdaufwürfen, immer ſchwächer werdend, durch die ganze Breite der Ebene gegen Weſten, wo neben dem niedern oder linken Ufer eines andern Fluſſes bedeutendere Gorodiſchtſches oder Erdaufwürfe, wenn auch in verminderter Höhe, wieder beginnen.

Die größten Grabhügel, die ich bei meinen häufigen Reiſen im Gouvernement Charkow ſah, haben an der Baſis gegen 200 Arſchinen im Umkreis und gegen 15 Arſchinen Höhe; ſolche finden ſich mehr in der Nähe des Oskol und den Diſtricten Kupian und Iſium. Die kleinſten haben nicht mehr als eine halbe Arſchine Höhe, und werden bald unter dem Einfluſſe des Pfluges verſchwinden, welcher manchmal ſelbſt an den höchſten Grabhügeln bis zur halben Höhe hinauf gelangt iſt. Gewöhnlich erheben ſie ſich nur 3 bis 4 Arſchinen über das Niveau des Bodens, und bilden ein faſt regelmäßiges Kreisſegment, das an der Baſis 20 bis 30 Arſchinen im Durchmeſſer hat. Faſt alle beſtehen aus aufgeworfener Erde, die man aus der Nähe genommen hat, haben aber weder Gruben noch Gräben, wovon ſich um die Grabhügel her auch nicht eine Spur zeigt; ſie beſtehen größtentheils von der Spitze bis auf den Grund aus reiner Dammerde, die reichlich mit Salpetertheilchen geſchwängert iſt.

*) Gorodiſchtſche bedeutet eigentlich eine große Stadt; da das Wort aber ziemlich veraltet iſt, ſo wird es ſehr häufig auch für die Ruinen einer großen Stadt oder Feſtung gebraucht. In dieſem Sinne iſt es hier genommen. Wir haben im Titel das Wort mit Erdaufwürfen überſetzt, als dem allgemeinſten Ausdruck für dieſe Ueberreſte des Alterthums.

Wir wollen jetzt eine Ueberſicht des ganzen Landſtriches, namentlich der weſtlichen und öſtlichen Enden geben.

Das weſtliche Ende des Gouvernements iſt reich an Grabhügeln und großen Erdaufwürfen (Gorodiſchtſche); ſie ſind hier von bedeutender Größe; da aber der Landſtrich ſelbſt nicht groß iſt, ſo läßt ſich nur ſchwer ein Syſtem darin entdecken.

Der Landſtrich zwiſchen dem Pſiol und der Worskla iſt gleichfalls reichlich damit verſehen: die Grabhügel ziehen ſich mehr gegen Weſten, auf der abhängigen Fläche von der Worskla nach dem Pſiol hin; die Gorodiſchtſches ſind von bedeutender Größe, und man trifft ſie mehr in der Höhe des rechten oder hohen Ufers der Worskla. Einige davon beſtehen aus runden Erdaufwürfen in Form eines gerundeten Walls; es findet ſich an derſelben meiſt in nördlicher Richtung ein Ausgang, und der ganze Wall umſchließt in Form eines Trichters oder eines abgeſtumpften, mit der Spitze nach unten gekehrten Kegels einen Raum, welcher 3 bis 10 Klafter im Durchmeſſer hat. In der Nähe jedes Gorodiſchtſche ſieht man Grabhügel, und zwar am Eingang ſelbſt zwei längliche, von denen der auf der linken Seite faſt immer eine kleine längliche Grube auf dem Gipfel hat. Manchmal gehen ſtatt der Grabhügel (Kurgan) auf beiden Seiten des Eingangs zwei etwas gekrümmte Wälle aus, welche 40 Arſchinen und darüber lang und mindeſtens 5 Arſchinen hoch ſind. Die Gorodiſchtſches ſelbſt erheben ſich 5 bis 10 und mehr Arſchinen über die Oberfläche des Bodens; im Umkreiſe haben ſie gewöhnlich gegen 110 Arſchinen, einige aber ſind doppelt und dreimal ſo groß; dieſe trifft man jedoch ſelten und vorzugsweiſe auf der hohen, das heißt auf der öſtlichen Seite jedes zwiſchen zwei Flüſſen eingeſchloſſenen Landſtriches.

Die Strecke von der Worskla zum Donez iſt von bedeutender Ausdehnung und faſt in der Mitte von den Flüſſen Uday, Lopan und Charkow durchſchnitten; hier iſt viel Wald und das ganze rechte Ufer des Donez damit bedeckt. Hier bemerkte ich kein eigentliches Syſtem in den Aufwürfen. Am Ufer des Donez ſind zwei Gorodiſchtſches, wovon einer 30 Werſte oberhalb Jſium unter dem Namen des ſaltaniſchen bekannt iſt; in der Nähe desſelben liegen ungeheure Steine, unter denen das Landvolk einen Schatz vergraben glaubt. Ein anderer, in der Nähe der Slobode Saltow, weiter abwärts am Donez führt den Namen dieſer Slobode. Wahrſcheinlich ſind viele mit Wald bedeckt.

(Schluß folgt.)

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

G. Das Flußgebiet in der Provinz Capitanata.

(Schluß.)

Mit dem Verfall des römiſchen Reichs verſchlimmerte ſich die Lage jener Gegenden immer mehr; unter den Normannen wurde der Tavoliere di Puglia Eigenthum der Krone, als königliche Domäne. Alfons von Aragonien, um die Einkünfte zu erhöhen, beabſichtigte die periodiſchen Wanderungen der Heerden von den Bergen zu erleichtern; deßhalb legte er Straßen an, Tratturi genannt, und errichtete Wohnungen an den Ruhepunkten. An die Verbeſſerung des Laufs der Gewäſſer dachte man auch in den ſpätern Zeiten nicht, eben ſo wenig an Anpflanzungen; dieſe wurden ſogar von Seite der Regierung nur ſo weit geſtattet, als es das Bedürfniß der Bewohner nöthig machte. Als Karl III. im Jahre 1734 zur Regierung kam, war bloß die Stadt Foggia von einiger Bedeutung, wo die Adminiſtration des Tavoliere di Puglia reſidirte; ſie war der Sammelplatz der Schäfer. In der ganzen ungeheuren Ebene befanden ſich bloß noch die Gemeinde von Cerignola, 20 Miglien öſtlich von Foggia, und Caſal Trinità, mehr als 30 Miglien öſtlich von Foggia; im Nordoſt am Fuße des Gargano die kleine Stadt Manfredonia, 18 Miglien von Foggia; im Nordweſten Sanſevero 15 Miglien von Foggia, und noch weiter die beiden Orte Torre Maggiore und S. Paolo; im Weſten am Fuße der Berge Lucera, 10 Miglien, und endlich im Süden Bovino, 18 Miglien, und Aſcoli auf einem Hügel, 22 Miglien von Foggia. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als in allen andern Provinzen des Königreichs die Bevölkerung ſich verdoppelte, vermehrte ſich die in den genannten Gemeinden nur unbedeutend. Um den ganz entvölkerten Theil der Ebene, welcher zwiſchen der Carapella und dem Ofanto liegt, in etwas zu bevölkern, gründete Ferdinand I. mit großem Aufwand des Staatsſchatzes die Gemeinden Carapella, Ordona, Orta, Stornara und Stornarella in den ausgedehnten Maſſerien (Beſitzungen), welche früher den Jeſuiten gehört hatten. Allein trotz aller angewandten Sorgfalt, trotz der Fruchtbarkeit des Bodens hat die Bevölkerung dieſer fünf Gemeinden zuſammen niemals mehr als 4000 Einwohner betragen. Ueber dieſe Entvölkerung muß man ſtaunen bei den günſtigen natürlichen Verhältniſſen, unter denen dieſe weite Ebene ſteht. Der Boden iſt fruchtbar; wo Anpflanzungen ſich finden, da iſt die Ernte reichlich. Das Klima begünſtigt aber auch jede Vegetation. Der Boden, der durch die Wirkung der ſengenden Sonnenſtrahlen im Sommer ausgebrannt wird, wird durch die ungeheuren Ausdünſtungen wieder erfriſcht, welche auch durch die Wirkung der Sonne aus dem nahen Meere ſich erheben, und während der Nacht als ſtarker Thau ſich niederlaſſen. Außerdem iſt durch die zahlreichen Flüſſe, welche die Ebene durchſchneiden, die Möglichkeit der Bewäſſerung faſt überall gegeben; wenn auch mehrere derſelben im Sommer arm an Waſſer ſind, ſo kann doch auch das wenige Waſſer von großem Nutzen für den Ackerbau ſeyn. An Brunnen fehlt es in der ganzen Ebene nicht; in der Umgegend von Foggia ſtößt man auf Waſſer in einer Tiefe von 20 Palmen, und an andern Orten darf man nicht einmal ſo weit graben.

Es iſt fürwahr ein trauriger Anblick, wenn man durch dieſe Ebene reiſt: kein Anbau, kein Baum erfreut das Auge des Wanderers, nur Weidegräſer für die Schafe, nicht künſtlich angepflanzt, ſondern wild den Wirkungen der Natur überlaſſen, erblickt man in dieſer Einöde. Zumal wenn man aus der nahen Provinz Terra di Bari herkommt, die nur durch den Ofanto von dem Tavoliere getrennt wird, ſo wirkt der Eindruck des letztern nur um ſo ſtärker. In der Terra di Bari liegen am Ufer des Meers in einer Ausdehnung von 42 Miglien ſieben

bevölkerte Städte; in der zweiten Linie 3 bis 7 Miglien vom Meer entfernt zählt man 16 größere Gemeinden, auch mit zahlreicher Bevölkerung, die Wohnungen gut gebaut und freundlichen Anblicks. Die Felder sind fleißig bebaut, dazwischen Weinberge, Olivenpflanzungen, Gärten mit edlen Obstbäumen, auch Villen, zahlreiche Masserien und Landhäuser; und alles dieß auf einem Boden, der nur zwei Palmen tief fruchtbares Erdreich hat, weiter unten sind Kalklagen. Zudem finden sich im Erdreich eine zahllose Menge kleiner Steine, von welchen bei Anpflanzungen von Getreide und Hülsenfrüchten mit vieler Mühe die größern auf die Seite geschafft werden müssen. Mehr als in irgend einer andern Gegegend des Königreichs ist der Gebrauch des Düngers in der Terra di Bari fast allgemein geworden, und man benützt hiezu vorzüglich das Meergras, das in großer Menge an die Küste getrieben wird; kurz, in dieser ganzen Provinz sieht man, wie der Mensch durch Fleiß auch einem ungünstigen Boden reiche Ernten abgewinnen kann. Wie ganz anders ist es in der Capitanata! Sobald man in der Nähe von Barletta über den Ofanto gesetzt hat, wird man von der Einöde empfangen. Die Hauptstraße nach Cerignola läßt die Salinen am Salpi und Casal Trinità drei Miglien rechts liegen; in der Mitte des Wegs liegt die Poststation S. Cassano, welche in einer schlechten Osterie besteht, die eher zur Aufnahme von Thieren, als von Menschen eingerichtet ist. In der Nähe von Cerignola wird man durch schöne Pflanzungen von Oelbäumen und Reben erfreut, welche durch den Fleiß einiger Bewohner recht gut gedeihen. So wie man aber von Cerignola herauskommt gegen Foggia, muß man wieder eine Einöde von 20 Miglien durchwandern; nur bei der Poststation Passo di Orta stehen einige hohe Pappeln; zwei reichliche Quellen läßt man in der Ebene versumpfen. In der Umgebung von Foggia sieht man einige Vegetation, Oelbäume, Maulbeerbäume, auch Reben. Foggia hat 21,000 Einwohner. In welcher Richtung man aber auch von Foggia reisen mag, überall findet sich dieselbe Einöde, überall dieselbe Entvölkerung, und dieß auf einer Ebene von 800 Quadratmiglien.

Seit vierzig Jahren sind die verschiedensten Vorschläge zur Verbesserung dieses großen Landstriches gemacht worden. Allein ausgeführt wurde bis jetzt keiner derselben. Der gegenwärtige König hat nun von neuem den Plan, den jetzigen Zustand des Tavoliere zu ändern, auffassen lassen; und es handelt sich jetzt vor Allem darum, ob diese Ebene, die noch jetzt Kroneigenthum ist, völlig frei gegeben, und Einzelnen zum Ankauf angeboten werden soll. Was in derselben zur Verbesserung ihrer Lage geschehen soll, darüber ist man einig; allein wer diese Arbeiten unternehmen soll, darüber konnte man sich bis jetzt noch nicht vereinigen.

Ueber den gefrornen Boden Sibiriens.

In der geographischen Gesellschaft von London wurde von dem Viceadmiral Krusenstern eine Abhandlung des russischen Akademikers Baer über diesen Gegenstand mitgetheilt; das Wesentliche daraus ist Folgendes: Man weiß schon lange, sagt Hr. Baer, daß in einem großen Theil Sibiriens der Boden nie ganz frei von Eis ist. Während des Sommers thaut der Boden bis zu einer größern oder geringern Tiefe auf, aber weiter unten trifft man stets auf Eis. Gmelin der Aeltere erzählt in seiner Reise nach Sibirien, daß kurz nach der Gründung der Stadt Jakutsk (unter 62½° N. B.) am Ende des 17ten Jahrhunderts der Boden bis auf eine Tiefe von 91 Fuß gefroren gewesen sey, und man den Plan, einen Brunnen zu graben, habe aufgeben müssen. Viele andere ähnliche Thatsachen wurden von Reisenden um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gesammelt, scheinen aber nicht allgemeinen Glauben gefunden zu haben, denn noch im Jahre 1825 bestritt sie Leopold von Buch als irrig; sie wurden jedoch in unserer Zeit durch die Reisenden Ermann und v. Humboldt bestätigt. Bis ganz vor kurzem wußte man nichts über die Dicke der gefrornen Schicht, vor wenigen Jahren aber versuchte ein Kaufmann zu Jakutsk, Namens Schargin, einen Brunnen zu graben, wollte aber schon die Sache als ganz hoffnungslos aufgeben; Admiral Wrangel überredete ihn jedoch, die Arbeit fortzusetzen, bis er die ganze Eisschicht durchbohrt habe. Dieß geschah, und es wurde ein vollständiges Journal darüber gehalten. Der Brunnen des Hrn. Schargin wurde bis auf eine Tiefe von 382 Fuß ausgegraben; in dieser Tiefe war der Boden sehr locker, und die Temperatur der Erde — ½° R., näher der Oberfläche aber war sie viel niederer und folgendermaßen gestiegen:

Einige Fuß tief . .	— 6° R.	Bei 305 Fuß . .	— 1½° R.
Bei 77 Fuß . . .	— 5° —	Bei 350 Fuß . .	— ½° —
Bei 119 Fuß . . .	— 4° —	Bei 382 Fuß . .	— ½° —
Bei 217 Fuß . .	— 2° —		

Da der Boden schon bei 350 Fuß locker geworden war und die Oeffnung des Brunnens 8 □ Fuß betrug, auch die Arbeit zum Theil während des Winters fortgesetzt wurde, wo die kalte Luft eindrang, so stand wahrscheinlich schon bei 350 Fuß der Thermometer auf dem Gefrierpunkte. Diese ungeheure Dicke von Grundeis beweist, daß Sibirien lange Zeit hindurch unter denselben physischen Verhältnissen sich befunden haben muß, wie jetzt. Bei dem jetzigen Stand unserer Kenntnisse hierüber läßt sich unmöglich bestimmen, wie weit diese Lage von Grundeis über Sibirien hin verbreitet ist. Es ist zu hoffen, fährt Hr. Baer fort, daß in kurzem Messungen der Temperatur bei Jakutsk in verschiedenen Tiefen werden angestellt und Methoden angewendet werden, die Hrn. Schargin nicht zu Gebot standen; auch wäre es sehr wünschenswerth zu untersuchen, bis in welche Tiefe der Boden jährlich aufthaut. Sehr angenehm wäre es mir, und interessant für die Wissenschaft überhaupt, wenn die Londoner geographische Gesellschaft ähnliche Nachforschungen in Nordamerika anstellen lassen wollte.

Nach Verlesung dieser Bemerkungen entspann sich eine lebhafte Discussion, an welcher namentlich die Geologen Murchison, De la Bèche und Ainsworth, so wie der Capitän Back Theil nahmen. Man schien ziemlich allgemein der Ansicht, daß die Versuche zu Jakutsk nicht mit hinreichender Sorgfalt angestellt worden seyen, um zu der Annahme zu berechtigen, daß der Frost bis auf 350 Fuß unter die Oberfläche der Erde dringe; übrigens wurde bemerkt, daß die Angaben des Wachsens der Temperatur im Verhältnisse zu der Entfernung von der Oberfläche ganz mit denen von Arago und v. Buch übereinstimmten.

Chronik der Reisen.

Ausflug nach Neu-Orleans und in das Innere des Staates Louisiana während des Jahres 1834.

(Fortsetzung.)

Fünf und zwanzig Meilen von der Bai von Pascagoula entdeckte ich einen reizenden Ort, wo verirrte Franzosen sich niederließen, als Merville, den Eingang des Mississippi (1699) suchend, vor der Ile aux Vaisseaux ankerte und zur Untersuchung des Festlandes einige seiner Gefährten absandte. Die Abkömmlinge dieser Franzosen bilden heute die Colonie Pascagoula. Einige Meilen von diesem Orte fließt ein Fluß, der von Menschen noch nicht besucht worden zu seyn scheint, und, durch Brombeersträuche und dichtes Gehölz verborgen, fast unbekannt ist. Er heißt Escatappa, entspringt in dem Staat Alabama, ist schiffbar und steht mit dem Flusse Pascagoula in Verbindung. Zwischen diesem und dem Escatappa gibt es reizende Lagen und herrliche Felder. Eine Familie könnte mit 1000 Dollars an den Ufern des Escatappa ein Eigenthum kaufen, mit Hülfe einiger Sklaven in Ueberfluß leben und Ersparnisse machen.

Ich wollte bis in den Norden des Staates Mississippi, in das Land der Tschactas, gehen; allein die Hitze, der Mangel an Schatten und an angemessener Nahrung verursachten den Tod eines meiner Pferde, und der Sklave, der mich begleitete, an Reisen zu Pferd wenig gewöhnt, war außer Stande mir zu folgen. Ich begnügte mich, Nachweisungen über dieses Land einzuziehen. Es ist der Cultur der Baumwolle, des Tabaks und Getreides sehr günstig. Unglücklicherweise fehlt es ihm an Quellen. Einige Fremde wollten sich hier niederlassen; das schlechte Wasser zog ihnen tödtliche Krankheiten zu. Man könnte durch Anlegung von Cisternen ähnlichen Krankheiten zuvorkommen. Die Felder der Tschactas werden um 10 Schillinge der Morgen verkauft. Sie gehören beinahe alle der Regierung, welche die Wilden, die sich nicht in die Gesetze der Vereinigten Staaten fügen wollten, zwang, sich mittelst einiger Zugeständnisse auf das Gebiet der Arkansas zurückzuziehen. Mehrere Familien dieser Wilden, die fern von ihrem Geburtelande nicht leben konnten, kehrten zurück und versprachen der Regierung Gehorsam. Sie bemächtigte sich auch der Ländereien der Chickasaws, der Tschikasas, die im Nordosten des Landes der Tschactas lebten. Sie sind sehr gut, besonders am Tombeckbe, der mitten in diesen Ländereien entspringt, und ihnen, nachdem er seinen Lauf durch eine schöne und fruchtbare Gegend genommen, eine leichte Verbindung mit dem Staat Alabama öffnet.

Genöthigt, den Verlust meines Pferdes zu ersetzen, was mir inmitten der Wälder nicht möglich war, erreichte ich Mobile auf einer ziemlich guten Straße. Diese Stadt liegt in einer sehr malerischen Lage an dem Ufer des Flusses Mobile, 30 Meilen vom mexicanischen Golf, und schwang sich trotz der Vortheile ihrer Lage lange nicht empor. Aelter als Neu-Orleans, blühte sie doch erst seit einigen Jahren auf. Sie zählt jetzt mehr als 6000 Seelen. Ihre breiten und auf jeder Seite von üppigen Bäumen fast ganz beschatteten Straßen gewähren einen höchst angenehmen Anblick. Sie führt einen ansehnlichen Handel mit Baumwolle, die sie mittelst des Alabama und Tombeckbe erhält, — zweier Flüsse, die bis in den Monat Junius (dem Zeitpunkte, wo alle Ernten versendet sind) schiffbar, sich in den Mobile ergießen. Im letzten Jahre belief sich die Anfuhr auf dem Mobile auf 150,000 Ballen. Im Jahre 1885 betrug sie nur 100,000 Ballen. Trotz der Wichtigkeit, welche diese Stadt gewann, sah sie in Verlauf von 1834 doch kein einziges französisches Schiff in ihrem Hafen, während sie vierzehn englischen und amerikanischen Schiffen Ladungen lieferte. Der Fluß Mobile bietet den Schiffahrern allerdings eine große Unbequemlichkeit; er ist nämlich an seinem Verbindungspunkte mit der Bai von Mobile durch eine Barre gesperrt, die nur sechs oder sieben Fuß Wasser hat, und die großen Schiffe nöthigt, in der Bai von Mobile Anker zu werfen; diese Unbequemlichkeit wird aber durch das Hinderniß aufgewogen, das sie der Desertion ihrer Matrosen in den Weg legt. Der Ankerplatz in der Bai von Mobile ist sehr sicher; er wird bei seinem Eingange durch ein Fort beschützt. In der Nähe eines von den Amerikanern Dog (Hund) benannten kleinen Flusses, zwei Lieues von Mobile, errichtete man kürzlich eine sehr interessante Fabrik; sie bereitet aus dem Samen der Baumwollenstaude Oel, wovon die Gallone einen Dollar kostet, und das dem Wallfisch-Oel, wovon man die Gallone zu 1½ Dollar verkauft, vorzuziehen ist. Das aus dem Baumwollenkorn bereitete Oel ist gut bei Speisen zu gebrauchen. Der Rückstand dieses Korns ist vortrefflich zur Mästung von Pferden, Kühen und andern Thieren. Diese Fabrik wird den Staaten Alabama und Louisiana eine Ersparniß von 400,000 Dollars jährlich verschaffen. In Natchez, im Staate Mississippi, baute man eine ähnliche Fabrik. Die Umgegend von Mobile ist mannichfaltig, äußerst malerisch, und mit Cypressen, Eichen, Stechpalmen und besonders Fichten bedeckt.

Die Stadt ist manchmal den Verwüstungen des gelben Fiebers ausgesetzt, das, wie man sagt, von Morästen veranlaßt wird, die sich hinter einem der Stadtquartiere befinden. Werden einmal angemessene Austrocknungen veranstaltet, dann wird sie wahrscheinlich nicht mehr ungesund seyn. Eine Lieue von Mobile, auf einer Anhöhe, Namens Spring-Hill, wo diese traurige Krankheit niemals ausbrach, ward im Jahre 1832 von dem Bischof Portier ein großes Collegium erbaut; mehr als 150 Zöglinge sind bereits seiner Leitung anvertraut. Das Collegium von Spring-Hill bezeugt die Fortschritte des Staates Alabama. Sie sind überraschend. Seine Bevölkerung, die sich 1810 nur auf 10,000 Bewohner belief, bestand 1820 aus 127,901 Bewohnern. Im Jahre 1830 erhob sie sich auf 309,507, nämlich 190,406 Weiße, 117,549 Sklaven und 1572 freie Schwarze. Der Staat Alabama besitzt jetzt eine bedeutende Anzahl Städte; die beträchtlichsten sind Mobile, Montgomery, Tus-Caloosa, Florenz, Tus-Cumbia und Huresville.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 26** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Auszug aus dem Beharistan, d. h. Frühlingsgarten Dschami's. Mitgetheilt von Freiherrn v. Hammer-Purgstall. — Das neuere französische Drama. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 5 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 84.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

25 März 1838.

Braſilianiſche Zuſtände.

(Nach ungedruckten geſandtſchaftlichen Berichten mitgetheilt von Tieck.)

Die Fremden in Braſilien.

Obgleich die Ausländer oft mit großen Anſprüchen und übertriebenen Hoffnungen nach Braſilien kommen, ſo finden ſie doch dort gewöhnlich eine gaſtfreundliche Aufnahme, wenn ihnen die Eingebornen in der Regel auch eigennützige Abſichten unterlegen. Empfängt man ſie manchmal mit Zurückhaltung und ſelbſt mit einem eignen Vorurtheil, ſo kommt das wohl daher, weil man ihre Satyre und ihre ſpöttiſchen Vergleiche fürchtet, die ſie zwiſchen Braſilien und Europa zu machen pflegen, und dann, weil man hier eine Reiſe nach Amerika einigermaßen für die Unternehmung eines Abenteurers hält.

Die Braſilianer ſind immer gut von Allem unterrichtet, was über ihr Land in Europa publicirt wird. Die Verfaſſer ſolcher Schriften erzählen, nachdem man ſie in Braſilien mit Freundlichkeit und Güte behandelt hat, bei ihrer Rückkehr nach dem Vaterlande eine Menge von Lügen und Fabeln, welche ihnen oft abſichtlich von ihren eigenen Landsleuten in Braſilien aufgebürdet wurden. Die Wirkung ſolcher falſchen Urtheile und Relationen iſt, wie natürlich, für die Fremden dann höchſt ungünſtig.

Zur Zeit der Errichtung eines Fremden-Corps, die man anfangs unter dem Namen von Coloniſten hier einführte, räumte der Major Schäffer, der berüchtigte Werber, die Zuchthäuſer des nördlichen Europa's und verbreitete dieſen Auswurf der Menſchheit in Braſilien, ſo daß Indisciplin und Unordnungen aller Art die Elemente dieſer neuen Einrichtung waren. Etwas ſpäter brachten die ſchlechterfüllten Verſprechungen der Regierung das ohnehin ſchon demoraliſirte Corps vollends zur Verzweiflung, das nun aufhörte, eine Stütze des Throns zu ſeyn. Die ſchamloſeſten Glücksritter waren Fremde, die ekelhafteſten, widerſpänſtigſten Bettler auf den Straßen von Rio de Janeiro ebenfalls. Dieſe eben ſo ſchmähliche, als gefährliche Bevölkerung hat ſich indeſſen verlaufen, und die ehrenwerthen Ausnahmen einer faſt allgemeinen Verworfenheit haben eben ſo den Sieg über Widerwärtigkeiten und Noth, wie über das böſe Beiſpiel davon getragen.

Die Hauptzahl der Ausländer in Braſilien bilden die Engländer, Nordamerikaner, Franzoſen und Deutſchen; die Portugieſen dürften nicht hiezu zu rechnen ſeyn, da ſie in zu naher Verwandtſchaft zu dem Lande ſtehen. Spanier und Italiener gibt es hier nur wenige.

Im Jahre 1807, unmittelbar nachdem die braſilianiſchen Häfen ſich dem fremden Handel öffneten, benutzten mehrere engliſche Kaufleute, vornehmlich ſolche, die in Verbindung mit Portugal ſtanden, dieſe Gelegenheit bis zu der Zeit der franzöſiſchen Invaſion. Eine kleine Anzahl dieſer Kaufleute exiſtirt noch in Braſilien; viele aber ſind ſchon geſtorben oder haben ſich nach England zurückgezogen, während ihre hieſigen Etabliſſements gegenwärtig von ihren Aſſociés oder von ihren Commis geführt werden. Viele Handlungshäuſer haben ſich in den letzten dreißig Jahren gebildet. In Folge der außerordentlichen Vermehrung der Einfuhr und Ausfuhr von engliſchen Waaren und braſilianiſchen Producten entſtehen jährlich gewöhnlich drei bis vier neue Etabliſſements. Diejenigen, die dieſe Etabliſſements leiten, ſind gemeiniglich nur einfache Agenten der Fabricanten, welche junge, in ihren Werkſtätten in England gebildete Leute hieher ſchicken; oder es verbinden ſich dieſe Häuſer auch mit Männern, welche die braſilianiſchen Märkte kennen, und die ſie dann als gewöhnliche Commiſſionäre benützen. Man ſieht hieraus, daß die meiſten der engliſchen Kaufleute in Braſilien nur beſoldete Agenten von großen, in England etablirten Handlungshäuſern ſind, und indem ſie ſo nur geringes Intereſſe an den Unternehmungen dieſer Häuſer haben, kann man ſie in nichts mit wirklichen Handelsherren oder Bankiers von Europa vergleichen. Unter ſo beſchränkten Verhältniſſen findet man in dieſer Claſſe auch nur größtentheils Individuen aus der Zahl der Manufacturiſten, die in ihrem Vaterlande eben kein großes Anſehen genießen dürften. Man muß unter ihnen nicht junge Leute von feiner Bildung und gutem Ton ſuchen, und noch weniger den aufgeklärten Londoner Negocianten, der ſeinen Sitz im Parlament oder im geheimen Conſeil einnimmt. Für die Führung der hieſigen Geſchäfte genügt Rechtlichkeit, geſunder

Menſchenverſtand und Bekanntſchaft mit den Eigenthümern der braſilianiſchen Magazine. Dieſe letztern ſind beinahe durchweg die unwiſſendſten, verächtlichſten, treuloſeſten Menſchen, die zudem noch einem ekelhaften Cynismus ergeben ſind. Leider finden ſie unter den Fremden Nachahmer und verleiten die Jugend zu beklagenswerthen Verirrungen. Unter den engliſchen Kaufleuten zu Rio de Janeiro herrſcht viel Neid und Eiferſucht, auch iſt es nicht ſelten, daß die Chefs der Handlungshäuſer ihre Commis und Untergebenen mit vieler Härte und Tyrannei behandeln. Die Engländer beſitzen in Rio de Janeiro neun oder zehn große Handlungshäuſer. Die dortige engliſche Bevölkerung beläuft ſich auf ungefähr 500 Individuen, ohne die Handwerker, Händler und Krämer dazu zu zählen. Im Ganzen beſtehen dort gegen fünfzig Handlungsetabliſſements dieſer Nation; mehrere von ihnen haben noch nebenbei Comptoirs in den nördlichen und ſüdlichen Häfen Braſiliens.

Die Nordamerikaner werden allmählich immer mehr die Nebenbuhler der Engländer. Ihre Speculationen in Kaffee ſind enorm und werden von Tag zu Tag bedeutender. Auch liefern ſie alles Mehl, was in Rio zum Speiſebrod verbacken wird, und ſchicken ſeit einigen Jahren ganze Schiffsladungen von Eis hieher. Ueberhaupt wetteifern ſie in jeder Hinſicht mit den Engländern.

Die Franzoſen haben in Rio de Janeiro eine der innern Straßen in Beſitz, wo man faſt nur ausſchließlich Franzöſiſch ſprechen hört. Ein Magazin reiht ſich an das andere, und man findet darin alle Luxusartikel, Bijouteriewaaren, Toiletten-, Modeartikel u. dgl. Im Ganzen iſt dieſe Bevölkerung, deren vorhergegangenes Leben in Europa eben nicht das rühmlichſte war, nicht ſehr achtungswerth. Der größte Theil derſelben huldigt den exaltirteſten republicaniſchen Grundſätzen, führt einen unmoraliſchen Lebenswandel, nimmt Theil an allen Unruhen und iſt in der Wahl der Mittel, ſich zu bereichern, eben nicht ſehr gewiſſenhaft. Doch gibt es auch unter ihnen Ausnahmen, deren ſich ihre Landsleute in Europa nicht zu ſchämen brauchen. Die Meiſten haben ſich entſchloſſen, nicht mehr in ihr Vaterland zurückzukehren. Einige ihrer unruhigſten Köpfe haben dem braſilianiſchen Journalismus die zügelloſe Heftigkeit eingeimpft, die ſich immer mehr und mehr bemerkbar macht.

Die Franzoſen finden ſich in allen braſilianiſchen Seeſtädten, dringen aber nicht ins Innere des Landes, wo der Luxus noch nicht Wurzel gefaßt hat. In Rio de Janeiro leben gegen 4000 dieſes Volks, haben dort aber kaum vier oder fünf bedeutende Handlungshäuſer.

(Schluß folgt.)

Die Grabhügel und Erdauswürfe im ruſſiſchen Gouvernement Charkow.

(Schluß.)

In der Ebene ſind die Gorodiſchtſches ſelten und nicht groß. Die Kurgane ziehen ſich mehr längs der Höhen hin, oberhalb der Thäler und Schluchten, und bilden gleichſam eine Kette von Wachtpoſten. Sie ſind alle von mittlerer Größe, und viele durch den Pflug dem Boden faſt gleich gemacht, ihre Anzahl iſt aber trotz dem, daß weite Strecken mit Wald bewachſen ſind, ſo bedeutend, daß man auf dem ganzen Strich einige Tauſend zählen kann. Am rechten Ufer des Fluſſes Uday, 8 Werſte von Charkow, nahe an dem Dorfe Babai iſt ein Gorodiſchtſche, der ſeinem Bau und ſeiner Lage nach nicht gleichzeitig mit den übrigen Erdauswürfen dieſes Landſtrichs ſeyn kann, und wahrſcheinlich von einem andern Volke errichtet wurde; man hat bemerkt, daß er ſchon von ſehr alter Zeit her mit Wald umgeben war, und er hat auch keine Erdauswürfe am Eingang wie die übrigen; er iſt am Berge oder dem hohen Ufer des Fluſſes angelegt, und perpendiculär gegen den Fluß führen zwei Gräben, ſo daß die daraus gewonnene Erde beinahe zwei gerade Wälle deſſelben Gorodiſchtſche bildet. Auf dieſe Weiſe iſt es von Norden und Süden durch Wall und Graben geſchützt, gegen Oſten durch das ſteile Ufer und den Uday, gegen Weſten durch einen Graben, der jetzt ausgebnet iſt, ſo daß ein Weg hindurch führt; ſeine Länge im Innern beträgt gegen 12 Klafter, die Breite etwas weniger. Gegen Süden an dem abhängigen Ufer ſtehen noch zwei Befeſtigungen, aber von minderer Größe damit in Verbindung.

Dreißig Werſte gegen Weſten, am Laufe des Kolomak, beginnt eine ganze Kette von Kurganen und Gorodiſchtſchen, womit beide Ufer des Fluſſes eingeſchloſſen ſind; das rechte und hohe Ufer iſt mehr mit ungeheuren Gorodiſchtſchen bedeckt, das linke iſt beſonders reich an Kurganen, die ſich ganz ſyſtematiſch bis in das Gouvernement Poltawa hineinziehen. Auf dieſer Strecke findet man in den Kurganen Geld und verſchiedene Geräthe, die, namentlich die letztern, ziemlich ſpäten Zeiten angehören. Vor einigen Jahren unterwuſch das Waſſer einen Theil des rechten Ufers des Donez, und zerſtörte damit zugleich einen Theil eines Kurgans, worin ſich eine ſäbelartige Waffe fand; dieſe Waffe aber fiel in die Hände eines Bauern, und man weiß nicht, wo ſie hinkam.

Der Landſtrich zwiſchen dem Oskol und Donez ſchließt gleichfalls eine Menge Gorodiſchtſches und Kurgane in ſich. Das rechte Ufer des Oskol, das aus einer kreideartigen, zum Theil entblößt liegenden Schicht von 10 bis 20 und mehr Klaftern Höhe beſteht, iſt von Gorodiſchtſchen und Kurganen von dem Gouvernement Kurſk bis zu dem von Jekaterinoslaw eingeſchloſſen. An dieſem Fluſſe findet ſich ein hoher Erdauswurf, der unter dem Namen des Kurgans von Iſium bekannt iſt. Jenſeits deſſelben, dem ganzen von Thälern und Schluchten zerriſſenen Ufer entlang, folgt eine ununterbrochene Kette von Gorodiſchtſchen und Kurganen auf der ganzen Breite dieſes Landſtriches. Die merkwürdigſten Gorodiſchtſchen ſah ich im Kreiſe von Kupjan, nahe am Oskol. Einer derſelben, welcher an der Baſis über 350 Arſchinen im Umkreiſe hält, hat drei Ausgänge gegen Weſten, und der innere Raum iſt 60 Arſchinen lang, wird weiter abwärts allmählich enger, ſchließt aber immerhin einen ziemlich bedeutenden Raum ein. Die drei Eingänge ſind rechts und links durch vierfache Wälle vertheidigt, die eigentlich mehr einem ungeheuren lang geſtreckten Körper gleichen, der von drei unregelmäßigen und nicht ſehr tiefen Wällen

durchschnitten ist. Außerdem finden sich hier noch andere Aufwürfe und ein etwas gekrümmter Wall. Nicht weit davon findet sich ein zweites Gorodischtsche von gewöhnlicher Form und Größe; in der Ferne sind Kurgane zerstreut. Von dem Gorodischtsche herab, der sich mehr als 12 Arschinen über das Niveau des Bodens erhebt, übersieht man jenseits des Flusses Oskol die Steppe auf viele Meilen weit.

Vom Oskol westwärts senkt sich allmählich die Ebene, und das System der Gorodischtschen wird schwächer; fast in der Mitte dieses Landstrichs fließt der Burluk, jenseits dessen die Kurgane seltener werden; wie man sich aber dem Donez nähert, nehmen sie wieder an Umfang und Menge zu. Zwanzig Werste vom Donez ist das Dorf Mogilnaja, welches seinen Namen von der Menge der hier befindlichen Gräber (Mogila) und Gorodischtschen erhalten hat; die einen wie die andern aber sind nur von mittlerer Größe.

Das linke Ufer des Donez ist, wie das aller hiesigen Flüsse, nieder und sandig; bis ins vorige Jahrhundert hinein soll es mit ungeheuren Wäldern bedeckt gewesen seyn. Hier grub ich viele Kurgane auf und fand meistens in der Mitte ihrer Höhe versteinerte Pferdezähne und etwas tiefer Scherben von Theegefäßen von alter Stuccaturarbeit. Außerdem fand ich in zwei Kurganen menschliche Kinnbacken und einen Theil eines Kinnbackens von einem ungewöhnlich großen Wildschwein; Knochen von Bildaken (?) finden sich fast in jedem Kurgan. Auf einem Gute der Gräfin Jwelitsch wurde durch den Pflug ein Krug zu Tage gefördert, aber leider auch durch den heftigen Stoß desselben so zertrümmert, daß sich nichts Bestimmtes mehr darüber angeben ließ.

So reich die Strecke vom Oskol zum Aidar auf dem linken Ufer des letztern Flusses an Kurganen und Gorodischtschen ist, so arm ist sie gegen Osten. Im Kreise Starobielsk sind die Kurgane sehr selten und zum Theil von ungewöhnlicher Form. Hier findet man in den Gräbern und Garodischtschen verschiedene Münzen, und die Leute kommen vom Don und andern Orten her, um Schätze aufzusuchen. Diese Schätze wurden hier wahrscheinlich in späterer Zeit von den Haidamaken niedergelegt, welche von ihren Wohnungen am Dnepr nach den großen, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Neurußland vorgefallenen Umwälzungen hieher flohen; sie fanden hier fruchtbare, obwohl öde Gegenden, und zogen von hier auf Raub und Plünderung aus; Geld und werthvolle Sachen verbargen sie unter der Erde, wo sie noch manchmal den Sucher lohnen. Das östliche Ende des Gouvernements vom Aidar nach dem Don zu zeigt sich sehr arm sowohl an Gorodischtschen als an Kurganen. In das Land der donischen Kosaken kam ich nicht.

Auf den Strecken zwischen der Worskla und dem Donez, so wie zwischen dem Donez und dem Oskol, finden sich Bildsäulen, die hier Baba genannt werden. Manchmal stehen sie auf der Höhe der Kurgane, wie z. B. auf der Straße von Charkow nach Tschugujew; alle sind aus hartem Sandstein gemacht und stellen theils Männer, theils Frauen vor; die männlichen Bildsäulen sind meist größer als die weiblichen und roher gearbeitet, einige derselben haben 3, ja 4 und 5 Arschinen Höhe. Sie sind zum vierten, ja wohl bis zum dritten Theil in die Erde eingegraben. Alle, die ich sah, waren unbekleidet; bei einigen Männern und vielen Frauen sah man Sensen; bei andern Frauen bemerkt man auf dem Korfe ein Putzwerk, wie es die Weiber im Gouvernement von Tula und die Tscheremissinen tragen.

Es ist unbekannt, wo die ersten kleinrussischen Ansiedler diese Statuen fanden; wurden sie nicht von Tataren und andern Völkern beschädigt? wie viele waren früher im Lande und wie viele wurden aus dem jetzigen Neurußland herüber versetzt? Man weiß bloß, daß die Bildsäulen, welche jetzt auf den Kurganen dieses Gouvernements stehen, auf dem Felde gefunden wurden und statt der Gränzpfähle dienten. In dem Kreise von Charkow, auf dem Gute einer Frau Schidlowska, zählt man über 60, sie wurden aber alle aus Neurußland herüber gebracht und durch Verzierungen und manche Aenderungen verunstaltet. In Charkow finden sich viele solche Statuen in Privatgärten. Haben nun diese Statuen einen Bezug auf die Kurgane? Welchem Volke gehörten sie ursprünglich an? Zu welchem Ende wurden sie errichtet? Alles dieß ist bis jetzt unbekannt. In diesen Gegenden lebten und nomadisirten so viele Völker, die nach Europa zogen, oder wieder nach Asien zurückkehrten: Slawen, Tataren, Polowzen, Petschenegen, Chasaren, Ungarn, Awaren, Hunnen und Skythen; alle diese lebten auf diesen Einöden, oder zogen darüber hin. Welchem von diesen Völkern gehören nun die Bilder, die Kurgane und alle die Erdaufwürfe an, die in so bedeutender Zahl und Größe sich hier finden? Diese Frage kann erst nach weitern, allgemeinern und gründlichern Forschungen beantwortet werden.

Chronik der Reisen.

Ausflug nach Neu-Orleans und in das Innere des Staates Louisiana während des Jahres 1834.

(Schluß.)

Montgomery liegt auf dem linken Ufer des Alabama, zu Lande 190 Meilen von Mobile, in einer fruchtbaren und gesunden Gegend, wo sich reiche Pflanzer von Carolina und Georgien niederließen, und versendet viele Baumwolle nach Mobile. Die Bevölkerung Montgomery's beträgt mehr als 2000 Seelen. — Tus-Caloosa, Hauptstadt von Alabama, in einer schönen Lage auf dem linken Ufer des Black-Warrior, macht reißende Fortschritte, und zählt bereits einige ziemlich bedeutende Gebäude. Die Bevölkerung von Tus-Caloosa beträgt 2000 Seelen. — Florenz und Tus-Cumbia sind noch nicht bedeutend; sie werden aber wegen ihrer Nähe am Flusse Temessa, von dem sie nur eine oder zwei Meilen entfernt sind, bald sehr handeltreibend werden. Man legte vor einiger Zeit eine Eisenbahn von Tus-Cumbia an den Temessa an. Eine andere Eisenbahn soll bald von derselben Stadt nach Marathon, zehn Meilen oberhalb der unter dem Namen Muscle Shoals bekannten Untiefen gehen, die drei Meilen lang sind, und eine Breite haben, die von einer halben bis zu drei Meilen wechselt. Diese äußerst seichten Untiefen werden an gewissen Stellen von Vertiefungen durchschnitten, welche Fälle bilden, und in diesem Theil des Flusses Temessa die Schifffahrt schwierig und höchst gefahrvoll machen. —

Huresville, zehn Meilen vom Temessa, ist mit herrlichen Baumwollen-Pflanzungen und einer ihrer Schönheit wegen, besonders in der Richtung von Tus-Cumbia, merkwürdigen Gegend umgeben. Diese Gegend wird bald durch einen Canal belebt werden, der, den Temessa mit dem Coosa verbindend, die Communication mit dem Alabama herstellen soll. Ein anderer Canal soll von Marathon nach Bainbridge *) gegraben werden. Er wird die Hindernisse entfernen, welche der Schifffahrt auf dem Temessa entgegenstehen. Zwei andere Canäle sollen Verbindungen zwischen dem Tennessee, Tombeckbe und dem Black-Warrior herstellen: der eine wird bis nach Tus-Caloosa gehen, der andere in die Nähe von Columbus, einem Städtchen im Staate Mississippi, kommen.

Eine Congreßacte von 1828 gab dem Staat Alabama 400,000 Acres öffentlicher Ländereien, um ihn in Stand zu setzen, die zur Beschiffung der Flüsse Tallapoosa, Coosa und Cahawba, die in den Alabama fließen, nothwendigen Arbeiten ausführen zu lassen. Unglücklicherweise reichte der Ertrag dieser Ländereien nicht zu.

Baumwolle und Mais sind die Haupterzeugnisse des Staates Alabama. Man baut Getreide, aber in geringer Quantität und nur im Norden. Bei Mobile, an den Flüssen Perdido, Conecuh-Pea, Choctawhatcha und Chattahoochee, welche verschiedene Grafschaften im Süden dieses Staates bewässern, kann man mit Erfolg Zuckerrohr pflanzen. Reis und Indigo gedeihen gut auf den Ländereien, die in der Nähe des Golfs von Mexico liegen. Auch alle Obstbäume gedeihen in dem Staat Alabama vollkommen. Er enthält Gold-, **) Steinkohlen-, ***) und Eisen-Minen, †) und fängt an, Salz in ziemlich reichlicher Menge zu liefern.

Es ist traurig, daß die Franzosen, die 1815 so vortheilhafte Zugeständnisse im Staat Alabama erhielten, und eine heutzutage unter dem Namen „Grafschaft Marengo" bekannte Colonie gegründet hatten, nicht mehr Ausdauer besaßen. Die Grafschaft Marengo, von dem Tombeckbe und verschiedenen kleinen Flüssen bewässert, liegt in einer sehr schönen Lage. Die von den Officieren Napoleons verlassenen Ländereien wurden von Amerikanern gekauft, und erlangten in ihren Händen einen beträchtlichen Werth.

Ich wollte meine Reise nicht endigen, ohne die Gegend zwischen Mobile und den Floridas durchwandert zu haben. Ein Dampfboot, das wenige Augenblicke, nachdem ich es verlassen, in die Luft flog, führte mich nach Blakeley, einem Dorf auf dem linken Ufer der Bai von Mobile. Wenn die Eigenthümer der Ländereien, welche dieses Dorf umgeben, sie um billige Preise hätten verkaufen wollen, so genössen sie der Wohlfahrt, welche jetzt Mobile bereichert. Ehe sie sich fest niederließen, hatten amerikanische Speculanten, denen es seine Vergrößerung verdankt, einige Bauten in Blakeley begonnen, und für diese Ländereien vortheilhafte Anerbietungen gemacht. Verdrießlich geworden durch die übertriebenen Forderungen, verließen sie Blakeley, und gaben Mobile einen Impuls, der es bald unter die Zahl der großen Städte erheben wird.

Blakeley ist in einer reizenden, malerischen Lage, umgeben von Quellen und herrlichen Bäumen. Die Gegend zwischen Blakeley, der Bucht von Mobile und Pensacola ist mit Tannen bedeckt. Sie wird von zahlreichen Quellen und Bächen bewässert, deren Ufer mit Eichen, Stechpalmen, Cypressen, Weiden und Magnolien bedeckt sind. Sie könnte Mais, Hafer und Obst hervorbringen; bedeckt mit herrlichem Grase, könnte sie auch ohne Anbau den Reichthum der trägen Grundbesitzer ausmachen.

Die Gränzen des Staates Alabama erstrecken sich von der Küste von Pensacola bis zum Flusse Perdido. Sie sind durch eine Insel bezeichnet, deren alterthümliche Bäume, bis in das Wasser reichend, den Perdido beschatten, und auf der einen Seite zu Alabama, auf der andern zu den Floridas gehören. Ich sah wenig reizendere Lagen, als die Ufer des Perdido's. Sie müssen nothwendig die Bewohner an denselben bereichern. Der Perdido verbindet die Bai von Mobile mit dem Golf von Mexico, und ist für kleine Fahrzeuge schiffbar. Trotz all dieser Vortheile ist diese Gegend gänzlich unbevölkert. Von Blakeley nach Pensacola begegnete ich, auf einer Strecke von 26 Lieues, nur einem armen Sklaven, der, mitten in den Wäldern allein, zur Nahrung nur Mais und zur Gesellschaft nur Pferde hatte, die zum Dienst eines Wagens bestimmt sind, der die Briefe von Mobile nach Pensacola bringt. Ich glaubte meine Reise dadurch, daß ich diesen Wagen bestieg, zu beschleunigen; doch ich täuschte mich. Einige Meilen von dem Orte, wo ich es genommen hatte, mußte man auf einer, aus nebeneinander gelegten, unverbundenen Bäumen gemachten Brücke über einen Waldstrom fahren. Diese Bäume geriethen durch einige Anstrengungen der Vorderpferde, die ins Wasser fielen, in Unordnung; die Hinterpferde wichen erschreckt zurück, und hielten glücklicherweise den Wagen auf. Ich und zwei Reisende, die mich begleiteten, waren daher genöthigt, unserem Führer behülflich zu seyn, seine Pferde aus dem Wasser zu ziehen, und die Hälfte der Bäume wegzunehmen, welche die Brücke bildeten, worauf wir sie wieder herstellen mußten. Nach einigen Unfällen, die auf einer Straße, wo man sich nicht die Mühe gab, die Bäume, welche einem Wagen im Wege stehen, zu fällen, unvermeidlich sind, gelangte ich nach Pensacola. Beinahe alle seine Häuser verfallen. Seine Bevölkerung beträgt heutzutage nur ungefähr 1200 Seelen. Diese Stadt wurde von den Spaniern, die daselbst lebten, verlassen, und wird nur von den Marinebeamten und einigen Kaufleuten bewohnt. Dennoch ist Pensacola, vermöge seiner Lage, vermöge seines Hafens, des besten unter allen Häfen des Meerbusens von Mexico, in Zukunft zu einem wichtigen Platze bestimmt. Mehrere Pläne, mit denen man sich zu beschäftigen scheint, führen vielleicht in kurzem viele Speculanten dahin. Es ist im Werk, einen Canal von der Bai von Mobile nach Pensacola anzulegen. Auch spricht man von einer Eisenbahn, die von Pensacola bis an den Fluß Choctawhatcha, in der Richtung von Columbia, gehen sollte. Werden diese Pläne ins Werk gesetzt, dann könnte Pensacola, indem es einerseits leichte Verbindungen mit den westlichen Staaten hat, und andererseits die Erzeugnisse Georgiens erhält, eines Tages eine Nebenbuhlerin von Neu-Orleans werden.

*) Eine kleine Stadt an den Ufern des Tennessee, bei Tus-Cumbia.
**) Im Nordosten.
***) Bei Tus-Caloosa.
†) Im Norden.

Hr. Orgesson, ein geborner Schwede zu Helsingfors, hat in Finnland einen Apparat erfunden, um den Torf so hart und kompakt zu machen wie Steinkohlen: er brennt auf diese Weise sehr leicht, ohne Flackern, gibt eine reine, helle Flamme, und verbreitet so viel, wo nicht mehr Hitze als die Kohle. Hr. Orgesson hat in Gegenwart des Publicums in weniger als 20 Minuten 4000 Pfund Torf aus den Torfgruben von Hallarö auf diese Weise kompakt gemacht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 85.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

26 März 1838.

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

1. Das Flußgebiet des Sele.

Der Sele erhält ſein Waſſer von einer ausgedehnten Gebirgskette, welche zum größten Theil in der Provinz Principato Citeriore und zum kleineren Theil in der Baſilicata gelegen iſt. Vier Hauptflüſſe kann man an ihm unterſcheiden, in welche viele Nebenflüßchen ſich ergießen. Einige derſelben kommen von der langen Gebirgskette her, welche ſich von Nuſco bis Carmine di Avigliano und dann bis zu den Monti di Sirino in der Nähe von Lagonegro erſtreckt, und andere ſtrömen von den Nebenzweigen des Gebirgs herab. Der erſte Hauptfluß, welcher von ſeinem Urſprung an den Namen Sele (der Silaris der Alten) hat, entſpringt aus einer ſehr reichlichen Quelle in der Nähe der Gemeinde Caposele am Abhang des Bergs Paſtagone. Das Thal deſſelben iſt bis zu dem Zuſammenfluß mit dem Tanagro zwiſchen hohen Bergen eingeſchloſſen, läuft von Norden nach Süden und hat ein gemäßigtes Klima.

Drei große Bergbäche, welche aus der Gegend von Muro, Avigliano und Tito kommen, bilden den zweiten Hauptfluß, welcher den Namen Pintano hat, und dieſen in den Namen Bianco ändert nach dem Zuſammenfluſſe des andern großen Bergbaches Landro, welcher aus der Nähe von Pietrafeſa kommt. Auch die Thäler dieſer Bergpäſſe werden von hohen Gebirgen eingeengt; zugleich zeigt der Lauf derſelben den Zug der Gebirge, welche von Nuſco und Caposele ausgehend ſich gegen Oſten erſtrecken bis zur Spitze Carmine di Avigliano, dann ſich gegen Südweſten zum tyrrheniſchen Meere wenden.

Der Fluß Tanagro, welcher auf der weſtlichen Abdachung der Monti di Sirino entſpringt, iſt der längſte unter den vier Hauptflüſſen, welche den Sele bilden. Sein Thal, das von Südoſt nach Nordweſt läuft, und den Namen Valle di Diano hat, bildet eine Ebene in einer Länge von 20 Miglien von Caſalnuovo bis zum Monte Sareone, und in einer Breite von drei Miglien. Zwiſchen dieſem Thal und dem tyrrheniſchen Meere lagert ſich eine weite Gebirgsgegend, deren äußerſte Spitze im Weſten die Punta di Licoſa bildet. Da, wo dieſe Gebirgsgegend die größte Breite hat, iſt ſie von dem Thal des Calore durchſchnitten, welcher der letzte von den vier Hauptflüſſen des Sele iſt. Von der Höhe derſelben fließen viele Flüßchen ins Meer, von denen die bedeutendſten ſind die Noce, der Buſento, der Trivento, der Lambro und der Alento.

In einer Entfernung von zwölf Miglien vom Meere breitet ſich das Thal des Sele in eine weite Ebene aus, in welcher der Sele die nördliche Seite der Berge beſpült. Wenn der Sele den Calore aufgenommen hat, ſo durchſchneidet derſelbe die andere ausgedehnte Ebene, welche zwiſchen der Mündung des Soloſrone und der Stadt Salerno am Ufer des Meers ſich hinzieht. Dieſe beiden Ebenen enthalten einen Flächenraum von 120 Quadratmiglien.

Dieſe ganze Gegend, welche am Ufer des Meeres durch ihr Klima der Vegetation höchſt günſtig wäre, und zum größten Theil bewäſſert werden kann, iſt dem verpeſtenden Einfluß der ſtehenden Waſſer ausgeſetzt. Der ſüdliche Theil zwiſchen dem Soloſrone und Sele, wo ehemals die berühmte Stadt Peſtum blühte, iſt jetzt eine von Einwohnern völlig entblößte Einöde. Längs des Meeresufers ſieht man ausgedehnte Sümpfe, und das klare Waſſer des Flüßchens Capo di Fiume, welches die Ruinen von Peſtum beſpült, verwandelt die niedern Felder, die es durchſchneidet, in Sümpfe. Die nächſten Gemeinden ſind die von Capaccio, Credita und Ogliaſtro; ſie liegen ſämmtlich auf den Bergen und haben eine Bevölkerung von nicht 4000 Seelen. Der andere Theil der Ebene zwiſchen dem Sele und dem Tuſciano iſt gleichfalls entvölkert; längs des Meeresufers hinter der Düne breiten ſich Sümpfe aus und verpeſten die Luft; auch andere niedere Theile ſind verſumpft, obgleich man ihnen leicht einen Ablauf in die Flüſſe und das Meer geben könnte. In dieſem Theile befindet ſich bloß die Gemeinde von Eboli, an dem Fuß eines kleinen Hügels, mit etwa 5000 Einwohnern. Aus denſelben Gründen iſt auch der nördliche Theil der Ebene zwiſchen dem Tuſciano und Forno entvölkert; in der Nähe des Meeres verſumpfen die Flüßchen Aſa, Vicentino und Forno. Dieſe, ſo wie der Tuſciano, haben im Sommer wenig Waſſer, ſo daß ſie nicht die Kraft haben, ihre Mündung ins

Meer offen zu erhalten, wenn die großen Wellen des Golfs von Salerno ſich am Ufer brechen, darum breiten ſie ihr wenig Waſſer auf den nahen Feldern aus. In der Nähe des Flüßchens Vicentino blühte ehemals die bevölkerte Stadt Picenza, die Hauptſtadt der Picentiner. Jetzt ſieht man nur in einer Entfernung von 8 bis 10 Miglien vom Meer auf den Hügeln viele kleine Dörfer, welche zuſammen gegen 6000 Seelen zählen, und zum größten Theil zum Diſtrict von Montecorvino gehören.

Die Verbeſſerung dieſer ganzen Ebene bietet keine großen Schwierigkeiten dar; denn aus Gelegenheit des Projects, eine Eiſendrathbrücke über den Sele zu errichten in der Richtung von Vallo, wurden viele Nivellements in jener Gegend vorgenommen, und es hat ſich herausgeſtellt, daß die ſämmtlichen Flüſſe derſelben einen ziemlichen Fall haben, und daß deßhalb leicht eine Verbeſſerung ihres Laufs vorgenommen werden kann. Wenn auch die Ebene zum Theil wellenförmig iſt, ſo würde dieß zwar die Koſten in etwas vermehren, aber es ließe ſich die Urbarmachung derſelben doch bewerkſtelligen. Gegenwärtig kann der Ertrag eines Moggio in der Ebene, welche beſonders zum Weiden der Büffel benützt wird, auf etwa 2 Ducati geſchätzt werden; ſo wie das Land verbeſſert würde, dürfte man auf einen Ertrag von 20 bis 30 Ducati für den Moggio rechnen.

Wie oben ſchon geſagt wurde, ſo liegt in der Mitte einer ausgedehnten Gebirgsgegend das Thal des Tanagro, 20 Miglien lang und durchſchnittlich 3 Miglien breit; bei der Ausmündung aus dem Thale mußte ſich der Tanagro Bahn brechen durch einen ſehr engen Paß, der rechts und links von Kalkfelſen gebildet wird, die über dem Niveau des Thales ſind. Dieſer Engpaß, der Foſſato di Maltempo genannt wird, bot in den Regenzeiten nicht genug Raum dar, um dem Waſſer den Ablauf zu verſchaffen, und es würde das ganze Thal in einen See verwandelt worden ſeyn, wenn nicht die Natur dem Waſſer durch Höhlen und Löcher, die ſich an den untern Theilen der Kalkfelſen befinden, einen Durchgang geöffnet hätte. Einige derſelben ſieht man auf dem rechten Ufer des Fluſſes, etwa über der Brücke von Polla, und in dieſe verſchwinden die Abwaſſer von drei Mühlen, die dort errichtet ſind. Noch mehrere befinden ſich auf dem linken Ufer an einer Stelle, le Crive genannt, eine halbe Miglie unter der oben genannten Brücke.

Dieſe Höhlen ſind hinreichend, um die gewöhnlichen Waſſer des Fluſſes zu verſchlucken; aber ſobald ein außerordentlicher Waſſerſtand eintrat, ſo mußten Sümpfe in der Tiefe des Thales zurückbleiben. Im Winter, beſonders wenn er recht regneriſch war, wurden die untern Theile des Thales auf mehrere Monate unter Waſſer geſetzt; allmählich hatten ſich in den Vertiefungen ſumpfige Waſſer für immer eingeſtellt, und verbreiteten überall hin verpeſtete Ausdünſtungen. Dieſes fruchtbare Thal blieb deßhalb zum größten Theil unbebaut, und erzeugte bloß Heu, während die wenigen Dörfer auf den Höhen von den traurigen Wirkungen der verpeſteten Luft zu leiden hatten.

Ferdinand I. wollte dieſem Thale ſeine frühere Fruchtbarkeit wieder geben, und ließ, vom Jahre 1786 an, an der Verbeſſerung deſſelben arbeiten; nur im Sommer, wenn der Waſſerſtand niedrig war, konnte gearbeitet werden, und man ſuchte den Foſſato di Maltempo zu vertiefen, welcher der natürliche Canal für den Ablauf des Waſſers war. Obgleich dieſe Arbeit durch die politiſchen Unruhen des Königreichs aufgehoben wurde, ehe ſie vollendet ward, ſo verminderte doch die Vertiefung des Canals um einige Palmen bedeutend die Dauer der Ueberſchwemmungen, und viele Felder konnten wieder bebaut werden. Im Jahr 1816 wurden die Arbeiten wieder aufgenommen und nachher mit öftern Unterbrechungen bis zum Jahre 1825 fortgeführt. Endlich in den Jahren 1830 — 31 wurde das neue Bett für die Waſſer des Fluſſes eröffnet zwiſchen Sala und Polla, und die Ueberſchwemmungen haben aufgehört.

Die andern Thäler in dieſer Gebirgsgegend ſind, obgleich ihr Boden ſehr fruchtbar wäre, wenig bebaut und wenig bevölkert; und da Fahrſtraßen fehlen, ſo müſſen die Bewohner ihre wenigen Producte auf Maulthieren weiter ſchaffen, ſo daß die Transportkoſten einen großen Theil des Werths wieder aufzehren, den dieſe Producte am nahen Meere haben. Welchen Reichthum aber eine fleißige Bebauung der Thäler dieſes Flußgebietes verſchaffen kann, davon gibt ein auffallendes Beiſpiel das Thal von Salerno aufwärts bis Preturo, durch welches die Straße nach Avellino führt. In dieſem kleinen Thal, das nur zehn Miglien lang und etwa zwei Miglien breit iſt, leben mehr als 36,000 Menſchen in 80 kleinen Dörfern, immer eins am andern; durch ihren Fleiß gewinnen ſie dem Boden einen Ertrag von 20 bis 30 Ducati für den Morgen ab, und zudem zieht ſich dorthin ſeit neuerer Zeit der Speculationsgeiſt der Kaufleute Neapels, die den Fall des Waſſers zu verſchiedenen Fabriken benützen. Auf gleiche Weiſe könnten noch mehrere Thäler jenes Flußgebietes durch fleißigen Anbau zu einer ſolchen Ergiebigkeit gebracht werden. Freilich fehlt hierin den Neapolitanern noch der rechte Unternehmungsgeiſt, um Ländereien zu verbeſſern, namentlich hält man es noch für ein großes Wagniß, Geldvorſchüſſe für ſolche Unternehmungen zu machen. Um ein Beiſpiel anzuführen: im obern Theile dieſes Flußgebietes befindet ſich in der Nähe des Pintano ein Keſſel, auf deſſen Hügeln ringsherum die Gemeinden Recigliano, S. Gregorio und Romagnano liegen. In der Tiefe des Keſſels hat ſich allmählich ein Sumpf angeſammelt; die Gemeinden ließen auf ihre Koſten verſchiedene Nivellements vornehmen, aus denen ſich ergab, daß das Bett des Pintano um viele Palmen niederer liegt, als der Sumpf; es handelte ſich nun darum, dieſen in den Pintano abzuleiten, und einen kleinen Hügel zu durchgraben; die etwanigen Koſten wurden berechnet, allein obgleich dieſe viel niedriger waren, als der Werth der Felder, welche dem Sumpf genommen werden ſollten, ſo fand ſich doch Niemand, der dieſen Gemeinden Vorſchüſſe gemacht hätte. Und ſo kam dieſer ganze Plan in Vergeſſenheit.

Das Flußgebiet des Sele hat zur ſüdweſtlichen Gränze das Meeresufer in einer Ausdehnung von 130 Miglien von der Punta di Camponella bis Sapri. Die Stadt Salerno iſt ſehr günſtig gelegen, um den Stapelplatz dieſer weiten Gegend zu bilden, welche mit Salerno durch das Meer eine leichte Communication hat. Die Straße nach Calabrien, die über la Cava und Salerno führt, und die Straße der beiden Principati, welche

bei Avellino von der Straße nach Puglien abgeht, verbinden die fruchtbarſten Gegenden der beiden Flußgebiete des Volturno und des Sele. Von der Straße nach Calabrien weicht zehn Miglien von Salerno die Straße nach Vallo ab, welche an den Ruinen von Päſtum vorbei über die Berge von Cilento ſteigt, dann in das Thal des Alento hinabführt, um längs eines ſeiner Nebenflüßchen wieder nach Vallo aufzuſteigen. Die Straße nach Calabrien ſelbſt führt durch das Thal des Tanagro nach Lago negro, und einige Miglien von dieſer Stadt führt ein Seitenweg nach Sapri, am Golf von Policaſtro. Auf ſolche Weiſe werden die einzelnen Theile dieſes Flußgebietes durch künſtliche Straßen verbunden; allein die Hauptcommunication mit Salerno bleibt doch auf dem Waſſerwege. Die bevölkerten und gewerbtreibenden Gemeinden von Poſitano, Amalfi, Majori Scala und überhaupt alle die Orte ſind auf den Seeweg beſchränkt, welche auf der ſüdlichen Seite des Gebirgszweigs, deſſen Gipfel der Monte S. Angelo iſt, liegen. Für die Gemeinden von Caſtellabate und Pollica, auch für Torchiara iſt es weit zweckmäßiger, ihre Producte zu Waſſer nach Salerno zu ſchaffen, als über das Gebirge Stella auf die Fahrſtraße von Vallo einzulenken. Auch die Gemeinden Piſciotta, Laurito, Torrorſaja, Camerota und Vibonati und viele andere, die in ziemlicher Entfernung vom Meere liegen, verkehren mit Salerno nur auf dem Waſſerwege.

(Fortſetzung folgt.)

Braſilianiſche Zuſtände.

Die Fremden in Braſilien.

(Schluß.)

Die Zahl der nach Braſilien ausgewanderten Deutſchen war beſonders in den Jahren von 1823 bis 1828 beträchtlich; ſeitdem hat ſie abgenommen. Die meiſten kamen in die neue Welt in der Hoffnung, hier ihr Glück zu machen. Der größte Theil hat ſeine Unfälle im Vaterland ſeiner eigenen ſchlechten Aufführung zu verdanken, kam dann hier ohne Hülfsmittel an, aber mit dem blinden Vertrauen, ohne Mühe große Reichthümer zu ſammeln. Daher rühren dann ſo viele getäuſchte Erwartungen, ſo viele Opfer des Leichtſinns und der Leichtgläubigkeit. Sie haben ſich größtentheils zerſtreut, ohne eine Spur zu hinterlaſſen und gingen im Elend unter. Die, welche übrig geblieben ſind, verdienen um ſo mehr Achtung, da ſie ſich durch Beſchwerden, Mühen und Entbehrungen aller Art eine unabhängige Exiſtenz verſchaffen mußten. Hauptſächlich gehören dahin die entlaſſenen Officiere, die von der braſilianiſchen Regierung ſo ſchändlich behandelt wurden.

Eine ſehr kleine Anzahl der Deutſchen, welche ſich in Rio de Janeiro aufhalten, ſind Kaufleute; man zählt in dieſer Hauptſtadt 10 bis 12 deutſche Handlungshäuſer und faſt eben ſo viel in den andern Seeſtädten. Hinſichtlich des Reichthums und des Geſchäftsumfangs ſtehen ſie weit hinter den engliſchen und amerikaniſchen Häuſern zurück, und haben gewöhnlich jedes zwei oder drei Aſſociés. Einige Mäkler gehören auch zu dieſer Nation. Deutſche Fabricanten gibt es wenige in Braſilien, nur die Hutfabrication wird von ihnen faſt allein betrieben. Die größte Anzahl der Individuen dieſer Nation gehört zur Claſſe der Tiſchler, Zimmerleute und Drechsler, die gut fortkommen. Viele haben ſich auch als Pferdeverleiher, Gaſtwirthe, Bäcker, Fleiſcher und Kleinkrämer etablirt.

Die deutſche Colonie in der Provinz Rio Grande gedieh eine Zeit lang; die Entfernung der Provincialhauptſtadt und die ſchlechten Wege waren aber für den Abſatz ihrer Producte ungünſtig und beſchleunigten ihren Verfall. Ueberdieß verweigerte die braſilianiſche Regierung den Coloniſten auch die Geldunterſtützung, die ſie ihnen aufs beſtimmteſte zugeſagt hatte. Eine früher gegründete Schweizercolonie endigte elend.

In Braſilien, wie auch wohl anderwärts, liefern die Deutſchen die meiſten, und man muß beinahe geſtehen, auch die gefährlichſten Abenteurer.

Viele Italiener, welche nach Braſilien kamen, um dort ihr Glück zu machen, haben dadurch beſſere Mittel für ihre Exiſtenz zu finden geglaubt, daß ſie ſich für Liberale und Mitglieder des „jungen Italiens“ ausgaben. Die Italiener haben in Rio de Janeiro fünf Handlungshäuſer.

Die Portugieſen, welche man eigentlich nicht zu den Fremden zählen kann, bilden ſtets die Ariſtokratie des Landes, und man ſucht mit ihnen gern in Familienverbindungen zu treten, Alles, was Anſpruch darauf macht, für adelig zu gelten, gibt ſich Mühe, ſich ihnen anzuſchließen. Die Braſilianer fühlen, daß wenn ſie ihre Vorfahren zurückſtoßen, ſie ſich dem ausſetzten, für eine Nation „ohne Herkunft und Ausweis“ zu gelten. Es herrſchen zwiſchen beiden Nationen wohl noch gewiſſe unangenehme Erinnerungen, aber durchaus keine entſchiedene Abneigung. Don Pedro I hat in ſeiner Unvernunft beſtändig beide Völker gegeneinander gehetzt. Es beluſtigte ihn, wechſelsweiſe ihre Eiferſucht anzuregen, bis er ſelbſt ein Opfer dieſes Spiels wurde.

Die Portugieſen haben noch größern Antheil am Handel dieſes Landes, wie die Braſilianer ſelbſt, die ſich unterdrückt glauben, und nicht einſehen wollen, daß die wirklichen Urſachen ihres niedrigen Standpunkts ihre Unthätigkeit und ihr Leichtſinn ſind. Der Detailhandel im Innern, ſo wie der Küſtenhandel, befinden ſich faſt ausſchließlich in den Händen der Portugieſen oder der Fremden, denen ſie ihre Namen leihen. Deſſen ungeachtet haben ſie in Rio de Janeiro nicht mehr als fünf Handlungshäuſer erſter Claſſe; wir glauben aber nicht, daß ſich dort ein einziges ausſchließlich braſilianiſches befindet.

Man bemerkt noch jetzt, wie vor der Unabhängigkeitserklärung, einen großen Zufluß von Portugieſen jedes Alters; meiſtens ſind es aber ſehr junge Leute aus den Provinzen des Minho und des Duero. Gewöhnlich ſuchen ſie in den braſilianiſchen Magazinen als Handlungslehrlinge unterzukommen, wo es ihnen dann oft gelingt, ſich mit der Zeit zu Aſſociés aufzuarbeiten. Dieß iſt auch die Claſſe von Leuten, die durch ihr vorlautes und unruhiges Benehmen, die häufigſten Streitigkeiten mit den Braſilianern veranlaßt. Durch ihre Einwanderung gewinnt Braſilien jährlich faſt 600 Bewohner.

Es entſteht nach allem hier Geſagten die Frage: wem iſt

zu rathen, nach Brasilien zu gehen? Die Antwort dürfte seyn: den Naturkundigen und Landschaftsmalern in jedem Fall; den Negocianten und Speculanten mit Vorsicht; den jungen Diplomaten, die noch einige Jahre zu verschwenden haben; den Handwerkern ohne Ausnahme."

Gute Mediciner finden gleichfalls Beschäftigung. Auch dürfte sich in einem Lande, wo der Unterricht auf gar keinem System beruht, für einige junge Leute, welche in ihrem Vaterlande ungeachtet trefflicher Studien keine Stelle finden, hier eine Sphäre der Wirksamkeit für den Unterricht eröffnen. Die Lehrer, welche ihr Glück in Brasilien machen wollen, müssen die Kenntniß der portugiesischen Sprache mitbringen, die übrigens leicht zu erlernen ist. Man sieht in Rio de Janeiro Ausländer, die nur höchst unvollkommen französisch und englisch verstehen, und dennoch gute Einnahmen durch das Lectiongeben in diesen Sprachen machen. In allen Zweigen der Industrie trifft man alte Militärs oder Individuen, die sich für solche ausgeben.

Erdbeben in Australien.

Das Erdbeben, das zu Lasaya auf Vandiemensland stattfand, wurde auch zu Maya, dem südwestlichen Theil von Australien, verspürt, und hatte nicht minder schreckliche Folgen. Wir entnehmen dem Calcutta Annual Register folgendes Nähere darüber: „Maya liegt auf einem gegen das Meer, das nur etwa 1½ Lieue entfernt ist, sehr steilen Hügel. Es hat nahezu 8 bis 900 Einwohner, die größtentheils englische Colonisten sind; doch gibt es auch einige sehr betriebsame holländische Familien. Die Schiffe der englischen und der niederländischen Compagnie werfen vier Lieues unterhalb an der Küste, nicht weit von einer Klippe, der man sich bei heftigem Winde nicht ohne bedeutende Gefahr nähern kann, Anker. An dem der Zerstörung von Maya vorangehenden Tage war die Atmosphäre dumpf und feucht, die Vögel schwebten nahe auf der Oberfläche der Erde hin, und diejenigen, welche gewöhnlich über die zwischen Australien und Vandiemensland liegende Meerenge hinzogen, schienen auf dem Wasser zu schwimmen, so niedrig flogen sie. Gegen 4 Uhr Nachmittags überzog sich der Horizont mit einem dunkeln Roth, das bald heller wurde und allmählich sich ausbreitete. Bald war die ganze Veste des Himmels mit einem blutigen Schleier bedeckt; an mehrern Orten glaubte man an einen Waldbrand — ein Ereigniß, das in Folge der ungewöhnlich großen Feuer, welche die Colonisten bei ihren nächtlichen Reisen zum Schutze gegen die Angriffe der wilden Thiere zu machen genöthigt sind, in diesen Gegenden häufig vorkommt. Kurz, dieselben Naturerscheinungen, die man zu Lasaya bemerkt hatte, zeigten sich unter denselben Umständen. So entfernten sich die Thiere erschreckt von den Orten, wo sie sich gewöhnlich aufhielten. Die Heerden, die auf dem Felde waren, versammelten sich von selbst, und flüchteten unter Klagerufen in die von den Menschen bewohnten Quartiere. Die Hunde besonders bellten auf traurige Weise; mehrere legten sich flach auf den Bauch, und weder die Schläge, noch die Liebkosungen ihrer Herren konnten sie zum Aufstehen bewegen. Etwa dreißig Personen, die aus den umliegenden Dörfern kamen, sagten aus, daß sie auf ihrem Weg in den Wäldern entsetzliches Geheul gehört, wie wenn ganze Banden von Tigern in blutigem Kampfe miteinander lägen. Unterdessen zogen dicke schwarze Wolken, von einem ungestümen Winde gepeitscht, mit reißender Schnelligkeit am Horizont herauf, und fingen an, die Purpurfarbe zu verdergen, die ihn bedeckte. In wenigen Augenblicken verschwand die Sonne unter dem dichten Schleier derselben, und nächtliches Dunkel umhüllte das ganze Land. Jetzt erschallte in dreifachem Echo ein fürchterlicher Donnerschlag, und gab den losgebrochenen Elementen das Zeichen zum Sturme. Das heftig aufgewühlte Meer, aufs tiefste aufgeregt, brach plötzlich ungestüm und schrecklich über die Felsen herein, welche die Küste umgränzen. In einigen Secunden hatten sie das zwei Lieues entfernte Maya erreicht, und prallten am Fuße des Hügels an, den sie mit ihren Schaumwellen bedeckten. Im Angesichte der Gefahr, die ihnen drohte, überließen sich die unglücklichen Bewohner der Stadt der Verzweiflung; und wirklich blieb ihnen keine Aussicht, keine Hoffnung zur Rettung. Dichte Finsterniß umringte sie von allen Seiten; das Toben der Gewässer hörten sie in der Nähe; sie bemerkten in der Dunkelheit die weißliche Masse der Wogen, und trauten kaum mehr ihren Augen und ihren Ohren. Bald mischte sich der ferne Knall der Alarmkanonen in das Angstgeschrei, das sie mit gen Himmel erhobenen Händen ausstießen. Mehrere ihre Anker schleppende Schiffe waren durch die Wuth des Orkans, der das Meer aus seinem tiefen Bette getrieben, fortgerissen worden. Zwei von ihnen wurden bis in die Nähe von Maya geschleudert, und glaubten auf die Küste geworfen zu seyn, ohne zu ahnen, daß sie bereits darüberhin gelangt waren, und sich mehrere Lieues weit auf dem Lande befanden. Diese Scene der Verheerung änderte sich bald; neue unterirdische Zuckungen öffneten im Westen der Stadt einen Abgrund, in den die Gewässer mit fürchterlichem Ungestüm sich verloren; ein vom Wirbelwinde dahin gerissenes zweimastiges Schiff verschwand in der Tiefe dieses Abgrundes mit allen Personen, die es enthielt, und deren Verzweiflungsrufe von den Einwohnern von Maya gehört wurden. Als die Sonne sich erhob, war das Meer wieder in seine gewohnten Gränzen zurückgetreten; ein schlammiger Strom floß durch das ganze Land, in seinem Lauf eine Menge todter vierfüßiger Thiere und Vögel, Baumstrünke, Zimmerholz, Stücke von Masten und Tafelwerk mit sich führend. Der Wind hatte sich völlig gelegt, nicht aber die geheimnißvolle Ursache, welche die Erde in Aufregung brachte; dumpfes, dem Rollen fernen Donners ähnliches Getöse ließ sich von Zeit zu Zeit hören; der Hügel, auf dem Maya sich erhob, erfuhr häufige Schwankungen, und der noch mit düstern Wolken bedeckte Himmel ließ das Ende des Jammers noch nicht absehen. Plötzlich verdoppelt sich der Lärm; der Boden, einem mächtigen Stoße weichend, senkt und erhebt sich; die Felsen schüttern, spalten sich und stürzen zusammen; dichte Finsterniß bedeckt von neuem die Veste des Himmels, gelbliche Blitze folgen einander in reißender Schnelligkeit und verwandeln die Dunkelheit in eine noch schreckenvollere Helle. Alles zittert, Alles kommt in Aufregung; Männer, Weiber, Greise, Kinder verlassen schleunigst ihre Wohnungen; die Kranken, die Schwachen werden von ihren Verwandten oder Freunden fortgetragen; einige indessen bleiben hülflos auf ihrem Schmerzenslager, den Tod zu erwarten, der ihre Leiden enden soll. Die ganze Bevölkerung Maya's, in einen von den Erderschütterungen halb vertrockneten Sumpf geflüchtet, ist bald Augenzeuge der gänzlichen Vernichtung ihrer Heerde. Der durch heftige und vielfache Stöße erschütterte Hügel stürzt mit schrecklichem Krachen zusammen, und reißt die Gebäude, die er trug, in seinem Fall dahin. In zehn Minuten wurden 550 Häuser dem Boden gleich gemacht und 800 Menschen in die kläglichste Lage versetzt. So wurde die Stadt Maya, nachdem sie 17 Jahre und 6 Monate bestanden, gänzlich zerstört.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 86.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

27 März 1838.

Die Denkmäler auf der Königsſtraße zwiſchen Indien und Perſien.

(Aus einer Vorleſung Hrn. C. Ritters in der Berliner Akademie.)

Ein glücklicher Umſtand hat die Möglichkeit der Enträthſelung dieſer Denkmale herbeigeführt, und auf hiſtoriſchem Wege beſchleunigt, wozu die Vergleichung ihrer Conſtruction mit andern, in gleichem Prieſterſtyl ausgeführten, obwohl andersartigen und ſehr entfernten, jüngſt entdeckten Monumenten hinzukommt, nämlich die Auffindung der umſtändlichen chineſiſchen Berichte der Pilgerreiſen buddhiſtiſcher Prieſter (Foe-Diener) durch Centralaſien über Khotan (nahe Yarkend) und die Hindu-Khu-Paſſagen nach Pe Hian thu, d. i. Nord-Hindoſtan, in das Mutterland ihrer Kirche, in das heilige Land ihres Religionsſtifters, am Indus und Ganges. Es iſt: Fa Hians Reiſe, um das Jahr 400 n. Chr. Geb., durch Ab. Rémuſat im Foe koue ki, d. h. Relation über die buddhiſtiſchen Königreiche, übertragen und commentirt; und: Hiüan Thſangs Reiſe, vom Jahre 630 bis 650, durch J. Klaproth aufgefunden, welche beide Pilger, betrübt, daß ihre Religionsbücher und Lehren nahe daran waren, ganz verloren zu gehen, oder durch Lücken entſtellt zu werden, ſich auf die weite Wallfahrt in die Weſtländer begaben, dort ſanskritiſche Urterte einzuſammeln, und die Reinheit der Lehre und des Cultus in der kirchlichen Heimath der Buddha-Patriarchen zu erforſchen. Beide, zu denen wir, nach Neumanns Mittheilungen, auch noch die beiden Pilger Song yun tſe und Hoei ſeng, um das Jahr 518, hinzufügen können, wurden von Geſellſchaften geiſtlicher Ordensbrüder begleitet. Fa Hian durchwandert das heutige Land der Ungläubigen, Kaferiſtan, auf jetzt unwegſamen, damals ſchon durch Kunſt gebahnten Wegen, wo das Königreich Tholy, ein uns jetzt unbekannter buddhiſtiſcher Gebirgsſtaat, durch ſeine Denkmale merkwürdig wird, mitten im Schneegebirge des Tſung ling, oder innern Hindu Khu. Er betritt den Boden Hindoſtans zuerſt in dem Königreiche U tſchang (Udyana im Sanſkr., d. h. der Garten), das der Kabulſtrom durchzieht, und verweilt eine Zeit lang in deſſen Capitale, Meng kie lo, wo er viele Architekturen beſchreibt, in denen wir auch die Thürme der Monumentengruppe um Dſchellalabad (das Maſſon wegen ſeiner Münzſchätze für Nyſa hält) wieder erkennen. Hiüan Thſang, über 200 Jahre ſpäter, tritt über das Schneegebirge von Badakhſchan, durch Fan yan na (Bamiyan) und Keapiſſi (Kabul) in Kipin (Kophene) ein. Beide ſetzen über Kian tho lo, oder Kian tho wei (Kandahar), ihre Wanderungen nach Süden und Oſten zum Indus, durch buddhiſtiſche Königreiche fort, und treffen erſt im Oſten des Indus, über Mathura zum Ganges hin und bis zum Königreiche Magadha, dem Vaterlande ihres Religionsſtifters, die neben den buddhiſtiſchen gleichzeitig beſtehenden brahmaniſchen Königreiche. In allen dieſen von ihnen durchwanderten Landſchaften beſchreiben ſie den mehr oder minder blühenden Zuſtand ihrer Kirche, ihrer Tempel, Kloſtergeſellſchaften (Seng kia lan) und ſehr viele Architekturen, unter denen aber die Sutupos, oder Thas, die zahlreichſten ſind, was beide berühmte, nun verſtorbene Sinologen, übereinſtimmend, für identiſch halten, und ſtets durch Thurm überſetzen.

Nach ihnen und Morriſon, im chineſiſchen Wörterbuch, der die Abbildung des Tha gibt, wird heutzutage mit Tha, identiſch mit Tupo (Thurm) und Su-Tupo (hoher Thurm u. ſ. w.) jeder etagenreiche, zugeſpitzte, inwendig hohle, den Seiten nach polygonale, mit vielen vorſpringenden Schirmdächern überſchattete Pagodenthurm, deren China ſo unzählige hat, bezeichnet, dieſelben, welche als Porcellanthürme ihrer Form nach ſo allgemein bekannt ſind, und daher als völlig verſchiedene Conſtructionen von den einfachen compacten Steinthürmen der Topen, die nur ein niederes Podium mit Pilaſterkranz umgibt, ohne ſichtbare Etagen, und ſtets durch eine gewölbartige Cupola geſchloſſen ſind, erſcheinen. Tu po, Su tu po, oder Su theou phu, u. a. chineſiſche Sprachformen, erkennen A. Rémuſat und Klaproth als die Umſchreibung des ſanſkritiſchen Stûpa an, was dem Begriff Tumulus entſpricht; und die Stûpas am Indus und Ganges halten ſie daher für jene pagodenartigen Bauwerke mit Etagen und zugeſpitzten Thürmen, wie ſie heutzutage daſelbſt auch noch, jedoch ebenfalls in den Ländern der Dſchainas und Radſchputen in Indien mitunter vorkommen. Daraus kann alſo noch keine Erklärung hervorgehen; denn dieſe mächtigen, breiten,

compacten Mauerthürme, auf der Weſtſeite des Indus, zeigen keinen einzigen etagenreichen Spitzthurm, und, obwohl in Dimenſionen und Ornamenten untergeordneter Art von einander abweichend, ſtimmen doch alle in ihrer runden Hauptform, mit dem breiten, gewölbartigen Steindache, aus Quadern maſſiv aufgemauert, ſo ſehr überein, wie nach ihrem Inhalte, daß man ſie deßhalb ſchon nicht für, durch die Willkür verſchiedener Individuen bedingte Bauwerke (wie etwa Mauſoleen, Grabſtätten verſchiedener Könige und Dynaſtien) halten kann, ſondern nur für religiöſe, die ihren gemeinſamen Typus demſelben durch alle Völker und Herrſchaften gleichartig anerkannten Kirchengeſetze verdanken.

Wir gehen nun einen Schritt weiter in unſerer Erklärung und finden im heutigen, auf indiſchem Boden gebräuchlichen (im Hindi oder Hindki, auf der Oſt- und Weſtſeite des Indus) modernen Namen Tope die im Volksdialekte verkürzte, antike Sanſkritbenennung von Stúpa noch im Gebrauche wieder, was von neuem, trotz der verſchiedenen Form, die Identität der Topen mit den Sutupo's bei Fa Hian zu beſtätigen ſcheint. Im Namen Tope Manikyala, nach Maſſons Bemerkung, aber aus dem längſt bekannten Gebrauche, ihrem Buddha (Shakya-Mani) wie anderen Frommen, die Würde des „Mani" oder „Herrn" beizulegen, mit der localen Endbezeichnung kyala, ergibt ſich hiernach die Bezeichnung, welche ſo viel als Tumulus, Stätte des Herrn, oder heilige Stätte, in gewiſſem Sinne heiliges Grab bezeichnet.

Ohne die Ausgrabungen des Generals Ventura würde uns jedoch dieſe Identität ſehr zweifelhaft, die ganze Frage über ſie vielleicht ein unauflösbares Räthſel geblieben ſeyn, die auch von allen Berichterſtattern, ſelbſt vom General und ſeinem Commentator, J. Prinſep, dem Secretär der Calcuttaer Societät, und allen folgenden völlig unberührt geblieben iſt. Glücklicherweiſe ſind aber bei jenen Ausgrabungen, wobei man alle Grundriſſe und Aufriſſe leider vermißt, die Tiefen der Fundorte, wenn nicht vollſtändig, doch mit hinreichender Genauigkeit nach Meſſungen angegeben, ſo daß wir in dieſen, nachdem wir uns aus ihnen die innere Conſtruction des Mauerthurms entwickelten, den Beweis ſelbſt für die Identität gefunden haben. Aus General Ventura's Originalbericht über ſeine Ausgrabung ergibt ſich, daß er die Cupola des Tope zwar zerſtört fand, wie die Schlußmauern aller Cupolen, aber auch eine, aus größern Quadern beſtehende, auf der Höhe vorhandene Plattform, welche erſt abgedeckt werden mußte, um ſeinen Schacht, in ſenkrechter Tiefe, durch Ausräumung gewinnen zu können. Schon am erſten Tage (28 April) ward bei drei Fuß Tiefe der erſte Fund gemacht von ſechs Münzen, bei dem zweiten Fund (1 Mai) 12 Fuß tiefer, ſtieß man auf ein vierſeitiges, gut erhaltenes Mauerwerk, in deſſen Mitte wieder eine Münze gefunden wurde. Dieſes vierſeitige Mauerwerk ſtieg nun im Innern der wilden Mauer des compacten Thurms wie ein Brunnen oder innerer, aber ganz mit Mauerſchutt und Quadern regellos gefüllter, engerer Thurm hinab in gewiſſe Tiefe, durch welchen man, in der Achſe des großen Thurms, zuletzt zur Mitte der unterſten Grundmauer nach mühſeliger Arbeit gelangen konnte. Am 6 Mai, in 20 Fuß Tiefe, fand man ſechs Kupfer- und eine Silbermünze; am 8 Mai eine Metallbüchſe mit eingeſchloſſener Goldbüchſe und Goldmünze, Ringen u. ſ. w. und ſaſſanidiſche Silbermünzen, die auf dem Boden einer Steinkammer, 12 Fuß ins Gevierte, lagen. Dieſe Tiefe iſt in Zahlen nicht angegeben. Aus dem nächſten, fünften Funde (12 Mai), bei 36 Fuß Tiefe wo nur eine Münze ſich zeigte, ergibt ſich aber, daß jene Steinkammer etwa 28 Fuß tief liegen mußte. Bei 45 Fuß Tiefe (25 Mai) fand ſich eine zweite Kupferbüchſe mit Goldcylinder, Kryſtallen u. a.; bei 51 Fuß Tiefe (27 Mai) wieder eine Kupfermünze; bei 61 Fuß Tiefe (29 Mai), der achte Fundort, Kupferringe, Muſcheln, Saſſaniden-Münzen, und, am letzten Tage des Mai, unter einer ſehr großen Steintafel, welche man anfänglich für den Schluß des Ganzen hielt, erſt der neunte oder Hauptfund in einer Art gemauerter Steinkammer, die hermetiſch verſchloſſene Kupferbüchſe mit der gedrechſelten Bronzebüchſe, die in ihrem Innern wiederum die Goldbüchſe und die ſchönen Kanerkos und Mokadphiſes Goldmünzen und Anderes enthielt. Unterhalb war Erde, in die man 20 Fuß tiefer grub, ohne irgend etwas Weiteres vorzufinden.

Hiernach alſo ergibt ſich, daß bei 28 Fuß Tiefe eine obere, und unter 61 Fuß Tiefe eine zweite untere Steinkammer aufgefunden war, welche, wenn man die Meſſungen in dem Aufriß bei Elphinſtone einträgt, genau in den Anfang des Podiums fällt, ſo daß der Pilaſterkranz mit dieſer untern Steinkammer gleichmäßig den runden Thurmbau umläuft. Beurtheilt man nun das Uebrige nach dem Reichthum des Fundes, ſo ergeben ſich, anfänglich, wenn man die beiden Stellen, wo jedesmal nur eine einzige Kupfermünze gefunden ward, wegläßt, ſieben Fundorte. Rechnet man aber dieſe, bei 36 Fuß und 51 Fuß Tiefe, wie billig, hinzu, weil alle jene Gegenſtände, in ruhiger Stellung, an ihrer urſprünglichen Lage unverletzt geblieben zu ſeyn ſcheinen, und nur mit Schuttmaſſen überlagert worden, ſo erhält man neun Fundorte, die, überraſchend genug, in ziemlich gleichartigen Intervallen von einander abſtehend, auf den Gedanken führen müſſen, daß ſie jedesmal auf dem Boden einer Etage urſprünglich deponirt waren, welche durch die Schuttmaſſen ſeit einem Jahrtauſend von oben herab zugeſchlämmt werden mußten. So zeigte ſich bald, nach geometriſchem Aufriß dieſer Verhältniſſe, daß der vierte Fund der erſten Steinkammer über der halben Höhe des Thurms, bei 45 Fuß Abſtand von der Baſis lag, und den Boden der ſechsten Etage bezeichnete; daß aber der neunte Fund, unter 61 Fuß dem Boden der erſten Etage innerhalb dieſes innern Thurmkerns angehörte, und daß die neun Fundorte die im Innern des Tope ſo geheimnißvoll verborgenen neun Etagen auf das genaueſte bezeichnen, welche aus der Baſis bis zur Cupola, innerhalb des compacten Mauerwerks, einſt emporſteigen mußten. In aufſteigender Höhe, nach der Ausgrabung zu rechnen, liegt die Schwelle dieſer Etagen bei 71, 61, 51, 45, 36, 28, 20, 12 u. 3 Fuß; die Intervallen der Fundorte weiſen aber den beiden untern Etagen jeder 10 Fuß Höhe an; den beiden folgenden, nämlich der dritten und vierten, jeder 9; der fünften, ſechsten und ſiebenten jeder 8, und der achten wiederum 9, der neunten,

oberſten aber nur 3 Fuß an. Die zu große Zertrümmerung des oberſten Theiles der Cupola erklärt es leicht, warum hier die beiden oberſten Fundorte kein gleich ſicheres Maaß für antiquariſche Forſchung abgeben, wie die untern.

Dieſe glücklich an den Tag geförderte, innere Conſtruction des Tope von Manikyala, welche an der äußern Façade des Gebäudes durchaus nicht bezeichnet iſt, und auch von den Ausgrabern ſelbſt nicht einmal aufgefaßt wurde, beſtätigt ſich wohl in Einzelnheiten auch bei andern Topes, zumal bei den von A. Court gemachten Nachforſchungen; da aber die meiſten der andern Antiquitätengräber durch Seiteneinbrüche eigentlich nur Raubbau nach dem Inhalt betrieben, und kein einziger der übrigen Topes, wie dieſer koloſſale, von der oberſten Höhe bis zur ganzen Tiefe der Baſis, was freilich auch ſehr anſtrengende Arbeit gab, regelmäßig hinſichtlich ſeiner Conſtruction, erforſcht iſt, ſo haben wir auch nur von ihm hier die vollſtändigen Ergebniſſe aufführen können.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

8. Das Flußgebiet der Provinz Baſilicata gegen das joniſche Meer hin.

Von Carmine di Avigliano zieht ſich die Kette der Apenninen gegen Potenza zurück, wendet ſich mit den Höhen über Tito und Marſico nuovo gegen die Monti di Sirino und dann gegen die Gebirgsgruppe, welche das Becken von Campotenese umgibt, von wo aus ſie ſich immer mehr dem tyrrheniſchen Meere nähert, an deſſen Küſte ſie wie ein Gebirgsgürtel hinläuft. Indem ſie ſich von dem adriatiſchen Meere entfernt, ſendet ſie in der Richtung gegen daſſelbe niedere Verzweigungen aus, welche ſich in Hügel mit ſanften Abdachungen enden. Auf dem öſtlichen Abhang, welcher ſich von Carmine di Avigliano bis zu den Monti di Sirino hinzieht, entſpringen die Flüſſe Bradano, Baſento, Salandrella, Agri und Sinno, welche mit perpendiculärer Richtung gegen die Küſte des joniſchen Meers hinlaufen und ſich in einer Linie von ungefähr 17 Miglien in daſſelbe ergießen. Zwiſchen den Thälern dieſer Flüſſe ziehen ſich die Zweige der Hauptgebirgskette hin, und nehmen in der Breite und in der Höhe um ſo mehr ab, je näher ſie dem Meere kommen.

Derjenige Theil der Provinz Baſilicata, welcher ſeine Abdachung gegen das joniſche Meer hin hat, enthält einen Flächenraum von ungefähr 1200 Quadratmiglien. Die vier Hauptflüſſe, der Bradano, Baſento, Agri und Sinno durchſchneiden dieſe Gegend, und ihre Thäler, die im Allgemeinen weit ſind, breiten ſich an einigen Stellen und beſonders an der Küſte in ausgedehnte Ebenen aus, welche von Hügeln mit ſanften Abhängen beherrſcht ſind. In dieſer weiten Gegend hat der Fleiß der Menſchen nichts gethan, um den Lauf der Flüſſe in Ordnung zu halten; die Thäler wie die Höhen ſind beinahe überall dem Einfluſſe ſtehender Waſſer ausgeſetzt. Daher kommt es, daß beinahe alle Gemeinden auf der Höhe der Hügel in einer beträchtlichen Entfernung von dem fruchtbarſten Lande liegen. Weit mehr verpeſtet ſind die an der Küſte liegenden Ebenen, in welchen ehemals die beträchtlichen Städte Metapontum, Heraclea und Siris blühten. Das Gebiet dieſer Städte, das ehemals durch ſeine Fruchtbarkeit ſo berühmt war, iſt jetzt gänzlich verlaſſen, und die Gemeinden Caſtellaneta, Bernalda, Montalbano und Turſi, die nächſten am Meer, liegen doch 10 — 12 Miglien von demſelben entfernt. Die Gemeinden Rotondella und Bolita auf dem rechten Ufer des Sinno liegen zwar etwas näher am Meer, aber auch auf erhabeneren Hügeln.

Die auf den Höhen gelegenen Gemeinden haben wohl einige Bevölkerung; Montepoloſo, Matera, Monteſcaglioſo, Ginoſa, Laterza und Caſtellaneta, auf dem linken Ufer des Bradano, haben eine Bevölkerung von 35,000 Einwohnern; die Gemeinden Graſſano, Grottole, Miglionico, Pomarico und Bernalda zwiſchen dem Bradano und Baſento zählen 21,000; S. Mauro, Salandro, Stigliano, Ferrandina, Craco, Piſticci und Montalbano auf den Höhen zwiſchen dem Baſento und dem Agri haben eine Bevölkerung von 30,000, Roccanuova, Chiaramonte, S. Arcangelo, Seniſe, Turſi und Colobrano von 18,000; endlich Francavilla, Roja, S. Giorgio, Favale, Rotondella, Necara, Canna und Bollita, auf den Hügeln des rechten Ufers des Sinno zählen wohl 13,000 Einwohner. Allein in Vergleich mit der großen Fruchtbarkeit des Bodens erſcheint die Bevölkerung in dieſen 33 Gemeiden äußerſt gering; denn auf 1200 Quadratmiglien 117,000 Einwohner gibt auf 1 Quadratmiglie 97 im Durchſchnitt (ſomit auf eine geographiſche Quadratmeile 1552 Bewohner).

Um dieſem Lande ſeine frühere Fruchtbarkeit wieder zu geben, müßten vorerſt die Flüſſe in ihrem Laufe in beſtimmte Schranken geſetzt werden; die Sümpfe am Meer wären in einigen Jahren durch das Geröll der Flüſſe aufgefüllt, wenn man von dieſen Canäle in dieſelben leiten würde; und es fehlte nur an fleißigen Händen, um von den Vortheilen, welche die Natur durch ſeine Lage dieſem Lande gegeben hat, den rechten Gewinn zu ziehen. Bewäſſert könnten alle Anpflanzungen werden, das Meer bietet die Hand zu jedem Handel; an Holz für Fabriken und Manufacturen würde es auch nicht fehlen, denn in der ganzen Provinz Baſilicata ſind 320 Quadratmiglien mit Wald bewachſen, ein Reichthum an Holz, wie ihn ſonſt keine der andern Provinzen aufzuweiſen hat.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Beſuch bei Ibrahim Paſcha und Emir Beſchir.

(Aus: Damascus and Palmyra. By C. G. Addison.)

Ibrahim iſt ein unterſetzter, zur Beleibtheit geneigter Mann, mit großem Kopfe, ſpärlichem Backenbarte, grauem Schnurrbart und Blatternarben. Seine Hand auf die Bruſt gelegt, grüßte er uns, und forderte uns zum Sitzen auf. Es herrſchte in Allem um ihn her eine merkwürdige Schlichtheit und Einfachheit. Die Kleidung ſeiner Diener

ſchaft war die gewöhnliche Militärtracht, und er ſelbſt trug Mameluken-Hoſen mit eng anliegender Weſte und loſer Jacke, ganz einfach, ohne Stickerei oder Juwelen, und einen rothen Tarbuſch auf dem Kopf. Er ſcheint ein Vierziger und hat ein äußerſt durchdringendes Auge, das er, wenn er ſeinen ſcharfen, forſchenden Blick, der bis in der Seele zu leſen ſcheint, im Zimmer herumwirft, halb ſchließt. Es wurde Kaffee herumgegeben, und Omar Effendi machte den Dolmetſcher. Der Paſcha erkundigte ſich nach dem Gegenſtand unſerer Reiſe, machte ſeine Bemerkungen über unſere Ankunft in einem Dampfboote, ſprach beifällig über die Art des Fortkommens, beklagte aber das Aufregende deſſelben. Er äußerte, er würde ſich glücklich fühlen uns in Erreichung unſeres Reiſezwecks behülflich zu ſeyn; und als wir ihm den Wunſch nach einem Ferman ausdrückten, ließ er uns einen ausfertigen, worin er allen Gouverneurs befahl, uns ihren Schutz und Beiſtand zu leihen, und nöthigenfalls eine Escorte von Soldaten zu liefern. Er ſagte, es würde ihn, wenn er noch vor unſerer Abreiſe in Damascus ankomme, freuen, uns wieder zu ſehen, und er würde uns mit einigen Truppen, die er dahin zu ſchicken gedenke, nach Palmyra ſenden; er rieth uns ab, ohne eine Escorte nach Dſcherasch zu gehen, da er auf der andern Seite des Jordans nirgends für unſere Sicherheit ſtehen könne. Nachdem der Kaffee herumgereicht worden, betrachteten wir dieß im orientaliſchen Sinn als die Erlaubniß abzutreten. Es war ſonderbar, einen ſo großen und mächtigen Mann, wie Ibrahim Paſcha, zu ſehen, wie er mit den Regenten dreier großen Paſchalits, die auf ſeinen Wink zitterten, in ſchlechten Quartieren in einem Privathauſe des Dorfes lebte, während der alte Emir Beſchir in ſeinem hübſchen ſaraceniſchen Schloſſe zu Bteddin blieb, umringt von orientaliſchem Prunk und, wie die Syrier ſagen, zu ſehr vernachläſſigt von Ibrahim Paſcha, der, ſtatt in dem langſamen, der aufgeblaſenen Würde der Orientalen ſo wohlthuenden prunkhaften Marſch einherzuziehen, mit einem oder zwei Begleitern das Land durchfliegt, bald hier, bald da iſt, mit einem um ſeinen Leib gewickelten Teppich in Hütten ſchläft, und erſcheint, wann er am wenigſten erwartet wird, ſo daß die eingedornen Araber ihn den „Blitz" nennen. Wir hatten Ibrahim Paſcha, um ihn zu ſondiren, den Wunſch geäußert, Emir Beſchir zu ſehen, weil wir fürchteten, der Beſuch möchte ihm nicht angenehm ſeyn; allein er billigte ihn ſofort, und befahl ſeinem Secretär, eine kleine Note niederzuſchreiben, die wir übergeben ſollten.

Als wir Deir el Kammar verließen, ſahen wir das ganze Land mit Zelten und bivouakirenden Truppen bedeckt. Die Lage des ſaraceniſchen Schloſſes des Emirs, auf einer kühnen Anhöhe am Ende des Thales, etwa eine halbe Stunde Weges von Deir el Kammar, iſt höchſt romantiſch. Es liegt mitten auf einſamen Bergen, von denen aus man zwiſchen zweien hindurch plötzlich den lieblichen und überraſchenden Anblick des weit unten liegenden Meeres genießt. Die unregelmäßigen Gebäude und Dome, die Höfe, Arkaden und Spitzbögen des Palaſtes fallen von ihrer beherrſchenden Lage mit dem größten Effect unverſehens ins Auge. Wir betraten ein weites, mit Marmor gepflaſtertes Viereck, das durch eine große Fontäne Kühlung erhält, und von Gebäuden und Höfen, die ringsum mit Arkaden und Pertieos verſehen ſind, umgeben iſt. Reichgekleidete Diener und prächtig geſchirrte arabiſche Pferde ſtanden herum. Nachdem wir unſer Schreiben abgegeben und ein wenig gewartet hatten, führte man uns eine Treppe hinauf in einen offenen Corridor oder eine Verandah, die von ſchlicht bemalten Säulen geſtützt und mit Arabesken und Gitterwerk verziert iſt, worauf wir bald von einigen bunt gekleideten Dienern durch ein Vorzimmer in einen langen, marmorgepflaſterten und ringsum mit reichaufgeputzten Divans verſehenen Saal geführt wurden. Der Fußboden des obern Theils des Zimmers war erhöht, mit koſtbaren Teppichen bedeckt, und am Ende deſſelben ſaß, auf einem ſchönen Divan, der Emir. Der untere Theil des Gemachs war mit Officieren und Dienern in fliegenden orientaliſchen Gewändern angefüllt. Man kann ſich kaum eine patriarchaliſchere, verehrungswürdigere und majeſtätiſchere Geſtalt vorſtellen, als Emir Beſchir. Er iſt ein ſchöner, alter, beinahe neunzigjähriger Mann, mit langem weißem Backenbarte, der an beiden Seiten ſeines Geſichts hinunterfällt und in einen ſchneeweißen, ſehr langen Bart endigt. Seine Miene und Manier waren höchſt fürſtlich und höflich; er legte ſeine Hand auf die Bruſt, verbeugte ſich gegen jeden und forderte uns zum Sitzen auf. Schwarze Sklaven in Scharlachkleidern boten Pfeifen herum, wobei ſie die eine Hand auf der Bruſt hatten und eine tiefe Verbeugung machten, als wir ſie nahmen; ſie waren mit herrlichen juwelenbeſetzten Bernſtein-Mundſtücken geziert. Taſſen mit Scherbet wurden von Sklaven herumgereicht, die uns, ſo bald wir getrunken hatten, mit geſtickten Servietten den Mund abwiſchten; dann kam Kaffee. Eine treffendere orientaliſche Scene läßt ſich kaum denken: die Mauern des Saales mit Arabesken-Gemälden verziert, und in den Ecken des Zimmers rieſelte Waſſer aus Marmor-Fontänen herab. Hofbeamte in lichtblauen Kleidern, mit Säbeln umgürtet, Diener in verſchiedenen reichen Trachten mit einer Art kurzem breitem Säbel und Dolchen in ihren Gürteln, und Secretäre in langen Gewändern mit ſilbernen Schreibmaterialien in ihren Gürteln und Papier in den kleinen Taſchen ihrer Weſten — ſtanden im untern Theile des Zimmers beiſammen, da der obere Theil bloß für den Emir und ſeine Freunde beſtimmt war. Es war eine höchſt intereſſante Scene: es herrſchte ein freundliches, väterliches Benehmen und eine ruhige, geſetzte Würde um den Emir, die uns in Staunen verſetzte, und in traurigem Widerſtreite ſtehen mußte mit ſeinen wirklichen Gefühlen, da er ganz der Gnade Ibrahim Paſcha's anheim gegeben, ſein Palaſt und ſeine Hauptſtadt von Truppen umringt war, und Compagnien Soldaten in jeder Richtung in ſeine Berge eindrangen und ſein Volk entwaffneten. *) Der Emir war in ein koſtbares zobelverbrämtes Gewand gekleidet, ſeine Lenden mit einem Kaſchmir-Shawl umgürtet, in dem ein mit Diamanten beſetzter Dolch ſtack, und ſeine Finger mit Ringen geſchmückt. In der Hand hielt er eine lange Pfeife, deren Kopf auf dem Teppich ruhte, und das breite Bernſtein-Mundſtück war mit Juwelen bedeckt.

*) Der oben bei Ibrahim Paſcha erwähnte Omar Effendi war eben von einer Entwaffnungsexpedition zurückgekehrt und gab folgende Schilderung der ergriffenen ſtrengen Maaßregeln. Abtheilungen von Soldaten werden aus den Hauptquartieren nach allen Dörfern in den Gebirgen entſendet. Wenn ſie ankommen, wird den Bewohnern unter Todesſtrafe kund gemacht, ihre Waffen abzuliefern und ſie in der Straße aufzuhäufen, wozu ihnen eine gewiſſe Friſt gegeben wird. Dieſe Abtheilungen wurden von Führern begleitet, welche die Zahl der Einwohner genau kennen, und falls Verdacht vorhanden, daß Waffen verborgen worden, die ſtrengſte Nachſuchung angeſtellt. Bis jetzt wurden die Bewohner ſämmtlich überraſcht und kein Widerſtand geleiſtet, auch wird wohl keiner erfolgen, denn die Verbindungen der Gebirgsbewohner mit dem Emir wurden abgeſchnitten und keine Zeit zu einer Verabredung gelaſſen. Ibrahim gewann ſein Spiel und machte den Emir mit Einem Schlage machtlos.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Fr. Widenmann.

Nr. 87.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

28 März 1838.

Braſilianiſche Zuſtände.

(Nach ungedruckten geſandtſchaftlichen Berichten mitgetheilt von Tieck.)

Oeffentliche Arbeiten und Unternehmungen.

Nicht ganz mit Recht hat das frühere portugieſiſche Gouvernement den Vorwurf verdient, als habe es die ungeheuren Hülfsmittel vernachläſſigt, die Braſilien darbietet. Die Provinz von Goyaz liefert davon den Beweis. Schon von der Natur mit trefflichen Canalleitungen verſehen, war ſie für die königliche Verwaltung ein Gegenſtand der regſten Fürſorge. Die damals ſo berühmten Diamantgruben ſtehen jetzt ganz vernachläſſigt, doch gewinnt man in jener Provinz noch Gold.

Das portugieſiſche Gouvernement wollte durch ein ausgedehntes Canalſyſtem die Flüſſe Aragua, Turvo und den Tocantin für die Schifffahrt nutzbar machen und brachte, um dieſen Plan zu realiſiren, bedeutende Opfer. Auf der Aragua begann ein bedeutender und lebhafter Verkehr; der Turvo-Fluß ſollte Goyaz mit St. Paul verbinden, und der Tocantin dazu benutzt werden, um den Handelsverkehr mit Para zu vermehren. In jener Zeit koſtete, der leichten Transportkoſten wegen, der portugieſiſche Schäffel Salz, den man jetzt mit 16,000 Reis bezahlt, nur 4000 Reis.

Dieſe lobenswerthen Bemühungen der portugieſiſchen Regierung ſind nicht fortgeſetzt worden; die darauf folgende Unabhängigkeit Braſiliens hat ſie gänzlich aufgehoben.

Ungeheure Unternehmungen würden hervortreten und die nationelle Eigenliebe befriedigen, wenn die Conceſſionen, welche die Unternehmungsluſtigen verlangen, nicht ſo rein auf krämeriſche Knauſerei berechnet wären, daß ſie ſchwerlich zu bewilligen ſind. Alles was in dieſer Hinſicht geſchieht, wird jetzt von Fremden unternommen.

Die immenſe Unternehmung zur Canaliſation des Rio Doce, zu ſeiner Beſchiffung mit Dampfbooten und zur Coloniſation ſeiner Ufer iſt von den Kammern genehmigt und hat die kaiſerliche Sanction erhalten. Der Fluß Rio Doce entſpringt bei Sabaru in der Provinz Minas, durchſtrömt einen Theil derſelben, bildet dann die Gränze zwiſchen Bahia und Spirito Santo und ergießt ſich ins atlantiſche Meer. Dieß eben erwähnte Project wurde im Jahre 1832 dem geſetzgebenden Corps vorgelegt. Schon ſeit 60 Jahren hat man ſich mit der Idee herumgetragen, und namentlich im Anfange dieſes Jahrhunderts ſie mehr als einmal in Anregung gebracht, wenn auch nicht in ſo ausgedehntem Maaßſtabe, ſo doch immer in der Ueberzeugung der Möglichkeit der Ausführung. Dieſe Ueberzeugung ſtand ſo feſt, daß, bevor noch die Compagnie ihr Programm publicirte, mehr als vierzig Mitglieder der geſetzgebenden Kammern, zwei Staatsminiſter und eine große Anzahl anderer bedeutender Perſonen ſich zur Uebernahme von Actien im Betrage von 200 Contos erboten.

Im Jahr 1831 beauftragte die Compagnie einen geſchickten Ingenieur mit der Unterſuchung der Localverhältniſſe des Stroms. Nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten und unzähliger Anſtrengungen, fand er, daß ſich der Schifffahrt faſt in dem ganzen Laufe von der Quelle an, in einer Ausdehnung von 120 portugieſiſchen Meilen (90 deutſche Meilen) Beſchwerlichkeiten aller Art entgegenſtemmten. So traf der Ingenieur auf 17 Waſſerfälle von 12, 15, 17, 18, 35 und 48 Fuß Höhe, die ſich über Felſen von Urgeſtein ſtürzten, und den Strom oft durch Sandbänke und andere Hinderniſſe unterbrochen. Trotz der ſorgfältigſten Angaben war es unmöglich eine genaue Berechnung der ungeheuren Koſten für die Compagnie zu erzielen, oder auch nur den Zeitraum zu beſtimmen, binnen welchem die Auslagen eingebracht und der wirkliche Gewinn beginnen würde. Man ſah ein, daß ein ſolches nicht anders vollendet werden könnte, als durch Unterſtützung von Seite der Regierung, die im Stande wäre, über alle Hülfsmittel der Nation zu diſponiren, oder durch das Zuſammenwirken einer großen Zahl von Capitaliſten.

Das Ziel, das dieſer in Rede ſtehenden Unternehmung geſteckt, iſt die Productionsvermehrung des Landes durch Einführung neuer Verfahrungsarten bei der Agricultur und zwar durch freie und induſtriöſe Leute, dann die Verbeſſerung der Handelscommunicationen, um dadurch die Civiliſation den wilden Stämmen mitzutheilen, die jenen Landſtrich bewohnen, welchen der genannte Fluß und ſeine Nebenflüſſe durchſtrömen. So würden auch die Producte der innern Provinzen eine leichtere

und wenig koſtſpielige Ausmündung nach außen erhalten. Sowohl dieſe Vortheile, als auch die Möglichkeit dieſen Plan zu realiſiren, wurden von der geſetzgebenden Verſammlung der Provinzen von Minas und von Rio de Janeiro anerkannt.

Bis jetzt wurde die Schifffahrt auf dem Rio Doce durch 25 bis 30 Canots betrieben, von welchen jedes 30 bis 60 Schäffel Salz, den einzigen Handelsartikel in dieſen Gegenden, transportirte. An vielen, nicht befahrbaren Stellen des Fluſſes mußte man dieſe Fahrzeuge aus dem Waſſer ziehen und weite Strecken über Land tragen. Oft iſt das Gewicht der Canots ſo ſchwer, daß die fünf Ruderer, womit jedes verſehen, nicht hinreichen, um ſie zu tragen, und ſie dann mehrere Tage warten müſſen, bis Andere kommen, die ihnen dabei Hülfe leiſten können. Es kommt vor, daß ſie auf dieſe Weiſe manchen Tag nicht mehr als eine halbe Meile zurücklegen.

Nur die theilweiſe Unterſuchung des Rio Doce hat der Compagnie 40 Conto's gekoſtet; dieſe ganze Arbeit würde auf 100 Conto's (40,000 Fr.) zu ſtehen kommen.

In der Kammer der Deputirten haben ſich bei den meiſten Mitgliedern die kleinlichſten Ideen, dieſen Gegenſtand betreffend, kund gegeben. Man verſchrie die Entrepriſe als einen Kunſtgriff Englands, um auf unmerkliche Weiſe einige Provinzen von Braſilien zu trennen, und als eine damit zuſammenhängende unpatriotiſche Conſpiration einiger Deputirten. Es ſchien den Herren zu viel, daß arbeitende Ausländer von der braſilianiſchen Sonne beſchienen werden ſollten. Unter dem Vorgeben, daß es auch in England ſo gemacht werde, hat man der Compagnie das Recht entzogen, eine Abgabe für die Benützung ihrer Anlagen feſtzuſetzen und zu erheben. Als einen Act vollendeter Klugheit hat man den Vorſchlag gemacht, den Mitgliedern der allgemeinen Nationalverſammlung zu verbieten, Actien zu dieſem Unternehmen zu erwerben, ſey es in der Abſicht, das geſetzgebende Corps dadurch zu beleidigen, oder in der naiven Ignoranz jener tauſend Ausflüchte, welche dieſe unüberlegte Beleidigung verdecken ſollten.

Jetzt iſt der Compagnie endlich ein ausſchließliches Privilegium auf 40 Jahre bewilligt. Die Schifffahrt, wenigſtens auf einem Theil des Fluſſes, ſoll innerhalb zweier Jahre nach Beginn der Arbeiten practikabel ſeyn, und zwar für Dampfboote. Die Maſchinen zu fünf derſelben ſind bereits aus England in Braſilien angekommen und der Bau derſelben wird in Rio de Janeiro beendet werden. Der Preis einer Actie betrug anfangs 25 Pfund Sterling.

Allen andern Compagnien, mit welchen die Regierung in der Sitzung von 1836 in Unterhandlung trat, iſt die Verwendung der Neger zu ihren Arbeiten unterſagt. Die Compagnie des Rio Doce iſt die einzige, auf die ſich dieß Verbot nicht erſtreckt, doch liegt es in den eigenen Principien derſelben, Niemand anders in ihren Dienſten zu verwenden, als nur freie Leute.

Die Coloniſation der Ufer ſoll in ſieben Jahren vollendet ſeyn. In dieſem Betreff hat ſich die Compagnie verpflichtet, jedes Ufer auf 24 Quadratmeilen zu bevölkern, ſo daß auf jede Quadratmeile 60 Coloniſten kommen. Nach einer ſehr problematiſchen Berechnung ſind die Koſten für jedes Etabliſſement auf 30 Pfund Sterl. angeſetzt, wonach auf die Quadratmeile 1200 Pf. Sterl. verwendet werden müßten. Für 200 eingetroffene Coloniſten haben die Transportkoſten betragen für die Perſon von den azoriſchen Inſeln 70,000 Reis; von Europa nach Braſilien iſt für den Kopf 150,000 Reis bezahlt worden. Der Senat hat den hieher gehörigen Geſetzesvorſchlag einſtimmig angenommen, und die dabei vorgekommenen Debatten wurden nur dadurch veranlaßt, daß mehrere Mitglieder den gefaßten Beſchlüſſen noch eine liberalere Ausdehnung geben wollten. So hat der Senat einen höhern Beweis ſeiner Aufklärung gegeben, als die Kammer der Deputirten.

Ein Dampfbootdienſt iſt ganz neuerlich durch eine engliſche Compagnie an der Küſte von Rio de Janeiro bis nach den nördlichen Provinzen errichtet worden, und ſoll, im Fall das Unternehmen guten Fortgang hat, auch nach den ſüdlichen Provinzen ausgedehnt werden. Braſilien beſitzt in mehreren ſeiner Provinzen bedeutende Steinkohlengruben, deren größter Reichthum ſich in der Provinz von Sta. Katharina zeigt. Ein patriotiſcher Deputirter hat den Vorſchlag gemacht, aus Europa geſchickte Ingenieurs zur Anlegung von arteſiſchen Brunnen kommen zu laſſen.

Die Denkmäler auf der Königsſtraße zwiſchen Indien und Perſien.

(Fortſetzung.)

Setzen wir aber dennoch unſere Zweifel dagegen fort, daß ein etagenreicher Spitzthurm identiſch genannt werden könnte mit einem breiten Dombau, wenn dieſer ſchon ſolche Etagen mit Reliquien, Weihungen u. ſ. w. in ſeinem Innern geheimnißvoll verſchließt, ſo haben wir noch folgende zwei poſitive Thatſachen aufzuführen, welche dieſes architektoniſche Räthſel vollkommen löſen: nämlich das buddhiſtiſche Dogma von der Hinfälligkeit des menſchlichen Leibes, das ſymboliſch in die Architektur überging, und die analogen Bauwerke der kürzlich wieder entdeckten antiken Capitale in den Wildniſſen des centralen Ceylons. Dem Fa Hian, der, nach dem Jahr 400 ſeine Pilgerreiſe auch bis in Buddha's Vaterland, Magadha, fortſetzte, um dort alle Stationen des Religionsſtifters kennen zu lernen, ward am Gangesufer unter andern auch die Stelle gezeigt, wo Buddha einſt ſeinen Schülern predigte über „den Unbeſtand der Dinge, die Hinfälligkeit des Lebens, über den Schmerz und über den Vergleich des menſchlichen Leibes mit der Waſſerblaſe, der wie dieſe, aus den vier Elementen beſtehend, gleich ſchnell vergehe.“ Dieſer Text der Predigt ward das Lieblingsthema eines die irdiſche Hülle betreffenden, aſcetiſchen Philoſophems, das nicht bloße Legende ſeyn konnte, weil deſſen gewichtvolle Bedeutung auf ſinnige Weiſe in den Kirchenſtyl der buddhiſtiſchen Architektur ſchon ſeit einem halben Jahrtauſend vor Fa Hian's Zeit übergegangen war. In den ſinghaleſiſchen Annalen, dem Mahawanſa nämlich, iſt umſtändlich von des frommen Helden und Königs Dutu Gamenu (150 Jahre vor Chr. Geb.) koloſſalem Prachtbaue des Dagoba (d. h. der Körperverbergende, nach W.

von Humboldt's Sprachunterſuchung, aus dem Pali und Sanskrit) Ruanwelly, zur Aufnahme der Buddhareliquien die Rede, die von außen geſchloſſen wurden, und zu denen nur für die Prieſter ein verborgener, unterirdiſcher Gang blieb. Der Bau wurde in neun Etagen aufgeführt, und der König befahl, ihn mit einem Dombau „in Form einer Waſſerblaſe, nach oben, zu ſchließen.“ Die Anwendung dieſer prieſterlichen Form finden wir wieder in den antiken Ruinen der Capitale Ceylons, die ſchon Ptoleméus im zweiten Jahrhundert nach Chr., genau ihrer Lage nach, unter Anurogrammum (jetzt Anu raja pura, d. h. Pura, die Stadt, was mit grammum identiſch iſt, des Raja Anu) beſchreibt, und die erſt im J. 1829 von Chapman, in den dichteſten Wäldern der Inſel, entdeckt ſind, wo noch heute ſieben ſolcher koloſſalen Dagop-Baue, um die Terraſſen der Bogahas oder heiligen Feigenbäume, ſich wirklich in Blaſengeſtalt, ſogar einer bis zu 160 Ellen hoch, erheben, und den Topen am Indus und Kabulſtrom ganz analoge Bauwerke in antiker Einfachheit darſtellen, von denen anderweitige, eben daſelbſt wie in andern Ländern, aus jüngern Zeiten erbaute Monumente, freilich durch mannichfaltigere Formen entſtellt, gar mannichfach abweichen.

Das Räthſel der Topen oder Stupa's in Kabuliſtan, welche demnach identiſch mit den Dagops in Ceylon und den Sutupos von Fa Hian, wie mit den heutigen Thas in China ſind, ſcheint hiedurch völlig gelöst. Es ſind in der That die Tha's, wie W. v. Humboldt die von ihm auf Java näher erforſchten Dagops, ſo charakteriſtiſch wie ſcharfſinnig, aus wenig vorliegenden Daten bezeichnete, jene öffnungsloſen, zur Aufbewahrung oder Verbergung eines Heiligthums beſtimmten Maſſen, nicht innerlich zu Lebenszwecken eingerichtete Gebäude, ſondern für Jahrtauſende geſchloſſene Denkmäler. Was dieſem ſcharfſinnigen Forſcher aber damals noch nicht bekannt ſeyn konnte, die Topen am Indus, wie der koloſſale Bau von Manikyala, verbergen unter der Form der Waſſerblaſe noch im Innern geheimnißvoll den Thurm mit den neun Etagen, deſſen Ausbau Dutu Gameny zu ſeiner Zeit auch ſchon anbefahl. Dieſe Etagen welche in allen oſtaſiatiſchen Bauwerken analoger Art ſich bald ſo, bald anders wiederholen, bezeichnen aber die Nibanas oder die geiſtigen Lebensſtufen, die verſchiedenen ſogenannten Exiſtenzen (auch buddhiſtiſche Himmel), welche die fromme Erhebung der Seele, nach der buddhiſtiſchen Kirchenlehre, hindurch gehen muß, um in das Nirwana oder in die Ewigkeitsgedanken einzugehen; jede dieſer Stufen iſt durch beſondere Arten der Weihungen in den aufgefundenen Fundorten bezeichnet. In dem Tope von Manikyala ſehen wir demnach den vergänglichen irdiſchen Leib (die Waſſerblaſe), mit der ſich durch verſchiedene Exiſtenzen ſteigernden Seele des Frommen (dem Etagenthurm) innerhalb der Lebenszeit, gleichſam die Metaphyſik und Moral dieſer buddhiſtiſchen Dogmatik noch vereinigt in einer und derſelben Form ſymboliſcher Architektur. Nur der oberſte Theil, die kegel- oder ſchirmförmigen Thurmknopf-Ornamente, wie ſie die ceyloniſchen Dagops heute noch zeigen, ſind auf denen am Kabulſtrom überall durch die Wuth der Mohammedaner herabgeriſſen, weil dieſe einſt aus Silber- und Gold-Ornamenten beſtanden, woraus ſich zugleich der zerſtörte Zuſtand aller obern Cupolas jener Topen hinreichend erklärt, wie die Zerrüttung in ihren Subſtructionen, wo man den geheimen Zugängen der Prieſter wohl nachſpüren konnte, oft aber durch die geſchickte Verbergung der Schätze im Innern getäuſcht ward. Denn ſchon in den Annalen des Mahavamſa wird geſagt, wie das Innere dieſer Reliquiencellen auf das ſorgfältigſte durch eine mächtige Steintafel geſchloſſen ward, ſo dicht, wie der Text ſagt, daß auch nicht ein einzelnes Haar hätte durchdringen können, woraus ſich, bei der Unwiſſenheit und Sorgloſigkeit der neueſten Ausgrabungen, vollkommen erklärt, weßhalb man ſo rathlos über die innere, wahre Conſtruction dieſer Bauwerke geblieben iſt, da man nur auf den Raubbau der Anticaglien, Münzen u. ſ. w. ausging, zugleich aber auch die Möglichkeit, wie ſich dieſe kleinen, oft zarten Gegenſtände ſo viele Jahrhunderte hindurch unverletzt erhalten konnten. Die ceyloneſiſchen Denkmale blieben in ihrem Innern bis jetzt noch unerforſcht.

(Schluß folgt.)

Kara-Aly, der Räuber bei Kaſan.

(Aus einem Schreiben in der Gazette des Tribunaux.)

Der Proceß Kara-Aly's und ſeiner Mitſchuldigen erhielt kürzlich ſeine Löſung; ich kann Ihnen die Phyſiognomie dieſes düſtern und wilden Drama's am beſten dadurch ſchildern, daß ich Ihnen die Actenſtücke der gerichtlichen Unterſuchung ſelbſt, ſo wie ſie in den amtlichen Journalen von St. Petersburg *) bekannt gemacht wurden, überſende.

Seit mehrern Monaten war der Bezirk Zaraiſk, im Gouvernement Kaſan, von einer furchtbaren Räuberbande unſicher gemacht worden; nicht die Reiſenden allein ſahen ſich täglich ihren Angriffen ausgeſetzt, ſondern ſie überfiel auch die Dörfer, drang in die Häuſer und verübte hier die ſchrecklichſten Plünderungen. Auch war der Name ihres Häuptlings, Kara-Aly (der ſchwarze Aly), der Schrecken aller Bewohner dieſes weiten und reichen Landes. Seit mehr als acht Monaten waren die Wachſamkeit der Polizei-Agenten, die Märſche und Gegenmärſche der zur Verfolgung der Räuber abgeſchickten Truppenabtheilungen erfolglos geblieben; das den Bauern gemachte Verſprechen, die Gefangennehmung jedes todt oder lebendig eingebrachten Räubers mit einer Prämie von 1000 Rubel Papiergeld (1000 Franken) zu belohnen, und der ſo hohe Preis von 5000 Rubeln, den man auf den Kopf Kara-Aly's geſetzt, hatten ſich eben ſo unwirkſam erwieſen. Endlich entſchloß ſich die Regierung, um dieſen Räubereien ein Ende zu machen und die in Schrecken geſetzten Bevölkerungen zu beruhigen, mehr Energie zu entfalten. So bewerkſtelligte dann am 1 November 1857 Tiédor (Theodor) Trajof, Bezirksaſſeſſor von Zaraiſk, die Verhaftung des ſchrecklichen Kara-Aly, fünf ſeiner Mitſchuldigen und einer jungen Frau, die man als ſein Weib oder ſeine Beiſchläferin bezeichnete. **)

Die gerichtliche Verhandlung dieſer Angelegenheit, die einer aus einem Capitän Iſprawnik (Vorſtand der Bezirkspolizei), einem Aſſeſſor und einem Secretär der niedern Gerichtsbarkeit (sekretar nishnegoziemskego suda) beſtehenden Commiſſion anvertraut war, ward mit

*) Der nordiſchen Biene und dem Journal des Miniſteriums der Juſtiz.

**) Die Gefangennehmung Kara-Aly's und ſeiner Bande findet ſich officiell angekündigt im Journal des Miniſteriums der Juſtiz vom 23 Januar.

seltener Thätigkeit kraft folgenden Befehls geleitet, den der Criminalgerichtshof von Kasan erließ und der kaiserliche Sachwalter unterzeichnete:

„Befehl des kaiserlichen Sachwalters: Im Namen Sr. kaiserlichen Majestät Nikolaus Paulowitsch, Selbstherrscher aller Reußen, befehlen wir, kaiserlicher Sachwalter der aus (folgen die Namen der obenangeführten Commissäre) bestehenden Commission, die gerichtliche Verhandlung der Angelegenheit Kara-Aly's und seiner Mitschuldigen vorzunehmen. — Kara-Aly, ein Tatar, aus Kasan gebürtig, ist angeklagt, zum drittenmal aus den Reihen der Armee desertirt und elf Monate lang Räuberei getrieben zu haben, während welcher Zeit er fünfzehn Morde, zwei und dreißig Diebstähle mit bewaffneter Hand und eine zahllose Menge gewöhnlicher Diebstähle und Betrügereien verübte. Kasan, den 20 November 1837."

Einen Monat später, den 10 December, hatte die Commission ihre Arbeiten beendigt und legte den aus folgenden Actenstücken bestehenden Bericht vor. (Wir folgen hierin der Ordnung und der Form des russischen Proceßverfahrens, kürzen bloß die Abschweifungen ab und übergehen die Doppelstellen.)

Bericht des Assessors Tiédor Trazof über die Verhaftung der Räuber.

„Am 1 August 1837 erhielt ich von der Regierung Befehl und Auftrag, dem Schlupfwinkel der Räuberbande Kara-Aly's nachzuforschen und mich ihrer zu bemächtigen. Fünfzig Kosaken unter den Befehlen des Zehnderichs Dshurilof und fünf und zwanzig Gendarmen unter denen des Lieutenants Neumann wurden mir zu dieser Expedition beigegeben. Alle unsere Nachforschungen waren fruchtlos. Nachdem ich am 2 October die Runde in dem Bezirke gemacht, kehrte ich, außerdem noch mit Erhebung der rückständigen Abgaben (Niedoímka) bei den Bewohnern beauftragt, mit 17,000 Rubeln Papiergeld, dem Ertrage dieser Erhebung, nach Zaraísk zurück. Allein schon war die Nacht eingebrochen, als ich in der Stadt ankam, und es war zu spät, als daß ich mich zum Bezirkseinnehmer (Kasnatschy ujesdny) hätte begeben können; ich mußte daher die Uebergabe des Geldes auf den folgenden Tag verschieben. Um Mitternacht arbeitete ich allein in meinem Cabinette, als sich plötzlich die Thüre öffnete und ich einen Mann von kolossaler Gestalt, in einen Kaschuk (eine Art Pelzrock aus Schafleder zum Gebrauche der russischen Bauern) gekleidet und eine schafledern Mütze auf dem Kopfe hereintreten sah. Seine mit einem dreifachen Schnurrbart bedeckte Figur, sein schwarzer Bart, seine langen in Unordnung herabhängenden Haare und die grimmigen Blitze, die seine Augen schossen — Alles gab dieser unerwarteten Erscheinung den Charakter des Entsetzlichen und Wilden. Ehe ich Zeit gehabt, nach Hülfe zu rufen, stand dieser Mann vor mir, zeigte seinen Dolch, seine Pistolen und legte gebieterisch seinen Finger an die Lippen, als wollte er mir Schweigen gebieten. Staunen und Angst machten mich unbeweglich; er setzte sich neben mich, und sagte mit düsterer, aber ruhiger Stimme: „Du bist Trazof; Trazof, der mit der Verhaftung Kara-Aly's beauftragt ist? Wohlan, ich bin Kara-Aly, sieh mich recht an, denn du mußt mich doch kennen." Dann setzte er nach einer Pause bei: „Du hast mich jetzt hinlänglich betrachtet, ich will dir sagen, was mich herführt. Du hast hier 17,000 Rubel?" Ich suchte aufzustehen und nach Hülfe zu rufen; allein er packte mich mit eiserner Gewalt und warf mich zu Boden; während er dann mit unbegreiflicher Geschicklichkeit mich niederhielt, schloß er mir den Mund mit einem Tuch, und band mir Hände und Füße. Hierauf durchsuchte er meine Kleider, öffnete einige Meubeln, erbrach andere, und als er endlich die 17,000 Rubel in meiner Casse gefunden, kam er zu mir zurück und sagte: „Ich könnte deine Verschwiegenheit mit deinem Leben erkaufen (diese Worte begleitete er mit einer drohenden Bewegung seines Dolches), allein ich habe weder Achtung noch Furcht vor dir; denn hätte auch dein Kaiser so viele Soldaten, als es Sterne am Himmel gibt, Kara-Aly würde ihm noch trotzen und die Freiheit in Unabhängigkeit genießen." Er nahm mir nun das Tuch vom Mund und eilte schnell davon. Allein geblieben, rief ich meine Dienerschaft zusammen und machte mich mit meinen Kosaken auf zur Verfolgung des Räubers. Umsonst! Wir erkannten zwar außerhalb der Stadt Pferdespuren in der Richtung nach den Bergen, sie verschwanden aber in der Verzweigung zweier oder dreier steinigen Straßen bald wieder. Nach Zaraísk zurückgekehrt, constatirte ich den Zustand der Oertlichkeiten: die Thüre war nicht erbrochen, sondern mittelst eines Schlüssels geöffnet; dieser Umstand, so wie die Worte Kara-Aly's, der mich im Besitz von 17,000 Rubeln wußte, waren von der Art, daß ich Verdacht auf meine Dienerschaft warf; allein sie betheuerte mir, obwohl ich alle Mittel — d. h. die Peitsche und die Bastonnade — anwandte, um die Wahrheit zu erfahren, insgesammt ihre Unschuld. Am 1 November befand ich mich auf dem Markte von Pshansh, als ich zwei in die Tracht der Tscheremissen (einer dieses halb asiatische Gouvernement Rußlands bewohnenden Völkerschaft) gekleidete Männer um den Markt herumstreichen sah. Ich erkannte in dem einen Kara-Aly, dessen Züge tief in meinem Gedächtnisse geblieben waren, und ohne einen Augenblick zu verlieren, ließ ich sie von den zehn Kosaken, die mich begleiteten, umzingeln. Es entspann sich nun ein schrecklicher Kampf: das Volk ergriff die Flucht, ohne mir thätlichen Beistand leisten zu wollen, und die beiden Räuber vertheidigten sich wüthend mit ihren Yataganen. Ein Kosak ward getödtet, drei wurden verwundet; endlich aber gelang es mir, Kara-Aly's habhaft zu werden, denn er war es; in Verzweiflung warf er seinen Yatagan von sich und schrie: „Gott wollt' es so! tödte mich, bewache mich, thu' was du willst, ich bin vom Verhängnisse besiegt!" Nun wandte er sich mit lauter Stimme an seinen Gefährten, der, weniger eng bedrängt, noch kämpfte, und rief ihm zu: „Musrum, rette dich, ich ernenne dich zum Khan der Truppe!" Und als meine Leute mit einem siegreichen Hurrah antworteten, fügte er bei: „oder wenn du unterliegst, so sey deine Zunge stumm, wie der Stein!" Glücklicherweise ergab sich jetzt Musrum, und wir konnten beide knebeln. Im Gefängnisse beobachteten sie tiefes Schweigen, und alle Mittel waren unvermögend, sie zu einer Enthüllung zu bringen. Endlich ließ Musrum unter der Tortur die Worte fallen: „Suchet auf dem Kyrym-al (Berg Kyrym), ihr werdet die Höhle Mustapha-Idris (Mustapha der Teufel) finden."

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 27** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Jules Janin. — Auszüge aus dem Beharistan, d. h. Frühlingsgarten Dschami's. (Fortsetzung und Schluß.) — Das neuere französische Drama. (Schluß.)

Zu den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für das Abonnement des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 88.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 März 1838.

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

9. Die Provinz Terra d'Otranto.

Wenn man von der Mündung des Flusses Lato gegen Castellaneta hinaufsteigt, und von da über Alberobello und Fasano eine Linie an das adriatische Meer zieht, so hat man die Landgränze der Provinz Terra d'Otranto (sprich O'tranto), welche in ihrem übrigen Umfange vom jonischen und adriatischen Meer bespült wird. Die Länge der Provinz ist 90 Miglien, ihre Breite 20 bis 30 Miglien. Der Gebirgszweig, welcher die Abdachung gegen das linke Ufer des Bradano hat, verlängert sich gegen die Berge von Motola und Martina, von wo aus verschiedene niedere Hügel gegen das Capo di Leuca hinziehen, in dessen Nähe sie sich von neuem erheben, um eine Barriere den Strömungen des Meeres entgegen zu setzen. Nur von den Bergen von Montola und Martina kommen einige Bergbäche herab, welche nach kurzem Laufe zwischen dem Lato und dem kleinen Meere bei Taranto (sprich Täranto) ins jonische Meer sich ergießen. Auch bei Brindisi befinden sich einige Bergbäche. Alle übrigen Wasser sind bloße Regenbäche, welche, immer arm an Wasser, von dem Boden vorher eingeschluckt werden, ehe sie das Meer erreichen. Obgleich der Boden beinahe der ganzen Provinz ausgebrannt ist, und man überall Mangel an Wasser hat, so sieht man doch, wo sich irgend eine Vertiefung am Ufer oder auch in der Mitte des Landes findet, überall Sümpfe, welche meist von den Bergbächen herrühren. In der Nähe von Taranto, Otranto und Brindisi sind Sümpfe, von denen einige mit dem Meer in Verbindung stehen. Selbst wo der Boden mehrere Palmen höher ist, als das Niveau des Meers, sind stehende Wasser, da man aus Nachlässigkeit nicht daran denkt, dem Wasser einen Ablauf zu geben.

In der ganzen Ausdehnung der Küste von 200 Miglien bestehen bloß vier Städte Taranto, Gallipoli, Otranto und Brindisi, und von diesen hat bloß Gallipoli eine gesunde Luft. Zwischen dem Capo di Leuca bis Otranto rücken die Hügel vor bis an das Meeresufer, und hinter dieser Hügelreihe befinden sich zahlreiche Gemeinden zerstreut; am Meer selbst liegt Castro mit 150 Einwohnern. Das innere Land ist hier bis Lecce hinauf sehr fruchtbar, und das Haupterzeugniß besteht in Oel, das zum größten Theil ins Ausland verführt wird; der jährliche Ertrag beläuft sich auf 8 bis 900,000 neapolitanische Staja. Auch Getreide und Wein wird im Ueberfluß erzeugt, eben so ausgedehnt ist die Schafzucht.

Das heutige Taranto ist auf der kleinen Insel erbaut, wo ehemals das Fort der alten Stadt stand, welche durch ihre Größe, Betriebsamkeit und Handel berühmt war. Die Gegend landeinwärts mit einem Flächenraum von 100 Quadratmiglien enthält bloß die fünf Gemeinden Palagiano, Palagianello, Motola, Massafra und Taranto mit einer Bevölkerung von 28,000 Seelen, somit 70 auf 1 Quadratmiglie. Dieß zeigt klar, in welchem verlassenen Zustand sich jenes fruchtbare Land befindet, durch welches einst das alte Tarent, das 30,000 Fußgänger und 3000 Reiter ins Feld stellte, seinen Reichthum bezog. Von der gebirgigen Gegend nichts zu sagen, welche bloß als Weide benützt wird, so enthält die Ebene einige ausgedehnte Sümpfe. Die Wasser, die von Massafra herkommen, ergießen sich in eine Vertiefung, und bilden eine Lagune, aus der das Flüßchen Patimisco entsteht, das sich ins Meer ergießt. Eben so bilden die Wasser von den Bergen Merlo und S. Angelo her einen Sumpf, aus dem das Flüßchen Tara abfließt.

Südöstlich von Taranto in einer Entfernung von 2½ Miglien, bildet sich im Winter eine Lagune, Salinella genannt, welche im Sommer zum größten Theil austrocknet, und auf dem Boden eine Lage von Salz zurückläßt. Der Grund der Lagune ist 13 Palmen höher als das Niveau des Meeres, das weniger als eine Miglie davon entfernt ist. Neben derselben liegt die andere, genannt la Salina grande, mit einer Oberfläche von drei Quadratmiglien, die im Sommer zum größten Theil austrocknet, und eine Lage Salz von ziemlicher Höhe zurückläßt. Der tiefste Grund dieses Sumpfes war 23 Palmen höher als das Niveau des Meeres, das zwei Miglien davon entfernt ist; von dieser Lagune wurde ein Canal ins Meer gegraben, doch nicht tief genug, so daß im Winter immer noch die Wasser sich ansammeln, um im Sommer zu versumpfen.

Von Maruggi bis Taviano, beides unbedeutende Dörflein, iſt die Küſte in einer Länge von 36 Miglien von Sümpfen verpeſtet. In dieſer ganzen Ausdehnung ſind außer der Stadt Gallipoli, welche im Meere auf einer mit dem feſten Lande durch eine Brücke verbundenen Inſel liegt, alle andere Wohnungen mehr als drei Miglien vom Meer entfernt. Die Regenbäche verſumpfen aus Nachläſſigkeit der Bewohner an Stellen, die viel höher ſind als das Meer.

Ehe die Stadt Otranto von den Türken eingenommen und zerſtört wurde, war ſie die bedeutendſte und bevölkertſte dieſer Gegend und von ihr bekam die Provinz den Namen. Seit dieſem Unglück konnte ſie ſich nicht wieder erheben, und ſeitdem die Menſchenhände fehlen, nehmen in den umliegenden niedern Gegenden die Sümpfe überhand. Die Einwohner, 2000 an der Zahl, bebauen das Land ſchlecht, und thun nichts zur Verbeſſerung der verpeſteten Umgegend. Von Otranto bis Brindiſi, 45 Miglien in der Länge, findet ſich nicht Ein Ort an der Küſte; die Dörfer liegen 3 — 4 Miglien davon entfernt. Von Brindiſi bis Monopoli, 40 Miglien, ſieht man wiederum keine Wohnung an der Küſte; nur die Gemeinden Oſtuni und Faſano ſind drei Miglien davon entfernt, die andern alle um mehr als das Doppelte. Sümpfe verbieten jeden Anbau am Meeresufer.

Brindiſi war eine bedeutende und bevölkerte Stadt, als ſie unter der römiſchen Herrſchaft als Einſchiffungsplatz für die Heere nach Aſien benützt wurde; der gegenwärtige Umfang der Stadt zeigt noch, daß ſie ehemals eine viel zahlreichere Bevölkerung enthalten hat, als gegenwärtig. Ein weiter, tiefeindringender Meerbuſen, welcher zum Theil von den Inſeln, le Pezagne genannt, bedeckt iſt, und von der andern Inſel, auf welcher das Fort des Meeres erbaut iſt, bildet den großen, äußern Hafen oder die Rhede. Der Hintergrund des Meerbuſens, der ſich zwiſchen dem Fuß der Hügel am Lande verengt, theilt ſich in zwei Buchten, welche die Landzunge umfließen, auf der die Stadt erbaut iſt, und ſo den innern Hafen bilden. Der Eingang von der Rhede in den innern Hafen war ehemals breit und tief, und es konnte bei dieſen günſtigen Umſtänden eine zahlreiche Flotte im innern Hafen Schutz finden. Die Verſandung dieſes Eingangs iſt die natürliche Folge von der Errichtung der Dämme geweſen, welche Cäſar im Krieg mit Pompejus von den beiden verengenden Hügeln aus anlegen ließ. Der Eingang verlor allmählich ſeine Tiefe, und im Laufe der Zeiten wurde er ſo ausgefüllt, daß der innere Hafen nur noch als ein See ohne Ausfluß zu betrachten war, der durch ſeine Ausdünſtungen die Bevölkerung der Stadt bis auf wenige ſchwächliche Einwohner herunterbrachte. Im Jahr 1775 ſollten auf Befehl Ferdinands I einige Verbeſſerungen angebracht werden, allein die Arbeiten wurden ganz verkehrt angegriffen, blieben ohne Erfolg, und der Hafen von Brindiſi iſt bis zur Stunde noch verſandet und nur für kleine Fahrzeuge zugänglich.

(Fortſetzung folgt)

Die Denkmäler auf der Königsſtraße zwiſchen Indien und Perſien.

(Schluß.)

Mit dem Fortſchritt der modernen Jahrhunderte traten, zumal oſtwärts von Ceylon und dem Indus, durch die bauluſtigen buddhiſtiſchen Völkergebiete der Nepaleſen, Tübeter, Chineſen, dieſe früherhin ſymboliſch vereinigten Elemente architektoniſch auseinander: denn weſtwärts wurden ſeit den Einfällen der Mohammedaner keine Gebäude dieſer Art wieder aufgeführt. Der dichte Mauerkern der Waſſerblaſe erweiterte ſich, aus der innerſten kleinen Steinkammer zum hohlen Tempelhauſe mit dem Domgewölbe, und der innere Etagenthurm hob ſich zum äußern, ſichtbaren Thurm-Ornament, als Pyramide oder Thurm über dem Domdach, mit 7, 9 oder 13 Stockwerken, luſtig empor, weil es dreierlei Reihen jener zu durchlebenden Nidanas oder Exiſtenzen (auch Himmel) zu immer höherer Weihe gibt, deren heilige Zahlen aber keine Aenderungen erleiden. So ſind die Tempel in Nepal und Hinterindien, die durch Hodgſon und Andere unter dem Namen Tſchaitya (d. h. Tempel; dieß iſt aber auch zugleich der Name des heiligen Feigenbaums, der Banjane, Ficus indica oder auch religiosa) bekannt wurden. Endlich noch weiter im Oſten fällt oft auch die Gewölbform, die Waſſerblaſe als Tempel in den ſpäteren Jahrhunderten mehr oder weniger ganz weg, die verdunkelte Speculation verſchwindet auch in ihrem Symbol aus der Architektur, und bei dem praktiſchen Chineſen bleibt nur die Symbolik der Moral im Etagenthurm vorzugsweiſe zurück, der ſich nun überall ſelbſtſtändig in den Porcellanthürmen und unzähligen andern, als Tha in den modernen Jahrhunderten, auch ganz einſam erhebt und überall hin verbreitet hat. So konnte und mußte alſo der Sutupo oder Tha der Chineſen, der erſt mit dem Buddhakultus aus Indien nach China, als dem Foe (d. i. Buddha) geweiht, übertragen ward, zu Fa Hians Zeit ganz identiſch mit den Stupa's oder heutigen Topen, am Indus ſeyn. Selbſt das höchſte Ornament des chineſiſchen Pagodenthurms, wie aller Tſchaitya-Tempel in Nepal und Hinterindien, nämlich der Thurmknopf, muß, in der höchſten Spitze, immer noch den geweihten, ausgeſpannten Sonnenſchirm enthalten, jenen religiöſen Tſchaitah, der ſich öfter ebenfalls 7, 9 und 13mal übereinander wiederholt, und ſelbſt aus den Grottenſculpturen von Kenery auf Salſette und von Karli bekannt iſt, ja ſich als allgemeinſtes Symbol im Gepräge unzähliger der wieder aufgefundenen Münzſchätze nachweiſen läßt, ohne jedoch bis jetzt für dasjenige anerkannt worden zu ſeyn, was er wirklich urſprünglich bedeutet, wovon wir aber im Mahavamſa, wie in jeder Buddhaſculptur nach dem Buddhageſetz, und in der Legende den übereinſtimmendſten Aufſchluß nachweiſen können. Er iſt nichts Anderes, als das Symbol des fächer- und ſchirmartig ausgebreiteten, durch ſeine pantheiſtiſche Bedeutung im Sankya-Syſteme bekannt genug gewordenen heiligen Feigenbaums, unter welchem Buddha in Magadha „in gerader, unbeweglicher Haltung, mit untergeſchlagenen Beinen ſitzend, acht Tage lang in die Ewigkeitsgedanken der Buße (Dhjana),

vor ſeinem Eingang in Nirwâna, verſank, wo er in der letzten der Nächte die Shimau, ſeine dämoniſchen Widerſacher, beſiegt, dann Magadhas ewigen Thron beſteigt, zum vollendeten, machtvollkommenen Schakyamuni und zum „unverſiegbaren Lebensborne für Alle ward, um am Tage darauf als Haupt aller Bogdas in der Stadt Waranaſſi (Benares) das Rad der Lehre in Schwung zu ſetzen.“ Daher muß jede ſeiner Abbildungen, ſeit früheſtem Anbeginn, wenn ſie kirchliche Weihe haben ſoll, in dieſer Stellung, in innerlicher Beſchauung ſitzend, gefertigt ſeyn, und Fa Hian wurde in einem der Buddha-Tempel am Ganges das erſte ſitzende Bild dieſer Art gezeigt, das als Muſterbild von vier Claſſen derſelben, dem alle andern nachgebildet ſeyn mußten, damals wenigſtens galt. Auf Ceylon traten die Bekehrer zum Buddhismus unter dem heiligen Feigenbaum als Lehrer auf, der deßhalb auch durch die ganze Inſel gepflanzt ward; ebenſo in Hinterindien. Alte javaniſche Goldmünzen und viele indo-ſkythiſche zeigen noch im Gepräge den heiligen Baum, der ſein Schirmdach über die Tempel ausbreitet. Als Symbol tritt in die Sculptur deſſen Schirmdach, bald als ſtehender Sonnenſchirm, denn an den Stamm iſt Buddha gelegt, dann als Schutzdach, Baldachin, Thronhimmel u. ſ. w., in den verſchiedenſten Formen, immer in gleicher Weiſe an unzähligen ſitzenden Buddhafiguren hervor, und eben ſo in gleichem Sinne mußten die Reliquien Buddha's unter demſelben ſchirmenden Symbole in den Dagop's ruhen, die in den Grottenſkulpturen ihre einfachen, oder drei- und mehrfachen Schirme tragen. Kein Wunder, wenn nun auch in den Stupa's und Sutupo's die Spitzen aller Thürme, ja alle Tempel insgeſammt, nichts Anderes als weiter entwickelte Ornamente des Schirmdachs, des Sonnenſchirms, das iſt, des heiligen Feigenbaums, ſind, von dem der große Tſchaitya-Tempel in Nepal ſeinen Namen hat, weil er ſelbſt, als Ort der Anbetung, nichts Anderes als die Kirche mit der Predigt unter der heiligen Banjane darſtellen ſoll. Dieſer Grundtypus in ſeiner urſprünglichen Einfalt und tiefen Bedeutung iſt es, der ſeine antike Form bald verlierend, bis zum dreizehnfachen geſteigert (weil Buddha ſelbſt zwölf Nidana's durchgehen mußte, um in Nirwana einzugehen), doch immer noch in dem modern abgeſchmackteſten und überladenſten Ornamente des Sonnenſchirms ſich auf allen buddhiſtiſchen Bauwerken augenblicklich wieder erkennen läßt. Unſtreitig zierte es einſt als Gold- und Silberſchmuck die Kuppel aller Topen am Indus und in Kabuliſtan, mit deren Herabreißen die Zerſtörung der Moslemen überall begann; denn unter den minutiöſen Pretioſen und kleinen Metallfiguren, im Innern jener aufgefundenen Reliquienkammern, finden ſich nicht nur die Formen der Topen, en miniature, wiederholt, ſondern auch die Schirm-Ornamente als Schmuck der Deckel dieſer koſtbaren Metallbüchſen, oder „der Karandua's,“ d. h. der Behältniſſe, in denen die Reliquien mancherlei Art eingeſchloſſen noch immer, im Kleinen wie im Großen, unter demſelben Schirmdach ſtehen.

Dieſe das Ganze dieſer Bauwerke, im Größten wie im Kleinſten, durchdringende, religiöſe, ſinnreiche, architektoniſche Symbolik wird dadurch noch mehr erhärtet, daß ſich nun auch der Inhalt jener im Kirchenſtyl ſogenannten Karandua's (d. i. Behältniſſe im Sanskrit), nämlich der innern, wieder aufgefundenen Steinkammern, wie der Kupfer-, Silber- und Goldbüchſen mit allen darin aufgefundenen verſchiedenartigen Koſtbarkeiten, wie Edelſteine, Perlen, Muſcheln, Kryſtalle, geometriſche Körper, Schmuck in mannichfaltigen Formen von Kupfer, Bronze, Silber, Gold, Lapislazuli, Bernſtein, nebſt Aſchen, Knochen, Lampen, Gemmen, kleinen Schriftrollen auf Birkenrinden u. a. m. faſt vollſtändig aus dem Buddhageſetze von ſelbſt erklärt. Wir ſind dadurch hinreichend unterrichtet, um den ſtets ſich wiederholenden Ausdruck in Fa Hians Pilgerreiſe zu verſtehen, wo es in ſeinen Berichten von den Sutupo's oder Tha's, die in ſo großer Anzahl in jener Zeit in den buddhiſtiſchen Königreichen erbaut waren, gewöhnlich heißt: „daß ſie mit Ornamenten von Silber und Gold geſchmückt ſind, mit Reliquien verſehen und mit der Zuthat von allen Arten der Pretioſen.“ Die wörtliche Ueberſetzung dieſes Ausdrucks iſt, nach Ab. Rémuſat, im eigentlichen Sinne: „die ſieben koſtbaren Dinge,“ wo aber nur das Beſtimmtere für das Unbeſtimmte geſetzt iſt, weil der Ausdruck ein kirchlicher iſt, in welchem nach gewiſſen Beziehungen auch Variationen eintreten können, indem es verſchiedene Reihenfolgen dieſer ſieben koſtbaren Dinge gibt, welche die Reliquien ſtets begleiten müſſen, worüber auch die alte Lehre des buddhiſtiſchen Geſetzes, nach der ſymboliſirenden Auslegung, vollſtändigen Aufſchluß gibt.

Das menſchliche Gehirn.

Die Bibliothèque universelle de Genève theilt über dieſen Gegenſtand folgende intereſſante Bemerkungen mit. Das Gewicht des Gehirns eines erwachſenen Europäers wechſelt von 3 Pfund 2 Unzen (Troy-Gewicht) bis zu 4 Pfund 6 Unzen; bei Männern von ſehr ausgezeichneten Talenten ſteigt das Gewicht oft noch höher: das Gehirn Cuviers z. B. wog 4 Pfund 11 Unzen 4 Drachmen 50 Gran, das von Dupuytren, des berühmten Operateurs, 4 Pfund 10 Unzen. Das Hirn von Blödſinnigen dagegen wiegt weit weniger; das Gehirn zweier Kretinen wog das eine 1 Pfund 9 Unzen, das andere 1 Pfund 11 Unzen. Das Gehirn der Frauen iſt leichter als das der Männer, und wechſelt von 2 Pfund 8 Unzen bis 3 Pfund 11 Unzen. Die durchſchnittliche Verſchiedenheit iſt wenigſtens 4 bis 8 Unzen, und dieſe Verſchiedenheit iſt bei Kindern vom Augenblick der Geburt an bemerklich. Das Gehirn gelangt im ſiebenten oder achten Jahre zu ſeiner vollſtändigen Entwicklung. Es iſt wahrſcheinlich, aber nicht völlig erwieſen, daß das Gehirn in einem ſehr fortgeſchrittenen Alter an Gewicht und Umfang abnimmt, und daraus mag ſich wohl die Schwächung der Geiſteskräfte erklären, von der das Alter gewöhnlich begleitet iſt. Daß zwiſchen dem abſoluten Gewicht des Gehirns und der Entwicklung der geiſtigen Fähigkeiten ein inniges Verhältniß beſteht, kann nicht geläugnet werden.

Kara-Aly, der Räuber bei Kaſan.

(Fortſetzung.)

Ich nahm ſofort 200 Fußſoldaten und die 50 Koſaken und ſchlug den Weg nach dem genannten Berg ein. Am Fuße des Pfades,

der hinanführt, angelangt, ſtellte ich, um jeden Ausweg abzuſchneiden, die Koſaken und hundert Mann Fußvolk ringsherum auf, und ſetzte mich in Begleitung der übrigen hundert Mann auf dem ſchmalen Wege, der zu der Höhle führte, die Musrum bezeichnet hatte, in Marſch. Kaum hatten wir einige Schritte gethan, als wir einem Manne die Flucht abſchnitten; bald hörten wir einen Flintenſchuß, auf den faſt gleichzeitig ein beſſer unterhaltenes Abfeuern folgte. Mehrere meiner Soldaten wurden verwundet, drei ſogar plötzlich getödtet; unſer Marſch aber ward dadurch nicht aufgehalten, und in weniger als einer Stunde hatten wir die Höhle erreicht. Das Feuern hörte nun plötzlich auf: ein großer und ſchwerer Stein vertheidigte den Eingang; wir hoben ihn weg und drangen mit gefälltem Bajonnett in die Dunkelheit. Die Teufelshöhle war gänzlich verlaſſen; vor dem Feuer befanden ſich ganz zubereitete Nahrungsmittel, doch kein lebendiges Weſen war in dieſer unterirdiſchen Behauſung geblieben. Horchend, hörten wir den dumpfen Widerhall von Pferdegetrapp und Rufe, die unter der Erde hervor zu kommen ſchienen. In der Unwiſſenheit ihres Aberglaubens fingen unſere Soldaten an bedenklich zu werden, indem ſie glaubten, wir führten wider hölliſche Geiſter Krieg; glücklicherweiſe entdeckten wir einen Ausgang, der auf die entgegengeſetzte Seite führte. Dieſer Ausgang, der abhängig war, erweiterte ſich allmählich; bald drang Tageshelle herein, und wir erkannten die Fußſtapfen der Pferde. Endlich traten wir in den Niedergrund heraus. Hier ſahen wir unſere Koſaken Herr von vier leicht verwundeten Räubern und einer Frau, die, wie jene, zu Pferde die Flucht verſucht hatte. Wir durchſuchten die Höhle, konnten aber nur Waffen, verſchiedene Trachten, Mundvorräthe und reiche Stoffe entdecken. Geld fand ſich keines, und die über den Ort, wo der Schatz niedergelegt ſeyn ſollte, befragten Räuber antworteten einſtimmig: „Der Khan und Gott allein wiſſen, wo das Geld iſt.“ (Den Titel Khan gaben ſie Kara-Aly.) Die Gefangenen wurden ſofort nach Zaraiſk geführt. Man unterrichtete Kara-Aly von dem Reſultat der Expedition und von der Gefangennehmung ſeiner Mitſchuldigen, worauf er ſich als letzte Gunſt erbat, man möge ihm ſeine liebe Fazyy zeigen. „Geſtehe, antwortete ich ihm, wo dein Schatz verborgen iſt, und ich werde Fazyy vor dir erſcheinen laſſen.“ Statt aller Antwort aber ſchüttelte er den Kopf und ließ ſeufzend dieſe Worte fallen: „Gottes Wille geſchehe!“ Von nun an konnte man keine weitere Andeutung hierüber von ihm mehr erlangen. Geſchehen am 5 November 1837 in der Stadt Zaraiſk.

(Unterz.:) Tiedor Trajoſ, Bezirksaſſeſſor von Zaraiſk.

Verhör Kara-Aly's durch den Capitän Jsprawnik.

Der Capitän Jsprawnik: „Sagt Eure Namen und Vornamen und Euren Geburtsort.“

Kara-Aly: „Wie Gott der einzige Gott und Muhammed ſein Prophet, ſo bin ich der alleinige und einzige Abkömmling der Sultane von Kaſan; mein Vater iſt Kurdy, der Sultan, und meine Mutter Fatma, die Schweſter Nuſſiram-Bey's. Am 15 September 1805 ſah Kaſan die Geburt des Sprößlings ſeiner Herrſcher.“

Capitän: „Ihr betrüget die Gerechtigkeit. Nuſſiram-Bey bewies, daß Ihr nur der Sohn der Amme ſeyd, der er ſeinen kleinen in frühem Alter geſtorbenen Neffen anvertraut hatte.“

Kara-Aly: „Nuſſiram-Bey log wie ein ungetreuer Hund. Er bemächtigte ſich meines Vermögens, wie Euer Czar ſich meines Königreichs. So hat ſtets der Stärkſte Recht. Und ich, an der Spitze meiner Tapfern, hatte Recht, wenn ich einem Reiſenden begegnete.“

Frage: „Wie wurdeſt du in dem Hauſe Nuſſiram-Bey's behandelt?“ Antwort: „Wie das letzte der Hausthiere. Nuſſiram-Bey, Jsmail und Edigy, ſeine Söhne und meine Vettern, marterten meine Tage. Nur die ſchöne Fazyy, die Tochter meines Unterdrückers, ſäete Roſen des Troſtes auf die Neſſeln meines Lebens. Noch ein Kind, ſagte ſie mir ſtets: „„Aly, du biſt unglücklich wie ein Gebüſch inmitten der Wüſten; ich liebe dich!““ Und hier wiſchte ſich der wilde Räuber eine Thräne ab.

Frage: „In welchem Alter wurdeſt du Soldat, und warum warf dich dein Herr in die Reihen der Armee?“ Antwort: „Mein Herr! er war mein Herr, wie der Wolf der Herr des jungen Zicklein's iſt, das noch nicht laufen kann; er war mein Tyrann. Fazyy war vierzehn Jahre, ich fünf und zwanzig Jahre alt; er ſah, der Narr, daß unſere Herzen nur Eines bildeten. Gold und Silber links und rechts ausſtreuend, ließ der alte Bey mich knebeln wie ein Rothwild, und machte mich zum Soldaten, mich, der ich ſein geſetzmäßiger Herrſcher bin.“

Frage: „In welchem Regiment dienteſt du?“ Antwort: „Im Regiment der Dragoner von Niſchneinowgorod. Während fünf Jahren ſäete ich den Tod in die Reihen der Tſcherkeſſen; mein Säbel ſchlug den Feinden deines Czars mehr Köpfe ab, als du Haare auf deinem Haupte haſt; ich wäre beim Regiment geblieben, hätte der Krieg noch fortgedauert, denn der Krieg gefiel mir wie das Gold dem Geizigen; man ſperrte uns aber in eine Stadt ein, die Langweile verzehrte mich, und ich ging davon, um Fazyy zu ſehen, den Stern meines Heils.“

Der Capitän verlas dem Kara-Aly folgenden Bericht des Auditors des Dragoner-Regiments von Niſchneinowgorod: „Kara-Aly, Muhammedaner, Soldat im Dragoner-Regiment von Niſchneinowgorod: in den Gefechten betrug er ſich tapfer, wie es ſich einem ruſſiſchen Soldaten geziemt; in der Garniſon aber zeigte er ſich ungehorſam, und überließ ſich gewöhnlich der Trunkenheit. Am 16 März 1835 ließ der Lieutenant Krylſow in dem Augenblick, wo das Regiment in Tiflis ankam, Kara-Aly wegen einer ſubordinationswidrigen Handlung beſtrafen. Der mit Recht beſtrafte Soldat deſertirte am folgenden Tage, ward aber bald zu Wladikaukas eingefangen. Wegen dieſes Vergehens beſtraft, mußte er ins Hoſpital geſchickt werden. Hier ſprang er in Gegenwart des Inſpectors des Hoſpitals aus einem Fenſter und entrann der Verfolgung der Soldaten. Doch auch dießmal ward er ſpäter zu Aſtrachan wieder feſtgenommen. Im Augenblick, wo er Spießruthen laufen ſollte, ließ ihn der Fürſt Baratynski, Major des Regiments, in ſein Zimmer kommen, und fragte ihn über die Art und Weiſe, wie er das erſtemal entfloh. Unterdeſſen hatten Soldaten die Wache vor der Thüre; Kara-Aly erzählte, wie der Inſpector des Hoſpitals geſtanden, wo er ſich ſelbſt befand, dann näherte er ſich, Alles erklärend, wie die ganze Scene ſich zugetragen, dem Fenſter, und, als wollte er ſeine Erzählung pantomimiſch bekräftigen, ſprang er eiligſt auf die Straße. Nachdem der erſte Augenblick der Ueberraſchung vorüber, eilte man zu ſeiner Verfolgung; allein man fand ihn nicht mehr. In derſelben Nacht ward ein Pferd des Majors Baratynski geſtohlen, und zwei Ordonnanzſoldaten wurden ermordet gefunden.“ (Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 89.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 März 1838.

Die Medicin bei den Hindus.

Der bekannte Royle, welcher für die Botanik des Himalaya und Indiens überhaupt so viel gethan hat, und jetzt als Professor am King's College angestellt ist, hat als Einleitung zu einem Cursus von Materia medica und Therapeutik ein Memoire über das Alterthum der Medicin in Indien bekannt gemacht, woraus das Athenäum Bruchstücke mit kritischen Bemerkungen begleitet, mittheilt; aus diesen Bemerkungen theilen wir Nachstehendes mit.

Die Asiaten, welche Wissenschaften und Künste nach Griechenland brachten, verloren, wie es scheint, den größern und bessern Theil ihres Wissens auf ihrem langen Wege, und mußten eine neue Laufbahn von Erfindungen beginnen. Um das Verlorene wieder aufzufinden, reisten mehrere der berühmtesten Griechen zu den civilisirteren Nationen des Ostens, und brachten Keime des Wissens mit zurück, welche später auf ihrem eigenen Boden üppig empor blühten. Der Stolz und die Vorurtheile der Griechen veranlaßte sie, eine Menge Erfindungen und Künste, die sie von den civilisirteren Zeitgenossen empfangen hatten, sich selbst zuzuschreiben. Die literarische Welt Europa's war nicht wenig erstaunt über die neuen Entdeckungen im Gebiete des ägyptischen Alterthums, welche die enge Abhängigkeit Europa's von den Asiaten in Bezug auf Werkzeuge, Architektur, Skulptur, und selbst hinsichtlich der Formen der gewöhnlichsten Geräthschaften bewies. Die Gründung der englischen Herrschaft in Indien, durch welche die Schätze der orientalischen Gelehrsamkeit aufgethan wurden, hat hinsichtlich der Philosophie, der Religion und der Wissenschaft der Griechen beinahe dasselbe Zeugniß dargeboten und gezeigt, daß lange vor der Epoche ihrer Civilisation ihre Meinungen und angeblichen Entdeckungen in diesem Gebiete des Geistes unter den Hindus bekannt waren. Um dieses wider Willen aufgenommene Zeugniß abzulehnen, bestritt man das Alterthum der indischen Nachrichten, und behauptete, die griechische Wissenschaft sey nicht von Osten gekommen, sondern von Griechenland vermittelst der Araber zu den Hindus gelangt. Die übertriebenen Ansprüche der Hindus auf ein hohes Alter erweckten den Gegensatz, und einige Kritiker versuchten die Aera der indischen Wissenschaft in eine sehr neue Zeit zu versetzen. Gegen eine solche Annahme läßt sich anführen, daß die Aegyptier unzweifelhaft ein hoch civilisirtes Volk waren, lang ehe auch nur der Grund zu dem jüdischen Volke gelegt wurde. Aber physiologische Gründe beweisen, daß die Aegyptier kein afrikanischer Stamm und mit den Hindus nahe verwandt waren, während geographische Gründe es fast gewiß machen, daß sie nicht aus dem Westen kamen. Die Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß sie waren, was ihre Physiognomie andeutet, eine Hinducolonie, und daß sie zum Mindesten die Grundlagen ihres gesellschaftlichen Systems und ihrer Künste aus einem Lande von noch älterer Civilisation mitbrachten. Die in Aegypten vorherrschende Unterscheidung der Kasten scheint dieß zu bestätigen.

In dem bestimmten Gegenstande, welchen Hr. Royle behandelt, ergeben sich entschiedene Andeutungen eines hohen Alters indischer Wissenschaft: philosophische Lehren mochten so gut von Indien nach Griechenland, als von Griechenland nach Indien wandern, aber der Fall ist anders bei Gegenständen der Naturgeschichte; tropische Gewächse wandern nicht von Norden nach Süden, sondern von Süden nach Norden, und was von tropischen Arzneigewächsen in Griechenland bekannt war, mußte also aus Asien nach Griechenland gewandert seyn. Daß eine Schule der Medicin in Hindustan vor Dioscorides und selbst vor Hippokrates bestand, läßt sich somit beweisen. Wir können hier freilich nicht in die mannichfaltigen Nachweise eingehen, welche Hr. Royle zur Unterstützung seiner Ansicht beibringt, denn zu diesem Zwecke durchforschte er die Geschichte der Medicin bei Persern, Arabern und Griechen, die alle viel von den Hindus entlehnten, deren Wissenschaft demnach in eine frühere Zeit, als die der genannten Völker, zurückgehen muß. Er führt eine Menge Umstände aus der indischen Literatur an, um zu beweisen, daß nicht nur die Medicin, sondern auch die Philosophie, die schönen sowohl als die nützlichen Künste und die Mathematik in einer sehr frühen Zeit betrieben wurden, auch geht er in die Einzelnheiten des frühern Handels ein, und bringt zahlreiche Beweise herbei, daß die Aegyptier, Phönicier, Juden und Araber in stetem Verkehr mit Indien standen. Die frühesten indischen Werke über Medicin sind im Ayur-Veda enthalten, und gelten

also bei den Hindus als das Werk Brama's. Dieß deutet zum Mindesten auf ein hohes Alter; aber nach dem Ayur-Veda war damals die Medicin in verschiedene Zweige getheilt und sehr cultivirt. Hinsichtlich der Zeit dieser Schriften sind wir auf Vermuthungen beschränkt, aber das hohe Alter des Sanskrit, als einer gebildeten Sprache, ist jetzt zugestanden, und die fraglichen Schriften wurden vor dem christlichen Zeitalter aus dem Sanskrit ins Tamulische übersetzt. Da ferner der Buddhismus, welcher als eine Reform des Bramaismus betrachtet wird, aus dem 6ten Jahrhundert vor Christus stammt, und die Vedas keine Spur von Buddhismus enthalten, so müssen wohl diese Bücher vorher geschrieben seyn, und obgleich das vierte, welches von Medicin handelt, aus einer spätern Zeit, als die übrigen ist, so enthalten doch alle Andeutungen eines blühenden Zustandes der Wissenschaften. Um das Alterthum der indischen Medicin nachzuweisen, hat Hr. Royle die Schriften der Araber durchforscht, und mit hoher Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, nicht nur, daß die Araber viel von ihrer Medicin, sondern auch von ihrer Chemie aus indischen Quellen schöpften. Ueber den Inhalt indischer Werke über Medicin bemerkt er, daß bis jetzt kein vollständiges Werk und nur wenige einzelne Stellen in irgend eine europäische Sprache übersetzt worden seyen, und fügt hinzu: „in ihren Werken finden sich alle Theile der Medicin behandelt; neben einer stark aus der Einbildung geschöpften Anatomie und Physiologie, und einer abgeschmackten Rücksichtsnahme auf Zahlen, findet man Nachrichten über Gifte und Gegengifte, Erwähnungen von Weiber- und Kinderkrankheiten, nebst werthvollen Bemerkungen über Chirurgie, Materia medica und Pharmacie. Man wird nicht wenig erstaunt seyn, unter den großen Operationen dieser Chirurgen des Alterthums auch den Stein- und Kaiserschnitt zu finden, und zu hören, daß in ihren Werken nicht weniger als 128 chirurgische Instrumente beschrieben sind. In Betreff der Medicin finden sich Schilderungen der Zahl, des Ursprungs und des Sitzes der Krankheiten, so wie ihrer Symptome und ihrer Diagnose, begleitet von zahlreichen Anweisungen in Betreff der Diät und Behandlung. Hinsichtlich ihrer Materia medica kann man kein sonderlich günstiges Urtheil fällen, und Professor Wilson macht die Bemerkung, daß je neuer ein Werk ist, desto zusammengesetzter die darin angegebenen Mittel sind."

Was den Umstand betrifft, daß in europäischen Schriftstellern sich so wenig Spuren von indischer Wissenschaft finden, so macht Hr. Royle darüber die Bemerkung: „so bedeutend auch die Arzneikunde der Hindus war, und einen so großen Einfluß ihre Materia medica ausübte, so wird ihrer doch in der Geschichte der Medicin nicht erwähnt, was seinen Grund bloß in der geographischen Lage Indiens in Bezug auf Europa, und in der gänzlichen Unbekanntschaft mit dem Sanskrit hat, was bis in unsere Zeit fortdauerte; denn wenn der Name, selbst der berühmtesten indischen Schriftsteller, sich einem modernen Schriftsteller darbot, wurde er ohne weitere Untersuchung übergangen."

Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königreichs Neapel.

10. Das Flußgebiet in der Provinz Terra di Bari.

Unter diesem ist derjenige Strich Landes zu verstehen, der auf dem rechten Ufer des Ofanto, von seinem Ursprung an gerechnet, liegt, und südlich von dem Gebirgszuge begränzt wird, der sich von Carmine di Avigliano bis Monopoli, am Meere gelegen, hinzieht, somit enthält er außer der Provinz Terra di Bari noch einen ziemlichen Theil der Basilicata. Im obern Thalgebiet nimmt hier der Ofanto die Flüßchen Atella und Olivento auf; zwischen diesen befindet sich ein ausgedehnter District, welchen der Vulture, ein erloschener Vulcan, beherrscht. An dem Fuß desselben liegen auf verschiedenen Seiten die Gemeinden Atella, Rionero, Barile, Rapolla und Melfi (dieses in der Provinz Principato ultra), und auf dem rechten Ufer des Olivento die zwei andern Ripacandida und Ginestra. Diese sämmtlichen Gemeinden, die zusammen gegen 32,000 Einwohner haben, liegen nahe bei einander auf einem kleinen Raum. Von dem genannten Melfi sieht man in der Richtung von Ascoli eine Verzweigung von Hügeln, welche gegen den Ofanto hin in eine Ebene sich herabsenken, die von dem Olivento durchschnitten wird. Diese Ebene, wohl die fruchtbarste jenes obern Thalgebietes, ist ohne Bevölkerung wegen der Ausdünstungen, die vom Ofanto und Olivento herkommen.

Vom Carmine di Avigliano gegen Nordost bildet das Land eine Hochebene, auf welcher sich Hügel mit sanfter Abdachung erheben. In dem weiten District, welcher von Forenza über Minervino bis Canosa sich ausdehnt, und von dem Ofanto und der obigen Ebene begränzt wird, befinden sich die Gemeinden Forenza, Maschito, Venosa, Lavello, Palazzo, Montemilone, Spinazzola und Minervino, die zusammen gegen 40,000 Einwohner haben. Der Boden dieses Districts ist äußerst fruchtbar, aber zum Theil pflanzt man hier ausschließlich Getreide, und zum Theil ist er verschlossen, wo er zum Tavoliere di Puglia gehört. An diesen District stößt ein anderer noch ausgedehnterer, der zur Gränze hat Canosa, Minervino, Gravina, Altamura, S. Eramo, Cassano, Bitonto, Ruvo, Carato und Andria, er enthält wohl mehr als 500 Quadratmiglien, und ist völlig ohne Bevölkerung. Blos zur Weide ist er tauglich, und gehört auch einem großen Theile nach zum Tavoliere di Puglia.

Während das Flußgebiet der Terra di Bari solche ausgedehnte, entvölkerte und unbebaute Strecken enthält, hat es dagegen am Ufer des Meeres einen Streifen Landes von Monopoli bis Barletta, 56 Miglien lang und 10 Miglien breit, aufzuweisen, wo sich in großen, nahe aneinander liegenden Gemeinden beinahe die ganze Bevölkerung der Provinz von 430,000 Seelen befindet. Obgleich in diesem ganzen Streifen kein beständig laufendes Wasser sich findet, so muß man doch staunen über den Fleiß und die Betriebsamkeit, mit der dieses Land angebaut ist. Wo man auf Quellwasser in angemessener Tiefe stößt, da wird es aus Brunnen zur Bewässerung der Felder benützt. Ganz allgemein ist der Gebrauch des Düngers einge-

führte, und man benützt dazu zweckmäßig das Meergras, welches das Meer in großer Menge an die Ufer des adriatischen Meeres antreibt. In Molfetta verbrennt man auch das Meergras, um Soda daraus zu gewinnen. Die übrigen Gemeinden dürften wohl diesem Beispiel Molfettas folgen, zumal Mola di Bari, wo an der Küste kleine Hügel von Meergras aufgehäuft liegen, welche, wenn sie in Gährung übergehen, die Luft ungesund machen.

Alle die bevölkerten Städte der Terra di Bari am Meer haben eine besondere Vorliebe für den Handel, unterhalten eine zahlreiche Marine, und pflegen mit eigenen Schiffen die Producte des innern Landes zu verschiffen. Bari, Molfetta, Bisceglie, Trani und Barletta haben mit großem Aufwand jede sich einen eigenen Hafen gegründet; allein von Bedeutung sind diese Häfen nicht, sie sind sämmtlich statt mit Pfeilern und Bogen, nur mit einem Damm versehen, und deßhalb, an jener Küste zumal, der Versandung ausgesetzt. In Bari und Barletta wenigstens sollten tiefere Häfen seyn, um auch größere Kauffahrteischiffe aufnehmen zu können.

Die Provinz Terra di Bari hat an Flüssen nur den Ofanto, den Gränzfluß gegen die Capitanata und den Bergbach Locone, der sich in denselben ergießt. In dem ganzen übrigen Lande sieht man nur zur Regenzeit Bäche fließen, deren Wasser übrigens nur dann das Meer erreicht, wenn es besonders anhaltend regnet. Da sich deßhalb nirgends Sümpfe noch stehende Wasser sammeln, so ist die Luft überall gesund, mit Ausnahme derjenigen Theile dieses Flußgebietes, welche sich in der Nähe des Ofanto befinden. Die Provinz Terra di Bari zeichnet sich nicht bloß durch ihr gesundes Klima und ihre Fruchtbarkeit, sondern auch durch den emsigen Fleiß und die rege Betriebsamkeit der Bewohner vor den andern Provinzen aus. Oelbäume, Carrubben (Johannisbrodbaum) und andere fruchttragende Bäume liefern viele Erzeugnisse. Auch an Cerealien aller Art ist Ueberfluß vorhanden.

Die Städte Barletta und Bari sind bei der Vereinigung vieler günstigen Verhältnisse die natürlichen Märkte für diese Producte. Barletta liegt am Meer, drei Miglien von Ofanto, hat in Vergleich mit den andern einen bessern Hafen, seine Bevölkerung beläuft sich auf 20,000 Seelen, und seine Markung ist ausgedehnt und sehr fruchtbar. Gegenwärtig senden die Hälfte der Ebene der Capitanata, wenigstens der dritte Theil der Provinz Bari und der Theil der Basilicata, der gegen das adriatische Meer abfällt, ihre Producte zur Einschiffung nach Bari. Um den Transport zu erleichtern, wurde erst kürzlich die Straße von Barletta nach Canosa in der Länge von 12 Miglien, und die andere nach Andria von 7 Miglien hergestellt. Auf diese Weise können nun alle Orte in dem District, der von der Carapella und den Linien von Ascoli über Lavello nach Giovenazzo begränzt wird, in Einem Tage mit ihren Producten auf lauter Straßen, die sanft gegen das Meer hin sich neigen, nach Barletta fahren und sie dort verkaufen.

Die Stadt Bari, auch am Ufer des Meeres, liegt beinahe in der Mitte der Küste, 32 Miglien von Barletta und 26 Miglien von Monopoli entfernt. Sie ist der Hauptort der Provinz; ihre Bevölkerung beläuft sich über 21,000 Seelen; ihre Markung ist ausgedehnt, fruchtbar und wohl bebaut; ihr Hafen kann Schiffe mit 60 bis 80 Tonnen aufnehmen. Die Hauptstraße von Neapel über Foggia geht über Bari noch bis Mola, und soll noch bis Polignano fortgesetzt werden. Von Bari gehen noch zwei Straßen aus, die eine nach Gravina, die andere nach Taranto, welche beide die sogenannte Strada Mediterranea durchschneiden, die mit der Küstenstraße in einer Entfernung von 8 bis 10 Miglien parallel läuft, und alle die Gemeinden untereinander verbindet, welche in dieser Entfernung vom Meere liegen. Auf diese Weise bildet Bari den Stapelplatz für die Erzeugnisse von zwei Districten der Provinz und bis in die Gegend von Gravina und Altamura hinauf.

(Schluß folgt.)

Kara-Aly, der Räuber bei Kasan.

(Fortsetzung.)

Der Capitän fuhr fort: „Kara-Aly, ist dieß wahr?" Kara-Aly: „Ja, ich beging diese beiden Morde und diesen Diebstahl."

Capitän: „Was veranlaßte dich, dieses dreifache Verbrechen zu begehen? Sage die Wahrheit."

Kara-Aly: „Meine Lippen sind rein von Lüge, wie die Sonne rein ist von den Flecken der Wolken, die augenblicklich ihre Stirne umdüstern. Der Auditor sagte die Wahrheit über mein Verbrechen; aber das sagte er nicht, daß, als ich einen so schrecklichen Entschluß faßte, mein Rücken noch von den Ruthen- und Stockschlägen zerrissen war, womit man mich ungerechterweise bestraft hatte. Ich rettete mich aus der Wohnung des Majors Baralynski in seinen Stall. Niemand dachte daran, mich hier zu suchen, und ich blieb da bewegungslos unter der Krippe. Die Nacht trat ein; Iwan und Havrilo, zwei Ordonnanzsoldaten des Majors, lagen im Stalle. Ich nährte einen gerechten Haß gegen diese Soldaten; es waren zwei Zeige, die mich mehrmals angegeben hatten. Die Nacht war düster, keine Zeugen, ein Yatagan war da; ich sagte mir: dieß sind zwei Giaurs, Muhammed wird mich segnen! und ich tödtete sie. Ich nahm das Pferd des Majors: eine Stunde später athmete ich die Luft der Freiheit."

Frage: „Wo warst du seit dieser Zeit?" Antwort: „In einem Lande, das nicht deinem Czar gehört."

Frage: „Was thatest du endlich seit diesem Augenblick, Räuber?" Antwort: „Dieß geht dich nichts an; erspare dir übrigens deine Drohungen, denn ich werde dir nicht mehr antworten."

Hier gesteht der Capitän Jéprawnik, daß er nothgedrungen seine Zuflucht zur Milde nehmen müsse, um Geständnisse von diesem Manne zu erhalten, und daß einzig diese Betrachtung den Kara-Aly der Züchtigung entziehe, welche seine unverschämten Worte verdienen; er nimmt dann das Verhör wieder auf: „Wohlan! sage, wann kamst du nach Kasan und was thatest du dort?" Antwort: „Ich kam im Jahre 1836 im Monat October dahin; ich hatte Gold und Edelsteine; ein Sultan hat keine schönern Diamanten." Frage: „Wo verschafftest du dir diese Diamanten?" Antwort: „Das geht dich nichts an. Ich erwarb sie nicht auf russischem Gebiet. Höre, wenn du willst, meine Geschichte; denn meine Zunge und mein Herz fordern, daß ich spreche. Russtram-Bey war im Zimmer bei der schönen Zajry.....

Sahst du ihre Augen, schwarz wie Gagath und glänzender als die Sonne? sahst du ihre Haare, schwärzer und leuchtender als das Gefieder des Raben? hörtest du das sanfte Murmeln ihrer klagenden Stimme? Wenn du sie kennst, so weißt du, ob sie würdig ist angebetet zu werden wie eine Houri, wie die eigene Tochter Muhammeds. Ich liebte sie, und sie liebte mich auch. War ich damals nicht glücklicher als dein Czar? Als ich eintrat, erkannte mich Nussiram-Bey nicht; aber Fazry erkannte mich alsbald, obschon mein Gesicht große Spuren der Veränderung trug. Im Lenze meiner Jahre war ich abgereist, ein unglücklicher Sklave! Im Sommer meines Lebens kam ich zurück, reich, stolz, wie es einem Tataren-Khan geziemt. „Kara-Aly!" rief sie, und stürzte in meine Arme; „meine Treue bewahrt' ich dir und harrete stets deiner Ankunft."

Nussiram-Bey erhob sich nun. „Nussiram-Bey," sagte ich ihm, ihn betrachtend, „demüthige dich vor deinem Herrn! demüthige dich in Gegenwart deines Herrschers! Da, hier ist Geld!" Und ich warf ihm eine Handvoll Geld und Diamanten hin. „Behalte mein Vermögen, ich nehme Fazry mit mir. Geh! wir sind geschieden!" Statt aller Antwort pfiff er, ergriff seinen Säbel und stürzte auf mich. Ich parirte seine Hiebe, ohne ihn anzugreifen; als aber seine zwei Söhne eintraten, galt es Tod um Tod. Muhammed begünstigte mich! Gott wollte es! alle drei fielen sie unter meinen Hieben! Gleich im ersten Augenblick des Kampfes war Fazry in Ohnmacht gesunken; ich nahm sie unter meine Arme, um sie vom Orte des Blutbades wegzubringen. Beim Heraustreten aus dem Hause begegnete ich zweien Dienern des Bey's. Muérum war mein alter Camerad, Nadir mein Feind. Dem erstern sagte ich: „Muérum, zu Pferd! und komm' mit mir!" Dem zweiten gab ich einen Hieb mit dem Yatagan, er starb, und mit meiner kostbaren Bürde beladen reiste ich mit Muérum ab; wir schlugen unsern Weg nach der Höhle Mustapha-Ibiis ein. — Frage Fazry, ob sie glücklich war!" .... Bei diesen letztern Worten zerfloß der Räuber in Thränen.

Frage: „Was thatest du seitdem?" Antwort: „Die Krieger begegneten mir, und ich führte Krieg mit deinem Czar." Frage: „Du ermordetest drei Officiere, zwei Beamte und zehn Soldaten?" Antwort: „Ja, du sagst Wahrheit. Ich tödtete sie insgesammt mit eigener Hand; dein Czar bediente sich seiner Soldaten, um die meinigen zu ermorden; jetzt triumphirt er, und ich bin entthront!"

Capitän: „Du plünderteſt, beſtahlſt, brandſchatzteſt die Bewohner des Landes."

Kara-Aly: „Ich plünderte, ja; ich bedurfte Mundvorräthe, Kleider, Geld; sie hatten's, ich hatte es nicht. Was die Diebstähle betrifft, so lügst du, Kara-Aly versteht nicht zu stehlen; er versteht zu tödten, zu plündern, denn das ist das Geschäft eines Kriegers, eines Khans!"

Der Capitän verlas nun dem Kara-Aly Diebstähle, die von seiner Bande begangen wurden, und aus denen wir die Namen übergehen, da sie kein Interesse bieten. Es sind Plünderungen von Häusern, Raub auf offener Straße mit bewaffneter Hand u. s. w. Kara-Aly gesteht Alles, und erklärt sich für den einzigen Urheber derselben. Als der Capitän zu dem Berichte Tiefer Trazofs kommt, lächelt Kara-Aly und sagt: „Ich amüsirte mich vier Monate lang auf Unkosten dieses Helden, der mich suchte. Ich befand mich mehrmals bei ihm: er ist es, der eines Tages in einer Schenke erzählt hatte, er habe 17,000 Rubel; ich spottete dieses Poltrons; allein ich erkenne jetzt die Wahrheit des Sprüchworts, das da sagt: „verachte eine Raupe nicht, sie kann die schaden." Trazof hat jetzt seine Genugthuung, und wir sind quitt, ich hege keinen Groll gegen ihn."

Capitän: „Aus wie viel Mann bestand die Bande?" Kara-Aly: „Aus fünf, die verhaftet wurden, ich war der sechste." Capitän: „Hattest du Verbindungen mit den Bewohnern des Landes?" Kara-Aly: „Nein!" Capitän: „Wo verbargst du deine Schätze?" Kara-Aly: „Ich werd' es nicht sagen. Eines Tages wirst du sehen, daß mein Erbe die Erbschaft, die ich ihm hinterlasse, gut anwenden wird."

Hier endigt sich das Verhör, und der Capitän Jéprawnik fügt als Note bei: „Weder Milde, noch Drohungen, noch Entbehrungen, noch Strafe konnten ihm andere Bekenntnisse entreißen."

(Unterzeichnet:) Joukof, Secretär.

Auszug aus dem Verhöre Muérums.

Muérum ist ein Tatar, um zwei Jahre älter als Kara-Aly; er war im Dienste Nussiram-Bey's, und gesteht, daß er Kara-Aly folgte, und an den Raubthaten, Plünderungen u. s. w. Theil nahm. Allein er sagt, daß, wenn es sich darum handelte, Jemanden zu tödten, Kara-Aly dieß Geschäft übernahm. Er erzählt, daß die Bande den Kara-Aly als wahren Khan, und Fazry als seine Frau betrachtete. Ein vollkommenes Einverständniß herrschte unter den Liebenden, und Fazry erfuhr nie etwas von dem Tod ihres Vaters und ihrer Brüder, eben so wenig, in welchem Lande sie sich befinde. Kara-Aly sagte ihr, ihr Vater und ihre Brüder lebten in Kasan und sie selbst sey mitten in den Gebirgen von Kirgis-Tasch. Kein Räuber wagte es, ihr diesen Irrthum zu benehmen, denn Kara-Aly hatte einen guten Yatagan und war schnell im Bestrafen. Muérum stimmt mit Kara-Aly in Betreff der Zahl der Räuber überein; er behauptet gleichfalls, daß sie keine Verbindungen mit den Bewohnern hatten, und versichert, Geld und Schatz seyen nur dem Führer bekannt. Er blieb bei dieser Erklärung.

Drei der in der Teufelshöhle verhafteten Räuber, Kendschibek, 26 Jahre, Mumaj 24 und Suharin 20 Jahre alt, sind Kirgis-Kaisaken, Deserteure des 10ten uralischen Kosaken-Regiments. Sie sagen sie seyen, zur Aufkundschaftung Kara-Aly's abgeschickt, von ihm zu Gefangenen gemacht worden und von freien Stücken in seinem Dienste geblieben. Ihre Aussagen stimmen größtentheils mit denen Muérums überein. Iwan Rudtschenko, 32 Jahre alt, Uralkosak vom 10ten Regiment, gehört in dieselbe Kategorie wie die drei vorhergehenden, und seine Erklärung stimmt mit der ihrigen überein. Allein er versichert, daß von Zeit zu Zeit die Kara-Kirgis (schwarzen Kirgisen, die unabhängig sind) Kara-Aly besuchten, und daß Letzterer öfters zehn Tage lang abwesend war. Bei der Confrontation Kara-Aly's mit Rudtschenko läugnet jener Alles, und diesen ergriff ein solcher Schrecken, daß er seine Aussage nicht zu wiederholen wagte, die übrigens die andern Angeklagten nicht bestätigen.

(Schluß folgt.)

Das außerordentlichste Beispiel von langer Lebensdauer von Pflanzen ist folgendes: Hr. Houlton hat der medicinisch-botanischen Gesellschaft von London angezeigt, daß eine Zwiebel, die man in der Hand einer ägyptischen Mumie fand und die über 2000 Jahre alt war, blos gelegt, wieder eingegraben wurde, und mit voller Kraft aufschlug; die erzeugte Pflanze gleicht der unsern völlig.

München. in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 90.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

31 März 1838.

Ein Beitrag zur natürlichen Beſchreibung des Königreichs Neapel.

II. Das Flußgebiet des Crati, Neto und Corace.

Die Kette der Apenninen lagert ſich bei ihrem Eintritt in die Provinz Calabria Citeriore in großen und hohen Maſſen, deren nördliche Abdachung ihre Waſſer in den Sieno, die weſtliche in die Flüßchen Noce und Lao, und die öſtliche in einige andere Flüßchen ergießen, die nach kurzem Laufe ſich mit dem joniſchen Meer vereinen. Von der genannten Gruppe geht die Kette gegen Süden vorwärts und nähert ſich völlig dem tyrrheniſchen Meer, bis ſie in ihrem Laufe von dem Thale des Savuto unterbrochen wird. Von der Noce bis zum Savuto ſind die Abhänge der Berge ſteil und ſchroff; die Breite dieſes 56 Miglien langen Küſtenlandes beträgt 3 — 4 Miglien, zahlreiche Bergbäche ſtürzen vom Gebirge herab ins Meer. Wo die Abhänge weniger ſteil ſind, da iſt der Boden mit dem größten Fleiße bebaut von einer Bevölkerung von 88,000 Einwohnern, in 40 Gemeinden und Dörfer vertheilt, die den Diſtrict Paola bilden. Dieſer Streifen, ſo eng und gebirgig er iſt, gibt das ſchlagendſte Beiſpiel, welcher Fruchtbarkeit der Boden dieſes ſüdlichen Landes fähig iſt, wenn er mit Fleiß bebaut wird. Die Bewohner haben auch viele Schiffe von kleiner Bauart, auf welchen ſie Seehandel treiben; zu dieſer ihrer Betriebſamkeit kam ihnen beſonders gut zu ſtatten die erſt kürzlich angelegte Straße, welche vier Miglien nördlich von Coſenza von der Hauptſtraße durch Calabrien abgeht, über einen Gebirgspaß hinläuft und bis zur Marine von Paolo ſich hinabſenkt.

In der Nähe des Savuto tritt die Kette der Apenninen weiter ins Land hinein, und bildet dort eine ausgedehnte Gebirgsmaſſe, welche die königliche Domäne bildet, die bis heute den Namen Sila behalten hat. Dieſe waldige Gegend, welche jetzt 33 Miglien in der Länge und 23 in der Breite hat, dehnte ſich nach Strabo unter demſelben Namen Sila in einer Länge von 87 Miglien aus, und beſtand in ungeheuren Waldungen, welche von den alten Bruttiern bewohnt waren. Von denſelben fließen gegen das tyrrheniſche Meer die beiden Flüſſe Savuto und Lamato, welche an ihren Mündungen 15 Miglien von einander entfernt ſind; unter denen, die ins joniſche Meer ſich ergießen, ſind die bedeutendſten der Crati und der Neto, von welchen der erſtere die Hügel, auf denen Coſenza liegt, beſpült. Zwiſchen beiden münden noch viele kleinere Flüßchen ins Meer.

Der Diſtrict von Coſenza umfaßt eine große Ausdehnung waldiger Gebirge. Seine Bevölkerung von 117,000 Einwohnern iſt in 131 Gemeinden und kleineren Dörfern vertheilt. Coſenza, der Hauptort, am Zuſammenfluſſe des Crati und des Buſento, hat eine Bevölkerung von 9000 Seelen. Arri, im Thal des Mucone hat 7800, S. Giovanni in Fiore, am Zuſammenfluß des Arvo und des Neto, 6200 Seelen; die übrigen Orte ſind ihrer Bevölkerung nach ziemlich unbedeutend. Das rauhe Klima zwiſchen den Waldungen vermag die Bevölkerung nicht zu nähren, und ein großer Theil der Arbeiter ſucht in andern Provinzen des Königreichs oder auch in Sicilien Arbeit.

In dem Diſtrict Roſſano, der in 22 Gemeinden 65,000 Bewohner zählt, ſind nur Roſſano, Corigliano und Cariati, zuſammen mit 27,000 Einwohner, in der Nähe des Meers gelegen; die übrigen liegen auf den Bergen zerſtreut. Im Diſtrict Caſtrovillari liegen bloß ſieben Dörfer mit 9000 Seelen in der Nähe des Meers; in der weiten Ebene, die vom Raganello, Coſcile, Eſaro und Crati durchſchnitten iſt, findet ſich bloß der einzige Ort Oria mit etwa 100 ſiechen Bewohnern.

Der Theil des Diſtricts von Catanzaro, welcher zwiſchen dem Tacina und dem Corace liegt, hat in 31 Gemeinden 58,000 Einwohner; aber keine derſelben iſt weniger vom Meer entfernt als vier Miglien. Im Diſtrict von Cotrone, der an der Küſte eine Ausdehnung von 50 Miglien hat, liegt nur die Stadt Cotrone mit 1000 Seelen am Meer. In dem Marcheſato, das 430 Quadratmiglien enthält, ſieht man nur vier Gemeinden, je mit 1000 Seelen.

Im Allgemeinen läßt ſich über dieſes ganze Gebiet dieſelbe Bemerkung machen, wie über einige der früher beſchriebenen, daß die Höhen, nur mit wenig fruchtbarem Erdreich bedeckt, für die Erhaltung einer zahlreichen Bevölkerung nicht genügen, und daß die Thäler durch die Ueberſchwemmungen von den Bergen her bedeutend gelitten hatten. Was nun beſonders die Sila betrifft, ſo war ſie völlig entvölkert und wüſte, als die Nor-

mannen die Herrschaft über beide Sicilien erhielten. Seit jener Zeit bildete dieser Wald von 500 Quadratmiglien eine königliche Domäne; er wurde zur Weide benützt, und zwar weil im Winter auf diesen Höhen häufig Schnee fällt, nur für den Sommer. Die Krone legte eine Abgabe auf jedes Thier, das den Sommer über hier zur Weide ging; andere Abgaben mußten für Waldfrüchte und Pech, und der Zehnte von allen Erzeugnissen gereicht werden; und um die Sorgen der Verwaltung abzuschütteln, pflegte man den Einzug dieser Abgaben gegen eine bestimmte Summe zu verpachten; die Pächter bekamen den Titel Bagliven.

Diese Bagliven hatten durchaus kein Interesse zu verhindern, daß jeder Hirte sich einen bestimmten Bezirk zur Weide ausersah, und auch jeder Landmann nur immer dieselben Ländereien bebaute, wenn sie nur ihre Abgaben bezahlten. Allmählich betrachteten sich diese als die Besitzer ihrer Bezirke, daraus entstand eine widerrechtliche Besitzanmaßung von ihrer Seite, welche durch das Edict des Königs Robert 1333 zurückgefordert wurde. Trotz dieses Edictes, das die Gränzen der Sila genau bestimmte, und die völlige Besitznahme derselben von Seite der Krone aussprach, fingen die Unordnungen doch wieder an; namentlich wußten die Bewohner von Cosenza ihre früheren Rechte geltend zu machen, so daß am Ende des Streits der Krone bloß noch das Eigenthumsrecht über die Bäume übrig blieb. Allein auch dieses Recht war nur vorübergehend, denn die Besitzer des Grunds und Bodens, um sich von einer solchen Last zu befreien, haben alle Mittel ergriffen, um die Bäume umzuhauen, so daß jetzt da, wo auch wieder Waldungen stehen, das Eigenthumsrecht der Krone erloschen ist.

Wenn auf diese Weise die Krone einen bedeutenden Verlust erlitten hat, so hat auch das allgemeine Interesse dabei gelitten. Gegenwärtig wenigstens fühlt man Mangel an Fichten, diesem nothwendigen Schiffsbauholz, das hier zu einem majestätischen Wachsthum gelangt. Pech liefert die Sila auch nicht so viel, als das Bedürfniß erfordert. Durch die Vernichtung der Bäume löste sich auf den Höhen die wenige fruchtbare Erde ab, und setzte sich in den Tiefen an, ohne hier bebaut werden zu können.

Aus den obigen statistischen Bemerkungen läßt sich leicht abnehmen, daß die Ebenen gegen das jonische Meer mehr unbebaut und wüste liegen, da sie nur wenig bevölkert sind. Die Hauptebene ist die, in welcher der Crati dem Meer zufließt; hier, wo einst das berühmte Sybaris stand, dessen Ruinen noch sichtbar sind, stehen nur noch die Häuser von Oria, alles ist wüste und unbebaut; bloß im Winter, wenn der Schnee die Heerden aus den Höhen vertrieben hat, erblickt man in den Ebenen zahlreiche Heerden, welche aber, sobald der Schnee schmilzt, wieder in die Wälder wandern, und den Ueberschwemmungen und den Sümpfen mit ihrer verpesteten Luft das Feld räumen. Auch die Gegend von dem alten Kroton ist verlassen und verödet; nur etwas Feldbau in Getreide treiben seine jetzigen Bewohner, und bloß an den Wohnungen sieht man fruchttragende Bäume. Auch dieser Gegend hat sich das schädliche Weidesystem bemächtigt und verhindert jeden fleißigen Anbau der Felder, die bei der Menge der Flüsse so leicht bewässert werden könnten. Auch würden zu diesen Vortheilen noch die Schätze kommen, welche in den Bergen gefunden werden könnten; die Berge in der Nähe von Lungro und Altomonte enthalten reichliche Minen des reinsten Salzes. Bei Longobuco sind von einer Gesellschaft Actionnäre die Arbeiten an einer Stufe wieder begonnen worden, welche Blei mit Silber vermischt liefert, und die vor 150 Jahren von Deutschen mit glücklichem Erfolg betrieben worden ist. Aus dem obengenannten Edict des Königs Robert, die Sila betreffend, ersieht man, daß der königliche Hof sich das volle Recht auf ein Eisenbergwerk vorbehalten hat, das damals eröffnet war, und von dem jetzt nichts mehr zu sehen ist. Neapel hat noch nicht genug Eisenbergwerke, und in der Sila, wo es nicht an Wasser und nicht an Kohlen fehlt, wäre ein neuanzulegendes gewiß von großem Gewinn.

12. Die Südspitze des Königreichs vom Lamato und Corace an.

Von der Quelle des Lamato aus geht eine Verzweigung der Apenninen südwestlich gegen das Meer hin bis zum Cap Suvero, diese bildet die eine natürliche Gränze dieser Südspitze des Königreichs, die andere wird durch das Thal des Corace gebildet. Zwischen den beiden Flüssen Lamato und Corace zwingt sich ein schmaler Gebirgsrücken der Apenninen durch, auf welchem die Gemeinde Tiriolo so gelegen ist, daß die Dachtraufen einiger Wohnungen ihr Wasser auf der einen Seite ins tyrrhenische, auf der andern ins jonische Meer vermittelst der beiden genannten Flüsse senden. Von Tiriolo an läuft das Gebirge eine Zeit lang in der Mitte der beiden Meere hin; bei der Quelle eines Nebenflüßchens, der Angitola, geht ein Vorläufer des Gebirgs ab gegen die Mündung der Angitolo; zwischen diesem Vorsprung und der anfangs genannten Verzweigung öffnet sich eine geräumige Ebene am Golf von S. Eufemia, welche eine Oberfläche von mehr als 60 Quadratmiglien hat. In ihr fließen der Lamato und der S. Ippolito mit ihren Nebenflüßchen, und beim Cap Suvero der Fiume dei Vagni und einige kleinere ins Meer. Diese sämmtlichen Wasser führen Schlamm, Sand, Steine und Unrath aller Art mit sich, und haben die Ebene theilweise in Sümpfe verwandelt, so daß die Bevölkerung sich von der Tiefe in die Höhe begeben mußte, um nicht unter der verpesteten Luft zu erliegen. Die Bevölkerungen von S. Eufemia, Laconia, Montesoro und Vena, die noch vor 100 Jahre nicht unbedeutende Flecken waren, beläuft sich jetzt zusammen auf etwa 900 armer schwächlicher Bewohner.

Zwischen den Quellen der Angitola und des Mesima geht eine dritte Verzweigung aus bis zum Capo Vaticano, welches sich weit in das tyrrhenische Meer hineinerstreckt und den Golf von S. Eufemia von dem Golf von Gioja trennt; auf diesem Vorgebirge, das gegen 100 Quadratmiglien enthält, bewegt sich in 92 Gemeinden eine wohlhabende Bevölkerung von 73,000 Bewohnern. Der Boden ist meist fruchtbar und das Klima gesund.

Von der Quelle des Mesima zieht sich der Gebirgsrücken noch 30 Miglien fort bis zum Aspromonte, dem höchsten Berg Calabriens; die westliche Abdachung des ganzen Gebirgs sendet

ihre Waſſer in den Porciaro, Matramo und Vacale, Nebenflüſſe des Meſima, und von der nördlichen Abdachung des Aſpromonte vereinigen ſich die Waſſer in dem Petrace. So bildet ſich eine weite Ebene von 200 Quadratmiglien am Golf von Gioja. Der Meſima dient als Beiſpiel, wie viel Mühe es koſtet, dieſe Bergflüſſe, die zur Zeit der Anſchwellung Alles mit ſich fortreißen, in einen regelmäßigen Lauf zu bringen. Die Arbeit mehrerer Jahre wurde durch eine einzige Ueberſchwemmung im J. 1823 beinahe gänzlich vernichtet. Darum kommen dieſe Thalgemeinden auch zu keiner Vergrößerung, Roſarno, Droſi und Riziconi zählen bloß 2700 E. Beſſer bebaut und mehr bevölkert iſt die Ebene zwiſchen dem Fuß der Berge und dem Metramo. Das Klima iſt dort nicht ungeſund, in acht Gemeinden leben über 18,000 Einwohner. Auf einem Hügel in der Nähe des Meeres liegt die Gemeinde Gioja, wo ſich die großen Oelmagazine befinden, die mit dem vorzüglichen Oel aus der ganzen Umgegend ſtets gefüllt werden. Trotz des Handels und des ausgedehnten fruchtbaren Bodens überſteigt die Bevölkerung nicht die Zahl von 100 Seelen. Acht Miglien vom Meere, am Fuß der Berge, liegen gleichſam in einem Walde von Olivenbäumen die Gemeinden Radicina, Jatrinoli und S. Martino mit einer Bevölkerung von 6000 Einwohnern; wenn der Lauf der Gewäſſer, welche dieſe Ebene durchſchneiden, mehr im Zaum gehalten werden könnte, ſo wäre dieſelbe wohl einer der geſegnetſten Theile des Königreichs.

Vom Aſpromonte aus geht eine Verzweigung gegen das Meer hin, welche beinahe von der Mündung des Petrace bis Torrecavallo ſchroff gegen die Küſte abfällt. Von hier bis zum Cap Pellaro ſind die Abhänge weniger ſteil, und gegen das Meer hin bilden ſie eine Reihe von lieblichen Hügeln, die an ihrem Fuß von den Wellen des Meeres beſpült werden. Zwiſchen dieſen Hügeln liegen an dem Ufer der Flüßchen weite, fruchtbare, herrlich angebaute Ebenen. Das Gebiet von Reggio, von der Punta del Pezzo bis zu dem Flüßchen, das jenſeits des Dorfes Sbarra fließt, iſt ein wahres Muſter der Fruchtbarkeit der am Ufer des Meeres gelegenen Felder, wenn ſie mit Fleiß und Sachkenntniß bebaut werden. Dreiundfünfzigtauſend Einwohner, in 50 Gemeinden und Dörfern vertheilt, leben in großer Wohlhabenheit auf einer Strecke von 10 Miglien in der Länge und vier Miglien in der Breite, obgleich noch einige Hügel der Cultur unfähig wurden, weil die fruchttragende Erde weggeſpült iſt; dieß gibt auf eine Quadratmiglie 1300, oder auf eine deutſche Quadratmeile 20,800 Seelen. Die Haupterzeugniſſe beſtehen in Agrumen aller Art und in Seide. Vortrefflich ſind die Weine, deren Menge das Localbedürfniß überſteigt. Auch Oel, Hanf, Baumfrüchte aller Art und Gartengewächſe werden in reichlicher Menge erzeugt, nur an Getreide fehlt es hier. In dieſem Diſtrict gibt es einige Felder, welche einen jährlichen Ertrag von 300 Ducati (à 2 fl. rh.) für den Moggio (100 Moggia = 111 würtem. Morgen = 137 preuß. Morgen) gewähren, wie von dem Intendanten der Provinz auf legale Weiſe durch Urkunden nachgewieſen worden iſt.

Vom Cap Pellaro bis zum Cap Bruzzano fallen die Berge beinahe ſenkrecht gegen das Meer ab, ſo daß zwiſchen dieſen und der Küſte ſich nur ſchmale Streifen Land befinden, die des Anbaus fähig ſind. Auch die Thäler der Bergbäche ſind eng, doch iſt auch hier die Fruchtbarkeit der Felder, wo ſie bebaut ſind, ſehr groß. Auf den Bergen ſelbſt wächst in majeſtätiſcher Höhe das Schiffsbauholz.

Vom Cap Bruzzano bis zur Mündung des Corace nähern ſich die Apenninen mit ſanfter Abdachung der Küſte, ſo daß von Zeit zu Zeit, beſonders an der Ausmündung der Thäler, ſich weite, fruchtbare Ebenen öffnen. Hier blühten einſt im Gebiet der Bruttier die Städte Locri, Caulon und Scylacium, drei eben ſo reiche, wie mächtige Städte. Wo jetzt der Fleiß des Menſchen die Natur begünſtigt, da erhält man vortreffliche Producte aller Art. In frühern Zeiten mußten die Bewohner wegen der Einfälle der Seeräuber ſich auf die Hügel zurückziehen, und ſo blieben die Ebenen zum Theil unbebaut — ein Mißſtand, der auch jetzt noch ſtattfindet. An Straßen fehlt es in dieſem Diſtrict gänzlich, und ſo ſind die Bewohner, da keine Häfen vorhanden ſind, beim Verkauf ihrer Producte auf die lange und gefährliche Küſtenfahrt beſchränkt. Nahe bei der Gemeinde Pazzano, im Diſtrict Stilo, befindet ſich ein unerſchöpfliches Eiſenbergwerk, welches von der königlichen Artillerie für die Arſenale betrieben wird. Gegen 21,000 Cantaja (100 Cantaja = 190 preuß. Ctr.) Erz werden hier jährlich verarbeitet. Weiter nördlich am Flüßchen Ancinale hat der Principe di Satriano Carlo Filangieri auf ſeinen dortigen Beſitzungen mehrere Eiſenhütten errichtet, auf denen aber zum größten Theil Eiſen aus Elba verarbeitet wird.

Dieſe Südſpitze des Königreichs, welche die beiden Calabria ultra enthält, iſt unſtreitig der ergiebigſte und geſegnetſte Theil des ganzen Reichs dieſſeits des Faro. Die Höhen der Berge, auf denen im Winter beſtändiger Schnee liegt, ſind mit den ſtärkſten, mächtigſten Tannen und Fichten geſchmückt, weiter unten umkränzen die Berge Eichen und anderes Nutzholz. Wenn anderswo in der Mitte des Sommers die natürlichen Weideplätze vertrocknen, hier finden die Thiere noch immer fette Weide. Durch die hohen Berge werden die Wolken in ihrem Laufe aufgehalten, häufig und reichlich fallen hier Regengüſſe, welche unzähligen Quellen, die in zahlreichen Flüßchen das Land in allen Richtungen durchſchneiden, ihren Urſprung geben. Die Ausdünſtungen der beiden Meere, die im Sommer ſich in großer Menge erheben, verdichten ſich durch die niedere Temperatur der nahen Berge, und fallen bei Nacht in Form von ſtarkem Thau herab, um die Vegetation wieder üppig zu beleben. Auf den mittleren Hügeln gedeihen aufs herrlichſte Oliven-, Feigen-, Maulbeer- und andere Bäume der gemäßigten Klimate, und die Trauben kommen hier ſchon zur vollkommenen Reife; aber noch viel edler und vorzüglicher werden die Weine auf den Hügeln, die ſich an den Geſtaden des Meers erheben. Hier — an den Marinen, wie der Eingeborne ſagt — kommt auch das Zuckerrohr gut fort, deſſen Anpflanzung von den Zeiten der Anjou herrührt, in welchen ſogar ins Ausland davon verkauft wurde. In der Nähe von Reggio hat eine Gegend den Namen Cannamele erhalten. Durch dieſe verſchiedenen Producte iſt allerdings Calabrien die fruchtbarſte Provinz des Königreichs Neapels.

Mittel gegen den Skorpionenstich.

Major Wallace, Secretär der Agriculturgesellschaft zu Trichinopoly, theilte der Agriculturgesellschaft von Madras die Entdeckung einer in der Umgegend von Madras und überhaupt in ganz Indien gewöhnlichen Pflanze (Achyranthes aspera L.) mit, deren zerquetschte Blätter den Stich eines Skorpionen augenblicklich heilen; die Kraft derselben ist so groß, daß, wenn man sie in zerstoßenem Zustande dem Skorpion vorhält, derselbe augenscheinlich unfähig wird zu stechen. Die Einwohner scheinen mit dieser Eigenschaft der Pflanze nicht bekannt, obwohl sie Dr. Ainslie's Angaben zufolge eines ihrer Medicinalkräuter ist, und in Behar als Mittel gegen die Wasserscheu gebraucht werden soll. Sie wächst in Ceylon, so wie in Westindien und Sicilien, obwohl sie dort nicht als Medicinalpflanze betrachtet wird. (Asiatic Journal, March 1858.)

Kara-Aly, der Räuber bei Kasan.

(Schluß.)

Verhör Fazry's.

Fazry ist ein Weib von seltener Schönheit; ihre ausgesprochenen Züge, ihre langen schwarzen Haare, ihre unaussprechlich ausdrucksvollen Augen, ihr ein wenig olivenfarbiger Teint geben dem Ganzen ihrer Gesichtsbildung einen imponirenden Anblick, den ihr Schmerz und ihre Niedergeschlagenheit noch erhöhen. Sie ist zwanzig Jahre alt und Muhammedanerin. Der Capitän Jéprawnik verfährt folgendermaßen bei ihrem Verhöre: „Fazry, warum seyd Ihr dem Mörder Eures Vaters und Eurer Brüder gefolgt?" Fazry erwiedert unter Thränen, sie habe nichts von dem Tode derselben gewußt. Dann aber erhebt sie stolz ihr Haupt und fügt bei: „Auch wenn ich es gewußt, würd' ich bei Kara-Aly geblieben seyn; er ist so schön, so groß! Ich liebte ihn so sehr! Ich liebe ihn noch! O mein Vater, meine Brüder, verzeihet mir!" Und sie vergoß Thränen.

Capitän: „Und wo waret Ihr unterdessen?"

Fazry: „In dem unterirdischen Schlosse der königlichen Vorältern Kara-Aly's. Es hatte keine reichen Gemächer wie bei meinem Vater, aber ich sah jeden Tag Kara-Aly."

Capitän: „Kanntet Ihr die Räubereien Kara-Aly's?" Fazry: „Er, ein Räuber! das ist eine Lüge! Er führte Krieg gegen seine Feinde."

Capitän: „Sahet Ihr seine Unterthanen?"

Fazry: „Die Frau eines Khans erniedrigt sich nicht, seine Unterthanen zu betrachten. Ich sah nur die fünf Diener, die Eure Kriegsgefangenen sind."

Capitän: „Wißt Ihr, wo die Schätze Kara-Aly's sind?"

Fazry: „Die Frau eines Khans bekümmert sich nicht viel um die Schätze ihres Mannes. Es mangelt ihr nie was. Lasset mich meinen Mann sehen, meinen Herrn, und Ihr werdet sehen, wie glücklich ich bin."

Man kann keine Enthüllung von Fazry erhalten, und die Zusammenkunft mit Kara-Aly wird ihr verweigert.

Die Verhöre von mehrern Bewohnern in Verbindung mit denen der Angeklagten führten zu keiner Entdeckung. Man muß glauben, daß Kara-Aly keine Mitschuldigen, und die muhammedanischen Bewohner des Bezirks Zaraschek und des Gouvernements keine Verbindung mit ihm und seiner Bande hatten.

Am 10 December 1857, Stadt Zaraschek.

(Unterzeichnet:) Szatof, Capitän Jéprawnik,
Trazof, Assessor.
Joutkof, Secretär.

Nachdem solchergestalt die Untersuchung vollendet, ward eine Commission des Criminalgerichtshofes von Kasan abgesandt, um die Genauigkeit derselben zu verificiren, worauf der Gerichtshof am 24 Dec. 1857 den Beschluß erließ, welcher Kara-Aly zu hundert Knutenhieben, Musrum, Kendschibek, Saharin und Iwan Rudtschenko jeden zu fünf und zwanzig Knutenhieben, und alle lebenslänglich zu den Arbeiten in den Minen von Sibirien verurtheilt. Fazry wurde für unschuldig erklärt, sofort in Freiheit gesetzt und ihrer Familie zurückgegeben.

Am 4 Januar dieses Jahres war die Kobilitza (eine Art Folterbank), die als Gerüst für die Knutenstrafe dient, früh auf dem großen Platze von Kasan hergerichtet, und die ganze Bevölkerung der Stadt, vermehrt durch die der benachbarten Orte und sogar durch die Völkerschaften tief aus den Gebirgen, drängte sich neugierig und aufgeregt auf diesem großen Raume, wo auf dem Schafott der Henker stand mit seiner Knute, unterstützt von drei Gehülfen aus der unehrlichen Classe der Hundetödter (bitsel).

Um 10 Uhr Morgens wurden, unter dem ungeduldigen und ängstlichen Gemurmel, das einem tragischen Schauspiele stets vorangeht, die sechs Verurtheilten herbeigeführt.

Kara-Aly trat, in aufrechter Haltung, stolzen Auges und sichern Schrittes, zuerst vor. Seiner Kleider von dem Nachrichter beraubt, ließ er sich, ohne eine Gebärde zu machen, ohne ein Wort zu sprechen, auf den verhängnißvollen Block binden, und bald fing der Henker an, ihn mit jener schrecklichen, aus ledernen Riemen gemachten Knute zu schlagen, die unten in einen scharfen eisernen Haken endigt. Kara-Aly stieß nicht Einen Schrei, nicht Einen Seufzer aus, während der Henker das Urtheil an ihm vollstreckte, und seine Hiebe nur unterbrach, um große Gläser Branntwein zu trinken. Hundert Hiebe wurden so von der durch die übermenschliche Unempfindlichkeit erschreckten Menge gezählt. Dann band man Kara-Aly von der Folterbank los, allein der Henker hielt nur noch einen Leichnam in seinen Händen. Der Räuber war verschieden. Hierauf erhielt jeder seiner fünf Mitschuldigen 25 Knutenhiebe, ohne daß einer, als hätte das Beispiel ihres Führers sie befeuert, eine Klage ausstieß; dann wurden sie mit gequetschtem Körper ins Hospital gebracht, von wo man sie nach ihrer Heilung nach Nertschinsk (in die Minen der Regierung) abführen wird.

So endete die Sache Kara-Aly's, ohne daß die in der Höhle Mustapha der Teufel vorgenommenen Nachsuchungen ein Resultat gehabt hätten. Fazry verfiel seitdem in Wahnsinn, der bald in Raserei ausartete. Der Assessor Trazof ward für seinen Eifer und seinen Erfolg mit dem St. Annenorden belohnt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 28** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Lochiels Warnung.** Von Thomas Campbell. — **Scribe.** — **J. J. Ampere über Ritterthum und Poesie.**

Zu das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 9 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 91.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

1 April 1838.

Die Engländer in Nordamerika und in Aſien.

England iſt gewiß gegenwärtig das merkwürdigſte Land der Erde, denn nicht nur geht ſein Handel nach allen Welttheilen hin, ſondern es hat auch allenthalben ſeine politiſche Macht gegründet, und noch kann man nicht ſagen, daß ſich in ſeinen Colonialbeſitzungen Symptome des Verfalls kund geben. Jetzt ſcheint in den beiden wichtigſten Welttheilen, in Aſien und Amerika, für die engliſche Herrſchaft eine Kriſe eingetreten, welche allgemeine Aufmerkſamkeit verdient, um ſo mehr, als die Stellung Englands nicht ſowohl durch den Stand der Dinge an jedem einzelnen Orte, als durch das Zuſammentreffen beider Ereigniſſe gefährdet werden kann.

Was lange im Geheimen unter der Aſche geglommen, iſt durch den Aufſtand der Canadier plötzlich zu Tage gekommen, nämlich die Eiferſucht und die feindſelige Stellung von Nordamerika und England. Freundlich war die Sprache beider Nationen gegen einander, ein ungeheurer Handel verſchmilzt die beiderſeitigen Intereſſen, aber, in Amerika wenigſtens, hauptſächlich nur die Intereſſen einiger großen Städte; das innere Land würde durch eine Unterbrechung dieſes Handels weit minder leiden, als England. Dieſes Gefühl innerer Kraft und Selbſtgenügſamkeit ſpricht ſich aus mit dem ganzen Uebermuth einer jungen Republik, und die daraus entſpringenden hochfliegenden Anſprüche der Nordamerikaner (Americans, wie man in England und Canada ſchlechtweg die Bewohner der Vereinigten Staaten nennt) reichen weiter, als England dulden kann. Darum bereitet dieſes ſeit Jahren die Mittel vor, dem kommenden Sturm zu begegnen: nicht nur hat es einige Feſtungen in Canada mit ungeheuren Koſten faſt uneinnehmbar gemacht, alte Soldaten daſelbſt, namentlich in der obern Provinz angeſiedelt, und die Communicationsmittel nach Kräften vervielfältigt, ſondern es hat ſich auch eine Waffe gegen die Nordamerikaner bereitet, die verderblich für die letztern wirken muß, nämlich ſeine Rolle als Vertheidiger und Beſchützer der Schwarzen gegen die Tyrannei der Weißen: nicht nur in Weſtindien kann es über ſchwarze Regimenter verfügen, ſondern auch in Canada ſtehen ihm Bataillone von Schwarzen und Farbigen zu Gebot, welche ſich aus den Vereinigten Staaten, dieſer Hölle für ſchwarze und farbige Menſchen, auf das gaſtliche Gebiet Englands geflüchtet haben.

Daß in dieſer Beziehung die Stellung der Nordamerikaner England gegenüber nicht die günſtigſte iſt, erkennt man aus dem jetzigen Ton der amerikaniſchen Journale: hier thut ſich nicht der trotzige Uebermuth kund, wie vor einigen Jahren gegen das ferne, in Beziehung auf Nordamerika im Grunde unmächtige Frankreich, und der Hochmuth, womit die Amerikaner auf Europa herabſehen, hat ſich England gegenüber in einen Ton von Mäßigung und Billigkeit umgewandelt, wie man ihn ſeit geraumer Zeit nicht mehr von den Amerikanern zu hören gewohnt war. Beide Regierungen werden zwar ſuchen, einen Kampf zu vermeiden, wobei keiner von beiden Theilen ſonderlichen Vortheil zu erreichen hoffen kann, aber man möchte wohl ſagen, das Verhängniß treibt ſie fort, und die verſteckte Feindſchaft bricht bei jeder Gelegenheit zu Tage: kaum hat in Canada der Aufſtand ſein Haupt erhoben, ſo ſpricht der Präſident der Vereinigten Staaten ſich in ſcharfen Worten über die noch nicht beendigte Gränzangelegenheit im Nordoſten aus, und während noch die Wage zwiſchen England und ſeinen Colonien ſchwankt, wird im Congreß die noch wichtigere, mindeſtens folgenreichere Angelegenheit der Beſetzung des Columbiaſtroms durch die Engländer zur Sprache gebracht.

Während ſo in den höchſten Staatsgewalten Nordamerika's, von Seite des Präſidenten und des Congreſſes, ſich feindſelige Geſinnungen kund geben, zeigen ſich dieſelben Leidenſchaften auf eine handgreifliche Weiſe bei den rohen und unruhigen Bewohnern des Nordweſtens; eine Anzahl Abenteurer dieſes Landſtrichs, ſtets fertig mit der Büchſe, gewohnt, ſich mit Indianern herumzuſchlagen, und in allen Strapazen des Wald- und Jägerlebens abgehärtet, ſetzt die in die rohe Maſſe eingedrungene Lehre, daß der ganze Continent eigentlich von Rechtswegen dem Volke der Vereinigten Staaten gehöre, und daß keine europäiſche Macht hier hauſen dürfe, praktiſch in Ausführung, und hatte bei dem Aufſtand der Canadier nichts Eiligeres zu thun, als dieſen Brüdern, welche ſich an ſie anſchließen wollen, thätigen Beiſtand zu leiſten. Vergebens ergreift die Centralregierung Maaß-

regeln gegen dieſen Bruch der Neutralität; ihre ſchwache Hand kann wohl die ziemlich dicht gedrängte Bevölkerung im Norden des Staats Neu-York, aber nicht die zerſtreuten Bewohner im weitern Nordweſten im Zaume halten, und neue Colliſionen, ernſthafter als diejenigen, welche die Vernichtung des Dampfſchiffes Carolina herbeiführten, ſind mehr als bloß wahrſcheinlich.

Indeß hat England davon eben nicht viel zu befürchten; an den regulären Truppen und den aufgebotenen treuen Milizen werden ſolche Angriffe wohl zerſchellen, und ſeiner Herrſchaft in Canada überhaupt droht vorerſt keine Gefahr. In Untercanada iſt eine kraftvolle Regierungsgewalt nothwendig, um den Frieden zwiſchen der franzöſiſch-canadiſchen und engliſch-canadiſchen Partei zu erhalten, die ſich ſonſt in bitterem Haſſe zerfleiſchen würden. In dieſer Nothwendigkeit liegt um ſo mehr eine Sicherheit für die Regierung, als die Sympathie zwiſchen den ſtreng katholiſchen franzöſiſchen Canadiern und den puritaniſchen Nordamerikanern nicht groß iſt. In Obercanada ſichert die große Anzahl angeſiedelter alter Soldaten und Officiere, welche durch Neigung und zum Theil auch durch Rückzugsgehalte an die engliſche Regierung gebunden ſind, dieſer letztern noch auf lange Zeit ein entſchiedenes Uebergewicht, um ſo mehr, als auch, wie ſchon erwähnt, die aus den Vereinigten Staaten geflüchtete ſchwarze und farbige Bevölkerung gar ſehr in Betracht kommt.

Wenn es auf dieſe Weiſe wohl kaum einem Zweifel unterliegt, daß die engliſche Regierung von den Bemühungen der gegen ſie eingenommenen und ſogar durch neuere Vorfälle erbitterten nordamerikaniſchen Gränzbevölkerung wenig oder nichts zu fürchten hat, ſo iſt es auf der andern Seite gewiß, daß die nordamerikaniſche Regierung, bei ihrer unzweifelhaften Neigung, den Frieden zu erhalten, ſich durch ihre Unmacht, die rohe Gränzbevölkerung in die Schranken der Ordnung und Neutralität zurückzuweiſen, in eine ſehr fatale Stellung verſetzt finden wird — eine Stellung, welche nur ungünſtig auf die Unterhandlungen in Betreff der nordöſtlichen Gränze und der Beſetzung des Columbiagebiets durch die Hudſonsbai-Compagnie einwirken kann. England wird gewiſſermaßen als Sühnopfer für die gebrochene Neutralität eine Nachgiebigkeit in Betreff dieſer Punkte verlangen, wozu die amerikaniſche Regierung aus Furcht vor dem aufgereizten Stolze der Demokratie kaum geneigt ſeyn dürfte. Hierin liegt die Gefahr eines Kriegs zwiſchen beiden Staaten, eines Kriegs, in welchen auch Mexico verflochten, und welcher die Verhältniſſe der ſchwarzen Bevölkerung Amerika's um einen ſtarken Schritt ihrer Entwicklung näher führen würde. Nordamerika wird aber wohl bedenken, daß es über 2½ Millionen Schwarze und Farbige unter ſeiner Bevölkerung zählt.

Zum Beweiſe, daß dieſe hier entwickelten Anſichten nicht aus der Luft gegriffen ſind, führen wir nachfolgende Stellen aus einem Briefe, datirt Waſhington den 15 Februar an, welchen das Journal du Commerce mittheilt: „Hr. Howart hat dem Congreß angezeigt, daß er eine Mittheilung des Staatsſecretärs, nebſt Depeſchen von Beamten der Vereinigten Staaten erhalten habe, des Inhalts, daß eine Expedition in Michigan ausgerüſtet werde, um einen Einfall in Canada zu machen; die Stärke dieſer Expedition ſey bedeutend, und mehre ſich mit jedem Tage; unſere Mitbürger lieferten ihr ganz offen Waffen und Munition. Wenn dieſe Expedition zu Detroit ankommt, wird ſie ſich ohne Zweifel des Arſenals dieſer Stadt bemächtigen, eine Menge Plünderungen begehen, und unſere Neutralität verletzen.“ (Bekanntlich iſt dieß ſchon zum Theil eingetroffen.) „Der Gouverneur von Michigan hätte dieſe Bewegung in der Geburt erſticken können, aber die Furcht, ſeine Popularität einzubüßen, hinderte ihn, wie jeden andern Gouverneur in ſolchen Fällen, einzuſchreiten. Ein Krieg mit England iſt unvermeidlich, wenn wir nicht unſere Bemühungen verdoppeln, um die Neutralität zu erhalten, und die zwiſchen uns und Großbritannien beſtehenden Verträge zu vollziehen. Obwohl Einige behaupten wollen, die Truppenzahl, welche ſich auf unſerem Gebiete verſammelt, ſey nicht bedeutend, und werde bei dem erſten Zuſammenſtoß mit den engliſchen Bajonnetten vernichtet werden, ſo iſt unſere Neutralität darum doch nicht minder gefährdet. Wenn wir verſuchen, Canada England zu entreißen, wenn die amerikaniſchen Patrioten ſich in Marſch ſetzen, um Detroit einzunehmen, ehe ſie Canada ſelbſt angreifen, was nach dem Inhalte der Depeſchen wahrſcheinlich iſt, dann wären die Engländer entſchuldbar, wenn ſie dieſe Stadt in Flammen aufgehen ließen. Jeder Angriff von Bürgern der Union ſtürzt uns unvermeidlich in einen Krieg mit England, und jeder weiß, in welcher Lage ſich unſer Land befindet, um einen Krieg zu führen, ſelbſt wenn er gerecht und nothwendig wäre. Man darf übrigens nicht aus den Augen verlieren, daß England hinſichtlich der Vertheidigung ſeiner Gränzen in einer beſſern Verfaſſung iſt, als wir, einen Angriffs- oder Vertheidigungskrieg zu führen, und daß es gegenwärtig 7 bis 8000 Mann guter Truppen in Canada hat. Auch darf man nicht vergeſſen, daß außer dem Aufſtand in Canada auch noch andere Veranlaſſungen zu Colliſionen mit England vorhanden ſind: die Frage der Nordoſtgränze iſt noch nicht beendigt, und der Ton der Botſchaft des Präſidenten könnte wohl die Sendung ſo zahlreicher Truppen nach Canada mit veranlaßt haben. Die Briefe, die wir aus dem Süden erhalten, beſchwören uns, hinſichtlich einer Colliſion mit England Alles zu vermeiden, was die geringſte Schwierigkeit herbeiführen könnte, und alles Mögliche zu thun, um ein ſolches Unglück abzuwehren.“

Die Furcht, daß ein Krieg mit England die Sklaven zum Aufſtand bringen könnte, wird alſo ſelbſt von den Amerikanern nicht nur gehegt, ſondern auch ausgeſprochen. Es iſt übrigens hierin nichts zu verbergen, denn die Sache iſt ſeit mehrern Jahren ſo oft beſprochen worden, daß ſie jedem einleuchten muß, der nur einigermaßen den Stand der Dinge kennt. Die Lage, in welche ſich England den Vereinigten Staaten gegenüber geſetzt hat, iſt ſomit in jeder Beziehung vortheilhaft: ruhig kann es den Gang der Ereigniſſe abwarten, und wird nicht ermangeln, den günſtigen Zeitpunkt zu benützen, um die Gränzangelegenheit in Neubraunſchweig, an der Nordoſtgränze der Vereinigten Staaten, in Ordnung zu bringen, und ſeiner eigenmächtigen und unbefugten Gebietsausdehnung am

Columbiastrom durch einen Vertrag das Siegel der Rechtmäßigkeit aufzudrücken. Nordamerika ist gegenwärtig England gegenüber wesentlich schwach: es ist der natürliche Gang der dortigen Verhältnisse, daß die Centralregierung immer weniger eine genügende Gewalt über die zerstreute Bevölkerung, namentlich im Westen, ausüben kann; so wie sie eine entschiedene Regierungshandlung ausüben, und die Bürger des Staats von etwas zurückhalten will, was in deren Neigungen liegt, so wird sie unmächtig. Es ist dieß theils eine Folge der Regierungsgrundsätze, welche der Staatsgewalt eine sehr geringe Macht über die Willensbestimmung der Bürger einräumen, theils auch, und fast noch mehr, eine Folge der natürlichen Verhältnisse des Landes, wo die Zerstreutheit der Bevölkerung, und die Leichtigkeit, sich tiefer ins Innere des Landes auszubreiten, kaum eine strenge Regierungsform zulassen. England ordnet dagegen den Gang der Colonisationen in seinen Besitzungen selbst, überläßt sie nicht so ganz der Willkür der Einzelnen, und bewahrt sich dadurch einen Einfluß und eine Herrschaft, die in den Vereinigten Staaten kaum möglich sind.

Hinsichtlich der physischen Vortheile steht Canada dem Norden der Vereinigten Staaten nicht nach; die Bevölkerung vermehrt sich, Straßen, Canäle und Eisenbahnen werden angelegt, wie in den Vereinigten Staaten, die Abgaben sind leicht, nach der Versicherung canadischer Ansiedler sogar weit leichter, als in den Vereinigten Staaten *), an Land fehlt es eben so wenig wie dort, und kein Unbefangener wird behaupten, daß die Regierungsform der Vereinigten Staaten die Vortheile der Ansiedler, im Vergleich mit denen in Canada, besonders zu vermehren geeignet sey. Im Nachtheil steht Canada bloß, weil sein Klima schon um ein gutes rauher ist, als die mittlern Striche der Vereinigten Staaten.

Der Schritt, den die englische Regierung that, einen Generalgouverneur nach Canada zu senden, und dadurch den bisher zerstreuten und nur schwach zusammenhängenden Besitzungen einen Vereinigungspunkt zu geben, ist der erste und wichtigste Schritt zu einer wahren Emancipation dieser Colonien, die indeß mit einer gewissen Abhängigkeit und dem oberherrlichen Schutze Englands recht wohl bestehen kann. Die Ernennung eines Generalgouverneurs macht mit Einemmal die englischen Besitzungen Nordamerika's zu einem Staate, der unter dem Schutze Englands den Vereinigten Staaten gegenüber steht; eine Menge Gegenstände, um derentwillen sich bisher die einzelnen Gouverneure an den Colonialminister in England wenden mußten, werden jetzt vor dem Generalgouverneur ihre Entscheidung finden, und die englische Regierung wird sich wohl veranlaßt finden, diese Einrichtung, welche die augenblickliche Lage der Dinge in Canada ins Leben gerufen hat, auch noch ferner fortbestehen zu lassen. Diese Maaßregel gründet ein neues brittisches Reich in Amerika, ein Reich, das die Vereinigten Staaten zu achten und zu scheuen Ursache haben; ihrem bisher maaßlosen Streben wird dadurch Einhalt gethan, und die Träume einer allgemeinen Herrschaft von der nördlichsten Küste Amerika's bis nach Panama hin werden hier einen Stein des Anstoßes finden. Nur Ein Umstand erweckt Zweifel: die rohe demokratische Masse des Westens in den Vereinigten Staaten ist entschieden gegen England gestimmt, eigentliche Gefahr hat sie nicht von England zu fürchten; der Süden und der Osten der Vereinigten Staaten sind gegen den Krieg, der eine aus Furcht vor den Sklaven, der andere wegen der unausbleiblichen Handelsstörung; jetzt wird der rohe, aber kraftvolle Westen zum erstenmal sich erheben gegen den sonst Ton angebenden Osten und Süden; früher war er der untergeordnete Verbündete des Ostens oder des Südens, wird er sich jetzt selbst und zwar zu einer herrschenden Partei erheben? Von der Beantwortung dieser Frage hängt auch hauptsächlich das Verhältniß der Vereinigten Staaten zu England ab.

(Schluß folgt.)

*) Das United Service Journal vom März 1838 theilt eine sehr gemüthliche Schilderung des Lebens und der Verhältnisse in Canada von einem alten militärischen Ansiedler mit, woraus wir mit nächstem einiges für unsere Leser ausheben werden.

Parrots Reise nach dem Nordcap im Jahre 1837.

(Aus der nordischen Biene vom 21 Februar (5 März) 1838.)

Meine Liebe zu den Wissenschaften weckte in mir den Gedanken, eine Reise nach dem Nordcap zu unternehmen. Der Rath der Universität billigte mein Unternehmen, und verwandte sich bei der Oberbehörde um die Erlaubniß, diese Reise auf Kosten der Universität unternehmen und aus ihrem physikalischen Cabinet die nöthigen Instrumente entleihen zu dürfen, was auch der Kaiser bewilligte. Der Zweck der Reise bestand 1) in astronomischen Zeit- und Ortsbestimmungen; 2) in Beobachtung der Pendelschwingungen zu genauer Bestimmung der Gestalt der Erde, und 3) in Beobachtungen der Abweichung der Magnetnadel vom Meridian, ihrer Neigung gegen den Horizont und der Verschiedenheit der Anziehungskraft an verschiedenen Orten. Der Candidat A. Neschel entschloß sich, diese mühsame Reise mit mir zu machen.

Am 10 Julius reisten wir von Petersburg ab, und gelangten über Wyborg, Kuopio und Uleaborg nach Tornea am 25 desselben Monats. Von diesen dreizehn Tagen brachten wir zwei in Kuopio mit magnetischen Beobachtungen und einen in Uleaborg mit andern Arbeiten zu. In Tornea kann sich der Reisende um den mäßigsten Preis mit allen Nothwendigkeiten zur Weiterreise versehen. Auch gibt es Leute, die bereit sind zu helfen, oder wenigstens mit nützlichem Rathe zu dienen, nichtsdestoweniger aber ist es sehr schwer hier einen genauern Reiseplan für die weitern 900 Werste nach dem Nordcap zu entwerfen, das man selbst in Tornea nur vom Hörensagen kennt. Wir machten hier die Bekanntschaft eines wackern Schweden aus Mauno, 450 Werste nordwärts von Tornea, der in Privatgeschäften hieher gekommen war; mit der größten Uneigennützigkeit bot er uns seine Dienste, seine Erfahrungen und seine Ortskenntniß an. In seiner Begleitung legten wir die merkwürdige Schifffahrt auf dem Tornea und Muonia, 550 Werste weit aufwärts, zurück, theils zwischen bevölkerten malerischen Berggegenden, theils zwischen finstern Wäldern, in die noch keines Menschen Fuß gedrungen ist; bald auf der reißenden Strömung der Flüsse, bald auf der spiegelklaren Fläche der Seen. Die Bewohner

dieſer Gegenden ſind von kräftigem, ſchönem Körperbau; Redlichkeit iſt der Grundzug ihres Charakters, und von Lug, Trug und Diebſtahl, die der ärmliche Boden, der Mangel an aller Induſtrie und die Entlegenheit der Gerichte, wie man glauben könnte, begünſtigen ſollte, hört der Reiſende in ganz Europa mehr als an den reizenden Ufern des Muonia.

Immer aufwärts ſchiffend, erreichten wir mit Hülfe eines ſtarken Weſtwindes allmählich eine Höhe von 1400 Fuß, und gelangten an das Quell-Land des Fluſſes und zugleich damit an die Gränze der drei nordiſchen Reiche, welche an dieſem Punkte zuſammenſtoßen. Ein wilder Bergrücken, ein Ausläufer des Kjölen-Gebirges, ſchied uns noch von dem Meeresufer, wohin wir jedoch nur noch eine Tagreiſe hatten. Ein zuverläſſiger Führer geleitete uns dahin. Wir zogen unſere Nachen mit einigen Vorräthen an das Ufer des See's, und ließen ſie hier ohne alle Gefahr zurück, luden unſere Inſtrumente und ſonſtige Habſeligkeiten auf die Schultern einiger kräftigen Finnen, und machten uns auf den Weg, der zwiſchen hohen Berggipfeln an großen und kleinen Seen, über reißende Bäche, üppig grünende Bergabhänge, ſchneebedeckte Ebenen und Felſenſtrecken in eine Einöde führte, deren Stille nur der rauſchende Flug eines Raubvogels oder das Gebrüll eines 100 Klafter hoch herabſtürzenden Waſſerfalls unterbrach. Plötzlich ſtellte ſich unſern Blicken von der Höhe herab das prächtige Ufer der Finnmarken dar: es war der Lingenfiord, der einige Meilen tief in das Land einſchneidet, von einem unvergleichlichen, in tauſend Spitzen aufgezackten Felſenkranz umgeben iſt, deſſen Spitzen ſich auf 500 Fuß aus dem Meer erheben.

Hier ſetzt man den Reiſenden in ein leichtes, enges Boot, das von zwei kräftigen Normannen, oder erfahrenen, furchtloſen Finnen geleitet iſt, und fährt ihn theils mit Rudern, theils mit Segeln auf der glatten Fläche des Meeres dahin. So geht es fort 500 Werſte weit bis zum Nordcap. Ich kann hier die Stadt Alten nicht übergehen, die Leopold von Buch ſo reizend beſchrieb, wo die engliſche induſtrielle Thätigkeit Kupferbergwerke entdeckte, und die nur widerwillig dem handeltreibenden Hammerfeſt, der nördlichſten Stadt Europa's, mit ihren treuherzigen und gaſtfreien Bewohnern nachſteht.

Widrige Winde hielten uns ziemlich lange im Meer auf, und erſt am 25 Auguſt erreichten wir das erhabene Nordcap in unſerer Barke, die neben der 1000 Fuß hohen Felſenterraſſe einer Nußſchale glich. Ein ehrlicher Normann wohnt mit ſeiner Familie 5 Werſte vom Nordcap an einer Bucht und nährt ſich vom Fiſchfang. Um Mitternacht bei dem Scheine des Nordlichts klopften wir an ſeine Thüre; er nahm uns freundlich auf, und räumte uns willig eines ſeiner aus Treibholz erbauten Häuschen ein. In demſelben befand ſich ein kleiner eiſerner Ofen, der mit Fichtholz gefüllt war, ein Bett mit reinlichen Rennthierfellen, ein alter Tiſch und einige Stühle. Dieß iſt der einzige Zufluchtsort, und alle Bequemlichkeit, die man am Nordcap erwarten kann. Das bisher anhaltende trübe Wetter, das für unſere aſtronomiſchen Beobachtungen ſo ungünſtig war, bekümmerte uns ſehr, aber am erſten Morgen nach unſerer Ankunft wurden wir durch die Strahlen der Sonne aus dem Schlafe geweckt, und erblickten den reinſten Himmel; unſere Herzen wurden von Dankgefühl erfüllt, und fröhlich machten wir uns an die Arbeit, um auch nicht Eine der uns vergönnten koſtbaren Stunden zu verlieren. Binnen zwanzig Tagen, während deren wir faſt ununterbrochen warmes und helles Wetter gehabt hatten, vollendeten wir glücklich alle vorgehabten Arbeiten, und brachten den ganzen 4 September damit zu, das Nordcap ſelbſt auszumeſſen und ſeine Formation zu unterſuchen; kaum aber entfernten wir uns von demſelben, ſo erhob ſich ein Sturm, und erlaubte uns nicht, die Fahrt im Boote fortzuſetzen; volle zwölf Tage blieben wir in Gaveſund, von den guten Normannen gaſtfreundlich aufgenommen.

Der Winter rückte heran. Von Alten aus reiſten wir in der angenehmen Begleitung eines jungen Naturforſchers aus Lund, der Spitzbergen und Lappland bereiſt hatte, und kamen zu Lande nach Tornea, theils zu Fuß, theils in Rennthierſchlitten, theils auf dem ſchwimmenden Eiſe des Muonia. Mitten unter allen Mühſeligkeiten erfreute uns die Ehrlichkeit der guten Finnen und die Theilnahme, die wir bei den Pfarrern fanden. Wir gingen durch Finnland auf dem geradeſten Wege nach Helſingfors, ſetzten mit dem erſten günſtigen Wind auf der ſchönen Kriegsbrigg Palinurus über den finniſchen Meerbuſen, und betraten am 25 November freudig das heimathliche Ufer.

Fehlgeſchlagene Verbindung mit Japan.

Das Aſiatic Journal vom März 1838 enthält ohne Angabe der Quelle Nachſtehendes: Ein neuer Verſuch, eine Verbindung mit Japan zu eröffnen, hat, wie die frühern, entſchieden fehlgeſchlagen. Sieben japaneſiſche Matroſen hatten im chineſiſchen Meere Schiffbruch gelitten, und man glaubte einen Verſuch machen zu können, ſie in ihre Heimath zurückzuführen, und zugleich wieder eine Verbindung mit dieſem Reich anſtellen zu können. Eine ſolche Handlung chriſtlicher Liebe, hoffte man, würde das Herz der japaneſiſchen Regierung erweichen und den Weg zu fortdauerndem Verkehre bahnen: ein Schiff ward demnach ausgerüſtet und die ſchiffbrüchigen Seeleute darauf eingeſchifft. Der bekannte Miſſionär Gützlaff und Dr. Parker begleiteten die Expedition, aber die japaneſiſchen Behörden ließen nur die ſchiffbrüchigen Matroſen ans Land ſetzen, feuerten ſodann auf das europäiſche Schiff, und zwangen es das Weite zu ſuchen.

Literariſche Nachrichten.

In der Verſammlung der aſiatiſchen Geſellſchaft vom 3 März legte Hr. David Urquhart einige Bände in ſerbiſcher Sprache vor, welche eine Encyklopädie der Literatur dieſes Volkes enthalten ſolle. Derſelbe bemerkte, ſie ſeyen meiſt von Doſitheus Obradowitſch geſchrieben, welcher der Schöpfer der ſerbiſchen Literatur genannt werden könne. Derſelbe war vor vielen Jahren nach England gereiſt und mehrern ausgezeichneten Perſonen, unter andern den HH. Pitt und Fox, vorgeſtellt worden. Hr. Urquhart bemerkte, das Beiſpiel von Obradowitſch hätte Nachfolger gefunden, und die Serbier fingen allmählich an eine ausgezeichnete Literatur zu beſitzen.

Baron Chaudruc de Crazannes hat ein chronologiſches Gemälde der hiſtoriſchen Denkmäler des Departements Tarn et Garonne herausgegeben, worin er nachfolgende Unterabtheilungen macht: celtiſche Periode, römiſche Periode, Mittelalter, Periode der Wiedergeburt. Er beſchäftigt ſich mit einem ähnlichen Werke für das Departement des Lot, ſo daß er in kurzem ſämmtliche Denkmäler der alten Provinz Guerey beſchrieben haben wird.

Das Athenäum führt an, daß in Grahamstown (Capcolonie) eine monatliche Zeitſchrift unter dem Namen: Umshumayli Wendabo, der Neuigkeitserzähler, in kafferiſcher Sprache erſcheine.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 92.

Das Ausland.

Ein Taghlatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

2 April 1838.

Braſilianiſche Zuſtände.

(Nach ungedruckten geſandtſchaftlichen Berichten mitgetheilt von Tieck.)

Braſiliens Geſetzgebung.

Die braſilianiſche Civilgeſetzgebung iſt im Allgemeinen noch nach den alten portugieſiſchen Geſetzbüchern geordnet; die neuern Paragraphen, die man darin findet, ſind unvollſtändig, die Erklärungen und Auslegungen veraltet und dunkel. Der Criminal-Codex, ein Jahr vor dem Sturze Don Pedro's I bekannt gemacht, hat ſeine Früchte getragen. Sein Hauptzweck war, den Kaiſer zu entwaffnen, und diejenigen, welche von dem Ruin des Fürſten profitiren wollten, ſind in die Schlinge gefallen, die ſie ſich ſelbſt legten. Der Codex der Criminal-Proceßordnung iſt ſeit 1833 in Kraft, und die angeblichen Vortheile der Jury ſind wohl etwas zu hoch geſchätzt worden, wie auch der Codex ſelbſt. Die Erfahrung hat zwei Meinungen laut werden laſſen. Nach der einen ſollen die beiden angeführten Codex ganz und gar neu entworfen werden, nach der andern würden Verbeſſerungen und Zuſätze ihre Fehler verwiſchen und ihre Lücken ausfüllen. Man iſt alſo über die Hinderniſſe und Gefährlichkeiten des wirklichen Stands der Sachen einig.

Das Strafgeſetz entwickelt unvollſtändig den Begriff des Verbrechens. Noch öfter kommt das Uebel aus den Formen des Proceſſes, die man ſehr übereilt und unüberlegt denen anderer Nationen nachgeahmt hat. Die Verbrechen des Aufruhrs, der Rebellion und des Verſuchs gegen die Regierung ſind auf eine ſolche Art bezeichnet, daß hier tauſend Zweifel ſtatt finden können. So bleiben die Theilnehmer bei dieſen Verbrechen unbeſtraft, weil der Codex nur von dem Anführer des Attentats ſpricht. Nach dieſem Codex verſteht man unter Rebellion die Vereinigung von wenigſtens 20,000 Individuen, um einen Angriff gegen die Unabhängigkeit, Unverletzlichkeit und Würde der Nation zu machen. In der Frage in Betreff des Aufruhrs zu Para hat man mit der jämmerlichſten Spitzfindigkeit beſprochen, ob die letzten Aufſtände als das Werk von 20,000 Menſchen betrachtet werden konnten? Ein Theil hat dieſe Frage bejaht, weil eine Provinz, deren Population dieſe Zahl überſteige, mit für die Verbrechen verpflichtet ſey, die der herrſchende Geiſt in der Hauptſtadt begehen ließ! Man muß geſtehen, daß niemals der Deſpotismus ſo weit ging, wie dieſe unwiſſenden Interpreten eines Geſetzes, das ſelbſt der Unwiſſenheit ſein Daſeyn verdankt. Andere wollten nur demjenigen eine Wichtigkeit zugeſtehen, was unmittelbar die Provinz Rio de Janeiro bedrohte, und die durch den letzten Artikel der Conſtitution Don Pedro's I geſtattete Einſtellung der perſönlichen Freiheit hierauf beſchränken.

Keines von den drei Verbrechen, die unter den Rubriken Verſchwörung, Rebellion und Aufruhr enthalten ſind, zieht den Tod nach ſich. Inſurrection findet ſtatt, wenn mehr als zwanzig Sklaven zuſammentreten, um mit bewaffneter Hand die Freiheit zu erringen; dafür wird die Todesſtrafe den Anführern zuerkannt, die das Attentat geleitet haben. Temporäre oder ewige Einkerkerung iſt ſehr illuſoriſch wegen des ſchlechten Zuſtands der Gefängniſſe. Ein Vatermörder entwiſchte bei hellem Tage aus dem Kerker, umgeben von ſeinen Freunden, die ihn beſucht hatten.

Die Gefängniſſe ſind mehr Anſtalten der Verderbniß als der Beſſerung. Eine ſie betreffende Verordnung, die ſchon im Jahre 1831 entworfen wurde, war im J. 1836 noch nicht von der Commiſſion zurückgegeben, die über dieſen Gegenſtand einen Bericht abfaſſen ſollte.

Der Proceßcodex iſt unerſchöpflich in Gewährleiſtungen für die Angeklagten, bietet aber der Geſellſchaft keine Sicherheit gegen die frechſten Schandthaten. Die ungemeine Leichtigkeit in dieſem Lande, in dem die Polizei von einer völligen Nichtigkeit iſt, Bürgſchaften zu finden, die geringe Schwierigkeit eine habeas corpus zu erhalten, die jeder Richter ohne Bedenken gewähren kann, die Ungewißheit der Verrichtungen und Ablöſungen der Procuratoren, ſind noch erſchwert durch die ſchlechte Organiſation eines Geſchwornengerichts, welches nur zu ſehr unter dem Einfluß der Municipalkammern ſteht und meiſtens aus Menſchen zuſammengeſetzt iſt, die durchaus nicht tüchtig genug ſind, um ihnen ein volksthümliches, geſundes und parteiloſes Urtheil zuzutrauen. Im Gegentheil iſt dieſes Gericht überall, wo nicht Stumpfſinn und Gleichgültigkeit oder gar Mangel an Männern überhaupt ſeine Einrichtung verhinderten, nur von Leidenſchaften beherrſcht. Größtentheils ſind es nur die öffentlichen Beamten, welche

mit unwilligem Murren zuſammenkommen, die andern finden tauſend Verhinderungen, um ſich dieſer patriotiſchen Charge zu entziehen. Nichts gleicht der Parteilichkeit in dieſen Ausſprüchen. So hatte ſich die Jury der Stadt Lavras verſammelt, um ſich eines Verbrechers zu entledigen, der am hellen Tage ſeine Schwiegermutter, Mutter von ſieben Kindern und im ſiebenten Monat ihrer Schwangerſchaft, ermordet hatte. Die Appellation wurde von einer Jury der andern übergeben, und Widerſprüche, ganz zu Gunſten des Verbrechers, abſichtlich herbeigezogen. Ein Weib, das wegen Theilnahme an einem Morde von der Jury zu Rio Pardo verurtheilt war, wurde von der zu Porto Allegre freigeſprochen. Zu Francisco de Paula verurtheilte man einen Menſchen wegen falſcher Banknoten; er ſuchte ſeine Sache vor die Jury der Hauptſtadt zu bringen und wurde frei geſprochen. Auf gleiche Weiſe erhielten Neger, die wegen des Aufſtands zu Bahia zum Tode verdammt waren, von der Jury zu Cachoeira eine Strafänderung. Wenn ſchon die meiſten angeſtellten Richter gänzlich von ihren Schreibern und Actuaren geleitet werden, was kann man dann von dem Wiſſen und der Unabhängigkeit der Mitglieder eines Geſchwornengerichts erwarten, dem dieſe Richter als Präſidenten vorſtehen? So ſchoß man zu Pernambuco in öffentlicher Sitzung mit Piſtolen aufeinander. Zwei Perſonen wurden dabei getödtet, und der präſidirende Richter konnte ſich nur durchs Fenſter retten. Andere Scenen, die nicht ſolchen ernſten Charakter tragen, ſondern ſich mehr lächerlich und ſcandalös geſtalten, kommen häufig vor. Ein Richter fand bei ſeinem Eintritte die Geſchwornen ſich auf dem Boden herumzerrend und erhielt bei dieſem Handgemenge, „dieſem Labyrinth von Ohrfeigen" ſelbſt mehrere Püffe, über welche er ſich nur beklagte, daß er ſie in Ausübung ſeiner Functionen empfangen habe!

(Schluß folgt.)

Die Engländer in Nordamerika und in Aſien.

(Schluß.)

Weit minder günſtig ſtellen ſich die Verhältniſſe Englands in Aſien: es übt in Indien eine Herrſchaft aus, welche weſentlich von der Meinung abhängt und von dem Umſtand, daß kein Nachbar in der Nähe iſt, mächtig genug, den Unzufriedenen einen Anhaltspunkt zu geben; im Augenblick, wo ein ſolcher Nachbar ſich zeigt, iſt ein großer Theil des Zaubers der engliſchen Herrſchaft gebrochen. Wir haben ſchon früher nachgewieſen (in Nr. 91 im v. J.), welcher Art die Stellung Englands und Rußlands in Perſien iſt, und die Verhältniſſe haben ſich ſeitdem in demſelben Sinne entwickelt. Rußlands Einfluß ſcheint in Perſien völlig überwiegend: auf ſeinen Antrieb unternahm ſchon Abbas Mirza den Zug gegen Khoraſan, auf ſeinen Antrieb ſetzte der jetzige Schah dieſen Angriff fort, und ſteht jetzt vor Herat, deſſen Einnahme aller Wahrſcheinlichkeit nach bereits erfolgt iſt. Wenn engliſche Blätter viel von dem zerrütteten Zuſtande der Finanzen Perſiens und der kläglichen Lage des Heeres wiſſen wollen, ſo muß man ſich nur erinnern, daß ſie vor einem Jahre, als der Schah noch in der Nähe von Aſtrabad ſtand, auf dieſelbe Weiſe ſich äußerten, und wenigſtens in ſo ferne recht hatten, als der Schah nur mit Unterſtützung Rußlands dieſen Zug unternehmen konnte, und wenn es kein Geheimniß mehr iſt, daß Abbas Mirza das Verſprechen thätiger Unterſtützung von Rußland erhalten hatte, ſo iſt wohl anzunehmen, daß man dem Sohn leiſtete, was man dem Vater verſprach. Ganze Bataillone ruſſiſcher Deſerteure dienen im perſiſchen Heer, und Rußland wird ſich dieſer ſtets zu ſeinen Zwecken bedienen können, wenn es ihnen Verzeihung verſpricht. Zu dem ſollen auch ruſſiſche Truppen von Baku oder Lenkoran aus, in deſſen Nähe gewöhnlich die ruſſiſchen Kriegsſchiffe ſtationirt ſind, nach Aſtrabad abgeſchickt worden ſeyn, um das Heer des Schahs zu unterſtützen.

Wie gefährlich die Beſetzung Herats für die engliſchen Intereſſen iſt, geht ſchon daraus hervor, daß ſämmtliche engliſche Officiere im perſiſchen Dienſt den Schah verließen, ſobald es entſchieden war, daß der Zug gegen Herat gerichtet ſey; ſie erklärten aufs beſtimmteſte, zu keiner Unternehmung mitwirken zu wollen, welche den Intereſſen ihres Vaterlandes ſo entſchieden nachtheilig würde. Eine Macht, welche zu Herat ſich feſtgeſetzt hat, kann von dort aus ganz Vorderaſien erſchüttern. In dieſen Ländern, mehr als ſonſt irgendwo, gilt der Satz: das Glück der Schlachten iſt das Urtheil Gottes; der glückliche Sieger reißt ganze Völkerſtämme mit ſich fort, welche vielleicht kaum vorher ihm feindlich entgegen geſtanden waren. So führte Rußland dieſelben Muhammedaner aus Talyſch und Karabag, welche im Jahre 1826, durch Perſien aufgewiegelt, ſich gegen die ruſſiſche Herrſchaft empört hatten, mit voller Sicherheit gegen die Pforte: dem Glück des Siegers folgte Alles. Von Herat aus kann man die Schaaren der nomadiſchen Stämme Oſtperſiens zu vielen Tauſenden um ſich ſammeln, um ſie zu Sieg und Beute zu führen. Hat ſich Rußland einmal unter perſiſchem Namen zu Herat feſtgeſetzt, ſo können ihm die afghaniſchen Fürſten keinen Widerſtand mehr leiſten, ſein Einfluß reicht mit Einemmale bis hart an den Induſtrom, und der mächtige Nachbar, den England zu fürchten hat, ſteht mit Einemmale drohend da.

Nun beginnen die Verlegenheiten Englands: eine feindliche Macht im Nordweſten Indiens gibt plötzlich allen Unzufriedenen einen Anhaltspunkt, eine größere Wachſamkeit, eine ſtärkere Truppenzahl wird augenblicklich nothwendig. England hat an Nepal und Birma mächtige Feinde, welche zwar geſchlagen, aber noch nicht beſiegt ſind; der Friede mit Birma ſteht ohnehin auf ſchwachen Füßen, und ein kleiner Umſtand, der den Birmanen die noch fehlende Zuverſicht einflößt, kann den Krieg zum Ausbruch bringen.

Nicht aus der Acht zu laſſen iſt auch der Umſtand, daß ſich ſeit einiger Zeit in mehrern Theilen Indiens eine heftige Feindſeligkeit zwiſchen Muhammedanern und Hindus kundgibt; in einigen Gegenden des nördlichen Indiens hat die Sache ſogar einen ſyſtematiſchen Charakter angenommen, und beſchränkt ſich nicht mehr bloß auf den unwiſſenden Pöbel. Die vornehmen Muhammedaner beſchuldigen die engliſche Regierung, den Hindu-glauben auf Koſten des Islam zu begünſtigen, und ſie gehen ſo

weit, den Pöbel durch Geld zu Ausſchweifungen gegen die Hindus aufzumuntern. Wie leicht könnte eine muhammedaniſche Macht wie Perſien, oder Rußland unter perſiſchem Namen, dieſen Umſtand benützen, um der engliſchen Regierung auch im Innern Verlegenheiten zu bereiten. Kaum hat ſich ſeit dem Beſtand der engliſchen Heerſchaft in Indien eine ſolche religiöſe Schwierigkeit kundgegeben; daß man die Engländer als Ferengis und Chriſten nicht liebte, iſt eine alte Sache, und ſchon oft iſt der Verſuch gemacht worden, die muhammedaniſche Bevölkerung, welche am widerwilligſten ſich unter das Joch der Chriſten beugte, gegen dieſelben aufzuwiegeln, aber ein ſolcher indirecter Angriff, wie dieſe Feindſeligkeiten der Muhammedaner gegen die Hindus, iſt bis jetzt noch nicht vorgekommen, und er ſchließt um ſo mehr Gefahr in ſich, als die Engländer dabei dem Vorwurf der Parteilichkeit unmöglich werden entgehen können. So thürmen ſich für die Engländer Schwierigkeiten über Schwierigkeiten auf, die zwar noch immer nicht der Art ſind, daß ſie ſolche nicht durch Anſtrengung und Thätigkeit beſiegen könnten, allein in dieſen Anſtrengungen ſelbſt liegt gleichfalls wieder eine Gefahr für ſie. Die Finanzen der Compagnie ſind in keinem ſehr glänzenden Zuſtande, das Land iſt durch die Vernichtung ſeiner Fabrikthätigkeit verarmt, und nur ſehr allmählich kann es ſich wieder durch große Anſtrengungen, durch verbeſſerte Cultur des Bodens und durch Handel zur Wohlhabenheit emporſchwingen. Aber dazu bedarf es des Friedens und der Ruhe; ein Krieg im Orient ſtürzt die Compagnie und England mit in unabſehbare Ausgaben; übrigens bedarf es nur eines drohenden, in der Nähe ſtehenden Feindes, um die Engländer in Indien in einen Zuſtand fortdauernder Spannung zu verſetzen — ein Zuſtand, welcher in kurzem ſo unerträglich würde, daß ſie ſelbſt zum Angriff ſchreiten müßten. Ein ſolcher Angriff müßte gegen Perſien gerichtet ſeyn, und ſtünde ihnen nur von Süden her offen. Nicht ohne Grund iſt der perſiſche Meerbuſen von engliſchen Marine-Officieren aufs genaueſte unterſucht, und die anſtoßenden Länder gegen Oſten und Weſten bereist und durchforſcht worden. Von hier aus können ſie gegen die wichtige Provinz Fars vordringen und an Kronprätendenten, welche ſie dem jetzigen Schah entgegenſetzen könnten, fehlt es nicht. Mit verhältnißmäßig geringen Koſten — man leſe darüber nur das Memoire des Obriſten Chesney *) — könnte man ein perſiſches Heer bilden, welchem einige Sipahi-Regimenter den nöthigen Anhalt gäben. Freilich würde ein ſolcher halber, ja ein ganzer Erfolg in Perſien, abgeſehen von allen Koſten, ein ſchwacher Erſatz ſeyn für das nicht wieder gut zu machende Unheil, welches die Nähe eines Feindes wie Rußland, durch die Aufregung fremder Kriege und einheimiſcher Unruhen den Engländern in Indien bereiten müßte.

*) Chesney berechnet, daß ein perſiſches Infanterieregiment etwa 13,000 Pf. Sterl. jährlich koſten würde, und ſchätzt die Geſammtausgabe für zehn perſiſche Infanterieregimenter, ein Araber-Regiment von 1000 Mann mit den nöthigen Kameelen, ein Lascar-Regiment mit 800 Dromedaren und zwei Sklavenregimentern je zu 500 Mann, im Ganzen 13,640 Mann, auf 180,000 Pfund Sterling an.

Beſchreibung von Sind.

(Aus den Papieren des verſtorbenen Capitäns Mac Murdo in dem Journal der aſiatiſchen Geſellſchaft mitgetheilt.)

Der Verfaſſer des Tohfat-al-Ghirani ſagt, Sindhi komme von Sind, dem Bruder Hinds, des Sohnes Noa's; das Land werde von den Geographen auf die 45ſte der 61 Weltſtufen geſtellt. Die Linie des zweiten von Norden kommenden Himmelsſtrichs gehe gerade durch ſeinen Mittelpunkt, und wenn gleich Sindhi in den fünf erſten Himmelsſtrichen liege, ſo gehöre es doch vorzugsweiſe dem erſten an, und falle ſomit in den Kreis der heiligen Städte Mekka und Medina.

Es würde ſicherlich große Schwierigkeiten haben, herauszubringen, wo der obengenannte Schriftſteller die Nachkommen des Erzvaters aufgefunden, und wie die meiſten ähnlichen Genealogien, iſt auch dieſe ohne Zweifel vollſtändig erdichtet. Indiſche Schriften geben vielleicht über den Namen des Landes befriedigendere Erklärungen; ich war jedoch nicht ſo glücklich, dergleichen aufzufinden. Die Werke, in welchen ich Auskunft ſuchte, geben an, daß es Sindhades (das Land des Meeres) geheißen, was ohne Zweifel eine Anſpielung auf den Indus iſt, der in den heiligen Schriften der Hindus ſo bezeichnet iſt. Dieſelben Quellen ſagen auch, Sindhi ſey regiert worden von einem Khuthi, Dſchayadratha genannt, der in den Bürgerkriegen der Pandus getödtet worden ſey, und nach ihm werde das Land manchmal Dſchayadrathades genannt.

Ich glaube entſchieden, das Sindhi ſeinen Namen von dem großen Fluſſe hat, von dem es durchſtrömt iſt. Dieſe Vermuthung wurde dadurch in mir erzeugt, daß ich dieſelbe Benennung ſchon im Alterthum gebraucht ſah; denn ohne Zweifel hatte der Name Sindomana, den die Griechen der Hauptſtadt einer Provinz gaben, denſelben Urſprung; und weitere Forſchungen haben meine Anſicht beſtätigt, daß Sindhi anfänglich nur der Name eines kleinen an dem Fluſſe gelegenen Landtheils war, deſſen Gränzen man aber wegen der beträchtlichen und mannichfaltigen Aenderungen, die über ihn ergangen, nicht mehr beſtimmen kann. In dieſem Landſtriche muß man auch die Stelle der alten Stadt Sindomana finden.

Es iſt gegenwärtig nicht möglich, die Gränzen des Landes, wie ſie in den verſchiedenen Zeitpunkten ſeiner Geſchichte und unter den verſchiedenen Regierungen geweſen ſeyn mochten, genau zu beſtimmen. Man kann nicht einmal die beſtehenden Gränzen des eigentlichen Sindhi genau angeben. Um ſeine Ausdehnung genau ausfindig zu machen, beſtünde vielleicht das beſte Mittel darin, mit dem Namen Sindhi bloß das an dem Indus liegende Land zu bezeichnen, welches ungefähr das von den Talpuris bewohnte Gebiet in ſich begreift. In dieſem Fall liegt Sindhi zwiſchen dem 25 und 28° N. B. und zwiſchen dem 67 und 70° O. L. v. Gr., und iſt ſomit nördlich von Multan, öſtlich und weſtlich vom Indus von den Daudputras und ſüdlich von Cutſch und dem Ocean begränzt. Die große Sandwüſte ſcheidet Sindhi von Indien, und eine lange Kette felſiger Gebirge gibt ihm eine natürliche und beſtimmte Gränze gegen Weſten.

Das in dieſen Gränzen eingeſchloſſene Gebiet war, wenn man den griechiſchen Geſchichtſchreibern trauen darf, in mehrere anſehnliche, durch Volkszahl und Reichthum ausgezeichnete Herrſchaften abgetheilt. Vergleicht man aber damit ſeine Ausdehnung, ſo muß man vermuthen, daß ſeine Wichtigkeit ſehr übertrieben wurde, um die Thaten eines Ehrgeizigen in ein glänzenderes Licht zu ſtellen. Wären die Erzählungen

von so vielen Fürsten und Völkern zwischen Multan und dem Meer, die Alexander durch Waffen und Politik unterworfen haben soll, glaubwürdig, so müßten die Umwälzungen in diesen Ländern im Laufe so vieler Jahrhunderte weit bedeutender gewesen seyn. Verschiedenheit des Namens, der Tracht und Sprache hätten vielleicht zu der übertriebenen Aufzählung von Reichen in Sindhi Anlaß geben können; denn ist man auch nicht geneigt den Einwohnern eines kleinen Gebietstheils den Namen einer Nation zu geben, so ist dieß doch minder auffallend, wenn man Menschen vor sich hat, die unter verschiedenen Regierungen stehen, und sich in Sitten, Lebensart und Mundart unterscheiden. Aber weder in den geschriebenen Documenten, noch in den mündlichen Ueberlieferungen findet sich, abgesehen von dem im Laufe der Zeit nothwendig eintretenden Wechsel, eine solche Verschiedenheit.

Ohne uns mit diesen dunkeln und unfruchtbaren Vermuthungen länger aufzuhalten, wollen wir die Abtheilungen Sindhi's, wie sie von den Einwohnern selbst bestimmt werden, untersuchen. Seit undenklichen Zeiten trennt man das Land in einen südlichen und nördlichen Theil. Der letztere erstreckt sich von den Umgebungen von Bakhar bis zur Parallele des neuen Halakandi, über Sihuan, und heißt Sirra; das andere Gebiet, der den ganzen übrigen Raum bis zur Ostgränze einnimmt, heißt Lar.*) Ich kann die Etymologie dieser Worte nicht finden; sie sind jedenfalls sehr alt, und es ist zu vermuthen, daß schon die Geographen aus der ersten Periode unserer Zeitrechnung das an der Indusmündung gelegene Land Larpia nannten, und wir finden in demselben Namen den Ursprung des Namens Lari Bender, oder Hafen von Lar, an welchen Stellen des Delta's auch dieser Ort zu verschiedenen Zeiten gelegen haben mag.**)

Jeder dieser Theile hatte seine eigene Hauptstadt; in Sirra ist es Alore, in Lar ist es Brahmanabad; wenigstens finden wir in den ersten Zeiten des Islam keine andern Städte von Bedeutung aufgeführt als diese. Sie wurden ohne Zweifel als die erste und zweite Stadt der Radschas angesehen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Sirra und Lar in zahlreiche Districte getheilt waren, die vermuthlich manchmal unter ihren wahren Namen bekannt wurden, noch öfter aber Benennungen hatten, die man heutzutage nicht mehr kennt, oder die so verdorben sind, daß sie nicht mehr unterschieden werden können. Sandra, Sihuan, Tehri, Lohri, Gora oder Carnalla sind die Namen der Districte, die zur Zeit der muselmännischen Eroberung vorhanden waren, und wahrscheinlich noch viel älter sind. Aber die Hälfte der gegenwärtigen Districte sind augenscheinlich neu, und haben ihren Ursprung in örtlichen und zufälligen Umständen. Man gibt allgemein die Zahl der Districte von Sindhi auf vier und vierzig an; vielleicht sind sie in den Archiven und öffentlichen Documenten dieser Provinz auf diese Zahl eingeschränkt. Diese Abtheilung wechselt jedoch, denn andere Nachrichten geben über fünfzig Perganahs (Districte) an.

Die gewöhnliche Eintheilung ist folgende:

Im Delta: Tschatschgam, Dihatti, Kakralla, Sakra, Thatta, Dhjaradscha, Sandra, Palleschar, Schakerhalla, Imamuah oder Lranda, beherrscht von Muhammed Khan Lalpura.

Auf der östlichen Seite des Flusses: Sirra Dscham Lamatschi, Battora (Menpar), Rapa, Odhbschahi, Samaratti, Tranda, Mir Ellah Yarkhan, Mattaloi, Schehdadpur, Halakandi, Dim, Kandiara, Rani Gumbat, Lakawat, Hallam, Bhiani, Lohri, Moragatschira, Khairpur, Mattita (Mirpur).

Auf der Westseite des Flusses: Keteri, Khonto, Sam, Sihuan, Tehri, Bodak, Samtami, Khodabad, Kallah, Katscha, Bagbhan, Lagger, Tschandka, Gohrahu Camalla, Doada oder Heiderabad, und Karatschi sammt dem Lande westlich von Thatta, Tschapper genannt, das neuerdings zum Gebiet am Sindhi hinzugekommen ist.

Eine Aufzählung der zahlreichen Unterabtheilungen der Districte wäre nutzlos und verwirrend. Dscho und Baddin, zwei beträchtliche Districte, sind in dem Districte Tschatschgam und in dem sehr alten Districte Mandra begriffen. Nasirpur war einst ein sehr bedeutender Bezirk (Sirkar) und erhob sich auf den Trümmern von Mattairi; er wurde aber später von den Nachbargebieten unterworfen, deren Boden fruchtbarer und günstiger ist. Mit dem Namen Thatta begreift man mehrere Perganahs, besonders aber den District Drak, der für sehr alt gehalten wird, und den District Gangra, die beide von Thatta durch den Fluß getrennt sind. Dirah ist auch ein alter District, der aber unter diesem Namen nicht sehr bekannt ist.

Der Verfasser des Tohfat-al-Ghirani schreibt Sindhi ein schönes Klima zu. Die Morgen und Abende sollen höchst angenehm, die nördliche Abtheilung soll warm, die südliche kühl seyn. Ich hatte dagegen im Allgemeinen die Provinz für ungesund, besonders in denjenigen Theilen, die jährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. „Bedenkt man," sagt ein Beobachter, der mehrere Jahre sich in Lar aufhielt, die großen Strecken, die von Wasser bedeckt und außerdem mit ihrer ganzen Vegetation einer glühenden Sonne ausgesetzt sind, so muß man zum voraus annehmen, daß ein solches Klima, durch die Ausdünstungen stehender Wasser noch mehr verpestet, der Gesundheit der Menschen nicht sehr zuträglich seyn kann, wie denn auch Wechselfieber, Asthma und Rheumatismen sehr verbreitete Krankheiten sind." In Bezug auf das Klima jedoch ist die nördliche Abtheilung nicht gerade übel berüchtigt, obgleich in einzelnen Theilen die heißen Winde mit ungewöhnlicher Stärke wehen; während des ganzen Sommers ist die Hitze daselbst durchaus viel stärker als in den übrigen Gegenden Indiens. Es wird zwischen dem Klima von Lar und dem von Sirra ein so großer Unterschied angenommen, daß alle in dem erstern angestellten öffentlichen Beamten stärker besoldet werden; sie halten sich auch, wenn sie nicht Eingeborne sind, nie lange ohne Schaden für ihre Gesundheit daselbst auf.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hr. Pottinger bemerkt, bei seiner Erklärung des Worts Larkhana, daß es von einem Wort abzuleiten sey, das „Saline" bedeute. Wenn wir dieser Vermuthung Glauben schenken wollen, so würde der Name besser für das Indus-Delta passen, denn es ist die sumpfigste Stelle des ganzen Sindhigebiets. Larkana ist mit einem d geschrieben, und deutet auf einen ganz andern Ursprung als Lar, das in der Sindhi-Sprache „niedrig" bedeutet.

**) Dr. Vincent nennt einen Ort Lari Bender und einen andern Bender Lari, den ersten an dem östlichen, den andern an dem westlichen Arme des Flusses. Ich konnte für diese Unterscheidung nie die mindeste Begründung finden, und die Einwohner selbst nennen nicht einmal den Namen Lari Bender. Doch hätte dieser Name vielleicht irgend einem andern Hafen des Delta gehören können.

Die in einem frühern Blatte (Nr. 74) erwähnten Erdstöße im südwestlichen Frankreich fanden zu St. Paul am 16., zu Gournia am 19. Februar statt. Am letztern Orte bemerkte man deutlich, daß der Stoß seine Richtung von Süden nach Norden hatte. Schon einige Monate zuvor hatte man gleichfalls einen leichten Erdstoß verspürt. (Echo du Monde Savant. 1858. Nro. 11.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 93.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

3 April 1838.

Die Buchdruckerkunſt in China und ihre Verbreitung nach Europa.

(Mitgetheilt von Profeſſor Neumann.)

Die Schreibkunſt iſt nicht allein eine der weſentlichſten Bedingungen eines größern civiliſirten Staates, ſondern mit ihr beginnt erſt eine dauernde Civiliſation des Volkes. Einſichtsvoll genug haben deßhalb die Chineſen dem mythiſchen Begründer ihres eigenthümlichen Staatslebens, dem Fo-hi, auch die Erfindung dieſer Kunſt zugeſchrieben. Die Stoffe ſelbſt, auf welche man ſchrieb und ſchreibt, ſind ebenfalls höchſt beachtenswerth und folgereich in der Culturgeſchichte, denn von ihnen hängt die größere oder geringere Verbreitung des Aufgezeichneten ab. Stein, Metall, Baumrinden, geglättete Holzplatten, dichte Baum- und Pflanzenblätter, dann künſtlich zubereitete Stoffe, Häute, Seiden-, Baumwollen- und Leinenzeug wurden in dem Laufe der Jahrhunderte nach und neben einander benutzt. China, eine Menſchheit für ſich, zeigt uns in dieſer Beziehung, ſo wie in den meiſten andern, denſelben Entwicklungs- und Bildungsgang im Kleinen, welchen die Menſchheit im Großen genommen hat. Hier in dem äußern Oſten von Aſien verſtand man es ſchon im zwei und zwanzigſten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung, die Thatſachen und Ereigniſſe, welche man der Nachwelt überliefern wollte, in Stein einzuhauen und in Metall zu gießen; ſelbſt für den gewöhnlichen Bedarf der Schrift im bürgerlichen Leben und für umfangreiche ſchriftliche Werke war ſchon geſorgt; man bediente ſich hierzu der geglätteten Bambusſtäbe und Bambusrinde, auf die man mit einem Pinſel ſchrieb oder malte, wie ſchon das Bild, welches ſchreiben bedeutet, anzeigt. In der modernen Schrift bezeichnen die Chineſen die Handlung des Sprechens vermittelſt des Bildes „Mund" und eines Striches, den Athem andeutend, welcher während des Sprechens aus dem Munde emporſteigt: in den älteſten Zeiten ward auch wirklich der in einer Schlangenlinie aus dem Munde aufſteigende Hauch in der Schrift naturgetreu nachgebildet. Das Geſchäft des Schreibens ward verſinnlicht, indem man zu dem Bilde, welches für Sprechen galt, den Gegenſtand, womit man ſchrieb, den Pinſel, hinzufügte; ſchu, ſchreiben heißt demnach, vermittelſt des Pinſels ſprechen oder geſprochen haben, das Geſchriebene oder das Buch. Man bedenke nämlich, daß jede chineſiſche Wurzel, bald als Haupt-, bald als Zeitwort, und je nachdem es conſtruirt wird, bald in der Gegenwart, Vergangenheit oder Zukunft aufgefaßt werden muß. Anfänglich ſetzte man noch zu dem Bilde „Schreiben" oder „Buch" das Bild des Gegenſtandes, worauf geſchrieben wird, und man ſah alsbald daraus, ob das Buch auf Stein, Metall oder auf Bambusſtäben geſchrieben war, Beziehungen, die gegenwärtig, da man durchgängig auf Pflanzen- und Lumpenpapier ſchreibt und druckt, veraltet ſind. Doch wird jetzt noch ein Werk, die älteſte Chronik China's, Bambusbuch genannt, weil dieſes hiſtoriſche, auf Bambusplatten geſchriebene Document erſt zu der Zeit, als man ſich ſchon ganz anderer Stoffe zum Schreiben bediente, aufgefunden wurde.

In dem zweiten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung — wahrſcheinlich auch ſchon früher, nur daß man keine hiſtoriſchen Zeugniſſe darüber beibringen kann — bediente man ſich der gewebten Seidenzeuge, um darauf zu ſchreiben. Höchſt ſinnreich wird von nun an die bildliche, im Laufe der Zeit mit dem Stoffe ſich verändernde Bezeichnung des Schreibmaterials, des Papiers. Glätten oder Geglättetes heißt Schi; wollte man den Stoff bezeichnen, der glatt iſt, ſo ſchrieb man den Laut Schi und ſetzte das Bild des Stoffes ſelbſt, wie Stein, Seide und Baumwolle, hinzu. Man hatte dann das Bild eines glatten Stoffes zu dieſem oder jenem Gebrauche, und im engern Sinne das Bild eines glatten Stoffes, um darauf zu ſchreiben — Papier. Die Geſchichte der Bezeichnung der Schreibmaterialien iſt demnach zugleich die Geſchichte der Erfindung und Bearbeitung der verſchiedenen zum Schreiben verwendeten Stoffe.

(Fortſetzung folgt.)

Braſilianiſche Zuſtände.

Braſiliens Geſetzgebung.

(Schluß.)

In der Hauptſtadt der Provinz Ceara iſt die Jury noch niemals zuſammengetreten. In den innern Städten von Per-

nambuco haben die Municipalrichter fruchtloſe Anſtrengungen gemacht, um dieſe Einrichtung ins Leben zu rufen; einer von ihnen ward für ſeine Bemühung mit unerhörter Grauſamkeit ermordet. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Einrichtung der Geſchwornengerichte wieder gänzlich verſchwindet, wofern man nicht dem Beiſpiel nachahmt, das in Bahia durch ein Provincialgeſetz gegeben wurde, nämlich eine ſehr bedeutende Geldſtrafe zu verhängen, im Falle man den Richtern, welche die Jury verſammeln und ſie präſidiren, nicht dabei hinlängliche Hülfe leiſtet. Die neuen Coder konnten nur eingeführt werden, indem man darin eine Menge Aenderungen und Auslaſſungen vornahm. Man beabſichtigte durch dieſe Reformen die ſchlechten Beamten zu entfernen, die ausgedienten zu penſioniren und die guten zu benützen. Deſſen ungeachtet hat die Anwendung dieſes Princips auf die Claſſe der „Deſembargadores," d. h. Aſſeſſoren der Tribunale zweiter Inſtanz, keine Wirkung geäußert. Noch unter Don Pedro I. bildeten dieſe eine richterliche Oligarchie und ſpielten ungeſtraft die Rollen der Aufwiegler und Ausſchweifenden. Die Ueberzähligen dieſer Claſſe beſtanden aufs hartnäckigſte auf ihrer Beſoldung, und ſo bekümmerten ſich unthätige Menſchen dieſer Art, indem ſie in Rio de Janeiro ein Einkommen von 7000 Cruſaden bezogen, wenig darum, ihre angewieſenen Plätze in Pernambuco oder in Maranhao auszufüllen, ſondern wichen den Befehlen aus, ſich dorthin zu verfügen. Dieſer Widerſtand zwang das Gouvernement zu neuen Ernennungen, obgleich die Zahl der Deſembargadores ſchon 80 betrug. Jede Provinz ſoll nach der Conſtitution ein Tribunal 2ter Inſtanz, Relaçao, beſitzen, dennoch exiſtiren deren nicht mehr als vier. In den Provinzen, wo ſie fehlen, hat man eine Art „wandernder" Richter eingeſetzt, wozu man gewöhnlich ein Mitglied des nächſten Relaçao nimmt. Die Repräſentativkammern verlangten, daß die Mitglieder dieſer Tribunale für die Folge von der Liſte der überzähligen und dennoch beſoldeten Deſembargadores entnommen, und daß ihre Zahl und die Ausgaben des Schatzes nicht vermehrt werden ſollten; die Regierung wies dieſen Antrag aber zurück.

Auf der erſten Stufe dieſes richterlichen Gebäudes ſtehen die Friedensrichter, mit rein demokratiſcher Gewalt. Ihr Einfluß iſt höchſt bedeutend, ihre Vorrechte, die in 140 Decreten doch nur unverſtändlich ausgeſprochen ſind, ſtehen im Conflict und außer allem Verhältniß mit allen andern Gewalten, und der Hauptzweck ihrer Einſetzung, der Vergleich, iſt faſt erloſchen. Ihre Macht iſt in den innern Provinzen beinahe tyranniſch; oft ſieht man ſie als Richter und Zeugen in einer und derſelben Sache. Doch hat ihr Anſehen und ihre Wichtigkeit viel verloren ſeit der neuen Organiſation der Magiſtraturen, die ſich bis ins Unendliche vermehren. Früher beſtand für jedes Kirchſpiel eine, jetzt ſchon vier, die alle vier Jahre wechſeln. Der Mangel an fähigen, begabten Menſchen iſt ſo groß, daß dieſe alle vier Jahre wiederkehrende Beſetzung eine Quelle von Verlegenheiten darbietet. Man hat durch dieſe Vervierfachung auch ums Vierfache die Eiferſucht und die Intriguen vermehrt. Man wird ſich erinnern, daß es den Municipalkammern Mühe machte, ſich vollſtändig zu erhalten, ſelbſt wenn 20 bis 30 Suppleanten ernannt waren, und daß die Provincialconſeils oft mit weniger als der Hälfte ihrer Mitglieder zuſammentraten und im Laufe zweier Monate nicht mehr als ſechs bis ſieben Sitzungen halten konnten.

Unter den Friedensrichtern zählen die Neger-Contrebandiers die meiſten Beſchützer und Theilnehmer. Dazu verleitet ſie ihre immerwährende Berührung mit der ackerbauenden Claſſe, oder das Intereſſe, auch wohl die Furcht. Es findet faſt kein Aufſtand ſtatt, an deſſen Spitze nicht ein Friedensrichter ſtände.

Das oberſte Juſtiztribunal für das Kaiſerreich Braſilien hat ſeinen Sitz in Rio de Janeiro und beſteht aus 17 unabſetzbaren Mitgliedern. Dieſes Tribunal ſoll nach der Reform unter Don Pedro I für Braſilien das ſeyn, was für Frankreich der Caſſationshof iſt, aber man ſtreitet ihm oft dieſen Charakter ab, und ſpricht ihm nur die Befugniß zu, eine Proceßſache von einem Relaçao an den andern überweiſen zu dürfen, doch ſo daß der letzte Recurs bei ihm ſelbſt offen bleibt.

Einigemal hat man ſelbſt von ſeinen Entſcheidungen an den Relaçao zu Bahia, als das älteſte Tribunal Braſiliens, appellirt. Dieſe Unzulänglichkeit des höchſten Tribunals verlangt genauere Beſtimmungen, aber noch haben dieſe die repräſentativen Kammern nicht erlaſſen.

Vier Relaçaos haben ihren Sitz in Rio de Janeiro, zu Bahia, zu Pernambuco und zu Maranhao. Dieſe verſchiedenen Gerichtshöfe ſind aus ſieben oder acht Mitgliedern zuſammengeſetzt, die nicht ohne vorhergegangenen Proceß abgeſetzt, wohl aber ſuſpendirt und von einem Orte nach dem andern geſchickt werden können. Jedem dieſer Gerichtshöfe iſt ein „Promotor publico," oder Generaladvocat beigegeben. Zu Rio de Janeiro, wohin alle Sachen an den oberſten Gerichtshof gehen und der Staat dabei intereſſirt ſeyn könnte, iſt die Vertheidigung der Rechte der Regierung einem Procurador da Coroa anvertraut. Einige Provinzen, unter andern die der Minas, haben um den Vortheil eines Relaçao nachgeſucht; doch können mehrere von ihnen nicht die nöthigen Koſten zur Errichtung und Unterhaltung eines ſolchen Tribunals aufbringen.

Es ſind hier noch die temporären Tribunale, oder vielmehr Commiſſionen zu erwähnen, die gewöhnlich aus drei Deſembargadores (Aſſeſſoren), manchmal auch nur aus Einem beſtehen. Dieſe Commiſſionen werden von den Relaçaos für Specialfälle errichtet.

Dann folgt noch die Juriſdiction der Richter „de direito" (des Rechts), permanente Magiſtratsperſonen, welche die Sachen unmittelbar aus den Händen der Friedensrichter empfangen und dem Geſchwornengericht präſidiren, dem die criminellen Verhandlungen aufgetragen ſind. Dieſe Richter „de direito" ſind nach der kleinern oder größern Ausdehnung des Bezirks eingetheilt in Richter der erſten, zweiten, dritten „Vara"; alle haben gleiche Vollmachten, und müſſen, wo es nöthig iſt, einer den andern ſubſtituiren.

Endlich ſind noch die Friedensrichter zu erwähnen, welche alle gerichtlichen Handlungen, civile und criminelle, eröffnen und die Verhaftungen befehlen. In ihren Händen liegt der Schlüſſel der ganzen richterlichen Verwaltung, ohne ſie kann man nichts

beginnen. Sie werden durch dieſelben Stimmen gewählt, wie die repräſentativen Kammern. Bei Criminalverhandlungen haben ſie das corpus delicti feſtzuſtellen, erlaſſen die Arreſtbefehle und tragen die Klage dem Municipalrichter vor. Der Municipalrichter übergibt ſie dem Generaladvocaten, und dieſer beginnt die Anklage, die vor einer Specialjury ſtattfindet, welche darüber entſcheidet, ob die Klage weiter zu verfolgen ſey. In dieſem Fall wird die Sache dem Aſſiſenhofe überwieſen, welcher das Urtheil fällt. Der Municipalrichter oder der Richter „de direito" wendet das Geſetz darauf an. Es findet von den Urtheilen der Geſchwornen eine Appellation an die Jury eines andern Orts, von da an die Relaçaos, und von dieſen an den oberſten Juſtizhof ſtatt.

In Civilſachen eröffnet der Friedensrichter, nachdem er die Mittel zum Vergleich erſchöpft hat, das gerichtliche Verfahren vor dem Richter „de direito," der über die Sache entſcheidet. Wenn die Parteien ſich bei dieſer Sentenz nicht beruhigen, bezeichnet der competente Relaçao drei Deſembargadores, welche die Angelegenheit beurtheilen, nachdem ſie ſchriftlich inſtruirt worden, ohne daß dabei eine andere Formalität beobachtet wird, als die Uebergabe der Acten aus einer Hand in die andere durch die Procuratoren, Advocaten und Richter. Die Appellation gegen das von dieſer Commiſſion geſprochene Urtheil findet vor dem Relaçao ſelbſt ſtatt, von welchem dieſe Commiſſion eingeſetzt wurde, und zu welchem Behuf von ihm wieder drei Deſembargadores deſignirt werden; auf dieſe Art kann es bis zu drei Appellationen gebracht werden. Zuletzt fordert der Relaçao die Sache im Fall einer neuen Appellation vor ſich ſelbſt, und fällt ſein Urtheil. In letzter Inſtanz findet noch ein Recurs an den oberſten Gerichtshof, den wir bereits erwähnten, ſtatt, und wenn dieſer die Entſcheidung des erſten Relaçao nicht beſtätigt, verweiſet er die Sache an den Relaçao irgend einer andern Provinz. So kann ein Rechtshandel, der in Maranhao entſchieden, dann nach Rio de Janeiro eingefordert wurde, vielleicht wieder nach Bahia oder Pernambuco verwieſen werden. Die Schwierigkeit der Communicationen in Braſilien machen die Langſamkeit der Appellationen und ſucceſſiven Recurſe, die Unbeſtändigkeit, welche aus dieſer unausweichbaren Ausſicht auf dieſe langen Friſten für das Recht hervorgeht, bemerkbar. Zu dieſen Widerwärtigkeiten kommen dann noch die außerordentlichen Koſten der Appellationen neben denen des Proceſſes und der Verhandlungen mit der Kanzlei des Relaçao und gegenüber dann noch die Summe, um welche der Proceß geführt wird. Nach dem neuen Codex ſind die Debatten im Criminalproceß öffentlich, und die Sachen ſollen in der Verſammlung mit lauter, allen vernehmlicher Stimme vorgetragen werden.

Die Deſembargadores, die noch heute eine Art Miliz des richterlichen Beamtenſtandes bilden, ſind durch die Univerſitäten ernannte Doctoren des Rechts. Der Titel eines Deſembargador iſt der höchſte akademiſche Grad. Hat man dieſen einmal errungen, ſo iſt man geeignet, jedes richterliche oder adminiſtrative Amt zu erlangen. Die Regierung hat nicht die Gewalt, den mit dieſem Titel Bekleideten denſelben wieder zu entziehen. Die Univerſitäten, die jetzt in Braſilien das Recht haben, dieſe Doctorwürde zu verleihen, ſind die in St. Paul und in Pernambuco. Früher war es die in Coimtra.

Ein merkwürdiges Batta-Manuſcript.

In der Sitzung der aſiatiſchen Geſellſchaft vom 8 März wurde ein auf die Rinde eines Baumes geſchriebenes Manuſcript auf die Tafel gelegt: wenn man es ausſtreckte war es 11 Fuß lang, es ließ ſich aber vorwärts und rückwärts in kleine Vierecke zuſammenfalten. Es war in der Sprache der Battas geſchrieben, welche einen großen Theil der Inſel Sumatra bewohnen und Menſchenfreſſer ſeyn ſollen. Das Manuſcript kam im Jahre 1777 auf eine ziemlich wunderliche Weiſe in den Beſitz des Gouverneurs eines Forts in Sumatra, Namens Marlborough. Ein Inſulaner war in einem ganz erſchöpften Zuſtande zur See aufgenommen und nach Bencoolen gebracht worden, wo man einige Zeit für ſeine Herſtellung ſorgte, und ihn dann in Freiheit ſetzte. Ungefähr ein Jahr ſpäter brachte ein Schiffscapitän dem Gouverneur des Forts ein Buch von einigen Inſulanern an der Küſte, die ihm zu verſtehen gegeben hatten, es ſey ein Geſchenk ihres Häuptlings für den Gouverneur, als ein Zeichen der Dankbarkeit, daß man ihn nicht aufgegeſſen habe. In der Verſammlung wurden einige Bemerkungen über die Batta-Schrift vorgeleſen, worüber noch einiger Streit herrſcht: Einige behaupten, die Charaktere ſeyen von unten gegen oben in perpendiculärer Linie geſchrieben, Andere, man ſchreibe die Schrift wie die europäiſchen von links nach rechts, fange aber mit der unterſten Linie an. Höchſt wahrſcheinlich waren dieſe beiden Arten zu ſchreiben im Gebrauche, die erſte, wenn die Battas ihre Buchſtaben eingraben oder einritzen, die zweite, wenn ſie mit Tinte ſchreiben, weil ſonſt beim gerade aufwärts Schreiben das Geſchriebene nothwendig durch die Hand verwiſcht werden müßte. In einigen ihrer Bücher ſind menſchliche Figuren ſo gezeichnet, daß ſie nur dann aufrecht ſtehen, wenn das Buch mit den Linien in perpendiculärer Richtung gehalten wird; aus dieſem ſollte man ſchließen, daß Batta-Bücher, ſie mögen geſchrieben ſeyn, wie ſie wollen, perpendiculär geleſen werden müſſen. Uebrigens iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich, daß man jede unterſte Linie zuerſt und die andern darüber geſchrieben habe. Noch vier andere Batta-Bücher aus dem Muſeum der oſtindiſchen Compagnie wurden vorgelegt, welche aus Zauberformeln gegen böſe Geiſter, mediciniſchen Vorſchriften und dergleichen beſtanden. Die Battas behaupten, die urſprünglichen Einwohner Sumatra's zu ſeyn, was nicht unwahrſcheinlich iſt, obwohl ihre Traditionen ſehr unvollſtändig und augenſcheinlich von den Malayen entlehnt ſind. Ihre Literatur iſt nicht ſehr arm, doch beſteht das Wenige, was wir davon beſitzen, aus Wahrſagungen, Zauberſprüchen für verſchiedene Krankheiten, Exorcismen gegen böſe Geiſter und abgeſchmackten Fabeln; es iſt aber ein ſeltſamer Umſtand, daß ein Volk, welches verfeinert genug iſt, daß es überhaupt eine Literatur beſitzt, noch ſo entartet ſeyn ſoll, daß es Menſchenfleiſch ißt, was doch nur bei wenigen der wildeſten und vereinzeltſten Stämme, und auch bei dieſen nur insgeheim, oder bei der Aufreizung des Kriegs und der Rache geſchieht. Die Battas dagegen ſcheinen ein ruhiges, verſtändiges und betriebſames Geſchlecht, das von Seite der Europäer mehr Aufmerkſamkeit verdient, als man ihm bis jetzt gewidmet zu haben ſcheint.

Beſchreibung von Sind.

(Fortſetzung.)

Das ganze Delta, auf der Weſtſeite bis Thatta, iſt bis auf einen gewiſſen Grad dem ſüdweſtlichen Monſun ausgeſetzt, und das Klima gleicht in Folge deſſen faſt ganz der auf der Weſtküſte von Gujerat herrſchenden Temperatur. Doch leidet der weſtliche Theil der Stadt bedeutend, indem ſie der Monſun nur theilweiſe trifft, und ich glaube, daß es in Tſcharper und dem von den Dſchoghias bewohnten Lande ganze Jahre durch nicht geregnet hat. Das Klima von Sirra iſt, wie bereits erwähnt wurde, ſehr heiß; während der Monate März, April und Mai herrſchen die heißen Winde in Sind in einem ſolchen Grade, daß das Reiſen nicht nur gefährlich, ſondern in der Wüſte, die zwiſchen dieſer Provinz und der Nordgränze Sindhi's liegt, geradezu unmöglich iſt. Gleichwohl regnet es in Sirra gewöhnlich im Junius, was in Verbindung mit dem Austreten des Fluſſes die erſtickende Hitze um Vieles mildert. Winters, das heißt im December und Januar, leiden die Bäume und die Vegetation überhaupt durch Froſt, und die Blätter fallen ab, was in Lar nicht ſtattfindet.

Der Boden in Sindhi zeigt große Verſchiedenheiten; in den Theilen, welche vom Fluſſe überſchwemmt werden, iſt er häufig thonreich und fett; manchmal iſt das Erdreich gut und friſch, im Uebrigen ſandig und leicht. Dieß Land iſt ausnehmend fruchtbar, und gibt ohne Anbau die reichlichſten Getreide-Ernten, wenn der Boden von der Feuchtigkeit kurz vorhergegangener Ueberſchwemmungen durchdrungen iſt. Man wirft das Saatkorn auf die Oberfläche, und hat keine Mühe als das Ernten; gegen die Berge von Belutſchiſtan zu, nahe der Weſtgränze von Sindhi, wird der Boden ſteinig und ſehr eiſenhaltig; er iſt dort mager und geht nicht tief, der felſige Grund liegt nahe an der Oberfläche, was Alles, in Verbindung mit der Unbeſtimmtheit der Jahreszeiten, dieß Gebiet mehr zu Weiden, als zum Ackerbau geeignet macht; überdieß haben die Einwohner größere Neigung zum Hirtenleben. Im Norden von Sihuan, ganz in der Nähe der Gebirge, iſt der Boden wieder der fetteſte und fruchtbarſte in Sindhi, man ſtößt dort auf keinen Felſen, bis man in die Nachbarſchaft von Larkhana und auf die Nordſeite dieſer Stadt kommt.

Der Boden des öſtlichen Theils von Sindhi gleicht in gewiſſer Art dem der benachbarten Wüſte; in der Nähe des Fluſſes jedoch iſt beinahe überall der Sand mit weißlichem Thon vermengt, was für die Vegetation ſehr günſtig ſcheint. In den öſtlichen Theilen von Lar, alſo in der Nähe des Fluſſes, beſteht der Boden hauptſächlich aus einer Lehmart, die in der heißen und trocknen Jahreszeit einen Staub erzeugt, deſſen Feinheit aller Anſtrengungen, ſich ſeiner unangenehmen Einwirkungen zu entledigen, ſpottet. Die Einwohner nehmen ihre Zuflucht zu Luftſängen, die ſie auf ihren Dächern anbringen, während ſie die Häuſer ſelbſt ſtreng verſchloſſen halten. In den öſtlichen Bezirken von Sindhi kann man Tage weit reiſen, ohne auf einen Stein oder Felſen zu ſtoßen.

Die Fruchtbarkeit der den Induseberſchwemmungen unterworfenen Landſtrecken übertrifft vielleicht die aller übrigen Gegenden der Erde. Von der Regelmäßigkeit und Stärke dieſer Ueberſchwemmungen hängt der Reichthum und in gewiſſem Betracht auch die Exiſtenz der Einwohner ab. In den von den Flüſſen entfernten Gegenden, bis wohin natürlich die Waſſer nicht ſteigen können, und wo dieſer Mangel nicht durch Menſchenfleiß erſetzt wird, ſind die Bodenerzeugniſſe gering und armſelig. Wenige Bezirke von Sindhi machen drei Getreide-Ernten des Jahres; im Allgemeinen wird zweimal geerntet, und an den Stellen, wo die Induswaſſer, ſey es wegen natürlicher Hinderniſſe oder aus Nachläſſigkeit der Einwohner, nicht beikommen können, iſt die Ernte nur mittelmäßig.

In dem ganzen niedern Theile von Lar, wo das Land drei Monate im Jahre hindurch einer breiten Waſſerfläche gleicht, übertrifft die Reisernte Alles, was ich bis jetzt gehört. Die Perganahs von Kakralla und von Katſcha insbeſondere bringen eine unglaubliche Menge hervor. Man ſäet bei dem erſten Anzeichen von Ueberſchwemmung, die Pflanzen erheben ſich mit dem Waſſer, und manchmal muß man Schiffe haben, um die Ernte einzuſammeln. Eine der untern Abtheilungen des Perganah von Kakralla ſoll nicht weniger als 1000 Khiuars *) Reis als Antheil der Regierung ertragen, was nach den gewöhnlichen Abzügen ungefähr ein Drittheil des Ganzen ausmacht.

In den untern Perganahs pflanzt man ſelten in dem dürren Boden Getreide; nichtsdeſtoweniger erntet man in den Diſtricten von Dhatti, Imamua und Baddin Weizen, Gerſte, Sorgohirſe (Dſchuari), Mais, Zuckerrohr, Tabak, indem man während der Wintermonate wäſſert.

Der größte Theil des Diſtricts Tſchatſchgam,**) der weſtlich vom Goni, einem Induscarme, liegt, und den Ueberſchwemmungen nicht ausgeſetzt iſt, bringt nach der Ordnung der Jahreszeiten das Badſchri, das Mang (eine Hülſenfrucht), wie auch Weizen, Mais u. ſ. w. hervor, indem man den Feldern aus dem Paran und Goni Waſſer zuleitet.

Die nördlichſten Diſtricte geben eine reichliche Ernte an Weizen, Gerſte, Dſchuari, Mang und andern Getreidearten; an mehrern Stellen jedoch wird dieß allein durch Bewäſſerungen erreicht, oder aber in feuchten Gegenden, die während der Zeit der jährlichen Ueberſchwemmung mit Waſſer bedeckt ſind und Hends (Seen) genannt werden; das Waſſer verdünſtet daſelbſt nach und nach, aber ſchnell. Es wird auch Baumwolle gepflanzt, jedoch nur in geringer Menge; die Pflanze ſoll baumartig, hoch, ſehr äſtig, aber nicht ausdauernd ſeyn. Ueberall gibt es Felder mit Zuckerrohr. Man macht jährlich viel Rohzucker, von dem ein Theil zur See ausgeführt, der größere Theil aber im Lande verbraucht, oder in die nördlichen Provinzen, deren Klima weniger warm iſt, übergeführt wird. Das Zuckerrohr in dieſem Land iſt ſtärker als das weſtindiſche, gibt aber einen geringern Zucker. Die Gemüſepflanzen Indiens finden ſich in ganz Sindhi, wo ſie aber, wie überall, bewäſſert werden müſſen.

Die Patate beſonders ſcheint dem Boden ſehr angemeſſen zu ſeyn. Dieß Gewächs kommt im Ueberfluſſe vor, und iſt in einigen Gegenden ein Haupttheil der Volksnahrung.

Indigo wird im Norden von Sindhi mit Sorgfalt gebaut; er iſt die ſtehende Kleiderfarbe bei der Mehrzahl der Bevölkerung, und viel geht ins Ausland. Der Anbau dieſer Pflanze iſt faſt ausſchließlich auf die Perganahs von Safil, Tiggir, Waghban, Tſchandka, Lohri und Samtani eingeſchränkt. Er wird daſelbſt im Großen getrieben, und iſt ſowohl für die Einwohner, als für die Regierung ſehr einträglich. Ein Raum von ungefähr fünf Yards ins Gevierte (was ungefähr einem Bigah von Sindhi gleichkommt), der mit Indigo bepflanzt iſt, wirft der Regierung einen jährlichen Gewinn von 80 Rupien ab. Dieſe Pflanze gedeiht nur durch Bewäſſerung, und im Durchſchnitt hängt der Erfolg von jeder Ernte in Sindhi mehr oder weniger von der Geſchicklichkeit ab, womit dieſes Mittel handhabt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Ein Khiuar von Schabbender iſt ungefähr anderthalb Candy von Surate. Der Candy iſt ein Gewicht, das in den verſchiedenen Provinzen ſehr wechſelt; der Candy von Bombay iſt 560 Pfund.

**) Dieſer Name kommt von dem Stamme der Tſchatſchab her, der einſt daſelbſt wohnte.

München, in der Literarisch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umſchlag zum Monat März.)

Nr. 94.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 April 1838.

Animosität zwischen Hindus und Muhammedanern in Indien.

Eine indische Zeitschrift, der Agra Akhbar, theilt über diese neue und nicht unwichtige Erscheinung Nachstehendes mit.

In den beiden bedeutendsten Städten von Rohilkand, Bareilly und Schahdschehanpur, ereigneten sich in diesem Jahre (1837) zwei Ausbrüche von religiöser Wuth, wovon man, wenn nicht alle Geschichte des religiösen Fanatismus trügt, mit Sicherheit behaupten kann, daß sie nur die Vorläufer anderer noch ernsterer Ausbrüche sind. Die beiden Ruhestörungen sind, obwohl dem Anscheine nach einander ähnlich, doch von ziemlich verschiedener Art. In Schahdschehanpur kann man den ersten Ausbruch für rein zufällig ansehen, in den Unruhen zu Bareilly aber erschienen die vornehmen Moslems ostensibel in der Rolle von Friedensstiftern, und schienen den wilden Pöbel in der Stadt im Zaume zu halten. Sie standen scheinbar eifrig den Behörden bei, um einen Ausbruch während des Monats Moharrem *) zu unterdrücken; aber der bloße Umstand, daß dennoch ein Ausbruch stattfand, obgleich er minder heftig war, als er hätte seyn können, beweist zur Genüge, daß ihre Bemühungen nicht aufrichtig gemeint, und somit auch ohne Erfolg waren. Ihr Einfluß über den trägen und unwissenden moslemitischen Pöbel war, wenn sie ihn hätten gehörig anwenden wollen, groß genug, um denselben zu beschwichtigen, und seine feindseligen Gesinnungen im Zaume zu halten. Ihre Bemühungen aber, den Frieden zu erhalten, bestanden, wenn wir recht berichtet sind, darin, daß sie den mordlustigen Fanatikern vorstellten, sie sollten noch warten, Gott werde ihnen noch viel günstigere Gelegenheiten verschaffen, seiner und ihrer Sache durch den Mord der Hindus den Sieg zu verschaffen; sie fügten noch einen weitern und verständlichern Grund hinzu: die Regierung sey wachsam und entschlossen, die Hindus in ihren unanständigen, sonst aber unschädlichen Processionen zu schützen. Diese Vorstellungen waren zum Theil wirksam, aber es ist augenscheinlich, daß man sich auf die vornehmen Moslems in Bareilly nicht verlassen kann. Ihre geheime Unterstützung der vorgefallenen Unruhen ersieht man auch aus der jetzt notorischen Thatsache, daß mehrere zahlreiche Verschwörungen in jener Stadt sich bildeten, deren Zweck der Mord und die Beraubung der Hindus war. In dem ächten Geiste blinden Religionseifers haben die Mitglieder dieser Gesellschaften einzeln geschworen, alle vornehmen Hindus zu Bareilly, welche das ihnen von der Regierung verwilligte Recht der religiösen Duldung in Anspruch nehmen wollen, zu ermorden, und um die Entdeckung und Vereitlung ihrer Plane zu verhindern, haben sie sich verpflichtet, im Fall eines erfolglosen Mordversuches sich selbst zu tödten. Um diesen Elenden einen höhern Muth einzuflößen, als der bloße Fanatismus in ihnen hätte erregen können, haben ihre geistlichen Führer den gewöhnlichen Betrug angewandt, jedem Selbstmörder die Ehre eines Heiligen oder Märtyrers zuzuschreiben. Dieser Umstand allein schon zeigt, daß vornehmere Leute die Sache unterstützen und befördern, denn einem unwissenden Pöbel können die Vortheile, für Heilige erklärt zu werden, nicht von so sonderlich großer Bedeutung erscheinen. Die Schritte, welche die Localbehörden zu Unterdrückung dieses Unwesens thaten, sind gerade versöhnlich genug, um entschieden das Gegentheil von dem, was man beabsichtigt, zu erreichen: sie bestanden nämlich in dem Rathe, die Hindus möchten ihr Recht, das ihnen die brittische Regierung verliehen hatte, bei Seite setzen, und durch Nachgiebigkeit in Betreff eines unbedeutenden Gegenstandes sich von den Muhammedanern die Nachsicht erkaufen, welche die englische Regierung nicht zu erzwingen vermochte.

So weit der Agra Akhbar. Die schwachen Hindus ließen sich verleiten, auf ihre Rechte zu verzichten, was offenbar nur die Folge haben kann, die Moslems in ihren Forderungen trotziger zu machen; freilich scheinen die Hindus durch einen Mordversuch gegen den vornehmsten und reichsten Mann ihrer Gemeinde eingeschüchtert gewesen zu seyn.

*) In diesen Monat fallen die wichtigsten muhammedanischen Feste.

Die Buchdruckerkunst in China und ihre Verbreitung nach Europa.

(Fortsetzung.)

In den frühesten Zeiten bezeichnete Schi, mit dem Bilde Seide verbunden, eine grobe, seidene Decke, zum Schutze ge-

gen die Nachtkühle; später, als man sich des groben, seidenen Stoffes zum Schreiben bediente, erhielt Wort und Bild Schi die Bedeutung Papier. Die Seide mochte aber bald bei der Zunahme der Bevölkerung und Cultur für den gewöhnlichen häuslichen Bedarf nicht mehr ausreichen und zu kostbar seyn. Ein gewandter Kopf sann deßhalb schon in dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung auf die Verfertigung eines andern Schreibmaterials. Tsai lun, so wird dieser Mann genannt, gelang es auch wirklich unter der Regierung des Kaisers Ho ti (reg. von 89 bis 106 unsrer Zeitr.), der spätere Han, aus Lumpen, Fasern, Baumrinden und Pflanzen einen wohlfeilern Schreibstoff zu bereiten. Mang tien, der berühmte General des Thin schi hoang ti, hatte bereits vor einigen Jahrhunderten das Schreiben vermittelst des Pinsels und der Tinte erfunden — so wird wenigstens berichtet — und von nun an schrieb man bloß bei feierlichen Gelegenheiten auf kostbaren Seidenstoff, und bediente sich dagegen im gemeinen Leben des von Tsai lun erfundenen Materials. Das Bild Schi, wodurch der Begriff Schreibmaterial bezeichnet wurde, erlitt nun ebenfalls eine Veränderung; es ward ihm anstatt des Zeichens der Seide dasjenige, welches gemeinhin Kleidungsstoff bedeutet, beigegeben, um jetzt den aus ehemaligen Kleidungsstücken verfertigten glatten Stoff Papier zu bezeichnen. Obgleich jetzt mehr denn fünf Sechstheile der chinesischen Schriftzeichen aus zweien verschiedenen Elementen, aus Bild und Ton, zusammengesetzt sind; so waren doch ursprünglich alle chinesischen Charaktere, im strengen Sinne des Wortes, bloße Bilder oder ideographische Zeichen und desto vollkommner und der Natur des Gegenstandes, welcher dargestellt werden sollte, entsprechender, je näher die Schrift ihrem Ursprung. Dieser in Stein oder Holz eingegrabenen Bilder bediente man sich seit den ältesten Zeiten des chinesischen Reiches als Siegel. Obgleich uns jetzt von dem Drucke vermittelst der Siegel bis zur Anwendung der eigentlichen Buchdruckerkunst kein so großer Schritt zu seyn scheint, so kam man doch auch in China verhältnißmäßig sehr spät erst auf die allerfolgenreichste Erfindung der Menschheit, auf die Kunst, Bücher und Schriften vermittelst des Druckes zu vervielfältigen. Vor Fo hi, sagt ein chinesischer Schriftsteller, bediente man sich, um die Maaßregeln und Verordnungen der Centralregierung im ganzen Reiche bekannt zu machen, geflochtener Fäden oder Stränge — ähnlich den Quippos der Peruaner — welche, je nachdem sie mehr oder weniger Knoten hatten und so oder anders geflochten waren, dieß oder jenes bedeuten. Fo hi erdachte zuerst die acht Kua — das Fundament der Religion und Staatsverfassung, der Charakterschrift und Literatur des Mittelreiches. Man beschäftigte sich nun emsig mit den Wissenschaften, wenigstens seit den Zeiten der dritten Dynastie, der Tscheu. Obgleich später ein großer Theil der ältern chinesischen Literatur vernichtet wurde, so waren doch zu den Zeiten der Dynastien Sui und Tang zahlreiche und große Bibliotheken vorhanden, wie man im 6ten, 7ten und 8ten Jahrhundert sie wohl nirgendwo auf der Erde gefunden haben mag. Die Kaiser, die hohen und niedern Staatsbeamten, so wie die Gelehrten, die wissenschaftlichen und geistlichen Institute hatten umfassende Büchersammlungen, welche sämmtlich in der literarischen Abtheilung der chinesischen Encyklopädie des Matuanlin im 174sten Buche namentlich aufgeführt werden. China mag damals wohl in allen Fächern der Literatur und Wissenschaft einen Bücherschatz von mehr denn 80,000 Bänden besessen haben. Diese Bücher waren natürlich sehr kostspielig, und dadurch allein, sagt Matuanlin, daß Jemand sich eines Bücherschatzes rühmen konnte, war er ein ausgezeichneter Mann. Umfangreiche Werke waren nur in wenigen Exemplaren vorhanden, und es wurde schwer, ihren Inhalt durch Unterricht allenthalben im Reiche zu verbreiten. Der ausgezeichnete Mann, welcher diesem Mangel abgeholfen hat und deßhalb heutigen Tags noch von den Buchdruckern und Buchbindern des Mittelreiches als Schutzpatron verehrt wird, heißt Fong tao und blühte in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung. Fong tao ward geboren — Jahr und Tag der Geburt wird nirgendwo angegeben — in der Stadt King (37°, 46′ 15″ n. Br. und 6° 30′ westl. Länge von Peking) des Districtes Ho lien, im Departement Pe tsche li. Er beschäftigte sich anfänglich mit dem Ackerbau und widmete sich erst spät den Wissenschaften. Durch seine Kenntnisse und die mannichfachen Verdienste, die er sich in den verschiedenen Stellen, die er bekleidete, erworben hatte, stieg er im Staatsdienste von Stufe zu Stufe, und erhielt endlich eine Anstellung an dem Hofe der Kaiser der spätern oder tatarischen Tang-Dynastie. Unter der Regierung des Ming tsong (927 bis 933) ließ Fong tao, was schon unter den frühern Dynastien mehrmalen geschehen war, die vorzüglich sogenannten classischen Bücher in Steinplatten einhauen und bat den Regenten zu erlauben, daß davon Abdrücke angefertigt und im Lande verbreitet würden. Der Kaiser bewilligte dieß, und im dritten Jahre der Periode Tschang hing der Regierung des Ming tsong, das ist im Jahre 932 unsrer Zeitrechnung, begann demnach im Reiche der Mitte die Buchdruckerkunst vermittelst des Steindruckes.

Ueber die Verrichtungen, welche bei diesem lithographischen Drucke stattfanden, sind wir im Einzelnen nicht genau unterrichtet. Wir wissen bloß, daß die Platte schwarz gemacht und die Charaktere in Stein eingegraben (Bas-relief) wurden, so daß beim Drucke das Papier schwarz und die Charaktere weiß wurden, oder besser leer blieben, wie dieß auch heutigen Tags noch in China bei den vermittelst der Lithographie gedruckten Werken der Fall ist. In der chinesischen Büchersammlung zu München finden sich einige Bücher dieser Art, welche erst vor einigen Jahren auf diese lithographische Weise in China gedruckt wurden. Bald aber traten hölzerne an die Stelle der Steinplatten, und es entstand die Druckkunst vermittelst der stereotypen Holzplatten, in der Weise, wie dieß heutigen Tags noch bei allen größern Werken der Fall ist. Nach einer andern Nachricht soll Fong tao gleich Anfangs vermittelst stereotyper Holzplatten gedruckt haben. Nach den Annalen der spätern fünf Dynastien hätte nämlich Fong tao im zweiten Jahre der Periode Tschang hing des Ming tsong der spätern Dynastie der Tang (931 unsrer Zeitr.) an den Kaiser ein Gesuch gestellt, damit ihm erlaubt würde, eine Ausgabe der neun King, oder classischen Schriften, zum Gebrauche der Zöglinge im kaiserlichen Collegium

in Holz schneiden und drucken zu lassen. Es ward ihm dieß alsbald gewährt. Man machte sich an das Werk, aber erst im zweiten Jahre der Periode Kuang-schun, des Gründers der spätern Tschen (952 unſ. Zeitr.) ward diese Editio princeps, vermittelst stereotyper Holzplatten gedruckt, vollendet. Obgleich diese Ausgabe bloß für die Zöglinge des kaiserlichen Collegiums bestimmt war, so ward es doch auf Befehl des Kaisers gestattet, daß jeder Bewohner des Reiches Exemplare derselben ankaufen könne. Das Verfahren, welches man gleich damals bei dem Drucke mit stereotypen Holzplatten anwendete, hat sich bis auf den heutigen Tag ohne wesentliche Veränderungen erhalten. Man gebraucht zu den stereotypen Holzplatten ein starkes, aber nicht sprödes Holz, welches Li genannt wird und dem unseres Birnbaums ähnlich ist. Dieses Holz ist nach den Berichten der Chinesen glatt und glänzend, hat einen herben Geschmack und wird deßhalb von den Würmern gemieden. Dieser Holzdruck war aber in so fern vom Steindrucke verschieden, daß jetzt alle Charaktere und Bilder erhaben (hautrelief) gearbeitet, und ringsum das Holz weggeschnitten und ausgefeilt wird. Die Charaktere und Bilder werden demnach, wie dieß bei uns der Fall ist, im Drucke schwarz und das Papier ringsum bleibt weiß. Jeder Kundige wird zugeben, daß bei einer Schrift, die, wie die chinesische, aus einer so großen Anzahl von Charaktereu besteht, die stereotype Druckweise die beste ist: sie wird auch ausschließend bei allen Werken von bedeutendem Umfange angewendet. Auf diese Weise haben selbst die katholischen Missionäre in China einzelne Seiten und selbst ganze Werke in der lateinischen und andern europäischen Sprachen drucken lassen, wie die spanisch-chinesische Grammatik des P. Varo und zwei Bücher des Confucius, Werke, welche zu den größten bibliographischen Seltenheiten der Erde gehören. Die Missionäre schrieben nämlich, so schön sie konnten, auf durchsichtiges Papier, gaben das Geschriebene den chinesischen Holzschneidern, die ohne ein Wort davon zu verstehen, es genau auf die Holzplatten übertrugen. Die auf solche Weise gedruckten Werke sind demnach bloß vervielfältigte Copien der Handschriften, auf die man sich vollkommen verlassen kann. Die Genauigkeit der chinesischen Arbeitsleute und ihr großes Nachahmungstalent sind ja ohnedieß allgemein bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein amerikanischer Don Juan.

Ein Amerikaner heurathete kürzlich nacheinander dreizehn Frauen, man kam aber endlich seinen Ausschweifungen auf die Spur, verhaftete ihn und sperrte ihn in das Penitentiary ein, von wo er aber zu entkommen Gelegenheit fand. Ein Mann aus einem Dorf in der Nähe von Philadelphia sah ihn auf der Straße, erkannte ihn trotz einer geschickten Vermummung, und ließ sich durch den Reiz einer starken Belohnung, die man demjenigen versprochen hatte, der ihn der Gerechtigkeit ausliefern würde, verlocken, ihn gefangen nehmen zu wollen. Er lud den neuen Don Juan zum Essen ein, entfernte sich während der Mahlzeit unter irgend einem Vorwand, um die Constabels herbei zu rufen; bei seiner Rückkehr aber war er nicht wenig erstaunt, das Nest leer zu finden, denn der Schlaukopf war mit seiner eigenen Frau davon gegangen. Der amerikanische Puritanismus, verbunden mit der Leichtigkeit, sich allenthalben ohne weitere Erlaubniß und Ausweis niederzulassen, muß wohl solche Erscheinungen als Gegensatz und Folge erzeugen.

Beschreibung von Sind.

(Fortsetzung.)

In dem Land um Thatta und andern Bezirken findet sich Salpeter in Ueberfluß. Früher verarbeitete man ganze Massen desselben und versah alle Märkte des westlichen Indiens damit; seit einigen Jahren jedoch ist dieß außer Gebrauch gekommen, weil man in Bengalen denselben wohlfeiler und besser verkauft. Für den Gebrauch im Inlande jedoch wird noch viel Salpeter zubereitet, und Sindhi hat den Ruf, das beste Schießpulver in Indien zu haben. An den Ufern des Delta findet sich immer eine bestimmte Menge von Salz, das man gegen hohe Preise ins Innere des Landes schafft.

So weit ich mir darüber Gewißheit verschaffen konnte, scheint es in Sindhi ziemlich an Bauholz zu fehlen; es gibt keine Bäume, die sich für Zimmerholz eignen. Die Moräste des ganzen Delta's sind mit Gesträuchen bedeckt, deren Holz man trocknet und zur Feuerung braucht. Der am häufigsten vorkommende Baum ist der Lapi, der wahrscheinlich mit dem Tamariken-Baum (tamarix indica) identisch ist. Nahe an den Meeresufern erreicht der Baum keine sonderliche Höhe; aber zwischen Heiderabad und Schuan sollen an den Stromufern ganze Wälder von solchen Bäumen stehen, und dieselben sehr groß werden.

Die Mannichfaltigkeit der Früchte scheint nicht sehr groß zu seyn. Die Frucht des Mangobaumes, die Granaten und Melonen allein verdienen angeführt zu werden; man erhält jedoch alle Jahre von Cabul und von Norden her Trauben, Aepfel, Birnen und Pflaumen. Die letztern sind getrocknet, die übrigen Früchte in Baumwolle eingewickelt, wodurch sie sechs Monate lang frisch erhalten werden. Häufig stößt man auf Mineralwasser, von denen mehrere durch ihre Heilkräfte im Rufe stehen. In den Gebirgen an der Westseite von Thatta findet man warme Quellen; in dem nördlichen Districte von Khairur verarbeitet man Alkali, das nach Indien ausgeführt wird, wo man es zu Seife gebraucht.

Von allen Thieren in Sindhi ist das Kamel das wichtigste, sowohl durch Zahl, als um des Nutzens willen. Man zieht es in der ganzen Provinz, selbst in dem Indus-Delta mit vielem Erfolge, was nach der Beobachtung von Rennel sehr auffallend ist, da die, welche in feuchten Gegenden zur Welt kommen, nie für so rüstig gehalten werden, wie diejenigen, welche aus einem bergigen und sandigen Lande kommen. Man sieht in dem Delta des Flusses dieses Thier, zur Hälfte mit Wasser und Koth bedeckt, die verkrüppelten Gesträuche abfressen, die unterhalb der Gränze des höchsten Wasserstandes wachsen. Dort weiden sie, in Trupps zu Hunderten versammelt, und scheinen sich bei dieser Nahrung eben so gut zu befinden, wie bei den dürrsten Baumblättern.*) Der Nutzen des Kamels in einem Lande wie Sindhi ist unberechenbar; man braucht dasselbe zum Transport für Waaren aller Art; die lange und ermüdende Reise von der Seeküste bis Candahar wird auf dem Kamele gemacht; die Last, welche sie tragen, ist 168 Pfund; sie gehen bei Nacht, und laufen 16 bis 20 Meilen, halten bei Tag an, und finden reiche Weide, wo andere Thiere verhungern würden. Zum

*) Die Kamele, welche sich von diesem Futter nähren, verbreiten beim Wiederkäuen einen unerträglichen Geruch.

Reiten wählt man junge, feurige Kamele, und sie laufen so schnell wie Pferde. Auf diese Art legt man unglaubliche Strecken zurück, und wenn auch der Tritt hart und unangenehm ist, so halten es doch die vornehmsten Personen von Sindhi nicht unter ihrer Würde, auf einem Kamele zu reiten; man wendet so viele Sorgfalt auf die Bequemlichkeit und Eleganz des Sattels, daß die Bewegung weit weniger beschwerlich ist, als in irgend einem andern Lande. Die Sättel sind häufig aus einem breiten gestickten Tuche gemacht; sie haben zwei Sitze; der vordere ist für den Führer, der das Thier mittelst eines Riemens leitet, welcher an einem zwei Zoll langen, an beiden Enden mit einem Knoten versehenen Holze befestigt ist; dieß Holz ist durch ein Loch an den Nasenlöchern des Thieres geschoben. Den hintern Sitz nimmt ein bewaffneter Mann ein, der den Schutz und das Geschäft eines Bedienten auf sich hat. In allen Treffen, die in Asien geliefert werden, bedient man sich auf dem Kamele der Feuerwaffen, selbst der Steinbüchsen, und in Sindhi ist diese Sitte noch in größerem Maaßstab in Gebrauch.

Man spannt die Kamele auch ein; man läßt sie das Wasser zu den Bewässerungen ziehen; manchmal verwendet man sie auch beim Pflug, oder in der Mühle bei Oelpressen. Die Leute, welche Kamelzucht treiben, trinken die Milch der Weibchen, und halten sie für sehr nahrhaft und gesund; sie muß jedoch gleich nach dem Melken getrunken werden, weil sie, sobald sie der Luft ausgesetzt ist, viel schneller verdirbt als irgend eine andere Milch.

Die Pferde in Sindhi sind dauerhaft in Ertragung von Strapazen; sie legen große Strecken zurück, ohne Ermattung für sich, wie für den Reiter. Sie sind zum Paßgange dressirt; die Erfahrung hat gezeigt, daß die nördlichen Bezirke dem Boden und Klima nach am tauglichsten sind für die Pferdezucht, und man kann durch Sorgfalt ihre Zahl noch vermehren. Die Vornehmen in Sindhi, welche vorzugsweise Krieger sind, haben eine besondere Vorliebe für die Pferde, und sparen weder Geld noch Mühe, um die schönsten Thiere aus Kelat, Candahar und selbst aus Persien zu bekommen, da die Racen dieser Länder vorzüglicher sind als die in Sindhi. Dagegen ist in diesem Land eine vortreffliche Race von Maulthieren, welche hier nicht so verachtet werden wie in Indien. Die Maulthiere in Sindhi sind groß, stark, und tragen ihren Kopf sehr schön; sie sind sehr brauchbar zum Lastragen auf Reisen, und bequem für den Gebrauch eines Dieners, der auch, wenn die Reise sehr weit geht, doch immer mit seinem Herrn gleichen Schritt halten kann.

In den von dem Strom entfernteren Bezirken, besonders an der östlichen Gränze, sind große Rindviehheerden. Weite ebene Strecken sind ganz allein zu Weiden für Vieh aller Art bestimmt. Jedes Jahr führen die Kaufleute von Cutsch, Kathiavar und von Gujerat eine große Menge desselben ein, und diese Thiere machen eine Hauptnahrungsquelle der Moslems dieser Gegenden aus. Der Ochse von Sindhi ist klein, aber dick, stark gebaut und zur Arbeit sehr tauglich; Büffel sind im Ueberflusse vorhanden, und bilden einen Theil der Habe bei Armen und Reichen; der Wohlstand eines Mannes wird nach der Zahl der Büffel, Kamele und Ziegen geschätzt, die er besitzt. Die Hausthiere Indiens finden sich auch in Sindhi, und die gewöhnlichen Arten von Wildpret sind daselbst keine Seltenheit. Es gibt nicht leicht ein Land, das so reich an Wasservögeln ist, wie Sindhi; die großen Seen und Sümpfe sind ganz buchstäblich damit bedeckt, und sie werden von den Eingebornen jeden Standes gegessen. Von reißenden Thieren findet sich, wie es scheint, in Sindhi nur der Wolf und der Schakal; doch kommen auch in einigen Bezirken Tiger vor. Die Flüsse und Ströme wimmeln von Alligators, die von den Sindhiern religiös verehrt werden; Dachse und andere Thiere werden bloß um der Felle willen gejagt, die in den nördlichen Provinzen mit Vortheil verkauft werden. Der Eber findet sich überall, und die Jagd dieses Thieres ist ein Hauptvergnügen für Fürsten und Edle, die alle, obgleich strenge Anhänger Muhammeds, Meuten einer großen, wilden Hunderace unterhalten, einzig um der Jagd auf wilde Schweine willen. Der Indus und die Hends (Seen stehenden Wassers) sind sehr fischreich. Die Hauptnahrung der Einwohner besteht in Fischen. Sehr gesucht bei den Europäern ist die Fischart, welche die Eingebornen Palonah (schwarzer Fisch) nennen; sein Geschmack gleicht dem des Salmen; er ist jedoch durch die einzelnen gabelartig gespaltenen Gräten beschwerlich zu essen.

Die Hauptstadt Sindhi's war ursprünglich Alore; es lag an dem alten Fluß, ungefähr in gleicher Breite mit Bathar. Die Stadt verfiel in dem zweiten Jahrhundert der Hedschra, und seit dieser Zeit ist sie von der letztgenannten Stadt abhängig. Unter der Herrschaft der Khalifen, die drei Jahrhunderte dauerte, scheinen die Gouverneure in Multan residirt zu haben. In dieser Zeit erhoben sich jedoch in Sindhi viele unabhängige Staaten, deren jeder eine besondere Hauptstadt hatte. Jetzt wird man wohl schwerlich noch eine finden, und es reicht hin ihre Namen und Lage anzugeben, um ein Licht auf die Geschichte des Landes zu werfen.

Die bedeutendste Stadt nach Alore war Bahmana oder Bhamana, auch Brahmanabad genannt. Sie lag in Paran, oder nicht weit entfernt in dem Perganah, der später Schedadpur genannt wurde; Bhamana selbst hieß später Dibalkangara.

Neranket stand auf derselben Stelle, oder wenigstens nicht weit entfernt, wo jetzt Heiderabad liegt. Diese Stadt zeichnete sich durch die tapfere Vertheidigung aus, mit der sie die Moslems bei ihrem ersten Einfall in Sindhi empfing. Bhambor war eine Stadt an einem Indusarme, der zwischen Thatta und Karatschi ins Meer fällt. Sie wurde verlassen, weil der Strom auf dieser Seite sein Bette verließ, und die Einwohner setzten sich alsdann in den Perganahs von Thatta und Sehta fest gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts der Hedschra.

Kallankot (oder Kallakot), später Toghlakabad, lag auf den einige Meilen westlich von Thatta gelegenen Höhen. Es war eine unbewohnte Festung, und man sah sie als ein Werk der indischen Götter an. Sandra war eine alte Stadt, deren Ruinen sich in dem Perganah gleiches Namens befinden. In der Nähe derselben war das alte Fort Himakot, das nach der Volkssage gleichfalls von den Göttern erbaut war. Seine Einwohner wurden nach Thatta geführt. Dhebal war der Haupthafen von Sindhi seit der Entdeckung der indischen Küsten durch die Araber. Die Meinungen über die Lage dieser Stadt sind verschieden, und die Einwohner wurden wahrscheinlich nach Laribender und später nach Dharrodscha übersiedelt. (Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 29 u. 30** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Französische Historiker. Michelet.** Geschildert von E. Souvestre. — **Der Eremit von Dale.** Von Richard Howitt. — **Sismondi.**

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 95.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 April 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Ueber einige neuere Christen-Verfolgungen.

Immer von Zeit zu Zeit tauchen wieder Christenverfolgungen in einzelnen Ländern auf, meist nachdem sich das Christenthum längerer Duldung zu erfreuen gehabt hatte, und dadurch zu einer gewissen Blüthe gelangt war. Die neuesten Erscheinungen dieser Art sind die Christenverfolgungen in Madagascar und in Cochin-China. Die erstere dauert seit mehrern Jahren, trat bald nach dem Tode des berühmten Radama ein, unter dessen Wittwe die Reaction der Anhänger der alten Satzungen des Landes gegen die neu eindringende Lehre begann, und nun schon seit dem Jahre 1835 ununterbrochen mit Strenge durchgeführt wird. Confiscation der Güter ist das Geringste; gewöhnlich werden die, gegen welche gegründeter Verdacht des Christenthums vorliegt, hingerichtet oder zu ewiger Sklaverei verurtheilt. Ueber die näheren Umstände läßt sich noch nichts mit sonderlicher Sicherheit angeben. Es ist aber vor kurzem in London ein kleines Werk erschienen, welches die Geschichte der Missionäre in diesem Lande enthält und woraus wir, sobald es uns zukommt, unsern Lesern Auszüge mitzutheilen gedenken.

Die Christenverfolgung in Cochin-China dauert jetzt schon ins 6te Jahr; dort hatten sich katholische Missionäre seit fast 200 Jahren festgesetzt, als plötzlich der jetzige König, weil er die Christen verdächtigte, einem Kronprätendenten beigestanden zu seyn, die Verfolgung gegen sie begann. Eine Anzahl Christen fiel unter Henkers Hand, auch einer der Missionäre, und der Bischof mußte sein Heil in der Flucht suchen; jedes äußere Zeichen des Christenthums wurde vernichtet.

Man ersieht aus diesen beiden Beispielen, daß das Christenthum mit seiner einfachen Moral, für alle die rohen oder künstlich zusammengesetzten Religionsformen wie ein auflösendes Mittel wirkt; Staats- und Religionsformen sind aber meist innig verbunden, und so können die alten Religionsformen nicht erschüttert werden, ohne zugleich das Gebäude des Staats mit zu untergraben. In diesem Sinne wirkt das Christenthum revolutionär. Bei rohen Völkern ohne bestimmte Staatsformen kann es Eingang gewinnen, ohne die socialen Verhältnisse zu zerstören, bei Völkern aber mit Staatseinrichtungen, welche schon durch ein gewisses Alter geheiligt sind, muß das Christenthum nothwendig diese untergraben. Merkwürdig ist in Cochin-China der Umstand, daß der König für nöthig hielt, theils aus den Vorschriften des Christenthums, theils aus den Lehren Confutses neue „zehn Gebote" abfassen zu lassen, gewissermaßen, eine dem Christenthum, welches diese zehn Gebote gleichfalls unter seine Vorschriften des Glaubens und der Moral aufnahm, dargebrachte Huldigung.

Die Buchdruckerkunst in China und ihre Verbreitung nach Europa.

(Fortsetzung.)

Man hat es im Laufe der Jahrhunderte mehrmalen versucht, die stereotypen Platten mit beweglichen Typen zu vertauschen; man kam aber immer wiederum auf die frühere Weise des Holzdrucks zurück. Unter der großen Dynastie Song (960 bis 1280) versuchte man es einigemal vermittelst beweglicher Typen, die aus gebrannter Erde verfertigt waren, zu drucken, und Kaiser Kang-hi aus der jetzt regierenden Mandschu-Dynastie hat nach einer Angabe des Dr. Morrison eine große Anzahl beweglicher Charaktere in Kupfer gießen lassen. Der zweite Nachfolger dieses weisen Fürsten, Kien-long, ließ aber während eines großen Geldmangels diese ganze Druckerei wiederum einschmelzen, um sie in Scheidemünze zu verwandeln. In der großen chinesischen Büchersammlung des Dr. Morrison befinden sich zwei Werke, ein chinesisches Wörterbuch in 21, und eine Geschichte der Inseln Lieu-kieu in vier Bänden, welche mit diesen beweglichen kupfernen Typen Kang-hi's gedruckt wurden; die Charaktere sind aber bei weitem nicht so regelmäßig und schön, wie die der gewöhnlichen Ausgaben von stereotypen Holzplatten. Kien-long ließ später an die Stelle der kupfernen 250,000 bewegliche Typen in Holz schneiden, womit dann wie noch jetzt der von drei Monat zu drei Monat von neuem erscheinende Staatskalender, der alle Personalveränderungen unter den chine-

ſiſchen Beamten enthält, kleinere Erlaſſe der Centralregierung und Localbehörden, die Departemental-Zeitungen und Anzeigen von Privatperſonen, in denen häufig dieſelben Charaktere wiederkehren, gedruckt wurden. Man ahmte dieß im ganzen Reiche nach, und jede größere chineſiſche Druckerei beſitzt jetzt eine bedeutende Anzahl ſolcher beweglichen Holztypen. Von Seiten der Europäer machte man ebenfalls in neuerer Zeit in Aſien wie in Europa vielfache Verſuche, ganze chineſiſche Werke vermittelſt beweglicher Holz- und Metalltypen zu drucken. Mit ſolchen beweglichen Typen gedruckt, erſchien im Collegium zu San Joſe in Macao ein Leben der heiligen Jungfrau in zwei, und eine Geſchichte der Heiligen in 26 Bänden, Werke, die aber in Betreff der typographiſchen Ausſtattung weit hinter den auf die gewöhnliche chineſiſche Weiſe gedruckten Büchern zurückbleiben. Manche Seiten derſelben ſind kaum lesbar, was auch bei den mit Holztypen gedruckten chineſiſchen Provincialzeitungen der Fall iſt. Die Werke, welche im anglo-chineſiſchen, von Dr. Morriſon gegründeten Collegium zu Macao vermittelſt beweglicher Metalltypen gedruckt wurden, ſo wie die Proben beweglicher chineſiſcher Charaktere, welche vor einigen Jahren unter der Aufſicht des Hrn. Pauthier in Paris gegoſſen wurden, laſſen wenig zu wünſchen übrig. Die Leichtigkeit und der Schwung, welche die chineſiſchen Holzſchneider auf den ſtereotypen Holzplatten den Charakteren zu geben verſtehen, wird man aber niemals in den gegoſſenen metallenen Typen erreichen können. Der kenntnißreiche, leider zu früh verſtorbene proteſtantiſche Miſſionär Milne berichtet in ſeiner Geſchichte der erſten zehn Jahre der proteſtantiſchen Miſſion in China, daß ſich die Chineſen hie und da auch der Wachsplatten zum Drucke bedienen. In dieſem Falle überziehen ſie eine Holzplatte mit einer zwei bis drei Zoll hohen Wachsbekleidung, ſchneiden hierein die Charaktere mit einer Gravirnadel und verfahren dann beim Drucke ganz ſo, wie mit den eigentlichen Holzplatten.

Die Holzplatten werden nämlich in viereckige Form geſchnitten, ſo daß jede Platte zwei Seiten oder ein Blatt eines Buches enthält; ſie haben gewöhnlich die Höhe eines halben Daumens. Sie werden mit einer fetten, öhlichten Subſtanz eine Zeit lang bedeckt und dann damit eingerieben, damit das Holz weicher werde und leichter bearbeitet werden könne. Ein Schönſchreiber ſteht bereit, welcher die einzelnen Seiten der Bücher auf durchſichtigem Papier niederſchreibt, und ſie alsbald dem Holzſchneider einhändigt, welcher ſie, während das Holz von der Subſtanz, die darauf war, noch naß iſt, umgekehrt aufklebt. Der Holzſchneider ſchneidet nun mit einem ſcharfen Meſſer alles Holz weg, welches nicht von den geſchriebenen Charakteren oder Bildern bedeckt iſt, die dann in umgekehrter Richtung auf der Holzplatte erhaben zu ſtehen kommen. Von einer eigentlichen Preſſe wiſſen die chineſiſchen Buchdrucker nichts; ihr Papier iſt auch ſo dünn und fließend, daß es einen harten Druck nicht aushalten könnte. Der Buchdrucker hält zwei ſehr feine Bürſten in ſeiner rechten Hand, wovon die eine mit Dinte geſchwängert und die andere trocken iſt. Mit jener ſchwärzt er die Charaktere, und fährt mit dieſer ſanft über das darauf gelegte Papier hin. Auf dieſe Weiſe geht Alles ſo ſchnell, daß ein Mann in Einem Tage einige Tauſend Bogen drucken kann. Das chineſiſche Papier iſt ſo zart und durchſichtig, daß es bloß auf einer Seite gedruckt werden kann. Auf jedem Blatte ſteht die Seitenzahl; gewöhnlich auch der Titel des ganzen Werkes oder des Buches und Capitels; es hat überdieß einen ſchwarzen Strich in der Mitte, wornach ſich der Buchbinder beim Falzen richtet, der das Blatt gerade in der Mitte dieſes Striches zuſammenlegt, ſo daß es vorn zu, hinten offen bleibt, und die weiße Seite des Papiers nach innen kommt. Jeder Band wird dann entweder vermittelſt eines ſehr zähen Pappes bloß zuſammengepappt, oder auch auf eine eigenthümliche Weiſe mit Seidenfäden geheftet. Man legt acht bis zehn ſolcher Hefte in eine Capſel von Pappendeckel, die mit grobem Seiden- oder Baumwollenzeug überzogen iſt, um ſie vor Staub zu bewahren. Bücher für Damenbibliotheken, wie Romane und Gedichte, werden auch, dieß iſt wenigſtens in den ſüdlichen Provinzen des Reichs der Fall, auf europäiſche Weiſe in ſeinen Seidenſtoff gebunden.

Die Erfindung des Fong tao mußte ſich in einem Lande, wie China, wo die Literatur ein weſentlicher Hebel der ganzen Staatsmaſchine iſt, ſchnellen Schrittes über alle die verſchiedenen Provinzen des Reichs, ſo wie über alle andere Länder des chineſiſchen Culturſyſtems, wie Korea, Tong king und Kochin-China, über Japan und die ſüdöſtlichen Inſeln, Lieu-kieu und Formoſa ſich verbreiten. Selbſt jenſeits der Gränzen der chineſiſchen Cultur und Herrſchaft ward die Erfindung des Fong tao bekannt und alsbald dazu benutzt, um die heiligen Schriften und Literatur-Werke verſchiedener Völker zu vervielfältigen. Es iſt die Pflicht der Buddhiſten, die beſeligenden Lehren ihres Stifters nach allen Zonen und in allen Reichen der Erde zu verbreiten und ſie auch dem Gemeinſten im Volke zugänglich zu machen. Die chineſiſch-buddhiſtiſchen Geiſtlichen bemächtigten ſich nun der ſinnreichen Vorkehrung des einſichtsvollen Staatsmannes des Mittelreiches, um ihre Schriften ins Unzählige zu vervielfältigen. Durch ſie ward die Erfindung des Fong tao in allen buddhiſtiſchen Reichen an der Nordweſtgränze China's bekannt und angewendet, wie in Tibet, Nepal und Bhutan, wo man noch heutigen Tags vermittelſt ſtereotyper Holzplatten eine große Anzahl buddhiſtiſcher und anderer wiſſenſchaftlichen Werke druckt. Sonderbar iſt es, daß dieſe Erfindung nicht auch nach den China im Südweſt gelegenen Ländern, die ſich ebenfalls zur Lehre des Schakiamuni bekennen, gebracht oder wenigſtens nicht angewendet wurde. So viel iſt ſicher, daß man bis jetzt weder bei den Birmanen noch bei den Einwohnern Siams gedruckte Werke auffinden konnte. Den Reichen des öſtlichen Küſtenſtriches der Halbinſel jenſeits des Ganges, die immerdar in reger Berührung mit dem Mittelreich ſtanden und längere Zeit ihm ganz unterworfen waren, ward aber ſo wie ihre ganze Cultur- und Staatsverfaſſung, ſo auch dieſe Erfindung von ihren Herren und Meiſtern, den Chineſen, mitgetheilt. Es erſcheinen heutigen Tags jährlich eine bedeutende Anzahl von Werken in Kochin-China, welche auf chineſiſche Weiſe mit ſtereotypen Holzplatten gedruckt ſind. Die Holzſchneider Kochin-China's ſcheinen aber nach dem Buche zu

urtheilen, welches ich in Macao bei dem vor kurzem verstorbenen katholischen Missionär P. Lamiot gesehen habe, weit hinter denen des Mittelreiches zurückgeblieben zu seyn.

Die große Dynastie Song trat bald (960) an die Stelle der tatarischen Tang und der andern vier kleinen Dynastien; das Reich erfreute sich des Friedens, und die Wissenschaften blüheten wie kaum zu irgend einer frühern Zeit der chinesischen Geschichte. Zugleich mit der philosophischen Speculation erwachte damals von neuem eine Liebe zum Alterthum und zu allen aus den Jahrhunderten der Tscheu erretteten großartigen Resten der alten Literatur. Unter den Song blüheten neben vielen ausgezeichneten Männern Tscheutse, die beiden Tschingtse, Schaokangtsie und vor allen Tschuhi, Wentong, Fürst des Wissens, genannt. Es wurden die Schriften des Confucius und seiner ganzen Schule von neuem aufgelegt und mit zahlreichen Anmerkungen versehen. Die Ideen, welche diesen Schriften zu Grunde liegen, wurden in eigenen, selbstständigen Werken weiter ausgeführt und in allen historischen und physischen Wissenschaften angewendet. Die Wohlfeilheit und die leichtere Verbreitung der Geisteserzeugnisse der Nation hat unstreitig sehr viel zu der großen literarischen Thätigkeit, die wir im eilften und zwölften Jahrhundert in China wahrnehmen, beigetragen. Es wurden eine Menge Bücher, theils auf Kosten des Staates, theils von Privaten, dem Drucke übergeben, wovon man für sehr weniges Geld allenthalben Exemplare im Reiche kaufen konnte. Die erste, vollständige, mit Noten versehene Ausgabe der King, vermittelst der stereotypen Holzplatten gedruckt, erschien schon wie oben bereits berichtet wurde, im J. 932, und bald hernach das älteste ein Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung verfaßte Wörterbuch des Hiu-schin. Noch in diesem 10ten Jahrhundert sind alle frühern classischen Schriften der Nation dem Drucke übergeben und in zahlreichen Exemplaren im Lande verbreitet worden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schatz im Kreml.

(Aus Humboldts u. s. w. Reise nach dem Ural u. s. w.)

In dem neuen Arsenal (Oruscheinaja Palata) im Kreml befindet sich der Schatz, in welchem die Kronen, Scepter, Throne, Waffen und Trinkgefäße der Großfürsten und Czare Rußlands nebst andern neuern Merkwürdigkeiten aufbewahrt werden. Er bildet eine Sammlung von Kostbarkeiten, die wegen ihres zum Theil sehr hohen Alters und ihres Kunstwerthes für den Alterthumsforscher und Künstler von großer Wichtigkeit, wegen des Reichthums an Edelsteinen, mit denen sie besetzt, aber auch für den Mineralogen nicht ohne Interesse sind. Die Kronen ruhen auf Kissen, welche auf besondern Piedestalen liegen; die Throne stehen an der Wand des Saales auf besondern Erhöhungen. Die Kronen sind mit Diamanten, Rubinen, Smaragden, Türkisen und Perlen besetzt; die größten Edelsteine befinden sich gewöhnlich auf der Spitze der Kronen unter dem Kreuz. Unter diesen fiel mir ein großer, gelber, ungeschliffener Edelstein auf, der höchst wahrscheinlich, so viel ich nach flüchtiger Besichtigung urtheilen konnte, ein gelber Sapphir ist. Die älteste Krone, die sich in dem Schatze befindet, ist die, welche der griechische Kaiser Alexius Komnenus im Jahre 1116 dem Großfürsten Wladimir Monomachus nach Kiew sandte, wo sie zur Krönung des Großfürsten diente. Die Masse der Kostbarkeiten, die hier aufbewahrt wird, ist außerordentlich, und vielleicht die größte, die an einem Orte gesammelt ist, da sie noch an Werth die Schätze des Jewel Office im Tower von London übertreffen soll, die auf zwei Millionen Pfund Sterling geschätzt werden.

Beschreibung von Sind.

(Fortsetzung.)

Mandrorat war eine bedeutende Stadt nahe am Gani, einem noch jetzt fließenden Indusarm, ein wenig über dem Parallelkreis von Lahpat. Sie wurde im achten Jahrhundert der Hedschra verlassen. Tur war eine Stadt der Samras in demselben Bezirk, und Vlescheitot war die Hauptstadt der Nation, welche Paran in Besitz nahm und jetzt in der Wüste lebt. Sultan Allah-ed-Din zerstörte sie im Anfange des achten Jahrhunderts der Hedschra. Mankatara, oder Manhatara, war im Perganah von Nara; sie blühte in der Mitte des sechsten Jahrhunderts der Hedschra. Ninagar gehorchte einem Herrscher, der seiner Kaste nach ein Agri war; es war noch im siebenten Jahrhundert der Hedschra berühmt; was man jedoch von dem Alterthum dieser Stadt sagt, beschränkt sich darauf, daß die Agris Abkömmlinge Alexanders gewesen seyn sollen, nach der Aussage des Verfassers des Lohfat-al-Ghiranl: Ninagar lag am Lohanna, in dem gegenwärtigen Perganah von Schedadpur. Es ist jedoch unnütz eine noch größere Zahl alter Städte anzuführen; wir gehen nun zu den neuern Städten über, die in der Geschichte Sindhi's erwähnt werden.

Nach der Aussage der Geschichtschreiber des Landes war das Land, wo jetzt die berühmte Stadt Thatta steht, in frühern Zeiten von dem Meere bedeckt, das nun, als es sich zurückzog, eine Einöde ohne süßes Wasser hinterließ. So blieb es, bis die Veränderungen in dem Laufe des Indus die Gegend eben so fruchtbar machten, als sie vorher öde war. Als der Sultan Allah-ed-Din gegen das Jahr 700 der Hedschra nach Sindhi kam, gründeten die Muselmänner die Stadt Samei und das Fort von Mandrassa nördlich von den Höhen von Makali, fast fünf Meilen von Thatta. Gegen das Ende des Jahres 900 der Hedschra wählte Dscham Nanda (Nizam-ed-Din) die Stelle eines Fischerdorfes, um daselbst eine neue Hauptstadt, Namens Thatta, zu gründen, welches Wort nach Einigen von Thad, „zusammengehäufte Bevölkerung," nach Andern von Thatta (das ebenfalls „Menge," „Versammlung" bedeutet) herkommt. Einige vermuthen, das Land habe lange vor Gründung der Stadt Thatta geheißen; diese Meinung ist jedoch ganz ungewiß. Sagara, ein Indusarm, fließt nördlich von Thatta. Die Einwohner der Stadt wurden von Dibal, Bhambora, Bagar und Terra herbeigeführt, was alles bedeutende, volkreiche Städte am Sagara waren; später jedoch wurden sie freiwillig oder nothgedrungen verlassen. Nach der Angabe des Mir Abdul Bisak Jesahani, mit dem Beinamen Maschrab, war dieser Distrikt im Anfange von Leuten bevölkert, die vom Lande Yaman *) kamen; dieser Umstand hat den gewandten und kenntnißreichen Einwohnern dieser Stadt viele Berühmtheit verschafft.

*) Man nimmt allgemein an, daß man unter Yaman Griechen zu verstehen habe, und nach Robertson soll dieß Land nach der Theilung der Eroberungen Alexanders von baktrischen Griechen in Besitz genommen worden seyn.

Thatta nahm erstaunlich zu bis gegen das Jahr 1000 der Hedschra, zu welcher Zeit es von Mirza Jani Bey, dem General der Armee von Akbar, zerstört wurde. Nie hat es sich seitdem wieder ganz erhoben, und wenn es gleich die erste Stadt von Sindhi genannt wird, sank es doch immer mehr bis zur Ankunft der Dynastie der Kathora, und da diese nicht ihre Residenz daselbst aufschlug, hat sich Thatta nie wieder verbessert; unter ihren gegenwärtigen Besitzern hat die Stadt noch mehr abgenommen, und nach den glaubwürdigsten Nachweisungen enthält sie nicht über 18,000 Seelen, während sie ihrem Umfange nach in einer frühern Zeit viermal so viel zu fassen im Stande gewesen seyn muß.

Thatta liegt auf einem abhängigen Terrain, beinahe vier Meilen westlich vom Flusse, der seit 40 Jahren einen beträchtlichen Arm auf der Westseite der Stadt bildete, so daß sie sich auf einem Delta befand, das jedoch gegenwärtig nicht mehr vorhanden ist. Anfangs war Thatta nicht befestigt; nachdem es jedoch durch die Portugiesen geplündert worden war, ließ Mirza Isa eine starke Mauer erbauen, die jedoch gegenwärtig in Trümmern liegt. Die Häuser der reichen Einwohner sind aus Ziegelsteinen, die der niedern Classen von Stroh und Holz, mit Erde überzogen, und daher nicht sehr dauerhaft. Der Handel von Dibal, unter welchem Namen allein noch Thatta den Arabern bekannt ist, war in frühern Zeiten sehr ausgebreitet. Die Stadt wird durch einen Nabab regiert; die Zahl der Truppen jedoch, die unter seinen Befehlen steht, ist nur gering.

Heiderabad, die wirkliche Hauptstadt, liegt unter 25° 22′ N. B. und 68° 41′ O. L. v. G., beinahe an der Stelle des alten Nerunkot. Es wurde im Jahre 1182 der Hedschra gegründet von Mir Gholam Schah Kalhora, der sie mit Mauern und Thürmen befestigte;*) es liegt auf einer Felsenanhöhe, die an einzelnen Stellen sehr steil ist. Der Fuß der Anhöhe wird von dem Fatili, einem Indusarme, bespült. Der Mani fließt drei Meilen westlich von Heiderabad; beide Flüsse sind schiffbar.

Die Stadt, die nach der Residenz vielleicht das größte Ansehen in Sindhi, jedoch geringe Wichtigkeit hat, ist Sihuan; sie gilt für sehr alt; man kennt sie unter verschiedenen Namen: Siwistan, Siuan oder Sihuan; das letztere ist wohl das correcteste. Man hat sie auch manchmal Baghdad genannt, und nach einer fabelhaften Tradition, die unter den Eingebornen umgeht, wurde sie in alten Zeiten von Kannibalen bewohnt. Man glaubt, daß die Befestigungen von Sihuan anfangs unter einer regelmäßigen Gestalt durch einen Dscham von Thatta aufgeführt wurden. Schah Bey Arghun nahm die Stadt dem Dscham Firuzi ab, dem sie später zurückgegeben wurde. Sie war auf einem Felsen erbaut, der sich stolz mitten aus dem Indus erhebt, war von geringer Ausdehnung, ist nur ein Haufen elender Hütten, zählt jedoch gegen 8000 Einwohner. Von dem Fort ist sie durch einen Graben getrennt, der während der Ueberschwemmung mit Wasser gefüllt ist. Dieser Ort konnte nur von Wichtigkeit werden, als er unter einem unabhängigen Fürsten war; gegenwärtig steht er unter der Herrschaft der Emirs von Sindhi. Stadt und Fort sind auf dem westlichen oder rechten Ufer des Flusses, der gegenwärtig in einiger Entfernung von den Mauern fließt.

Bhatie oder Bakar, wurde von den Arabern gegründet und aus den Trümmern Alore's erbaut: es hieß anfangs Ferischta. Der Tohfat-al-Ghirani sagt, diese Stadt existire nicht von den Zeiten der Hindu-Radschas her, und ihr Name komme von dem arabischen Bakar (Morgenroth). Er wurde ihr von Seiyd Muhammed Maki, frommen Andenkens, gegeben, einige Jahre nach ihrer Gründung, zur Zeit des Schah Bey Arghun. Bhatie soll auf einer kleinen Indus-Insel gestanden seyn, was mir aber unwahrscheinlich ist. Gegenwärtig sieht man während der trocknen Jahreszeit kein Wasser auf der Westseite der Stadt. Die Arghuns hatten in Bhatie ihre Residenz, und Schah Bey umgab die Stadt mit einer Mauer aus Ziegelsteinen. Zu derselben Zeit erregten die Seiyds, die früher in diesem Lande sehr mächtig waren, die Eifersucht der Arghuns, und erstere wurden genöthigt die Stadt zu verlassen und nach Lohri zu gehen, das man, obwohl durch den östlichsten Indusarm von Bhatie getrennt, nur als eine Vorstadt ansah. Die Bevölkerung daselbst war noch zahlreicher als in Bhatie; auf dem entgegengesetzten Ufer findet man auch Seifdar oder Seiggar, eine andere Vorstadt. Die nächste Umgebung von Bhatie umschloß die Gärten Bhirahi. Diese, wie auch die prächtigen Gebäude, die sie schmückten, wurden von Muhammed Khan zerstört, als er hörte, daß Biram Khan, Generalissimus der Truppen von Akbar, auf Sindhi anrücke. Unter dem berühmten Muhammed Khan war Bhatie der Sitz einer unabhängigen Herrschaft; nach seinem Tode wurde es abhängig von Delhi und Bezirkshauptstadt. Als Nadir Schah nach Sindhi kam, ließ er die Befestigungen von Bhatie zerstören. Gegenwärtig ist diese Stadt in der Gewalt des Mir Sohrab Talpura, und hat viel von ihrer Wichtigkeit verloren; doch ist sie noch bedeutend als Gränzort zwischen Sindhi und Candahar, wie auch als Vormauer gegen das Land der Daudputras. In religiöser Hinsicht steht die Stadt bei den Muhammedanern in Achtung, denn sie besitzt ein goldenes Käßchen mit dritthalb Haaren des Propheten, denen man besondere Kräfte zuschreibt und diese Verehrung zollt. Bhatie war stets der Aufenthalt alter muselmännischer Familien, bei denen Bildung und Kenntnisse geachtet sind, und ich glaube, wenn die Bibliotheken und Archive dieser Familien unsern Nachforschungen offen ständen, würde unsere Kunde über das alte Sindhi sehr erweitert werden. Bhatie hat gegenwärtig nur 5000 Seelen, die sich durch ihren heitern und umgänglichen Charakter bemerklich machen sollen.*)

Nasirpur, das jetzt in Ruinen liegt, war einst die schönste und blühendste Stadt von Sindhi. Wenn ich gleich die Meinung einiger Geographen theile, welche dasselbe für das Almansura der Araber halten, so ist doch gewiß, daß das neue Nasirpur von einem Anführer, mit Namen Nasir, gegründet wurde, der von Firuz Schah, dem Herrscher von Delhi, nach einem Angriff auf Thatta in Sindhi gelassen wurde, daselbst das Commando zu führen, im Jahre 751 der Hedschra. Nasirpur stand am Sangra, der damals den Hauptarm des Indus bildete; seine Vorstädte waren geziert mit herrlichen Gärten und Vergnügungsorten, die voll waren von anmuthigen Pavillons. Die Dynastie der Terkhans und überhaupt dieser Stamm gab sich viele Mühe, Nasirpur zu verschönern und zu vergrößern. Man kennt nicht genau die Zeit des Verfalls dieser Stadt; er schreibt sich wahrscheinlich von der Zeit her, wo der Fluß seinen Lauf westlich von Heiderabad nahm, was vor der Zeit des Einbruchs der Armee von Delhi im Jahre 1000 der Hedschra war.

Abgesehen von den bis jetzt angeführten Städten enthielt und enthält noch jetzt Sindhi eine große Zahl wichtiger Städte; viele haben jedoch nur eine vergängliche Existenz, und alle wechseln den Namen und die Lage.

(Fortsetzung folgt.)

*) Als man den Boden aufgrub wegen der Anlegung der Wälle fand man eine große Menge menschlicher Knochen und ganze Leichname, die auffallend gut erhalten waren.

*) Loheri oder Nokri, wie man fälschlich sagt, ist eine alte Stadt; sie soll wenigstens zu derselben Zeit wie Bhatie erbaut worden seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 96.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

6 April 1838.

Ueber die Wichtigkeit der Cultur der Blumen in Paris.

(Aus der Revue Britannique, Jan. 1838.)

Seitdem es die Kunſtgärtner dahin gebracht haben, eine Menge ausländiſcher Pflanzen in Europa zu akklimatiſiren, beginnt der Geſchmack an Blumen ſich zu verbreiten; man iſt nicht wie in Holland für eine einzige Blumenart eingenommen, im Gegentheil, man hält etwas darauf, die größtmögliche Anzahl derſelben zu beſitzen. An feſtlichen Tagen ſchmückt der Reiche ſein Haus gerne mit den ſeltenſten Blumen von der Pforte bis in den Saal; die Höfe, der Vorſaal, die Gänge, die Garderobe, jedes Gemach ſoll eine grüne Laube vorſtellen. Die Pflanzen müſſen die größte Mannichfaltigkeit bieten: Bäume, Buſchwerk, Sträuche mit verſchiedenem Laubwerk, Blumen von gewöhnlicher Art oder die ſeltenſten Pflanzen. Auch iſt die Kunſtgärtnerei ein ſehr wichtiger Zweig der Induſtrie geworden. Man ſchätzt gegenwärtig den Abſatz für Blumen auf den verſchiedenen Märkten Londons auf 100,000 Pfund Sterling jährlich; in Paris koſtet ein Strauß von Veilchen, Taſchenkraut, weißen Hyacinthen und Knoſpen von bengaliſchen Roſen, umgeben oder gemiſcht mit Taxusblättern, Nadeln der Weimuths-Fichte, oder einigen Blättern Thymian 3, auch 4 Franken; die theuerſten koſten 6, 9 und 12 Franken, ſie beſtehen aus Orange- und Myrtenzweigen, mit Hyacinthen, Veilchen, Cyclaminen, Heidekraut, bengaliſchen Roſenknoſpen, Haſelnußkätzchen, Orangeblüthen, blauen und roſenfarbenen Daphnen und einer oder zwei Camelien. Ein Kunſtgärtner dieſer Stadt hat die Miethe für Käſten und Vaſen mit Blumen, Bäumchen und Geſträuchen, die nach einander zur Verzierung der Höfe und Hausfluren bei den meiſten glänzenden Feſten dienten, welche vom 23 Januar 1836 bis zum 30 desſelben Monats in Paris gegeben wurden, auf folgende Weiſe geſchätzt.

Miethe für Käſten und Vaſen mit Blumen, Bäumchen und Geſträuchen u. ſ. w. bei verſchiedenen Bällen, wobei eben dieſe Käſten nach einander benützt wurden.

Tage des Januar.	Große Feſtbälle bei Hofe, bei den Miniſtern oder Geſandten.	Große Privatbälle.	Total-Summe auf den Tag.
23	1500 Fr.	500 Fr.	2000 Fr.
24	600 —	300 —	900 —
25	1800 —	100 —	1900 —
26	500 —	200 —	700 —
27	600 —	200 —	800 —
28	800 —	100 —	900 —
29	1500 —	300 —	1800 —
30	600 —	800 —	1000 —
Im Ganzen	7900 —	2500 —	10,000 —

Dieſen Ziffern iſt noch beizuſetzen:

Für Körbe, Blumenkäſten und Einfaſſungen, welche für die Abendgeſellſchaften geliefert wurden	6000 Fr.
Für abgeſchnittene Camelienblüthen (250 Duzend, das Duzend zu 10 bis 24) Fr.	3000 Fr.
Für Sträuße zur Verzierung der Haare in ausgeſuchten Camelien mit Blumen, Knoſpen und Blättern	1000 Fr.
Für 200 Scherben ſchöner blühender Camelien, im Durchſchnitt zu 10 Fr.	2000 Fr.
Für Blumenſträuße bei Bällen von 2 und 3 Fr. bis zu 10, 12, 15 und 20 Fr., im Durchſchnitt zu nur 5 Franken	20,000 Fr.
Im Ganzen . .	32,000 Fr.
Dazu kommen für das bloße Aufſtellen der Käſten und Blumenſcherben, und den Transport der Bäumchen und Geſträuche von einem Balle zum andern	10,000 Fr.
Im Ganzen für Bälle und Abendgeſellſchaften in acht Tagen	42,000 Fr.

Der in Paris ſo wichtige Blumenhandel wird inzwiſchen bloß von etwa zwanzig Anſtalten betrieben, die allein im Beſitze der Lieferungen für den Blumenluxus ſind. Man kann auch von ihnen ſagen, daß ſie faſt alle ohne Ausnahme gedeihen. Ein kleiner Blumengärtner, der ſich vor 15 Jahren

mit 50 Franken niederließ, beſitzt jetzt ein bedeutendes Vermögen, und ein Kunſtgärtner, der 50 oder 100,000 Franken auf ſeine Einrichtung verwenden konnte, iſt jetzt ein Millionär; Man rechnet, daß vier oder fünf mehr als eine Million beſitzen, und doch iſt der Verbrauch von Blumen in Paris noch bei weitem nicht das, was er ſeyn könnte. Im Winter ſind faſt keine, oder nur ſehr wenige Blumen zu haben; und namentlich gibt es im Mittelpunkte der Hauptſtadt, wo ſo viele reiche Boutiquen aller Art ſtehen, keine einzige bedeutende Anſtalt für dieſen ſo einträglichen Handelszweig. Dieß haben endlich bedeutende Kunſtgärtner eingeſehen, die ſeit zwei Jahren eine der größten Anſtalten für Blumenerzeugung in Europa in Paris zu errichten ſuchen. Bereits ſind ungeheure Treibhäuſer, die auf dem Boulevard Mont-Parnaſſe, 37, gebaut wurden, fertig, und 400,000 Pflanzen, Geſträuche und Ableger u. ſ. w. von jedem Alter und jeder Art ſind daſelbſt zur Anſchauung für Liebhaber aufgeſtellt, denen der Zutritt geſtattet iſt, auch wenn ſie nicht die Abſicht haben, etwas zu kaufen.

Die Buchdruckerkunſt in China und ihre Verbreitung nach Europa.

(Fortſetzung.)

Die Song verſtanden es nicht, das große chineſiſche Reich zuſammen zu halten; es bemächtigten ſich die Barbaren des Nordens, tunguſiſchen Stammes, der ſchönſten Provinzen, und bildeten innerhalb China's ſelbſtſtändige Staaten. So die Khitan oder Leao, die Ju-tſchi oder Kin. Dieſe Barbaren wurden alsbald ihrerſeits wiederum von dem unwiderſtehlichen Einfluſſe der chineſiſchen Cultur ergriffen und beherrſcht. Ihre Staatsverfaſſung, ihr geiſtiges und bürgerliches Leben ward in wenigen Jahren ganz auf chineſiſche Weiſe umgeſtaltet; die Wiſſenſchaften und Künſte China's, und unter letztern auch die Buchdruckerkunſt, wurden dadurch weit nach Nord- und Mittelaſien hin verbreitet. Das goldene Reich (Kin) ward im Jahre 1231 eine Beute der Mongolen, welche nach einigen Jahrzehnten auch die im Süden jenſeits des Kiang herrſchenden Song vernichteten und ſich des ganzen großen chineſiſchen Reiches bemächtigten. Die Juen oder Mongolen ſind ſeit Menſchengedenken die erſten Fremden, welche vom Jahre 1280 bis 1368 ganz China beherrſcht, und, was niemals früher geſchehen war, dieſes Land mit dem Weſten von Aſien und dem Oſten Europa's in beſtändige, unmittelbare Verbindung gebracht haben. Es begleiteten die Mongolen auf ihren Eroberungszügen gen Weſten ganze Schaaren ihrer chineſiſchen Unterthanen, wie dieß namentlich der Fall war bei der berühmten Expedition des Hulagu (1253 f.), die uns ausführlich in den Geſchichtswerken des Mittelreiches beſchrieben wird. Auf Befehl des Mangu Khan wurden nämlich Hulagu auf ſeiner folgenreichen Expedition nach Weſten einige Cohorten chineſiſcher Artilleriſten beigegeben. Nach Perſien und Armenien hin, und ſo weit immer die Mongolen herrſchten gen Weſten und Norden, kamen bald in Begleitung der Unterkönige und Statthalter, welche im Namen des Chakan von Karakorum die unterworfenen Länder regierten, bald als Geſandte und Geſchäftsführer des Königs der Könige eine große Anzahl Chineſen, welche die erſten Stellen in den unterworfenen Reichen einnahmen, und Wiſſenſchaften und Künſte, namentlich die gedruckten Bücher, ſo wie das zahlreich curſirende Papiergeld ihres Vaterlandes, allenthalben bekannt machten. Der berühmte perſiſche Staatsmann und Geſchichtſchreiber Raſchid-eddin, welcher im Jahre 1247 geboren ward, und ſein großes hiſtoriſches Werk gegen das Jahr 1310 vollendete, ward dadurch in den Stand geſetzt, uns ausführlich und genau das Verfahren in den chineſiſchen Druckereien beſchreiben zu können. „Alle Bücher, die in Kataja oder China öffentlich ausgegeben werden, erzählt uns Raſchid-eddin, aus Hammadan, werden zuerſt ſehr ſchön geſchrieben, hierauf jede Seite des Manuſcriptes auf Platten gezeichnet, die von den Gelehrten ſorgfältig collationirt werden. Ward Alles richtig befunden, ſo bezeichnen die Gelehrten die Kehrſeite der Platten mit ihrem Siegel. Man übergibt dann dieſe Platten den Holzſchneidern, um ſie auszuſchneiden. Liegen alle Seiten eines Buches auf dieſe Weiſe fertig ausgeſchnitten da, ſo fügt man jedem Blatte ſeine Zahl hinzu. Das ganze Werk wird dann in Bibliotheken oder verſchloſſenen Schränken durch ſorgfältige und zuverläſſige Beamte gleichwie die Münzſtempel aufbewahrt. Dieſe Beamten verſchließen die Magazine, worin die hölzernen Tafeln ſich befinden, und legen ihr Siegel an das Schloß. Will nun Jemand ein Exemplar dieſes Buches haben, ſo geht er hin in das Magazin und zahlt eine gewiſſe Summe den Leuten, unter deren Aufſicht es geſtellt iſt. Dieſe nehmen hierauf die Platten hervor, bedrucken hiermit wie mit einem goldenen Siegel das Papier und geben es dann dem Käufer. Auf dieſe Weiſe wird für die Richtigkeit und Gleichheit der verſchiedenen Copien eines und desſelben Werkes geſorgt; es iſt unmöglich, daß die zahlreichen Exemplare eines Buches beſſer oder ſchlechter ſeyen, mehr oder weniger enthalten, als das Original, von dem ſie abgezogen ſind.“ Raſchid hat ſelbſt, wie er im Verlaufe ſeines Werkes uns berichtet, mit Hülfe chineſiſcher Dolmetſcher — er ſelbſt verſtand nicht Chineſiſch — zwei Abhandlungen, geſchrieben in der Sprache des Mittelreiches, ins Perſiſche überſetzt. Dieſelben Nachrichten leſen wir in der Beſchreibung Kataja's von Berketi, welche Andreas Müller von Greifenhagen unter dem Namen des Beidawi herausgegeben hat, die aber größtentheils bloß in Auszügen aus dem größern Werke Raſchids beſteht. Es wird dort ausdrücklich bemerkt, daß die Geſandten, welche zur Zeit des Gaſan Khan aus China nach Perſien kamen, viele chineſiſche Bücher mitgebracht haben.

Hin nach Karakorum, der alten Mongolenhauptſtadt, zwiſchen den Flüſſen Orchon und Tamir gelegen (ungefähr 47° 32′ 21″ n. Br. u. 13° 21′ 30″ w. L. von Peking), ſtrömten andrerſeits die Fürſten und Abgeordneten aller dem Chakan im Weſten von Aſien und im Norden Europa's unterworfenen, aller der um Schutz und Mitleid flehenden Staaten; es begegneten ſich hier der König der Armenier in Cilicien, die Großfürſten von Rußland, die Abgeordneten des Khaliphen und des Papſtes. Namentlich ſtanden während des 13ten und 14ten Jahrhunderts

die Päpſte und Könige von Frankreich in ununterbrochener Verbindung mit den Beherrſchern Aſiens. Papſt Innocenz VI ſendete bereits im J. 1244 den Minoriten Laurentius von Portugal, Johannes de Plano Carpin, und mehrere andere Franciscaner als Abgeordnete hin zu den Mongolen. So ſchickte Nikolaus III im J. 1278 Gerard von Prato, Antonius von Parma, Johannes de Sancta Agatha, Andreas von Florenz, Matthäus von Arezzo nebſt vielen andern Minoriten an den Mongolenfürſten Abaga. Im Jahre 1289 ging Johannes de Monte Corvino in Auftrag Nikolaus IV zu den Mongolen, und kam bis nach Canbalu, d. i. Canbalik, oder der Hauptſtadt des Chans (Peking). Johannes ſchreibt, daß er im J. 1291 in Indien bei der Kirche des heiligen Apoſtels Thomas geweſen, und von da nach Kataja gegangen wäre, wo er im J. 1303 angekommen iſt. Es war ſeine Abſicht, den Chan zum Chriſtenthum zu bekehren, was ihm aber, wie er offenherzig geſteht, nicht gelungen iſt; es wäre aber deſſen ungeachtet der Chan ſehr milde gegen die Chriſten geſinnt. Hier in Peking traf Johannes einen deutſchen Mönch, Arnold, aus der Kölner Diözöſe. „Ich habe nun," ſchreibt Johannes weiter (der Brief iſt vom 8 Januar 1305 datirt) „die Sprache und Schrift der Tataren vollkommen inne, und das ganze neue Teſtament und das Pſalterium in ihre Sprache überſetzt. Ich habe dieſe heiligen Bücher ſehr ſchön mit den tatariſchen Schriftzeichen abſchreiben laſſen, ich ſchreibe, leſe und predige ungehindert und gebe ſo ein offenes Zeugniß der Religion Chriſti." Der nachmalige Erzbiſchof errichtete eine Kirche zu Canbalik, er erbaute dabei einen Thurm, worin ſich drei Glocken befanden. Es wurden hierin ſechs Gemälde aufgeſtellt, Abbildungen des alten und neuen Teſtaments enthaltend, mit erklärenden Unterſchriften in lateiniſcher, perſiſcher und tatariſcher Sprache. Hundert und fünfzig Knaben wurden entweder von ihren Eltern oder von den Mongolen, die ſie zu Sklaven gemacht hatten, angekauft, im Chriſtenthum erzogen und im Lateiniſchen unterrichtet. Es befanden ſich damals mehrere Europäer in der Reſidenzſtadt des Mongolenfürſten, worunter Petrus de Luco Longo, als ein ſehr reicher Kaufmann, namentlich aufgeführt wird. Im J. 1307 kam Thomas von Tolentinum aus der Tatarei mit einem Schreiben von Johannes vom Februar des Jahres 1306 nach Avignon zurück, worauf Johannes zum Erzbiſchof ernannt und ihm von Clemens V ſieben Suffragan-Biſchöfe als Gehülfen hin nach dem äußerſten Oſten Aſiens nachgeſandt wurden. Dieſen folgten noch drei andere Minoriten im J. 1311. Auch Benedict XII ſandte im J. 1338 mehrere Franciscaner hin zu den Tataren, wovon einer Namens Johannes von Florenz im J. 1343 als Geſandter des Chans an den Papſt zurückgekommen iſt. Ueber die vielfachen Geſandtſchaften und Verbindungen der chriſtlichen Fürſten, und namentlich der Könige Frankreichs mit den Mongolen hat Remuſat Alles zuſammengeſtellt in ſeinen zwei lehrreichen Denkſchriften, welche in den Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris erſchienen ſind. Es befanden ſich überdieß während des 13ten und 14ten Jahrhunderts viele Europäer und vorderaſiatiſche Chriſten in Mittelaſien und China, um ſich entweder durch Handel oder Gewerbe Vermögen zu erwerben, oder auch, weil ihnen der Aufenthalt in der Heimath nicht geſtattet wurde. Dieß war namentlich der Fall mit einem Engländer, der auf ewige Zeiten aus ſeinem Vaterlande verbannt, Aſien nach allen Richtungen hin durchkreuzte, bis er endlich in die Hände der Mongolen fiel, die ſich ſeiner als Dolmetſcher bei ihren Geſandtſchaften an die chriſtlichen Fürſten bedienten. Dieſer Engländer ward im J. 1241 an König Bela von Ungarn geſandt, und forderte ihn auf, ſich den Mongolen zu unterwerfen und ihnen Tribut zu zahlen, ein Begehren, dem ſich Bela zu ſeinem und ſeines Volkes Leidweſen nicht fügen zu dürfen glaubte.

(Fortſetzung folgt.)

Beſchreibung von Sind.

(Fortſetzung.)

H a n d e l.

Der innere und äußere Verkehr von Sindhi war großen Veränderungen ausgeſetzt. Dieß Land iſt durch ſeine natürliche Lage zu einem ſehr beträchtlichen und vortheilhaften Verkehre beſtimmt, und es iſt eine ausgemachte Sache, daß unter der alten Hinduherrſchaft dieß ſtattfand; aber ſeit der Khalifenherrſchaft wurde derſelbe zerſtört, die Bevölkerung untereinandergeworfen, die Autorität, die dem Volke Ruhe und Vertrauen garantirte, gebrochen, und auf ihren Ruinen bildete ſich eine Ariſtokratie, die in politiſcher Hinſicht Sindhi beinahe wieder in die Barbarei zurückwarf; eine Lage, von der es ſich bis jetzt noch nicht vollſtändig erholt hat. Ein ſolcher Zuſtand war natürlich den Handelsverhältniſſen nicht ſonderlich günſtig. Wenn wir uns nach den Zeugniſſen, die noch gegenwärtig in Aſien und Europa exiſtiren, eine Vorſtellung aus der erſten Periode der obengenannten Zeiten machen wollen, könnten wir wohl mit Recht annehmen, daß der Handel Sindhi's mit Perſien und Arabien ſehr reich und ausgedehnt war, und daß Dibal, der Seehafen des Indus, die Waaren-Niederlage für Indien und Arabien war, und dem Land einen Grad von Wohlhabenheit und Glanz verſchaffte, der ſpäter nie wiederkehrte.

Es ſcheint, daß in der Periode, wo Sindhi dem Fürſten von Multan, Naſir-ed-Din-Kabatſchi, unterworfen und das Land unter ſieben tributpflichtige Herrſcher vertheilt war, über die Naſir nur eine unvollſtändige Obergewalt hatte, und während der ganzen Zeit der Unterwerfung unter die Samras große Zehler in der Regierung gemacht wurden. Ob wir gleich über den Zuſtand des Handels jener Zeit keine beſtimmten Nachrichten haben, ſo läßt ſich doch entſchieden ſagen, daß er nicht ſehr blühend war; denn abgeſehen von der innern Lage Sindhi's, muß die ganze oder theilweiſe Zerſplitterung der an Sindhi gränzenden Hinduherrſchaften die Handelsſpeculationen ganz beſonders geſtört haben.

Unter der Dynaſtie der Dſcham Samma bekam der Handel wieder ein befriedigenderes Ausſehen, und das Land verdankt es den ermuthigenden Bemühungen einiger Glieder dieſer Dynaſtie, wenn es ſich aus ſeinem klägſichen Zuſtande wieder einigermaßen herauswand. Auch die Herrſchaft der Arghun, die auf die Dſcham Samma folgte, war dem Gedeihen des Landes nicht entgegen; denn die Art, wie ſie ſich den Beſitz der Herrſchaft errungen, und die Umſtände, die aus einem Wechſel der oberſten Regierungsgewalt hervorgingen, feſſelten ihre Aufmerkſamkeit mehr an die militäriſchen Angelegenheiten, als an die Politik. — Alle Arten von Induſtrie fanden einen eifrigen Freund und Be-

schüßer an Mirza Isa Terkhan, und dieser Fürst nahm vor und nach seiner Erhebung zur obersten Gewalt einen sehr thätigen Antheil an den Handelsangelegenheiten. Er ließ die Seehäfen ausbessern, stellte die Ordnung her, und sparte weder Kosten noch Mühe, um den Transport der Waaren durch sein Land zu sichern und zu erleichtern.

Die nachfolgende Tyrannei und Thorheit Muhammed Khans, auf welche selbst kurze Zeit nachher die Vereinigung Sindhi's mit dem Reiche zu Delhi eintrat, schadeten dem Wohlstande der Provinz sehr. Unter Muhammeds Regierung war kein Unterthan in Sicherheit, der Einbruch der Truppen des Großmogul veranlaßte einen Krieg, der, trotz seiner kurzen Dauer, großes Unheil stiftete; dann kam ein jährlicher Wechsel der Subadars, welche die Abgaben pachteten und eine unbegränzte Gewalt hatten. Was auch ihre Zwecke und Projecte seyn mochten, so stimmten sie doch in Einem Ziel vollkommen zusammen, möglichst viel Geld zusammenzuraffen, was natürlich allen Gewerbsfleiß, und besonders die sichere und vortheilhafte Anwendung der Capitalien untergraben mußte. Unter der Herrschaft der Kathoras gewann der Handel bis auf einen gewissen Grad seine natürliche Wichtigkeit wieder; es wurde ein englisches Comptoir in Sindhi errichtet, das ohne Zweifel gegenseitige Vortheile brachte; damals war das Land abermals von einem Fürsten beherrscht, der im Stande war, seine Lage nach allen Richtungen hin zu verbessern; aber die Eifersucht und die engherzigen Rücksichten einiger Glieder dieser Familie, welche die Sicherheit der Personen und Güter der englischen Factorei gefährdeten, wurden Veranlassung, daß sie geschlossen wurde, und die erfreuliche Aussicht verschwand wieder. Das Comptoir, das auf einen Augenblick wieder hergestellt ward, wurde für immer aufgelöst in Folge einer bedeutenden Beleidigung, die dem Chef des Comptoirs zugefügt wurde.

Die gegenwärtige Regierung von Sindhi hat kein Mittel gespart, um diese Quelle ihrer Einkünfte zu zerstören, und sie verfolgt in dieser Beziehung die zweckmäßigste Politik; denn indem sie sich eines unverhältnißmäßigen Theils des Gewinns der Handeltreibenden bemächtigt, lähmt sie alle Handelsunternehmungen, ohne dafür wenigstens der Person Sicherheit zu verschaffen, oder gerechte und kräftige Anordnungen zum Schutze des Eigenthums der Unterthanen zu treffen. Wenn trotz der ungesetzlichen Plackereien und der übrigen Nachtheile, denen der Handel ausgesetzt ist, noch einige Geschäfte gemacht werden, so hat man dieß nur den Fortschritten zuzuschreiben, die der Handel in so vielen andern Theilen Indiens gemacht hat, wo die Einführung europäischer Waaren, Capitalien und industrieller Hülfsmittel günstige Erfolge hervorgebracht hat, und vielleicht muß man den Fortbestand des Handels in Sindhi größtentheils davon herleiten, daß man in den übrigen Theilen Asiens ein gerechteres und aufgeklärteres System angenommen hat, das nicht nur den dasselbe befolgenden Staaten unmittelbar, sondern auch allen Ländern zu gut kommen muß, die mit den erstern in irgend welchen, wenn auch nur mercantilischen Beziehungen stehen.

Die Hauptseehäfen sind Karatschi und Dharadscha; das erstere ist eine sehr alte Stadt, die, in den Puranas der Hindu, mit dem auch jetzt noch gebräuchlichen Namen Rambagh bezeichnet wird. Karatschi liegt unter 24° 5′ N. B. und 70° 16′ O. L. v. G. an einer Rhede oder Hafen am Eingang einer Bai, welche durch das Cap Monze gebildet wird. Die Stadt treibt lebhaften Handel mit Bombay, der Küste von Malabar und Arabien. Der Eingang des Hafens ist schmal, und zur Zeit der Ebbe steht das Wasser auf dem Hafendamme nur anderthalb Fuß hoch; bei den stärkern Fluthen jedoch können Schiffe bis zu 400 Tonnen vom September bis Mai eine Zuflucht daselbst finden. In den übrigen Jahreszeiten kann man sich der Bai nicht ohne Gefahr nähern. Ursprünglich gehörte Karatschi einem unabhängigen Fürsten, aber die Sindhier bemächtigten sich der Stadt; die jährlichen Einkünfte betragen ungefähr einen Lak Rupien; unter einer weisen und regelmäßigen Regierung würden sie beträchtlich gesteigert werden können. Die Schiffe, deren man sich daselbst am häufigsten für den Handel bedient, heißen Dhindschi, schwerfällige Fahrzeuge von 50 bis 200 Tonnen; sie können sich nur während eines günstigen Monsun auf dem Meere halten, denn bei stürmischem Wetter würden sie Gefahr laufen unterzusinken.

Dharadscha ist der Hafen von Thatta, derselbe mit dem früher angeführten Lahribender, der nahe bei dem gegenwärtigen Dharadscha liegt. Diese Stadt liegt ungefähr 20 Meilen über der großen Indusmündung, und dadurch für den Handel ganz vortheilhaft. Erst seit wenigen Jahren ist Schahbender von Dharadscha überholt worden, indem das erstere manche Wechselfälle durchmachte wegen der Unbeständigkeit des Flusses.

Die Hauptproducte Sindhi's sind Getreide, besonders Reis, Leder, Hausichtstoffen, Salpeter, Pottasche, Assafötida, Seiden- und Baumwollenstoffe, Pferde und Indigo. Eingeführt werden Datteln, Kokosnüsse, Eisen, Zinn, Blei und Kupfer.

Der Seehandel ist fast gänzlich in den Händen der Hindus, der Kasten Bhatti und Lohanna, welche beide alte Einwohner von Sindhi sind. Einige Moslems, die Memans, nehmen auch Theil an diesem Handel. Der Binnenhandel wird ohne Unterschied von allen getrieben, und überdieß hat sich in Sindhi eine zahlreiche Handelsgesellschaft in Multan festgesetzt. Die ansehnlichen Capitalien, über die sie verfügen, geben ihnen große Bedeutung. Sie sind die Hauptbankiers, und ihr Einfluß auf Regierung und Volk ist groß; der Handel von Sindhi ist auch sicherlich einer bedeutenden Entwicklung fähig.

Die natürlichen Vortheile dieses Landes sind sehr wichtig, besonders für den Verkehr mit europäischen Waaren. Eine kurze und leichte Fahrt führt zu den nördlichen Theilen Indiens und Persiens; Klima, Sitten und Gebräuche derselben nähern sich den europäischen, und darum findet auch zwischen ihren Bedürfnissen und Gewohnheiten und denen der Europäer eine größere Aehnlichkeit statt, als zwischen Europa und Südindien. Die schlechte Wirthschaft in den Regierungen der Provinzen läßt jedoch bis jetzt nicht hoffen, daß auf lange Zeit ein geordneter sicherer Zustand, der die zum Handel so nothwendige Wohlhäbigkeit und Vertrauen aufkommen läßt, zu Stand gebracht werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Truppen in dem Staat Audh, dessen Incorporation in die brittischen Besitzungen nicht mehr fern seyn kann, sind nun ganz von Officieren aus der englischen Armee befehligt, und Obrist Anquetil zum Oberbefehlshaber ernannt worden. Dieß ist wohl der nächste Schritt zur völligen Incorporation.

Ein Agent des Schahs von Persien ist mit reichen Geschenken und 40,000 Rubel Geld in Cabul angekommen, um Dost Muhammed zu einem Bündnisse mit dem Beherrscher von Iran zu vermögen. Dost Muhammed weiß nicht, wohin er sich wenden soll, und schwankt zwischen einem Bündnisse mit England oder mit Persien.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 97.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

7 April 1838.

Boden und Vegetation in Dalmatien.

Es gibt wenige Gegenden, welche in Beziehung auf den Boden und den Beſitz natürlicher Reichthümer, ſo wie auf maleriſche Lagen, ſo viele Vorzüge vereinen und mehr Mannichfaltigkeit darbieten, als Dalmatien. Daſſelbe theilt ſich in zwei Erdſtriche. Ein fettes, aus Mergel, Thon und ſchwarzer Kohle beſtehendes Erdreich bedeckt die ganze unermeßliche Landſtrecke vom Promma durch Much und den Moſor bis zum Fuße des Biocovo. Dieſes iſt der fruchtbarſte Theil des Landes. Das Gebiet an der Gränze von Imoſchy, minder fruchtbar als in der Nähe von Denis, Much und Siga, zeigt in den niedern Gegenden einen größtentheils aus rothem Ocer beſtehenden Boden, welcher bei geringer Cultur reiche Ernten und jede Gattung von Früchten erzeugen würde. Große Gebirgsketten durchziehen die Gegend von Norden nach Süden; die hauptſächlichſte, die einen Ausläufer an die türkiſche Gränze hin macht, zieht ſich von der Küſte gegen den Canal der Morlachen hin, wo ſie eine Höhe von 4 bis 5000 Fuß erreicht. Im Dinara bildet ſie ein abgeſondertes Gebirge, und wendet ſich gegen Bosnien, wo ſie ſich in den Alpen verliert; dem linken Ufer der Cettina (Cetinja) entlang verliert ſie hierauf unmerklich an ihrer Höhe, und theilt ſich weiter hin in viele Zweige. Im Dinara, dem höchſten Theile von Dalmatien, erhebt ſich eine Gebirgskette, welche ſich gegen die Swptaja-Berge hin ausdehnt, den 3000 Fuß hohen Promma hinter ſich läßt, das fruchtbare Thal des Much durchzieht, und ihren Lauf nach Süden bis zur Mündung der Cettina fortſetzt, wo ſie den Namen Moſor-Gebirge erhält. Die Gebirge, welche dieſen Stock bilden, und die ſich daranſchließenden Verzweigungen ſind der Biocovo, deſſen größte Höhe 5520 Fuß beträgt; der Buccovitza mit 3102 Fuß Höhe; die Tartar-Hügel mit 1568 Fuß Höhe; der Koſiah in den Karbangebirgen mit 2456 Fuß, und der hinter der kleinen freundlichen Stadt Spalatro gelegene Sweti-Jura, welcher 2135 Fuß hoch iſt. Die Flüſſe und Bäche, welche den Boden Dalmatiens befeuchten, ſind nicht ſehr zahlreich. Die bedeutendſten ſind die Zermagna, die Kierka, die Cettina und die Narenta, welche ſich von Oſten nach Weſten ziehen.

Jeder Ort, jede Lage dieſer ſchönen Gegend hat ſo zu ſagen eine ihr eigenthümliche Temperatur. In Raguſa und Cattaro iſt die Temperatur um zwei Centigrade heißer, als in dem Bezirke von Zara, welches an der türkiſchen Gränze in der Nachbarſchaft des Wellebit liegt, obgleich die beiden Städte kaum einige Meilen von jenem Bezirke entfernt liegen. An der Küſte von Dalmatien hin fällt der hundertgradige Thermometer im Winter nie tiefer, als zwei Grade unter Null. Nur die Winde, unter andern die Bora, welche im November weht, ſind zu fürchten. Die Bora weht über den Canal der Morlachen hin, und löst dabei von der Oberfläche des Meeres die ſalzigen Theilchen ab, welche ſie auf die Blumen und Gewächſe zerſtreut; hiedurch bedeckt er dieſe mit einer Art von weißem Thau und ſchadet ihrem Wachsthum, in den übrigen Monaten des Jahres, ſelbſt im December und Januar, iſt die Temperatur mild und warm. In den Gebirgen iſt der ſanfte Einfluß des Frühlings um vier Wochen ſpäter fühlbar, als in den niedern Gegenden; dann aber, gleich als hätte ſie Eile, das Verſäumte wieder einzuholen, ſieht man, wie ſich die Erde beinahe in einem Tage mit Blumen und Blättern bedeckt und ſchmückt; die ſchönfarbige Tuberoſe, die Narciſſe, der Lorbeer, der Maſtixbaum, die Tamarinde, das Geranium und die Glockenblume entfalten überall vor den Augen und zu den Füßen ihre Farbenpracht. Der Mai erzeugt die Orchideen, und unter ſeinem Einfluſſe bedecken ſich alle Geſträuche mit Blüthen; der Junius begünſtigt die Dolden und die zuſammen geſetzten Gewächſe; die Temperatur, welche in den niedern Gegenden um dieſe Zeit unerträglich iſt, bleibt im Innern der Gebirge mild und kühl; Regen fällt wenig, allein jede Nacht bringt Thau im Ueberfluß; außerdem ſetzen die fortwährend um die Gebirge gelagerten Wolken eine beſtändige Feuchtigkeit ab, welche der Erde und den Pflanzen Gedeihen ſchenkt.

Unermeßlich ſind die Hülfsquellen und Erzeugniſſe Dalmatiens: auf dem Raume einer Viertelmeile hat Viſiani fünf und zwanzig Pflanzen angetroffen, von denen in Deutſchland nur zwei exiſtiren; es werden daher wahrſcheinlich die Entdeckungen, welche wir bezeichnet haben, nur einen geringen Theil der Reichthümer ausmachen, welche das Land beſitzt, und

man wird das Verzeichniß bald durch eine große Anzahl neuer Pflanzen vergrößern können. Inzwischen kann man gegenwärtig, wie früher, die Gränze von Bosnien, so wie den Wellebit und den Bucovitza nicht ohne eine ſtarke Begleitung beſuchen. Nicht minder unſicher ſind die Gränzen von Montenegro und der Bezirk von Cattaro. Der Naturforſcher, welcher ſich in eine ſolche Unternehmung einläßt, muß darauf gefaßt ſeyn, weder ein Obdach, noch Waſſer, noch Brod zu finden, wenn er ſich nicht vor ſeiner Abreiſe mit Vorräthen verſorgt hat; er muß die Sprache der Morlachen kennen und ſprechen, und ſich mit guten Empfehlungen an die mächtigſten und einflußreichſten unter denſelben verſehen; unter dieſen Bedingungen, aber auch nur unter dieſen, werden ihm die Morlachen wichtige Dienſte leiſten. Einzelne dieſer Menſchen ſind, obwohl ſie unter freiem Himmel leben und gar keinen Unterricht genießen, in der That ausgezeichnete Botaniker. Man führt in dieſer Beziehung einen alten Panduren an, welcher im Jahre 1818 einen Hrn. Portenſchlager auf den Gipfel des Biecovo begleitet hatte; dieſer Mann hatte nach fünfzehn Jahren die Plätze, welche er mit dem Gelehrten beſucht, und die Pflanzen, welche dieſer daſelbſt geſammelt hatte, noch ſo deutlich im Gedächtniß, als wäre die Reiſe erſt vor einigen Tagen gemacht worden. Ihr Verſtand iſt lebhaft, geſchmeidig und faßt ſchnell. Man braucht ihnen nur ein Muſter einer Pflanze zu zeigen, welche man wünſcht, ſo iſt ihnen dieß hinreichend, um ſich dieſelbe zu verſchaffen. Die Botaniker, welche ſich den Gefahren, auf die man im Bezirk von Cattaro bei jedem Schritte ſtößt, nicht ausſetzen wollen, verſchaffen ſich das, was ſie ſuchen, gewöhnlich auf ſolche Art. Die Morlachen ſind äußerſt neugierig; wenn man bei ihnen ankommt, ſo drängen ſie ſich um einen und überhäufen einen mit Fragen, kaum aber haben ſie den Zweck der Reiſe erfahren, ſo beeilen ſie ſich ſchon, ihre Dienſte anzubieten. Dieſe Dienſte aber bezahlt man, bevor ſie entrichtet ſind, mit Pulver und Tabak; dann machen ſie ſich auf den Weg und bringen bald ihre Mützen mit Blumen, Heuſchrecken und Schmetterlingen gefüllt zurück. Ihre Gewandtheit, die Schlangen, Scorpionen und Eidechſen lebendig zu fangen, iſt außerordentlich; und dieſe Jagd führt niemals Unglück herbei, da jeder von ihnen von ſeiner frühen Jugend an diejenigen unterſcheiden lernt, deren Biß tödtlich iſt.

Die Buchdruckerkunſt in China und ihre Verbreitung nach Europa.

(Fortſetzung.)

Sehr groß war auch die Anzahl der gefangenen Chriſten in allen Ländern des öſtlichen Aſiens. Ruisbroeck, der im J. 1251 zu Karakorum war, traf hier viele Ungarn und Ruſſen, chriſtliche Bulgaren und Komanen, Armenier und Griechen, eine Frau aus Metz, die, in Ungarn gefangen genommen, hieher transportirt wurde und einen Ruſſen geheurathet hatte: dann Guillaume Boucher, einen Goldſchmied aus Paris, deſſen Sohn ſehr gut mongoliſch ſprach und als Dolmetſcher diente; er fand hier eine Menge Neſtorianer und ſyriſche Chriſten aus Damaskus, Niederländer und Deutſche; ſelbſt ein Engländer war damals in Karakorum anſäſſig. An dem Hofe Sartahs war ein Ritter des Tempelherren-Ordens, der ſyriſch, türkiſch und arabiſch verſtand. Wir wiſſen andrerſeits durch die officiellen Annalen des Mittelreiches, daß bei dem Untergange der Mongolen-Dynaſtie in China mehrere Europäer in der Hauptſtadt des Reiches lebten, worunter ein Kaufmann Nie-ku-lun oder Nikolinus namentlich erwähnt wird. Der Gründer der Ming-Dynaſtie hörte davon, ließ den Mann im J. 1372 unſrer Zeitrechnung vor ſich rufen, und ſendete ihn zurück mit folgendem Schreiben an den König der Franken.

„Als die Song-Dynaſtie (von 960 bis 1280) laſterhaft wurde" ſchrieb der Gründer der neuen Dynaſtie Ming, „ſo vertilgte ſie der Himmel, und die Juen oder Mongolen, die in Schamo (Gubi) ſich erhoben hatten, kamen nach China und regierten daſelbſt ungefähr hundert Jahre. Der Himmel fand ein Aergerniß an ihren Uebelthaten, ſtürzte ſie und nahm ſeinen Auftrag zurück. Es folgte dann ein Zeitraum der Verwirrung von achtzehnjähriger Dauer. Sobald ſich das Volk kräftig erhoben hatte, erhob ich mich auch, ein Privatmann, geboren rechts vom Fluſſe Hoei, um das Volk zu erretten, und den Auftrag des Himmels zu vollführen. Wir wurden vom Volk auf den kaiſerlichen Thron erhoben, und haben dem Reich den Namen Großes Licht oder großen Glanz (Tai ming) beigelegt. Seit dem Anfange der Periode, genannt Hong wu, oder der große Krieger, bis jetzt ſind vier Jahre verfloſſen. Ich habe zu allen fremden und Lehen-Reichen Beamte geſandt, um ihnen dieß durch mein kaiſerliches Ausſchreiben zu verkünden; euch Franken nur, fern im weſtlichen Ocean, habe ich es noch nicht wiſſen laſſen. Nun ſende ich euch euern Landsmann Nie ku lun; ich trug ihm auf, dieß bekannt zu machen und mein kaiſerliches Mandat zu übergeben. Obgleich ich hinter den frühern weiſen Herrſchern, die alle Welt erfreueten und durch Tugend beglückten, weit zurückbleibe, ſo kann ich doch nicht umhin, die Welt wiſſen zu laſſen, daß ich die vier Meere beruhigt habe, — aus dieſem Grunde ſende ich dieſes kaiſerliche Ausſchreiben."

Es iſt nicht denkbar, daß die vielen Europäer und aſiatiſchen Chriſten, welche theilweiſe, wie Marco Polo unter Chubilai, die höchſten Staatswürden im Mittelreiche bekleideten, es iſt nicht möglich, daß alle dieſe Gewerbs- und Kaufleute und Geiſtlichen, welche hin- und herzogen im Reiche der Mongolen gedankenlos vor dieſem ganz fremden Leben, vor allen dieſen neuen Künſten und Gewerben, deren ſich damals China erfreute, vorübergegangen ſeyn ſollten. Die wenigen Reiſenden, welche es der Mühe werth hielten, einen Bericht über ihre Abenteuer der Nachwelt zu hinterlaſſen, zeugen vom Gegentheile. Ruisbroeck beſchreibt uns genau die chineſiſche Charakterſchrift; er weiß, daß in dieſer Schrift ein einziges Zeichen, das aus mehreren Strichen beſteht, ein Wort, einen Begriff und manchmal auch einen ganzen Satz ausdrückt. Es fiel ihm auf, daß die Einwohner von Kataja wie die Maler vermittelſt der Pin-

ſel ſchreiben. Er kennt das Baumwollenpapier, die Münzen und das Papiergeld, worauf einige Zeichen eingedruckt ſind. In Betreff des Papiergeldes wird daſſelbe von Pegoletti Balducci, dem Geſchäftsführer des Handelshauſes Bardi in Florenz, während der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, und von vielen andern Reiſenden berichtet. Nun bedenke man, daß nicht bloß die Buchdruckerkunſt, ſondern auch viele andere Erfindungen im äußerſten Oſten Aſiens viel früher bekannt waren, als in den weſtlichen Ländern. Man weiß, daß den Chineſen ſeit den Zeiten der großen Dynaſtie Tſcheu nicht bloß die anziehende Kraft und die Polarität, ſondern auch das Abweichen der Magnetnadel bekannt war, — ſelbſt die Abplattung der Erdpole iſt ihnen nicht entgangen. Das Schachſpiel iſt ihnen wenigſtens ſeit dem vierten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung bekannt, und das Kartenſpiel war bereits im erſten Viertel des zwölften Jahrhunderts nach unſerer Zeitrechnung in allen Provinzen des Reichs verbreitet. Wenn man ſich nun erinnert, daß alle diejenigen Erfindungen, welche vorzüglich einen Abſchnitt machen zwiſchen dem Mittelalter und der neuern Zeit, nicht von den erleuchtetſten Männern des Weſtens, ſondern von gemeinen Leuten ausgingen, deren Namen und Herkunft häufig zweifelhaft oder ganz unbekannt iſt; wenn man bedenkt, daß alle dieſe Erfindungen entweder zur Zeit oder kurz nach der Mongolenherrſchaft in Aſien und Europa gemacht wurden, daß die Wanderung einzelner Werkzeuge, der Suan pan oder der chineſiſchen Rechenmaſchine, des Schachſpieles und eines großen Theils der beliebteſten und verbreitetſten Volksliteratur des Mittelalters von dem Oſten Aſiens nach Rußland und Polen, nach Deutſchland und den übrigen Reichen Europa's hiſtoriſch nachgewieſen werden kann: ſo wird man dann die von Paul Jovius, Mendoça und Andern ausgeſprochene Meinung, daß die chineſiſche Buchdruckerkunſt den erſten Anſtoß zur europäiſchen Typographie gegeben habe, nicht ſo unwahrſcheinlich finden. Es iſt die Meinung Mendoça's im 16ten Capitel des dritten Buches der erſten Abtheilung ſeiner Geſchichte des großen Reiches China, daß die Buchdruckerkunſt vom Mittelreiche über Rußland und Polen nach Deutſchland gekommen ſey; auch meint er, hätten wohl vom Süden her, durch die Kaufleute, welche mit Arabien über Aegypten den Handel betrieben, chineſiſche Bücher nach Deutſchland kommen können, die dann von Guttenberg nachgeahmt worden wären. Nun iſt zwar bekannt, daß die Buchdruckerkunſt erſt von Deutſchland aus, und dieß erſt ziemlich ſpät (gegen das Jahr 1564) in Rußland eingeführt wurde; deſſen ungeachtet iſt es doch möglich, daß vermittelſt der nördlichen oder ſüdlichen Verbindungsſtraßen zwiſchen Aſien und Europa chineſiſche, mongoliſche oder tibetaniſche Bücher ihren Weg bis nach Italien und Deutſchland hin hätten finden können, und daß dadurch ſinnreiche Köpfe auf den Gedanken gebracht worden wären, die chineſiſche Druckweiſe mit ſtereotypen Holzplatten nachzuahmen, und ſie zur Vervielfältigung kleinerer Werke und Gebete anzuwenden. So viel iſt wenigſtens ſicher und auch allgemein bekannt, daß die Anfänge der europäiſchen Typographie ganz ſo beſchaffen waren, wie wir oben die Art und Weiſe der chineſiſchen Buchdruckerkunſt geſchildert haben. Die vielen xylographiſchen Denkmäler, die ſich bis auf unſere Zeit erhielten, wie die ſogenannte Biblia pauperum und andere Werke, geben hierüber ein augenſcheinliches, unwiderſprechliches Zeugniß. Schon ein bloß oberflächliches Vergleichen dieſer alten xylographiſchen Monumente mit den chineſiſchen Druckwerken heutigen Tags gibt der Vermuthung Raum, daß die erſtern wohl nicht ohne allen Einfluß der letztern entſtanden ſeyn möchten. Sie gleichen durchaus ſchlechten Copien, die nach einem guten Originale angefertigt wurden. Mag dem nun aber ſeyn, wie da wolle, die Erfindung und der Guß beweglicher Typen, worauf doch jetzt bei der europäiſchen Druckkunſt Alles ankommt, wird — obgleich, wie wir im Vorhergehenden geſehen haben, ſchon unter der Dynaſtie Song in China etwas Aehnliches verſucht wurde — dieſe Erfindung, wenn auch Guttenberg wirklich ſeit dem Jahre 1438 mit beweglichen hölzernen Figuren gedruckt hätte, die den jetzigen Holztypen des Mittelreiches ähnlich geweſen ſeyn mochten, wird dem deutſchen Edelmann niemals ſtreitig gemacht werden können.

(Fortſetzung folgt.)

Foſſiles Mehl.

Es iſt in dieſen Blättern ſchon mehrmals von dem Bergmehl, das die Lappen in Zeiten des Mangels als Nahrungsmittel gebrauchen, die Rede geweſen; es wurde bemerkt, daß Hr. Retzius 19 Formen von Infuſorien darin fand. Jetzt hat dieſer Gelehrte an die ſchwediſche Akademie eine weiße, mehlartige Subſtanz geſendet, welche ſich in Weſter-Bottnien unter dem Schlamm auf dem Boden eines Sees in der Nähe der Stadt Umea findet, wo ſie eine Schicht von anderthalb Fuß Dicke bildet. Dieſes weiße Pulver, welches dem Bergmehl in Lappland ſehr gleicht, beſteht aus Rückenſchilden von Bacillarien. Die Bewohner des Landes brauchen es ebenfalls als Nahrungsmittel, indem ſie es mit gewöhnlichem Mehl vermiſchen. Es findet ſich an mehrern Orten Schwedens und in den Finnmarken, wo es von Nordenſkiold, dem Oberbergshauptmanne des Landes, erkannt wurde. Das Bergmehl von Finnland, welches Hr. Retzius zu unterſuchen Gelegenheit hatte, enthält dieſelben Arten von Thierchen, wie das ſchwediſche, aber in ſehr verſchiedenen Verhältniſſen. (Echo du Monde savant.)

Beſchreibung von Sind.

Einkünfte.

(Fortſetzung.)

Die Steuern werden in den verſchiedenen Bezirken von Sindhi auf verſchiedene Art erhoben. In einigen, beſonders den ſüdlichen, werden ſie in Naturalien abgetragen, in andern in Geld (Dſchamma). Im Allgemeinen verpachtet man die bewäſſerten Gefilde, während diejenigen, die je nach den Jahreszeiten geerntet werden, in Natura ein Drittheil, ein Viertheil, oft auch nur ein Fünftheil, je nach den an Ort und Stelle gemachten Schätzungen, bezahlen. Dieſe Tarife ſind nach der Berückſichtigung der Arbeit und der von dem Boden dem Anbau entgegengeſtellten Hinderniſſen beſtimmt. Die Steuerſätze, nach

welchen die Regierung die bewässerten Ländereien vermiethet, sind folgende:

Zuckerrohr, ein Biga,	12	Rupien	im	Jahr.
Tabak	—	7½	—	—
Küchengewächse	—	7½	—	—
Opium	—	21	—	—
Indigo	—	80	—	—
Getreide	—	6	—	—

Ein Biga ist ungefähr 40 Schritte ins Gevierte, mit Ausnahme des Biga's eines Indigofeldes, das zweimal so groß ist. Vergleicht man diesen Tarif mit dem des übrigen Indiens, so wird man ihn sehr mäßig finden. Dieß ist jedoch nur ein Nennwerth, den man dem Boden gibt, denn die Einziehung der Abgaben ist häufig habsüchtigen Pächtern überlassen, die den Betrag ihres Contractes bezahlen und sich dann auf Kosten des Bauern bereichern. Abgesehen von diesem Uebelstande, geschieht es sehr oft, daß die Regierung für den Unterhalt der Truppen große Getreidemassen erhebt, wenn sie eine militärische Expedition beabsichtigt, und in diesem Fall machen sich ihre Beamten keinen Scrupel daraus, die Hälfte aller Bodenproducte wegzunehmen, und überlassen es dem Pächter, sich mit den Bauern zu verständigen. Die gegenwärtigen Emirs haben die Gewohnheit, große Massen von Getreide aufzukaufen, das sie zugleich mit dem der Regierung gehörenden Getreide in Magazine niederlegen, wenn die Steuern nicht verpachtet wurden; dann verkaufen sie es später zu erhöhten Preisen an die Unterthanen, — eine Plünderung, deren üble Folgen sich schmerzlich fühlbar machen, und zwar um so mehr, da dieser Gebrauch aus Habsucht entspringt, das Geld aber, das man aus diesen Speculationen gewinnt, zu Gold und Kleinodien verwendet wird, die nur in den Schatzkammern der einzelnen Regierungsglieder aufbewahrt werden, und, da dieß alles reine Privatbeute, dieß Metall dem Umlaufe vollständig entzogen ist.

Ich habe Gründe zu glauben, daß sich die Einkünfte Sindhi's eher vermindern, als vermehren. Im Ganzen werden sie sich nicht über 5 Millionen Rupien belaufen. Man muß jedoch dieser Summe den Ertrag der Ländereien beifügen, welche die Fürsten als Dschaghir (Lehnsgüter) inne haben, zur Unterhaltung ihrer Vasallen und Lehnsleute, aus denen die Armee von Sindhi besteht; ebenso auch die Ländereien ganzer Stämme von Zemindars (Gutsbesitzer), die seit uralten Zeiten ihre Erbgüter zusammenhalten, und der Regierung weder an Geld, noch persönlichen Diensten irgend etwas leisten.

Auch muß man Ländereien und andere Finanzquellen in Betracht nehmen, die zur Aufrechthaltung der Seyids und anderer aus der mosleimitischen Religion sich herschreibenden geistlichen Einrichtungen auf die Seite gebracht werden. Es ist schwer, den Betrag dieser Einkünfte auf eine sichere Art zu schätzen; es gibt aber kein Land in Asien, das sich einer größern Anzahl Stiftungen dieser Art rühmen könnte. Man wird wohl nicht übertreiben, wenn man die ganze Summe auf ein Drittheil dessen anschlägt, was der Regierung eingeht. Viele dieser Einrichtungen gehen bis auf die Einführung des Islam zurück, und die übrigen sind fast alle älter als das vierte Jahrhundert dieser Zeitrechnung. Fast alle Araber, die zuerst in dieß Land kamen, erhielten Güterschenkungen. Obgleich berichtet wird, daß anfangs nur wenige ausgezeichnete Familien in das Land kamen, so scheint doch, daß in der Folge eine größere Zahl gekommen ist, um das Land zu sehen, und daß sie da blieben, als sie sahen, wie sehr man sie in Ehren hielt. Da sie mit den Stiftern ihrer Religion zusammenhingen, wurden sie mit ansehnlichen Geschenken für ihre Bemühungen, dieselbe fortzupflanzen, belohnt.

Ueber die Bevölkerung eines Landes läßt sich nicht wohl eine Meinung aussprechen, ehe man sie genau kennt; bis jetzt aber hat wohl kein Europäer in Sindhi Gelegenheit gehabt, genaue Nachrichten über diesen Punkt einzuziehen. Die Einwohner geben sich mit dieser Sache nicht ab, und die Details, die sie über dieselbe angeben, bedürfen somit gar sehr der Bestätigung. Heiderabad, die neue Hauptstadt, soll über 50,000 Einwohner enthalten, Thatta nicht ganz 20,000, und Karatschi, die Stadt, die den größten Handel hat, hat noch weniger. Man hat schon öfters die Bemerkung gemacht, daß die Ufer der großen Flüsse in den meisten Gegenden des alten Continents mit sehr dicht aneinanderliegenden Städten, Burgen und Dörfern besetzt sind, während alle Karten von dem Indus fast das Gegentheil zeigen; wenn sie aber auch allerdings nicht sehr zahlreich sind, und wenn auch unmittelbar an dem Ufer des Flusses keine Städte, selbst keine Flecken und Dörfer liegen, so darf man sie deßwegen doch nicht für unbewohnt halten. Viele Städtchen und Dörfer, deren Vorhandenseyn man gar nicht ahnt, sind im Innern zerstreut, und überdieß bemerkt man leicht, daß die Sitten und Lebensart der Bewohner mehrerer Bezirke von Sindhi dem Städteleben nicht sehr angemessen sind. Die Natur der Indusufer, die Unbeständigkeit seines Laufes, und die Gefahr, die sein jährliches Anschwellen verursacht, sind besondere Eigenthümlichkeiten dieses Flusses, welche die dünne Bevölkerung seiner Ufer erklärt.

Jeder Versuch, die Bevölkerung am Sindhi zu schätzen, ohne genaue Grundlage, die wir nicht haben, wäre ein nutzloses und unfruchtbares Geschäft; wenn ich aber auch geneigt bin zu glauben, daß dieß Land im Durchschnitt eine geringere Bevölkerung hat als Hindustan, so ist es doch auffallend, daß ein Land, in dem man sich alle Lebensbedürfnisse so leicht verschaffen kann, viel leichter sogar, als in irgend einem andern Theil Indiens, eine solche Menge von Abenteurern aller Art ins Ausland sendet, und eine solche Masse von Bettlern enthält, durch die es ganz berüchtigt ist. In den Bezirken, die von den Belutschen bewohnt werden, oder von den verschiedenen Nomaden- und Hirtenstämmen der Sammas, ist die Bevölkerung, wie man schon zum voraus erwarten kann, nicht sehr beträchtlich; in andern Gegenden jedoch ist Sindhi vielleicht nicht weniger bevölkert, als der größere Theil von Indien.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 31** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Russische Dichtungen.** Mitgetheilt von Tieck. — **De la Mennais.** — **Französische Historiker.** (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 98.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

8 April 1838.

Der Teich von Amſanctus.

Herr Keppel Craven theilt in ſeinen Ausflügen in verſchiedene Theile von Neapel (Theil II. Seite 218 ff.) Nachſtehendes über dieſen berühmt gewordenen Teich mit.

Der Teich von Amſanctus iſt in dem Lande unter dem minder claſſiſchen aber angemeſſenern Namen le Moffette bekannt;

> Est locus, Italiae medio, sub montibus altis,
> Nobilis et fama multis memoratus in aris,
> Amsancti Vallis etc.

dieſe Worte Virgils haben dem kleinen Tiefthal eine geheimnißvolle und faſt furchtbare Celebrität gegeben, die durch neuere Schriftſteller eher verſtärkt als vermindert wurde. Ich muß den Berichten von Augenzeugen glauben, von denen viele mich verſicherten, daß man ſich der Stelle nicht ohne Gefahr nähern könne. Swinburne, deſſen Wahrhaftigkeit ſich nicht bezweifeln läßt, behauptet, die aus dem Waſſer aufſteigenden ſchädlichen Dünſte ſeyen ſo dicht, und erſtreckten ſich ſo weit, daß er genöthigt geweſen ſey, eine nähere Unterſuchung aufzugeben. Giuſtiniani zählt in ſeinem geographiſchen Lexikon nicht weniger als ſechs Perſonen auf, eine Menge Thiere ungerechnet, die den peſtilenzialiſchen Ausdünſtungen zum Opfer fielen, ſo daß, ſelbſt wenn man einige Uebertreibung annimmt, doch ein gewiſſer Grad von Gefahr nicht in Abrede geſtellt werden kann. Wenn ich aber erwäge, wie leicht ich mich dem furchtbaren Schlunde nähern konnte, ſo muß ich annehmen, daß beſondere Jahreszeiten oder atmoſphäriſche Veränderungen die ſchädlichen Einflüſſe modificiren, vielleicht auch ganz neutraliſiren können. Unſer Führer, der mit dem Teiche bekannt ſchien, glaubte augenſcheinlich an die Gefährlichkeit der Ausdünſtungen, führte mehrere Beiſpiele von umgekommenen Thieren an, und als wir von einer Anhöhe herab auf einmal den Teich unter uns ſahen, beſchwor er uns, nicht weiter zu gehen; wir hielten auch wirklich an, um das mehr ſeltſame als furchtbare Schauſpiel zu betrachten.

Der See, wie man den Teich nennt, liegt am Ende einer engen Schlucht, deren eine Seite diejenige Reihe von niedern Hügeln bildet, auf der wir ſtanden, während die andere, die minder ſchroff abfiel, mit ſtarkem Unterholz bedeckt iſt. Eine quer überlaufende, ſteile Anhöhe ſchließt dieſes Engthal, und hat an ihrem Fuß eine längliche Spalte, von etwa 50 Fuß in der Länge und 30 in der Breite, welche beim erſten Anblick einem mit glühendem Blei gefüllten Keſſel gleicht. Schon in einiger Entfernung hatte man uns auf den Dunſt aufmerkſam gemacht, der in einer dünnen Rauchſäule über der Stelle ſchwebte; aber als wir näher kamen, verſchwand dieſe, wahrſcheinlich weil eben die Sonne in voller Klarheit ihre Strahlen herabgoß. Der ſchroffe Abhang längs dem Keſſel hin iſt völlig von Vegetation entblößt, während das entgegengeſetzte Ufer, auf dem wir ſtanden, flach und in geringer Entfernung vom Teiche mit Büſcheln von Binſen und rauhem Graſe bewachſen iſt. Mein Begleiter ſuchte eine Steinflaſche an einem Strick hinab zu laſſen, um ſie mit dem Waſſer zu füllen, es wollte aber nicht gelingen, und die Aengſtlichkeit unſeres Führers hielt uns ab, näher hin zu gehen; inzwiſchen aber kamen unſre Eſeltreiber, die zurück geblieben waren, näher und erklärten, ſie hätten oft aus dem Teiche Waſſer geſchöpft, was ſie auch jetzt thaten. Der Geruch, als wir näher traten, war mehr ſtechend, ammoniakaliſch und zum Theil ſelbſt wohlriechender als oben, und ich konnte ganz ungehindert athmen, außer wenn ich den Kopf der Erde ſehr näherte, ſo daß ich glaube, daß das hier entwickelte Gas von derſelben Art iſt wie das in der Grotta del Cane bei Neapel.

Der bröckliche Boden nahe am Rand machte es nicht rathſam, uns dem Waſſer ganz zu nähern, und in der That ſtanden wir auch auf einer Art Kruſte von keiner ſonderlichen Dicke, unter welcher das Waſſer ſich ausdehnte, und die vermuthlich auch manchmal überſtrömt war.

Die dunkle Farbe des Waſſers iſt eine Folge ſeiner Unruhe, die längs dem ſteilen Ufer ſtärker iſt als an dem entgegengeſetzten flachen Rande; die ganze Oberfläche aber iſt in einem Zuſtande fortdauernder Bewegung, und wirft Theile ſchwarzen Thons aus, der ſich mit dem Waſſer vermengt und es dunkel und dick macht; füllt man aber Waſſer aus dem Teich in eine Flaſche, und ſtellt dieſe in Ruhe, ſo ſchlägt ſich der Thon

nieder, das Waſſer wird klar und geſchmacklos und von eiſiger Kälte. Dieſer letzte Umſtand muß anfangs am meiſten in Erſtaunen ſetzen, denn nichts ſcheint unerklärlicher, als daß der umliegende Boden ſo heiß iſt, daß Niemand mit bloßen Füßen einige Minuten darauf ſtehen könnte, daß er einen vulcaniſchen Dampf ausſtößt und daß das Waſſer unaufhörlich aufkocht, und doch bei der Berührung völlig kalt iſt. Alles dieß läßt ſich indeß durch die Annahme erklären, daß das Gas, das ſich aus dem Grunde des Reſervoirs losmacht, die anſcheinende Gährung verurſacht, und wenn dem ſo iſt, ſo verliert es viel von ſeinen ſchädlichen Eigenſchaften, und nicht die Dünſte, die aus dem Waſſer, ſondern die aus der Erde aufſteigen, ſind gefährlich.

Die unruhige Oberfläche macht es unmöglich, die Tiefe genau zu erforſchen, durch mehrere Umſtände aber wird es wahrſcheinlich, daß dieſelbe gegen das flache Ufer hin ſehr unbedeutend iſt, und vermuthlich nirgends über 6 Fuß beträgt. Die Sage von einer unergründlichen Tiefe iſt eben ſo unrichtig als die, daß kein Vogel darüber hinfliegen könne. Auf die geflügelten Inſecten aber äußert der Dunſt wirklich eine tödtliche Wirkung, denn der ganze Boden auf einige Entfernung umher war mit unzähligen todten Schmetterlingen von einer ſehr ſchönen gelben Farbe bedeckt. Nicht minder erſtaunten wir über die durchdringenden Eigenſchaften des Gaſes, das ſich zwar in der offenen Luft leicht verflüchtigte, aber alles Metall an unſern Kleidern und in unſern Taſchen ſchwärzte, und nicht nur dem Innern unſrer Uhren eine trübe Farbe gab, ſondern ſie auch in ihrem Gange aufhielt.

Das Waſſer hat keinen ſichtbaren Abfluß, aber etwa 50 Schritte von dem Rande des Teiches hat ſich eine kleine Schlucht gebildet, durch die ein ſchwaches Bächlein hinabrinnt; dieß Waſſer hat zwar ein ganz anderes Ausſehen, iſt auch nicht mehr thonig, ſondern nur mit einem gelben Häutchen bedeckt, ſoll aber nach der Angabe der Anwohner dieſelben Eigenſchaften haben, wie das Waſſer des Teiches. Eine halbe Stunde weiter hin wird es in einem großen Reſervoir geſammelt, gereinigt, und nach den Bädern in einem benachbarten Dorfe Villa Maina geführt, welche im Sommer wegen ihrer guten Wirkungen in Haut- und andern chroniſchen Krankheiten beſucht ſind.

Die Buchdruckerkunſt in China und ihre Verbreitung nach Europa.

(Fortſetzung.)

Aus den Staatsbeamten aller Claſſen, den Kaiſer mit eingerechnet, und aus den Lehrern an den öffentlichen Schulen ſind von jeher alle Literatoren und Schriftſteller China's hervorgegangen. Auferzogen in den Grundſätzen der Tugend und Weisheit, wie ſie im Lande des Jao und Schun verſtanden werden, werden Handel und Gewerbe wenig von ihnen beachtet. Man ſucht deßhalb häufig vergebens in den bändereichen Werken der chineſiſchen Literatur, um die Entſtehung oder Ausbildung einer Erfindung, einer mechaniſchen Vorrichtung oder eines Gewerbes kennen zu lernen. Es gehen deßhalb in dem ſchreibſeligen China wie in den Zeiten des europäiſchen Mittelalters Künſte verloren, die dann ſpäter von neuem wiederum erforſcht oder erfunden werden müſſen. So ging die Erfindung, Porcellan zu fabriciren, viermal verloren im Mittelreiche. Aller Mühe ungeachtet war es unmöglich, in den mir zugänglichen zahlreichen Werken der chineſiſchen Literatur Nachrichten aufzufinden über das Gewerbe der Buchhändler und über die Art und Weiſe, wie ſie ihre Geſchäfte betreiben. Wir müſſen uns hier deßhalb auf das beſchränken, was ich in Canton ſelbſt geſehen, theils von Andern erfahren habe.

Die größten Druckereien im Lande ſind zu Peking, Nanking und Nan tſchang fu, der Hauptſtadt des Departements Kiang ſi. In den beiden letztern Orten druckt man bloß chineſiſche Werke; zu Peking erſcheinen auch Bücher in der Sprache und Schrift der Mandſchu, Mongolen und Tibetaner, wahrſcheinlich auch in der der Koreer und der türkiſchen Bewohner der kleinen Bucharei. Es werden hier Wörterbücher in all den Sprachen der Völker gedruckt, welche mit dem chineſiſchen Reiche in Verbindung ſtehen, oder um in der Sprache des Mittelreiches zu reden, ſich China tributpflichtig bekennen. Ich ſah Vocabulare in der ſiameſiſchen und birmaniſchen Sprache, welche zu Peking gedruckt waren; ein chineſiſch-ſiameſiſches Exemplar einer nach Materien geordneten Wörterſammlung befindet ſich auch in der chineſiſchen Bücherſammlung zu München. Dieſe Wörterbücher ſind für die officiellen Dolmetſcher beſtimmt, deren in der Hauptſtadt mehrere bei dem kaiſerlichen Ueberſetzungshofe angeſtellt ſind, welche die Verordnungen und Geſetze aus dem Chineſiſchen in die betreffenden Landesſprachen der dem Himmelsſohne unterworfenen Völker überſetzen, damit ſie dann bekannt gemacht werden könnten. In allen Departementalſtädten, ſo wie in vielen Diſtrictsſtädten gibt es überdieß viele Druckereien, worin die gewöhnlichen Haus- und Schulbücher, geringe Ausgaben der claſſiſchen Werke und Wörterbücher, Romane und Volkslieder, ſo wie Alles, was ſich auf die Geſchichte, Geographie, Topographie und die andern Verhältniſſe des Departements bezieht, gedruckt werden. Es iſt überdieß den Buchdruckern ſtrengſtens verboten, abgekürzte oder verſtümmelte Ausgaben der Claſſiker zu drucken; werden ſolche Ausgaben entdeckt, ſo ſollen ſie confiscirt und vernichtet werden. Eben ſo iſt verboten, ſehr kleine Ausgaben der Claſſiker zu drucken, damit man ſie nicht in den Aufſchlägen der Kleider verſtecken und ſo heimlich in die Examinationsſäle, wo die ſchriftlichen Arbeiten, die gewöhnlich um die Erklärung einer ſchweren Stelle der alten Schriften ſich drehen, heimlicherweiſe bringen könne; denn hier ſoll jeder aus ſeinem eigenen Gedächtniſſe, aus ſeinem eigenen Geiſte ſchöpfen und der Hülfe der Bücher nicht bedürfen. Die Ausgaben der Winkelpreſſen in den Diſtrictsſtädten ſind auf geringerem Papier gedruckt; die Charaktere ſind gewöhnlich ſchlecht geſchnitten, und es finden ſich darin viele Druckfehler. Dieß ſey, wie mir berichtet wurde, vorzüglich da der Fall, wo die Frauen das Holzſchneidergewerbe ausüben.

Der chineſiſche Staatscultus kennt bekanntlich neben ſeinen claſſiſchen Schriften, die bloß Moral lehren, keine Religions-

bücher im eigentlichen Sinne des Wortes, welche durch irgend eine höhere Einwirkung den Menschen mitgetheilt worden wären; solche Bücher besitzen aber im Gegentheile die Buddhisten und Tao sse in Menge. Beinahe sämmtliche Werke der Anhänger dieser Religionen werden entweder Göttern oder inspirirten Menschen zugeschrieben. Diese Schriften werden nicht in den gewöhnlichen Druckereien, sondern in den Klöstern dieser Religionen aufgelegt. Buddhisten und Tao sse geben auch ihre Bücher keinem Buchhändler in Commission, sondern von Seite des Abts oder Priors eines Klosters erhält gewöhnlich einer der Geistlichen den Auftrag, dem Bücherwesen vorzustehen und die von den Kauflustigen verlangten Exemplare für einen bestimmten Preis, der in den buddhistischen Klöstern gewöhnlich sehr gering ist, abzulassen. Die Buddhisten halten es nämlich, gleichwie die christlichen Missionare, für ein sehr verdienstliches Werk, ihre Religionsbücher um weniges Gold zu verkaufen, oder ganz zu verschenken, damit die heilbringende Lehre ihres Stifters Schakiamuni in allen Ländern der Erde verbreitet werde. Es treten deßhalb gewöhnlich mehrere Gläubige, Geistliche und Laien, zusammen, welche die Kosten des Druckes der heiligen Bücher dieser weit verbreiteten Religion bestreiten. Die Namen der Wohlthäter und die Summe, welche sie spendeten, werden immer auf der letzten Seite der auf diese Art herausgegebenen Schriften aufgezählt. Man machte mir deßhalb gar keine Schwierigkeiten, als ich während meines Aufenthalts in Canton eine Sammlung aller der in den Klöstern gedruckten oder vorhandenen buddhistischen Schriften kaufen wollte. Es waren im Ganzen nahe an 380 Bände, und ich bekam diese, zur Religions- und Culturgeschichte Asiens so höchst wichtige Collection für eine verhältnißmäßig sehr geringe Summe. Der Abt des Klosters der Tao sse sträubte sich anfänglich, mir Exemplare der Bücher seiner Religionsgenossen abzulassen. „Man könne Ungläubigen die heiligen Schriften des Lao, Lin und Tschoang nicht in die Hände geben," — so lautete die erste Antwort, welche mein chinesischer Büchercommissionär aus dem Tao-Kloster zurückbrachte. Ich hieß ihn hierauf nochmals hingehen, um in meinem Namen zu erklären, daß ich Lao, Lin und Tschoang sehr hoch halte und ihre Schriften gut bezahlen werde. „Nun, so wolle man sie mir um diese und diese Summe überlassen, und zwar aus besonderer Gnade; denn mit diesen Büchern in der Hand könne man thun und werden, was man wolle. Man könne Teufel austreiben, alle Krankheiten heilen, reich werden, fliegen, schwimmen und dergleichen Wunderdinge mehrere verrichten, — nur müsse man unbedingt glauben an das, was in diesen Büchern steht." Der für die Schriften der Tao sse verlangte Preis war aber so unmäßig hoch, daß ich entrüstet zu meinem Commissionär sagte: daß mir die Teufeleien, die Dummheiten und der Aberglaube der Anhänger des Tao, oder des sogenannten rechten Weges schon hinlänglich bekannt wären, — ich wolle von nun an von dem Abte und seinen Büchern nichts mehr wissen. Es dauerte keinen Tag, und es wurden mir alle Bücher des Tao sse um einen Spottpreis angeboten, wofür ich sie dann natürlich auch alsbald ankaufte. Aus dieser Sammlung ist das tiefsinnige Werkchen über den ewigen Geist und die ewige Materie entnommen, welches sich im Originale und in der Uebersetzung in meinem Lehrsaale des Mittelreiches abgedruckt findet. Dieses Werkchen glaubte Hr. Julien zu Paris, der das Chinesische, in so weit man eine Sprache aus dem Wörterbuche und der Grammatik erlernen kann, so ziemlich gut versteht, von China aber, von chinesischer Literatur und Philosophie keine Ahnung hat, nochmals, und zwar anders, übersetzen zu müssen. Jede wörtliche Uebersetzung einer philosophischen Schrift ohne Berücksichtigung des Zusammenhanges und des Systems, das ihr zu Grunde liegt, wird aber, wie jeder leicht einsieht, nothwendig die fruchtreiche Mutter vieler Mißverständnisse und mannichfachen Unsinns.

(Fortsetzung folgt.)

Nachgrabungen bei Valenciennes.

Die Gesellschaft für Nachgrabungen bei Bavai und Famars hat im Weichbilde von Valenciennes einen unterirdischen Weg entdeckt welcher von Famars ausgeht und wahrscheinlich gegen Bavai sich wendet. Er ist von ganz solider römischer Bauart, und man steigt auf 55 bis 40 wohlerhaltenen Stufen hinab; der Eingang ist 5 Fuß weit. Das Comité der Gesellschaft steht auf dem Punkt, eine Uebereinkunft sowohl mit dem Eigenthümer des Feldes, wo der Eingang ist, als auch mit denen zu treffen, unter deren Besitzthum der unterirdische Weg wahrscheinlich durchführt. Die Nachgrabungen werden indessen auf dem Gebiete von Famars mit der größten Vorsicht betrieben: seit dem 17 März gräbt man einen Boden auf, wo man schon über hundert Münzen gefunden hat; sechs derselben sind von Silber, darunter eine von Aquilia Severa, der Gemahlin Heliogabals. Unter den Bronzemünzen sind zwölf wohlerhaltene und sehr seltene gallische. (Französische Blätter.)

Beschreibung von Sind.

(Fortsetzung.)

Charakteristik der Eingebornen.

Die Sindhier sind im Durchschnitt kräftig und stark, ihre Gesichtsfarbe gleicht dem der Bewohner des westlichen Indiens. Personen höhern Rangs sind sehr fett, was sprüchwörtlich geworden ist. Diese Körperbeschaffenheit gibt hier zu Land noch mehr als im übrigen Asien ihren Besitzern Ansehen und das Prädicat von Schönheit. Auch unterstützen Reiche und wer einen hohen Rang in der Gesellschaft einnimmt, so viel ihnen möglich ist, den Hang zur Corpulenz durch Müßiggang, durch eine gewisse Diät und alle sonstigen erdenklichen Mittel. Die Beluschen und viele Sammas haben in hohem Grade jüdische Physiognomien, die sich sehr von denen der übrigen Einwohner unterscheiden. Jene haben ein längliches Gesicht, Adlernase, gebogene Brauen, hohe Stirne und ausdrucksvolle Augen. Es ist ein schönes Volk, wenn man nach der Aussage mehrerer Personen, die das Land durchreist haben, und nach dem Aussehen der Eingebornen beiderlei Geschlechts, die ich an den Gränzen sah, urtheilen will.

Die Hindus in Sindhi gleichen ihren Landsleuten, die in den Städten der Westküste wohnen, ausgezeichnet; im Allgemeinen aber sind sie an Kleidern und an ihrem Leibe viel schmutziger als Letztere.

Wie die übrigen Gegenden Indiens, so enthält auch Sindhi zwei Gattungen von Einwohnern, die sich in ihrem Charakter gänzlich von einander unterscheiden; die Soldaten einerseits, Kaufleute und Bauern andererseits. Die Soldaten, wozu wie sämmtliche Belutschen-Stämme, die zugleich mit vielen alten, jetzt mit verschiedenen Namen belegten Zemindars nach Sindhi gekommen sind, rechnen, sind eifersüchtig, stolz, bösartig und niederträchtig; doch ist ihr Charakter merkwürdig durch eine Gutmüthigkeit, die doch in ihnen ist, und die in den untern Classen, die keine Erziehung genießen, an Albernheit und Stumpfheit gränzt. Man muß jedoch billig fragen, ob diese Sanftmuth des Charakters nicht vielmehr Verstandesträgheit, als eine gute Gemüthseigenschaft zu nennen ist, denn einmal gereizt, bleibt der Sindhier in seinem Zorn und verzeiht nicht. Die Niederträchtigkeit und Spitzbüberei dieser Menschenclasse ist sprüchwörtlich, und die Neigung zum Stehlen ist so stark und natürlich bei ihnen, daß selbst Menschen, die sonst nicht übel berüchtigt und in einer behaglichen Lage sind, sich nichts daraus machen, nächtliche Diebstähle zu begehen, oder ihre guten Kleider auszuziehen und mit einem Bettelsack auf den Schultern meilenweit in der Umgegend um Almosen zu betteln. Der sindhische Soldat, wie die ganze Volksclasse, aus der er genommen ist, hat einen natürlichen Hang zum Bettel und Diebstahl, und sein Ruf erleidet keinen Makel, wenn er sich dem einen oder andern dieser Gewerbe hingibt.

Die Kaufleute, seyen es Hindus oder Moslems, sind eine ganz andere Art von Leuten. Sie sind eben so arbeitsam, als die andern träg, und scheinen nur ihrem Gewerbe zu leben. Sie vernachlässigen sich selbst und ihre Bequemlichkeit, um mit desto mehr Eifer ihren Geschäften nachzugehen; sie zeichnen sich zwar nicht durch Ehrlichkeit aus, aber sie sind unternehmend, und ertragen schweigend die Plackereien und den Druck der Gouverneure.

Wenn die Sindhier großentheils, wo nicht ganz, alle Laster der übrigen Asiaten an sich haben, so haben sie nur wenige oder gar keine ihrer Tugenden. Die Unwissenheit, in der die Mehrzahl des Volkes versunken ist, übersteigt alle Begriffe. Es gibt vielleicht auf der ganzen Erde kein Volk, das den Gebrauch der Schrift so wenig kennt, und so wenig daran denkt, sich zu unterrichten. Der Unterricht in der Religion beschränkt sich auf die Saids und die Pirsadehs, und die ganze Weisheit von neun Zehntheilen dieser Leute beschränkt sich auf das Hersagen einiger oft vorkommenden Gebete und Koranstellen.

Ihre Bigotterie, ihre Anmaßlichkeit und ihre Selbstliebe kommen ihrer Unwissenheit gleich. Hr. N. Crow, ein geistvoller Mann, der durch langen Aufenthalt in Sindhi vielfache Gelegenheit hatte, sich eine klare Ansicht über diesen Gegenstand zu bilden, hat mit Wahrheit und großer Genauigkeit im Ausdrucke gesagt, daß in Sindhi nur für die Fortpflanzung des Glaubens ein Eifer bestehe, Muth nur, um Feste zu feiern, Freigebigkeit nur, um müßiggängerische Saids zu mästen, und Geschmack nur für die Verzierung alter Grabmäler. Dieß Gemälde zeigt in kurzen Zügen mit treffender Wahrheit den Charakter der Moslems und den Zustand der Gesellschaft in Sindhi.

Unter mehrern schlechten Eigenschaften schreibt man den Sindhiern Treulosigkeit als Nationallaster zu. Doch muß auf der andern Seite gesagt werden, daß ungeachtet der vielen Mordthaten, welche in Sindhi vorfallen, und die natürlichen Begleiter einer militärischen Regierung sind, die sich noch wenig über die Barbarei erhoben hat, die Eingebornen dieses Landes weit weniger sich dazu hinneigen, als ihre östlichen und nördlichen Nachbarn. Die Sindhier, besonders die Belutschen, haben einen hohen Begriff von der Gastfreundschaft und ihren Pflichten, die nur selten von Leuten verletzt werden, welche noch nicht durch Ehrgeiz verdorben sind, und welche die ursprünglichen Sitten noch nicht verloren haben durch Einmischung in Hofintriguen und Aemterjagd. Die Belutschen hegen auch große Achtung vor ihren Lebensgefährtinnen, die auf ihren Geist und ihre Handlungen großen Einfluß üben. Man kann überzeugt seyn, daß sie jedem Act oder Vertrag ihre Zustimmung geben, wenn ihre Frauen beistimmen, und man kann auf Urkünfte dieser Art weit sicherer zählen, als wenn sie auf den Koran geschworen hätten.

Kein Land in Asien sendet im Verhältnisse zu seiner Bevölkerung so viel Gesindel und Vagabunden über die Gränze, wie Sindhi. Alle Nachbarländer sind mit einer Menge von Tagedieben überschwemmt, die bald Soldaten, bald Bettler und Diebe sind. Zu faul, um sich durch Arbeiten einen ungenügenden Unterhalt zu verschaffen, was mitten in einem fruchtbaren Land, ohne daß man den Grund recht einzusehen vermöchte, das Loos der Mehrzahl der Einwohner zu seyn scheint, greifen sie, um leben zu können, auch in der Fremde zu den genannten Mitteln. Als Söldner der westlichen Staaten Indiens haben die Sindhier den ersten Rang nach den Arabern, die sich neuerdings durch einen zwar muthigen, aber erfolg- und zwecklosen Widerstand gegen die englischen Truppen bemerklich gemacht haben.

Der Sold, den der sindhische Soldat bei den Mächten, in deren Dienst er ist, bezieht, ist 6 bis 8 Rupien des Monats. Er ist persönlich tapfer, aber im Treffen hat er weniger kaltes Blut als der Araber, und er hat nicht mehr Ehrgefühl als der indische Soldat. Im Angriff ist der sindhische Soldat muthig, doch macht er sich weniger daraus als andere Soldaten, dem Handgemenge den Rücken zu kehren. Er unterscheidet sich sehr von den arabischen Truppen durch seine abgeschmackten Prahlereien, und durch die Unregelmäßigkeit und Gemeinheit seiner Aufführung, indem er nicht, wie der arabische Soldat, durch so strenge Disciplin gebunden ist, die ohne Zweifel dazu beigetragen hat, den Indiern die hohe Meinung von den militärischen Talenten des letztern Volkes zu geben.

Die kriegerischen Stämme von Sindhi sind im Allgemeinen im Gebrauche des Gewehrs sehr geübt; von Kindheit an werden sie daran gewöhnt, was ihnen eine Nationalleidenschaft für den Krieg beibringt. Den Säbel betrachten die Sindhier als eine Nationalwaffe; obgleich aber die sindhischen Säbel sehr berühmt sind, so würde doch der militärische Ruf des Landes sicherlich nicht so hoch stehen, wenn er nur diesen Grund hätte. Die Feuerwaffen machen unbestreitbar die natürliche Stärke der Sindhier aus, und es ist nur Stolz und Prahlerei, wenn sie sagen, ihr Säbel sey unwiderstehlich. Als Soldaten zeigen sie eine bemerkenswerthe Ruhe, Treue und Ausdauer; aber es fehlt ihnen durchaus an der Ehrenhaftigkeit, die mit dem militärischen Charakter fast immer verbunden ist, und es kommt ihnen nicht darauf an, im eigenen Lager zu stehlen, wenn es ungestraft möglich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Nach den Zeitungen aus Canton bis zum 16 September v. J. verfahren die chinesischen Behörden fortwährend mit wachsender Strenge gegen den Opiumhandel, und die Opiumschiffe mußten sich fürs erste entfernen, wenn nicht aller Handel aufhören sollte.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 99.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

9 April 1838.

Vegetationsverhältniſſe in Paraguay.

(Aus Rengger's Reiſe nach Paraguay.)

Wenn man den Parana hinauf oder herabſchifft und in Paraguay ſelbſt bemerkt man einen großen Unterſchied im Zeitpunkte der Entwicklung der Gewächſe, je nach dem verſchiedenen Breitengrade, wo dieſelben ſtehen.

Man kann in Paraguay die Zeit des Sommers und die des Winters an einer leichten Aenderung im Grün der Bäume, das im Allgemeinen hier ziemlich dunkel iſt, unterſcheiden. Auch findet man weniger Blumen im Winter, und, wenn die nämliche Pflanze zweimal des Jahrs blüht, ſo wird die Winterfrucht nie ſo gut wie die Sommerfrucht, und bleibt bei einigen, wie bei den Pfirſichen, zwergartig. Die europäiſchen Pflanzen dagegen blühen und gedeihen eigentlich nur im Winter; die Sommerhitze iſt für ſie zu groß und bringt bei verſchiedenen Blumen eine Ausartung hervor, was ſogar bei einigen Thieren der Fall iſt. Pflanzen, die in Europa einjährig ſind, werden hier perennirend, wie der Spargel, verſchiedene Kohlarten u. ſ. w.

Nach meinen Beobachtungen nimmt die Feuchtigkeit und mit ihr die Mannichfaltigkeit der Vegetation immer mehr ab, je höher man auf den drei Abdachungen, aus denen Paraguay beſteht, hinanſteigt. Beinahe das ganze Jahr hindurch trifft man in Paraguay Blumen an, doch nie ſo viele auf einmal, wie bei uns im Frühlinge. Auch iſt die Vegetation nie ganz erſtorben; zur Zeit der größten Sommerhitze ſehen die Felder wohl ziemlich verſengt aus, allein die häufigen Gewitterregen erfriſchen ſie bald wieder. Ebenſo nehmen die Grasebenen, wenn des Winters ſich einigemale Reif einſtellt, was jedoch ſelten geſchieht, eine gelbe Färbung an, die übrigens auch im Herbſte nie ganz fehlt, wenn die Halme der Gräſer abdorren. Dieſe erreichen oft die Höhe von mehreren Fußen, und das Geſchlecht Stipa kommt am häufigſten darunter vor.

Man erkennt von weitem die Ufer der Bäche und Flüſſe an den Bäumen, welche dort wachſen, ſelbſt in den Ebenen oder in den Lomas. Dieſe Bäume bieten aber wenig Abwechslung dar.

In der Banda Oriental trifft man ſchon eine Menge unſrer europäiſchen Pflanzen wild wachſend an, in Paraguay beinahe keine. Die Gewächſe, welche ſich zu Monte Video am meiſten verbreitet haben, bedürfen in Paraguay einer ſorgfältigen Wartung, um nur fortzukommen.

Wenn man ein Stück Land durch Verbrennen und Ausbrechen urbar macht, ſo wachſen nachher kleine Geſträuche ſtatt großer Bäume darauf, und durch wiederholtes Abbrennen kann man aus dem Walde endlich eine Weide machen. Es gibt hier Ländereien, die, ſeit Jahrhunderten angebaut, ohne gedüngt oder bewäſſert zu werden, immer den gleichen Ertrag liefern, während andere in etlichen Jahren erſchöpft ſind.

Die Waldungen bieten in Paraguay ſo ziemlich überall den nämlichen Anblick dar. Doch ſind die Bäume auf den Plateaux oder am Rande der Abdachungen größer als ſonſt. Die Wälder werden nur da immer niedriger, wo man die größten Bäume zum Gebrauche des Menſchen gefällt hat. Das Holz iſt dicht und faſt ohne Spur von Jahrringen, wie unter der Linie, indem es in einem fortwächst. Ein gefällter und der Witterung ausgeſetzter Stamm geht ſchnell in Dammerde über. Es iſt ſonderbar, daß ungeachtet der vielen Grasbrände, welche alljährlich Groß-Chaco verſengen, die Wälder nie in Brand gerathen.

Die Blätter der Palmen, aus denen man anderwärts Dächer verfertigt und allerlei Gewebe, Netze u. ſ. w. bereitet, werden hier durchaus nicht benutzt.

Die Buchdruckerkunſt in China und ihre Verbreitung nach Europa.

(Fortſetzung.)

In allen größern Städten des Reiches, ſelbſt in bloßen Marktflecken, gibt es bedeutende Buchhandlungen, in welchen man die vorzüglichſten Werke der chineſiſchen und Mandſchu-Literatur in mannichfachen Ausgaben als Commiſſionsartikel vorräthig findet. Gleich nach meiner Ankunft in Macao beſuchte ich das chineſiſche Stadtviertel, welches von der europäiſchen Stadt entfernt landeinwärts liegt, und fand daſelbſt zum Erſtaunen des Dr. Morriſon, der während ſeines vieljährigen Aufenthal-

tes gar nichts davon erfahren hatte, eine nicht unbedeutende Buchhandlung, worin die gewöhnlichen Classiker und Schulbücher, Romane und Volkslieder, freilich in ziemlich schlechten Ausgaben, vorräthig waren. Außer diesen dem Buchhandel einzig und allein gewidmeten Handlungen trifft man noch mehrere andere Gewerbsleute, wie Papier- und Tuschhändler und Kleinkrämer aller Art, welche nebenbei einen Handel treiben mit gewöhnlichen Büchern, mit Kalendern und Talismanschriften. Bei einem Krämer dieser Art in der von den Engländern sogenannten China-Straße fand ich Schillers dreißigjährigen Krieg und einige Bände der Hormayr'schen Zeitschrift für Tyrol und Vorarlberg. Ich wollte ihm der Sonderbarkeit wegen diese Bücher abkaufen, aber der Mann forderte einen unmäßig hohen Preis. Auch findet man an Straßenecken Leute, die Kinderschriften, Bücher für allerlei Gewerke, Wegweiser, Novellen, Lieder, und überhaupt die Gattung Literatur feilbieten, welche bei uns gewöhnlich die Aufschrift führt, „gedruckt in in diesem Jahre." Der Handel mit alten Büchern, mit seltenen, berühmten Ausgaben und Antiquitäten aller Art beschäftigt überdieß eine große Anzahl von Menschen.

Eine Nation, welcher, wie dieses bei der chinesischen der Fall ist, jede alte Sitte, jeder sonst dem Zufalle oder den wechselnden Launen der Generationen überlassene Gebrauch heilig ist, wird in ihrem Thun und Treiben auf das Herkömmliche, auf das Althergebrachte zurückschauen; sie wird die geringsten Reste alten Geschirres, des Haus- und Opfergeräthes, so wie der Kleidung aus den alten und mittlern Zeiten, mit großer Sorgfalt aufbewahren und mit kindlicher Verehrung und Bewunderung sie betrachten. Nun weiß man aber, daß im Mittelreiche Alles, das Wichtigste wie die unbedeutendste Handlung, die Kinderzucht wie der Schnitt der Kleider, von bestimmten überlieferten Vorschriften abhängt, und daß jeder, der sich als ein ächter Sohn des Jao und Schun bewähren will, auf keine Weise von dem Brauche seiner Väter abweicht. Man bedenke auch, daß die Form der Kleidung und jeglichen Geräthes innig mit dem zusammenhängt, was man die Religion der Chinesen nennen könnte, nämlich dem mannichfachen Sitten- und Cerimonienwesen der Nation. Die Sitten- und Cerimoniensammlungen sind deßhalb gewöhnlich mit vielen Abbildungen dieser Gegenstände versehen. Eine Folge hievon ist, daß die Werke, worin die Alterthümer der Nation beschrieben werden, in den bibliographischen Verzeichnissen unter der Abtheilung der Sitten und Cerimonien aufgeführt werden. Alte Münzen, Vasen, Opfergeräthe, Kriegs- und andere Instrumente, kaiserliche Geschenke und das Hausgeschirre der Urväter werden auch nirgendwo höher geachtet, nirgendwo theurer bezahlt, als in dem Lande der Mitte. Jeder vermögende und in seiner Art hochgebildete Chinese ist ein Alterthümler, er sucht seinen und seiner Familie Glanz durch eine Antiquitätensammlung zu erhöhen. Ein solches vollkommenes Musterbild eines ächten Sprößlings des Jao und Schun in allen mannichfachen Verhältnissen, in dem ganzen Thun und Treiben seines langen Lebens war, um nur Ein Beispiel anzuführen, Je liu tsu tsai, der treue Minister und Freund des Tschinggis-Chakan und Ogotai's. Im Jahre 1243 war dieser Staatsminister der Statthalterin Naimatschin schi oder Turakina-Chatun verdächtig; seine Papiere wurden mit Beschlag belegt und eine Haussuchung veranstaltet. Anstatt der Reichthümer, die man vermuthete, fand man eine Masse von Büchern, die er über die Geschichte und Regierung des Reiches, die Astronomie, den Handel und den Ackerbau geschrieben hatte; man fand eine Masse Alterthümer verschiedener Art, Münzen, musikalische Instrumente, Inschriften früherer Zeiten und andere alte Denkmäler.

In jeder nur einigermaßen bedeutenden chinesischen Stadt findet man große Sammlungen Alterthümer, und der Handel damit beschäftigt viele Menschen. Viele dieser Antiquitäten sind aber Fabricate der spätern Jahrhunderte, welche des Gewinnstes wegen von Betrügern nachgemacht wurden; es ist deßhalb in China, wie in Europa, eine eigene Kunst, die falschen Alterthümer von den ächten zu unterscheiden. Ich besuchte in Canton eine Zeit lang jeden Tag regelmäßig einen Antiquitätenladen, und fragte nach dem Preise der verschiedenen, hier schön und zierlich aufgestellten Gegenstände. Man forderte solche unmäßige Summen, daß ich anfangs glaubte, man wolle sich bloß einen Spaß mit mir machen, oder mich nach der guten Sitte der Bewohner der Mitte gewaltig betrügen. Es war mir unbekannt, daß diese Dinge im Lande wirklich solch einen großen Werth hätten, und ich bot demnach auf die in den Augen der Chinesen kostbaren Alterthümer eine Kleinigkeit. Man ergötzte sich höchlich an meiner barbarischen Unwissenheit. Die ganze Nachbarschaft ward rege. In einem Augenblick war der Laden voll; jeder wollte den fremden Dämon sehen, der chinesische Alterthümer zu kaufen gedenke. Man lachte und scherzte, zeigte mir dieß und jenes, und frug, was ich dafür geben wolle. So oft ich später desselben Weges ging, rief man mir spöttisch nach, ob ich nicht in den Laden kommen und Alterthümer kaufen wolle.

Die verschiedenen wichtigen Alterthümer, die aus den Bürgerkriegen, den Verheerungen der in China einfallenden, das Land theilweise oder ganz beherrschenden Barbaren und andern Unglücksfällen, welche die Nation im Laufe der Jahrhunderte getroffen haben, errettet wurden, sind, wie im Westen die Monumente der Griechen und Römer, allgemein bekannt und in zahlreichen Werken beschrieben. Jeder nur einigermaßen bedeutende Ort, jede Stadt, jeder Tempel, jeder merkwürdige Berg und Fluß hat überdieß seine besondere Monographie, worin die localen Antiquitäten abgebildet und besprochen werden. Diese Sitte erstreckt sich über alle Länder chinesischer Cultur, über Japan, Korea, Tong-king und Kochinchina nach Tsampa und Kambodscha, bis herab nach Tai-wan oder Formosa und den Lieu-kieu-Inseln. Der Osten Asiens hat so wie Europa seine Montfaucon und Gruterus, seine Visconti und Böckh.

Die neuen chinesischen Werke sind für den Einheimischen verhältnißmäßig sehr wohlfeil; einige prachtvoll gedruckte Sammelwerke, die allgemeine, mit vielen Karten versehene geographisch-statistische Beschreibung, so wie die gesammelten Satzungen des Reiches, mit einer großen Anzahl von Abbildungen aller Art-

machen hievon freilich eine Ausnahme. Werke dieſer Gattung werden im Lande ſelbſt für mehrere tauſend Gulden verkauft. Sonſt ſind die gewöhnlichen Bücher, wie ſo eben bemerkt wurde, da das Papier und die Stereotypenplatten wenig koſten und der Arbeitslohn, vermöge der Ueberfülle und Mäßigkeit der Bevölkerung gering iſt, ſehr wohlfeil; manche Werke von ſechs bis acht Bänden kann der Einheimiſche für zwei bis drei Gulden kaufen. Dieß gilt aber freilich bloß für den Einheimiſchen. Es iſt im Lande der Mitte ſtreng verboten, dem Fremden chineſiſche Bücher zu verkaufen und ihn in der Sprache des Reichs zu unterrichten, aus Furcht, wie die Regierungsbeamten ausdrücklich erklären, die Fremden möchten dadurch in den Stand geſetzt werden, die Verhältniſſe des Landes auszukundſchaften und mit verrätheriſchen Einheimiſchen geheime Verbindungen anzuknüpfen.

(Schluß folgt.)]

Handel von Butan.

Mac Coſh bemerkt hierüber in ſeiner Topographie von Butan: Der Handel von Indien aus mit Butan iſt gegenwärtig ſehr unbedeutend, nicht ſowohl weil es an Handelsgegenſtänden fehlt, ſondern weil die Regierung und ihre Diener ſich ein ausſchließliches Privilegium deſſelben anmaßen und die Privaten ausſchließen. Pferde ſind der Hauptausfuhrgegenſtand, aber keine Stuten dürfen aus dem Lande gehen. Wenn ein Europäer in der Hauptſtadt wohnte und dieß Monopol abgeſchafft wäre, ſo könnte ein bedeutender Handel mit Butan begonnen werden. Engliſche Kaufleute könnten wollene Tücher und grobe baumwollene Zeuge viel wohlfeiler verkaufen als die Eingebornen, und dagegen große Quantitäten von Moſchus und Kaſchmirwolle erhalten; das Moſchusthier und die Shawlziege ſind im Land einheimiſch. Die gewöhnlichſte Art des Handels in Butan iſt Tauſchhandel. Wenn die Regierung ſehr in Geldverlegenheit iſt, ſo ſchicken ſie häufig Boten mit irgend einem Artikel von Werth nach irgend einer der engliſchen Stationen in der Ebene. So kam einſt ein Bote nach Goalpara (in Aſſam) mit zwei ſchlechten Pferden und bot ſie dem dortigen Beamten gegen ſo viel reines Gold an, als ſie werth ſeyen. Der Dharm Radſchah (Regent von Butan) war kürzlich geſtorben und in einem Kind wieder geboren gefunden worden, in ähnlicher Art, wie auch die Seele des Dalai Lama nach ſeinem Tod in einen andern Körper übergeht. Wenn ein ſolcher Nachfolger in ſein Amt eingeſetzt wird, muß man den Palaſt mit Gold decken, und man hatte die Pferde hergeſchickt, um auf dieſe Weiſe einen Theil des nöthigen Goldes zu erhalten.

Beſchreibung von Sind.

Charakteriſtik der Eingebornen.

(Fortſetzung.)

Es iſt beinahe unmöglich, die verſchiedenen Stämme der Sindhier aufzuzählen, deren Zahl ins Unglaubliche geht. Sie theilen ſich in Familien ab, die unter verſchiedenen Namen bekannt ſind. Doch gleichen ſich die Sitten der meiſten, und als Nation betrachtet, zeigen ſie wenig Abweichungen in Sitte und Religion. Sie ſind ausnehmend höflich; die erſte Frage, wenn ſie ſich nach kurzer Abweſenheit begegnen, iſt die nach der Geſundheit ihrer Kinder und Hausthiere, denn dieſe letztern werden nicht als der unwichtigſte Theil der Familie angeſehen, da der Reichthum und das Anſehen eines Mannes nach der Zahl ſeiner Kamele, Büffel und Ziegen bemeſſen wird.

Die Sindhier an der Oſtgränze des Landes ſind faſt alle Hirten, die in der Mitte ihrer Wands (Heerden) leben, und ihr Vieh nach Belieben von einer Gegend in die andere führen. Sie wohnen nicht in Zelten, wie andere Nomaden, ſondern machen ſich aus Schilfrohr Hütten von einfachem, ärmlichem Ausſehen. Die Hauptnahrung dieſer Leute iſt Milch, Butter und Brod, das aus Badſchri-Mehl (Sorgho) gebacken iſt; das iſt faſt die einzige Getreideart, die in ihrem Lande gebaut wird, und man ſäet nur ſo viel, als zum nothwendigſten Lebensunterhalt unentbehrlich iſt. Sie eſſen das Fleiſch der Ziegen, doch nur unter beſondern Umſtänden, wenn ſie ſich gütlich thun wollen. Alle Männer tragen Waffen, denn ſie ſind in einer Wüſte, durch Räuber gefährdet, vor welchen die Heerden nicht ſicher ſind. Ihr eigenes geſellſchaftliches Leben wird trotz ſeiner Einfachheit durch mancherlei Händel, die aus Ehrgeiz und Eiferſucht entſpringen, vielfach geſtört.

Die Kleidung dieſer Leute, beſonders der Moslems (denn es gibt auch Stämme radſchputiſcher Herkunft) *), beſteht in weiten Beinkleidern und einem langen Rock aus einer ſchlechten blauen Leinwand. Der Kammerband oder Gürtel der Bemittelten iſt gewöhnlich ein Lunghi von Seide und Baumwolle aus den Manufacturen von Thatta, und bei den ärmſten Claſſen thut das nächſte beſte Stück eines geringern Stoffes dieſen Dienſt. Er dient ihnen als Gürtel oder Kopfputz, und für dieſen letztern Zweck winden ſie das Stück um eine geſteppte baumwollene Mütze, die ſie alle tragen. Die moslemitiſchen Weiber haben die alte Hindutracht beibehalten, die in einem Rock aus einem groben Stoff und einem Ueberkleid aus Ziegenfell beſteht, das am Kopfe befeſtigt nachläſſig über den Körper geworfen iſt. Der Buſen iſt bedeckt, aber die Form der Brüſte bemerklich. Dieſer Theil der Kleidung iſt unter und über dem Halſe mit Riemen befeſtigt, die um die Schultern geſchlungen ſind und von hinten wieder zurücklaufen, ſo daß der Rücken unbedeckt bleibt. Diejenigen Moslems, die von den Stiftern des Glaubens abzuſtammen behaupten und die Brama-Religion nicht mit dem Islam vertauſcht haben, haben im Durchſchnitt für die Kleidung ihrer Frauen Rock und Hoſen angenommen, die bei denſelben oft grüne Farbe haben, um ihren heiligen Urſprung zu bezeichnen.

Die Bewohner der Induufer oder der an den Fluß gränzenden Ebenen unterſcheiden ſich ſehr von den vorhin beſchriebenen Stämmen. Ihr Leben iſt dem Ackerbau und Handel gewidmet, ihre Wohnplätze ſind daher unbeweglicher, und ihre Vereine zahlreicher, ob man ſie gleich in einigen Gegenden nur in kleinen vereinzelten Trupps an den Gränzen ihrer Felder verſammelt findet. In den weſtlichen Theilen des Delta und im Nordweſten von Thatta wohnen die Dſchatias, ein Belutſchen-Stamm, in beweglichen Schilfhütten, die ſo feſt und gut gebaut ſind, daß ſie jeder Witterung widerſtehen. Die Sindhier nennen diejenigen, welche eine ſolche Lebensart führen, Pak'hiradſcha, was, wie ich vermuthe, „Könige der Wüſte" bedeutet.

Die meiſten Sindhier leben von Reis und Fiſchen, wenn auch einige Secten den Genuß von Fiſchen nicht geſtatten; dieſe ſind aber

*) Aber nur an den Gränzen der Wüſte.

gar nicht zahlreich, und beschränken sich auf die Bramanen und Bhattias, die noch überdieß meistens sich kein Gewissen daraus machen, Fische zu essen. Die süßen Pataten machen einen großen Theil der Volksnahrung aus. Diese Frucht ist nicht angenehm, aber sehr wohlfeil, und wird für nahrhaft gehalten.

Die in Sindhi lebenden Hindus, die ihrer Religion und ihren Sitten getreu geblieben, sind Bhattias und Lovannas mit ihren Gurus (Priestern), Pokarnas- und Sarsat-Bramanen. Man spricht von den Lovannas und Bhattias als von Völkern, die zur Zeit der arabischen Eroberung zahlreich gewesen seyn sollen. Diese Kasten wohnten anfangs ausschließlich in Sindhi, bis zu der Zeit, wo Handelsspeculationen und Geschäfte sie zerstreuten. Gegenwärtig findet man sie im ganzen westlichen Indien und Arabien. Die Bhattia von Sindhi sind nicht durch die Regeln dieser Kaste an Pflanzenkost gebunden; stets machten die Fische einen Theil ihrer Nahrung aus; aber ihre Brüder, die nach Indien ausgewandert sind, haben den ganzen Wischnudienst angenommen, und halten streng auf körperliche Reinlichkeit und die genaue Haltung der Diät, die bei dieser Secte vorgeschrieben ist; viele von denen, die in Sindhi geblieben sind, haben sich in manchen Beziehungen von ihren ursprünglichen Gewohnheiten entfernt.

Die Lovannas oder Lohannas machen die große Masse der Hindus in Sindhi aus; sie treiben die niedrigsten Gewerbe, um sich fortzubringen, und gelangen wiederum zu den höchsten Staatsämtern. Diejenigen, welche bei Fürsten und Beamten angestellt sind, müssen sich mostemitisch kleiden und der höchsten Reinlichkeit befleißen; die andern aber sind das gerade Gegentheil, so daß der Ausdruck, „schmutzig wie ein Lovanna von Sindhi," sprüchwörtlich geworden ist. Die Bhattias und Lovannas tragen den Strick der Bramanen und den Bart der Moslems; das letztere ist wenigstens allgemein, ob es gleich Leute gibt, die sich rasiren. Wer bei der Regierung in Diensten steht, muß den Bart wachsen lassen, und in diesem Fall pflegen sie ihn mit aller nöthigen Sorgfalt. Die Lovannas gestatten Polygamie, die zweite Verheurathung der Frauen, und die Scheidung. Die Bhattias verbieten alles dieß. Der Sarsat-Bramane ist der Priester der Lovannas, und unterscheidet sich nur wenig von den andern Gliedern dieser Kaste. Er ißt Fische und Fleisch, trinkt Liqueur, und lebt von dem, was er bei Geburten, Hochzeiten und Sterbefällen seiner Religionsgenossen bekommt. Die Lovannas verehren besonders die Göttinnen des indischen Pantheon, und haben viele kleine Pagoden, die dem Dienste des Meeres oder vielmehr des Indusflusses geweiht sind, und ein Topf mit frischem Wasser ist bei den Ceremonien dieses Cultus unentbehrlich. Die Pokarnas-Bramanen sind die Hauptpriester der Bhattias, und halten sich strenger, als die Sarsats an die Dogmen und Vorschriften ihrer Religion, ob sie gleich in diesem Punkt noch weit hinter den Bramanen Indiens zurückstehen.

Sprache.

Das Sindhi ist eine Schriftsprache; sie hat Züge, die ihr eigenthümlich sind. Man schreibt von der Linken zur Rechten; von ihrem indischen Ursprunge hat diese Sprache auch noch andere Merkmale. Die Schriftzüge sind leicht und fließend, und die Buchstaben fügen sich häufig in einander hinein. Bei einer nur oberflächlichen Beobachtung haben die sindhischen Schriftzeichen große Aehnlichkeit mit den malabarischen. Trennt man aber die Buchstaben und betrachtet sie abgesondert, so findet man diese Aehnlichkeit nicht mehr. Man spricht in Sindhi zwei Sprachen, nämlich: das Sindhi, das ein eigenthümliches Idiom ist, und das Belutschi, das man kaum eine Schriftsprache nennen kann, obgleich man es lange mit arabischen Buchstaben schrieb. Das Sindhi scheint mir bei meiner geringen Kenntniß, die ich davon habe, ein Zweig des Sanskrit zu seyn, das Indien alle seine Idiome gegeben hat. (?) Die Meinung, die ich hier ausspreche, ist die aller unterrichteten Sindhier, und nach derselben Quelle behaupte ich, daß das Sindhi weniger moderne Abänderungen und eine größere Menge Sanskritwörter, als der reine Hindudialekt in Gujerat enthalte; es besteht eine Verwandtschaft zwischen ihnen; die Wurzelwörter wenigstens sind dieselben; aber die zusammengesetzten Wörter sind verschieden. Doch ist auch ohne Zweifel viel von dem Pendschabi in der Sindhisprache, und viele Personen sehen das letztere als bloße Mundart des erstern an.

Das Sindhi wird von den Hindus, die im Lande wohnen, von der Masse der Bevölkerung des eigentlichen Sindhi, von dem Volk in der Wüste des Südens und mit wenig Veränderung auch von den Djaredschahs von Cutsch gesprochen. Es ist bemerkenswerth, daß die Djaredschahs, die Bhattias, die Lovannas und andere indische Stämme, die jetzt in Cutsch leben, ihre Sprache dorthin gebracht haben, und sie noch immer sprechen; aber das Gujerati, das bei den Ahirs, den Scharas und den Hirten gesprochen wird, die, wenn sie auch nicht Ureinwohner, doch gewiß um mehrere Jahrhunderte älter sind als die andern, hat sein Uebergewicht behalten, und ist fortwährend die einzige Schriftsprache in diesem Lande. Das Belutschi wird von den verschiedenen Stämmen dieses Namens gesprochen, die in der That Fremdlinge in Sindhi sind. Es scheint eine Mischung des Arabischen, Persischen, des Pendschabi und Sanskrit zu seyn, und hat mehrere Mundarten. (Der Stamm ist jedenfalls persisch.)

Regierung.

Unter der Dynastie der Kalhora war die Regierung von Sindhi patriarchalisch; jeder Moslem gehorchte, seinen religiösen Vorschriften gemäß, seinem Fürsten, und auch die Hindus waren treu. Die letzten Fürsten aus diesem Hause jedoch hatten sich durchgängig treulos, gewaltthätig und ausschweifend benommen, und sich dadurch einen großen Theil der militärischen Stämme abwendig gemacht, wodurch die Umwälzung herbeigeführt wurde, in Folge deren die jetzt regierende Dynastie Talpura den Thron bestieg.

Das Regierungssystem, das diese Dynastie befolgt, ist rein militärisch, und genau genommen, scheint es nicht sehr tief zu wurzeln, und man muß seine Dauer bezweifeln. Das Ziel der Talpura geht einzig und allein auf Zusammenhäufen von Schätzen, die sie durch Plackereien und Grausamkeiten erpressen; daher kommt es, daß im Verlaufe von drei Jahrzehnten die Einkünfte sich um ein Drittheil vermindert haben. Die Bezirke sind sämmtlich an Agenten verpachtet, die nun, abgesehen von den Steuern, die dem Fiscus gesetzlich gebören, noch überdieß eine bestimmte Summe von den Unterthanen zu erheben genöthigt sind, um sich schadlos zu halten für Geldbußen, die ihnen ihre Obern häufig auflegen.*)

Alle Freitage hatten die Emirs Gericht, aber sie haben sich aus dieser Sitte nur Mittel geschaffen, um Geld zu bekommen; die beiden Parteien, welche vor Gericht kommen, müssen so viel zahlen, als sie nur immer im Stande sind. Es gibt jedoch einige Beispiele, wo diese so selten Richter Fremden gegen Sindhier unparteiische Gerechtigkeit widerfahren ließen, und noch jetzt rühmt man die Gerechtigkeit der Regierung unter Mir Gholam Ali. Gewalt über Leben und Tod haben nur zwei der höchsten Chefs und Gouverneure; die andern Beamten schicken ihnen ihre Gefangenen zu.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ich kenne einen Lovanna, der einige Kantons gepachtet hatte; er wurde von den Emirs geplündert und gezwungen Moslem zu werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 100.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 April 1838.

Brasilianische Zustände.

(Nach ungedruckten gesandtschaftlichen Berichten mitgetheilt von Lieb.)

Die brasilianische Geistlichkeit.

Die brasilianische Kirche besaß niemals so viele Reichthümer, daß sie sich durch dieselben eine Unabhängigkeit von der Regierung erringen konnte. Man betrachtete sie in Lissabon als zur Großmeisterei des Ordens Christi gehörend. Die bischöfliche Jurisdiction war so beschränkt, daß ohne die Zustimmung des Tribunals des Gewissens und der geistlichen Orden zu Lissabon die Bischöfe weder ein Kanonikat noch eine Kirche verleihen, keine Pfarre vergeben oder eine Capelle errichten konnten.

Seit dem Jahre 1501 hatte Papst Alexander VI die kirchlichen Zehnten den Königen von Portugal zugesprochen, doch mit dem Beding, davon die Missionäre zu unterstützen und die Kirchen und Seminare zu dotiren. Die Bulle vom Jahre 1542 fügte noch hinzu den zwanzigsten Theil des Goldes, der Sklaven und anderer Kaufmannswaaren, welche aus Guinea kommen; dieß sollte noch dem Könige in seiner Eigenschaft als beständiger Großmeister des Ordens Christi zukommen. So konnte die Kirche in Brasilien nie, hinsichtlich der zeitlichen Güter, rivalisiren, weil man ihre Einkünfte beschränkte, die zudem noch die Zeit ohne Unterlaß verminderte. Sie blieb gegen andere religiöse Orden in Niedrigkeit und Dunkel.

Die Jesuiten hatten die Gründung des ersten Bisthums zu Bahia im Jahre 1552 bewirkt. Der erste Bischof starb als Märtyrer unter den Händen der Wilden.

Diejenigen, deren Glauben von dem der katholischen Kirche abweicht, haben in Brasilien nie festen Fuß fassen können; die Kirche blieb im Besitz der Rechte, welche der Fanatismus in Europa so oft vertheidigte und unterstützte. Darum stimmt ihr friedlicher Charakter auch mit dem der Nation überein. Die Reformation hat sich hier nur indirect bemerkbar gemacht, durch ihre heilsame Wirkung auf den Katholicismus selbst und durch die momentane Erscheinung der Franzosen, die hier durch den Admiral Coligny eine Hugenotten-Colonie gründen wollten. Bis zum Jahre 1808 war es den Protestanten verboten, sich in Brasilien niederzulassen; etwas später erlaubte man ihnen allein die Errichtung eines Gotteshauses, doch unter der Bedingung, keinen Falls Proselyten zu machen. Dessen ungeachtet ist die Toleranz so groß, daß einige methodistische Sectirer niemals in ihrem häuslichen Gottesdienst beunruhigt worden sind, obgleich ihr kirchlicher Gesang einigemal Neger aus der Nachbarschaft zu ihnen hinzog.

Die holländische Herrschaft dauerte zu kurze Zeit, als daß sie Spuren der Ketzerei hätte hinterlassen können. Der Pater Joze von Anchieta, einer der ersten Missionäre, stattete im Jahre 1560 Bericht ab über sein Zusammentreffen mit einigen Franzosen in Pyratininga, die zu den Nichtkatholischen gehörten. „Es seyen dieß," sagt er, „Ketzer, zu welchen Johann Calvin zwei Männer geschickt hätte, welche sich protestantische Prediger nennen, und die Leute in dem unterweisen sollten, was sie zu glauben hätten. Sie fingen bald an, nach Sitte der Ketzer, ihre abweichenden Glaubensmeinungen zu predigen und für ihren Calvin die Ansichten zu gewinnen. Einer von ihnen, obgleich sichtlich ein Mensch von feiner Erziehung, hielt gotteslästerliche Reden, die er mit boshaftem Spotte über die Verehrung der Heiligen, den heiligen Petrus und den Ablaß würzte. Da trat dann der Pater Louis von Gra auf, um dieser Pest Einhalt zu thun, und die Wurzeln dieses Uebels, welches schon anfing zu wuchern, auszurotten. Der Calvinist empfing ihn mit Schmähungen und rief: „Eile herbei, himmlische Armee, und unterstütze mich mit deinen Waffen gegen den Pater Louis, den Feind Gottes!" Der Pater seinerseits begnügte sich damit, den Vicar des Orts anzuweisen, daß er gegen den eingefleischten Lutheraner predigen sollte." Dennoch fanden die Franzosen Anhang beim Volke, es geht aber aus dem Berichte des Pater Anchieta nicht hervor, daß man strenge Maaßregeln gegen sie angewendet habe, indem sein Referat mit der Klage endigt: „Die Christen hätten bei dieser Gelegenheit gezeigt, wie wenig ihnen die Sache der Religion am Herzen liege!"

Der Fall, daß ein Brasilianer zum protestantischen Glauben übergetreten, ist wohl noch nicht vorgekommen. Auch wüßte ich nicht, ob hier von den Secten, welche die Verfolgung in Europa bewog, so zahlreich nach Nordamerika auszuwandern, einige existiren oder existirt hätten.

Der Geiſt der Braſilianer iſt wenig geneigt, theologiſche Fragen zu erörtern. Indem ſie das tiefere Nachdenken und Grübeln nicht lieben, halten ſie auch nicht viel von mühſamen Erforſchungen, und bleiben lieber einem ſchimmernden, glänzenden Irrthume treu, als daß ſie ſich mit der ruhigen und ernſten Unterſuchung der Wahrheit beſchäftigen ſollten. Auch hält ſie ihre nationelle Indolenz an ihrer Religion feſt, die ſo nachſichtig ſelbſt gegen die iſt, welche ſie beleidigen und nur nicht förmlich aufgeben, und die jeden Augenblick bereit iſt, dem Bereuenden zu vergeben und ihn wieder zu Gnaden aufzunehmen.

Die katholiſche Religion in Braſilien entbehrt jeder kräftigen Hülfe, die ihr Talente und Künſte anderswo verleihen. Die Kirchen ſind größtentheils armſelig und von fehlerhafter Architektur, die Cerimonien ermangeln der Würde, und die Prieſter verrichten ſie ohne wahre religiöſe Sammlung. In den Augen des Fremden bleibt ihr nichts, als die Erinnerung an ihre hiſtoriſche, majeſtätiſche, nicht abzuläugnende Größe. Die Kirche entbehrt hier aller der Annehmlichkeiten, die zum Uebertritt zu ihr reizen könnten, und die ihre Gegner als das einzige Mittel bezeichnen, indem ſie die Ueberzeugung abläugnen, welche Jemand bewegen könnte, in den Schooß der k. Kirche zurückzukehren.

Es liegt in den Braſilianern ein Inſtinct der Ehrerbietung, der ſie nicht an Scherzen über religiöſe Gegenſtände Gefallen finden läßt. Die Heuchelei hat hier keine Hoffnung etwas zu erringen; es exiſtirt bei ihnen nicht der burleske Cynismus der Mönche, nicht die lächerlichen theologiſchen Streitigkeiten, die man nur noch als durch Haß erhaltene Traditionen kennt. Die ſonſt lebendige und geiſtreiche Nation hat im Ganzen wenig Talent für die Satyre, die ſich anderwärts zu ſo betrübenden Angriffen gegen das Heilige verirrt. In ihrem politiſchen und geſelligen Leben dagegen mangelt den Braſilianern nicht das Gefühl für das Lächerliche, und man karrikirt oft Perſonen, die den Stempel der Lächerlichkeit auf ſich tragen, oder ſolche, die dieſem Ausbruch des Muthwillens ſich entgegenſtellen wollen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Buchdruckerkunſt in China und ihre Verbreitung nach Europa.

(Schluß.)

Der Fremde, welcher in China eine Bücherſammlung ankaufen will, bedarf deßhalb eines chineſiſchen Commiſſärs, der für ihn die Einkäufe beſorgt, oder er muß die Buchhändler, was möglich iſt, dahin zu bewegen ſuchen, daß ſie ihm bei Nacht und Nebel die Bücher in verſchloſſenen Kiſten zur Anſicht und Auswahl zuſchicken; denn die Buchhändler, ſo wild und trotzig ſie aus Furcht vor der ſtets wachſamen Polizei und dem neidiſchen Nachbar zur Tageszeit erſcheinen, ſo freundlich und herablaſſend ſind ſie, wenn ſie unbeobachtet etwas verkaufen können. Der Buchhändler, der mir bei Sonnenſchein grimmig die Worte: „Fan kuei mo mai Han ſchu ah!“ das heißt zu deutſch: „Einem fremden Teufel verkaufe ich keine chineſiſchen Bücher,“ entgegen rief, ſendete mir während der Abenddämmerung alle Bücher, die ich verlangte, ins Haus. Es bedarf aber wenigſtens einiger Kenntniß der chineſiſchen Sprache, eines ſcharfen Blickes, großen Fleißes und mannichfacher Umſicht, wenn man von den ſchlauen Chineſen nicht betrogen ſeyn will; denn ſo ſehr die moraliſchen Schriften der Chineſen gegen Lug und Trug eifern, ſo allgemein ſind dieſe Eigenſchaften hieſigen Landes im gewöhnlichen praktiſchen Leben. Wie bei uns der Name des Verlegers und des Verlagsortes auf dem Titel des Buches angegeben ſind, ſo iſt auf dem Umſchlag eines jeden chineſiſchen Werkes der Ort und die Halle zu leſen, wo die Platten aufbewahrt werden. Hier kann man, da Alles ſtereotyp gedruckt iſt und der während des Druckes gebrochene Charakter, die gebrochenen Platten alsbald durch neue Charaktere und Platten wiederum erſetzt werden, jeden Band, jedes Buch und jede Seite eines Werkes einzeln zu kaufen bekommen. Die chineſiſchen Buchhändler, trügeriſch wie alle Kaufleute der Blume der Mitte, verſuchen es deßhalb, wenn ſie glauben einen Unkundigen und Unvorſichtigen vor ſich zu haben, von jedem Buche mehrere Blätter und von einem bändereichen Werke mehrere Bücher oder Abſchnitte zurückzuhalten, und ſo, indem ſie von dieſem bald jene und von jenem bald dieſe Bände unterſchlagen, aus drei Exemplaren vier zu machen. Man muß deßhalb, wenn man ſicher ſeyn will, daß das Werk vollſtändig iſt, jedes Exemplar genau collationiren, was bei der vortrefflichen praktiſchen Einrichtung der chineſiſchen Bücher für einen der chineſiſchen Sprache nicht ganz Unkundigen auch ſehr leicht iſt. Jedes chineſiſche Buch beginnt mit einer oder mehrern Vorreden, welche ausnahmsweiſe auch an dem Schluſſe des Werkes zu leſen ſind; es folgen dann, wenn deren vorhanden ſind, die kaiſerlichen Reſcripte, die ſich auf die Ausarbeitung und Abfaſſung des Werkes beziehen, ein Verzeichniß der Mitarbeiter, Abſchreiber und Herausgeber, und ein ausführlicher Inhalt aller Bücher und Capitel des ganzen Werkes. Dieſes Beiwerk des Buches und der Inhalt füllen bei umfangreichen Werken, wie bei den Encyklopädien und den geographiſch-ſtatiſtiſchen und geſetzlichen Collectionen einen ganzen Band. Nun ſind gewöhnlich neben der fortlaufenden Seitenzahl und dem Titel des ganzen Werkes, die verſchiedenen Bücher- und Capitelüberſchriften auf dem Rande der Blätter wiederholt, und man kann demnach durch einen ſchnellen Ueberblick alsbald erſehen, ob ſie richtig auf einander folgen oder nicht. Mühſamer und zeitraubender iſt es freilich, die einzelnen Blätter nach der Seitenzahl zu collationiren. Ich gebrauchte bei meinem großen Bücherankaufe zu Canton alle mögliche Vorſicht; ich ſparte weder Mühe noch Zeit, und arbeitete unverdroſſen während meines ganzen ſechsmonatlichen Aufenthalts; deſſen ungeachtet ward ich nicht allein im Ankaufe übervortheilt und betrogen, ſondern man wußte mir auch einige unvollſtändige Werke für complete Exemplare zu verkaufen.

Ich fragte mehrmalen in Canton, auf welchem Wege wohl im großen Lande der Mitte die literariſchen Erzeugniſſe der verſchiedenen Kreiſe des Reiches zur allgemeinen Kenntniß der Gelehrten und des Volkes gelangen; wie der Einwohner von Pe tſche li es erfahre, wenn ein Literator zu Kuang tong

oder Jun nan ein Werk herausgegeben hat; da doch, so viel mir bekannt, keine Buchhändlermeſſen, keine Meßkataloge und Recenſiranſtalten im Reiche angeordnet wären. Weder Dr. Morriſon und die andern Europäer, die ſich in Canton aufhielten, noch die Chineſen, die ich darum befragte, konnten mir einen genügenden Beſcheid geben. Später erſah ich aus der Staatszeitung, die täglich zu Peking erſcheint, daß alle auf Befehl des Kaiſers und auf Koſten des Staates verfertigten und gedruckten Werke hier angezeigt werden. Da nun beinahe ſämmtliche auf Geſchichte, Geographie, Geſetzgebung und Statiſtik des Reiches und ſeiner Dependenzen bezügliche Werke auf Staatskoſten erſcheinen, ſo iſt auf dieſe Art für das Bekanntwerden der größern und wichtigern, alle Gelehrten und Beamten des Reiches der Mitte intereſſirenden Schriften ſchon hinlänglich geſorgt. Wahrſcheinlich iſt es auch Privaten erlaubt, auf die Erſcheinung neuer Werke vermittelſt der Staatszeitung aufmerkſam zu machen. Jede Departementalhauptſtadt hat ebenfalls ein eigenes Tageblatt, worin hie und da — doch habe ich in dem Cantoner Tageblatt Nichts dieſer Art bemerkt — der Titel und der Inhalt neuer Werke angegeben wird. Handſchriftliche Kataloge der Buchhändler, die ſie wahrſcheinlich auch drucken laſſen und ſich gegenſeitig auch zuſchicken, habe ich mehrere geſehen. Es gibt überdieß mehrere allgemeine und ſpecielle Bibliographien, theils ohne, theils mit kritiſchen Notizen über die Autoren, über den Werth und die Eintheilung ihrer Werke. Sicherlich haben die chineſiſchen Buchhändler noch andere uns bis jetzt unbekannt gebliebene Wege und Mittel, um die bei ihnen erſchienenen neuen literariſchen Erzeugniſſe nicht bloß im ganzen großen Reiche der Mitte bekannt zu machen, ſondern ſie auch außerhalb des eigentlichen China's, in allen Ländern und bei allen Völkern chineſiſcher Cultur und Civiliſation zu verbreiten.

Societé œnophile.

In Paris hat ſich eine Weingeſellſchaft unter dem obigen Namen gebildet, welche bereits für 300,000 Fr. Actien abgeſetzt hat und fortwährend in gutem Gedeihen iſt. Ihr Zweck geht dahin, den Käufern reine und unverfälſchte Weine, ſowohl franzöſiſche als fremde, zu einem mäßigen Preiſe zu liefern. Jeder Actionär kann im Laufe des Jahres für ſo viel Wein aus den Magazinen der Geſellſchaft entnehmen, als der Werth ſeiner Actien beträgt, und iſt nur gehalten am Ende des Jahres, wo auch die Intereſſen und die Dividende vertheilt werden, den Betrag des bezogenen Weines zu entrichten. Schon fangen eine Menge Weinbergbeſitzer an ſich der Geſellſchaft anzuſchließen, und man verſorgt ſich dort mit Weinen zu einem ohne Vergleich geringern Preis, als bei den gewöhnlichen Weinhändlern. Der Abſatz ſoll bereits ſehr bedeutend ſeyn. Kann die Geſellſchaft ihren Zweck, ſtets reine Weine zu erhalten, durchführen, ſo wird ſie mit der Zeit bedeutend dazu beitragen, den geſunkenen Weinhandel Frankreichs zu heben.

Beſchreibung von Sind.

Regierung.

(Fortſetzung.)

So wie die Regierung wirklich iſt, muß man ſie nach der ganzen Strenge des Wortlauts einen militäriſchen Deſpotismus nennen, und wenn gleich in den Annalen der aſiatiſchen Länder ſelten ein anderes Regierungsſyſtem erwähnt wird, ſo darf man doch factiſch ſagen, daß nirgends eine ſo abſolute Gewalt exiſtirt. Die Stellung, welche die Talpuras als Uſurpatoren der öffentlichen Gewalt haben, iſt vielleicht der Grund der Hartnäckigkeit, mit welcher ſie ihr militäriſches Anſehen aufrecht zu halten ſuchen, und dieſem Umſtande, wie auch den Händeln, welche die in Candahar regierende afghaniſche Dynaſtie zerreißen, muß man es allein zuſchreiben, daß ſie mit ſo vielem Glück ſich ſo lange am Ruder erhalten haben. Allgemein ſtimmt man darin überein, daß ſie von den Sindhiern nicht geliebt ſind, und daß ihre Stellung ſehr oft bedeutend ſchwankt; daß ſie dieß vollſtändig einſehen, kann man aus der Hartnäckigkeit ſchließen, womit ſie das Land ausſaugen, um ihren Schatz zu füllen, und aus den außerordentlichen Gunſtbezeugungen, mit denen ſie die militäriſchen Stämme auf Koſten der andern Unterthanen und im Gegenſatze gegen ein gerechtes Regierungsſyſtem überhäufen.

Die Sindhier waren den Kalhoras anhänglich als einer Familie, die lange Zeit die Herrſchaft beſaß, und unter deren Scepter ſie einen hohen Grad von Wohlſtand genoſſen. Die heilig gehaltene Abſtammung dieſer Fürſten, die Achtung und Verehrung, die ihnen der moslemitiſche Theil der Bevölkerung zollt, waren ein eben ſo großes Gewicht in der Wagſchale ihrer Gunſt. Die harte und aufreizende Behandlung, welche die Hindus von einigen der letzten Glieder dieſer Familie zu erdulden hatten, könnte als Hinderniß einer etwaigen künftigen Reſtauration der Kalhoras angeſehen werden, doch da die Hindus ausſchließlich ein ruhiges, friedliches Leben führen, ſo würde ihre Stimme ohne Zweifel in der Mitte eines bewaffneten Volkes verhallen. Man muß überdieß bedenken, daß die Völker Aſiens an den Umwälzungen ihrer Regierungen nur geringen Antheil nehmen. Sie leben von einem Tag zum andern, und folgen blind, wie Sklaven, jedem, der ihnen durch Geld oder Plünderung einen augenblicklichen Genuß verſchafft.

Wenn der unwahrſcheinliche Fall einträte, daß ein Kalhora einen ernſtlichen Verſuch machte, den Thron wieder an ſeine Familie zu bringen, ſo würde es ihm ohne Zweifel gelingen. Die Moslems ſind, einem großen Theil nach wenigſtens, eiferſüchtig auf die Erfolge eines Stammes, den ſie nur für Ihresgleichen halten, und überdieß iſt die Unterdrückung, unter der alle Kaſten und Claſſen ſeufzen, ärger als je vorher.

Seit mehrern Jahrhunderten ſind die Hindus im Weſten ununterbrochen moslemitiſchen Fürſten unterworfen geweſen. Getrennt von allem Verkehr mit ihren Brüdern im übrigen Indien und umgeben von Anhängern des Islam, haben die Hindus von Sindhi ihre Ideen, von Kaſten unterſchieden, verloren, die ſonſt ihnen ſo eigenthümlich ſind, und ihnen manchmal ſelbſt edlere Geſinnungen eingeben. In der That gab es ſogar in den unglücklichſten Zeiten und unter der Regierung der bigotteſten Moslems irgend einen begünſtigten Bezirk, einen glücklichen Winkel der Erde, wo die Grundſätze der Hindu-Regierung und

die Vorurtheile der Religion und des Kastenunterschiedes in voller Stärke fortlebten. Dieß ist es, was im Laufe von Jahrhunderten gar manchmal energische und ehrgeizige Männer auftreten läßt, welche mächtige und unabhängige Staaten gründeten, oder wenigstens einen Feuerfunken unter diejenigen warfen, die unter dem Joche des Islam schmachteten.

Wie verschieden davon ist das Gemälde, das Sindhi bietet; im Lauf eines Jahrtausends kam nicht ein einziges Beispiel vor, daß ein Hindu es versucht hätte, sich und seine Volksgenossen der schmählichsten Knechtschaft zu entziehen, und seit dem Sturze der Hindu-Dynastie hat sich kein Eingeborner zur Unabhängigkeit erhoben, wenn man die Familie der Samma ausnimmt, die jedoch, noch ehe sie zum Ruder gelangte, die Religion geändert hatte.

Die eingebornen Hindustämme, welche Herren des Bodens waren, sind alle muhammedanischer Religion, oder haben sich wenigstens den Anhängern derselben genähert, und die besondern Gewohnheiten der zum Islem übergetretenen Stämme, die jedoch Namen, Tracht, und bis auf einen gewissen Grad selbst Sitten und Vorurtheile der Adstammung beibehalten haben, streben so viel wie möglich den Religionsunterschied zu verwischen.

Glieder derselben Familie bekannten sich zu gleicher Zeit zu verschiedenen Religionen, und behielten dennoch ihre gewohnte Vertraulichkeit in dem Umgange bei. Leute, die sich zum Islam bekehrt hatten, behielten ihre Hindu-Namen bei, und Hindus bezeugten laut ihre Zustimmung und Achtung für die muhammedanische Religion. Bei einem solchen gesellschaftlichen Zustand und bei den vorhin erwähnten Gewohnheiten kann man nicht daran zweifeln, daß ein Verschwinden jedes auf die Religionsverschiedenheit bezüglichen Gefühls das Ergebniß seyn wird. Der gegenwärtige Zustand des Bramanismus in Sindhi und im Südwesten von Indien unter den Urstämmen des Landes gibt für dieses Resultat ein entschiedenes Zeugniß.

Die gemachte Abschweifung soll zeigen, daß, wenn auch der hindulsche Theil der Bevölkerung die Macht hätte, bei der Besetzung des Throns ein Wort mitzusprechen, religiöse Motive hiebei nicht ins Spiel kommen würden, und daß einer Wiedereinsetzung der Kalhoras von dieser Seite kein Hinderniß entgegenstände.

Auffallend könnte es seyn, daß die Talpuras, die sich durch ihre Tyrannei verhaßt machen, den Bekennern einer von der ihrigen verschiedenen Religion nur wenig oder gar nichts anhaben. Die Hindus haben das Vertrauen der Emirs in demselben Grad und vielleicht in noch höherem als die Muhammedaner, und sind der schätzbarste und des Vertrauens würdigste Theil ihrer Hausgenossenschaft, als Beamte oder als Diener. Auch die schiitische und sunnitische Secte genießen in Sindhi gleichen Schutz. Die Chefs selbst gehören zur ersten Secte, während die Sunniten der zahlreichere Theil im Lande sind.

Wenn gleich die Emirs sich den Götzendienern gegenüber tolerant beweisen, so sind sie doch eifrig, Proselyten zu machen für den wahren Glauben, und die kleinste Eröffnung, der leichteste Vorwand wird benutzt, um die ärmsten Classen zum Uebertritte zu nöthigen. Sagt ein unglücklicher Lovanna von ungefähr zu einem Moslem: „Du bist mein Bruder," oder: „ich will dich auf deiner Reise begleiten," so setzt er sich denn aus, daß er sich die Beschneidung gefallen lassen muß, die ihn das Thörichte seiner Offenherzigkeit fühlen läßt. Gleichwohl sind sie sonst wegen ihrer Religionsverschiedenheit keinem Angriff weder auf ihre Person, noch auf ihr Eigenthum ausgesetzt. Die Unglücksfälle, welche die letzten Jahre der Kalhoras bezeichneten, scheinen die Talpuras belehrt zu haben über den hohen Grad unparteiischer Gerechtigkeit, welche Regierungen ihren Unterthanen schuldig sind, oder es hat ihnen vielmehr die kluge Berücksichtigung aller Vortheile gezeigt, daß Toleranz die nützlichste Politik ist.

In andern Beziehungen aber sind die Unterdrückungen und unmäßigen Erpressungen der Emirs der Grund einer gerechten und allgemeinen Mißstimmung. Ihre Habsucht geht so sehr über alle Gränzen, und die Art, wie sie dieselbe befriedigen, ist so ungesetzlich, daß sie für Handel und Manufacturen ein mächtiges Hinderniß sind, und diese mit reißender Schnelligkeit ihrem Untergang zueilen, wenn sie nicht zeitig durch eine Umwälzung noch gerettet werden. Die unmittelbare Folge dieser blinden Politik war ungeheuer; aber in demselben Maaß als sich die Einkünfte vermindern, muß auch der Ueberschuß, den sie abwerfen, jährlich kleiner werden. Es ist Thatsache, daß die Emirs mehrere Crore's in einer Feste, welche in der östlichen Wüste liegt, aufgehäuft haben. Lange glaubten sie dieselben dort sicher gegen die Angriffe der nördlichen Stämme, die Sindhi unaufhörlich mit ihren Einbrüchen bedrohen, aber die reißenden Fortschritte der englischen Waffen gegen die Ostgränzen Sindhi's haben plötzlich den Emirs Angst eingejagt für ihren Schatz wie für ihre Macht. Ersterer wurde nun seit mehrern Jahren in einen festen Platz in den Gebirgen nordwestlich von Heiderabad gebracht. Diese Feste ist ihrer Vollendung nahe, und die Emirs betrachten sie als uneinnehmbar durch Natur und Kunst. Der Schatz besteht in Gold und Edelsteinen. Was an Einkünften eingeht, wird eilends auf diese Art verwandelt, und zum großen Nachtheil des Handels und der Gewerbe zu den übrigen bereits aufgehäuften Schätzen gelegt.

Es ist nicht leicht auszumachen, wie groß die Masse des geprägten Goldes und der dem Verkehr entzogenen Barren ist, so wenig als die Größe des Gesammtcapitals des Landes. Wenn man jedoch die Einnahme des Staats mit den Ausgaben vergleicht, so sieht man, daß letztere sehr unbedeutend sind, und daß somit die aufgehäuften Summen sehr beträchtlich seyn müssen.

Die Politik der Emirs scheint so einfach als tückertich. Ihre Hauptsorge scheint allen Verkehr mit Fremden zu vermeiden. Sie behandeln dieselben mit einer argwöhnischen Eifersucht, die an Beschimpfung gränzt; sie hoffen dadurch die Hülfsquellen des Landes und die Fähigkeiten der Einwohner zu verbergen, und glauben durch ein übermüthiges, anmaßendes Benehmen den Fremden einen hohen Begriff von ihrer Macht und Größe zu geben. Nichts ist verkehrter: durch den erstern Punkt ziehen sie Aufmerksamkeit und Nachforschungen auf sich, und ihre Drohungen zeigen sich sogleich als leere Prahlereien, die am besten durch die eigene Furcht der Emirs widerlegt werden, denn sie wissen solche Gefühle durchaus nicht zu verbergen. Die Fürsten behaupten, der aufgehäufte Schatz sey zu öffentlichen Bedürfnissen bestimmt für Zeiten, in welchen durch äußere Feinde dem Staate Gefahren drohen. Man glaubt aber allgemein, daß sie sehr gut die Schwäche ihrer Stellung fühlen, so daß sie damit umgehen, im Fall drohender Einbrüche, die Reichthümer einzuschiffen und nach Mekka zu bringen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Nr. 101.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 April 1838.

Panama und das stille Meer.

Hr. Scarlett hat vor kurzem ein Werk unter dem Titel „Südamerika und das stille Meer" herausgegeben, an dessen Ende er eine Eingabe an die englische Regierung in Betreff einer regelmäßigen Verbindung über Panama nach dem stillen Meere anhängt. Wir theilen Nachstehendes aus derselben mit.

Als ich vor kurzem von Valparaiso über Lima nach Panama und von da über den Isthmus von Darien reiste, hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, um wie viel kürzer und sicherer diese Verbindung der genannten Plätze mit England, als der Weg ums Cap Horn herum wäre. Die Ueberfahrt in Kauffahrern von England nach Valparaiso oder umgekehrt beträgt im Durchschnitt 100 Tage, nach Lima 110 und nach Guayaquil 120 Tage. Diese lange Zeit ist nicht nur für den Handel nachtheilig, sondern schneidet auch gewissermaßen den auf der Westküste von Südamerika befindlichen Engländer fast von allem Verkehr mit seiner Familie und seinen Freunden ab. Die Reise über Panama könnte in unverhältnißmäßig kürzerer Zeit, nämlich von Valparaiso in 62, von Lima in 51, und von Guayaquil in 46 Tagen zu Stande gebracht werden. Man braucht nämlich von Valparaiso nach Lima 11 Tag, von Lima nach Payta oder Guayaquil 5 Tage, von Payta nach Panama 10, quer über den Isthmus 1 Tag, und von da nach England 35, im Ganzen also 62 Tage. Dieß ist die längste Zeit, denn man hat schon die Reise von Lima nach Liverpool in 46 Tagen gemacht.

Die Reise von Panama nach Chagres ist ganz leicht, beträgt nur 21 englische Meilen zu Lande, und der Rest wird auf einem Flusse zurückgelegt, der für Boote und Kähne eine sichere Schifffahrt darbietet. Dieß war der Weg, auf welchem die verschiedenen Städte und Provinzen im stillen Ocean vor der Trennung der Colonien von Spanien mit Europa verkehrten, aber die häufigen Revolutionen in Südamerika, und die daraus folgende Armuth und der Mangel an Unternehmungsgeist bei dem spanischen Theile der Bevölkerung scheinen der regelmäßigen und periodischen Verbindung, welche früher von Staats wegen angeordnet war, ein Ende gemacht zu haben. Diese Verbindung könnte sehr leicht durch einige schnellsegelnde Kriegsschiffe oder durch Dampfboote unterhalten werden.

Die Vortheile einer directen Verbindung zwischen Panama und Westindien wurden bereits gefühlt und erprobt, indem der Admiral der westindischen Station zu bestimmten Perioden ein schnellsegelndes Kriegsschiff nach Chagres sandte, um officielle sowohl als andere Correspondenzen und baares Geld von der Westküste Südamerika's herüber zu bringen. Man könnte auch eine Telegraphenlinie zwischen Chagres und Panama anlegen, und dadurch die Stationen von Westindien und an der Westküste Südamerika's enger unter sich verbinden. Hiedurch würde der englische Handel an der Westküste Südamerika's, der einer großen Ausdehnung fähig ist, befördert, und wenn Kriegsschiffe häufiger die verschiedenen Punkte an der Küste von Valparaiso nach Panama besuchten, so fänden englische Kaufleute bessern Schutz gegen die Revolutionen, unter denen das Eigenthum aller dort wohnenden Fremden so häufig zu leiden hat.

Die Anwendung von Dampfbooten würde die Correspondenz trotz der herrschenden Südwinde sehr beschleunigen. Die Passatwinde sind nicht heftig in jenem Meere, und Kriegsschiffe namentlich haben die Fahrt an der Küste hinab oft mit großer Schnelligkeit zurückgelegt; da indessen die Einführung der Dampfschifffahrt in Westindien schon gezeigt hat, daß Kauffahrer gerne eine hinreichende Quantität von Kohlen für den Bedarf der Dampfschiffe als Ballast mitnehmen, so könnte dasselbe nach der Westküste von Südamerika stattfinden, bis ihr steigender Werth und der vermehrte Begehr die Einwohner jener Länder veranlaßte, ihre eigenen Kohlenminen zu bearbeiten, deren sich bekanntlich zu Concepcion, Guacho und Talcahuano finden.

Brasilianische Zustände.

Die brasilianische Geistlichkeit.

(Fortsetzung.)

Die räsonnirenden Ausfälle der Philosophen des 18ten Jahrhunderts haben hier wenig Eindruck gemacht. Sie verlangen von einer noch so jungen Nation einen zu großen Rückschritt zum Vergangenen. Die meisten Bewunderer Voltaire's und Rousseau's sprechen davon nicht aus eigener Erfahrung, sondern

nach der Autorität einiger oberflächlichen Productionen der modernen französischen Literatur, welche den Doctrinen Eingang zu verschaffen suchten, und zwar, indem sie mit einem Tone der Verachtung auf einige Uebertreibungen hindeuteten, die man so großen Männern, deren Aufgabe noch nicht gelöst ist, wohl verzeihen kann. Ideen dieser Art verbreiten sich dessen ungeachtet aber nicht ohne eine bedeutende literarische Thätigkeit und ohne entschiedenen Geschmack für Lecture. Beides fehlt hier. Die feindlichsten Meinungen gegen den Clerus entspringen aus den Ausfällen der brasilianischen Journale, die es verstehen, in die Milch und den Honig ihrer Theorien gute Dosen von Haß und Galle hineinzuträpfeln. Hier, wie überall, geht das Streben der meisten dahin, das „Fett für sich abzuschöpfen," wie zum Beispiel der Verkauf der Klöster dazu dienen soll, ihnen ein Utopien zu gründen. Alles, was den religiösen Orden gehört, ist natürlich nach ihrer Behauptung den Waisen, den Wittwen und der Unschuld gestohlen. Dessen ungeachtet hat die Lieblingsidee der Neuerer: die Säcularisation der Klöster, im Grunde wenig Vertheidiger. Die in der Session vom J. 1835 in Vorschlag gebrachte Expropriation der Benedictiner ist seitdem nicht wieder in Anregung gebracht worden, obgleich die Reichthümer dieses Ordens hätten verlocken können. Vielleicht hat man auch einen Conflict der beiden Versammlungen, der General- und der Provincialversammlung, befürchtet, weil diese hier noch dunkle Reform nicht genügend angab, welcher Autorität die Verwaltung übergeben werden, und zu welcher Casse das Product dieser Maaßregeln fließen sollte.

Wir wiederholen hier, daß man der brasilianischen Kirche nicht den Vorwurf machen kann, als ob ihre Herrschaft sich durch Fanatismus, durch den Geist gewaltsamer Eingriffe oder durch blutgierige Leidenschaften bemerkbar gemacht habe. Brasilien ist voll von für die Kirche ehrenwerthen Erinnerungen und Ueberresten. Noch in den neuesten Zeiten hat sie in den Provinzen ihre Stimme erhoben, der die Rebellen gehorsamten, gegen welche die weltliche Autorität mehrere Jahre furchtlos kämpfte. In allen schwierigen Verhältnissen war sie mit der Regierung vollkommen einig. Bei der ersten Invasion durch die Holländer ergriff der Bischof von Bahia, Don Marco Teixeira, mit seinem Clericus selbst die Waffen zur Vertheidigung der Kirchen und der geweihten Oerter, und später übernahm er sogar das oberste Commando.

Die Nationalfehler: Müßiggang und Sinnlichkeit, müssen auch in einer Geistlichkeit hervortreten, deren Armuth und Entblößung von dem Nothwendigsten so groß ist, daß in den meisten Provinzen die Altäre verlassen dastehen aus Mangel an Priestern. In der ungeheuer weitläuftigen Provinz Parahyba sind die Kirchspiele nur von 12 Geistlichen verwaltet, während eine gleiche Anzahl ihre geistlichen Functionen theils aus Altersgebrechlichkeit, theils deßwegen aufgegeben hat, um einen andern Unterhalt zu finden, als den ihnen die erbärmlichen Congrua gewähren. Wie der Bischof von St. Paul selbst gesteht, will dort Niemand sich mehr für den geistlichen Stand bestimmen. Die Zerstückelung der Pfarreien bis ins Unendliche hat den Grund zu dieser Armuth gelegt. Der zur Sprache gekommenen Verheirathung der Priester müßte natürlich ein Act der Freigebigkeit von Seite der Nation vorhergehen.

Beim Anblicke dieses allgemeinen Bettelstandes ist es lächerlich, wenn man dem brasilianischen Clericus vorwirft, daß er das Vermögen der Nation verschlinge. Wunder, Wallfahrten und Aberglaube sind nicht mehr von ihm benützt; die Jugenderziehung ist größtentheils nicht mehr in seinen Händen, und seit 15 Jahren nehmen die Klöster keine Novizen mehr auf. Seit den sechs Jahren meiner Anwesenheit in Brasilien ist mir kein Act disciplinarischer Härte bekannt geworden, niemals, wie in europäischen Ländern, die Verweigerung des christlichen Begräbnisses oder der Sacramente. Die moralische Reform der Geistlichkeit muß radical seyn, weil sie die der Nation selbst seyn würde. Es ist Unrecht, wenn man behaupten will, daß die Nation durch die Geistlichkeit verderbt ist, Verleumdung, daß diese noch im gegenwärtigen Moment das Fortschreiten jener hemmt. Es ist übertrieben, wenn man die Kirche anklagt, daß sie dieß Land tyranniſiren wolle.

Wir haben schon erwähnt, daß in neuerer Zeit ein vollkommenes Einverständniß zwischen Kirche und Regierung geherrscht hat. Die für Brasilien erlassenen päpstlichen Bullen wurden größtentheils von den Königen von Portugal nachgesucht oder durch die, für das Wohl der Menschheit so eifrig besorgten geistlichen Orden. Die Mission des letzten päpstlichen Nuncius, Monsignor Ostini *) war von wahrhaft apostolischen Ansichten beseelt. Die Sorglosigkeit Don Pedro's I. war Schuld daran, daß sie nicht alle ihre Früchte trug, wie es dagegen, fern von Rio de Janeiro, in den alten spanischen Besitzungen, welche die Wichtigkeit dieser Sendung wohl begriffen, geschah. Der Nuncius zeigte in Allem die Absicht, nichts ohne Hülfe der Regierung zu unternehmen. Er vergaß die Opposition des Paters Feijo, der ihm bei seiner Ankunft die Ausübung seiner geistlichen Rechte bestritten hatte, da einige Zeit später dieser Priester, als er Chef des Ministeriums geworden, die Mitwirkung Ostini's zur Reform der geistlichen Orden verlangte. Die Hartnäckigkeit eines der Vorsteher dieser Orden zu Rio de Janeiro, der sogar dem Tadel des Papstes trotzen zu wollen schien, wurde von der Regierung mit so viel Unentschlossenheit und Gleichgültigkeit zurückgewiesen, daß der Repräsentant des heiligen Stuhls sich auf eine unangenehme Art in eine Sache verwickelt sah, der er Hülfe geleistet, sie aber nicht veranlaßt hatte. Noch eine andere Schwierigkeit erhob sich. Die Regierung schlug nämlich Signor Moura zu dem erledigten Bischofstuhl von Rio de Janeiro vor. Der Candidat hatte aber zu der Zahl der Deputirten gehört, welche 1831 mit ihrer Unterschrift den heterodoxen Ansichten des Paters Feijo, z. B. die Aufhebung des Cölibats ꝛc. beigetreten waren. Der Bischofscandidat erhielt nicht die kano-

*) Der Kaiser Don Pedro I. zeigte dem Nuncius Ostini und dem diplomatischen Corps die Zimmer des Schlosses, die er mit der berüchtigten Marquise de Santos bewohnt hatte und bemerkte dabei: „Dieß ist der Ort, der die Irrthümer meiner Jugend sah!" „Ne memineris, Domine!" antwortete der Nuncius dem Monarchen. Monsignor Ostini ist derselbe, in dessen Hände Zacharias Werner den Protestantismus abschwor.

nische Bestätigung, weil der heilige Vater keine Beweise von dessen Gesinnungsänderung erhalten. Nun erfolgte ein erbitterter Krieg gegen die sogenannten „Anmaßungen Roms," eine Wiederkäuung so vieler Bravaden gegen die „halberloschenen Blitze des Vaticans," und ein Strom von Ausfällen und Verleumdungen gegen den Geschäftsträger Roms in Rio de Janeiro, den der Nuncius dort zurückgelassen hatte. Diese Ausbrüche einer verächtlichen Leidenschaft, die sich damals kund gaben, erschienen größtentheils anonym, man wußte aber, daß die Blätter, die ihnen als Werkzeug dienten, der Kammer der Deputirten angehörten. Die Frechheit der Rede und Schrift war unbegränzt. Von der Tribüne herab erklärte man den heiligen Vater „schuldig eines Attentats gegen die Nation!" Man verlangte die Trennung der brasilianischen Kirche von der zu Rom, die Wiedervereinigung der geistlichen Gewalt mit der politischen, in der Hand des Herrschers des Kaiserreichs. Eine wahrhaft nationelle Gesinnung offenbarte damals der Präsident der Kammer. Er verließ seinen Platz, um seinen lebhaften Unwillen darüber auszudrücken, wie man die Angelegenheiten des Staats und der Religion behandelte. Er ermahnte die Kammer, sich nicht dem Atheismus hinzugeben, sey es, daß er die wahre Absicht der Redner erkannte, oder einsah, daß die Trennung vom Papste den meisten Brasilianern gleich bedeutend mit einer Empörung gegen Gott seyn dürfte. So wurden dann die exaltirten Anträge verworfen, so daß dem Neuerer nicht mehr als zwei Stimmen blieben.

(Schluß folgt.)

Alte Befestigung an der Wodjäna.

(Aus dem russischen Journal des Ministeriums des Innern. Januar 1838.)

Von der Ansiedlung Dubowka an der Wolga aufwärts, fünf Werste weit, sieht man an dem in die Wolga fallenden Flüßchen Wodjäna einige Trümmer. Wahrscheinlich stand hier ein tatarisches Dorf oder eine kleine Stadt, denn an vielen Orten sieht man Ueberreste steinerner Gebäude, viele Backsteine u. dgl. Außerdem ist hier eine ehemalige, theils natürliche, theils künstliche Befestigung zu bemerken, welche gegen Süden die Wolga, gegen Nordwesten eine steile und sehr tiefe Schlucht (hier Balka genannt), worin die Wodjäna fließt, gegen Norden gleichfalls eine Schlucht, und gegen Westen nach der offenen hohen Steppe hin einen noch ganz erhaltenen tiefen Graben und einen hohen Wall hat. An einigen Orten in den Trümmern fand man tatarische Münzen, Ringe u. dgl. Die umwohnenden Einwohner wissen nicht, was hier stand, denn dieser Strich ist erst seit kurzem wieder bebaut.

Beschreibung von Sind.

Regierung.

(Schluß.)

Von allen auswärtigen Mächten hat keine den Emirs so viele Unruhe eingeflößt als Großbritannien, dem sie von jeher mißtraut haben; die Ereignisse der letzten 15 Jahre haben ihnen eine Nation gezeigt, die sich nur durch Siege über Fürsten und Völker bekannt gemacht hat, und mit schnellen Schritten zu neuen Eroberungen eilt. Natürlicherweise hat dieß einen starken Eindruck auf sie gemacht, den sie auch keineswegs verbergen können. Ihre Furcht und Mißtrauen haben sich schon vielfach gezeigt, und kennen gar keine Gränzen mehr, seit die brittische Regierung zu einer directen Einschreitung in Cutsch durch die Umstände gezwungen wurde. Es ist gewiß, daß die Emirs seit längerer Zeit die Fürsten von Candahar nicht mehr fürchten noch respectiren. Sobald drohende Zeiten kamen und eine englische Armee nach Cutsch rückte, haben jedesmal die Emirs, um ihre Furcht zu beschwichtigen, sich Mühe gegeben, durch falsche und übertriebene Nachrichten die im Norden von Sindhi herrschenden Könige aufzuregen und mit der englischen Regierung zu entzweien. Zu gleicher Zeit suchen sie durch Intriguen die kleinen Fürsten von Cutsch zur Auflösung der freundschaftlichen Verhältnisse mit der Macht zu bewegen, welcher diese Fürsten nur erst seit kurzer Zeit das Daseyn verdanken.

Da die Emirs die feste Ueberzeugung haben, daß über kurz oder lang eine fremde Macht versuchen werde, sie aus dem Besitze von Sindhi zu vertreiben, so ist es vielleicht nicht überflüssig, einige kurze Bemerkungen über die Mittel zu machen, die sie zur Abweisung eines Angriffes solcher Art besitzen.

Die Armee der Emirs von Sindhi besteht aus Soldaten, die aus den mosleminischen Stämmen ausgehoben sind, und die sich mehr durch Zahl als durch Tapferkeit auszeichnen. Diese Stämme gehorchen Chefs, die aus ihrer Mitte genommen sind, und welche eine Anzahl von Gütern als Lehen besitzen, um die Leute, die darauf wohnen, zu unterhalten. Diese Lehen oder Dschaghirs wechseln nach dem Gutdünken der Emirs, welche sie bald am Ende des ersten Jahres wieder an sich nehmen, bald zehn Jahre demselben Pächter lassen. Die Namen der Soldaten, die bei einem Chef Lehensleute sind, werden, wenigstens bei den Belutschen, einregistrirt, wie auch die Namen ihrer Kinder und Nachkommen, und bei dem genannten Volk werden diese Verzeichnisse sorgfältig als eine Auszeichnung aufbewahrt; wird einer von ihnen als Dschaghirdar entlassen, so klagt er auf jenes Document hin bei dem Darbar (Rath), der seinen Forderungen Recht verschafft; zugleich dient dieser Gebrauch dazu, daß das fehlerhafte System, nie eine Musterung zu halten, wieder gut gemacht wird.

Die Dschaghirdars bezahlen ihre Soldaten selten, oder vielmehr nie mit Geld; jeder Mann erhält in verschiedenen Zeiten der Ernte ein gewisses Maaß von Getreide. Unter der Regierung der Kalhoras hatten die Chefs der verschiedenen Militärstämme, die Talpuras, Dschatias, Leckis und Khosahs, die ganze Armee unter ihren Bannern vereinigt, was ein sehr fehlerhaftes System war. Die Talpuras nahmen ein besseres an; sie ließen keine allzu großen Dschaghirs aufkommen; kein Serdar hat mehr als 1000 bis 1200 Mann unter seinen Befehlen. Die Khosahs und Leckis sind ganz ausgeschlossen, weil sie der Anhänglichkeit an die Kalhoras verdächtig sind.

Die Gardetruppen der Emirs, das einzige Militär, das immer im Dienst ist, übersteigt nicht 4000 Mann. Sie sind in Heiderabad einkasernirt, und beinahe die Hälfte ist beritten auf Kosten der Regierung. Sie thun Soldaten- und Bedientendienste, und werden alle sechs Monate bezahlt, jedoch mehr mit Geld als mit Getreide.

Im Fall der Noth, wenn die Armee unentbehrlich ist, gehen nach allen Provinzen Befehle an die Dschaghirdars ab, daß sie sich sammt ihrer bewaffneten Mannschaft an bestimmten Orten und zu bestimmter Zeit einfinden sollen. Drei Tage reichen zur Bekanntmachung des

Gefechts hin, vierzehn Tage, um ungefähr 55,000 Mann, von denen mehr als zwei Drittheile Reiterei sind, zusammenzubringen. Die Sindhier behaupten, die Aushebungen in ihrem Lande machen 100,000 Mann aus; mehrere Gründe jedoch lassen glauben, daß, wenn man auch 12,000 Mann des Mir Schrabz und 5000 Mann des Mir Thairas dazu rechnet (die jedoch mit den Emirs von Heiderabad nicht verbündet sind), ganz Sindhi nicht über 50 bis 55,000 streitbare Männer stellen kann.

Das Heer besteht aus verschiedenen mostemitischen Stämmen, die sich je bis auf mehrere hundert Mann belaufen, welche gewöhnlich von Beludschen, besonders aber von Talpuras befehligt sind, auf welche die Emirs das meiste Vertrauen haben, und die sie auch immer auf Kosten der übrigen vorgezogen haben. Die Truppen sind mit Säbel, Schild und Schießgewehr bewaffnet; außer dem, was sie von ihren unmittelbaren Obern erhalten, zahlt ihnen der Schatz des Emirs täglich dem Fußgänger 5, dem Reiter 6 Dohras aus, so lange sie im Dienste sind. Die Serdars bekommen gleichfalls einen täglichen Sold, wie er ihrem Rang auf der Officiersliste angemessen ist. Die sindhische Artillerie ist durch ihre Schlechtigkeit bekannt, selten sind mehr als drei bis vier Kanonen bei der Armee, und da diese wichtige Waffe bei den sindhischen Soldaten verachtet ist, so ist die Ausstattung dieser geringen Zahl von Geschützen ausnehmend mangelhaft.

Die Pferde sind von verschiedenen Racen. Die Tattus (Klepper) sind die gewöhnlichsten. Viele sieht man auf Maulesein, und vom Emir bis hinab zum Bettler bedient man sich des Kamels. Selbst die bessern Pferde des Landes sind nicht geeignet eine gute Reiterei zu bilden, denn sie sind in der Regel unbeholfen beim Wenden, was noch einigermaßen durch den Paßgang, zu dem sie dressirt sind, vermehrt wird, so daß sie nur schwer zum Galoppiren gebracht werden können. Die Fußsoldaten sind vortrefflich, und, wie wir schon oben erwähnt, von Jugend auf im Gebrauche der Luntengewehre geübt. Berechnet man den Sold eines sindhischen Soldaten nach dem Preis, unter dem ihm das Getreide verabfolgt wird, so kann er sich monatlich auf etwas über 2½ Rupien belaufen, und ist er im Dienste, so erhält er den bereits erwähnten Zuschuß. Ueber seinen Unterhalt wurde schon gesprochen, und im Feld ist derselbe nicht weniger einfach.

Im Gegensatze zu andern Ländern hat Sindhi keine befestigten Plätze, welche die Bewegung einer feindlichen Armee aufhalten könnten. Die geringen Befestigungen, denen man begegnet, sind höchst unbedeutend, und wenn gleich das Land auf dem westlichen Indusufer einige von der Natur befestigte Punkte darbietet, war es nie Politik der Regierung, dieselben zu vertheidigen, denn man würde alsdann die fruchtbaren Bezirke dem Feinde überlassen müssen. Bis auf die jetzige Zeit noch pflegten die Einwohner von Sindhi mit ihrer Habe in die Wüste zu flüchten, und sie blieben daselbst in vollkommener Sicherheit unter dem Schutze der dort lebenden Stämme, deren Gastfreundlichkeit oft auf sehr harte Proben gesetzt wurde, aber nie gewankt hat.

Ist die Gefahr drohend, so wird Befehl zur Zerstörung alles Eigenthums gegeben, dann fangen die Beludschen und andere barbarische Stämme an überall zu plündern, indem sie dieß mit dem Staatswohl und dem Zweck, dem Feinde keine Hülfsquellen zu lassen, rechtfertigen, und sagen, es sey doch noch besser von Freunden als von Feinden ausgezogen zu werden. Die Geschichte von Sindhi weist viele solcher Beispiele auf; oft wurde es angegriffen, und im Allgemeinen war die Eroberung leicht. Das Verwüstungssystem wurde von den Sanras begonnen, als Alaed-Din ins Land fiel. Die Geschichte der ersten Zeiten der Herrschaft der Kalhoras ist nichts als eine fortlaufende Erzählung, daß man in die Wüste geflohen sey und wieder zurückgekommen, um das verlassene Land wieder einzunehmen.

Afghanistan war seit der Zeit Ahmed Khan Durranis nie so einig, daß es hätte Sindhi erobern können, wenn es dasselbe je ernstlich im Sinne gehabt hat. Die Geschichte der Afghanen in dieser Periode zeigt uns dieselben stets in Zehden unter den einzelnen Stämmen begriffen, die mit Streitigkeiten in der königlichen Familie zusammenhängen, oder damit beschäftigt, Angriffe der Nachbarn abzuschlagen. Doch scheint es, daß sie Sindhi mehr als einmal verheert haben, aber daß sie, durch Geschenke gewonnen, oder durch innere Angelegenheiten genöthigt, zurückgekehrt sind, ohne etwas Dauerndes gegründet zu haben, weder für sich, noch für die unglücklichen Kalhoras, für die sie zu kämpfen vorgaben. Seit einigen Jahren wurde Afghanistan die Beute des Ehrgeizes verschiedener ihrer Glieder und ihrer Feinde, der Sikhs; diese Soldaten-Nation muß allem Anschein nach bald ihre Waffen gegen Sindhi kehren, und die Eroberung wird ihnen ohne Zweifel leicht werden, wenn nicht die Politik anderer Mächte sich ihrem Vergrößerungssystem entgegensetzt.

Durch den Gang der Ereignisse ist die brittische Regierung Nachbarin von Sindhi geworden, und ihre Besitzungen reichen so nahe an das Gebiet der Emirs, daß unsere Gränze den Räubereien des Gesindels jenes Landes ausgesetzt ist. Die Räuber haben schon viele Verwüstungen angerichtet, und die Vorstellungen, die man deßhalb den Emirs gemacht hat, haben dem Uebel bis jetzt noch nicht gesteuert. Wie in Hindustan die Horden der Pindarris entzweit und zersprengt wurden durch eine kluge Politik, die nur zu spät ins Werk gesetzt wurde, so wird man zuletzt wohl auch Maaßregeln ergreifen müssen zur Vernichtung der Räuber, die in den nahegelegenen Bezirken von Sindhi eine Zuflucht finden. Kommt es zur Ausführung dieses Vorschlages und in Folge dessen zu einem Kriege mit den Emirs, so darf man sich darüber keine Unruhe machen. Der Erfolg eines Angriffes von englischer Seite ist nicht zweifelhaft, wenn man nur eine günstige Jahreszeit zum Einmarsche nach Sindhi wählt. Nur über die Politik einer solchen Maaßregel könnten sich Zweifel erheben. In unserer gegenwärtigen Lage können wir keine bessere Gränze gegen Westen haben als die Wüste, und wir müssen ganz besonders die Unabhängigkeit des Djaredscha-Theils in Cutsch unterstützen und vertheidigen. Der einzige und wichtigste Vortheil, den man zu erlangen hoffen könnte, ist ein Handelsbündniß mit Sindhi, und damit muß man für jetzt sich begnügen, wenn nicht etwa der Gang der europäischen Politik es wünschenswerth erscheinen läßt, einigen Einfluß auf die Fürsten eines Landes zu erringen, das so bedeutende Hülfsquellen zur Verpflegung und zum Unterhalte von Armeen hat.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 32** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Russische Dichtungen.** Mitgetheilt von Tieß. — **Der himmelblaue Domino.** Von Capitän Marryat.

Das Literatur-Blatt dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden) ist berechnet für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 102.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

12 April 1838.

Türkſchi-Billmeß.

Von A. v. Katte.

Der Orient iſt immer noch ein Land der Wunder. Es geſchehen dort Dinge, von denen man in Europa durchaus keine Idee hat. Revolutionen werden dort gemacht und Reiche geſtürzt in einem Augenblick. Der vertriebene König irrt in Felſenhöhlen oder in der Wüſte als Bettler umher, und ein Räuber umhüllt ſich mit dem Purpur. Ein kühner Mann ſammelt auf eigene Fauſt eine Schaar, durchſtreift mit ihr ungeheure Strecken, beraubt und plündert ganze Länder, und verſchwindet plötzlich wie ein Meteor, ohne daß man wüßte, wo er hin gekommen. Man übernachtet in dem Hauſe ſeines Feindes und wird von ihm geſchützt; man verläßt ihn den andern Tag und wird von ihm verfolgt, eingeholt und umgebracht. Gaſtfreundſchaft und Treuloſigkeit, Beſtechlichkeit und die hingebendſte Treue, Freundſchaft und glühender, nie erlöſchender Haß, Alles findet ſich in wunderlichem Gemiſch in demſelben Charakter, und macht die Orientalen gleichermaßen empfänglich für Tugenden und Laſter, ohne daß ſie die der Tugend inwohnende innere Zufriedenheit, oder die dem Laſter folgenden Gewiſſensbiſſe fühlten. Der große Centralpunkt, um den ſich die Leidenſchaften drehen, und die Triebfeder aller Handlungen, iſt der Eigennutz und der baarſte Egoismus. Das Wort Ehre, die allmächtige Triebfeder der Europäer, exiſtirt in den orientaliſchen Sprachen nicht. Dort dient Niemand einem Fürſten, nur um ſich mit ſeinem Ordensband zu ſchmücken, man verlangt poſitivere Erkenntlichkeiten. Nur der Fürſt wird gut bedient, der ſeinen Dienern die Perſpective eines nie zu erlöſchenden Gewinns vorzuhalten weiß. Da, wo dieſe Ausſicht fehlt, hört auch die Treue auf, und alsdann ſucht man ſich ſelbſt zum Herrn zu machen. Dieß ſind die beſtändigen Erſcheinungen in der Geſchichte der orientaliſchen Völker. Es vergeht nicht ein Jahr, wo nicht ein Paſcha den Verſuch der Unabhängigkeit wagte. Dieſer Verſuch wird ihm immer glücken, verſteht er die Intereſſen ſeiner Diener mit den ſeinigen zu verweben. Dieß verſtand Niemand ſo gut als Mohammed Ali, und hierin liegt der Schlüſſel zu ſeiner Macht, die ſich auch ſo lange erhalten wird, als er dieſen allgemeinen Grundſatz nicht aus den Augen verliert. So lange er Aegypten beherrſcht, kennt man nur einen einzigen Fall, wo einer ſeiner Diener ſich mit bewaffneter Hand erhob und ſeine Herrſchaft in Arabien bedrohte. Aber auch dieſer Abfall hatte nur ſeinen Grund in der Vernachläſſigung des oben angeführten Grundſatzes, und wenig fehlte, ſo hätte ſich die Lage der Dinge in Arabien auf eine merkwürdige Weiſe anders geſtaltet. Dieſer Abfall iſt eines der intereſſanteſten Ereigniſſe der neueſten Zeit, und gab zu einer Unternehmung Anlaß, die an Kühnheit und Außerordentlichkeit kaum ihres Gleichen hat. Denn ein Zug von etwa 2000 Mann von Medina bis Mokka, alſo durch eine Länderſtrecke wie von den Ufern des baltiſchen Meers bis zur äußerſten Spitze von Calabrien, quer durch ein mit kriegeriſchen Stämmen ſtark bevölkertes Land, und Alles raubend und plündernd, iſt ſo außerordentlich, daß dem, der den Orient nicht kennt, aller Maaßſtab zur Beurtheilung fehlt. Dieſer kühne Parteigängerzug ward im Sommer 1833 von Türkſchi-Billmeß ausgeführt.

Türkſchi-Billmeß, von Geburt ein Georgier, ward in ſeinem Vaterlande geſtohlen, nach Aegypten gebracht und dort von Mohammed Ali gekauft. Er erhielt den Namen Achmed, da ihm jedoch die Erlernung der türkiſchen Sprache ſehr ſchwer fiel, ſo nannte ihn der Paſcha ſcherzweiſe „Türkſchi-Billmeß,“ d. h. Jemand, der das Türkiſche nicht verſteht. Dieſen Namen behielt er ſpäterhin bei, und iſt auch unter ihm allein nur bekannt. Als er das mannbare Alter erreichte, erhielt er, wie alle Mameluken Mohammed Ali's, die Freiheit und eine Stelle im Militärdienſt. Bald ward er zum Aga befördert und an die Spitze eines Haufens irregulärer Cavallerie geſtellt, mit dem er nach Arabien ging. Hier zeichnete er ſich in einigen kleinen Treffen mit den Beduinen ziemlich vortheilhaft aus, und erlangte bald unter den Magrebis, berittenen Beduinen aus dem nördlichen Afrika, ſo viel Anſehen, daß dieſe ein Engagement mit ihm allen andern vorzogen. Es verpflichten ſich nämlich die Häuptlinge dieſer Horden, eine gewiſſe Anzahl Soldaten zu halten, wofür ihnen dann ein beſtimmter Lohn für jeden Kopf ausgeſetzt iſt, wobei die Meiſten nicht ermangeln, große Summen in die Taſche zu ſtecken, da ſie immer weniger Solda-

ten haben, als der Contract besagt. Türkschi-Billmeß hielt jedoch immer die volle Anzahl und wußte diese durch sein zutrauliches Benehmen und Belohnungen so an seine Person zu fesseln, daß sie ihn später in seiner Unternehmung trefflich unterstützten.

Zu derselben Zeit commandirte Kurschid Bey, jetzt Pascha, in Arabien. Dieser war ebenfalls ein Sklave Mohammed Ali's und mit dem Türkschi-Billmeß in demselben Harem erzogen worden. Streitigkeiten, die sie dort anfingen, hatten Feindschaft erzeugt, die, wie im Orient immer, über alle Verhältnisse hinausdauerte. Kurschid-Bey, jetzt sein Oberer, that daher alles Mögliche gegen ihn, und suchte ihm vor allen Dingen die Zuneigung seiner Leute zu entziehen. Hiezu fand er nichts geeigneter, als ihm die Mittel vorzuenthalten seine Soldaten zu bezahlen: beinahe 10 Monate lang machte Türkschi-Billmeß die Vorschüsse aus seiner eigenen Casse; als aber diese erschöpft war und er die Beduinen mehrere Monate nicht gezahlt hatte, wurden diese endlich unruhig und verlangten mit Ungestüm die Rückstände. Jetzt wandte er sich an den Kurschid Bey; dieser aber schlug ihm sein Gesuch auf das härteste ab, obgleich er die Verpflichtung hatte, ihm seine Auslagen zu ersetzen. Die Beduinen, denen es zuletzt an Futter für ihre Pferde fehlte, wurden immer dringender und drohten zuletzt zu den feindlichen Stämmen übergehen zu wollen, wenn man sie nicht befriedige. Eine neue dringende Bitte um Bezahlung ward nicht nur allein vom Kurschid Bey wieder verweigert, sondern Türkschi-Billmeß erhielt sogar den Befehl, sich sogleich nach Aegypten einzuschiffen. Letzterer, obgleich empört über dieses ungerechte Verfahren, war in der That Willens diesem Befehl zu gehorchen, und verlangte nur noch, um die Einschiffung zu bewirken, die bescheidene Summe von 200 Thalern, während man ihm gegen 9000 Thaler schuldete. Aber auch diese erhielt er nicht. Dieß empörte ihn auf das äußerste, und er schwor bei seinem Bart, nicht allein nicht nach Aegypten zurückkehren zu wollen, sondern sich seine Rückstände selbst zu verschaffen.

Zu eben dieser Zeit stand in der Gegend von Mekka ein gewisser Ibrahim Aga, der, wie Türkschi-Billmeß, einige hundert Mann irregulärer Cavallerie commandirte. Dieser, ebenfalls von Kurschid Bey früher auf eine sehr harte Art behandelt, war von dem glühendsten Haß gegen ihn beseelt, und wartete nur auf eine Gelegenheit, ihn ausbrechen zu lassen. Im Orient zeigt man niemals seinem Feinde die rauhe Seite. Bis nicht der Augenblick der Rache erschienen ist, heuchelt man seinem Feinde die ergebenste Freundschaft und zeigt sich zu allen Diensten bereit, aber nur um ihn einzuschläfern und ihn nachher desto sicherer überraschen zu können. Die größte, zuvorkommendste Freundlichkeit eines Türken ist in der Regel das Präludium des Todesstoßes. So lange der Türke kalt und zurückhaltend sich zeigt, ist er nicht zu fürchten, aber in dem Augenblick, wo man von seinen Artigkeiten überschüttet wird, steht man auf dem Punkt ins Verderben zu rennen. Diese Politik kennt ein jeder, ein jeder wendet sie an, und doch lassen sich unbegreiflicherweise beinahe alle in demselben Garn fangen. Die Mameluken-Beys Aegyptens wollten Mohammed Ali verderben und dachten sich hiezu ein Fest aus, das sie ihm zu Ehren geben wollten. Mohammed Ali erfuhr es, und traf sogleich Anstalten ihnen zuvor zu kommen. Sein Sohn Tussun Pascha sollte mit einer Armee nach Arabien gegen die siegreichen Wahabiten marschiren. Der Tag seines Auszugs ward in Cairo als ein großer Festtag aller Moslems angekündigt, und alle Autoritäten eingeladen, sich auf der Citadelle zur Cour zu versammeln und dann dem Auszug im Pomp beizuwohnen. Aber dieser Tag ward auch zur Vernichtung der Mameluken ausersehn. Sie erschienen auf der Citadelle auf herrlich geschmückten arabischen Pferden, mit aller Pracht, durch die sich diese kriegerische Schaar auszeichnete, und wurden vom Pascha auf das zuvorkommendste empfangen. Man schwor sich gegenseitig ewige Freundschaft, vertraute sich seine Plane für die Zukunft und trennte sich mit allen Zeichen der wohlmeinendsten Aufrichtigkeit. Eine Stunde nachher lebte kein Mameluke mehr. Mohammed Ali war der Geschicktere, einige Tage später hätte ihn dasselbe Loos getroffen.

Eine ähnliche Politik befolgte auch Ibrahim Aga gegen Kurschid Bey. Unter der Maske der Freundschaft heuchelte er ihm die ergebenste Anhänglichkeit, und sich späterhin die Mischung der Karten vorbehaltend, that er sein Möglichstes, Kurschid Bey zu bereden, dem Türkschi-Billmeß unter keiner Bedingung die verlangten Summen auszuzahlen. Zu gleicher Zeit wußte er geschickt den Haß des Letztern anzufachen und unter der ganzen in Arabien stehenden Cavallerie den Geist der Unzufriedenheit zu verbreiten. Kaum hatte daher Türkschi Billmeß, nachdem ihm auch die zuletzt verlangten 200 Thaler abgeschlagen waren, die Fahne des Aufruhrs erhoben, und erklärt, er wolle sich nun selbst bezahlt machen, so fiel Ibrahim Aga mit 400 Mann über Kurschid Bey her, nahm ihn gefangen, und führte ihn gebunden nach Dschedda. Späterhin gelang es zwar Letzterem, zu entkommen und nach Aegypten zu fliehen, allein die Revolution hatte begonnen und schritt nun unaufhaltsam vorwärts.

Die Magrebi's, nur auf Plünderung denkend, und nur dem gehorchend, der ihnen hiezu verhilft, erklärten sich sogleich alle für Türkschi-Billmeß. Ein Aehnliches that ein Corps Arnauten und alle nicht einregimentirten Türken. Zuerst ward Dschedda, der Hafen Mekka's und die reichste Küstenstadt Arabiens, gebrandschatzt. Die Autoritäten wurden abgesetzt, die Regierungscassen weggenommen und die für die Armee aufgehäuften Magazine geplündert. Da man jedoch nicht Alles selbst verbrauchen konnte, und es nur darauf abgesehen war, so viel Geld als möglich zusammen zu treiben, so zwang man die Einwohner Dschedda's die Vorräthe zu kaufen. Ganze Lasten Getreide, Bohnen, Erbsen, Kaffee — kurz Alles, was sich nur in den Magazinen befand, ward vor die Häuser getragen und ein jeder genöthigt, es zu einem gewissen Preis, der jedoch weit unter dem Werth war, zu erstehen. Schwerlich hätten sich die Einwohner Dschedda's, die nur ein Handelsvolk sind und bei dieser Gelegenheit gute Geschäfte machen konnten, erst hiezu zwingen lassen, hätte man nicht vorausgesehen, daß diese Revolution keinen Bestand haben konnte, und daß bei zurückkehrender Ordnung ein jeder die geplünderten Waaren wieder unentgeldlich ürde herausgeben müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Braſilianiſche Zuſtände.

Die braſilianiſche Geiſtlichkeit.

(Schluß.)

Aehnliche Angriffe wurden von nun an täglich von der Regierung wiederholt, ohne den Vorwurf der Tyrannei auf ſich zu laden, aber ſie zog unglücklicherweiſe nichts zu Rath als die nationelle Eigenliebe, gab nur ihrem Wunſche Gehör, ſich eine verächtliche Popularität zu erringen und hegte eine paniſche Furcht vor der Idee, rückſchreitend zu erſcheinen. So erließ die Regentſchaft auch an den erwähnten Biſchof von Rio de Janeiro eine Note, von Anfang bis zum Ende ſtrotzend von Unüberlegtheiten, die von dem Verfaſſer nicht wieder gut gemacht werden konnten. In dieſer Note drückte ſich das Gouvernement folgendermaßen aus: „es hätte Urſache zu glauben, daß der Chargé d'Affaires von Rom den Befehl habe, von Mr. Moura den Widerruf der Meinungen zu verlangen, die er im J. 1831 getheilt hätte.“ Hiezu war die Warnung gefügt, „daß er ſich das entſchiedene Mißfallen der Regentſchaft zuziehen würde, wenn er ſeine kanoniſche Beſtätigung durch eine der Würde der Kammer und der Nation widerſprechende Ablängnung erkaufen wolle!“ Dieſer unerhörte und etwas ſpäter durch eine, man ſollte es kaum glauben, Vergeſſenheit alles Uebereinkommens entſchuldigte Schritt, war ohne Vorwiſſen des päpſtlichen Geſchäftsträgers, Abbé Fabrini, unternommen. Die Antwort des erwählten Biſchofs konnte als die erſte Kritik davon betrachtet werden. Er machte der Regentſchaft begreiflich, daß ſie ſich ohne Grund erdichtet hätte, und daß ein ähnliches, wie das von ihr angegebene Verlangen, niemals vom Papſte gemacht wäre. Er beſtände auch nur auf ſeinen frühern Anſichten, nicht aus unabänderlicher Ueberzeugung, ſondern nur aus der freilich nicht ſehr apoſtoliſchen Scheu, ſich vor ſeinen Landsleuten lächerlich zu machen.

Die Journale haben ſpäter die von dem Biſchof von St. Paul ausgeſprochene Mißbilligung mitgetheilt, der anfangs für die Heurath der Prieſter ſich ſehr günſtig erklärte, und 22 dahin gehörende Artikel der neuen Conſtitution beifügte, die der Regent Feijo ausgearbeitet und der geſetzgebenden Verſammlung jener Provinz vorgelegt hatte. Der Biſchof widerrief ſeine Anſichten, auch ſeine vorhergegangene Verdammung des kirchlichen Cölibats durch die Erklärung, daß die Abſchaffung eines ſolchen Geſetzes allein dem Papſte und den Concilien zuſtehe. Seitdem ließ Pater Feijo dieſe Angelegenheit ruhen. Die Seſſion von 1835 beſchäftigte ſich wenig mit der Kirche. Der Erzbiſchof von Bahia verlangte von der Generalverſammlung die Errichtung dreier neuer Bisthümer; ein anderer Deputirter ſo viel wie Provinzen exiſtirten. Doch führte er auch an, daß es nothwendig wäre, vorher alle Biſchöfe über die Ausdehnung und die Bevölkerung ihrer Diöceſen zu Rathe zu ziehen, bevor man dieſe Zerſtückelung vornehme, weil dieß leicht dieſelben Unannehmlichkeiten auf ſich ziehen könne, wie die Verkleinerung der Kirchſpiele.

Die braſilianiſche Kirche hat weniger eine Veränderung als eine Wiederherſtellung nöthig. Es iſt hier kein Ueberfluß von Prärogativen, Privilegien, Freiheiten, kein ehrgeiziges Streben zu beſchränken, ſondern die Aufgabe geſtellt, dem gänzlichen Verfall und der Entmuthigung vorzubauen. Die Hauptfehler, die zu dieſem Sinken der Kirche beitragen, ſind 1) die faſt allgemein nicht hinreichende Dotation, die man noch verkleinert, 2) der Mangel an religiöſen Seminärs, 3) der Mangel an Prieſtern, 4) die Unbedeutenheit der Congrua, 5) die gänzliche Verlaſſenheit des Cultus, 6) die Nichtbefolgung der religiöſen Uebungen und Gebräuche, 7) die ſeit 1831 eingeſtellte Vergebung der Pfründen, der Canonicate und der Beneficien.

Die Reform von 1834 ſchien damit umzugehen, den Provinzen die Zehnten zuſprechen zu wollen, die ſonſt in die Caſſen des Gouvernements floſſen; ein Theil davon ſollte zu den Bedürfniſſen des Clerus und der Kirche verwandt werden. Dadurch würde das Loos dieſer verbeſſert worden ſeyn. Es hat niemand dagegen opponirt, allein die ganze Reform ging nicht durch und darum auch nicht die dahin einſchlagenden Artikel.

Obercanada.

(Aus einem Schreiben im United Service Journal März 1838.)

Da ich mehrere Jahre in Obercanada gelebt und Umſtände mich genöthigt haben, daſſelbe als mein Vaterland und meine Heimath zu betrachten, habe ich mich unbemerkt an das rauhe Leben eines Waldmannes gewöhnt, und hoffe eine einfache, aber richtige Nachricht von dem Stande der Dinge daſelbſt zu geben.

Auswanderer kommen gewöhnlich mit ſehr irrigen Begriffen in dieſes Land, ohne im mindeſten zu wiſſen, was ſie eigentlich erwartet; ſie ſollten einen guten Vorrath von Betten und warmen Kleidern mitbringen, ſo wie einige Zimmermannswerkzeuge, Bücher u. dgl., was ſie bei einem Landleben für nöthig halten. Bei ihrer Ankunft ſollten ſie keine Kartoffeln, grüne Erbſen, unreife Früchte u. dgl. eſſen, weil viele kurz nach ihrer Ankunft vom Durchfall ergriffen werden, welcher höchſt wahrſcheinlich der Gier zuzuſchreiben iſt, womit ſie über Gemüſe aller Art herfallen, nachdem ſie einige Wochen auf eingeſalzene Speiſen beſchränkt waren. Fieber und rheumatiſche Schmerzen ſind in ganz Amerika gewöhnliche Uebel, aber ſelten tödtlich; ſie zeigen ſich vornehmlich in neuen Anſiedlungen vier oder fünf Jahre nach dem Umbrechen des Landes, halten ein oder zwei Jahre an und verſchwinden dann faſt völlig. Wahrſcheinlich rühren ſie von den böſen Dünſten her, welche aus den verfaulenden Stumpfen und Wurzeln der Bäume und anderer vegetabiliſchen Subſtanzen emporſteigen. Wechſel- und andere Fieber ſind in der Nachbarſchaft großer Sümpfe und ſtehender Waſſer gewöhnlich; Auswanderer ſollten ſolche Plätze vermeiden, denn im Allgemeinen iſt Canada ein ſehr geſundes Land.

Raſch nimmt die Provinz an Wichtigkeit zu. Eiſenbahnen und Canäle werden an verſchiedenen Orten angelegt, die Seen und ſchiffbaren Ströme benutzt und die Schwierigkeiten bei der Umwandlung der Wälder in fruchtbares Land ſind nicht beſonders groß; Capitaliſten finden hier vortrefflich Gelegenheit ihr Geld anzulegen, und der fleißige Arme findet einen Zufluchtsort und hinreichende Beſchäftigung, die ihm, wenn er nicht träge oder ausſchweifend iſt, nicht nur ſein Auskommen, ſondern Wohlſtand verſchafft. Warum wandern alſo manche unſerer Landsleute lieber nach den Vereinigten Staaten aus? man kann dieß offenbar nur mißverſtandenen Begriffen von Freiheit zuſchreiben; denn

wir genießen hier vollkommene Freiheit, und sind keinem Zwang unterworfen als dem, der überall nöthig ist, um die Schlechten im Zaume zu halten. Viel hängt von der Wahl des Bodens ab, auf dem sie sich niederlassen; an Rathschlägen hierüber wird es ihnen nicht fehlen, aber diese Rathschläge sind meist sehr interessirter Art. Viele behaupten, man könne die Güte des Bodens an der Größe und Beschaffenheit der Bäume erkennen, und wo Bäume zu einer großen Höhe emporwachsen, sey der Boden gut. Dieß ist aber unrichtig, und Niemand wird die mit prachtvollen Fichten bedeckten Felsenufer des Rideau-See's für ein anbaufähiges Land halten. Ich habe in verschiedenen Theilen der Provinz gewohnt und viele Striche derselben zum Theil zu Fuße durchwandert; ich habe allenthalben gutes Land in Menge gefunden, mich jedoch überzeugt, daß die westlichen Striche der Provinz wegen der Milde des Klima's und der Fruchtbarkeit des Bodens die Aufmerksamkeit von Auswanderern am meisten verdienen.

Im westlichen District laufen oft die Pferde und das Rindvieh während des Winters in den Wäldern herum und suchen sich ihr Futter selbst. Nie sah ich den Schnee über 6 Zoll tief liegen, außer wo er vom Winde zusammengeweht war, und ich habe wochenlang in den Monaten Januar und Februar ohne Handschuhe in den Wäldern gearbeitet; bließe nicht hie und da ein kalter Wind, man könnte vergessen, daß man in Canada ist. In den östlichen Theilen der Provinz sind die Winter lang und streng, und viel Hornvieh kommt in Folge der rauhen Witterung und des Mangels an Futter um. In den Strichen, die an den St. Lorenz-Strom, den Ottawa, den Rideau und andere Nebenflüsse desselben gränzen, sind viele ausgedehnte, alles Anbaues unfähige Striche, und ich bin oft meilenweit über felsige Berge und durch fast undurchdringliche Sümpfe gewandert. Seen und Flüsse sind zahlreich, wohl mit Fischen gefüllt, und in vielen Gegenden ist die Landschaft ausnehmend malerisch. Ich habe schöne Proben von Eisen und Blei aufgelesen, und vielleicht wird sich einst das Land durch Mineralreichthum auszeichnen. Vor 16 Jahren kam eine Anzahl Familien aus Glasgow und der Nachbarschaft unter Beistand der Regierung herüber und siedelte sich im Districte Bathurst an; sie waren ordentlich und fleißig, und ein wahrer Gewinn für das Land, aber der Boden, den man für sie ausgewählt hatte, so schlecht, daß sie nach jahrelanger mühseliger Arbeit ihre Güter verließen und nach andern Orten zogen, und selbst vor kurzem noch sind einige derselben mit ihren Familien nach dem westlichen Districte gewandert, eine Strecke von 700 (englischen) Meilen, um in den Wäldern von neuem zu beginnen.

Das ganze Land ist ein fortlaufender Wald von prächtigen Bäumen, die Stellen ausgenommen, wo die Hand des Menschen den Wald gelichtet hat; in einigen Strichen, namentlich im Londoner und westlichen Districte, sind Ebenen, Prairien und Uferländereien, wo Biber sich aufhalten. Die Ebenen sind Striche von leichtem Sand, mit kleinen verkrüppelten Eichen oder Fichten, die dünn darüber zerstreut sind; die Prairien sind nieder, flach und feucht, ohne Hochholz, aber mit üppigem Grase bedeckt, das für große Viehheerden Nahrung liefern kann. In den Flußthälern, wo Biber hausen, haben diese das Wasser eingedämmt, dadurch das Hochholz zerstört, die Uferstriche gleichen nun den Prairien und erzeugen Gras zum Theil von vorzüglicher Qualität in Menge.

Obercanada ist von Leuten aus allen Theilen der Welt bewohnt, in den letzten 20 Jahren aber kamen viele Auswanderer aus den britischen Inseln herüber, und diese findet man jetzt überall. Die ältern Bewohner des Landes finden ihren Weg durch die Wälder fast so leicht, als die Indier, und sind sehr erfahren in der Jagd, im Fischfang, im Umbrechen des Landes, im Bau der Häuser und andern ähnlichen Arbeiten. Ich habe viele ordentliche Leute darunter gefunden, im Ganzen aber kann man sich auf ihre Ehrlichkeit nicht sonderlich verlassen, denn sie erlauben sich oft schlechte Kniffe, um ein paar Schillinge zu gewinnen. Unsere Nachbarn in den Vereinigten Staaten rühmen sehr die Vortheile ihrer republicanischen Regierungsform, ich habe aber nie ausfindig machen können, was diese Vortheile sind, und sie möchten auch sehr in Verlegenheit seyn, dieselben aufzuzählen. Die Taxen, die sie zahlen, sind dreimal stärker als die unsrigen, wir genießen völlige Freiheit, sind durch milde und billige Gesetze regiert, und halten die nahe Verbindung mit dem brittischen Reiche, dem Land unserer Väter, für eine Ehre und einen Vortheil. Die Indianer sind nicht die Leute, wie ich sie erwartete. Die in der untern Provinz bekennen sich zur katholischen Religion, scheinen aber nur die äußern Formen derselben zu beobachten; in der obern Provinz sind die meisten erst vor kurzem durch die Methodisten zum Christenthum bekehrt worden, und diese Bekehrung scheint ziemlich gute Früchte getragen zu haben, denn sie waren bis vor kurzem noch der faulste, verschwendste, streitsüchtigste, verstohlenste und schmutzigste Vagabundenhaufe, den ich je sah. Allerdings mag der fortdauernde Verkehr mit Weißen zu der Veränderung ihres frühern Zustandes wesentlich beigetragen haben. — Sie finden ihren Weg durch die pfadlosen Wälder mit vollkommener Leichtigkeit, scheinen von der rauhen Witterung wenig zu leiden, und leben hauptsächlich von Jagd und Fischfang, worin sie sehr erfahren sind. Im Allgemeinen meiden sie die Gesellschaft ihrer weißen Nachbarn, und scheinen uns als Eindringlinge zu betrachten. Ihre Anzahl nimmt in raschem Verhältniß ab, wahrscheinlich großentheils in Folge ihrer liederlichen Lebensweise. Ich habe bis jetzt noch von keinem Indianer gehört, der eines natürlichen Todes gestorben wäre, weiß aber viele Beispiele, daß sie ertranken, oder in der Trunkenheit Händel anfingen und erschlagen wurden. Das Provincial-Parlament hat sehr zu seiner Ehre eine große Geldstrafe auf den Verkauf geistiger Getränke an diese Unglücklichen gesetzt, und da sie jetzt auch das Christenthum angenommen haben, so ist zu hoffen, daß sie in Zukunft ein regelmäßigeres Leben führen werden. Sie stehen alle unter der Aufsicht der Regierung, und begehen nie eine Räuberei an den Ansiedlern.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die vornehmsten Hindus in Calcutta haben den Entschluß gefaßt, die Europäer für die Zukunft von den sogenannten Nautsch auszuschließen. Zu diesen obscönen Tänzen öffentlicher Mädchen ließen sich sonst die Europäer, und zwar Damen und Herren in Masse einladen. Die Ursache dieses für die Sittlichkeit erfreulichen Entschlusses soll den indischen Blättern zufolge darin liegen, daß die von den Eingebornen im Jahre zuvor gegebenen Bälle unbesucht blieben, was die Hindus bitter kränkte.

•

Man wendet gegenwärtig in Indien Elephanten mit Vortheil zum Ziehen von Kanonen an, und in neuerer Zeit gebraucht man sie auch, um die Munition fortzuschaffen. Diese wird zu dem Ende in Kästen von besonderer Form gepackt, die beinahe 2 Fuß lang, 1 Fuß breit und über 1 Fuß tief sind. Ein solcher Kasten faßt 2000 Musketen-Patronen nebst der nöthigen Menge von Feuersteinen. Sechs solcher Kästen bilden die Last eines Elephanten von gehöriger Größe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 103.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

13 April 1838.

Emporblühen Montevideo's.

(Aus Scarlett's: South-America and the Pacific.)

Die Stadt liegt auf der einen Seite einer Bay, und auf der entgegengeſetzten Seite iſt ein ſteiler grüner Hügel, der einzige auf meilenweit im Umkreis; von ihm hat die Stadt den Namen erhalten, ein Fort krönt ihn, und es iſt hier ein Gerüſte, um den Schiffen Signale zu geben, aufgeſtellt. Ich landete um den engliſchen Conſul zu beſuchen, und ging nachher durch die Straßen, um dieſe Hauptſtadt der Banda Oriental in Augenſchein zu nehmen. Dieſer Staat trennt Braſilien von dem Plata-Strom, iſt etwa ſo groß wie Frankreich, und hat, abgeſehen von der unſichern Bevölkerung der Indianer, eine Einwohnerzahl von 100,000 Seelen, Stadt und Land zuſammen gerechnet. Der franzöſiſche Reiſende Iſabel ſchätzte acht Jahre früher die Bevölkerung der Banda Oriental auf mehr als 70,000, was, wenn man die Oberfläche des Landes auf 12,000 Quadratleguas rechnet, 7 oder 8 Einwohner auf jede gibt. In dieſem ungeheuren Gebiet wird die Feuchtigkeit des durch zahlreiche Ströme bewäſſerten Bodens durch den Pampeiro, einen außerordentlich trockenen Wind, gemäßigt. Die Geſundheit des Klima's iſt ſprüchwörtlich, und es iſt augenſcheinlich, daß die ſchwache Bevölkerung von politiſchen Urſachen herrührt, nicht von natürlichen, da in dieſem Lande Geſundheit und Lebensmittel in gleicher Fülle vorhanden ſind. Das Land enthält drei größere Städte, Montevideo, La Colonia und Maldonado, außerdem 15 kleine Städte, 8 Dörfer und eine ziemlich bedeutende Anzahl Eſtancias und Ranchos. Montevideo hat einen beſſern Hafen und keine ſchlechtere Regierung als Buenos-Ayres, und verſpricht deßhalb eine bedeutendere und reichere Handelsſtadt zu werden. Mancherlei Urſachen wirken in dieſem Augenblick dahin, der Banda Oriental ein Uebergewicht zu geben, und ihr Handel nimmt auch gegenwärtig täglich zu, während der von Buenos-Ayres abnimmt. Unter Englands Vermittlung bildet die Banda Oriental einen beſondern, unabhängigen Staat: Braſilien und Buenos-Ayres bekriegten ſich und erſchöpften ihre Hülfsmittel, in der Hoffnung, ihr Gebiet durch Erwerbung der Banda Oriental abzurunden. England ſichert aber nach den Bedingungen des am 27 Auguſt 1828 abgeſchloſſenen Friedensvertrags zwiſchen Braſilien und der Argentiniſchen Republik die Unabhängigkeit der Banda Oriental. Die Stadt iſt noch gegenwärtig gegen Oſten durch Feſtungswerke geſchützt, obwohl dieſe nach dem Vertrage hätten zerſtört werden ſollen.

Faſt alle ſpaniſch-amerikaniſchen Städte ſind wie ein Schachbrett gebaut, und die Straßen durchſchneiden einander in rechten Winkeln. Gewöhnlich iſt eine große Plaza in der Mitte der Stadt, wo die Kathedrale und die Regierungsgebäude ſtehen. Zu Montevideo ſind wenige Häuſer über ein Stockwerk hoch, und jedes hat ein flaches Dach, auf dem die Bewohner herumſpazieren, rauchen und Mate trinken. Die Straßen ſind mäßig breit und haben für die Fußgänger Trotteirs an der Seite, in der Mitte ſind ſie gepflaſtert, und haben wie in London Pfoſten an jeder Ecke. Die Buden ſind ohne Fenſter und die meiſten Häuſer weiß angeſtrichen. Die Zahl der neuen Gebäude und die Maſſen von Backſteinen und Mörtel, die das Fortkommen auf den Straßen hindern, ſind ſichere Anzeichen von der fortſchreitenden Verbeſſerung und Vergrößerung der Stadt, während die gänzliche Stagnation aller Arbeiten dieſer Art zu Buenos-Ayres einen für die Ausſichten der letztern Stadt nicht ſehr günſtigen Contraſt darbietet.

Türkſchi - Billmeß.

(Fortſetzung.)

Wie ein Lauffeuer hatte ſich der Aufſtand in Hedſchas verbreitet. Die Beduinen des Landes glaubten, es ſey auf die Vertreibung der von ihnen gehaßten Türken abgeſehen, und fingen an auf der öſtlichen Seite Bewegungen gegen Mekka zu machen; alle im Dienſt Mohammed Ali's ſtehenden undisciplinirten Horden erklärten ſich ſogleich für Türkſchi-Billmeß, in der Ueberzeugung, daß es jetzt auf die Plünderung des Hedſchas und namentlich Mekka's abgeſehen ſey, wo man bedeutende Schätze vermuthet, daher denn auch dieſe Stadt, ungeachtet der heiligen Kaaba, bei den Beduinen nur einen gewiſſen Grad der Heiligkeit hat. Kaum ſah Türkſchi-Billmeß ſein Heer auf

einige Tauſend Mann angewachſen, ſo brach er mit der ganzen Armee von Dſchidda nach Mekka auf.

Beide Orte liegen nur eine Tagreiſe von einander. Der Weg dorthin zieht ſich durch einen Paß, der erſt von niedrigen Hügeln gebildet, bald neben bedeutenden Bergen vorbei führt. Mekka ſelbſt liegt in einem Bergkeſſel, auf deſſen Seite ſich hohe Berge aufthürmen. Der zunächſt liegende Berg iſt durch eine baſtionirte Citadelle befeſtigt, welche die Stadt beherrſcht, und die man daher erſt erobern muß, will man ſich in den Beſitz der Stadt ſetzen. Sie ſelbſt iſt außerdem, wie alle einigermaßen bedeutenden arabiſchen Städte, von einer crenelirten Mauer umgeben. Mit vielem Geräuſch und in unordentlichen Haufen langte die Armee des Türkſchi-Billmeß vor Mekka an. Hier aber hatte man ſich, wohl wiſſend, daß es nur auf Plünderung abgeſehen ſey, in Vertheidigungsſtand geſetzt. Die Thore waren geſchloſſen, und die Mauern von der ganzen männlichen Bevölkerung beſetzt. Zugleich war durch bedeutende Verſprechungen die Garniſon der Citadelle gewonnen. Dieſe beſtand aus dem 9ten Infanterieregiment unter Ismael Bey, nichts als ägyptiſche Soldaten, die, die Türken eben ſo haſſend wie die irregulären Cavallerie, von der ſie verachtet werden, ſehr zufrieden waren, eine Gelegenheit gefunden zu haben, ſich gegen ſie zu ſchlagen. Die Belagerungsarmee war keineswegs furchtbar; ſie hatte weder Kanonen noch Infanterie, aber trotz dem hatte ſie die Kühnheit, in einzelnen Schaaren bis an die Wälle heran zu reiten, um die Citadelle mit Piſtolenſchüſſen zu erobern. Dieſe ſchien ſich gar nicht zu vertheidigen, man begnügte ſich nur die Thore zuzuhalten, und von der Höhe der Bruſtwehren die tollkühne Cavallerie auszulachen. Als aber Türkſchi-Billmeß nach einigen Tagen einen ordentlichen Sturm anordnete und mit der ganzen Armee auf einmal heranrückte, erhielt er ein ſo wohl gerichtetes Kartätſchenfeuer, daß in einem Augenblick ſein Heer auseinander ſtäubte und ſich in unordentlichſter Flucht nach Dſchidda zurückzog. Man verfolgte ihn nicht, weil die auf der andern Seite heranrückenden Beduinen Mekka bedrohten. Dieß belehrte ihn, Mekka in Ruhe zu laſſen. Zudem regte ſich der Aberglaube, und einige Prieſter ſprengten aus, Allah ſelbſt habe über der Kaaba geſchwebt und die Stadt beſchützt. Es bedurfte nichts mehr, um alle Hoffnung einer Einnahme dieſer Stadt aufzugeben.

Man entſchloß ſich nun nach Medina zu gehen. Dieſe Stadt enthält das Grab Mohammeds und das der drei erſten Kaliphen. Jährlich wallfahren zahlloſe Schaaren von Pilgern, nachdem ſie das große Feſt auf dem Arafat, zwei Stunden von Mekka, gefeiert, zu dieſen heiligen Gräbern, und reiche Gläubige legen dort anſehnliche Opfer nieder. Die ungeheuren Reichthümer an baarem Geld ſowohl als an Juwelen, welche die Wahabiten dort fanden, als ſie im Jahre 1811 Medina unter ihrem berühmten Suhud plünderten, hatten ſeitdem die Einbildungskraft der Beduinen und namentlich die der Magrebi's und der wilden Arnauten auf das höchſte geſpannt. Längſt ſuchten ſie eine Gelegenheit zur Plünderung, und verlangten nun mit großem Geſchrei dorthin geführt zu werden. Um aber nichts zu verſäumen, ging der Zug zuerſt nach Jambo, einem Ort, der als der Hafen Medina's betrachtet wird. Man fand nur einige Ladungen Getreide und brach daher nach Medina auf. Die Stadt war von Truppen entblößt und die wenig zahlreichen Einwohner hatten ſich mit Hab und Gut in die nächſten Gebirge geflüchtet. Schon hatte man ſich der Stadt bis auf einige Stunden genähert, ſie wäre unfehlbar verloren geweſen, als plötzlich die Nachricht eintraf, die zahlreichen Beduinenſtämme der umliegenden Gegend hätten ſich verſammelt und rückten in Eilmärſchen zur Hülfe der heiligen Stadt herbei. Dieß machte Türkſchi-Billmeß ſtutzend; er hielt einen Kriegsrath, und man beſchloß, ohne weiteres nach Dſchidda wieder zurückzukehren. Dieß geſchah auch ſogleich, und mit einer Schnelligkeit, die mehr einer Flucht denn einem Marſch glich, durchzog der wilde Haufe das Gebiet der Harb-Araber, zerſtörte und verbrannte alle Ortſchaften, und langte nach einigen Tagen in Dſchidda wieder an.

Auf dieſe Weiſe waren die beiden heiligen Städte des Islams gerettet worden. Man verfehlte nicht, dieſe Rettung der ganz beſondern Fügung Allah's zuzuſchreiben, ja man erzählte ſogar, wie Mohammed ſelbſt auf einem weißen Roß, von dem Engel Gabriel begleitet, die Stadt Medina umritten und den Türken zugerufen habe: La Illah illa 'llah, Mohammed Rasul Allah. Dieß habe ſie beſtürzt gemacht, und das vernichtende Gefühl des großen Verbrechens, das ſie begehen wollten, habe ſie vermocht umzukehren.

Der Aufſtand hatte jetzt eine andere Form angenommen. Ohne Zweck und eigentliche Abſicht angefangen, ſah man ein, man ſey zu weit gegangen, um ſich wieder unterwerfen und Verzeihung erhalten zu können. Ebenſo war klar, daß man ſich bei der geringen Macht, auf die überdem in einem Unglücksfall nicht zu zählen war, nicht auf die Länge halten konnte. Die iſolirt ſtehenden Bataillone der disciplinirten Truppen, hätten nur zuſammengezogen zu werden gebraucht, um der ganzen Sache ein Ende zu machen. Auf die arabiſchen Beduinenſtämme, die alle Herrſchaft, ſie möge kommen woher ſie auch immer wolle, haſſen, war ſich auf keinen Fall zu verlaſſen. Weder Türkſchi-Billmeß noch einer der andern Agas war ein Kopf von eigentlich ambitiöſen Projecten; was ſie unternahmen, trug nur den Stempel des Augenblicks, und eine neue Macht in Arabien auf den Trümmern der Mohammed Ali's zu gründen, fiel Niemanden ein. Und doch hätte unter dieſen Umſtänden ein wahrer politiſcher Kopf es dahin bringen können, denn Mohammed Ali befand ſich noch im Krieg mit dem Sultan, ſeine Herrſchaft in Arabien war gehaßt, und geſchmiedete, angeblich aus Konſtantinopel gekommene Fermane, wie das unter ähnlichen Umſtänden häufig geſchieht, hätten eine ungeheure Verwirrung erregt, deren Folgen unabſehbar geweſen, und vielleicht den Grund zu einer neuen Macht gelegt hätten. Aber wie geſagt, dieß war nichts für die Köpfe der nur an Plünderung denkenden Agas.

Da man nun nicht mehr zurückkonnte, ſo beſchloſſen Türkſchi-Billmeß und Ibrahim Aga ſich ſüdlich zu wenden, um eine Invaſion in den Yemen zu machen. Alles, was man aus Dſchidda mitſchleppen konnte, nahm man mit. Eine Menge Schwarze aus dem Sennaar und dem Innern Afrika's, theils

Freigelaſſene, theils im Hedſchas gebliebene Pilger, die aus Mangel an Geld die Rückkehr nicht machen konnten, ſchloſſen ſich dem Zuge an; ebenſo ein Heer von Weibern, meiſtens Tänzerinnen und Freudenmädchen aus Aegypten. Dieſe liefen mit der ägyptiſchen Trommel in der Hand ſingend und tanzend voraus, und bildeten auf dieſe Art die würdige Avantgarde dieſes ächt vagabundirenden Heeres. Der Marſch ging längs der Küſte nach dem Städtchen Lyd. Die Einwohner flohen und überließen den wilden Schaaren den Ort zur Plünderung. Südlich von Lyd liegt die Stadt Konfuda hart am Meer. Hier ſtanden einige Hundert Albaneſen. Ihr Anführer, Ali Aga, ein Feind von Türkſchi-Billmeß, wollte ſich zum Kampf rüſten, allein ſeine Leute hatten ſchon lange mit Schmerzen die Ankunft des Türkſchi-Billmeß erwartet, nicht um ſich gegen ihn zu ſchlagen, ſondern um an ſeinen Plünderungen Theil zu nehmen. Kaum zeigte er ſich daher in der Gegend von Konfuda, ſo lief ihm Alles ohne weiteres zu.

Bei Konfuda bezog Türkſchi-Billmeß ein Lager, um den Ausgang einer andern Expedition abzuwarten, von der er ſich große Vortheile verſprach. Dieſe beſtand in einer Ueberfahrt nach Maſſaua, Hafenſtadt an der abyſſiniſchen Küſte, wo ein türkiſcher Gouverneur commandirt und in der man große Reichthümer, namentlich viel Sklaven zu finden glaubte. Zwei Schiffe mit Arnauten beſetzt, fuhren hinüber. Kaum dort angelangt, erklärten ſie die Herrſchaft Mohammed Ali's für beendet; Türkſchi-Billmeß, hieß es, ſey jetzt der Herr von Arabien, an ihn ſeyen die Auflagen zu entrichten, die auch ſogleich auf zwei Jahre im voraus zu zahlen wären. Dieſe Proclamation, begleitet mit der Drohung, die Stadt im Widerſetzungsfalle zu verbrennen und die Einwohner in die Sklaverei fortzuſchleppen, that die gehörige Wirkung. Unglücklicher Weiſe für die Einwohner und zum Glück für die Plünderer waren einige Tage vorher mehrere reich beladene Karawanen aus dem Innern Abyſſiniens angekommen. Dieſe wurden vor allem gebrandſchatzt. Unter dem Vorwand, Geſchenke an den Sultan machen zu müſſen, nahm man ihnen Alles, was ſie hatten. Eine Menge Sklaven, Elfenbein, Gold und eine große Maſſe von dem koſtbaren abyſſiniſchen Moſchus fiel in die Hände der Arnauten. Außerdem bemächtigte man ſich aller Butter und alles Honigs, und mit drei vollen Schiffsladungen Raub, an Werth gegen 100,000 Thaler, kehrten ſie nach 4tägigem Aufenthalt daſelbſt nach Konfuda wieder zurück. Dieſe Beute erregte das höchſte Erſtaunen. Mit einem Jubelgeſchrei ohne Gleichen ward die rückkehrende Expedition empfangen, und ſchon war Türkſchi-Billmeß auf dem Punkt, mit ſeiner ganzen Armee über das Meer zu ſetzen, um den Abyſſiniern in Perſon einen Beſuch zu machen, hätten ſich zu einer ſolchen Unternehmung die benöthigten Schiffe gefunden. Man beſchloß alſo weiter nach Süden vorzudringen.

Südlich von Konfuda erheben ſich die Gebirge die man Aſſir nennt, und trennen in ihrer ganzen Ausdehnung von Oſten nach Weſten den Yemen von Hedſchas. Sie werden von einem ſehr kriegeriſchen Beduinenſtamm bewohnt, der, ſeit vielen Jahren mit den Türken in beſtändigem Kampf, beinahe immer ſiegreich aus ihm hervorging. Durch dieſe ſteilen und unwegſamen Gebirge mußte man ſich einen Weg bahnen, wollte man in den Yemen eindringen, ungeachtet die Cavallerie des Türkſchi-Billmeß, ohne hinreichende Nahrung für Pferde und Leute, in dem offenbarſten Nachtheil gegen die kampfgewohnten Aſſir waren. Nur durch Liſt und Kühnheit konnte es möglich werden. An den Scheich Aid, dem das Gebirge gehorcht, ſchickte Türkſchi-Billmeß eine Geſandtſchaft mit dem Erſuchen um Durchmarſch, denn er käme nicht als ſein Feind, ſondern als ſein Verbündeter gegen Mohammed Ali, von dem ſich alle Truppen in Arabien losgeſagt hätten. Dieſer Geſandtſchaft folgte er mit dem ganzen Haufen auf dem Fuße nach.

(Fortſetzung folgt.)

Merkwürdiger Menſchenſchlag in Nordafrika.

In einem Werke, wo man es nicht ſuchen ſollte, nämlich in Scarletts: South-America and the Pacific, findet ſich hierüber in einem Anhange nachſtehende Angabe.

Einer Nachricht zufolge, welche der bekannte Haſſuna d'Ghies, früher Premierminiſter in Tripolis, mittheilte, findet ſich im nördlichen Afrika am Saume der Sahara ein Stamm, der den Patagoniern an Größe nichts nachgibt. Sie reiten auf ſehr raſchen Dromedaren, und können unglaubliche Entbehrungen und Strapazen ertragen. Sie leben hauptſächlich von Gerſtenmehl, das mit Kamelsmilch befeuchtet wird, und nehmen keine gegohrnen Getränke zu ſich. Ihre Stärke ſteht mit ihrer Größe im Verhältniß. Gleich verſchiedenen Eingebornen Südamerika's behalten ſie ihre Kraft noch zu einer Zeit, wo die Menſchen ſonſt am Rande des Grabes ſtehen, und erreichen ein ſehr hohes Alter. Sie hegen eine große Abneigung gegen Fremde, ſind von ſchwarzer Farbe, und ſprechen eine eigenthümliche (das heißt wohl nicht arabiſche) Sprache. Haſſuna d'Ghies behauptet, er habe einen dieſes Stammes geſehen, deſſen Größe die von andern Seiten her erhaltenen Berichte beſtätigt habe.

Obercanada.

(Fortſetzung.)

Die Provinz Obercanada iſt in Diſtricte, Grafſchaften (oder Ridings) und Townſhips getheilt; jeder Diſtrict hat ein Gefängniß und ein Gerichtshaus. Die Townſhips ſind von verſchiedener Geſtalt und Größe, umfaſſen aber gewöhnlich 10 (engliſche) Quadratmeilen. Jedes Townſhip iſt von einem freien, zu einer öffentlichen Straße beſtimmten Weg umgeben, den man die Townlinie nennt, und andere öffentliche Straßen, Bewilligungs- (concession) Linien genannt, laufen quer und einander parallel in regelmäßigen Zwiſchenräumen durch das Townſhip. Dieſe Bewilligungslinien ſind alle mit Zahlen verſehen, und an denſelben Pfoſten aufgeſtellt, welche die Gränze jedes Landantheils von 200 Acres, bezeichnen; auf jedem dieſer Pfoſten iſt die Zahl der Bewilligungslinie und des Looſes angemerkt. Die Einwohner jedes Townſhip müſſen ſich jedes Jahr am erſten Montag im Januar verſammeln, um drei Commiſſäre zur Leitung der Angelegenheiten des Townſhip, einen Notar (Townclerk), einen Steuercommiſſär, einen Steuereinnehmer, Straßen- und Marktaufſeher zu wählen, und einige andere nothwendige Anordnungen zu treffen. Die Abgaben, die wir zahlen, ſind uns

bedeutend: einen Penny für jeden Acre Getreideland oder Wiese, 20 Pence für 100 Acres ungebautes oder Waldland, 5 Pence für jede Kuh, 8 Pence für jedes Pferd, und so fort im Verhältniß. Jedermann muß nach Maaßstab seines Vermögens eine gewisse Anzahl Tage an den öffentlichen Straßen arbeiten; er kann aber auch einen andern an seiner Stelle senden oder 2½ Schillinge zahlen. Sehr wenige müssen mehr als fünf bis sechs Tage Straßenarbeit leisten, da man aber die Nothwendigkeit guter Straßen fühlt, so leisten Viele freiwillig mehr Arbeit, als das Gesetz verlangt.

Alle männlichen Einwohner von 16 bis 60 Jahren sind in die Miliz eingeschrieben; die Officiere werden von dem Gouverneur ernannt, und die Miliz soll sich dreimal im Jahre versammeln, man scheint sich aber sehr wenig Mühe mit ihrem Unterrichte zu geben; Geistliche, Advocaten und einige Andere sind frei vom Dienst, außer bei einem feindlichen Einfalle. Die Leute sollen sich selbst mit Waffen versehen, da dieß aber nur in geringem Grade der Fall ist, so wird die Regierung wohl thun, einige 1000 Gewehre, die jetzt müßig im Tower von London stehen, herüber zu senden und an unsere junge Mannschaft auszutheilen, was im Fall eines Krieges von großem Vortheile wäre, denn sie würden gewiß gute Schützen werden, und wenn sie auch den regulären Truppen im offenen Felde nicht gleichkämen, ihnen bei ihrer Rüstigkeit und Landeskenntniß in den Wäldern gewiß überlegen seyn.

Soldaten stehen in Toronto, Kingston und einigen andern Orten. Ich hatte einst Gelegenheit in Kingston mich einige Monate aufzuhalten, und bemerkte mit Verdruß, daß viele Soldaten desertirten und nach den Vereinigten Staaten entflohen; einige dieser Taugenichtse sind, nachdem sie eine Zeitlang umhergeschweift waren, in amerikanische Dienste getreten. Ein einfacher Plan würde diesen häufigen Desertionen gewiß ein Ende machen: viele aus unserem Dienst entlassene Soldaten sind kraftvolle Leute, in der Blüthe ihrer Jahre; wenn man zwei oder drei Bataillone ausschließlich für den Dienst in Canada hielte, die aus ordentlichen, ihrer Entlassung ziemlich nahen Leute bestünden, und ihnen versprächte, nach einer gewissen Dienstzeit in Canada ihnen die Entlassung nebst einer Bewilligung von Land oder Geld zu ertheilen, so würde sicherlich kein Mann desertiren. Die Regierung kann nur mit großen Kosten Soldaten anwerben, einexerciren und nach Canada schicken, und wenn diese bald nach ihrer Ankunft nach den Vereinigten Staaten desertiren oder gar in deren Dienst treten, so ist dieß doch eine höchst verdrießliche Sache.

Jedem District ist eine gewisse Summe aus den Fonds der Provinz für den Unterricht angewiesen, aber die Lehrer auf den Dörfern sind schlecht bezahlt; für den Bau und die Wiederherstellung von Straßen und Brücken sind oft große Summen angewiesen. Krämerbuden finden sich im ganzen Lande, müssen aber natürlich mit allen möglichen Waaren versehen seyn. Geld ist selten, und die Landleute müssen die Krämer in Producten zahlen. Viele gerathen dadurch in Schulden, und fallen dann in die Hände der Advocaten und ihrer Helfershelfer; viele Krämer sammeln bedeutendes Vermögen, und erwerben werthvolle Striche Landes.

Während des Winters, wenn Sümpfe und Bäche gefroren sind, und der Boden mit Schnee bedeckt ist, sind die Leute, welche sich mit Holzlieferungen auf den Markt nach Quebec abgeben, emsig beschäftigt Bäume zu fällen und sie nach dem Flusse zu ziehen; die Straßen sind um diese Zeit mit Schlitten angefüllt, und diese zum Theil mit Korn und Schweinefleisch beladen.

Die Postverwaltung ist gut eingerichtet: Postämter sind in allen Dörfern und Flecken angeordnet, und man gibt sich viele Mühe, dem Bedürfnisse des Publicums zu entsprechen. Die Lebensmittel sind in der ganzen Provinz wohlfeil, in der Nähe neuer Ansiedlungen aber gewöhnlich am theuersten, da der große Begehr ein Steigen der Preise verursacht; viele arme Auswanderer sind nicht im Stande Lebensmittel für ihre Familien zu kaufen, bis ihre eigenen Ernten reif sind, und müssen deßhalb von Haus sich entfernen, um durch Taglohn sich Geld zu verdienen. Kühe kosten 12 bis 20 Dollars, gute brauchbare Pferde 50 bis 60. Gute Diener sind selten: Männer erhalten 8 bis 12 Dollars monatlich, und manchmal noch mehr, Weiber bekommen 3 bis 5 Dollars. Im verflossenen Frühjahre wurde an den Ufern der Themse *) Weizen zu weniger als 2 Schilling der Bushel verkauft, obwohl er an andern Orten der Provinz viel theurer war. Gegen Mitte oder Ende März fängt man an Ahornzucker zu machen: der Saft fließt am besten, wenn die Tage hell und mild und die Nächte kalt sind; Einige machen auch solchen Zucker im Herbst oder während milden Wetters im Winter, aber dieß schadet den Bäumen. Das Verfahren ist einfach: ein Platz wird ausgewählt, wo die Ahornbäume zahlreich und groß sind; dieß nennt man den Zuckerwald, hierauf bereitet man kleine Tröge aus Fichten, Eschen oder anderem passendem Zimmerholz, und macht hierauf einen leichten Einschnitt in jeden Baum, was man „anzapfen" nennt; unter dem Einschnitte wird ein Stück gespaltenes Holz festgemacht, um den Saft in den Trog zu leiten. Der Saft ist so klar, wie das reinste Quellwasser, und hat sehr wenig Geschmack. Ein Feuer wird in dem Zuckerwald angezündet, wenn er sehr entfernt von dem Haus ist, und der Saft durch fortdauerndes Kochen in Zucker verwandelt: man muß Sorge tragen, die Töpfe rein zu halten, und alle Holzschnitze und Blätter zu entfernen, sonst wird der Zucker trübe; wenn er nahezu genug gekocht ist, so muß man ihn fortdauernd umrühren und an einem langsamen Feuer erhalten. Hierauf gießt man ihn in Schüsseln und läßt ihn abkühlen, wo er zu einem festen Kuchen wird; rührt man ihn in den Töpfen um, bis er kalt ist, so wird er mild wie der westindische Zucker. Ich habe Familien gekannt, welche in einem Frühjahre über 500 Pfund Zucker machten. Oft haben wir auch aus Ahornsaft vortrefflichen Essig bereitet. Fünf oder sechs Maaß werden bis auf ein Sechstheil eingekocht, dann in ein offenes Faß oder anderes Gefäß gethan, ein wenig Hefe darein geworfen, worauf man es gähren läßt; hierauf wird das Gegohrne in ein festgeschlossenes Gefäß gethan.

Pottasche ist eine der Stapelwaaren des Landes, und wird aus Holzasche gewonnen, die man möglichst rein von Sand und Schmutz hält; die Asche wird in große Gefäße gethan, wohl mit Wasser getränkt, und dieß Wasser oder Lauge später in großen Gefäßen gekocht. Ein Faß Pottasche wiegt 5 bis 6 Centner, der Preis wechselt aber je nach dem englischen Markte sehr. Ungeheure Quantitäten werden jährlich ausgeführt, meist von Landleuten, manchmal auch von Krämern und andern fabricirt, welche die Asche aufkaufen, und dann die Pottasche selber machen. Große Flöße mit Zimmer- und Stabholz gehen meistens in der Nachbarschaft von St. Lawrence und Ottawa auf den Markt in Quebec. Viele Landleute schaden sich sehr, indem sie den Landbau vernachlässigen, um Pottasche zu machen und Stabholz zu liefern.

(Schluß folgt.)

*) Die Themse fließt in südwestlicher Richtung und fällt in den See Clair.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 104.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

14 April 1838.

Ein Ausflug auf der Inſel Fortaventura von Berthelot.

(Aus dem Echo du Monde Savant 1838. N. 7.)

Die Ebenen des öſtlichen Theils der Inſel haben nichts Anziehendes; es ſind wahre Sahara's und man glaubt ſich in die Wüſten Afrika's verſetzt, wenn man durch die Llanos von Triquebijate wandert. Unſere erſte Reiſe war nicht glücklich. Es war im Julius; man rieth uns der Hitze wegen bei Nacht zu reiſen, das wollte aber den Naturforſchern nicht behagen, und wir gingen mit Sonnenaufgang ab in der Richtung von Tiguitar. Nun fing aber der Südwind an zu wehen, der die Temperatur unerträglich machte; gegen 4 Uhr Abends zeigte der Thermometer noch 35° Wärme; das Land bot uns keinen Schutz, keine Hülfsmittel, und unſer Kamel, obwohl an langes Faſten gewöhnt, fing an ungeduldig zu werden. Gezwungen, den Rückweg einzuſchlagen, kamen wir nach Antigua, um daſelbſt die Nacht zuzubringen. Einige Tage nachher ſtiegen wir über die Hügelkette von Manitaga, um in die Thäler der weſtlichen Küſte einzutreten. Als wir an den Fuß eines Gebirgspaſſes gekommen waren, entdeckten wir die kleine Stadt Betancuria, nach ihrem Gründer Johann von Bethancourt ſo genannt. Man denke ſich unſere Ueberraſchung; wir waren bis dahin nur durch lauter ärmliche Weiler gekommen, und fanden uns nun plötzlich mitten in einer gothiſchen Stadt. Da waren nicht mehr Scheunen und ſchlechte Strohhütten um ein einfaches Pfarrhaus herum zerſtreut, ſondern Häuſer in ſchnurgerader Richtung, meiſt aus gehauenen Steinen erbaut mit ſpitzbogigen Thoren und Fenſtern, Frieße, Karnieße, Verzähnungen, Steinfiguren, nichts fehlte. Indem wir durch eine Straße gingen, kamen wir zum Kloſter Saint François, das im Jahre 1455 von Diego von Herrera, dem Hrn. v. Fortaventura und Lancerote erbaut worden war. Nicht weit von dieſem durch ſeine Feſtigkeit merkwürdigen Kloſter, erhebt ſich die Pfarrkirche von Notre-Dame de Bethancourie, die wieder hergeſtellt worden war nach dem Einbruch der marokkaniſchen Seeräuber im J. 1539, wobei dieſelben, unter der Anführung des Mauren Zaban Arraez, die Stadt plünderten und die Hauptgebäude anzündeten. Die neue Kirche wurde auf den Ruinen der alten Capelle erbaut, deren Plan von Jean le Maſſon herrührt, welcher die Arbeiten leitete, im J. 1410. Der Befehl des Hrn. Bethancourt iſt ſehr unumwunden: „Ich will," ſagte er, „daß man die Kirche von Fortaventura ſo mache, wie ſie Jean le Maſſon, mein Gevatter, bauen wird; denn ihm habe ich erklärt, wie ich es haben will." So verſetzte uns Alles in das 15te Jahrhundert zurück; mitten in einem einſamen Thale, 20 Meilen von der Weſtküſte der großen Sahara, durchlieſen wir eine von Franzoſen erbaute Stadt, die ſich 400 Jahre hindurch in demſelben Zuſtande erhalten hatte. Dieſe Iſolirung war von großem Einfluß auf die Sitten der Einwohner von Betancuria; ihre Phyſiognomie hat noch ganz den Charakter ihres erſten Urſprungs, man findet bei ihnen alle Gewohnheiten der guten alten Zeit, und einige alte Gebräuche, die Bethancourt aus der Normandie dahin verpflanzt hatte. Die Bildung des Mittelalters, die nach dieſem verborgenen Winkel des atlantiſchen Meeres gebracht wurde, hat nur Sprache und Kleidung in etwas geändert. Die Abkömmlinge der Eroberer haben faſt Alles von ihren Vorfahren beibehalten. Ein maleriſches Coſtume führt uns wieder den Anzug der alten Kriegsleute vor Augen; das mit einem Bruſtlieder verſehene Wamms ähnelt einem Harniſch, die wollenen Gamaſchen erinnern an die Beinſchienen, die Mütze mit doppeltem Viſir gleicht einem Helm oder einer Pickelhaube; ſie tragen einen langen eiſenbeſchlagenen Stock, für den ſie den Namen „Lanze" beibehalten haben, kurz, wenn man in einiger Entfernung den Schatten eines auf dieſe Art gekleideten Mannes ſieht, oder ſich ein ſolcher in weiter Entfernung in einer Ebene zeigt, ſo würde man ihn ohne Zweifel für einen von Kopf bis zu Fuß bewaffneten Krieger halten.

Wir verließen Betancuria, um uns nach Rio Palma zu wenden, dem Palmenfluß, wie ihn die Capellane des Eroberers nannten. Wir hatten das Werk dieſer Hiſtoriker bei uns, und konnten die Wahrheit der Schilderungen an der Wirklichkeit meſſen, mit welcher z. B. die Beſchreibung dieſes Ortes ganz genau übereinſtimmt: „wenn man draußen iſt," ſchrieben ſie im J. 1402 in altem ſchlechten Franzöſiſch, „findet man ein ſchönes, niedliches Thal, und es mögen daſelbſt wohl bis zu

800 Palmen ſich befinden, die das Thal und die Bäche beſchatten, welche durch daſſelbe laufen; ſie ſtehen in Haufen, ſind ſo lang wie Schiffsmaſten, mehr als 20 Klafter hoch, und ſo grün, ſo belaubt und mit Datteln beladen, daß es lieblich anzuſehen iſt.“ Man ſchreibt heutzutage beſſer, aber nicht wahrer.

Bei unſerer Rückkehr ſchifften wir uns nach Canaria ein. Wir machten dieſe Fahrt auf einer Brigantine dieſes Landes. Dieſe großen Barken ſind von Allem entblößt: das Vertheidigungsmaterial beſchränkt ſich auf das Allernothwendigſte; die meiſten haben keine Cajüte; der Schiffsherr beſitzt pro forma eine ſchlechte Bouſſole, und hält ſie in einem Coffer ſeines Schuppens verſchloſſen. In der Nacht richtet ſich der Steuermann nach den Sternen, und nur bei bedecktem Himmel ſchickt er, um ſich Raths zu erholen, nach dem vernachläſſigten Inſtrument. Das Tauwerk der Schiffe iſt ſtets in dem elendeſten Zuſtand, und doch, trotz dieſes Mangels, iſt die Mannſchaft nicht ungeſchickt in den Manöuvres, und weiß ſich bei Verlegenheit auf unerwartete Art zu helfen. Dieſe Seeleute haben einen Inſtinct für ihr Handwerk; eine vollendete Praxis läßt ſie die Wechſelfälle der Schifffahrt vorherſehen, und ihre Sorgloſigkeit geht bis zum Leichtſinn.

Türkſchi - Billmeß.

(Fortſetzung.)

Der Weg von Konfuda in das Innere des Aſſir führt durch das Gebiet des Scheichs von Ramdſcha. Er iſt beſtändig mit den Aſſir gegen die Türken im Bunde, und als einer der mächtigſten arabiſchen Fürſten des mittlern Arabiens kann er im Falle der Noth gegen 20,000 Bewaffnete ſtellen. Unter dieſen muß man ſich jedoch nicht Soldaten vorſtellen, wie man ſie in Europa gewohnt iſt zu ſehen. Es ſind regelloſe Haufen ohne die entfernteſte kriegeriſche Ordnung noch Zuſammenhang. Es iſt eine Art Landwehr, die zwar einem Oberbefehlshaber gehorcht, aber unter ſich wieder in ſo viele Theile zerfällt, als es Ortſchaften gibt, die die Mannſchaft ſtellen. An Disciplin iſt nicht zu denken, und der Gehorſam hat ebenfalls ſeine ſehr engen Gränzen. Fällt es Jemanden ein nach Hauſe zurückzukehren, ſo thut er es; von wirklicher Beſtrafung iſt deßhalb nicht die Rede. Das Einzige, was in ſolchem Fall ein Chef thun kann, iſt, ſeinen Aerger zu verheimlichen und ihm bei Gelegenheit Luft zu machen. Da ſich dieſe ſpäterhin immer findet, der Mächtige ſie auch herbeizuführen verſteht und es ihm an Willen dazu niemals mangelt, ſo iſt die Furcht davor das einzige Band, das dieſe Stämme unter ſich vereint. Daß dieſes Band nur ſehr ſchwach ſeyn kann, läßt ſich denken; Intriguen und Beſtechungen zerreißen es ſehr leicht, und dieß iſt der Grund, warum ſich die Türken, trotz ihrer geringen Macht, noch immer in Arabien halten konnten. Der Scheich von Ramdſcha ſtand an der Spitze einer Menge ſolcher verbündeten Ortſchaften, bei der Annäherung des Türkſchi-Billmeß ſchickte er ſogleich Couriere durch das ganze Land, die Bevölkerung zu den Waffen zu rufen. Es war jedoch ſchon zu ſpät, denn ehe ſich Alles zuſammenfand, erſchien Türkſchi-Billmeß vor den Päſſen. Ohne langes Beſinnen wurden ſie angegriffen und forcirt. Die Stadt Ramdſcha ſelbſt fiel hierauf den Angreifern in die Hände, und ward bis auf das letzte Gerſtenkorn ausgeplündert. Dieſe Nachricht verbreitete Furcht und Schrecken in Aſſir. Einem ſolchen Feinde glaubt man nicht widerſtehen zu können, und nahm daher die Geſandtſchaft und die Anträge von Türkſchi-Billmeß mit Achtung auf. Der Scheich Aid in Perſon, von einer Anzahl Bewaffneter begleitet, ging dem ſtürmenden Haufen entgegen.

An dem Ausgang eines Paſſes, da wo die Gebirge zurücktreten und einer Ebene Platz machen, begegnete man ſich. Türkſchi-Billmeß, der noch nicht wußte, in welcher Abſicht Aid ſelbſt kam, ordnete ſein Heer zum Kampf, als eine Deputation erſchien und ſagte: „der Scheich Aid ſey gekommen, einen Hammel mit ihm zu verzehren.“ Dieß iſt unter den arabiſchen Stämmen das Zeichen des Friedens, eine Sitte, die ſeinen Urſprung in den Geſetzen der arabiſchen Gaſtfreundſchaft hat. In der Wüſte, wo das Fleiſch eine große Seltenheit iſt, ſagt man: „ich will Brod und Salz mit dir eſſen,“ und Niemand würde es wagen, durch Verweigerung eines ſolchen Antrags gegen die Heiligkeit eines ſolch alt herkömmlichen Gebrauchs arabiſcher Sitte zu verſtoßen. Türkſchi-Billmeß ging alſo dem Aid entgegen. Auf einem Teppich ſetzte man ſich nieder und begann nach gehaltenem Mahl die Unterhandlungen. Nach beinahe ſechsſtündigen Berathungen, wobei der größte Theil der Zeit mit den unendlichen Cerimonien der arabiſchen Gaſtfreundſchaft verbracht ward, kam man endlich zu gegenſeitigen Bedingungen überein. Der Armee des Türkſchi-Billmeß ſollten alle nöthigen Nahrungsmittel geliefert werden, wogegen ſie, ſich aller Plünderungen enthaltend, in ſchnellen Märſchen das Land durchziehen müſſe. Sehr zufrieden mit dieſen Bedingungen erhoben ſich beide Theile, und Aid, theils um größeres Zutrauen einzuflößen, theils das Betragen der Türken in der Nähe zu beobachten, erbot ſich den Zug bis zur ſüdlichen Gränze ſelbſt zu begleiten. Der Antrag ward angenommen, und ſogleich ſetzte man ſich in Marſch. Nach einigen Tagen war das Gebirge durchzogen, Aid entfernte ſich und Türkſchi-Billmeß betrat jetzt das geſegnetſte Land Arabiens, den Yemen, dem man nicht mit Unrecht den Namen Arabia felix gegeben hat.

Die Araber nennen das ganze ſüdliche Arabien Bar-el-Yemen im Gegenſatz von Bar-el-Scham. Dieſe Benennung erhielt es, wie Volney ſehr richtig ſagt, in den urälteſten Zeiten, wahrſcheinlich von den Sabäern, dieſen berühmteſten, älteſten Sonnenanbetern. Ihre Hauptſtadt lag ungefähr in der Mitte Arabiens. Verrichteten ſie alſo ihr Gebet an die Sonne bei dem Aufgang derſelben, ſo lag ihnen der ſüdliche Theil Arabiens zur Rechten und der Nördliche zur Linken, daher theilten ſie die ganze Halbinſel in das Land zur Rechten oder Bar-el-Yemen und in das Land zur Linken oder Bar-el-Scham. Dieſe Eintheilung exiſtirt noch heutzutage unter den Arabern, daher begreifen ſie unter dem allgemeinen Namen Bar-el-Scham nicht nur Syrien, was vorzugsweiſe el-Scham heißt, ſondern den ganzen Norden Arabiens, dem die europäiſchen Geographen die Namen Arabia petraea und Arabia deſerta geben, eine Ein-

theilung, die den Arabern völlig unbekannt iſt. Wollen die Araber dieſe einzelnen Theile näher beſtimmen, ſo nennen ſie die Namen der großen Provinzen wie: Hedſchas, Nedſchd, Lachſa u. ſ. w., oder ſie führen links die Ortſchaften und die Stämme an.

Der erſte Stamm, auf den Türkſchi-Billmeß ſtieß, waren die Jam-Araber. Sie wohnen ſüdlich von Aſſir und gränzen an das Gebiet des Scherifs von Abu-Ariſch. Als ein ſehr ſtreitbarer Volksſtamm ſind ſie im ganzen ſüdlichen Arabien gekannt und gefürchtet, und verdingen ſich öfters bataillons- oder vielmehr haufenweiſe an ehrſüchtige Scheichs, die zu Macht und Herrſchaft gelangen wollen. Sie fechten nur zu Fuß. Reiterei iſt ihnen, wie überhaupt den an der Weſtküſte wohnenden arabiſchen Gebirgsvölkern, gänzlich unbekannt. Ihre Waffen ſind ein Luntengewehr und die furchtbare Jembie, ein langes, zweiſchneidiges, gekrümmtes Meſſer, deren Klingen vielleicht die beſten der Welt ſind. Ein einziger Hieb iſt hinreichend einen Mann mitten durchzuſchneiden. Die Genügſamkeit dieſes Volks überſteigt alle Begriffe. Eine kleine mit Durra, oder türkiſchem Mais, angefüllte Büchſe, die ſie um die Schulter hängen, enthält ihren Proviant auf acht Tage. Ungeachtet der glühenden Hitze in ihren nackten, kahlen Gebirgen, die einem Europäer tödtlich ſeyn würde, trinken ſie öfters zwei bis drei Tage keinen Tropfen Waſſer, und ſind dabei in beſtändiger Bewegung. Ihre Gewandtheit, mit bloßen Füßen die nackten, von der Sonne geglühten Felſen zu erklimmen, ſteile Abhänge hinab zu rutſchen und ſich zwiſchen den Klippen hindurch zu winden, ſteigt ins Unglaubliche. Der geübteſte europäiſche Bergſteiger würde weit von einem Jam-Araber zurück gelaſſen werden.

Dieß war das Volk, auf das Türkſchi-Billmeß jetzt ſtieß. Der Ruf ſeiner Annäherung hatte das Land unter die Waffen gebracht. Nicht an die Ueberlegenheit der Cavallerie in der Ebene glaubend, hatte man ſich auf dem Plateau beim Dorfe Suk-el-Karn verſammelt und erwartete den Feind. Was voraus zu ſehen war, geſchah; in einem Augenblick waren die Reihen des Fußvolks überritten, und was ſich nicht in ſchneller Flucht in die Gebirge rettete, kam unter den Lanzen der Magrebis oder unter dem Yatagan der Arnauten um. Dieß war der einzige Vortheil, den die Sieger hatten, denn zu plündern war in dieſem armen Lande nichts zu finden. Man eilte daher es zu verlaſſen und das Gebiet des Scherifs von Abu-Ariſch zu betreten. Dieſer, einer von den zahlloſen Nachkommen Mohammeds, daher ſein Titel Scherif, beſitzt außer dem Gebiet der Stadt Abu-Ariſch, den Küſtenort Dſchefan, und da er den Handel mit den umwohnenden Gebirksvölkern in ſeiner Hand hat, ſteht er in dem Ruf, der reichſte Mann des Yemen nach dem Imam von Sana zu ſeyn. Auf ihn ſtürzte ſich alſo Türkſchi-Billmeß. Die Niederlage der Jam hatte die Einwohner mit Schrecken erfüllt. Alles flüchtete ſich vor den wilden türkiſchen und afrikaniſchen Horden, und überließ ihnen Abu-Ariſch ſowohl als Dſchefan zur Plünderung. Die Beute war geringer, als man vermuthete, da der Scherif mit ſeiner Perſon den größten Theil ſeiner Schätze eingeſchifft und auf einer wüſten Inſel im rothen Meere verborgen hatte.

Von Abu-Ariſch weiter ſüdlich marſchirend, betrat Türkſchi-Billmeß das Gebiet des Imams von Sana. Dieſer iſt der mächtigſte Fürſt des Yemen. Sein Land iſt das eigentliche glückliche Arabien; es bringt Alles im größten Ueberfluß hervor, die Früchte gedeihen hier auf das herrlichſte und beinahe ohne alle Cultur. Hier iſt das Vaterland der arabiſchen Specereien und des duftenden Mokka-Kaffee's. Die wohlriechende Aloe ſteht neben der köſtlichen Ananas, und der Weinſtock umrankt die Palme ſowohl als den Orangen- und den Birnbaum. Große Schätze hat der Handel in dieſes Land geführt, das vielleicht das glücklichſte der Welt iſt. Der Menſch ſelbſt trägt das Gepräge der wundervollen Natur; es ſcheint, als ob ſie ſich hier erſchöpft hätte in Erſchaffung ausgezeichnet ſchöner Formen. Vielleicht nirgends als hier würde ein Bildhauer oder ein Maler ſo viele Modelle wirklich vollkommener Schönheiten finden, und hier erſt begreift man, daß die Meiſterwerke eines Praxiteles oder eines Phidias nicht aus der Phantaſie entnommen, ſondern Copien nach der Natur waren. Auch in geiſtiger Hinſicht ſtehen die Bewohner des Yemen über den andern Arabern. Religiöſen Fanatismus und ſpeculirende Habſucht, durch die ſich die Araber des Hedſchas auszeichnen, kennt man durchaus nicht in Yemen.

Wohl in keinem Lande der Welt drängen ſich ſo viele Religionen auf Einem Punkt zuſammen als hier; Chriſten, obwohl in geringer Anzahl, Juden, Mohammedaner, Parſen oder Sonnenanbeter, Banianen oder Kuh-anbeter, Hindus der verſchiedenartigſten Secten, Kiſelbaſchi, die einer Art St. Simonianismus fröhnen, die Gemeinſchaft der Weiber practiciren und von einer alten chaldäiſchen Secte abſtammen, deren Weiber, wie es namentlich in Babylon der Fall war, ſich in den Tempeln proſtituirten, was heutzutage noch unter den Kiſelbaſchi geſchieht, — alle dieſe Religionen leben auf die friedlichſte Weiſe neben einander, ohne ſich in ihren Andachtsübungen zu ſtören. Namentlich iſt dieſe Toleranz in Mokka, einem kleinen Ort von ungefähr 4000 Einwohnern, auffallend, wo die Moslems zuweilen ſogar ihre Moſcheen den Banianen bei Gelegenheit ihrer großen Feſte bergen, wo alsdann Kühe mit reich verzierten Hörnern darin umher proceſſirt und die innern Räume des Tempels ſogar mit dem geheiligten Urin dieſer Thiere beſprengt werden. Leidenſchaftlicher als die Religion, lieben die Bewohner des glücklichen Arabiens die Poeſie. Nicht nur verſammelt man ſich in großen Haufen ſogleich nach Untergang der Sonne um einzelne Poeten oder Erzähler, um ihnen mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zuzuhören, ſondern man ſieht auch häufig ſich bei ſolchen Gelegenheiten aus dem dichteſten Gedränge Improviſatoren erheben, die dann mit Begeiſterung die Heldenthaten eines kühnen Scheich oder die ſchwarzen Augen ihrer Geliebten, ſchön wie die der Gazelle, beſingen. Iſt die Improviſation zur Zufriedenheit der Zuhörer ausgefallen, ſo erhält er ein Stück Kat, Zweige einer beſondern Weidenart, deren Blätter mit großer Begierde gekaut werden, oder er ſetzt ſich im entgegengeſetzten Fall ruhig nieder, und der Erzähler verfolgt den Faden ſeiner Erzählung. Zuweilen ſtehen plötzlich zwei Improviſatoren auf, und ſuchen ſich im Wechſelgeſang an Scharfſinn und Witz oder in treffender Wahl der Bilder zu überbieten. Der Sieger

wird mit einer schönen, wohlriechenden, weißen Blume geschmückt, die er so lange am Turban trägt, bis er einem andern in diesem interessanten Kampfe unterliegt.

(Fortsetzung folgt.)

Kurgane am Choper.

(Aus dem russischen Journal des Ministeriums des Innern. Januar 1838.)

Längs dem bekannten Choperfluß, von dessen Quelle bis zur Stadt Borisoglebsk, auf einer Strecke von etwa 500 Werften, befinden sich auf den hohen, längs dem Flusse hinlaufenden Hügeln eine Menge Kurgane oder Erdaufwürfe von Menschenhand. Ihre Zahl geht in die Hunderte. Einige derselben sind sehr groß und hoch, wie z. B. einer nicht weit von der Stadt Balaschew, andere sind zerstört, aber an viele hat noch keine Menschenhand gerührt. An einem Orte stehen sie einzeln, an andern mehr beisammen in nur geringer Entfernung von einander. Diß sind Denkmäler des Aufenthalts der Tataren in diesen Gegenden, welche in früherer Zeit reich waren an allen Geschenken der Natur. Es wäre indeß vermuthlich überflüssig, genauere Nachforschungen anzustellen, da sie gewiß keine besondere Ausbeute gewähren würden.

Obercanada.

(Schluß.)

Wölfe sind sehr zahlreich, und für Schafe und junges Vieh äußerst verderblich. Die Erzählungen, daß sie Reisende angegriffen hätten, sind meist Lügen, nur im Winter, wenn Hunger und die Kälte sie plagt, sind sie sehr gefährlich. Eine Prämie von 8 Dollars ist auf einen Kopf gesetzt. Sie gleichen in Gestalt dem Fuchse, sind aber viel größer, und haben längere Beine; ihre Farbe ist ein schmutziges Weiß oder Gelb mit Schwarz gemischt, wenige Hunde wagen sie anzugreifen. Man hört sie häufig heulen, und der Lärm, den sie machen, ist sehr unangenehm, namentlich in der Nacht. Die wilde Katze gleicht der Hauskatze sehr, nur ist der Schweif nicht über zwei Zoll lang und schwarz geringelt, ebenso auch die Ohren. Sie ist von derselben Farbe wie der Wolf, und scheint fast eben so groß und stark, nur daß sie kürzere Beine hat; sie klimmt mit Leichtigkeit auf die Spitzen der höchsten Bäume, soll sehr wild seyn, und tödtet Schafe und andere Hausthiere. Ich sah nie eine lebendig, obwohl ich ihre Spuren häufig in den Wäldern sah, und mehrere in der Nachbarschaft getödtet wurden. Auch Bären sind zahlreich. Sie leben meistens von Nüssen und Wurzeln, richten manchmal in den Maisfeldern große Verheerungen an, spazieren aber auch, wenn die Gelegenheit sich ergibt, mit einem Schwein, einem Schaf oder Kalb davon. Wenn man sie mit Hunden jagt, wenden sie sich häufig um zum Kampfe, aber die Hunde wagen sich selten an sie heran. Wir haben auch Biber, Waschbären (Racoons), Marder und dergleichen. Unsere Wälder sind reich an Rehen, Hasen, Rebhühnern, Tauben und einer großen Mannichfaltigkeit von Enten; hier im westlichen Districte haben wir wilde Truthühner und Wachteln; unsere Flüsse und Seen sind eben so reichlich mit Fischen versehen, und viele tausend Fäßer voll werden jährlich im St. Clair gefangen.

Auch an Reptilien fehlt es nicht in Canada. Ringelnattern sind zahlreich, aber ganz unschädlich. Wasserschlangen gibt es in allen unsern Flüssen und Seen; sie sind schwarz mit großen braunen Flecken; die größte, die ich je sah, war 6 Fuß lang, und so dick als das Handgelenke. Man glaubt allgemein, sie seyen unschädlich, aber ein alter Indianer versicherte mich, sie seyen sehr giftig. Es gibt noch mehrere andere Arten von Schlangen, die aber meist unschädlich sind; am meisten Aufmerksamkeit verdienen die Klapperschlangen, deren es zwei Arten gibt; sie finden sich größtentheils im Londoner und im westlichen District, im Niagara-District und den anstoßenden Gegenden; die großen Klapperschlangen finden sich gewöhnlich in Bergen und Felsen oder auf sandigem Boden. Ich sah nie eine dieser Art, aber beide sind sehr gefährlich. Die kleinen Klapperschlangen oder Missisangas, wie man sie manchmal nennt, finden sich auf Prairien, Wiesen und nassem Marschlande, gleichen in ihrem Aussehen den Wasserschlangen, sind selten über 2½ Fuß lang, und zum Theil so dick wie ein Mannesarm. Die Indianer haben ein wirksames Mittel gegen den Biß dieser Schlange, und kümmern sich so wenig um sie, daß sie selten anhalten, um sie zu tödten. Ein glaubwürdiger Mann, der im Departement der indianischen Angelegenheiten angestellt ist, erzählte mir, er habe einen betrunkenen Indianer gesehen, der mit seinen nackten Füßen auf eine solche Schlange trat; die Schlange biß ihn in eine seiner Zehen, worauf er den andern Fuß auf den Schweif der Schlange setzte, mit der verwundeten Zehe gegen ihren Kopf stieß, und sie reizte, ihn noch einmal zu beißen; hierauf sammelte er einige Kräuter, legte sie auf die Wunde und fühlte keine übeln Folgen. Einige von den Kräutern, deren sich die Indianer zur Heilung bedienen, wurden mir gezeigt: das eine ist der gewöhnliche Mangold, ein anderes wächst wild, in England sowohl als hier in Canada, und gleicht einigermaßen dem Rheinfarrn: ich glaube es ist Schafgarbe; die andern Kräuter sind, glaube ich, diesem Land eigenthümlich, und jedes derselben führt, wenn man es zerquetscht und auf die Wunde legt, eine schnelle Heilung herbei. Noch gibt es eine gefährliche Schlangenart, der Kupferkopf genannt, sie ist aber von den Schlangen verschieden, die man in andern Theilen Amerika's unter diesem Namen kennt; man trifft sie hie und da an den Flüssen St. Clair und Themse. Noch eine Art, welche Aufmerksamkeit verdient, sind die blasenden Ottern, welche in Größe und Farbe den kleinern Klapperschlangen gleichen; wenn sie zornig sind, schwillt ihr Kopf an, sie heben ihn hoch auf und machen ein zischendes Geräusch. Ich glaube nicht, daß sie gefährlich sind, obwohl Einige behaupten, ihr Athem sey äußerst giftig.

Man erzählt auch wunderbare Geschichten von Reisnattern, und andern, die ich niemals sah, ich glaube aber nicht, daß man diesen Erzählungen sonderliches Zutrauen schenken darf, denn die Naturgeschichte ist noch so wenig untersucht, als die natürlichen Erzeugnisse des Landes, die zum Theil den ältesten Einwohnern unbekannt sind; so werden zum Beispiel eine Menge Thiere nach ihren Farben genannt, oder nach einigen besondern Eigenschaften, die sie besitzen, wie das schwarze Eichhörnchen, der rothe Vogel und die grüne Schlange.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 33** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Drei ungarische Volkslieder. — Der himmelblaue Domino. (Fortsetzung.) — Balzac. — Das mit einer Uhr spielende Kind. Von Mrs. Asgood.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 105.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

15 April 1838.

Payta.

(Aus Stearletts: South-America and the Pacific.)

Das Dorf Payta, denn man kann es kaum eine Stadt nennen, iſt von größerer Wichtigkeit, als ſein elendes Ausſehen anzuzeigen ſcheint. Die Bay, an welcher es gebaut iſt, iſt der einzige ſichere Ankerplatz in dieſem Theil der Küſte, und die Stadt dient als Ausfuhrort des Handels des nördlichen Peru's, und namentlich von Piura, der erſten von Pizarro nach der Eroberung erbauten Stadt, welche 30 (engl.) Meilen landeinwärts liegt. Trotz mancher Nachtheile hat der Ort einen bedeutenden Ruf als Handelsplatz, und jeden Tag kommen Schiffe, namentlich nordamerikaniſche Wallfiſchfänger, hieher, um Lebensmittel einzunehmen. Die Stadt liegt 5° 6′ S. B., und das Klima iſt deßhalb ausnehmend heiß; die Anden ſind nicht ſehr nahe, und können darum Payta nicht den Wolkenſchatten geben, der gleich einem Baldachin Lima überbreitet. Seit zwei Jahren hat es hier nicht geregnet, und auf 6 Leguas von der Stadt iſt kein Bach und keine Quelle friſchen Waſſers. Kein Blatt, kein Halm wächst in der Nähe von Payta. Lebensmittel und Waſſer müſſen aus dem Innern nach der Stadt gebracht werden: Maulthiere, beladen mit Waſſerfäſſern, Gemüſe und Fleiſch, kommen regelmäßig jeden Morgen in genügender Menge herein, und die Preiſe der beiden letztern Gegenſtände ſind mäßig. Die Thiere erhalten ſelten Waſſer, als bis ſie an den 6 Leguas vom Hafen entfernten Fluß zurückkehren, und werden gewöhnlich noch in derſelben Nacht zurückgetrieben. In der ganzen Umgegend der Stadt weiß man von keiner Schlange, und außer den Muskitos und der gewöhnlichen Fliege auch von keinem Inſect. Die Hunde der Stadt wandern oft während der großen Hitze in Schaaren nach dem Fluß, um dort zu trinken. Waſſer iſt natürlicherweiſe eine koſtbare Waare und die Einwohner ſagen gewöhnlich, es ſey wohlfeiler, Wein zu trinken.

Das Klima iſt nicht ſo drückend, als man bei der Nähe am Aequator vermuthen ſollte, und es gilt für das beſte in Peru; die größten Nachtheile ſind der Mangel an Waſſer und der unfruchtbare Boden, der aus einem hellfarbigen Sand beſteht und deſſen Reflex Augenſchmerzen verurſacht. Die Stadt ſoll indeß zum großen Schaden eines hier ſich aufhaltenden ſchottiſchen Arztes, der faſt keine Praxis habe, ausgezeichnet geſund ſeyn. Es ſind zwei oder drei wohlhabende fremde Kaufleute hier, die ſich hauptſächlich mit dem Baumwollenhandel abgeben, und große Maſſen dieſer Waare, welche hier in vortrefflicher Qualität zu finden iſt, werden nach England verſchifft. Im J. 1835 gingen von Payta nach Europa über 2 Millionen Pfund Baumwolle. Die Stadt iſt wiederum, wie früher, das Depot des Handels von Nord-Peru.

Vor der Trennung von Spanien beſtand ein bedeutender Handel über Land von der atlantiſchen Küſte nach dem ſtillen Meere, und die mit Waaren und Gold befrachteten Schiffe von und nach Lima legten ſtets bei Payta an, um Waſſer und Lebensmittel einzunehmen. Hier landeten auch ſtets die Vicekönige, um zu Lande nach Lima zu gehen, was eine Reiſe von 14 Tagen iſt. Der Reichthum der Stadt lockte oft die Raubſucht der engliſchen Seeleute, und Payta wurde nebſt mehrern andern von Lord Anſon geplündert und verbrannt. Ehe die Schifffahrt ihre jetzige Vollkommenheit erhalten hatte, war eine Reiſe von Payta und Panama nach Lima und Valparaiſo äußerſt ſchwierig und langwierig; ſechs Monate war gar keine ungewöhnliche Zeit für eine Fahrt von Panama nach Lima, jetzt wird ſie in 5 bis 6 Wochen und oft in noch kürzerer Zeit zurückgelegt. Die Winde und Strömungen in der Nähe der Küſte verzögern die Fahrt ungemein, weßhalb man jetzt mehr auf die hohe See hinaus fährt, um weiter gegen Weſten einen günſtigern Wind zu ſuchen.

Mit Ausnahme einer geringen Zahl Europäer und ſpaniſchen Creolen, welche den Handel führen und die Geſellſchaft des Orts bilden, beſteht die Bevölkerung aus Indiern. Einige der bedeutendſten Häuſer ſind aus Bambusſtäben oder Rohr gebaut, und mit rohen Lederſtreifen durchflochten, ſo daß ich mich kaum ſicher fühlte, wenn ich etwas hart im Zimmer auftrat. Dieſe Käfige, denn ſie ſind nichts weiter, ſind oft innen und außen mit Lehm überzogen und weiß angeſtrichen. Die gewöhnliche Indierhütte zu Payta iſt ein wahrer Vogelkäfig, durch den ein Neugieriger Alles, was innen vorgeht, betrachten kann.

Der Anblick des Landes in der Nähe von Payta iſt dürr und öde, und bietet auch nicht das mindeſte Anziehende dar,

außer für den Geologen, der glücklicherweise auch an den rauhesten Werken der Natur noch ein Vergnügen findet. Ich bin in der Nachbarschaft umhergeschleudert, und überall zeigte der Boden die Spuren seiner Entstehung aus frühern vulcanischen Ausbrüchen; Hügel von Sand, Felsen und weite Krater in tiefen Thälern sieht man in allen Richtungen; Schluchten, in denen augenscheinlich einst Wasser nach dem Meere floß, sind gleichfalls häufig; aber Revolutionen früherer Zeit müssen die Richtung dieser Gewässer geändert oder die Quellen aufgetrocknet haben, da auch keine Sage vorhanden ist, daß man jemals auf 6 Leguas in der Runde etwas von Wasser gesehen oder gehört habe. Die zahlreichen Erdbeben machen es auch sehr wahrscheinlich, daß durch irgend eine heftige Erderschütterung das Niveau verändert und der Lauf der Gewässer von Payta abgewendet worden sey.

Türkschi - Billmeß.

(Fortsetzung.)

Dieses schöne Land wird in das Tehama oder die Ebene und in den Dschebbel oder die Berge eingetheilt. Das Tehama erstreckt sich längs der Küste, hat eine sehr geringe Breite und ist im Ganzen sehr schwach bevölkert. Hierher warf sich Türkschi-Billmeß mit seiner Cavallerie. Zuerst fiel ihm die Stadt Loheia in die Hände. Dieß ist ein kleiner, unbedeutender, seit Niebuhrs berühmter Reise sehr herunter gekommener Ort. Der Reichthum desselben befindet sich, so wie sein Handel, in den Händen der Banianen. Dieß sind bekanntlich Hindus von der Kaste der Kaufleute. Es sind sehr friedfertige, stille, furchtsame Menschen, die sich im Handel sowohl durch ihre Ausdauer und Resignation als durch ihre große, unbescholtene Rechtlichkeit auszeichnen. Sie leben in Arabien ohne Weiber, stehen mit einander in der engsten Verbindung, und haben sich auf diese Weise beinahe allein in den Besitz des Handels gesetzt. Dieß waren Leute für die heranstürmenden wilden Horden. Die Stadt, obgleich von einigen Soldaten des Imam von Yemen besetzt, wagte keinen Widerstand zu thun, und fiel ohne Schwertstreich in die Hände des Feindes. Wie alle übrigen Städte ward sie der Plünderung unterworfen. Die Schätze, die man den arabischen Einwohnern entriß, waren nicht bedeutend, dagegen belief sich das, was die Banianen, nur um ihr Leben zu erhalten, zahlen mußten, auf etwa 20,000 Thaler. Außerdem zwang man sie, alle indischen und chinesischen Stoffe, namentlich seidene Zeuge und Shawls dem Türkschi-Billmeß und Ibrahim Aga zum Geschenk zu machen — Geschenke, die sich gleich darauf in den Händen der mitziehenden Freudenmädchen befanden.

Die von Loheia zunächst südlich gelegene Stadt ist Hodeida. Sie ist größer als Loheia und treibt, seitdem sich Mohammed Ali in den Besitz der Yemenküste gesetzt, und dort ein Centralmagazin errichtet hat, den bedeutendsten Handel an dieser Küste. Eine unbedeutende Citadelle umschließt in der Nähe der Stadt die einzigen wasserhaltigen Cisternen, so daß der, der die Stadt in seine Gewalt bringen will, erst diese Cisternen erobern muß. Einige Kanonenschüsse hätten hingereicht die Plünderungsarmee zu verscheuchen, allein der Schrecken war ihr vorangegangen und lähmte alle kräftigen Entschlüsse. Die unmächtige Besatzung lief davon und überließ dem beutelustigen Feind die Cisternen sowohl als die Stadt. Plünderung und alle ihr beigesellten Gräuel waren die Folgen dieser Feigheit. Die reichsten Einwohner der Stadt wurden als Autoritäten eingesetzt, und mußten diese Ehre mit bedeutenden Summen erkaufen. Von Hodeida führt der Weg nach Molka über die Städte Bet-el-Fakih (Haus des Gelehrten) und Zebith. Die erstere war früher das Depot des Yemen-Kaffee und hatte sich durch diesen Handel bedeutende Schätze erworben; aber seitdem der Handel sich ganz nach Molka und von dort nach Hodeida gezogen hat, ist sie sehr herunter gekommen und bot daher dem Türkschi-Billmeß sehr wenig zur Plünderung dar. Jedoch ließ man das Wenige, was sich fand, nicht liegen und zerstörte das Uebrige. In Zebith hätte man sich vertheidigen können, da diese Stadt der einzige einigermaßen befestigte Ort des Yemen ist. Eine doppelte Mauer, von Thürmen flankirt, reicht vollkommen hin, einem nur mit Gewehr und Säbel bewaffneten Feind den Eingang zu verbieten. Jedoch auch hier verließ die Besatzung den ihr anvertrauten Posten, und Zebith ward rein ausgeplündert, wie alle übrigen in Türkschi-Billmeß's Hände gefallenen Städte.

Das unerhörte Glück, der überall verbreitete Schrecken und die bedeutenden Summen, die man nach und nach zusammengestohlen hatte, brachten hier die Anführer dieser Plünderungshorden auf die Idee, erst nach Sana und von dort nach Molka zu gehen. Sana, die Hauptstadt des Yemen, Sitz des Imam, steht als eine bedeutende, volkreiche, ungefähr 40,000 Einwohner zählende Stadt, in ganz Arabien in dem höchsten Ansehen. Nur allein Mekka räumt man, wegen der Kaaba, den Vorzug ein; sonst aber gesteht man, daß die Verwirklichung des Paradieses Mohammeds auf dieser Erde nur allein Sana seyn kann. In einer herrlichen Gebirgsgegend, an einem fließenden Wasser, eine kostbare Seltenheit in Arabien, gelegen und mit zahlreichen Gärten umgeben, hat sie das angenehmste, mildeste Klima, das sich vielleicht nur mit dem von Quito vergleichen ließe. Hier befindet sich das Entrepot des Binnenhandels Arabiens, und dieser sowohl als die außerordentliche Toleranz, so wie die milden Sitten der Einwohner, haben eine Menge reiche Leute der verschiedenartigsten Nationen und Religionen des Orients hieher gezogen, um hier ihr Leben in Ruhe und Jeder auf seine eigenthümliche Weise zu vollbringen. Es scheint, als schwebe ein freundlicher Genius über der Stadt und verscheuche die Schwärmerei und den wilden blutigen Fanatismus, der nichts erstrebt, als die Welt zu entvölkern und den Rest von Dummköpfen unter die Herrschaft von finstern, blinden Glaubensdogmen zu bringen. Auch in politischer Hinsicht findet kein Druck statt. Einige angesehene Scheichs stehen dem Imam zur Seite, der nichts thut, seine Unterthanen gegen sich aufzubringen. Seine bedeutenden Revenüen bestehen in dem Ertrag seiner großen Besitzungen und in dem sehr mäßigen Zoll, der auf die Einfuhrartikel

gelegt iſt. Er hält einige tauſend Mann Soldaten, meiſtens Jam-Araber oder aus dem Haſchid-u-Bekil, einer Provinz des Yemen, nordöſtlich vom Gebiet des Imams von Sana, deren Einwohner in großem Ruf der Tapferkeit und Treue ſtehen.

In Erwartung bedeutender Schätze wollte daher Türkſchi-Billmeß der Stadt Sana einen Beſuch machen. Der Weg von Zebith dahin, obgleich nur fünf Tagreiſen lang, führt jedoch mitten durch das hohe Gebirge, deſſen zahlreiche Bevölkerung einen tapfern Widerſtand erwarten ließ. Dieſer Umſtand ſowohl als der Widerwillen der Soldaten, ſich in Gefahren zu ſtürzen, wo ſie ihren Raub verlieren könnten, änderte ſeinen Entſchluß, und beweg ihn auf dem geraden Weg nach Mokka aufzubrechen.

Mokka, dieſe durch den vortrefflichen Kaffee ſo berühmte Stadt, obgleich er keineswegs in ihrer Umgegend wächst, liegt unter dem 13° 19′ der Breite, ein wenig nördlich von der gefährlichen Pforte der Trauer, Bab-el-Mandeb. Der Kaffeehandel hatte die aus vielen Nationen zuſammengeſetzten Einwohner ſehr reich gemacht. Die Stadt gehorchte einem, vom Imam von Sana eingeſetzten Gouverneur, den man Dola nennt, der jedoch mit Ausnahme eines jährlichen Tributs vollkommen unabhängig regiert. Einige elende Soldaten bewachten die Feſtungswerke, d. h. die mit Thürmen verſehene Mauern der Stadt, die jedoch in ſolchem deſperaten Zuſtande ſind, daß, trotz der Ausbeſſerungen, die man darin ſeitdem vornahm, ein Theil derſelben bei einem heftigen Gewitterregen einſtürzte, als der Verfaſſer ſich im Jahre 1836 einige Monate in Mokka aufhielt. An Vertheidigung war daher bei der Annäherung von Türkſchi-Billmeß nicht zu denken. Wie ein verheerender Gebirgsſtrom ſtürzte er ſich mit ſeinen Horden auf dieſe unglückliche Stadt, deren Reichthum durch den Ruf auf das Ungemeſſenſte vergrößert, und daher von ihnen als das eigentlich gelobte Land betrachtet ward. Obgleich man nicht die Stadt einer gänzlichen Plünderung, ſondern nur einer ſtarken Contribution unterwarf, ſo waren die erpreßten Summen doch immer bedeutend genug um eine Idee von dem Wohlſtand Mokka's zu geben. Man verſichert in Mokka ſelbſt, daß ſich dieſe Contribution auf etwa 100,000 Marien-Thereſien-Thaler belaufen habe, eine ſehr anſehnliche Summe für eine kleine Stadt von höchſtens 4000 Einwohnern.

Jetzt war Türkſchi-Billmeß beinahe bis auf den ſüdlichſten Punkt Arabiens vorgedrungen. In der ſüdlich gelegeneren Provinz Hadramaut war nichts zu plündern, und ſie zu durchziehen, um nach dem perſiſchen Meerbuſen zu kommen, war zu gewagt, theils wegen der kriegeriſchen Bevölkerung, theils wegen des Waſſermangels, als daß er an eine ſolche Unterſuchung hätte denken können. Ueberdem iſt an dem perſiſchen Meerbuſen nichts zu gewinnen; die Küſtenbewohner ſind ein armes Fiſchervolk, und die einzige Macht, die ſich dort findet, die des Imam von Maskat, iſt zu ſtark und zu compact, als daß ein Anfall von einigen tauſend Mann Cavallerie ſie über den Haufen zu werfen im Stande wäre. Er war daher in Verlegenheit, was er beginnen ſolle. Der ſchnellen Bewegung folgte eine plötzliche Ruhe, und bald zeigte ſich Uneinigkeit unter den Agas, die bis dahin nur die gemeinſchaftlichen Gefahren und Plünderungsluſt zuſammen gehalten hatten. Die Soldaten lebten dagegen in Herrlichkeit und in Freuden; Tag und Nacht erklang die ägyptiſche Trommel, Tänzerinnen und Freudenmädchen erfüllten das Lager, und von weit her ſtrömten Speculanten und Bettler zuſammen, den Soldaten das Geraubte wieder abzunehmen, oder an ihren Freuden Theil zu nehmen. Dagegen trat die Zwietracht unter den Agas von Tag zu Tage immer ſtärker hervor; ein Jeder ſuchte den Andern bei der Theilung der geplünderten Schätze, die ſich auf einige Millionen beliefen, zu bevortheilen, Intriguen wegen des alleinigen Beſitzes Mokka's erhöhten die Spannung, und ſchon waren ſie auf dem Punkte, die Waffen gegen einander zu ergreifen, als eine plötzlich herannahende Gefahr ſie wieder auf einen Augenblick vereinte, ſie aber auch in dem darauf folgenden Moment alle zuſammen vernichtete.

Die Gebirgsbewohner des Aſſir, von dem ungemeinen Glück, den Plünderungen und dem wenigen Widerſtand, den Türkſchi-Billmeß erfuhr, hörend, hatten ebenfalls zu den Waffen gegriffen und, von den Bergen in die Ebene hinabſteigend und ſich mit Blitzesſchnelle in dem Tehama ausbreitend, erſchienen ſie plötzlich einige Stunden vor Mokka, ohne daß man die entfernteſte Ahnung einer ſolchen Annäherung hatte. Dieſe plötzliche Erſcheinung verbreitete Furcht und Schrecken. Kein Menſch dachte an Vertheidigung, ein jeder ſuchte nur ſeine geraubten Schätze in Sicherheit zu bringen. Das Lager der Cavallerie, in der größtmöglichen Unordnung vor der Stadt aufgeſchlagen, ward ſo ſchnell überfallen, daß man keine Zeit hatte zu Pferde zu ſteigen, und ein großer Theil der Magrebis und der Arnauten kam unter der würgenden Jembie um. In der Stadt ſelbſt war die größte Unordnung. Die, welche bis jetzt nichts als Kühnheit und Unerſchrockenheit gezeigt, hatten auf einmal den Kopf verloren, und dachten an nichts weniger als an Gegenwehr. Reiterloſe Pferde durchliefen die Straßen, die Weiber durchirrten heulend und ſchreiend die Stadt und ſtürzten nach dem Hafen zu, um ſich in ſchneller Flucht auf die Schiffe zu retten. Es war der paniſche Schrecken mit ſeinem Gefolge von Furcht und Hoffnungsloſigkeit.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Nachricht über die Inſel Lancerote.

Von M. S. Berthelot.

(Aus dem Echo du Monde Savant 1838. Nr. 7.)

Während ich mich in Geſellſchaft meines Reiſegefährten und Mitarbeiters, M. Webb, auf der Inſel Lancerote befand, entſchloſſen wir uns, die von dem großen Ausbruche des Jahres 1730 heimgeſuchten Diſtricte genauer zu unterſuchen.

Ein Gebirgsſyſtem, das ſich 32 Meilen lang in der Richtung von Nordoſt nach Südweſt ausdehnt, war durch Erdrevolutionen, welche dieſes Land in einer frühern Zeit ganz durcheinanderwarfen, zerriſſen. Man ſieht jetzt nur noch einige zerſtückelte Fragmente der alten Kette, aber trotz der Verwirrung kann man noch jetzt die urſprüngliche Richtung des Gebirgszuges erkennen. Eine Reihenfolge von Anhöhen und Pics, in mehrern Parallel-Linien gelagert, weiſen auf dieſe Verkettung

hin. Der Berg „del Fuego" hat 1471 Fuß absolute Höhe, und steht mitten in einer vulcanischen Umgebung. Etwas Aehnliches beobachtete Hr. v. Humboldt auf dem Gipfel der Anden. Auf Lancerote scheinen sich die vulcanischen Linien auf der einen Seite mit den zwei großen Verzweigungen der Famara-Gebirge, deren Richtung sie folgen, auf der andern Seite mit den Hauptcaps, die an die Küste auslaufen, zu verbinden. Von dieser ersten Untersuchung aus kann man Nachstehendes mit Wahrscheinlichkeit folgern:

1. Die Zerstörung, durch welche die Kette von Famara isolirt und die ununterbrochene Linie zerrissen wurde, war das Resultat verschiedener Ausbrüche. Die vulcanische Thätigkeit scheint sich längs einer Spalte von Nordost nach Südwest fortgepflanzt zu haben, in dem Mittelpunkte der großen Axe der Insel, letztere in Beziehung auf die Richtung des Gebirgssystems der Insel genommen.

2. Die Basalte, die unter den Producten der neuern Eruptionen zerstreut sind, sind augenscheinlich Trümmer der zerrissenen Bergkette. Diese zerstreuten Felsen, deren einige sich noch wie große Ruinen über die Lavafelder erheben, haben auch die Aufmerksamkeit des Hrn. v. Buch auf sich gezogen, der ihnen denselben Ursprung zuschrieb.

3. Die Erscheinungen, die sich in unserer Zeit gezeigt haben, beweisen, daß das Erdbeben mehrere Epochen hatte, und daß die Wirkungen immer in derselben Richtung erfolgt sind. Zudem läßt die fortwährende Thätigkeit der vulcanischen Herde an verschiedenen Punkten fürchten, daß der Insel noch neue Ausbrüche bevorstehen.

Wir wollen nun die Ereignisse darstellen, wie sie von dem Pfarrer Cuberto während der Ausbrüche von 1730 beobachtet und aufgezeichnet worden sind.

Am 1 September sah man plötzlich in den Umgebungen von la Jeria die Erde unter großem Getöse sich öffnen, und ein schrecklicher Vulcan verschlang den ganzen Bezirk. Einige Tage nachher zeigten sich im Osten der Montana del Fuego in der Linie der von den frühern Ausbrüchen gebildeten Kegel neue Schlünde. Am 18 October spaltete sich der Boden wieder an drei verschiedenen Stellen, aber immer in der nämlichen Richtung. Die Schlacken, die sich um die Krater her anhäuften, brachten Auswürfe hervor, die über 500 Fuß hoch waren; Ströme glühender Massen zerstörten den Flecken Santa Catalina und verwüsteten sein Gebiet. Die tödtlichen Dünste der thätigen Vulcane erstickten das Vieh: in der ganzen Gegend starben Kamele, Ziegen, Schafe und andere Hausthiere fast zu gleicher Zeit. Im folgenden Jahre setzten neue Ausbrüche die Dörfer Rodeos und Tingafa in Brand; Berge versanken, andere erhoben sich mitten aus dem erschütterten Boden. Dann wurde Ruhe, und die Unglücklichen glaubten schon das schreckliche Unglück sey zu Ende, als sich am 4 Junius im Umkreise des alten Herdes drei neue Krater öffneten. Die Insel schien in ihrem tiefsten Grunde zu beben, und die vulcanischen Districte wurden ganz umgekehrt. Am 25 December ergoß sich nach einem Stoße, der alle frühern an Heftigkeit übertraf, ein Lavastrom, der sich zuerst auf den Flecken Jaretas warf, sich bis zu den Umgebungen von la Vaisa ausbreitete, und Alles vernichtete, was ihm in den Weg kam. Zu bemerken ist, daß alle diese verschiedenen Phänomene eine Richtung von Nordost nach Südwest hatte, wie wenn die Insel in dieser Richtung auseinandergerissen würde. Nun verloren die Einwohner der Insel alle Hoffnung, verließen ein Land, das jeden Augenblick verschlungen zu werden drohte, und flüchteten in Masse nach Groß-Canaria. Fünf Jahre hindurch wütheten die Vulcane, und fingen erst im Jahre 1736 an ruhig zu werden. Ihre Thätigkeit wiederholte sich mehreremal auf der Linie der frühern Ausbrüche: Ströme brennender Materien hatten das schöne Thal von Tomera verwüstet, acht Dörfer verschlungen, deren Namen man nur noch auf den alten Karten findet; der Boden war ganz mit Schlacken und Asche auf einem vorher von 14 Meilern eingenommenen Raume bedeckt. So wurde ein Drittheil der Insel Lancerote zerstört, Feuerströme hatten einen ungeheuren Lavasee gebildet, aus dem sich mehrere bei einander stehende Berggruppen wie eben so viele Inselgruppen erhoben. Die unterirdische Feuerösse hatte sich ihrer Stoffe durch ihre Luftlöcher entledigt; anfangs noch flüssig und kochend, stürzte die Lava Abhänge hinunter, riß verkalkte Felsen weit mit sich fort, und häufte sich am Ufer an, wo noch schwarze Klippen die Gränze ihres Laufes bezeichnen: später wurde sie dickflüssiger und langsamer, lief wie ein dicker Schlamm, stieß große Massen vor sich her, häufte sich am Fuß eines Hindernisses an, um es fortzureißen, beugte aus, wenn es nicht gelang, und folgte allen Biegungen des Bodens. Man sieht sie heutzutage noch so, wie sie seit ihrer Erkältung geblieben ist. Hier breitete sich der zerstörende Strom in einer großen Ebene aus; dort dringt er durch den Engpaß zwischen zwei Hügeln, um sich an diesem Theil der Küste auszumünden, welcher davon noch den Namen „Brandfläche" (Playa quemada) hat; höher oben umgränzt er den ganzen Bezirk von San Bartholomé, erzwingt den Durchgang zwischen den Ruinen von Zonzamas und dem Dorfe Tahiche, bedroht Arrecife und geht dann weiter, um sich beim Hafen von Naos zu verlieren. Im Westen ergreift er den kleinen Golf von Janubio, umschließt den Montana del Fuego, und breitet sich auf einem Raume von mehr als zehn geographischen Meilen aus, überallhin Verwüstung und Feuersbrunst tragend.

Wir haben diese vulcanische Gegend durchlaufen, wir haben die Berggipfel erklommen, von denen man sie beherrscht, und von denen noch mehrere rauchen. Die Einbildungskraft schaudert bei dem Anblick dieses großen Unglücks; es ist ein großartiger Anblick, der vielleicht nicht seines gleichen hat. Für den Geologen bietet die Insel Lancerote ein fruchtbares Feld zu Beobachtungen dar, und die gelehrten Betrachtungen von Hrn. v. Buch beweisen dieß zur Genüge. Aber unser berühmter Vorgänger konnte nur einzelne Theile dieses großen vulcanischen Systems sehen; ungeachtet seiner und unserer Nachforschungen bleiben noch große Strecken zu durchlaufen, viele Untersuchungen zu machen.

Diese ungeheure vulcanische Thätigkeit, die mit solcher Heftigkeit sieben Jahre lang die Insel traf, hat natürlich auch ihre Punkte des Stillstandes und der Widerkehr; jetzt aber ist sie viel langsamer und gelinder geworden, und scheint in der letzten Periode zu stehen.

Im Jahre 1834 verwüsteten noch drei Ausbrüche das Land; der erste im Mittelpunkte der Insel, die beiden andern durchbrachen die große Lavadecke von 1730; mehrere Krater spieen Flammenströme aus, die sich ins Meer verloren. Auch diese Ausbrüche hatten die Richtung von Nord nach Süd, und zeigten sich drei Monate durch in mehrfachen Erscheinungen.

Die Vulcane von Lancerote bergen vielleicht noch andere Feuergüsse in ihren unterirdischen Höhlen, und nach kürzern oder längern Zwischenräumen werden sie vielleicht diesen erschütterten Boden von neuem durchwühlen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 106.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 April 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

Da das häusliche oder das Privatleben aller Stände den größten Einfluß auf das öffentliche Leben hat, und sowohl in die Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte eingreift, als auch auf die Volksthätigkeit durch alle industriellen Verzweigungen hindurch den größten Einfluß äußert, und eine getreue Analyse desselben Vieles erklärlich macht, was außerdem im Auslande zum Räthsel wird, so haben wir uns vorgesetzt, im Folgenden eine unparteiische Schilderung des Privatlebens der Portugiesen aller Stände zu geben, eine Schilderung, die nur das Product langjähriger Erfahrungen seyn konnte. Beginnen wir also zuerst mit dem Adel und den Reichen, die in keinen Staatsdiensten sind und keine, durch andere ihnen auferlegten, bestimmten Beschäftigungen haben. Bei ihnen blicken wir im Allgemeinen über ein ödes Feld und thatenloses Leben, kaum daß sich wenige unter ihnen bequemen, ihren Reichthum, ihr Vermögen zweckmäßig zu verwalten, besonders wenn ihnen dieses durch Zufall und Erbschaft anheimgefallen. In Verweichlichung, Ueppigkeit und Wollust versunken, bringt das männliche Geschlecht den größten Theil des Tages im Bette zu, und dieses schon vom Jünglingsalter bis zum Lebenswinter. Ein bequemes, übermäßig breites Bett, welches Winter und Sommer vor 11 Uhr Morgens nicht verlassen wird, bis zu welcher Stunde auch die massiven derben Fensterläden verschlossen zu bleiben pflegen, so daß das Zimmer in stockfinstere Nacht eingehüllt bleibt, gehört zu den Delicen ihres Lebens. Die Frauen oder Beischläferinnen verlassen etwas früher dieses dunkle Asyl der ehelichen Freuden oder der Wollust, während der Mann sich halb wachend, halb schlafend noch ein Stündchen hin und her wirft. Nachdem er sich nun einigemal gedehnt und gereckt, den Mund zum Gähnen aufgesperrt, die Augen mit den Fingern ausgewischt und nach der Stunde gefragt, wird ihm das Frühstück, Thee, Chocolate oder Kaffee mit einigen Torrados (Rösterbrod mit Butter) aufs Bett gebracht und dieses in allerbequemster Lage eingenommen. Der Mittag ist alsdann schon herbeigerückt, es erscheinen Personen, die ihn zu sprechen wünschen, Bekannte und Unbekannte; erstere weist man ab oder läßt sie warten mit dem Bedeuten, o Senhor ainda está recolhido (der Herr hält sich noch zurückgezogen), letztere aber führt man ein, entschuldigt sich gewöhnlich mit einer übel zugebrachten Nacht, weßhalb man länger im Bette bleibe, eine Entschuldigung, die sich natürlicherweise täglich wiederholt, und spinnt nun die Conversation an, thut mit den Leuten einige Geschäfte ab, oder wenn kein Besuch da ist, so unterhält man sich mit den Tagesblättern oder anderer Lecture bis gegen 2 Uhr, wo man endlich des Liegens müde ist, sich ankleiden läßt, und dann ausfährt oder reitet, um Besuche zu machen und Tagesneuigkeiten zu erfahren. Zur Winterzeit, bei schlechtem, kaltem, regnichtem und feuchtem Wetter unterläßt man, wenn die Noth nicht durchaus es erfordert, um ein Geschäft abzuthun, das Reiten und Fahren, und bleibt ruhig zu Bette, bis kurz vor dem Mittagessen, welches in den meisten Häusern zwischen die dritte und vierte, bei vielen auch in die fünfte Stunde fällt. Nach dem Essen, sowohl Sommer als Winter, legt man sich förmlich entkleidet abermals zu Bett, um Siesta zu halten, wobei die Frauen oft Gesellschaft leisten. Im Sommer verlängert sich diese Siesta (oder Sesta im Portugiesischen) auf einige Stunden; mit den kürzeren Tagen erst nimmt auch sie ab. Kommen nun endlich die später Stunden herbei, so fährt oder reitet man spazieren auf holperichtem Pflaster, stattet Besuche ab und verbringt damit die Zeit, bis die Abendstunden kommen, in denen man Gesellschaften und Theater frequentirt. Selten sieht der Adel Gesellschaften von einigem Umfang bei sich, er lebt fast ganz isolirt von den andern Classen, und selbst unter sich ist er ungesellig, indem man nur die vertrautesten Freunde und Verwandten in kleinen Abendcirkeln hin und wieder bei sich zu sehen pflegt; besonders lebt das weibliche Geschlecht zurückgezogen von der bürgerlichen Gesellschaft, das männliche hingegen verschmäht dieselben nie, es erscheint allenthalben, wohin es geladen wird; es besucht die bürgerlichen Häuser von gutem Ton, die durch Aufwand und Reichthum imponiren, und dabei fortwährend die Schwachheit besitzen, es noch für eine Ehre zu halten, einen großen Theil der Fidalgia bei sich zu sehen, wenn gleich diese ihnen nie die Aufmerksamkeit erweisen, sich zu revangiren und sie in ihr Haus einzuladen; denn in

dieſem Betrachte beſitzt der hieſige Adel, und beſonders die Weiber darunter, die ſich noch aus einer ganz andern Maſſe gebildet glauben, ungeachtet der vielen bürgerlichen Inoculationen, welche nachzuweiſen ſind, einen unbegränzten Stolz — ein Stolz, der ſo eingewurzelt und ſo über alle Maßen groß iſt, daß ſie ſelbſt ausländiſches fürſtliches Blut kaum für ebenbürtig anerkennen. So wollte z. B. während der Regierungsjahre Don Miguels, als noch die alte Königin lebte und die Sitte war, daß fortwährend die fürſtlichen Perſonen von Kammerherren während der Tafel bedient wurden, kein Kammerherr den Prinzen Fr. v. H... bedienen, der als Gaſt eingeladen war, und überdieß der Königin und dem Don Miguel die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte, ſo daß dieſer entrüſtet die Tafel verließ.

Geſellſchaften, große und kleine, Theater und Bälle, wenn nicht ein beſonderer Umſtand zu einer längeren Dauer Veranlaſſung gibt, erreichen um Mitternacht ihr Ende, nachdem ſie gegen 8 Uhr begonnen. In den Soirées und ſelbſt in kleinern Zuſammenkünften, ſitzen die Damen in einem großen Kreiſe, in deſſen Mitte gewöhnlich ein kleiner runder Tiſch mit Lichtern ſteht. Hinter ihren Stühlen kreiſen, wenn es ſich der Mühe lohnt, die Dandies und Cour-Macher, um hier und da einer oder der andern etwas Schönes zu ſagen oder ein leeres fades Geſchwätz zu beginnen, und mit Ausnahme, daß eine Nachbarin der andern in die Ohren flüſtert, ſitzt man oft ſtundenlang ganz ſtumm da und ohne irgend eine Handbeſchäftigung, die ſelbſt auch in den kleinſten, vertrauteſten Cirkeln nicht vorgenommen wird, — eine wahre Hölle für eine Ausländerin, die an ſtete Beſchäftigung gewöhnt und nun hier wie ein Stock ſitzen muß. Erſt ſpäter wird die Unterhaltung unter den Damen lauter, und dann gibt es ein verſchiedenartiges Geſchnatter, von dem ſich alle Herren, die bisher auch wortlos daſtanden oder ſaßen, oder ſich in Nebenzimmern aufhielten, entfernen, und an die Whiſt- und l'Hombre-Tiſche ſetzen, oder ſie umgeben in dichtem Kreiſe das ſo anziehende Ecarté mit ſeinem Gewinn und Verluſt. Die Damen ſind alsdann faſt gänzlich verlaſſen, und man nimmt an ihnen nicht eher wieder einigen Antheil, bis eine Tochter vom Hauſe, wenn ſie muſikaliſch iſt, was man jetzt beinahe in allen Familien findet, oder irgend eine andere aus der Geſellſchaft ſich an ein koſtbares Inſtrument ſetzt, um ſpielend oder ſingend den Zuhörern einen Ohrenſchmaus zu geben, oder, was noch öfter der Fall iſt, einen Ohrenzwang anzuthun. Etwas Leichtes und Gefälliges wird da nicht aufgetiſcht, es muß immer das Schwerſte für die Finger und die Kehle ſeyn, Sonaten und Bravour-Arien. In jedem Falle aber, und wenn die Finger auch noch ſo erbärmlich über die Taſten fahren, wie eine Poſtkutſche über eine holperige Chauſſée, oder eine quickſende Stimme ſich in nicht zu erreichende Regionen verſteigt und das Trommelfell beleidigt, ſo iſt man doch ſo artig, das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten, und am Ende mit Bravo und Klatſchen ſeinen lauten Beifall zu erkennen zu geben. Man klatſcht gerne, wenn auch nur aus Freude, daß der Jammergeſang oder das Spiel ein Ende hat. Die Virtuoſin, welche von der Dame des Hauſes, oder der, welche die Honneurs macht, ganz ceremoniös an das Inſtrument geführt wurde, wird auch eben ſo von dieſer wieder abgeholt, geküßt und nach ihrem Sitze zurückgeführt. Die Töchter des Hauſes aber, mit denen man dieſe Umſtände nicht macht, wobei aber eine Freundin das Führeramt vertritt, gehen nach geendigtem Spiele oder Geſang reihum und küſſen die Damen; es ſoll Dank ſeyn, daß ſie die Gefälligkeit hatten zuzuhören, eine Art des Danks, die ſich leider nicht auf die Männer erſtreckt, wo gewiß Mancher deßhalb den ſchlechteſten Geſang verzeihen und obendrein ein da Capo zurufen würde. Die alten guten Zeiten, d. h. vor 30 Jahren noch, wo in ſolchen Geſellſchaften ein Herr die Guitarre ergriff und in harmoniſchen Accorden den Geſang jener wellenreichen ſchwermüthigen Modinhas einer Dame begleitete, in denen eine wehmüthige Zärtlichkeit, ein mit Schmerz und Trauer erfülltes Herz in ſterbenden Nachtigalltönen ſich ausſprach, — dieſe Zeiten, deren in Reiſebeſchreibungen noch ſo oft Erwähnung geſchieht, ſind in Liſſabon längſt vorüber, nur hier und dort in den Provinzen hört man noch Nachklänge davon. Man muß übrigens geſtehen, daß unter den Portugieſinnen viel Talent für Muſik zu finden iſt, und manche gute Sängerinnen unter den Dilettantinnen vorkommen; da es ihnen aber meiſtens an Fleiß fehlt, ſo überſpringen ſie ſelten die Mittelmäßigkeit; hingegen findet man unter den wenigen deutſchen Familien hier einige Damen, die ſowohl im Geſang als im Spiel als Meiſterinnen auftreten können; dann aber auch, wenn ſich dieſe in einer Geſellſchaft hören laſſen, ſpitzt Alles die Ohren, und ſelbſt die eingefleiſchteſten Spieler legen die Karten bei Seite und drängen ſich nach dem Muſikzimmer.

(Fortſetzung folgt.)

Türkſchi - Billmeß.

(Schluß.)

Türkſchi-Billmeß ſelbſt ſaß in ſeinem Hauſe mit der Zählung von Dublonen begriffen, als ihm das Angſtgeſchrei ins Ohr drang und einer ſeiner Sklaven ſchnell ins Zimmer trat und ausrief: „Rette dich, rette dich ſchnell, die Beduinen dringen in die Stadt.“ Ohne an irgend etwas Anderes zu denken, ſteckte er ſchnell ſo viel Dublonen, als er konnte, zu ſich, hieß zwei ſeiner Sklaven ein Gleiches thun, ſetzte ſich zu Pferde, und dem allgemeinen Zuge folgend, ſprengte er in größter Eile dem Hafen zu, wo ihn ein Boot aufnahm und ihn an Bord einer engliſchen Kriegscorvette, die als Station dort lag, brachte. Kaum war er dort angelangt, ſo brachen die Beduinen unaufhaltſam in die Stadt ein. Was ſie an Türken und Magrebis fanden, ward niedergemetzelt und die Stadt dem ganzen Schrecken einer völligen Plünderung preisgegeben. Alle Schätze des Türkſchi-Billmeß, ſo wie die ſeiner Soldaten, fielen in ihre Hände, und ſie erbeuteten auf dieſe Weiſe in einem Augenblick das, was dieſe auf ihrem ganzen außerordentlichen Zuge von Medina bis Mekka zuſammen geraubt hatten.

Nur ein einziger Türke zeigte in dieſer allgemeinen, beinahe unbegreiflichen Muthloſigkeit nach ſo vielen Kämpfen und Gefahren eine Kaltblütigkeit und eine bewundernswerthe Aufopferung, die einer beſſern Sache würdig geweſen wäre. Von

einem Haufen eindringender Beduinen umringt und mit der Jembie bedroht, rief er ihnen zu, „tödtet mich nicht, ich bin der Einzige, der euch den Ort zeigen kann, wo Türkschi-Billmeß seine Schätze niedergelegt hat.“ Sogleich senkte sich die drohende Jembie und man versprach ihm nicht nur das Leben, sondern auch eine bedeutende Belohnung, wenn er sie an diesen Ort hinführen wolle. Ja, rief er aus, das will ich sehr gerne thun, jedoch dort sind so viel Säcke mit Thalern, daß wenigstens einige hundert starke Männer nöthig sind, um sie fort zu schleppen. Bringt also so viel Beduinen zusammen als ihr könnt, und dann wollen wir dort hingehn. In der Freude, diese Schätze bald in seiner Hand haben zu können, rief man so viel Beduinen zusammen als man konnte und marschirte, geleitet von dem Türken, der mit größter Seelenruhe seine Pfeife rauchte, diesem verhängnißvollen Ort zu. Aber statt nach der Schatzkammer, führte er sie zum Pulverthurm. An der Schwelle des Thores angekommen, zerbrach er seine Pfeife und sie mit Gleichgültigkeit wegwerfend, rief er aus, „dich brauche ich nicht mehr, und zu den Beduinen gewendet „nun kommt herauf, dort werdet ihr Euern Lohn erhalten.“ In einem großen Saal standen die Pulverfässer längs der Wand gereiht. Hier kommt herein, rief er aus, hier sind die Schätze die ihr gebraucht. Schnell riß er den Deckel eines Fasses auf, schoß eine Pistole darauf ab und flog mit allen die darin waren in die Luft. Ein Theil der Stadt, so wie die nächst gelegenen Thürme, wurden durch diese furchtbare Explosion ebenfalls gänzlich zertrümmert, und waren selbst noch nicht wieder im J. 1836, also drei Jahre später, hergestellt. Der Schreck, den diese Explosion hervorbrachte, war so groß, daß die schon eingedrungenen Beduinen in größter Eile die Stadt verließen; da aber niemand in der allgemeinen Verwirrung daraus einen Vortheil zog, so erschienen sie gleich darauf wieder, um die Plünderung zu vollenden.

Man spricht in Mokka von ungeheuren Summen, welche die Beduinen dort fanden; jedoch scheint es, daß bei weitem der geringste Theil von dem, was die Armee des Türkschi-Billmeß zusammen geraubt hatte, in ihre Hände fiel. Wenigstens hat man noch später bedeutende Summen entdeckt, die vergraben waren, eine herkömmliche Gewohnheit der Orientalen, die weit lieber ihr Geld der Erde als einem andern anvertrauen, um dann von den Interessen zu leben. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Unbekanntschaft der Beduinen mit dem Golde. Sie gaben 2 bis 3 Dublonen für einen Marien-Theresien-Thaler hin, und waren sogar noch froh, wenn sie ihn dafür erhalten konnten. Viele im Hafen gerade anwesende Indier ermangelten nicht, von dieser Unwissenheit allen nur möglichen Vortheil zu ziehen.

Das Schicksal des größten Theils der Agas ist gänzlich unbekannt. Türkschi-Billmeß selbst ward von der englischen Corvette nach Bombay abgeführt, von wo man ihn später nach Bagdad schickte Er verscholl, ungeachtet des Lärms, den sein Name in Arabien erregte, schon nach einigen Jahren, so daß, als der Verfasser drei Jahre später nach Arabien kam, dort Niemand wußte was aus ihm geworden, und ob er todt oder noch lebendig sey. So rasch wechselt das Schicksal im Orient, und wirft den Mächtigen plötzlich in das Nichts der Vergessenheit. Die wichtigste Folge dieser Begebenheit ward die Eroberung der Küste des Yemen durch die Truppen Mohammed Ali's; denn kaum hatte letzterer die Nachricht von dem Aufstande des Türkschi-Billmeß erhalten, so schickte er sogleich eine Expedition unter dem Commando seines Neffen Achmed Pascha nach Arabien ab, und obgleich Türkschi-Billmeß schon vernichtet ward, drang dieser unter dem Vorwande ihn zu verfolgen, in Yemen ein, und nahm nach kurzem Kampf die Küste in Besitz. So erwuchs aus dem momentanen Nachtheil der größte Vortheil für Mohammed Ali, der überhaupt niemals ermangelt hat, alle Zufälle für sich zu benützen. Man behauptete sogar späterhin, er selbst habe den ganzen Aufstand veranlaßt, um dann einen Vorwand zu haben, den Krieg nach dem Yemen hinüber zu spielen. Allein dieß hieße seiner Voraussicht zu viel Ehre anthun. Der ganze Aufstand entsprang aus einem Zusammenfluß untergeordneter Intriguen, und der kühne, außerordentliche Zug selbst ward nur von der Plünderungslust erdacht und mit der größten Unerschrockenheit ausgeführt. Man weiß nicht, worüber man mehr erstaunen soll, über die Unternehmung selbst oder den plötzlichen unerwarteten Ausgang derselben. Allein so sind die Contraste im Orient. Derjenige, der niemals sich längere Zeit dort aufhielt, tappt in den Inconsequenzen und dem Wirrwarr der Begebenheiten wie im Dunkeln umher, und nur eine längere Bekanntschaft mit dem Charakter der mohammedanischen Völker und mit dem Klima des Landes läßt den Faden der Ariadne finden.

Die russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus.

Das Khanat Talysch.

1. Lage, Gränzen und Ausdehnung.

Dieser Landstrich liegt zwischen 38° 31′ und 39° 41′ N. B. und 65° 45′ und 66° 55′ O. L., und bildet den südlichsten Theil der russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus. Er gränzt gegen Norden etwas oberhalb des Flusses Bolgaru an einen Theil der muganischen Steppe, welche zu Schirwan gehört; gegen Osten an die akuschanische oder südliche Mündung des Kur, den Meerbusen von Kisil-Agatsch und das kaspische Meer; gegen Süden an die persischen Kreise Kargaru, Namin und Arscha am Flüßchen Astara und an die Kloputi-Berge; gegen Westen gleichfalls an persische Besitzungen bei dem Berge Kamarkui, den Höhen von Dschikolr und dem Fluß Odinadasar bis zum Flusse Bolgaru. Zur Zeit Mustapha's Khans von Talysch, welcher Generallieutenant in russischen Diensten gewesen war, gehörte zu Talysch noch der Ort Kargaru, Namin, Suwant, welche im Vertrage von Gulistan an Persien abgetreten wurden, und der reiche Kreis Udscharri. Damals war Talysch mächtig und reich: Mustapha Khan benutzte die Scheu, mit der ihn Persien behandelte, und war vollkommen unabhängig von dem Schah, wozu freilich der Schutz Rußlands das Meiste beitrug. In dem letzten Tractate, dem von Turkmentschai, wurde ein Theil von Suwant mit Talysch vereinigt, Persien aber erhielt einen Theil von Udscharri, so wie einen Theil des Magals von Astara, vom Fluß Astara bis Tschilliwan, abgetreten. Suwant besteht aus steinigen Bergen, die keinen Ackerbau zulassen, Udscharri dagegen

ist reich an fruchtbarem Boden, und bildete längst die Kornkammer von Talysch. Die frühere Gränze, nach der Seite von Suwant hin, bildeten Bergketten, über welche man aus dem Kreise Dryck nach dem von Suwant auf äußerst beschwerlichen Wegen gelangt.

2. Bodenverhältnisse.

Den größten Theil des Landes nehmen Berge ein, welche sich von Nordwesten gegen Südosten ziehen; sie bilden das Ende des Kaukasus-Gebirges, das durch Persien hindurchgeht. Sie beginnen am Araxes, erheben sich allmählich, und ziehen sich nach Masanderan hin in einer Länge von 125 Werften; an einigen Stellen nähern sich ihre Abhänge bis auf vier Werste dem Meer. Ihr Hauptbestandtheil ist Thon, an einigen Stellen jedoch stößt man auf Kalkstein und Schiefer. Der nördliche Theil ist zur Erzeugung von Korn geeignet, zwischen den Steilfelsen von Suwant aber trifft man sehr wenig brauchbaren Boden.

In Talysch findet sich nur eine Ebene, und diese ist zwischen den Bergen und dem Meer eingeschlossen; ihre ganze Ausdehnung, mit Einschluß eines Theils von Mugan, kann man auf 5000 Quadratwerste anschlagen. An verschiedenen Orten in Talysch trifft man sehr verschiedenen Boden, die ganze Ebene ist mit Dammerde bedeckt, einige Striche sind thonig, andere sandig, im Allgemeinen aber ist der Boden vortrefflich und vollkommen geeignet zur Erzeugung der zartesten Pflanzen, wenn man diese Eigenschaft des Bodens, den Ueberfluß an Wasser, die hohe Temperatur und das angenehme Klima überhaupt erwägt, so kann man behaupten, daß man in Talysch viele tropische Pflanzen mit Erfolg anbauen könne. In dieser Beziehung verdienen die Abhänge der Berge gegen die Ebene, welche mit Weinreben, Oliven, Mandelbäumen, Pistazien, und überhaupt allen Fruchtbäumen, die einen trocknen Boden fordern, bedeckt seyn könnten, eine besondere Aufmerksamkeit; die Ebene selbst könnte Zuckerrohr, Indigo, die feinsten Arten von Baumwolle, Tabak, Citronen und Pomeranzen erzeugen. Einige glaubten sogar, man könne hier den Kaffeebaum ziehen und Cochenille*) gewinnen. Dieser reizende Theil von Transkaukasien bietet für eine unternehmende Thätigkeit reiche Aussichten dar.

Gegenwärtig sind der südliche und mittlere Theil der Ebene angebaut, mit Ausnahme der sumpfigen und mit Gestrüpp bewachsenen Striche, der nördliche Theil aber, oder Mugan, ist nicht angebaut, und dient dem nomadischen Theile der Einwohner als Winterweide. Der angebaute Boden mag etwa ein Achtel betragen, die Weiden drei Achtel, und der Rest ist von Wasser, Schilf, Niederwald und Gebüschen bedeckt. Viele mit Schilf bewachsene Sumpfstriche ließen sich leicht austrocknen und benutzen, aber die Rohheit und Faulheit der Eingebornen ist dagegen. In den Uferstrichen stößt man häufig auf Torfboden, der sich, wie bekannt, leicht in Dammerde verwandeln läßt. In den Bergen, namentlich im nördlichen und im mittlern Theil, ist der Boden gleichfalls sehr fruchtbar, und mehr zum Kornbau geeignet. Je weiter man in die Berge hineinkommt, desto mehr trifft man auf thonigen Mergel. Ganz Mugan kann bewohnt und angebaut werden; obwohl es an einigen Stellen kein Wasser gibt, und man sogar auch keines durch Canäle herleiten kann, so ist dagegen auch hier nach der Versicherung der Eingebornen keine Bewässerung nöthig. Aus Ueberlieferungen ist bekannt, daß in früherer Zeit in Mugan Gärten und Kornfelder bestanden, aber seit Nadir Schah ist Alles verödet.

*) Morenas glaubte, man könne hier den Bananenbaum, das Bambusrohr den bengalischen Hanf (Crotalaria), den Dattel- und Kokosbaum, so wie die ostindische Sagopalme ziehen.

3. Klima.

Hinsichtlich des Klima's kann man Talysch in zwei Theile theilen: die bergigen Gegenden haben ein gesundes, wohlthätiges Klima, und leiden weder von heftiger Kälte, noch von starker Hitze, im Frühjahr, Herbst und Winter dagegen sind Regen häufig. In dem niedern Theile von Talysch, d. h. in der Ebene, steigt die Hitze in den Sommermonaten im Schatten auf 36° R., und sogar noch höher, am Meeresufer hingegen, wie z. B. in Lenkoran, wird die Hitze durch die Seewinde gemäßigt. Eine starke Kälte tritt nie ein, und sie steigt selten bis auf 5 oder 6°; der Schnee zeigt sich in der Regel selten, und verschwindet schnell wieder; im Jahre 1830 aber blieb er einige Wochen liegen; dieß war jedoch ein ungewöhnlicher Winter, wie sich auch die ältesten Leute keines gleichen erinnerten. Regen sind häufig, namentlich im Herbst und Winter, wenn sie nicht in Schnee übergehen. Die Ursachen dieser Erscheinung muß man in den Nordostwinden suchen, welche gewöhnlich um diese Jahreszeit wehen und Dünste herbeiführen; diese Dünste halten sich an den Bergen an, von welchen die Ebene wie umgürtet ist, erkälten sich dann und fallen als Regen nieder: nach heftigen Nordostwinden erfolgt stets Regen. Auch die Menge von Wald in diesem Striche trägt nicht wenig zu Bildung von Regen bei.

Das Klima in der Ebene kann man nicht gesund nennen. Der erste Grund davon liegt in der Lage am Meere, weßhalb eine stete Feuchtigkeit herrscht, die zweite Ursache, und wohl die bedeutendste, liegt ohne Zweifel darin, daß fast alle zum Reisbau tauglichen Striche auch mit Reis angebaut sind, und zu dem Ende wird das Wasser in solcher Menge hergeleitet, daß ganze Strecken davon überschwemmt sind; wenn das Wasser lange in dieser Lage bleibt, so fängt es an zu faulen, haucht bei der heftigen Hitze verderbliche Dünste aus und verpestet die Luft. Nicht nur die Russen, sondern auch die Eingebornen sterben daselbst in bedeutender Zahl; man hat indeß über die Zahl der Todten, selbst der Russen,*) keine genaue Nachricht, man weiß nur, daß von dem kaspischen Bataillone, welches in der zweiten Hälfte des Jahres 1828 completirt wurde, bis zum 15 März 1831 über 500 Mann starben. Die gewöhnlichen Krankheiten hier sind Gallenfieber im Sommer, Scorbut im Herbst und Winter. Außer diesen zeigen sich in Lenkoran häufig die Blattern: im Jahre 1832 hatte man im Laufe von drei Monaten allein unter den Russen 29 Blatternkranke von denen 20 starben. Nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene sind der Krankheit sehr unterworfen, und man hat Beispiele, daß selbst vierzigjährige Personen erkrankten. In Lenkoran gibt es keine Kuhpocken, und es findet eben so wenig wie in den andern mosskowitischen Provinzen eine Impfung statt. Einige behaupten, die Cholera sey fortdauernd in Talysch, aber nicht als Epidemie. Die hiesigen Flüsse enthalten gesundes Wasser, das Brunnenwasser aber ist nicht gut, denn wenn man es in eine Bouteille füllt, wird es nach vier und zwanzig Stunden stinkend. Selbstgekochtes Wasser wird nach zwei Tagen zum Gebrauch untauglich. Im Allgemeinen erzeugt es Durchfall, und wirkt namentlich auf die Neuangekommenen schädlich ein.

(Fortsetzung folgt.)

*) Genaue Beobachtungen werden noch an keinem Orte Transkaukasiens angestellt; bis jetzt weiß man nur, welche Orte den Soldaten verderblich sind, da man aber die Ursachen der Sterblichkeit noch nicht entdeckt hat, so konnte man auch noch nicht die geeigneten örtlichen Maaßregeln dagegen ergreifen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 107.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 April 1838.

Reise eines chinesischen Buddhisten am Ende des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung.

Es ist schon mehreremal in unsern Blättern die Rede gewesen von der Uebersetzung dieses Reiseberichts durch Abel-Remusat; dieser konnte das Werk nicht vollenden, und Klaproth übernahm es nach seinem Tode; aber auch Klaproth konnte es nicht zu Ende führen, und Hr. Landresse trat an seine Stelle. Das Werk heißt Foe kue ki, Bericht über die buddhistischen Königreiche, und der Reisende ist der buddhistische Priester und Pilgrim Schi fa kian. Die ganze Reise nebst dem Aufenthalt in Indien dauerte 15 Jahre, und so mager auch die Details sind, die der Verfasser gegeben hat, so sind sie doch werthvoll, indem sie einigermaßen den Zustand Indiens zu einer Zeit erläutern, über welche bis jetzt noch keine geschichtlichen Berichte aufgefunden wurden. Dem Werke sind viele Noten über die Lehre Buddha's und die Geographie Indiens zu jener Zeit beigefügt.' Ueber diese letztern wurde von dem bekannten Prof. Wilson die Bemerkung gemacht, daß Mehreres anders ausgefallen wäre, wenn die Uebersetzer die ursprünglichen Sanskritwerke und einige neuere Forschungen an der Nordwestgränze Indiens gekannt hätten.

Schi fa kian verließ Schangan in der Provinz Schen-si im J. Chr. 399, ging zuerst nordwestlich und sodann westlich durch die große Wüste Schamo nach dem Lop-See, wo er ein Volk fand, das den Chinesen an Kleidung und Sitte glich, aber der Lehre Buddha's folgte. Er bemerkte, daß alle religiösen Leute die Sprache Indiens studirten, ohne Zweifel das Pali eine Form des Sanskrit, dessen sich die Buddhisten in allen ihren praktischen Schriften bedienen. In fünfzig Tagen erreichte er von diesem Ort aus Khoten, wo er in einem Kloster von 3000 Personen seinen Aufenthalt nahm. So weit ist die Reise Schi fa kians hergestellt, aber der folgende Theil ist voller Schwierigkeiten, die theils aus einer irrthümlichen Beschreibung oder Fehlern des Textes, theils wohl auch aus der Veränderung entspringen, welche die indischen Namen in der chinesischen Schreibart erfahren. Die Ansichten des Professor Wilson und der französischen Uebersetzer sind hier getheilt; die letztern lassen den chinesischen Reisenden viel weiter in die Länder westlich vom Indus vordringen, als Prof. Wilson irgend für wahrscheinlich hält; beide aber lassen ihn an einen der obern Zuflüsse dieses Stromes gelangen, den er Sin then (Sindhu der Indier) nennt, und über den er vermittelst einer Strickbrücke setzte; dieß ist die Ghula, die noch jetzt im Nordwesten Indiens häufig im Gebrauch ist, um über die Bergströme zu setzen. Hier gelangte er zu einer Stelle, die geheiligt war durch eine hochgeschätzte Reliquie, den Wassertopf Foe's, welchen zu erobern ein König der Yue-tschi ins Land einfiel. Der Einfall gelang, aber den Zweck desselben, den Topf, konnte er nicht fortbringen: der heilige Topf, obwohl auf einen von acht starken Elephanten gezogenen Wagen gestellt, war nicht von der Stelle zu bringen, und mußte also an seinem ehemaligen Orte zurückgelassen werden, wo er zur Zeit des chinesischen Reisenden noch der Gegenstand der täglichen Verehrung war. Diese Erzählung bestätigt auf eine merkwürdige Weise die aus andern Quellen geschöpfte Nachricht über den Einbruch der Yue-tschi oder Scythen in Indien.

Ueber den Weg, den der Reisende von da an einschlug, ist man sehr in Ungewißheit, bis er nach Mo-thu-lo, augenscheinlich Mathura am Dschumna, gelangte. Auf diesem Theil seines Wegs waren alle Fürsten buddhistischen Glaubens, und erzeigten den Priestern dieser Religion große Verehrung. Von da ging er nach Kin-Sselo, dem Sanskritnamen eines Königreichs, das ungefähr mit dem heutigen Audh zusammenfällt, und besuchte sodann Kia-wei-lo-wei, den Geburtsort Schakiamuni's, und also den wichtigsten Ort in der buddhistischen Topographie. Dieß sowohl, als die Aehnlichkeit des Namens, weist auf Kapila-vastu hin, über dessen Lage gleichfalls Streit ist, denn nach Einigen lag es in Behar, nach Andern in der Nähe der Hügel, die Nepal von Gorakpur trennen. Die angegebene Reiseroute spricht für die letztere Ansicht: die Gegend war damals „Eine ungeheure Einöde," und durch die hier sehr zahlreichen Löwen und Elephanten gefährlich. Es war der Landstrich, der jetzt unter dem Namen Tarai bekannt ist, und die Sumpfregion am Fuße des Himalaya umfaßt; wahrscheinlich begann er damals von den ungesunden Miasmen zu leiden, durch die er seitdem zu einem wahren Todesgürtel geworden ist, obwohl der Reisebericht dieser Ungesundheit noch nicht erwähnt.

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Fortsetzung.)

Das oben beschriebene Leben des Adels und des reichen Mannes, das auf diese Art von einem Tage zum andern ohne eine rührige Thätigkeit und eine nützliche Beschäftigung, gewiß im Sinn anderer Nationen so höchst geschmacklos, dahin fließt, läßt ihm nicht einmal die gehörige Zeit, sich mit der eigenen Verwaltung seines Vermögens und Hauswesens zu beschäftigen; man vertraut deßhalb Alles dem Hausverwalter, dem Mor-domo, wie sie hier heißen, an, der, wenn er seine Sache ordentlich versteht, wie es fast immer der Fall ist, in dem Verhältnisse reich wird und an Fett gewinnt, als sein Herr ärmer und dabei magerer wird, wodurch denn auch die reichsten Häuser der Großen hier zu Grunde gehen und ihre Güter unter Sequestration oder Administration gestellt werden. Der größte Theil ihrer Güter sind Majoratsbesitzungen (Morgados), die nicht veräußert werden können, auf welche aber, wenn Noth an Mann kommt, was sich oft bei einer schlechten Wirthschaft ereignet, fortwährend so lange geborgt wird, bis endlich Niemand mehr borgen will. Die Gläubiger suchen sich alsdann durch die Revenuen sicher zu stellen, und damit diese nicht gänzlich mit Beschlag gelegt werden können, entzieht man durch Uebereinkunft dem schlechten Wirthschafter die Administration der Güter; man setzt demselben eine jährliche im Verhältniß des Einkommens ganz anständige Pension aus, und die Gläubiger werden nun selbst Administratoren derselben. Daß unter deren Verwaltung sich die Güter nicht verbessern können, weil man Alles nur aus ihnen herauszieht und nichts hineinsteckt, besonders aber die Gebäude vernachlässigt, und diese endlich ganz zusammen stürzen läßt; daß man die Ländereien aussaugt, bis sie nichts mehr produciren und dann als wüste Strecken unbebaut liegen bleiben, versteht sich von selbst. Der sonst reiche, nun in eine gewisse Armuth versunkene Eigenthümer lebt auf die unthätigste Weise in seiner Stadtwohnung fort, in welcher man nichts als einen alten verschimmelten Glanz an den Wänden gewahrt, altväterische verbrauchte Möbeln, zerbrochene Fensterscheiben, Schmutz auf Treppen und Gängen, Staub auf Stühlen und Tischen, und eine zahlreiche, zerlumpte und zersetzte männliche und weibliche Dienerschaft, nebst ihrer ganzen Nachkommenschaft bis ins dritte Glied; eine Dienerschaft, die eben so müßig und bequem wie die Herrschaft ist, und nicht einmal so viel thut, daß sie das Haus reinlich hält. In solchen alten Fidalgowirthschaften wird selten ein Ausländer zum Bedienten angenommen, und zwar aus dem Grunde, weil dieser einen prompten und regelmäßigen Lohn verlangt, den man ihm nicht geben kann; dem Portugiesen kommt es aber meistens darauf nicht an, denn genügsam aus Faulheit hält er es schon für ein Glück, bei einem Fidalgo ein Unterkommen zu finden, wo er die Exspectanz auf eine zwar oft karge, aber doch lebenslängliche Versorgung mit seiner ganzen Familie hat. Schon die Hoffnung, daß der Herr ihm einmal durch seinen Einfluß ein besseres Unterkommen, ein Staatsstellchen, verschaffen kann und wird, was in frühern Zeiten gar oft zu geschehen pflegte, jetzt aber nicht gut mehr möglich ist, machte, daß solche Leute lieber Hunger und Kummer in einem solchen Hause ertrugen, als daß sie dasselbe verlassen hätten, und sich eine einträglichere, aber auch arbeitsamere Stelle verschafften. Jahre lang bleibt man ihnen oft den Lohn schuldig, und dann kann der Herr nicht umhin den Familien derselben wenigstens das tägliche Brod und die Nahrung zu geben, daher denn hauptsächlich der große Anwachs der Dienerschaft, die man wegen der Schuld nicht entlassen kann, und die gleichsam auf Execution im Hause liegt und ernährt werden muß, es mag nun hergenommen werden, wo es will. Von einer solchen Dienerschaft, die so zu sagen auch das Regiment im Hause führt, ist freilich alsdann auch wenig zu erwarten; man läßt sie also schalten und walten nach Belieben, was übrigens bei der Herrschaft, die keinen Sinn für Ordnungsliebe hat, gar keine große Ueberwindung kostet und selbst nicht einmal ein unangenehmes Gefühl erweckt, in einer solchen Abhängigkeit von Dienerschaft zu leben. Selbst in dem Fall, wenn der Fidalgo auch seine Leute gehörig bezahlt, so frägt er, sobald nur Platz im Hause ist, wenig darnach, wenn ein verheuratheter Diener seine Frau und Kinder mit ins Haus bringt und die Hausfamilie dadurch um ein halbes Duzend Personen vergrößert wird. Ja, es geschieht sogar, daß herabgekommene adelige Familien, die sich nie aus den Schulden wieder heraus reißen können, dennoch gewissenhaft für ihre zahlreiche Dienerschaft sorgen, damit es ihr wenigstens nicht an Nahrung fehle, was gewiß ein schöner Zug ihres Herzens ist; dagegen aber um die Dienerschaft zu ernähren, suchen sie gewissenlos hier und da zu borgen, ohne je an die Wiederbezahlung zu denken. Man sollte nun glauben, daß sich endlich Niemand mehr zum Borgen verstehen würde, und doch war dem nicht so in frühern Zeiten, wo der Adel so viel galt, und durch seinen Einfluß Alles auszurichten war; Niemand versagte da einem Fidalgo seine Börse, wenn er deßhalb angesprochen wurde, denn er war gewiß, daß ihm diese über kurz oder lang reichliche Zinsen tragen würde, ja viele Capitalisten sahen es gleichsam als eine Vergünstigung an, wenn ein einflußreicher Fidalgo ihr Schuldner seyn wollte; denn es fehlte alsdann nie an Gelegenheit, wo der Edelmann, ohne wieder an eine Wiedererstattung zu denken, sich dennoch revangiren konnte, denn da gab's Staatsstellen, Handelsvortheile, günstige Bescheide in verjährten Processen oder in Hinsicht alter Forderungen, gleich viel, gerechte oder ungerechte, Verpachtungen von Contracten und Staatsmonopolien, Erlangungen von Privilegien und dergleichen einträgliche Speculationen, die alsdann hundertfältig wieder einbrachten, was man gespendet hatte. Die Schuld des Fidalgo war damit ausgeglichen, und es wurde derselben nie mehr erwähnt. Fidalgos waren Minister, Fidalgos verwalteten die höchsten Staatsstellen, Fidalgos umgaben den König, der eines jeden Wünsche erfüllte, wenn er es auf die rechte Art einzuleiten wußte, Fidalgos machten eine festgeschlossene Corporation, durch die man Alles erlangen konnte und der alle Geldkisten offen standen. Auch der Verschuldetste aus dieser Classe, fand in jenen Zeiten immer Mittel und Wege sein Deficit bloß durch Gefälligkeiten gegen reiche und geringere Personen zu decken,

dieſes goldne Zeitalter iſt jetzt für ihn vorüber; man hat dem Adel den Scepter und allen Einfluß entriſſen, ihn unſtreitig in Verhältniß mit Andern zur unglücklichſten Claſſe herabgeſetzt, ſeine großen Einkünfte durch die Vernichtung des Zehnten und der Comthureien ohne allen Erſatz geſchmälert, und denſelben aller ſeiner Privilegien beraubt, ſo daß er beinahe jetzt nur noch einen bloßen Titularadel ausmacht, ohne alle Macht und Würde, ohne allen Einfluß im Staate. Man beſchuldigte ihn der Zurückſetzung aller andern Stände und durch ihn der Begünſtigungen bloß ſolcher Perſonen, denen man wohl wollte; man blicke aber auf den gegenwärtigen Zuſtand, und ob durch die Unterdrückung des Adels etwas gewonnen iſt!

Der Einfluß, den ſonſt der Adel ausübte, iſt jetzt nur auf eine andere Kaſte von Menſchen übergegangen, dieſes iſt der einzige Unterſchied, und wer dieſer den Hof nicht macht, ſey es nun durch ſchriftliche Ergießungen in den Blättern, oder endlich auch durch klingende Münze, kommt eben ſo wenig zu etwas, wie früher zu nichts kam, wer nicht bei den Fidalgos Eingang hatte und ſchwänzeln oder mit gewichtigen Beuteln ſeinem Anliegen Nachdruck geben konnte. Nur ein Beiſpiel aus der allerjüngſt vergangenen Zeit anzuführen, möge dieſes hinreichend ſeyn, daß, wie man für ganz beſtimmt unter wohl unterrichteten Perſonen verſichert, der Redacteur des Nacional, der jetzt als ein Mann vom größten Einfluß unter der liberalen Partei und den Miniſtern gilt, von dem gegenwärtigen Pächter des Tabakscontracts 20 Contos erhielt (33,000 Thaler), weil er ihm dieſe Pachtung verſchafft hat. Auf ähnliche Art, ſo wie durch den Wucher, den er mit dieſen 20 Contos nun bei den Staatsanleihen trieb, ſoll derſelbe ſeit der September-Revolution über 80 Contos gewonnen haben. Dasſelbe Spiel alſo, was vordem die Adelsariſtokratie mit Begünſtigungen trieb, treibt jetzt die liberale Partei, mit dem Unterſchied, daß der Gewinn, der dadurch dem Adel zufloß, ſogleich wieder vergeudet wurde und ins Publicum kam — alle Arten von Handwerkern erhielten dadurch reichliche Nahrung, der Luxus ernährte viele Familien — wohingegen jetzt, wo dieſe Spenden obſcuren Menſchen zufließen, die Handwerker mehr und mehr über Mangel an Arbeit klagen und oft nicht wiſſen, woher ſie das tägliche Brod nehmen ſollen. (Fortſetzung folgt.)

Kurgane an der Studenka.

(Aus dem ruſſiſchen Journal des Miniſteriums des Innern. Januar 1838.)

Im Gouvernement Saratow, im Kreiſe Bataſchew, an dem kleinen, in den Karal fallenden Flüßchen Studenka, ſind vier Kurgane je einige Klafter von einander entfernt. Von dieſen iſt einer durch ſeine Größe ausgezeichnet, und man ſieht ihn aus ziemlich weiter Ferne. Beim Aufgraben dieſes Kurgans ſoll man die Gebeine eines Menſchen und eines Pferdes, eiſernes Pferdegeſchirr, als Steigbügel, Gebiſſe, Ringe, Platten, Hufeiſen, und außerdem einen Säbel und eine Lanze gefunden haben; ohne Zweifel war hier das Grab irgend eines ausgezeichneten tatariſchen Kriegers. Auch grub man an der einen Seite dieſes Kurgans ein Gefäß mit ſilbernen Münzen aus, das vermuthlich von irgend Jemand in der unruhigen Zeit des Einfalls von Pugatſchew hier vergraben wurde. Die andern Kurgane ſind noch unduchſucht.

Die ruſſiſchen Beſitzungen jenſeits des Kaukaſus.

Das Khanat Talyſch.

3. K l i m a.

(Fortſetzung.)

Was über die ſchlimme Beſchaffenheit des Klima's in dem niedern Theile von Talyſch geſagt wurde, gilt nicht ganz von den ans Meer ſtoßenden Orten: hier iſt die Luft weit reiner, und die Krankheiten ſind minder verderblich. In Lenkoran ſelbſt war die Sterblichkeit unter den Ruſſen bedeutend bis zum Jahre 1829, wo das Bataillon beinahe vor die Stadt hinaus in die Nähe der Reisfelder an einen ſumpfigen Ort verlegt war; ſpäter wurden die Kaſernen der Soldaten und die Wohnungen der Officiere an das etwas höher als die Stadt gelegene Meeresufer verlegt, die Reinlichkeit und Weitläufigkeit der Wohnungen trug viel zur Erhaltung der Soldaten bei, und verminderte die Zahl der Kranken und Todten bedeutend. Uebrigens iſt die in den untern Rangſtufen ſo gewöhnliche Unenthaltſamkeit eine der Haupturſachen der außerdem großen Sterblichkeit. Am verderblichſten aber iſt für die neuangekommenen Recrutenabtheilungen der Umſtand, daß ſie größtentheils im Sommer, nämlich im Junius und Julius, nach dieſen Provinzen kommen, wo ſelbſt die Eingebornen manchen Krankheiten ausgeſetzt ſind, während October und November viel angemeſſenere Monate wären.

4. Gewäſſer.

Das kaſpiſche Meer beſpült Talyſch im Nordoſten auf einer Strecke von faſt 125 Werſten. An einigen Stellen ſind die Ufer ſteil, haben aber nirgends über 2 Klafter Höhe; meiſtens ſind ſie abhängig, ſo daß bei ſtarkem Winde die Wellen hereingeworfen werden. Das hieſige Ufer liefert nicht nur nicht den Beweis, daß das Waſſer im kaſpiſchen Meer abgenommen habe, ſondern könnte eher vom Gegentheile überzeugen. Viele Eingeborne erinnern ſich, daß das Meeresufer in der Nähe von Lenkoran von dem jetzigen faſt eine Werſt entfernt war, das heißt, daß jetzt Schiffe fahren, wo damals noch feſtes Land war; übrigens ſieht man 10 und ſelbſt 20 Klafter vom Ufer Stämme mächtiger Bäume, die jetzt größtentheils vom Waſſer bedeckt ſind. Einige behaupten dennoch, das Meer werde allmählich ſeichter, und führen als Beweis die Erhöhung von Inſeln, die geringe Tiefe der Fahrwaſſer und die Erſcheinung von Sandbänken an; da es aber bekannt iſt, daß die Flüſſe an der Einfahrt Sandaufwürfe (Barren) bilden, das Meer dagegen an den Rheden, in den Meerbuſen, und überhaupt an allen Orten, wo das Meer ruhiger iſt, Sand und Schlamm hinführt, den die Meeresſtrömungen vom Boden aufwühlen, ſo können die oben angeführten Bemerkungen wohl kaum als Beweis für das Seichterwerden des kaſpiſchen Meeres dienen. *)

Einer der natürlichen Vortheile von Talyſch iſt ſeine Lage am Meere, wodurch ihm eine bequeme Verbindung mit Aſtrachan, Baku, den perſiſchen Städten Reſcht, Sinſili, Aſtrabad und andern geöffnet iſt. Wie groß auch dieſe Vortheile für den Handel ſeyn mögen, ſo benutzt ſie Talyſch doch gegenwärtig ſehr wenig, weil die Unruhen in den letzten Jahren die beſſern Kaufleute und die Capitaliſten aus Lenkoran verjagten. Zu Talyſch gehören zwei Rheden: die von Lenkoran, welche unbequem iſt wegen ihrer offenen Lage, und weil die Schiffe

*) Fluth und Ebbe gibt es im kaſpiſchen Meere keine, indeß ſind die Meeresanwohner überzeugt, daß es in demſelben periodiſche Anſchwellungen und Verminderungen des Waſſers gibt, ſo daß im Laufe von 30 Jahren daſſelbe höher ſteigt und in eben derſelben Zeit allmählich wieder abnimmt. Man weiß übrigens nicht, was zu dieſer Meinung Veranlaſſung gab.

anderthalb, zwei und ſelbſt zwei ein halb Werſt vom Ufer, im Sommer in einer Tiefe von fünf, im Winter in einer Tiefe von ſieben Klaftern vor Anker gehen müſſen. Dagegen iſt die Rhede von Sara die beſte im ganzen kaſpiſchen Meer, und kann in jeder Beziehung vortrefflich genannt werden; ſie liegt auf der Nordweſtſeite der zu Talyſch gehörigen, vom feſten Lande 4 Werſte und von Lenkoran 11 Werſte entfernten Inſel Sara. Dieſe Inſel hat etwa 22 Werſte im Umkreis und umfaßt 19 Quadratwerſte; der Boden iſt Sand mit Muſcheln (Mytilus edulis) beſäet, und geht am nördlichen Theile mehr in Schlamm über. Die Schiffe fahren von der Südweſtſeite heran und liegen 150 Klafter vom Ufer in einer Tiefe von 2¼ Klafter vor Anker. Hier iſt die Eskadre der ruſſiſchen Kriegsſchiffe aufgeſtellt. Dieſer Meerbuſen ſteht mit dem Meere durch eine ſchmale Einfahrt, Kumpaſcha genannt, in Verbindung, hat 50 Werſte im Umkreis und mit Schilf bewachſene Ufer.

Zu den bedeutendern Flüſſen gehört der Bolgaru, der einen Theil der ruſſiſch-perſiſchen Gränze bildet, aus dem perſiſchen Gebiete herkommt, etwa 45 Werſte weit durch Mugan läuft, und ohne den Kur zu erreichen, ſich im Schilfe verliert. Der Karapar, Guſſan und Intſcha bilden ſich im nördlichen Theile der Gebirge von Talyſch, vereinigen ſich ſodann und bilden den Karapar, der aber den Meerbuſen von Kiſilagatſch gleichfalls nicht erreicht. Dieſe Flüſſe ſind für die wandernden Stämme von großem Nutzen. Der Odinabaſar kommt aus dem perſiſchen Gebiete, fällt in den Bolgaru und bildet einen Theil der Weſtgränze gegen Perſien. Der Chamaſchara fließt 55 Werſte weit durch Mugan, gelangt aber nicht ans Meer, ſondern bildet Sümpfe und verliert ſich im Schilf. Der Wiljaſhtſchai kommt aus dem perſiſchen Gebiete, fließt 95 Werſte weit durch Talyſch und fällt dann ins Meer. Dieſer Fluß hat an verſchiedenen Orten verſchiedene Namen: im Gebirge heißt er Sirich-tſchai, weiter in der Ebene erhält er ſeinen Namen von zwei Dörfern, Arkewan und Kiſilagatſch. Der Bradiga iſt ein kleiner Fluß, der in den Meerbuſen von Sara fällt. Der Lankon oder Lenkoranka entſpringt in den Gebirgen von Talyſch, nimmt eine Menge kleiner Flüſſe auf, und fällt nach einem Laufe von 180 Werſten bei der Stadt Lenkoran ins Meer. Der Tangaru-tſchai, Arek-tſchai und Aſtara fließen im Magal von Aſtara und fallen ins Meer; der letztere kommt aus der perſiſchen Provinz Namin und bildet die ſüdliche Gränze von Talyſch gegen Perſien.

Alle dieſe Flüſſe haben größtentheils eine Richtung von Südweſt gegen Nordoſt, fließen raſch, ſind im Frühjahr ſehr gefährlich, in den übrigen Jahreszeiten aber ſehr leicht durch Furten zu überſetzen. Der Wiljaſh-tſchai, Bradiga, Lenkoranka und andere ſind ausnehmend nützlich, da ſie vermittelſt einer Menge Canäle das Land in den Ebenen bewäſſern, wo ſich große Reispflanzungen befinden. Der Lankon iſt der bedeutendſte von allen Flüſſen in Talyſch, denn er wird von den auf dem Kur gebräuchlichen Booten (Kirſchim) und den Baku'ſchen Barken befahren, jedoch nur bei günſtigem Winde. Im Frühjahr ſtrömt das Waſſer mit außerordentlicher Schnelligkeit. Das Bette des Lankon hat gewöhnlich nicht über 5 Klafter Breite; auf der Südſeite war es einſt von der Stadt Lenkoran eine Werſt entfernt, jetzt aber ſtehen einige Häuſer am Fluſſe ſelbſt, ſo ſehr hat er ſeit kurzem ſeinen Lauf gewechſelt.

Im Meerbuſen von Kiſilagatſch, in der Meerenge und in den Flüſſen, die ins Meer fallen, wird Fiſchfang getrieben, der vielen Einwohnern einen, wenn auch nicht ſehr bedeutenden, Vortheil gewährt. Die bedeutendſte Watage findet ſich in der Nähe des Dorfes Kiſilagatſch.

Außer dieſen bedeutendern Flüſſen gibt es in den Gebirgen eine Menge Quellen und Bäche. Zwölf Werſte von Lenkoran, auf dem rechten Abhange der Gebirge von Talyſch, ſind Quellen von ſiedendem Waſſer, welche den Eingebornen ſowohl als den Ruſſen durch ihre Heilkraft in verſchiedenen Krankheiten, namentlich bei Brüchen und Wunden, bekannt ſind. Es ſind auch Wannen zum Baden eingerichtet. Unter die Beſtandtheile des Waſſers gehört namentlich Schwefel, über die übrigen läßt ſich noch nichts ſagen, weil das Waſſer noch nicht gehörig unterſucht worden iſt. Aehnliche Quellen trifft man auch an einigen andern Orten von Talyſch.

5. Naturerzeugniſſe.

Talyſch liegt im mittlern, an die heiße Zone gränzenden Theile Aſiens, darum iſt auch die Natur in ihren Erzeugniſſen ausnehmend mannichfaltig. Außer den in dieſem Lande gewöhnlichen Hausthieren findet man darin Tiger, Panther, ſeltener Hyänen, Luchſe und Stachelſchweine; ferner Bären, Wölfe, Schakals, Hirſche, Dſcheirane und andere, wilde Ziegen, Füchſe, Haſen, Murmelthiere, Marder, Dachſe, Igel, Fiſchotter, Wildſchweine u. ſ. w. Von den Vögeln iſt außer den gewöhnlichen zahmen und wilden Vögeln namentlich der Habicht von Talyſch geſchätzt, und wird von Kennern ſehr theuer bezahlt. Die Jagd wird ziemlich ſtark betrieben, und die Felle der wilden Thiere werden zu einem guten Preiſe verkauft. Wilde Gänſe und Enten laſſen ſich im Winter in unglaublicher Menge auf der muganiſchen Steppe nieder, ſo daß faſt der ganze Boden davon bedeckt iſt. Faſt eben ſo zahlreich ſind die Schwäne, namentlich im Winter; aus ihrem Balge werden Pelzkleider gemacht und der Flaum beſonders verkauft. — Holz, kleines ſowohl als Bauholz, gibt es in Talyſch in Menge, aber es iſt von keiner ſehr guten Beſchaffenheit, da es einer ſchnellen Fäulniß unterworfen iſt. Der mittlere und ſüdliche Theil der Berge ſind mit dichtem, faſt undurchdringlichem Walde bedeckt; hauptſächlich wachſen hier Eichen, Eſchen, Linden, Erlen, Nußbäume, Pappeln, rothe Rüſter u. dgl. Außer dem gewöhnlichen einheimiſchen Holzverbrauche verſehen die Einwohner auch Baku und die Inſel Sallan damit, und ſenden jährlich gegen 4000 Holzblöcke dahin, außer dem Bauholze, das freilich nur in geringer Menge verkauft wird, wegen der ungemeinen Schwierigkeit, es aus den Wäldern auf den Bergen herauszubringen; die benachbarten Perſer benutzen frei den Wald. Die hieſigen Bäume ſind mit einer Menge von Auswüchſen bedeckt, woraus man, wie aus dem Nußbaumholze, verſchiedene Drechsler- und Tiſchlerarbeiten macht.

Außerdem wächſt eine ungeheure Menge Weinreben, Granatäpfel-, Quitten-, Aepfel-, Birn-, Kirſchen-, Pflaumen-, Maulbeer- und Nußbäume, ob es gleich faſt keine eigentlichen Gärten gibt. Allenthalben findet ſich Buſchwerk, welches dieſem Land eigenthümlich iſt. Wilder Jaſmin und Roſen wachſen in großer Menge, ebenſo Anis, wilde Kapern, Sellerl, Dill u. dgl. Von Medicinalkräutern ſind zu bemerken wilde Krauſemünze, verſchiedene Arten Kamillen, Salbey, Salep, Süßwurzel, Belladonna u. ſ. w. Von Getreidearten gibt es eine vorzügliche Gattung Weizen, Gerſte in geringer Menge, und hauptſächlich nur in den Bergen, und Reis, das Haupterzeugniß von Talyſch; von mehrern Arten derſelben iſt der von Akulx durch dicke Körner und Weiße ausgezeichnet: er ſteht ſehr hoch im Preis, und iſt namentlich in Perſien geſchätzt. Alle Obſtarten ſind bei dem vorzüglichen Klima ausgezeichnet gut. Ob die Gebirge von Talyſch Mineralien enthalten, weiß man nicht; bis jetzt iſt noch nichts von Bedeutung entdeckt worden.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 108.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 April 1838.

Ueber einige Eigenthümlichkeiten der tibetischen Sprache und Schrift.

(Aus dem Bulletin scientifique der k. russischen Akademie.)

Die tibetische Sprache hat nicht die geringste Verwandtschaft oder Aehnlichkeit mit den andern Sprachen Hochasiens, das heißt nicht mit der mongolischen, noch mit der türkischen, noch der tungusischen, weder in ihren Wurzeln noch auch in ihrem grammatischen Bau; man wird zwar in der mongolischen und vielleicht auch in den andern genannten Sprachen mit den tibetischen gleicher Bedeutung ziemlich gleichlautende Wörter antreffen, es ist aber mit voller Sicherheit anzunehmen, daß diese aus der tibetischen in die andern Sprachen übergegangen sind, und nicht umgekehrt. So wird man auch ähnliche grammatische Formen finden, diese gehören aber keiner Verwandtschaft, sondern der Allgemeinheit fast aller Sprachen an. Eben so wenig und noch weniger Verwandtschaft findet sich zwischen der tibetischen Sprache und dem Sanskrit, obgleich dieses die einzige Grundlage der ganzen geistigen Entwicklung Tibets, so wie demnach auch seiner spätern Ausbildung, Schrift und Literatur von vorne herein war, jetzt noch ist, und nach jeder historischen Wahrscheinlichkeit auch fernerhin bleiben wird. Um so größere Aehnlichkeit und Verwandtschaft herrscht zwischen der tibetischen und der chinesischen Sprache nicht nur in Betreff der Wurzeln, sondern auch der Grammatik. Diese Aehnlichkeit und Verwandtschaft hat Remusat zuerst hervorgehoben, wobei nicht bloß seine Autorität als gründlichen Kenners der chinesischen Sprache, sondern hauptsächlich seine Nachweisungen aus den besten historischen Quellen der Chinesen und das Geständniß dieser letztern selbst es offen und bündig darthun, daß die Sprache beider Völker eine auffallende gegenseitige Aehnlichkeit zeige.

Gleich der chinesischen ist die tibetische eine einsylbige Sprache, sofern man unter dieser Benennung bloß die Wurzelwörter, seyen es Nomina, Verba oder sonst ein Redetheil, versteht. Denn daß sowohl der grammatische als der logische Begriff, oder mit Einem Worte die Entwicklung einer Sprache sogleich ihrer Einsylbigkeit ein Ende macht und es aus diesem Grunde gar keine durchaus einsylbige Sprache geben kann, liegt zu nahe, als daß ich mich dabei aufzuhalten nöthig hätte. Indeß erstreckt sich die Einsylbigkeit der tibetischen Sprache nicht bloß auf die Wurzeln, sondern oft auch auf die Formen, und geht vornehmlich beim Verbum auf verschiedene Tempora und Modi über, so daß z. B. bei vielen Verben das Präsens, Präteritum, Futurum und der Imperativ, ungeachtet der veränderten Form, einsylbig bleiben. Bei einer solchen einsylbigen Sprache ist es denn auch unvermeidlich, daß eine Menge, theils völlig gleicher, theils sich sehr ähnlicher Laute von sehr verschiedener Bedeutung vorkommen, wo ein europäisches Ohr kaum einen Unterschied wahrnimmt, die Orthographie hingegen sogleich ein ganz anderes Wort zeigt. Die Chinesen drücken diese Verschiedenheit bekanntlich durch eine Unzahl besonderer Zeichen aus, wogegen die Tibeter, deren Alphabet nach der indischen Dewanagari gebildet ist, eine ganz andere Methode befolgen. Sie verdoppeln und verdreifachen nämlich ihre Consonanten nach bestimmten Regeln, wobei entweder nur der eine Grundconsonant ausgesprochen wird oder die ganze Zusammensetzung eine neue eigene Aussprache bekommt, oder auch sie setzen ebenfalls nach bestimmten Regeln gewisse einfache Consonanten als stumme Präfixe vor das Wort, anderer orthographischer, bei dem angenommenen Systeme nicht gut zu vermeidender Subtilitäte nicht zu gedenken.

Eine besondere Eigenthümlichkeit der tibetischen Sprache zeigt sich darin, daß sie in allen Redetheilen eine Menge von völlig gleichbedeutenden Wörtern besitzt, ohne daß diese Wörter Synonyma wären in dem Sinne, wie wir sie in allen europäischen alten und neuen Sprachen finden; denn Synonyma in diesem Sinne gibt es außerdem genug in der tibetischen Sprache. Es ist hier die Rede von solchen gleichbedeutenden Wörtern, welche verschiedentlich gebraucht werden, je nachdem der betreffende Gegenstand erhabener oder geringer, oder je nachdem die angeredete oder betreffende Person vornehmern, gleichen oder geringern Standes ist. Dieß erstreckt sich als Regel sowohl über den Schriftgebrauch als über den Redeverkehr im Umgange, und ist ein wesentlicher Bestandtheil der Sprache, den vielleicht keine andere in diesem Umfange aufweisen kann. Zwar findet man auch im Mongolischen, jedoch in sehr beschränkter Zahl,

ähnliche gleichbedeutende Wörter und Ausdrücke, dieſe mögen aber größtentheils aus dem Umgange mit Tibetern, mehr noch aber durch die Ueberſetzung tibetiſcher Bücher ins Mongoliſche übergegangen ſeyn. Sogar gibt es in den europäiſchen Sprachen einzelne ſehr ſchwache Spuren ſolcher gleichbedeutender Wörter, im Deutſchen z. B. Haupt für Kopf; dieſe ſind aber für nichts zu rechnen gegen die große Allgemeinheit, welche in dieſer Hinſicht in der tibetiſchen Sprache herrſcht und auf Regeln beruht, welche nicht übertreten werden dürfen. Remuſat, dem die Menge ſolcher gleichbedeutenden Wörter auffiel, gerieth in den Irrthum, zwei verſchiedene Dialekte der Sprache darin zu finden; hätte er irgend ein tibetiſches Buch leſen und verſtehen können, ſo würde er bald eines Beſſern belehrt worden ſeyn.

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Fortſetzung.)

Sonderbar klingt es einem Ausländer, wenn man die Dienerſchaft eines großen Hauſes mit dem Namen „Familie des Hauſes ſo und ſo," bezeichnet; z. B. die Zimmer, worin ſich die Dienerſchaft aufzuſtellen pflegt, ſchläft und ſpeist, davon ſagt man: ſie gehören der Familie des Hauſes, oder dieſes und jenes iſt für die Familie des Hauſes beſtimmt — und dieſe Redensart iſt keineswegs ungereimt, denn die Dienerſchaft iſt in der That hier wie mit der Herrſchaft verwachſen, es bindet ſie ein gemeinſchaftliches Intereſſe. Die vertrauteſten und angeſehenſten Diener eines ſolchen Hauſes tragen keine Livreen, was man in gewiſſem Betrachte für erniedrigend hält, und weßhalb ſich Portugieſen ſelten dazu verſtehen, ſondern ſie gehen in ſeinem Frack und ſo anſtändig gekleidet wie ihre Herren; der Trödelmarkt liefert dazu die Mittel. Solche Diener können auch ſchon ein Wörtchen mitſprechen, und beſonders wenn ſie Veteranen ſind, die Väter und Großväter bedient, ſelbſt in Gegenwart von Fremden; dieſes iſt aber noch nicht Alles, ich habe ſelbſt in großen Privatgeſellſchaften geſehen, daß ſolche Leute zuweilen bei Hazardſpielen ſich die Erlaubniß nehmen, eine Silbermünze mit auf eine der beſetzten Karten dazwiſchen zu ſchieben, was ganz und gar nicht auffällt, und der Herr, dem die beſetzte Karte angehört, iſt dann ſo gefällig, ihm den etwanigen Gewinn einzuhändigen. So geſchah es einſtens in dem Hauſe eines angeſehenen Fidalgos, der eine Menge engliſcher Officiere zu Gaſte gebeten, daß nachgehends einer derſelben Bank machte, da er aber im Verlaufe des Spiels bemerkte, daß einer der Bedienten mit pointirte, ſo legte er die Karten nieder, und weigerte ſich weiter zu ſpielen, jedoch aus Delicateſſe für den Hausherrn, der ebenfalls Theil am Spiele nahm, verſchwieg er den Grund, und als ſpäter ihn der Hausherr dennoch erfuhr, kam es ihm ganz unbegreiflich vor, wie man daran einen Anſtoß nehmen könne, da er doch ſelbſt mitgeſpielt und ſeinem Diener das Vergnügen, vielleicht zu gewinnen, gegönnt habe. Die Dienerſchaft im Allgemeinen, muß hier bemerkt werden, ſteht auf einem weit vertrauteren Fuß mit der Herrſchaft, ja ſogar in freundſchaftlichen Verhältniſſen, wie wohl in keinem andern Lande. Hier nimmt ein Bedienter gar keinen Anſtand im Nacht-Camiſol oder in bloßen Hemdärmeln und mit Pantoffeln an den nackten Füßen in das Zimmer ſeiner Excellenz zu treten und ihn zu bedienen. Niemand denkt daran, ihm dieſes übel zu nehmen und zu verweiſen, der Herr begreift, daß der Diener auch ſeine Negligé-Stunden haben will, daß er ſeine beſſern Kleider für gelegenere Zeit ſchonen und ſparen muß, und man duldet ſo etwas; da überdieß auch die Sprache der Diener in Nichts von der der Herrſchaft abweicht, eine Abweichung, deren Unterſchied in andern Ländern ſo auffallend und oft ſo widerlich iſt, daß man ſchon deßhalb die Converſation mit einem Bedienten vermeidet, ſo findet man ſich durch dieſen Umſtand auch weiter nicht unangenehm berührt; man converſirt eben ſo gern mit ihm wie mit jedem Andern; man ſieht in ihm nur den Menſchen, der einem nützlich iſt, und nicht den ſo untergeordneten Diener, wie dieſe Claſſe unter andern Nationen betrachtet wird. Eine ſolche Gewohnheit und häusliche Sitte, der Herren gegen die Diener, der Frauen gegen die Dienerinnen, verdient wohl mehr Lob als Tadel: ſie attachirt die Dienenden an ihre Herrſchaften, der angeborne Stolz dieſer Menſchen wird dadurch erhalten, und ſie dienen deßhalb weit treuer, als da, wo man ihnen jeden Augenblick fühlen laſſen will, daß ſie nur zum Gehorchen da ſind, daß ſie den Mund nicht aufthun dürften, ohne gefragt zu werden, daß ſie freiwillige Sklaven ihrer Herren ſind. Einem Deutſchen, der lange in Portugal war und in ſein Vaterland zurückkehrt, kommt dieſer große Abſtand zwiſchen Herrſchaft und Dienerſchaft anfänglich ganz ungewohnt, ja ſogar oft empörend vor, und es erfordert einige Zeit, um ſich wieder daran zu gewöhnen; die ſchüchterne, reſpectvolle Unterthänigkeit der deutſchen Dienerſchaft, ſelbſt gegen Perſonen, mit denen ſie übrigens gar nichts zu ſchaffen haben, hat oft mein Mitleiden erweckt; dieſe Menſchen fühlen nur, daß ſie in Niedrigkeit geboren ſind, fühlen aber ſelten, was es heißt — Menſch ſeyn — und daß ihre Herrſchaft eben ſolches Fleiſch und Blut wie ſie habe, und meinen es dann mit ihrer Unterthänigkeit wahrhaft ernſtlich. Nicht ſo der Portugieſe, der ſich als Menſch für eben ſo gut wie ſein Herr hält, und ſelbſt ängſtlich darauf bedacht iſt, dieſes bei jeder Gelegenheit zu verſtehen zu geben; weßhalb dann auch der geringſte Anlaß, wo er glaubt, daß ſeine Würde als Menſch beleidigt wurde, ihn aus dem Hauſe treibt, was um ſo leichter und öfter geſchieht, da man hier die Bedienten nicht fürs Jahr, ſondern monatsweiſe miethet, alſo Herren und Diener keine wechſelſeitigen Verbindlichkeiten, als nur für den laufenden Monat haben, an deſſen Schluß der Herr den Diener fortſchicken oder der Diener den Herrn ohne weiteres verlaſſen kann. Selten findet man unter ihnen einen ſogenannten Augendiener, noch ſeltener Regelmäßigkeit in ſeiner Arbeit oder Ordnungsliebe; fortwährend muß man ihm befehlen, was er thun oder laſſen ſoll, und hundertmal dasſelbe wiederholen, ohne daß dieſes für die Zukunft wirkſam wäre; ein Hauptgrund, weßhalb in den meiſten großen portugieſiſchen Häuſern ſo viel Unordnung herrſcht, denn man wird endlich

des Befehlens müde und läßt ungerad gerad seyn. Der Portugiese, der vor seinem Herrn kriecht und sich unterthänig zeigt, dem ist es ganz bestimmt nicht ernst darum, er will nur damit die Schwachheiten der Herrschaft belauern, um daraus bei Gelegenheit einen Vortheil zu ziehen, und vor solchen muß man sich am meisten hüten; wenn man übrigens auch die besten Diener zu haben glaubt und ihnen die größten Wohlthaten erzeigt, so muß man nie auf Dank bei ihnen rechnen, sie werden ihre Herrschaft Knall und Fall verlassen, und ohne Rücksicht der Vergangenheit, wenn sie dadurch einen momentanen Vortheil erlangen können. Daß die Bedienten in den Häusern der Großen und selbst den verschuldetsten Häusern, wo sie eine schlechte und unregelmäßige Bezahlung erhalten, dennoch oft lieber lebenslänglich aushalten, wie weiter oben schon gesagt wurde, als bei unbedeutenden Familien, bei denen sie weit mehr verdienen, hat außerdem, daß sie mit der Zeit einmal ein Staatsstellchen, oder eine Stelle in der Hofdienerschaft erwarten, auch noch darin seinen Grund, daß Viele, die auf eine solche Art einen kleinen Staatsdienst erhalten, auch noch fortfahren, dem alten Herrn zu dienen, der ihnen wenigstens Kost und Logis gibt, ohne dafür eine beschwerliche Arbeit zu haben; Andere aber machen kleine Handelsgeschäfte, und werden dazu oft von ihren Herren gebraucht, die nicht persönlich auftreten wollen. Das große Schmuggeleiwesen, das von jeher hier getrieben wurde, bot hierzu vielfältige Gelegenheit. Mit oder ohne Vorwissen ihrer Herrschaften waren sonst in den Häusern der Fidalgos, in welche keine Justizpersonen eindringen durften, die größten Niederlagen von Contrebandwaaren und die Dienerschaften die getreuen Helfershelfer. Besonders geschickt und gut zu solchen Unternehmungen gelegen, die ein sicheres Asyl für diesen Handel boten, sind die an dem Flußufer erbauten Paläste der Fidalgos, unter denen von jeher die Paläste des Marquis d'Abrantes, der Herzoge Lafoes und Cadaval und Anderer, als die berüchtigtsten Speicher für Schleichhandel bekannt waren; man beschuldigte die Eigenthümer der Häuser des Einverständnisses und der Theilnahme am Gewinn. Die Diener armer, aber einflußreicher Herrschaften, die oft wegen Fürsprachen, empenhos, in Anspruch genommen werden, machen sich auch dieses zu Nutzen, und es gehört mit zu einer Finanzspeculation, Allen den Zugang zu dem Herren zu erschweren, indem ein nichtiger Vorwand dazu leicht gefunden ist. Man weiß schon, was dieses zu sagen hat, ein kleines Geschenk von einem Pinto (1 fl.) öffnet die Thüren. Der Herr weiß dieses und duldet es, der Beutel des Bedienten ist daher oft besser gespickt als der des Herrn, und dieser schämt sich nicht, oft bei jenem zu borgen, wenn die Noth vor der Thüre ist. Auf diese Art kenne ich eine der ersten adeligen Familien, deren unveräußerliche Güter jährlich gegen 10.000 Thaler abwerfen, die oft nicht das Brod im Hause hat, der kein Bäcker und kein Schenkwirth alsdann borgen will, so daß sich dann einer der Bedienten ins Mittel legt, und entweder von seinen Ersparnissen die Herrschaft eine Woche hindurch mit einer frugalen Kost ernährte oder mit seinem persönlichen Credit das Benöthigte herbeischaffte, denn da ein solcher Mensch an der Quelle sitzt, das meiste Geld der Herrschaft durch seine Hände zu laufen pflegte, so wußte er auch bald wieder zu dem Seinigen zu gelangen, und obendrein mit den gehörigen Zinsen.

(Fortsetzung folgt.)

Gold- und Platina-Ertrag der russischen Bergwerke.

(Aus der Nordischen Biene.)

Im Jahre 1857 wurde in den uralischen Bergwerken an Gold gewonnen:

Auf den Krondbergwerken	131	Pud	— Pfd.	14¼ Sol.
Auf den Privatbergwerken . .	178	—	25 —	45 —
Im Ganzen also	309	Pud	25 Pfd.	57¼ Sol.

An Platina wurde gewonnen:

In Krondbergwerken	—	Pud	16 Pfd.	56¾₆ Sol.
In Privatbergwerken	118	—	12 —	27¼ Sol.

Davon wurde, wie immer, fast Alles, nämlich 118 Pud 5 Pfd. 89 Sol., auf den Demidow'schen Bergwerken in Nischne-Tagilsk gewonnen. Nach den aus Sibirien erhaltenen Nachrichten wurden in Sibirien auf Kron- und Privatbergwerken 150 Pud Gold gewonnen, abgesehen von 50 weitern Pud, welches bei der Ausscheidung des Silbers aus dem Altai und in Nertschinsk gewonnen wurde, so daß die Gesammtmasse des erhaltenen Goldes 470 Pud beträgt, 48 Pud mehr als im J. 1856.

Die russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus.

Das Khanat Talysch.

(Fortsetzung.)

6. Verbindungswege.

Nach Talysch führt eine Straße aus Schirwan über den Kur, der bei dem Städtchen Sallan überschritten wird; von da läuft er durch die muganische Steppe. Der Weg ist gut, so lange er nicht in das Schilf und die sumpfigen Strecken kommt, wo das Wasser manchmal eine halbe bis eine ganze Arschine hoch steht. Hier theilt er sich in zwei Straßen, von denen die eine nach Kisilagatsch oder höher nach Glock-Tanu, die zweite nach Alwada und Arkewan führt. Von Kisilagatsch geht der Weg am Ufer des Meerbusens dieses Namens im Sande fort; dann wieder durch Schilf und sumpfige Stellen bis zur Meerenge vom Kumdascha, welche 85 Klafter Breite und 5 bis 8 Fuß Tiefe hat; über diese Meerenge gelangt man vermittelst eines Floßes, der auf Böcken ruht, nach dem Vorgebirge Kumdascha, und geht am Meeresufer fort bis Lenkoran. Die andere Straße nach Arkewan führt zwar zum Theil durch sumpfige Strecken, ist aber viel bequemer; auf ihr kann man über den Floß am Meerbusen von Kumdascha, oder auf dem westlichen und südlichen Ufer des Meerbusens, und dann am Meeresufer fort nach Lenkoran gelangen. Die Uferstraße von Lenkoran nach Persien über Astara, so wie von der Meeresbucht bei Kumdascha nach Lenkoran geht über Meeralluvionen hin. Von Sallan bis Lenkoran über Kisilagatsch rechnet man 220 Werste, über Arkewan 150 Werste, und von Lenkoran nach Astara 40.

Lenkoran steht mit den besten persischen Städten in Verbindung, mit Ardebil auf drei Straßen, von denen die erste auf den Meeralluvionen bis Astara, und von da am Fluß Astara über Namin geht;

auf ihr rechnet man 12 Agatschen,*) welche von Karawanen in zwei Tagen zurückgelegt werden, der andere geht über den Meerbusen von Kumbascha nach Arkewan durch die muganische Steppe, und sodann auf den niedern Ausläufern der Berge fort bis Tapa; obwohl man auf diesem Wege 17 Agatschen rechnet, so ist er doch zu Fortschaffung schwerer Waaren und zudem noch fast zu jeder Jahreszeit geeignet. Der dritte und nächste Weg durch die Kreise Drych und Suwant ist sehr mühsam, die Entfernung beträgt aber nicht über 10 Agatschen, so daß man von Lenkoran nach Ardebil in einem Tage kommen kann.

Sinsili ist von Lenkoran 28 Agatschen entfernt; der für Lastthiere brauchbare Weg geht über Astara. Hart an der Stadt Sinsili werden die Waaren gewöhnlich auf große Boote geladen und an der Mündung des Flusses Peribasar gelandet. Von Sinsili nach Resht sind sieben Agatschen, auf einer Straße, die um den See herum durch sumpfige Strecken führt. Von Lenkoran nach Tebris sind 60 Agatschen über Ardebil auf einer an einigen Orten ziemlich mühseligen Straße. Nach Teheran rechnet man 90 Agatschen.

Auf der Ebene von Talysch sind die Wege fast immer für große Wagen brauchbar, und könnten sehr gut seyn, wenn die sumpfigen Stellen ausgetrocknet und an den Flußübergängen Brücken unterhalten würden. Die Bewohner von Talysch kennen den Gebrauch von Wagen nicht, die Straßen sind im Allgemeinen nur für Lastthiere, sehr schlecht angelegt, und namentlich in den Bergen äußerst mühselig. Für die Wassercommunication dient das Meer.

7. Einwohner.

Talysch bildete ein besonderes Gebiet mit einer bedeutenden Bevölkerung, und noch jetzt zeigt man, namentlich im Mugan-Districte, wo einst Städte und volkreiche Dörfer standen, von denen jetzt auch nicht eine Spur mehr übrig ist. Stets zeichneten sich die Talyschiner durch Raub und Plünderung aus, überfielen die benachbarten Dörfer und plünderten die Karawanen. Diese Ruhestörungen waren Ursache, daß Nadir Schah Talysch überzog und gänzlich verwüstete: er zerstörte Städte und Dörfer, führte die Einwohner mit sich nach Persien, und nur einige retteten sich durch die Flucht nach Baku, Schirwan und andern Orten; man vermuthet auch, daß die Bewohner des in der Nähe von Tiflis befindlichen Dorfes Muganlo Nachkommen von Bewohnern der muganischen Steppe seyen. Die Bevölkerung von Talysch war sehr bedeutend, als noch Kargaru, Namin, ganz Suwant und Udscharri dazu gehörten.

In Folge des von Mir Hassan Khan, dem ehemaligen Beherrscher des Landes, veranlaßten Aufstandes im Jahre 1831 lassen sich keine genauen Angaben über die Bevölkerung mehr herstellen; aller Wahrscheinlichkeit nach aber kann man die Zahl der Rauchfänge auf 6500 annehmen. Rechnet man nun jeden Rauchfang auf sieben Personen, so wird dieß eine Einwohnerzahl von 455,000 Seelen geben, und auf jeden Quadratwerst kämen also ungefähr sechs Personen; das angebaute Land auf jede Person beträgt 2½ Dessätinen.

Die Bevölkerung ist ungleich vertheilt: der südliche und mittlere Theil der Ebene sind sehr stark bewohnt; am Meeresufer befinden sich wenige und noch dazu kleine Dörfer; Mugan ist nur in den Wintermonaten von Nomaden besucht; im nördlichen Theile der Berge ist die Bevölkerung unbedeutend, und überhaupt haben die Gebirge im Verhältnisse zu ihrer Ausdehnung nicht viel Bewohner. Die Nomaden mögen etwa den sechsten Theil der Bevölkerung ausmachen.

Das Volk zerfällt in dieselben Classen, wie in den andern moslemitischen Provinzen unter russischer Herrschaft, d. h. in Geistlichkeit, Beks, Krondauern, theils solche, die Abgaben zahlen, theils solche, die als Maafen von Abgaben frei sind, in Nukers und Bauern der Beks. Diese Unterabtheilung hat sich aus den Zeiten der Khane her erhalten. Damals war Mustapha Khan der Beherrscher dieses Khanats, das ihm ganz gehörte, mit Ausnahme einiger Beks, die größtentheils seine Verwandten waren, oder die Würde von seinen Vorfahren erhalten hatten. Diese Beks, so wie auch einige Leute aus niederem Stande, besaßen eigene Güter, und bezogen Einkünfte von ihren Untergebenen. Personen, die der Khan auszeichnete, erhielten von ihm Ländereien zur Verwaltung, und zur Belohnung dafür ein meist festgesetztes Einkommen. Die Würde eines Beks wurde auch für persönliche, dem Khan geleistete Dienste ertheilt, und ging nicht immer auf die Nachkommenschaft über, so wenig wie die Einkünfte aus verliehenen Dörfern. Gesicherte Eigenthumsrechte bestanden nicht, sondern Alles hing von der Gnade des Khans ab, weßhalb auch keiner Urkunden seines Besitzthums nachweisen konnte. In späterer Zeit, nach dem Tode Mustapha Khans, wurde Talysch unter seine Nachfolger getheilt. Beim Aufstande des Landes blieben nur zwei Glieder der khanischen Familie der russischen Regierung treu, und diese sind noch im Besitz ihrer Güter; die andern, welche offen oder insgeheim die russische Regierung verriethen, wurden derselben beraubt. Außer den damaligen Beks eigneten sich später viele unter verschiedenen Umständen diese Würde nebst dem Rechte des Einkommens einiger Dörfer zu, und blieben, als das Khanat unter russische Herrschaft fiel, im Besitze. Die Würde der Beks wird gegenwärtig als erblich betrachtet, obgleich die Regierung nichts darüber bestimmt hat. Die Zahl der beksischen Familien beträgt 110.

Die Geistlichkeit bildet in Talysch, wie in den andern moslemitischen Provinzen, eine besondere Classe, der Volksgeist aber ist nicht sehr religiös, und die Geistlichkeit darum zu keiner besondern Macht und Einfluß gelangt. Der vom Koran festgesetzte Zehnte zum Unterhalte der Geistlichkeit wird hier nicht bezahlt, und die Geistlichkeit bezieht nur aus dem Lesen der Gebete, aus dem Unterrichte der Kinder und aus der Abfassung der Heurathscontracte ein gewisses Einkommen. Ihre Zahl beträgt etwa 200 Familien, die der Seiden, Agamiren, Scheikhs und Derwische nicht über 320.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Agatsch ist so viel, als man zu Pferde in einer Stunde zurücklegt, oder etwa 7 Werste.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 34** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Bruchstücke aus dem neugriechischen Drama Phrosyne.** Von Aler. Rizos Rangkawis. — **Der himmelblaue Domino.** (Schluß.) — **Russische Dichtungen.**

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Theilnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 G., halbjährlich 8 fl. und ganzjährlich 16 G. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 109.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

19 April 1838.

Dampfſchifffahrt nach Amerika.

(Nach dem Athenäum vom 31 März 1838.)

Jetzt iſt endlich das ſo lange beſprochene Project der Dampfſchifffahrt nach Amerika in der Ausführung begriffen; der Sirius iſt bereits unter Wegs, und der Great Western, von der Briſtol-Company erbaut, ſollte am 7 April gleichfalls nach Neu-York abgehen. Der letztere nimmt für 25 Tage Kohlen mit, und hat darum nicht nöthig, erſt wieder zu Cork in Irland anzuhalten. Der Sirius gehört der St. George-Steam-Packet-Company, und iſt bisher zwiſchen London und Cork hin und her gefahren. Obwohl keineswegs ein altes Fahrzeug, vielleicht nur alt genug, um hinreichend erprobt zu ſeyn, iſt es doch nicht ausdrücklich für die Fahrt nach Amerika gebaut; ſeine Trächtigkeit iſt etwa 700 Tonnen, und ſeine Maſchinen ſind von 320 Pferdekraft. Der Agent für dasſelbe iſt ein alter Bekannter des Publicums, Macgregor Laird, der die Expedition der Alburka und des Quorra nach dem Niger commandirte, um das Innere des afrikaniſchen Continents zu erforſchen. Vielleicht iſt dieß eine glückliche Vorbedeutung, und kann diejenigen tröſten, welche noch an der Ausführbarkeit des Experiments zweifeln, denn nicht leicht wurde eine Unternehmung mehr belacht oder fand weniger Glauben, als die, mit einem eiſernen Dampfboot den Ocean und den Nigerſtrom zu befahren.

Der Great-Western wurde zu Briſtol erbaut, und iſt ſchon an und für ſich eine Unternehmung, welche für jene alte Stadt den Ruhm jener Zeit erneuern kann, wo Maiſter Canynge's Kauffahrer die erſten Schiffe der Welt waren, wie z. B. die Mary and John von 900 Tonnen vor 420 Jahren. Das Dampfboot hat eine Trächtigkeit von 1310 Tonnen, während das größte Dampfſchiff der Regierung, die Gorgone, nur 1150 hat. Die Gorgone iſt eingerichtet um für 20 Tage Kohlen, eine Beſatzung von 150 Mann, und außerdem 1000 Mann und Lebensmittel für ſechs Monate mitzunehmen; ihre Maſchinen ſind nicht ſtärker als die des Sirius. Das größte amerikaniſche Dampfſchiff, von dem man gehört hat, iſt der Natchez, jetzt oder vor kurzem noch auf den Werften von Neu-York und beſtimmt, als Packetboot zwiſchen dieſer Stadt und dem ſüdlichen Hafen, deſſen Namen es trägt, hin und herzufahren; ſeine Trächtigkeit iſt 900 Tonnen. Der Wilberforce und die Victoria, Packetboote von Hull, gelten für die erſten unter den alten Dampfbooten; das erſtere hat etwas über 200 Fuß Länge, ſeine Räder 25 Fuß im Durchmeſſer und ſeine Maſchinen ſtehen nur den nach amerikaniſchem Syſtem gebauten nach. Der Great Weſtern dagegen hat etwa 240 Fuß Länge, jeder Ruderwellbaum wiegt 6½ Tonnen, der Querwellbaum 4½ und die Durchmeſſer dieſer Wellbäume ſind 18¾ und 17½ Zoll, der Durchmeſſer der Cylinder iſt 73¼ Zoll, ſo daß ſie beinahe den größten Cylindern gleichkommen, die je in den Kupferminen von Cornwallis in Anwendung kamen; das Schiff hat vier Keſſel, die mit dem Waſſer darin 180 Tonnen wiegen; in dem daran ſtoßenden Raum können in eiſernen Käſten nahe an 900 Tonnen Kohlen aufbewahrt werden, und ihre Maſchinen haben jede 225 Pferdekraft. Das Schiff iſt das größte, das je gebaut wurde: die vordere Cajüte iſt 46 Fuß lang, in der Mitte iſt ein bedeutender Raum für die Maſchinen frei gelaſſen, und trennt die Vordercajüte von der Hauptcajüte, welche 82 Fuß Länge und 31 in ihrer größten Breite hat; an den Seiten ſind Lagerſtätten für 128 Perſonen angebracht, und außerdem noch 20 für Bediente. Der Reiſende zahlt 35 Guineen auf der Hinreiſe, und 30 auf der Rückreiſe, wobei Bett, Tiſch und Wein mit inbegriffen ſind. Dieß iſt derſelbe Preis wie auf den Packetbooten. Auch auf dem Sirius iſt es derſelbe, aber hier iſt noch Vorſorge getroffen für eine zweite Claſſe von Paſſagieren, ſo wie für Paſſage auf dem Vorderplatz (Steerage-Passengers). Auch der Sirius hofft ſeine Reiſe von Cork aus in 15 Tagen zu machen; das Reſultat muß alſo in kurzem über die Ausführbarkeit des ganzen Planes entſcheiden.

Doch wir ſind mit den Dampfbooten noch nicht zu Ende: das größte von allen, die Victoria, liegt jetzt auf der Werfte. Dieſes außerordentliche Schiff iſt das Eigenthum der engliſch-amerikaniſchen Dampfſchifffahrts-Compagnie. Ihr Plan war anfangs, zwei engliſche und zwei amerikaniſche Dampfſchiffe von bedeutender Größe zu bauen, um zweimal monatlich von und nach Neu-York zu fahren; der Grund, weßhalb man engliſche und amerikaniſche Schiffe vereinigen wollte, lag darin, daß eng-

liſche Schiffe, dem Handelsvertrage gemäß, keine fremden Waaren nach den Vereinigten Staaten bringen dürfen, ſondern dieſe in amerikaniſchen Fahrzeugen eingeführt werden müſſen, während auf der andern Seite amerikaniſche Schiffe nur ſolche fremde Waaren nach England bringen dürfen, die zur Wiederausfuhr beſtimmt ſind. Dieſe vier Dampfboote ſollten ſo viele Fahrten machen als acht Segelpacketboote, und nöthigenfalls ſollten noch mehr erbaut werden. Man ſchlug eine Trächtigkeit von 1100 Tonnen und 300 Pferdekraft vor; die Koſten waren auf 40,000 Pfund für jedes Schiff veranſchlagt; die jährlichen Ausgaben eines ſolchen Schiffes, Kohlen für ſechs Fahrten mitgerechnet, ſchlug man auf 18,480 Pf. an; bei dieſer Berechnung aber ſind die Koſten der Ladung nicht mit eingeſchloſſen. Rechnet man die Ladung auf 400 Tonnen und 60, 80 und 100 Paſſagiere von drei verſchiedenen Claſſen, ſo gibt dieß eine Frachteinnahme von 4600 Pf.; die Ausgaben dabei ſind 2520 Pf., der Nettoertrag der Fracht alſo beträgt 2080 Pf. Dabei iſt aber noch als jährliche Ausgabe zu rechnen, für den Capitän 300 Pf., für den erſten, zweiten und dritten Steuermann 100, 80 und 60 Pf., für den Chirurgen 100 Pf., für 25 Matroſen und Lehrlinge 600 Pf., für 10 Feuerleute 360 Pf., für 5 Ingenieure zu 150, 100 und 80 Pf., 330 Pf., für einen Zimmermann 50 Pf., für Oel, Talg und Werg für die Maſchinen und andere kleinere Gegenſtände 1000 Pf. Die Entfernung von London nach Neu-York iſt etwa 3000 See- oder 3500 engl. Meilen, und die durchſchnittliche Schnelligkeit 10 engl. Meilen in der Stunde bei jeder Art von Wetter. Nach dieſem Maaßſtab wird die Fahrt nach Neu-York im Durchſchnitt 14 bis 15 Tage dauern, und die Rückfahrt wegen der Golfſtrömung 11 bis 12 Tage. An Brennmaterial rechnet man 9 Pf. auf die Pferdekraft und auf die Stunde; jedes Schiff ſoll für 20 Tage Kohlen oder etwa 500 Tonnen mitnehmen.

Dieß war der Plan, bei näherer Erwägung aber wurde er dahin abgeändert, daß die Compagnie ihr anfängliches Capital von einer halben Million auf eine ganze ſteigerte, und zugleich beſchloß, ihre Bemühungen auf ein großes Schiff für jetzt zu vereinigen; dieß iſt der Urſprung der Victoria. Dieſer Mammuth ſoll eine Trächtigkeit von mehr als 1800 Tonnen haben; ſeine Länge auf der Waſſerlinie iſt 230 Fuß, die Geſammtlänge 253, die Breite des Schiffes in der Mitte 40 Fuß und die Tiefe 27, die ganze Breite mit Einſchluß der Radkäſten 69 Fuß; beladen wird es 16 Fuß tief im Waſſer gehen. Die Cylinder haben 78 Zoll im Durchmeſſer, und die beiden Maſchinen ſind von 250 Pferdekraft. Die Berechnung iſt, daß das Schiff 500 Paſſagiere von verſchiedenen Claſſen nebſt 1000 Tonnen Waaren,*) — ziemlich viel bei der Kohlenladung für 25 Tage — aufnehmen kann. Die Koſten des Schiffs ſind auf 100,000 Pf. angeſchlagen, wobei zu bemerken, daß der Segelapparat nicht minder erſtaunlich iſt, als die Dampfkraft und die Größe. — Außer dieſen Dampfbooten ſind noch mehrere andere beabſichtigt, von denen wir nur ein eiſernes anführen wollen, das 213 Fuß lang und nach einem neuen Plane unten in 6 Gemächer abgetheilt werden ſoll.

Der große Vortheil dieſer Dampfſchifffahrt liegt nicht bloß in der Schnelligkeit, obwohl in 99 Fällen von 100 die Dampfboote ſchneller fahren werden, als die Packetboote es überhaupt thun können; gegenwärtig fahren die Segelboote im Durchſchnitt in 35 Tagen nach Amerika und in 22 zurück; die Dampfboote werden den Weg in höchſtens 18 und 12 Tagen machen. Der wichtigſte Umſtand aber iſt Regelmäßigkeit in der Ankunft der Dampfboote; gegen widrige Winde und Meeresſtrömungen vermag das Segelboot nichts, und ſie können veranlaſſen, daß daſſelbe 5 Wochen ſtatt 2 unterwegs iſt: am 28 März war von den am 3 März in Neu-York abgegangenen Packetbooten noch keines in England angelangt. Noch ſchlimmer iſt es auf der Hinfahrt nach Amerika: die engliſchen Packetboote vom 1 Jan. waren zwei Monate unter Wegs, die Formoſa, von Havre nach Neu-York beſtimmt, beinahe 75 Tage. In derſelben Zeit wurde ein von Demerara nach Halifax beſtimmtes Schiff durch heftige Weſtwinde bis nach Liverpool, alſo über die ganze Breite des atlantiſchen Meeres, verſchlagen.

*) Measurement Goods, alſo nach dem Maaß, nicht nach der Schwere berechnet, wo 40 Cubikfuß auf die Tonne angenommen ſind.

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Fortſetzung.)

Wie oft geſchieht es auch nicht, daß, wenn endlich einmal ſolche Bedienten ſich mit der Herrſchaft überwerfen und plötzlich ihren vieljährig rückſtändigen Lohn verlangen, den man nicht zu bezahlen im Stande iſt, mancher derſelben auf gerichtliche Ausſpändung klagt, was in frühern Zeiten nicht nur wegen der Privilegien der Fidalgos, ſondern noch aus manchen andern Rückſichten faſt nie zu geſchehen pflegte, jetzt aber, wo der Adel ohne allen Einfluß iſt, um ſo öfter geſchieht. Ihn nicht zu beleidigen, weil er doch zu ſeiner Zeit einmal wieder von Nutzen ſeyn, und der Verluſt auf eine andere Art erſetzt werden konnte, blieb man lieber ewiger Creditor, als daß man zu ſolchen Mitteln ſeine Zuflucht genommen. Uebrigens machen ſolche gerichtliche Ausſpändungen, mit denen in andern Ländern eine gewiſſe Beſchimpfung verbunden zu ſeyn pflegt, hier nicht den geringſten Eindruck, und man erträgt ſo etwas mit der größten Gemüthsruhe. Noch vor kurzer Zeit war ich Zeuge einer ſolchen Ausſpändung in dem Hauſe einer der angeſehenſten Familien, wegen einer Schuld von 200 Thalern: Juſtizperſonen rückten ein und nahmen ſo viele Meubles weg als ſie hinreichend glaubten, durch deren Verkauf die Schuld zu decken. Eine beſtimmte Zeit lang werden ſie deponirt, während welcher man dieſelben wieder einlöſen kann, wo nicht, ſo werden ſie öffentlich verkauft. Dieſer Vorfall brachte in dem Hauſe nicht die geringſte Störung weiter hervor, man ſchimpfte nicht einmal auf die Juſtiz, an der man bei ſolchen Gelegenheiten oft ſeinen Ingrimm auszulaſſen pflegt, und tröſtete ſich damit, daß die Meubles ſchon alt geweſen, und dieſes ein gutes Mittel ſey, ihrer

los zu werden, um — auf Borg — neue zu kaufen. Daß eine solche Familie sich dann aber in ihrem ganzen Hauswesen einschränken sollte, daran ist nicht zu denken; z. B. jenes Haus, dessen oben erwähnt wurde, welches oft nicht das tägliche Brod anschaffen kann und gegenwärtig nur aus Mutter und Tochter besteht, hält deßhalb doch eine Dienerschaft von 17 Köpfen, sowohl männliche als weibliche, denen allen man mehr oder weniger jahrelangen Lohn schuldig ist, lauter Menschen, von denen die wenigsten eine Beschäftigung haben, die man nicht fortschicken kann und will, weil sie mit der Familie gleichsam verwachsen sind und gegen die Kost auf Execution im Hause liegen, bis endlich der ersehnte Tag einer abschlägigen Bezahlung kommt und eine neue Rechnung beginnt.

Im Allgemeinen halten die Fidalgos auf einen guten Tisch nach portugiesischer Art und Weise. Gekochtes Rindfleisch nebst dickem Reis, ein Stück Speck mit gekochtem Schinken oder Wurst (paio) dürfen als zweite Schüssel nach der Suppe nie fehlen, und hat die Herrschaft abgespeist, so nimmt die vornehmste Dienerschaft an derselben Tafel Platz, es herrscht dann eine vollkommene communio bonorum, Diener bedienen sich desselben Tafeltuchs, derselben Teller, Messer, Löffel und Trinkgläser; Küchenjungen, Aschenbrödel und Schmarotzer, welche alsdann die restirenden Abfälle zu sich nehmen, sind dabei der Diener dienende Gesellen, hinter den Stühlen sogleich die Ueberbleibsel gierig verschluckend. Gewöhnlich hält man in den Häusern der Großen Köche und nicht Köchinnen, und die Hausfrauen bekümmern sich höchst selten um das Hauswesen und noch weniger um die Küche, die ganz und gar dem Koch überlassen ist, der seine Befehle für Einkäufe von dem Hausmeister (Mordomo) oder einer sogenannten Aia, Hausgouvernantin, erhält, welchen derselbe tägliche Rechnung von seinen Einkäufen abzulegen hat, für welche ihm auf Abschlag täglich eine gewisse Summe eingehändigt wird, die man alsdann berechnet. Daß der Koch bei diesen Einkäufen nicht zu kurz kommt, oder auf seinem rol, wie man dergleichen Rechnungen hier nennt, nicht etwas vergißt und in diesem Zweifel lieber etwas mehr als zu wenig anschreibt, kann man wohl sich einbilden; daß er auch für Zinsen etwas anrechnet, wenn er eine Zeit lang die Ausgaben aus seiner Tasche bestreitet, versteht sich von selbst. Es ist deßhalb eines der besten und einträglichsten Aemter, Koch und Einkäufer in einem großen Hause zu seyn, und so einträglich, daß manche Köche sich nicht in solche Häuser vermiethen wollen, wo sie auch nicht zugleich die Einkäufe zu besorgen haben. Noch interessanter sind diese Einkaufsstellen aber bei der Hofküche, die in einem besondern Artikel behandelt werden soll, so wie überhaupt die ganze Hofhaushaltung, welche manches Interessante darbietet, als Muster einer schlechten Verwaltung und eines schlechten Haushaltes, ein Haushalt, der in den drei Zweigen, Küche, Marstall und Güterverwaltung, jährlich 390,000 Thaler kostet, ein Haushalt, der überdem nichts weniger als glänzend ist, und nicht einmal mit den Hofhaltungen deutscher Fürsten, die kaum den vierten Theil dieser Ausgaben auf diese drei Zweige der Administration verwenden können, verglichen werden kann. Selbst bevor dem Souverän hier eine Civilliste festgesetzt wurde, — das Einkommen von 365 Contos (608,338 Thlr.) jährlich, was seit dem Jahre 1822 geschah, wo den Königen zur freien Disposition stand, nach Belieben so viel auszugeben als sie Lust hatten, und die Hofhaltung jährlich über 1000 Contos kostete, — war der Hof eben so wenig glänzend, ja wo möglich noch weniger als gegenwärtig, denn jetzt hat man doch wenigstens manches geschmackvoller eingerichtet; allein ein eigentliches Hofleben, was man in andern Ländern darunter versteht, Tafel, Gesellschaften, Concerte, Bälle, Soiréen, Landpartien mit Einladungen und alle dergleichen Dinge, womit man am Hofe die Zeit tödtet, und woran man die vornehmsten oder interessantesten Personen, Einheimische und Fremde, Theil nehmen läßt, existirte hier nie unter dem alten Regime.

(Fortsetzung folgt.)

Befestigung am Fluß Usman.

(Aus dem russischen Journal des Ministeriums des Innern. Januar 1838.)

Im Gouvernement Woronesh, nahe bei der ehemaligen Stadt und dem jetzigen Dorf Orlow, auf dem rechten Ufer des Usman, befand sich auf einer Anhöhe eine Befestigung von Erde, die sich auch jetzt noch deutlich erkennen läßt; sie bildete einen regelmäßigen Kreis, hatte etwa 100 Klafter im Umfang und bestand aus Wall und Graben, die Tiefe des Grabens läßt sich nicht bestimmen, da er von der Zeit fast verschüttet ist, aber der Wall ist noch ganz, und hat eine Höhe von etwa 2 Klaftern. Gegen Norden ist eine Oeffnung, welche vermuthlich den Eingang in die Befestigung bildete; im Innern ist ein kleiner, freier Platz, auf welchem man jetzt noch ziemlich tiefe Gruben bemerkt, vermuthlich die Ueberreste von Erdhütten. Die Stelle, wo die Befestigung liegt, ist sehr hoch, so daß man von einigen Seiten aus dreißig Werste weit sieht. Diese Befestigung gehörte nicht zum Gränzcordon, denn sie ist fester und sorgfältiger angelegt. Vielleicht war es eine der Festungen, welche die ukränische Linie bildeten; die benachbarten Landleute wissen nichts darüber, sagen jedoch, es sey dieß eine Festung der Russen gewesen, als jenseits des Flusses Usman, d. h. auf der linken Seite, Ungläubige wohnten.

Die russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus.

Das Khanat Talysch.

7. Einwohner.

(Fortsetzung.)

Die Maasen bildeten früher eine besondere Volksclasse, welche für irgend einen dem Khan geleisteten Dienst Steuer- und Abgabenfreiheit erhalten hatte, und diese behielten, so lange die Gnade des Khans es gestattete; ihre Zahl beträgt gegen 900 Familien. Auch die Nukers bilden eine besondere Abtheilung: dieß waren Diener oder Leibwachen des Khans, oder anderer Personen, die sich aus Talysch entfernt haben. Sie zahlen keine Abgaben, sondern versehen nur unentgeltlich den Postdienst. Die Krondauern sind die einzige Volksclasse, welche die Steuern und andere Leistungen trägt; sie zerfallen in zwei Classen: in Ragats, oder solche, welche Steuern zahlen, und Akers, oder solche, welche die Kronländereien bebauen; eigentliche Krondauern rechnet man 5500 Familien. Die Bauern der Beks stehen zu diesen letztern in

demſelben Verhältniſſe, wie die Kronbauern zur Krone, und zerfallen gleichfalls in Razats und Ateſs.

Die Claſſe der Handels- und Gewerbsleute iſt unbedeutend, ſowohl in Betreff der Zahl als der Geſchäfte; denn die Induſtrie und der Handel von Talyſch und ſelbſt von Lenkoran ſind im größten Verfall.

Das jetzige Talyſch bildete im Alterthum einen Theil von Medien, welches zwiſchen dem kaſpiſchen Meer und Hyrkanien (dem jetzigen Maſanderan und Ghilan) gegen Oſten, Parthien gegen Süden, dem Araxes und Großarmenien gegen Weſten, und Dagheſtan gegen Norden eingeſchloſſen war. Ueber die Herkunft der Bewohner von Talyſch hat man keine zuverläſſigen Nachrichten, der geographiſchen Lage nach aber müſſen ſie von den alten Medern abſtammen. Es iſt bekannt, welchen furchtbaren Umwälzungen ganz Nord- und Mittelaſien, namentlich die Provinzen am kaſpiſchen Meer, unterworfen waren; dieſe Länder waren der Schauplatz unaufhörlicher blutiger Kriege unter den Nationen, die einander die Herrſchaft ſtreitig machten; die Beſiegten nahmen nach und nach von den Siegern Sitten, Gewohnheiten, Religion und ſelbſt die Sprache an. Dieſe letztere iſt der wichtigſte Leiter bei der Erforſchung des Urſprungs einer Nation. In Talyſch finden ſich zwei Sprachen: das Türkiſche, wie es in dem größten Theile der unter Rußland ſtehenden moslemitiſchen Provinzen geſprochen wird, und die eigentliche Landesſprache. Das erſtere ſprechen nur wenige Eingeborne, obwohl ſie es faſt alle verſtehen; die zweite iſt ſo allgemein im Gebrauche, wie in andern Provinzen das Türkiſche. Dieſe Landesſprache iſt eines Stammes mit dem Perſiſchen, lautet übrigens rauh und unangenehm für das Ohr, iſt aber, wie man verſichert, eine kräftige und ausdrucksvolle Sprache; wem die Sprache der Provinz Jars bekannt iſt, kann auch die von Talyſch verſtehen. Es wird weiter unten gezeigt werden, daß auch die moraliſchen Eigenſchaften des Volkes denen der Perſer ungemein ähnlich ſind.

Die Armenier, welche überall im nördlichen und mittlern Aſien zerſtreut ſind, und in einigen der ruſſiſchen Beſitzungen jenſeits des Kaukaſus oft das Drittel der Bevölkerung bilden, haben gar keine Niederlaſſungen in Talyſch. Im ganzen Khanat findet ſich keine einzige armeniſche Familie, die wenigen ausgenommen, welche zur Zeit, als die ruſſiſchen Truppen Reſcht und Sinſili beſetzten, aus Aſtrachan und Perſien dahin gingen. In der Stadt Lenkoran und ſelbſt in der Veſte finden ſich nicht über 48 armeniſche Familien. Dieſer Umſtand, der eine ſo auffallende Ausnahme von der Regel bildet, verdient Beachtung. Nach der Volksſage überzog ein Schah von Perſien wegen der Unbotmäßigkeit eines Fürſten von Talyſch das Land mit Krieg, die Armenier, welche nicht im Stande waren, ſich den Perſern zu widerſetzen, unterwarfen ſich und wurden nach Perſien abgeführt; der Khan von Talyſch, der ſie des Verraths verdächtigte, habe die Uebrigen verjagt, und verboten, dieſelben künftig in Talyſch aufzunehmen. Die Talyſchiner ſind Muhammedaner und bekennen ſich zur Secte Alis. Nur ſehr wenige, und zwar Fremdlinge, die das Türk ſprechen, ſind Sunniten. Man trifft hier ſehr wenige Moſcheen, und ſelbſt in Lenkoran wurde erſt im Jahre 1850 eine gebaut. Die Talyſchiner zeichnen ſich unter den Rußland unterworfenen Völkern jenſeits des Kaukaſus durch ihre Phyſiognomie und überhaupt durch ihr Aeußeres aus: ſie ſind von ziemlich hohem Wuchs und guter Conſtitution; ihre bleichen Geſichter ſind mehr oder minder bräunlich, meiſt lang, und der obere Theil des Kopfes breit; ihre Augen ſind groß, und ihre dichten Augenbraunen ſtoßen faſt zuſammen. In ihren Geſichtszügen trifft man ſelten einen angenehmen Ausdruck, viel häufiger zeigt ſich ein finſteres, ſogar ein wildes Weſen. Sie gleichen hinſichtlich ihrer moraliſchen Eigenſchaften hauptſächlich den Perſern, ſind vor Ihresgleichen ſtolz, wenn ſie von irgend einem vornehmen Mann eine Auszeichnung erhalten haben, zu welchem Ende ſie ſich aller möglichen Mittel bedienen; ihr Eigennutz überſchreitet alles Maaß, und um des Gewinnes willen opfern ſie, wie Beiſpiele gezeigt haben, Verwandte, Bruder und Vater auf. Reichthum wird ſtets durch einen Anſchein von Armuth verborgen, übrigens nur vor ſolchen, welche einen Einfluß auf ihr Schickſal haben können, denn unter Ihresgleichen tragen ſie den Luxus zur Schau.

Sie ſind zu Lug und Trug geneigt, und dennoch leichtgläubig; ihr unbeſtändiger Sinn iſt ſelbſt in Kleinigkeiten bemerklich. Heftigkeit und Jähzorn ſind ihnen in hohem Grad eigen, und die Blutrache herrſcht nirgends ſo furchtbar wie in Talyſch: ſie geht ſogar auf die Nachkommen über, der Bruder fällt für den Bruder, der Sohn für den Vater, und ſelbſt die entfernteſten Verwandten bezahlen mit unvermeidlichem Tode. *) Trotz aller dieſer Fehler und Mängel haben die Talyſchiner doch auch lobenswerthe Eigenſchaften: ſie ſind von Natur mit einem durchdringenden Verſtande begabt, der ſich übrigens auch ſehr zur Verſchmitztheit neigt, ſie ſind tapfer bis zur Tollkühnheit, gaſtfrei, obwohl größtentheils nicht ohne Nebenabſichten: ſie ſind nicht religiös, aber voll Vorurtheile, und zeichnen ſich vor allen andern Völkern Vorderaſiens durch Keuſchheit aus. Obwohl ſie tapfer, vortreffliche Reiter und ausgezeichnete Schützen ſind, ſo fehlt es ihnen doch an kriegeriſchem Geiſt, hauptſächlich den Bewohnern der Ebene; dagegen zeigt ſich bei den Gebirgsbewohnern Neigung zu Plünderung und Raub, und es hat ſich bei ihnen eine Wildheit der Sitten und Geſinnungen und eine rohe Einfachheit in der Lebensweiſe erhalten. Bei den Nomaden geht die Neigung zum Raube ſo weit, daß ſie die Aneignung fremden Gutes nicht für Unrecht halten, der Raub iſt vielmehr in ein gewiſſes Syſtem gebracht, und bildet ein Gewerbe, das, von Kindheit auf erlernt, mit Eifer betrieben wird, und mit deſſen Erfolge man ſich rühmt; ſie ſtürzen ſich dabei in zahlloſe Gefahren, und ertragen unglaubliche Mühſeligkeiten. Die Erzählungen von Vorfällen dieſer Art bilden den liebſten Gegenſtand des Geſprächs; die, welche ſich im Räuberhandwerk auszeichnen, werden mit Bewunderung betrachtet und als Beiſpiel hingeſtellt.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Herr Duverney hat der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften mehrere foſſile Zähne nebſt einem Stück Knochen-Breccie vorgelegt, die er aus Oran erhalten hatte. Das letztere Stück beſtätigt, daß dieſe Breccien an der afrikaniſchen Küſte des Mittelmeeres, wie an der europäiſchen vorhanden ſind. Wenn es möglich wäre nachzuweiſen, daß die afrikaniſche Breccie dieſelben Thierarten enthält, wie die europäiſche, ſo würde dieß wahrſcheinlich ein großes Licht auf den Zeitpunkt werfen, in welchem das Mittelmeer entſtand. Die Zähne, welche Hr. Duverney vorzeigte, ſind Fiſchzähne, wahrſcheinlich von der Art Alosa elongata, welche Agaſſiz in ſeiner Reiſe nach der Regentſchaft Algier unterſuchte und beſchrieb. (Franzöſiſche Blätter.)

---

*) Vor nicht ſehr langer Zeit ſchwur einer der Khane von Talyſch für den Mord ſeines durch einen perſiſchen Khan im Gefecht umgekommenen Bruders ewige Rache, und erſchlug auch, als eine bequeme Gelegenheit ſich fand, zwei ſeiner Söhne; als der perſiſche Khan ſeinen überlebenden Sohn (nach der Sitte bei Verſöhnungen mit dem Schwert um den Hals) und ſeinen Bruder mit der Bitte um Schonung und Verſöhnung zu ihm ſandte, ermordete er gegen alles Herkommen dieſe mit eigener Hand, und tödtete, als er den vierten Sohn traf, auch dieſen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 110.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 April 1838.

Die Eugubischen Inschriften.

Wir haben schon mehrmals auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß manche Irelánder in neuerer Zeit sich Mühe gaben, altitalische Sprachüberreste auf die irische Sprache zurückzuführen. Nachstehendes ist ein neues Beispiel davon, das wir unverändert, so wie es das englische Athenäum vom 31 März d. J. mittheilt, wiedergeben.

Sir William Betham las kürzlich in der königlich-irischen Akademie ein Memoire über die obengenannten Inschriften vor, die zu Gubbio, einer bischöflichen Stadt im Kirchenstaat, auf sieben Bronzeplatten aufbewahrt werden, die man bei der Ausgrabung der Crypte eines alten Tempels im Jahre 1444 auffand. Fünf dieser Inschriften sind in alten etruskischen Charakteren gleich dem Hebräischen und andern semitischen Sprachen von der Rechten zur Linken geschrieben, zwei, die 6te und 7te in den jetzt sogenannten römischen Charakteren von Links nach Rechts. Zwei weitere Platten wurden zu derselben Zeit aufgefunden und im Jahre 1505 nach Venedig geschickt, von wo sie niemals zurückkehrten. Der Zweck von Sir Williams Bethams Memoire war, nachzuweisen, daß die alte etruskische Sprache mit der irisch-celtischen identisch sey, und daß die irische Sprache, wie sie noch jetzt gesprochen wird, den wahren Schlüssel zur Erklärung dieser Inschriften liefere, an denen bis jetzt immer noch die Bemühungen so vieler Gelehrten gescheitert sind. Der Verfasser las der Akademie seine Uebersetzung der 6ten und 7ten in römischen Charakteren geschriebenen Tafeln vor, die er auswählte, weil sie einen Gegenstand von großem Interesse für England enthielten, nämlich eine Nachricht über die Entdeckung der Magnetnadel, so wie der brittischen Inseln durch die alten Etrusker. Nachstehendes ist ein Auszug der in diesen alten Urkunden enthaltenen Thatsachen, gemäß der von Sir William Betham versuchten Uebersetzung. Die 6te Tafel beginnt mit einer Einladung an das Volk, „zu theilen und zu bebauen die westlichen Lande," und nach Westen zu gehen, wo „drei Inseln sind," von reichem und fruchtbarem Boden, mit Vieh und Schafen in Menge und großen schwarzen Hirschen; diese Inseln haben viele Erzgruben, schöne Flüsse und alle möglichen Vortheile zur Niederlassung. Dann wird ferner angegeben, daß die Schiffe, welche zur Ueberfahrt von Ansiedlern ausgerüstet wurden, mit Lebensmitteln in Fülle für die Reise versehen worden seyen, so wie mit gutem Wasser in Fellen, um täglich vertheilt zu werden; die Geschicklichkeit und Erfahrung des Befehlshabers und der Mannschaft sey eine Gewähr ihrer Sicherheit, und sie könnten sich mit vollkommenem Vertrauen wagen, auf die „seit Jahrhunderten unbetretene Wildniß der See." Dann wird das elende System der Küstenfahrt geschildert, das den Handelsmann auf die Ufer unter Untiefen, Klippen und andere drohende Gefahren beschränkt habe, welche aber alle besiegt und vermieden worden seyen durch die Entdeckung des kleinen Weisers (piac lu), durch den man in Stand gesetzt sey, „auf sicherer und festbestimmter Bahn" von einer Küste zur andern quer hinüber zu fahren. „Es wurde des Handels Ebene, ein prächtiger Raum, ein bequemer Raum, ein kurzer Raum, ein befahrener Raum, der Raum für die Menschen, das Mittel für den Fortschritt des Handels, des Menschen Schatzkammer, die Quelle der Vermehrung des Reichthums. Die Schifffahrt wurde durch die aufgehäuften Lebensmittel und den kleinen Weiser sicher und angenehm." Diese Stelle kommt verschiedenemale in der Inschrift vor; der kleine Weiser und die aufgehäuften Lebensmittel werden als die Mittel geschildert, durch welche die drei westlichen Inseln entdeckt wurden. Die Ereignisse früherer Reisen sind sehr emphatisch beschrieben: einmal kamen die Schiffe so weit nordwärts, daß die Wasserfelle gefroren und barsten, und daß sie ans Land zu kommen glaubten, was aber bei näherer Untersuchung zu ihrer großen Bestürzung nur Eis war. Sie fuhren mit ängstlicher Vorsicht weiter, vermittelst der Sonne bei Tag und der „Sieben" (dem großen Bären) bei Nacht, und endlich sahen sie das Land der drei Inseln, auf deren erster sie Schafe erblickten. Die Schlußstelle der 7ten Tafel ermahnt die Phönicier, die, obwohl sie sicherlich in Italien wohnten, doch stets Puni heißen, daß das von ihnen entdeckte Inselland, ein herrliches durch die See gegen feindliche Angriffe geschütztes Land für den Handel werden würde, und im Fall ihr eigenes Land, von einem raubgierigen Feinde angegriffen oder erobert werden sollte, ein Zu-

fluchtsort werden könne, wo sie von ihren Freunden und Colonisten mit Freude und Dank für die empfangenen Wohlthaten aufgenommen werden würden. In dem letzten Paragraph erhält man noch die Nachricht, daß die Inschrift geschrieben worden „300 Jahre nach dem großen unterirdischen Getöse und Bewegung.“ Von den frühern unglücklichen Versuchen, diese höchst interessanten Inschriften zu entziffern, erwähnte Sir William Betham die von Pater Gori und die von Lanzi in seinem Saggio di lingua etrusca, die er aber beide als ungenügend, weit hergeholt und abgeschmackt bezeichnet.

Wenn man nicht mit der Zeit von Sir William Bethams Uebersetzung dasselbe sagen kann, so hat er in der That eine sehr interessante Entdeckung gemacht, und wird sich den Dank der Alterthumsforscher verdienen. Inzwischen aber bis auf nähere Untersuchung wird man wohl zum Zweifel sehr berechtigt seyn.

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Fortsetzung.)

Don Pedro brach nach der Vertreibung Don Miguels zuerst die Bahn zu einem gesellschaftlicheren, angenehmeren Hofleben bei besserer Oekonomie des Haushaltes, allein sein Tod führte bald Alles wieder in das alte Geleise zurück. Don Augusto, der erste Gemahl der Königin, lebte zu kurze Zeit, als daß die neuern Versuche eines angenehmeren Lebens am Hofe hätten Wurzel fassen können, und die politischen Reibungen zur Zeit des jetzigen Gemahls der Königin waren nicht geeignet, darin Abänderungen zu treffen. Im Gegentheil, die Königin und der erlauchte Gemahl sahen sich genöthigt, sich immer mehr und mehr abzuschließen, und so ist denn die gegenwärtige Hofhaltung unstreitig eine der traurigsten auf dem ganzen europäischen Continente; König und Königin sind einzig und allein auf sich beschränkt, speisen in ihren Appartements und sehen Niemand bei sich als das dienstthuende Hofpersonal oder in kurzen Audienzen diejenigen Personen, die ihnen ihre Aufwartung machen wollen. Don Pedro hatte zuerst eingeführt, die Hofherren und Damen, so wie auch auswärtige Gäste mit an seine Tafel zu ziehen, deßgleichen die beiden Officiere der Palastwache, eine Gewohnheit, welche bis zu der vorjährigen Septemberrevolution beibehalten wurde; diese jedoch änderte Vieles ab, man hatte die Königin und ihren Gemahl auf alle mögliche Art beleidigt, beide zogen sich daher von der Tafel zurück, um nicht mit Schneidern und Schustern, die, zu Officieren der Nationalgarde gestempelt, die Wache im Palast hatten und sich übermüthig betrugen, an Einem Tische zu sitzen, um nicht in die Nothwendigkeit versetzt zu seyn, Minister einzuladen, die man ihr aufgedrungen, und worunter manche ohne seine Erziehung waren. Eine kleine Marschallstafel des dienstthuenden Personals von 10 bis 12 Personen, blieb nur fortbestehend, und so ist es bis auf heutigen Tag, selbst zum großen Leidwesen des königlichen Paars, welches so ganz isolirt dasteht, gegenwärtig aber, wo dasselbe auf die Regierungsgeschäfte des Landes keinen Einfluß mehr ausüben kann, darauf bedacht ist, unter dem so thätigen neuen Hofmarschall (Vedor) wenigstens eine gute Hausregierung einzuführen; denn was der confuse Staatshaushalt bisher im Großen war, das war der königliche im kleineren Maaßstabe, und dieser fand seine getreuen Ebenbilder und Abspiegelungen in dem Haushalte von einigen Hundert Fidalgos. Zu Don Joao's VI Zeiten fand man bei einem Personal von Tausend Dienern eben so viel Mist, Unrath und Pißpfützen auf den Treppen und Corridoren, oder in den Eingängen des königlichen Palastes, wie in den Palästen der Großen, die nur 50 Diener haben; jetzt bei 500 Dienern herrscht etwas mehr Reinlichkeit, jedoch ist sie noch weit entfernt, der in den Palästen unserer deutschen Fürsten gleich zu kommen, denn wenn auch die Haupttreppen und Corridors öfter gefegt werden, so stößt man doch noch auf manchen Unrath und Strömungen menschlicher Wasserergießungen minder frequentierter Corridors und Treppen — eine Unsäthigkeit und Schweinerei, die ungeachtet der strengern Aufsicht dennoch den Leuten nicht abzugewöhnen ist, und noch weniger kann man die Diener daran gewöhnen, die verunreinigten Orte sogleich wieder zu reinigen. Ich sah selbst noch vor kurzem, wie einer der besternten Herren auf einem wenig besuchten Corridor ungescheut ein Bedürfniß befriedigte. Wenn also Leute von Erziehung sich so etwas erlauben, was ist da von den Dienern zu erwarten?

Gehen wir nun aber auf das Privatleben der höheren Beamten und der Geschäftsleute über, die zum Theil aus der Classe derjenigen genommen sind, deren häusliches Leben und Bequemlichkeit so eben geschildert wurde, folglich den größten Einfluß auf die Geschäfte ausüben muß; die Nothwendigkeit zwingt diese sich etwas mehr zusammen zu nehmen, sich früher dem Lager zu entziehen und an die Arbeit zu gehen, was indessen selten vor zehn Uhr zu geschehen pflegt, und um 2 Uhr war ihr Tagwerk vollbracht, d. h. um diese Zeit wurden alle Bureaux geschlossen, und man speiste dann zu Mittag. Seitdem nun aber nach der neuen Verfassung die Geschäfte complicirter geworden, aber um nichts besser und fördernder, muß man länger Stand halten, und das Mittagsmahl hat weiter hinausgeschoben werden müssen. Die Staatssecretarien werden jetzt um 5 Uhr geschlossen, andere Departements schließen aber um 3 Uhr. Auch bei den höhern Beamten spielt das Bett keine unbedeutende Rolle, manche Stunde des Tags wird ihm gewidmet, und manche Amtsgeschäfte werden liegend darin abgethan, wenn es die Noth erfordert, denn diesen Geschäften wird nur die unumgänglichste Zeit zugetheilt, da sie selten einem ans Herz gewachsen sind; man betrachtet sie gleichsam wie einen Frohndienst, den man sich sobald wie möglich vom Halse schafft, oder sich so leicht wie möglich zu machen sucht. Wahrer Dienstfleiser, dem zu Gefallen sich besonders deutsche Beamten oft abmühen, Gesellschaften, Theater und alle andern Vergnügungen bei Seite setzen, ja sogar darüber manche Nächte verlieren, und sich Krankheiten zuziehen, — einen solchen findet man hier bei keinem; dem Dienste wird schlechterdings kein Opfer gebracht, wenn nicht irgend damit ein persönlicher

Vortheil ins Spiel kommt. Wenn alſo der Beamte ſeine gezwungene Arbeit verrichtet hat, ſo führt er daſſelbe unthätige Leben, wie die vorhergehende Claſſe, die gar nichts thut. Gibt es keine Geſellſchaften, kein Theater, kein Spiel, ſo iſt er gezwungen zu Hauſe zu ſitzen im Kreiſe ſeiner Familie, die eben ſo müßig die vier Wände anſchaut. Da man auch keinen Geſchmack an Lectüre hat, die man ſogar wegen Mangel an Leihbibliotheken ſich nicht einmal verſchaffen kann, dann bleibt die einzige Reſſource ſich mit Stadt-Neuigkeiten zu unterhalten, worüber die Bedienten alsdann den Rapport erſtatten; denn daß man ſich auf eine unterhaltende und belehrende Art an ſolchen Abenden mit den Kindern abgeben ſollte, wie es in andern Ländern zu geſchehen pflegt, geſchieht hier faſt nie, und weniger von den Vätern als Müttern, ſo daß die Kinder den Vätern meiſtens fremd bleiben, und die Anhänglichkeit derſelben mehr auf kindlichem Reſpekt als auf einer herzlichen Zuneigung beruht, eine Zuneigung und Liebe, die doch die wahre Würze eines Familien-Stilllebens ſeyn ſollte. An ſolchen ſelten vorkommenden langweiligen Abenden, die ein Familienvater wie die Peſt flieht, iſt es für ihn ein wahres Glück, wenn auch nur einer ſeiner Freunde erſcheint, mit dem er ſich über die Tagespolitik unterhalten kann; ins Ausland verſteigt man ſich dabei ſelten, es müßte denn Beziehung auf Portugal haben; nur das Einheimiſche hat Intereſſe für ſie. Früher, als der Hof und der König noch mächtig waren, drehte ſich die ganze Converſation um dieſen, und beſonders um die Menſchen von Einfluß und wer bei ihnen am beſten angeſchrieben, wer durch ſie dieſes und jenes erlangt, welche Anſprüche dieſer oder jener noch mache, welche Maſchinen dazu in Bewegung geſetzt werden. Man zählte dabei alle Schritte einer ſchnellen Carriere nach, deckte alle Schleichwege auf, und wußte bis auf die geringſten Kleinigkeiten das Curriculum vitae eines Menſchen dermaßen anſchaulich darzuſtellen, ſeine guten und ſchlechten Seiten aufs lebendigſte herauszuheben, daß dadurch die vollkommenſte biographiſche Skizze entſtand, die ſogleich dem Druck hätte übergeben werden können. Das glücklichſte Gedächtniß kommt dabei dieſen Menſchen zu Hülfe, und man kann ſicher darauf rechnen, daß ſobald ein Mann hier, wenn auch erſt ganz kürzlich aus der größten Obſcurität hervorgetreten, dennoch in Zeit von acht Tagen, und beſonders wenn deſſen Schickſal beneidet wird, ſein Lebenslauf und ſchon von früher Jugend an, bekannt wird, und das Hauptgeſpräch aller Converſationen ausmacht. Beſonders aber gibt ein Glücksſpilz, der ſich emporgeſchwungen, ihnen immer neuen Stoff, wenn dieſer etwa von niederer Abkunft iſt, was hier ſehr oft vorkommt, denn da bleibt man nun nicht bei ſeinem Leben allein ſtehen, ſondern da wird auch das ſeiner Vorfahren mit durchgenommen, aufs minutiöſeſte erzählt man ſich, wie ſein Vater, Schuſter, Schneider oder Maulthiertreiber, ſeine Mutter Magd oder öffentliche H . . . geweſen, wie er ſelbſt ehemals barfuß lief und die Ziegen gehütet u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

Neue Art Dampferzeugung.

Nach dem United Service Journal ſoll ein Dampfſchiff, der Columbus, nach einem neuen Syſtem eingerichtet worden ſeyn, wo der Dampf vermittelſt Queckſilbers erzeugt wird, was aber den großen Vortheil habe, eine ungeheure Menge Kohlen zu erſparen. Der Columbus kam vor kurzem von Weymouth zu Falmouth an; der Befehlshaber und die Mannſchaft ſollen ſich über das Experiment aufs günſtigſte äußern.

Die ruſſiſchen Beſitzungen jenſeits des Kaukaſus.

Das Khanat Talyſch.

7. Einwohner.

(Fortſetzung.)

Die Talyſchiner waren nicht ſehr zufrieden mit ihrem letzten Khan, der durch die Wildheit ſeines Charakters, ſeine Gelderpreſſungen u. ſ. w. zum Raub Anlaß gab. Trotz dem unbegränzten Deſpotismus aber beſtand zwiſchen dem Khan und dem Volk eine Aehnlichkeit in der Denkungsart, ein Band durch die Religion, die Sprache und das gemeinſame Vaterland, und das Volk unterwarf ſich ſeinem Willen. Als es keinen Khan mehr gab, kam die Verwaltung in die Hände ruſſiſcher Beamten. Ein ſolcher Wechſel konnte ſchon wegen ſeiner Neuheit den Talyſchinern keinen richtigen Begriff geben von den Vorzügen einer geordneten Verwaltung vor der, an die ſie ſeit Jahrhunderten gewöhnt waren. Hier herrſchte keine Einheit der Religion, keine Stammgenoſſenſchaft, Vortheile, welche ſich auf der Seite der khaniſchen Regierung befanden; nichtsdeſtoweniger war das Volk, als es unter ruſſiſche Herrſchaft kam, mit ſeinem Looſe zufrieden. Bald aber wurde die Einführung von Verbeſſerungen für Verletzung beſtehender Rechte angeſehen, die Nichterfüllung von Bitten über Steueranlage und dergleichen galt als Bedrückung. Im Allgemeinen muß man ſagen, daß von dem Deſpotismus von frühern Zeiten her eine gewiſſe Arbeitsſcheu dem Volke geblieben war. Das Volk achtet die aus ſeiner Mitte gewählten angeſehenen Leute, welche es zu leiten verſtehen: als Beweis davon kann das Jahr 1832 dienen, als einige der Naibs, die Verführung des Aufrührers Mir Haſſan Khan verachtend, ganze Diſtricte in unerſchütterlicher Treue erhielten. Uebrigens befanden ſich dort keine Leute, welche das allgemeine Anſehen und Zutrauen genoſſen hätten.

Bildung herrſcht hier, außer der gewöhnlichen Gewecktheit des Verſtandes, keine; Wiſſenſchaften und Künſte ſind, ſo weit ſie nicht auf die erſten Lebensverhältniſſe gehen, unbekannt. Hier beſtehen keine Schulen und Unterrichtsanſtalten, und ſelbſt die Geiſtlichkeit beſchäftigt ſich wenig mit der Bildung der Kinder. In dieſer Beziehung ſteht Talyſch, wie es ſcheint, unter allen übrigen transkaukaſiſchen Provinzen. Ihre einzige und noch dazu ſehr ſeltene Bildung beſteht darin, Perſiſch und noch ſeltener Arabiſch leſen und ſchreiben zu können. Uebrigens wiſſen ſie etwas von der Erforſchung der Zukunft durch die Aſtrologie, von der Vorherverkündigung der Rathſchlüſſe Gottes, von der Auslegung der Träume und dergleichen; die Leute, die ſich damit beſchäftigen, leben zwar hauptſächlich in Perſien, locken aber auch in Talyſch häufig die Neugierigen an ſich. Indeß kann man unter den Talyſchinern doch auch Leute finden, die einen Begriff von den perſiſchen Dichtern, wie Sadi, Hafiz und dergleichen, haben, und Einige tragen ſogar immer Bruchſtücke ihrer Gedichte bei ſich. Die ruſſiſche Regierung hat

bei der Kürze der Zeit noch nichts für die Bildung des Volks thun können; freilich muß man auch sagen, daß man in Talysch wenig Neigung zum Lernen bemerkt, und daß noch einige Zeit lang ihre Bemühungen um allgemeine Bildung keine Früchte tragen werden. Es ist hinreichend, hiefür ein einziges Beispiel anzuführen: als man den Beks von Talysch eröffnete, daß die Regierung in Tiflis eine Anstalt zur Bildung von Mädchen angeordnet habe, und man ihnen vorschlug, wenn sie Lust hätten, ihre Töchter dahin zu senden, weigerten sie sich entschieden, indem sie glaubten, dieß sey nur ein Vorwand, um ihre Töchter für einen Harem auszuwählen.

Nicht nur Künste und Wissenschaften, sondern selbst die gewöhnlichsten Handwerke sind im kläglichsten Zustande, nur der Ackerbau ist blühend, doch nicht in dem Grade, wie er es seyn sollte.

Wie in allen mosleminischen Provinzen, so bestand auch in Talysch kein Bauernstand. Es wurde oben angegeben, wie Krongüter und Güter der Beks entstanden, auf dieselbe Weise kamen sie auch zu dem Besitz der jetzt sogenannten Bauern, die ihnen blind gehorchen müssen. Im Allgemeinen steht der Grad der Abhängigkeit im Verhältnisse mit dem Reichthum und der Macht des Beks, und es gibt kein Beispiel, daß irgend ein Gutsbesitzer die Klagen eines Bauern, daß er dieses oder jenes nicht zu leisten schuldig sey, angenommen habe, obwohl häufig die Forderungen des Beks alles Maaß übersteigen.

Die Talyschiner leben im Allgemeinen äußerst einfach, und bedürfen eigentlich kein Geld; ihre Häuser sind fast immer aus Flechtwerk aufgeführt, mit Erde beworfen, und bestehen größtentheils nur aus einer großen Kammer mit verschiedenen Anbauten im Hofe. Sehr selten trifft man, und nur bei den reichsten Beks, gezimmerte Häuser, die eine andere Anlage hätten, nämlich eine Scheidewand in der Mitte, und auf beiden Seiten eine Kammer, eben so selten sind Fenster von verschiedenfarbigem Glas in asiatischem Geschmack. Gewöhnlich machen sie im Zimmer eine Thüre, und in der Ecke eine kleine fensterartige Oeffnung, die sich schließen läßt. Der Rauch vom Kamin verbreitet sich im ganzen Zimmer und entweicht durch die Thüre. Bei allen Armen, und auch bei vielen Reichen, ist die ganze Habe und oft auch das Vieh in diesem Raum eingeschlossen, woraus eine entsetzliche Unreinlichkeit entspringt. Bei jedem Hause wird eine kleine Strecke Land zum Hofe genommen und mit Schilf umsteckt.

Die Männer besorgen alle gröbern Geschäfte, während die Weiber sich nur mit Nähen und andern Handarbeiten abgeben; nur in den ärmsten Classen helfen die Weiber bei der Bepflanzung des Tschaltyk mit.

Die Kleidung der Talyschiner ist von der der übrigen Provinzen verschieden: bei den Reichern gleicht sie der persischen, bei den übrigen Ständen der in Schirwan. Sie lassen, wie die Perser, an den Seitentheilen des Kopfes über den Schläfen lange Haare stehen, den obern Theil der Stirne aber, die Fläche des Kopfes und den Nacken scheeren sie. Zur Zeit der Arbeit, oder wenn sie ausreiten, tragen sie eine der tatarischen ähnliche Kleidung, und führen gleichfalls immer Gewehr, Säbel, Dolch und manchmal auch Pistolen mit sich. Die Kleidung der Weiber gleicht, den Kopfputz ausgenommen, der tatarischen. Die Armenierinnen tragen gleich den Georgierinnen und den Frauen der Beks weiße Kopfbinden (? tschodry). — Die Nahrung des Volkes bilden mancherlei Gerichte, und sie lieben, gleich den Persern, persisches Confect u. dgl. leidenschaftlich.

Weder in der Lebensart, noch im Bau der Häuser haben die Talyschiner bis jetzt das Geringste von den Russen angenommen, und obwohl unsere Bauart besser ist, so sind sie doch bei ihrer hergebrachten Methode geblieben.

8. Nationalreichthum.

Das Khanat von Talysch gehört zu der Classe der ackerbauenden Provinzen: der Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung, so wie eine bedeutende Viehzucht mit Büffeln, Rindvieh, Schafen und Eseln. Außer den gewöhnlichen Kornarten säet man Reis (hier Tschaltyk) von verschiedener Güte, Baumwolle, Flachs und Mais; Gartenfrüchte sind dieselben, wie sie in andern Orten von Transkaukasien wachsen.

Die Masse des im Khanat ausgesäeten Weizens beträgt ungefähr 19,000 Girä oder 115,000 Pud; der Ertrag schwankt zwischen dem Siebenfachen und Zwölffachen, nimmt man aber als Mittelzahl das Neunfache an, so werden in Talysch 170,000 Girä oder 1,155,000 Pud gewonnen, was freilich, wenn man die Mißernten und das auf dem Felde zu Grunde gehende Korn in Anschlag bringt, noch einen Abzug von etwa 150,000 Girä erleidet; auf die Familie kommen also etwa 24 Girä oder ungefähr 150 Pud. Gerste werden 9000 Girä ausgesäet, und in einer Mittelernte das Achtfache gewonnen, was also einen Ertrag von 60,000 Girä oder 315,000 Pud an Gerste macht; sie wird größtentheils in den Bergen angebaut. Der Reisbau ist sehr beträchtlich, fast der ganze niedrig gelegene Theil des Khanats, von den Dörfern Kisilagatsch und Arkewan an bis zur südlichen Gränze gegen Persien hin, ist von Reisfeldern eingenommen. Die Einwohner beschäftigen sich mit Vergnügen und Eifer damit, obwohl dieser Anbau viele Mühe und Sorgfalt erfordert; dieß kommt daher, daß der Reis mit Vortheil nach Persien und an Kaufleute, die ihn nach Astrachan verschicken, abgesetzt wird. Außerdem bereiten die Talyschiner aus dem Reis Mehl und backen Tschurek oder Brod daraus, welches ungemein weiß und ziemlich schmackhaft, aber wenn es trocken geworden, ausnehmend hart wie Maisbrod wird. Die Masse des ausgesäeten Reises beträgt 4 bis 5000 Girä. Der Ertrag ist zwanzig- bis dreißigfach, so daß jährlich ungefähr zwischen 60 und 70,000 Girä oder etwa 400,000 Pud Reis geerntet wird. Beim Reinigen geht etwa noch ein Viertheil verloren. In den Bergen wird wenig Reis gesäet, weil es an bewässerten Feldern mangelt. Unter der angegebenen Menge des jährlich gewonnenen Reises befinden sich etwa 1000 Chalwar oder 25,000 Pud des Reises von Akula, welcher ein größeres Korn hat, weißer und überhaupt von vorzüglicherer Beschaffenheit ist, so daß er in Persien sehr geschätzt und an den Hof verkauft wird.

An Hirse werden etwa 2 bis 300 Girä oder 1050 bis 1575 Pud ausgesäet.

Die Baumwolle bildet keinen wichtigen Zweig des Landbaues: es werden etwa 800 Batman ausgesäet, und 2400 Batman oder 600 Pud Baumwolle und 400 Pud Samen gewonnen. Fast alle Baumwolle wird von den Eingebornen zu ihrem eigenen Gebrauche verwendet. Bekanntlich wird in der benachbarten persischen Provinz Masanderan eine vortreffliche Baumwolle erzeugt, aber die Talyschiner geben sich keine Mühe sie bei sich einzuführen.

Flachs wird in der Ebene gebaut. Von 200 Gous oder 125 Pud ausgesäeten Leinsamens erhält man gegen 550 Girä. Den Flachs brauchen die Einwohner für sich, und den Samen verkaufen sie größtentheils nach Ghilan, wo Oel daraus geschlagen wird. — Alle Gartenfrüchte sind von vortrefflicher Qualität, dienen aber nur zum Verbrauch im Lande.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 111.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

21 April 1838.

Etwas über die Ruinen von Babylon.

(Aus den archäologiſchen Vorleſungen von Raoul Rochette.)

Wenn man Bagdad verläßt und längs dem Euphrat ſüdwärts reiſt, ſo befindet man ſich in einer ungeheuren Ebene, welche heutzutage Irak-Arabi, bei den Alten Babylonien hieß, und in der heiligen Schrift mit dem Namen Schinar bezeichnet iſt. Gleich an den Thoren von Bagdad ſieht man einen Hügel Akarkuf genannt, der ganz mit Backſteinen, den Trümmern ehemaliger Monumente, bedeckt iſt, die ſo zerſtört ſind, daß man auch nicht einmal annähernd ihre Form beſtimmen kann. Geht man in dieſer ganz von alten Ruinen überſäeten Ebene weiter gegen Süden, ſo findet man einen zweiten Backſteinhaufen, der indeß nur durch ſeine Ausdehnung bemerkenswerth iſt. Hier wurde nach den Angaben von Rich — dem bekannten engliſchen Reiſenden, der ſich längere Zeit in Bagdad aufhielt — eine Krone von reinem Gold aus dem babyloniſchen Alterthum gefunden, fiel aber unglücklicherweiſe in die Hände von unwiſſenden Menſchen, wurde zerbrochen und eingeſchmolzen.

Alle Backſteine ſind faſt einander ähnlich und enthalten Keilinſchriften, die bis jetzt noch allen Verſuchen der Gelehrten getrotzt haben. Einige, die jedoch ſehr ſelten und darum ungemein koſtbar ſind, haben zwei Inſchriften in verſchiedener Schrift. Der Abbé de Beauchamp, Generalvicar von Babylon, ſchickte im Jahre 1790 an die k. Bibliothek einen dieſer Backſteine, der eine Keilinſchrift und darüber eine zweite in phöniciſchen Charakteren hatte. Dieſer Backſtein kommt aus dem ſogenannten Tempel des Belus, hat etwa 10 Zoll ins Gevierte und 2 bis 3 Zoll Dicke.

Setzt man den Weg in derſelben Richtung fort, ſo ſtößt man auf Burſa, an der Stelle des alten Borſippa, wo ein berühmter Tempel des Apollo und der Diana, d. h. der Sonne und des Mondes, ſtand. Hieher zog ſich Alexander zurück, zum erſtenmal geſchreckt, als ihn die Prieſter mit einem unvermeidlichen Tode bedroht hatten, wenn er Babylon beträte.

Hier angekommen befindet man ſich in den Umgebungen der großen Stadt, und an einem Orte Iskanderia oder Alexandersſtadt genannt, ſieht man eine ungeheure Maſſe von Ruinen; die bedeutendſten liegen auf dem linken oder öſtlichen Ufer des Euphrat, aber auf dem rechten Ufer befindet ſich die älteſte und ehrwürdigſte Ruine der Welt, der Byrs-Nimrod. Dieſe, auf einer Anhöhe gelegene, hat 762 Ruthen im Umkreis, und iſt gegen Oſten von einem tiefen Graben durchſchnitten. Von dem ganzen Denkmal ſteht jetzt nur noch eine aus Backſteinen erbaute Mauer auf dem Gipfel des Hügels, die eine ungeheure Maſſe unförmlicher und verglaster Backſteine, als ſeyen ſie dem heftigſten Feuer ausgeſetzt geweſen, unterſtützt. Die Backſteine tragen Keilinſchriften. Man ſieht wohl, daß der Bau einſt viereckig war, gegenwärtig iſt er aber völlig unregelmäßig, in Folge des unaufhörlichen Herabſtürzens von Steinen, und der Verheerungen, welche die Araber ohne Unterlaß in den ungeheuren Grundmauern anrichten. Der Engländer Buckingham, der die letzte Beſchreibung der Ruinen von Babylon herausgab, gibt dem Byrs-Nimrod 2082 Fuß Umfang, das heißt 82 Fuß mehr als Strabo dem Tempel des Belus gibt. Man hat über den Urſprung und die Beſtimmung dieſes Denkmals viel geſprochen, und die am häufigſten behauptete, aber darum nicht am beſten begründete Meinung iſt, es ſey dieß der Tempel des Belus geweſen. Raoul Rochette iſt jedoch der Anſicht, es ſey der Byrs-Nimrod der babyloniſche Thurm der Bibel. *)

Wenn man über den Euphrat ſetzt, ſo betritt man die Stelle der berühmten hängenden Gärten; auch die Wohnung der alten Könige war hier, aber von allen dieſen prächtigen Bauten ſteht auch nicht der kleinſte Theil mehr unverſehrt; die furchtbare Prophezeyung iſt in ihrer ganzen Strenge in Erfüllung gegangen, und nur ein langer Haufen von Backſteinen liegt noch auf den Reſten der ſtarken und dicken Mauern, welche den Platz bezeichnen, wo die prachtvollen Wohnungen der babyloniſchen Könige ſtanden. Ueberall zeigt ſich die vollſtändigſte und ſchrecklichſte Verödung, und das Schweigen des Todes das in dieſen Ruinen herrſcht, wird nur unterbrochen durch das Geſchrei der barbariſchen Horden, die darin wohnen und den Beſuch derſelben ausnehmend gefährlich machen.

*) Dieſe Anſicht wurde indeß auch ſchon von dem Edinburgh-Review in Nr. 95 vom Jahrgang 1827 ausgeſprochen.

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Fortsetzung.)

Keine Freunde sowohl von körperlichen Bewegungen als geistigen Beschäftigungen, und noch weniger Freunde eines gewissen Amtseifers, suchen die Geschäftsleute jedweden Prätext hervor, sich den Amtsgeschäften zu entziehen, und ein großes Feld dazu gibt ihnen die Sorge für ihre Gesundheit. Das kleinste Unwohlseyn, ein leichter Schnupfen, etwas Husten, eine vorübergehende Unverdaulichkeit, eine unruhige Nacht, ein unbedeutendes Geschwürchen, ein kleiner rheumatischer Schmerz, ein böser Finger und hundert andere unbedeutende Molestien, aus denen man sich unter andern Verhältnissen nichts zu machen pflegt und sie unbeachtet läßt, sind schon hinreichend, sich von seinen Geschäften deßhalb zurückzuziehen, ja oft wochenlang, wo nicht beständig im Bette, doch wenigstens in seinem Hause auszuhalten, und sich von einem befreundeten Arzte besuchen zu lassen, und nichts wie Hühnerfleisch und Hühnerbrühe (Caldo de galinha) mit dickem Reis zu genießen. Estoû de diéta (ich bin auf Diät gesetzt) sagt man, und so lange diese Diät dauert, die übrigens keinen leeren Raum im Magen läßt, kehrt man zu keiner Arbeit zurück; man verzehrt bei übrigens ganz gesundem Zustand des Magens gewöhnlich einen großen Napf mit Hühnerbrühe und darin dick eingebrocktem Brode, was allein schon eine gute Grundlage gibt; darauf genießt man wenigstens ein halbes gekochtes Huhn und einen Teller voll dick gekochten Reis — ein Lieblingsgericht der Portugiesen, was man auch vortrefflich zuzubereiten versteht — setzt darauf noch ein gebratenes Hühnchen, frango assado, oder gebratene junge Tauben und beschließt die Mahlzeit mit einer guten Portion Marmellade oder andern eingemachten Früchten, worauf dann einige große Gläser klaren Wassers hinabgestürzt werden. Dieses nennt man Diät halten, und wenn man auch so viel zu sich genommen, daß man zum Platzen voll ist. Bei einer so guten Nahrung magern die Leute zwar nicht ab, allein da das allgemeine Vorurtheil herrscht, daß man z. B. bei Schnupfen und Husten, was wohl das verbreitetste Uebel zu seyn pflegt, kein Wasser ins Gesicht bringen, folglich sich auch nicht rasiren dürfe, so gibt ihnen der lang wachsende Bart nicht nur ein schmutziges, sondern auch bei dem ihnen ohnehin eigenthümlichen gelblichen Teint ein kränkliches Ansehen, und Manche erscheinen alsdann ungeachtet ihres excellenten Gesundheitszustandes zum Erbarmen elend aussehend, so daß man an ihr Uebelbefinden glauben muß. So sehr wie es bei einem thätigen Manne anderer Nationen zu einer Last, ja zu einer wahren Pein wird, wenn ihm wegen eines wirklichen Unwohlbefindens von dem Arzte Hausarrest angekündigt wird, so gerne, ja sogar mit einem gewissen Wohlbehagen fügt man sich hier ganz freiwillig darein, und man verlängert ihn so lang wie möglich, indem sich zu dem Widerwillen vor Geschäften auch die wirkliche Sorge für die Gesundheit noch hinzugesellt, eine Sorgsamkeit, die selbst junge Leute hier schon an den Tag zu legen pflegen, die, wenn sie auch sonst durch die größten Ausschweifungen im Umgange mit den liederlichsten Dirnen ihre Gesundheit fürs ganze Leben vernichten, dennoch befürchten, daß ihnen diese oder jene Speise und Getränk, ein kalter Wind und Regen oder ein Zuglüftchen schaden könnte, und in diesem Stücke weit nüchterner und regelmäßiger als unsre nordische Jugend lebt. Betrachten wir nun diese Jugend in ihrem gewöhnlichen Leben, so werden wir finden, daß Lissabon gewiß eine der insipidesten Städte der Welt ist, in welcher sich diese Jugend weder an Körper noch Geist bilden kann. Die jungen Leute schießen hier auf wie schmächtige oder verkrüppelte Pflanzen, die anfänglich oft in allem Schmuck der Vegetation erblühten, und dann aus Mangel an Nahrungsstoff in jenen Zustand versinken. Welch' schöne Knaben erblickt man hier nicht mit großen, dunklen, geistvollen Augen, welche Rundung in ihren Gliedern, welcher schön angehende grade Wuchs! So wie aber mit dem 10ten Jahre die Kinderschuhe abgelegt worden, die Sinnlichkeit bei ihnen rege wird, und das so allgemein unter ihnen herrschende Laster der Selbstbefleckung die Oberhand gewinnt, versinken sie in ein verweichlichtes Leben, ihre Säfte trocknen aus, und bei der leisesten Berührung knicken sie zusammen wie Sinnpflanzen. Mit zunehmendem Alter nehmen auch ihre heimlichen und öffentlichen Laster zu; nur in Befriedigung der Wollust finden sie ihr größtes Vergnügen, und ein Jüngling von 14 Jahren hat denn oft schon Alles durchgemacht, der Sinnlichkeit in allen Graden gefröhnt, und die dadurch entstehenden bittern Leiden ertragen, die ein deutscher Jüngling wohl kaum in seinem zwanzigsten Jahre dem Namen nach kennt; eben so verhält sich's auch mit den jungen Mädchen, die in ihrem zwölften Jahre schon mehr zu wissen pflegen, als manche verheurathete junge Frauen in Deutschland selbst nie erfahren, und so wenig, wie man bei uns an die Tugend eines ausgelassenen Studenten glaubt, eben so wenig glaubt man hier an die Unschuld eines 14- oder 15jährigen Mädchens, d. h. im strengsten Sinne genommen, denn so wie Vater Adam bei 12jährigen Jünglingen rege wird, so übt Mutter Eva auch schon ihre Macht auf 10jährige Mädchen aus, und von diesem Zeitpunkte an muß eine scharfe Aufsicht auf dieselben gehalten werden. Die Erfahrungen, daß das Laster der Selbstbefleckung den Geist schwäche so wie den Körper, Stupidität hervorbringe, bestätigen sich hier durchaus nicht, und wenn auch solche Jünglinge im höchsten Grade körperlich entkräftet werden und ein grüngelbes Ansehen bekommen, so leidet die Lebendigkeit des Geistes nie darunter, und ihr Verstand reift weit schneller als der der Jünglinge des nördlichen Europa's. Man erstaunt, wie noch ganz grüne Jungen von 12 und 14 Jahren raisonniren können und oft so vernünftige Urtheile fällen, wie sie kaum von einem Erwachsenen zu erwarten sind. Söhne des Adels und der Reichen, die kein Brodstudium zu ergreifen brauchen, frequentiren die höhern Schulen nur bis zu ihrem 16ten oder 17ten Jahre, und dann glauben sie genug gelernt zu haben, um von nun an bloß nach Genüssen zu streben. Ein großer, oder vielmehr der größte Theil des Vormittags wird im Bette zugebracht und meistens auch darin gefrühstückt; alsdann verbringt man einige Stunden mit der Toilette, worauf viele Sorgfalt verwendet wird, denn die jetzige Mode der Scheitelung des Haars auf der Seite in der Linie

des einen Auges, ſo daß auch kein Härchen zu viel oder zu wenig auf der einen oder der andern Seite zu liegen kommt, die Anordnung des dicken Lockenbündels, was auf der entgegengeſetzten Seite der Scheitelung über das Ohr zu ſtehen kommt, indem ſich vor dem andern Ohr nur wenige Löckchen vorwärts nach dem Auge krümmen, erfordert ſeine Zeit. Iſt man damit endlich in der Mittagsſtunde auf dem Reinen, ſo ſetzt man ſich zu Pferd, wenn es nicht zu heiß iſt, und reitet in den Straßen herum oder hält Schlenderproben unter den Fenſtern, um nach ſchönen Geſichtern zu ſehen und Beſtellungen auf den Abend zu machen; manche kutſchiren auch im engliſchen Einſpänner, die ſeit einigen Jahren erſt Mode geworden. Dieſes ſind auch die gewöhnlichen Stunden, in welchen man zu Schuſtern und Schneidern geht, ſich nach neuen Moden erkundigt und gleich das Maaß zu dem Benöthigten nehmen läßt; auch macht man ſeine Einkäufe in den Galanteriehandlungen u. ſ. w., wo ebenfalls die weibliche Welt um dieſe Zeit zu erſcheinen pflegt. Zur Eſſenszeit kommt man wieder zu Hauſe, und kommt man nicht, ſo fragt man auch nicht weiter darnach, warum kamſt du nicht oder wo warſt du; die Eltern laſſen ihren halbwüchſigen Söhnen hierin ganz ihren freien Willen, und dieſe benutzen auch ganz die ihnen eingeräumte Freiheit, ſo lange ſie Geld in der Taſche haben oder ſo lange man ihnen Alles auf Borg gibt, und da müſſen denn vorzüglich die neuen Reſtaurants herhalten, wo die jungen Leute das Ihrige in Dulci jubilo verpraſſen, bald tractiren, bald ſich tractiren laſſen und die unſinnigſte Verſchwendung treiben. In einem dieſer Häuſer war vor kurzem der Sohn einer der reichſten Familien, die gegenwärtig ihrem Ruin entgegengeht, 8000 Thaler für Gaſtereien ſchuldig; hiernach iſt alſo ein Ueberſchlag zu machen, wie viel er noch in andern Stücken durchbrachte, und ſo gibt es gegenwärtig noch drei oder vier andere junge Leute großer Häuſer die auf dieſe Art excelliren und andere weniger begüterte mit in den Strudel hineinziehen. Nach dem Mittagseſſen ſtreckt man ſich wieder einige Stunden aufs Bett und kommt nun endlich das Dämmerſtündchen herbei, alsdann beſucht man ſeine geheimen Liebſchaften oder die öffentlichen Bordelle, bis die Zeit kommt ins Theater zu gehen oder einer Soirée beizuwohnen, oder man verbringt auch wohl die ganze Nacht in geſellſchaftlichem Vereine in Saus und Braus mit Theaterprinzeſſinnen und Tänzerinnen. Die Unterhaltung dieſer jungen Leute unter ſich dreht ſich um gar nichts Anderes als um Weiber, Spiel, Pferde und Toilette; nur aus langer Weile, wenn ſie durch ſchlechtes Wetter vom Ausgehen abgehalten werden, leſen ſie Voltaire's oder Rouſſeau's Schriften oder ſonſt einen franzöſiſchen Roman, weil dieſes zum Ton gehört, gelegentlich die Namen erſterer auszuſprechen, übrigens vergeht aber ein Tag wie der andere nichtsthuend und ſeelentödtend, da ſie von den Eltern auch ſchlechterdings zu keiner nützlichen Beſchäftigung angehalten werden, ſo daß, wenn die Eltern ihnen endlich durch den Tod entriſſen wurden, bevor ſie ſelbſtſtändig etablirt ſind, die Wenigſten wiſſen was ſie beſitzen und wie ſie ihr Vermögen verwalten ſollen.

(Fortſetzung folgt.)

Spaniſche Glocken in Amerika.

Eine neuere Philadelphier Zeitung führt an, daß ſich jetzt etwa ſechzig ſpaniſche Glocken in New-York befinden, die auf Befehl der ſpaniſchen Regierung nach Marſeille geſandt und als altes Kupfer verkauft wurden. Sie gehörten zu einer viel größern Anzahl. Ein Amerikaner zu Marſeille kaufte dieſe, da ſie noch ganz waren, und ſchiffte ſie, um ſie ihres vortrefflichen Tones und ihrer Vorzüglichkeit wegen zu erhalten, nach New-York über. Man hatte Auftrag gegeben, ſie als altes Kupfer ins Zollhaus zu bringen; dieß wurde verweigert, und man ſtellte ſie in die Zollhaus-Magazine und unterwarf ſie einer Abgabe von 25 Procent auf die Koſten, um welche ſie, wie die Adreſſaten Auftrag erhalten, verkauft werden ſollten. Die erfahrenſten Glockengießer unterſuchten ſie, und ſind der Anſicht, daß man gegenwärtig weder in Amerika, noch wahrſcheinlich ſonſtwo ſolche Glocken verfertigen könne. Bekanntlich betrachtete man die alten ſpaniſchen, ſo wie überhaupt beinahe alle in katholiſchen Ländern gegoſſenen Glocken, als heilig: je koſtbarer das Metall, deſto größer ihre Heiligkeit; faſt alle ſollen in ihrer Compoſition mehr oder weniger Silber enthalten. Wir können hiebei bemerken, daß die Kunſt, mit den andern in der Compoſition von Glocken verwendeten Metallen Silber zu verbinden, gänzlich verloren ging. Die Töne ſollen unnachahmlich ſchön ſeyn, und eine dieſer Glocken, die 100 Pfd. wiegt, ſoll eine eben ſo große Gewalt und Kraft des Tones haben, wie eine gewöhnliche Glocke von 800. Sie ſind ſämmtlich vollkommen gut erhalten, und wiegen von 100 bis 1700 Pfd. jede. Sie ſind ſehr ſchön mit Figuren des Kreuzes, königlichen Wappen und verſchiedenen Deviſen in Haut-Relief verziert.

Die ruſſiſchen Beſitzungen jenſeits des Kaukaſus.

Das Khanat Talyſch.

3. Nationalreichthum.

(Fortſetzung.)

Die Art der Feldbeſtellung iſt faſt dieſelbe, wie in den übrigen transkaukaſiſchen Provinzen, nur der Reis wird auf eine andere Art behandelt; im März wird der Boden beſtellt und im April eine kleine Strecke mit Reisſamen eingeſäet; wenn die Pflanzen hervorgekommen und einigermaßen erſtarkt ſind, ſo werden ſie im Mai auf die bearbeiteten Felder verſetzt. Dieſe Arbeit iſt ziemlich mühſam, und gewöhnlich iſt die ganze Familie, ſelbſt die Weiber, einige Tage unaufgeſetzt damit beſchäftigt; im September wird der Reis eingeerntet. In demſelben Monat wird der Boden für den Weizen beſtellt, im Anfang October geſchieht die Ausſaat, und im darauf folgenden Junius iſt die Ernte. Die gewöhnlichen Kornarten werden durch Pferde ausgedroſchen, welche dicke, hölzerne Balken darüber hinſchleppen; der Tſchaltyk wird vermittelſt einer Stampfmühle, ähnlich der in den andern Provinzen, gereinigt. Der Verkaufspreis dieſer Erzeugniſſe iſt nicht immer gleich, man kann aber als Mittelpreis nachſtehende Sätze annehmen:

Der Girä Weizen (6 Pud 10 Pfd.) . . .	2 R.	20 K.	S.
Der Girä Gerſte (5 Pud 10 Pfd.) . . .	1 —	20	—
Der Chalwar Reis (25 Pud)	15 —	25	—
Der Chalwar Reis von Akula	25 —	—	—
Der Batman Leinſamen	— —	20	—
Der Batman Baumwolle (10 Pfd.) . . .	2 —	25	—.

Die Viehzucht bildet eine sehr bedeutende Quelle des Einkommens für die Einwohner; fast Jedermann besitzt Büffel, Kühe, Ochsen, Hämmel, Schafe, Pferde und Esel. Man kann mit ziemlicher Genauigkeit die Zahl der Büffel auf 11,000, der Ochsen auf 14,000, der Kühe auf 11,000, der Schafe auf 46,000, der Esel auf 7000, der Pferde auf 17,000, die Kamele aber nur auf 120 anschlagen. Es gibt in Talysch eine schöne Art Hornvieh, die etwas größer ist als die gewöhnliche, und auf dem Rücken einen ziemlich hohen Höcker hat. Stücke dieser Art kosten 30 bis 40 R. S. Die Büffel in Talysch sind von besonders guter Race, groß und stark. Eigentliche Pferdegestüte gibt es nicht; die besten Pferde werden aus Persien bezogen, und sind nicht theuer bezahlt. Büffel kosten 18 bis 22 R. S., Schafe 1 R. bis 1 R. 40 K., Esel 6 bis 12 R.

Ein eigentlicher, regelmäßiger Gartenbau besteht in Talysch nicht, aber in den Wäldern trifft man allenthalben Weinreben und Obstbäume verschiedener Art. Die Tataren essen bloß die Trauben, die Armenier und einige Russen aber bereiten Wein und Branntwein daraus. Die Traube von Talysch gibt einen sehr süßen Wein, und um ihm Dauer zu geben, setzen diejenigen, welche Wein bereiten, Korinthen zu, 5 bis 10 Pud auf das Faß von 40 Wedros.

Gärten zum Seidenbau trifft man sehr selten, und nur unbedeutende, die Masse der gewonnenen Seide übersteigt daher nicht 60 Pud. Es ist zu verwundern, daß die Talyschiner, die doch in der Nähe von Ghilan wohnen, wo die Seidenzucht auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gediehen ist, nicht mehr Aufmerksamkeit auf diesen Theil der Landwirthschaft wenden, da Talysch aller Wahrscheinlichkeit nach noch geeigneter dazu seyn muß, als alle übrigen transkaukasischen Provinzen, in welchen doch die Seidenzucht ziemlich bedeutend ist. In Talysch wird die Darku (oder 5 Pfd.) Seide um 3 bis 4½ Rubel Silber verkauft.

Eine Menge Striche in Talysch sind ungemein geeignet zum Betriebe der Bienenzucht: viele, nicht nur von den Beks, sondern auch von den gewöhnlichen Bauern, haben 50 bis 200 und mehr Bienenstöcke, und man kann die Gesammtzahl derselben auf 11,000 anschlagen. In einem günstigen Sommer gewinnen sie gegen 10,000 Batman oder 2500 Pud Honig und gegen 450 Pud Wachs. Außer dem Verbrauch im Lande selbst werden über 250 Pud verkauft zu 1 R. bis 1 R. 45 K. der Batman Honig und 2 bis 2½ Rubel der Batman Wachs. Für einen Bienenstock mit dem Honig zahlt man 5 R. S.

Die großen Ebenen und dichten Wälder enthalten eine Menge wilder Thiere, mit deren Jagd die Einwohner sich beschäftigen, um die Felle zu verkaufen: ein Panther- oder Tigerfell kostet 2 bis 4 R., ein Fuchs- oder Marderfell 80 K. bis 1 R. 30 K., Hasenfelle 25 bis 60 K., Fischotterfelle 2 bis 5 R., Schakalfelle 50 bis 80 K. Pelzwerk und Felle gehen hauptsächlich nach Astrachan. Außerdem werden noch viele wilde Schweine gejagt, und von den Armeniern und russischen Soldaten verzehrt.

Der Fischfang gehört der Regierung, die daraus einen Erbpacht bezieht.

Hinsichtlich der Fabrikindustrie ist Talysch ungemein arm; selbst die ersten Erzeugnisse grober Handwerke kommen aus Persien, Astrachan oder aus den andern transkaukasischen Provinzen. Eine geringe Anzahl Schmiede, für die Bearbeitung der unentbehrlichsten eisernen Werkzeuge, und ein paar Webstühle, auf denen grobe Wollen- und Baumwollentücher gewebt werden, bilden den gesammten Manufacturbetrieb von Talysch. Der ganze Volkscharakter ist Beschäftigungen dieser Art abgeneigt.

Der innere Handel ist höchst unbedeutend, da die Einwohner äußerst wenig Bedürfnisse haben, und das eigentlich Unentbehrliche jeder selbst besitzt. Der Ausfuhrhandel besteht in Reis, verschiedenen Pelzwaaren, einigen Medicinalpflanzen, Fischen, Vieh und Holz. Nach den an Ort und Stelle eingezogenen Nachrichten wurden im Jahre 1830 52,000 Pud Reis, 5500 Stück Marder-, Fuchs-, Tiger- und andere Felle, 11 Pud Medicinalpflanzen, wie Salep, Süßwurzeln, 36,000 Stück eingesalzener und geräucherter Fische, 170 Fässer Caviar, 46 Pud Leim und 37 Pud Rückensehnen, 650 Stück Kühe und Büffel, 1000 Balken Holz, 8000 Holzklötze und 30 Pud roher Seide ausgeführt. Das Ganze mag einen Werth von 84,000 Rubel Silber betragen, wobei freilich zu bemerken, daß über den Handel nach Persien, wo alle Wege offen sind, keine genaue Aufsicht geführt werden kann. Die Einfuhr betrifft namentlich Industrie-Erzeugnisse: so liefert Schirwan kupferne Gefäße und seidene Stoffe; Baku außer Salz und Naphtha Decken und Baumwollen-Waaren; aus Astrachan kommt Eisen, Zinn, Nanking, Zucker, Stricke, Leinwand, Spiegel, Kästen, verschiedene silberne, eiserne und kupferne Geräthe, Glaswaaren, Goldstoffe u. dgl. Die Perser liefern zu Lande und zu Wasser Wollen- und Seidenzeuge, Schleier, indische Tücher, Shawls, gedruckte Leinwand, Früchte u. dgl. Aus den gesammelten Nachrichten ergibt sich, daß in Lenkoran eingeführt werden aus den transkaukasischen Provinzen für 19,000 R., aus Astrachan für 29,000 R. und aus Persien für 15,000 R. S.; die Ausfuhr übersteigt also noch die Einfuhr um 21,000 R. S.

Die Waaren kommen aus Baku, Astrachan und Persien zur See nach Talysch, und werden auch auf dieselbe Weise versendet, diejenigen ausgenommen, welche nach Tebris und Ardebil gehen oder daher kommen. Der Wassertransport ist sehr bequem, und viele schwer ins Gewicht fallende, aber wohlfeile Waaren würden zu theuer kommen. Gegenwärtig aber wird das Eisen in Lenkoran zu 4 R. bis 4 R. 20 K. das Pud verkauft.

Lenkoran kann ein bedeutender Punkt für den Transithandel mit russischen Waaren nach Persien und mit persischen Waaren nach Astrachan werden: jährlich gehen von Astrachan über Lenkoran für 100,000 R. S. Waaren nach Persien. Der Mangel an Entrepots und Sicherheit verhindert das Steigen dieses Transithandels.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 35** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Agrumi. — Frankenstein, oder der moderne Prometheus. Von Mrs. M. W. Shelley.

Zu das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 112.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 April 1838.

Die Unterrichtsanstalt auf dem Bergwerk von Werch-Isetsk in Sibirien. *)

Die uralschen Bergwerke haben seit dem Anfang dieses Jahrhunderts einen sichtlichen Aufschwung hinsichtlich der Bildung der Arbeiter erhalten. Früher dachten die Bergwerksbesitzer nur daran, den Umfang ihres Betriebs auszudehnen und neue Hüttenwerke anzulegen, woher es kommt, daß fast alle jetzt im Ural vorhandenen Hüttenwerke schon vor dem J. 1800 angelegt wurden. Seit dieser Zeit aber hat man besondere Aufmerksamkeit auf eine regelmäßigere, den Umständen angemessenere Verwaltung gerichtet, und in den letzten dreißig Jahren hat das Bergwesen im Ural starke Schritte zu seiner Verbesserung gemacht. Der Entwurf der Bergwerksordnung vom Jahr 1806 macht Epoche in der Geschichte des Bergwesens im Ural. Die Regierung, welche die Wichtigkeit der Sache erkannte, schenkte vielen Privatpersonen Ländereien, Wälder und selbst Leibeigene; überdieß wurden ihnen noch andere Vortheile und auch Steuerfreiheit zu Theil, was nicht wenig zu größerer Entwicklung des Bergwesens beitrug. Außer diesem aber und den fortdauernden Bemühungen der Regierung um Verbesserungen der Methoden hat die Errichtung von Spitälern und Schulen auf den Bergwerken zum Fortschritte wesentlich beigetragen.

Um die Wichtigkeit der Schulen bemessen zu können, muß man wissen, daß die Bevölkerung der Bergwerke, die das uralische Bergwerksgebiet umfaßt, 150,000 Seelen männlichen Geschlechts beträgt. Auf keinem Bergwerk gibt es einen Vorsteher oder Arbeitsaufseher, dessen Obliegenheit es nicht wäre, seiner Oberbehörde einen schriftlichen Bericht abzustatten: Lesen und Schreiben also, so wie die Anfangsgründe der Rechenkunst, sind für jeden nöthig, der sich auch nur etwas über den gemeinsten Arbeiter erhebt; die regelmäßige Bearbeitung der Erzadern und die kunstgerechte, vortheilhafte Führung der Bergwerksarbeiten fordern Kenntnisse in der Markscheidung und somit Mathematik. Die Aufführung der Gebäude macht Kenntnisse in der Architektur, und die Einrichtung der Maschinen mechanische Kenntnisse nöthig; Physik und Chemie sind gleichfalls in Bezug auf die Behandlung der Metalle unerläßlich. Aus allem diesem geht hervor, wie nützlich und unerläßlich die Einrichtung von Schulen auf den Bergwerken ist. Gleich bei dem Beginn des Bergbaues im Ural beschäftigte dieser Gegenstand die Aufmerksamkeit der Behörden, und General de Genin, der Gründer der Stadt Jekaterinburg, ließ es eine seiner ersten Angelegenheiten seyn, für den Unterricht der Kinder der Arbeitsaufseher und Beamten in Lesen und Schreiben, Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und Zeichnen eine große Schule zu errichten. Dieß war die erste Unterrichtsanstalt, aus der eine Menge Bergwerksbeamter und geschickter Arbeiter hervorging. In der Folge, bei der Umformung des uralischen Bergwesens im Jahre 1806, wurde vorgeschrieben, daß auf allen Berg- und Hüttenwerken auf Kosten dieser Anstalten selbst Schulen errichtet werden sollten, um die Kinder für ihre dereinstige Beschäftigung bei den Bergwerken heranzubilden. Um die unerläßlichen Elementarkenntnisse zu verbreiten, wurde es den Pfarrern in den Bergämtern zur Pflicht gemacht, möglichst zur Verbreitung von Kenntnissen unter den Bewohnern dieser Anstalten mitzuwirken. Später wurde für die höhere Bildung im Bergwesen ein Bergcadettencorps errichtet, das einige Zeit darauf in das Institut der Bergwerksingenieure umgewandelt wurde. Bei dieser Sorgfalt der Regierung fingen auch die Privatbesitzer von Hüttenwerken ihrerseits an, mehr oder minder bedeutende Unterrichtsanstalten zu gründen, wovon die zu Nischnetagilsk, welches Bergwerk der Familie Demidow gehört, den ersten Rang einnimmt; der Lehrcurs daselbst war vollkommen hinreichend zur Bildung der Knaben für das Bergwesen, und die Zöglinge wurden noch überdieß in der Unterrichtsanstalt selbst auf Kosten der Bergwerksbesitzer unterhalten. Nicht minder bemerkenswerth durch ihre innere Einrichtung ist die Unterrichtsanstalt zu Nowousolsk, welches auf den Gütern des Grafen Stroganow liegt; die Anlage ist zwar nicht in so großem Maaßstabe, wie die zu Nischnetagilsk, entspricht aber dennoch ihrem Zweck vollkommen. Ich übergehe die übrigen Unterrichtsanstalten, um noch einige Worte über die von Werch-Isetsk zu sagen.

*) Schreiben aus Jekaterinburg vom Februar dieses Jahres in der nordischen Biene.

Dieses Bergwerk, welches dem Gardecornet Jakowlew gehört, gilt für eines der besten im uralischen Kreise, und verdient diesen Ruhm, wie sich Jeder überzeugen kann, der es gesehen hat, und die bedeutende Production kennt, die sich eben sowohl durch äußere Reinheit in der Ausarbeitung, als durch innere Güte auszeichnet. Hier befand sich seltsamer Weise noch vor zwei Jahren keine Unterrichtsanstalt, jetzt aber ist eine ganz neu eingerichtet worden; die Zöglinge erhalten Unterricht in der Religion und der biblischen Geschichte, in der russischen Grammatik und Arithmetik; aufs Zeichnen wird besondere Aufmerksamkeit verwendet, die Schüler haben schon bedeutende Fortschritte gemacht, und alle Maschinen und Bauplane selbst gezeichnet. Der Jüngling, der diese Schule durchgemacht hat, kann jede Arbeit in dem Bergwerke übernehmen. Die Unterrichtsanstalt würde indeß viel vollständiger seyn, wenn auch Unterricht in der Geschichte und Geographie ertheilt würde, was bis jetzt nicht der Fall ist. Die Einrichtung ist auf fünfzig Zöglinge berechnet, und ein Beamter, Namens Iwanowski, gibt Unterricht. Außerdem ist ein Geistlicher bei der Anstalt, der den Religionsunterricht ertheilt, und noch drei andere Lehrer; sie befindet sich in einem großen schönen Hause, die Classen sind in hellen, einen Zimmern vertheilt, und allenthalben herrscht eine Ordnung und eine Reinlichkeit, so daß in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig bleibt.

Dieses Bergwerk verdiente schon vorher durch die gute Einrichtung seiner Maschinen und die verständige innere Verwaltung den Vorzug vor beinahe allen uralischen Bergwerken; seit der Errichtung dieser Unterrichtsanstalt ist dieß noch weit mehr der Fall, und der Eigenthümer trägt dadurch zur Verbreitung eines bessern Bergbaues ungemein viel bei. *)

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Fortsetzung.)

Sehr frühzeitig pflegen die jungen Leute dieser Caste Convenienzheurathen zu schließen, welche schon zeitig durch die Eltern abgekartet wurden. Es sind dieses bloße Speculationsheurathen, einmal um nur Töchter an Mann zu bringen, oder um in der Verwandtschaft das Vermögen zu erhalten, und um mit einflußreichen Familien in Verwandtschaft zu treten, oder es wird eine bloße Geldspeculation, um dem zerrütteten Vermögen wieder aufzuhelfen. Die Betheiligten haben selten etwas dagegen einzuwenden, so vernünftig sind die jungen Leute hier, die oft noch ganz unreife Kinder sind, besonders die Mädchen, wenn man zu solchen Verheurathungen schreitet, und da überdieß die Herzen selten ernste Bündnisse zu schließen pflegen, so fällt es den jungen Leuten auch gar nicht schwer, den Wünschen ihrer Eltern nachzukommen, denn so viel Verstand ist von Seiten des Mannes auch schon da, daß er wohl weiß, wie ihn ein eheliches Bündniß schlechterdings in seinen übrigen Lüsten nicht beschränken wird, im Gegentheil, er wird nun sein eigener Herr, der über das Seinige disponiren kann, und ähnliche Gedanken hat das Mädchen, die als Frau von der Aufsicht der Mutter und der Gouvernantin befreit ist. Ein solches junges Paar, das kaum die Kinderschuhe ausgezogen, wird sich schon nach den ersten Flitterwochen müde und satt, denn keines gewährt dem andern eine geistige Unterhaltung; der Mann sucht seine Unterhaltung anderswo, und die Frau weiß sich ebenfalls zu trösten und geht ihren eigenen, jedoch anständigern Gang, der nicht so in die Augen fallend ist. Das Maitressenwesen, womit man viel Geld vergeudet und oft das ganze Vermögen durchbringt, ist unter dieser Classe besonders zu Hause, und da gibt es nicht nur junge, sondern auch selbst alte Ehemänner mit schon erwachsenen Kindern, die auf die scandalöseste Art und mit der größten Oeffentlichkeit ihre Ausschweifungen treiben, ohne daß deßhalb Zwietracht in der Familie oder ein unglückliches Eheverhältniß entsteht. Ueberhaupt sind der unglücklichen Ehen hier weit weniger wie im nördlichen Europa, aber aus dem Grunde, weil hier die Herzen nicht das Bündniß schließen. Bezeigt man sich nur gegenseitige Achtung in Gegenwart Anderer, so ist man schon zufrieden, und da man eine solche Achtung wirklich aufs strengste fast durchgängig zu beobachten, der Portugiese seine Frau auch nie in Gegenwart anderer zu liebkosen, ihr nicht einmal einen zärtlichen Blick zuzuwerfen pflegt, was auch wohl ganz in der Ordnung ist, so kann der in die Familienverhältnisse Uneingeweihte auch nie errathen, wie die beiden Eheleute mit einander stehen.

Die jungen Leute der jetzigen Zeit und aus der ersten Classe pflegen mit einer ungeheuren Arroganz allenthalben aufzutreten, jedoch werden sie darin noch weit übertroffen von den jungen Laffen aus andern Ständen, die nicht das Vermögen wie jene haben und es diesen doch in Allem nachthun wollen, d. h. im äußern Schein. Solchen Figuren, wenn sie in eine Gesellschaft treten, sind beinahe die beiden aufgerissenen Flügelthüren noch zu eng für ihre ausgespreizten Arme, womit sie eintretend sich an den Kopf fahren, um mit den Fingern die Haare zu kämmen und die Löckchen zu ordnen, am Halstuche zu rücken, sich an der Weste zu zupfen und mit zerstreutem Blick die Damen zu mustern und links und rechts ein flüchtiges bon soir zu senden, ohne zu wissen, wem. Daß man an solchen Abenden, besonders wenn man Fremde wittert, die französische Zunge in den Mund setzt, versteht sich von selbst, es gehört zum guten Ton, und selten findet man wohl jetzt einen sogenannten Tafulo, der nicht wenigstens sein bon jour und bon soir oder il fait très chaud und dergleichen zu sagen wüßte. Petit-Maitre, Dandies und Scharwänzel, die bei jeder Gelegenheit nur immer einen und denselben Charakter zeigen, gibt es unter den jungen Portugiesen nicht, wohl aber einen Inbegriff von diesen drei Dingen zusammen, den man unter den jungen Por-

*) Der Artikel scheint indeß geschrieben, um die Lässigkeit und vielleicht die Knauserei des Besitzers herauszuheben. Die Redaction hat ihn trotz dieser Polemik mit geringen Auslassungen aufgenommen, weil alle Einzelnheiten über diesen mehr als 500,000 Menschen umfassenden Bezirk bei den wenigen Nachrichten, die wir darüber erhalten, sehr interessant sind. Anm. d. R.

tugiesen unter dem Namen Tafulo begreift, und Tafulo heißt dann jeder, der sich von andern hauptsächlich durch eine geschmackvolle feine Kleidung hervorthut; Tafulo nennt man jeden, der zu Pferd und zu Fuß öftere Fensterpromenaden macht, so daß er die Aufmerksamkeit des weiblichen Geschlechts auf sich zieht; Tafulo heißt auch der, der an öffentlichen Orten viel Geld verzehrt, wenn auch auf die geschmackloseste Art; Tafulo nennt man ferner den, welcher allenthalben Liebschaften anknüpft; Tafulo auch den, welcher sich gegen Damen besonders gefällig beweist; Tafulo zu guter Letzt, wer sich ein vornehmes Air zu geben versteht, und unter dem gemeinen Volke, wer mit einer ausgezeichneten Manier sich durch Händel bemerkbar machen will und sogleich mit dem Messer bei der Hand ist. Solche Tafulos haben nichts gemein mit den obigen Charakteren, denn sie sind Alles in Allem, heute dieses, morgen jenes. Junge Leute sind hier alle mehr oder weniger Tafulos, eine Benennung, die zwar nicht ganz allein, doch in den meisten Stücken mit der deutschen Benennung, „Aufbinder," synonym ist; wenn diese nun durch ihr persönliches Interesse in Hinsicht der Politik, durch Freund- oder Feindschaft angetrieben, Partei nehmen, dann führen alle diejenigen das große Wort, dessen Partei oben ansteht. Bisher glänzten alle die, welche zu Don Miguels Zeiten von hier weggelaufen und mehrere Jahre mit Nichtsthun in England, Belgien oder Frankreich zugebracht, so daß sie nichts lernten als etwas Französisch plaudern, und kommt dann noch hinzu, daß sie die Belagerung von Porto mit bestanden hatten, dann ließen sie auch Niemand anders zu Worte kommen, sie blickten auf alle die, welche nicht dabei gewesen, mit Verachtung herab; da galten bei ihnen keine ältern Verdienste mehr, der Ausgezeichnetste, der Tapferste, der Erfahrenste und der Gelehrteste, die nicht dieses Glück gehabt, blieben in ihrem Auge nur Stümper und Menschen ohne alle Ansprüche. Fähndriche hielten sich für groß und würdig, Armeen zu commandiren, Bureauschreiber für fähig an der Spitze des Ministeriums zu stehen; und hat man nicht in dieser Zeit bemerkt, wie wenigstens ein Capitän für fähig gehalten wurde, Kriegs- und Marineminister zu werden und Bureauschreiber Minister wurden?

Ein wahrer Jammer war es, es erweckte Mitleiden, solche Leute raisonniren zu hören, Leute die nach mehrjährigem Aufenthalte im Auslande nichts von diesem Auslande zu erzählen wußten, als daß sie die besten Theater besucht, wo sie die besten Restaurationen und die zuvorkommendsten Hetären gefunden. Mit eben der Unbekanntschaft anderer Länder, womit sie Portugal verließen, mit eben der Ignoranz sind sie zurückgekehrt, keine nützlichen Anstalten haben sie gesehen, keine wissenschaftlichen zu ihrer Belehrung benützt, und nimmt man ein halbes Dutzend älterer verständiger Personen aus, die sich um etwas mehr als Essen und Trinken im Auslande bekümmert haben, so kann man wohl sagen, daß der größte Theil dieser Auswanderer, der sich in die Tausende belief, nichts dabei profitirt hat, als daß sie mehrere Bedürfnisse kennen gelernt haben, die ihnen nun hier theurer wie dorten zu stehen kommen. Hört man von solchen Leuten, die drei oder vier Jahre in drei verschiedenen Königreichen lebten, noch die Fragen (die an mich gerichtet wurden), ob Sachsen eine schöne Stadt sey, ob man in Preußen Deutsch verstehe, oder wie viele Abgaben die deutschen Fürsten an den Kaiser von Deutschland zu entrichten; welches der beste Hafen in der Schweiz sey, dann wird einem ganz jämmerlich zu Muthe.

(Fortsetzung folgt.)

Die russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus.
Das Khanat Talysch.

(Fortsetzung.)

9. Ansicht von Talysch in commercieller Beziehung.

Aus der obigen Uebersicht des Handels ergibt es sich, daß Talysch seine Vortheile nicht benutzt, theils aus Mangel an eigenen Handelsartikeln, theils wegen der geringen Bedürfnisse der Einwohner. Hiezu muß man vielleicht auch noch den unentschlossenen Sinn der Bewohner von Lenkoran, den Mangel an Capitalien und vielleicht auch den Mangel an einem rechten Verständnisse der Vortheile des Handels rechnen. Daher ist Lenkoran bei aller seiner Wichtigkeit und seiner vortrefflichen Lage am Meere dennoch im Verfall. Um von der Wichtigkeit des Punktes in commercieller Beziehung sich zu überzeugen, darf man nur seine geographische Lage betrachten: es ist mit ganz Rußland und dessen Lebensader, der Wolga, und mit Persien vermittelst des kaspischen Meeres verbunden. In dem nordwestlichen Theile Persiens, der an das kaspische Meer stößt, kann der russische Handel bei der Entfernung der englischen Besitzungen in Indien leicht festen Fuß fassen, besonders da der Landweg von den Ufern des kaspischen Meeres nach Indien 1000 Werste weit durch öde, wilde Landstriche geht, wo Schaaren nomadischer Völker die Sicherheit der Karawanen gefährden.

Lenkoran liegt 10 Werste von Persien und in geringer Entfernung von den vorzüglichsten Handelsstätten desselben: von Ardebil, Tebris, Sinsili, Resch, Astrabad und Teheran. Die reichen Erzeugnisse der bedeutendsten persischen Provinzen und Städte könnten zur See sowohl als zu Lande nach Lenkoran gelangen, durch welche Vortheile Lenkoran Entrepot für die Erzeugnisse Rußlands und Persiens werden könnte. Bei günstiger Fahrt kommen Schiffe aus Astrachan in fünf Tagen nach dem Hafen von Lenkoran, von Baku in einem Tage, von Lenkoran nach Astrabad in anderthalb Tagen, nach Sinsili in einem Tage. Die Landfracht geschieht auf Lastthieren, und ist wegen der geringen Entfernung vortheilhaft und dauern: nach Ardebil rechnet man auf verschiedenen Straßen 10 bis 17 Agatschen, 2 oder 3 Karawanentagreisen; nach Sinsili ungefähr 28 Agatschen, 5 Karawanentagreisen; nach Resch 55 Agatschen, 6 Karawanentagreisen; Tebris ist 60 Agatschen entfernt. Noch findet sich ein Hafen in der Provinz Masanderan, Maschadi Issur, wohin die russischen Schiffe gleichfalls gehen; von da schafft man die Waaren nach Balfrusch, das von Maschadi Issur 5½ Agatschen entfernt ist. Von Balfrusch nach Teheran sind es 10 Tagreisen, und man kommt durch die Städte Kaschan, Damgan und Schemeran. Von Astrabad führt der Weg nach Teheran über Damgan, Firus-Kuh und Demawend; aus Resch nach Teheran über Kaswin und von Kaswin führt eine Straße nach Ardebil. Von Lenkoran nach Teheran sind es 17 Karawanentagreisen.

Trotz der vortheilhaften Lage Lenkorans in commercieller Beziehung, kann man doch auch die Nachtheile nicht unbemerkt lassen: die Rhede

von Lenkoran iſt allen Winden offen, die Schiffe müſſen 1½ bis 2½ Werſt vom Ufer, im Sommer in einer Tiefe von 5, im Winter in einer Tiefe von 7 Klaftern vor Anker gehen; übrigens iſt das Land in ſteter Gefahr von Feinden, und hat keinen ſichern Ort, um große Magazine anzulegen. Alle dieſe Forderungen erfüllt der Ankerplatz an der Inſel Sara, wohl der vortrefflichſte im ganzen kaſpiſchen Meere: die Schiffe ſind gegen alle Winde geſchützt, und liegen 100 Klafter vom Ufer in 6 oder 4 Klafter Tiefe vor Anker. Dieſer Platz befindet ſich in der Meerenge zwiſchen der Inſel Sara und dem Ufer des feſten Landes, hat nicht über 4 Werſte Breite und liegt 11 Werſte nordwärts von Lenkoran. Die Inſel hat etwa 9 Werſte in der Länge und 1 bis 2 in der Breite; ihr Boden beſteht namentlich am nördlichen Ende aus Torf mit Sand gemiſcht, am ſüdlichen vorzugsweiſe aus Sand. Hier liegt ſtets die Escadre ruſſiſcher Kriegsſchiffe, und folglich können Magazine zum Niederlegen der Waaren in vollkommener Sicherheit angelegt werden, denn in Talyſch gibt es Holz in Menge, und man kann auch Backſteine brennen. Wenn ein Comptoir und eine Hauptwaaren-Niederlage auf dieſer Inſel eingerichtet wird, ſo kann man den ganzen perſiſchen Handel dahin ziehen, und hat nicht nöthig, viele Agenten in den perſiſchen Städten anzuſtellen, da man bei der geringen Entfernung zu jeder Zeit die ſicherſten Nachrichten von den dortigen Correſpondenten erhalten kann. Alle dieſe Vortheile können ſich die ruſſiſchen Kaufleute bei nur ein wenig Unternehmungsgeiſt zu Nutze machen.

Außer den Häfen von Lenkoran und Aſtrachan gelten für die beſten im kaſpiſchen Meere noch die von Baku, von Tarku, Derbend, die nordöſtliche Bank an der Mündung des Kur und der Ankerplatz bei Schandruk. Bei Baku liegen die Schiffe beim Ein- und Ausladen der Waaren in einer Tiefe von 2½ und 3½ Klafter vor Anker; die Rhede bildet eine Bucht durch die im Halbkreiſe herumliegenden Berge, und iſt gegen das Meer durch eine Erdzunge geſchützt, welche von dem kleinen Königsvorgebirge gegen Nordoſten läuft. Die Rhede von Baku iſt ziemlich ruhig, doch ereignet es ſich oft, daß bei heftigem Nordwinde die Schiffe ſich kaum mit drei Ankern halten. Die größte Tiefe in der Bucht beträgt 6 Klafter und der Grund beſteht aus Schlamm. Je näher dem Ufer aber, deſto geringer wird die Tiefe und deſto beſſer der Grund. Der Nachtheil dieſer Bucht beſteht darin, daß Schiffe, die mit einem Nordweſtwind aus Aſtrachan nach Baku kommen, und ſolche, die Baku verlaſſen wollen, oft genöthigt ſind, an der vom Königsvorgebirge auslaufenden Landzunge, welche ſüdlich vom apſcheroniſchen Vorgebirge liegt, liegen zu bleiben, und einen Südoſtwind abzuwarten, um nach Baku hinein oder nach Aſtrachan fahren zu können; hier geſchieht es aber, daß ein heftiger Nordwind die Schiffe von ihrem Anker losreißt und aufs Meer hinausführt, wo ſie ihre Rettung in den ſüdlichen Häfen ſuchen müſſen.

Auf der Rhede von Tarku liegen die Schiffe im Sommer in einer Tiefe von 5, im Winter in einer von 7 Klaftern vor Anker; gegen Weſten und Nordweſten iſt die Rhede durch den Berg geſchützt, auf dem die Veſte liegt, gegen Süden durch eine oſtwärts vorſpringende Landzunge, aber gegen Nordoſten, Oſten und Südoſten iſt ſie den Winden aufgeſetzt, welche namentlich im Frühjahr und Herbſt wehen, und das Aus- und Einladen der Schiffe verzögern.

Die Rhede von Derbend ſteht den Winden von allen Seiten offen, und iſt dadurch die unruhigſte und gefährlichſte. Die Schiffe liegen im Winter in einer Tiefe von 9, im Sommer in einer Tiefe von 7 Klaftern 1½ bis 2 Werſte vom Ufer vor Anker, und nicht ſelten werden die Schiffe bei nordweſtlichem Winde vom Anker losgeriſſen und aufs Meer hinausgetrieben. Nach Derbend gehen Schiffe der größten Art, da aber dieſe Rhede ſehr gefährlich iſt, ſo überſteigt der Preis des Transportes aus Aſtrachan gewöhnlich denjenigen, welchen man nach Baku und Salian zahlt. Die Winde wüthen gewöhnlich im Herbſt, und nur zur Sommerszeit können die Schiffe nach Derbend gehen. Hiezu kommt noch, daß auch der Boden mit Muſchelträmmern überſäet iſt.

Die Station von Schandruk, vermittelſt derer man den Truppen, welche auf der kaukaſiſchen Linie zerſtreut ſind, den Proviant zuführt, iſt gegen die Winde von allen Seiten geſchützt, die Seite von Südoſten her ausgenommen. Die Schiffe ſtehen eine Werſt vom Ufer entfernt, und die Ausladung kann zu jeder Zeit geſchehen.

Die nordöſtliche Bank iſt zwar keine gefährliche Rhede, doch iſt bei nordöſtlichen Winden das Ein- und Ausladen der Schiffe häufig gehindert.

10. Von Gewichten, Maaßen und Münzen.

Die Gewichte im Khanat von Talyſch ſind ſehr verſchieden: für jede Art Getreide und andere Gegenſtände ſind beſondere Gewichte. Der Reis wird nach Chalwars gemeſſen, der Weizen nach Girá, Gerſte, Hirſe u. dgl. gleichfalls nach Girá, aber von minderem Gewicht. Der Chalwar hat 100 Batman zu 10 ruſſiſchen Pfunden, alſo hat der Chalwar 25 ruſſiſche Pud. Der Girá Weizen hat 10 Gous, jeder Gous 25 Pfund, und folglich der Girá Weizen 6 Pud 10 Pfund. Der Girá Gerſte, Hirſe u. dgl., welcher 10 Gous zu 21 Pfund enthält, iſt alſo gleich 5 Pud 10 Pfund. Dieß iſt khaniſches Maaß, und etwas größer als das gewöhnliche, welches unter den Einwohnern gebräuchlich iſt, weil unter der Regierung der Khane man ſich bei der Erhebung der Abgaben bemühte, etwas mehr zu nehmen, was dann zur Regel geworden iſt; bei den Einwohnern rechnet man den Girá Weizen geradeaus zu 6, den Girá Gerſte zu 5 Pud.

Für das kleinere Gewicht hat man den Batman, gleich 10 ruſſiſchen Pfunden oder perſiſchen Salda; den Miskal, etwas mehr als ein Solotnik, ſo daß man auf ein Pfund 88 Miskal rechnet, welche man in 24 Nochut theilt; Nochut bedeutet eigentlich eine Erbſe, und iſt die Grundeinheit des Gewichts. Beim Verkaufe der Seide braucht man die Darku, welche 5 ruſſiſchen Pfunden gleich iſt.

Zu Längenmaaßen dient die Arſchine. Die khaniſche Arſchine enthält 16 Girá, die zum ruſſiſchen Werſchok in einem ſolchen Verhältniſſe ſtehen,*) daß 10 ruſſiſche Arſchinen gleich 7 khaniſchen Arſchinen ſind.

In Talyſch circuliren ruſſiſche Silber-, Kupfer- und Goldmünzen, perſiſche goldene Tumans, ſilberne Reals, Sahid-Kirans und Penagadats. Der perſiſche Tuman wird an der Caſſe zu 4 R. S., der Real zu 45⅞ K. S., der Sahid Kiran zu 35⅞ K. S., der Penagadat zu 17⅞ K. angenommen; im gewöhnlichen Verkehr hat der Tuman denſelben Preis, der Real aber wird zu 50 K., der Sahid Kiran zu 40 und der Penagadat zu 20 K. S. genommen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Die ruſſiſche Arſchine wird bekanntlich auch in 16 Theile oder Werſchoks getheilt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 113.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 April 1838.

Statistische Notizen über die französisch-westindischen Colonien.

(Aus den: Notices statistiques sur les colonies françaises, imprimées par ordre du vice-amiral Rosamel, ministre de la Marine et des Colonies.)

Das genannte Werk ist der erste Theil einer statistischen Uebersicht der französischen Colonien, die aus officiellen Documenten entnommen ist. Dieser Band hat Martinique und Guadaloupe zum ausschließlichen Gegenstand.

Die Bevölkerung der französisch-westindischen Inseln besteht, wie die der übrigen, aus Weißen, freien Farbigen und Sklaven; bis vor kurzem noch gab es eine vierte Classe, Patronés genannt, oder freie Leute der Savannen, die nie regelmäßig emancipirt worden waren, auf die aber auch kein Herr einen Anspruch machen konnte. Im Jahre 1830 aber erhielten die Patronés regelmäßige Freibriefe, und eine königliche Ordonnanz vom J. 1832, welche die Formen der Emancipation erleichterte, machte den unregelmäßigen Freilassungen ein Ende. Seit dem Jahre 1833 stehen die freien Farbigen auf völlig gleichem Fuße mit den Weißen, die letzten aber, obwohl weit geringer an Zahl, besitzen die große Masse des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums. Die Freiheit durch die Geburt wird von der Mutter ererbt, deren Stand den der Kinder bestimmt. Die Form der Emancipation ist einfach: der Herr überliefert dem Sklaven eine schriftliche Verzichtleistung auf sein Recht, und wenn diese einregistrirt ist, erhält der Neger von den Localbehörden ein Freiheitscertificat. Freie Farbige wollen im Allgemeinen keinen Feldbau treiben, eine natürliche Folge der Sklaverei, da die Feldarbeit für entehrend gilt, so lange sie hauptsächlich von Sklaven betrieben wird. Ehe die freien Farbigen mit den Weißen auf gleichen Fuß gesetzt wurden, waren die Heurathen unter ihnen selten, seit dieser Zeit aber sind sie häufig geworden. Die Sklaven sind im Allgemeinen gütig behandelt, und dürfen Eigenthum besitzen. Das berühmte Edict von 1685, der schwarze Code genannt, ist noch die Grundlage aller Gesetze über die Neger, sichert ihnen religiösen Unterricht, bestimmt die gegenseitigen Pflichten des Eigenthümers und des Sklaven, und setzt die Art des Sklaveneigenthums fest. Alle Modificationen, welche dieser Code seit seiner Bekanntmachung erfuhr, waren zu Gunsten der Neger.

Die Insel Martinique ist eine der ältesten Colonialbesitzungen Frankreichs; sie wurde zuerst im J. 1635 besetzt, die Austreibung oder Vertilgung der Caraiben jedoch erst im J. 1664 vollendet. Sie genoß keine besondere Berücksichtigung, bis die immer entschiedener werdende Obermacht der Engländer in Nordamerika die Sorgfalt der französischen Regierung den übrigen Colonien zuwandte. Dann wurde Martinique der Mittelpunkt des französischen Handels in Westindien, und war fast die einzige französische Insel, mit deren Namen die europäischen Kaufleute vertraut waren. Während des Kriegs von 1744 wurden die Einwohner von Martinique eifrige Caper, was einzelne bereicherte, aber die Colonie in Armuth und Elend stürzte. Ehe sie sich noch davon erholt hatte, litt sie durch einen Einfall der Engländer, welche die Insel 16 Monate lang militärisch besetzt hielten, bis sie im Frieden von Versailles im J. 1763 an Frankreich zurückgegeben wurde. Während des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs war Martinique der Centralpunkt aller großen Seeoperationen der Franzosen, und sein Reichthum nahm deßhalb rasch zu. Auch vom Frieden von 1783 an bis zur Revolution war der Wohlstand im Steigen, aber als die Nationalversammlung die Freiheit der Neger decretirte, begann ein Bürgerkrieg, der so unglücklich zu werden drohte, als der von St. Domingo. Zum Glück für die Pflanzer wurde die Insel von den Engländern erobert, die sie von 1794 bis 1802, und von 1809 bis 1814 im Besitz hatten. Die Geschichte von Guadeloupe und der davon abhängigen Inseln ist fast dieselbe.

Mehr als zwei Drittheile der Oberfläche dieser Inseln sind noch im Naturzustand, und beide sind Orkanen und Erdbeben unterworfen, welche in Guadeloupe so verheerend waren, daß die Colonisten nach ihnen ihre Zeit berechnen. Die Bevölkerung von Martinique beträgt 116,031, die von Guadeloupe 126,571 Seelen; in Martinique machen die Freien 32,7 Proc., in Guadeloupe nur 24,5 Proc.; das Mißverhältniß scheint daher zu kommen, daß es in Guadeloupe verhältnißmäßig nur wenig Patronés gab. In Martinique ist die Zahl der Ge-

burten unter den Freien wie 1 zu 29, unter den Sklaven wie 1 zu 32; die Todesfälle unter den Freien wie 1 : 37, unter den Sklaven wie 1 : 35. Doch ist auf beiden Inseln die Lebenskraft der Schwarzen größer als die der Weißen. Heurathen finden statt bei den Weißen 1 unter 137, bei den freien Farbigen 1 unter 221, bei den Sklaven 1 unter 5,577, die eigentliche Zahl der Sklavenheurathen, wenn man darunter Verbindungen mit einiger religiösen Sanction versteht, ist aber weit größer; die Herren sind indeß nicht sehr für dieses Mittel, den moralischen und gesellschaftlichen Zustand der Neger zu verbessern. Das jährliche Verhältniß der Freigelassenen ist etwa 3,2 Proc. in Martinique, in Guadeloupe aber nur 1,7 Proc.

Ein rascher Aufschwung im Ackerbau dieser Colonien hat seit der Einführung des Pflugs statt gefunden, der so viel Arbeit verrichtet, als 10 Neger mit der Haue; die Anwendung des Düngers zeigte sich gleichfalls vortheilhaft, und große Massen von poudrette werden jetzt von Frankreich nach Guadeloupe ausgeführt. Zuckerplantagen sind im Zunehmen, aber der Bau von Cacao, Gewürz, Zimmt und selbst Kaffee ist großentheils aufgegeben.

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Fortsetzung.)

Fragt man solche junge Leute, die sich mehrere Jahre hindurch in London, Paris oder Brüssel herum getrieben, und von denen jetzt manche ansehnliche und einträgliche Stellen, besonders in den Staatssecretarien bekleiden: habt ihr diese und jene Fabrikanstalten gesehen? habt ihr wohl darauf gemerkt, wie dort die Felder bebaut werden? habt ihr euch um polizeiliche Einrichtungen bekümmert, öffentliche Anstalten des Unterrichts besucht, Hospitäler und Verpflegungshäuser u. s. w.? dann bekommt man gewöhnlich so ganz wegwerfend und als wenn man alles dieses besser in Portugal sehen könnte, zur Anwort, daß es ihnen zwar manchmal in den Sinn gekommen, sich nach dergleichen Dingen umzusehen, allein es sey immer etwas dazwischen gekommen, was ihren Vorsatz vereitelt habe. Nun! habt ihr dann aber so im Vorbeifahren neben den Landstraßen nicht die Fruchtfelder gesehen und wie der Bauer ackert, pflügt und das Land bestellt, wie sein Werkzeug beschaffen, wie er säet und erntet? da bekommt man lächelnd zur Antwort, und gleichsam über eine solche Frage sich wundernd, daß man darauf nicht reflectirt habe. Macht man sie nun obendrein noch aufmerksam, wie in jenen Ländern, die sie bereist, der Ackerbau und die Industrie vorwärts geschritten, wie dagegen in Portugal Alles rückwärts schreite, dann hat man die Clavis des Nationalstolzes berührt, und jeder 16jährige Jüngling weiß alsdann an den Fingern herzuzählen, wie auch ehedem unter den Portugiesen Ackerbau und Industrie im Flor waren, wie von ihnen alle andern Nationen gelernt hätten, wie diese undankbar gehandelt und seitdem nur auf den Ruin Portugals hin gearbeitet und wie gegenwärtig und seit langer Zeit das Gouvernement nichts thue, um dem Lande wieder aufzuhelfen, wie aber nun die Nation bei ihrer freien Verfassung sich selbst wieder aufzuhelfen im Stande sey und dergleichen Unsinn und Großsprechereien mehr, über die Vergangenheit insbesondere, worin sich der Portugiese so über alle Maaßen gefällt. Er glaubt steif und fest, daß Portugal wieder eben so mächtig und groß werden könne, wie es vor Jahrhunderten war, wenn man es nur dahin bringen könne, alle Fremden aus dem Lande zu verbannen und die Einfuhr ihrer Handelsartikel zu verhindern. So etwas ist wirklich bei dem großen Haufen selbst schon zur fixen Idee geworden und daher wo nicht der Haß, doch die Eifersucht gegen alle Fremden, und solche Leute halten es dann für ganz überflüssig, ja wohl ganz unter ihrer Würde, die industriellen Verfassungen des Auslandes zu studiren und diese hier in Anwendung zu bringen. Die Stimme der wenigen Aufgeklärten unter ihnen verhallt in dem großen leeren Raum der Finsterniß.

Die vornehmsten und reichsten Familien verlassen in der heißen Jahreszeit die Stadt und beziehen Landhäuser mit anmuthigen Quintas in der Nachbarschaft, die entweder ihr Eigenthum sind oder wohin sie zur Miethe ziehen. Aber auch hierin zeigt sich ein sonderbarer Geschmack der Portugiesen, daß sie erst die schönste Zeit des Jahres — die Frühlingsmonate vom März bis Ende Mai, wo Alles grünt und blüht, eine mildere Sonne scheint, wie im Sommer des Nordens, und in jedem Busch eine Nachtigall ihr Lied singt, und auf jedem Baum eine Drossel — unbenutzt vorübergehen lassen, so daß die Meisten erst nach Johanni aufs Land ziehen, wenn eine brennende Sonne schon längst die Früchte der Felder gereift und alle niedere Vegetation versengt und verbrannt hat, die Kehlen der Vögel verstummt sind, und selbst die Millionen Grillen schweigen, die hier keine kleine Rolle im Lebendigseyn der Natur spielen. Der Grund eines so späten Ausflugs aufs Land liegt nicht nur in dem wenigen Geschmack für das wahre Landleben, sondern auch darin, daß die Hausmiethen hier entweder mit Johanni oder mit Weihnachten beginnen und endigen; der größte Theil der Familien besitzt kein eigenes Haus auf dem Lande, so wie auch nicht in der Stadt, und will doch für das ganze Jahr kein Haus auf dem Lande miethen, da sie dieses nur vier Monate höchstens benützen; sie beziehen also die Landhäuser erst nach Johanni, und die Familien welche eigene Häuser haben, gehen dann auch nicht viel früher, weil sie es bis dahin zu einsam finden. Die Natur allein ist ihnen nicht Ersatz genug für die Entbehrung des Umgangs mit Menschen, und wenn sie auch nicht einmal Umgang mit diesen haben, so ist es schon hinreichend für ihre Unterhaltung, wenn sie nur wissen, daß Andere in ihrer Nachbarschaft wohnen, daß sie diese aus ihrem Fenster oder aus ihrem Garten beobachten und mustern können. Bemfica, Campolide, Lumiar, die Nachbarschaft von Campo Grande, Maravilha, Poço do Bispo, Pedroiças, Cachias, letztere besonders um Seebäder zu nehmen, und andere mehr, sind die Hauptorte, welche man zu beziehen pflegt; vor Allem aber Bemfica, Sete Rios und Campo Lide, wo die meisten Landhäuser sind und der größere Theil der vornehmen Welt sich zusammen findet. Alle diese Landbewohner haben an Sonn-

und Feſttagen offene Tafel für ihre neueſten Bekannten aus der Stadt, welche ſie zu beſuchen pflegen, und in den Wochentagen beſuchen ſich die Nachbarn gegen Abend, und bringen den Reſt des Tages mit einander zu; man begegnet ſich in den weitläuftigen ſchattigen Quintas, athmet Orangenduft und ſetzt ſich endlich an den Kartentiſch, was von Allem das Ende vom Liede iſt. Ungeachtet daß man ſich hier im Ganzen genommen etwas freier bewegt, ſo trägt das allgemeine Leben doch nur ein ſtädtiſches Gepräge, bei dem die Natur nur zufälligerweiſe zugegen iſt, ja ſogar ohne von den Meiſten bemerkt und noch weniger gewiſſermaaßen geſchätzt zu werden, denn die ſchönen Frühſtunden eines Frühlings- oder Sommermorgens, die einen ſo großen Reiz für den Landbewohner des Nordens haben, verſchläft der vornehme Südländer, und wenn er endlich ſich von ſeinem behaglichen Lager erhebt, dann iſt die Sonne dem Zenith ſchon nahe gerückt; in dick beſchatteten Laubengängen herrſcht eine dumpfe Schwüle, die nicht zu ertragen, kein Blättchen rauſcht, die ganze Natur ſchweigt in brennender Südſonne, man retirirt ſich ins kühlſte Zimmer und — hat lange Weile, wenn man nicht etwa zu den Karten greift oder ein anderes Spiel, das beliebte Gamaõ (eine Art Triktrak) vornimmt. Erſt gegen die 6te Stunde am Abend, wenn die Sonne im ſüdlichen Glanze ſich ſenkt, die Schatten der buſchigen Bäume länger werden, alsdann kann das Leben im Freien beginnen, man ſchlendert in den belaubten Gängen und ſchattigen Bosketts, man theilt ſich in Gruppen Gleichgeſinnter, und läßt ſich nieder auf kühlen Sitzen, Sitze, gemacht für innige Freude und ſtille Zurückgezogenheit, die hier aber Niemand für dieſen Zweck liebt, als allenfalls ein verliebtes Pärchen, und man verbringt die Zeit darauf meiſtens mit leerem, geiſtloſem Geſchwätz. Auf dieſe Art vergehen die wenigen Stunden bis zum plötzlich erſcheinenden und endenden Zwielicht des Tags und der Nacht, an dem man Alles vermißt, was eine nordiſche Dämmerung nur Angenehmes gewährt, eine Dämmerung, die ſo nach und nach aus dem Oſten heraufklettert, während das Licht im Weſten wie in ein Geſenke langſam untertaucht, eine Dämmerung, welche ins Innere des Lebens eingreift, gemüthlich ſtimmt, und in der man ſo oft die Rechnung des Tages abſchließt. Hier geht man vom grellen Licht zum dunkeln Schatten über, keine Abſtufung, in der ein Gedanke lange verweilen könnte; ſo wie die Sonne unter den Horizont gerückt, iſt auch ſchon die Nacht da und die Nacht flieht man hier im Freien, ſelbſt der Mondſchein hat für die Portugieſen keinen Reiz, beide hält man nachtheilig für die Geſundheit und man flüchtet vor ihnen nach den Zimmern, mit Sehnſucht nach den Karten, die jungen Leute nach Spiel und Tanz, und wenn die Nachtſchwüle auch noch ſo groß, die feſt verſchloſſenen Fenſter die Luft der Zimmer auch noch ſo beengt machen, ſo muß doch getanzt werden, ſobald nur ein Dutzend junger Herren und Damen zugegen ſind, die alsdann abwechſelnd übernehmen auf einem Flügel dazu die Muſik zu machen. Dieſes dauert bis nach Mitternacht, wo ſich dann alle Nachbarn, wohl vermummt wie bei zehngradiger Kälte in Deutſchland, mit zugebundenem Mund und Naſe zu Fuß entfernen, die Städter aber ihre Wagen und Pferde beſteigen und von dannen ziehen. Viele wohlhabende Familien, und beſonders die engliſchen, wählen ihren Sommeraufenthalt vom Monat Julius an in dem fünf Stunden von Liſſabon entlegenen Cintra, einem kleinen, höchſt romantiſch gelegenen Städtchen mit einem königlichen Luſtſchloſſe, an dem Fuße der hohen, felſigen, iſolirten Granit-Serra von Cintra, dieſer portugieſiſchen Schweiz mit den zackigen Felſengipfeln, auf denen Klöſter thronen wie Jagdſchlöſſer, den tiefen Schluchten und den ſprudelnden kühlen Quellen, von großen ſchattigen Eichen überdeckt. Ein großer Theil des Abhanges iſt mit Landhäuſern und Gärten überdeckt; ein fruchtbares Thal mit lauter Obſtbäumen, von einem Bache bewäſſert, zieht ſich eine Stunde weit bis zu dem lieblichen Colares hinab, berühmt wegen ſeines guten Weins und der vortrefflichen Orangen, ſchattige Bosketts mit Sitzen und dunkeln Wegen reichen bis an die Region der nackten Felſenhörner hinauf, von denen das Auge über das niedere Land bis zum koloſſalen Kloſter von Mafra und tief ins Meer hinausſchweift; neben ſich die üppigſte Vegetation der hohen Eichen und des niedern Gebüſches von Lorbeer- und Erdbeerſträuchern, blühenden Oleandern, und die Farbenpracht der Geranien und Rhododendrons ꝛc. geben dieſem Aufenthalte einen unbeſchreiblichen Reiz, und beſonders durch ſein Abſtechen gegen die troſtloſen Umgebungen des niedern Landes.

(Fortſetzung folgt.)

Verderben des Waſſers durch die Gaseinrichtungen in London.

Der Obſerver enthält hierüber Folgendes: Wir erfahren, daß eine von der Regierung anbefohlne Unterſuchung eine Thatſache von hoher Wichtigkeit für die öffentliche Geſundheit ans Licht geſtellt hat. In Folge von Klagen, welche Bewohner der Umgegend Londons über den Zuſtand des zu Charing Croß gepumpten Waſſers angeſtellt haben, begab ſich Hr. Brand, Profeſſor der Chemie an dem königlichen Inſtitut, an Ort und Stelle, um ſich zu vergewiſſern, ob dieſe Klagen gegründet ſeyen. Die von ihm vorgenommene Analyſe hat ihn überzeugt, daß das Waſſer dieſer Pumpe durch die Ausdünſtungen der des nachbarten Gasometer dermaßen verdorben ſey, daß es weder zum Trinken, noch zur Bereitung von Speiſen irgend mehr tauge; nicht minder wichtig iſt die Entdeckung des Hrn. Brand, daß das Verderben der Quellen durch das Gas ſich raſch auch auf die andern Theile der Hauptſtadt ausbreite.

Die ruſſiſchen Beſitzungen jenſeits des Kaukaſus.

Das Khanat Talyſch.

(Fortſetzung.)

11. Von der Stadt Lenkoran und einigen Merkwürdigkeiten im Khanat.

In Talyſch gibt es nur eine Stadt, welche unter dem tatariſchen Namen Lenkeran (auf der Karte: Lenkoran) bekannt iſt: die Talyſchiner nennen ſie in ihrer Sprache Lankon, und in der Farſi-Sprache Lekeğüran. Sie liegt unter 38° 45′ 51″ N. B. und 46° 52′ O. L. von Paris (66° 54′ von Ferro), an der Einmündung des Fluſſes Lenke-

ranka oder Lankon ins kaspische Meer. Die Zeit ihrer Erbauung, so wie der Name des Gründers sind unbekannt, und man vermuthet bloß, daß die Stadt seit noch nicht langer Zeit bestehe, weil in alten Schriften der Name nicht vorkommt. Lenkoran ist nichts Anderes, als ein schlechtgebautes, unreinliches Dorf, das nichts Merkwürdiges darbietet. Es finden sich darin 422 mostemitische und 48 armenische Häuser, wovon 10 Eigenthum von Beks, 45 Eigenthum von Steuerbaren, 192 Eigenthum von Maasen, 120 Eigenthum von Gewerbsleuten, 7 Eigenthum von Geistlichen und 70 Eigenthum von Leuten sind, die von den Beks abhängen. Außer diesen gibt es 2 Bazars, 1 mostemitischen und 1 armenischen, welche 117 Buden enthalten, worin seidene und wollene Stoffe aus Persien und Schirwan, russische Zitze und Nankings, Halstücher, geringe Wollentücher, Eisen, Kästen, Thongefäße u. dgl. verkauft werden; übrigens ist der größere Theil von Verkäufern trockner und frischer Früchte, Schmieden, Schneidern, Barbierern u. dgl. besetzt. Die besten Kaufleute, welche in Lenkoran Handel treiben, besitzen nicht mehr als 1500 R. S., und sind entweder geborne Perser oder Armenier aus Astrachan und Baku.

Mitten in der frühern Stadt steht eine sehr einfache Moschee, welche nach der Verheerung Lenkorans im verflossenen persischen Krieg erbaut wurde. Im Norden der Stadt liegen am Meeresufer die Trümmer einer Veste, die aus einem Graben von 1¼ Klafter Breite, 1 Klafter Tiefe und fast einem Werst im Umkreise bestehen. In früherer Zeit wurde er aus der Lenkeranka mit Wasser gefüllt, was auch jetzt noch leicht wäre, da die Lenkeranka die Veste auf der einen Seite umfließt. Hart an diesen Ueberresten der Veste liegen die Häuser der russischen Beamten, der verheuratheten Soldaten, die Kasernen, das Spital, das Kornmagazin und verschiedene Handwerkswohnungen von Armeniern. Hier befindet sich auch eine griechisch-russische und eine armenische Kirche. Die Zahl sämmtlicher Häuser nebst den Kasernen beträgt nicht über 95; sie sind für den Fall eines in der Provinz ausbrechenden Aufstandes mit einem Pfahlwerk umgeben, und man nennt den Platz auch die Festung, obwohl von derselben keine Spur als der Graben übrig geblieben ist. Es ist zu bemerken, daß der von den russischen Häusern eingenommene Fleck einer sehr guten Luft genießt, und überhaupt viel gesünder ist als der, wo die Häuser der Eingebornen stehen.

Lenkoran hat ein Bataillon zur Besatzung; außerdem befinden sich fortwährend daselbst 50 Kosaken und ein Zug Artilleristen mit zwei Sechspfündern und einer Berghaubitze.

Man bemerkt, daß der Bau einer Festung auf einem so wichtigen Punkte von großem Nutzen seyn würde, weil das in Lenkoran befindliche Bataillon dadurch in völliger Sicherheit sich befände, was in politischer Beziehung einen vortheilhaften Eindruck auf die Einwohner machen und sie für die Zukunft in Unterwürfigkeit halten würde; mit der Sicherheit würde sich dann auch der Handel und die Industrie erweitern.

Der Bau der Häuser in Talysch geschieht auf dieselbe Weise, wie im ganzen Land; es gibt indeß Dörfer, die sich durch Größe der Bevölkerung, durch gute Lage und Bequemlichkeit für die Einwohner auszeichnen; dazu gehört namentlich Kisilagatsch am Flüßchen dieses Namens, da es aber auf der muganischen Steppe liegt, nicht weit von dem Meerbusen, so ist die Hitze im Sommer sehr heftig. Das Dorf Arkewan liegt angenehm in der Nähe der Berge am Flüßchen gleichen Namens; Alwada am Flusse Tschindir, Badafan, Arjus in den Bergen, Kürjidy gleichfalls. Ali Abad an der Lenkeranka hat in den Bergen eine in jeder Beziehung schöne Lage, eben so Lirik, Dschingemiran und Leiküran, Latony in Suwant und andere. Ali Abad ist wichtig als Centralpunkt von Talysch. Uebrigens sind viele der besten Landstriche ganz öde, z. B. in dem nördlichen Theile der Berge an den Flüssen Jntscha, Karajar, Giottapa und Gamaschara, in Mugan und am Abhange der talyschinischen Berge, während sie doch zu Ansiedlungen alle möglichen Vortheile darbieten.

In Mugan sind die Ueberreste zweier Erdbefestigungen, Arkewan und Gamaschara genannt. Die erstere könnte, wenn man sie wieder herstellte, vielleicht nützlich seyn: sie liegt in der Ebene, hat etwa eine Werst im Umfang und ist von einem ziemlich tiefen Graben umgeben; große Erdauswürfe von 8 Klaftern Dicke und 2 Klaftern Höhe bilden die Mauern, und der Fluß Arkewan bespült den einen Theil. Im Innern der Veste, auf der Nordseite, ist eine Citadelle: hier befand sich gewöhnlich der Khan oder irgend ein Befehlshaber, und in der Veste sammelte sich das Volk. Gamaschara ist ein ungeheurer Erdauswurf, der gleichfalls einst als Befestigung diente. Zur Zeit des letzten Aufstandes in Talysch im Jahre 1830 hielt sich Mir Abdullah Bek, der Sohn des Empörers Mir Hassan Khan, mit einer Schaar ihm ergebener Leute lange Zeit in der Veste Arkewan.

Zwischen den Dörfern Arkewan und Alwada ist eine von einem großen Walde bedeckte Gegend, wo nach der Sage einst eine große befestigte Stadt, Dschüm Dschüma, gestanden haben soll, und man zeigt jetzt noch die Ueberreste von Befestigungen, aber andere Kennzeichen einer ehemals hier gelegenen Stadt sind nicht vorhanden. Ueberhaupt besaß der Sage zufolge Mugan einst eine große Bevölkerung, war mit Dörfern besäet und hatte zwei große Städte, aber es wurde von Thamas Kuli Khan, bekannter unter dem Namen Nadir Schah, gänzlich verwüstet; auch die von ihm in Talysch angerichtete Verheerung und der Ruhm seiner Waffen sind bei den Talyschinern noch in lebendigem Gedächtnisse. Seit dieser Zeit ist Mugan verödet und seine Bewohner haben sich zerstreut: ein bedeutender Theil davon wurde von dem Schah ins Jnnere von Persien geführt, und einige flohen nach Karadag, Schirwan, Baku und selbst nach Georgien. Ihm schreibt man auch die Zerstörung der Vesten von Arkewan, Gamaschara und andern zu.

Zehn Werste von Lenkoran, am ersten Abhange der talyschinischen Berge, zeigt man gleichfalls die Trümmer einer einst bedeutenden Festung, deren Bau man einem besondern Stamme zuschreibt, der Talysch bewohnt habe, und Diw genannt worden sey; Nadir Schah habe die Diws gleichfalls vernichtet; die ganze Geschichte scheint indeß eine Fabel, und das Erzeugniß der lebhaften Einbildungskraft der Asiaten zu seyn. Nahe an dem Berge Alar sind zwei kleine Befestigungen, Deher Kalassi und Kyš Kalassi genannt; man weiß nicht, wann und von wem sie erbaut worden sind. Nahe an dem Dorfe Monibigo, welches nahe an dem steinigen, Drych von Suwant trennenden Bergrücken liegt, sind zwei Berge, Ramazatsch und Siunoch; zwischen ihnen läuft eine Schlucht, worin mit reißender Schnelligkeit der Bolgaru strömt. Durch diese Schlucht führt der einzige annehmend mühsame und kaum gangbare Weg von Drych nach Suwant; auf der Verlängerung des ersten Berges liegt die Befestigung Deka, von Schaamar Bek erbaut, den der Beherrscher von Talysch, Kara Khan, wegen seiner Unbotmäßigkeit aus dem Wege räumen ließ.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 114.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 April 1838.

Die Barbareskenstaaten.

Stellung der Franzosen in Algier.

Seit geraumer Zeit war die Ansicht verbreitet, die französische Regierung suche durch Uebertreibung der Ausgaben für die Besitzungen in Afrika dem Volke allmählich das Ganze zu entleiden, um mit der Zeit die Besetzung Algiers vollkommen aufhören lassen zu können. Es kann uns gleichgültig seyn, ob die französische Regierung je diese Absicht hatte, oder sie nur der englischen Regierung gegenüber durchblicken ließ, da man es als eine ausgemachte Sache betrachten kann, daß dieß jetzt zu den Unmöglichkeiten gehört, vor welchen alle Wünsche und Bestrebungen zurücktreten müssen, und seit der Rede, womit der Kriegsminister am 24 Februar die Creditforderungen für die Bedürfnisse der französischen Besitzungen in Afrika einleitete, kann wohl an dem Entschluß der französischen Regierung, die errungene Stellung in Algier zu behaupten, kein vernünftiger Zweifel mehr obwalten. „Der Augenblick ist gekommen," sagt er darin, „wo man eine bestimmte Bahn einschlagen, und diese mit Beharrlichkeit verfolgen muß. Unsere Stellung in Algier gestattet uns endlich an Maaßregeln für die bessere Unterkunft unserer Soldaten in Algier zu denken." Hierauf geht er in lange Details ein über den Bau von Kasernen, Spitälern, Magazinen und Straßen, über Austrocknung von Sümpfen, Erweiterung von Häfen u. dgl., wofür er eine Summe von 15 Millionen Franken verlangt. Unter den zu errichtenden Gebäuden ist namentlich der Bau eines Lazareths in Algier von großer Wichtigkeit, weil dadurch der zeitraubende Aufenthalt in den europäischen Quarantänen abgekürzt, und, wie es scheint, in kurzem gänzlich aufgehoben werden soll; dadurch würde eines der größten Handelshindernisse im Mittelmeer aus dem Wege geräumt werden. Außer diesen auf die Erhaltung von Algier berechneten Anstalten deuten auch mehrere Bewegungen der französischen Schiffsdivision in der Westhälfte des Mittelmeeres darauf hin, daß man fortwährend Tunis und Marocco aufs strengste bewacht, damit sie sich nicht auf eine für Frankreich nachtheilige Weise in die algierischen Verhältnisse einmischen.

Alles dieß zusammengenommen hat hingereicht, die öffentliche Meinung in Frankreich hinsichtlich der Absicht der Regierung, Algier zu behaupten, fast gänzlich zu beschwichtigen, der Streit in Journalen und Broschüren dreht sich jetzt nur noch darum, ob das von der Regierung im Innern von Algier eingeschlagene System das richtige ist. Hier ist immer noch der Tractat von der Tafna das große Schlachtroß, das die Parteien tummeln, und die Regierung hat durch das Organ des Kriegsministers bereits indirect anerkannt, daß dieser Tractat an wesentlichen Gebrechen leide, wenn gleich der Minister in der obenangeführten Rede noch dessen Vertheidigung übernahm, und wenigstens insoferne Recht hatte, als derselbe für einige Zeit Ruhe in der westlichen Provinz herstellte. Daß diese Ruhe trügerisch ist, daß in der mittlern Provinz, in der von Titteri, die Sachen auf keinem bessern Fuß stehen, als zuvor, daß Abdel-Kader ein für die Franzosen sehr nachtheiliges Handelsmonopol zu begründen sucht, daß die arabischen Residenten, welche nach dem Vertrag an der Tafna in den von den Franzosen besetzten Städten zur Schlichtung allenfallsiger Streitigkeiten mit den französischen Behörden sich aufhalten sollten, auf eine Art sich betrugen, als wären sie die Statthalter ihres Sultans Abdel-Kader, — das sind Dinge, welche der Minister selbst in seiner Rede zugestanden hat; den Grundfehler des Tractats aber, aus welchem alle die angegebenen Widerwärtigkeiten naturgemäß sich entwickelt haben, hat er nicht angeführt, die Gegner des Tractats aber haben nicht unterlassen, ihn schroff hervorzuheben: er besteht darin, daß man eine arabische Herrschaft der französischen gegenüber und Abdel-Kader als den Chef anerkannte, ein Schritt, wodurch Abdel-Kaders Macht eine Begründung und eine Einheit erhielt, die ihr vorher abgingen, denn von nun an konnten sämmtliche Stämme der Provinzen Oran und Titteri nur noch wählen zwischen der Herrschaft Frankreichs und der Abdel-Kaders, eine Wahl, die nicht zweifelhaft seyn konnte: man entschied sich für den Einheimischen gegen den Fremdling.

Die Erfahrung, welche man in dieser Beziehung machte, ließ die Thorheit, ein Gegengewicht gegen Abdel-Kaders Macht in dem Kulugli Achmed Bey selbst vernichtet zu haben, um so empfindlicher fühlen, und es wurde daher sogar der Versuch ge-

macht, mit ihm wieder anzuknüpfen, zu welchem Ende der bekannte Oberſt Delarue, welcher zu allen diplomatiſchen Sendungen in Nordafrika gebraucht wird, an ihn abgeſchickt wurde. Wahrſcheinlich in Folge dieſer Sendung erſchien der durch die Vertheidigung Conſtantine's berühmt gewordene Khalifa Achmed Beys, Ben Aiſſa, in Algier, um als Geſandter ſeines Herrn nach Frankreich zu gehen, was ihm aber vorerſt verweigert wurde. Sein Anerbieten ſoll geweſen ſey, daß Achmed Bey alle Kriegskoſten und einen Tribut bezahlen, auch ſich eine franzöſiſche Beſatzung in Conſtantine gefallen laſſen wolle, wenn man ihn wieder in die Regierung ſeines Beyliks einſetze; Ben Aiſſa, ein geborener Kabyle, hätte überdieß die Unterwerfung der verſchiedenen Stämme der Provinz gewiſſermaaßen garantirt und ſich ſelbſt dabei ein Commando vorbehalten wollen. Was das Ergebniß dieſes Antrags ſeyn wird, iſt bis jetzt noch ungewiß. Ben Aiſſa hat noch nicht die Erlaubniß erhalten, nach Frankreich zu gehen, und die Franzoſen ſcheinen den Verſuch machen zu wollen, ob ſie ſelbſt die Verwaltung mit Hülfe der Eingebornen übernehmen können. Die Regierung ſcheint die öffentliche Meinung zu ſcheuen, und nicht das mit ſo vielem Blut und Geld errungene Conſtantine dem alten Beſitzer zurückgeben zu wollen. Einigen unſichern Nachrichten zufolge befindet ſich Achmed tiefer im Innern des Landes, und ſchlägt ſich dort mit ſeinem alten Feinde, Farhad den Said, der Schlange der Wüſte herum, welcher ſeinerſeits mit Abdel-Kader, dieſem furchtbaren Vereinigungspunkt für die arabiſche Nationalität, in Unterhandlung getreten ſeyn ſoll.

(Fortſetzung folgt.)

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Fortſetzung.)

Mit Ausnahme der Anlagen mancher Privatgärten, in denen man meiſtens kleinliche Cascaden und andere Spielereien von Schnörkelbeeten findet, hat hier die Natur mehr gethan wie die Kunſt, und hie und da iſt man jener nur etwas zu Hülfe gekommen, vorzüglich in der kleinen Parkanlage von Penha Verde. Doch ich will hier keine Beſchreibung der Schönheit Cintras geben, ſondern wie hier die Menſchen, die aus Liſſabon vor der heißen Sonne und dem unter den Füßen brennenden Straßenpflaſter flüchten, hier zu leben pflegen, wo die Hitze durch Felſen, Bäume und Quellen gemildert und eine reine freie Bergluft eingeathmet wird. Wer flüchtet aber wohl aus Liſſabon nach Cintra bloß in der Abſicht, in Liſſabon einer Unbequemlichkeit zu entgehen, um in Cintra die Natur zu genießen? eigentlich bloß die Ausländer, denen Naturgenuß Bedürfniß iſt; portugieſiſche Familien treibt nur die Mode hin, es gehört zum bon ton, im Sommer in Cintra zu wohnen, und dann leben ſie dorten beinahe eben ſo wie in der Stadt, mit dem Unterſchiede, daß die Herren weniger genirt gekleidet gehen und daß man häufige Promenaden zu Eſel macht. Uebrigens lebt hier jede Familie abgeſchloſſen für ſich nach ihrer Bequemlichkeit, und langweilt ſich ſehr oft, da man ſich nie zu einem allgemeinen Genuß verſammelt, wozu auch kein Lokal vorhanden. Cintra wird ebenfalls erſt, wie die Landhäuſer um Liſſabon herum, im hohen Sommer bezogen, und ſelbſt im Frühjahr, wenn tauſend Nachtigallen daſelbſt ihr Lied ſingen, und der Obſtbaumwald in der herrlichſten Blüthe ſteht, beſucht Niemand Cintra und wenn es auch nur auf einige Tage wäre, und warum nicht? weil alsdann keine Modewelt da iſt, und weder Sentimentalität, noch Schwärmerei bei den Portugieſen angetroffen wird; es iſt ihnen ſelbſt ganz unbegreiflich, daß eine Nachtigall zum Herzen ſprechen ſoll, es kommt ihnen lächerlich vor, wenn man von ſanften Gefühlen ſprechen wollte, welche der melodiſche Morgen- und Abendgeſang einer Amſel oder Droſſel erwecken kann; überhaupt ſchenkt ein Portugieſe dem Geſang der Vögel keine Aufmerkſamkeit, und ein ſchreiender Papagai iſt ihnen lieber als der Geſang einer Lerche. Man findet daher ſehr ſelten die Liebhaberei, Vögel in Bauern zu halten, es müßte denn allenfalls ein lärmender Kanarienvogel ſeyn, hie und da wohl ein Stieglitz oder Zeiſig, auch wohl eine Amſel oder Droſſel, was aber mehr eine Liebhaberei der Kinder und der jungen Hausgenoſſen iſt, die ſich ſehr bald wieder verliert, als der Alten. Dieſer wenige Sinn und Geſchmack für Geſang der Vögel geht ſo weit, daß man nicht nur nicht gleichgültig dagegen iſt, ſondern er fällt ihnen beſchwerlich, er iſt unbequem und ſtört ſie, ſie verwünſchen denſelben. So hatte z. B. eine deutſche Familie hier zwei Amſeln, deren herrlicher Geſang mehrere Monate lang vom angehenden Frühling bis ſpät in die Nacht und ſchon vor Tagesanbruch durch die ſtillen Straßen erſchallte. Allen Nachbarn war dieſe Nachtmuſik ein Gräuel, ſie ſtörte den Schlaf, eines klagte dem andern aus dem Fenſter ſein Leid und zwar gefliſſentlich ſo laut, daß die Eigenthümer dieſer Singvögel es hören und damit eine Abänderung treffen ſollten, andere ließen ſogar darum bitten, den Amſeln das Maul zu ſtopfen, was Alles natürlicherweiſe unbeachtet blieb, da dieſes keine nachbarliche Störung war, welche gegen Polizeiordnung handelte; allein was geſchah! die Vögel ſtarben kurze Zeit nachher beide und verſtummten für immer.

Cintra hat drei Gaſthäuſer, ein italieniſches, ein engliſches und ein gemiſchtes, worin die Wirthin eine Deutſche ſeyn ſoll, die ſich aber zu mehrern Nationen bekennt. Sie alle ſind beſſer wie die beſten Gaſthäuſer in Liſſabon, und ſind vorzüglich an Sonn- und Feſttagen von Liſſabon aus am ſtärkſten beſucht, auch in der Jahreszeit, wo dorten noch keine ſchöne Welt zu finden. Am Sonnabend kommt man dorten an, bleibt den Sonntag und kehrt den Montag früh wieder zurück. Womit vergnügt man ſich nun in dieſer Zeit? diejenigen, welche in Freundeswohnungen ihr Abſteigequartier nehmen, finden ihre Unterhaltung im Familiencirkel, diejenigen aber, die ihr Unterkommen in den Wirthshäuſern ſuchen, finden daſelbſt Geſellſchaft genug, die hohes Spiel treibt, mit dem man gleich nach der ſpäten Ankunft ſeine Zeit bis lang nach Mitternacht verbringt und alsdann tief in den andern Tag hinein ſchläft. Nach einem ſpäten Frühſtück pflegt man dann, wenn die ganze hier wohnende Modewelt ſich auf Eſel geſetzt und damit die Berge erklettert,

ebenfalls dergleichen nützliche Langohren zu besteigen, und die gangbarsten Wege einzuschlagen, wo man die zahlreichsten Karawanen trifft, die übrigens jede für sich ihr Wesen treibt ohne sich um andere zu kümmern. Ist man auf diese Art einige Stunden herumgetrabt, nach Penninha, Colares, dem Korkkloster und hat den Felsenschlund nach dem Meere gesehen, den waghälsige Knaben für eine Kleinigkeit hinabzuklettern pflegen, so kehrt man zum Wirthshause zurück, und greift alsdann vor Tisch und nach Tisch zu den Karten, oder wer nicht spielt, schläft vor Tisch und nach Tisch.

Erst gegen Abend wird wieder eine kleine Promenade zu Fuß oder zu Esel nach dieser oder jener Quinta gemacht, wo man zwar Gesellschaft genug findet, die sich aber alle einander fremd bleibt, höchstens nur noch höflich grüßt und vorübergeht, und so findet denn derjenige, der unter den Leuten keine Bekanntschaft hat, und dem die Natur keine Unterhaltung zu verschaffen vermag, der am Spiel keinen Gefallen findet, den Aufenthalt in Cintra höchst langweilig; denn so wie die Nacht kommt, wo an den deutschen Vergnügungs- und besonders Bade-Orten das eigentliche Leben erst noch genossen wird, indem man beim Schein der Lampen im Freien sitzt und die Abendkühle genießt, beim Schall einer angenehmen Musik conversirt, und endlich den Tag mit Tanz und Spiel beschließt, zieht sich jede Familie in ihre Wohnung zurück, die Wirthshäusler greifen wieder zu den Karten, und so verläuft ein Tag wie der andere ohne eine andere Abwechslung, als daß man bald diesen bald jenen Weg zur Promenade einschlägt. Für Familien, welche ein Stilleben lieben, ist Cintra gewiß einer der angenehmsten Aufenthaltsorte, es ist eine Oase in der Wüste, in der man vergißt, daß man unter einer beinahe afrikanischen Sonne lebt; wenn diese in den Ebenen alles versengt und verbrennt, brechen sich hier ihre Strahlen an dem frischen Grün der Vegetation; wenn dorten ein ungetrübter blauer Himmel erscheint, der alle Hoffnungen eines erquickenden Regens verschwinden macht, so ziehen sich wenigstens hier auch in den trockensten Tagen, Morgens und Abends befeuchtende Nebel zusammen, ergießen einen wohlthätigen Thau und tränken die durstigen Pflanzen. Die romantische Lage Cintra's, die Umrisse der Felsenberge, das Groteske einzelner Partien, die alten Reste einer maurischen Burg auf wild durcheinander geworfenen Steinen, die dunkeln schattigen Gänge und Felsenschluchten, alles dieses erinnert an das Bad Liebenstein in Sachsen, und wenn hier der wilden Natur, der keine Kunst und kein Geschmack der Verschönerung zu Hülfe gekommen, nur etwas nachgeholfen würde, so würde Cintra mit seinem herrlichen Klima unstreitig alle europäischen Vergnügungsorte an Schönheit übertreffen; allein hier herrscht kein Gemeinsinn, um so etwas zu unternehmen, und die portugiesischen Monarchen, die hier hätten einschreiten und prachtvolle Umgestaltungen machen können, zeigten auch nie Sinn für dergleichen. Was von jeher ein großes Hinderniß war, Cintra in Aufnahme zu bringen und diesen Ort auch für weniger bemittelte Personen zugänglich zu machen, war die übermäßige Theuerung des Transports dahin und zurück, indem man für einen zweisitzigen Miethwagen ohne Trinkgeld des Kutschers 8 Thaler, und für ein gutes Reitpferd täglich 2 bis 3 Thaler bezahlen mußte, wobei noch das Unangenehme, daß man diese 5 Stunden Wegs auf einer furchtbar ruinirten Pflasterstraße nur meistens im Schritt zurücklegen konnte. Ohne den Unterhalt der Pferde mußte man im Wirthshause täglich 2 Thaler 20 gGr. bezahlen, kommt nun noch hinzu, was man für Eselmiethen zu zahlen hatte, so kam ein dreitägiges Vergnügen, wenn man zu Pferd war, 15 bis 16 Thaler, und war man zu Wagen, über 20 Thaler zu stehen. Seit zwei Jahren hat man nun die Straße dahin verbessert, der größte Theil ist in eine Chaussée umgewandelt, die steilen Abhänge hat man umgangen, und wöchentlich fahren gegenwärtig sechs- und viersitzige Diligencen dahin, worauf von jeder Person 2 Thaler bezahlt werden, und geht man mit dem fünfzehnsitzigen Omnibus, so zahlt man nur 1½ Thaler. Durch diese große Herabsetzung der Transportkosten ist zu hoffen, daß künftig Cintra häufiger besucht wird, und daß mit der Zeit sich auch wohl entrepreneurs finden, die für das öffentliche Vergnügen sorgen; ein großer Salon als allgemeiner Versammlungsort in einer Parkanlage würde das erste Bedürfniß seyn; eine Generation möchte darüber wohl noch vergehen, bevor so etwas zu Stande kommt, und mancher Unternehmer auch noch dabei zu Grunde gehen, bevor der Portugiese an solchen gemeinschaftlichen Vergnügungsorten Geschmack findet, und durch das, was er daselbst verzehrt, die Erhaltung eines solchen Etablissements befördert.

(Schluß folgt.)

Die russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus.

Das Khanat Talysch.

(Schluß.)

12. Von den nomadischen Bewohnern des Khanats Talysch.

Der Magal Sefydasch, mit den dazu gehörigen Perimdalinen, Delagardinen, einem Theile der Schachsewanen und einem kleinen Theile der Magals Alar und Drych führen ein nomadisches Leben. Die Zahl der nomadischen Familien kann man auf 1500 anschlagen. Diese Gemeinden sind nicht lauter eigentliche Talyschiner. Die Delagardinen, eigentlich Delagarda genannt, bilden einen besondern, von den übrigen scharf geschiedenen Stamm; sie haben mehr als die übrigen die Einfachheit und Wildheit ihrer Sitten beibehalten, und haben eigenthümliche Gebräuche und Vorurtheile: die Delagardinen bestanden in früherer Zeit aus 600 Familien, und ihr Haupthandwerk bestand damals, wie noch jetzt, im Raube; sie führten ein unstätes Leben, und zogen bald von Talysch nach Persien, bald wieder zurück. Als Aga Muhammed Khan nach Georgien zog, Tiflis verheerte und dann nach Persien zurückkehrte, dienten die Delagardinen dem Beherrscher von Talysch, als sie aber hörten, daß Karawanen mit den erbeuteten Schätzen abgingen, beschlossen sie, dieselben zu plündern. Hundert Mann stark überfielen sie eine Karawane Aga Muhammed Khans, die von einer ohne Vergleich stärkern Menschenzahl begleitet war, plünderten sie, und gaben, wie dieß immer geschah, dem Khan von Talysch den fünften Theil der Beute. Dafür forderte Aga Muhammed Khan von dem Beherrscher von Talysch die Herausgabe des Anführers der Delagardinen und seiner

Söhne; der Khan bemächtigte sich derselben mit List und lieferte sie dem persischen Hof aus, wo sie hingerichtet wurden. Seit dieser Zeit hegen die Delagardiner einen Haß gegen die Perser, und nahmen darum auch an dem letzten in Talysch stattgefundenen Aufstande keinen Antheil. Sie waren die besten Spione des Khans, ertrugen, wenn ihrer Lohn dafür wartete, unglaubliche Beschwerden, und brachten ihm unbegreiflich schnell und sicher Nachricht von dem, was in Persien vorging. In ihrem Charakter liegt eine besondere Festigkeit, sie lieben leidenschaftlich ihre Unabhängigkeit und hassen allen Druck. Aber ihre Raubsucht verdunkelt alle ihre guten Eigenschaften, sie halten Raub für kein Verbrechen, und behaupten, jeder Mensch habe ein gleiches Recht auf Alles, was die Natur biete, und wenn Einige dieses Gesetz überträten und große Reichthümer sammelten, so müßten die Andern durch Gewalt oder List sich ihren Theil davon gewinnen. Heurathen zwischen Vater und Tochter, Sohn und Mutter, Bruder und Schwester halten sie nicht für unrecht, strafen aber die Uebertretung der ehelichen Treue sehr streng. Die Delagardinen sind ungemein gastfrei, aber in ihrem Verkehr sehr finster. Das Verbot, zu stehlen, halten sie für eine Verdrückung. Jetzt beträgt ihre Zahl nur noch 150 Familien in vier Nomadendörfern. Im Winter, Frühjahr und Herbst durchziehen sie die schönen und grasreichen Strecken am Nordabhange der talyschinischen Berge, längs den Flüssen Jntscha, Karajar und Gusan.

Die Schachsewanen sind ein Theil des weitverbreiteten Stammes dieses Namens in Nordpersien. Die Bedrückungen der persischen Khane nöthigten sie, sich nach Talysch überzusiedeln, und einige derselben haben bleibende Wohnungen im Magal von Arkewan; ihre Zahl beträgt 170 Familien.

Die Perimbalinen, Sefydaschen und Alaren sind eines Stammes mit den Talyschinern, doch finden sich auch unter ihnen viele, die aus Persien ausgewandert sind. Die Perimbalinen zählen 500, die Sefydaschen 470 und die Alaren 80 Familien. Außer diesen machen die Oratten und eine geringe Anzahl Einwohner des Magals von Dryd gleichfalls 150 Familien aus; unter diesen Nomaden rechnet man:

	Delagardinen	Schachsewanen	Sefydaschen	Alaren
Steuerzahlende . .	120	140	280	50
Nukers	—	—	72	15
Maasen	—	—	50	5
Bek'sche Unterthanen	—	—	80	—

Die Nomaden zerstreuen sich im Winter auf der muganischen Steppe, an den Flüssen Gamaschara, Sirich-tschal und Karajar, und in den Distrieten Siektapa, Tschintiga, Eddikapa, Jsüntapa, Dagalchan und andern; an diesen Orten bleiben sie vom November bis Ende März. Am Ende März fangen sie an langsam in verschiedenen Richtungen nach den Abhängen der talyschinischen Berge hin aufzubrechen. Den Mai bringen sie an den untern Ausläufern der Berge zu, und ziehen im Junius nach den Eilaks oder Sommerweiden; hier bleiben sie bis zu Ende September, ziehen dann langsam nach den untern Abhängen der Berge, und gehen im November wieder nach Mugan hinüber. Die Sommerweideplätze sind nicht ausgedehnt; fast alle diese Nomaden ziehen nach den breiten, Tschitschegli genannten Bergen hinab, welche an der Gränze Persiens liegen, so daß der beste Theil ihrer Sommerweiden innerhalb den Gränzen von Persien liegt. Den Kamarkul genannten Ausläufer der Berge umgehen sie gleichfalls jenseits der Gränze. Das Khanat Talysch enthält jetzt wenige zur Sommerweide taugliche Strecken, einige der Nomaden bleiben nothgedrungen in dem alarischen Gebirge, und namentlich auf dem hohen Berg Alar selbst. Außer den Talyschinern ziehen auch persische Unterthanen nach den Tschitschegli-Bergen.

Die Lebensart der nomadischen Talyschiner ist vollkommen dieselbe, wie die der nomadischen Schirwaner, nur sind sie, wie es scheint, noch viel roher; Viehzucht ist Alles, was sie verstehen, und nur einige Sefydaschen und Alaren treiben auch etwas Ackerbau. Jhre Viehzucht ist im Verhältnisse zu den Vortheilen ihrer Lage nicht bedeutend: sie zählen 2000 Büffel, 4000 Ochsen, 6000 Kühe, 26,000 Schafe, 4500 Pferde, 120 Kamele und gegen 5000 Esel; vor dem Winter 1829 war diese Zahl viel beträchtlicher, damals aber raffte die ungewöhnliche Kälte eine bedeutende Menge Vieh hin. Diese Nomaden gewinnen 1600 Pud Butter, 1200 Pud Käse und 1600 Pud Wolle, welche sie theils an die Bewohner des Khanats und persische Unterthanen absetzen, theils in den Dörfern gegen Getreide und andere ihnen nothwendige Gegenstände eintauschen. Einige Bewohner des Khanats und anderer Provinzen kaufen Vieh bei ihnen. Trotz der Beschränktheit ihres Viehstandes leben diese Nomaden ziemlich gut: obwohl arm an Geld, haben sie doch Alles, was sie brauchen, nämlich Nahrung und Kleidung. Diese Zufriedenheit, welche sich auch durch ihren wilden Zustand kundgibt, und die Gewohnheit, fast immer in einem gleichförmigen Klima zu leben, sind die Ursachen ihrer Anhänglichkeit an ihre nomadische Lebensweise. Wenn sie in dauernden Wohnsitzen sich niederließen, so würden sie mehr Anhänglichkeit an das Land erhalten, während jetzt ihr Aufenthalt in Talysch sehr unsicher ist, denn jeden Tag kann man erwarten, daß sie über die Gränze gehen.

Die Sefydaschen sprechen türkisch, die Perimbalinen und Alaren fast dieselbe Sprache, wie die Talyschiner, die der Delagardiner ist etwas mehr verändert; namentlich haben die Wochentage bei ihnen, je nach ihren Beschäftigungen und dergleichen, verschiedene Namen erhalten; z. B. der Freitag, welcher bei den Möslems Dschuma oder Versammlungstag heißt, wird von ihnen Süt-gün, d. h. Milchgeld, genannt, weil man an diesem Tage den Hirten ihren Lohn auszahlt; unser Sonntag heißt bei ihnen Tus-gün oder Salztag, weil man an diesem Tage dem Vieh Salz zu fressen gibt; der Montag heißt Kala-gün, Festungstag, weil man an diesem Tage nach dem Bazar auf der Festung Arkewan geht; der Dienstag Jolkassan-gün, d. h. der Tag, an welchem der Weg durchschnitten wurde, welche Benennung davon herrührt, daß an diesem Tage einige von ihnen eine reiche nach Persien gehende Karawane bei Arkewan plünderten; einige Tage heißen Bradiga Basar, Kisilagatsch Basar und so weiter, weil man sich an diesen Tagen zu Bradiga, Kisilagatsch u. s. w. zu Markte versammelt.

Man kann den Landstrich nicht bestimmen, den die nomadischen Talyschiner einnehmen, weil sie in Mugan gewöhnlich in zerstreuten Nomadenlagern von 10 bis 20 Kibitken leben, und wenn das Futter an der einen Stelle abgefressen ist, nach einer andern ziehen, während in Schirwan jedes Nomadenlager seine bestimmte Ausdehnung hat. Mugan könnte leicht fünfzehnmal stärkere Heerden ernähren, als die Talyschiner jetzt besitzen.

Nach einem Schreiben in der Sandwich Jsland Gazette hat die dortige Regierung zwei katholische Missionäre aus der Jnsel weggewiesen, und ein englisches Fahrzeug unter Androhung, auf dasselbe zu feuern, genöthigt, sie aufzunehmen. Der englische Capitän strich seine Flagge und überließ das Schiff mit den beiden Franzosen der Regierung. Ohne allen Zweifel ist die Unduldsamkeit der nordamerikanischen Missionäre an dem ganzen Vorfalle schuld.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 115.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 April 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Häusliches Leben.

(Schluß.)

Durch die erleichterten Transportmittel ist zu erwarten, daß Cintra bei einer zu hoffenden steteren Ruhe im Lande bald mehr und mehr in Aufnahme kommen wird, besonders da auch schon das Vorurtheil bei höheren Ständen überwunden ist, und diese sich nicht mehr schämen, selbst die Damen nicht, in einem Omnibus die Reise dahin zu machen. Ueberhaupt kann man sagen, daß die Einführung dieser gesellschaftlichen Transportwägen, deren jetzt zehn Stück die Straßen Lissabons durchkreuzen, von außerordentlicher Wirkung für das Geschäftsleben und den Privatverkehr ist, denn befreundete Häuser, deren Bewohner, wegen der großen Entfernung von einander und der Kostspieligkeit der Miethwägen, sich nur sehr selten sehen konnten, können sich dieses Vergnügens öfter und um den billigen Preis von 4 gGr. à Person erfreuen. Die Miethkutscher halten jetzt auf den Straßen, gleich den Fiakern anderer großen Städte, vom Morgen bis in die Nacht; polizeilich sind ihnen die Preise nach Stunden festgesetzt worden, so daß man für eine halbe Stunde, was das Geringste ist, 10 gGr. zahlen muß, was noch immer zu theuer ist, und die Concurrenz der Fahrliebhaber vermindert; indessen ist es doch auch ein kleiner Fortschritt in den Bequemlichkeiten des Lissaboner Lebens, deren sich manche Familien bedienen können, die sonst wohl nie in einen Wagen zu sitzen kämen.

Nachdem wir das Privatleben der höhern, gebildeteren Stände beleuchtet haben, thun wir nur noch einen flüchtigen Blick auf das Privat- und Familienleben des schlichten Bürgers und Handwerkers. Diese Menschen besitzen selten ein Grundeigenthum, weßhalb sie denn auch stets zur Miethe wohnen und folglich einem gewissen nomadischen Leben unterworfen sind, was sich vorzüglich in den letzten Tagen vor Johanni und vor Weihnachten zu erkennen gibt, wo alle Umzüge gehalten zu werden pflegen. Wenigstens der zehnte Theil der Bewohner Lissabons verändert alsdann seine Wohnungen, und auf den Straßen sieht man nichts als schleppende Gallegos, diese wohlthätigen Lastthiere der Hauptstadt, mit Möbeln beladen; es ist eine wahre Völkerwanderung von dem einen Hause in das andere, von einer Straße in die andere. Die Einen lieben solche Veränderungen aus Wunderlichkeit des Geschmacks, die Andern aus Convenienz und noch Andere aus Noth, weil entweder der Hauseigenthümer mit den Inwohnern oder diese mit jenem unzufrieden, oder weil es an Sicherheit für das zu bezahlende Miethgeld fehlt; in diesem Fall sind die meisten ärmeren Bürgersleute und Handwerker, die dennoch aber Rath zu schaffen wissen, um nicht ohne Obdach zu bleiben. Durchgängig müssen sich diese Leute auf einen engen Wohnraum beschränken, und selbst die Wohlhabendern unter ihnen sind an keine größeren Wohnbequemlichkeiten gewöhnt. Mit einem Zimmer und einigen Kammern behilft sich die größte Familie. So eng dieser Raum auch ist, so wird das Zimmer doch immer höchst reinlich gehalten, und mit manchem veralteten Hausgeräth ausgeschmückt. Die weibliche Familie ist beinahe fortwährend den ganzen Tag allein zu Hause, während die Männer ihren Geschäften nachgehen und oft nur erst am Abende wieder heimkehren. Wer schon mit Anbruch des Tags an seine Arbeit muß, verläßt das Haus, ohne etwas zu genießen, und kehrt alsdann zur gewöhnlichen Frühstücksstunde zwischen 8 und 9 Uhr zurück, wo die ganze Familie sich zum Morgen-Imbiß niederläßt und Thee, Kaffee oder Chocolade mit Brod und, wenn es die Umstände erlauben, mit Butter genießt. Ist die Familie in den Umständen, daß die weiblichen Mitglieder nicht für das tägliche Brod zu arbeiten brauchen, dann thun diese, wörtlich genommen, schlechterdings gar nichts; sie rühren keine Hand an zu irgend einer Beschäftigung, ungeachtet die Mädchen durchgängig fast alle nähen und stricken lernen und in ersterem Betracht eine außerordentliche Geschicklichkeit erhalten. Nirgends in der Welt findet man wohl feinere Nähte und herrlichere Stickereien wie hier. Um Mittag kommt der Familienvater wieder nach Hause, und man nimmt das gemeinschaftliche Mittagsmahl ein, welches gewöhnlich und selbst bei den Wohlhabenderen höchst frugal ist, oder man läßt sich dasselbe auch an den Ort seiner Beschäftigungen bringen, wenn dieser weit entfernt ist, und dann pflegt sich die Familie so recht, wie man wohl sagt, in ihrer Sauce zu verhalten;

man ſetzt ſich nicht einmal ordentlich an einen gedeckten Tiſch, ſondern jedes nimmt an der Erde, auf Matten ſitzend, oder auf Kiſten und Kaſten und ſelbſt am Küchenherd, ſeinen Teller auf den Schooß und verzehrt, was der Topf beſchert, und dieſes geſchieht nicht nur von ärmern Familien aus Noth, weil es ihnen etwa an dem Benöthigten mangelt, um den Tiſch zu decken, ſondern auch von wohlhabenden, die ſelbſt Alles im Ueberfluß haben, weil es ihnen ſo bequemer iſt — eine Bequemlichkeit, die ſich ſogar auf ihren Anzug erſtreckt. Ueberraſcht man eine ſolche Familie, dann wird man gewöhnlich nur finden, daß ihr Kopfputz, ihr wohlgekämmtes dunkles Haar in Ordnung gebracht iſt, um den Kopf zum Fenſter hinausſtrecken zu können: die Aelteren, um zu ſehen was da vorgeht, die Jüngern, um ſich den Männern zu zeigen; im Uebrigen aber wird man ſie mit übergetretenen alten oder auch neuen Schuhen antreffen, geſchnürt mit Corſet nie, ja es geht bei den Meiſten ſo weit, daß ſie nicht einmal ihr Kleid hinten zuhaken laſſen, es hängt ihnen oft das beſte Kleid am Leibe wie ein Sack, und werden ſie in dieſem Zuſtande überraſcht, ſo wird ſchnell ein großer Shawl übergeworfen, der alle Nachläſſigkeiten des Anzugs überdecken muß. Erſt mit Sonnenuntergang kommt der Hausvater und die übrigen erwachſenen männlichen Glieder der Familie in ihre Wohnungen zurück, denn höchſt ſelten trifft ſich's hier, daß das Geſchäftslocal in demſelben Hauſe iſt, weder bei Kaufleuten, die Läden haben, noch bei den Handwerkern mit ihren Werkſtätten; die meiſten Geſchäfte werden außer dem Hauſe betrieben, und ſomit kann die weibliche Familie auch nie Antheil an den Geſchäften des Mannes nehmen, wie es doch ſo oft in andern Ländern und Städten zu geſchehen pflegt, was auch noch den Nachtheil mit ſich führt, daß der Mann der Familie durch ſeine ſtete Abweſenheit entfremdet wird, und die Weiberfamilie indeſſen oft unordentliche Wirthſchaft treibt, er aber auch manchen Nebenſprung zu machen Gelegenheit findet. Die Erziehung der Kinder wird bei einem ſolchen Leben gänzlich vernachläſſigt, da ſie der Vater ſelten am Tage zu ſehen bekommt; und kehrt er am Abend, von Arbeit ermüdet, zurück, ſo legt er ſich aufs Ohr, oder er ſpricht von ſeinen guten und ſchlechten Geſchäften mit der Frau oder einem Nachbar, der zu Beſuch kommt, woran die Kinder nicht das geringſte Intereſſe zu haben pflegen, oder man treibt mit dieſen politiſche Kannegießereien, bei denen die Weiber, ungeachtet einer drei-armigen hellen Oellampe, ſo wie man in den deutſchen Judenhäuſern findet, während des Nichtsthuns, aus langer Weile einſchlafen, es müßte denn ſeyn, daß irgend eine Gevatterin, eine Comadre zugegen, wo dann, tout comme chez nous, die Nachbarſchaft durchgehechelt wird. Die wohlhabenden Bürgerfamilien ſoupiren ebenſo wenig wie die Großen, und begnügen ſich mit Thee und Butterbrod, die von altem Schrot und Korn nur laſſen des Abends irgend ein Gemüſe, Kohl oder Rüben bereiten, worüber man eine gute Portion Oel gießt, auch wohl eine Portion dicken Reis, und damit begnügen ſie ſich. Die Aermeren aber genießen gar nichts, trinken vor dem Schlafengehen eine große Pucara voll Waſſer, damit der Magen nicht ganz leer bleibt, und legen ſich, ohne zu murren, hungrig zu Bett; ja ſie ſcherzen oft ſogar über eine ſolche nothgedrungene Nüchternheit und tröſten ſich mit — Paciencia. — Das Wort Paciencia führt ſie leicht über alle Leiden hinweg, es iſt ein Talisman in der größten Noth und gegen die Verzweiflung. Die 6000 Portugieſen, welche Napoleon mit nach Rußland ſchleppte, tröſteten ſich an der Bereſina, wo es ihnen am ſchlimmſten erging, mit — Paciencia — die Paciencia erhielt ſie aufrecht, ſie ward die Retterin des größten Theils, ſie führte ſie nach unſäglichen Leiden ins Vaterland zurück; Paciencia belebte ihre Lebensgeiſter, ſie ſchützte vor Hunger und Kälte. Stirbt Jemand von einer Familie, ſo findet man dieſen Troſt in — paciencia, foi vontade de deos (Es war Gottes Wille) ſetzt man noch hinzu, und damit ſind die Thränen getrocknet. Bittet ein Bettler um ein Allmoſen, ſo ſpeist man ihn oft mit einem bis an die Ohren gezogenen Achſelzucken und dem beigeſetzten tenha paciencia ab (Ihr müßt Euch in Geduld fügen). Sagt man dem Armen auf ſeine Bitte um eine Gabe — perdoe — (verzeiht) und lüftet dazu den Hut, ſo holt er einen Seufzer und murmelt — Paciencia. Tritt man Jemanden im Gedränge auf die Füße, dann entſchuldigt ein Paciencia. Mit Paciencia ſpeist man auch die Gläubiger ab, ſo wie die Bittſteller in den Staatsſecretarien und andern Tribunalen, und wenn ſie auch ſchon Jahrelang einer Entſcheidung entgegengeſehen. Muß ein Soldat Kolbenſtöße austheilen, um auf ſeinem Poſten Platz zu machen, ſo wird er immer dabei ſagen, tenhaos paciencia, das heißt ſo viel, geduldet euch, ich kann nicht anders helfen. Selbſt einen Mönch hörte ich einſtens einen Delinquenten mit einem tenha paciencia tröſten, als dieſer mit Schrecken den nahen Galgen gewahrte, indem er noch hinzuſetzte, es iſt dein erſter Schritt zum Himmel; Paciencia! rief der Schächer, es iſt mein verdienter Lohn, und auf der Galgenleiter angekommen, als ihm der Henkersknecht den Strick am Halſe feſter zog, was ihn ſchmerzte, ſagte ihm dieſer noch zu guter letzt: tenha paciencia! und damit ſtieß er ihn von der Leiter.

Die Barbaresken-Staaten.

Stellung der Franzoſen in Algier.

(Fortſetzung.)

Abdel-Kader zieht fortwährend die Hauptaufmerkſamkeit der franzöſiſchen Regierung auf ſich, und ſcheint wahr machen zu wollen, was der Verfaſſer eines Aufſatzes im National de la situation de l'Afrique à la fin de 1837 (ſ. National vom 12 Januar d. J.) behauptet, daß Frankreich binnen drei Jahren ſeine Schande unterzeichnen oder 100,000 Mann zu bekämpfen haben werde. Dem genannten Verfaſſer zufolge iſt gegenwärtig gar kein ehrenhafter Friede mehr mit Abdel-Kader möglich und der Krieg zur Nothwendigkeit geworden. Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Abdel-Kaders Plane darauf gerichtet ſind, ſeine Herrſchaft über das ganze Gebiet der Barbaresken-Staaten auszubreiten; da er wegen der Kabylenſtämme nicht allein auf die arabiſche Nationalität ſich ſtützen kann, ſo mußte er den Hebel der Religion zu Hülfe nehmen, und er trägt deßhalb eine wahre oder geheuchelte Frömmigkeit und eine Sittenreinheit zur

Schau, welche an die Zeiten der ersten Khalifen erinnert. Dieß hinderte ihn indeß nicht, seine Herrschaft mit Gewalt der Waffen auszubreiten, und er durchzog an der Spitze eines 5000 Mann starken Heeres die Provinz Titteri, um, wie die Franzosen behaupten, als Nachfolger des ehemaligen Dey's den Tribut von 7 Jahren her nachzuholen. Indeß reicht seine Herrschaft bereits weiter, als je die der Deys gereicht hat, und Stämme der Wüste, welche uns nicht einmal dem Namen nach bekannt sind, haben Gesandte an ihn abgeschickt und ihm ihre Unterwerfung angezeigt. Die kleine Anzahl Truppen, welche er um sich hat, darf nicht verwundern: sie ist mehr als hinreichend, um den Widerstand jedes einzelnen Stammes niederzuschlagen, und wenn ein Krieg gegen die ungläubigen Franzosen ausbricht, so kann sein Heer durch die Contingente der verschiedenen Stämme bald das Zehnfache betragen. Die 5000 Mann, welche er stets bei sich hat, sind zur Hälfte von ihm selbst, zur Hälfte von den Stämmen unterhalten, welche sie gestellt haben und nicht vor Ablauf eines Jahres zurückrufen können. Weitere 3500 Mann sind gleichfalls von den Stämmen geliefert, stehen zu Mascara, Tlemsen und an einigen andern Punkten, und sind durchaus von Anführern befehligt, welche bloß von Abdel-Kader, nicht von den Stämmen abhängen. Dieß ist ein merkwürdiger Anfang einer nationalen Kriegsordnung, die mit der Zeit ungeheure Resultate haben kann und muß. Den von ihm persönlich besoldeten Theil seiner Truppen suchte er auf europäische Weise zu disciplinieren, was freilich bis jetzt noch schwache Fortschritte gemacht hat; er scheint Bataillone von 600 Mann gebildet zu haben, denn es ist von 1800 Mann mehr oder minder regulärer Infanterie die Rede, wovon zwei Drittheile aus Zuaven, wie die Franzosen sagen, das heißt also wohl überhaupt aus Leuten berberischen Stammes bestehen; die 600 übrigen scheinen Neger zu seyn, wobei Abdel-Kader die Sitte aller Fürsten in der Berberei befolgt und die angekauften Negersklaven zu Soldaten gemacht hat; das Exercitium soll bei diesen noch schwerer eingegangen seyn, als bei den Kabylen, und es mußten erst einige Köpfe fallen, ehe sie sich dem Exercitium unterwarfen. Die 600 ziemlich gut exercirten Reiter, welche sich bei Abdel-Kader befinden, sind höchst wahrscheinlich Araber aus seinem eigenen Stamme; sie sollen größtentheils mit europäischen Säbeln versehen seyn. An Gewehren für das Fußvolk scheint es ihm, da die Franzosen dem Vertrage gemäß gehalten sind, ihm dergleichen zu liefern, nicht zu fehlen, nur bedienen sich derselben seine Soldaten ungern, da sie an die ganz anders construirte Flinte gewöhnt sind; ein gleicher Fall soll es mit den Säbeln der Reiterei seyn. So unvollkommen diese Kriegsmacht ist, so reicht sie doch gegen einzelne Stämme völlig aus, und erklärt seine Fortschritte im innern Lande; denn nicht nur hat Abdel-Kader ganz Titteri durchzogen, sondern ist sogar unter dem Vorwand, Ruhe zwischen zwei feindseligen Stämmen zu stiften, durch die eisernen Pforten gedrungen, welche die Provinz Titteri von der Provinz Constantine scheiden, und hat dort den Stamm der Nugas angegriffen, was alsbald Truppenbewegungen von Seite der Franzosen zur Folge hatte. Von diesem Zuge, welcher in den letzten Tagen des vorigen oder in den ersten dieses Jahres stattfand, zurückgekehrt, forderte er von den Bewohnern des Wadi-Zeitun (Oliventhal), einem Kuluglistamme, welchen die frühern Deys an den Gränzen der beiden Provinzen Constantine und Titteri zum Schutze derselben angesiedelt hatten, einen ungeheuren Tribut, nach den französischen Blättern 200,000 Franken. Als diese verweigert wurden, zog er anfangs ruhig weiter, kehrte aber plötzlich wieder um, überfiel den Stamm, ließ 27 der Vornehmsten hinrichten, und schleppte Weiber, Kinder und Vieh mit sich fort; die, welche dem Ueberfall entrannen, flüchteten auf das französische Gebiet. Diese Kuluglis kannten den Haß des Arabers gegen sie, und hatten, den Angriff befürchtend, von dem Gouverneur Waffen verlangt, jedoch eine abschlägige Antwort erhalten, wahrscheinlich damit Abdel-Kader ihm nicht vorwerfen könne, man habe seinen Feinden Waffen geliefert. Wenn sich diese Verweigerung der Waffen erklären läßt, so ist es nicht der gleiche Fall hinsichtlich des Umstandes, daß die Bewohner von Wadi-Zeitun später die erhaltene Erlaubniß, sich auf französischem Gebiet niederzulassen, nicht benützten *), ebenso wie man von zwei andern Stämmen, den Ulad-Mendil und Zaeira erwartete, daß sie sich den Hadschuten anschließen würden, was die Ben-Amars, welche längere Zeit unter französischer Verwaltung gestanden, bereits gethan hatten, und aus Unterthanen der Franzosen zu ihren schlimmsten Feinden geworden waren.

(Fortsetzung folgt.)

*) Andere behaupten jedoch, daß sich ein Theil derselben in dem ihnen vom Gouverneur angewiesenen Terrain niederließ.

Sismondi über Roms Campagna.

Wilhelm v. Humboldt schrieb an Goethe: „Ich kenne für mich nur zwei gleich schreckliche Dinge: wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was die zwei und siebzig Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dieß ganze Geschlecht."

So sprach der geniale und dichterische Mensch zum Poeten; hören wir nun den großen Sismondi über denselben Gegenstand im zweiten Theile seiner Etudes sur l'économie politique.

„Die mit Lumpen bedeckten Bettler, die langsam zu Rom in den Straßen herumschlendern, sich auf den öffentlichen Plätzen an der Sonne wärmen, die bei all ihrer Lebhaftigkeit im Blick, in Bewegungen und Gesticulationen doch nie mit etwas eilen, weil sie nichts zu thun haben, diese Unglücklichen scheinen poetischen Reisenden doch viel pittoresker, als die Handwerksleute in unsern modernen Städten. Ihre Liebhaberei würde es gar sehr bedauern, wenn diese Bettlerlumpen, diese Faulheit und das Elend mit ihr verschwänden, ja sich selbst unbewußt, haben sie wohl einige Abneigung vor der Sklaverei, der übermäßigen Anstrengung und dem Zwang, wozu der Industrialismus den Armen in unsern modernen Städten verdammt. Die langen Priesterprocessionen, die einem überall auf Straßen und Plätzen begegnen, rühren gar gut zu den dreihundert und sechzig Kirchen der „heiligen"

Stadt und bewahren ihr ihren Charakter. Jene Leute von lebhafter Imagination werden noch von manchem Aehnlichen angesprochen, von dem Verfall öffentlicher und Privatgebäude, von dem in den Straßen aufgehäuften Koth, von dem verdorbenen und unterbrochenen Straßenpflaster, von der überall mächtig hervortretenden Nachlässigkeit, von den Ochsenheerden auf den Spaziergängen, von diesen Gewaltsthieren mit unmäßigen Hörnern, stierem Blick und hervorstehenden Knochen, von den Hühnern, die ganz frei und ungenirt in der ehemaligen Weltherrscherin, in der Kaiserstadt, herumlaufen, wie im einsamsten Dorfe, denn alle diese Dinge beweisen, daß hier Welt- und Menschenherrschaft aufgehört haben ... Maler, Liebhaber und sentimentale Reisende bewundern noch mehr die römische Campagna, diese unendliche, unübersehbare Wüste, wo Niemand durchzieht als Hirten aus Apulien, Ackersleute aus den Abruzzen und Schnitter aus der Mark, wo kein ordentliches Haus steht, wo Niemand geboren und heimisch ist, wo Niemand Anhänglichkeit an den Boden hat, und wo sich kein Menschenwerk fände, das nicht wenigstens drei Jahrhunderte alt wäre und in Trümmer zerfiele. Jene Reisenden gerathen in Entzücken über den Boden, der bei aller Fruchtbarkeit öde bleibt, als wollte er nicht Ernten, Bäume und Städte tragen, seitdem kein Consul mehr da pflügt. Die Maler erfreuen sich besonders über die warmen und reichen Tinten dieser wüsten Felder, und behaupten, sie gäben der ganzen Landschaft einen eigenen Reiz. Ich muß frei gestehen, alle diese Gefühle ergreifen mich nicht, ja sie sind mir ganz fremd, denn meine armen, fast erblindeten Augen versagen mir jeden aus der bildenden Kunst hervorgehenden Genuß. Ich beneide Andere um ihren Enthusiasmus für Meisterwerke der Bildhauerkunst und Malerei, denn ich kann ihn nicht empfinden. Die reichen Tinten der römischen Campagna, von denen wir so oft reden hören, sind ganz für meine Augen verborgen, denn sie haben keinen Begriff mehr von einem rothen Lichtstrahl. Mehr sprechen mich die großen Werke der Baukunst an, aber nur sehr wenige erinnern an die Zeit, wo Weisheit, Einfalt und Tugend in Rom einheimisch waren; die mehrsten, größten und durch ihre Masse oder Schönheit imposantesten hingegen mahnen mich nur an die Zeit, wo jene Herren der Erde reich, ausgeartet und lasterhaft geworden waren, wo sie die Natur unterjochten, weil sie Menschen und Menschenwerth mit Füßen traten, und hunderttausend Arme für den Genuß eines Augenblicks verwendeten. Zu meinen schlechten Augen kommt noch die gewöhnliche Richtung meiner auf ächten Menschen-, Völker- und Staatenwerth gerichteten Gedanken, wodurch es mir unmöglich wird, den Aufenthalt in Rom reizend zu finden, wie andere Reisende. Das wahrhaft Schöne daran kann ich nicht sehen und genießen, fühle aber wohlthätiger als Andere, was Rom fehlt; daher hatte ich den Aufenthalt in dieser Stadt für den traurigsten, den ich kenne. Für mich ist Rom gar traurig, nicht bloß durch die süße Schwermuth, von der man da ergriffen wird, und der man sich so gern hingibt, weil sie die Idee weit von der Gegenwart zurückträgt, weil sie den fühlenden Menschen hoch über die Masse seines Geschlechts erhebt, indem sie ihm dessen Größe und Elend zeigt, o nein! diese Wehmuth fühlte ich auch in Rom, denn über dessen Ruinen waltet sie mehr als irgendwo in der Welt. Kaum aber konnte ich sie recht empfinden über dem Jammer, den der Anblick der Armuth, des Elends, der unmittelbaren gegenwärtigen Erniedrigung und Entwürdigung des Volks einflößt. Zwischen so vielen Gräbern glaubte ich das Sterbebette der mit dem Tode Kämpfenden, ich glaubte ihre Schmerzensrufe, ihre Seufzer und ihr Röcheln zu hören, denn in Rom drängte das Elend der Gegenwart und der nächsten Umgebungen zu sehr auf mich ein, um mich in dessen unmittelbarer Berührung dem Traume der Erinnerung hingeben zu können."

Gewiß ist nichts trauriger, als Sismondi's Beschreibung von der weiten Wüste um Rom, die von der Natur umsonst mit großer Fruchtbarkeit ausgestattet wurde. Fast überall ist der Boden herrlich, aber die Menschen sind von seiner Oberfläche verschwunden. Gänzlicher Mangel an verständigem und immer fortgesetztem Anbau hat den Boden mit so schädlichen fieber- und todbringenden Ausdünstungen geschwängert, daß ihn die Menschen nicht ohne Gefahr bewohnen können. Die großen Eigenthümer, denen diese weiten Ebenen und Hügel gehören, haben durch eine ganz verkehrte und schädliche Landwirthschaft nach und nach alle Einwohner vertrieben, und lassen jährlich Leute aus nähern und entfernten Provinzen kommen, um die wenigen Feldarbeiten zu verrichten, die auf diesem trefflichen Boden vorgenommen werden. Die Aussicht auf sehr geringen Gewinn zieht jährlich Tausende von fremden Schnittern an, die aber am Ende ihrer Verrichtungen gewöhnlich krank werden und sich in ihre Heimath zurückkehren, denn auf diesem pesthauchenden Boden genügt oft eine Stunde Schlaf nach ermüdender Arbeit, um in gefährliches Fieber zu verfallen. Diese furchtbare Entvölkerung der Campagna wäre nicht erfolgt, wenn immer zahlreiche Bewohner und Landbauer darin gelebt und gearbeitet hätten, denn von Natur ist die Campagna nicht ungesunder, als irgend ein anderes Land. Sie ist es aber schon früh durch Mangel an Bearbeitung geworden. In den letzten Zeiten des römischen Reichs wurde sie erschöpft und menschenarm durch die ewigen Kriege, und bald zogen nur Sklavenhirten mit unermeßlichen Heerden herum, die Felder selbst aber blieben unbebaut liegen. Im Mittelalter konnte sich auch bei den ewigen Kämpfen der vornehmen römischen Familien miteinander die Bevölkerung nicht vermehren, und es wurde diesen Familien leicht, durch Gewalt, List oder Kauf ungeheure Strecken der Campagna an sich zu bringen, und die noch vorhandenen wenigen Dörfer zu zerstören, deren Nachbarschaft sie in ihrem egoistischen Entvölkerungssysteme hinderte. Die Napoleonische Regierung hatte bei ihrem kurzen Besitze Roms schon einige gute Maaßregeln zur Verminderung und Abschaffung dieses Uebelstandes getroffen, Alles verfiel aber in den alten Zustand mit der Rückkehr der päpstlichen Herrschaft, die gegen die vornehmen und reichen römischen Adelsfamilien keinen Ernst anwenden kann. Der Campagna kann nur auf eine einzige Art geholfen werden, nämlich durch Zerstückelung der großen Besitzungen und fleißigen Anbau der kleingewordenen Landestheile. Damit ist, Sismondi zufolge, ein Versuch gemacht worden, der vollständig glückte. Wenn sich durch diese Maaßregel Aussicht zum Erwerb und Gewinn beim Landbau in der Campagna zeigte, dann würden wohl auch die Haufen Faullenzer und Bettler verschwinden, die alle Straßen Roms füllen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 36** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Agrumi. (Fortsetzung.) — Frankenstein, oder der moderne Prometheus. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Fig. 1. Plan.

Nr. 116.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 April 1838.

Das Kloster Maffra in Portugal. *)

(Mit einer Abbildung.)

Von Cintra, dieser portugiesischen Schweiz, ritt der Verfasser in Gesellschaft mehrerer Freunde nach Maffra, 4 Leguas etwa 6 Wegstunden von da. Der Morgen war herrlich, der Himmel von der reinsten Klarheit, die Luft mild und von Wohlgerüchen gesättigt. Der Genuß dieser reizenden Natur ward nur durch den beispiellos schlechten Weg ein wenig gestört. Derselbe bestand aus einer breiten, gepflasterten, d. h. mit großen Steinen regellos beworfenen Straße, in welcher tiefe Löcher mit fast nicht zu ersteigenden Felsblöcken abwechselten. Die Maulthiere hatten alle ihre Geschicklichkeit von Nöthen, um sich hier durchzuwinden, und fielen doch zuweilen trotz aller Vorsicht. Es scheint fast unmöglich, mit einem Wagen auf dieser Straße zu fahren, welche königliche Chaussee und mit Einschluß der von Lissabon nach Cintra, die einzige Kunststraße Portugals ist. Vermuthlich war sie früher, als noch lebhafterer Verkehr zwischen der Hauptstadt und Maffra statt fand, und der königliche Hof häufig an letzterm Ort residirte, in viel besserm Zustand, denn wer hätte daran gedacht, in neuerer Zeit, seitdem das Kloster nicht mehr besteht, für die Erhaltung der Straße dahin zu sorgen! Nach einem ziemlich sechsstündigen Ritt erreichte man Mittags das Städtchen Maffra, das auf einer Anhöhe in ziemlich unfreundlicher Gegend liegt und einst eine Festung der Mauren war. Es hat jetzt etwa 2000 Einwohner, ein einziges Wirthshaus und zwar ein schlechtes. Zwischen engen und steilen, von Mauern eingeschlossenen Wegen gelangte man in die Stadt und endlich auf deren Hauptplatz, den von der einen Seite ziemlich unansehnliche Häuser und von der andern ein Gebäude von der höchsten Pracht und dem kolossalsten Umfang begränzen. Es ist das berühmte Kloster, von König Don Joao V gegründet und erbaut, nach dem Escurial das größte und prächtigste auf der Halbinsel. Man sagt, jener Monarch habe den Bau in Folge eines Gelübdes, die Geburt eines Kronprinzen betreffend, begonnen und ausgeführt. Er besteht aus einer herrlichen Basilica, einer Kirche mit einem gewölbten Dom und zwei Glockenthürmen von weißem Marmor, Pavillons und langgestreckten Palästen, welche viele innere Höfe bilden, und zum Theil die Residenz des Königs mit seinem Gefolge, zum Theil die der Augustiner Mönche waren, die man Frades Arabidos nannte. Ein römischer Baumeister führte das große Werk aus, und italienische, französische und holländische Künstler schmückten es mit Gemälden, Statuen und Arbeiten in Silber und Bronze. Besonders rücksichtlich der Statuen ist es reich, indem sich allein in der Vorhalle der Kirche, Gallilea genannt, und in den Seitencapellen 58 kolossale Statuen der Apostel und Heiligen von cararischem Marmor aufgestellt befinden, von denen einige Meisterstücke genannt werden können. Die Altargemälde wurden später mit Basreliefs in Marmor vertauscht, welche portugiesische Bildhauer unter der Leitung des Römers Fusti in der That sehr tüchtig ausgeführt haben. Prachtvolle Thürbekleidungen in schwarzem Marmor, zahllose Gefäße und Verzierungen in Bronze, besonders Gitter, die Verfasser nirgends so schön sah, verdienen erwähnt zu werden; ebenso die Glockenspiele auf den Thürmen und die reizenden, fast unermeßlichen Spaziergänge auf den Dächern der Paläste, wo sich eine Aussicht in die Ferne, auf die Sierra von Cintra mit ihren wunderbaren Klippenhörnern und auf das Meer öffnet und über das Todte und Einförmige der nächsten Umgebung tröstet. Eine erhabene Trauer, der Hauch einer weltgeschichtlichen Melancholie, der Portugals Himmel eigen ist, fühlt sich nicht deutlicher als auf dem Marmor von Maffra. Die Kirche hat aller Pracht zum Trotze etwas Finsteres, Verhülltes, Geheimnißvolles, dem man in allen Kirchen Portugals begegnet. In dem Speisesaal der Mönche standen noch, als ihn Verfasser besuchte, die meisten Geschirre, deren sich die Frades bei ihren Mahlzeiten bedienten; ja es befand sich noch Essig und Oel in einigen Caraffen, die Kaffeetassen von grobem Steingut, in der Unterschale mit dem Wort Maffra bezeichnet, standen und lagen in reicher Anzahl umher. Das Kloster faßt 866 Gemächer in sich und zählt 5200 Fenster. Unser Blatt zeigt seine westliche Fronte, die es der Stadt zukehrt.

*) Wir hängen unserer letzten Mittheilung über Portugal die Ansicht eines seiner berühmtesten Gebäude an; eine zweite, die des Palastes Necessidades, soll mit nächstem folgen. Der Artikel ist einem größern, ungedruckten Werke entnommen.

Es ist ganz natürlich, daß kleinere Städte in der Nähe so ungeheurer Institute, wie das Kloster dos Arabidos von Massra ist, durchaus von demselben abhängig sind, mit ihnen blühen, leiden und verwelken, wie die Blätter des Epheu, der sich um einen Baumstamm rankt. Was Wunder, daß die Bewohner des Städtchens Massra mit unterdrücktem Schmerz und Zorn da leere Stätten, leere Säckel, Einöde und Armuth erblicken, wo früher die Opulenz der heiligen Väter auch für den Aermsten eine Quelle goldener Tropfen war! Sie hassen daher die neue Ordnung der Dinge und sind als Miguelisten in Lissabon bekannt.

Die Barbareskenstaaten.

Stellung der Franzosen in Algier.

(Fortsetzung.)

Hiezu mochte freilich das Verfahren Abdel-Kaders so viel wie allenfallsige Fehler der Franzosen beitragen, denn er hatte einige Scheiths hinrichten lassen, welche nach den unsichern Bestimmungen des Tractats von der Tafna sich als unter französischer Oberhoheit stehend betrachten konnten, und wie es scheint, auch wirklich den Franzosen ihre Unterwerfung angezeigt hatten. *) Verborgen konnte dieß freilich nicht bleiben, da, wenn man den französischen Journalen Glauben beimessen darf, Abdel-Kader fast in einem jeden Stamme einige Anhänger besoldet, und durch diese von Allem unterrichtet wird. Die Strenge gegen solche Scheiths wird begreiflich, wenn man weiß, welchen Einfluß Abdel-Kader vermittelst seiner geistlichen Macht und des Glanzes seiner Erfolge selbst auf diejenigen Stämme ausübt, welche seit Jahren in der Ebene Metitschad, unter unbestrittener Herrschaft der Franzosen lebten. Eine Menge kleiner Stämme entfernte sich nach und nach aus dem französischen Gebiet, aufgereizt, wie man sagt, durch Abdel-Kader, welcher ihnen gedroht hatte, sie bei erster günstiger Gelegenheit als Ungläubige zu behandeln, wenn sie ferner unter der Herrschaft der Ungläubigen blieben. Die französischen Journale haben diese Thatsache so oft wiederholt, daß wohl nicht daran zu zweifeln ist, und überdieß hat der Kriegsminister sie in seiner Rede vom 24 Februar selbst anerkannt, indem er sagt: „Die innige Verbindung der politischen Gewalt mit der Religion liegt in den Gesetzen, den Ueberlieferungen und den Gewohnheiten der Eingebornen. Der Moslem kann nicht gut begreifen, daß eine christliche Macht aufrichtig eine Religion beschützen könne, die so lange die Feindin der ihrigen war. Daher die Neigung, den Anspruch auf eine religiöse Suprematie zu begünstigen, die der Tractat (von der Tafna) nicht anerkennt, sondern vielmehr zurückweist, die aber der religiöse Sinn der Eingebornen sich gefallen läßt und vielleicht aufsucht. Daher die Beunruhigung und in Folge geheimer Umtriebe ein Anfang von Auswanderung."

Diese Stelle in der Rede des Ministers erklärt Vieles, und bestätigt zugleich eine Correspondenz des Toulonnais aus Algier vom 25 Februar, welche von einigen Pariser Journalen (s. Gazette de France vom 7 März) wiederholt wird. Es heißt darin: „Der Gesandte Abdel-Kaders, Milud-Ben-Harasch, ist vor einigen Tagen hier angekommen. Abu-Derba, bei der Polizei des arabischen Bureau angestellt, hat eine große Menge Mauren und Araber zusammengebracht, welche er an das Thor Bab-Azun führte, um den Repräsentanten desjenigen zu empfangen, welchen sie ohne Zweifel als ihren Souverän betrachten. Dem Gesandten zogen Tschauschs mit langen Stäben voran, welche gegen die die Straßen füllende Menge arabische Justiz übten. Reiter, mit hochgehaltenem oder quer über den Sattel gelegtem Gewehre tummelten ihre Rosse in der Nähe des Anführers, und arabische Läufer gingen voraus und wiesen die Neugierigen aus dem Wege, oder hielten sich an den Steigbügeln der Reiter. Als der Abgeordnete bei Bab-Azun erschien, wurde er von dem Zurufe der maurischen Frauen begrüßt, und die Moslems stürzten ihm entgegen, um den Saum seines Mantels zu küssen. Milud warf spanische Piaster mit vollen Händen unter die Menge, und zog im Triumphe wie ein Fürst bis zu dem Hotel des Aga, wo man ihm eine Wohnung bereitet hatte. Den ganzen Abend hindurch empfing Ben-Harasch eine große Anzahl Mauren, welche ihn ihrer Unterwerfung und ihrer Treue gegen Abdel-Kader versicherten. Um den Hohn noch herber zu machen, ging alles dieß im Hause des (von der französischen Regierung aufgestellten) Aga's vor sich. Am folgenden Tage durchzog der Abgesandte die Stadt, stets mit seiner Escorte von Tschauschs mit langen Stäben, und von bis an die Zähne bewaffneten Reitern begleitet, wobei er an die ihm folgenden Araber Geschenke austheilte. Der Abgesandte des Emirs hatte ganz das Aussehen, als nähme er von der Stadt im Namen seines Souveräns Besitz, und benahm sich, als befänden wir uns zu Algier mit Erlaubniß seines Herrn."

Die naive Aeußerung, womit dieser Brief schließt, ist in der That sehr bezeichnend; Abdel-Kader will der Sache das Ansehen geben, als hielten sich die Franzosen mit seiner Bewilligung in den Seestädten auf. Es stimmt dieß ganz mit seinem Betragen gegen Bugeaud bei jener bekannten Unterredung zusammen, wo er auch den Sultan spielte, welcher den Gesandten einer unterworfenen Macht empfängt. Indeß spart Abdel-Kader keine Mühe, die Wirklichkeit an die Stelle des Scheins treten zu lassen, wozu er aber für jetzt noch den Frieden nöthig hat, denn obgleich er emsig beschäftigt ist, Kriegsvorräthe aller Art herbeizuschaffen, und Schätze aufzuhäufen, so fühlt er doch recht wohl, daß er keineswegs stark genug ist, es mit den Franzosen in offenem Kampfe aufzunehmen, und daß ein Krieg seinen

*) Die Franzosen wollten Repressalien brauchen und ließen 15 Eingeborne von Belida verhaften, welche zu Abdel-Kadern gereist waren, um ihm ihre Achtung, vielleicht auch ihre Unterwerfung zu bezeugen. Unglücklicherweise ward auch hier ein Mißgriff begangen, denn unter den Verhafteten, welche in das Kaiserschloß abgeführt wurden, befand sich Mustapha-Ben-Scharki, ehemaliger Hakem von Belida, welcher seit der Eroberung den Franzosen mannichfache Beweise seiner Treue gegeben hatte. Uebrigens trägt die französische Regierung die Schuld der Hinrichtung jener Scheiths, denn sie hatte für jene Stämme Kaids ernannt, sie folglich zu französischen Unterthanen erklärt, ohne sie doch in der That wirksam zu schützen.

Entwürfen im Innern nur hindernd entgegentreten kann. Deßwegen geht er meistens nur verdeckt zu Werke, und während er im Gebiete von Algier durch die Macht seines religiösen Einflusses die Stämme zur Auswanderung verlockt, schickt er in die Provinz Constantine Emissäre, um die Bewohner von den Franzosen abwendig zu machen. Dabei zeigt er offen sein Mißtrauen gegen die Kuluglis und soll die, über welche seine Macht sich erstreckt, gezwungen haben, sich in den Städten des Innern niederzulassen, damit sie nicht mit Europäern in Verkehr kämen. Dieß Mißtrauen ist allerdings gerechtfertigt, besonders wenn es wahr ist, was einige französische Blätter melden, daß der Streit zwischen Abdel-Kader und Achmed-Bey zum Ausbruch gekommen und zwischen dem Khalifa des erstern und den Truppen des letztern bereits ein Gefecht stattgefunden habe.

Inzwischen suchen sich die Franzosen in Constantine fortwährend zu befestigen; die Wege sind freilich keineswegs sicher, und wo ein Soldat von seinem Zuge zurückbleibt, kann er gewiß seyn den Kopf zu verlieren. Doch scheinen dieß vereinzelte Thatsachen, welche nur so viel beweisen, daß man die Franzosen fortwährend als fremde Eindringlinge betrachtet. General Negrier durchzieht inzwischen die Provinz mit Franzosen, Kuluglis und andern Eingebornen, ist schon auf der einen Seite gegen das nördlich von der Stadt Constantine gelegene Milah, auf der andern westlich bis an die Gränze der Provinz Algier vorgedrungen, so daß man in Algier selbst den Plan entwarf, einen Zug ostwärts zu thun, um mit dem von Constantine aus zusammenzutreffen. *) Einige Blätter, namentlich der Moniteur Algérien, sprechen davon, daß Alles in der Provinz Constantine sich zum Frieden und zur Ruhe neige, daß die Scheikhs dem französischen Befehlshaber entgegenkämen und Gehorsam so wie Tribut versprächen; schwerlich wird indeß der französische Gouverneur geneigt seyn, diesen Versprechungen unbedingten Glauben beizumessen.

Man hat in Constantine einen Kaid eingesetzt, die Wahl scheint aber in mehrfacher Beziehung unglücklich ausgefallen zu seyn, denn nicht nur zeigte sich derselbe, obwohl ein Marabut und Sohn eines Marabuts, äußerst habsüchtig, und verkaufte mehrern Personen die Verzeihung der französischen Regierung, welche diese sehr geneigt war unentgeltlich zu ertheilen, sondern die Wahl war auch in so fern ungeschickt, als der Kaid wegen seines unkriegerischen Sinnes von den streitbaren Stämmen der Umgegend verachtet und von den Türken und Kuluglis als Araber gehaßt war. Dagegen rühmt eine Correspondenz aus Constantine im Moniteur Algérien, daß ein gewisser Ben-Amelawi, ehemaliger Agent Achmed Bey's, sich unterworfen habe, und man von ihm wesentliche Dienste in der Verwaltung der Provinz erwarten könne, um so mehr, als man die Actenstücke über die Einkünfte, welche Achmed-Bey in der Provinz erhob, aufgefunden habe. Ob die Hoffnungen, welche man hierauf, so wie auf die Kreuz- und Querzüge des Generals Negrier baut, sich verwirklichen werden, muß die Zeit lehren; keinenfalls aber ist man so weit, sich einer behaglichen Ruhe überlassen zu können, denn die um Constantine her wohnenden Stämme wollen immer noch nicht die französischen Märkte besuchen, und man muß sich das nöthige Vieh durch Razias verschaffen.

(Schluß folgt.)

*) Diese Züge nennt man Razia, welches Wort hie und da auch schon in französischen Blättern vorkommt; es bedeutet ursprünglich einen Zug gegen Ungläubige, dann überhaupt einen Kriegszug, der mehr einem raschen Einfall gleicht. Die Franzosen scheinen den Begriff einer starken Fouragirung damit zu verbinden. Das Wort sollte eigentlich Ghrazzia geschrieben seyn.

Diego Portales.

(Aus dem Monthly Magazine.)

Bekanntlich erfuhr Chili im Jahre 1829 eine innere Revolution, deren politisches Resultat war, Prieto zum Präsidenten und Diego Portales zum Vicepräsidenten dieses republicanischen Staates zu erheben. Die Amtsverrichtungen Prieto's bestanden rein dem Namen nach. Die vollziehende Gewalt, die Nationalrepräsentation, die Organisations- und Directionsmacht, die diplomatischen Berührungen wurden sogleich in die Hände von Diego Portales niedergelegt. Die Revolution schien nur zu seinem Vortheile gemacht, so wie sie eigentlich auch nur durch seine Intriguen herbeigeführt war. Doch ward die offene Usurpation würdig gerechtfertigt und edelmüthig abgebüßt. Der Mann, welcher sich der rohen Gewalt bedient hatte, um sich des Ruders zu bemächtigen, verwandte, wie Bonaparte, seine ungesetzliche Eroberung gerade zum Wohl derer, welche durch sie an ihrer Eigenliebe, nicht aber in ihren Interessen verwundet worden waren. Portales erkannte, daß man inmitten einer eben so verwilderten, als verdorbenen, kaum der größten Rohheit entrissenen und gänzlich lasterhaften Bevölkerung zu gleicher Zeit populär seyn und eine unerschütterliche Strenge zeigen müsse. Um den wilden und unerfahrnen Freiheitssinn der Einwohner Chili's nicht zu beleidigen, hatte er sich den Anschein gegeben, als bemächtige er sich der wirklichen Präsidentenstelle der Republik nicht; seine scheinbare Bescheidenheit diente ihm noch dazu, den Fehlern der Verfassung und den Mißbräuchen der Verwaltung des Landes größere Stöße beizubringen. Da seine Dictatur nicht officiell war, so tröstete man sich darüber, indem man nicht daran glaubte, und Diego hatte in der That den größten Einfluß, so sehr er ihn auch zu verhüllen wußte.

Dieser Zustand von Resignation und ruhiger Spaltung dauerte einige Jahre; Portales benutzte diese Zeit zu Einführung von Verbesserungen oder zur Begünstigung der Fortschritte, die er für nöthig hielt. Seine in den Bureaux des Estanco gemachte Erfahrung belehrte ihn, wie sehr die Douanen von Valparaiso einer gründlichen Reform bedürften; seine erste Sorge ging daher auf diesen Zweig der innern Verwaltung, und zwar mit einem solchen Scharfsinn und einer so richtigen Berechnung, daß schon im Jahre 1831 die Einkünfte Chili's sich auf das Doppelte beliefen. Er selbst, durch eine politische Bewegung an die Spitze der Angelegenheiten gestellt, sah die Wichtigkeit einer materiellen, stets bereiten und im Interesse der Sicherheit der Gewalt handelnden Truppe ein; nach den Douanen von Valparaiso war daher die Armee seine angelegentlichste Sorge. Er hatte die Miliz und die regelmäßigen Truppen vollständig demoralisirt, ohne Mannszucht, ohne Uniformen und ohne Schuhe gefunden; nur die Eingebornen, die Arbeiter der niedersten Classe machten die größte Masse der Miliz aus;

es war dieß ein in Betreff seines Muthes eben so verdächtiges, als durch seine Moralität höchst unzuverlässiges Corps. Zuerst machte Portales alle dienstpflichtig; selbst die Fremden konnten sich dem Dienst nicht entziehen. Er kleidete die armen Soldaten, bestimmte die Uniform, welche unabänderlich in einem Spencer von weißer Leinwand, mit blauen Umschlägen, Schirmmützen und dem Bajonnet als Säbel besteht; die bedeutendsten Kaufleute von Valparaiso nahm er in die Cadres und vertheilte unter sie die höhern Grade. Die Nothwendigkeit einer solchen Umgestaltung sah Jedermann so sehr ein, daß sich nicht ein Laut des Unwillens darüber regte, obwohl eine große Anzahl Chilenen, aus verschiedenen Interessen, nicht gut dazu sah. Um einige Aufregungen zu stillen und aus dem Egoismus Einzelner eine Quelle für die Einkünfte des Staates zu bilden, befreite er die Widerspänstigen für die einmal entrichtete Summe von 300 Piastern (1500 Franken) von der Militärpflichtigkeit.

Vom Militärdienste, von dem wir nur die hauptsächlichen Verbesserungen anführen, ging Portales zur allgemeinen Sicherheitspolizei und sogar zu den nähern polizeilichen Bestimmungen über. Wir führen hier bloß die Bildung eines Corps von Serenos zu Valparaiso an, gleich demjenigen, welches schon zu San Jago bestand; es bildet eine nächtliche Polizeipatrouille, welche die Befugnisse des Constable und des englischen Watchman und der grauen Patrouillen von Paris in sich vereint. Der Vicepräsident bekleidete sie mit einem blauen Mantel und rothem Collet, und gab ihnen als Bewaffnung einen Säbel und eine Pfeife, anstatt des beschlagenen Stockes und der Klapper der deutschen Wächter; diejenigen, welche mit den entferntern Stadttheilen beauftragt waren, machte er beritten. Diese ganz untergeordnete Einrichtung war vielleicht von allen Maaßregeln Portales gerade diejenige, deren Vortheile der größere Theil des Publicums am meisten schätzte. Es befindet sich am Hafen von Valparaiso, zwischen dem Meer und dem Gebirge, ein enger Durchgang, die Cueva del Chivato genannt, welcher als Verbindung der eigentlichen Stadt mit der Vorstadt San Juan de Dios dient; bei Einbruch der Nacht wurde dieser Durchgang ein Räubernest, wo die von Juan Fernandez entkommenen Deserteurs, die hungrigen und müßigen Matrosen, Indianer und Maulthiertreiber sich nicht scheuten, die Fußgänger mit Messern zu bedrohen und ihnen das Geld abzunehmen. Diese Gefahr verschwand durch die Serenos vollkommen, und trotz seiner wechselnden und gemischten Bevölkerung, wie es in einem Hafen des stillen Weltmeeres, wo sich die Schiffer zweier Welten begegnen, nicht anders seyn kann, ist Valparaiso heutzutage eine eben so sichere Stadt, als das Stadtviertel von Pall-Mall.

Man wird leicht glauben, daß Portales bei seinen Verbesserungen die Criminaljustiz nicht vergaß; dieß ist ein durchaus mangelhafter Theil des chilenischen Gesetzbuches, wo jedoch sehr schwer Modificationen anzubringen sind. Vor der Regierung von Portales kümmerte man sich um Jemand, der Einen Mord begangen hatte, gar nicht; hatte einer zwei Mordthaten begangen, so steckte man ihn in ein Regiment; wegen drei derselben wurde er vielleicht verbannt; ein Dutzend Mordthaten war kaum hinreichend, den Mörder in Juan Fernandez, dem Botany Bay von Chili, einzusperren. Bei allem dem kam dieses System von Criminaljustiz den Bewohnern von Valparaiso sehr strenge vor, denn sie betrachteten gewöhnlich einen Mörder gleichsam als den Märtyrer des Schwertes der Könige und der vollziehenden Gewalt. Wurde nun endlich ein Uebelthäter wegen wiederholten und schauderhaften Verbrechen zum Tode verurtheilt, dann herrschte in der ganzen Stadt ein allgemeiner Schmerz, eine offenbare Bestürzung: Jedermann drückte sein Mitgefühl, seine Trauer, seinen mitleidigen Zorn aus. Man hätte glauben können, ein Heiliger gehe zum Tode. Der Verurtheilte wurde in förmlicher Procession, mit entblößtem Haupt, aber mit allen erdenklichen Rücksichten an einen Ort geführt, wo er drei Tage lang in der Capelle blieb, um sich zum Tode vorzubereiten, und während dieser Zurückgezogenheit hielt man es für Pflicht, denselben zu besuchen, ihm Trost und Geschenke beizubringen; die Reichen schickten demselben durch ihre Diener die Leckerbissen ihrer Tafeln. Vier und zwanzig Stunden vor dem zur Vollstreckung des Urtheils bestimmten Augenblick ertönte durch die Straßen der Stadt ein Glöckchen und man sammelte Almosen für den Mörder, und empfahl ihn den Gebeten der Frauen und der Bewunderung der Männer. Endlich nach Verlauf von drei Tagen verließ er die Capelle, um den Weg zur Hinrichtung anzutreten, deren Schrecken und kleinlich ceremoniöse Vorbereitungen man ihm zu verbergen bemüht war, und wenn nun, niedergekniet auf einen hölzernen Schemel, der hiezu auf dem Hinrichtungsplatze bereit gehalten wird, zwölf Kugeln sein Haupt zerschmettern sollten, kam gewöhnlich eine Estafette vom bischöflichen Palaste hergeritt mit der Begnadigung des Schuldigen, welche der Prälat theils aus Gewohnheit, theils aus Mitleid unterzeichnete, und trotz der allgemeinen Ueberzeugung, daß die Hinrichtung nicht stattfinden würde, erregte die vom Bischof ausgesprochene Begnadigung stets eine lebhafte Rührung, so sehr hatten die Zurüstungen zur Hinrichtung das Mitleid zu Gunsten des Verurtheilten erregt. Die französischen Vaudevilles gehen durchgängig mit einer Heurath aus, was der Zuschauer von der ersten Scene an voraussieht, und worauf er viel sicherer als auf den Geist des Verfassers rechnet, dennoch wartet er mit einer Ungeduld und Neugierde auf solche Entwicklungen, als wären diese nicht vorauszusehen gewesen.

Auf diese Weise wurde durch eine eitle Strafbestimmung das Verbrechen nicht mehr gestraft; Diego Portales erschrack über dieses sonderbare Privilegium, und hob vor Allem einen zum Gesetze gewordenen Gebrauch, welcher bei allen Fällen von Mord die Betrunkenheit als Entschuldigungsgrund zuließ, auf. Die neue Gesetzgebung bestimmte streng, jeder, welcher tödte, würde mit dem Tode bestraft. Es dauerte nicht lange, so bestätigte ein Beispiel mit Nachdruck den Muth des Gesetzgebers. Portales ließ den Mörder auf einem schwarz behängten Karren zur Hinrichtung führen; sein vom Rumpfe getrenntes Haupt und sein rechter Arm auf dem Richtplatz ausgestellt, zeigten den Chilesen, daß die Strafe der Wiedervergeltung in ihren Strafgesetzen feststehe.

(Fortsetzung folgt.)

In der Versammlung der königlichen Gesellschaft in London vom 22 März las Capitän Newbold einen Aufsatz über den Regar oder schwarzen Baumwollenboden Indiens vor. Nach chemischen Untersuchungen besteht derselbe aus sehr fein vertheilten Silicaten, verbunden mit Kalk, Thonerde, Eisenoxyd und sehr kleinen vegetabilischen und animalischen Ueberresten, weßhalb man gewöhnlich glaubte, er sey aus der Zersetzung von Trappfelsen entstanden. Der Verfasser aber untersuchte die zahlreichen Trappgänge, welche die Formation dieser Landstriche durchziehen, und fand unabänderlich, daß sie sich in einen eisenschüssigen rothen Boden auflösen, ganz verschieden von der Schichte des schwarzen Regars, aus dem der Trapp hervorsteht. Da dieser Regar einen sehr großen Theil der Halbinsel von Indien bedeckt, so glaubt der Verfasser, derselbe sey ein Niederschlag aus stehendem Wasser.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Abbildung des Maffra-Klosters.)

Nr. 117.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 April 1838.

Die Thags.

. . . . . Alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht.
Goethe's Faust.

Mütterlich besorgt für die neu erschaffene Menschheit, die von einem Dämon von so ungeheurer Größe, daß die Wasser in den unergründlichsten Tiefen des Meeres nicht die Mitte seines Leibes erreichten, aufgefressen wurde, zog eine Göttin Kali, auch Bhavani geheißen, gegen diesen Dämon in den Kampf und erlegte ihn. Doch wie war die Göttin erstaunt, da sie aus jedem Blutstropfen des Ungeheuers, sobald er die Erde erreichte, ein neues Ungeheuer entstehen und so das Uebel, durch das Bestreben, es auszurotten, nur vervielfältigt sah. Und was half es auch diesem Ungeheuer Blut zu vergießen, da es ebenfalls, wenn es die Erde erreichte, ein Same neuer Dämonen war! Es war daher ein Mittel auszusinnen, die Berührung des Blutes der Ungethüme mit der Erde zu verhindern. Die allgemein angenommene Sage der indischen Mythologie ist, die Göttin habe es mit ihrer Zunge aufgefangen, die Thags hingegen behaupten, sie habe, statt das Schwert gegen ihre Feinde zu gebrauchen, zwei Menschen aus ihren Armen erzeugt, selbe mit einer Schlinge versehen, und ihnen die Dämonen damit zu erdrosseln befohlen. Heldenmüthig vollendeten die zwei Götterssöhne ihren Auftrag. Bald war die Erde von Ungeheuren gereinigt, und sie legten die Schlinge zu den Füßen ihrer Herrin. Doch sie schenkte ihnen das Werkzeug unblutigen Mordes zum Lohne ihrer Großthaten, damit sie und ihre Nachkommen solche Menschen, die nicht Diener ihrer Gottheit sind, tödten sollen, um sich ihrer Habe zu bemächtigen. Es ist daher schuldiger Gottesdienst, der heilige Zweck des Lebens und das ehrenvollste Gewerbe eines Thags, welche die Nachkommen jener zwei Götterssöhne sind, das Geschenk der wohlthätigen Göttin zu benutzen, dem unheiligen Wanderer aufzulauern und ihn zu erdrosseln; doch darf auch dabei kein Blut vergossen werden. Auch hierin stand in glücklichern alten Tagen die göttliche Mutter ihren Verehrern bei, und übernahm den unangenehmern und weniger heroischen Theil der Arbeit; sie verbarg nämlich die Leichname der Ermordeten, und soll sie verschlungen haben, bis ein Novize der Kunst aus Vorwitz oder Mangel an Glauben sich nach der Erdrosselung nach dem Leichnam umsah, was doch von der Göttin verboten war, und so den Zorn der Göttin reizte. Auch hier war das leichte Vergehen des Einen das Verbrechen und das Unheil Aller. Denn von nun an waren sie verdammt, die Ermordeten selbst zu begraben. Doch versagt die Göttin ihren Gläubigen ihren Beistand nicht ganz. Sie gab ihnen einen Zahn aus ihrem Munde als Pike, das heilige Palladium der Thags, eine ihrer Rippen als Messer und den Saum ihres Kleides als Schlinge; sie sandte ihnen ferner Wahrzeichen, um sie zu belehren und auf ihren ritterlichen Zügen zu leiten, und schwellte ihre Brust mit Unerschrockenheit und Eifer zur Erfüllung ihrer Pflicht — sie gibt ihnen ihre göttliche Gnade.

Dieß ist der Ursprung einer Classe von Raub-Mördern, welche ihr Gewerbe pünktlich nach einem überaus künstlichen System betreiben, und von Vater auf Sohn vererben, geheiligt durch eine Sage, die fast mit allen Traditionen, die je für göttlich galten, in den Hauptpunkten übereinstimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Barbareskenstaaten.

Stellung der Franzosen in Algier.

(Schluß.)

Die Provinz Oran, in welcher vor wenigen Jahren während der Kämpfe mit Abdel-Kader ein so reges Leben herrschte, ist wie verschollen; nur mühsam liest man aus den Correspondenzen französischer Blätter einiges heraus, was aber ziemlich unverständlich ist, wenn man es nicht mit dem frühern Zustande zusammenhält, und worüber eine Broschüre des vor ein Kriegsgericht gestellten Generals Bressard: quatre-vingt-deux jours de commandement de la province d'Oran, einigen, wenn gleich nicht sehr genügenden Aufschluß gibt. Eine Correspondenz im Messager vom 25 Januar d. J. sagt: „In Oran beklagt man sich nicht mehr, denn die Sachen stehen bereits

ſo, daß ſie nicht mehr ſchlimmer werden können." Ziehen wir auch hievon jede Uebertreibung ab, ſo bleibt doch immer noch ſo viel übrig, daß die Sachen keineswegs glänzend ſtehen. Wir wollen verſuchen, ſo viel aus den abgeriſſenen Berichten zu entnehmen iſt, ein Bild des jetzigen Zuſtandes zu entwerfen.

In Folge des unglücklichen Kampfes an der Makta und des erfolgloſen Zugs nach Mascara — erfolglos, weil er keine Spur hinter ſich ließ, als eine verbrannte Stadt — wurde Oran von den mit Abdel-Kader verbundenen Stämmen immer enger umſchwärmt, und die Verbindung mit Tlemſan zu einer höchſt ſchwierigen Operation gemacht. Doch das Schlimmſte war, daß auf dieſe Weiſe die Franzoſen gar keine Lebensmittel aus dem innern Lande bezogen, und die mit ihnen verbündeten Stämme der Duairs und Smelas dem größten Mangel preisgegeben wurden, und mehr und mehr Anſtalt machten zum Feinde überzugehen. In der genannten Broſchüre heißt es darüber S. 9: „Unter die Kanonen von Oran zurückgedrängt, hatten die verbündeten Araber außerhalb derſelben nicht den gehörigen Raum, um ihre Heerden zu weiden; die Pferde der Duairs und Smelas kamen aus Mangel an Fourrage um, das wenige Korn, was ſie ſich verſchaffen konnten, reichte nicht zum Unterhalte ihrer Familien hin, und eine Deſertion ſtand nahe bevor." Zum Verſtändniß, warum dieſe Duairs und Smelas auf franzöſiſcher Seite ſtehen, führen wir hier eine Stelle aus dem Journal des Débats vom 17 November 1837 an: „Die Duairs und Smelas, obwohl arabiſchen Urſprungs, bilden doch ein ganz beſonderes Geſchlecht, denn ihr urſprünglicher Charakter wurde durch die Art der Functionen, die ſie in der Provinz Oran erfüllten, ungemein modificirt. Dieſe durch ihren Muth berühmten Stämme lagerten in der Umgegend der Stadt, und bildeten eine zur Verfügung der Beys ſtehende und Magzen genannte Truppe, welche von den widerſpänſtigen Stämmen die Auflagen eintrieben; ſie bildeten alſo eigentlich eine militäriſche Corporation, welcher die Beys Ländereien anwieſen, die von allen Abgaben frei waren. Dieſe unruhige Miliz beging alle möglichen Erpreſſungen gegen die Stämme, wenn ſie mit der Erhebung der Abgaben beauftragt war, und hatte übrigens im Lande keine rechte Wurzel, weil ſie in keinem Verband mit den übrigen Arabern ſtanden und weder mit Handel noch mit Ackerbau ſich abgaben. Die Sittenloſigkeit der Duairs und Smelas geht ins Unglaubliche. Nachdem ſie ſich drei Jahre lang gegen uns geſchlagen hatten, ſuchten ſie unſer Bündniß, weil ſie unter der nationalen Oberherrſchaft Abdel-Kaders ſich nicht mehr durch die Plünderung anderer Stämme bereichern durften. Muſtapha-Ben-Ismael, ihr alter Anführer, deſſen Familie ſeit langer Zeit im Beſitz der erſten Stellen geweſen war, konnte nicht ohne Eiferſucht die wachſende Macht und Würde Abdel-Kaders ſehen, den er einſt ſelbſt mit ſeinem Almoſen unterſtützt hatte; einem Araber zu gehorchen, ſchien ihm, dem Diener der Türken, abſcheulich. Die Duairs und Smelas wurden ſomit auf unſere Seite herüber gezogen, in der Hoffnung, uns bei dem Sturze Abdel-Kaders zu helfen, um ſeiner Regierung die alte türkiſche Herrſchaft zu ſubſtituiren. Muſtapha Ben-Ismael geſtand offen, daß er auf den Titel eines Paſcha's Anſpruch mache."

Dieſe Leute mußten natürlich bei den Franzoſen aushalten, ſo lange es irgend möglich war; da aber dieß doch nur bis auf einen gewiſſen Punkt gehen konnte, ſo ergriff General Broſſard Maaßregeln, um ihren Zuſtand zu erleichtern; er beſetzte Miſerghin und ſicherte dadurch eine Strecke Landes von mehrern Quadratlieues, ſo daß nicht nur die Araber Luft bekamen und ſich mit ihren Heerden ausbreiten konnten, ſondern auch die ſehr herabgekommenen Reiterei- und Artilleriepferde wieder hinreichende und geſunde Nahrung fanden, und die Möglichkeit gegeben war, Viehheerden für den Gebrauch der Garniſon zu unterhalten, welcher es ſehr an Fleiſch fehlte. Indeß war dieß nur ein ſehr temporäres Hülfsmittel, denn Abdel-Kader hatte ſchon damals den übrigen Stämmen befohlen, ſich aus der Umgegend von Oran, welche mit wenigen Ausnahmen nur eine dürre Wüſte iſt, zu entfernen, ſo daß es manchmal den franzöſiſchen Truppen an Lebensmitteln, namentlich an Vieh fehlte, und ſie ſchon damals an die Geneigtheit Abdel-Kaders, ihnen ſolches zu liefern, angewieſen waren. Auch zeigte es ſich damals bereits zur Genüge, daß er nicht geneigt ſey, ihnen ſo viel zu liefern, daß ſie Vorrath anſammeln könnten.

Vom Anfang des Jahres 1837 an erhielten die Duairs und Smelas doppelte Rationen Brod, einen halben Franken täglichen Sold und eine Ration Pferdefutter, was ſie in ihrer damaligen Lage ſehr nöthig hatten und auch wohl verdienten; denn ihre Kamele und andere Laſtthiere waren durch den Dienſt bei den verſchiedenen Zügen gegen Mascara, Tlemſan, nach der Tafna und dergleichen von 1000 auf 400 zuſammengeſchmolzen. Die Zahl der Truppen, welche die Duairs und Smelas zuſammen ins Feld ſtellen konnten, betrug 600 Reiter und 2700 Fußgänger — eine reſpectable Hülfe, namentlich wegen der Landeskenntniß dieſer Truppen. Broſſard berichtet, daß man früher die Vornehmſten dieſer beiden Stämme gezwungen habe, ihren Sold gleich den andern als gemeine Reiter in Empfang zu nehmen, daß er ſelbſt aber die Anführer mit großer Auszeichnung behandelt habe. Iſt dieß wahr, ſo gibt es einen fatalen Maaßſtab für die Art, wie die Franzoſen die Eingebornen zu behandeln geneigt ſind, und man darf ſich dann eben über die Aeußerung der Correſpondenz des obenangeführten Meſſager nicht wundern, wenn es daſelbſt heißt: „Alle für Frankreich günſtig geſinnten Stämme ſind entmuthigt durch die Art, wie man die Smelas und Duairs im Stich gelaſſen hat." Es geht daraus zum mindeſten hervor, daß man ſie ſeit der Mitte des Jahrs 1837, wo man ihrer ſehr nöthig bedurfte, wieder vernachläſſigte. Als man freilich die Linie der Tafna und Tlemſan wieder aufgab, mochten ihre Dienſte entbehrlicher erſcheinen.

Wir wollen zum Schluß noch drei Stellen aus Correſpondenzen vom 13 und 29 Januar und vom 13 Februar anführen, die, ſo dürftig ſie ſind, auf den Zuſtand der Provinz oder vielmehr auf die dortige Lage der Franzoſen einigermaßen Licht werfen. Im National vom 31 Januar heißt es aus Oran: „Um uns her iſt Alles ruhig, aber die Lebensmittel aus dem Innern kommen ſpärlicher an, ſey es, daß das Land erſchöpft iſt oder man andere Abſatzwege ſucht." Im Toulonnais heißt es aus Oran vom 29 Januar: „Die Küſte an der Tafna iſt ſehr

gut gelegen, um Contrebande zu treiben*) und die Marocaner treiben dort einen bedeutenden Handel; sie vermeiden auf dieſe Weiſe die Bezahlung der Zölle, die man zu Oran erhebt, und die Araber der Küſte erhalten ohne Vorwiſſen Frankreichs Munition und Waaren aller Art. Man wird Schiffe ausrüſten um das Korn abzuholen, das Abdel-Kader an der Tafna ausliefern ſoll, vorerſt muß aber abgewartet werden, daß Abdel-Kader die Erlaubniß der Einſchiffung des Korns ertheile." Ein Schreiben endlich vom 13 Februar (ſ. National vom 2 März) ſagt: „der Handel auf dieſem Platze iſt ſehr unbedeutend, und die Araber bringen nur wenig und ziemlich ſchlechtes Korn auf den Markt; der eigentliche Handel der Provinz geht auf der Mina, die in den Schelif fällt, wohin Abdel-Kader alle Landesproducte und ſelbſt die Waaren und Heerden aus der Wüſte ſchickt, die viel natürlicher auf unſre Märkte kämen und hier beſſer bezahlt würden, wenn man ſie nicht zwänge, einen andern Weg einzuſchlagen, damit ſie von den Agenten des Emirs um wohlfeilen Preis eingekauft werden können. Aber dieß iſt eine der geringſten Verletzungen des Tractats von der Tafna, und man könnte Tag für Tag ſchreiendere anführen." Setzt man hinzu, daß die Diener des Reſidenten Abdel-Kaders einen Araber auf dem Markte von Oran verhaften wollten, weil er Lebensmittel daſelbſt verkauft hatte, daß wiederholt wachestehende Soldaten niedergeſchoſſen und innerhalb des von den Franzoſen beſetzten Bezirks Verſuche gemacht wurden, die der Armee-Intendanz gehörigen Viehheerden zu ſtehlen, und daß endlich die von Bugeaud decretirte Militäranſiedlung zu Miſerghin faſt nur im Tagsbefehl dieſes Generals exiſtirt, ſo kann dieß einen Begriff von der Lage der Franzoſen und einen Maaßſtab für das geben, was Abdel-Kader ſich anmaßt und ſich erlauben zu können glaubt.

Indeß ſcheint jetzt die Regierung zur Erkenntniß gekommen zu ſeyn, daß ſie bei dem gegenwärtigen Syſtem nutzlos Menſchen und Geld opfert, daß ſie Algier nicht aufgeben kann, und ſomit eine entſchiedenere Bahn einſchlagen muß. Schon zeigt ſich dieß in den Handlungen des Gouverneurs. Coleah iſt bereits von den Franzoſen in Beſitz genommen worden, Belida wird bald nachfolgen, und ſomit wird man wenigſtens dasjenige, was der Tractat von der Tafna übrig gelaſſen hat, zu behaupten und gegen weitere Eingriffe zu ſchützen ſuchen. Möglich, daß Abdel-Kader vor einem entſchiedenern Auftreten von Seite der Franzoſen zurückweicht, denn noch ſcheint für ihn die Zeit, wo er feindlich gegen Frankreich verfahren könnte, nicht gekommen zu ſeyn.

*) Es ſoll nämlich dem Vertrage gemäß aller Handel nur durch die von den Franzoſen beſetzten Städte gehen.

Erdbeben in Chili.

Engliſche Blätter melden: am 7 December vorigen Jahres wurde die Stadt Valdivia durch ein Erdbeben, ſtärker als je eines in dieſem Lande ſich fühlbar gemacht hatte, gänzlich zerſtört. Das Erdbeben begann um 8 Uhr 5 Minuten Morgens, und dauerte 10 Minuten lang; während dieſer Zeit war die Erſchütterung des Bodens ſo heftig, daß man ſich nur mit Mühe auf den Füßen hielt, und merkwürdiger Weiſe blieb das Meer, das in ſolchen Fällen gewöhnlich erſt zurücktritt und dann plötzlich wiederkehrt, mehrere Tage lang zurückgetreten, und nahm nur allmählich und in voller Ruhe ſeine gewöhnlichen Gränzen wieder ein.

Diego Portales.

(Fortſetzung.)

Im Jahre 1835 ging Portales noch weiter; er brachte ein ſpaniſches Geſetz wieder in Wirkung, das im Andenken des Landes noch nicht erloſchen war, und welches beſtimmt, daß ein des Mordes ſchuldiges Individuum rücklings auf einem Eſel zum Richtplatz geführt werde. Der Verwandte eines ehemaligen Miniſters erfuhr, als er eines Mordes überwieſen war, dieſe erniedrigende Proceſſion in ihrer ganzen Beſchimpfung. Man begreift leicht, welche Erbitterung ein ſolch ſtrenges Verfahren unter der Partei und in den Familien der Verbrecher, welche davon betroffen worden waren, erregte. Ungefähr um denſelben Zeitpunkt wurde ein alter mit Wunden bedeckter Neger, welcher bei der Muſik angeſtellt war und den Unabhängigkeitskrieg rühmlich mitgefochten hatte, weil er einen ſeiner Gläubiger mit Steinwürfen getödtet hatte, ohne Gnade der Strenge der neuen Geſetzgebung überliefert, trotz der lebhaften Einwürfe Prieto's und der Miniſter, welche mit Schrecken gewahrten, daß die eiſerne Hand des Vicepräſidenten ſogar auf die dem Volke von Valparaiſo heiligſten Ueberbleibſel, auf die Gründer ſeiner Freiheit, mit aller Schwere niederfalle.

Im Grunde hatte Diego Portales Recht; bei politiſchen Kriſen gibt es eine nothwendige Gleichheit, welche ſelbſt bis zu den Zierden des Vaterlandes reichen muß, wenn ſie thöricht genug ſind, dem ſtrengen Geſetze der Umſtände zu trotzen; die Uebertreibung dieſes Princips war es, welche, verſtärkt durch perſönlichen Haß, Danton von den Bänken des Bergs auf die Stufen des Schaffots führte. Allein in der Anwendung, wie es der Erfolg Robespierre's beweiſt, hat manchmal der Sieger Unrecht, wenn er ſich unverſöhnlich zeigt, weil das Volk weniger das allgemeine Intereſſe wahrnimmt, als es die erwieſenen Dienſte hochſchätzt.

Die offenkundige Dictatur, von Portales auf eine eben ſo reine als unbeugſame Weiſe gehandhabt, begann nach und nach die Gefühle des Ehrgeizes und des Grolles zu wecken, welche ſein Patriotismus anfangs zurückgehalten hatte. Die Anhänger der frühern Regierung konnten ihm die in der Staatsverfaſſung vorgenommenen Abänderungen und die Einheit in der Verwaltung nicht verzeihen, welche Chili mehr Energie in ſeinen diplomatiſchen, wie in ſeinen innern Verhältniſſen ertheilten; die Hoffnungen auf Bürgerkrieg und fremden Einfall waren ebenfalls verſchwunden.

Portales, welcher die Organiſation der Gewalt verſtand, hatte die Anzahl der Wahlmänner auf die angeſehenſten Staatsbürger, nämlich auf lauter ſolche beſchränkt, deren Perſonalvermögen entweder in liegenden Gütern oder in einem Handelsbetriebe beſtand, und in einer Demokratie von Südamerika bilden dieſe Elemente eines Congreſſes, bis eine neue Ordnung der Dinge eintritt, den moraliſch kräftigen Theil der Nation. Eben ſo wenig verzieh man ihm ſeine ſtreng ökonomiſche Handlungsweiſe und die vollſtändige Uneigennützigkeit in ſeiner Verwaltung; wir wiſſen aus ſicherer Quelle, daß er, in deſſen Händen

die Befugniſſe mehrerer Miniſterien und die Gouverneurſtelle von Valparaiſo vereinigt waren, beinahe ſeinen ganzen Gehalt im Nationalſchatz ließ, oder den Betrag deſſelben dem öffentlichen Dienſt weihte. Dieſe verſchiedenen, von der offenbarſten Vaterlandsliebe eingegebenen Maaßregeln hatten den Präſidenten Prieto und die Nominalminiſter an eine Gewalt gewöhnt, welche übrigens Diego niemals in ſeinem Privatintereſſe ausübte; allein alle diejenigen, welche er bei ſeiner politiſchen Einſetzung entweder verbannt, oder durch das gebieteriſche Joch ſeiner Reformen verletzt hatte, hauptſächlich aber die Freunde Freyres, eines ſeiner Mitbewerber, den er im Jahre 1829 geſtürzt, und der ſich von jener Zeit an nach Peru geflüchtet hatte, alle dieſe verziehen ihm eine Regierungsweiſe nicht, welche Chili auf ihre Koſten befeſtigte.

Ihre gehäſſige Oppoſition brütete jedoch im Schatten; im hellſten Licht und nach allen Seiten glänzend aber zeigte ſich der mehr und mehr rationelle Einfluß der Regierung. Befriedigt durch das Reſultat ſeiner Verwaltung, überzeugt, daß ſeine offene Autorität weder zur Bezähmung der Anarchiſten, noch zur Aufrechthaltung ſeiner Reformen weiter nöthig ſey; überzeugt ferner, daß man in einem demokratiſchen Staate den Argwohn des gemeinen Volkes niemals aufregen ſolle, legte Portales, dem Beiſpiele Waſhingtons gemäß, mit welchem er manche Aehnlichkeit hatte, im Jahre 1833 die Stelle als Vicepräſident nieder, die er gänzlich aufzuheben bemüht war, indem er dieſelbe als eine unnütze und läſtige Function anſah. Er war kaum 39 Jahre alt, und Wittwer, und zog ſich nun auf ſeine Hacienda, einige Lieues von Valparaiſo, zurück. Mit Thätigkeit wachte er daſelbſt fortwährend über die Angelegenheiten des Landes, welches er in geſchickten Händen zurückgelaſſen hatte. Die Nächte, welche für ihn ſtets ſehr kurz geweſen waren, verſchafften ihm auch hier keinen längern Schlaf, und indem es ſchien, als genieße er auf dem Lande die Ruhe eines ermüdeten Staatsmannes, der die Frauen liebt und noch in der Blüthe ſeiner Jahre ſteht, trug ſein Geiſt, wie früher, die ganze Laſt der Regierung.

So war die politiſche Lage der Republik Chili in den letzten Jahren, als Santa Cruz, der Präſident des Staates Bolivia, Protector der in die peru-bolivianiſche Conföderation vereinigten Republiken von Peru und Bolivia, durch den Gang der Ereigniſſe dem Diego Portales gegenüber geſtellt ward; dieſe beiden Männer theilten zuverſichtlich miteinander die Souveränetät über den ganzen geographiſchen Rayon am Südmeere, zwiſchen der Meerenge von Magellan und Guayaquil; ſelbſt Columbia und Buenos-Ayres beugten ſich unter ihren Einfluß. Don Andreas Santa Cruz, ein alter Waffengefährte Bolivars, ein Mann voll Gewandtheit, deſſen romantiſche Geſchichte und reißend ſchnelles Emporſchwingen eine ſeltſame Biographie bilden würde, übt auf alle Claſſen der Bevölkerung in Peru und Bolivia eine Gewalt aus, die ſich an ſeinen fabelhaften und einheimiſchen Urſprung anſchließt; er ſoll von den Incas abſtammen. In der Ueberzeugung, daß nichts ſo ſehr die Theilnahme des Volkes in Anſpruch nimmt, als das Geheimniß der Geburt, ſuchte Santa Cruz ein vages Gerücht weder zu widerlegen, noch zu beſtätigen. Santa Cruz befand ſich im Jahre 1829, aus Peru verbannt, in Chili, als er zur Präſidentſchaft von Bolivia berufen wurde. Zu jener Zeit erkannte er ſchon das Streben von Portales; er ſah voraus, wie ſich der Handel Chili's, bereits ausgebreitet über die ganze Küſte, unter der Leitung ſeines Rivalen entwickeln würde, welcher den Einfluß Valparaiſo's zur See wohl kannte, und ſich die Regierung jener Stadt nur deßhalb vorbehalten hatte, um ihn noch zum Nachtheile Peru's auszudehnen. Die politiſche Eitelkeit von Santa Cruz wurde außerdem noch durch die Abhängigkeit ſehr gereizt, in welcher Bolivia zu Europa nothwendigerweiſe bleiben mußte, da Chili der Schlüſſel zum innern Amerika iſt, und Valparaiſo eigentlich die Thore der Civiliſation für die junge Demokratie des Centrums bewahrt. Cobija oder Puerto Lamar, der einzige Seehafen Bolivia's an der Küſte, am Eingange der Wüſte von Acatama, iſt ein elender Schlupfhafen, der bei ſeinem Mangel an ſüßem Waſſer, bei gänzlicher Unfruchtbarkeit der Umgegend und mit ſeiner unzulänglichen Rhede ſtets nur ein lächerlicher Erſatz für Ober-Peru im Südmeer ausmachen wird.

Santa Cruz ſah daher ein, daß die Uebergewicht Chili's zur See durch ſeinen wahren Gegner, durch die Republik Nieder-Peru, bekämpft werden müſſe; es handelte ſich darum, die Städte Lima und Valparaiſo miteinander in Streit zu bringen; die ganze Frage beruhte auf ihren Zerrüttungen, welche die Intervention und das Schiedsgericht Bolivia's nach ſich ziehen konnten. Man mußte Portales über Callao auf dem ſtillen Ocean entgegentreten. Auf dieſe Weiſe wollte Napoleon, nur in größerem Maaßſtab, unſere engliſchen Beſitzungen in Indien angreifen.

Portales, genau bekannt mit der Geſinnung und den Hülfsmitteln von Santa Cruz, überzeugt von ſeinem Ehrgeiz, den er im Exil in der Nähe beurtheilt hatte, verlor ſeinerſeits denſelben nicht aus den Augen. Seine Reformen waren nichts als Vorſichtsmaaßregeln, und durch all den commerciellen Wohlſtand, den er Valparaiſo verſchaffte und durch den er Lima zu Grunde richtete, befeſtigte er Chili gegen alle zukünftigen Unternehmungen der boliviſchen Republik.

Jeder der beiden Rivalen wartete auf den günſtigen Moment, um die Maske abzunehmen, als im Jahre 1838 der Präſident Gamarra durch Salaberri aus Peru verjagt wurde und ſich nach Bolivia flüchtete. Santa Cruz, unklugerweiſe von Obregoſo berufen, führte unter dem Vorwande, den Frieden im Innern von Peru wieder herzuſtellen, mit Gamarra eine boliviſche Armee dahin. Salaberri wurde beſiegt, und mit den vornehmſten Officieren ſeiner Partei Santa Cruz überliefert, wobei jener hinſichtlich ſeines Lebens und deſſen ſeines Generalſtabes auf die Treue der Verträge zählte; nichtsdeſtoweniger wurden die Gefangenen insgeſammt hingerichtet.

Nach dieſem Staatsſtreiche dehnte Santa Cruz ſeine Macht in Nieder-Peru mehr und mehr aus; mit Uebergehung von Obregoſo und Gamarra zum Protector der peru-boliviſchen Conföderation ernannt, zeigte Santa Cruz bald, durch den erklärten Schutz, welchen er den politiſchen Verbannten Chili's bewilligte, welche Geſinnungen ihn Portales gegenüber beſeelten. Eine der erſten Handlungen ſeines Protectorats war ein Geſetz, vermöge deſſen alle Handelsſchiffe, welche zuerſt Valparaiſo berührten, in den Häfen von Peru, in welche ſie ſpäter einliefen, um Erfriſchungen einzunehmen, doppelte Zölle bezahlen müſſen. Santa Cruz, welcher der Eigenliebe des Portales dieſe Wunde beizubringen gewagt hatte, offenbarte um ſo lebhafter ſeine Sympathie für die Opfer der Regierung von Chili. Freyre erhielt zwei Kriegsſchiffe, jedoch vermied man, auf denſelben peruvianiſche Truppen einzuſchiffen; der Verbannte ſollte ſein Schiffsvolk und ſeine Militärmacht durch lauter Abenteurer vollzählig machen, welche an den Geſtaden der Südſee zu einer ſolchen Unternehmung ſtets zu finden ſind. Damit das Gerücht von einer ſo unerwarteten Bewaffnung nicht zu den Ohren des Gouverneurs von Valparaiſo gelange, legte man auf die im Hafen von Callao befindlichen chileniſchen Schiffe Beſchlag; allein ein franzöſiſches Schiff lichtete die Anker und brachte die Nachricht ſo ſchnell nach Chili, daß daſelbſt Maaßregeln wie gegen eine ſchon lange vorausgeſehene Unternehmung getroffen wurden.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

KLOSTER und PALAST. NETESSIDADES.

Residenz der Königin Donna Maria.

Digitized by Google

Nr. 118.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

28 April 1838.

Der Palaſt von Neceſſidades.

(Mit einer Abbildung.)

Vom Mittelpunkt Liſſabons, der Praça dos Romulares, führt die lange Straße San Paulo an der Kirche gleichen Namens und noch an vielen Kirchen, ehemaligen Klöſtern, Fontänen und Gärten hin, über hochgelegene Terraſſen und tiefe Largos nach demjenigen Theil der Stadt, welchen die gegenwärtige Reſidenz der Königin Dona Maria, der Palaſt das Neceſſidades, krönt. Der Weg iſt weit, und man braucht, ihn zurückzulegen, mindeſtens eine Stunde; es iſt ziemlich gleich, ob man zu Fuß oder zu Wagen geht, da die Maulthier-Seja's der auf- und abſteigenden Straßen wegen ſich nur wenig ſchneller als ein Fußgänger bewegen. Beſſer thut man am Romulares-platz, den der Tajo begränzt, ein Boot zu beſteigen und ſich vom Barqueiro nach dem Hafen von Pampulia rudern zu laſſen, wobei man auf dem Waſſer die Sehne des Bogens zieht, den die Stadt auf ihren Bergen bildet. Auch iſt dieſe Fahrt zwiſchen den herrlichen, über alle Beſchreibung ſchönen Ufern höchſt ergötzlich. Leicht gleitet man unter dem Spiegel zahlloſer Schiffe, die einzeln auf dem Strome liegen, dahin, und erfreut ſich der angenehm kühlenden Luft, die vom Meere her weht und die Gluth der Sonnenſtrahlen mildert. Pampulia heißt, wie geſagt, der Hafenplatz, den man nach halbſtündiger Fahrt erreicht, wo man unter einem ſteinernen Damm landet, der auf Treppen erſtiegen wird. Es iſt dem Verfaſſer unbekannt, ob vielleicht der ganze hier dicht am Strom gelegene Stadttheil Pampulia heißt, der Platz aber, den man nach Durchwanderung einiger engen aufwärtsführenden Straßen erreicht, iſt die Praça do Alcantara. Von hier gehen zwei breite, jedoch nicht gerade Straßen, immer noch ſteigend auf eine große, freie, prächtige Terraſſe, die von den Gebäuden begränzt iſt, welche unſer Blatt zeigt. Es iſt der Palaſt Neceſſidades mit ſeinen Hinter- und Nebengebäuden, Don Miguels, jetzt Dona Maria's Reſidenz. Er iſt eher klein als groß zu nennen, hat nur zwei Höfe, und dieſe Höfe wimmeln von herrenloſen Hunden, Bettlern von allen Farben (größtentheils Neger), Maulthieren, Eſeln, Wagen, Hofbedienten, Soldaten. Seine Haupttreppe iſt ſchön und die Einrichtung der Gemächer prächtig, jedoch mit jenem Anſtrich von außer-europäiſchem, braſilianiſchem Luxus, den man nirgend anderswo findet. Die Fenſter, links vom Altan, führen zu den Zimmern der Königin und des Prinzen Don Fernando. Sie haben ſehr große Fenſterſcheiben, wie manche Läden in Paris und London, und ſolches wird für eine beſondere Pracht gehalten. Das erhöhte Gebäude hinter dem Glockenthurm mit ſeinem unverhältnißmäßig großen Hahn aus glänzendem Metall iſt das ehemalige Kloſter das Neceſſidades, ein weitläuftiges und ſchönes Gebäude, in deſſen Zellen gegenwärtig die ſubalterne Dienerſchaft der Königin, und die deutſchen und ungariſchen Bedienten ihres Gemahls wohnen. Noch ſtehen in den düſtern Gängen dieſes Gebäudes Heiligenbilder, welche aus ihrem Dunkel hervor zürnend auf das weltliche Treiben um ſie her zu blicken ſcheinen. Ein großer Garten beginnt hinter dieſem Kloſter, deſſen Tujobäume man über das Dach ragen ſieht. Er iſt jedoch, trotz der vielen Gärtner darin, nur nachläſſig beaufſichtigt und bearbeitet. Was würde ein deutſcher Hofgärtner unter günſtigen Umſtänden aus der prachtvollen unendlichen Vegetation machen, welche hier wuchert. Wild ſchlingt ſich die Rebe hier um die koſtbarſten Bäume von Krone zu Krone und deckt (Verfaſſer war zuerſt am 12 April in dieſem Garten, wo er es ganz ſo fand) mit ihren großen Blättern die ſaftige Apfelſine, die goldblinkende Citrone zu, die Granatblüthe, die Dattel. Tauſende von Roſen bekleideten in dichten Büſcheln jede Wand; hohes Unkraut ſtritt mit den Blumen auf den Beeten um den Vorrang. Der Brunnen im Vordergrund iſt eine von den Fontänen, Agoas libres genannt, deren Liſſabon mehrere Hunderte beſitzt, und die beſtändig von Waſſerſchöpfenden, Trinkenden und Schlafenden dicht umlagert ſind. Jedoch hat nicht Jeder das Recht davon zu ſchöpfen, ſondern nur die Agoateiros, Waſſerträger, welche der Municipalität dafür eine Abgabe zahlen.

Die Thags.

(Fortſetzung.)

Die Fraternität der Thags oder Phanſigars, deren Haupterwerbszweig Mord iſt, iſt faſt über ganz Indien ausgedehnt.

Dazu gehören Hindu von allen Kasten und Mohammedaner von allen Secten. Sie sprechen die Sprache ihres Landes, einige Redensarten, Anspielungen, Zeichen und technische Ausdrücke ausgenommen, die wohl keinem Gewerbe fehlen. Mehr als Sprache, gemeinsame Abkunft und ursprünglichen Glauben, vereinigt sie aber gemeinsames Interesse und die zu ihrer ursprünglichen Religion hinzugefügte Verehrung der Göttin Kali. Unter manchen frühern Regierungen (den Polygars) sollen die Thags, nach englischen Berichten, ihren Gewerbzweig als legale Beschäftigung betrieben haben. Jedoch scheinen diese, obwohl officielle Nachrichten, wenig Glauben zu verdienen, denn wie könnten sich sonst die Engländer entschuldigen, daß sie dieser Menschenclasse, welche die Einwohner ihrer Besitzungen morden, die den Schutz der Gesetze doch so theuer bezahlen, erst in neuester Zeit gewahr wurden? Man kann daraus sehen, wie wenig uns Indien noch im Detail bekannt ist. Wahrscheinlicher ist es, daß ihre nächsten Nicht-Thag Nachbarn tolerant gegen sie sind, da sie ihre Mordthaten nie in der Nähe ihrer Heimath, sondern auf entfernten Zügen verüben, und dann, mit Beute beladen zurückkehrend, ihrer nächsten Umgebung ganz gewiß einen Theil ihres Erwerbes zufließen lassen. Wenn sie zu Hause sind, so halten sie es nicht unter ihrer Würde Feldbau zu treiben. Während ihrer Abwesenheit besorgen ihre Weiber die Felder.

Auf ihren Streifzügen wirken gewöhnlich mehr als Hundert nach Einem Plan, und werden in patriarchalisch-militärischer Regierungsweise von einem Dschemadar geleitet. Der Dschemadar, wie der Scheikh bei den Beduinen, regiert mehr durch Ansehen als Gewalt, die jedoch in außerordentlichen Fällen dictatorisch ist; auch sein Wort gilt nicht, wenn es der Meinung der Menge entgegenläuft. Klugheit im Rathe gibt daher den meisten Anspruch auf diese Würde, Heldenthaten oder Ruhm der Voreltern bleiben nicht unberücksichtigt, auch Entschlossenheit und Körperkraft, der Adel des Aeußern und Anstand empfehlen; einen besondern Anspruch hat einer auf diesen Posten, wenn er Ansehen vor den Localbehörden und der Justizverwaltung besitzt. Und endlich, wenn es auch sonst der Vernunft widerstreitet, daß Reichthum den Menschen adle, so scheint es hier unter Raubmördern ganz logisch zu seyn, daß einer, der die Bande einen oder zwei Monate ernähren kann, ihr Führer sey.

Wenn die Thags eine Expedition vorhaben, so wird zuerst ihr heiliges Palladium, die Pike, geweiht. Schon die Verfertigung dieses Instrumentes geschieht mit manchen Ceremonien. Ein glücklicher Tag wird dazu ausersehen, und geheimnißvolles Stillschweigen beobachtet, wahrscheinlich in der Furcht, daß, wenn es die Menge wisse, böser Zauber auf die noch nicht geheiligte Masse geübt werden könnte, der von der einmal geweihten Pike wohl zurückpralle. Der Anführer begibt sich zum Meister, dem die Arbeit anvertraut wird, in die Schmiede, deren Thüren geschlossen werden, und verläßt sie nicht eher als bis die Pike vollendet ist. Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag sind die glücklichen Tage für die Einweihung der Pike, auf die der Schatten keines lebenden Wesens gefallen seyn darf. Ein in thagischer Theologie tief erfahrener Gelehrter sitzt als Ceremoniär mit gegen den Untergang gekehrtem Gesichte, vor ihm liegt auf messingenem Teller die Pike, die in einer zu diesem Zwecke gegrabenen Grube zuerst in Wasser gewaschen wird. Darauf wird sie in Zuckerwasser und zum drittenmal in saurer Milch und zuletzt endlich in geistigen Getränken gewaschen. Dann wird sie mit sieben Punkten bezeichnet, und nebst einigen Kokosnüssen, Knoblauch und weißem Sandelholz, Zucker und einigen andern Specereien auf den messingenen Teller gelegt. Darauf wird ein Feuer angezündet, dessen Brennmaterial Kuhmist (die Kuh ist bekanntlich das heilige Thier der Hindus) und Mangoholz ist; darin werden obige Artikel, mit Ausnahme der Kokosnüsse, verbrannt, und der Priester, die Pike in beiden Händen haltend, fährt siebenmal damit durch das Feuer. Den Kokosnüssen wird die äußere Schale abgenommen, auf den Boden gelegt und der Priester die Pike in der Hand ruft aus: „soll ich schlagen?" Auf die bejahende Antwort der Umstehenden schlägt er mit der umgekehrten Pike auf die Nüsse unter den Worten: „Heil mächtige Kali, eiserne Mutter!" „Heil! die Thags sollen leben!" antworteten die Umstehenden. Sollten jedoch die Kokosnüsse dem Streiche widerstehen, so ist es ein Zeichen, daß die Göttin ihr Angesicht von ihrer Gemeinde abgewendet habe, und die Ceremonie muß an einem glücklichern Tag aufs neue vorgenommen werden. Ist sie aber zerschlagen, so wird die Schale und ein Theil des Kerns in das Feuer geworfen, die Pike in eine weiße Leinwand gewickelt und gegen Westen gelegt, die Anwesenden fallen auf ihr Angesicht, gegen dieselbe Weltgegend gekehrt, nieder, um die Pike zu verehren, worauf der Kokosnußkern unter die Anwesenden vertheilt wird. Die etwa übrigen Stückchen werden vergraben, damit sie nicht durch Fußtritte entheiligt worden.

Ist die Weihe des Palladiums auf die beschriebene Art vollendet, so wird es einem vorsichtigen, nüchternen und beherzten Mann anvertraut. Wenn die Bande stationirt, so wird sie die Spitze gegen jene Gegend, nach der sie hinzuziehen gedenken, vergraben. Sollte jedoch die vorhabliche Richtung nicht zum Heile der Gemeinde seyn, so dreht sich die Pike durch die Macht der Göttin gegen jene Gegend, welche vorzuziehen ist. Andere Thags legen die Pike in einen Graben, und wird sie mit der dazu gehörigen Formel gerufen, so kommt sie von selbst in die Hand des Trägers. „Was," sagten einige Thags im Verhöre, als der Richter dieß Factum als Gaukelei erklärte, „was! sollen nicht hundert Thaggenerationen im Stand seyn, die Wunder Gottes von den Kunstgriffen der Menschen zu unterscheiden. Sind sie denn nicht himmelweit verschieden?"

„Wir erweisen der Pike," sagte ein Anderer bei der nämlichen Gelegenheit, „jeden siebenten Tag göttliche Verehrung, sie ist unsere Standarte; wer hat sie jemals, wenn ein Grab gemacht wurde, gehört, außer ein Thag? wer kann bei der Pike einen falschen Eid schwören."

Und wirklich ist dem Thag der Eid bei der Pike so heilig, daß eine Mutter ihren Sohn vor Gericht angab, durch diesen Eid gebunden die Wahrheit zu sagen.

Nach der Weihe des Palladiums müssen erst die Wahrzeichen beobachtet werden, ehe die Expedition angetreten werden kann. Ein erfahrener Zeichendeuter setzt sich nebst dem Führer

und vier andern angeſehenen Thags auf einen Teppich, die Uebrigen, welche die Expedition mitzumachen gedenken, nehmen ihre Sitze rings um außerhalb des Teppichs. Dann bringt man eine Schüſſel mit Reis, Korn und zwei Kupfermünzen vor den Zeichendeuter als Opfer, worauf ihn der Anführer fragt, welches die beſte Zeit zur Eröffnung ihres Streifzuges ſey, und welche Richtung ſie wählen ſollen. Der Zeichendeuter beſtimmt dieß nach den gehörigen Ceremonien. Am beſtimmten Tage geht der Führer an der Spitze der Bande, einen Krug mit Waſſer gefüllt in der Rechten, und die Pike über die Bruſt in der Linken haltend, in feſtlichem Zuge außerhalb der Stadt in der beſtimmten Richtung. Weiber, Greiſe und Kinder feiern, den Zug begleitend, dieſes Feſt mit. Außer der Stadt läßt ſich die Proceſſion in einem Garten oder offenem Platze nieder, und der Anführer, die Augen gegen den Himmel gerichtet, ſpricht: „Große Göttin, Allmutter! iſt dir unſere vorhabende Reiſe genehm, ſo ſchenke uns deinen Beiſtand und ſende uns deine Zeichen. Die Gemeinde wiederholt das Gebet. Kommt innerhalb einer halben Stunde ein glückliches Zeichen von der Rechten und dann von der Linken, ſo muß die Unternehmung ſehr glücklich ausfallen, doch auch eine günſtige Erſcheinung von der Rechten allein genügt. Aber ungünſtige Erſcheinungen am erſten Tag der Expedition nöthigt dieſe, den Zug noch einmal zu eröffnen. Doch ſollte die Göttin ihr Mißfallen ſpäter durch ſchlimme Erſcheinungen kund thun, ſo kann ſie durch Opfer verſöhnt werden. Schlimme Erſcheinungen ſind: eine Leiche aus der eigenen Stadt, Klagen um einen Verſtorbenen, einem Oelhändler, Tiſchler, Tanzmeiſter, Töpfer oder einem Blinden und Lahmen zu begegnen. Hingegen gelten eine Leiche aus einem fremden Orte, das Weinen um eine von den Eltern Abſchied nehmende Braut, ein Mädchen mit einem vollen Waſſer Krug und manche Thiere für gute Zeichen. Doch iſt die Zeichenlehre verſchiedener Thags verſchieden, und wer möchte wohl in ihre Myſterien eindringen. Unterdeſſen wird eine voreilige Sucht nach Beute nicht nur bei Eröffnung der Reiſe, ſondern während der ganzen Dauer derſelben durch die kältere Ueberlegung des Zeichendeuters gemildert; nie handelt ein Thag ohne oder gegen Zeichen.

(Fortſetzung folgt.)

Zuſammenſtürzen eines Felſens.

Das Echo du Monde Savant entlehnt aus dem Journal des Pyrénées orientales nachfolgendes merkwürdige Ereigniß. In einem Feld auf dem Gebiete von Cairas ſtand ein Fels, der unter dem Namen Roc de Jaère bekannt war. Er hatte eine pyramidenförmige Geſtalt und über 20 Metres Höhe. An ſeinem Fuß entſprang eine ſtarke Quelle mit gutem Waſſer, wohin die Bewohner der Umgegend ſich zu Vergnügungspartien zu verſammeln pflegten. Dieſer Felſen beſteht nicht mehr. Am 1 März d. J. vernahm man gegen 1 Uhr Nachmittags ein Geräuſch, das einem fernen Donner glich, fühlte hierauf einen Erdſtoß, auf den abermals ein Geräuſch, noch ſtärker als das erſte, folgte. Alles dieß war das Werk von 3 oder 4 Secunden. Leute, die auf dem Felde waren, liefen nach der Richtung hin, und ſahen, daß der Fels nur noch Trümmer gleichſam cacinirter Steine darbot, unter denen die Quelle völlig verſchwunden war.

Diego Portales.

(Fortſetzung.)

Portales ſtand damals wieder am Staatsruder; die langſamen, aber ſichern Fortſchritte der Herrſchaft von Santa Cruz hatten dieſen eiſernen Mann ſeiner thätigen Zurückgezogenheit entriſſen. Der Verſuch der Verbannten ward leicht unterdrückt; Freyre nebſt einem der peruvianiſchen Schiffe fielen in Portales Hände, der, Gleiches mit Gleichem vergeltend, auf alle in der Rhede von Valparaiſo vor Anker liegenden Schiffe Beſchlag legte, und ein Geſchwader von drei Fahrzeugen nach Callao abſchickte, um von der Regierung von Lima Genugthuung zu erhalten. Die chileniſche Flotille bemächtigte ſich aller peruvianiſchen Kriegsſchiffe in Callao, verſchonte jedoch die Handelsſchiffe; Portales hatte, in der klugen Abſicht, eine große Anzahl der Anhänger des Santa Cruz für ſich zu gewinnen, förmlich erklärt, der Handel der beiden Staaten werde bei dieſem unglücklichen Streite von ſeiner Seite keinen Schaden leiden.

Der Angriff der chileniſchen Flotte ließ keinen Zweifel mehr über die Energie des wirklichen Präſidenten dieſer Republik; man traf Rüſtungen gegen Valparaiſo, und verlangte Erklärungen von Portales. Waren es nun die politiſchen Talente des Santa Cruz, welche wirklich die Eiferſucht des chileniſchen Miniſters rege machten, oder ſchien ihm der commerzielle Einfluß Bolivia's auf dem ſtillen Ocean mit dem Wohlſtande Valparaiſo's zur See nicht vereinbar, kurz er antwortete, er werde die Waffen nicht niederlegen, ſo lange Santa Cruz in Peru verbleibe. Dieſes hieß nun ausdrücklich kundthun, der Präſident von Bolivia ſolle ſeine Obergewalt und ſeinen Ehrgeiz zwiſchen die beiden Andesketten beſchränken. Eine ſolche Forderung konnte Santa Cruz nur aufreizen, und ſomit wurde der Krieg unvermeidlich.

Portales war fortwährend thätig. Der Präſident des Staates Columbia, der den politiſchen Intereſſen des Santa Cruz anhing, wurde durch Revolte geſtürzt, während General Roſas, der Chef der argentiniſchen Republik, die Mitwirkung von Buenos-Ayres verſprach. Man bereitete die Expedition ſeit langer Zeit vor; bei Quillota wurde ein Uebungslager errichtet, und Freyre wurde nach Vandiemensland deportirt.

Der Ruf aller dieſer Zurüſtungen ertönte in ganz Peru und Bolivia. Der Glaube an die Macht des Santa Cruz ſtand daſelbſt noch nicht ſo feſt, daß man nicht den glänzenden und patriotiſchen Eigenſchaften des Diego Portales hätte Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Zur ſelben Zeit fand ein Mordverſuch gegen die Perſon dieſes ſo merkwürdigen Staatsmannes ſtatt, und nur dem Zufall, daß er einen Mantel trug, welchen die Mörder nicht vermuthet hatten, verdankte er ſein Leben. Man behauptete, es habe ein geheimer Abgeſandter von Peru ſeine Hand bei dieſem hinterliſtigen Anfall im Spiele gehabt, allein dieſe bei allen derartigen Ereigniſſen gebräuchliche und abgenutzte Verleumdung verlor ſich gänzlich. Portales verſchmähte es den Mörder zu beſtrafen, und die Vorbereitungen zur Expedition wurden mit Thätigkeit und Eifer fortbetrieben.

Die Verſchwörung im Süden, von ihrem Ausbruch an der äußerſten Gränze von Chili und Peru her ſo genannt, verzögerte dieſe energiſchen Demonſtrationen keinen Augenblick. Man bezeichnete bereits Antonio

Vidaurre, den Obristen des Regiments von Valdivia, den Chef des Generalstabes der Expeditionsarmee, als solchen, der seine Mißbilligung eines gegen Waffenbrüder Bolivars, gegen eine Republik, deren Freiheit die Tochter der Unabhängigkeit Chili's ist, unternommenen Kriegs nicht verbarg. Es war diese Expedition in Valparaiso eigentlich nicht populär; allein das Ansehen des Portales, die auf die aufrührerischen Versuche Freyre's und seiner Anhänger geworfene Mißgunst, die Handelsinteressen der ganzen chilenischen Küste, das Andenken an die Ermordung Salaberri's und die von Santa Cruz geheuchelte Vorliebe für die Franzosen, welche in den drei Republiken nicht geliebt sind, alles dieses machte die Gemüther mit einem Bruche vertraut, den die Rivalitäten der beiden Seestaaten und der wachsende Ehrgeiz Bolivia's in dem politischen Erbe Bolivars früher oder später herbeiführen mußte.

Diese entscheidende Wendung hatten die Angelegenheiten genommen, als Portales, am 2 Junius letzten Jahres, in seiner Function als Kriegs- und Seeminister, sich in das Lager von Quillota begab, um die Manöuvres in Augenschein zu nehmen, in welchen er die zur Expedition nach Peru bestimmten 4000 Mann auserlesener Truppen üben ließ. Vidaurre wußte gegen die schon zu lange dauernden Vorbereitungen zur Einschiffung alle nur erdenklichen Hindernisse vorzubringen; er hatte seinen Officieren sogar öffentlich erklärt, er werde den Befehlen zur Abfahrt keine Folge leisten und auf die Verrichtungen als Chef des Generalstabes verzichten. Ein der Sache des Obristen Vidaurre ergebenes Bataillon von 400 Mann sann bald auf einen militärischen Aufstand; Unzen Goldes waren insgeheim unter die Soldaten vertheilt worden. Halb durch Furcht, halb durch Verrath ward der Rest der im Lager befindlichen Truppen im Zaume gehalten. Portales war ohne Gefolge, bloß in Begleitung des Obrist Eugenio Necochea angekommen. Sonnabend den 5 Junius, im Augenblick der Musterung, umgaben die Hauptleute der verschiedenen Compagnien des aufrührerischen Corps jeder mit einem Piket seiner Leute den General Portales, und mit angeschlagenem Gewehre riefen die Empörer dem Minister zu, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Zwei Flintenschüsse hatten das Zeichen zum Aufstande gegeben, den man eben so wenig hatte voraussehen können, als er plötzlich wieder unterdrückt werden konnte. Zu gleicher Zeit begab sich Vidaurre in das Lager der Cavallerie, welche abgesessen war. Dieser Umstand, verbunden mit den zweideutigen Gesinnungen, welche dieses Regiment anfangs an den Tag legte, machte, daß Vidaurre sich weiter begab und nicht auf dessen Mitwirkung bestand; er entsendete statt dessen vierhundert fünfzig Mann Infanterie, von den zuverlässigsten, nach Valparaiso, um sich dieser Stadt durch einen Handstreich zu bemächtigen.

Inzwischen war Sonntags um vier Uhr Morgens die Nachricht vom Aufstand im Lager von Quillota an Don Ramon de la Cavareda, den Militärgouverneur dieses Platzes, gelangt. Dieser begab sich sogleich mit dem Vicеadmiral Encalada, und diese beiden ließen sofort den vor der Stadt gelegenen Serro del Baron durch die Bürgergarde und das Bataillon von Valdivia besetzen. Die Aufrührercolonne rückte an die Quebrada, oder Engpaß von Cabritera, und erwartete Vidaurre, welcher endlich an der Spitze der übrigen Truppen und der Cavallerie, die sich nun entschlossen hatte, ihm zu folgen, aus dem Lager herbeikam. Allein auf der Hälfte Weges, bei Tabolango, ritt die Cavallerie in aller Stille an der Flanke der kleinen Armee voraus, schlug Seitenwege ein, und schloß sich den getreuen Truppen an, welche Valparaiso vertheidigten. Der Obrist verlor bei diesem unerwarteten Abfall weder seine Kaltblütigkeit, noch gab er sein unsinniges Unternehmen auf; er machte sogar bekannt, das Manöuvre der Cavallerie sey eine reine Kriegslist, und ihr Rückzug sey weiter nichts, als eine strategische Bewegung. In diesem Augenblick ließ er Portales vor sich führen, und erpreßte von ihm, unter Androhung des Todes, ein von ihm eigenhändig unterzeichnetes Schreiben in Betreff der Uebergabe der Stadt und des Geschwaders. Widerstand war nicht möglich, und Portales, hinlänglich überzeugt, daß man ihm nicht gehorchen würde, fertigte den Befehl aus.

Als nun Vidaurre, welcher in Eilmärschen vorrückte, wirklich am 6 Morgens drei Stunden von Valparaiso erschien, und die von Portales ertheilte Einwilligung dem Obristen Cavareda überbringen ließ, erklärte dieser Officier, der Minister wäre nicht fähig, von freien Stücken einen solchen Befehl zu ertheilen, er werde, trotz der Unterschrift, mit den Einwohnern und der Garnison lieber auf den Kanonen sterben, als den Platz übergeben. Auf so viel Energie und Treue war Vidaurre nicht gefaßt; nichtsdestoweniger aber verfolgte er die Ausführung seines Angriffs- und Aufruhrplanes.

Das vierzehnhundert und fünfzig Mann starke Corps der Insurgenten stellte sich mit Ordnung und ohne Geräusch am Fuße des Serro de la Cabriteria auf, dessen Defilé es nach dem Aufrücken aus Quillota durchzogen hatte. Am Abend stießen die Plänkler des Vicеadmirals Encalada, unter dem Befehle des Don Pedro Angulo, vor dem Serro del Baron auf die Vorposten Vidaurre's. Auf das Wer da! Don Pedro's gaben die Empörer ein gut unterhaltenes Feuer, worauf sie im Sturmschritte gegen die in der Quebrada verschanzte Bürgergarde anrückten; sie hofften durch einen plötzlichen Angriff den Vicеadmiral in Bestürzung zu setzen. Das Feuer begann im selbigen Augenblick auf der ganzen Linie des Serro; die Insurgenten stürzten sich mit Wuth in den Kampf, drangen in das Defilé und griffen die getreuen Truppen mitten in der Schlucht an, die jedoch unerschrocken während des ganzen Morgens ihre wiederholten Bajonnetangriffe aushielten. Allein die Wuth Vidaurre's und seiner Anhänger war völlig umsonst. Von der Anhöhe herab von den Plänklern Encalada's und von zwei Feldgeschützen beschossen, flohen sie nach einem vierstündigen wüthenden Kampf in allen Richtungen. Unter dem Geschrei: „Es lebe die Republik," verfolgten die Soldaten der Stadt die Fliehenden. Nur der tiefen Finsterniß der Nacht ist es zu verdanken, daß bei dieser unordentlichen Flucht wenig Blut vergossen wurde. Die Insurgenten wollten sich hinter der Vina de la Mar verschanzen, allein der größte Theil derselben hatte keine Zeit mehr, sich dahin zu flüchten, und streckte die Waffen. Vidaurre, gezwungen sich mit einigen Officieren eiligst in die Gebirge zurückzuziehen, und berechnend, daß er verloren sey, kühlte seine Rache im Blute Portales, dessen Tod er beschloß.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 37** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Agrumi.** (Schluß.) — **Frankenstein, oder der moderne Prometheus.** (Fortsetzung.)

Im Abonnement dieses dem Auslande dargebrachten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Der Palast von Necessidades.)

Nr. 119.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 April 1838.

Privatsammlungen in Paris.

Die Sammlung des Hrn. Dusommerard.

Als die Romantiker und Doctrinäre durch ihre literarischen Productionen ihr phantastisches Licht über Frankreich auszubreiten anfingen, und der durch die materialistische Philosophie des 18ten Jahrhunderts irregeleiteten Vernunft so lange von Glauben und Moral vorpredigten, bis sie in heuchlerische Verstockung und auf unmoralische Abwege gerieth, entstanden zuerst in Paris und bald auch in allen Theilen Frankreichs zahlreiche Sammlungen von mittelalterlichen Kunstgegenständen. Diese Vorliebe für Antiquitäten offenbarte sich schon fünf oder sechs Jahre nach dem Pariser Frieden unter der florentinischen Regierung Ludwigs XVIII. Aller Orten sammelte man die im Innern Frankreichs zerstreuten Trümmer von Monumenten, Handschriften, Möbeln, Rüstungen, Waffen und Hausgeräth. Man suchte Gastfreundschaft in der ärmsten Hütte, weil man dort den Betpult des in der Nachbarschaft zerstörten Schlosses oder den geschnitzten Chorstuhl einer geplünderten Abtei zu finden, und für wenige Thaler an sich zu bringen hatte. Die Curiositätenhändler des Quai Voltaire machten förmlich Jagd auf alte Stühle, und sandten Reisende in alle Departemente aus, um Vorräthe von Bric à Brac anzukaufen. Die Künstler und Literaten hatten anfangs bloß den Wunsch, das Privatleben des Mittelalters bis in seine unbedeutendsten Einzelnheiten kennen zu lernen; später aber gesellte sich das Bedürfniß, in jenes Poesie- und Glaubensmeer des Mittelalters zu tauchen, hinzu, und beides zusammen förderte die Leidenschaft zu Antiquitäten ans Tageslicht. Die Einbildungskraft schuf sich damals das Bedürfniß, und alle jene aus der ersten romantischen Periode hervorgegangenen Werke sind nichts als Phantasien, Capricen und bizarre Schöpfungen einer exaltirten Imagination und germanisirte Geistesutopien, ohne Farbe und Bestimmtheit, immer formlos, unstät umherschwankend, selbst in den wesentlichsten und wichtigsten Punkten. Die Künstler empfingen den Impuls vorzüglich durch den Roman und das Theater. Die Romanschreiber deckten in ihren historischen Darstellungen alle Lagen des Mittelalters auf und lieferten den Malern, Bildhauern u. s. w. einen unermeßlich reichen Stoff zu ihren Gebilden; andererseits begünstigten die geschichtlich genauen Theatercostumes und Decorationen die wieder erwachende Liebe zur gothischen Kunst. Die historischen Maskenbälle, welche die Herzogin von Berry im Pavillon Marsan veranstaltete, beweisen für unsere Ansicht. Diesen Bällen verdanken die Pariser, daß die große Oper zu einem so hohen Grad von Vollkommenheit in Costumirung und Decoration gelangt ist; Hr. Duponchel, der jetzige Director der großen Oper, war damals der officielle Zeichner für die Maskenbälle bei Hofe. In jenen glänzenden Quadrillen mußte jede Mode der Vergangenheit aufs sorgfältigste nachgeahmt werden; man durchstöberte die öffentlichen Bibliotheken, Kupferstichcabinette und Costume-Laden; vornehme Damen ließen sich in ihren Caleschen nach der Rue Richelieu fahren, um die Büchersammlungen über einzelne Trachten des Mittelalters um Rath zu fragen; jede Rätherin sprach von Vertugadin, jede Kammerzofe von Reliquienkästchen, jeder Costume-Verleiher von Halskrause und Brustlatz.

Die Juliustage kühlten diese fieberhafte Aufregung und die Manie fürs Gothische auf einige Zeit ab, aber die Mehrzahl ist bald wieder in denselben Fehler verfallen. Wenige sind bei kaltem Blute geblieben, und haben die guten und schlechten Früchte dieser Umkehr zur Vergangenheit eingesammelt; Wenige fühlen, daß die durch das Studium der Vergangenheit mit Poesie und Liebe erfüllten Herzen einen starken, festgeformten Glauben und unwandelbare Principien bedürfen; noch Wenigere endlich haben eingesehen daß die Deutschen und Engländer eine geistige, moralische Kraft besitzen, welche in Frankreich von den Roués der Regentschaft und den Philosophen des vorigen Jahrhunderts zerstört worden und daß jene Völker, vermöge dieser moralischen Kraft, sich ungestraft den Launen und Capricen ihrer Einbildungskraft hingeben können, während sie dagegen in Frankreich so viel Uebel angerichtet. Diese Wenigen haben sich neuerdings wieder zum Studium der Philosophie, so wie zu den Kirchenvätern und Scholastikern gewandt; sie suchen in der Geschichte etwas Anderes, als mehr oder weniger farbenreiche und talentvolle Gemälde; sie finden in der Religion etwas Anderes, als mehr oder weniger naive, poetische Traditionen; mit Einem Wort,

sie sind von der romantisch-gothischen Schule zu der scholastisch-romantischen übergegangen, welche indeß noch nicht viele Anhänger zählt. Die Schüler der ersten sind noch immer so zahlreich, als Sandkörner am Meer; in den drei letzten Jahren sind alle Abtrünnigen, welche die Republik, der Saint-Simonismus und der Fourrierismus verführt hatte, wieder in ihren Schooß zurückgekehrt, und die Liebe zu Alterthümlerei ist gegenwärtig so stark, als während der Restauration. Alles Gothische ist Mode und außer Preis. Jeder pfuscht ins Handwerk, und da die unwissenden Laien das Schlechte sowohl als das Gute kaufen, so müssen die Kenner die geringste Kleinigkeit sehr theuer bezahlen und große Summen daran wenden, um sich ein Antiquitätencabinet von einiger Bedeutung anzulegen.

Diese überall bemerkbare Umkehr zur Kunst hat auf den ersten Anblick etwas höchst Ueberraschendes in einem Jahrhundert, welches ausschließlich mit materiellen, positiven Interessen beschäftigt, von Melodramen, Journalen, Assisenverhandlungen und öffentlichen Hinrichtungen übersättigt ist, den besten Theil des Tages mit Speculation auf der Börse und den übrigen Rest mit zweck- und geistlosen Manieren auf den Boulevards hinbringt. Wie ist es gekommen, daß gerade dieses Jahrhundert sich in die wunderbaren Kunstwerke und architektonischen Zierrathen vergangener Zeiten verliebt hat? Es liegt nicht in unserer Absicht, diese Frage hier zu erörtern, denn das würde uns viel zu weit von dem vorgesteckten Ziele abführen. Jedoch können wir sie nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Stellen wir zunächst eine Thatsache fest: die neue französische Regierung hat wider ihren Willen diese Rückkehr zu den Moden und Künsten der Vergangenheit in Schwung gebracht.

Da die Juliusrevolution Alles zu nivelliren drohte, hat sie die alten Adelsansprüche wieder ins Leben gerufen und den Stolz der neuen Emporkömmlinge entfesselt. Manche altadelige Familie, deren Wappen unter der vorigen Regierung verborgen gehalten wurde, hat jetzt siegreich ihre Namenszüge und Farben wieder aufgestellt; die schönen Hotels des noblen Faubourg Saint-Germain, in deren Höfen das Gras wuchs, haben ihre Thorwege mit großem Geräusch wieder geöffnet und ihre Ahnenportraits abgestäubt, um auf diese Weise gegen die neue Dynastie zu protestiren. Neben dem ächten, alten Adel hat, wie das bei solchen Gelegenheiten immer geschieht, ein neugeborener Adel Platz genommen, welcher gleichfalls seine Quartiers und seinen Stammbaum geltend machen wollte. Je verlegener sich diese eingeschmuggelten Parvenus fühlten, auf den Teppichen der Tuilerien herumzutreten, je ungewohnter es ihnen vorkam, Stern und Ordensband zu tragen, desto höher stieg ihnen der Kamm, wenn sie daheim waren, desto heftiger brannte das Verlangen, vornehme Manieren und läppisches Junkerthum nachzuäffen. Ich kenne hier ganz vortreffliche Familienväter, alle von ehrenwerthem Kaufmannsstande, welche, von der Adelswuth und Stammbaumsucht angesteckt, große Summen verschwendet haben, um ihre Wohnung gothisch ausmöbliren und ausmalen zu lassen. So traf es sich, daß der Faubourg Saint-Germain und die Chaussée d'Antin gleiche Interessen hatten; ersterer flüchtete sich in die Vergangenheit, wie hinter eine Schanze, um sich zu vertheidigen und den feindlichen Angriff zurückzuschlagen; letztere wollte eine Schanze improvisiren. Die reichen, kostbaren Möbel, die prachtvollen Geschmeide, die glänzenden Toiletten, die Hofbälle, die Audienzen im Schlosse genügten der Bürgerclasse nicht mehr; um den Mangel von Titeln zu ersetzen, kam sie auf den Einfall, sich mit Kunstgegenständen aus der Feudalzeit zu umgeben, gothische Betten, alte Tapeten u. s. w. zu kaufen; die Bankiersfrauen gingen mit bemalten Gebetbüchern in die Messe von Saint-Roch, und Hr. Thiers, ich weiß es aus zuverlässiger Quelle, schickte einen Expressen nach Antwerpen, um einen gothischen Betpult zu holen.

(Schluß folgt.)

Die Thags.

(Fortsetzung.)

Ist der Zug sehr zahlreich, so reisen sie in kleinen Abtheilungen auf parallelen Wegen, als gewöhnliche Reisende, oft nehmen sie den Charakter von Krämern an, und wenn mit Beute bereichert, reisen sie als reiche Kaufleute zu Pferd mit Gezelten. Ueberhaupt heucheln sie, wie die Gauner in Europa, stets jenen Charakter, der ihnen am leichtesten das Zutrauen gewinnt. In Städten gehen nur drei oder vier mit einander, und nehmen den Anschein an, als begegneten sie sich dort aus Zufall ohne vorhergegangene Bekanntschaft. Sie schicken allenthalben ihre Spione aus, nur um zu wissen, wer reiset, wann und wohin? und wie viel er Geld oder Geldeswerth bei sich habe. Sie machen mit dem Wanderer Cameradschaft, wechselseitiger Sicherheit wegen. Haben sie einen tauglichen Ort erreicht (am liebsten wählen sie Stellen, wo es leicht ist ein Grab zu machen), so bewegen sie den Wanderer sich zu setzen, um Erfrischung aus dem Reisevorrath zu nehmen. Doch seine Kräfte sind ihm nicht lange mehr nöthig; einer wirft ihm von hinten die Schlinge über den Kopf und hält sie am einen Ende, ein zweiter packt das andere, und ein dritter versichert sich der Hände des Unglücklichen, oder er packt ihn bei den Füßen um ihn umzuwerfen; Waffen, jedoch so, daß sie kein Blut vergießen, helfen den Tod beschleunigen. Sind mehr Wanderer, so werden sie auf ein gegebenes Zeichen Alle auf einmal abgefertigt, daß sie auch durch keinen Laut ihre Gefahr kund geben können. Während die That verübt wird, ist der Weg allenthalben mit Wächtern besetzt. Sollte sich Jemand nahen, so gebrauchen sie verschiedene Mittel, um ihn aufzuhalten. Er kann seinen unzeitigen Besuch auch mit dem Leben büßen, oder der Wächter fällt nieder und krümmt sich und winselt wie von Kolik gemartert, um ihn aufzuhalten. Die Leiche des Ermordeten wird sogleich begraben, doch in einer hinlänglich tiefen Grube, damit ihn nicht Schakals ausgraben, und er wird vorher aufgeschnitten, daß das Schwellen der Gefäße keine Sprünge des Bodens verursache. Sollte es jedoch unmöglich seyn, den Leichnam sogleich zu beerdigen, spannen sie ein Gezelt auf, bringen ihn in das Innere, welches als Harem jedem Fremden verschlossen

iſt, und beerdigen ihn dort. Ueber den Gräbern der auf Befehl ihrer Göttin Erdroſſelten ſchüren ſie Feuer an zur Bereitung der Speiſe, um das Grab unkenntlich zu machen. So wird auch alle Spur der Unglücklichen vertilgt, kein Blutstropfen bezeichnet das entflohene Leben.

Unterdeſſen wird manches Opfer des eigennützigen Aberglaubens durch Aberglaube, durch widrige Zeichen gerettet, Andere durch ihre natürliche Schwäche oder ihr Gewerbe. So tödten ſie in der Regel kein Weib, außer ſie iſt alt und reich, in welchem Fall einer die Verantwortlichkeit auf ſich nimmt. Ferner ſind ausgenommen: Schneider, Dichter, Tanzmeiſter, Muſiker, Gangeswaſſerträger (doch nur wenn ſie mit Waſſer beladen ſind), Wäſcher, Schreiner, Lahme und Ausſätzige, und (aus einer ſehr natürlichen Urſache) Fakirs.

Noch bequemer läßt ſich das Gewerbe der Thags zu Waſſer (auf Flüſſen) ausführen. Selbſt von anſehnlichem Aeußern, zum Theil als zum Boote gehörig, theils als anſehnliche Reiſende ſuchen ſie den frommen Pilgrim, den nimmerſatten Kaufmann oder den wißbegierigen Reiſenden an Bord zu locken, wo er für geringen Preis alle Bequemlichkeiten findet. Sehen ſie ſich mit ihrer Fahrt hinlänglich allein, ſo ſetzen ſich zu jedem Reiſenden drei Thags, während die Uebrigen auf dem Verdecke ſingen und ſpielen, auf ein gegebenes Zeichen werden alle in demſelben Augenblicke erdroſſelt, und zu Nachts ihre Leichen über Bord geworfen.

Daß die Handlungsweiſe der Thags nicht ganz gewöhnliche Räuberei ſey, ſondern ein im innerſten mit Religion zuſammenhängendes Syſtem, zeigt am beſten die Theilung der Beute. Zuerſt wird für die Wittwen und Waiſen der Fraternität der gehörige Theil auf die Seite gelegt und die Ausgabe der religiöſen Ceremonien beſtritten, dann erſt beginnt die Theilung unter den Theilnehmern der Expedition. Von dieſem bekommt der Anführer zwei Theile, dann die welche in Verübung der Mordthat beſchäftigt waren, jeder anderthalb Theile, die Uebrigen von der Bande jeder ein Theil. Es iſt daher nicht der bloße Egoismus des einzelnen, der ihn zum Morden bewegt, denn die Beute iſt ja Gemeingut, und in der That ſind ſie darin ſo gewiſſenhaft, daß der Fall, daß einer einen Theil der Beute verbirgt, ſelten, vielleicht nie vorkommt. Wie wahr iſt es was ein perſiſcher Dichter ſagt: Die Gerechtigkeit iſt dem Menſchen ſo nothwendig, daß ſie ſelbſt unter Dieben und Räubern herrſchen muß, wenn ſie fortbeſtehen ſollen." Es läßt ſich leicht denken, daß ſie bei einem ſo ausgebildeten Syſtem ihres Gewerbes, in Entäußerung der Beute nicht minder vorſichtig ſind, als in Erwerbung derſelben. Der Verkauf des Erbeuteten geſchieht nur in, von dem Platze der Mordthat ſehr entfernten Orten, wo die Thäter ganz unbekannt ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Café de l'Olympe.

Man kündigt in Paris ein neues Etabliſſement an, das an Pracht alle übertreffen ſoll, welche der Luxus mit großen Koſten zu Paris aufführte. Es wird in der Nähe des Boulevard eröffnet werden und den Namen Café de l'Olympe führen. Inmitten der gothiſch-romantiſchen Bewegung wird es weſentlich claſſiſch ſeyn. Es wird ſich von dem Style des Mittelalters und dem der Wiedergeburt der Kunſt entfernen, und nur an die Mythologie halten. Man wird zuerſt durch unterirdiſche Gänge hineinkommen. An dem Ufer eines Sees angelangt, wird man hier den alten Charon mit ſeiner Barke finden, der die Reiſenden für ein artiges Fährgeld auf das andere Ufer überſetzen wird. Die dunkeln Sterblichen, die nur Bier trinken und die abſcheuliche Gewohnheit des Rauchens haben, werden in einfache Grotten treten, wo roth- und ſchwarzgekleidete Männer zu ihrem Dienſte harren, die ein ziemlich treues Bild der Anwohner des Phlegethon darſtellen werden. Eine Proſerpina, den Kopf mit Narciſſen umwunden, wird auf einem Ebenholzthrone die Opfergaben der Gläubigen empfangen. Dieß wird der hölliſche Diwan ſeyn. Die auserleſenern Gäſte werden von der Fortuna in die bezauberten Haine Italiens geleitet, wo Schwärme von Hebe und Ganymeden ſie mit Gefrornem und friſchen Liqueurs bedienen; das Comptoir ſtellt ein mit Tauben beſpannter Wagen vor, von dem aus eine Venus voll Anmuth und Liebreiz das Gold und den Weihrauch der ſchwachen Sterblichen anzunehmen geruht. Die anmuthige Polyhymnie wird den Vorſitz in einem Muſikſaale führen, wie die muthwillige Terpſichore im Tanzſaale; mit Einem Wort, alle Götter der Fabelwelt werden in Contribution geſetzt. Ein Schriftſteller wird ſich dem Unternehmen anſchließen und den Namen Apollo tragen. Eine einzige Frage bleibt zu löſen: wird das Unternehmen einige Gemeinſchaft mit Plutus haben? Die ganze Pariſer Limonadenwelt iſt in Bewegung und zittert auf ihrer Grundlage.

Diego Portales.

(Schluß.)

Hier beginnt oder endigt vielmehr ein ſchauderhaftes Drama.

Mit kräftigen Worten hatte Portales gleich bei ſeiner Feſtnehmung dem Obriſten Vidaurre die Größe ſeines Verbrechens vorgeſtellt; allein dieſer erwiederte bloß mit Achſelzucken und ließ ihn in einen Kerker werfen. Gebunden mit Stricken, geführt auf einem Karren im Gefolge der Armee bis an die Linien der Cabreteria, empfing der Reſtaurator der chileniſchen Freiheiten die Kunde, daß ſein Tod für den Fall beſchloſſen ſey, wenn die Regierung von Valparaiſo ſich weigerte, das Geſchwader und die Stadt auszuliefern. Als Vidaurre die Antwort Cavareda's erhielt, erwartete er den Ausgang des Kampfes, und nachdem die Niederlage der Seinigen keinem Zweifel mehr unterlag, ſandte er den Befehl ab, Portales zu tödten. Die mit dieſer eben ſo lächerlichen als gräßlichen Execution beauftragten Soldaten fanden den Kriegsminiſter ruhig auf ſeinem Karren ſitzend, wo er gerade mit Don Eugenio Nicochea über die für den Frieden Chili's ſo traurigen Folgen des Aufſtandes ſprach. Bei dem Anblicke der Mörder zerfloß Don Eugenio in Thränen, und ſtürzte zu den Füßen Diego's nieder; dieſer aber, empört über ſolche Schwachheit, wandte ſich gegen ſeine Henker, und warf ihnen ſpöttiſch vor, daß ihr Chef ſo ſchmählicherweiſe zögere, ſein letztes Verbrechen zu vollführen. Vidaurre hoffte immer noch durch die Abweſenheit des Miniſters die Truppen von Valparaiſo zu überzeugen, daß Diego ſeine Bewegung billige. Als aber das Gewehrfeuer den Obriſten enttäuſcht hatte, hieß ein Unterofficier, Namens Florin, in Begleitung zweier Sergenten, eines Corporals und eines

Soldaten den Gefangenen von dem Karren herabsteigen. Portales, welcher wohl sah, daß seine letzte Stunde da sey, umarmte Don Eugenio, und trug ihm auf, in Valparaiso zu sagen, er sterbe mit der festen Ueberzeugung, daß man seinen Tod rächen werde; hierauf befahl er mit ernster Stimme seinen Henkern, ihm die Arme loszubinden. Nachdem dieß geschehen war, riß er mit beiden Händen heftig sein Hemd auseinander, gleichsam um die Stelle seines Herzens zu zeigen, und rief: Malvados! yo moriré, pero mi sangre sera vengada muy pronto, porque el pays no podra sufrir vuestro crimen....! In demselben Augenblick trafen ihn zwei Kugeln, die eine in den Kopf, die andere in die Seite; ein heftiger Kolbenschlag auf die Stirne streckte ihn vollends augenblicklich todt nieder. Florin durchbohrte ihn noch mit mehrern Degenstößen und beraubte ihn gänzlich; hierauf ließ man den Leichnam liegen.

Nichts vermag den Schmerz und die Entrüstung der Chilenen auszudrücken; die Bestrafung der Mörder, die Erwartung eines baldigen Krieges mit Peru und die dem Andenken an Portales erwiesenen Ehrenbezeugungen allein waren im Stande, den ersten Ausbruch der öffentlichen Trauer zu beschwichtigen. Die allgemeine Meinung, sie mag falsch oder wahr seyn, ist die, daß Santa Cruz bei dem in der Bucht von El-Barron begangenen Meuchelmorde seine Hand im Spiele hatte. Wie dem nun auch sey, am 4 Julius wurden Vidaurre, Florin, Toledo, Carvalho, Ulloa und Fiorelius, letzterer ein Schwede und ehemaliger bei Bernadotte in Ungnade gefallener Officier, auf dem Orrego Plaze erschossen. Den rechten Arm Florins stellte man an einer Pike auf dem Plaze des Verbrechens auf; das Haupt Vidaurre's wurde auf dem Quillota-Platz an einem Pfahl aufgesteckt, nebst einem Anschlag, worauf der Ausspruch des Tribunals zu lesen war.

Die Municipalität von Valparaiso beschloß, der Name Diego Portales sollte mit goldenen Buchstaben auf eine Marmortafel in ihrem gewöhnlichen Sitzungssaal eingegraben werden. Zu seinem Andenken wurden auf Subscription zwei Denkmäler, das eine im Serro del Barron, das andere in der Stadt errichtet. Sein Leichenbegängniß war der Größe seines Verlustes würdig.

Der Leichnam des Portales, welcher auf einem von Abtheilungen der Nationalgarde gezogenen Wagen nach Valparaiso gebracht wurde, langte unter Begleitung einer unzähligen Menschenmenge und gefolgt von allen auswärtigen Consuln daselbst an. Auf seinem Sarge waren die Stricke zu sehen, mit denen ihm die Hände gebunden waren. Die Kriegs- und Handelsschiffe senkten als Zeichen der Trauer während des Begängnisses ihre Flaggen. Die brittische Flagge wehte am Bord einer englischen Fregatte, dem einzigen fremden Kriegsschiffe, welches zur Zeit der Katastrophe von Quillota im Hafen von Valparaiso vor Anker lag. Die nähern Bestimmungen für die Trauerfeierlichkeiten waren durch hohen Beschluß des Senats der Republik von San Jago aus mit eben so viel Glanz als Genauigkeit vorgeschrieben worden. Nach dem Trauergottesdienste wurden die irdischen Reste Portales nach San Jago gebracht, wo der Donner der Kanonen vom Schlosse San Lucio aus der Bevölkerung die Ankunft derselben ankündigte. Der Präsident der Republik empfing an der Spitze aller hohen Beamten Chili's den Sarg, und ließ ihn in die Gruft des Presbyteriums der Kathedrale hinabsenken. Zuletzt wurde für die Dauer eines Monats im Namen des Vaterlandes eine allgemeine Trauer geboten.

So starb ein Mann, der, bei sehr wenig Erziehung, in einem jungen Land und inmitten wilder Sitten, während seines kurzen Daseyns alle Verbesserungen vornahm, welche eine fortschreitende Civilisation mitten in den Stürmen der jungen Republik Chili zu entfalten fähig ist, von den Statuten des Nationalcongresses an bis zu den Vorschriften für Erziehung junger Mädchen in Pensionsanstalten. Wenn, wie man behauptet, Diego Portales einen tiefen Haß gegen Fremde in sich trug, so muß man dabei vom Gesichtspunkte der Interessen seiner Administration ausgehen; es hieße gewissermaßen seinem Andenken grollen, wenn man in seinem politischen Leben den gewandten Gesetzgeber und den patriotischen Chilenen nicht unterscheiden wollte.

Santa Cruz dagegen, dessen Sitten einschmeichelnd und von ausgesuchter Höflichkeit sind, scheint in seinen Rücksichten auf Europa vielmehr durch das innerste Bewußtseyn seines persönlichen Werthes, als durch das Gefühl der Nationalmeinungen geleitet zu werden. In Beziehung auf das Protectorat, welches er bereits über zwei blühende Republiken ausübt, und das er allem Anschein nach bald auch auf die Nachfolger des unglücklichen Portales ausdehnen wird, scheint der ehrgeizige Präsident von Bolivia das Reich Bolivars wieder herstellen zu wollen, allein mit andern Absichten als der Befreier Peru's. Um sich davon zu überzeugen, braucht man bloß einen Blick auf die politische Geographie der Staaten zu werfen, welche er unter einer einzigen Dictatur zu vereinigen gedenkt. Chili und die Provinzen von Ober- und Nieder-Peru haben denselben revolutionären Ursprung; spanisches Blut fließt ohne Unterschied in den Adern von drei Bevölkerungen, und die Sitten, die Sprache, das Charakteristische der Physiognomie, die Religion, die Vorurtheile sind zu Valparaiso dieselben, wie in Callao und zu Chuquisaca. Allein aus der Gestaltung des Landes oder den materiellen Bedürfnissen ihrer Eingebornen entstehen Schwierigkeiten, und diese Schwierigkeiten führen zu Spaltungen, welche jeden Plan auf Einheit vollkommen illusorisch machen. Chili, Bolivia und Peru sind zu verschiedenem Wohlstande, zu entgegengesetztem Gedeihen berufen, und sie sehen sich mehr und mehr in ihren entgegengesetzten Interessen fest; unvermeidliche Conflicte werden unvermuthet sich ergeben, örtliche Hülfsquellen werden monopolisirt werden; dieß ist das Schicksal dieses Theils von Amerika. Es ist daher unmöglich, daß der Protector der peru-bolivischen Conföderation, als Mann von Geist und Verstand, an eine wirkliche Vereinigung denke. Sein Ehrgeiz könnte demnach bloß nach einer moralischen Gewalt, nach einer consultativen Dictatur, nach einem Napoleonischen Einfluß streben; aber eine solche Einheit bildet unter den Bedingungen, worunter junge Republiken sich gegenseitig aufrecht erhalten, einen noch eitlern politischen Traum, als der erstere.

Santa Cruz besitzt die volle List, die volle Beharrlichkeit eines Indianers; man muß auf neue Bemühungen, auf neue Combinationen von seiner Seite gefaßt seyn. Er hat bereits Caperbriefe gegen alle Feinde der peru-bolivischen Conföderation erlassen; er ergreift gegen die Fremden die willkürlichsten Maaßregeln, unter dem Vorwande, sie seyen als Spione verdächtig. Die Zeitschriften sagen es wiederholt, er wolle die Zeiten des Inka Jupanqui wieder einführen. Aber die Rächer des Portales schlafen noch nicht; während wir schreiben, wird die Frage entschieden; man sagt sogar, Bolivia zeige Unwillen und Bewegung der Unzufriedenheit. Der Dictator steht dem tarpejischen Felsen nahe. Es hat etwas Peinliches, daß zwei Männer, wie Portales und Santa Cruz, nicht über die Mittel einig geworden sind, das Gleichgewicht junger Republiken zu erhalten, ohne sie in ihrem Gange gegeneinander stoßen zu lassen, und daß der Eine Ereignissen unterlag, welche die Zunahme der Macht des Andern viel zu sehr begünstigen. Dieser Ausgang eines großen Kampfes führt in Südamerika zu Aenderungen, welche für Europa von großer Wichtigkeit sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 120.

Das Ausland.

Ein Taghlatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

30 April 1838.

Die Thags.

(Fortſetzung u. Schluß.)

Ich glaube immer, daß der einzige höhere Trieb des Menſchen das Bedürfniß ſey, thätig zu ſeyn, und das Reſultat der That — ſich wichtig zu machen. Alle übrigen Leidenſchaften, die nicht bloß in den Sinnen ihre Quelle haben, laſſen ſich daraus ableiten. Eine gewiſſe Rangordnung und hart zu erſteigende, aber mit großem Nimbus umgebene Stufen, waren daher ſtets das Princip und Band von Verbindungen, die ſich einer Dauer erfreuten; denn dadurch wird die Thätigkeit und Einbildungskraft deſſen, der vorwärts ſtrebt, in Anſpruch genommen, und hat er die Höhe erſtiegen, ſo fühlt er ſich ſo wichtig, daß ihm auch ſein Nichtsthun als That erſcheint. Damit aber der Candidat die Würde für ſtrebenswerth halte, ſind die heiligenden Ceremonien nöthig.

In dieſem Sinne nun, um das Naturgefühl gehörig zu tödten, muß der junge Thag unter einem erfahrenen Zauberer ein langes Noviziat durchmachen, und damit das Amt eines Erdroßlers in Ehren bleibe, verehrt der Candidat dieſen ſeinen Lehrer, der ihn zu dieſer heiligen Kunſt einführte, mehr als ſeine Eltern, und aus demſelben Grunde, darf man ſein erſtes Meiſterſtück erſt nach feierlicher Initiation und nach befragten Wahrzeichen vernehmen, damit ja der Nicht-Thag vom Eingeweihten unterſchieden ſey. Auch findet eine ſtrenge Unterſcheidung der verſchiedenen Aemter ſtatt, z. B. dem eines Erdroßlers, Grabmachers, Anlockers, Wächters u. ſ. w. Uebrigens werden nur bloß Thags von Geburt zum Noviziate zugelaſſen.

Nach jedem Morde wird von den Eingeweihten eine Art Sacrament genoſſen, woran die Katechumenen nicht Theil nehmen dürfen. Auf ein reines Tuch wird nämlich unraffinirter Zucker, eine Silbermünze zum Opfer und die Pike gelegt. So viele von den Vornehmen unter den Thags, als möglich iſt, nehmen auf demſelben Tuche Platz, die Uebrigen ſtehen rings um. Auch hier wenden ſie ſich vom Aufgang des Lichtes, alles Lebens ab, und kehren ſich nach Weſten. Die Augen gen Himmel gekehrt ſpricht dann der Vornehmſte unter ihnen das hochpoetiſche Gebet: „Große Göttin, laſſe uns ſechzigtauſend Rupien erbeuten!“ nach einigen andern Ceremonien wird der Zucker unter den Anweſenden vertheilt und mit Ehrfurcht verzehrt. Dieſer Zucker weckt Wunder in dem Gläubigen; denn alle Kraft kommt von uns ſelbſt, in dem aber, der an äußere Zeichen glaubt, kann ſie durch ſolche erweckt werden. „Wer,“ ſagte ein Thag im Verhöre, „wer kann der Begierde, ein Thag zu ſeyn, widerſtreben, ſobald er vom heiligen Zucker gegeſſen hat. Ich hatte bedeutendes Vermögen und den Rang eines Staatsbeamten; doch nachdem ich den heiligen Zucker verzehrt hatte, zwang es mich unwillkürlich, meinem Berufe zu folgen.“

Außerdem feiern die Thags noch ein anderes Opfer oder vielmehr Feſt, welches wir Agape nennen möchten. Es wird dabei eine oder mehrere Ziegen geſchlachtet und der geweihte Zucker verzehrt, übrigens wiederholen ſich dabei nur bereitsgedachte Ceremonien. Dieſes Feſt iſt nicht an eine beſtimmte Zeit geknüpft, ſondern wird gefeiert, ſo oft ein Gläubiger die Mittel und den guten Willen hat, die Unkoſten zu beſtreiten.

Die zahlreichen Sühnungen, welche für Vergehen gegen die Gebote ihrer Göttin oder die Gebräuche ihres Gewerbes verrichtet werden, betreffen meiſtens nur den Einzelnen.

Die Erſcheinung, daß Handlungen, welche alle geſelligen Bande gefährden, durch Religion geheiligt werden, iſt nicht ſelten, aber bei den Thags beſonders auffallend. Und doch, wollen wir nicht Alles, was nicht mit unſerer eigenen Ueberzeugung übereinſtimmt, Aberglauben heißen, müſſen wir einem Syſteme, welches von einer ganzen Menſchenclaſſe anerkannt wird, den Namen Religion zuerkennen.

Man würde ſich aber ſehr täuſchen, wenn man annehmen wollte, daß die Religion die Quelle der Verbrechen der Thags oder irgend einer Gewohnheit bei irgend einer Nation ſey. Das Vermeiden, Blut zu vergießen, das ſorgfältige Begraben der Ermordeten, geheiligt durch ihr ſchützendes Palladium der Pike (welche ſie in der That vor Entdeckung der That ſchützt), nebſt allen andern Gebräuchen und Geſetzen zeigen deutlich, daß ſie anfangs die Klugheitsmaaßregeln von Mördern waren, denen Gewiſſen und religiöſe Grundſätze wohl ſagten, was ſie verbrochen haben; daß dieſe Klugheitsmaaßregeln durch Herkommen geheiligt, wird die Vernunft, welche ſich immer vor ihrem eige-

nen Tribunale zu entſchuldigen bemüht iſt, endlich zum Geſetz erhoben, ſie in ein Syſtem vereinigt und durch göttlichen Urſprung und Offenbarung geheiligt haben, wie es immer und unwillkürlich geſchieht, wenn der Menſch etwas aufrecht zu erhalten wünſcht, deſſen Gründe ihm nicht klar ſind, oder wofür er gar keine finden kann. So geht die Religion immer vom Volke aus, welches ſie anfangs factiſch ausſpricht, die Theorie folgt dann, und kann wohl, wie bei Arabern, in einem ſo ſehr im Geiſte der Nation denkenden Mann, daß er der Repräſentant desſelben zu heißen verdient, zuerſt theoretiſch ausgeſprochen und gebildet werden. So wird das Volk nie von der Religion geleitet, wenn auch bisweilen geſtärkt, aber ſtets der einzelne Gläubige. Dieſes iſt beſonders bei den Thags klar. Menſchen, die ſo kaltblütige Mordthaten begehen, daß ſie es für eine Sünde hielten, Jemanden zu berauben, ohne ihm das Leben zu nehmen, ſind überaus gewiſſenhaft in Befolgung anerkannter Pflichten. Nie verbirgt einer einen Theil der Beute, ſie verſorgen die Wittwen und Waiſen ihrer Verbrüderung, und Mütter verriethen ihre Söhne, um nicht den bei der Pike geleiſteten Eid zu brechen, und wenn Thags gefragt wurden, ob ſie ſich ihrer Miſſethaten nicht ſchämten, war ſtets die Antwort: „wer kann ſich ſeines Gewerbes, ſeines Glaubens ſchämen?

So laſſen ſich ſelbſt die ſchlimmſten und thörichteſten Vorurtheile dem Einzelnen durch Erziehung einſchärfen, nie aber einem ganzen Volke. Völker verfolgen unaufhaltſam ihren Lauf, gut und ſchlecht, vernünftig und widerſinnig; und ſollte auch die Oberfläche in Thatloſigkeit für einige Zeit wie gefroren ſtille ſtehen, ſo läuft doch das Waſſer unter der Schale fort, und wenn das Eis bricht, ſo iſt das Wüthen des Stromes ſeinem Laufe entlang nur deſto unaufhaltſamer, und leider auch verheerend.

Privatſammlungen in Paris.

Die Sammlung des Hrn. Duſommerard.

(Schluß.)

Daher darf es uns nicht wundern, wenn in Paris eine Menge Sammlungen von antiquariſchen Seltenheiten beſtehen, worauf die Eigenthümer ſo ſtolz ſind, daß ſie dieſelben höchſt bereitwillig jedem Fremden zeigen. Jeder Dandy vom Boulevard de Gand hat ſein Antiquitätencabinet; denn nichts gilt hier für leichter, als das Alterthümlerhandwerk. Jeder, wer einen zinnernen Teller, einen Topf aus Herculanum, einen geſchnittenen Stein oder einen türkiſchen Dolch, mit Einem Wort die kleinſte Sammlung von Kunſtgegenſtänden aus den verſchiedenſten Epochen beſitzt, iſt ein Antiquitätenliebhaber. Man thut ſehr Unrecht, den erſten beſten für einen Alterthümler zu erklären. Die hervorſtechenden Merkmale dieſes von Walter Scott ſo vortrefflich beſchriebenen und auf eine ſo feine Weiſe verſpotteten Charakters ſind in unſern Augen ein ſicherer, untrüglicher Tact und ein tiefes Zartgefühl für die Natur, ſo wie für die Kunſtformen. Dieſe Eigenſchaften beſitzt in hohem Grade Hr. Duſommerard, welcher in dem alten Hotel de Cluny in der Rue des Mathurins St. Jacques, eine ausgezeichnete Sammlung angelegt hat. Jeden Donnerſtag iſt dem Publicum freier Zutritt geſtattet; man hat vollauf Muße, die reichen Schätze dieſer Sammlung zu betrachten; außer einigen Deutſchen und Engländern trifft man daſelbſt wenig Beſucher; die Pariſer wiſſen gar nicht, daß ein ſo merkwürdiges Kunſtcabinet in ihrer Vaterſtadt exiſtirt. Woher ſollten ſie es wiſſen? Die „Wegweiſer durch Paris" leſen ſie nicht, und Journale haben keinen Platz übrig, um von Privatſammlungen zu ſprechen. Es iſt in der That befremdend: ſo oft ein Orangutang, ein gelehrter Pudel, eine Beduinentruppe oder ſonſt etwas Unbedeutendes in der franzöſiſchen Hauptſtadt anlangt, ſo kann man ſicher darauf zählen, daß alle Zeitungen voll ſind und alle Badauds ſich auf die Beine machen, um das neue Wunder in Augenſchein zu nehmen, koſte es was es wolle. Die beiden ſiameſiſchen Zwillinge, welche ſich vor zwei Jahren hier für Geld ſehen ließen, haben ſich eine Rente von 20,000 Franken erworben. Findet ſich dagegen ein Mann, welcher, wie z. B. Hr. Duſommerard, weder Zeit noch Geduld, noch Vermögen ſpart, um die Erzeugniſſe aller Künſte, aller Jahrhunderte oder ausſchließlich die Meiſterwerke einer beſondern Kunſt und einer einzigen Epoche in ſeiner Wohnung zu ſammeln; welcher ſodann in der löblichen Abſicht, ſeinen Mitbürgern die Arbeit vergangener Geſchlechter vor Augen zu führen, den verborgenſten Winkel ſeines Hauſes öffnet; — ſo wette ich Zehn gegen Eins, daß, mit Ausnahme von einigen wenigen Künſtlern und Literaten, welche Studien machen müſſen, Niemand ſich die Mühe geben wird, alle dieſe Kunſtſchätze zu examiniren; oder wenn ein liberaler Weltmann es nicht verſchmäht, einen flüchtigen Blick auf dieſe Ueberbleibſel einer entſchlafenen Civiliſation zu werfen, ſo wird er nicht ermangeln, beim Heraustreten aus der Wohnung des Alterthümlers lächelnd auszurufen: „Das iſt ein Narr!"

Als Hr. Duſommerard ſeine Alterthümer zu ſammeln anfing, warf man ihm mehr als Einmal dieſen unvernünftigen Bannfluch an den Kopf; man wunderte ſich ganz beſonders, wie ein Mitglied vom königlichen Rechnungshofe Zeit fände, Credenztiſche und Gabeln aus der Zeit Ludwigs XIII zu kaufen, anſtatt an den Fiscus zu denken. Die HH. Richter wußten ſich dieſe Leidenſchaft eines ihrer Collegen für das Jahrhundert Rabelais' durchaus nicht zu erklären, da es doch augenſcheinlich bewieſen war, daß der ſatyriſche Pfarrer von Meudon ihre erlauchte Körperſchaft zu wiederholtenmalen geſchmäht hatte. Hr. Duſommerard lief große Gefahr, in der Perſon ſeiner Collegen am Rechnungshofe neue Ikonoklaſten zu finden, welche über ſeine ſchöne Sammlung herfallen würden, ſobald ſich die Gelegenheit dazu böte. Der unverdroſſene Alterthümler ließ ſich jedoch durch nichts abſchrecken; er ſammelte, was er fand, und bald wurde ſein Inventarium ſo ſtark, daß er es in ſeiner Wohnung nicht mehr unterbringen konnte; kaum war noch ein Plätzchen für ihn ſelbſt übrig; er ſah ſich daher gezwungen, ein anderes Neſt zu bauen. Das alte und ſchöne Hotel de Cluny wurde gerade zum Verkauf ausgeboten, er machte ſich zum Eigenthümer desſelben und verlegte dahin ſeine Sammlung. Nach der Julusrevolution machte er der Regierung den Vorſchlag,

das Hotel de Cluny mit dem benachbarten römiſchen Badepalaſt, in der Rue de la Harpe, zu vereinigen, und in dieſem Local ein Muſeum franzöſiſcher Alterthümer zu gründen. Hr. Alexandre Lenoir lieferte einen einfachen und höchſt ökonomiſchen Plan zu dieſem Neubau, der nach dem Anſchlag des Architekten nur 750,000 Fr. koſten ſollte. Der damalige Miniſter Thiers und der Generalinſpector der Monumente in Frankreich, Hr. Vitet, verſchoben die Ausführung des Projects, und Hr. Duſommerard mußte ſich darauf beſchränken, den Theil des Hotels, welcher in bewohnbarem Zuſtande iſt, zu einem Muſeum einzurichten. Dieſer Theil umfaßt die obere und die untere Capelle. Die letztere hat noch keine ſpecielle Beſtimmung erhalten; der Beſitzer hat im Sinn, eine Todtengruft daraus zu machen. Die obere Capelle war noch im Jahre 1832 eine Buchdruckerei, gegenwärtig hat ſie ihr ehemaliges Mönchskleid wieder angezogen; ſie enthält mehrere Mannequins mit gold- und ſilbergeſtickten Meßgewändern, einige Räucherfäſſer und Chorpulte aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert, elfenbeinerne Biſchofsſtäbe und kupferne Monſtranzen, ſtark übergoldet mit dem Datum 1301, ein ſchönes Tragkreuz und eine ziemliche Anzahl von Reliquienkäſtchen. Das große und ſchöne Altarblatt, welches die Mitte der Seitenwand links vom Allerheiligſten einnimmt, ſtammt aus der Abtei von Everborn bei Lüttich. Alle Meubles dieſer Capelle, als da ſind: Credenztiſche, Chorpulte, Betſtühle, Chorſtühle, Chormäntelſchränke, Baluſtraden, Leuchter u. ſ. w. rühren aus Epochen her, die in die Erbauungszeit der Capelle fallen (1490 bis 1510). Der Charakter der architektoniſchen Zierrathen, die Zeichnung der Figuren, die Coſtumes und die Form der Wappen erinnern an die Arbeiten aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts. Mehrere Gemälde in enkauſtiſcher Manier, ein Altarblatt von Hemmeling, eine Reihe koſtbarer, auf Pergament gedruckter Gebetbücher, mit reichen Einbänden und Holzſchnitten; ferner mehrere religiöſe Manuſcripte mit zahlreichen Vignetten und goldenen Leiſten aus dem 14, 15 und 16ten Jahrhundert, ein kleines Tagebuch Heinrichs III, das ſind in kurzem die hauptſächlichſten Details dieſer Capelle, deren neuerdings von Hrn. Duſommerard aufgefundene gothiſche Fresken ein neues Intereſſe gewähren.

Das Zimmer Franz's I feſſelt ferner unſere Aufmerkſamkeit: es iſt mit merkwürdigen Gegenſtänden aus der Regierungszeit Franz's I und ſeiner fünf unmittelbaren Nachfolger angefüllt. Hr. Duſommerard behauptet, daß Franz I hier die Capitulation dictirt habe; die Liebhaber von Meubles und Merkwürdigkeiten aus dem 13ten Jahrhundert betrachten mit großem Vergnügen ein aufgeſtelltes Schachſpiel von durchſichtigem, vielfarbigem Bergkryſtall; zu beiden Seiten des Schachbretts ſind hölzerne Ritter zu Pferde in voller Rüſtung, welche mit eingelegter Lanze auf einander losrennen. Die übrigen Meubles und verſchiedenen Geräthe dieſes Saals rühren im Allgemeinen aus dem 16ten Jahrhundert. Wir bemerken darunter ein Bett mit Karyatiden und Geländerſäulen, welches einen Tragbimmel mit Karnießen im Geſchmack der Renaiſſance ſtützt. Dieß Bett gehörte einem Savoyer Biſchof; auf den Kiſſen liegen zwei vollſtändige Rüſtungen. Außerdem enthält dieſes Zimmer ein Portrait Karls V in voller Waffentracht, die Steigbügel und Sporen, welche Franz I in der Schlacht bei Pavia trug. Die Steigbügel ſind von vergoldetem Kupfer, ſie tragen auf der Oberfläche die Inſchrift F. Rex, und auf den Rändern die bekannten Salamander, welche ſich auf ihren in Geſtalt eines Stricks zuſammengewundenen Schwänzen ſtützen und die franzöſiſche Krone über ihren Köpfen haben; unten lieſet man die Deviſe: nutrisco et extinguo. Die Flamberge, die langen Stoßdegen für zwei Hände, die Schilde, Helme, Schutzkappen, Sturmhauben, Streitärte, Kampfſichel, die Luntenkaſten für die Hakenbüchſen, welche ſich in eben dieſem Saale finden, ſind ſowohl in hiſtoriſcher als in künſtleriſcher Hinſicht ſehr merkwürdig. Ein Paradedegen zeichnet ſich beſonders durch ſeine wunderbar ſchöne Arbeit aus. Auf der Klinge ſind die zwölf Apoſtel eingetrieben. Hr. Duſommerard behauptet, er ſey aus der Werkſtätte Benvenuto Cellini's hervorgegangen.

Von der Galerie und Hintergalerie, zwei Veſtibules, welche mit Kunſtgegenſtänden aus der Renaiſſance angefüllt ſind, haben wir nur Weniges zu ſagen. Die treffliche Broſchüre, welche Hr. Duſommerard über das Hotel de Cluny und den Badepalaſt der römiſchen Kaiſer herausgegeben hat, enthält über dieſes pittoreske Mobiliar von Buffets, Trinkkannen, Statuetten u. ſ. w. die ausführlichſten Andeutungen. Das kleine Badezimmer (pièce des Thermes), welches auf dieſe Galerie folgt und durch ein kleines Cabinet direct mit dem großen Saale des Badepalaſtes communicirt, verdient einen Augenblick unſere Beachtung. Kunſtfreunde werden die Eingangsthüre mit Vergnügen, und namentlich ein Basrelief aus Marmor betrachten, worauf eine Entführungsſcene abgebildet iſt. Der Speiſeſaal iſt auf eine höchſt geiſtreiche Art von den Hrn. Sechon und Feucheres mit Scenen nach Rabelais ausgemalt worden.

Die Sammlung des Hrn. Duſommerard iſt unbedingt die reichſte Privatſammlung in Paris; dazu kommt noch, daß es nicht wohl möglich war, ein paſſenderes Local dafür aufzufinden. Von den übrigen Privatſammlungen in Paris ein andersmal.

Chronik der Reiſen.

Reiſe des Aſtronomen Fedorow in Sibirien.

(Aus dem Berichte des Miniſters für die Volksaufklärung vom 3 (15) März 1838 entnommen und in der Nordiſchen Biene vom 22 März mitgetheilt.)

Die Geographie Sibiriens kann eine feſte Grundlage nur vermittelſt aſtronomiſcher Beſtimmung der Hauptpunkte erhalten; da trigonometriſche Meſſungen nur in einzelnen kleinen Theilen möglich ſind, deren genaue Kenntniß von beſonderer Wichtigkeit erſcheint. Um dieſem Mangel abzuhelfen, beſtätigte die Regierung im Jahre 1831 den Plan zu einer aſtronomiſchen Reiſe, deren Ausführung dem ehemaligen Adjuncten am Dorpater Conſervatorium, Hrn. Fedorow, übertragen wurde. Da es für einen Aſtronomen unmöglich war, ganz Sibirien zu durchwandern, ſo mußte die Reiſe Fedorows auf den ſüdweſtlichen Theil beſchränkt werden, wo ſchon eine bedeutende Anzahl genauer Unterſuchungen angeſtellt worden war; zudem war auch die Kenntniß dieſes Theils für die Regierung von beſonderer Wichtigkeit. Es wurden vier-

zehn Hauptpunkte und sechs und dreißig Punkte von secundärer Wichtigkeit auf der Strecke zwischen dem Ural bis zum Jenisei, oder zwischen Orenburg und Krasnojarsk, eine Ausdehnung von 38 Längen- und 50 bis 60 Breitegraden, zur Beobachtung bestimmt. Bei dem jetzigen Stande der praktischen Astronomie bietet die Bestimmung der Breite keine Mühe mehr dar, aber die Länge von vierzehn Hauptpunkten mußte durch astronomische Beobachtungen genau bestimmt, und die Länge von sechs und dreißig Punkten zweiter Wichtigkeit vermittelst der Chronometer mit den ersten in Verbindung gebracht werden.

Im Anfange des Jahres 1832 stellte Federow in Dorpat seine vorbereitenden Beobachtungen an, und beendigte auch im Ausgange des Jahres 1857 daselbst seine Arbeiten; seine gelehrte Reise dauerte also im Ganzen ungefähr 6 Jahre. Statt der fünfzig ihm vorgeschriebenen Punkte bestimmte er neun und siebzig, und zwar auf einem viel weitern als durch den Plan festgesetzten Umkreis, nämlich auf einer Strecke von 50 Längengraden zwischen Orenburg und Jakutsk, und 20 Breitegraden, nämlich zwischen 46 und 66 von der chinesischen Gränze bis an die Länder, welche ans Eismeer stoßen. Die Lage von sieben und zwanzig Punkten im Ural, nahe an dem Gebirge Saratau, bei Kusnezk und Targadatai, nicht weit von der chinesischen Gränze, wurden durch trigonometrische Messungen bestimmt, und auf dieselbe Weise die relativen Höhen vieler bemerkungswerthen Punkte aufgefunden; zugleich dienen die während der ganzen Reise fortgesetzten barometrischen Beobachtungen dazu, das Profil dieses Theils von Sibirien wenigstens annähernd herzustellen. Ueberdieß stellte Federow in Auftrag der Akademie der Wissenschaften an zwölf wichtigen Punkten Beobachtungen über die Abweichungen der Magnetnadel und über die Stärke der magnetischen Anziehung an, Beobachtungen, welche zu den genauesten gerechnet werden müssen, was bis jetzt in dieser Art geschehen ist.

Der unermüdliche Astronom überschritt zweimal die chinesische Gränze: das erstemal, um den Punkt zu bestimmen, wo der Irtisch aus dem Saisan-See kommt, zum zweitenmal, um die Mündung des Flusses Lepsa zu bestimmen, welche in den großen Balkasch-See fällt. Dieser See, den bis jetzt noch kein einziger europäischer Reisender besuchte, scheint hinsichtlich seiner Größe den vierten Rang in Asien einzunehmen, indem er nur dem kaspischen Meere, dem Aral-See und dem Baikal nachsteht. Federow vergewisserte sich, daß dieser See salziges Wasser hat, wie das kaspische Meer und der Aral-See. Was seine Lage auf den Landkarten betrifft, so ist um 2 Grade der Breite oder etwa 200 Werste gefehlt. Der Fluß Lepsa fließt auch nicht von Norden nach Süden, wie die Karten angeben, sondern von Südosten nach Nordwesten, und nicht weit von seiner Einmündung von Süden nach Norden, den Angaben auf den Karten gerade zuwider.

Im Laufe der 5 Jahre ließ Federow vielleicht keine zehn Durchgänge des Mondes durch den Meridian unbeobachtet, und so sammelte er die fast unglaubliche Zahl von 537 Mondsdurchgängen, und der größere Theil dieser Beobachtungen wurde bei einer Kälte von 20 bis 32° R. angestellt, wo der Astronom gegen die rauhe Witterung nur durch ein Zelt von Segeltuch geschützt war, das während der Beobachtung offen stand. Diese dreihundert sieben und dreißig Mondsdurchgänge, nebst fünf und vierzig Sternbedeckungen und einer Sonnenfinsterniß dienten als Grundlage für die Längenbestimmungen im westlichen Sibirien.

Die vollständige Herausgabe der Reisen Federows wird von der Beendigung der Berechnung sämmtlicher astronomischer Beobachtungen abhängen. Dazu müssen die entsprechenden, an bestimmten Punkten angestellten Beobachtungen gesammelt werden, eine Arbeit, welche Professor Struve über sich genommen hat. Solchergestalt wird das Werk Federows aus zwei Theilen bestehen: aus dem Reisetagebuch und den Beobachtungen, und aus den Resultaten, welche aus der Berechnung dieser und der berechneten Beobachtungen entnommen wurden. Die astronomische Reise Federows kann in der That als Muster dienen, und die astronomisch-geographischen Arbeiten, welche in den letzten zehn Jahren in der Türkei, in Kleinasien, am Fuße des Kaukasus und in Sibirien angestellt wurden, sichern Rußland den Ruhm, in der Anwendung der Astronomie auf die Geographie es allen andern Nationen zuvorgethan zu haben.

Nachricht über die Keilinschriften in Persien.

Obrist Briggs las in der Versammlung der asiatischen Gesellschaft vom 7 April ein Schreiben vom Major Rawlinson aus Teheran vom Januar dieses Jahres vor, demzufolge der Letztere mit Forschungen über die in manchen Theilen Persiens so zahlreichen Keilinschriften beschäftigt ist, und es soll ihm bis zu einem gewissen Grade gelungen seyn, sie zu entziffern. Eine dieser Inschriften zu Bisitun enthalte 1000 Linien, und zähle die östlichen Eroberungen von Darius Hystaspes im Detail auf; Persepolis enthält eine ähnliche über die Triumphe des Xerxes, und außerdem noch manche, welche über den Zustand Persiens vor der macedonischen Eroberung Aufschluß geben. Major Rawlinson legte eine Uebersetzung des Anfangs der Inschrift von Bisitun bei, welche die Genealogie von Darius Hystaspes enthält, und das Zeugniß Herodots (VII, 11) bestätigt; er erklärte sich bereit, wenn die Gesellschaft Interesse an der Sache nähme, die Resultate seiner weitern Forschungen mitzutheilen.

Vermischte Nachrichten.

In einer Versammlung der philosophischen Gesellschaft in London stattete ein Professor Henslow einen Bericht über die Pflanzen ab, welche der durch seine geologischen Forschungen in Südamerika und der Südsee bekannte Darwin von den Keeling-Inseln mitbrachte. Dieß sind Koralleninseln von neuerer Formation, und liegen südlich von Sumatra, gehören zu den sogenannten Lagunen-Inseln, und ihre durchschnittliche Höhe über dem Wasser beträgt nicht mehr als 6 Fuß; erst seit kurzem sind sie von Menschen bewohnt. Die einheimischen Pflanzenarten sind vier und zwanzig an der Zahl, und Hr. Darwin hat hievon zwei und zwanzig mitgebracht, welche ein und zwanzig verschiedenen Geschlechtern und achtzehn verschiedenen Familien angehören.

Hr. v. Falbe, der durch seine antiquarischen Forschungen im alten Carthago hinreichend bekannte Däne, hat mehrere Höhen zwischen Bona und Constantine barometrisch bestimmt, und seine Angaben wurden durch den mit ihm reisenden Sir Grenville Temple der Londoner geographischen Gesellschaft mitgetheilt. Es geht daraus hervor, daß das Lager zu Edbaraan 280 Fuß, Kalemah (Guelma?) 924 Fuß, die Spitze des Berges Umm-el-setas, der höchste Punkt, über den man kam, 5575 Fuß und die Kasbah von Constantine 2300 Fuß über dem Meere liegen; die Breite der letztern Stadt wurde auf 56° 21' bestimmt.

Die französische Regierung schickt gegenwärtig einen jungen Mann, Namens Dulaurier, nach England, um daselbst die zahlreichen ägyptischen Alterthümer und die koptischen Manuscripte zu studiren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat April.)

Nr. 121.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Mai 1838.

Aegyptens industrielle Corporationen.

(Aus den Privatmittheilungen eines Reisenden.)

Im Orient beruhen die Grundprincipien industrieller Organisation auf keiner gesetzlichen Basis: der Koran bestimmt nichts über die Constituirung einer Handwerkerzunft, über deren Verhältniß, Hierarchie und Religion, und doch hatte der Prophet ohne Zweifel durch Lehre und Beispiel die Heiligkeit der Industrie dargestellt. Er beschäftigte sich zwar damit, einige, die Gesundheit fördernde Regeln aufzuzeichnen, und seine Nachfolger haben selbst religiöse und zugleich commercielle Feste angeordnet, wie z. B. die Eröffnung einiger Jahrmärkte, die Abreise der Karawane von Mekka u. dgl.; aber im Allgemeinen hatte der Mohammedanismus hierüber nichts vorgeschrieben, noch weniger die Industriezweige selbst geordnet. Die Corporationen der Künste und Gewerbe, welche in Aegypten heutzutage existiren, stehen dem Mohammedanismus der Zeit nach vor, und ihr Ursprung geht wahrscheinlich bis auf die Pharaonen zurück; doch ist nicht zu bezweifeln, daß die Griechen viel, z. B. die praktische Kunst mitgebracht, und die Römer eine strengere Disciplin eingeführt haben; die Khalifen, welche die Corporationen schon eingerichtet fanden, weit entfernt sie umzustoßen, mögen ihnen wohl eine mehr religiöse Solidarität gegeben haben; die Türken endlich, die letzten Eroberer Aegyptens, stellten, wenn auch unter mancher Bedrängung für die Zünfte, deren directeres Verhältniß zur politischen Gewalt her, benützten sie aber auch zugleich als Polizei- und Regierungsmittel. Mehemed Ali war zu klug, um diesen Zustand der Dinge nicht erhalten zu wollen; jeder Aegyptier, Stadt- oder Landbewohner, welcher nicht in unmittelbarem Dienste des Gouvernements steht, muß in einer industriellen Corporation (Zunft) eingereiht seyn; hievon sind aber die Fellahs auszunehmen, welche eine große Classe für sich, die der Landbebauer, bilden. Die ganze gewerbtreibende Bevölkerung der Stadt Cairo ist so in 161 Zünfte eingetheilt, welche alle möglichen Arten von Industrie bis zu den Tarabuka-Spielerinnen und den Schlangenbeschwörern herab, in sich fassen. Diese Corporationen haben keine materiellen Vereinigungssymbole, wie die der italienischen Republiken des 15ten Jahrhunderts, keine heiligen Schutzpatrone, wie die des Mittelalters, aber statt dessen ein weit stärkeres und reelleres Vereinigungsband. Die Mitglieder einer jeden Corporation sind durch die Gemeinschaft ihrer Arbeit, Gewohnheit, Wohnplatz und oft durch ihre Baarschaft unter einander verbunden, denn sie haften ihrem Chef alle solidarisch für die Bezahlung der persönlichen wie der außerordentlichen Abgaben. Der Corporationschef oder Zunftvorsteher handhabt über seine Corporation eine Art natürlicher Disciplin, hält das gute Einverständniß zwischen Arbeiter und Meister aufrecht, und vertritt die Individuen seiner Zunft gegenüber der öffentlichen Gewalt. So ist z. B. der betreffende Corporationschef der Bedienten, der Kameltreiber, der Eselverleiher, der Schiffer, der Läufer, der Ausrufer, der Portiere ꝛc., auch für deren Tauglichkeit und Treue verantwortlich; bei ihm bringen die Privaten ihre Beschwerden gegen die Individuen der einen oder andern Corporation vor, und er bestraft sie oder überliefert bei größern Vergehen den Fehlbaren der höhern Behörde. Ferner sind diese Kunst- und Gewerbecorps auch durch die politische Gewalt unter sich vereinigt. Zu Cairo existirt ein oberster Chef oder Generalprevot, unter dessen Leitung und Aufsicht die 161 Zünfte der Hauptstadt stehen. Dieses Amt wird heutzutage von der Regierung verpachtet. Die pecuniären Vortheile des Generalprevots sind die Gewerbsteuer, welche nach dem Verhältnisse des Reichthums der Corporation in einer Versammlung der Corporationschefs von diesem selbst festgesetzt wird; ferner bezieht er noch die Strafe und Bußgelder bei Verurtheilungen von Gewerbe- oder Kunstvergehen, deren competenter und oberster Richter ebenfalls er ist. Der Generalprevot und die Zunftvorsteher werden bei den Festen des Ramadan und andern feierlichen Gelegenheiten vom Pascha empfangen, und wohnen den jährlich statt habenden großen muselmännischen Processionen bei, jeder an der Spitze seiner Zunft, wobei diese ein Meisterwerk ihrer Kunst oder ihres Gewerbes in Natur oder Abbildung, auf dem Rücken eines prachtvoll geschirrten Kamels getragen, den Augen aller Welt zur Schau gibt. Diese Chefs werden auf Wahl und Antrag der Corporation von der Regierung ernannt; es gibt indeß nichts einer solch augenblicklich schnellen Wahl Aehnliches, deren Idee im Orient eigentlich gar

nicht zu exiſtiren ſcheint; denn der Wohlhabendſte und Einflußreichſte unter ihnen präſentirt ſich, mit Zuſtimmung der älteſten Meiſter der betreffenden Zunft, ſelbſt als den neu zu ernennenden Corporationschef. Jeder dieſer Chefs erhält als Retribution eine Art Zehnten, den er von der Perſonalabgabe ſeiner Corporationsindividuen zurückbehält; dieſe Abgabe, deren verantwortlicher Einnehmer er iſt, wird verhältnißmäßig für die Gagirten, nach ihrem monatlichen Gehalte, und für die Uebrigen nach ihrem beiläufigen Verdienſt und Gewinn berechnet, und wenn irgend einer ſich weigert ſeine Quote zu bezahlen, ſo iſt der Chef verbunden, ihn der höhern Behörde anzuzeigen. Wird der Zunft eine außerordentliche Abgabe auferlegt, ſo hat der Chef für die Herbeiſchaffung der verlangten Summe Sorge zu tragen; requirirt das Gouvernement irgend eine Dienſtleiſtung oder ein Individuum der Corporation, ſo iſt ebenfalls er dafür verantwortlich, und in dieſer unbeſtimmten Solidarität des Chefs liegt im Allgemeinen das Grundprincip des orientaliſchen Verwaltungsſyſtems.

Keine der Corporationen genießt Privilegien, ſondern Talent und moraliſcher Charakter allein geben Anſpruch auf Beförderung, und da die verſchiedenen Induſtriezweige Aegyptens auf einem noch ſehr beſchränkten Grade von Ausbildung ſtehen, ſo kann jeder Zunftlehrling mit der Zeit leicht Meiſter werden. Es iſt übrigens nicht der Fall, daß die Individuen keine große mechaniſche Geſchicklichkeit beſitzen, denn die Hand, der Fuß und das ganze Muskelſyſtem eines Volkes, ſey es nun induſtriös oder nicht, iſt eigentlich immer ein und daſſelbe, ſondern dem dieſigen Volke fehlen nur Anweiſung und Handwerkszeug. Bei allen dieſen kleinen Induſtriezweigen, deren Boutiquen und Werkſtätten die Bazars füllen, iſt die Hierarchie folgende: Man findet zuerſt den Meiſter der Werkſtätte oder den Herrn der Boutique, ſodann einen oder zwei Arbeiter, welche als Gehülfen oder Aſſociés bei ihm ſind, und endlich den ſogenannten Waled, einen Lehrjungen von 10 bis 14 Jahren, der unter der Aufſicht des Meiſters und der Arbeiter iſt. Der Meiſter ſteht in unmittelbarer Verbindung mit ſeinem Zunftvorſteher, welcher über das ganze Perſonal der unter ihm ſtehenden Gewerbe wacht. Dieſe höchſt einfache Einrichtung ſichert jedem Arbeiter den kommenden Tag, die Meiſter concurriren nie unter ſich, und der Arbeiter geht nie einer Arbeit nach, ſondern ſie kömmt ihm ſo zu ſagen entgegen; jeder Gewerbszweig iſt auf ſein beſtimmtes Quartier in der Stadt, jeder Gewerbsmann auf ſeine Wohnung angewieſen; die Mitglieder einer Zunft wandern nie von einem Lande in ein anderes, daher man auch hier nicht wie in Europa jene Maſſen reiſender und umherziehender Handwerker ſieht, die, bald eine Ueberfüllung, bald einen Mangel an Arbeitern verurſachend, die geſellſchaftliche Ordnung ſtören.

Es iſt zwar wahr, daß in dieſer Unbeweglichkeit ein Hinderniß für das Fortſchreiten der Künſte und Gewerbe liegt, doch in den warmen Klimaten des Orients hat der Induſtrietreibende viele Vorliebe zum Sitzen, und das Gouvernement zieht dieſe Eigenſchaft des Nichtbewegens, was ihm zugleich die Aufſicht erleichtert, bei weitem einer Beweglichkeit vor, die es vielleicht nicht zu leiten wüßte. Es gibt übrigens einige Zünfte, deren Perſonal durch die Natur ihres Gewerbes, und weil dieß nicht lange Lehrzeit erfordert, beweglicher iſt, wie z. B. die Zünfte der Bedienten, der Läufer, der Portiere, der Kameltreiber, der Waſſerträger, der Schiffer u. dgl. Dieſe Zünfte recrutiren ſich aus den Fellahs, welche vom Lande kommen und dahin wieder zurückgehen, wenn ſie entweder ihren Lebensunterhalt in der Stadt nicht mehr gewinnen können, oder das Gouvernement ſie zwingt, zu ihren Feldarbeiten wieder heimzukehren. Die Matroſen der Nilſchiffe ſind ebenfalls Fellahs von den Ufern des Fluſſes; man nimmt ſie auf der Reiſe im nächſt beſt gelegenen Dorfe mit und entläßt ſie wieder, eben ſo bei einem andern; denn nur der Rais (Schiffsherr) und der Waled (Schiffsjunge) ſind ſtabil auf der Cange. Die Eſel, die Kamele, die Utenſilien der Eſeln und Kameltreiber, der Waſſerträger, und ſelbſt die Cangen der Rais ſind in der Regel das Eigenthum der Zunftälteſten. Von den Kaufleuten des Bazars ſind einige Eigenthümer ihrer Boutiquen, andere, und zwar der größere Theil erhalten ihr Capital von irgend einem Reichen auf Credit. Eben ſo verhält es ſich mit einigen Induſtriezweigen, die einen gewiſſen Fonds erfordern, wie dieß der Fall iſt bei den Bäckern, Stickern, Waffenſchmieden, Schwertfegern, Bortenwirkern, Schuhmachern, Goldſchmieden, Lederbereitern, Pfeifenmachern, Schneidern u. ſ. w.; bei den übrigen, da ſie gewöhnlich nur ein ſehr mäßiges Capital nöthig haben, iſt in der Regel der Meiſter der Werkſtätte auch Eigenthümer aller darin befindlichen Utenſilien und Gegenſtände, die zu ſeinem Gewerbe gehören. Dieſe kleinern Gewerbsleute kaufen gewöhnlich auf Credit, und da nach muſelmänniſcher Geſetzgebung kein Bankerott möglich iſt, ſo gedulden ſich die Verkäufer mit ihren Debitoren, und werden auch faſt immer redlich bezahlt.

In Mitte ſeiner Corporationen genießt jeder Einzelne die größte Freiheit, und iſt er das Haupt einer Familie und eines Gewerbes zugleich, ſo iſt er wahrhaft unumſchränkter Herr und Meiſter in ſeinem Hauſe und ſeiner Boutique; er verkauft an wen und wie es ihm beliebt, er beſitze nun ſein Capital als Eigenthümer oder erhalte es von einem ſeiner Gönner; die Zunft hat weder ſeine mercantiliſchen Operationen, noch ſeinen Gewinn oder Verluſt, noch ſeine Handelsverhältniſſe zu unterſuchen, ſondern er braucht nur die allgemeinen Handels- und Gewerbsverordnungen und Gebote zu beachten, um unangefochten zu bleiben. Die Lage eines Arbeiters iſt faſt noch unabhängiger: ſeinem Meiſter ergeben, und frei von aller Sorge und Bekümmerniß um ſeine Zukunft, beſitzt er alle Geiſtesruhe und das nöthige Kief, wie die Orientalen ſagen, um ſich in ſeiner Kunſt auszubilden; er hat ſelbſt für ſeine dem Zunftvorſteher zu entrichtende Perſonalabgabe keine Sorge zu tragen, denn gewöhnlich beſorgt dieſe der Meiſter, indem er ſie vom Lohn abzieht. Der Arbeiter wird nach Tagſchichten oder Stücken bezahlt, je nachdem es die Beſchaffenheit ſeines Gewerbes erfordert, und obwohl durch Gewohnheit und Erkenntlichkeit gewiſſermaßen an ſeinen Meiſter gefeſſelt, iſt er dennoch nichts weniger als an ihn gebunden; es ſteht ihm frei, denſelben zu verlaſſen, wann und wie es ihm beliebt, man macht ſelbſt keinen Contract für eine beſtimmte

Lehrzeit, ſondern wenn ein Waled ſich bei dem einen Meiſter nicht gefällt, ſo geht er zu einem andern. Die Mitglieder der Zunft, Meiſter und Arbeiter, können von derſelben austreten, wenn ſie ihre bisherige Profeſſion verlaſſen wollen, um eine andere zu ergreifen; denn in dieſer Beziehung beſchränken die Muſelmänner nie die individuelle Freiheit, da für ſie kein Band ewig und unauflösbar iſt, ſelbſt das der Ehe nicht. Obwohl demzufolge jeder nach Belieben ſeinen Platz vertauſchen kann, ſo bleibt er eben aus Gewohnheit und Neigung auf dem einmal eingenommenen; denn die Schwierigkeit, einen neuen Stand zu verſuchen, die Vorliebe für den ſchon gewählten, die religiöſe und bürgerliche Solidarität, alles dieß macht den muſelmänniſchen Arbeiter treu und ergeben ſeiner Kunſt, ſeinem Gewerbe, ſeinem Meiſter und ſeiner Zunft. Man ſieht dieſe Leute ihr Leben nicht mit ſtückweiſer Erlernung verſchiedener Gewerbe vertändeln, ſondern bei dem einmal gewählten bis an ihr Ende ausharren, und es möchte wohl in der großen Ausdehnung der Freiheit, welche ihnen geſtattet iſt, zu erlernen und zu treiben, wozu ſie Luſt haben, ein Grund dieſer ihrer Beſtändigkeit und Ausdauer liegen. Bei Anfertigung ſeiner Erzeugniſſe und deren Qualität genießt der Gewerbtreibende nicht geringere Freiheit; ſeine Zunft übt keine Controlle aus, es gibt keine Markenſtempel, beſtimmten Preis oder Tarif, ſondern bei dem Käufer ſetzt man die nöthige Sachkenntniß voraus, daß er die Qualitäten zu unterſcheiden verſtehe, die ihm entſprechende Wahl zu machen und den wahren Preis auf die gewählte Sache zu legen wiſſe; mit Einem Worte, das Handeln und Feilſchen zwiſchen Käufer und Verkäufer iſt völlig frei und ungebunden; und jenes unaufhörliche Drängen und Treiben, Kommen und Gehen, Stoßen und Ausweichen, Lärmen und Rufen, womit ſich die wogende Menſchenmaſſe durch die Straßen der Bazare treibt, gewährt zwar ein höchſt eigenthümliches, aber für Jeden unverſinnliches Bild, der ſich noch nicht in Mitte eines orientaliſchen Bazars befunden hat. Uebrigens ſind es eigentlich außer denen, welche die Straßen in anderer Beſchäftigung durchziehen, nur die Käufer, die ſich ſo bewegen, während die Verkäufer mit unterſchlagenen Beinen, ihre Pfeife oder Narguilé ſchmauchend, mit ächt orientaliſchem Phlegma von ihren bunten und zierlichen Buden aus dem Volksgedränge zuſehen oder ihre Geſchäfte abmachen. Doch gibt es einige abſolut und allgemein nothwendige Gewerbszweige, deren Erzeugniſſe, ſo wie die Qualität dieſer, einem Tarife und einer Controle unterliegen, wie z. B. die Bäcker, Fleiſcher, Caſetiers, die Eßwaarenverkäufer u. dgl., aber nicht die betreffende Zunft, ſondern das Gouvernement beſtimmt die Preiſe des Brodes, des Fleiſches und der übrigen Lebensmittel, und hält Aufſicht, daß dieſe Gegenſtände von guter und unſchädlicher Qualität ſind. Wenn bei Profeſſionen, die ihren Beſtand in der Miethe des Gewerbszweiges haben, der Arbeitslohn ein Reſultat freier und zwangloſer Uebereinkunft zwiſchen Meiſter und Arbeiter iſt, ſo übernimmt die Zunft es nicht, die Dauer der Arbeit oder den Preis zu fixiren; denn bei ſolchen Unterhandlungen weiß jeder Aegyptier allein ſeine Rechte und Anſprüche zu vertheidigen und geltend zu machen.

(Schluß folgt.)

Der Schiffbruch des Dampfſchiffes Wilhelm I auf dem Korallenriff Lucipara im indiſchen Archipel im Frühjahre 1837.

Der Oberſtlieutenant de Stuers hatte im letzten Krieg auf Java gegen Dipo Negoro bis zu deſſen Ende als Flügeladjutant ſeines Schwiegervaters, des würdigen Generallieutenants de Kok, Lieutenant-Gouverneurs von Java, manche Probe ſeines angebornen Muthes und eines fleißig ausgebildeten militäriſchen Talents abgelegt. Seine Geſundheit hatte aber nicht allein von den Strapazen der fünf höchſt mühſeligen Feldzüge, ſondern auch durch die beim Erſtürmen des Kratons Pleret, 9 Junius 1826, erhaltenen Wunden ſo viel gelitten, daß ein Urlaub nach dem Mutterlande nothwendig, und für den Obriſt deſto erwünſchter wurde, weil er ſeinen Schwiegervater dahin begleiten konnte, der nach der Beruhigung Java's, die wohl größtentheils des Generals eigenes Werk geweſen war, ſeine Stelle niedergelegt hatte.

Statt der Ruhe gab dieſer Urlaub neue Arbeit, aber auch neue Gelegenheit zur Auszeichnung, weil der General den Oberbefehl der niederländiſchen Truppen in Seeland übernahm, als man ſich daſelbſt im Herbſt 1830 gegen einen Angriff rüſten mußte, womit die abgefallenen Belgier das linke Scheldeufer bedrohten. Der General und ſein Adjutant, de Stuers, leiteten die Unternehmungen an der belgiſchen Gränze in jenem Diſtricte während des ruhmvollen zehntägigen Feldzuges im Auguſt 1831. Im folgenden Jahre arbeitete der Obriſt die leſenswerthen Denkſchriften über den letzten Krieg in Java aus, welche im Jahre 1835 herausgegeben wurden, worin er, wie auch deßwegen angefeindet, von ſeiner Wahrheitsliebe ein bleibendes Zeugniß abgelegt, und ſeiner Regierung, trotz aller weitſchweifigen, aber wenig ſagenden Widerlegungen, viele wichtige und ſpäter bei der Verwaltung der oſtindiſchen Beſitzungen von dieſer Regierung vielfach benutzte Winke gegeben hat.

Im Herbſt 1836 kehrte er mit ſeiner Familie nach Java zurück und ward zum Gouverneur der Molukken ernannt. Im April 1837 verließ er Java, um ſich mit dem kurz vorher zu der Fahrt nach jenen Beſitzungen in Dienſt geſtellten Dampfſchiffe, Wilhelm I, nach Amboina zu begeben.

Da man im Anfang Junius auf Java Berichte von Amboina vom 26 Mai erhielt, in denen der Ankunft der Reiſenden nicht erwähnt ward, ſo mußte man vermuthen, daß ihnen ein Unfall begegnet ſey, und mehrere Fahrzeuge gingen von der Küſte von Java in See, das Dampfſchiff aufzuſuchen. Bald nachher erhielt man von Amboina die Schreckensbotſchaft, daß dort den 30 Mai ein Boot vom Dampfſchiffe Wilhelm I mit dem zweiten Steuermann und einigen Matroſen angekommen ſey mit einem Berichte des Obriſt de Stuers vom 26 Mai.

„Sein Fahrzeug ſey den 5 Mai auf dem Korallriff Lucipara geſcheitert, und er mit 140 Menſchen, Paſſagiere mit Frauen und Kindern, Seeleuten und Soldaten, befänden ſich ſeit jenem Tag auf einer kleinen trocknen Platte der genannten Bank mit wenig Lebensmitteln und noch weniger Trinkwaſſer — ein Mann ſey bereits vor Durſt umgekommen, ohne Schutz noch Obdach gegen die brennende Hitze des Tages und gegen die Kälte der Nächte; die Schiffbrüchigen würden, trotz der Kargheit, womit man die Vorräthe austheile, davon doch nur noch fünfzehn Tage ihre Exiſtenz friſten können. Der Obriſt

sen entschlossen, wenn nicht zeitig Hülfe erschiene, sich mit allen Schiffbrüchigen auf einem Floße, woran sie arbeiteten, der See preiszugeben. Schon früher sey ein Boot mit dem Bericht und mit der Bitte um Rettung abgeschickt worden, aber nicht zurück gekommen."

Das einzige Kriegsfahrzeug, welches im Hafen von Amboina, aber abgetakelt lag, die Brigg Nautilus, ward in der größten Eile segelfertig gemacht und den 1 Junius in der angegebenen Richtung ausgeschickt, mußte aber nach einem zweitägigen Kampfe gegen widrige Winde unverrichteter Sache zurückkehren. Den 5 Junius ging dieß Schiff nochmals unter Segel, und ward von einem Kauffahrteischiffe, den Erich, zu dem Ende gedungen, gefolgt.

So weit gingen die Berichte von Amboina vom 7 Junius, und da auch die von Java ausgesendeten Fahrzeuge nach vergeblichen Kreuzzügen zurückgekehrt waren, ohne eine Spur vom Dampfschiffe zu entdecken, so ward die Unruhe über das weitere Schicksal der Schiffbrüchigen zur ängstlich verzweifelnden Vorstellung von der schrecklichsten Art ihres gewissen Unterganges, und tief bekümmert harrte man noch 6 Monate nachher in Europa der Nachrichten von den wahrscheinlich schrecklichen Details jenes Unterganges.

Endlich erhielt man im November in Europa den Bericht aus Java, daß der Capitän eines von Ternate nach Java gekommenen amerikanischen Schiffes in jener Niederlassung einen der Schiffbrüchigen, den Hrn. v. Spreeuwenburg, gesprochen habe, der dort von Amboina angekommen war, und die Nachricht von der Rettung der sämmtlichen Unglücksgenossen jenes Schiffbruches gebracht habe.

Mit einem im December aus Ostindien zurückgekehrten Schiff erhielt man endlich den Bericht, welchen der Obrist de Stuers aus Amboina nach seiner Rettung an den Gouverneur von niederländisch Ostindien abgeschickt hatte, und der so ungemein lesenswerth ist, daß eine Uebersetzung gewiß in Deutschland willkommen seyn wird.

Vlissingen, 1 Januar 1838.

G. v. H.

Bericht des Oberstlieutenants de Stuers über den Schiffbruch des Dampfschiffes Wilhelm I, Commandant Lamsleth, auf dem Korallenriff Lucipara.

Amboina, 16 Junius 1837.

Aus meinem Briefe von Surabaya werden Eure Excellenz ersehen haben, daß ich nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte daselbst, zufolge einiger am Dampfschiffe noch erforderlichen Ausbesserungen, den 26 April von dort mit den Meinigen, mit einigen andern Passagieren und einem Detaschement Truppen abgereist war. Obgleich der Wind immerfort und oft auch die Strömungen uns entgegen waren, und trotz manches Aufenthaltes durch Ausbesserungen an der Dampfmaschine, ging unsere Reise doch gut von Statten, denn am Morgen des 5 Mai hatten wir bereits Buru-Eiland oder die Brandinsel im Gesichte. Dieß war Freitag. Es war also nicht unmöglich, den folgenden Tag Abends in Amboina zu seyn. Doch die Vorsehung hatte es anders beschlossen, und es war uns statt dessen das Unglück beschieden, in derselben Nacht, ungefähr halb 2 Uhr, auf dem Korallenriff Lucipara Schiffbruch zu leiden. Drei gewaltige Stöße, von denen wir alle erwachten, verkündigten uns das furchtbare Unglück.

Die Schnelligkeit unseres Schiffaufes war 5 bis 6 Meilen in der Wacht gewesen. Nachts 12 Uhr hatte noch der Commandant sein Besteck gemacht, und darauf mehr östlich als Tags zuvor steuern lassen, weil er vermuthete, durch die Strömung zu viel westlich abgetrieben zu seyn. Das Schiff saß fest; eine Todesstille herrschte darauf — doch war nicht alle Hoffnung verloren. Das Geräusch der Schöpfräder, welche man rückwärts in Bewegung setzte, mengte sich nun in das Brausen der Brandung, das wir von allen Seiten um uns hörten, ohne die Brandung selbst deutlich unterscheiden zu können. Das Zurückrudern des Dampfschiffes und auch andere Mittel, es flott zu machen, wurden vergeblich versucht. Das Fahrzeug saß unbeweglich fest. In diesem kummervollen Zustande harrten wir mit Ungeduld der ersten Lichtstrahlen des folgenden Morgens. Der Tag brach an, und ließ uns nun das Entsetzliche unserer Lage gewahr werden. Vor uns lag ein unabsehbar ausgestrecktes Korallenriff, allenthalben von Felsen umgeben, woran sich die Meereswellen mit Ungestüm brachen. In der Entfernung einer Viertelstunde erhob sich auf diesem Felsen eine kleine völlig trockne Fläche, die auch bei hohem Wasserstande trocken zu bleiben schien. Fern am Horizont zeichneten sich undeutlich die Umrisse von Holzung auf einigen kleinen Inseln.

Der Commandant des Dampfschiffes, tief ergriffen von dem Verlust eines so kostbaren Fahrzeuges, und völlig niedergebeugt von dem Unheil, was ihn selbst und uns getroffen hatte und noch bedrohte, schien außer Fassung zum Angeben und Ausführen durchgreifender Maaßregeln, wie unser Zustand sie erheischte. Nicht daß ich glaubte, es würde jedem Andern haben glücken können, das Schiff wieder flott zu machen und zu retten, aber da der größte Theil der Mannschaft aus Soldaten bestand, die schon während der Reise nicht eben Ursache gehabt hatten, mit ihrem Loose zufrieden zu seyn, so konnte unsere Lage mit jedem Augenblick allerbedenklichst werden, und alle Hoffnung auf Erhaltung und Rettung, so gering sie auch bereits war, völlig verloren gehen, wenn man nicht auf die strengste Zucht und Ordnung unter den Truppen und Seeleuten bedacht war.

Ich stellte mich vor allen Dingen sicher, daß mein eigener und des Capitäns Vorrath von starkem Getränke gehörig unter Verschluß seyen. Das Schiff konnte jeden Augenblick zertrümmert werden. Wir hatten Neumond und Springfluth. Die Brandung wurde immer heftiger. Gegen 6 Uhr kam meine Frau mit allen meinen Kindern und ihrer Bonne auf das Verdeck. Erst mit dem Anbrechen des Tages hatte ich sie mit unserem verhängnißvollen Zustande bekannt gemacht. Sie war gelassen und ruhig. Halb 7 Uhr begab sie sich ans Land — wenn man eine kleine trockne Stelle auf dem großen Korallenriff so nennen darf — mit ihren vier Kindern, der Bonne, Frau Beckmand mit ihren beiden Kindern und Frau von Spreeuwenburg. Nicht zu beschreiben ist das Gefühl, womit meine Augen jeder Bewegung der Schaluppe folgten. Bald war diese durch die heftigste Brandung hindurch; doch blieb sie nun auch auf der Klippe festsitzen und ward gewaltig hin und her geworfen. Unsere vier Kinder wurden nun getragen. Meine seit 5 Monaten schwangere Frau mußte beinahe eine halbe Stunde lang bis unter die Arme im Wasser, von einem Matrosen geführt und ihre Blicke unabgewendet auf die Kinder gerichtet, über den scharfen Korallenboden gehen, ehe sie die trockne Stelle erreichten. Das verlassene Wrack eines indischen Fahrzeuges war der einzige Gegenstand, dessen trauriger Anblick ihre Seele traf. Waren die Unglücklichen, mit diesem Fahrzeuge hieher verschlagen, gerettet worden? oder hatten sie hier ihr Grab gefunden? Dieß Wrack diente nun nebst einigem Segeltuch zum Aufrichten eines kleinen Gezeltes oder Hüttchens, die Schiffbrüchigen einigermaßen vor dem Sonnenbrande des Tages und gegen die Kühlung der Nächte zu schirmen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 122.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

2 Mai 1838.

Ueber das Klima für den Theebau.

Hr. Stanislaus Julien, Profeſſor der chineſiſchen Sprache und Literatur am Collége de France, legte in der franzöſiſchen Akademie einen Brief des Hrn. Abbé Voiſin, vormaligen Miſſionärs in China, über das in den Provinzen, in denen Thee gebaut wird, herrſchende Klima vor.

Schon ſeit langer Zeit, ſagte Hr. Julien, dringen ausgezeichnete Agronomen in mich, eine ausführliche Abhandlung über die Cultur des Thees und ſeine verſchiedenen Zubereitungen, nach chineſiſchen Autoren, herauszugeben. Sie ſind der Meinung, ein ſolches Werk würde von demſelben Nutzen ſeyn, wie die Sammlung chineſiſcher Abhandlungen über die Cultur der Maulbeerbäume und die Seidenwürmerzucht, welche ich im vorigen Jahre auf Befehl der Regierung überſetzt und herausgegeben habe. Allein unſere Landwirthe haben bis jetzt den Thee kaum im warmen Treibhauſe gepflanzt, und Viele, die nicht wiſſen, was in China in kältern Gegenden, als bei uns, üblich iſt, wagen es kaum zu hoffen, daß der Thee auch nur im Süden Frankreichs gedeihen könne. Die Nachweiſungen des Hrn. Abbé Voiſin, welcher ſich zwölf Jahre lang in China, in dem Theile der Provinz Sse-Tſchuen, welche an Tibet ſtößt, aufhielt, wo alle Gattungen von Thee gebaut werden, dürften zeigen, daß jene Beſorgniß ganz grundlos iſt.

In dieſer Gegend gedeiht der Thee nicht allein in der Ebene, ſondern auch auf den Bergen, obgleich daſelbſt die Kälte größer iſt als bei uns in dem ſtrengſten Winter, und der Schnee nie vor Ende Aprils ſchmilzt. Die franzöſiſche Regierung wird nächſtens durch Hrn. L. Hebert, welchen der Handelsminiſter nach China geſchickt hat, um die beſten Arten von Seidenwürmern nach Frankreich zu bringen, Samen von den beſten Theegattungen erhalten. Wenn der Thee in einigen Theilen Frankreichs fortkommen kann, ſo wird unſer Land um einen neuen Induſtriezweig reicher, deſſen Vortheile nicht zu berechnen ſind. Es gibt eine Monographie über den Thee, welche vier und zwanzig chineſiſche Abhandlungen aus dem ſiebenten Jahrhundert bis auf unſere Zeit enthält; man könnte daraus die zur Cultur des Thees nothwendigen Nachweiſungen ſchöpfen, allein bevor ich dieſe ſchwierige Ueberſetzung unternehme, muß ich abwarten, bis der Anbau von Thee auf freiem Felde an mehrern Stellen Frankreichs verſucht worden und bis günſtige Reſultate den Hoffnungen entſprochen haben, zu denen der Brief des Hrn. Abbé Voiſin wohl berechtigt.

Auszug aus dem Briefe des Hrn. Voiſin.

„Ich machte im Jahre 1833 eine Reiſe nach Mu-Pin, einem kleinen Fürſtenthum in Tibet, im Weſten der Provinz Sse-Tſchuen, in der Breite von Tſching-Tu-Fu, welches die Hauptſtadt desſelben iſt. (Dieſe Stadt liegt unter 30° 40′ der Breite und unter dem 12° 18′ des Meridians von Peking). Ich war ganz erſtaunt, als ich auf den Bergen, welche ich auf dem Wege nach Mu-Pin zu paſſiren hatte, ganz ſchöne ſchwarze Theebäume traf. Wir befanden uns damals in den erſten Tagen des Monats Mai, und man fing erſt an, den Mais zu ſäen.

„Als ich von Tſong-Thin-Tſchelu (unter derſelben Breite), einer neun Lieues von Tſching-Tu-Fu in der Ebene gelegenen Stadt, abreiste, hielt man die Gerſten- und Weizenernte, und auf jenen hohen, mit Theebäumen bedeckten Bergen war der Schnee noch nicht überall verſchwunden. In der Nacht vom 4 auf den 5 Mai fiel er wieder in Maſſe. Ich kann bezeugen, daß die Kälte auf jenen Bergen viel heftiger iſt als in Paris, ſelbſt in den ſtrengſten Wintern. Einer unſerer Mitbrüder, den die Hitze in der Ebene beläſtigte, wurde nach Mu-Pin geſchickt, um ſich in der chineſiſchen Sprache vollends zu vervollkommnen. In der kurzen Zeit, welche er daſelbſt zubrachte, raubte ihm die ſtrenge Kälte zweimal das Bewußtſeyn, gerade während er Meſſe las, ſo daß er gezwungen wurde, ſich ſchnell in ein milderes Klima zu begeben.

Der Winter vom Jahre 1832 auf 1833 war ſelbſt in der Ebene, wo ich mich befand, ſo ſtreng, daß das Waſſer der Flüſſe und Teiche drei bis vier Zoll dick gefroren war. In der Gegend von Khiang-Tſcheu, 15 bis 16 Meilen von der oben erwähnten Hauptſtadt, wo man alle Gattungen von Thee erhält, war zu jener Zeit die Kälte noch bedeutender. Dennoch waren die Einwohner keineswegs wegen ihrer Theebäume in Sorgen. Ich habe die ganze Provinz Fo-Kien, welche eine unermeßliche Maſſe von ausgezeichnetem Thee liefert, von Süden nach Nordweſt

(unter 25° bis 27° B.) durchreiet. Dieſe durchaus bergigen Provinzen ſind im Winter ſo kalt, daß man ſelbſt in den ſüdlichern Theilen oft auf der Straße vor Froſt umgekommene Menſchen findet."

Aegyptens induſtrielle Corporationen.

(Schluß.)

Als Mehemed-Ali europäiſchen Kunſtfleiß in Aegypten einführte, und jene großen Fabriken und Werften ſchuf, ward ſein Augenmerk beſonders darauf gerichtet, dieſe kleinen einheimiſchen Induſtriezweige dadurch in ihrer Exiſtenz nicht zu gefährden, weßhalb er jene neue Induſtrie, deren Thätigkeit bloß ſeiner Armee alle benöthigten Gegenſtände liefern ſollte, als einen Anhang ſeiner Kriegsmacht betrachtend militäriſch organiſirte, und ihr Perſonal dieſer Organiſation unterwarf. Dieß war daher nicht, wie man fälſchlich glaubte, eine Verwendung der Armee zu öffentlichen Arbeiten und eine Umwandlung des Soldaten zum Handwerker, ſondern im Gegentheil eine Umwandlung des Arbeiters zum Soldaten, eine militäriſch organiſirte Induſtrie. Man bildete die Cadres dieſer militäriſch-induſtriellen Corps, und um ſie auszufüllen, machte man Werbungen, und ſtellte in jedem Atelier einen europäiſchen Vorarbeiter an, ſo daß auf dieſe Art die ältern Zünfte Aegyptens weder an Verfaſſung noch am Perſonal irgend eine Veränderung oder Nachtheil erlitten, und dieß letztere um ſo mehr, da die europäiſchen Vorarbeiter die Handwerker des Bazars, welche aufgenommen zu werden verlangten, ihrer angenommenen Arbeitsgewohnheiten wegen ſogar abwieſen. Um übrigens von der Menge und Verſchiedenheit der Gewerbe und Künſte Aegyptens, welche die Baſis der geſellſchaftlichen Exiſtenz bilden, einigen Begriff zu haben, ſey ein, wenn auch unvollkommenes Verzeichniß derſelben hieher geſetzt.

Handwerks-Induſtrie.

Schneider; Babuſchmacher; [1]) Bortenwirker; Schwertfeger; Blechſchmiede; Kupferſchmiede; Lederbereiter; Tiſchler; Zimmerleute; Maurer; Steinmaler; Schiffbemaler; Steinſchneider; Tarbuſchputzer; [2]) Muſikinſtrumentenmacher; Verzinner; Shawl-Kenner oder Tadler; Sticker; Pfeifenrohrbohrer; Bäcker; Fleiſcher; Paſtetenbäcker; Matratzen- und Divanmacher; Goldarbeiter; Färber; Leinweber; Mattenflechter; Kaffasverfertiger; [3]) Hufſchmiede; Waffenſchmiede; Grobſchmiede ꝛc.

Mercantiliſche Induſtrie.

Tabakhändler; Materialiſten; Gewürzhändler; Tuch-, Seidewaaren- und Juwelenhändler; Shawl- und Bindenhändler; Tarbuſchverkäufer; Leinwandhändler; Früchte-, Käſe- und Butterhändler; Eßwaaren- und getrocknete Früchteverkäufer; Fiſchhändler; Haſchiſchverkäufer; [1]) Zibibverkäufer; [2]) Kurzwaarenhändler; Krämer; Parfumeurs; Geldwechsler; Narguilé- und Tombakverkäufer; [3]) Bettdeckenhändler; Baumwollverkäufer für Divans; Teppich- und Burnußhändler; [4]) Zitz- und Muſſelinhändler; Töpfe- und Glaswaarenhändler; Kebabverkäufer [5]) ꝛc.

Gemiſchte Induſtrie-Zweige.

Waſſerträger; Kamel- und Eſeltreiber; Laſtträger; Nilſchiffer; Fiſcher; Küſtenfahrer; Mäkler; Ausrufer; Badinhaber; Barbiere; Caſetiers; Sänger und Sängerinnen; Mährchenerzähler; Portiere; Läufer; Bediente; Ammen; Nachtwächter; Schlangenbeſchwörer; Eidechſenfänger; Tänzer- und Tänzerinnen; Gaukler und Taſchenſpieler; Hunde- und Affendreſſirer; Straßenkomödianten; Tſchibukiers [6]) und Tarabuka-Spielerinnen [7]) ꝛc.

Das Perſonal dieſer verſchiedenen Gewerbe iſt bei weitem zahlreicher als das der Arbeiterregimenter der großen Induſtrie (welche 10,000 Waffenfähige zählt), und der größte Theil desſelben im ganzen Lande vertheilt, während jene in ihren Werften und Fabriken cantonnirt ſind; indeß ſind die Zünfte der verſchiedenen Städte ſich gegenſeitig fremd, und ſtehen unmittelbar unter der Localbehörde; auch beſteht zwiſchen ihnen und den Regimentsarbeitern nicht das geringſte Einverſtändniß. Im Grunde ihres Herzens hegen dieſe Zünfte für Mehemed-Ali und ſein Regierungsſyſtem ſehr wenig Liebe, und in ihnen ſpricht ſich die allgemeine Meinung der geſammten induſtriellen Maſſe Aegyptens aus, welche zwar nur im Stillen, aber dennoch eifrigſt gegen jede Art von Reorganiſation ihres Zunftweſens und einer Vereinigung mit jenen Arbeiterregimentern proteſtirt. Die militäriſche Einrichtung der Werften und Fabriken ſcheint den ägyptiſchen Zünften höchſt zuwider zu ſeyn, und die ſtrenge Disciplin und Ordnung derſelben verträgt ſich durchaus nicht mit dem „Gehenlaſſen" und dem „Kief," was eigentlich den Charakter des Bazararbeiters bildet; zudem wären ſie auch völlig unanwendbar bei vielen Profeſſionen, deren Natur und Beſchaffenheit ein ſtetes Hin- und Herbewegen erforderlich macht, wie dieß der Fall bei den unter Lit. C. Bezeichneten iſt. Dieſe mi-

[1]) Babuſch ſind eine Art türkiſcher Lederſchuhe.

[2]) Tarbuſch wird die im Orient allgemein getragene rothe Mütze mit blauer Quaſte genannt.

[3]) Unter Kaffas verſteht man aus Palmenzweigen gefertigte Geräthſchaften, als Bett- und Divanſtellen, Sitzſchemel und eine Art Koffer, deren man ſich beſonders auf Nilreiſen bedient, um den Mundvorrath aufzubewahren.

[1]) Haſchiſch iſt ein ſtimulirendes Kraut, das gewöhnlich als Zuckerbackwerk verkauft wird.

[2]) Zibib werden die getrockneten Roſinen genannt, woher unſer deutſches „Zibebe" vielleicht ſtammt.

[3]) Narguilé iſt eine ihres Urſprunges indiſche, aber im Oriente nunmehr einheimiſche Tabakspfeife, aus welcher nur Tombak (perſiſcher Tabak) geraucht wird. Sie beſteht aus einem weiten und großen Thonkopfe mit ſenkrechtem Stiefel, ferner aus einem bis zur Hälfte mit Waſſer angefüllten, meiſtens gläſernen Unterſatze, der die Form und Größe einer Weinflaſche hat, reichlich mit Gold verziert iſt, und auf welchem der den Tombak enthaltende Thonkopf aufgeſetzt wird, endlich aus einem 6 bis 8 Fuß langen flexiblen Rohr, das oben an der Seite des erwähnten Waſſerbehältniſſes angebracht, den Rauch durch das Waſſer zwar angenehm kühl, aber etwas mühſam und nur mittelſt an ſich gezogenen Athems zum Munde führt.

[4]) Burnuß iſt ein weißer oder ſchwarz gefärbter Mantel mit einer Capuze, aus Wollenzeug gefertigt und mit rothſeidenen Quaſten etwas phantaſtiſch geziert.

[5]) Kebab, am Spieße gebratenes Fleiſch.

[6]) Tſchibukiers, Pfeifenputzer.

[7]) Tarabuka, ein mit Schellen oder Glöckchen behangenes Tamburin, deſſen man ſich zur Begleitung des Geſanges bedient.

litäriſche Verfaſſung der Werften und Fabriken müßte daher, um ſie auf das ganze Induſtrieſyſtem Aegyptens anwendbar zu machen, einer großen Modification, ja einer förmlichen Reorganiſation unterliegen. Entſtanden in Frankreich unter Ludwig XI, vervollkommnet unter den Regierungsjahren einer Reihe von Königen, und durch Napoleon, dem ſie ein Werkzeug des franzöſiſchen Waffenruhms ward, auf ihren höchſten Gipfel gebracht, ſehen wir ſie heute urplötzlich nach Aegypten verlegt. Aber hier begegnete ſie einem mehr auf friedlichen und bürgerlichen Grundlagen errichteten Corporationsweſen, deſſen Urſprung bis zur Wiege der ägyptiſchen Induſtrie zurückgeht, und ſtieß als eine neue und allzu dominirende Schöpfung auf unerwarteten Widerſtand. Die napoleoniſch-militäriſche Conſtituirung würde vielleicht einer induſtriellen Armee entſprechen, die in ſteter Bewegung große Arbeiten im Freien auszuführen hätte, aber angewandt auf eine ſitzende, faſt unbewegliche Induſtrie, und ſogar auf Manufacturarbeiter mußte ſie unvermeidlich die Individualität, die Freiheit und das Selbſtgefühl des Muſelmanns tief verletzen.

Die Abneigung der Zunftarbeiter gegen die der Regimenter verurſachte anfangs einiges Hinderniß für die Annahme des europäiſchen Handwerkszeuges und Verfahrens, doch fangen die Fabrikarbeiter nunmehr an, ſich deren mit einigem Erfolge zu bedienen; da ſie aber mit den Arbeitern des Bazars in keiner Berührung ſtehen, ſo können ſie dieſen zu gleichen Fortſchritten nicht behülflich ſeyn. Es liegt übrigens in der Methode und den Werkzeugen der europäiſchen Induſtrie Etwas, was dem Araber widerlich iſt, und er wird ſich dieſelben nie vollkommen eigen machen können, ohne ihnen das Siegel ſeiner Individualität aufzudrücken. Man muß aber auch zugeben, daß es einige einheimiſche Induſtriezweige gibt, welche eine Kraft oder Geſchicklichkeit erfordern, worin die Araber den Europäern weit überlegen ſind; ſo könnten z. B. die Pfeifenmacher, Sticker, Läufer, Badeinhaber, Barbiere, Cafetiers u. dgl. m. ihren Collegen in Europa ohne Widerſpruch Unterricht ertheilen; in den übrigen Induſtriezweigen ſcheint Europa ſeine Superiorität mehr dem Werkzeuge als der geſchickten Hand des Arbeiters zu verdanken. Um Holz, Metalle oder Steine zu bearbeiten, haben die Araber nur einige unbehülfliche Werkzeuge, aber die Gewandtheit ihrer Muskeln ſupplirt die Unvollkommenheit ihrer Inſtrumente, und ſie können ſich mit den complicirteren Werkzeugen europäiſcher Kunſt nicht vertraut machen, welche auch ihre in der That oft bewunderungswürdige Geſchicklichkeit überflüſſig zu machen ſcheint.

Wenn einſt Zeitumſtände eine Modification des von Mehemed-Ali geſchaffenen Induſtrieſyſtems werden herbeigeführt haben, ſo möchte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Werften- und Fabrikarbeiter ſich von ſelbſt mit jenen der Zünfte einverſtändigen, und ſodann ein doppeltes Fortſchreiten der Induſtrie befördern werden, d. i. eine Transformirung des europäiſchen Werkzeuges und deſſen Verfahrens nach der induſtriellen Geſchicklichkeit des Arabers vornehmen, und die allgemeine Annahme dieſer auf ſolche Art vervollſtändigten Handwerkszeuge und Arbeitsmethoden bewerkſtelligen; nimmt endlich das Gouvernement mehr den Charakter eines friedlichen und bürgerlichen als kriegeriſchen und militäriſchen Induſtrieſyſtems an, ſo werden ſich die Corporationen nicht nur zum pecuniären, ſondern auch zum wiſſenſchaftlichen und moraliſchen Vortheile ihm feſter anſchließen, und dieß möchte dann die Stufe ſeyn, welche ſie als Inſtitutionen im Staate zu erreichen haben.

Vulcane unter der Meeresfläche.

Seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts hatten mehrere Seeleute die Beobachtung gemacht, daß, wenn ſie in die Gegenden von 0° 30′ ſüdlicher Breite und 22° weſtlicher Länge (von Paris?) kamen, ſie daſelbſt das Meer ſehr unruhig fanden und häufig Stöße verſpürten, wie wenn ſie auf Untiefen geſtoßen wären. Mehrere hatten Bimsſteine bemerkt und ſogar geſammelt, von denen das Meer bedeckt war. Die erſten Beobachtungen wurden im Jahre 1747 gemacht, und kurze Zeit nacheinander wiederholt. Dieſelben Erſcheinungen wurden im November 1832 von dem Capitän Le Marié vom Schiffe la Seine, und im Jahre 1836 von Capitän Jayer vom Schiffe Philantrope aus Bordeaux wieder bemerkt; auch enthält das Journal der aſiatiſchen Geſellſchaft von Bengalen in einer Nummer des November 1836 mehrere Beobachtungen engliſcher Capitäne, welche dieſelben Zufälle an denſelben Strichen erfuhren, und welche Aſche und Rauchſäulen am genannten Orte dem Meer entſteigen ſahen. Wahrſcheinlich wird in Bälde an dieſer Stelle eine Klippe aus dem Meere hervorkommen, wie dieß vor kurzem mit der Inſel Julia an der ſicilianiſchen Küſte der Fall war. (Sitzung der franzöſ. Akad. der Wiſſenſchaften.)

Der Schiffbruch des Dampfſchiffes Wilhelm I auf dem Koralleuriff Lucipara im indiſchen Archipel im Frühjahre 1837.

(Fortſetzung.)

Nach dieſer erſten Landung gingen der Prediger Beckmand, der Hr. Speeuwenburg und der Militärarzt Hollander nebſt einigen Soldaten und einer jungen Unteroffiziersfrau von Bord ab und nahmen noch einiges Segeltuch mit. Ich blieb anfangs an Bord zurück, und ward unterrichtet, daß man Unzufriedenheit und aufrühreriſche Bewegungen unter den Soldaten und Seeleuten bemerkt habe, die, weil ſie jede Rettung für unmöglich hielten, ſich die kärgliche Austheilung von Waſſer, Reis und Speck nicht gefallen laſſen wollten, wozu ich gleich vom Anfang an Befehl gegeben hatte.

Feſt entſchloſſen zu den furchtbarſten Mitteln einer unerbittlichen Strenge, brauchte ich doch glücklicherweiſe meine Zuflucht zu keinen Gewaltthätigkeiten zu nehmen. Ich ließ Seeleute und Soldaten auf das Verdeck kommen, und ermahnte ſie mit wenigen ernſtlichen Worten zur Ordnung und Ruhe, wodurch allein Rettung noch möglich, aber ohne welche wir ſicher Alle verloren wären. Die Uebelgeſinnten verwies ich auf jene Frauen und Kinder, die ohne Waſſer, ohne Nahrung und ohne Obdach ſich auf der Klippe befanden, und doch gelaſſen, vertrauend und hoffend blieben. Endlich verſprach ich, ſie Alle mit jeder Maaßregel bekannt zu machen, die ich zu unſerer Rettung erdenken und anwenden würde, und bat ſie, mir zu vertrauen.

Ein allgemeiner Beifallsruf war die Antwort. Ich eilte nun, dieſe gute Stimmung mir zu Nutze zu machen, und mich mit der

unterdeß zurückgekehrten Schaluppe nach der Platte zu begeben, wobei ich zugleich einiges trockne Brod, gekochten Reis und Trinkwasser mitnahm. Die unterdeß hereingebrochene Fluth machte meine Ueberfahrt gefährlich, und ohne den starken Arm eines stämmigen Matrosen hätte ich das trockne Fleckchen wohl schwerlich erreicht. Von meinen Lebensmitteln brachte ich nur einen kleinen Theil hinüber.

Ich bemerkte nun, daß zwei Stellen auf der Bank trocken blieben, worauf es möglich seyn würde, Alle zu vereinigen und vor der Fluth sicher zu stellen.

Nachmittags kehrte ich an Bord zurück. Zu gleicher Zeit kam der zweite Steuermann von einer nach jenen kleinen Inseln gewagten Fahrt zurück. Er hatte wegen der gewaltigen Brandung, wovon er von fern die Inseln umringt sah, die Unternehmung aufgegeben.

Ein muthiger und dienstfertiger Officier, der zweite Lieutenant Raauws, versuchte mit noch einigen Unterofficieren und Soldaten in der Nacht und am folgenden Morgen den Schiffbrüchigen auf der Platte noch mehr Lebensmittel zuzuführen. Der Sergent Vauerberg kam dabei in große Lebensgefahr, wurde aber vom Corporal Vlieger gerettet. Nur wenig konnte hinübergeschafft werden. Die heftige Brandung schlug die Flaschen von den Schultern der Soldaten hinweg.

Acht und vierzig Stunden lang mußten also Frauen und Kinder sich sehr kärglich behelfen. Scharfe Korallensteine waren ihr Lager; einige Seekrabben und Austern, am Feuer geröstet, ihre Nahrung. Bei Tag waren sie der brennenden Sonnenhitze, bei Nacht dem Regen und Wind preisgegeben. Und doch haben wir in diesem Zustande nachher noch 57 Tage zugebracht. Selten wohl waren Schiffbrüchige in einem ähnlichen Zustand und sehr selten wohl blieb ihnen so wenig Aussicht auf die Möglichkeit einer Rettung, als uns hier erschien.

Jeden Augenblick konnte das Schiff zu Trümmern und damit alle Hoffnung verloren gehen, einige Lebensmittel herbeizuschaffen. Die kleine dürre mit scharfen Korallensteinen dichtbestreute Platte bot auch nicht das geringste Hülfsmittel dar. — Die Schildkröten, wovon man in den ersten Tagen einige fing, blieben bald aus. Nur das eine unserer Boote war brauchbar, konnte aber nur wenige Menschen fassen. Eine furchtbare Brandung umgab das Riff von allen Seiten. Gewiß würden darum alle Schiffe sorgfältig vermeiden, in seine Nähe zu verfallen. Die Meinung des Commandanten war, Amboina sey bei den veränderlichen Winden des Monats Mai durchaus unerreichbar. Es lag 50 Seemeilen von uns entfernt. Nach Amboina war eine portugiesische Niederlassung uns die nächste, und schien auch, nach Wind und Strom, am leichtesten zu erreichen. Doch kein Mißgeschick vermag die Hoffnung auf Rettung bei dem Sterblichen völlig niederzuschlagen, wenn er mit kindlicher Ergebung auf die helfende Hand des Allmächtigen vertraut. Strenges Festhalten einer unverbrüchlichen Ordnung auf der einen Seite, und ein unbedingtes Vertrauen, was von der andern Seite in einen der Unglücksgenossen gestellt wird, dessen Leitung man sich ruhig in allen von ihm zur Rettung Aller ausgedachten Maaßregeln überläßt — dieß macht einen guten Erfolg möglich.

Während ich so auf Rettungsmittel sann, wurden alle Vorräthe aus dem untern Schiffsraume nach oben geschafft, und so viel möglich in die Cajüte der Compagnie unter Dach gebracht.

Es war verabredet und beschlossen worden, Sonntag Morgen den ersten Steuermann mit der Schaluppe nach Amboina zu senden, um dorthin die Nachricht von unserer Lage mit der Bitte um schnelle Rettung zu bringen. Die Schaluppe ging ab. Beinahe den ganzen Tag sahen wir sie unter Regenschauern und Windstößen gegen die hohe See kämpfen, ohne viel ostwärts zu fördern, welches doch, nach dem Urtheile des Commandanten, eine unerläßliche Bedingung der Möglichkeit war, ihr Ziel zu erreichen. Spät Nachmittags mußte die Schaluppe zurückkehren.

Montag ward noch ein letzter Versuch mit dem Dampfschiffe selbst angestellt, weil man nämlich erkannte, daß es doch noch nicht so völlig unbrauchbar sey, als man anfangs geglaubt hatte; aber auch dieser Versuch, es flott zu machen, blieb ohne Erfolg. Die See ging hoch und war ungestüm, die Brandung heftig. Die Wellen schlugen furchtbar hoch gegen das Schiff, und drängten es wo möglich noch fester gegen den Felsen, während der Dampf es in die entgegengesetzte Richtung zwingen sollte. Man mußte damit aufhören, wenn man nicht das Fahrzeug, was bereits so viel gelitten hatte, völlig auseinander reißen wollte.

Nun ließ ich sogleich mit allen Kräften und Händen den heraufgebrachten Vorrath vom Hintertheile nach dem Vordertheile des Schiffes bringen, weil zu besorgen war, das Schiff würde nun bald in der Mitte durchbrechen; dieß ward am Montag Abend verrichtet.

Von nun an machte ich den Anfang mit dem Ausschiffen der Truppen und Vorräthe. Das Ausschiffen aller andern Güter, sowohl der meinigen, als derer, die Andern zugehörten, hatte ich durchaus verboten, da nur Unordnung dadurch entstehen und wenige Lebensmittel auf den Felsen kommen würden. Das Ausschiffen selbst war eine unbeschreiblich mühselige und dabei gefährliche Operation. Nur des Abends und Nachts war der Wasserstand niedrig genug, es ohne Lebensgefahr zu durchwaten. Ich stellte die Soldaten von 50 zu 50 Schritt von einander auf vom Schiff an bis in die Nähe unseres kleinen Magazins, und ließ auf diese Art einige Sachen von einem zum andern fortschaffen. Alles, was zu schwer war, ging verloren, weil die Meisten strauchelten, umfielen und ihre Beine verwundeten.

Ich selbst ging immerfort, von einem Mann unterstützt, die Reihe auf und ab, den Leuten Muth einzusprechen; aber länger als eine gute Stunde konnte die Arbeit auf diese Art nicht fortgesetzt werden, dann waren die Menschen völlig erschöpft. Auf diese Art haben wir mehrere Nächte nacheinander einige Lebensmittel hinüber gebracht; aber es ward immer mühsamer, weil den Leuten der Muth entsank, als sie meist ihre Schuhe verloren und die Beine schwer verwundet hatten. Ohne die muthige Anstrengung des Hrn. v. Spreeuwenburg, des Conducteurs Derkse, des Sergent Visaan und des Füsiliers Demarer mit noch einigen Andern würden wir anfangs nur wenig Lebensmittel und Trinkwasser herbeigeschafft haben. Später waren uns die indischen Matrosen von großem Dienste. Diese wagten es noch zuweilen bei Tage mit der eintretenden Ebbe schwimmend das eine und andere vom Schiffe herbeizuholen, dann sandte ich die Soldaten an den Rand der Brandung, das Herübergebrachte anzunehmen und weiter zu schaffen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 38** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Neugriechische Wiegenlieder. — Frankenstein, oder der moderne Prometheus. (Fortsetzung.) — Paul de Kock.

Das Abonnement dieses dem Auslande hingegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit angetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 123.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Mai 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Erster Ausflug nach Setubal.

Ich kann mir wohl denken, mein Freund, daß dir ein kurzer Bericht von einer kleinen Ausflucht aus Lissabon nach der jenseits des Tajo gelegenen und fünf Stunden entfernten Hafenstadt Setubal, von fremden Schiffern gewöhnlich St. Ubes genannt, nicht unwillkommen seyn wird. Eine solche Tour, so unbedeutend sie auch übrigens ist, gibt doch schon einen kleinen Vorgeschmack dem, der sich auf weitere Reisen im Lande einlassen will. Man hat auf dieser so kurzen Strecke verhältnißmäßig mit mehr Unbequemlichkeiten zu kämpfen als auf manchen größern Reisen, denn hier gibt's nicht nur Unbequemlichkeiten, ja selbst der Gefahren zu Lande, d. h. von Flöhen und Wanzen zerbissen und zerstochen, von störrischen Maulthieren geschlagen und abgeworfen zu werden, oder mit ihnen zu stürzen, von Räubern geplündert, vielleicht gar gemordet zu werden, und im heißesten Sommer auf einer zu durchreisenden schattenlosen beinahe 3stündigen Sandwüste, den Sonnenstich zu bekommen; sondern es gibt auch Unbequemlichkeiten und Gefahren zu Wasser, indem man zu der Ueberfahrt nach dem Flecken Monta, welches der geradeste Weg ist, den man einzuschlagen pflegt, auf den gewöhnlichen Stationebarken, die täglich hin und her zu fahren pflegen, selbst ohne einen bequemen Sitz dem Wind und Wetter, so wie der brennenden Sonne ausgesetzt ist und sich gefallen lassen muß, alle die kleinen Krukeler, die das gemeine Pack, welches diese Fährschiffe gegen Bezahlung von 80 Reis einnimmt, von sich wirft, friedlich und ohne Murren aufzunehmen. Ueberdieß bei Mangel an Wind, oder bei conträrem Wind, bringt man auf dieser Ueberfahrt, die unter den glücklichsten Auspicien in 1½ Stunde bewerkstelligt wird, zuweilen 4 bis 5 Stunden zu, ja zuweilen kommt man gar nicht weiter, und bleibt, wenn die Ebbe schon zu tief gesunken, in den schlammigen Flußverzweigungen des jenseitigen Ufers festsitzen, und muß alsdann sechs Stunden lang auf die neu ankommende Fluth warten, um wieder flott zu werden; oder kommt nun gar während der Ueberfahrt ein unvermutheter Sturm, bleibt man dabei noch obendrein auf einer Sandbank hängen, dann ist man in der größten Lebensgefahr. Wie viele Fahrzeuge sind auf diese Art nicht verunglückt; wie oft habe ich in frühern Jahren, wo ich noch ein passionirter Jäger war, wo ich sehr oft mit Freunden nach jenen Sumpfgegenden auf Enten- und Becassinenjagd überschiffte, ganze Nächte hindurch auf Sand und Schlamm festgesessen, während der Sturm uns mit Wellen bedeckte und wir uns nur mit Noth festhalten konnten, um nicht vollends ins Wasser gespült zu werden! Man ersieht aus diesen oberflächlichen Andeutungen, daß es eine der ersten Bedingungen ist, wer auf die wenigst unangenehme Art die Ausflucht nach Setubal machen will, daß er dieselbe nicht bei zweifelhaftem Wetter unternehme, um einer schnellen und glücklichen Ueberfahrt gesichert zu seyn, und dann die fernere Reise zu Lande so einzurichten, daß er nicht die Nacht in Monta zuzubringen braucht, wo einem die größten nächtlichen Plagen bevorstehen. Um davon eine gehörige Idee zu geben, will ich dir von zwei Abstechern erzählen, dem einen im Monat Februar, dem andern im Junius vergangenen Jahrs, die ich zum Theil geschäftshalber, zum Theil auch in geognostischer Beziehung mit einigen Freunden unternahm. Gedenken wir also zuerst der Februarsreise, wo die Tage kurz, das Wetter unbeständig war, und wo wir wegen eintretender Fluth entweder des Morgens um 4 Uhr oder erst Nachmittags 4 Uhr absegeln konnten. Ersteres war den meisten meiner Bekannten, lauter Setubalensern, in deren Gesellschaft ich gehen wollte, zu unbequem; es war ihnen zu früh, das weiche warme Lager zu verlassen und sich auf das kalte Wasser und in den kühlen Morgenwind zu begeben, es wurde also beschlossen, erst den Nachmittag abzusegeln, wo wir denn nach einer schnellen Ueberfahrt und dann mit guten Maulthieren und Pferden versehen, um 8 Uhr Abends in Setubal eintreffen, im schlimmsten Fall aber bei späterer Ankunft in Monta übernachten konnten. Zur bestimmten Stunde fanden wir uns auf dem Quai zusammen, wo die unzähligen Barken für die Flußschifffahrt, mit ihren hohen spitzigen Schnäbeln liegen, geziert mit Heiligenbildern, Hirschgeweihen und flatternden rothen Bändern, deren Führer mit ihren braungebrannten schwarzbärtigen Gesichtern und rothwollenen Mützen hier zu Hunderten zusammenstehen oder auf dem Pflaster liegen, das Aus- und Einladen

beſorgen und dabei furchtbar lärmen und ſchreien, ſo daß man ſich in einen fortwährenden Zank verwickelt glaubt, und doch handelt ſich's um weiter nichts als um eine friedliche Ein- und Ausſchiffung, um abzuſchließende Accorde und dergleichen. Wer ſich hier nach irgend einem Orte einſchiffen will, muß genau die Oertlichkeiten und die Gewohnheiten dieſer Barkenführer, die nur darauf bedacht ſind, die größtmögliche Fracht zu erhalten, ſo wie die größte Anzahl von Paſſagieren, worüber ſie oft die Zeit der Abfahrt verſäumen, kennen, um nicht nur nicht übervortheilt zu werden, ſondern auch keinem Hinderniſſe im Fortkommen zu begegnen; denn die Leute verſichern oft, ſogleich abzufahren, um ſich nur der Paſſagiere zu vergewiſſern, und verſchieben die Abfahrt von einer halben Stunde zur andern, in der Hoffnung, daß noch mehr Paſſagiere ſich einfinden werden, worüber zuweilen Wind und Fluth verloren gehen, ſo daß die Abfahrt um zwölf Stunden verſchoben werden muß; oder ſie fahren zu ſpät ab, und man kommt nicht zu rechter Zeit an Ort und Stelle, legen ſich auch wohl gar unterwegs vor Anker, wenn ſie nicht weiter kommen können. Der Paſſagier iſt alsdann ganz in ihren Händen, jedoch kann er ſicher darauf rechnen, daß er von dieſen gemeinen Schiffern mit mehr Aufmerkſamkeit behandelt wird, wie die Paſſagiere auf manchen Kauffahrern, wo man ſie nicht beſſer wie Frachtballen behandelt und ſich berechtigt glaubt, ſie von einer Ecke in die andere zu ſchieben. Um alſo alles Unangenehme bei der Abfahrt zu beſeitigen, thut man wohl daran, Jemanden vorher zu beauftragen, der Bekanntſchaft mit den Schiffern hat, um das Einſchiffen zu beſorgen. Einige meiner Reiſegefährten hatten ihre eignen Reitpferde bei ſich, die mit eingeſchifft werden mußten, und aus dieſem Grunde mußten wir in einem ordinären Fährſchiffe überſetzen, die, abgeſehen von ihren wenigen Bequemlichkeiten für Menſchenfracht, doch die ſicherſten Segler ſind. Zu den Pferden, welche darin aufgenommen wurden, geſellte man auch noch einige Ochſen, deren Einſchiffung umſtändlicher war, als die der Pferde. Das Ufer iſt an dem Einſchiffungsplatze ſo flach, ſo daß bei niederm Waſſerſtande die Barken nicht an den hohen ſteinernen Quais anlegen können. Man legt deßhalb eine von ſtarken Bohlen gefertigte Leiſtentreppe zum Schiffe heraus ins Waſſer, und dieſe mußten die Thiere, denen man einen langen Strick um den Hals bindet, wodurch ſie feſtgehalten und der immer mehr verkürzt wird, hinanklettern und dann auch wieder in den finſtern Schiffsraum auf einer anderen ſolchen Treppe hinab. Pferde und Maulthiere, die ſolche Einſchiffungen ſchon gewohnt ſind, thun einige Sätze, und ſie ſind im Schiffe, andere aber ſträuben ſich gewaltig dagegen und beſonders die ſchwerfälligen Ochſen, die man mit Gewalt hinanziehen muß. Den untern größern Raum eines ſolchen Schiffs oder Barco da Carreira, wie man es hier nennt, nehmen alſo die Thiere ein, oder Frachtgüter, und für die Paſſagiere bleibt entweder der hintere erhabenere kleine Raum bei dem Ruder oder der vorne bei dem Schnabel, wo man die Freiheit hat entweder zu ſtehen oder ſich der Länge nach auf den Boden zu ſtrecken, ſich von der Sonne verbrennen, vom Winde durchwehen oder dem Regen durchnäſſen zu laſſen.

Endlich waren wir ſo weit, daß man den kleinen Anker einzog und die beiden großen lateiniſchen Segel losgebunden wurden, die nun wie zwei Nadel- oder Spitzbärme gegen 80 Fuß hoch in die Lüfte ragten, allein ganz ſchlapp und ohne Anſpannung hängen blieben, denn es regte ſich auch nicht das geringſte Lüftchen; eine gänzliche Windſtille war eingetreten, der Waſſerſpiegel, der ſich hier über drei Stunden in die Breite ausdehnt, war ſpiegelglatt, und die ſchon tief im Weſten herabgeſunkene Sonnenſcheibe ſpiegelte ſich darin mit der eignen Heiterkeit, welche hier eine Begleiterin der Frühlingsſonne zu ſeyn pflegt. Es war einer der ſchönen ſüdlichen Februar-Tage die den deutſchen Mai-Tagen gleichen, wenn Alles blüht und grünt, laue warme aromatiſche Lüfte wehen. Für dießmal aber wäre uns ein tüchtiger Nord- oder Nordweſtwind lieber geweſen als alles Aroma in der Atmoſphäre, was ohnehin in der Umgebung des Stadtviertels, aus dem wir abfuhren — dem ſtinkenden Alfama-Viertel mit ſeinen oft nur 3 bis 4 Fuß breiten Berg- und Sackgäßchen, wo noch der Unrath haufenweiſe liegt und auf Regenſchauer gewartet wird, um ihn wegzuwaſchen — nicht von ſonderlichem Wohlgeruche war. Bei ſolchen gänzlichen Windſtillen wird man nun zwar von der Fluth und dem Strome weiter getrieben, jedoch nur höchſt langſam; unſere Schiffer nahmen daher ein kleines Boot mit 4 Ruderern zu Hülfe, welches vorgeſpannt wurde, um uns ſo lange zu bugſiren, als der Wind fehlte, und ſo ſteuerten wir denn gerade in der Richtung auf die hohe Burg von Palmella zu. Außer uns fünfzehn, die wir zuſammengehörten, waren in dem Schiffe noch drei alte Bauernweiber mit ihren leeren Körben, welche Gemüſe nach Liſſabon gebracht hatten. Dieſe ſetzten ſich ſogleich im engen Kreiſe mit übereinandergeſchlagenen oder vielmehr untergeſchlagenen Beinen bei dem Steuermann nieder, der bei einem ſo ruhigen Waſſer ſein Amt, das breite Schwertruder zu regieren, auch ſitzend verrichten konnte, und da die Weiber, nachdem ſie mit geläufiger Zunge ſich ihre Verrichtungen und deren Reſultate mitgetheilt, endlich aus langer Weile ſich einander mit den Köpfen in den Schooß fielen, die Regen- oder Sonnentücher von ihren wirren ſchwarzen und ſtrammen Haaren nach hinten ſchoben, und nun die kleine Jagd exercirt wurde, retirirten wir uns vornhin nach dem Schiffsſchnabel, wo ein kleiner, freundlicher Santo Antonio ein mit rothen Bändern geziertes Hirſchgeweih zum Piedeſtal hatte und lüſtern in die aufgeregten Fluthen hinabſchaute, als wenn ihm darnach gelüſtete ein Bad zu nehmen. Hier fanden wir zufälligerweiſe einige Gebinde Stroh, die einen vortrefflichen Sitz gewährten, von dem man mit der größten Bequemlichkeit die herrliche Beleuchtung der untergehenden Sonne beobachten konnte, die ſie nicht nur über die große Hügelſtadt ergoß, ſondern auch über die große, auf 6 Stunden weite Tagusfläche bis Villa Franca hinauf, wo dann blaue Berge der Fernſicht in den Weg treten, rechts aber ſich in die unendlich ſcheinenden Ebenen von Alemtejo mit den niedrigen Ufern und Inſeln verlieren, die durch die ſonderbare Erſcheinung der Fata-Morgana gleichſam in der Luft zu ſchweben ſchienen.

Konſtantinopel und Liſſabon, welche ſtets und bis noch vor kurzem den großartigen Schmutz, ſchlechte Polizei und die vielen herrenloſen Hunde mit einander gemein hatten, ſind unſtreitig

aber auch die beiden Städte Europa's, welche den großartigſten, impoſanteſten Anblick gewähren. Der Tajo und der Bosporus mit ihren herrlichen Anſichten bieten dem Auge gleiche Herrlichkeiten dar von einer bevölkerten Waſſerfläche mit beweglichen Häuſern und dem großen Ueberguß über Berg und Thal von kleinen und großen Gebäuden, von Paläſten und Hütten, Tempeln, Ruinen und erbärmlichen Baraken, von Fruchtfeldern in der Stadt, dunkelgrünen Orangenbäumen, — hie und da noch eine einzelne Palme und hochſtrebende, unheimlich bewegungslos daſtehende Cypreſſen, die hier wie dort der troſtloſe Schmuck der Todtenhöfe ſind. Die Sonne ſandte noch ihre letzten Strahlen, die Schatten verlängerten ſich ins Unendliche, die niedere Stadt lagerte ſchon im Dunkeln, während der Dom der hohen Citadelle und das Caſtell noch in der herrlichſten Beleuchtung ſtanden. Aber auch hier tauchte bald das Dunkel von unten aufwärts und umſtorte ohne anhaltende Dämmerung bald Alles mit undeutlichen Umriſſen. Während deſſen hatten wir den Hauptſtrom quer durchſchnitten, und fuhren nun in die ruhigern, ſumpfigen Gewäſſer zwiſchen Landzungen und Inſeln in den ſogenannten Sack von Monta, an welchem rechts und links einzeln ſtehende Gebäude für Mühlen, oder auch große Baſſins oder Salzpfannen zur Bereitung des Seeſalzes angebracht und vertheilt ſind. Noch immer regte ſich kein Lüftchen, die Sterne funkelten im ſchönſten Glanze, es begann eine der ſtillen, geräuſchloſen Südnächte, die wahrhaft dem Februarshimmel Ehre machten, und in denen man das geringſte Geräuſch in großen Entfernungen vernimmt, weiter aber auf dem Waſſer als auf dem Lande, und weiter in einem hochſtämmigen Urwalde als in offenen Feldern. Schon fing das Waſſer an wieder abzulaufen, die Fluth war vorüber, die Ebbe trat ein, und mit doppelten Kräften mußten die Vorgeſpannten rudern, um gegen den Strom zu ſchwimmen; doch dieſes war endlich nicht wirkſam genug, das Strombette wurde hier und da zu enge, die Ruder berührten den Schlammboden zur Seite, oder wurden durch entgegenkommende Barken, die nun von der Ebbe profitirten, um nach der Stadt zu fahren, daran gehindert. Die Ruderer beſtiegen alſo die Barken, das kleine Boot wurde hinten angebunden, und nun ergriffen ſie die langen Stangen, und ſchiebend, mit den unbändigſten Anſtrengungen, brachten ſie uns dem Ziele langſam näher und näher, während es immer ſtiller und dunkler wurde, die Stille aber zuweilen noch durch das ſanfte Dahingleiten eines begegnenden Fahrzeugs unterbrochen ward, deren Führer dann und wann den ſo weit ſchallenden Recitativ-Geſang hören ließen, der eben nicht das Ohr ergötzt, aber dennoch ganz eigenthümlich iſt, und mit dem türkiſchen Volksgeſang gleichen Rhythmus hat; oder ſie ſpielten, ſich ſorglos dem Strom überlaſſend, die ſo melancholiſchen Weiſen portugieſiſcher Modinhos auf ihren Guitarren.

(Fortſetzung folgt.)

Der Ameiſenbaum von Guiana.

In der Verſammlung der Londoner botaniſchen Geſellſchaft vom 6 April wurde eine Mittheilung des bekannten Reiſenden Schomburg über die Triplaris americana oder Ameiſenbaum von Guiana vorgeleſen. Der Stamm iſt ſchmächtig, wächſt gerade auf und die aufrechtſtehenden Zweige bilden eine Pyramide; die Blätter ſind 9 bis 12 Zoll lang, ſtark gerippt und von dunkelgrüner Farbe; der Baum gehört ohne Zweifel in die Ordnung der Polygonien. Die männlichen Blumen dauern nur wenige Tage, wo ſie dann auftrocknen, und ein Gleiches iſt mit den Blättern der weiblichen Blumen der Fall. Die Segmente des Kelchs aber fahren fort zu wachſen, wechſeln während des Wachſens in der Farbe von grün zu weiß und hochroth, und werden ſo dünn, daß die Rippen leicht bemerklich werden. In dieſem Zuſtande ſind ſie dreimal ſo groß als die Frucht, welche noch immer von dem Kelche beſchützt iſt. Der Baum wächſt in Menge auf den ſandigen Ufern der Binnenflüſſe von Guiana, wo die durch die Armuth des Bodens verkrüppelten Geſträuche kaum 5 oder 6 Fuß hoch werden, bis zu einer Höhe von 50 oder 60 Fuß. Wer das Land nicht kennt, ſollte glauben, der Baum ſey mit weißen, etwas rothgefärbten Blüthen bedeckt, unter denen die dunkelgrünen Blätter nur hie und da vorſehen. Der unvorſichtige Botaniker, welcher, durch den täuſchenden Anblick gelockt, dem Baume ſich nähern wollte, um die Blüthen zu pflücken, würde den Verſuch ſchwer bereuen. Der Stamm und die Zweige des Baumes ſind hohl, und mit Abtheilungen verſehen, die der Stellung der Blätter an der Außenſeite entſprechen. Dieſe Höhlungen ſind von einer hellbraunen, etwa zwei bis drei Zehntels Zoll langen Ameiſe bewohnt, deren Biß höchſt ſchmerzlich iſt. Ihre Fühlhörner ſtehen nahe an der Mitte des Vorderkopfes, die Freßzange iſt dreieckig u. ſ. w. Sie fallen mit der größten Heftigkeit über ihre Beute her, und ſetzen, ſobald ſie mit einem weichen Stoff in Berührung kommen, ihre Freßzangen ein, wobei ſie einen weißlichen Saft ausfließen laſſen; ihr Biß verurſacht mehrere Tage lang Geſchwulſt und Jucken. Die Arawak-Indianer nennen den Baum Jacuna und die Ameiſe Jacuna Sai, die Warowś Epanhari, was wörtlich überſetzt der Ameiſenbaum bedeutet; die Karaiben Itaſſi und die Coloniſten wegen ſeiner Geſtalt den „langen John.“ Das Vorhandenſeyn der ſcorioſen Nebenblätter in Form einer Düte iſt hinreichend zur Beſtimmung der natürlichen Ordnung, wozu Triplaris gehört; andere Kennzeichen, wie die Bildung der Blätter, die Befruchtungsorgane und insbeſondere das aufwärts gerichtete ovulum und die radicula superior laſſen keinen Zweifel über die Verwandtſchaft mit den Polygonien übrig.

Der Schiffbruch des Dampfſchiffes Wilhelm I auf dem Korallenriff Lucipara im indiſchen Archipel im Frühjahre 1837.

(Fortſetzung.)

Wir bemerkten einen Unterſchied von 5 bis 6 Fuß zwiſchen dem Waſſerſtande der Ebbe bei Tag und dem in der Nacht. Wie glücklich wäre es ſonſt geweſen, hätten wir bei Tag etwas vom Schiffe holen können — aber ſo konnten wir dieß nur ſpät Abends oder in der Nacht unternehmen. Auf dieſe Weiſe hatten wir denn endlich ein kleines Magazin zu Stande gebracht. Doch war auch Vieles unbrauchbar angekommen, weil es durch das Seewaſſer geſchleppt werden mußte. Die erſten und allgemeinſten Bedürfniſſe, Reis, Brod, Kartoffeln, Arrak und Genever fehlten uns. Dagegen hatten wir von meinen und des Capitäns Vorräthen viel Wein, Schinken, Wurſt, Bier, zwei Fäſſer

Mehl, Liqueur, Butter, Zucker, Thee u. dgl. zusammenbringen können. Viele Mühe kostete es mir, einem Jeden begreiflich zu machen, daß wir Alles zur gemeinschaftlichen Austheilung zusammenhalten müßten. Lieber hätte jeder, ohne lange zu überlegen, etwas für sich selbst mitgenommen. Die Folgen würden schrecklich gewesen seyn.

Ich versuchte es, Vertrauen in die Soldaten zu zeigen und von diesen eine Wache bei dem Magazin aufzustellen. Aber der Entbehrungen waren zu viele gewesen. Sie widerstanden der Versuchung nicht und betranken sich. Von dem Augenblick an hielten die Passagiere selbst bei Nacht die Wache und lösten sich alle zwei Stunden ab. Der Prediger Beckmans war so gut, selbst zuerst die Wache zu beziehen. Er, dem alle militärische Strenge so fremd seyn mußte, unterwarf sich gelassen den Dienstvorschriften, und erwies sich mir überhaupt zu jeder Zeit so dienstfertig, als seine wankende Gesundheit es nur immer zulassen wollte. Von nun an ward auch ein Magazinmeister angestellt. Dieß war der Conducteur Torreman. Ihm ward gegeben, was jeden Tag ausgetheilt werden sollte.

So lange wir das Glück hatten, Schildkröten zu finden, was aber nur wenige Tage dauerte, kochte man eine ziemlich gute Suppe, zur Hälfte mit süßem, zur Hälfte mit Seewasser. Später ward das Essen erbärmlich. Nur 10 bis 12 Pfund Reis durften für 140 Personen ausgetheilt werden, mit einem Schinken und ein wenig gesalzenem Fleisch, ungefähr 19 Pfund. Genever und Arrak gab es beinahe gar nicht, so daß ich bei dem wenigen Trinkwasser, was wir im Anfange hatten, ein- bis dreimal des Tages ein wenig Wein bei jedem kleinen Trunk Wasser austheilen ließ. War es sehr warm und hatte man von dem in der Nacht gefallenen Regen einiges Wasser sammeln können, dann vertheilte ich dreimal des Tages unter die Schiffbrüchigen Wasser mit Rum gemischt, oder wenn sie es wünschten, allein Wasser. Nach einer Namenrolle wurde jeder herbeigerufen, seinen Schluck Wasser auszutrinken, auch die Frauen und Kinder. Im Anfange hatte ich selbst meine Gattin ersucht zugegen zu seyn. Sie kam dann mit den Kindern, die sich unbefangen zwischen den Soldaten und Seeleuten herzudrängten. Unser zweijähriges Töchterchen, auf dem Arm eines Soldaten herbeigetragen, erhielt ihr Schlückchen Wasser eben so wie die Andern.

Dieß eine und andere mag wohl den Grund zu dem ehrerbietigen Betragen Aller gegen die Frauen gelegt haben, und zu der regelmäßigen Zucht und Ordnung, welcher ich so glücklich war, alle Schiffbrüchigen zu unterwerfen, und ohne welche wohl Niemand seines Lebens sicher gewesen wäre. — Obgleich die kleine Stelle, die wir inne hatten, nur 8 oder 10 Schritte von der übrigen entlegen war, erlaubte sich doch keiner der Soldaten oder Matrosen, zu uns zu kommen, ohne sich vorher höflich anzumelden, wenn er das eine oder andere sich erbitten, oder die Stückchen abgerauchter Cigarren aufsammeln wollte.

Nach dem vergeblichen Versuch am 7 Mai zum Wegsenden einer Schaluppe nach Amboina hatte ich unausgesetzt mit dem Commandanten überlegt, wie es doch am besten anzufangen sey, irgendwohin von unserer Lage Nachricht gelangen zu lassen, da wir uns außerdem für verloren halten mußten. — Denn wo und wenn würde man auf den Gedanken kommen, daß wir gerade hier Schiffbruch gelitten hätten? und wenn man uns dann auch aufsuchte, wie unwahrscheinlich war es, daß man uns auf dieser niedrigt egenden und beinahe unzugänglichen Stelle entdecken würde? — Ich durchsah nochmals mit Aufmerksamkeit Horsburghs Directory, und wir beschlossen, unsere beste Schaluppe (die andere — wir hatten nur zwei — war sehr schwach) nach Delhi zu schicken. Hatte sie das Glück, dort anzukommen, wofür Wind und Strom günstig schienen, dann konnten wir hoffen, daß die Nachricht von unserer Lage — es sey mit derselben Schaluppe oder mit einem gemietheten indischen Fahrzeuge — Bima oder Java bald erreichen würde.

Da ich dem Schiffsvolk und den Soldaten, die ich auf das Verdeck gerufen hatte, mein Vorhaben mittheilte, und nachdem ich ihnen die Sache mit der Karte in der Hand ausgelegt hatte, bezeugten sie große Freude, und baten mich, doch selbst mitzugehen, so viel Vertrauen stellten sie in einen glücklichen Erfolg.

Ich beschloß aber, den Lieutenant Raauws zu senden, da meine Gegenwart zu Erhaltung der Ordnung auf dem Riff nöthig war, und weil überdieß meine Frau fest entschlossen schien, mich nicht allein abreisen zu lassen. Um dieser Unternehmung einen guten Erfolg zu verbürgen, und weil ich wohl wußte, daß in Delhi ohne Geld wenig auszurichten sey, that ich den Passagieren den Vorschlag, den Lieutenant Raauws und den ersten Steuermann Muller mit Geld zu versehen. Sogleich trug jeder das seinige hiezu bei. Ich selbst gab 500 fl. an Gold und 1200 fl. an Banknoten; der Prediger Beckmans in Silberbanknoten 750 fl., der Ingenieur van der Dussen 100 fl. in Gold; der Hr. v. Spreeuwenburg an Silberbanknoten 170 fl. und 64 fl. baar Geld; der Militärarzt Hollander 125 fl. an Banknoten, und meine Frau eine Schnur seiner Perlen mit drei Juwelenringen. Auch Capitän Lamieth sagt mir, er habe einiges Geld mitgegeben. — Ich schrieb dem portugiesischen Befehlshaber auf Delhi einen französischen und einen englischen Brief, worin ich unsern Zustand meldete, mit der Versicherung, unsere Regierung in Batavia werde gewiß die zu unserer Rettung angewendeten Kosten reichlich zurückerstatten, wenn die mitgegebene Baarschaft unzureichend wäre.

Mit sehr günstigem Wetter ging unsere Schaluppe in See, und auch in den folgenden Tagen waren Wind und Wetter nach unserer Berechnung so im Vortheile der Schiffenden, daß wir hoffen durften, sie würden den 15 oder 16 in Delhi seyn können. Der Eifer, den der Lieutenant Raauws sowohl als der erste Steuermann Muller für diese Unternehmung an den Tag gelegt hatten, verdiente das höchste Lob. Leider, und zu unserem großen Schmerz, wissen wir bis heute noch nicht, welches das Loos dieser Schaluppe und der Braven gewesen ist, die damit von uns wegfuhren. Wie gewagt und wie unsicher waren auch überhaupt diese ersten zu unserer Rettung angewendeten Mittel! *)

Niemand war davon mehr überzeugt, als ich selbst, ob ich mich gleich hutete, dieß merken zu lassen; deßwegen war ich aber auch immerfort auf andere Mittel bedacht. Zuerst ersuchte ich den Commandanten, kleine Flöße verfertigen und auf jedem eine Art Mast, mit einer niederländischen kleinen Flagge versehen, gut befestigen zu lassen. Unter jedes Floß ließ ich eine gut dichtgekorkte Flasche aufhängen, worin ein malayischer und holländischer Brief gethan war mit der Nachricht von unserem Zustand, und mit der an alle Häupter der mit uns in gutem Vernehmen stehenden Volksstämme, ja selbst an Seeräuber gerichteten Bitte, uns beizustehen, oder doch Nachricht von uns nach den nächsten niederländischen Etablissements zu senden, wofür eine Belohnung versprochen ward. (Fortsetzung folgt.)

*) Erst nach der Rettung und nach diesem Bericht erfuhr man das Schicksal der Schaluppe. Sie ward den 14 Mai von Seeräubern angehalten, die Mannschaft ausgeplündert und völlig nackt in einer Prauw acht Tage von den Räubern mitgeführt, die nach langer Berathschlagung über Tod und Leben der Gefangenen den Lieutenant endlich wegschickten, ein sehr beträchtliches Lösegeld herbeizuschaffen. Dieß geschah, und die europäische Mannschaft der Schaluppe ist seitdem in Amboina angekommen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 124.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Mai 1838.

Das Museum von Madrid und die Malerei in Spanien.

Madrid hat mit Ausnahme der merkwürdigen Souterrains wenig Antikes. Ganz Spanien, zumal Andalusien und Altcastilien, ist reich an Werken und Monumenten römischer, maurischer und gothischer Kunst, nur der Hauptstadt fehlen sie. Ihre Kirchen sind gewöhnlich, wie die von Lisboa, modern römisch, klein, überladen, geschmacklos, ihre Theater unbedeutend; das neue königliche Schloß, obgleich kaum zur Hälfte des ursprünglichen Planes ausgeführt, ist zwar schon imposant und prächtig, auch herrlich, burgartig, über dem Thale des Manzanares nach der hohen, meist immer mit Schnee bedeckten Sierra de Guarama hin gelegen, aber die andern Paläste der Stadt sind wenig ausgezeichnet; die Häuser, so wie alle Stadttheile, haben ein modernes, doch immer ächt spanisches, massives, festes Ansehen. Nur Einen Schatz von unnennbarem Werthe, der weit die ganze spanische Nationalschuld decken würde, wollte man ihn verhandeln, wie man — doch kein Spanier — vorzuschlagen sich nicht entblödet hat; Einen Schatz hat Madrid, um den Rom es beneidet: das Museum, el Museo de las Pinturas! Zu der Zeit, wo Spanien zu einer kräftigen Einheit herangereift war, und sowohl dieserhalb als auch wegen Gunst der Umstände die Präponderanz in Europa und herrschenden Einfluß über alle Länder, worin die Kunst blühte, über Italien, Brabant, selbst über Deutschland erlangt hatte, damals wurde dieser Schatz an Gemälden, zumal von Karl V und Philipp II angesammelt. Zur nämlichen Zeit versank die schöne Architektur in Spanien, dagegen erreichte die Malerei dort ihren Glanzpunkt. Dieser Gegensatz findet sich noch an andern Orten, wie in Deutschland und in den Niederlanden, und hat einen naheliegenden Grund. Denn muß jede Kunst, damit sie Gehalt, Bedeutung habe und lebendig sey, historisch im Volke entwickelt seyn und von der Nation getragen werden, so gilt dieß insbesondere von der Architektur. Unsere Dome und Stadthäuser errichtete der religiöse Sinn unserer Väter — vor ihrer Größe verschwinden die Casernen, Zeughäuser, Schlösser und Museen der Fürsten. Karl V ließ viel bauen, auch noch im gothischen Style; aber er verdarb damit das Eigenthümliche vieler unersetzlichen Gebäude, wie der zauberhaften Moschee in Cordoba. Die reiche, dem andalusischen Himmel anpassende maurische Kunst wurde mit Füßen getreten, selbst die hochstrebende gothische in Altcastilien unbeachtet gelassen; Felipe Segundo vollends baute nur nach seiner Laune, nachäffend, die kolossalsten Werke im kleinlichsten Style, den Escurial, einförmige ungeheure Massen, düster und seelenlos. Aber die Malerei hängt von jenem gemeinen Sinne weniger ab, der Maler trägt fast alle Mittel zu seinem Kunstwerke in sich selber; so mag auch der anstrebende Gemeingeist noch kräftig genug seyn, seine Kunst anzuregen und entwickeln zu helfen. Hier sey nur noch bemerkt, daß man mit Unrecht jene nachäffende geschmacklose Richtung in der Architektur allein aus Frankreich herleitet, sie war in Spanien bereits früher, und mußte nothwendig im Gefolge aller sich bildenden reinen Monarchien erscheinen, worin der gemeinsame und religiöse Sinn getödtet wurde. In manchen Ländern Europa's sah ich Gemälde aus den spanischen Schulen, hie und da einen schönen Murillo, einen kühnen Ribera, einen reichen Velasquez; aber erst in Spanien lernte ich sie kennen. Dieses Land hat einen außerordentlichen Reichthum an Gemälden aus seinen eigenen Schulen und was sich davon im Auslande vorfindet, steht damit im unbedeutenden Verhältnisse: fast jede Kirche und Capelle, jedes Kloster, jedes Hospital, jedes Stadthaus, jeder Justizpalast, jedes Castillo hat deren aufzuweisen. In Andalusien dürfte man in jeder Stadt eine Gemäldegalerie aufbringen und ein Museum bilden können bloß aus den Schätzen, die in den jetzt aufgehobenen Klöstern vergraben lagen. Ihre Gemälde sind theils in Kirchen untergebracht, theils im Stadthause zusammengestellt, und es mögen noch viele Jahrzehnte vergehen, ehe sie einen angemessenen Platz erhalten. Das Zerstören der Klöster ist überhaupt ein widerwärtiger Vandalismus — die freche rohe Hand wüthet gleichgültig über das Gute und Schlechte. Spanien bietet einen günstigen Augenblick zum Beutemachen; französische und englische Emissäre überschwemmen auch das Land in höherem Auftrage und suchen die kostbarsten Werke spottwohlfeil an sich zu ziehen. In Andalusien hält man jeden Fremden für einen Kunstspeculanten. Auch unter Napoleon schleppten die Fran-

zosen eine Masse unersetzbarer Kunstschätze nach Frankreich und Paris, die vortrefflichsten Sachen des Madrider Museums wanderten in das Louvre, kehrten glücklicher Weise jedoch später größtentheils auf ihren alten Platz zurück. Aber der spanische Schatz an Gemälden ist unerschöpflich.

Die Hauptsitze der alten spanischen Malerei waren im Mittelpunkte des Landes, in Madrid, ein berühmterer im üppigen Valencia, aber der glänzendste, reichste im ewig heitern Andalusien, „das die Wonne (las delicias) des goldenen Zeitalters zu bewahren scheint," an den duftenden Ufern des Bätis (Guadalquivir, großen Fluß nannten ihn die Araber), im feenhaften Sevilla. Für dießmal jedoch will ich nur noch Etwas über die moderne Malerei in Spanien mittheilen. Daß sie in jeder Beziehung vor der ältern, classischen zurücksteht, ist wohl kaum zu bemerken nöthig. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts war sie völlig versunken, Francisco Goya, Vayen y Subiar und Maella halfen ihr wieder einigermaßen auf; doch noch immer nicht hat sie sich von dem Manierlichen, Affectirten los gemacht und den Weg des Schönen wieder betreten. Eine Art moderner spanischer Schule hat wiederum Jose Aparicio gestiftet, der sich unter David in Paris ausbildete und ihn copirte. Er wurde in Valencia 1773 geboren. Eben so ausgezeichnet ist Jose Patrazo, 1781 in Santander geboren, auch ein Schüler und Anbeter Davids. Ein Schüler des erstern, Rafael Tejeo aus Murcia, noch ein junger Mann, lieferte bereits einige anziehende Gemälde. Was diese moderne Schule Lobenswerthes hat, beschränkt sich im Grunde nur auf die Wahl der Gegenstände aus der vaterländischen Geschichte, welche Wahl man auch den deutschen Künstlern anempfehlen möchte. Frankreich verherrlicht seine letzten Jahrzehnte durch Gemälde, Statuen, Monumente aller Art, die neufranzösische Kunst hat eine nationale Richtung und Tendenz, und ist deßhalb immer anziehend und bedeutungsvoll; in unsern Kunstsälen, etwa München ausgenommen, findet man fast keine Spur von patriotischer Begeisterung. Spanien bietet übrigens den Künstlern noch reichen Stoff, das spanische Volk und besonders das Weib ist das graciöseste, die festen Landestrachten, besonders wieder die von Andalusien sind wahrhaft malerisch, man denke nur an die reizende Mantilla und den Fächer der Frauen, an die mehrfach umgeschlagenen, weitgefalteten Mäntel der Männer, an die schönen, nur durch Sandalen geschützten Füße, an die breite Binde um den Leib, an die reiche Jacke und den geschmackvollen Hut; seine anmuthigen Tänze kommen auch der Malerei zu Hülfe. — Das spanische ist noch ein plastisches Volk.

Lebensbilder aus Portugal.

Erster Ausflug nach Setubal.

(Fortsetzung.)

Es war eine wahre Romanzennacht, und gerne wäre ich noch die Nacht hindurch auf dem Wasser geblieben, allein um 8 Uhr kamen wir an dem Quai von Monta an und mußten, da wir wegen zu niederen Wassers und schon daliegender Barken nicht näher kommen konnten, über drei oder vier derselben hinsteigen, und gelangten endlich aufs Trockene. An ein Weiterreisen war nun nicht mehr zu denken, nicht wegen der Dunkelheit, sondern weil um Mitternacht, wo wir in Setubal hätten ankommen können, uns Niemand mehr erwartete; wir mußten also uns entschließen, in dem furchtbarsten aller Gasthöfe, dem Haupt-Estallagem, von Monta, diesem Hotel für Schweinetreiber und Arrieiros, diesem Nothstall vornehmer Gäste, zu übernachten. Die Entrée dieses einstöckigen Gasthauses ohne Glasfenster bestand aus dem Drawingroom, wie ihn die Engländer taufen würden, das aber doch ein ganz charakteristisches portugiesisches Vorgemach ist, in welchem nicht nur der Durstige an einer schmalen Schenktafel Wein und Branntwein erhalten, sondern auch der Hungrige, der hier nur im Vorbeigehen zuspricht, einen gedeckten Tisch mit vorstehender Bank findet, um seinen Appetit zu befriedigen, was um so leichter und schneller geschehen kann, da in einer Ecke desselben Raumes die Kochtöpfe an einem hoch auflodernden Feuer stehen, und aus denselben die Mahlzeit von Bohnen, Rüben, gekochtem Fleisch oder Stockfisch brühheiß auf den Tisch gesetzt werden kann. Hier waren nun eine Menge Gäste versammelt, worunter besonders sich einige durch ein großes Maul auszeichneten, die nicht lange hier mit einer großen Heerde fetter Schweine aus Alemtejo angekommen, die sie den folgenden Tag nach Lissabon überschiffen wollten, und es dauerte eine geraume Zeit, bevor uns nur eine schmutzige und flämmige Magd, die ihre homogeneren Gäste lieber zu bedienen schien, einige Aufmerksamkeit widmete und uns ganz barsch auf unsere Frage, ob wir Betten haben könnten, ein Nein zurückgab, es sey schon Alles besetzt. Solche verneinende Antworten kennt man hier zu Lande aber schon; sie erfolgen gewöhnlich in solchen Häusern, die umgekehrt wie in andern europäischen Wirthshäusern sich betrüben, anstatt daß sie sich freuen sollten, wenn Gäste kommen; denn in dem Augenblicke nimmt das Gefühl der dadurch unterbrochenen Bequemlichkeit die Oberhand, und sie weisen lieber Gäste von sich, als daß sie sich in ihrem gewöhnlichen Lebensgange stören lassen. Versteht man aber dann diese Leute gehörig zu behandeln, besonders ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, so hat man sie bald für sich gewonnen, und es erscheint dann Alles im Ueberfluß und so gut wie möglich, selbst das, worin sie früher einen gänzlichen Mangel vorschützten. Wollte man sich aber barsch gegen die Leute benehmen, ihnen trotzen und mit Ungestüm oder auf eine etwas befehlende Art fordern, alsdann würde auch Alles vergebens seyn, etwas zu erlangen, ja die Menschen würden die größten Vortheile von der Hand weisen, wenn man sie auf diese Art einmal beleidigt hat.

Um also unsern Zweck zu erreichen, mußte die garstige Aschenbrödel erstlich cajolirt werden, in welcher Kunst einer unserer Reisegefährten Meister war. Zuweilen findet man in diesen Kneipen auch Leute, die zu allerhand Diensten bereit, eigentlich aber nur Tagdiebe sind, an die man sich nur zu wenden braucht, und mit der Aussicht, bei dieser Gelegenheit etwas zu verdienen, dienen sie alsdann als Fürsprecher bei den Wirthsleuten, um Gästen das zu verschaffen, was sie bedürfen, und selten schlagen sie diesen Zwischenträgern, welche die personificirte

Höflichkeit ſelbſt ſind, etwas ab. Die Wirthsleute, oder wer hier eigentlich das Regiment führte, ließen ſich gar nicht blicken, die Magd war hier Koch und Kellner, Buchhalter und Caſſirer, und hatte nur zu ihrer Hülfe als Adjutanten ein kleines zehn- oder eilfjähriges Mädchen, das bei den vollen Töpfen am Feuer dennoch wie der leibhaftige Hunger ausſah, und ſo luftig gekleidet war, daß es bei der nun immer kühler werdenden ganz in dicken Nebel gehüllten Nacht mit den Zähnen klappte, ungeachtet eines über den Kopf gehangenen, großen, ſchmutzigen Tuches, welches ehemals ein farbiger Shawl geweſen. Dieſes kleine Geſchöpf wurde nun von der freundlicher gewordenen Oberkellnerin nach der obern Etage expedirt, um Quartier zu machen, oder vielmehr, es ſollte erſt angefragt werden, ob noch Quartier und vier Betten zu haben, was aber gar keinem Zweifel mehr unterlag; doch bevor die Antwort kam, verging mehr denn eine halbe Stunde, weil erſt verſchiedenes gemeines Geſindel, als Eſelstreiber und Gallegos, die von Setubal gekommen und die beſten Zimmer in Beſchlag genommen hatten, ausquartirt werden mußten. Endlich und endlich hieß es denn, daß wir die Treppe hinaufſteigen könnten. Hinter der Hausthüre war eine ſchmale Oeffnung, die auf eine noch ſchmalere ſteile Treppe führte, auf der zwei Perſonen nicht neben einander vorbeikommen könnten, und dieſe erkletterten wir. Links oben trat man in ein kleines, vier Schritte langes und breites Kämmerchen mit ſchneeweißen friſch bemalten Wänden, deſſen Möbel aus einem alten, wurmſtichigen, wackelnden Tiſche beſtanden und drei hölzernen handfeſten Stühlen; das Zimmerchen hatte nur Eine Fenſter-Oeffnung, die mit einem Luft durchlaſſenden Laden und mit einem ordentlichen Balken als Querriegel (Tranca) verſchloſſen war. Eine alte blecherne Oellampe, vom Roſte halb zerfreſſen, mit einem ganz dünnen Dochte, ſtand auf dem Tiſche und verbreitete das ſpärlichſte Licht. In unſerm deutſchen Vaterlande, wo man Heller zu ſparen pflegt, um einen Thaler zuſammenzubringen, d. h. wo man die Hausökonomie bei einer guten Wirthſchaft aufs ökonomiſchſte und ſparſamſte einrichtet, würde man vielleicht auf die Idee gekommen ſeyn, den Docht der Lampe ſo dünn zu machen, um etwas Oel zu ſparen, und der, welchem man eine ſolche Lampe vorſetzt, würde auch ſogleich den Verdacht hegen, daß bei einer ſolchen Einrichtung Sparſamkeit zum Grunde liege. Allein hier würde man den Leuten höchſt unrecht thun, ja man würde ſie aufs höchſte beleidigen, wenn man ſie einer ſolchen oft lobenswerthen, aber auch oft zu weit getriebenen Sparſamkeit beſchuldigen wollte; mit der größten Verachtung würden ſie einen ſolchen Vorwurf von ſich weiſen und ſagen: graças a deos (Gottlob), wir haben zu leben, wir haben noch Vorrath von Oel und brauchen es nicht in den Lampen zu ſparen, und wenn Sie mein Herr irgend welches bedürfen, ſo ſteht es zu Dienſten. Eine ſolche Antwort würde auch in der bedürftigſten Familie gegeben werden, wenn man ihrer Ehre zu nahe träte und ihr aus Armuth Handlungen des Geizes oder vielmehr der Sparſamkeit ſchuld geben wollte.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſe des Hrn. Boré nach Aſien.

Hr. Boré, Mitglied des Conſeils der aſiatiſchen Geſellſchaft, iſt nach Konſtantinopel abgereist, um von dort aus nach Syrien zu gehen und die Kloſterbibliotheken im Libanon zu unterſuchen. Er will ſich ſodann eine Zeitlang bei den Samaritanern zu Naplus aufhalten, und von da nach Armenien gehen, um Nachforſchungen über die Literatur und Archäologie dieſes Landes anzuſtellen. Die gelehrte Welt kann wichtige Reſultate von dieſer Reiſe eines Mannes erwarten, der alle nöthigen Eigenſchaften beſitzt, um ein eben ſo ſchwieriges als gefährliches Unternehmen zu einem guten Ende zu führen. (Echo du Monde savant.)

Der Schiffbruch des Dampfſchiffes Wilhelm I[a] auf dem Korallenriff Lucipara im indiſchen Archipel im Frühjahre 1833.

(Fortſetzung.)

Seitdem man keine Schildkröten mehr fangen konnte, die unſere beſte Koſt in den erſten Tagen geweſen waren, ward das Volk kleinmüthig. Die ſparſamen und ſo genau zugemeſſenen Austheilungen aus meinem kleinen Magazin ſtillten den Hunger nicht, und jeder dachte alſo darauf, noch andere Nahrung zu ſuchen. Mit der Ebbe ging dann auch Alles, was nur Schuhe oder untergebundene Sohlen an den Füßen hatte, auf Jagd und Fiſcherei nach etwas Eßbarem aus. Da wurde noch Manches herbeigebracht, und mit Seewaſſer und etwas Butter, die ich liefern konnte, zugerichtet. Man fing große See-Auſtern, Krabben, ſchwarzen Tripang und einigemal auch See-Aale, die ihre Schlupfwinkel unter den Felsſtücken hatten. Auſtern wurden am meiſten gefangen, und von den Soldaten gern gegeſſen, ob ſie gleich anfangs Diarrhöen und bei einigen heftige Koliken verurſachten. Viele hatten einen Widerwillen dagegen. Ich gab mir Mühe, Suppe davon kochen zu laſſen, aber der Geruch erregte bei Allen Ekel.

Bei dieſem Suchen nach Nahrungsmitteln bemerkte ich oft, wie gut der Soldat daran war, der eine inländiſche Frau zur Geſellin hatte. Waren ſeine Beine verwundet, oder lag er, von Hitze, Leiden und Hunger ermattet, muthlos auf dem harten Korallenboden, außer Stand, für ſich ſelbſt zu ſorgen, dann ſcheuten die armen Frauen keine Mühe, doch etwas für ihn aufzufinden. Oft waren ſie, lange ehe ein Soldat ſo etwas wagen durfte, bei Mondlicht und vor der Morgendämmerung bis unter die Arme im Waſſer mit langen Stöcken an der Arbeit, kamen dann nie ohne einige Beute zurück und ruhten nicht, gönnten ſich keine Erholung, bis das Herbeigebrachte zubereitet und dem Soldaten aufgetiſcht war, wobei ſie immer nur wenig für ſich ſelbſt behielten. Die angeborne Frugalität des Inländers gibt dieſem überhaupt mehr Muth und Ausdauer in Entbehrung, Kummer und Elend, als der Europäer beſitzt.

Ich hatte beſchloſſen, unſere zweite bei uns zurückgebliebene Schaluppe, weil ſie als Rettungsmittel durchaus keinen Werth für uns hatte, da ſie höchſtens acht Menſchen faſſen konnte, zu einem andern Zwecke zu benutzen. Ich dachte nämlich ſeit einigen Tagen auf die Verfertigung eines platten Fahrzeuges, womit ich mehr als Eine Abſicht verband. Erſtlich wollte ich die Hoffnung auf Rettung bei den Schiffbrüchigen nähren, damit ſie ſich immer unbedingter meinen Befehlen zur Erhaltung der Ordnung unterwerfen möchten, und dann bekam ich

dadurch ein Mittel in die Hand, ſparſam im Austheilen der Lebensmittel bleiben zu können, da man mir wiederholt um reichlichere Austheilungen anſag. Meine Antwort war dann jedesmal, was denn unſer Fahrzeug, wenn es fertig ſey, uns helfen würde, wenn wir keinen Proviant für die Reiſe hätten? Damit ſtellte man ſich dann zufrieden, und mußte es wohl thun.

Nachdem wir bereits viele, wiewohl keine gefährlichen Kranken gehabt hatten, ſtarb am 14 Mai einer der Schiffbrüchigen, ein inländiſcher Matroſe. Er hatte in den erſten Tagen viel vom Durſte gelitten, und ſpäter nicht wieder zu Kräften kommen können. Ich ließ ihn in der Frühe des Morgens auf ein Brett gebunden mit der Füße in See treiben; Erde, ihn zu begraben, war nicht da.

Bis zum 15 Mai hatte ich meine Pferde am Leben erhalten können, ob ſie gleich beinahe kein Futter und nur wenig Regenwaſſer erhielten. Nun wurde ihr Fleiſch, wie mager auch, ſehr ſchmackhaft gefunden. Ein Theil ward eingeſalzen oder zu Dingdan getrocknet.

Nach dem kleinſten Strohhalm greift der Ertrinkende, ſagt man, und überall meint der Schiffbrüchige Rettung und Erlöſung zu entdecken — ſo auch wir auf dem Riff. Einmal an einem ſchönen Nachmittage, wo kein Wölkchen die Luft trübte, meinten einige Matroſen ganz in der Ferne eine Anzahl Piroguen zu ſehen. Die Täuſchung war in der That treffend. Im Weſten unſerer Korallenbank erhoben ſich ſehr ſpitzige hohe Felſenklippen, nur bei ſehr heiterer Luft ſichtbar. Die ſich daran brechenden Wellen ſchienen ſchneeweiſe Segel. Wir alle meinten Piroguen zu ſehen. Endlich ſagte uns die unbewegliche Stätigkeit der gewähnten Fahrzeuge, daß wir getäuſcht waren.

Am Abend vor dieſem Tage hatte eine andere Erſcheinung die Schiffbrüchigen in Bewegung gebracht. Vom Wrack des Dampfſchiffes, worauf einige Matroſen die Wache hielten, erſcholl ein Hurrah. Wir flogen alle auf und aus unſern Hütten, zu wiſſen, was dieß bedeute. Wir ſahen nichts. — Erſt mit dem Morgen konnten wir erfahren, daß man in der Ferne das Licht eines Fahrzeuges geſehen zu haben meinte — wahrſcheinlich nur eine Sternſchnuppe, die etwas länger als gewöhnlich in derſelben Gegend des Horizonts verweilt hatte.

Der Commandant Lamleth beharrte bei ſeiner Meinung, es ſey unmöglich, mit unſerer Schaluppe Amboina, Buru oder Amblaw zu erreichen. Unterdeſſen fragen mich die Soldaten und Seeleute ſo wiederholtemal, ob wir denn nicht die Schaluppe, wenn auch nicht dorthin, doch irgendwohin ausſenden könnten, daß ich mir vornahm, ſie über Baulon nach Bindhain oder Bulocompaq zu ſchicken, um längs dieſem Weg eine Nachricht von uns nach Macaſſar zu bringen — nicht daß ich dieſe Unternehmung für ſo zuverläſſig oder leicht gehalten, oder wirklich gehofft hätte, dadurch bei dem jetzt ſo ungünſtigen Monſſon ſo ſchleunig, als unſer Zuſtand dieß erheiſchte, Hülfe erlangen zu können — ſondern allein, um mich dem Wunſche der großen Menge zu fügen, und unſer Schickſal einmal nach Batavia zu botſchaften. Eine alte Beſchreibung dieſer Meere vom Schout by Nacht Stavorinus hatte mich in den Stand geſetzt, eine vollſtändige Anweiſung niederzuſchreiben, die dem Zuge, wenn man ſich dazu entſchlöſſe, mitgegeben werden ſollte.

Den 18 Mai ging die Fluth mit dem Vollmond und bei heftigem Wind ungewöhnlich hoch. Ich fürchtete eine Ueberſtrömung unſerer Platte, und beobachtete mit Unruhe das Wachſen des Waſſers. Glücklicherweiſe kam es ſo hoch nicht. In der darauffolgenden Nacht ward das Schiff völlig umgedreht und legte ſich auf die Seite. Von dem Augenblick an hatte es von der Brandung viel zu leiden, und wenige Tage darauf brach es mitten durch, wobei der größte Theil meiner und Anderer Güter in den Wellen verſank; doch war es uns geglückt, vorher noch einen großen Theil Tannenbretter ans Land zu ſchaffen, womit wir die Zimmerung unſeres Floßes oder platten Fahrzeuges anfangen konnten.

Am 18 Nachmittags ließ mich der Untermaſchiniſt Moßelman erſuchen, zu ihm zu kommen. Ich hatte ihm früher als einem wohlerzogenen Mann von einnehmendem Betragen Aufmerkſamkeiten erwieſen. Nun lag er ſeit einigen Tagen krank. Er bat mich, einiges Geld, was er bei ſich habe, in Verwahrung zu nehmen und damit nach Gutfinden zu handeln. Auf meine Frage nach ſeinen Angehörigen in den Niederlanden oder auf Java ſagte er mir, daß ſeine Frau in Amſterdam wohne und er ihr ſeinen Nachlaß beſtimme. Mühſam reichte er mir einen Köcher mit Papieren und ein Säckchen mit baarem Gelde. Das letztere mußte ich ihm zurückgeben, da ich nicht wußte, ob es, im Fall wir noch gerettet würden, möglich ſeyn werde, etwas von Schwere mitzunehmen. Für die Verwahrung des Papiergeldes verſprach ich zu ſorgen, ohne jedoch mich für ein Verderben deſſelben durch Seewaſſer verantwortlich zu machen. Der Inhalt des Köchers wurde in Gegenwart des Predigers Beckmans und des Hrn. v. Spreeuwenburg nachgeſehen und gezählt.

Träge und in trüber, wohl kleinmüthiger Stimmung ſchlichen unſere Tage dahin. Daran war auch wenig zu verbeſſern, denn unſer Zuſtand brachte es mit ſich. Meine Frau blieb ziemlich geſund, ob ſie gleich abgefallen und ermüdet ausſah. Sie war ſehr von der Sonne verbrannt und litt viel. Bei dem allem bewunderte ich ihre Gelaſſenheit. Sie war mit Allem zufrieden. Oft ermunterte ſie Andere, und hatte den Muth, hie und da zu ſchreiben und Anzeichnungen für ihren verehrten Vater aufzuſetzen, deſſen Geburtstag bald war. Auch unſere Kinder blieben über alle Erwartung geſund. Sie hatten keine Schuhe mehr an den Füßen, entfernten ſich aber doch manchmal zu drei bei niedrigem Waſſer ziemlich weit von uns und ſuchten Muſcheln auf. Dann ließen ſie auf Stückchen Holz von der Form ihrer Füße, die ihnen einer der Matroſen für eine Cigarre oder für einen Schluck Waſſer oder Wein ſchnitzte. Unſere Lebensweiſe hatte, eben ſo wie die der Soldaten und Matroſen, einen regelmäßigen, aber betrübt eintönigen Gang.

(Fortſetzung folgt.)

Dr. Syrey hat der aſiatiſchen Geſellſchaft in England durch den Profeſſor Royle mehrere naturhiſtoriſche Mittheilungen gemacht. Er bemerkt darin unter Anderem, daß der Kautſchuk, obwohl India Rubber genannt, doch bis jetzt nur aus Südamerika nach England gekommen, und bis zum Jahre 1828 als indiſches Product auf den indiſchen Märkten gänzlich unbekannt geweſen ſey, die Cultur deſſelben habe indeß mannichfaltige Aufmerkſamkeit erregt, und in Calcutta ſey eine Kautſchuk-Compagnie zuſammengetreten. Dr. Wallich habe bereits einen Centner dieſer Waare nach England geſchickt, und ohne Zweifel könne man bald ſo viel bekommen, als England nur immer bedürfe. — Auch wurde bereits eine gewiſſe Maſſe Thee aus Aſſam nach England abgefertigt, wovon das Pfund nur zwei Anas oder vier Pence koſtet. Bis jetzt wurde nur ſchwarzer Thee gewonnen, doch erwartet man in Aſſam einige Chineſen, die ſich auf den Bau des grünen Thees verſtehen.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 125.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Mai 1838.

Gemälde von Siebenbürgen.

(Von J. G. Eisner.)

1. Physiognomie des Landes.

Gleich der vom Sturm aufgewühlten See, wo Woge an Woge sich drängt, und diese bald höher, bald tiefer gehen, und wo zwischen denselben gleichsam Furchen und Risse durch das aufgeregte Element ziehen, so ist die Oberfläche von Siebenbürgen, von seinen Berggipfeln herab, anzuschauen. Das ganze Land enthält nur einige kleine Ebenen, von denen wenige über zehn Quadratmeilen betragen. Die beträchtlichsten ziehen sich an der Marasch von Eunyed bis nach Karlsburg, an der Szamasch, von Szamasch-Ujwar gegen Bistritz, und an der Alth (Alutha) zwischen Hermannstadt und Kronstadt hin. Von den Gebirgen des Landes steigen mehrere mit ihren Gipfeln mehr denn 8000′ über das schwarze Meer empor. Ringsum, mit wenigen und geringen Unterbrechungen, ist das Land von demselben wie mit einer Mauer umgeben, und man findet auf ihnen, trotz ihrer südlichen Lage, die mit der von der Schweiz gleich ist, selbst auf 5 bis 6000′ noch mitten im Sommer Schnee. Charakteristisch sind an ihnen die ungeheuren Spalten, welche die Berge mitunter senkrecht theilen, und mehrere tausend Fuß Höhe betragen. Häufig bilden diese Spalten das Bett von Flüssen, von denen sie ohne Zweifel auch gebildet worden. Formen und Züge der Gebirge haben viel Aehnlichkeit mit denen von Tyrol. Aber eigenthümlich und höchst merkwürdig sind die aus reinem Steinsalz bestehenden, sich mitunter gleich Basaltkegeln emporrichtenden Berge, deren man in der Gegend von Marsch-Wasarhely mehrere trifft. Da der größte Theil der Gebirgszüge bewaldet ist, so fehlt es im Allgemeinen an Holz nicht, obgleich man in der Mitte des Landes in mehreren Districten Mangel daran leidet, weil es hier an Waldungen fehlt, und der Transport von den Gebirgen her weit und schwierig ist. Hier bedient man sich häufig des Maisstrohes zur Feuerung, denn es wird diese Frucht in den milden, von den Gebirgen geschützten und mit fruchtbarem Boden versehenen Ebenen und Thälern in Menge gebaut, und sie bildet die Hauptgattung aller Nahrungsmittel. Fast völlig in der Mitte des Landes liegt die Mezöscheeg, ein überaus fruchtbarer, aus einem fortgehenden Hügelschlage bestehender Landstrich, welcher sich in einer Ausdehnung von etwa zwölf Meilen Länge und zehn Meilen Breite erstreckt, und die Kornkammer von Siebenbürgen genannt wird. Von der Geilheit und Fruchtbarkeit des Bodens auf derselben macht man sich kaum einen Begriff, wenn man sich nicht durch den Augenschein davon überzeugt hat. Und als hätte die Natur ihn in einer ihrer günstigsten Launen hieher versetzt, so hat sie ihm auch noch einen reichen Zusatz von Kalk gegeben, welcher seine Fruchtbarkeit, bei seinem natürlichen überschwenglichen Reichthum an Humus, noch vermehrt. Der Mais erreicht hier, wo er nur vor rauhen Winden geschützt ist und mit einiger Sorgfalt gepflegt wird, Mannshöhe, und trägt seine Frucht so reichlich, wie auf den Ebenen der Lombardei. Nur ist man freilich in seinem Anbau bei weitem sorgloser, wie dort, weil man um seine Subsistenz weniger besorgt zu seyn braucht, indem das Land, bei fleißigem Anbau ohne Schwierigkeit eine doppelt so starke Bevölkerung, wie die gegenwärtige, ernähren könnte.

Auf den Gebirgen Transylvaniens entspringt eine Menge von Bächen und Flüssen, welche sich fast alle in den drei Hauptströmen, Marosch, Samosch und Alth, sammeln, die sämmtlich ihren Weg aus dem Lande, und zwar jeder in einer andern Richtung nehmen: denn es geht die Marosch nach Westen, die Samosch nach Norden und die Alth nach Süden. Würde es nun auch nicht schon der Augenschein lehren, daß Siebenbürgen rings um das höchst gelegene Land ist, so spräche dieser Umstand dafür. Wie reich an edlen Metallen das Land sey, das ist bekannt, und es liefert unter andern auch den Goldsand, welchen die genannten Ströme mit sich führen, und welcher beim Auswaschen eine sehr lohnende Ausbeute gewährt, dafür den Beweis. So weit geht dieß, daß an einigen Orten in den Bergschluchten, welche diese Ströme durchrauschen, nicht unbedeutende Adern von Gold und Kupfer zu Tage streichen. In der romantisch wilden Gebirgsgruppe um Zolathna hat Plutus seine Schätze besonders aufgehäuft.

Zu den Reichthümern des Landes gehört auch das viele Salz, welches Siebenbürgen in seinem Schooße birgt. Seine Steinsalzmassen sind unerschöpflich und könnten die Bevölkerung

von ganz Europa auf Jahrhunderte versorgen. Eine Frucht derselben sind die an so vielen Orten hervorsprudelnden Salzquellen, welche, wären sie nicht ein Regal des Staatsärars, den Einwohnern dieß nothwendige Lebensbedürfniß unentgeltlich liefern würden. So viel jedoch der Bedarf der Umgegend von dergleichen Quellen erfordert, das wird den Einwohnern zu entnehmen gestattet. Nächst den Salzquellen ist das Land mit einer Menge der kräftigsten Gesundbrunnen gesegnet, die vorzugsweise im Lande der Szekler fließen, und von denen nicht allein ganz Siebenbürgen, sondern auch die Nachbarschaft versorgt wird. Stellt man dieß Alles zusammen, so kann man sich des Gedankens nicht enthalten: was wohl dieses Land seyn müßte, wenn es auf einem Grade der Cultur und der Bevölkerung wie Deutschland stünde.

Lebensbilder aus Portugal.

Erster Ausflug nach Setubal.

(Fortsetzung.)

In dieser von aller Bequemlichkeit entblößten Kammer; in welcher durch den an mehrern Stellen verfaulten und durchlöcherten Fußboden der unausstehlichste Geruch aus dem darunter gelegenen Pferdestall in die Höhe drang, und wo der vierte nur auf einer steinernen Fensterbank seinen Sitz fand, mußten wir nun Stunden lang harren, bevor das versprochene gebratene Schweinefleisch und der grüne saftige Kohl für uns zum Abendessen aufgetischt wurde. In einer andern, etwas größern Kammer, worin ein unsauberes Bett stand, hatte man zwar die Tafel mit einem schneeweißen Tuche bedeckt; das Schweinefleisch sah höchst appetitlich aus, auch die zinnernen Teller und die eisernen Gabeln, welche dabei lagen, waren ziemlich rein gescheuert und glänzend, allein die dumpfe Atmosphäre und der Modergeruch des faulen Strohs im Bette verleideten beinahe alle Eßlust. Thüren und Fenster mußte man aufsperren, um mit einer feuchten Nachtluft wenigstens mehr Sauerstoff einzuathmen, was aber ein ächter, in seinen dicken Mantel gehüllter Portugiese uns Fremdlingen sehr verdachte, und meinte, daß diese Nachtlüfte weit schädlicher als alle Stubendünste, auch die verpesteten, auf die Gesundheit wirkten, und besonders hier in den sumpfigen Gegenden leicht kalte oder andere bösartige Fieber erzeugten. Daß der Mann nicht ganz Unrecht habe, und daß ein Reisender in fremden Klimaten solche Volksmeinungen, die sich forterben und auf stete Erfahrungen gegründet sind, nicht außer Acht lassen muß, habe ich auf meinen weiten Reisen, besonders in den tropischen Gegenden, so wie auch hier und in Spanien, vielfältig erprobt; auch zeigt das elende und erdfahle Aussehen der Menschen in diesen Gegenden, daß sie nicht die gesundeste Luft einathmen: die aufsteigenden Miasmen aus den vielen Sümpfen und stehenden Gewässern bleichen die Gesichter, und allerhand Fieber ertheilen den Bewohnern einen siechen Körper. Nachdem also das Zimmer etwas gelüftet, verschloß ich das Fenster wieder; die Gegenwart war wenigstens erträglicher geworden, und für die Zukunft schöpften wir gute Hoffnung. An eine gute Unterhaltung, da wir uns schon ausgesprochen hatten, war nun nicht weiter zu denken; auch war es schon spät, und sobald wir unser Lebensbedürfniß befriedigt hatten, hieß es, daß die übrigen Betten nun auch bereit wären. Ungeachtet meine Reisegefährten mir dieses Zimmer als das beste überlassen wollten, so zog ich doch vor, mich nach einem andern zu verfügen, wo ich wenigstens eine bessere Atmosphäre anzutreffen hoffte. Es wurde mir auch wirklich eine Kammer zu Theil, worin eine reinere Luft war. Nach genauerer Untersuchung fand ich, daß ich in eine ehemalige Küche logirt war, worin noch ein unbrauchbarer Herd existirte und der zum Dache hinausführende Schornstein, welcher wegen Ventilation mir jetzt die vortrefflichsten Dienste leistete. Mit dem Local konnte ich also zufrieden seyn, nicht so aber mit der Lagerstätte, welche aus einigen auf Böcken liegenden Brettern, auf denen ein mit Tüchern überdeckter Strohsack lag, so wie aus einem besudelten Kopfkissen, welche wohl seit vier Wochen allen hier durchziehenden Esels- und Schweinetreibern zum Lager gedient haben mochten, bedeckt mit einer alten wollenen Decke und einem Ueberwurf von dunklem buntem Kattun, dessen Farbe das Alter und den Schmutz verbarg. Sich auszukleiden, unter eine solche Decke zu strecken, war unter diesen Verhältnissen nicht rathsam; ich entledigte mich also nur der unbequemen Stiefel und legte mich, ganz in meinen Mantel vom Kopf bis zu den Füßen eingewickelt, oben aufs Lager, wohlweislich das Licht brennen lassend, und hoffte, von der Seeluft ermüdet, bald einschlafen zu können. Allein auch hier hielten mich der Modergeruch des Strohsacks und noch anderer Gerüche lange Zeit wach; es war mir, als wenn ein Aas, vielleicht gar ein todter Mensch unter dem Bette läge, und als mir diese Idee vor die Seele trat, sprang ich auch gleich mit Einem Satze auf die Beine, um unter das Bett zu leuchten; da fand ich nun zwar nicht, was ich zu finden befürchtete, allein in seinen Wirkungen etwas eben so furchtbares — zwei volle Nachtgeschirre verschiedenen, verpestenden Inhalts. Mit abgewandtem Gesichte und angehaltenen Athem griff ich zu und versetzte dieselben unter den Schornstein, wo der darin sich erzeugende Gährungsproceß und die Luftentwicklungen mich nicht weiter incommodiren konnten. Es war mir eine solche Schweinerei nichts Neues, denn in den meisten portugiesischen Straßenwirthshäusern findet man dergleichen Hinterlassenschaften früher dagewesener Reisenden, die man nicht eher bei Seite zu schaffen pflegt, als bis zur Ankunft eines neuen Gastes, und dann wird es in Eile oft vergessen, daß man noch ein altes Restchen auszuleeren hat. Nachdem dieser Uebelstand beseitigt war, fand ich nun auch Ruhe und Schlaf; das bunt gestipperte Hemd und die vielen Millionen rother Pünktchen, die ich am folgenden Tage an meinem Körper trug, waren aber das untrüglichste Zeichen, daß ich zahlreiche Gesellschaft gehabt, Besuch von Tausenden homöopathischer Vampyren, die mir das Blut ausgesaugt; und doch waren wir jetzt in der Station der kältern Jahreszeit, wo dieser Plagegeister weit weniger sind, und wo das ganze Geschlecht der Wanzen, was in solchen Häusern millionenweise vorhanden ist, den Winterschlaf hält und also nicht zum Vorschein kommt. Welcher Gräuel,

welche Hölle muß es ſeyn, in dem Hotel von Monta eine warme Sommernacht zuzubringen. Mit Tagesanbruch waren wir auf den Beinen; an ein Frühſtück von Kaffee oder Thee in dem Wirthshauſe war gar nicht zu denken, und überhaupt liebt der Portugieſe auch nicht, am ſo frühen Morgen etwas zu genießen; nüchtern begibt ſich der Reiſende auf den Weitermarſch, oder wenn es hoch kommt, ſo nimmt er einen kleinen Schluck Branntwein zu ſich. Selbſt in dem dem Wirthshauſe gegenüberliegenden kleinen Kaffeehauſe war zu ſo früher Stunde nichts zu haben; wir hatten uns aber vorgeſehen, führten ſelbſt Thee bei uns, und der fünfte Reiſegefährte, der ſich von uns abgeſondert und in einem Privathauſe bei Bekannten ein reinlicheres Nachtquartier gefunden, wußte es ſo einzurichten, daß in dieſem Hauſe für uns Alle der Thee bereitet wurde. Während der Zubereitungen desſelben machte ich einen Spaziergang durch die Straßen dieſer Villa, die über 1200 Einwohner hat, größtentheils Leute, die auf dem Waſſer ihr Brod verdienen, Barkenführer und Fiſcher, welches die rüdeſte Claſſe von Menſchen iſt. Viele ſind auch Maulthiertreiber, da der Verkehr zwiſchen Liſſabon und Setubal nicht unbeträchtlich und fortwährend Frachten hin und hergeführt werden, oder Reiſende dieſen Weg zurücklegen. Um ſo mehr iſt es dann zu verwundern, daß an einem ſo frequentirten Orte keine größern Bequemlichkeiten für Reiſende zu finden ſind; in jedem andern Lande würden an einem ſolchen ſelbſt elegante Wirthshäuſer anzutreffen ſeyn, allein ähnliche Verſuche, die auch ſchon hier gemacht worden ſind, würden hier zu Lande fehlſchlagen, wenigſtens in den erſten Jahren; denn wenige Leute gibt's, die dazu aufgelegt ſind, ſo lange Opfer zu bringen, bis endlich ſich die ländlichen Gewohnheiten und Sitten ändern. Das anſtändigſte und bequemſte Wirthshaus in Monta würde ſelten einen Verdienſt haben, denn der Portugieſe, der von Liſſabon nach Setubal reist oder umgekehrt, iſt im Stande die ganze Tour nüchternen Leibes zurückzulegen, um nur unterwegs kein Geld auszugeben. Nur die größte Noth kann ihn zwingen in Monta zu bleiben, und dann führt er von Haus aus gewöhnlich einige Proviſion bei ſich, um in dem Wirthshauſe nichts zu verzehren.

Nur mit dem größten Widerwillen entſchließt ſich der Portugieſe dazu, ſein Geld in einem Wirthshauſe auf Reiſen auszugeben, wo möglich ſucht er immer die Gaſtfreundſchaft von Privatperſonen in Anſpruch zu nehmen, die ſelten auch verweigert wird. Ein anſtändiges Wirthshaus würde alſo aus dieſem Betrachte ſchon nicht aufkommen; ſollte es nun aber zugleich eine Herberge für die Maulthiertreiber und das gemeine Volk ſeyn, die den Eſtallagem den meiſten Verdienſt geben, ſo würde das eleganteſte Haus auch bald wieder zu einer erbärmlichen Kneipe herabgewürdigt ſeyn, denn der gemeinſte Kerl hält ſich auch für gut genug, ſich in das beſte Gaſtzimmer einzulogiren, und dann hat auch der Portugieſe zu wenig Sinn für eine gewiſſe Ordnungsliebe, die in einem ſolchen Hauſe herrſchen muß, wenn es anſtändig ſeyn und bleiben ſoll; ſind ja ſelbſt die meiſten Gaſthäuſer in Liſſabon, die von Portugieſen gehalten werden, noch wahre Schweinſtälle. Der größte Theil der Häuſer in Monta beſteht nur aus Erdgeſchoſſen, alle ſind aber von Stein und nur wenige haben eine aufgeſetzte Etage mit offenen Fenſterlöchern ohne Glasſcheiben. Der ſandige unfruchtbare Boden der Umgegend, welcher über den Sümpfen erhaben liegt, iſt hier beinahe keiner andern Cultur als der des Weinſtocks fähig, zwiſchen welchem dann zur gehörigen Jahrszeit einiger kümmerliche Mais gezogen wird, ſo daß alſo auch von dieſer Seite die Bewohner wenig Verdienſt haben; denn daß man die unfruchtbaren ſandigen Niederungen, oder auch die ſo häufigen Steppenplänen durch den gehörigen Dünger und durch Vermengung mit andern Erdarten verbeſſern könnte, daran denkt Niemand, das iſt ihnen viel zu mühſam.

(Fortſetzung folgt.)

Der Schiffbruch des Dampfſchiffes Wilhelm I auf dem Korallenriff Lucipara im indiſchen Archipel im Frühjahre 1837.

(Fortſetzung.)

Bei allen Austheilungen war ich zugegen, mochten ſie nun für uns oder für die übrigen Schiffbrüchigen geſchehen. Kein Tropfen Waſſer durfte ohne meine Zuſtimmung gegeben werden. Alle Mittage koſtete ich die Suppe der Menage, die zuweilen ziemlich eßbar war, oft aber widerte ſie mich an, wovon ich natürlich nichts merken ließ. Den Soldaten und Matroſen ſchmeckte ſie gut. Die Hütte, unſer Aufenthalt, war ſehr eng, nicht hoch und bei Tage glühend warm. Die Länge war vier, die Breite dritthalb niederländiſche Ellen, und doch mußten wir zu dreizehn darin ſchlafen. Bei Tage vereinigten wir die übrigen Paſſagiere, ſo viel thunlich, in und um unſere Hütte. Bei dem allem herrſchte Reinlichkeit und Ordnung. Die junge Gattin des Hrn. v. Spreeuwenburg war uns ſehr nützlich. In Batavia geboren, wußte ſie ſich vollkommen in Alles zu fügen, und war mit Allem zufrieden. Auch ſie begriff unſern Zuſtand. Sie ſcheute ſich nicht, ſtundenlang bei einem offenen Feuer unter der ſengenden Sonne zu ſitzen, wenn Kaffee oder Thee für uns bereitet wurde, da das Waſſer an ſich ſchon abſcheulich genug von Farbe und Geruch war, um es durch Unachtſamkeit noch mehr verderben zu laſſen, und weil man wohl ſorgen mußte, daß die uns ſo ſparſam zugemeſſenen Antheile Kaffee oder Thee nicht noch durch dieſen oder jenen der inländiſchen Mannſchaft weggenommen würden, denn dieſe würden ſich kein Gewiſſen daraus gemacht haben, ſtatt des ſogenannten ſüßen Waſſers Seewaſſer hinzu zu thun.

Wie ekelhaft unſere Nahrung auch zuweilen war, ſo aßen zu meiner Verwunderung meine Frau und Kinder doch davon, und manche Dinge ſelbſt mit Appetit. Auch gegen dieſe theuern Meinigen, wie gegen die Paſſagiere, mußte ich eben ſo ſtreng, als dieß vom Anfang an gegen die Soldaten und Seeleute geſchehen war, und äußerſt karg mit den Austheilungen ſeyn. — Wie ſchmerzlich es mir auch fiel, mußte ich doch nur zu oft den Kindern ein Stückchen harten ſchwarzen Schiffszwieback oder ſonſt etwas verweigern, wonach ſie hungerten — aber wie glücklich waren ſie auch, wenn ſie es erhielten, froh und zufrieden liefen ſie dann von mir weg. Oft habe ich ſowohl vor ihnen als vor den Soldaten alles Erbarmen in meiner Bruſt verſchließen müſſen, denn ich hatte mir eine völlig gleiche Behandlung Aller zum unverbrüchlichen Geſetze gemacht.

Wenn ich dann zuweilen auf einem etwas abgelegenen Felsstücke saß, ringsum von der See umgeben, und dann, durch das betäubende Brausen der Brandung zur Wehmuth gestimmt, nach meinen Kindern hinsah, wie sie kummertos und froh nach Muscheln suchten, oder nach meiner Gattin, wenn diese in Stille ihre frommen Blicke zum Himmel wendete, wenn ich es dann wagte, an das zu denken, was kommen konnte, o! dann schien mir auch die geringste Hoffnung auf Rettung eitel, und o! welches Loos stand uns bevor? Was mußte aus meiner Frau in ihrem Zustand auf diesem unglücklichen dürren Felsen werden? ohne Arzneien, ohne einen geschickten Arzt, ihr alsdann beizustehen? selbst ohne eine Spanne Erde, im traurigsten Fall ihre Gebeine zu bedecken? Bei ihr, die so völlig gelassen war, und die nie mit der geringsten Klage, mit dem kleinsten Zeichen eines Unzufriedenseyns meinen peinlichen Zustand vermehrte, bei ihr fand ich Trost und Aufrichtung, mir so unentbehrlich, weil jeder auf mich sah und sein Vertrauen und seine Hoffnung auf mich gebaut hatte. Auf mir ruhte Alles, und dieses ehrende Vertrauen war es, was mich zu jeder Anstrengung fähig erhielt. Jeder theilte mir seine Gedanken mit, und wie wunderlich diese oft auch waren, so hörte ich sie doch mit Geduld an. Auch unternahm ich nichts zu unserer Rettung, außer es fand allgemeinen Beifall.

So wurde denn auch am 22 Mai die seit einigen Tagen besprochene Entdeckungsreise nach den fünf östlich von uns gelegenen kleinen Inseln unternommen, wozu der Hr. v. Spreeuwenburg und der Conducteur Derks sich freiwillig angeboten hatten.

Ich stellte ihnen das Gefährliche einer Unternehmung vor, wobei sie mit einem schwachen Boote zweimal die Brandung durchfahren mußten, ohne noch zu wissen, ob sie nicht auf feindlich gesinnte Bewohner der Inseln treffen würden — aber nichts konnte die muthigen Männer zurückhalten. Steuermann Kasch steuerte das Boot. Nach 26 Stunden kehrten die Reisenden zu unserer größten Freude zurück, denn wir waren bereits ihretwegen in Unruhe gewesen, weil wir sie früher zurückerwartet hatten. — Meine Frau war entzückt beim Anblick einiger Kokosnüsse, grüner Blätter und wilder Blumen, die sie mitbrachten. Ihre Augen hatten von den Sonnenstrahlen, die vom harten Korallenboden blendend zurückprallten, gelitten. Bei dem Betasten von etwas Grünem, bei dem Bestreichen damit fühlte sie sich nun recht glücklich. Ich machte alle Schiffbrüchigen mit dem Erfolge der Unternehmung bekannt. Da sich unglücklicherweise in demselben Zeitpunkte Zwistigkeiten zwischen den Soldaten und Seeleuten entsponnen hatten, denen ich meinte schleunig ein Ende machen zu müssen, so bot mir die Rückkehr der Schaluppe eine schickliche Gelegenheit dar, dieß durch Lob, durch Belohnungen und durch eine gemeinsame vertrauliche Mittheilung zu bewirken, und wir hatten das Glück, seitdem die Einigkeit keinen Augenblick mehr gestört zu sehen. — Ich habe die Ehre, Euer Excellenz eine Abschrift meiner Bekanntmachung an die Schiffbrüchigen hier beizulegen.

Da man nun einmal die kleine Schaluppe als einen guten Segler kennen gelernt hatte, so meinte der muthige Steuermann Kasch, damit alle und jede Reise unternehmen zu können. Dieß ward bald unter den Soldaten und Seeleuten ruchbar, und es war ja auch das Einzige, wovon man sich noch einen Ausweg versprechen konnte. Abends 10 Uhr, als ich meine Runde that, fand ich einige Unterofficiere mit dem Steuermann Kasch, dem Bootsmann und dem Maschinisten im Gespräche zusammensitzen. Sie sagten mir, daß sie mich zu sprechen wünschten, und frugen, was ich zu dem Anerbieten einiger muthigen Männer wohl dächte, mit dieser Schaluppe nach Amboina zu segeln. Ich antwortete, daß ich einen solchen Vorschlag ehrenvoll und aller Ehren werth fände; ich müsse ihnen aber sagen, Capitän Lamieth habe zu wiederholtenmalen zu erkennen gegeben, eine solche Unternehmung lasse nur sehr wenig Hoffnung zu einem glücklichen Erfolge — deßwegen könne ich also die Verantwortlichkeit eines solchen Wagestücks unmöglich auf mich allein nehmen. Am andern Tage ward dasselbe Anliegen allgemein bei mir wiederholt, und darauf beschloß ich sogleich, alles deßwegen Verhandelte und Vorgefallene schriftlich aufzuzeichnen, ließ dann den Commandanten Lamieth, den Steuermann Kasch und den Bootsmann zu mir kommen, und rief auch alle Passagiere herbei.

Wir hatten zwei Seekarten. Die Länge und Breite des Punktes, worauf wir uns vermuthlich befanden, ward auf beiden verglichen und nur wenige Minuten Unterschied befunden. Darauf gründete ich meine fernere Berechnung, die mich zu dem Resultate führte, daß wahrscheinlich die Schaluppe noch weiter durch die Strömungen abgetrieben werden würde, als die Entfernung der Luciparas von Amboina selbst beträgt, und dann noch Mühe haben werde, Buru nicht vorbei zu fahren, daß man aber, könnte man Buru erreichen, wahrscheinlich dort eine Gelegenheit nach Amboina finden werde. Nachdem noch einige mehr oder weniger einsichtsvolle Anmerkungen angehört worden waren, wurde beschlossen, das Unternehmen zu wagen. Ich würde unrecht gehandelt haben, nun nicht zuzugeben oder ferner noch auf einige zaghafte Einwendungen zu hören, da ich es ja nicht war, der Andere zu einer gefährlichen Unternehmung antrieb, sondern die Ausführung mir ganz freiwillig angetragen wurde. Ueberdieß würde es einen ungünstigen Eindruck auf Soldaten und Seeleute gemacht haben, jetzt noch nicht zu thun, was Alle wünschten, um so mehr, da es doch nicht eine durchaus unausführbare Sache war, und ich mich wohl erinnerte, von jenem Engländer gehört zu haben, der, mit einer Schaluppe von Amboina nach Surabaya segelnd und rudernd, wohlbehalten daselbst angekommen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Herr Morren hat an die französische Akademie der Wissenschaften Proben von Vanille eingesendet, die er in dem botanischen Garten zu Lüttich gezogen hat.

Zu Rumaulcourt, im Departement Pas de Calais, fanden einige Arbeiter kürzlich 25 Fuß unter dem Boden einen ungeheuren Zahn, der 10 Pfund wiegen soll; man weiß noch nicht, welcher Thierart er angehörte.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 39** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Spanien unter Ferdinand VII.** Von dem Marquis de Custine. — **Frankenstein, oder der moderne Prometheus.** (Fortsetzung.)

Der Pränumerationspreis dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und portofreiährlich 16 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 126.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

6 Mai 1838.

Ueber die Ufer des weißen Meeres.

(Aus des Akademikers Baer Mittheilungen an die kaiſerlich ruſſiſche Akademie im Bulletin scientifique de l'Académie de St. Pétersbourg Tom III. Nr. 9.)

Merkwürdig iſt die Vegetation auf den hohen Ufern des feſten Landes nach Oſten, wo wir auf den gegen Norden geſchützten und nach Südweſten gerichteten meshgory'ſchen Abhängen einen für ſo hohe Breiten außerordentlich üppigen Pflanzenwuchs fanden. Aehnlich fanden wir die Vegetation auch noch an den Winterbergen, an der Oſtküſte des weißen Meeres unter 65° 20′ n. Br., an denen wir über eine Woche verweilen mußten, lange genug, um uns das Bild dieſer Gegend recht lebendig einzuprägen.

Um ſo tiefern Eindruck machte es auf uns, als wir endlich nach kurzer Ueberfahrt, an der Südküſte von Lappland bei Pjalitſa (66° 10′ Breite) landeten, und wie durch Zauber in eine andere Welt uns verſetzt ſahen. Ausgeworfene Maſſen von Tangen, unter denen die Schalen im Norden weit verbreiteter Formen von Buccinum, Murex, Cyprina, Cyclas nebſt den Schalen eines großen Seekrebſes ſich häufig fanden, empfingen uns gleich beim Landen, erwieſen ſich aber als Spenden einer entfernten Gegend, denn außer einem Seeſterne, haben wir wenig Intereſſantes lebendig gefunden. Vom Strande erhob ſich auf 80 bis 120 Fuß ein grüner, nach Süden gerichteter Abhang, der in der geringſten Einbucht noch kleine Schneemaſſen in den erſten Tagen des Julius zeigte, ſtatt des Waldes nur Weidenbüſche trug, und durch viele neue Pflanzen von den bisher beſuchten Küſten des weißen Meeres ſich auszeichnete. Was ſich von früheren Pflanzen hier wieder vorfand, hatte ſich auffallend verkürzt. Aber erſt als wir den Abhang vollſtändig erſtiegen hatten, ſchloß ſich die Welt unſern Blicken vollſtändig auf. Ein Meer von Flechten, nicht zahlreich an Arten, doch unzählbar an Individuen, dehnte ſich vor uns aus, ſo weit das Auge reichte, und ſchien die eingeſchloſſenen Pflanzen höherer Bildung auch nächſtens verdrängen zu wollen. Selbſt der Wachholder, deſſen Gedeihen bei uns als Zeichen eines dürren Bodens gilt, hatte hier ein krankes, gelbgrünes Anſehen. Einzelne zerſtreute grüne Büſche von kreisförmigem Umfange erwieſen ſich bei näherer Betrachtung als krummholzförmige Birken, deren Breite zuweilen das Dreifache ihrer Höhe betrug.

Für dieſe Flechtenwüſten haben die Sprachen ſüdlicher Völker keinen Namen. Die Finniſchen bezeichnen ſie mit dem Worte „Tuntur" oder Tundra. Tundern heißen aber bekanntlich nicht bloß die Flechtenplätze, ſondern überhaupt baumloſe Flächen, die in hieſiger Gegend nicht mit Gras, ſondern mit Kryptogamen bewachſen ſind, entweder mit Flechten oder mit Mooſen, und dann vorzüglich mit Sphagnum und Polytrichum. So kann man trockne und naſſe Tundern unterſcheiden. Die trockne Tundra wird aber von Zeit zu Zeit von Streifen der naſſen Tundra, wie von Adern, durchzogen, denn überall, wo das Schneewaſſer abfließt und den Boden einreißt und durchweicht, wechſelt ſchwappendes Mooslager, in welches man oft bis ans Knie einſinkt, und wo man außer einigen Seggen und Rubus Chamämorus wenig andere Pflanzen findet, mit dem dürren Boden der Lichenen. So kann man Lappland mit Recht das Land der Flechten und Mooſe nennen. Wo der Boden während des Sommers austrocknet, erzeugen ſich Flechten, wo er feucht bleibt, Mooſe, und umgekehrt ſcheint der Ueberzug von Flechten den Boden noch mehr auszutrocknen — denn er bildet eine Art von trocknem Torf, — und der Ueberzug von Mooſen ihm die Feuchtigkeit länger zu bewahren. Der Flechtenboden erhitzt ſich, wie Wahlenberg ſagt, im Sommer ſo ſehr, daß er faſt die Füße der Wanderer verbrennt. Offenbar ſchien es mir, daß Flechten und Mooſe mit der übrigen Vegetation in fortgehendem und immer ſiegreichem Kampfe begriffen ſind, wie wenn zwei Völker in demſelben Lande anſäſſig ſind, von denen aber das eine mehr Hülfsmittel zur Exiſtenz hat, das andere dann allmählich verkümmert und ausſtirbt. Dieſe Ueberzeugung drängte ſich mir beſonders entgegen, als ich einen Wald, der das Geſichtsfeld zu begränzen ſchien, näher unterſuchen wollte. Nicht nur löſte er ſich bei größerer Nähe in einzelne, von einander entfernte Bäume auf, die auf einem ausgetrockneten Boden ſtanden, auf dem die Flechten ſchon zu wuchern anfingen, ſondern die vorderſten Reihen waren ſchon längſt abgeſtorben und ihre weißen, abenteuerlich verdrehten und knorrigen Stämme erſchienen wie Mumien der Vergangenheit. Dann folgten Bäume

die etwas mehr gerade gerichtet, noch an einigen Aesten grünten, bis allmählich der Baum seine gerade Richtung annahm und auf dem Boden ein dünner Graswuchs, von Ranunkeln und Trollius etwas verziert, sich zeigte. Nach Durchwanderung dieses trauernden Gehölzes erhob sich der Boden terrassenförmig, aber diese Terrasse war von einer dicken Lage schwappender Moose bedeckt, weil von noch höhern Gegenden das Schneewasser fast durch die ganze Breite der Terrasse abfloß, die nur seitlich mehr erhöht war, und dort gesundere Baumgruppen, als die bisher gesehenen, trug. So folgten noch mehrere Terrassen auf einander. Immer glaubte ich einen trockenen Wiesenboden zu finden, wenn ich den nächsten Abhang hinauf gestiegen seyn würde, und immer fand ich nur neue Moosflächen von Rubus Chamämorus und Vaccinium uliginosum durchwachsen; die etwas über die übrigen Flächen erhobenen Punkte trugen Waldpartien, in denen der Baumwuchs allmählich an Kräftigkeit zunahm.

Fügt man noch hinzu, daß in der Nähe der kleinen Flüsse oder an andern, wasserreich sich erhaltenden Stellen niedriges, aber oft undurchdringlich dichtes Weidengestrüpp sich bildet, so hat man ein allgemeines Bild der gesammten Küstengegend des russischen Lapplands, die wir theils besucht, theils vom Schiffe aus immer im Auge behalten haben. Allerdings waren die Gegenden nicht ganz gleich unter sich, und die Tundra bei Tri Ostrowa (an der Ostküste unter 67° Breite), in die wir zwei Meilen weit bis zum Dorfe Ponoi vordrangen, ist etwas verschieden von der bei Pjalitsa und Sosnowets gesehenen, da sie, besonders an der Küste, weniger entschieden in Moos- und Flechten-Tundra sich theilte, aber dafür reicher an den rasenförmig sich ausdehnenden Wucherungen von Diapensia lapponica, Arbutus alpina, Azalea procumbens, Empetrum nigrum und Heidekraut ist. Der Fels war hier weniger bedeckt von Erde und organischen Resten und trat häufig aus dieser Decke hervor. Ich halte diese Tundra, in der es an Bäumen ganz fehlte, und wo auch das Weidengesträuch weniger dicht und kräftig war, für weniger vorgeschritten in der Bildung, als die weiter nach Süden und Westen gelegenen Gegenden.

Lebensbilder aus Portugal.

Erster Ausflug nach Setubal.

(Fortsetzung.)

Unser Frühstück war endlich genossen, und Maulthiere standen auch schon bereit, um uns auf ihren Rücken zu nehmen. Der gewöhnliche Preis der Miethe derselben beträgt 600 Reis (1 Thaler), der Untugenden und Gebrechlichkeiten, die man bei ihnen gewöhnlich findet, sind aber gar mancherlei; bei vielen müssen erst allerlei Kunststücke angewendet werden, bevor sie den Reiter aufsitzen lassen, sie schlagen hinten aus, beißen und quicksen vor Kitzel der wunden Rücken; sitzt man endlich auf ihnen, so geht's zwar vorwärts, denn sie wissen den Weg auswendig, der Cavalleiro braucht sie nicht zu führen, allein dann fällt es manchem plötzlich ein, besonders wenn man ganz allein ist, nicht von der Stelle gehen zu wollen, und es fängt an am Wege zu grasen, bis es ihm gefällig ist, weiter zu marschiren; da hilft kein Schlagen, und Sporen thun keine andere Wirkung, als daß sie hintenausfeuern und dennoch auf der Stelle bleiben und fortfahren Gras oder Büsche zu benagen; wieder andere gibt's, und fast die meisten, die, wenn sie in der zu passirenden Sandwüste auf so recht losen tiefen Sandweg kommen, alsdann Halt machen, die vier Füße einander näher bringen, sich auf die Kniee ganz gemächlich niederlassen, dann seitwärts legen, und sich nun recht so nach Eselslust links und rechts im Sande wälzen. Hat ein Thier einmal diesen Versatz gefaßt, sich zu wälzen, dann ist es auch von diesem Gedanken nicht wieder zurückzubringen, Sporn und Peitschenhiebe bleiben ohne Wirkung, zuweilen hilft aber ein furchtbares Schreien, und damit ist ein portugiesischer Reiter gleich bei der Hand; mit Leibes- und Lungenkraft stößt er ein arre Mula oder ein arre Macho aus, und dann richtet es sich oft wieder auf, wenn man dazu noch Peitsche und Sporn zu Hülfe nimmt, allein in den meisten Fällen läßt es sich nicht irre machen, und dann ist es gerathen, sich behend herabzuschwingen, bevor sie sich die Erlaubniß nehmen den Reiter unter sich zu drücken. Doppelt unangenehm ist es in einem solchen Fall, wenn man allein ist, und sich ein so wälzendes und wieder aufgesprungenes Thier nicht wieder ergreifen oder nicht besteigen lassen will, da hat man dann keinen andern Ausweg, als zu Fuß dem immer vorherlaufenden Thiere nachzufolgen, bis endlich der Zufall hülfreiche Hände entgegenführt. Noch andere dieser Thiere sind so erbärmlich auf den Knochen, daß man auch auf dem ebensten Weg mit ihnen stürzt, und mehr noch auf diesem als auf schlechtern Wegen, wo sie von selbst vorsichtiger ihren Gang bewachen. Zu den Nebensachen gehören nun noch, daß Zügel reißen, daß die Steigbügelriemen platzen oder die Gurten der breiten Sättel lose werden und der schlechte Reiter mit diesem hinten hinab oder unter den Bauch rutscht. Hat man nun Alles glücklich überstanden und kömmt ohne Hals- und Beinbruch in Setubal an, so ist man aller Fürsorge für die Thiere enthunden; man steigt ab, gibt ihnen einen Peitschenhieb und überläßt sie ihrem Schicksal, sie wissen schon, wo sie ihr Unterkommen finden sollen.

Wir waren nun endlich so weit, um aufzusitzen; die zu besteigenden Maulthiere hatten dießmal keine Reitersättel, ähnlich den deutschen Schulsätteln, worin man einen tiefen, festen Sitz hat, und die hier fast durchgängig auf Maulthieren in Gebrauch sind, mit großen hölzernen mit Eisenblech oder Messing beschlagenen Kasten-Steigbügeln, sondern man hatte ihnen breite Tragsättel, sogenannte Alabardas aufgelegt, worauf das Gepäck bequemer fortgebracht werden kann, die zum Quersitz, wer daran gewöhnt ist, auch höchst bequem sind, allein zum ordinären Reitersitz mit gespaltenen Beinen, da sie so ungemein breit sind, so äußerst ungeschickt gebaut, daß man nach einem langen Ritt, wegen der großen Spaltung der Beine am Becken, dieselben wenigstens acht Tage lang nicht ohne Schmerzen zusammenbringen kann. Nach manchen Schwierigkeiten, um auf die Thiere zu kommen, und sich das langhaarige Ziegenfell, womit der Sitz bedeckt ist, bequem zu legen, so wie den Riemen,

worin die Kästen hängen, oder als Steigbügel dienen, die rechte Länge zu geben, setzte sich die Cavalcade in Bewegung, das arre Mula! der Arrieros erschallte, was bei den Langohren mehr wirkt als Sporn und Peitsche, und sie rannten in vollem Trabe davon, und der Geschwindschritt dauert wenigstens so lange, als sie die Stimme des Arriero vernehmen, der den Reisenden gewöhnlich nur bis zu dem Orte hinaus bugsirt und dann zurückbleibt. Ungeachtet alle diese Maulthiere mit Scheuledern versehen sind, so daß sie nicht rückwärts schauen können, so wissen sie dennoch auf ein Haar, wenn ihr Peiniger sich davon geschlichen und fallen sogleich in einen langsamen Schlenderschritt, aus dem sie durch gewöhnliche Reitermittel nicht so leicht herauszubringen sind, so daß der Kundige hier andere Mittel in Thätigkeit setzen muß; denn der Bauch oder die Weichen sind für die Sporen schon ganz unempfindlich, ja man könnte ihre Rippen damit ganz bloßlegen, und es würde keinen Eindruck machen, vielleicht dieses nur einen Kitzel verursachen, der sie zum Stehen und Hintenausschlagen bringt; ihre magere Croupe ist ebenfalls schon so mürbe geschlagen, daß daraus alles Gefühl verschwunden, Prügel nichts mehr helfen, wenn nicht etwa ein dicker Knüppel darauf fällt, der das Mark in den Knochen erschüttert. Man nimmt also zu folgenden Schinderkünsten seine Zuflucht: man spielt nicht etwa mit seinem scharfen Gebiß, sondern man reißt es damit aus seinen Träumereien hervor durch stetes starkes Zucken, wohl vermögend ihm die Unterkiefer zu zerbrechen, oder hebt das eine Bein und sticht es mit den scharfen Sporen vorne an den Bug oder den Hals, oder so weit wie man nur reichen kann, oder endlich man nimmt einen Sporen von den Stiefeln, oder schnitzt sich ein spitzes Holz, gebraucht auch wohl gar ein spitzes Taschenmesser oder einen Nagel und sticht damit das faule Thier, dem oft die Kraft zum Schnellergehen fehlt, entweder vorne auf den Widerrist oder hinten auf den Rücken nahe am Sattel. Dieses sind die ihm empfindlichsten Stellen, und wenn man diese gehörig zu benutzen versteht, so bringt man auch das erbärmlichste Geschöpf in einen regern, lebendigern Gang.

Man rechnet von Monta bis Setubal drei portugiesische Leguas, die man mit guten Maulthieren in $2^1/_2$ Stunden zurückzulegen pflegt, wovon die ersten beiden Leguas bis an den Fuß des Berges von Palmella eine wahre afrikanische Sandwüste einnehmen, die nur in der Nachbarschaft von Monta und andern Ortschaften der Umgegend einige Cultur von Wein zeigen; übrigens aber sprossen in diesen diluvianischen Sandsteppen, die vor Jahrtausenden das Hauptstrombett des Tajo waren, der längs der Serra d'Arrabida hinströmte und sich bei der jetzigen Lagoa da Albufeira ins Meer ausmündete, alle diese vornehmen Erscheinungen der Pflanzenwelt, die unter dem nordischen Klima zur ausländischen Aristokratie des Pflanzenreichs in kostbaren Treibhäusern gehegt und gepflegt werden, hier aber zur untersten, gemeinsten Stufe des Pflanzenpöbels gehören. Diese großstacheligen Agaven, diese fettblättrigen, bestachelten Cactus mit der indianischen Feige, die dort als Wunder gezeigt und in Zeitungen angekündigt werden, wenn sie in Blüthe gerathen, dienen hier zur Einfriedigung der Felder und Wege. Diese Cisten, Rosmarin und Myrten, wilder Lavendel und hundert andere aromatische Sträucher und Pflanzen, die man im Norden nur in Töpfen zieht und ihren Wohlgeruch in den Zimmern verbreiten läßt, wuchern hier wie Unkraut und dienen zur prosaischsten Verwendung, zur gewöhnlichen Streu des lieben Rindviehes. Ach, wie herrlich muß dieses seyn! höre ich da manche Enthusiasten ausrufen, unter solchen Wohlgerüchen und zwischen einer solchen Vegetation auf einem Saumthiere dahin zu reiten, und vielleicht auch noch einen Guitarrespieler, auf seinem Maulthiere sitzend und melancholische Lieder singend, was hier gar nichts Seltenes ist, mit anzuhören! Indessen wer sich dieses Alles mehr in seiner Nähe und Wirklichkeit beschaut, und wenn er auch noch so sehr Enthusiast ist und eine reich begabte Phantasie ihn bethört, muß sich endlich doch selbst gestehen, und um so früher, je mehr und je öfter er alle die kleinen Malheurs mit Maulthieren und Eseln erlebt, die Unbequemlichkeiten in den Wirthshäusern erfahren und ohne Schutz vor einer brennenden Sonne oder den fallenden Regengüssen auf unwegsamen Straßen gewandelt, daß das Dahinrollen in einem bequemen Wagen, in welchem man gegen Sonne und Regen geschützt, auf einer ebenen, gebahnten Straße, zwischen den wogenden prosaischen Kornfeldern unsers lieben Deutschlands, wo der Kutscher sein Stückchen pfeift, dennoch behaglicher und erquicklicher ist, als alles Aroma des Südens mit all dem wohlklingenden Guitarrengeklimper; Dinge, die nur einem Neuling im Lande anfänglich auffallen, später aber ganz überhört und übersehen werden. Aber das herrliche Klima hier und der kalte nordische Winter dort, mit seinem grauen Werkeltagshimmel! stimmt der Enthusiast wieder an; diese Heiterkeit der Atmosphäre, der blaue Himmel mit seinen Millionen Sternen! — Wohl wahr! allein diesen Vorzügen ist doch auch hier Manches entgegenzusetzen; welche gräuliche Hitze und Dürre während beinahe ganzer fünf Monate, in denen fast alle Vegetation erstirbt, wenn nicht ein kleiner Rest noch durch das immer seltener werdende Wasser künstlich erhalten wird. Die Wirkungen eines heißen Sommers im Süden sind eben so tödtend für die Vegetation, wie die des Winters im Norden; dieses möchte sich wohl so gegeneinander aufheben. Des fortwährend heitern und wolkenlosen Himmels in dieser Jahreszeit wird man eben so satt, man sehnt sich eben so sehr nach aufsteigenden Wolken und einem überdeckten Himmel, wie man sich dort nach einem Sonnenblick aus dem Himmel, grau wie Löschpapier, sehnt, und da fragt sich's nun, was ist erträglicher oder unausstehlicher für Körper und Geist: ein heißer, fünfmonatlicher, langer, dürrer Sommer, während welcher Zeit es beinahe kein Mittel gibt, sich mit einer kühlern Atmosphäre zu umgeben, so daß man von Morgens 8 Uhr bis Abends 6 Uhr ohne die größte Unbequemlichkeit, ohne im Schweiß gebadet zu seyn, nicht auf die Straße gehen kann; oder ein fünfmonatlicher, langer, kalter Winter, während welchem man sich durch die bequemsten Wärme-Anstalten in die südlichste Atmosphäre nach Belieben versetzen kann und im Freien durch warme Kleidung, so wie durch die Bewegung, gegen die Kälte geschützt ist? Hätte ich die Wahl zwischen dem Einen und dem An-

dern, so würde ich ohne Bedenken das süddeutsche Klima zum Lebensgenuß vorziehen und hätte ich Freiheit und Mittel, dann würde ich ein deutsches Frühjahr, einen deutschen Sommer und Herbst, und einen portugiesischen Winter als das geeignetste Klima zum Genuß des Lebens wählen, denn der Winter in Portugal ist nicht nur ein deutscher Frühling, sondern er kommt oft einem deutschen Sommer nahe.

(Schluß folgt.)

Merkwürdiger Evangeliencodex.

(Aus einer Privatmittheilung.)

Der Erzbischof von Konstantinopel besitzt einen Codex in hebräischen Charakteren (auch Sprache?), welcher vier und zwanzig Evangelien enthält, also viel vollständiger ist, als der Codex apocryphus des Fabricius. Wir hören, daß einige päpstliche Agenten es sich angelegen seyn lassen, eine Abschrift dieses merkwürdigen Buches zu erhalten, und vielleicht auch bekannt zu machen. Wenn nur kein frommer Betrug dahinter kommt, bevor es dem Publicum vorgelegt wird!

Der Schiffbruch des Dampfschiffes Wilhelm I auf dem Korallenriff Luciparа im indischen Archipel im Frühjahre 1837.

(Fortsetzung.)

Die Reise war also beschlossen. Ich ließ die Schaluppe, so gut thunlich, mit kupfernen Reifen versehen, ihren Rand gegen das Hereinschlagen der Sturzwellen erhöhen und ein kleines Zelt darauf anbringen, worunter der Mann, der nicht am Ruder saß, in der Nacht trocken bleiben konnte. Dieß war auch für die kleine Ausrüstung nöthig, welche ich dem Boote mitgab. Um dieser Expedition für alle möglichen Fälle doch einigen Erfolg zu verbürgen, hatte ich die Fürsorge gebraucht, sechs Briefchen malayisch und holländisch zu schreiben, in denen unser Zustand bekannt gemacht, und demjenigen eine Belohnung in Geld versprochen wurde, der unsere Lage nach einer der niederländischen Etablissements, wo auch, zuerst berichtet haben werde. Es war nämlich viel wahrscheinlicher, daß die Schaluppe irgendwo stranden, als daß sie auf Amboina ankommen werde. In dem Fall nun, würde die Bemannung vielleicht genöthigt seyn, sich zu zerstreuen, und der Eine würde hier, der Andere dorthin gerathen, dann würde von diesen Briefchen, die ich in Blei und darüber getheerte Leinwand eingewickelt einem jeden der inländischen Matrosen um den Hals befestigt hatte, und die sie nun als Djimat (Amulet) betrachteten, doch das eine oder das andere an seine Bestimmung gelangen, wenn auch die Schaluppe verloren gegangen wäre.

Den 26 Mai des Morgens 7 Uhr ging die Schaluppe mit einem getreuen Edde in See. Dem Steuermann Kaih hatte ich einen Brief an den befehlführenden Beamten in Amboina mitgegeben. Lange Zeit folgten unsere Blicke und unsere Wünsche dem kleinen Boote. Bis dahin hatten wir fortwährend östlichen Wind, dann einmal mehr nördlich, dann wieder mehr südlich gehabt. Auf einmal wehte der Wind aus Westen, und blieb auch so unveränderlich den ganzen Tag. Fürwahr ein herrliches Vorzeichen, denn nun konnte die Schaluppe um vieles östlicher fördern. Am folgenden Tage ward im Osten von unserer Klippe ein Fahrzeug erblickt. Ein allgemeines Hurrah erhob sich, und Viele vergossen Thränen von Rührung und Freude. Der Commandant, der sich Abends zuvor noch einmal nach dem Wrack begeben hatte, um das Herbeischaffen von Holz für unser Floß zu beschleunigen, kam nun außer Athem durch die Brandung herbeigeeilt, unsere Rettung zu verkündigen. Von unserer Stelle unterschied man immer mehrere und endlich alle Segel. Vom Wrack aus meinte man auch den Rumpf des Schiffes deutlich unterscheiden zu können. Mit Ungeduld erwartete man, daß es sich nähern solle — aber zur schmerzlichsten Täuschung unserer Hoffnung sah man das Schiff wieder seewärts steuern — wahrscheinlich, um nicht in die Nähe der fünf kleinen Inseln zu gerathen. Abends ließ ich ein großes Feuer anlegen und die ganze Nacht hindurch unterhalten. Wir schmeichelten uns mit der Hoffnung, das Fahrzeug am Tage wieder zu erblicken, und vermutheten, es habe sich nur entfernt, weil es zu spät am Tage gewesen, um den Zugang zu der Bank gehörig zu untersuchen. Kaum war es also Tag, so durchliefen Aller Blicke den Horizont in der Runde, um das Schiff wieder zu entdecken — aber es war verschwunden, und erschien nicht wieder. Groß war nun die Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit bei Allen. Viele hielten von nun an die Rettung für unmöglich. Man muß in der Lage gewesen seyn, worin wir uns befanden, um zu begreifen, wie uns beim plötzlichen Verschwinden der so nah geglaubten und wirklich schon erblickten Rettung zu Muthe war.

Bis zu dem darauffolgenden 7 Junius fiel nichts Besonderes bei uns vor; allein in der Zwischenzeit litt meine Gattin an ungemein heftigen Krämpfen. Die Nacht vom 6 auf den 7 brachte ich in der größten Unruhe zu. Da lag sie höchst elend und leidend. Wir hatten keine Arzneien. Sie bat um Erleichterung, sie flehte um Linderung ihrer Schmerzen, die man ihr nicht verschaffen, nicht gewähren konnte. Am folgenden Morgen hatten sich die Schmerzen gelegt, aber sie war sehr erschöpft. Ich ließ in dieser Zeit mit Eifer an unserem Floß oder platten Fahrzeuge zimmern. Täglich arbeiteten zehn Mann daran, wofür jeder des Abends einen Schluck Wein, eine Cigarre und alle zusammen ein Viertelpfund Sago zu einer Austersuppe erhielten. Wir Andern streiften unterdessen truppweise auf der Bank umher, die Stücken Holz aufzusammeln, welche die See vom Wrack immerfort anspülte, und wovon wir nicht allein das Feuer unterhielten, sondern auch das daran gefundene Eisen benutzten.

Nachmittags 5 Uhr befand ich mich mit dem Hrn. v. Spreeuwenburg bei dieser Arbeit, als wir mit einem Mal ganz unerwartet im Osten ein Fahrzeug erblickten, welches Curs nach uns zu hielt, und sichtbar sich mehr und mehr näherte. Deutlich erkannten wir es für eine Brigg. Ein jubelndes Freudengeschrei erhob sich von allen Seiten. Nur die Erinnerung an die erst vor kurzem erfahrne Täuschung mäßigte dann und wann die laute Freude. Ich eilte zu meiner Frau und zu den übrigen Passagieren, um ihnen die Stelle anzuweisen, wo man das Schiff erblickt hatte. Meine Frau hatte sich noch nicht völlig erholt, und ich leitete sie daher über die unwegsame Bank nach einem Standpunkte, von wo aus man das Schiff gut sehen konnte. Zu wiederholtenmalen frug sie mich, ob man uns wohl von dem Schiff aus gewahr werden könne? Ich zweifelte selbst daran, als auf einmal ein Kanonenschuß, dem mit Zwischenräumen von einigen Minuten noch zwei andere folgten, mir die sichere Hoffnung gab, daß dieß ein zu unserer Rettung abgeschicktes Fahrzeug sey, vielleicht in Folge der glücklichen Ankunft unserer Schaluppe auf Amboina.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 127.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Mai 1838.

Gemälde von Siebenbürgen.

2. Die Einwohner des Landes.

Wenige Länder bieten eine solche lange Stufenleiter von der niedrigsten bis zur höchsten Bildung des Volkes dar, wie Siebenbürgen. Am schlagendsten tritt einem dieß vor die Seele, wenn man unmittelbar nach einander aus der Hütte des Wallachen in eine der besten Wohnungen in Hermannstadt oder Kronstadt tritt. Dort Rauch, Schmutz, und alle nur erdenkliche Unbequemlichkeit, hier westeuropäischer Comfort und hohe Eleganz. Die Hütte des Wallachen und noch mehr die des Zigeuners würde einem Ordnung und Reinlichkeit liebenden deutschen Landwirthe zu einem Viehstalle zu unbequem und unsauber seyn; in der Wohnung eines reichen Hermannstädter fühlt sich auch der verwöhnte Franzose und Engländer behaglich. Aber wir brauchen, um den Contrast darzustellen, gar nicht einmal das platte Land mit der Stadt zu vergleichen. Schon der Vergleich des Landes unter sich hebt ihn hervor. Man sehe die Wohnung und das Geschäft eines wohlhabenden Sachsen in der Gegend von Hermannstadt und Kronstadt. Schon das Aeußere zeigt Behaglichkeit und Ordnung. Die Gebäude sind massiv und weitläufig, ganz so wie in den besten Gegenden Deutschlands; seine Viehstämme sind gut genährt und in bequemen und reinlichen Ställen untergebracht, während der Wallache die Seinigen mit sich unter Einem Dache und in Einem Raume hat. Der Sachse baut sein Feld mit Sorgfalt und nährt sein Vieh reichlich, der Wallache kratzt den Boden nur auf, und thut dieß kaum mit dem sechsten Theile, der ihm angehört; sein Vieh überläßt er meistentheils sich selbst und reicht ihm seine Nahrung nur zur Noth im Winter. Im äußern Habitus von Beiden findet man eine eben so große Verschiedenheit. Begegnet man am Sonntag oder in der Woche dem Wallachen, so ist er mit rohen und groben, meist selbst verfertigten Stoffen bekleidet. Den Sachsen sieht man in der Woche in ordinären, obgleich guten Kleidern, am Sonntage aber in vollem Staate, der besonders bei den Frauen in Luxus ausartet, und wegen des daran sich zeigenden Geschmacks und des vielen Weißzeuges äußerst ansprechend ist. Reist man des Sonntags durch diese Districte, so glaubt man in den wohlhabendsten und gebildetsten Strichen von Deutschland zu seyn. Aber an demselben Tage kann man noch zu den Wallachen mit Zigeunern vermischt kommen, und sich plötzlich unter die Wilden Nordamerika's versetzt glauben.

Aber nicht in der Civilisation allein durchläuft die Bevölkerung Siebenbürgens eine solche Stufenleiter, sondern auch in den Ständen. Vom Cavalier herab bis zum Zigeuner werde ich alsbald die Stufen durchgehen. Jener ist ein Nabob, dieser ein Paria. Jener ist Souverän auf seinen Besitzungen, und hat Niemanden über sich als das Gesetz, dessen geringe Gewalt ihn wenig schreckt; dieser achtet es schon für eine besondere Gnade, wenn man ihm nur seine gemeinsten Menschenrechte nicht vorenthält. Ich will nunmehr die verschiedenen Stände in der Bevölkerung Siebenbürgens besonders bezeichnen.

a) Der Adel. Nur denen, welche einen großen Besitzstand haben, und die sich zum hohen Adel zählen, legt man das Prädicat „Cavalier" bei. Magnat ist ziemlich synonym damit, nur daß ein hoher Adeliger zuweilen, obgleich er als Cavalier gilt, doch noch kein Magnat ist. Das Besitzthum der Magnaten und Cavaliere ist nicht überall besonders ausgedehnt, und steht in der Regel an Umfang dem der ungarischen Großen bedeutend nach. Daher findet man auch in Siebenbürgen keinen so exorbitanten Reichthum, wie in Ungarn, und ein jährliches Einkommen von 80 bis 100,000 fl. Conv. M., was bei den ungarischen Großen noch gar nicht zu dem höchsten gehört, ist in Siebenbürgen schon eine Seltenheit. Die Vorrechte des hiesigen hohen Adels sind jedoch noch ausgedehnter wie die des ungarischen, so zwar, daß man in dieser Hinsicht hier mit Stolz auf jene herabsieht. Das Grundeigenthum gehört in einem großen Theile des Landes dem hohen Adel ausschließlich, und wer nicht zu diesem gehört, kann es nur auf eine Art von Zeitpacht erwerben. Denn wenn er es auch käuflich an sich bringt, so muß er immerfort jeden Augenblick gewärtigen, daß ihm der Cavalier den Handel aufsagt, und sein Eigenthum an sich nimmt, unter der Bedingung, daß er ihm zurückzahlt, was er dafür gegeben hat, ohne alle Entschädigung für Bauten und Verbesserungen. Da denn also, und dieses Recht durch die Constitution des Landes

sanctionirt ist, so begreift man leicht, daß Niemand besondere Lust hat, sich in eine so precäre Lage zu setzen. Das ist es auch, was alles Colonisiren in diesem Lande so sehr erschwert und fast unmöglich macht, und was jeden industriösen Ausländer abschreckt, hier Grundeigenthum zu erwerben, auf welchem sonst so reicher Gewinn zu machen seyn würde. Diese Beschränkung erstreckt sich nicht auf den Ausländer oder auf den Bürgerlichen allein, sondern sie trifft auch jeden vom niedern Adel, es sey denn, daß ein Individuum dieses Standes ein freies Allodialgut in Besitz habe. Dieser niedere Adel steht übrigens auf einer so niedrigen Stufe in der Rangordnung, wie in Ungarn, und man findet eine Menge solcher Individuen unter den Dienstboten und in den untersten Ständen.

Der Mehrtheil der Cavaliere wohnt in Clausenburg oder Hermannstadt, und bringt nur einen Theil des Sommers auf seinen Besitzungen zu. Auf diesen sind große Castelle oder Schlösser selten. Nur in ganz neuer Zeit haben einige Cavaliere mit viel Aufwand und Geschmack sich Wohnungen, die man Schlösser nennen kann, erbaut.

Der Cölibat ist unter den Cavalieren häufig und zwar aus dem Grunde, den ich wenigstens oft genug anführen hörte, weil es zu wenig junge Damen gibt, welche einem Hauswesen gehörig vorstehen können, und vielmehr Putz- und Vergnügungssucht die meisten einzig und allein beschäftigt. Zufügen könnte man hiezu wohl, daß die Gewöhnung an ein freies ungebundenes Leben auf Reisen die jungen Cavaliere dem Ehestande abhold macht und wohl zur Ehelosigkeit eben so viel beiträgt, wie jene Ausstellung an den jungen Damen.

Im Allgemeinen zeigen die Cavaliere eine hohe Bildung, welche sie sich meistentheils auf Reisen erworben haben. Insbesondere haben sie eine große Fertigkeit in Sprachen, und es ist gar nichts seltenes, daß sie deren vier bis fünf so fertig sprechen, wie ihre Muttersprache. Dieß macht ihren Umgang überaus angenehm, zumal sie meistentheils auch in den Wissenschaften nicht fremd sind, und mit ihrem feinen Benehmen viel Hospitalität verbinden: in ihren Privatcirkeln spielt Fortuna eine große Rolle, indem sie hohes Spiel leidenschaftlich lieben und treiben.

Der niedere Adel verliert sich dermaßen in den untern Classen, daß von ihm keine besondere Rede seyn kann, und nur seine, dem Adel im Allgemeinen zukommenden Prärogativen unterscheiden ihn in etwas von denselben. Die vorzüglichsten derselben sind: ein eximirter Gerichtsstand, Mauthfreiheit auf den Straßen; Verschonung von niedern Strafen z. B. Stockschlägen und dergleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensbilder aus Portugal.

Erster Ausflug nach Setubal.

(Schluß.)

Nun aber weiter im eigentlichen Reisetexte: die ganze Gegend, die allgemeine Niederung eines ehemaligen Wasserbeckens, die sich südöstlich mit ihren unfruchtbaren und größtentheils uncultivirten Steppen über ein wellenförmiges, hügeliges Land verbreitet, erstreckt sich weit in die Provinz Alemtejo hinein, und gibt der Vermuthung alle Wahrscheinlichkeit, daß vor Jahrtausenden, bei dem höhern Meeresstand, die Gewässer des Tajo mit denen des Rio Sado in Verbindung standen, und den an seinem höchsten Punkte 1700 Fuß hohen Bergzug der Serra d'Arrabida, der gegen Osten mit den felsigten Häfen von Palmella, gegen Westen aber mit dem Cap Espichel, von den deutschen Schiffern gewöhnlich Cap Spiegel genannt, endigt, umgaben, und ihn zu einer hohen, aus dem Meere hervor tauchenden Insel machten; dieß Land ist neben der Straße, auf der wir uns durch den Sand hindurch arbeiteten, mit einzeln dastehenden oder in Gruppen vereinigten Tannen, traurige Reste eines ehemals hier dichter bestandenen Waldes, bewachsen, der sich zwar immer von selbst wieder neu besamt, allein auch von neuem wieder zerstört wird, indem zum Theil die hier zu Tausenden weidenden Ziegen, die jungen Sprößlinge emporstrebender Bäumchen abnagen, oder endlich, wenn ein solches Bäumchen mit seiner Krone den Zähnen jener Thiere entwachsen ist, so wird dasselbe durch Messer und Art der zerstörenden Hand der Menschen unterworfen, von unten bis oben beschnitzelt und seiner Aeste beraubt um die Büsche zu benutzen, die an Bäcker und Kalkbrenner verkauft werden. Gelangt nun ein so entstellter und seiner Hauptzierde beraubter junger Baum zur Stärke eines Arms, oder wenn es hoch kommt eines Beins, alsdann wird er ohne Gnade und Barmherzigkeit zu Brennholz gefällt, und die Forstmänner behaupten hier, daß das Ausschneiden der Tannen und ihre Fällung, wenn sie 15 bis 20 Jahre alt sind, dem Eigenthümer mehr Gewinn bringen, als ausgewachsene und fußdicke Bäume. Es ist hier nicht der Ort, um sich in forstmännische Erörterungen einzulassen; jedoch wer das Land kennt, dem leuchtet es bald ein, daß ein großer Baum in den meisten Gegenden dem Eigenthümer weniger nutzt als ein kleiner, da ersterer auf den unzugänglichen Wegen nicht zu transportiren und erst in kleine Stücke zerlegt werden muß, was ihm den Hauptwerth benimmt, ihn aber in solche Stücke zu zertheilen fast eben so viel kostet als das Holz werth ist, oder wofür man es verkaufen kann. Gerade auf der Hälfte des Weges zwischen Monta und Palmella, steht noch eine uralte, mehr denn hundertjährige Pinie, mit der man das Mitleiden gehabt, dieselbe unverstümmelt zu lassen. Ein wahrer Prachtbaum mit seiner auf hundert Fuß im Durchmesser haltenden schattigen Krone, deren untere Aeste beinahe den Kopf des Reiters berühren und unter dem man gerne eine Zeit lang verweilt, um sich einige Minuten den versengenden Sonnenstrahlen zu entziehen, die hier doppelt empfindlich wirken, nicht nur von oben herab, sondern auch von unten hinauf durch Refraction und Reflexion des Lichts und der Wärme von dem glühendheißen losen Sande der Straße, in welchen die Thiere an manchen Stellen bis über die Knöchel versinken. Wunder über Wunder möchte man schreien, daß das Volk, welches so ein abgesagter Feind von schattigen Bäumen ist, daß man es als wahre Schattenerwürger betrachten könnte, diesen Baum hat unversehrt gelassen, besonders da er auch oft

als Platz des Rendez-vous von Spitzbuben und Räubern, die dieſe übrigens ſo einſame Straße oft ſehr unſicher machen, gelten ſoll. Mancher Mord iſt auf dieſer Straße ſchon begangen, viele Hunderte ſind hier ſchon ausgeplündert worden, nicht nur bei der Nacht, wo man noch am ſicherſten durchkommt, wenn es nicht etwa ſchon verrathen wurde, ſo daß man von den Räubern erwartet wird, ſondern meiſtens am hellen Tage; weßhalb man die Reiſe in dieſe Oede, wo ſich die Wegelagerer in dem Gebüſche leicht verbergen können, beſonders wenn man weiß, daß die Gegend unſicher iſt, in großen Karawanen zu machen pflegt, oder man geht ganz von der Hauptſtraße ab und nimmt Umwege auf wenig betretenen Pfaden, auf denen die Räuber keinen Reiſenden erwarten. Nur hie und da erblickt man ſeitwärts von der Straße, wo einige Niederungen ein fruchtbares Erdreich entfalten, einzelne kleine Wohnungen mit weiß übertünchtem Anſtrich, worin die Wächter dieſer Felder, auch wohl die ganze Familie des armen Eigenthümers wohnt. Sie gewähren dem Reiſenden einen troſtloſen Anblick, und beſonders da ſie in dem Rufe ſtehen, daß die Bewohner derſelben, wo nicht ſelbſt Räuber, doch die Helfer derſelben ſind, die ihnen Schutz und Aufenthalt gewähren. Erſt am Fuße des Berges von Palmella ſtößt man auf mehr Cultur, das Erdreich wird conſiſtenter, Weinpflanzungen ſind üppiger und der Oelbaum gedeiht hier in ſeiner vollen Pracht, der ganze ſanfte Abhang des Berges iſt mit ihm bepflanzt und macht hier einen der intereſſanteſten und einträglichſten Zweige des Einkommens für den Agronomen aus, unter deſſen Schatten überdieß auch noch Roggen, Futterkräuter, ſo wie auch Mais gezogen wird. Auf einer ziemlich ſchlecht unterhaltenen Pflaſterſtraße ſteigt man ungefähr eine Viertelſtunde lang den Berg hinan bis in die Villa de Palmella, die theils auf jüngern Kalkſtein tertiärer Bildung, welcher im nackten Felſen anſteht und viele Verſteinerung enthält, gebaut iſt, und trotz ihrer Bevölkerung von mehr denn 2700 Einwohnern und der ſchneeweißen kleinen Häuſer wie ausgeſtorben daliegt, nackt und bloß auf den Felſen ohne Bäume und ohne Gärtchen mit dem belebenden Grün der Gemüſe. Nur rechts am Eingange der Villa erblickt man ein geſchmackvoll gebautes Haus mit gelbem Anſtrich und Glasfenſtern, eine Thorfahrt mit eiſernem Gitterwerk, Baumpflanzungen und Beſchattungen am ſüdlichen Abhange hinab, und das Ganze trägt das Gepräge eines ausländiſchen Urſprungs, einer lieblichen Quinta, in der ſichs wohl ganz conſortable wohnen läßt. Hoch über der Villa erhebt ſich die alte Burg Palmella mit einem nun aufgehobenen Kloſter, welches eine Comthurei des Ordens von St. Jago war und worin der Großprior dieſes Ordens mit mehrern Ordensrittern die das Gelübde der Keuſchheit abgelegt hatten, geiſtliche Ritter, aber darum doch keine Ordensgeiſtliche waren, im Wohlleben ſich ergingen und dabei eine der herrlichſten Ausſichten nach Liſſabon und Setubal nebſt der geſundeſten Luft genoſſen, wovon aber ein andermal gehandelt werden ſoll, denn auf dieſer Tour gebrach es an Zeit ſich hier länger zu verweilen, meine Gefährten wollten zeitig in Setubal eintreffen, und deßhalb ſetzten wir unausgeſetzt den Marſch fort auf der von hier aus zum Theil in Felſen gehauenen Straße, am ſteilen Abhang des Berges hin, und dann im Zickzack etwas jäh auf einem ruinirten Pflaſter hinab, in die fruchtbare, herrlich angebaute Niederung von Setubal, in der ſich ungefähr eine Stunde lang ein herrlicher ſchattiger Weg hinzieht zwiſchen Orangenquintas, Fruchtfeldern und Weingärten mit den überſchatteten Gängen der herrlichſten Traubengehänge. Einige Brunnen an der Straße mit dem friſcheſten Quellwaſſer ſind zur Erquickung des Wanderers geſchaffen. Zwiſchen den Gärten, wo alle Ausſicht zum Theil durch hohe Mauern beſchränkt iſt, tritt man endlich auf die große mit hohen Ulmen in Alleen umgebene Wieſe oder Anger von Bomfim heraus; ein herrlicher, ausgedehnter Platz vor den Thoren, mit einem geſchmackvollen Springbrunnen in ſeiner Mitte, der ebenfalls von Ulmen und Silberpappeln umgeben iſt. Um 12 Uhr gelangten wir an Ort und Stelle, gaben den Maulthieren ihren Abſchied mit Peitſchenhieben, und wurden von Freunden herzlich bewillkommt.

Nachrichten vom Dr. Löwe.

(Aus Privatmittheilungen.)

Dr. Löwe ſchreibt von Theben, daß er von ſeinen Reiſen in Oberägypten und Nubien auf dem Rückwege ſey und zu Ende Januar in Cairo einzutreffen hoffe. Die Ausbeute ſeiner Reiſe iſt nach ſeiner Verſicherung überaus groß. Er hat eine Anzahl alter Inſchriften abgezeichnet. Von der Anzahl hieroglyphiſcher Inſchriften ſagt er in ſeinem Brief an Mrs. Davids: „Wenn ich Schrift und Sprache ſo leicht läſe als meine Mutterſprache, und täglich von Tagesanbruch bis ſpät Abends an der Arbeit wäre, ſo wäre ich doch in ſechs Monaten nicht im Stande alle Inſchriften zu leſen. Ich weiß nicht, ſoll ich Theben einen Wald von Monumenten oder das ägyptiſche London nennen.“ Er findet ſeine im Asiatic Journal (März 1837) aufgeſtellte Theorie über die Sprache der alten Aegyptier immer mehr beſtätigt.

Eine ſehr intereſſante Arbeit mag ſein in Nubien geſammeltes Wörterbuch, Grammatik und Gedichte in der Landesſprache ſeyn, welche mit keiner ihm bekannten Sprache Aehnlichkeit hat, es ſey denn mit dem Berberiſchen.

Traurig iſt das Bild, das er uns von dem Zuſtande des Volkes in Aegypten entwirft, doch Niemanden unerwartet, der die Folgen von Gewalt kennt. Das Volk ſchmachtet im größten Elende, man ſieht ſelten einen Mann, der nicht verſtümmelt iſt. Sie baten ihn häufig um Schießpulver, um ſich zu verſtümmeln, um nicht als Soldat weggeführt zu werden. Mögen auch die Türken — die Beherrſcher des unglücklichen Volkes — Einiges von europäiſcher Ueberfeinerung nachäffen, ſo iſt es nur, um ein ſcheindares größeres Recht, brutalſtolz zu ſeyn, zu haben und die Wege der Schwelgerei zu vermehren. Von wirklicher Bildung haben ſie keine Idee. — Das ſind die Früchte der Tyrannei, welche Geſtalt ſie auch annehmen mag!

Wir können nicht umhin, hier eine heiterere Erſcheinung im Orient anzuführen, welche, da ſie vom Volk ſelbſt ausgeht, und alſo ein inneres Bedürfniß zeigt, gewiß weit mächtiger iſt, als die Schulen und franzöſiſchen Officiere des Paſcha's. Dieß ſind die neſtorianiſchen Chriſten um Moſul und Bagdad, welche man, als Bewohner der Ebene und türkiſche Unterthanen, von den freien Gebirgsbewohnern unterſcheiden muß. Ihr Clerus und Handelsſtand iſt ſehr aufgeklärt, und weit von

dem im Orient den Muhammedanern und Christen in gleichem Grad eigenen Fanatismus entfernt. Ob. Chesney brachte einen Nestorianer mit nach London, Namens Isa (Jesus) Rassam. Außer einer vollständigen Kenntniß des Chaldäischen (Syrischen) und Arabischen war er mit der englischen Sprache und Literatur ziemlich vertraut. Er hat Mehreres ins Arabische übersetzt, z. B. Robinson Crusoe, eine kleine Astronomie, Algebra und mehrere theologische Schriften, wie Bunian u. s. w. Diese Schriften wurden in Malta in der Presse der Church-missionary society gedruckt, und wie interessant sie auch sind, so scheinen sie den Orientalisten des Continents doch nur wenig oder gar nicht bekannt zu seyn.

Während seines Aufenthalts in England bewirkte er Stipendien für acht junge Nestorianer, um sich in Oxford zu bilden; ferner faßte er den Entschluß, zwei Pressen für Chaldäisch (Syrisch), Arabisch, Türkisch und Kurdisch in Mosul zu etabliren und eine Zeitschrift zu gründen, ein Unternehmen, wozu ihm seine Landsleute alle mögliche Unterstützung versprachen. Mit diesem Entschlusse kehrte er nach sechsmonatlichem Aufenthalt in England in seine Heimath zurück.

Der Schiffbruch des Dampfschiffes Wilhelm I auf dem Korallenriff Lucipara im indischen Archipel im Frühjahre 1837.

(Fortsetzung.)

Die Richtung, in welcher das Schiff fortsegelte, und die von Zeit zu Zeit gelösten Kanonenschüsse ließen Niemand mehr an der Nähe unserer Rettung zweifeln. Matrosen und Soldaten eilten herbei, mir dazu Glück zu wünschen. Gern ließ ich auf ihre Bitte reichlich Reis und eine doppelte Ration Wein austheilen. Am Abend ließ ich nun wieder ein großes Feuer anlegen und die Nacht hindurch unterhalten. Die größte Stille herrschte in unserem Bivouak. Jedes schien nach den Kanonenschüssen zu lauschen, womit, unserer Erwartung nach, das Schiff sich fortwährend ankündigen würde, und wir wurden in der Erwartung nicht getäuscht. Alle zwei Stunden fiel ein Schuß, dann einmal dumpf, dann wieder einmal deutlicher, je nachdem sich das kreuzende Schiff näher oder ferner befand. Dann hörte man allein den Ruf: „ein Kanonenschuß!" und gleich war Alles wieder todtenstill.

Der Tag war am 8 Junius noch nicht angebrochen, als schon jedes seine Augen am Horizont rundum gehen ließ, das Schiff zu erblicken. Darf ich es sagen — trotz meiner Ueberzeugung, daß es zu unserer Rettung abgeschickt sey, regten sich neue Zweifel, neues Zagen vor einer nochmaligen Täuschung bei mir, da ich beim ersten Herumschauen das Fahrzeug nicht sogleich entdeckte. Ja, auch dann, als ich an der Anwesenheit des Schiffes nicht mehr zweifeln konnte, hatte ich noch kein Vertrauen auf die Gewißheit der Rettung. Denn dringend nöthig schien es mir für meine Frau und für die Uebrigen, daß die Rettung schleunig sey, und dazu doch mußte das Wetter uns erst günstig werden, sollten wir nicht mit den Schaluppen in der Brandung umkommen, wollte man Alle wohl erhalten an Bord des Schiffes bringen. Gegen 8 Uhr des Morgens am 8 Junius war die Kriegsbrigg deutlich im Gesicht unserer Klippe und sandte eine Schaluppe nach uns ab. Ich eilte, einen Mann mit einer Flagge am Rande der Brandung zur Bezeichnung des wenigstgefährlichen Landungsplatzes aufzustellen, sah aber bald ein, daß dieß unnöthig sey, denn zu unser Aller großen Freude saß der Steuermann Kasch in der Schaluppe mit einem Officier zur Seite, so, daß ich nicht mehr zweifelte, die Brigg sey der in Amboina stationirte Nautilus. Wir bewillkommten mit unbeschreiblicher Freude den Lieutenant Vieweg, ersten Officier am Bord der genannten Kriegsbrigg. Meine Frau drückte ihm die Hand, war aber vor großer Rührung außer Stand, ein Wort zu sprechen. Meine Kinder thaten eine Menge Fragen an ihn. Er überreichte mir einen Brief vom Befehlshaber auf Amboina.

Ich vernahm nun, daß der Steuermann Kasch die Ueberfahrt nach Amboina in fünf Tagen und fünf Nächten zurückgelegt, und das Glück gehabt hatte, innerhalb der Bai anzukommen, ohne noch zu wissen, wo er sich befand. Man fand es unbegreiflich, wie dieser Mann eine solche Reise mit so unglaublichem Erfolge hatte vollbringen können.

Der Brief des Assistent-Resident Köhler unterrichtete mich, wie sich Alles so glücklich zu unserer Rettung vereinigt hatte. Sogleich nach der von unserem Unglück erhaltenen Nachricht eilte der Lieutenant Müller, Commandant des Nautilus, sein abgetakeltes Fahrzeug aufzuzeugen und in Ordnung zu bringen. Dieß geschah in der Nacht unter heftigen Regengüssen. Nichts konnte den wackern Seemann, unterstützt von seinen Officieren und der dienstgeflissenen Equipage, von der Arbeit zurückhalten, bis sie zu Stande gebracht war. Am Morgen des 1 Junius ging das Schiff unter Segel, wurde aber am 2 außerhalb der Bai von einem so heftigen Sturme überfallen, daß man vorsichtshalber innerhalb der Bai zurückkehren mußte, weil das Tauwerk zu alt und zu wenig straff gespannt war, um viel damit wagen zu können. Den 5 Junius ging die Brigg aufs neue unter Segel, und nun glückte es dem Commandanten, den 7, wie wir gesehen haben, uns seine Nähe zu verkündigen.

Die See ging zu hoch und die Brandung war zu ungestüm, um den 8 selbst einschiffen zu können. Ich ersuchte den Lieutenant Vieweg, seinem Commandanten zu sagen, er möchte morgen früh, wenn nach seinem Urtheile das Wetter dazu günstig seyn werde, mit einem Kanonenschusse das Signal zum Einschiffen geben; ich selbst würde dafür sorgen, daß es mit Ordnung von Statten gehe.

Ich ließ nun die Schiffbrüchigen zusammenkommen, sagte ihnen, daß wir morgen wahrscheinlich gerettet werden würden, daß aber bei dem Einschiffen die größte Ordnung herrschen müsse, weil ohne diese Unglücksfälle zu besorgen seyen. Ich hatte hundert und einige vierzig Nummern von Papier verfertigt, und ließ einem jeden die seinige ziehen mit dem Bedeuten, daß man jeden nach seiner Nummer, und zwar die niedrigsten Nummern zuerst, zum Einschiffen herbeirufen werde, ferner, daß einem jeden, Mann oder Frau, vergönnt sey, ein Paket bis zu der Größe eines Tornisters mit sich zu nehmen — aber auch nichts mehr.

Nachmittags kam auch das Kauffahrteischiff Erich angesegelt, welches man, weil sich kein zweites Kriegsfahrzeug in Amboina befand, zu unserer Rettung gemiethet hatte — eine sehr zweckmäßige Maaßregel, weil wir ohne dieselbe wohl mehrere Tage mit dem Einschiffen zugebracht haben würden, da die Boote nur wenig Menschen zugleich einnehmen konnten. Am Bord der Erich befand sich der Magistrat und Fiscal auf Amboina, Hr. de Kirmer, der sich die Erlaubniß, mitzugehen, erbeten hatte, um mir behülflich zu seyn. Mitten in der allgemeinen Freude hatte auch noch ein trauriger Auftritt statt. Der Maschinist Moßelmann nämlich, dessen ich früher erwähnt habe, war am 8 gestorben. Sein Leichnam ward, in Leinwand genäht, auf ein Brett festgebunden und einige hundert Schritte unter dem Winde der See preisgegeben. Der Mann hatte viel ausgestanden, und da er an Allem Mangel leiden mußte, so war seine Erhaltung unmöglich gewesen. Zu wie viel wehmüthigen Betrachtungen gab die traurige Handlung in diesem Augenblick und auf dieser Stelle Anlaß!

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 128.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Mai 1838.

Bilder aus Paris.

1. Eine Osterfeier im Conservatorium.

Es war am ersten Osterfeiertag. Das Programm des Concertes verkündete: Die Symphonie in in G mol von Mozart; „Benedictus" von Schwenk; ein Violoncell-Solo von Franchomme; ein Duett aus der Iphigenia von Gluck und die Pastoralsymphonie von Beethoven. Das Haus war während der ganzen Woche belagert, aber keine Hoffnung auf einige etwa leer gebliebene Plätze. Wo Mozart den Eingang, Beethoven den Schluß bildet und zwischen beiden Gluck eintritt, hat das Conservatorium in Paris keinen Raum für die Spätlinge. Selbst im regelmäßigen Gange werden die meisten Plätze ein Jahr lang voraus gemiethet. Ich wünschte in den Augenblicken der Ausführung der Mozart'schen und Beethoven'schen Musik einen Blick in jene überirdischen Räume thun zu können, in denen gerechter Weise ein Reich von Harmonie und alle das hienieden so grausam versagte Glück diese Geister umfassen muß, ich möchte den Ausdruck ihres Antlitzes haben, wenn aus dem Saale des Conservatoriums die Töne ihrer unsterblichen Schöpfungen zu ihnen hinaufsteigen. Welche Weihe! Welche fromme, tiefe Andacht für die Dichtung unsrer großen Meister. In der Loge, in welcher ich mich befand, theilte ich den Raum von etwa drei Schuhen im Gevierte mit acht andern Personen, lauter Schriftstellern, Künstlern und Journalisten. So wie wir, war der Rest des Saales gepfercht, aber Niemand dachte an sich, und der Körper war nur insofern etwas, als er dem Geiste das Werkzeug, das Ohr verlieh, um zu genießen. Mir gegenüber in einer der vordersten Logen saß ein blasses Weib, das schon durch ihre ungewöhnliche Gesichtsfarbe und den Ausdruck ihrer Züge meine Aufmerksamkeit erregte. Sie schien der übrigen Gesellschaft nicht anzugehören, und weit von ihr weg in einer andern Region zu leben. Als das dicht besetzte Orchester anfing, die Mozart'sche Symphonie, dieses Muster von gefühlvoller und reiner Tondichtung mit aller Vollkommenheit der innigsten Erfassung, zu spielen, als die Violinpartie und die Bässe, dieser Triumph des Pariser Conservateriums, in Virtuosität miteiferten, erhob sich von Zeit zu Zeit in dem Saale ein mühsam verhaltenes schnell vorübergehendes Geräusch, wie wenn ein Windstoß die stille Fluth bewegte. Kein Athemzug war außerdem vernehmbar. Die blasse Gestalt schien einer krampfhaften, stets bekämpften innern Bewegung preisgegeben, bis sie endlich durch einen Thränenstrom sich Luft machte. Bei dem Spiele der Beethoven'schen Symphonien geschah es mehrmals schon, daß das Parterre, nachdem es lange Zeit mit verhaltenem Athem gelauscht, plötzlich wie in einstimmiger Beifallswuth sich erhob und die Mauern des Gebäudes durch sein lautes Jauchzen erschütterte. Was ist Sterben, wenn der menschliche Geist also in seinen Werken auf Erden fortlebt! Denen, die niemals im Conservatorium zu Paris gewesen, mögen solche Auftritte außerordentlich scheinen, sie sind in der That durch dessen Leistungen in der Instrumentalmusik erklärbar. Selbst in der großen Oper, wo die meisten der nämlichen Künstler im Orchester beschäftigt sind, herrscht nicht die nämliche Vollendung, es fehlt die Andacht, die religiöse Weihe, es fehlt die reine Begeisterung für die Kunst, um ihrer selbst und allein willen. In der großen Oper ist es ein Tagewerk, eine Aufgabe des Lebenserwerbes, welche die Künstler erfüllen, im Conservaterium ist es der heilige Dienst der Kunst selbst, ohne materiellen Gewinn, denn die Künstler werden nicht anders als durch Eintrittskarten bezahlt, der höchste Preis für sie ist die Auszeichnung, in dieser Schaar der Auserwählten einen Platz einnehmen zu können.

Ich enthalte mich jeder einzelnen Beschreibung; was kann die Schilderung eines Profanen bei solcher Vollkommenheit! der Menuet in der Mozart'schen Symphonie, in welchem die verschiedenen Saiten- und Blasinstrumente in den launenhaftesten und zierlichsten Tondildungen sich durchkreuzen und verschlingen, wie das feinste, geschmackvollste Stickwerk auf seidenem Grunde, wurde stürmisch wieder verlangt. Alsbald gehorchte das Orchester mit größter Bereitwilligkeit dieser Anforderung und schien in der Wiederbelebung sich selbst zu übertreffen, stolz, den Beifall dieses Publicums in vollem Maaße zu verdienen. Wer einigermaßen in der Personalstatistik von Paris bewandert ist, kann in dem Saale des Conservatoriums eine Bildergalerie finden, wie sie wohl kein anderer Ort der Welt mehr aufzuweisen vermag. Nichts wäre interessanter als die Mannich-

faltigkeit des Eindrucks zu beobachten, wie sie sich auf den Gesichtszügen all dieser berühmten Persönlichkeiten, Dichter, Componisten, Staatsmänner, Schriftsteller u. s. w. äußert. Aber dazu gehörte die Möglichkeit, seine Aufmerksamkeit zu theilen, und das Orchester bemächtigt sich unser mit so ausschließlicher Tyrannei, daß für das Schauspiel nichts übrig bleibt.

Warum ward es Beethoven nie vergönnt, seine Pastoralsymphonie, jene in C mol, seine heroische Symphonie im Conservatorium zu Paris zu hören? ich möchte dem Schicksal diese Ungerechtigkeit vorwerfen, denn nur dieser Triumph hätte den großen Dichter für die harten Launen seines Lebensglückes entschädigen können.

Als diese denkwürdige Feierlichkeit beendigt war, sagte einer meiner Logennachbarn mit einem tiefen Seufzer: faites donc de la musique après celà! Nach dieser Vollkommenheit, bemerkte ein anderer, bleibt nur mehr ein einziger Virtuos mehr hörbar. Und welcher, fragte man? — die Nachtigall, war die Antwort, und ich will sie, nun die Concerte des Conservatoriums schließen, je eher je besser fern von der Stadt in irgend einem schönen Walde aufsuchen.

Ihr Feinde von Paris, die Ihr so viel von den Nachtheilen der Centralisation der Hauptstadt, von ihrer selbstsüchtigen Aneignung alles Großen und Schönen in Frankreich, zum Nachtheil der Departemente sprecht: kommt doch in das Conservatorium und hört statt zu reden. Wollt Ihr etwa sechs und achtzigmal für Frankreich haben, was die ganze Welt für alle Länder nur Einmal besitzt? und ist Euch der Stolz, daß Euer Land diesen musikalischen Parnaß besitzt, nicht hinreichend?

Kommt und hört! bei meiner Treue, die Aufführung einer einzigen Beethoven'schen Symphonie im Conservatorium zu Paris ist mehr werth, der Menschheit und ihrem geistigen Daseyn förderlicher, wohlthuender, nützlicher, als all Eure Theorien und Träume einer egoistischen, engherzigen Gleichmachung der Güter!

Gemälde von Siebenbürgen.

2. Die Einwohner des Landes.

(Fortsetzung.)

b) Der Bürgerstand. Nur in den deutschen Districten, und in den vorzüglichsten Städten der Ungarn und Wallachen hat sich ein solcher gebildet. Aber noch nirgends hat er sich zu der Selbstständigkeit erhoben, wie in vielen Staaten Deutschlands, obgleich er auf den Landtagen seine eigenen Vertreter hat. Im Lande der Sachsen ist er übrigens zu ziemlicher Wohlhabenheit gelangt, wie in demselben überhaupt mit dem Genusse einer größern Freiheit das Volk sich auch materiell viel besser befindet. Hier ist auch das vorhin dargestellte Feudalsystem völlig beschränkt, und es kann ein Jeder, welcher nur die Mittel dazu hat, Grundeigenthum erb- und eigenthümlich erwerben. Gewerb- und Kunstfleiß hebt überall den Bürgerstand mehr als alles Andere empor, und gibt die Mittel zum Handel und zur Erwerbung von Reichthum. In Siebenbürgen ist man darin, im Vergleich zu Deutschland und zum westlichen Europa überhaupt, noch zurück, obgleich man schon für den größten Theil der derartigen Bedürfnisse des Landes zu sorgen im Stande ist. Wer hier sein Gewerbe nur einigermaßen inne hat, der nährt sich gut davon. Meistens sind es in den ungarischen und wallachischen Bezirken eingewanderte Deutsche, die, wenn sie nur nicht ganz ungeschickt sind und das Erworbene nur einigermaßen zu Rathe halten, ihr Glück machen.

c) Der Stand der Bauern. Einzig und allein in den deutschen und Szekler Districten trifft man diesen Stand in seiner eigentlichen Bedeutung an, in den andern Theilen des Landes gibt es nur Herren und Knechte, und neben dem besitzenden Adel findet man nur Fröhner und Leibeigene. Daher ist dieser Stand auch nur in den gedachten Districten auf dem Landtage vertreten. Hier aber herrscht, wie ich schon gesagt habe, große Wohlhabenheit, verbunden mit einem hohen Grade von gesunder Intelligenz. Diese macht sich nicht selten auf dem Landtage in dem Maaße geltend, daß die besten Redner aus diesem Stande auftreten und ihre Sache verfechten. Wäre Siebenbürgen in seiner ganzen Ausdehnung von einer solchen Bevölkerung bewohnt, wahrlich das Land würde Epoche machen. So aber haben gerade die intelligentesten Einwohner den unfruchtbarsten Landesstrich inne, obgleich sie diesem bei weitem mehr abgewinnen, als die Ungarn und Wallachen ihrem überaus fruchtbaren.

Wie ich schon angeführt habe, so herrscht bei den Bauern in den deutschen Districten Ordnung, Reinlichkeit und Wohlhabenheit. Schon ihr Körper verräth Kraft und aus ihren Reden und Handlungen spricht ein gesunder Geist. Das weibliche Geschlecht ist munter und meistentheils gut gebildet, ja man trifft unter ihm oft genug wahre Schönheiten. Im Allgemeinen herrscht religiöser Sinn unter ihnen, weßhalb denn auch Unzucht weit seltener ist, als in vielen andern Ländern. Ihr ganzes inneres Hauswesen ist gut geordnet und zeigt allenthalben die größte Zweckmäßigkeit. Obgleich man dem Trunke nicht gerade abhold ist, so sind eigentliche Trunkenbolde doch höchst selten. Doch ich ergänze diese Charakteristik, wenn ich weiter hin die Bevölkerung Siebenbürgens nach den verschiedenen Nationen des Landes aufführe.

d) Der große Volkshaufe der niedern Classen. Da Siebenbürgen noch weit hin hat bis zur Uebervölkerung, da es vielmehr noch um ein gutes Drittheil mehr Einwohner zählen könnte, wie jetzt, ehe es nur so bevölkert wäre, daß überall die Nothwendigkeit einer stärkern Betriebsamkeit einträte, so folgt hieraus schon von selbst, daß der Haufe der Proletarier hier ungleich kleiner seyn müsse, wie in den meisten Ländern des westlichen Europa's. Fast nur die Zigeuner allein gehören im strictesten Sinne in diese Kategorie. Unter den Deutschen und Szeklern findet sie sich theilweise wohl auch schon repräsentirt, jedoch ist dort keinem die Subsistenz so erschwert, daß er sie nicht bei einigem Fleiße noch ohne große Schwierigkeit gewinnen sollte. Im ganzen Lande bieten sich übrigens allenthalben Gewerbszweige dar, welche den, der sie nur ergreifen mag, leicht nähren und vor Armuth verwahren. In der That trifft man auch in wenig Ländern die Bettler in so geringer Anzahl wie

in Siebenbürgen. Dieß liegt einestheils eben in dem leichten Erwerbe, und anderntheils in der Genügsamkeit des hiesigen Volkes. In den Bezirken der Ungarn und Wallachen gibt es nur Wenige, welche nicht immer auf einige Zeit hinaus für ihre Bedürfnisse versorgt wären; denn haben sie auch kein großes und erbliches Grundeigenthum, so sind sie doch, als glebæ adscripti, für die Bedürfnisse des Magens gedeckt, und nebenbei auch in Stand gesetzt, für die Bedeckung ihrer Haut selbst zu sorgen. Die Wolle von ihren Schafen, deren jeder kleine Grundbesitzer mehrere hält, und die Häute von dem Vieh, was sie zu ihrem Bedarf schlachten, gewähren ihnen hiezu die Mittel. Dabei sind sie Gerber, Tuchmacher, Schneider u. dgl. selbst. Insbesondere leisten darin die Frauen treffliche Dienste.

(Schluß folgt.)

Ankündigungsarten in London.

Man kann schon in Paris manches Haus von oben bis unten beschrieben sehen mit einem Catalogue raisonné aller Artikel, welche im winzigen Häuschen zu haben sind. Bisweilen wird dem Vorübergehenden wohl noch in der Hauptstadt der Franzosen ein Zettelchen in die Hand gedrückt, welches einem sagt, daß dieser oder jener Chirurg einem diese oder jene Krankheiten vertreiben wolle. Und auf dem rechten Ufer der Seine werden Anschlagszettel angeheftet, daß man sie von dem linken lese, so mikroskopisch ist der Druck. Doch wie weit überbieten die Engländer auch in der Avertirungskunst die Franzosen! Einige Meilen von London schon kann der Neuankommende auf den Zäunen lesen, wo er Wichse, Schneider, Gin, Schuhmacher finden könne, und alles cheap!! cheap!!! (wohlfeil). Kommt er in die Stadt, so sieht er gleich, daß es der Chirurg Sloane u. Comp. — denn auch die Heilkunde wird hier nach der Elle gemessen — übernommen habe, die Stadt mit Papieren zu einem gewissen Gebrauche zu versehen. Doch wird er darin von andern Gewerbsleuten mächtig unterstützt. Hr. Wood ließ, als er zum Parlamentsmitglied gewählt wurde, gleichfalls den Vorübergehenden Zettel in die Hand drücken, in welchen er ihnen für ihr Vertrauen bei der Wahl dankt, und sie zur Danksagung einladet, von seinem Gin, Branntwein, Rum u. s. w. zu kaufen.

Ein abgetakelter Lohnkutscher baute eine ungeheure, weite und hohe viereckige Kiste auf seinen Wagen und überkleidete sie ganz mit Anschlagzetteln, mit denen er den ganzen Tag langsam in der Stadt herum spazieren fuhr. Er fand viele Nachahmer, unter Anderem einen Hutmacher, der einen Hut in der Stadt herumführen ließ, in welchem sein ganzes Waarenlager nebst seiner Familie Platz gefunden hatte. Doch wird er gegenwärtig von einem Sohn des Aesculaps überboten, der einen hölzernen Obelisken, vor dem der steinerne vor zwei Jahren in Paris mit so vielen Kosten aufgestellte erröthen müßte, spazieren fahren läßt mit einer großen Ankündigung.

Daß Ankündigungen und Kataloge in die Häuser geschickt oder an die Hausthüren geklebt werden, geschieht sehr häufig. Doch sah ich keine eclatantere Bekanntmachung als die des Weekly Chronicle. Ein zweispänniger Wagen war mit Trompetern besetzt, welchem ein paar Dutzend Männer mit Tafeln, auf welche die Ankündigung geschrieben war, auf Stangen tragend folgten.

Der Schiffbruch des Dampfschiffes Wilhelm I auf dem Korallenriff Lucipara im indischen Archipel im Frühjahre 1837.

(Schluß.)

Den 9 Junius des Morgens 7 Uhr, bei ziemlich gutem Wetter, fiel der Signalschuß vom Nautilus, worauf zugleich die Schaluppen vom Schiff abstießen. In der einen befand sich der Lieutenant Wieweg, in der andern der Lieutenant Mossa. Auch der Erich schickte seine Boote ab. Ich ließ zuerst die Damen mit den Kindern und den übrigen Passagieren einschiffen. Da ich nach Leuten frug, meine Frau und Kinder in die Schaluppe zu tragen, boten sich alle Soldaten und Seeleute zugleich an. Ich wählte vier Matrosen, meine Frau auf einem Stuhl sitzend zu tragen. Sie hatte viel gelitten, nahm aber alle ihre Kräfte zusammen, den neuen Gefahren die Stirne zu bieten und über ihre Kinder zu wachen. Diese sah sie vorausgehen, und folgte nun völlig beruhigt.

Während ich mich bei der Einschiffung in der Brandung befand, hatte ich beim Lebensmittelmagazin einige vertraute Soldaten auf Wache gestellt, um zu verhüten, daß sich Jemand betrinke. Ich selbst folgte meiner Frau und Kindern. Sie kamen glücklich in die Schaluppe. Die Brandung war heftig. Unsere Bonne, die nur wenige Minuten zu spät kam, konnte mit den ersten Booten nicht wegfahren, denn wenn diese sich zu lange in der Brandung aufhielten, schlugen sie um oder geriethen voll Wasser. Die Schaluppe, worin meine Frau und Kinder mit noch andern Passagieren saßen, war in großer Gefahr zu sinken, als sie bei der Brigg ankam. Durch die hohe See war mehr Wasser hereingekommen, als man auszuschöpfen vermochte. Auch das an Bordkommen war noch mit Gefahr verbunden, vorzüglich für meine Frau in ihrem Zustande. Sie verließ die Schaluppe nicht eher, bis sie die Kinder oben wußte, dann folgte sie, kam auch glücklich auf dem Verdeck an, fiel aber nun völlig erschöpft und von Rührung übermannt ohnmächtig nieder. Durch die herzliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt des Commandanten Müller und des Schiffsarztes van der Hoeven kam sie wieder zu sich, blieb aber voll Unruhe meinetwegen, ob ich ihr gleich vorher gesagt hatte, daß ich bis zuletzt auf dem Riffe bleiben müsse, um für das Einschiffen Aller und vor allen Dingen der Kranken zu sorgen; denn jeder hatte so viel mit sich selbst zu thun, um in die Schaluppen zu gelangen, daß man an Andere wenig dachte, und selbst gefühllos für die Gefahren Anderer ward. Ohne die wiederholten edelmüthigen Anstrengungen des Commandanten Lamieth, der mir stets treu zur Seite blieb, und ohne das, was ich selbst glücklich genug war dazu beizutragen, hätten gewiß einige Kranke und auch Andere das Leben verloren. Es waren die letzten achtzehn oder zwanzig Schritte, wo die meiste Gefahr drohte. Hatte man das Glück, in der Zwischenzeit weniger Minuten, welche die eine der furchtbar gegen den Felsen heranrollenden und dagegen sich brechenden Wellen von der nächstfolgenden schied, jenen kurzen Weg abzulegen, die Schaluppe zu erreichen und hineinzuspringen, oder doch sich gegen den Ungestüm der Wellen daran fest zu klammern, dann konnte man sich für gerettet halten. War aber die Schaluppe nicht erreicht worden, dann ward man umgeworfen oder von der Welle überdeckt, und kaum wieder zu Athem gekommen, folgte Welle auf Welle, überströmte die Unglücklichen und warf sie endlich besinnungslos um, wo sie dann, wenn keine Hülfe kam, umkommen mußten. Ich fand unsere Bonne und mehrere An-

dere, die in diesen Zustand gerathen waren, als sie die ersten Boote nicht erreichen konnten, und die, glücklich noch bei Zeiten nach einem weniger gewaltigen Wellenschlag zurückgewichen, da die Zurückkunft der Boote erwarteten.

Den ganzen Tag hindurch fuhren die Boote hin und wieder, und nahmen jedesmal eine Anzahl Schiffbrüchige mit. In der Mitte des Tages zur Fluthzeit mußte man einen Stillstand machen, weil dann die Brandung so heftig war, daß die Boote umschlugen und nicht hindurch zu bringen waren. Sobald die See mit eingetretener Ebbe ruhiger ward, wurden alle Kräfte angestrengt, um mit allen am Strande zurückgebliebenen Booten zugleich die letzten Schiffbrüchigen, vierzig an der Zahl, hinüber zu fahren. Ich und der Lieutenant Wiewez vertheilten sie in gleiche Trupps, und nun ließen wir sie alle zugleich nach den verschiedenen Stellen eilen, wo die Boote lagen. Ob sich gleich mehrere Kranke und Frauen darunter befanden, die schon mehrmals versucht hatten in eines der Boote zu gelangen, aber jedesmal wieder hatten umkehren müssen, so ging doch Alles glücklich und regelmäßig von Statten. Nur Ein Mann, ein javanesischer Matrose, verlor dabei das Leben. Nun war es 5 Uhr am Abend des 9 Junius. Die Brigg hatte den ganzen Tag sehr geschickt manövrirt, um das an Bordkommen der Geretteten zu begünstigen, und hatte nun ihrer 100 an Bord; der Erich ungefähr 40. Auf dem Riff waren noch ich selbst mit dem Herrn van der Düssen, der mich nicht verlassen wollte, der Commandant Lamieth, der Sergentmajor Schwab und zwei Matrosen. Das letzte Boot des Nautilus wollte noch einmal zurückkommen, uns abzuholen, aber Wind, See und Brandung erhoben sich so gewaltig, daß die Fahrzeuge selbst genöthigt waren, sich von dem Riff mehr seewärts zu entfernen. Auch den folgenden Tag, am 10 Junius, war es aus denselben Ursachen unmöglich, ein Boot auszusetzen, und überdieß hatten die Boote des Nautilus bereits zu viel in der Brandung gelitten, um anders als bei stillem Wetter gebraucht zu werden.

Erst am 11 Junius, obgleich die See noch sehr ungestüm und hohl ging, eine Eigenschaft des banda'schen Meeres, auf welchem wir uns befanden, und trotz der heftigen Brandung versuchte man es, uns zu retten. Auf Zureden und mit Zuthun des Majistrats de Rixmer wagte es der zweite Steuermann vom Erich, mit einem starken Boote nach uns zuzusteuern. Die Wellen gingen so hoch in Vergleich mit der niedrigen Stelle, worauf wir uns befanden, daß das Boot von einer Brandungswelle in die Höhe geschleudert in einem Moment auf den Strand geworfen ward. Es war keine Zeit zu verlieren, weil das Wasser noch immer im Zunehmen war. Ich frug den Steuermann, ob er sich getraue, uns an Bord der Brigg zu bringen. Er versprach es, wenn nämlich seine javanesischen Ruderer (8 Mann) Kräfte genug haben würden, das Boot durch die Brandung zu rudern. Ich versprach, sie reichlich zu belohnen, wenn sie mich an den Nautilus gebracht haben würden. Sie strengten alle ihre Kräfte an, und obgleich es sehr beschwerlich war, an Bord zu kommen, wurde dieß mir und meinen Schicksalsgenossen doch durch die geschickten Manövres der Brigg erleichtert. Man empfing uns an Bord mit lautem wiederholtem Hurrah.

Wir waren nun Alle gerettet, hatten aber meist alle viel, meine Gattin vor Allen sehr viel, gelitten, und ob wir nun gleich wieder Alle vereinigt waren, konnte ich doch nicht ohne Bekummerniß für sie in die Zukunft blicken.

Man gab mir das mir zukommende Salut; der Commandant frug nach meinen Befehlen; ich bedachte mich keinen Augenblick, Curs nach Amboina stellen zu lassen. Wenn ich auch früher daran gedacht hatte, wegen des Zustandes meiner Gattin und wegen des gänzlichen Verlustes meiner Habe noch erst nach Batavia zurückzukehren, so waren doch andere Gründe überwiegend, und bestimmten meinen Entschluß, mich sogleich, wie auch unsere Lage seyn möge, nach dem Orte meiner Bestimmung zu begeben. Während der Ueberfahrt ward uns am Bord die herzlichste Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu Theil — aber mit 100 Seelen mehr auf einer Brigg, die an und für sich wenig geräumig ist, waren wir so aufeinander gepackt, daß meine Frau während der Ueberfahrt noch wenig Erholung genoß.

Die Theilnahme, womit uns die Einwohner Amboina's von jedem Stand und Rang empfingen, ist nicht zu beschreiben, denn die Nachricht unseres Unglücks hatte über ganz Amboina Niedergeschlagenheit verbreitet. Mit Rührung betrachtete und umarmte man unsere Kinder, als man sie nach dem Wagen geleitete. Wir traten in dem Hause des Hrn. Köhler ab. Dieser herzliche Mann und seine Gattin thaten alles Mögliche, uns das ausgestandene Leiden vergessen zu lassen. Den 14 des Morgens übernahm ich den Oberbefehl. Ich hatte an Leib und Seele viel gelitten, darum war ich bei der Feierlichkeit sehr gerührt, und ward dieß noch mehr, als einer der Umstehenden, auch ein Unglücksgefährte, der Hr. v. Spreeuwenburg, tief gerührt auf mich zueilte und mir mit Thränen um den Hals fiel. — Den folgenden Tag trat ich auch meine Stelle als Militärbefehlshaber der Molukken an.

Die Erinnerung an das furchtbare Unglück, dessen Beschreibung ich versucht habe, wird uns wohl, auch noch in späten Jahren, nicht verlassen. Möchte sie nie durch mögliche fernere Folgen jenes Unglücks noch schmerzlicher werden! Nimmer wird mich aber das angenehme Gefühl verlassen, daß ich das Glück gehabt habe, meine Bemühungen zu Aller Erhaltung und Rettung mit einem so glücklichen Erfolge bekrönt zu sehen, daß wir beim Schiffbruch sowohl als nachher bei der beinahe eben so gefährlichen Wiedereinschiffung nur eines einzigen Mannes Verlust zu betrauern hatten. Seeleute und Soldaten fanden sich bewogen, mir dafür öffentlich eine schriftliche Danksagung anzubieten, wovon ich die Ehre habe Eurer Excellenz eine Abschrift hier beizufügen. Für mich selbst wird dieß Blatt immer ein ehrendes theures Andenken bleiben.

Meiner Pflicht, Eurer Excellenz diejenigen zu nennen und zu empfehlen, die sich in der kritischen Lage, worin wir uns befanden, durch Brauchbarkeit und gute Dienste ausgezeichnet haben, ist bereits in den frühern besondern Berichten Genüge geleistet. Zum Schlusse dieses Berichtes habe ich also nur noch die Bitte an Eure Excellenz beizufügen, mich wegen der vielleicht allzu weitschweifigen Erzählung vieler besondern Umstände zu entschuldigen. Die Erinnerung an so manchen Beweis von Eurer Excellenz Wohlwollen gegen mich ließ mich darauf schließen, daß das Schicksal der 140 Schiffbrüchigen Ihre Theilnahme auch in den weniger bedeutenden Umständen erregen werde.

De Stuers.

NB. Um dieser letztern Ursache willen hat auch der Uebersetzer seines der weniger bedeutenden Details aus der Erzählung weglassen wollen. Sie waren bedeutend in jener Lage. Man denke an die traurige Oede und Einförmigkeit des hoffnungslosen, muthlosen Lebens auf der Klippe — sie tragen dessen Stempel, aber drücken auch den Stempel der Wahrheit auf diesen ebenaiven Bericht, und werden darum manchem gefühlvollen und wahrheitliebenden Leser willkommen seyn.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 129.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Mai 1838.

Straf- und Besserungsanstalten in der Schweiz und in Frankreich.

Bekanntlich gingen vor ungefähr zwanzig Jahren die ersten wahren menschenfreundlichen und christlichen Ideen über diesen Gegenstand von Nordamerika aus, während man darüber in dem civilisirten Europa noch im Dunkeln tappte, und sich in Gräueln gefiel, die des Mittelalters, seines Criminalverfahrens und seiner hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung würdig waren. In Frankreich bestand und besteht mit geringen Veränderungen noch das furchtbare Bagno-System in Toulon, Brest und Rochefort. An sittliche Aufrichtung und Reinigung, an die Wiedererhebung der Verbrecher zu tadelfreien, würdigen Menschen, an Unterricht, an ihre Befähigung, künftig durch irgend eine Fertigkeit ihr Brod redlich zu verdienen und achtenswerthe Mitglieder der Gesellschaft zu werden, — daran wurde diesseits des Oceans nicht gedacht. In Deutschland hielt man es sogar noch lange nachher für überspannte, schwärmerische Träumerei, was sich in Nordamerika schon zur Wahrheit und unläugbaren Wirklichkeit gestaltet hatte. In England machte man zuerst einige Versuche, hierin das überseeische Land nachzuahmen, auf dem europäischen Continent aber zuerst in der Schweiz, denn schon vor eilf Jahren wurde in Genf ein Pönitenzhaus ganz nach jenem System gebaut, eingerichtet und verwaltet. Die Resultate, die sich hier ergeben haben, sind überraschend und hocherfreulich für Jeden, dem das Fortschreiten der Menschheit zum wahrhaft Bessern am Herzen liegt. Diese Anstalt würde aber bei aller Trefflichkeit ihrer Verwaltung doch geringere sittliche Erfolge haben, wenn nicht dem Director ein ganz von ihm unabhängiges Comité zur Seite stände, das sich mit der Aufsicht über die Moralität der Sträflinge und mit ihrer Versorgung, wenn sie aus dem Strafhause treten, ernstlich, aber väterlich beschäftigt. Von Grellet, einem der würdigsten und eifrigsten Mitglieder dieses Ausschusses, ist jetzt eine historische, theoretische und praktische Darstellung des Pönitenzsystems erschienen, unstreitig das beste auf Erfahrung gegründete Werk über diesen Gegenstand. Wir heben einiges Charakteristische aus.

In der Geschichte des Pönitenzsystems lassen sich genau drei verschiedene Zeiträume unterscheiden: die Zeit des Paganismus, wo man darüber sprach, ohne zu handeln; die Zeit des Christenthums bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, wo der christliche Eifer sprach und handelte, ohne die Mitwirkung und Hülfe der Regierungen; endlich die neueste Zeit, wo die Regierungen mit Moral und Religion zusammenwirken, um die den Verbrechern von der Justiz auferlegte Strafe zur sittlichen Besserung derselben zu benutzen. Der Grund, warum Verbrechen begangen werden, ist auch sehr verschieden. Viele lehnen sich gegen die bürgerliche Gesellschaft, ihre Ordnung und Gesetze auf und setzen sich Strafen aus, weil sie unwissend sind und keine passende Erziehung genossen haben; Andere aus Schwäche, denn sie waren nicht stark genug, um gegen das Beispiel und den Einfluß ihrer Umgebungen und gegen den Drang der Leidenschaften mit Erfolg zu kämpfen; noch Andere verweigern bösartig und halsstarrig den Pfad des Rechts zu wandeln, und wenn man mit Rath und Ermahnungen zu ihnen spricht, so nehmen sie dieß mit bitterm oder grobem Spott und mit Ungläubigkeit auf. Natürlich sind die Sträflinge jener ersten Classe am leichtesten in guten Pönitenzhäusern zu bessern, und bei ihnen ist am schnellsten guter Erfolg zu bemerken. Auch die Sträflinge zweiter Classe werden unschwer gebessert, gerathen aber leicht wieder ins Laster, und unter ihnen sind Rückfälle am häufigsten. Alle Versuche der Besserung scheitern in der Regel an den verhärteten Verbrechern der dritten Classe; doch gibt es einige, wiewohl seltene Fälle, wo es gelingt, sie auf den rechten Weg zurückzuführen. Bei diesem Besserungsgeschäft muß man aber gefaßt seyn auf schmerzliche Täuschungen und betrogene Hoffnungen, und man darf sich nicht abschrecken und entmuthigen lassen, wenn der Erfolg nur selten ganz günstig ist. Diese Täuschungen beweisen ja nichts gegen das System. Ginge aus ihnen auch nur einiges Gute hervor, das außerdem nicht erreicht worden wäre, so braucht es weiter nichts zu seiner Rechtfertigung. Ueberdieß muß nicht bloß der Augenblick der Gegenwart, sondern auch die Zukunft betrachtet werden, wo die Resultate der neuen Ordnung sich noch günstiger stellen, und sich die großen Vortheile des Pönitenzsystems in ihrem vollen Lichte zeigen dürften. Die Gefängnisse sind nun nicht mehr Schulen des gegenseitigen Unterrichts in

Lastern und Verbrechen; die entlassenen Sträflinge sind in ihnen wenigstens nicht schlimmer, verdorbener und gefährlicher geworden; im Gegentheil, eine Reihe Jahre von Sitte, Ordnung, Arbeit, Unterricht, freundlicher Zusprache, ohne alle Einflüsse und Beispiele, muß nothwendig eine günstige Veränderung bei ihnen hervorbringen. Wenn auch jetzt nur Wenige ganz gebessert das Pönitenzhaus verlassen, so wird doch die Zahl der Verbrecher in der Folge immer geringer werden, weil die vorigen Zuchthäuser und Bagnen nach und nach eingehen; diese aber bildeten und lieferten — zur Schande der Regierungen sey es gesagt — die meisten großen Verbrecher durch ihre unsinnige Einrichtung, ihre alten Mißbräuche und ihre grausame Strenge.

(Schluß folgt.)

Gemälde von Siebenbürgen.

2. Die Einwohner des Landes.

(Schluß.)

Nachdem ich von den verschiedenen Ständen der Bevölkerung Siebenbürgens gesprochen habe, muß ich nun noch eine andere Rangordnung, und zwar die der verschiedenen hier wohnenden Nationen anführen. Den alten und ausgedehntesten Rechten nach, in deren Besitze sie sind, muß ich vor allen andern zuerst nennen:

A. Die Ungarn (Magyaren.) Von dieser Nation stammen ursprünglich fast alle Magnaten, und nur im Laufe der Zeit sind einige Wallachen und Deutsche in deren Reihe getreten. Ihr Charakter verläugnet sich nirgends. Spanische Grandezza, deutsche Geradheit, orientalische Gastfreundschaft und Prachtliebe, nebst der Neigung zum italienischen Dolce far niente und zur Geselligkeit — dieß sind die Grundzüge desselben. Gestalt, Gesichtsbildung und äußeres Benehmen läßt sie alsbald von allen andern Nationen unterscheiden. Außer den durch das ganze Land verbreiteten Magnaten und Edelleuten besteht aus dieser Nation der Haupttheil der Bevölkerung im westlichen und nördlichen Theile des Landes, mit Ausnahme des Bistrizer Stuhles, wo Deutsche sind. Man findet sie jedoch fast nirgends völlig unvermischt, so wie dasselbe auch von den übrigen Volksstämmen gilt. Die Magyaren zeichnen sich, wie in ihrem eigentlichen Vaterlande Ungarn, auch in Siebenbürgen durch eine gewisse Scheu vor allzu großer Anstrengung aus. Es scheint, als wäre dieser Volksstamm nur zum Herrschen und zum Genießen geboren, und als hätte ihm deßhalb die Natur auch in seinem Aeußern den Stempel des Herrn aufgedrückt. Denn neben seiner Grandezza zeigt seine Körperbildung auch einen gewissen Adel. Ich will mich hier nur auf die Zeichnung der Männer beschränken. Ihre Gestalt ist von mittlerer Größe, symmetrisch in allen ihren Theilen, und gerade aufgerichtet. Ihr Gesicht ist meistentheils nach den Linien der Schönheit geformt, dabei voll und kräftig, die Augen schwarz und voll Feuer, die regelmäßig geformte Nase wird durch den schwarzen Schnurrbart — der Stolz des Magyaren — in ihrer günstigsten Gestalt gezeigt; Mund und Kinn deuten auf Gutmüthigkeit. Man kann behaupten, es liege der ganze Nationalcharakter des Ungarn auf seinem Gesicht ausgeprägt. Dasselbe könnte man fast von seiner Sprache gelten lassen, welche einzig und frei von aller Aehnlichkeit mit jeder andern ist. Trotz ihrer Härte, die aber nur im Munde des Ausländers grell hervortritt, hat sie etwas Grandioses und macht selbst auf den, der sie nicht versteht, durch ihren Klang Eindruck.

B. Die Wallachen. Wenn ein Volksstamm durch mehr als anderthalbtausendjährige Sklaverei nicht zur völligen Erniedrigung herabgesunken ist, so müssen die Elemente seines Nationalcharakters vorzüglich seyn. Und dieß kann man mit ziemlicher Zuversicht von den Wallachen sagen. Sie sind freilich tief gesunken und stehen in ihrer Masse auf einer sehr niedrigen Stufe der Civilisation. Treten sie jedoch, wo immer durch äußere Verhältnisse begünstigt, aus der Knechtschaft heraus, so zeigen sie so viele geistige Bildungsfähigkeiten und entwickeln einen so ansprechenden Charakter, daß man alsbald Vertrauen und Liebe zu ihnen bekommt. Sie sind arbeitsam, wenn der Zwang sie dazu antreibt, ergeben sich aber, wo ihr freier Wille waltet, dem Nichtsthun fast noch lieber, wie der Magyar. Haben sie auf einige Zeit zu leben, wie dieß z. B. im Herbste der Fall ist, dann sind sie für die Zukunft völlig unbesorgt, halten es sogar für einen Frevel gegen die Vorsehung, wenn sie das, was sie ihnen gegeben hat, nicht in Ruhe genießen sollten. Große Neigung haben sie für Wirthshäuser, was einen dreifachen Grund hat: einmal lieben sie es zu zechen und sich zu berauschen; zum zweiten entgehen sie gern ihren engen und rauchigen Hütten; und zum dritten lieben sie leidenschaftlich die Geselligkeit und hören vorzugsweise gern erzählen. Dabei kann man ihnen, gleich Kindern, die fabelhaftesten Mährchen aufbinden, und sie glauben sie wie ein Evangelium. Hieraus folgert man wohl von selbst schon, daß sie abergläubisch sind, was im höchsten Grade der Fall ist. Um ihre Religion ist es schlecht bestellt, zumal auch ein großer Theil ihrer Geistlichen der höhern Bildung und Weihe ermangelt. Man wird selten den christlichen Gottesdienst auf eine gemeinere und unwürdigere Weise abhalten sehen, als in einer Menge von Kirchen der Wallachen in Siebenbürgen, die sich zum griechisch-unirten Cultus bekennen. Hierin findet zwischen ihnen und den Magyaren ein großer Unterschied statt, denn diese, zum Theil sich zur römisch-katholischen, zum Theil zur protestantischen Confession bekennend, verläugnen ihre Grandezza auch beim Gottesdienste nicht, und verrichten ihn, wenn ich so sagen darf, mit einem gewissen vornehmen Anstande.

Der Zahl nach übertreffen die Wallachen die Magyaren bei weitem. Sie bewohnen außer dem nordwestlichen Striche von der Gränze von Nieder-Ungarn bis nach Clausenburg meistentheils den mittlern Theil des Landes, d. i. den fruchtbarsten, die Mesöscheregh. Das so sehr gesegnete Land begünstigt ihre Trägheit, und die Einfachheit ihrer Bedürfnisse ist dabei ein Verbündeter. Die meiste Arbeit wird den Frauen aufgebürdet, die sich im Fleiß vor den Männern rühmlich auszeichnen.

Der Wallache trägt in seiner Physiognomie das treue Gepräge seiner gemischten Abkunft. In die reine, Hoheit andeu-

tende, kaukasische Gesichtsbildung, hat sich die slavische tief eingeprägt, sie, aus deren feinen Zügen Schlauheit, Neigung zum Vergnügen, dabei ein wenig Servilität, hervorleuchtet. Aus diesem Gemisch aber entwickeln sich Köpfe, welche classisch sind, und als Modell für Gemmen benutzt werden könnten — Köpfe, die auch im Innern das bergen, was ihr Aeußeres andeutet; denn schnellere Fassungskraft, offneren Verstand, größeren Scharfsinn, verbunden mit Gewandtheit des Verstandes, wie mitunter der gemeinste Wallache zeigt, findet man nirgends. Dieß Volk vereint und zur höchsten Civilisation hinaufgebildet, wäre geeignet, an der Spitze der geistigen Cultur der Menschheit zu stehen. Und um dieß voll zu machen, ist auch seine Sprache so wohlklingend und reich, daß sie sich für das gebildetste Volk der Erde besonders eignen würde.

C. Die Sachsen (Deutschen). Den ganzen Süden von Siebenbürgen, mit Ausnahme des vordern und hintern Endes, in einer Breite von etwa acht und einer Länge von dreißig Meilen, bewohnen die Deutsche, hier Sachsen — so wie in Ungarn Schwaben — genannt. Wiederholen muß ich nur hier ein für allemal, daß im ganzen Laude keiner der Volksstämme unvermischt mit dem andern wohnt, und daß also auch hier Ungarn, Wallachen und Szekler mitunter ganze Ortschaften inne haben. Kommt man vom Norden her, von den Magyaren und Wallachen in das Land (die Districte oder Stühle) der Sachsen, so wird man alsbald aufs angenehmste überrascht: denn hier glaubt man sich, sowohl bei Ansicht des Landbaues, als der Bauart der Ortschaften, auf einmal in die reichsten Gegenden Deutschlands versetzt. Man findet unter diesem Stamme eine große Wohlhabenheit, welche sich nicht allein in der Kleidung und dem Hauswesen, sondern auch an den Personen selbst zeigt: denn sie tritt an Allen durch ein gewisses Selbstvertrauen hervor. Heitere Gesichter, kräftige Gestalten, vor allem aber Schönheit des weiblichen Geschlechts findet man unter den Sachsen überall. Ihre Sprache, welche sie unter sich reden, ist so corrumpirt, daß, obgleich deutsch, man nur wenig davon versteht, und nur aus einzelnen Worten den Zusammenhang errathen kann. Sie sind jedoch, groß und klein, hoch und niedrig, auch nichtsdestoweniger des reinsten Hochdeutsch mächtig, welches sie alsbald mit dem Fremden sprechen. Da sie vor den andern Districten Siebenbürgens viele Privilegien, und vor Allem das des freien und unbeschränkten Besitzes des Grundeigenthums voraus haben, und dabei fleißig und betriebsam sind, so ist es leicht erklärbar, warum sie bei weitem wohlhabender sind, als die andern Stämme. Die Glaubensbekenntnisse, zu denen sie sich halten, sind das katholische und das evangelische.

D. Die Szekler. Vom magyarischen Stamm entsprossen, sprechen die Szekler auch dessen Sprache, obgleich in ihrem eignen Dialekte. Durch besondern Fleiß und große Betriebsamkeit zeichnen sie sich vor ihren Stammgenossen aus. Der Landstrich, welchen sie bewohnen, zwingt sie dazu, denn an der Gebirgskette, die sich an den Gränzen der Moldau hinzieht, bringt das Land keine Frucht ohne Mühe; auch sind die anbaufähigen Strecken im Verhältniß des Ganzen nur klein. Dieß Volk hat eine eisenfeste Körperconstitution, weßhalb es auch zu der schwierigen Gränzbewachung Siebenbürgens ganz vorzüglich geeignet ist. Im Durchschnitt sind sie nicht von besonderer Größe, aber destomehr fest und untersetzt und für Ertragung von Strapazen mehr als irgend ein Volk geeignet. Ihre Tapferkeit ist weltbekannt, und ihre Kühnheit erregt Bewunderung. Sie sind ziemlich industriös, und in Verfertigung dessen, was sie zu ihrem Landbau an Acker- und Wagengeräthe bedürfen, so wie dessen, was ihre Bekleidung erfordert, sehr geschickt. Ihr Charakter ist zuverlässig, und wenn auch in ihrem Aeußern ein düsterer Ernst den Fremden fast abstoßen möchte, so sind sie nichtsdestoweniger in aller Art gefällig und gastfrei, ebenso überaus zuverlässig in Allem, was sie zusagen. Im ganzen Militärdistrict, d. h. von dem Winkel an, wo die Moldau und die Bukowina mit Siebenbürgen zusammenstoßen, bis herab nach Ungarn sind sie verbreitet, und bilden den Haupttheil der Gränzwächter. Ihre Kleidung ist einfach und zweckmäßig. Gut conditionirte Sandalen oder Zischmen, anschließende, aber nicht zu knappe Beinkleidung, eine kurze Weste, eine Jacke, nach Art eines Dollmans, und ein runder Hut mit breiter Krempe sind ihre Bekleidung. Ihren Sold, als Gränzwächter, beziehen sie von den ihnen überwiesenen Ländereien, welche von den Individuen der Familien angebaut werden, die nicht im activen Dienste sind. An ihren Frauen lobt man Sittsamkeit und Keuschheit, was man z. B. den Wallachinnen nicht gerade als einen Hauptvorzug nachrühmt.

E. Die Zigeuner. Im ganzen Lande zerstreut ist dieser Volksstamm. Sie bewohnen keine besondern Ortschaften, sondern sind allenthalben anzutreffen und haben sich gewöhnlich außerhalb der Dörfer in Erdhütten angesiedelt. Weniger, wie anderwärts, sind sie hier dem herumziehenden Leben ergeben, ja sie sind eigentlich der arbeitsamste Theil der Bevölkerung, besonders in den Bezirken der Wallachen. Auch Bettelei treiben sie nicht so stark wie anderswo, z. B. in Niederungarn. Alle Arbeiten, welche die übrige Bevölkerung entweder schimpflich oder zu lästig findet, werden ihnen aufgebürdet. Bei Verrichtung derselben behalten sie stets ihren guten Humor, und vollenden sie singend und scherzend. In ihren Bedürfnissen sind sie äußerst genügsam, so zwar, daß mit wenigen Kreuzern eine ganze Familie einen Tag aushält; obgleich sie hinwiederum besonderes Wohlgefallen daran finden, wo sich die Gelegenheit bietet, auch sich ein Gutes zu thun. Abgehärtet sind sie über die Maßen und dieß von Jugend an, denn es ist nichts Seltenes, in der strengsten Kälte ihre Kinder völlig nackend herumgehen zu sehen.

Der Zahl nach stehen die Wallachen allen andern Völkerschaften in Siebenbürgen vor; dann folgen die Ungarn. Die Deutschen und Szekler sind ziemlich gleich. Am geringsten ist die der Zigeuner.

Was die politische Wichtigkeit anlangt, so behaupten wiederum die Ungarn den Vorrang, eben weil aus dieser Nation die meisten Magnaten stammen; sodann folgen die Deutschen, die Szekler und die Wallachen. Die Zigeuner sind in dieser Hinsicht völlig unbeachtet.

Im ganzen Lande zerstreut finden sich Armenier, die aber

weder eine besondere Nation, noch eine politische Körperschaft bilden. Sie machen den Hauptheil des Handelsstandes aus, sind überaus industriös und meistentheils musterhaft redlich, obgleich man im Lande manche Vorurtheile gegen sie hat. Ihnen und ihrer Handelsbetriebsamkeit dürfte es wohl hauptsächlich zuzuschreiben seyn, daß in Siebenbürgen die Juden gar nicht recht aufkommen können.

Chronik der Reisen.

Ueber die syrischen und cilicischen Thore. Von Ainsworth.

Der Meerbusen von Iskenderun ist beinahe ganz von Gebirgen eingeschlossen. Gegen Süden gränzt er an den Rhossus, welcher gegen 5000 Fuß hoch ist, und fast ganz schroff in den Dschebel Kaserik und Ras Khanzir übergeht, die an dem Meere liegen und kaum Raum zum Durchgang einer Armee lassen; wenn aber diese Schwierigkeit überwunden werden könnte, so zeigt sich eine andere im Dschebel Musul, einer mehr südlich gelegenen Gebirgskette, welche steil in das Meer hineinragt, und an deren westlichem Fuße die Ruinen von Seleucia in Pieria liegen, und die durch die Galerien von Seleucia durchschnitten wird.

Die Rhossuskette erstreckt sich von Osten etwas nördlich nach der Parallele von Iskenderun, wo sie dann durch einen Gebirgszug des Amanus durchschnitten wird, welcher von Südwest nach Nordost läuft. Dieser Paß heißt der Beilan-Paß. Er ist der einzige gewöhnlich gangbare Weg von Cilicien nach Syrien, und unten an demselben lag Pagrä. „Pagrä," sagt Strabo (Buch XVI), „hat die Aussicht über die Ebene von Antiochia hin," nun El Umk genannt, und am Rande der Ebene liegt Khan Kharamata, das von Truppen des Pascha's bei dem Uebergange dieses Passes, als er nach Kleinasien vorrückte, besetzt war. Nahe an der obersten Fläche des Passes, aber etwas nordwestlich von dem Gebirgskamme, liegt die neue Stadt Beilan, welche wegen ihrer reinen Luft und ihres Wassers sehr geschätzt ist. Mehr als 500 Fuß über der Stadt findet sich ein längliches Thal, welches durch einen Weg, der an der Seite des sogenannten Beilan-Berges hingeht, mit Bayas in Verbindung steht.

Weiterhin liegt das größtentheils verödete Iskenderun oder Skanderun, und zwischen diesem und Myriandros befinden sich die Ruinen des Schlosses Gottfrieds von Boullion und einiger steinerner Befestigungen. Die Bai von Iskenderun dehnt sich noch mehr westlich am Fuße der Gebirge aus, und der Reisende, welcher zu Lande nach Bayas geht, muß eine kreisförmige Richtung verfolgen, bis er zu einem verfallenen marmornen Thorweg gelangt, von wo sich der steile Abhang des Berges in einer sanften mit Buschwerk bedeckten Erhöhung bis an das Meer hinabzieht. Ueber diesen engen Paß ist der Weg mit Sorgfalt geführt, und obgleich steil, ist er doch durchaus gepflastert. Jener zerfallene Thorweg, welcher von dem Meer aus den Anblick zweier Säulen bietet, wurde von den Seeleuten die „Jonas-Säulen" genannt. Unmittelbar über dem marmornen Thore fängt der Weg an sich zu erweitern, daselbst ist eine neuere türkische Festung, Merkez genannt, auf einem 500 Fuß hohen Berggipfel, welcher den Paß beherrscht — sie ist aber jetzt geschleift.

Zwischen Kerses und Bayas ragen zwei Vorgebirge in das Meer. An dem nördlichsten Ende des einen findet sich ein kleiner Golf mit nur einigen Fuß tiefem Wasser, in welchem sich die Ueberbleibsel eines Pfeilers und einer Brücke befinden; nahe dabei liegt ein kleines Dorf, und in der Ebene ist ein neueres castellartiges Gebäude, das den Hafen beherrscht. Zwischen Bayas und Issus sind zwei Dörfer — das südlichere davon heißt Ufeler, das nördlichere Köl Tschai, oder „Wasserdorf." Der Pinarus oder Issus fließt zwischen dem letztern und dem Dorf Urgin oder Urkusli: er heißt der Delal Tschai oder tolle Fluß. Zu der Zeit, wo wir denselben besuchten (im Januar 1836), war er ungefähr 45 Fuß breit, mit felsigem Bette; er kommt von dem Berg Amanus her und fließt in einer etwas südwestlichen Richtung durch die Ebene. An der Westseite des Thales, am Fuß eines Hügels, etwa sieben Meilen vom Meere, stehen die Ruinen einer bedeutenden Stadt, in welcher noch viele öffentliche Gebäude zu finden, und wo eine Akropolis und eine Wasserleitung noch in ziemlicher Vollkommenheit vorhanden sind.

Es ist dieß wahrscheinlich die Stadt Nikopolis, welche von den Macedoniern zu Ehren des daselbst erfochtenen Sieges zuerst Issus genannt wurde; Strabo und Ptolemäus sprechen aber von Issus und Nikopolis als von zwei verschiedenen Plätzen.

Nach Westen wird die Fläche allmählich schmäler; nahe am Meere, südlich von Issus, ist ein Hügel, Kara-hui genannt, welcher aus schwarzen Lavageröllen besteht und auf dem Gipfel Ruinen von Lavamauern zeigt. An das hügelige Land schließen sich bald höhere Hügel von plutonischen Felsmassen an, und die Richtung des Gestades wendet sich nun südwestlich. In dieser Ebene befinden sich viele Ruinen aus frühern Zeiten; ein kleiner Bach fließt mitten durch dieselbe am Fuß eines runden, zum Theil künstlichen Hügels, worauf sich Ueberreste von Festungswerken befinden; in der ganzen umgebenden Ebene findet man noch ferner Ueberreste von Forts und Balen. Diese Ruinen gehören wahrscheinlich zu dem Castadatum der Römer.

Gegen Norden wird ein Paß über eine Sandsteinkette durch ein Thor und einen Thurm beschützt, dessen Trümmer aus Backsteinen besonderer Art bestehen, und zwei Massen von unvollkommener obeliskartiger Form darstellen. In der Hälfte dieses Passes, etwa 500 Fuß über der Meeresfläche, wo der Paß kaum 500 Fuß breit ist, befindet sich ein Bogen von ausgezeichneter Arbeit. Dieses Bauwerk besteht aus viereckigen Steinen, die mit großer Genauigkeit zusammenpassen, schichtenweise geordnet, von der gleichen Höhe und ziemlich beträchtlichen Dimensionen sind; seine Bestandtheile sind Kalkstein, und oben befinden sich Mauern aus eckigen Lavamassen, die fest an einander schließen und aus der dritten Aera der cyklopischen Baukunst stammen. Man findet auch noch Ueberreste eines Dammweges. Dieß Thor heißt Kara Kapu, oder schwarzes Thor.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 40 u. 41** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Russische Dichtungen.** Mitgetheilt von Tietz. — **Spanien unter Ferdinand VII.** (Schluß.) — **Frankenstein, oder der moderne Prometheus.** (Schluß.) — **Zukunft der französischen Literatur.**

Zu den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 130.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Mai 1838.

Gemälde von Siebenbürgen.

3. Oeffentliche Sicherheit und Bequemlichkeit.

Wenn man im Westen von Europa an die Länder des Ostens denkt, und von einer Reise dahin hört, so wird man unwillkürlich von einem Gefühl der Unheimlichkeit beschlichen, welches seine Entstehung der Vorstellung verdankt, daß dort nichts als ein rauhes und wüstes Land, und rohe, ja blutdürstige Menschen zu finden seyen. An reizende Gegenden kann man dabei allenfalls wohl denken, aber es zieht sich über das Bild, welches man sich davon macht, ein düsterer Schatten, weil man sich diese Gegenden als einsam und verödet, und dabei im höchsten Grade unsicher zu bereisen vorstellt. Kommt man nun dahin, so wird man an den meisten Orten aufs angenehmste überrascht, wenn man Civilisation im weitesten Sinne des Wortes dort so gut wie im Westen, wenn gleich freilich nicht in solcher Allgemeinheit trifft. Was ich in dieser Hinsicht in Siebenbürgen fand, will ich getreulich mittheilen.

A. Sicherheit des Lebens und Eigenthums. Mag es in der Ehrlichkeit des Volkes oder in dem Umstande liegen, daß dasselbe, namentlich in den wallachischen Bezirken, so wenig besitzt, daß jeder Diebstahl alsbald dadurch auffallen und entdeckt werden müßte, weil der Dieb das Gestohlene nicht hinter dem, was er sonst besessen, verbergen könnte, genug, Diebstahl und Raub sind in Siebenbürgen höchst selten. Wer das erstemal in dieß Land kommt, und diese Wahrheit noch nicht factisch kennen gelernt hat, dem ist solches freilich unwahrscheinlich, weil er meint, diese zerlumpten, mitunter höchst wild aussehenden Menschen, denen er auf den Straßen begegnet, müßten jede sich ihnen darbietende Gelegenheit, etwas zu erbeuten, benützen, und diese gerade bei dem fremden Reisenden geboten sehen. Dem ist aber nicht also, und man kann unbesorgt, bei Tag und bei Nacht, selbst mit Schätzen reisen, ohne einen Anfall von Dieben und Räubern fürchten zu dürfen. Ich selbst habe davon die überzeugendsten Beweise erfahren.

Aber auch in ihren Häusern und in ihrem Eigenthume sind die ansässigen Einwohner des Landes eben so sicher, so daß Einbruch und Diebstahl dort seltener vorkommen wie bei uns. Die große Genügsamkeit und die Einfachheit der Bedürfnisse des größten Theiles des Volks sind wohl der Hauptgrund dieser günstigen Erscheinung. Man könnte diese Tugend der Ehrlichkeit unter diesem Volke auch noch in der durch die Umstände herbeigeführten Gewohnheit suchen, indem es hier wenig Gelegenheit zum Diebstahle gibt, da z. B. auf den Dörfern, außer den Grundherren Wohlhabenheit zu den Seltenheiten gehört. Auch die patriarchalische Nomadensitte, das Vieh im Sommer ohne Bewachung bei Tag und bei Nacht im Freien zu lassen, gebietet eine gegenseitige Ehrlichkeit.

Daß da, wo man seiner Habe so sicher ist, man es auch nicht minder seines Lebens seyn müsse, das setzt man wohl von selbst voraus. Mord und Todtschlag findet um des Raubes willen höchst selten statt, öfter wohl bei Händeln und Raufereien, die sich bei Zechgelagen entspinnen. Dieß hat aber auf den Reisenden keinen Einfluß, vielmehr kann er ruhig vorüberreisen an ganzen Banden betrunkener wallachischer Landleute, die selbst unter einander vom Streite erhitzt sind, und man wird ihn nicht allein unangetastet lassen, sondern ihm auch Platz machen, vorausgesetzt, daß er sich nicht in ihre Händel mischt.

Auch von wilden Thieren ist für den Menschen nicht das Mindeste zu fürchten. Bären sind nur noch höchst selten im Lande, und wo deren noch vorkommen, halten sie sich in hohen, fast unzugänglichen Waldgebirgen auf. Wölfe vergreifen sich, wenn man ihnen nicht selbst feindselig in den Weg tritt, niemals am Menschen, es sey denn im strengen Winter und bei Nacht, wo diese Bestien in Rudeln auf Raub ausziehen.

B. Landstraßen und Gasthöfe. Wer würde wohl, wenn er es nicht selbst gesehen, oder von glaubwürdigen Reisenden erzählen gehört hat, glauben, daß man in Transsylvanien, dem Lande der Berge und Wälder, gute Straßen und Gasthöfe findet. Wirklich ist dem also. Die Hauptstraßen, wie z. B. die von Groß-Wardein nach Clausenburg, ferner von dieser Stadt nach Bistritz und in die Bukowina, wiederum nach Hermannstadt und Kronstadt bis hinaus in die Moldau und Wallachei, sind gut und kunstmäßig angelegt, so daß man auf denselben ohne alles Hinderniß rasch dahin fährt. Die Seitenwege sind freilich von schlechterer Beschaffenheit. Aber ist dieß

etwa ein Nachtheil, in welchem Siebenbürgen gegen das übrige Europa ſteht? Mich dünkt Nein! Man reiſe nur einmal im zeitigen Frühjahre oder im ſpäten Herbſte durch manche Provinz um die Erfahrung zu machen, daß man ſich hinſichtlich der ſchlechten Wege es nicht zuvor thun läßt.

Wenn nun in Siebenbürgen ſo gute Landſtraßen ſind, ſo iſt dieß vielleicht darum kein ſo großer Vorzug, weil in einem gebirgigen Lande überall das Material nahe und leicht zu haben iſt. Das kann man nun gerade im Allgemeinen nicht ſagen, vielmehr fehlt es in vielen Gegenden auf beträchtlichen Strecken, und muß ziemlich fern her geholt werden. Einen großen Theil bieten die Flüſſe dar, die allenthalben eine Menge Steingerölle mit ſich führen, was bekanntlich die einfachſte macadamiſirte Straße gibt.

Die Gaſthäuſer und Gaſthöfe in Siebenbürgen ſind freilich nicht ſo brillant und comfortable eingerichtet, wie die in Frankfurt am Main, bieten jedoch bei weitem mehr Bequemlichkeit und Genuß dar, als man in dieſem Lande, bevor man es genauer kennen gelernt hat, zu erwarten ſich berechtigt glaubt. An allen Hauptſtraßen findet der Fremde faſt in jedem Dorfwirthshauſe ein Extrazimmer, wo er wenigſtens vom großen Haufen abgeſondert ſeyn kann. Dieſen Comfort trifft man z. B. in Schleſien, dem Vorhofe von Polen, zur Zeit nur noch auf wenigen Dörfern, obgleich dieſe Provinz in Landesinduſtrie, folglich auch in der Civiliſation, einen hohen Rang einnimmt. In Städten und Märkten gibt es in Siebenbürgen zum Theil völlig gute, ja faſt nobel eingerichtete Gaſthöfe, und was noch mehr ſagen will, man findet in denſelben gute Koſt und meiſtentheils prompte Bedienung, ſo wie lobenswerthe Reinlichkeit. Wie ſehr dieß Alles den Genuß des Reiſens erhöht, iſt Jedem bekannt, der in ſeinem Leben auch nur Einmal eine Strecke über das Weichbild ſeiner Vaterſtadt hinaus gekommen iſt.

(Schluß folgt.)

Straf- und Beſſerungsanſtalten in der Schweiz und in Frankreich.

(Schluß.)

Um ſchon jetzt die Pönitenzhäuſer nützlich und wohlthätig zu machen, muß man ſich dabei kein geringeres Ziel vorſetzen, als die totale, ſittliche Umgeſtaltung und neue Erziehung der Sträflinge, wiewohl es durchaus nicht wahrſcheinlich iſt, daß ſie je gelingen wird. Nur indem man ſich einen ſo hohen Zweck des Strebens vorſetzt, gelingt es, wenigſtens etwas davon zu erreichen. Es gibt zwei ganz verſchiedene und entgegengeſetzte Mittel für die Beſſerung der Verbrecher, die Milde und Strenge. Nur die letztere hatte man lange und großentheils noch jetzt angewandt, ja gemißbraucht. Ehemals kannten die Regierungen gar nichts Beſſeres als die freilich ſehr bequeme und leichte Strenge zur Beſtrafung der Schuldigen, und die Gefängniſſe waren entſetzliche Schreckensorte, wo Hunger, Tortur und fürchterliche Schläge, Ketten und andere Pein mit einander abwechſelten. Auch jetzt noch fürchten Anhänger des Pönitenzſyſtems, die Behandlung der Sträflinge ſey zu mild, und fordern daher als durchaus nothwendig die gänzliche Iſolirung der Gefangenen in ihren Zellen, Tag und Nacht. So aber iſt es nicht in dem Genfer Pönitenzhaus. Da iſt nicht allein nicht die Rede von jenen grauſamen Exceſſen des Mittelalters, ſondern nicht einmal von dem isolement absolu, um die Sträflinge zu beſſern. Merkwürdig iſt die Antwort eines ſehr aufrichtig und ganz von ſeinen Verirrungen zurückgekommenen Verbrechers, als man ihn darüber fragte, welche Wirkung nach ſeiner Anſicht jene gänzliche Iſolirung auf die Sträflinge hervorbringen dürfte? „Wenn man mich vom Anfang bis zum Ende meiner Zeit in eine Zelle gebannt (claquemuré) hätte, ſo wäre mir dieß nur als eine grauſame Rache vorgekommen, und hätte man mir geſagt, die Tortur immerfort dauernder Iſolirung ſolle dazu dienen, mich zu beſſern und einen andern Menſchen aus mir zu machen, ſo hätte ich dieß der bürgerlichen Geſellſchaft nicht nur nicht verziehen, ſondern mir auch feſt vorgenommen, ſie bei meiner Entlaſſung aus dem Strafhauſe für ihre grauſame Anmaßung dadurch zu ſtrafen, daß ich ihr ſo viel Uebel als möglich zufügte.“

Uebertriebene Milde würde aber keine geringern Nachtheile haben. Die Philanthropen haben zwar der Menſchheit einen ſehr großen Dienſt erwieſen, indem ſie zuerſt die Sturmglocke zogen und alles Elend, alle Schande, alle Mißbräuche und Grauſamkeiten der bisherigen Zuchthäuſer laut beſprachen; ſie ließen ſich aber in ihrem edlen Eifer für Menſchenwohl oft zu weit treiben, denn ſie vergaßen, daß Strafe, Correction und Beſſerung immer in Verbindung ſtehen müſſen.

Der wahre Zweck des Pönitenzſyſtems iſt kein anderer, als die Erziehung derjenigen Menſchen von neuem vorzunehmen, die durch Umſtände, Lage, Neigungen oder böſe Beiſpiele zum Laſter getrieben worden ſind. Dieß Syſtem iſt eine nachträgliche, eine ſupplementariſche Erziehung, die auf dreifache Art wirken ſoll, zuerſt durch Verwiſchung der alten Eindrücke und Erinnerungen, dann durch Wahrung vor neuer Anſteckung, und endlich durch Unterricht. So müſſen ſich auch drei Kräfte, materielle, ſittliche und religiöſe Kraft, vereinigen, um auf den Körper, die Vernunft und das Herz, die erkrankt ſind, heilend und wiederherſtellend zu wirken.

Das erſte Beförderniß dieſes Pönitenzſyſtems iſt ein paſſendes Local, das Sicherheit, Geſundheit und leichte Aufſicht nach allen Punkten hin vereinigt. Durch eine ſolche genaue, gewiſſe und ſtete Beobachtung, kluge und aufs beſtimmteſte ausgeführte Reglements wird die Flucht der Sträflinge viel beſſer und ſicherer verhindert als durch Ketten, Riegel und dicke Mauern, Gräben und dreifache Wachen. In dieſer Beziehung iſt das panoptiſche Bauſyſtem, wo aus dem Centralcabinet des Directors alle Theile des Hauſes, Corridore, Werkſtätten und Arbeitsſäle überſehen, und von dieſem Cabinet aus durch Sprachröhren in den Mauern in einem Augenblicke Bemerkungen und Befehle ungehört von den Sträflingen an die Unteraufſeher und Werkmeiſter erlaſſen werden können, ein vortreffliches Mittel.

Ein gleich wichtiges Erforderniß iſt die ſtrenge Beobachtung des Stillſchweigens, das ein gebeſſerter Sträfling ſehr bezeichnend den „Redner der Gottheit“ genannt hat, und das nach allen Erfahrungen der gänzlichen Iſolirung oder dem solitary

confinement weit vorzuziehen iſt. Dieß zu ſtarke Strafmittel, das jetzt einige Schriftſteller hoch rühmen, iſt der Geſundheit der Sträflinge ſehr ſchädlich, und führt in allen Strafhäuſern, wo es eingeführt iſt, eine doppelte Mortalität in Vergleich derer mit ſich, die wie das Genferiſche Pönitenzhaus nach dem Auburn'ſchen Syſtem ohne dieſe Iſolirung eingerichtet ſind. Dagegen darf darin unter den Sträflingen in den Höfen, Corridors, Arbeitsſälen u. ſ. w. kein Zeichen gewechſelt werden, ja Tadel und Verweiſe werden ihnen von den Aufſehern nur leiſe ausgedrückt, ſo daß es die Andern nicht hören, und die bei Verbrechern in Frankreich ſo kitzliche Eigenliebe nicht beleidigt wird. Dieſe Leute ſchämen ſich nicht zu ſtehlen, zu rauben, und wenn's ſeyn muß zu morden, empören ſich aber über einen gerechten Verweis!

Sehr gut iſt auch die Eintheilung der Sträflinge in mehrere Claſſen nach ihrem Betragen, und gewiſſe Belohnungen, die ſie zu allem Streben und Beharren im Beſſern aufmuntern, z. B. ein Theil ihres Arbeitslohns, um darüber zu Gunſten ihrer Familie oder zu Wiedererſtattungen verfügen zu können; eine Veränderung in ihrer Lage, wodurch ſie es beſſer haben oder ſelbſt eine Verkürzung der Strafzeit.

Auch die Strafen für Vergehen oder Anordnungen, die im Pönitenzhaus begangen werden, z. B. für Faulheit, Weigerung zu arbeiten, Ungehorſam, Unſittlichkeit und Empörung ſind gleichfalls aller Aufmerkſamkeit werth. Die ſchwerſte, aber faſt allein nöthige, iſt die Iſolirung des Sträflings in eine dunkle Zelle. Die Erfahrung lehrt, daß ſie ſehr Hartnäckige zähmt, auch hat ſie den großen Vortheil, nichts Infamirendes an ſich zu tragen. Infamie aber iſt unvereinbar mit correctiver Erziehung. Zwar iſt es dem Pönitenzſyſtem noch nicht gelungen, das Vorurtheil oder die mißtrauende Beſorgniß zu zerſtören, womit entlaſſene Sträflinge im bürgerlichen Leben aufgenommen werden, aber es bereitet doch das Vertrauen vor und flößt dem Entlaſſenen den lebhaften Wunſch darnach ein; er wird ſich alſo alle Mühe geben, es durch gutes Betragen zu gewinnen und zu verdienen.

Aber alles dieß genügt noch nicht, und wäre nur halbes Werk ohne einen Schutzverein, eine Société de patronage, die nach der Entlaſſung eines Sträflings außer dem Pönitenzhaus fortſetzt, was das Comité der Sittenaufſicht in demſelben beſorgte und leitete. Beide haben ſittliche und religiöſe Richtung, und müſſen ganz unabhängig ſeyn von der Direction des Hauſes, wenn ſie günſtigen Einfluß auf die Sträflinge haben ſollen. Für das Unterkommen der Freigelaſſenen in Dienſt oder Handwerk ſorgt jener Schutzverein, gibt genau auf ihr Betragen Acht, läßt es nicht an verdienter Unterſtützung, aber auch nicht an väterlicher und ernſter Zuſprache fehlen. So ſetzt er außer dem Hauſe das Werk des Comité's fort, und beide bilden den Schlußſtein des die Menſchheit ehrenden Pönitenzſyſtems, das nur wenig wäre ohne ihre Thätigkeit und ihren mächtig helfenden Einfluß.

Acht Jahre lang hatten bereits Pönitenzhäuſer mit gutem Fortgang an Frankreichs Gränzen beſtanden, als der franzöſiſchen Regierung der Gedanke kam, an ihrem abſcheulichen Strafſyſtem, an dem Bagno-Gräuel dürfte wohl Einiges zu ändern ſeyn. Es wurden nun an mehrern Orten ſogenannte Centralhäuſer errichtet, um Verſuche damit zu machen. Weiter als zu Experimenten kam es bisher nicht, wiewohl es bereits in Paris zur Mode geworden iſt, über Gefängniſſe und Gefängnißſyſteme zu ſchreiben und zu ſprechen. An die Einführung des Pönitenz-Regime's denkt Niemand ernſtlich, der mit eigenen Augen geſehen hat, wie kalt und handwerksmäßig dergleichen Dinge in Frankreich getrieben werden; die Vorſteher jener Centralhäuſer ſind auch faſt alle ſehr dagegen, Einige beſonders deßwegen, weil die Pönitenz nicht von Frankreich, ſondern von Nordamerika ausgegangen ſey. Andere behaupten, das in den Strafhäuſern Nordamerika's, Englands und der Schweiz eingeführte Stillſchweigen würde in Frankreich das ganze Syſtem lächerlich machen und dadurch ruiniren. Wieder Andere lächeln über das unausgeſetzte Streben, die Sträflinge auf dem Wege ſtrenger Sittenlehre und der Religion zum Beſſern zu führen; ſie lächeln über die Bemühungen des Sittencomité's und des Schutzvereins, und behaupten, erklärende Vorleſungen über den Code pénal mit eingemiſchten philoſophiſchen und moraliſchen Bemerkungen thäten bei den Sträflingen viel mehr Wirkung, als die beſte Predigt. Daran iſt gar nicht zu zweifeln, denn die nähere Kenntniß des Code pénal kann den Sträflingen zu neuen Unthaten ſehr dienlich ſeyn, wenn ihre Strafzeit vorüber iſt, und ſie wieder in die Welt treten. Schwer aber iſt's zu begreifen, wie ſolcher Unterricht das Wunder thun ſoll, einen Verbrecher tugendhaft, aus einem liederlichen Vagabunden einen arbeitſamen und redlichen Arbeiter zu machen. Dazu braucht es mehr als Worte und Unterricht, ſelbſt mehr als guten Rath, dazu gehört ein ſtreng geordnetes, regelmäßiges Leben, ernſte Gedanken, gute, ſanfte, unermüdlich wiederholte Lehre, paſſende Bücher, religiöſe Erhebung des Gemüths, vollſtändige Iſolirung in verſchloſſener Zelle des Nachts und gänzliches Stillſchweigen bei unausgeſetzter Arbeit des Tages. Nur dadurch kann der neue Boden für einen neuen Samen verbreitet werden.

Ein weißer Bär zu St. Omer.

Am 8 April um Mitternacht vernahm man im Canal der Vorſtadt Haut Pont ein ſtarkes Geräuſch. Man eilte herbei, und ſah eine große weißliche Maſſe, bald ſchwimmend, bald untertauchend, die man anfangs für eine Kuh hielt, doch bald für ein anderes Thier erkannte. Niemand wollte ſich in deſſen Nähe wagen, aber ein Schuß traf es an der Stirne, und nachdem es noch geraume Zeit ſich umhergewälzt hatte, gab es endlich kein Lebenszeichen mehr. Ein Schiffer fuhr hinauf nach der Stelle, und brachte ein Thier auf den Kai, das man für einen weißen Bären aus dem Eismeer erkannte. Man vermuthet, daß das Thier auf Eisſchollen nach der flandriſchen Küſte und durch die Schleußen von Dünkirchen in den Canal kam. (Franz. Bl.)

Chronik der Reiſen.

Ueber die ſyriſchen und ciliciſchen Thore. Von Ainsworth.

(Schluß.)

Bei Auseinanderſetzung der Fragen der hiſtoriſchen Geographie im Zuſammenhange mit dem Lande, das wir ſo eben beſchrieben haben,

war eine Stelle Strabo's eine der Hauptveranlaſſungen zum Irrthum; er ſagt in derſelben, „nach Mallus, Agä; dann die amaniſchen Thore mit einer Anterſtation.“ Die amaniſchen Thore mögen entweder den Beilan-Paß, das Thor von Kerſus oder den marmornen Thorweg von Sakal Tutan, beide nahe bei Jskenderun, bedeuten; aber nach einer andern Stelle, wo er ſagt, „Pagrä liegt an dem Wege, welcher über den Amanus von den amaniſchen Thoren nach Syrien führt,“ iſt kein Zweifel mehr, daß eines von den zwei letztern gemeint iſt. Es zeigen ſich wenige Schwierigkeiten, wo eine genaue Kenntniß der Lage der Plätze bei der Bezeichnung der Localitäten ſtattfindet, die in der hiſtoriſchen Geographie oft verwirrt beſchrieben und verſchiedenartig benannt worden iſt.

Bekanntlich führte Cyrus auf den Zügen, über welche uns Xenophon eine ſo bewundernswürdige Beſchreibung hinterlaſſen hat, ſeine Armee durch dieſe Päſſe. Nach der Erzählung dieſes Feldherrn und Geſchichtſchreibers macht Cyrus von Pyramus (Dſchejſun) in zwei Tagmärſchen fünfzehn perſiſche Meilen, und kam zu Jſſus, der letzten Stadt von Cilicien, an; ſie liegt nahe am Meer, und ſtellt eine große, reiche und gut gelegene Stadt dar, wo er drei Tage lang verweilte. „Von da macht Cyrus in Einem Marſche fünf perſiſche Meilen bis zu den Gränzſcheiden von Cilicien und Syrien. Hier ſtanden zwei Feſtungen, wovon die innere, Cilicien am nächſten gelegene, von Syenneſis mit einer Wache von Cilicern beſetzt war, und die äußere, Syrien zunächſt liegende, von des Königs Truppen vertheidigt worden ſeyn ſoll. Zwiſchen dieſen beiden Feſtungen ſtrömt der Kerſus-Fluß, in einer Breite von 100 Fuß. Der Raum dazwiſchen betrug drei Stadien, oder 625⅓ engliſche Ellen, und es war unmöglich, einen Weg durch denſelben zu erzwingen — indem der Paß ſehr eng war, die Feſtungen bis ins Meer reichten und rings von unerſteigbaren Felſen umgeben waren. In dieſen beiden Feſtungen ſtanden die Thore.“ Von da rückte Cyrus durch Syrien vor, und legte in Einem Marſche fünf perſiſche Meilen bis Myriandros, einer nahe am Meere gelegenen Stadt, zurück. Im Zuſammenhange hiemit muß bemerkt werden, daß, dieſem Geſchichtſchreiber zufolge, „Cyrus zur Eroberung dieſes Paſſes ſeine Schiffe abſchickte, damit, wenn dieſe ſchwer bewaffneten Leute ſowohl innerals außerhalb der Thore landeten, ſie ihren Uebergang durch die ſyriſchen Thore, wenn dieſe von dem Feinde vertheidigt wären, erzwingen könnten.“

Die zunächſt wichtigſten Texte ſind die Geſchichtſchreiber Alexanders, welcher auf demſelben Wege nach Oſten vordrang, daſelbſt auf den perſiſchen König ſtieß und ihn beſiegte, wodurch die Ebenen des Jſſus berühmt geworden ſind.

Qu. Curtius (III, 7) erzählt, daß „Alexander, nachdem er eine Brücke über den Pyramus geſchlagen, über denſelben gezogen und in der Stadt Mallus angekommen ſey;“ zwei Tage ſpäter habe er Caſtabalum erreicht; Caſtabalum ſcheint am oder jenſeits des Kara Kapu gelegen zu haben. Hier ſtieß er auf Parmenio, welcher vorausgeſchickt worden war, um den Weg durch das Defilé Kara Kapu, welches zwiſchen ihm und Jſſus liegt, zu recognoſciren. Nachdem dieſer Feldherr ſich der Päſſe bemächtigt hatte, ließ er eine hinlängliche Beſatzung in ihnen zurück, und nahm dann Jſſus ein, aus welchem die Barbaren entflohen waren. Hierauf rückte er von Jſſus aus vor, vertrieb den Feind, welcher die innern Anhöhen des Amanus beſetzt hielt, und ſtellte daſelbſt ſtarke Truppenabtheilungen auf; von da eilte er zurück und meldete dem König ſeinen Erfolg. Alexander verließ hierauf Caſtabalum und rückte nach Jſſus vor.

„Am nächſten Tag,“ ſagt Arrian, „rückte Alexander vor, um auf Darius und ſeine Perſer zu ſtoßen, und nachdem er den Paß zurückgelegt hatte, lagerte er am zweiten Tage bei Myriandros.“ Dadurch, daß der Marſch nach Jſſus hier nicht erwähnt wird, entſteht der Zweifel, ob mit dem angeführten hier der zwiſchen Mallus und Jſſus (Kara Kapu), oder der zwiſchen Jſſus und Myriandros (Sakal Tutan) gelegene Paß gemeint. Wahrſcheinlich war es der letztere.

„Durch Zufall kam Alexander gerade in derſelben Nacht an dem Paß an, der den Eintritt von Cilicien bildet (dieß bezeichnet offenbar den Paß, durch welchen man von Cilicien nach Syrien eintritt, nämlich Sakal Tutan), und Darius kam an der Stelle an, welche man die amaniſchen Thore nennt. Die Perſer hegten auch keinen Zweifel, daß die Macedonier entflohen ſeyen, da das von ihnen eroberte Jſſus ganz unbeſetzt gelaſſen war.“ Man kann auf die dem Alexander von einem Vorpoſten gegebene Mittheilung über die Entfernung unter ſo ängſtlichen und beunruhigenden Umſtänden keinen großen Werth ſetzen; immerhin aber mag die Entfernung etwa zehn (engliſche) Meilen betragen, und ſo viel mögen auch wirklich die Vorpoſten einer am ſüdlichen Ufer des Jſſus aufgeſtellten Armee entfernt geweſen ſeyn. „Alexander konnte ihnen kaum glauben, und ſchickte Kundſchafter aus, welche ihm die Wahrheit beſtätigten; hierauf befahl er ſeiner Mannſchaft ſich zum Kampfe bereit zu halten, und marſchirte Nachts um zwölf Uhr zurück. Bei Tagesanbruch kamen ſie bei dem Engpaß an, welchen ſie zu beſetzen beſchloſſen hatten.“

Arrian gibt folgenden Bericht über ſeinen Marſch in der Zwiſchenzeit: „Darius kam durch den Paß, welchen man die amaniſchen Thore nennt, über den Berg, zog nach Jſſus, und ſtellte ſich ſo in den Rücken Alexanders, welcher nichts von ſeinen Bewegungen wußte. Den folgenden Tag rückte er gegen den Pinarus vor. Als Alexander hörte, daß Darius in ſeinem Rücken ſey, und dieſen Bericht nicht für glaubwürdig hielt, ſo ſchiffte er einige von den Leibwachen in einer dreißigruderigen Galeere ein, mit dem Befehle, die Wahrheit des Berichts zu unterſuchen. Dieſe fuhren ab, und da das Meer hier eine Krümmung oder Bucht bildet, ſo entdeckten ſie die geſagerten Perſer um ſo leichter, und machten die Meldung, daß Darius bei der Hand, oder vielmehr „in ſeiner Hand“ ſey.“

„Alexander befahl ſeinen Truppen, ſich zu erfriſchen, ſchickte einige Reiterei und Bogenſchützen in der Richtung „der Thore“ ab, mit dem Befehl, den Weg auszukundſchaften, und indem er ſich ſelbſt, ſobald es Nacht war, an die Spitze ſeiner Armee ſtellte, marſchirte er ab, um „die Thore“ zum zweitenmal zu beſetzen. Um Mitternacht bemächtigte er ſich des Paſſes wiederum, und nachdem er ſorgfältig Schildwachen auf den Felſen aufgeſtellt hatte, geſtattete er ſeinem Heere für den Reſt der Nacht Ruhe.“

Die Oeffnung, wovon ich vorhin ſagte, daß ſie in dem Amanus oder an der Küſte von Bayas vorkomme, wurde von Capitän Korry und ſo auch von den meiſten neuern Landkartenverfertigern als der Paß angenommen, durch welchen Darius nach Jſſus herabkam; wenn aber dieß der Fall war, ſo iſt es gewiß nicht derjenige, durch welchen er ſeinen Rückzug nach der Schlacht bewerkſtelligte, und welcher doch gewiß derſelbe war, durch den er ſich von Sochi aus Jſſus näherte; denn er hätte ſich durch Alexanders ſiegreiche Armee, welche die Ebene am Pinarus beſetzte, zwiſchen Bayas und Jſſus mit Gewalt ſeinen Weg bahnen müſſen. Procopius nennt ihn den mittlern der drei Päſſe in Cilicien. Aber man vermeidet die Flüſſe, welche ſich in den See bei Antiochia ergießen, eben ſo wenig durch einen Marſch von Bayas nach Aleppo, als von Beilan aus; das Stillſchweigen Xenophons hierüber bleibt nicht minder unerklärlich.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.)

Nr. 131.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

11 Mai 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Zweiter Ausflug nach Setubal.

Jetzt, Freund, nachdem ich dir in meinem letzten Brief eine Ausflucht nach Setubal in den Frühlingsmonaten geſchildert, möge nun eine andere nachfolgen, die ich mit einigen Freunden im Junius vergangenen Jahres unternahm. Selten wird man in dieſer Jahreszeit auf Reiſen von einer gemäßigt temperirten Luft und einem bedeckten Himmel begünſtigt, gewöhnlich herrſcht die furchtbarſte Hitze bei der brennendſten Sonne, und heiße Wirbelwinde führen Staubwolken bis an die obern Regionen, ſo daß eine Reiſe in dieſer Jahreszeit, und wenn ſie auch nur einige Stunden weit geht, wie z. B. nach Setubal, mehr zur Laſt als zur Luſt- und Vergnügungsreiſe wird. Für dieſesmal war der Zweck unſerer Reiſe nur in ſo ferne dem Vergnügen gewidmet, als wir uns mit geognoſtiſchen Unterſuchungen beſchäftigen wollten, und dieſem konnte alſo einige Bequemlichkeit freiwillig geopfert werden, und um ſo mehr, da ſeit einigen Tagen ſchon als eine ungewöhnliche Erſcheinung der Himmel getrübt war, und ſich zuweilen in Regen auflöste, begleitet von kühlen Winden. Dieſer getrübte Zuſtand des Himmels war uns alſo ſehr willkommen, und ſelbſt während eines kleinen Sprengens begaben wir uns Morgens um 6 Uhr, wo die Fluth (maré) günſtig zur Abfahrt war, nach den Quais, wo die Barken zur Abfahrt nach Monta zu liegen pflege; allein um dieſe Stunde wollte noch keines der gewöhnlichen Fuhrſchiffe abſegeln, wenigſtens ſo war das Vorgeben der Schiffer, die wohl merken möchten, daß wir eilten, um fortzukommen, und daraus einen Vortheil für ſich zu ziehen hofften. Denn wenn wir mit ihnen in der gewöhnlichen Barke fuhren, konnten ſie nicht mehr als 240 Reis von uns Dreien verlangen, nahmen wir aber unſere Zuflucht zu einem kleineren Fahrzeuge, die hier immer zur Hand ſind und welche wo nicht dieſen Schiffern ſelbſt gehören, doch ſich mit ihren Führern aufs beſte verſtehen, ſo verdienten ſie das Doppelte, wo nicht das Drei- und Vierfache dieſer Summe, je nachdem die Reiſenden zu accordiren verſtehen oder ſich prellen laſſen. Nur eine einzige kleine Falua mit einem Segel, — denn die ächten Falua haben deren zwei große dreieckige oder ſogenannte lateiniſche Segel, — lag hier vor Anker und erbot ſich, uns nach Monta zu führen, wenn wir ihnen 2400 Reis (4 Thaler) bezahlen, ein enormer Preis und Unterſchied des obengenannten Fährgeldes auf dem Poſtſchiff; allein die Leute gedachten, da keine Concurrenten vorhanden waren, die es wohlfeiler gethan hätten, uns übers Ohr zu hauen, und glaubten, daß wir als Eſtrangeiros ſo dumm ſeyn würden dieſes zu bezahlen. Darin aber irrten ſie ſich. Um indeß nicht länger zu handeln, boten wir ihnen gleich die Hälfte von dem, was ſie gefordert, und erklärten, wenn ſie dieſes nicht annehmen wollten, ſo wäre es uns auch nicht weiter darum zu thun unſre Abreiſe noch einige Stunden zu verſchieben, und dann mit dem Fährſchiffe zu gehen. Anfänglich ſträubten ſie ſich zwar, ließen auch etwas von der Forderung herunter, jedoch da ſie ſahen, daß es unſer Ernſt war, und nachdem ſie den Umſtehenden ganz verſtohlenerweiſe einige bedeutende Blicke zugeworfen, was mir nicht entgangen war, gaben ſie nach, uns für 2 Thaler hinüberzubringen; ein ſolches Nachgeben pflegt jedoch immer mit einer Miene von nothgedrungener Aufopferung begleitet zu ſeyn, wie ſie nur die Noth dazu zwingen könne einen ſo geringen Verdienſt anzunehmen, wie es aber doch beſſer wie nichts ſey ꝛc. Studirt man dabei aber ihre Phyſiognomien und beſonders die ihrer Cameraden, welche dieſe Expectorationen mit anhören, und hat man überdieß noch einige Erfahrungen über das, was man bei ähnlichen Umſtänden zu bezahlen pflegt, alsdann kommt man bald dahinter, wie der Redner ein Schalk iſt, und wie er bei ſeinem verdrießlichen Geſichte in ſeinem Innern lacht, nicht nur darüber, daß er Jemanden geprellt und beſonders wenn es ein Ausländer iſt, ſondern weil er auf eine unerwartete Weiſe mehr gewonnen, als er zu gewinnen oder zu verdienen hoffte. Auch hier war dieſes der Fall, die Leute hätten uns für noch weit weniger nach Monta gebracht, wenn wir ihnen weniger geboten hätten. Jetzt wurde nur noch die Bedingung hinzugefügt, daß ſie augenblicklich abfahren ſollten; das verſteht ſich von ſelbſt, ſogleich in dieſer Minute, hieß es, fahren wir ab, und ſomit beſtiegen wir denn das grün und roth bemalte Fahrzeug mit ſeinen bequemen Bänken, an deſſen Hauptrücklehne, wo das Ruder iſt, Nossa Senhora da Conceiçaõ, in bunten

Lettern geschrieben stand, die mit allerhand Schnörkeln und Arabesken umgeben waren. Auch diesen kleinen Flußschiffen pflegt man Namen von Heiligen beizulegen, so gut wie den meisten Seeschiffen, und wenn sie auch für gewöhnlich diese Namen nicht führen, so zeigt doch wenigstens die Fracturschrift den Namen des oder der Heiligen, dem oder der man das Schiff geweiht hat; zuweilen ist der Name auch noch mit einem biblischen Spruche oder einem gottesfürchtigen Wunsche begleitet. Hier saßen wir nun auf den ersten Bänken, unter unsre Schirme geschmiegt und in die Mäntel gehüllt, denn es rieselte gar anmuthig vom Himmel herab, und erwarteten die Abfahrt. Die drei Schiffer, welche das Fahrzeug führten, thaten ungemein geschäftig, als wenn sie sich beeilten, um fortzukommen; allein man sah wohl, daß es nur eine scheinbare Geschäftigkeit war, die nichts förderte, und dabei waren ihre Augen nur immer auf die Quais gerichtet, um zu sehen, ob nicht allenfalls noch ein Passagier ankäme, der als Zugabe ihnen noch mehr Verdienst verschaffte. Es erschienen auch sogleich zwei alte garstige Weiber mit leeren Gemüsekörben, wahrscheinlich Landsmänninnen, die man für das halbe gewöhnliche Fährgeld mitnahm, die aber keinen Sitz auf unsern Bänken erhielten, woran ihnen übrigens auch nichts gelegen war, da die Weiber hier lieber ihre eigenen weichen Beine zum Stuhle machen als ein hartes Brett; sie setzten sich also drei Schritte vor uns auf den Boden nieder, mit einem kleinen zweijährigen Kinde, dem Töchterlein der Einen, dessen Vater zu seyn gewiß von Niemanden beneidet wurde. Dieses hätte man sich noch Alles gefallen lassen können, selbst daß das Kind von Schooß zu Schooß der beiden Weiber ging und ihm die Läuserchen abgesucht wurden, sobald der nachlassende Regen dieses erlaubte. Das Lausen ist nun einmal dem gemeinen Volke zu einer unentbehrlichen Beschäftigung geworden, der sie gar nicht widerstehen können, und wenn es auch nicht noth thut, was doch auch oft der Fall ist, besonders bei denen, die wegen ihres schönen dunkeln Haars, womit die meisten Schönen zu renommiren pflegen, auf die größte Reinlichkeit desselben halten: allein dieses einander im Schooße liegen, dieses Krabbeln und sanfte Fingern auf dem Kopfe herum, dieses Knipsen mit den Nägeln, als wenn wirklich ein Mord begangen, welches eben so klingt, als wenn man Funken aus einem Elektrophor zieht, erregt wirklich ein unbeschreibliches, behagliches Gefühl, eine Art Wollust, die man nicht so leicht müde wird. Es scheint auch in der That, als wenn dabei ein magnetisch elektrischer Strom thätig wäre, der aus den Fingerspitzen der fleißigen Person hervorströmt und eine wohlthätige Wirkung auf die Kopfnerven ausübt, zu denen er übergeht. Die armen Leute nun, die so wenig Vergnügen sich verschaffen, die so selten sich einmal etwas zu Gute thun können, wie man wohl zu sagen pflegt, verschossen sich wenigstens so oft wie möglich dieses unschuldige Vergnügen, was ihnen gar nichts kostet und was sie zu jeder Zeit und an jedem Orte haben können, da dasselbe als ein wechselseitiger Freundschaftsdienst betrachtet wird. Die Armen hier haben wenigstens dieses Vergnügen vor den Armen der meisten andern Länder, wo die Sonne nicht so warm scheint, und wo eine falsche Scham die Leute abhält, sich in einer Lauseposition vor andern Leuten erblicken zu lassen, voraus, was gar nicht zu verachten ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde von Siebenbürgen.

(Schluß.)

4. Das Volksleben.

Es dürfte scheinen, als sey das, was sich hierüber sagen lassen kann, bereits durch das im zweiten Hauptabschnitte Verhandelte erschöpft. Indeß ist hier noch vorzutragen, wie die so verschiedenen Nationalelemente im öffentlichen Leben und Treiben sich zu einem Ganzen verschmelzen. Handel nach und von außen, Gewerbe im Innern; Sinn für öffentliche Vergnügungen und die Art der Befriedigung desselben, und was sonst noch dem ähnlich ist, kann einen Spiegel abgeben von dem nationellen Leben und Treiben der sämmtlichen Bevölkerung des Landes. In Kürze theile ich hier einige derartige Punkte mit.

A. Handel und Gewerbe. Hier kann ich mich schon deßhalb sehr kurz fassen, weil ich in den vorhergehenden Abschnitten schon viel Wesentliches davon angeführt habe. Als Ergänzung dessen habe ich hauptsächlich nur anzuführen, welche Producte das Land ein- und ausführt, von welchem Umfange der Handel sey, und in welchen Formen er sich bewegt.

Die Ausfuhrartikel Siebenbürgens bestehen fast einzig und allein in rohen Producten, als Vieh, Wolle, Häute, Talg, Wachs, Honig u. s. w. Eingeführt werden eine Menge von Fabrik- und Manufacturwaaren.

Von Vieh sind es Pferde und Rinder, welche in großer Zahl abgesetzt werden. In frühern Zeiten stand aber die Pferdezucht fast auf einem höhern Flor, wie gegenwärtig, und wenn es auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß die siebenbürgischen Pferdezüchter durch Einführung edler, vorzüglich arabischer und englischer Pferde zur Emporbringung und höheren Veredlung ihrer inländischen Stämme keine Opfer scheuen, so hat man dennoch extensiv die Pferdezucht durch Einführung veredelter Schafe schon theilweise beschränkt; obgleich hinwiederum nicht ohne Grund anzunehmen ist, man werde jenen lang cultivirten Zweig aufs neue fester ergreifen, zumal die veredelten Schafe, wegen Ungeübtheit der Schäfer in der Wartung und Pflege derselben, bis jetzt noch kein sonderliches Glück machen. Von den Pferden des Landes gehen alljährlich beträchtliche Partien als Remonten an die kaiserl. österreichische Armee ab, und sie werden mit Preisen bezahlt, die für jenes Land als hoch zu achten sind. Denn 100 fl. Conv. M. ist ein gewöhnlicher Satz für ein taugliches Roß. Dergleichen Lieferungen werden in der Regel von Armeniern und Juden übernommen, und der dabei zu machende Hauptgewinn beruht auf den Verbindungen mit tüchtigen Pferdezüchtern. Vor dem vollendeten vierten Jahre wird in der Regel kein Thier als Remonte angenommen. Im Privathandel werden zur Zeit hauptsächlich gute Kutschenpferde, Abkömmlinge von arabischen Mest-Staten und englischen Hengsten, gesucht und mit guten Preisen bezahlt. Ein derartiger

Zug von vier ganz zu einander passenden Thieren ist vom Züchter selbst nicht unter 800 bis 1000 fl. Conv. M. zu kaufen.

Rinder werden auf den üppigen Weidetriften Siebenbürgens fett gehütet, in zahlreichen Heerden nach Pesth und Wien getrieben, und es entfällt bei diesem Handel, wenn ihn kein besonderer Unfall trifft, bedeutender Gewinn. Es ist die weißgraue, silberfarbige, sogenannte podolische Rasse, die man zu diesem Zwecke hält. Außer den im Lande gebornen Heerden werden deren noch viele aus der Moldau eingeführt, in Siebenbürgen den Sommer hindurch auf der Weide gehalten, und sodann im Herbste ins Ausland zum Verkauf getrieben. Dieser Handel ist fast einzig und allein in den Händen der Armenier.

Außer dem Handel mit Vieh ist der in Landesproducten, als da sind: Wolle, Häute, Wachs, Honig u. dgl. der beträchtlichste. Die Wolle, welche das Land liefert, gehört größtentheils zu den allergeringsten Sorten, so daß man auch im Auslande unter der Firma der siebenbürgischen, eine ganz gemeine Wolle versteht. Rinderhäute und Talg sind ein fernerer bedeutender Ausfuhrartikel, was aus dem Flor, auf welchem hier die Rindviehzucht steht, leicht zu entnehmen ist. Wachs und Honig könnte das Land bei seiner reichen Flora, die der Bienenzucht so überaus günstig ist, in noch weit größerer Menge zur Ausfuhr liefern, wenn man diesem Erwerbszweige mehr Aufmerksamkeit schenken wollte. Und wie Vieles wäre überhaupt noch dem gesegneten Lande abzugewinnen, was zur Zeit noch in seinem Schooße ruht und künftigen Geschlechtern auszubeuten bleibt, vorausgesetzt, daß Intelligenz und Industrie sich mit der Zeit noch mehr entwickelt. Mit dem Reichthum seines Salzes ist Siebenbürgen nur auf seinen eigenen Bedarf beschränkt, da es fast ringsum von Ländern, die gleichen Reichthum besitzen, umgeben ist, und da es nach Ungarn deßhalb nur wenig absetzen kann, weil dieses Land sich fast gänzlich aus Galizien versorgt.

Noch muß ich eines Artikels erwähnen, welcher nur als vorübergehend erschienen ist, der aber, hätte man ihn wahrzunehmen verstanden, ziemlich bedeutend hätte werden können. Es sind dieß die Blutegel. Von Frankreich aus stellt sich seit einigen Jahrzehnten ein sehr dringendes Bedürfniß dieser Thiere heraus. Zuerst suchte man sie in Deutschland auf, wo sie aber in viel zu geringer Menge gefunden wurden, um lange vorzuhalten. Man drang nach Ungarn vor, fand sie häufiger, räumte aber auch dort dergestalt auf, daß man immer weiter nach Osten suchte, also auch nach Siebenbürgen kam. Hier lieferten eine Menge Teiche der Waare genug, man schätzte sie aber zu gering, gab sie für eine Kleinigkeit hin, und so beutete man sie, weil die, welche sie sammelten, guten Gewinn machten, allzu schnell und allzu rein aus. Die Folge davon ist nunmehr, daß man sie nur noch in geringer Anzahl findet, und mit dem Aufsuchen bereits bis an die östlichsten Gränzen des Landes vorgerückt ist, und schon darüber hinaus, d. i. in die Wallachei geht. Die Sache war, als dieser Handel im Flor war, einträglicher, als man glauben sollte, und sie hat während ihrer Dauer dem Lande Millionen von Gulden eingetragen.

Die Ausfuhr sämmtlicher Rohproducte geht nach dem Westen und dirigirt sich nach den beiden Plätzen Pesth und Wien. Die Fracht ist überaus billig, so zwar, daß man vom Centner von Clausenburg nach Pesth auf 51 Meilen Entfernung selten mehr als 1½ fl. C. M. bezahlt.

Was Manufacturen und Fabriken so wie höherer Kunstfleiß schaffen, das wird Siebenbürgen größtentheils von Außen zugeführt. Pesth und Wien sind auch hiefür seine Waarenplätze.

Im Allgemeinen bewegt sich der Handel des Landes noch in engen Gränzen, und es nehmen an ihm, wenn wir ihn im Großen auffassen, nur wenige Häuser Theil.

Die Gewerbe befinden sich zum Theil noch in ihrer Kindheit, und wo sie sich aus dieser bereits herausgearbeitet haben, da tragen sie beträchtlichen Gewinn. Dieß aber kann man nur von den größern Städten, Clausenburg, Hermanstadt, Kronstadt und einigen andern sagen.

B. Oeffentliche Vergnügungen. So wie ein großer Theil der Bevölkerung noch in seiner Kindheit ist, so sind auch seine Ansprüche an öffentliche Vergnügungen noch die der Kinder. Dieß zeigt sich hauptsächlich bei Volksfesten, bei denen z. B. Musik nicht fehlen darf, die aber meistentheils nur aus einigem Fideln und Pfeifen von Zigeunern besteht, nach denen man aber nach Herzenslust tanzt. Jedoch ist auch der Tanz des Volkes noch der von Kindern: ein einfaches Umherlaufen und Springen, wobei die innere Lust den Rhythmus dictirt und die Beine in Bewegung setzt. Daß das, was ich hier Volksfeste nenne, sich nur auf enge Kreise beschränkt, muß ich darum erinnern, weil eigentliche Nationalfeste, welche das Volk in einem weiten Umkreise vereinigen könnten, bis jetzt in Siebenbürgen noch eine unbekannte Sache sind.

Das Theater hat sich in diesem Lande auch noch zu keiner sonderlichen Vollkommenheit ausgebildet. Zwar muß man dem deutschen in Hermanstatt Gerechtigkeit wiederfahren lassen, da es, so weit seine materiellen und intellectuellen Hülfsmittel reichen, sein Möglichstes thut, und mitunter auch in seinen Leistungen sich zu denen des zweiten Ranges emporschwingt. Weniger aber läßt sich dieß von dem ungarischen in Clausenburg sagen. In beiden jedoch wird die Kunst durch große Nachsicht und durch rauschenden Beifall, wo dieser nur irgend anzubringen, sehr aufgemuntert. Marionettenspiele und Farcen, welche die Zigeuner in Dörfern und Flecken aufführen, finden viel Zuspruch und Beifall, denn es sind sämmtliche Volksstämme Siebenbürgens sehr schaulustig.

Wie in allen südlichen Ländern, so auch hier, liebt es das Volk, seine Geschäfte im Sommer im Freien zu betreiben. Daher sieht man allenthalben Männer und Weiber mit ihren Arbeiten vor den Häusern.

Für die Cavaliere besteht ein Hauptvergnügen in der Jagd, welche in Siebenbürgen nicht unbedeutend ist. Besonders ist es die auf Wölfe, welche in vielen Districten des Landes noch ziemlich zahlreich zu finden sind, zumal sie von leidenschaftlichen Jagdliebhabern, den Landesverordnungen zum Trotz, geflissentlich geschont werden, um die Jagd auf dieselben desto unterhaltender zu machen.

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon oder Columbiaflusse, in Nordcalifornien und auf den Sandwichsinseln, von 1824 bis 1827 und von 1829 bis 1834.

Der Name des früh dahingeschiedenen brittischen Reisenden, dessen wechselvolle und ergebnißreiche Wanderungen in einer Weltgegend, wo von die meisten Striche noch von keinem Naturkundigen vor ihm betreten worden waren, der deutschen Lesewelt auf folgenden Blättern zum Erstenmal geschildert werden, ist an alle die seltenen und größtentheils anziehenden Gewächse geknüpft, die in den letztern Jahren aus den vom Oregon besprützten Gebieten in England eingeführt worden sind. Von dort aus sind sie nicht nur über das übrige Europa, sondern sogar nach der westlichen Hemisphäre zurück verbreitet worden.

Diese Reiseschilderungen sind theils aus den Tagebüchern geschöpft, die unbegreiflicherweise jahrelang unbeachtet und ungekannt im Archive der großen Londoner Gartenbaugesellschaft gelegen haben, und erst vor kurzem der Oeffentlichkeit übergeben worden sind, theils dem Briefwechsel entnommen, den Douglas mit Sabine, Hooker und andern brittischen Pflanzenforschern unterhalten hatte. Ein erhöhtes Interesse gewinnen sie eben jetzt, wo durch Washingtons Irvings Astoria*) die öffentliche Aufmerksamkeit jener bisher so dunkeln Weltgegend zugewendet worden, welche der Schauplatz der botanischen Entdeckungen von Douglas gewesen ist.

D. Douglas war 1799 zu Scone, einem Dorfe bei Perth in Schottland, geboren. Den Familiennamen seiner Mutter, welche eine Drummond war, erwähnen wir aus dem Grunde, weil es sicherlich ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß denselben Namen ein englischer Naturforscher und Reisender, nämlich Thomas Drummond, trug, welcher ungefähr im gleichen Lebensalter wie Douglas, fast um dieselbe Zeit, in demselben Beruf ein frühes Grab fand.

Nichts gewährte schon dem zarten Knaben mehr Ergötzen, als von fernen Erd- und Seestrichen, von Reisenden, besonders von kühnen Seefahrern zu vernehmen, und seine Lieblingsbücher waren Sindbad der Matrose und Robinson Crusoe. Eben so früh schon zeigte er einen entschiedenen Hang zum Pflanzensammeln und eine merkwürdige Vorliebe für den Vogelsang. Der arme Knabe, welcher tagtäglich eine Strecke von sechs englischen Meilen nach und aus der Schule zurücklegen mußte, verwendete den ihm zum Kauf eines Imbisses angewiesenen Penny zur Bestreitung des Futters für seine Vögel, an deren Beobachtung er sich weidete!

Wer möchte es in Abrede stellen, daß auch der ächte Naturforscher wie der ächte Dichter geboren wird? Wie unvergleichlich hat sich der große nordamerikanische Ornithoteg und Naturmaler J. J. Audubon in seiner leider so wenig bekannten Selbstbiographie darüber ausgedrückt:

„Kaum noch dem Gängelband entwachsen und im Stande, jene stets so süßen Erstlingsworte zu lallen, war ich schon auf die mich rings umwebende großartige Natur hingewiesen; sie wurde bald meine Gespielin, und ehe ich noch den Unterschied zwischen den azurnen Tinten des Firmaments und dem smaragdenen Schmelze des glänzenden Wälderlaubes zu fassen vermochte, fühlte ich mich schon unwiderstehlich zu ihr hingezogen, fühlte ich schon, daß nicht bloße Freundschaft, sondern eine an Raserei gränzende Inbrunst für die Natur meine Schritte durchs Leben begleiten müsse..... Ich war von jenen frühen kindlichen Eindrücken dergestalt umstrickt, daß wenn ich aus den Wäldern, den Auen und Mooren entfernt war, oder den Anblick des unermeßlichen Weltmeeres entbehrte, meine Seele eine unaussprechliche Oede empfand. Kein Obdach däuchte mir so sicher und reizend, als das dichte Laubgewölbe, worunter das herrliche Federspiel jenes Erdstrichs sich birgt, oder die schaurigen Klippen, unter welchen der dunkelbeschwingte Kormoran und der Brachvogel Nachtruhe und Schirm vor der Wuth des eichenzerschmetternden Orkans suchen."

Im botanischen Garten zu Glasgow, worin er in der Folge arbeitete, zog er durch seinen regen Eifer die Aufmerksamkeit des berühmten schottischen Botanikers Hooker auf sich, den er später auf einer wissenschaftlichen Reise durch die westlichen Hochlande begleitete. Auf seine Empfehlung wurde Douglas von der großen Londoner Gartenbaugesellschaft im Jahre 1824 nach der Nordwestregion des nordamerikanischen Festlandes gesendet, um die damals noch unbekannten oder doch sehr wenig erforschten Pflanzenschätze der am Oregon und südwärts gen Californien hin gelegenen Landstriche zu untersuchen, wozu die Hudsonsbai-Gesellschaft bereitwillig die Hand bot.

Auf der Ueberfahrt wurde unter Anderem bei dem durch Foe's Robinson Crusoe, diesem eigentlichen Urahn aller „ethnographischen Romane und Marine-Novellen," berühmt gewordenen Eiland Juan Fernandez angelegt, wo Douglas eine Menge europäische Gartensämereien ausstreute. Im Frühjahre 1825 langte er am Columbia an.

Auf jenem in naturgeschichtlicher Hinsicht damals noch beinahe jungfräulichen Boden begann nun Douglas eine Reihe von vornehmlich botanischen Entdeckungen, wie sie in neuester Zeit nur Wenigen beschieden gewesen sind. Ihm verdankte man während seines ersten dortigen Aufenthalts den Fund der so zierlichen Clarkie, die verschiedenen neuen Pentstemon-, Lupine-, Oenotherus- und Ribes-Arten, so wie eine Fülle anderer neuer Ziergewächse, wovon jetzt schon viele die botanischen Gärten und Gewächshäuser beider Hemisphären schmücken. Unter Anderem fand und sandte er jene riesigen Fichtenarten nach Europa, deren Vorhandenseyn bis dahin halb fabelhaft, wie etwa bis zur Stunde noch dasjenige vom Einhorn geschienen hatte. Eine davon nannte er zu Ehren des Verfassers eines berühmten Prachtwerkes über die Pinusgattung die „Lambertsfichte;" eine andere hat von Sabine den Namen „Douglasfichte" erhalten. Im Frühjahre 1827 wanderte er vom Vancouverfort über die „Felsengebirge" nach der Hudsonsbai, wo er mit den Nordpolsfahrern Franklin und Back, die auf der Rückkehr von ihrer zweiten Reise begriffen waren, zusammentraf und mit ihnen nach England heimkehrte.

Nach einem zweijährigen Aufenthalte daselbst ging er 1829 abermals nach dem Columbiafluß ab, wo er bis 1833 verweilte, und seine frühern Entdeckungen bedeutend vermehrte.

Auf der Sandwichsinsel Owaihi, wohin er sich 1833 begeben hatte, um seine Untersuchungen dort fortzusetzen, fiel er im folgenden Jahr auf einer Bergreise in eine von jenen Gruben, worin die wilden Büffel gefangen werden, eben als kurz zuvor ein solcher hineingestürzt seyn mochte, und wurde von dem wüthenden Thiere zermalmt!

Das schauderhafte Ende eines so jungen, emsigen, reichen Forscherlebens erregte allenthalben die lebhafteste Theilnahme, und ein im Vaterlande des Unglücklichen ergangener Aufruf, ihm ein Denkmal zu setzen, hat auch bei den deutschen Pflanzenliebhabern und Gartenvereinen Anklang und bereitwillige Unterstützung gefunden.

Ferd. Maria Malven.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine neue Verdeutschung desselben ist ganz kürzlich in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 132.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Mai 1838.

Die Zigeuner in der Moldau und Wallachei.

(Aus der nordischen Biene Nr. 77 v. d. J.)

Bei dem großen Zuge der Zigeuner durch Europa blieb eine bedeutende Anzahl derselben in der Moldau und Wallachei zurück, wo Alexander der Gute ihnen gestattete, in der Luft und auf der Erde umher zu ziehen, und ihnen Feuer und Eisen zum Beschlagen der Pferde zu geben; gegen diese Vergünstigung verloren sie ihre Freiheit, und das Wort Zigeuner wurde gleichbedeutend mit dem Worte Knecht. Ihre Verbindlichkeiten wurden durch den moldauischen Codex vom J. 1833 festgesetzt, und in der Wallachei stehen sie unter demselben Gesetz. In beiden Fürstenthümern gehören die Zigeuner entweder dem Staat oder den Gutsbesitzern; solcher, die dem Staate gehören, rechnet man in der Moldau 3851 Familien, in der Wallachei 3000. Sie zerfallen in vier Classen: 1) die Rudares oder Awrar haben allein das Recht Gold in den Flüssen und im Bergsand zu suchen, und bezahlen dafür der Fürstin eine Steuer als Nadelgeld. Gegenwärtig ist ihr Gewerbe nicht sonderlich vortheilhaft. 2) Die Ursar oder Bärenführer, ziehen in Städten und Dörfern umher mit abgerichteten karpathischen Bären, denen die Zähne ausgebrochen, die Klauen ausgerissen und die Augen angebrannt sind, damit sie nicht deutlich sehen. Die Ursar treiben auch das Höckergewerb, und bezahlen dafür 7 bis 10 Rubel vom Kopf. 3) Die Lingurar oder Holzlöffelfabricanten, machen außer den Löffeln, wovon sie den Namen haben, alle Arten von Holzgeschirren und verkaufen Kohlen. 4) Die Lajeß oder Vagabunden haben keine bestimmte Beschäftigung; sie sind Steinmetzen, Schmiede, Kammmacher u. dgl. Dieß ist die verdorbenste Kaste von Zigeunern, denn sie dürfen im ganzen Fürstenthum herumwandern. Gegen Bezahlung einer Steuer von zehn Rubeln vom Kopf an die Regierung, können sie ihre Pferde in der Umgegend der großen Dörfer und der Straßen weiden lassen. Sie leben fast alle von Diebstahl und Betrug; bei der Arbeit sind sie gewandt und geschickt, thun aber nichts. Bei Tag schlafen sie, und bei Nacht gehen sie auf den Diebstahl aus. Ihre Frauen durchziehen die Straßen, wahrsagen aus den Händen, legen Träume aus, und bitten an den Kirchen um Almosen, indem sie ihre halbnackten Kinder den Vorübergehenden zeigen.

Diese vier Classen von Zigeunern haben keine ständigen Wohnungen; im Sommer leben sie in Zelten und im Winter in Gruben, die sie in den Wäldern, nahe bei Dörfern, um den Diebstahl treiben zu können, in die Erde graben. Neun oder fünfzehn Familien wählen sich einen besondern Richter und gehorchen ihm; die Richter stehen unter einem Bulibaſſa, der in Ungarn und Siebenbürgen Wojewode heißt. Auch der Bulibaſſa wird von den Zigeunern gewählt; er muß aus angesehener Familie, besser als die andern bekleidet, bejahrt, von hohem Wuchse und wohlgestaltet seyn. Die Wahl geschieht an einem offenen Orte; man hebt den Gewählten unter dem Freudengeschrei der Versammlung dreimal auf den Händen über den Haufen hervor. Richter und Bulibaſſen sind zur Auszeichnung von den gemeinen Leuten stets zu Pferde, tragen einen Bart und ein langes Purpurgewand, gelbe oder rothe Stiefel, eine Mütze aus Hammelfellen, und eine Peitsche mit drei Strängen im Gürtel, womit sie die straffälligen Zigeuner züchtigen. Die Bulibaſſen genießen eine große Gewalt über ihre Genossen; sie sind Richter erster und zweiter Instanz, erhalten aus den gesammelten Steuern zwei Piaster vom Hundert, haben das Recht, Schuldige zu strafen, und vertreten ihre Untergebenen bei der Regierung.

Die nicht dem Staate gehörigen Zigeuner stehen unter den Klöstern oder Bojaren, und zerfallen in Lajeſſen und Watraſſen. Die Privaten gehörigen Lajeſſen gleichen denen des Staats vollkommen; sie wandern allenthalben unter der Aufsicht von Richtern umher, und wenn ihre Herren ein Gebäude aufführen wollen, so sind die Lajeſſen verpflichtet, ihnen als Steinmetzen zu dienen, wofür sie 25 Kopeken (wahrscheinlich Kupfer) erhalten. Die Watraſſen haben beständige Wohnungen und werden nicht Zigeuner genannt; sie haben Sprache, Sitten und Gewohnheiten ihrer nomadischen Stammgenossen völlig vergessen, und sind von den Moldauern und Wallachen kaum zu unterscheiden. Ein kleiner Theil der Watraſſen lebt in Dörfern, wo sie sich mit dem Landbau beschäftigen, aber zugleich Schneider, Schuhmacher oder Schmiede sind; der größere Theil lebt in den

Städten in den Bojarenhäusern, wo die Männer als Schneider, Bäcker, Steinmetzen, Kutscher und Köche dienen, während die Weiber die Zimmer reinigen, waschen und in Gold oder Silber sticken, worin sie eine große Fertigkeit haben. Nur bei nichtreichen Bojaren dienen sie als Lakaien und Köche; an Unsauberkeit und Unreinlichkeit gewöhnt, machen sie die Küche zum Stall.

Die Watrassen sind die besten Musiker in der Moldau und Wallachei; sie kennen keine Noten, spielen aber eine Einmal gehörte Sonate von Mozart oder eine Symphonie von Beethoven oft besser als der, von dem sie solche gehört haben. Ich sah oft, wie ein Zigeuner in Jassy mit der Geige in das französische Theater ging, aufmerksam die Ouverturen und die Arien anhörte, und am Ende der Oper die ganze gehörte Musik, besser als das Orchester, nachspielte. Die Zigeuner spielen die Geige, ihr Lieblingsinstrument, die Kobsa, ein besonderes neunsaitiges Instrument ähnlich der Mandoline, die Naiz (ein Pansflöte), das Tamburin und die Moskal, die alte Sprinz, zu der sie eine besondere Neigung haben. Doch spielen sie nicht nur, sie componiren auch glücklich, die Namen Suzeawa, Angeluzza, Barba sind in der ganzen Moldau und Wallachei bekannt, und der Name des in Pesth lebenden Zigari ist überall in Ungarn berühmt. Viel bekannte Volksmelodien begleiten sie mit eigenen Worten, und ihre Stimmen sind vortrefflich. In Sommernächten hört man in allen Straßen von Jassy fröhliche Klänge; die Bojarenfamilien spazieren umher mit einem Gefolge von europäischen Musikern, ärmere Leute mit Zigeunern. Diese nächtlichen Wanderungen mit fröhlichen Gesängen und lärmender Musik sind voll Poesie, und nirgends so gewöhnlich wie in den Städten der Moldau und Wallachei.

Zum Tanze dient die Musik der Zigeuner vorzugsweise vor der europäischen, denn die Zigeuner beobachten den Tact sicherer. Von Weihnachten bis Aschermittwoch hört man in den Straßen rufen: Kully! Kully! Ruft man die Ausrufer herbei, so tragen zwei Männer ein kleines erleuchtetes Theater herein von 7 oder 8 Fuß Länge und 3 bis 4 Fuß Höhe. Das Theater stellen sie auf Stühle; auf der Scene erscheint eine Hirtin und spielt mit einem Lamm, dann kommt ein Zigeuner mit einem Bären, und ihnen folgt Hr. Wasilachi mit zwei Schönen, während seine Frau ihn in allen Straßen der Stadt sucht. Endlich erscheint ein Türke und ein Kosak, die in Streit gerathen und mit einander fechten; als die Türken noch die Moldau besaßen, besiegte der Türke den Kosaken, jetzt, wo die Russen in der Moldau sind, spießt der Kosak den Türken an seine Pike; der Zigeuner spricht hinter dem Theater, langsam und gravitätisch für den Türken, lebhaft und laut für den Kosaken.

Lebensbilder aus Portugal.

Zweiter Ausflug nach Setubal.

(Fortsetzung.)

Dieses Geschäft der Weiber mit dem Kinde konnte man sich, wie schon gesagt, noch gefallen lassen, allein späterhin sein Geschrei und sein ekelhaftes Besudeln versetzte uns ins größte Mißbehagen, Weib und Kind hätte man über Bord werfen mögen, und doch waren beide unschuldig daran. Noch immer zögerten die Bootsleute, bis wir endlich unsre Stimme erhoben, und wir drohten, wieder ans Land zu gehen, wenn sie nicht augenblicklich abstießen. Dieses geschah denn endlich, allein anstatt gleich quer in den Fluß zu stechen, hielten sie sich noch längs dem Quai, als wir aber auch dieses Manövres bald müde wurden und auf Abfuhr drangen, mußten sie unsern Willen thun und den Wind, der noch spärlich wehte, so daß sie auch mit den Rudern helfen mußten, in volle Segel nehmen. Schon waren wir eine Viertelstunde weit vom Lande, und ihre Augen noch immer dahin gerichtet, um zu sehen, ob nicht noch ein Passagier durch ein Signal sich zu erkennen gäbe, als auch wirklich ein kleines Boot angerudert kam, welches Zeichen zum Halten gab, wozu unsere Schiffer, trotz unserer Protestationen dagegen, sogleich auch bereit waren, und es war schlechterdings nicht zu verhindern, daß sie zwar fortwährend Ruderschläge thaten, die aber das Fahrzeug mehr aufspielten, als daß sie es weiter gebracht hätten, und so kam denn auch bald das kleine Boot näher und setzte einen bekannten Engländer aus Setubal in das unsrige ab, den wir nicht zurückweisen mochten. Die Wünsche der Schiffer schienen nun befriedigt, der Wind blies stärker aus Nordwest, und nun ging's, als flögen wir davon. In Zeit von nicht vollen anderthalb Stunden gelangten wir an den Quai von Monta, wo sogleich eine Menge geschäftiger, böser Buben bei der Hand sind, um das leichte Gepäck ans Land zu schaffen. Von dem Quai begaben wir uns nach dem kleinen, schon erwähnten Kaffeehause, worin es wenigstens recht reinlich und nüchtern aussieht — ein durch Schenktische abgeschlossener Raum, hinter welchem der Cafetier vor einer Art Schrank steht, bunt angestrichen und groß genug, um in seinen verschiedenen Abtheilungen, die für die darin zu prangenden Liqueure bestimmt sind, hundert Flaschen enthalten zu können. Dermalen befanden sich aber in demselben nur zwei Flaschen und einige Schnapsgläschen: die eine enthielt Anis, die andere Pfeffermünze, und als Imbiß standen daneben auf einem Teller kleine weiße Schiffszwiebacke, wie die deutschen sogenannten Judenmatzen. Kaffee war hier keiner fertig zu haben, konnte aber auf Verlangen gemacht werden, so wie auch Chocolade, die hier allenthalben anzutreffen. Für jetzt begnügten wir uns nur mit einigen Gläschen Liqueur, der feuchten Luft und des Nebels wegen, der sich nun ganz herabzusenken schien, und uns einen heitern, trockenen Tag versprach. Maulthiere waren bald bei der Hand, und in Zeit von einer halben Stunde konnten wir diese besteigen und davon reiten. Der Himmel war uns gnädig, die von Regen feuchte Erde dünstete stark aus, und neue Wolken zeigten sich am Firmament, die abwechselnd vor die brennende Sonne traten und deren Strahlen mäßigten und brachen, so daß wir ohne große Beschwerden die Sandwüste und Steppen durchzogen und gegen 11 Uhr in Palmella ankamen, woselbst wir beschlossen, einige Stunden zu verweilen und die Burg zu besteigen. Ein kleines Wirthshaus zur Linken, gleich am Eingange des Orts, wo eine hochschwangere Frau uns gar freundlich auf unsere Anfrage nach

einem Unterkommen einlud, abzusteigen, zeigte, daß wir vor der rechten Schmiede wären und unsere Pferde durch die Hinterthüre in den Stall bringen könnten, der von der Wirthsstube, der Schlafkammer, der Küche und dem Schenktische, was hier Alles in Einem Raum beisammen, nur durch einige klaffende Bretter getrennt war.

Nachdem dieses geschehen, wobei der Hausherr, der nun auch herbeigekommen, uns aufs thätigste und gefälligste beistand, und da wir Alles so ungemein reinlich in diesem Hause fanden, eine große Ordnung in jedem Winkel dieses zu manchem Zwecke eingerichteten Raumes herrschte, ungeachtet die vier kleinen Kinder des Hausherrn da herumliefen, so beschlossen wir auch hier unser Mittagsmahl zu halten, und die Wirthin sagte, daß sie gutes Rindfleisch, Schweinswurst, Speck und Kohl im Topfe habe, auch einige Eier bereiten könne. Wir machten also unsere Bestellung, und begaben uns nun mit einem kleinen zudringlichen Führer auf den Weg, um den Kloster- und Burgberg zu ersteigen, der sich wohl gegen 300 Fuß über der Villa erhebt. Allenthalben treten selbst in den Bergstraßen des Fleckens die nackten Kalkfelsen hervor, auf denen in dieser warmen Jahreszeit alle Vegetation erstorben, so daß im Reiche der Botanik hier keine Ausbeute erfolgte; dem Geognosten traten auf dieser Seite nur die einseitigen Schichten der nach Norden zu einfallenden tertiären Bildungen entgegen, auf denen sich zum Theil in Felsen gehauen, zum Theil von Mauern unterstützt, der Weg im Zickzack bis zu einem vorgeschobenen festen Burgthore erhob, woselbst wir zufälligerweise einen der acht als Besatzung liegenden Veteranen antrafen, den wir baten uns die Burg zu zeigen, wozu er auch sogleich willig war. Der größte Theil der ehemaligen alten Burg, die wohl noch aus der Maurenzeit herrühren mag und gewiß sehr fest war, liegt schon längst in Trümmern, und besonders soll das große Erdbeben von 1755 hier beträchtlichen Schaden angerichtet haben. Nur einzig noch gut erhalten und steinfest steht da der hohe mächtige ausgezackte Thurm mit seinen Schießscharten auf der Plattform und seinen festen Gewölben im Innern, aus grauem sandigem Gestein erbaut, und ganz oben auf demselben ein jetzt unbenutzter Telegraph mit Signalstange angebracht, welche in dem miguelistischen Kriege errichtet wurde. Ueberhaupt wurde damals, als Lissabon von dem Herzog von Terceira genommen worden war und später die miguelistischen Truppen Setubal und selbst Lissabon wieder bedrohten, Palmella als ein vorzüglicher Observationspunkt betrachtet, und daher alle Befestigungsmauern des untern Theils des Burgbergs neu ausgebessert und mit Kanonen versehen, und die weitläuftige Esplanade, die sich auf der höchsten Höhe bei dem Thurm bis zum jähen Abhange hinzieht und mit Mauer umgeben ist, wurde schön geebnet, und ebenfalls mit schwerem Festungsgeschütz besetzt, welches gegenwärtig auf der Erde liegt und verrostet. Eine kleine Besatzung von einigen hundert Mann, kann sich hier lange Zeit gegen Tausende halten, wenn sie mit Lebensmitteln versehen ist; Wasser hat sie hinlänglich in großen Cisternen. Die eigentliche Burg liegt nach der Ostseite, die bis jetzt wohlerhaltenen Klostergebäude mit ihren massiven Mauern auf der Westseite des schmalen Bergrückens, der nach Norden ein sanfteres Ansteigen, nach den drei andern Weltgegenden aber lauter abgebrochene steile Felsenwände mit den interessantesten geognostischen Gebirgsdurchschnitten, vom rothen Todtliegenden mit dem Zechstein bis zu den jüngsten Bildungen des tertiären Sandsteins und Grobkalkes ꝛc., darbietet. Der noch rüstige Veteran, bei dem Thurme angekommen, überantwortete uns einem andern Soldaten, der eben im Begriff war seinen Bart zu machen, und der gegenwärtig als alleiniger Burgwart zurückbleiben sollte, denn alle Andern hatten sich schon die Erlaubniß genommen, auf Urlaub zu den Ihrigen zu gehen, weil man sie nicht bezahlte, und der eine, welcher uns zu seinem Cameraden geführt, war so eben im Begriff denselben Weg zu wandern. Das Einzige, was man ihnen gab, war Brod, das nun dem Zurückgebliebenen zu Gute kam, das er verkaufen und sich dafür andere Bedürfnisse anschaffen konnte. Mit einer solchen Einrichtung war demnach Allen geholfen, und da es hier auch nichts weiter zu bewachen gab, kein Feind die Burg zu erstürmen drohte, so verursachten die fehlenden Soldaten der Besatzung auch keinen weitern Nachtheil. Wenn sich die Militärs der hier und dort in so vielen Forts der Küste und des festen Landes stationirten Detachements nicht auf diese Art zu helfen wüßten, so müßten sie bei dem Mangel an regelmäßiger Bezahlung unstreitig das unglücklichste Leben führen; und da man dieses nicht ändern kann, so kräht auch kein Hahn und kein Huhn darnach, wenn der Commandant eines solchen Forts und festen Platzes den größten Theil der Besatzung beurlaubt und sich selbst dazu, wenn er sich an einem andern Orte besser durchbringen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

(Fortsetzung.)

Erste Reise am Columbia.

Wir übergehen die kurze Schilderung seiner Seefahrt von der Themse nach der Bai von Rio-Janeiro, und lassen ihn nun selber sprechen: Gegen Ende September 1824 bekamen wir das Vorgebirge Frio zu Gesicht, und an einem Abend wurde das Schiff, eine der Hudsonsbai-Gesellschaft gehörige Brigg, von mannichfaltigem Seegevögel umringt, und da wurde ich zuerst des herrlichen Albatroß ansichtig. Die Pracht der Bai von Rio ist allbekannt. Einen Charakterzug der brasilischen Landschaft, der dem europäischen Auge vor Allem auffällt, bildet der Umstand, daß die größten Palmen stets auf den höchsten Berggipfeln angetroffen werden. Während meines kurzen Aufenthalts zu Rio wurde ich mit William Harrison, einem kenntnißreichen Pflanzenfreund, bekannt, der zu Botofago wohnte.

Durch seine Bemühungen sind viele damals neue Ziergewächse, besonders Epiphyten, zuerst nach England gebracht worden.*) Er selbst zieht gegen siebzig Orchideenarten mit großem Erfolg auf eine zugleich sinnreiche und einfache Weise. In einer Volière, die er unter-

*) Die meisten derselben sind in den großen Londoner botanischen und Gartenzeitschriften abgebildet, und seiner dabei stets aufs ehrenvollste gedacht worden.

hält, sieht man mehrere seltene und herrliche brasilische Vogelarten. *) Von Rio wurde nach einem kaum einmonatlichen Aufenthalte die Fahrt nach dem Columbia fortgesetzt. Auf der Höhe des La Plata zogen unabsehbare Tangfelder am Schiffe vorüber, wovon einige Gewächse eine Länge von 60 Fuß hatten. In dieser Parallele begannen zwei Procellaria-Arten in großer Menge vorzukommen. Während wir zwischen dem Festland und den Falklandsinseln hinsteuerten, befiel uns plötzlich eine unbeschreiblich schneidende Kälte, die uns als Vorbote galt, daß wir uns der so unwirthlichen, so gefürchteten Region des Cap Horns näherten, welches wir in der That schon nach wenigen Tagen zu Gesicht bekamen.

Zwischen der 50 und 59 Parallele bot sich Douglas mannichfaltige Gelegenheit zur Anstellung von Untersuchungen über die drei gewöhnlich vorkommenden Albatroßarten dar. In den meisten Reisebeschreibungen und Naturgeschichten, sagt er, ist bisher immer die Angabe wiederholt worden, daß dieser gewaltige Vogel bei ruhigem Wetter ungemein leicht gefangen werden könne. Dieß ist aber irrig: ich habe beständig die durchaus entgegengesetzte Erfahrung gemacht, daß nur im heftigsten Sturmwetter der Fang der Albatrossen gelingen mag. Sie kämpfen während den rasendsten Windstößen um den ausgeworfenen Köder, den sie oft mit dem Haken verschlingen. Ihr Aussehen ist ungemein majestätisch. Die Flügelweite des größten unter neun und sechzig, die ich fing, betrug 12¾ Fuß und die Körperlänge 4 Fuß. In der Bewegungs- und Flugweise gleichen sich sämmtliche Arten. Wenn der Albatroß auf den Meereswogen sitzt, dann sind seine Fittige auf ganz gleiche Weise wie die des Schwanes emporgehoben; noch höher emporgereckt und in einer unablässig zitternden Bewegung nach Art der Habichtsgattung sind sie während er ißt. Wenn er sich in die Lüfte erheben will, fährt er erst eine ungefähr hundert Klafter lange Strecke auf dem Gewässer dahin, wobei er mit den Schwingenspitzen über die Fläche hinstreicht, und schwingt sich dann nach diesem, wie es scheint unerläßlichen Vorspiel mit ungemeiner Anmuth und kaum wahrnehmbarer Bewegung der Fittige in die Höhe. Sein wildes und kühnes Naturell zeigt sich vorzüglich, wenn er gefangen ist. Die in der Ornithologie den Beinamen Chlororynchus führende Art wird, obgleich sie kleiner ist, von allen andern gefürchtet und scheu gemieden. **)

*) Also ein Miniatur-Seitenstück zu der berühmten Volière des wahrhaft ausgezeichneten englischen Kaufmannes T. Beale auf Macao, welche an Fülle und Seltenheit der darin gehegten prachtvollen Vogelarten, worunter sich sogar ein Paradiesvogel, und zwar der männliche Emerande oder Smaragd-Paradiesvogel befindet, vielleicht auf dem ganzen Erdkreise kaum ihresgleichen haben dürfte. Der Besitzer war seit geraumer Zeit bemüht, sich auch eine Sie von dieser Art zu verschaffen, um den so anziehenden, noch niemals stattgefundenen Versuch der Paradiesvogelzucht anzustellen. M.

**) Obige Angabe, daß der Fang des Albatroß nur bei stürmischem Wetter gelingen könne, dünkt uns neu, denn selbst G. Bennet, in dessen Reisewerke, so viel wir wissen, das Neueste und Vollständigste darüber vorkommt, erwähnt ihrer nicht. Wie viel ist seit Anson, welcher dieses wundersame Weltmeerwesen, wie so manche andere großartige Erscheinung der See- und Tropenwelt zuerst der europäischen Phantasie vorgeführt hat, über Leben und Weben des Albatroß, der mit der rasenden Windsbraut des Cap Horns spielt, als wäre sie ein fächelnder West, berichtet worden, und nun nach Verlauf von fast einem Jahrhundert müssen wir die erste richtige Angabe über die günstigste Weise seines Fanges erhalten! F. Maiern.

Bei der Insel Juan Fernandez wurde angelegt. *) Dieses classische Eiland, welches füglich das Madeira der südlichen Halbkugel genannt werden darf, ist äußerst gebirgig und vulcanisch. Die Kuppen der reizend begrünten Anhöhen sind, außer bei sehr heiterem Wetter, stets von Gewölken umlagert. Als wir in der von Anson sogenannten Cumberlandsbai Anker warfen, gewahrten wir ein kleines Fahrzeug, und am Strand eine Hütte, aus welcher Rauch aufstieg. Die abenteuerliche Lebensgeschichte ihres einsamen Bewohners, welcher alsbald aus einem nahen Gebüsche herbeieilte und uns freudig bewillkommte, wollen wir mit wenigen Worten andeuten. Er war aus London gebürtig, hieß William Clark, und war auf einem Liverpooler Kauffahrer als Matrose nach der chilenischen Küste gekommen, wo er entlassen wurde. Nach mancherlei Schicksalen gelangte er auf diese Insel, wo er von den Spaniern zur Erlegung von verwildertem Hornvieh und Phoken, welche da in großer Menge vorhanden sind, verwendet wird. Er besaß eine Büchersammlung, die aus siebzehn Bänden bestand, worunter eine Bibel, ein anglikanisches Gebetbuch, einige alte englische Romane und Reisebeschreibungen, Cowpers Gedichte, wovon er das Lied auf Alexander Selkirk auswendig wußte, und endlich ein nett gebundener Abdruck vom Robinson Crusoe, wovon er selbst füglich als die letzte und vollständigste Auflage angesehen werden konnte.

Die vor einigen Jahren von den Spaniern hier angelegte Niederlassung ist wieder aufgegeben worden. Als Ueberreste davon lagen noch sechs und zwanzig große Geschütze am Strand. Auch die Trümmer eines von Anson errichteten Ofens sind noch vorhanden, und dienen einer kleinen blauen Taubenart zum Schlage.

Unter den Gewächsen fiel mir eine große blaßrothe Erdbeerenart auf, die entweder da einheimisch oder von der nicht mehr als gegen drei und neunzig geographische Meilen entfernten chilenischen Küste eingeführt worden ist.

Der reizende idyllische Charakter dieses nun eigentlich wieder unbewohnten Eilandes ist unbeschreiblich. Silberbäche gleiten in Fülle durch die in üppigem Grün prangenden Thäler dahin, welche in dunkle Felsenschluchten auslaufen, wo die gefiederten Zweige der Lomatien, Aspidien und Polypodien wehen. Verschiedene Arten davon sind neu, und von wahrhaft majestätischer Gestalt und hohem Wuchse. Während meines kurzen Aufenthaltes auf dem Eilande sammelte ich siebzig verschiedene und äußerst anziehende Gewächse. **) Die mir vorgekommenen Vogelarten dagegen waren wenig und nicht schön.

(Fortsetzung folgt.)

*) D. h. doch wohl bei der größern, Mas-a-Tierra genannten, von den beiden Inseln, welche den Gesammtnamen Juan Fernandez führen. Die Schilderung, die Douglas von ihr entwirft, ist doch wohl nur auf die Nordseite derselben, über welche er auch wohl nicht hinausgekommen ist, zu beziehen. M.

) „ . . . terminating in dark and rocky dells, where wave the feathery fronds of * several species of which are now and of truly princely form and growth.“ Mrs. Maria Graham, jetzt Mrs. Calcott, entwirft in ihrem Tagebuch eines Aufenthalts in Chili eine noch begeistertere Schilderung dieses Eilandes. M.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 42** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Weissagung des Dante.** Von Byron. — **Prometheus.** Von Edgar Quinet.

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6-8 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 133.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Mai 1838.

Der Fischfang bei Neufundland.

(Aus dem Phare de la Manche.)

Wenn das Fahrzeug in seinem Hafen sicher vor Anker liegt, so beschäftigt sich ein Theil des Schiffsvolks damit, dasselbe abzutakeln, und nichts als die beiden Maste an ihm zu lassen. Während dieser Zeit stellen die Zimmerleute und Calfaterer die Schiffe her, welche jedes Jahr an der Küste zurückgelassen werden, und man bessert die Beschädigungen an den Schiffsverschlägen (den Wohnungen des Stabs und der Schiffsmannschaft) aus, die sie im Laufe des Winters erlitten haben. Auch wird die Darre (chauffaud) wieder hergestellt, wo der Stockfisch zubereitet wird. Dieß ist ein langer, am Meeresufer auf Pfählen errichteter Schuppen, der einige Klafter über das Wasser hervorragt; auf der Meeresseite endigt er mit einer Galerie, der Fischraum (poissonnerie) genannt; man muß denselben einrahmen, d. h. mit Tannenzweigen umgeben, welche da durch die aus nahe an einander stehenden kleinen Balken gebildeten Mauern verkleiden; ferner muß man ihn bedachen (tauder), d. h. mit einem Segeltuche bedecken, welches hiezu hergerichtet ist, und das man taude nennt. In der Darre werden die Tische aufgestellt, an welchen die Kopfabschneider und die Aufschneider arbeiten, ferner die hölzernen Stühle, welche den letztern als Sitz dienen, und die Fässer, in welche sich die Kopfabschneider zu ihrer Arbeit stellen. Auch wird der Waschplatz eingerichtet, wo der Stockfisch gereinigt wird. Man holt in den Gebirgen das Holz für die Einrahmungen und die übrigen Bedürfnisse der Wohnungen. Zu gleicher Zeit errichtet man die Behälter (cageot), worein man die Lebern der Stockfische wirft, um Oel daraus zu gewinnen. Dieser Behälter besteht aus einer viereckigen, mit erhabenen Rändern umgebenen Plattform. Mitten in dieser Plattform erhebt sich ein großer, umgekehrter Kegel, mit parallelen Seiten, gebildet aus nahe an einander stehenden Stäbchen, und innen mit Packleinwand gefüttert. Der Kegel wird in seinen Winkeln und im Mittelpunkt einer jeden seiner Seiten durch Stützen gehalten. In diesen trichterförmigen Behälter werden die Stockfischlebern geworfen, ihr Oel läuft nun durch die Packleinwand auf die Plattform, von wo es durch einen Hahnen, der unten an der Randerhöhung, welche das Ueberlaufen des Oeles verhindert, angebracht ist, in ein Stückfaß abgelassen wird. Endlich schifft man die Geräthschaften für den Fischfang, und die zum Aufenthalt an der Küste nöthigen Lebensmittel, so wie auch das Salz aus, welches man in der Darre niederlegt. Wenn noch Zeit übrig ist, so richtet man den Trockenplatz (la grave) ein.

Der Stockfisch wird entweder mit dem Schleppnetze oder mit der Leine gefangen; diese letztere Art theilt sich noch in den Fang mit dem kleinen oder dem großen Köder. Schleppnetz nennt man ein 180 Klafter langes Netz, das durch die Randbesetzung und die Aufziehstricke bis auf 90 verkürzt, 20 bis 22 Klafter hoch ist, und in der Mitte einen Sack von 40 Klaftern, mit Maschen von $3^1/_4$ Zoll bildet. Der untere Rand des Netzes ist mit Bleikugeln beschwert, um dasselbe sinken zu machen, der obere Rand ist mit Korkhölzern besetzt. Dasselbe wird auf einem Fahrzeug, welches man das Schleppnetz-Boot nennt, und das mit acht Mann besetzt ist, geführt. Das am Hintertheil des Schleppnetz-Bootes aufgerollte Netz wird, indem man mit einem seiner Enden anfängt, an dem sich ein Gewicht befindet, worein ein kleiner Haken eingefügt ist, in das Meer ausgeworfen. Das Boot beschreibt nun einen Kreis, indem es immer das Netz auswirft, und faßt vermittelst des Wurfes (eines an das andere Ende befestigten Seiles) die Boje des zuerst eingesenkten Hakens wieder auf. Wenn die beiden Netzenden zusammen kommen, zieht man zugleich an beiden Enden, bis man die an beiden Enden des Sackes befestigten Pflöcke erreicht, dann zieht man an dem mit Blei beschwerten Ende des Netzes, bis es ganz am Bord ist; nun ist man im Besitze aller der Stockfische, die sich im Sack befinden. Außerdem haben diese Boote Netze bei sich, welche als Behälter für die mit dem Schleppnetze gefangenen Stockfische dienen, die nicht sogleich in die Darre gebracht werden können. Diese Säcke sind mit Bojen besetzt, worauf der Name des Capitäns oder des Schiffs eingezeichnet ist, und werden mittelst eines kleinen Ankers und eines Taues in das Wasser hinab gelassen.

Die Schleppnetz-Boote verlassen gegen ein oder zwei Uhr des Morgens die Wohngebäude, und es folgen ihnen immer

ein oder zwei andere Boote, welche bei Handhabung des Netzes helfen, den Ertrag des Fanges aufnehmen und denſelben in die Darre bringen.

Die bei dem Fange mit dem kleinen Köder angewandte Lockſpeiſe heißt Capelan. Es iſt dieß ein kleiner, 5 bis 6 Zoll langer Fiſch, deſſen Fleiſch weiß und nahrhaft iſt. Er hält ſich vom 20 Junius bis zum 5 oder 10 Oktober an den Küſten von Neufundland auf. Dieſer Köder wird mit einem Boot gefangen welches man Capelanier nennt, auf welchem ſich vier oder fünf Männer befinden. Es iſt mit einem Netze verſehen wie die Schleppnetz-Boote, jedoch von geringerm Umfange; außerdem führt es Sallebardes mit ſich, eine Art von Säcken, die an einen Reif befeſtigt und mit einer langen Stange verſehen ſind. Der Capelanier verläßt die Niederlaſſung mit Sonnenaufgang.

Die Boote, welche den Fang mit der Leine ausführen, ſind bloß mit drei Mann verſehen, welche mit dem Namen Meiſter (maitre), Vor (avant), Gehülfe (aussât) bezeichnet ſind; ſie fahren mit Tagesanbruch aus, und ſind mit Leinen von verſchiedener Größe und mit Angeln verſehen, welche mit dem Namen Sichelangel, Handgriffangel und Grundangel bezeichnet werden; die Leinen zur Sichelangel ſind die größten, die zur Handgriffangel die mittlern, und die zu den Grundangeln die kleinſten. Ferner ſind ſie noch mit Fiſchfangblei, mit Stockfiſchhaken und Spitzhauen verſehen.

Der Fang mit dem großen Köder fängt an, wenn der Capelan die Küſte von Neufundland verläßt; er geſchieht wie der mit dem kleinen Köder, nur mit dem Unterſchiede, daß man als Lockſpeiſe anſtatt des Capelans die Makrele, den Häring und den Tintenfiſch mit Kopfloſſen nimmt. Man ſchneidet dieſe Fiſche in Stücke und gibt dieſen die Form eines kleinen Fiſches, um ſie an die Angel zu ſtecken.

Zum Aufnehmen des Stockfiſches iſt ein Boot vorhanden, welches man Serreur nennt; ſobald dieſes ſeine Ladung hat, bringt es dieſelbe in die Darre hin. Hier angekommen, wirft die Schiffsmannſchaft ihre Ladung an Stockfiſchen vermittelſt Stangen und Piken auf die Galerie oder den Fiſchplatz. Sogleich ſchicken ſich nun die Aufſchneider, die Kopfabſchneider, die Aufheber, die Schlepper, die Leger und die Einſalzer an, den Fiſch herzurichten.

Der Aufheber nimmt den Fiſch auf die Galerie und legt ihn auf die Schlachtbank neben den Kopfabſchneider. Dieſer mit einem zweiſchneidigen, koniſch geformten Meſſer verſehen, ſchneidet dem Fiſche den Kopf ab, und läßt dieſen ſammt den Eingeweiden durch ein Loch, welches man Carniau nennt, und das am Boden der Darre angebracht iſt, in das Waſſer fallen. Er behält bloß die Leber zurück, welche er in einen Korb zu ſeiner Rechten wirft, und die in den Oelbehälter gebracht wird. Hierauf kommt der Stockfiſch in die Hände des Aufſchneiders, welcher vor ihm ſitzt. Der Aufſchneider, verſehen mit einem einſchneidigen Meſſer, mit am Ende viereckiger Klinge, ſchneidet ihn ſo auf, daß er ihm den Bauch vom Halſe bis zum Schwanz öffnet; er nimmt die Gräte heraus, welche durch ein links von ihm angebrachtes Loch in das Meer fällt. Den aufgeſchnittenen Stockfiſch legt er auf eine zu ſeiner Rechten ſtehende Schleife, welche der Schlepper zu dem Einſalzer zieht. Der Leger nimmt den Fiſch, legt ihn ſchichtenweiſe, um Haufen daraus zu bilden. Wenn er in Haufen geſetzt iſt, ſtreut der Einſalzer mit einer Schaufel das Salz ſo gleichmäßig als möglich darüber.

Man legt den Stockfiſch in 4 bis 5 Fuß hohe Haufen, welche dadurch, daß ſie ſich ſenken, bis auf ungefähr 3 Fuß herabkommen. Der Fiſch bleibt ſo drei bis fünf Tage in Haufen gelegt; hierauf bringt man ihn zu dem am Meeresufer errichteten Waſchplatze. Die Aufſchneider, mit 15 Fuß langen Stangen verſehen, bewegen ihn im Waſſer, und dieſe Reibung reinigt ihn von dem Schmutze, welchen das Salz, nachdem es flüſſig geworden, zurückläßt.

Das beſte Salz iſt das von der Inſel Ré; es iſt gewöhnlich grau, und enthält einen Schlamm, welcher zur Erhaltung des Lackes auf der Oberfläche des Stockfiſches beiträgt.

So wie der Stockfiſch gewaſchen iſt, bringt man ihn an verſchiedene Plätze oder Gruben, um ihn in Haufen zu legen, welche man Düngerhaufen (fumiers) nennt. Hier läßt man ihn einen oder mehrere Tage, je nachdem er Zeit braucht, vom Waſſer frei zu werden, und bis er der Trocknung nahe iſt.

Es gibt verſchiedene Arten ſolcher Gruben oder Plätze, um den Stockfiſch auszubeuten; man breitet ihn auf engliſche Art auf ſogenannten Flaguen oder Plätzen aus, die mit in gleicher Richtung übereinander gelegten Tannenzweigen bedeckt ſind; auf rances oder kleinen, wie die Beeten eines Gartens angelegten und durch Fußwege getrennten Flaguen; auf Geſtellen, die auf Stangen ruhen, unter denen die Luft durchzieht, oder endlich auf dem Strande oder dem mit kleinen Geröllen bedeckten Boden.

Man breitet den Stockfiſch früh Morgens aus, zuerſt das Fleiſch nach oben. Es iſt gut, wenn er vor Sonnen Untergang wieder zuſammengehäuft wird. Man legt ihn dann in Ballen, die ungefähr einen Centner wiegen. Dann breitet man ihn wieder aus, die Haut nach oben gelegt, und zwar ſo lange, bis dieſe getrocknet iſt. Dann kehrt man ihn um. Wenn er trocken iſt, legt man ihn auf Reiswellen, um ihn zu den Hauptarbeitern zu bringen, die ihn in Haufen legen.

Nachdem er einige Tage in dieſen Haufen geſtanden, breitet man ihn neuerdings aus, um das Ausgeſchnittene zu trocknen; wenn die Sonne ſtark iſt, ſo kann man ihn in drei Tagen in den gewünſchten Zuſtand von Trockenheit bringen. Man trägt ihn dann in Umladungen von 25 Stücken, die man Vierlinge (quarterm) nennt, mit Hülfe eines Cancan genannten Holzſtückes, das mittelſt zweier Stücke am Halſe befeſtigt iſt, auf die Galerie der Darre über, wo dann die Boote ihn abholen, um ihn an Bord des Schiffes zu bringen, wo er endlich von den ſogenannten Appileurs zurecht gelegt wird. Dieſe Operation wird baskiren genannt, wahrſcheinlich weil dieſes Verfahren von den Basken herrührt.

Lebensbilder aus Portugal.

Zweiter Ausflug nach Setubal.

(Fortsetzung.)

Wie, mein Freund, soll ich dir nun aber die Rundsicht, dieses großartige Panorama beschreiben, welches sich von der Höhe des Thurmes, der sich mit seinem felsigen Untergestell, gegen 815 Fuß hoch über das Meer erhebt, dem Beschauer darstellt? Alle Wunder der Natur und Kunst zeigen sich von hier aus in großartigem Maaßstabe der Formen und Farben. Wenden wir uns nach Norden, so blicken wir von einer schwindelnden Höhe herab, in Vogelperspective, auf die kleinen, nackten, weiß angestrichenen Häuser der Villa Palmella, wo die erwachsenen Leute in den Straßen wie Kinder aussehen, die Kinder aber nicht größer als Däumlinge erscheinen. Gleiten wir aber über diese Häusergruppen hinaus, die zwar nichts Düsteres und Finsteres an sich tragen, auch nichts Anmuthiges und Freundliches, wohl aber etwas Nüchternes und Fades, indem sie keine grüne Vegetation umgibt, also für das Auge das sind, was ein Bouillon ohne Salz für die Zunge, so schweift der Blick weit hin über die seeische Niederung der früher beschriebenen Steppengegenden zwischen den Ufern des Tajo und dem Bergzuge von Arrabida, die mit ihren Millionen vereinzelter Tannenbäumchen, denen man nur eine grüne Spitze gelassen, wie an einem mit Bändern geschmückten Festbaume, und mit dem Grün der sie umgebenden Wachholderbüsche, Myrtengesträuche, dem Heidekraut und den aromatischen Pflanzen sich, aus der Ferne gesehen, unterhaltender und lustiger ausnehmen und mehr Genuß gewähren, als wenn man sich inmitten dieses wilden und öden Paradieses vornehmer Pflanzen befindet, aus dem überdieß noch hier und dort ein weißglänzendes Häuschen als schöner Glanzpunkt der Cultur erscheint, der in der Nähe aber verschwindet. Der Gesichtswinkel wird nun immer größer, er umfaßt mehr und mehr die Gegenstände, die sich von Norden nach Osten und Westen ausdehnen; eine Menge weiß angestrichener Ortschaften und einzelner Gebäude, wovon die hauptsächlichsten Aldea, Gallega, Monta, Couna, Barreiros, Cassilhas und andere im Sonnenglanze glänzen, ziehen sich längs dem hier in tiefen, zum Theil schmalen Buchten ins Land eindringenden und verzweigenden Tajo an dessen Ufern hin, und gleichen belebten, wohlhabenden Handelsstädtchen, denen der schöne mercantilische Strom die größten Vortheile gewährt, die aber ebenfalls, in der Nähe betrachtet, der Ferne nicht entsprechen. Sie geben ein vollkommenes Bild des Charakters des Volks, welches hauptsächlich nur das äußere Decorum beachtet, nach äußerem Glanz strebt und sich um den innern Gehalt nicht kümmert. Man beurtheilt nur den Mann nach dem Rock, und so geht es denn auch diesen Villas, die immer von neuem wieder einen weißen Anstrich erhalten, so daß man in der Ferne Wunder glaubt, welcher schöne und nahrhafte Ort es sey, wenn man ihn aber betritt, so leuchtet aus Allem dermaßen eine Erbärmlichkeit des Zustandes der Menschen hervor, eine Apathie und Trägheit, nichts Lebendiges und Thätiges, was in andern Ländern die Uferstrecken schiffbarer Flüsse so sehr auszeichnet, daß man oft gar nicht begreift, wovon die hier zusammengehäufte Menschengruppe eigentlich lebt.

Nächst den Ortschaften erregt natürlicherweise nun das Wasser unsere Aufmerksamkeit: der große Strom, der von Osten herabkommt, 6 Stunden oberhalb noch schmal und zwischen regelmäßigen Ufern läuft, dann sich weiter ausbreitet, bauchig wird und wie ein Polyp seine drei langen Arme in die südlichen Ufer von Aldea Gallega, Monta und Couna hineinerstreckt, eine breite Wasserfläche von 3 Leguas bildet, mit Inseln und Untiefen, alsdann sich wieder eng bei Cassilhas zusammen zieht, so daß man mit gutem Winde in einer Viertelstunde das gegenseitige Ufer erreicht, und endlich nach zweistündigem Lauf zwischen den Anhöhen von Lissabon und denen von Almada sich ins Meer ergießt. Natürlicherweise verschwindet in dieser Ferne das bedeutende Leben der kleinern Fahrzeuge, die darauf ihren Verkehr treiben; allein die größern und mittlern aus- und einsegelnden Seeschiffe, die man selbst am fernsten Horizont des im Westen sich verlierenden Meeres mit ihren weißen Segeln erblickt, treten auch hier ganz deutlich vor die Augen ohne einen Dollond; und dahinter nun das majestätisch über Berg und Thal ausgespreizte Lissabon mit seinen Feldern und Gärten, dessen Häuserreihen sich fast ununterbrochen mehrere Stunden weit an den Ufern des Flusses bis zu seiner Mündung hinabziehen! Oestlich die Ortschaften und Vorstädte von S. Antonio, Grillo, Poço do Bispo, dann westlich die von Jungueira, Belem, Pedroicas, Cachias, Paco d'Areos und andere Villas, die ganz für sich bestehen, glaubt man alle zusammenhängend mit der Hauptstadt. Den Hintergrund dieses Bildes machen nun die hügeligen bis zu 550 Fuß ansteigenden, mit tausend Windmühlen besetzten Anhöhen, aus denen dann ganz zuletzt die zum Theil zackigen Felsenberge der 1800 Fuß hohen Serra de Cintra emporsteigen. Dieser Gesammtanblick des nordischen Quadranten des Panorama's ist unstreitig einer der verschiedenartigsten, reichsten und imposantesten, da hier das Menschenleben sich am wirksamsten zeigt, die Natur zu menschlichen Zwecken bezwungen, Berg und Ebene überbaut, die Wasserfläche mit Schiffen belebt ist. Am steilsten ist wohl der östliche Quadrant, jedoch auch nicht ohne Reize. Zunächst unter uns ein jäher, mit Olivenbäumen bepflanzter Abhang, der sich bis hinunter in eine scheinbar flöhlige Steppenebene erstreckt, die sich mit der größten Einförmigkeit und ohne die freundlichen Januarbäumchen etwas südöstlicher in eine unübersehbare Fläche zu verlieren scheint, mit einem grauen Anstrich, aus welchem nirgends das durch Cultur bezeichnete Leben des Menschen hervortritt; eine duftig transparente Ferne, über diese Ansichten eines öden müßigen Landes ergossen, bringt zwar eine gewisse Täuschung hervor und man denkt an eine unübersehbare Ebene mit Korngefilden, allein man vermißt Bäume und menschliche Wohnungen. Somit kann man sich's nicht verhehlen, daß man hier nur einen Boden des Unkrauts vor sich hat, eine ausgedehnte Weide für Bienen, Ziegen und Heidschnucken oder das kleine, schwarzwollige Schaf, dessen ungefärbter Pelz die Farbe der Nationalkleidung des Volks ist. Erweitern wir aber unsern Sehwinkel etwas nördlich, dann wird der Anblick lebendiger: man schweift

über den schmäleren Tajo hin zu den freundlichen Uferstädten Povoa, Alvergue, Athandara, Villa Franca, Castanheira ꝛc., in deren Hintergrunde grüne, mit Wein und Olivenbäume bepflanzte Hügelreihen sich zeigen, über die hinaus in blauem Dufte die 2000 Fuß hohe Serra de Monte Junto und noch weiter die höhere sargförmige Serra de Minde hervortreten, so wie, wenn man etwas mehr gegen Südost sich wendet, die Anhöhen von Alcaçer do Sal, deren Fuß der salzreiche Rio Sado bespült.

(Fortsetzung folgt.)

Anwendung der Lithographie zur Herausgabe persischer Schriften.

(Aus einer Privatmittheilung.)

Kürzlich sind in London Selections from the bostan of Sadi by Forbes Falconer lithographirt erschienen. Hätten wir mehrere ähnliche Ausstattungen orientalischer Classiker, so würde diese Literatur bald Modesache werden. Schon das kleine niedliche Format ist einladend. Die Lithographie selbst ist im Geist ächt persischer Calligraphie, und hat daher für den Kenner den Werth eines Gemäldes, dem Anfänger dient es als Einleitung ins Lesen der Ta'alikmanuscripte. Es ist in der That die Lithographie viel geeigneter zur Vermehrung orientalischer Werke als Typographie. Wir sehen daher auch, daß die in Teheran erscheinende Zeitung lithographirt wird.

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

Erste Reise am Columbia.

(Fortsetzung.)

Von dort steuerten wir nach den Gallopagos, wo bei der Jacobsinsel (James Island) angelegt wurde. Dieser unter der Linie gelegene Archipel ist durchaus vulcanisch, mit Spuren vieler Krater. Der sehr fühlbare Mangel an Quellen mag hauptsächlich schuld an der auffallenden Dürftigkeit des Grüns seyn. Baumarten fand ich wenige, die vorhandenen aber sind in den Thälern von ansehnlicher Größe. Reich war dagegen die Fülle des Gefieders, wovon manche Arten *ausnehmend schön*, besonders eine fast orangefarbige Weihenart. Sie waren so harmlos und zutraulich, daß sie mit dem Stock erlegt werden konnten. Mehrere von den kleinern Vögeln setzten sich auf Douglas' Hut, und sogar auf das Feuerrohr, das er trug. Die Haifische, wovon die Rhede wimmelte, waren so gefräßig, daß sie immer in die Ruderspitzen bissen, wenn sie aus dem Wasser gehoben wurden. Die Gehölze waren mit Landschildkröten angefüllt, wovon manche eine Viercentnerlast wogen, und die See-Ufer mit Seeschildkröten bedeckt. Während des dreitägigen Aufenthaltes bei der Jamesinsel, wo ich nur zwei Stunden täglich verweilte, wurden 125 Pflanzenarten und 45 Vögel von 19 Gattungen gesammelt. Durch höchst ungünstiges Wetter ging erstere Sammlung bis auf fünfzig und die andere ganz bis auf eine einzige Art zu Grunde. Sehr nahe ging mir vorzüglich der Verlust einer neuen dunkelorangenfarbigen Eidechsenart. Der beide Sammlungen betroffene Unfall war um so schmerzlicher, als die Flora und Fauna des Gallopagos-Archipels, wie überhaupt dessen ganze Naturgeschichte, noch so unbekannt sind. Von einer seltsamen, wahrscheinlich neuen Opuntienart, die in den Thälern wächst, bei einem Umfange von 2 bis 3 Fuß eine Höhe von 50 Fuß erreicht, und mit großen hellgelben Blumen prangt, so wie von einer gelbblumigen, sehr anmuthigen Baumwollenstaudenart wurde glücklicherweise der Same unversehrt erhalten und nach England geschickt.

Bei der Vorüberfahrt an der Ostküste der zum selben Archipel gehörigen Aldemarle-Insel nahmen wir wahr, daß sie bewohnt sey. Unter 34° N. B. fing ich eine damals noch *unbeschriebene* Aloetrossenart.

Um die Mitte Februars befand sich das Schiff in der Breite des Columbia, konnte aber der unablässigen heftigen Stürme halber erst nach beinahe acht Wochen in die Bakersbai auf der Nordseite des Columbia einlaufen. Douglas erklärt die in den Gewässern des nordwestlichen Amerika herrschenden Stürme für weit schlimmer, als die so verrufenen des Cap Horn. In jenen Gewässern kommt eine im zartesten durchscheinendsten Azur prangende kleine Physsalisart in großer Menge vor, die bei stürmischem Wetter mit dem Wogenschaum öfter aufs Verdeck gespült wurde. Auf dem sogenannten Disappointment-Vorgebirge betrat ich zuerst das nordwestliche Amerika, und schon die nächsten Gewächse, die ich alsbald mit unaussprechlichem Entzücken pflückte, waren solche, die ich bis dahin nur dem Namen nach gekannt, oder dann und wann als Seltenheiten in Herbarien gesehen hatte. Die ganze Gegend bis am äußersten Horizontsaum war mit mannichfaltigen Föhrenarten bedeckt. Die atlantische Seite dieses großen Festlandes übertrifft die Australoceanseite desselben in der Mannichfaltigkeit der Waldbaumgattungen; denn da gibt es weder Buchen, noch Magnolien, noch Gleditschien u. dgl. Das sogenannte Cap Disappointment, oder Vorgebirge der fehlgeschlagenen Hoffnung, ist ein merkwürdiges Felsenvorland von ungefähr 700 Fuß Meereshöhe, das mit Föhren und Strauchholz bedeckt ist. Die Breite des Columbia an seiner Mündung, ohne Einschluß der Bakersbai, die eine starke Krümmung macht, beträgt fünf englische Meilen; die Strömung ist äußerst reißend. Einige Tage nach meiner Landung ging ich nach den 90 Meilen von der Küste entfernten Fort Vancouver ein, welches den Namen des berühmten Seefahrers führt. Die ringsumher gelegene Landschaft ist erhaben großartig; hohe dichtbewaldete Bergzüge, mit ewigem Schnee gekrönte Hochgipfel, namentlich der Hood und Jefferson, weitgestreckte natürliche Wiesengründe und üppig grünende Alluvial-Ebenen mit einer Fülle blühender Gewächse.

Vom 20 April, dem Tage meiner Ankunft dort, bis zum 10 Mai war fast jede Stunde durch den Fund irgend eines neuen oder doch wenigstens noch seltenen Gewächses bezeichnet; so z. B. Ribes sanguineum, ein lieblicher Strauch, welcher an den Felsgestaden des Columbia und seiner Tributströme in Fülle vorkommt, und einen verschwenderischen Blumenreichthum, dagegen aber (mit Ausnahme derjenigen, die in den schattigen Wäldern wachsen, und da verhältnißmäßig nur wenig Blumen treiben) wenig Früchte trägt. Und wie könnte ich die schöne, ja ich darf ungescheut sagen, die Großartigkeit der vierblättrigen Lupinus und seiner weißblumigen Spielart mit Stillschweigen übergehen, welche an Stromufern unabsehbare Niedergelände bekränzt, und auf überschwemmten Stellen eine Höhe von 6 bis 8 Fuß erreicht, oder die Gaultheria Salal — nicht Shallon, wie Pursh sie irrig benennt — welche in den kühlen Föhrenwaldungen in der Nähe der Seeküste am freudigsten gedeiht. Dieses Gewächs, welches sehr reichliche und schmackhafte Früchte trägt, dürfte, wie ich hoffe, über kurz die ihm gebührende Stelle im brittischen Frucht- und Ziergarten einnehmen. Ich habe es, wenn auch nicht so vollkräftigen Wuchses als am Ocean, vierzig Meilen jenseits der großen Stromschnellen des Columbia angetroffen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 134.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

14 Mai 1838.

Sajjed Said, Fürſt von Maskat.

(Aus Wellſteds Travels in Arabia.)

Sajjed Said iſt 52 Jahre alt und regiert ſeit 27 Jahren, ſeine Geſtalt iſt ſchlank und ſtolz, ſeine Züge mild, aber ausdrucksvoll, ſein Benehmen höflich, leutſelig und würdig. Er hat die Einfachheit eines Beduinen beibehalten, iſt frugal bis zur Aſceſe, trägt nie Juwelen, und ſeine Kleidung zeichnet ſich, die Feinheit der Stoffe ausgenommen, nicht vor der der angeſehenen Einwohner aus; bei ſeinem öffentlichen Auftreten iſt er nie von Pomp und Gepränge umgeben. Die Araber bemerken, als einen Beweis der Wärme ſeiner Zuneigung, daß er täglich ſeine Mutter beſuche, die noch am Leben iſt, und in allen Dingen ihren Wünſchen unbedingt Gehorſam leiſte. In ſeinem Verkehr mit Europäern zeigt er ſtets die wärmſte Aufrichtigkeit und Freundlichkeit, und wenn man Einen eingebornen Fürſten den Freund der Engländer nennen kann, ſo iſt es der Imam von Maskat.

Seine Regierung zeichnet ſich dadurch aus, daß er weder drückende Steuern noch willkürliche Strafen auferlegt, den Kaufleuten jeder Nation, die in Maskat wohnen wollen, eine ausgezeichnete Aufmerkſamkeit erweiſt, und alle Religionen gleichmäßig duldet, während auf der andern Seite ſeine Redlichkeit, ſeine Unparteilichkeit und ſeine Milde im Strafen, in Verbindung mit der ſtrengen Rückſicht auf die allgemeine Wohlfahrt ſeiner Unterthanen, ihm bei den ſtädtiſchen Arabern eben ſo viel Achtung und Bewunderung erwarben, als ſeine Freigebigkeit und ſein perſönlicher Muth ihn den Beduinen werth machten. Dieſe glänzenden Eigenſchaften verſchafften ihm im Orient den Namen des zweiten Omars.

Sajjed Said iſt der Sohn Sultans, des dritten Sohnes von Ahmed Ibn Said, welcher im Jahre 1730 ſein Land vom perſiſchen Joche befreite. Obgleich dieſe Linie nicht von den Jabarabi ul Aſad *) ſtammt, welche die Herrſchaft von Oman 250 Jahre lang behaupteten, und denen Ahmed Ben Said von den Jabarabi-ul-Aſide folgte, ſo ſtammen doch beide Dynaſtien durch Seitenverwandtſchaft von demſelben Ahnherrn Aſad ab, welcher Name auch dem ganzen Stamm zukommt, in den beide Zweige eingeſchloſſen ſind. Der gegenwärtige Beherrſcher von Oman heißt bei den Arabern nicht Imam. Um dieſen Titel zu erreichen, iſt es nöthig, daß er zur Zeit ſeiner Wahl hinreichende theologiſche Kenntniſſe beſitze, um von den zu ſeiner Wahl verſammelten Häuptlingen und deren Gefolgen zu predigen; auch darf er kein Schiff beſteigen. Ueber den letztern Punkt iſt man indeß hinweggegangen, indem ſchon Saaf, einer ſeiner Vorgänger, die Häfen an der afrikaniſchen Küſte in Beſitz nahm; das erſtere aber gilt für ſo unerläßlich, daß Sajjed Said, der entweder nicht die nöthigen Kenntniſſe beſitzt, oder ſie ſich nicht zutraut, und deßhalb dieſe Ceremonie nicht mitgemacht hat, in Folge deſſen von ſeinen Unterthanen nur Sajjed, das heißt, Fürſt, genannt wird.

*) Jarab war der Sohn Sultans, des Sohns Ebers und Bruder des Peleg, und von ihnen leiten die alten Araber ihr Herkommen ab. Die Jabarabi, welche dem Hauptſtamm am nächſten zu ſeyn behaupten, führen darum auch ihre Genealogie weiter zurück, als die andern Stämme in Arabien, und können ohne Zweifel für die älteſte Familie der Welt gelten. Man hat auch ſchon, nicht ohne einen Schein von Richtigkeit, den Namen Arabien von ihnen ableiten wollen.

Lebensbilder aus Portugal.

Zweiter Ausflug nach Setubal.

(Fortſetzung.)

Kehren wir aber nun den Rücken und ſchauen nach dem weſtlichen Quadranten, ſo zeigt ſich ſteil unter uns ein kleiner Theil der nächſten Villa, und der felſige Abhang, an welchem die Straße nach Setubal führt, von da hinab in einen wüſten, zerriſſenen, zum Theil mit Oelbäumen bewachſenen Grund von rother Färbung, als Zeichen einer veränderten Gebirgsart, die bei näherer Betrachtung ſich als das grobkörnige Conglomerat der ältern Sandſteinbildung, als das rothe Todtliegende zu erkennen gibt. Aus dem tiefen Grunde erheben ſich faſt eben ſo ſteil die Abhänge eines zweiten, abgeſonderten Bergs, der Serra de S. Luiz, an der ſich rechts ein ſanftes, muldenförmiges und mit Feldfrüchten bebautes Thal hin erſtreckt. Auf der höchſten

Höhe dieſes Berges, der 1190 Fuß ſich über die Meeresfläche erhebt, ſtehen einzelne und verwaiſte Tannenfamilien, um deren Gedeihen ſich Niemand bekümmert. Die höhere Serra in der Nähe verſtellt den Augen den Weg zu dem größten Theil der noch höhern Serra d'Arrabida, deren Rücken ſich weſtlich fortzieht; nur ſeine nördlichen, weiß ſchimmernden Felſenwände kommen zum Vorſchein, und das darunter anmuthig gelegene, gut cultivirte, muldenförmige Thal der Villa de Azeitao, deren weiße Häuſer zerſtreut zwiſchen den hier ins Große getriebenen Anpflanzungen der ſchönſten und kräftigſten Oelbäume liegen, die wegen ihrer dunkeln Färbung einer Landſchaft zwar kein heiteres Bild verleihen, jedoch den charakteriſtiſchen ſüdlichen Anſtrich, zu dem das ganze Uebrige des ſüdlichen Lebens und Treibens paßt. Das Caſtell von Zezimbra zeigt ſich im Hintergrund mit deutlichen Umriſſen über der fernen blauen Meeresfläche. Sonderbar, daneben und über die baum- und ſtrauchvolle und dennoch öde und unfruchtbare Niederung hinaus, durch die einſtens der Tajo ſtrömte, überblickt man den einige hundert Fuß hohen, kahlen Sandwall, der ſich längs der Meeresküſte vor dieſer alten Mündung aufgethürmt hat. Könnte man denſelben einige Tauſend Fuß hoch in die Lüfte verſetzen, ſo würde man ganz das Bild eines Gletſchers vor ſich haben, der bei untergehender Sonne im ſchönſten Roſenroth glänzt; denn auch dieſer lockere Sandberg glänzt im Sonnenſchein wie eine verbleichte, blaſſe Roſe, oder wie ein Schneefeld, über welches der Wind Staub geweht; er nimmt ſich alſo über dem Dunkelgrün der Nachbarſchaft ganz eigen aus, und beſonders neben dem bei Charnua ſich darauf hinziehenden Walde mächtiger Pinien, mit ihren großen, breiten, tellerförmigen Kronen, die ganz herrlich in dieſem loſen Triebſande gedeihen, wenn man anfänglich nur die Bäumchen mittelſt Umzäunungen gegen das Anwehen des Sandes durch den Wind beſchützt.

Man dreht ſich wohl zehnmal auf dem Abſatze herum und ſchauet und vergleicht das Ferne mit dem Nahen, das Großartige mit dem Unbedeutenden, die nichtsſagenden Steppen, die daran gränzenden Sumpfländer wie norddeutſche Bruchgegenden, mit der üppigen Fülle der Cultur, in der Nähe Setubals, und das Auge wird immer länger in der Ueberſicht dieſer ſo freundlichen Paſſage, wie die eines großen Gartens mit Luſthäuſern und Sommerpaläſten, und Binnenſeen neben dem großen Weltmeere verweilen, als auf jeder der drei andern Weltgegenden. Man wird ſeine Richtung immer wieder dem Südquadranten zuwenden, wo die reizende Nähe ſo viel zu ſchaffen gibt. Die Burg ſchwebt hier über einem grauſenden, ſelbſt an vielen Stellen ganz unterwaſchenen Felſenabgrunde, der ihr, bei dem mürben Geſtein, welches nur ein ziemlich loſe zuſammen gebackener Sand tertiärer Bildung iſt, wenn die Zeit durch das ſtete und unausbleibliche Nagen an demſelben noch größere Einfreſſungen verübt, endlich den Untergang droht, ein Untergang, der vielleicht nur, wo auch ſchlechterdings nichts mehr auf die Erhaltung der Kloſtergebäude verwendet wird, vielleicht früher herbeigeführt wird, als man glaubt. Das Kloſter iſt zu den Staatsgütern gezogen und wird zur Staatsruine werden, da ſein Ankauf Niemand nützen kann. Ueber den Abgrund hin gleitet das Auge den Berg hinab, der hier zum Theil ein zerriſſenes Anſehen hat, durch die hervorſtehenden Felſenmaſſen, die hier nicht nur urſprünglich entblößt erſcheinen, ſondern auch durch Steinbrüche entblößt worden ſind, und die intereſſanteſten geognoſtiſchen Gebirgsprofile der verſchiedenartigen Auf- und Anlagerungen des alten Sandſteins, des Alpenkalks und der jüngern Bildungen geben. Etwas rechts davon die tiefere zerriſſene rothe Schlucht, und jenſeits derſelben der ſteile buſchige Abhang des Vorbergs der Serra de S. Luiz, der nun gleichſam den Rahmen des Gemäldes auf dieſer Seite macht, hinter welchem die ſüdlichen Seitenabhänge der Serra d'Arrabida hervortreten, deren Vorberge in der Nähe der Stadt mit manchen in die Augen fallenden Gebäuden, wie z. B. das romantiſch gelegene große Kloſter Brancane, das jetzt auch herrenlos daſteht, und dann weiter hin oben das große Fort von S. Felipe, welches mit ſeinen Batterien die Stadt beſchützen ſoll, noch weiter aber die ſteile, felſige Arrabid , die ſich aus dem Meere erhebt und an ſeinem Fuße ein Caſtell hat, A torre de Outao genannt, welches daſelbſt den ſchmalen Eingang des Hafens, den Ausfluß des Rio Sado vertheidigt; darüber aber ein Farol auf dem Felſenberg, der den Seefahrern zur Richtung dient. Sehen wir aber nun gerade hinab in die Ebene, welche bis an den Berg von Palmella reicht, und mit dem Anblick der freundlich gelegenen Villa endigt, die längs den Gewäſſern des Sado erbaut iſt, der hier einen großen, mehrere Stunden breiten Binnenſee bildet, ganz analog dem des Tajo oberhalb Liſſabon, und ſich dann in einen ſchmalen Ausgang ins Meer endigt, ſo haben wir gleichſam vor unſerm Blick einen großen Park mit den ſchönſten Baumgruppirungen in den verſchiedenartigſten Schattirungen, von dem ganz dunkeln Grün der Orangen bis zu dem ſchillernden Weiß der Silberpappeln, die hier an den Wegen ſtehen, zwiſchen durch nun Mais- und Getreidefelder, eingefaßt mit beſchatteten Wegen von Rebengehängen, die weißen zerſtreuten Landhäuſer neben den ſmaragdgrünen Weinpflanzungen: alles dieſes zuſammen ſtellt eins der lieblichſten Bilder einer ſüdlichen Landſchaft dar, die mit einer unendlichen Ferne öſtlich in die Ebenen Alemtejo's, weſtlich aber in den Ocean ſich verliert, gerad aus aber durch die blauen, metallreichen Gebirge von Grandola begränzt wird.

Wirklich, Stunden lang kann man ſich an dieſen verſchiedenartigen Ausſichten auf dieſer Burg ergötzen, ohne davon ermüdet zu werden, allein der ſich nun nach und nach einſtellende Appetit mahnte uns zur Rückkehr; dankbar empfing der rüſtige Veteran, der uns geführt, das Aequivalent eines achttägigen Soldes von uns, und ſemit begaben wir uns nach der Herberge, wo unſerer das frugale Mahl wartete. Doch bevor uns dieſer Genuß zu Theil wurde, mußten wir erſt noch eine polizeiliche Prüfung beſtehen, die gar nicht ſtattgefunden haben würde, wenn wir gerade durchpaſſirt wären. Da wir uns aber hier aufhielten und noch dazu die Burg beſichtigten, ſo war dieſes den Spürhunden der Polizei verdächtig vorgekommen, zwei von ihnen umſchlichen unſer Abſteigequartier, traten auch ein und ſteckten ſich ihre Cigarren an, um etwas zu erhorchen, ſprachen mit der Wirthin, die uns einen bedeutenden Wink gab, den

wir wohl verſtanden, da wir dieſe Kerls ſchon längſt als das erkannt hatten, was ſie waren; ihre Geſichter, ihre abgeſchabten Anzüge, das Hungrige und Verſchmitzte zugleich, was an ihnen ausgeprägt iſt, verrathen dieſe Menſchen ſogleich, und hätten wir mit ihnen alsbald ein freundſchaftliches Geſpräch angefangen, ihnen einmal zugetrunken, wie es hier Sitte iſt, ſo würden ſie auch keine weitere Notiz von uns genommen haben. Allein da wir uns während ihres mehrmaligen Erſcheinens und Verſchwindens gar nicht um ſie bekümmerten, ſo wurmte ihnen dieſes, ſie beſchloſſen ſich an uns zu rächen, uns den Appetit zu verderben; denn gerade als das Eſſen auf den Tiſch geſetzt wurde, traten ſie abermals ein, und der Eine fragte mit der Amtsmiene, allein im ganz höflichen Ton, wer wir wären, woher und wohin und ob wir Päſſe hätten. Zu einer ſolchen Ausflucht nach Setubal pflegte man ſonſt nie einen Paß ſich geben zu laſſen, und folglich führten wir auch keine mit uns, worauf ſie dann erklärten, uns ſogleich vor den Provedor (Ortsvorſteher) führen zu müſſen, und wir ſahen uns genöthigt ihnen nach einer entlegenen Straße zu folgen, woſelbſt der Provedor uns in einem kleinen Kramladen ebenfalls mit Amtsmiene empfing, von ſtrengen Befehlen aus Liſſabon wegen durchpaſſirender Reiſenden ſprach, uns aber doch endlich als unverdächtige Menſchen entließ.

Dieſe Freiſprechung durch den ehrlichen Krämer, dem man wohl anſah, daß er ſein Amt als Provedor des Diſtricts, welches ihm nichts einbringt, und ungefähr daſſelbe bezeichnet, was ein Maire in Frankreich iſt, mit Widerwillen verſah, und das bald zu beſeitigen ſuchte, was ihm Arbeit und Unbequemlichkeit verurſachen konnte, war den beiden Sbirren, die man Cabos da policia nennt, und die bei dieſer Gelegenheit etwas zu verdienen glaubten, höchſt ungelegen. Da hieraus aber nichts wurde, und der Provedor es uns an den Naſen anſah, daß wir keine Landſtreicher, auch keine Revolutionäre und verdächtige Perſonen waren, die im Begriff ſtanden, oder die Abſicht hatten Remechidos Banden zu verſtärken, wogegen jetzt beſonders die Maaßregeln wegen der Päſſe geſchärft wurden, ſo ſchlugen ſie jetzt andere Saiten an, entſchuldigten ſich tauſendmal, daß ſie uns dieſe Unbequemlichkeit verurſacht, daß ſie aber als treue Staatsdiener ihren Dienſt nach Pflicht und Gewiſſen verſehen müßten, um ihr kleines Amt nicht zu verlieren u. ſ. w., beſonders der Eine mit einem ungeheuer großen und grobgeſtalteten Uebergeſicht und kleinen Schweinsaugen ohne Wimpern, ſuchte unſere Generoſität zu rühren und anzuregen, ſagte uns das Schmeichelhafteſte und erbot ſich zu allen möglichen Dienſten, während er uns fortwährend zur Seite ging und bis ins Wirthshaus begleitete, wo er mit eintrat und ſich abermals eine Cigarre anzündete. Einen ſolchen Zudringlichen würde man in jedem andern Lande etwas kurz abſpeiſen, jedoch hier thut man wohl daran, wenn man ſeinen Beutel nicht ziehen und ſich durch eine Gabe ihrer entledigen will, daß man ſich wenigſtens eben ſo höflich gegen ſie benimmt, als ſie ſelbſt ſich ſtellen. Man kann nämlich nicht wiſſen, wie man irgend einmal wieder mit ſo einem Kerl zuſammentrifft, wo Umſtände ſich ereignen dürften, daß ſo ein Menſch einem nicht nur von großem Nutzen ſeyn, ſondern auch höchſt ſchädlich werden kann; denn zugefügte Beleidigungen oder eine erlittene Herabſetzung und Geringſchätzung vergeſſen dieſelben nie, und benützen die erſte beſte Gelegenheit, um ſich alsdann auf eine ſchadenfrohe Weiſe zu rächen. Solche Leute beſonders ſind es, die bei allen vorkommenden Revolutionen den Pöbel gegen ihre Auserſehenen aufhetzen, den aufgeregten Pöbel aber auch wieder beruhigen können, wenn ſie gewiſſe Perſonen gegen denſelben in Schutz nehmen. Tauſendfältig hat ſich dieſes in den vielen auf einander folgenden Revolutionen in ein und der andern Hinſicht erprobt, denn ſie und ihr Gelichter waren die Hauptangeber, welche Tauſende, beſonders in der Miguelitiſchen Zeit, in die Gefängniſſe brachten oder den royaliſtiſchen Knüppelträgern Preis gaben. Auch in den früheren friedlichern Zeiten hatte ein Reiſender, und beſonders ein Ausländer dieſe Art Menſchen, dieſe Helfershelfer der Juſtiz- und Polizeibehörden, die damals noch in Eins verſchmolzen waren, zu fürchten; es waren nicht ſowohl die obern Beamten, welche einen Druck aufs Volk ausübten, ſondern vielmehr dieſes Heer der Exekutoren der Befehle, die Eſcrivaes, Alcaides und Meirinhos, welche den Armen bis aufs Blut ausſaugten, von dem Reichen Nutzen zu ziehen wußten und Reiſende chikanirten. Mit Gefängniß waren ſie gleich bei der Hand, und da dieß ſichs denn gelöffelt, wie man in Heſſen zu ſagen pflegt, man mußte den Beutel ziehen, um wieder frei zu kommen. Schon Link in ſeiner Reiſe beklagt ſich über dieſe Claſſe von Menſchen, und wie ſie ihn bisweilen behandelt, und ſeitdem ſind ſie um kein Haar beſſer geworden gegen Fremde und Reiſende, ungeachtet ſie jetzt unter anderm Namen erſcheinen. Nur Druck gegen die Einwohner dürfen ſie ſich nicht mehr unterſtehen, das Volk hat ſich emancipirt, es ſchlägt nicht nur diejenigen todt, denen es einfällt, eine Gewalt über ſie ſich anzumaaßen, ſondern auch die, welche auf die Vollziehung der Geſetze halten; das Volk glaubt, daß ſeit der Aufhebung der Aemter und Benennungen von Corregedores, Juizes de Fora, Ouvidores und der verſchiedenen Claſſen der untern Gerichtsperſonen, wie Alcaides, Eſcrivaes und Meirinhos, an deren Stellen erſt Präfecten, dann Adminiſtradores Geraes dos Diſtrictos, Secretarios Geraes, Juizes do Direito, Adminiſtradores dos Concelhos ꝛc. traten, es dieſen nicht zu gehorchen brauche. Mit dem Untergang der Namen der alten Aemter iſt auch der Reſpekt gegen die Perſonen der neuen Aemter untergegangen, und man hegt gegen die erſten Beamten im Lande, gegenwärtig weniger Hochachtung, ja nicht einmal die geringſte Furcht, wie vormals in den guten alten Zeiten, wo auch Alles in ſeinem gehörigen Geleiſe war, gegen einen Eſcrivao oder einen Meirinho. Ein anarchiſcher Zuſtand iſt nun endlich daraus entſtanden, der ſchon Jahre lang währt, und deſſen Ende nicht abzuſehen iſt; eine Anarchie, der ſchon mehrere tauſend Leben durch Meuchelmord geopfert, Unzähligen ihr Hab und Gut geloſtet hat.

(Schluß folgt.)

Ertrag der Gold- und Silberminen in Nordamerika.

Die amerikaniſche Regierung hat eine Tabelle über den Ertrag der Goldminen entwerfen laſſen. Es geht daraus hervor, daß dieſelben

so zu sagen unproductiv geworden sind. Die Tabelle umfaßt eine Periode von 15 Jahren: im Jahre 1854 ergaben die Minen für 890,000 Dollars reines Gold, im verflossenen Jahre nur für 282,000 Dollars; die Minen von Georgien und den beiden Carolinas waren die ergiebigsten. Die Totalsumme, die man während den 15 Jahren erhielt, beträgt 6.136,300 Dollars: vom Jahre 1824 an stieg der Ertrag der Minen bis zum Jahre 1854, wo er sein Maximum erreichte, und dann allmählich sich verminderte. Man hat sich demnach getäuscht, indem man den amerikanischen Minen eine so große Wichtigkeit zuschrieb; es gibt allerdings viel Gold in den südlichen Staaten, man weiß aber auch, daß seine Ausbeutung viel Geschicklichkeit und große Kosten erfordert, so daß die Capitalisten ihr Geld lieber anderswo anlegen. (Echo du Monde Savant. Nr. 17.)

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

Erste Reise am Columbia.

(Fortsetzung.)

Um Mitte Junius 1825 wurde endlich die Binnenlandreise vom Vancouverfort aus in den Booten der Hudsonsbai-Gesellschaft auf dem Columbia angetreten. Die Scenerie rings um den 46 englische Meilen davon vorkommenden großen Stromschnellen des Oregon ist wild romantisch. Der Columbia, welcher bis dahin das von mächtigen mit riesenhohen Föhrenwäldern bedeckten Bergzügen eingefaßte Längenthal majestätisch durchfluthet hat, wird plötzlich in eine etwa 170 Klafter breite und ungefähr 2 englische Meilen lange Felsenschlucht gezwängt, die mit Steinblöcken besäet ist. Stellenweise ragen die Uferwände mehrere hundert Fuß hoch senkrecht über den Stromspiegel empor, und hie und da stürzen Wasserfälle von ihnen herab. Dicht am Stromrande sind ganze versteinerte Baumstämme sichtbar.

Da eben Salmenfangszeit war, so hatte Douglas Gelegenheit, diese auf äußerst einfache Weise betriebene Fischerei des köstlichen Columbialachses, welcher im Durchschnitte gegen 15 Pfund wiegt, zu beobachten. Bis zu dem gegen 70 englische Meilen vom Ocean entfernten Niederarm des Multnomah ist die Landschaft ununterbrochen gebirgig, aber auf dem von Vancouver sogenannten Belvedere werden die Flußufer wieder niedrig und der Hintergrund erhebt sich stufenweise. Südwärts in der Gegend, wo der Multnomah entspringt, streicht eine Kette von Schneebergen hin, worunter ein alle andern überragender Hochkegel ohne Zweifel der von Lewis und Clarke sogenannte Jeffersonsberg ist. In der Nähe des großen Falles, der von der großen Stromschnelle gegen 70 englische Meilen entfernt ist, werden die Columbia-Ufer felsig, abschüssig, die Berghöhen immer niedriger und niedriger, und an die Stelle des Föhrenhochwaldes tritt Knieholz und nur wenige Schuh hohes Gebüsch. Da fächelt keine weithohe Föhre, keine abendländische Thuja dem Wanderer Kühlung zu, und an dem unabsehbaren Lauberdboden der lieblichen Zitterpappel kann er da nicht seine Blicke weiden; denn so weit das Auge reicht, breitet sich eine, nur hie und da mit spärlichem Graswuchs bedeckte dürre Steppe aus. Doch gerade dort fand Douglas zuerst die wunderschöne Clarkie — Clarkia pulchella, *) — dann zwei ebenfalls neue Lupinenarten, und noch zwei andere neue Gewächse. In dieser Jahreszeit konnte er nur wenige Meilen oberhalb des großen Falles hinauskommen, entdeckte aber auf der so kurzen Wegstrecke verschiedene Penstemonarten — welche schöne Pflanzengattung zuerst von ihm eingeführt worden ist — und mehrere andere Gewächse.

Gegen Ende August 1825 schrieb er in sein Tagebuch: „Seit meiner Ankunft im nordwestlichen Amerika vor nun fast fünf Monaten habe ich erst drei Nächte in einem Hause zugebracht, und diese waren die drei nächsten nach meiner Landung; die ganze übrige Zeit hindurch übernachtete ich bald unter einem kielaufwärts gekehrten Canot, bald unter einem Föhrenbaum, und im günstigsten Fall in einer aus Wildheu oder aus Thuja-Borke verfertigten Hütte."

Um dieselbe Zeit trat er vom Vancouverfort aus eine Bergfahrt auf dem Multnomah, einem von den südlichen Zuflüssen des Columbia, an. Es ist, berichtet er, ein herrlicher Strom, mit ungemein fruchtbaren Ufern. Sechs und dreißig englische Meilen oberhalb seiner Einmündung in den Oregon bildet er einen 45 Fuß hohen gewaltigen Wasserfall, der in dieser Jahreszeit die ganze ungeschmälerte Strombreite einnimmt, im Früh- und Spätjahr aber sich in drei Sturzbäche theilt. An den Ufern des Multnomah schwärmt das weißgeschwänzte Reh, so wie eine andere schwarzschweifige Art in ansehnlicher Menge, erstere nennen die Jäger „das Springreh," es ist sehr klein, von hellgrauer Farbe, der Schweif bis gegen Fünfviertel Schuh lang, das Gehörn etwas länger und stark einwärts gebogen. Die andere Art ist viel größer und minder zahlreich; die Farbe ist ein bläuliches Grau, die Bauchfarbe aber gelb. Beide sind vorzüglich in der großen Gebirgskette, welche die von den Schlangen- und Flachkopf-Indianern bewohnten Landstriche durchsetzt. Der Strom selbst birgt unter Anderem Störe von außerordentlicher Größe. Einer, welchen Douglas sah, maß 12½ Fuß in der Länge und 7 im Umfange. Zwei Tagereisen weiter hauet der Stamm der Calapuris, ein friedlicher, harmloser Schlag der Eingebornen. In der Nähe des Zeltes unseres Reisenden befand sich eine salzhaltige Quelle, welche unter Anderem von einer schön geringelten Taubenart besucht zu werden pflegte, deren zierliche Bewegungen beim Auspicken der am Quellenrande zerstreuten Salztheilchen ihn, der, wie wir oben gesehen haben, schon im frühen Knabenalter am Thun und Treiben des Gefieders sich stundenlang weiden konnte, ungemein ergötzte.

Auf den weitgestreckten Ebenen, die westlich vom waldgebirgigen Küstenstrich und gen Morgen von hohen Bergzügen begränzt werden, dann an den Gestaden des Sandiam, einem von den reißenden Armen des Multnomahflusses, entdeckte er eine Fülle neuer und prächtiger Pflanzenarten, und ein bis dahin ebenfalls noch unbekanntes Thier, welches seitdem unter dem Namen „Geomys Douglasii" in die Zoologie eingeführt worden ist. In den Tabakeranzen der Eingebornen fand er um dieselbe Zeit Föhrensamen, der, wie er auf den ersten Blick erkannte, einer ausnehmend großen Art angehören mußte, welche auf den südwärts liegenden Gebirgen wächst. Diese Föhrenart ist es, die von ihm den Namen Lamberts-Föhre erhalten hat, und noch fortwährend führt.

(Schluß folgt.)

*) Wie schnell sich die Cultur dieses von Douglas entdeckten Ziergewächses über die ganze europäische Welt verbreitet hat, mag unter Anderem folgender Umstand beweisen: ein Freund des berühmten schottischen Botanikers Hooker, welcher im Sommer 1836 auf einer Reise durch die skandinavische Halbinsel nach Hammerfest im nördlichsten Norwegen, der bekanntlich der arktischsten Handelsstadt der alten Welt, kam, fand dort die „Clarkia Pulchella" in Fenstergärten mit emsiger Sorgfalt gepflegt. M.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 135.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Mai 1838.

Die Barbareskenstaaten.

Religiöse Verhältnisse.

Es ist schon wiederholt und mit Recht darauf aufmerksam gemacht worden, daß Abdel-Kader vor Allem die religiösen Vorneigungen seines Volks zu erfassen strebt, und sich mehr und mehr als das geistliche Oberhaupt hinzustellen sucht, überzeugt, daß dieß der sicherste Weg ist, auch die weltliche Macht zu gewinnen, die der Moslem noch nicht von einander zu scheiden gelernt hat. Wir haben in einem frühern Blatte (s. Nr. 35 v. d. J.) gesagt, Abdel-Kader habe das Kirchengebet (Khutbe) für den Sultan der Türkei abstellen, und solches in seinem Namen verrichten lassen. Hievon ist nur das Erstere wahr, nicht aber das letztere: Abdel-Kader fühlte sich noch nicht stark genug, sich ganz unabhängig zu zeigen, wandte sich an Marokko, woher ihm seit dem Anfang seiner Kämpfe zahlreiche Unterstützungen zugekommen sind, und läßt das Kirchengebet im Namen des Kaisers von Marokko verrichten.

Das Kirchengebet ist bekanntlich bei moslemitischen Völkern die Anerkenntniß der Unterwürfigkeit unter die Herrschaft dessen, für den es verrichtet wird. Ursprünglich wurde es nur für den Einen Khalifen gesprochen, der zu Bagdad residirte; mit dem Sturze der Ommajaden trat eine Spaltung ein: in Asien, Aegypten und Cyrenaika ward es für die neuern abbassidischen Khalifen verrichtet, im Westen (el gharb) für den Sprößling der Ommajaden, der sich dahin geflüchtet, als Emir-al-Mumenin in Spanien residirte, und in ganz Nordafrika, von der großen Syrte an, als rechtmäßiger Nachfolger Mohammeds anerkannt wurde. Von jener Zeit an dauert die Spaltung der moslemitischen Welt in den Osten und Westen. Als die Herrschaft der Araber in Spanien sank, ging das kirchliche Primat des Westens auf den Herrn von Fez und Marokko über, und in allen Barbareskenstaaten ward bis ins sechszehnte Jahrhundert das Kirchengebet für den Kaiser von Marokko gehalten. Als Chaireddin Barbarossa mit seinen Türken Algier eroberte, ließ er es für den Sultan der Osmanlis verrichten, und dieß geschah fort und fort in allen Städten, deren sich die Türken bemächtigten, während an den übrigen Orten das Gebet fortwährend für den Kaiser von Marokko verrichtet wurde.

Abdel-Kader hat dieß in denjenigen Orten, wo er gebietet, erneuert, ein Umstand, der seine vielfachen Verbindungen mit Marokko und die Unterstützung, welche er von dort her erhält, hinreichend erklärt. Wo Achmed Bey, der Kulugli, gebietet, wird das Gebet noch immer für den Sultan verrichtet, und in den Städten der Franzosen gleichfalls, indem diese an dem bisherigen Gebrauch wohlweislich nichts geändert haben. Man kann nicht umhin, dieß Verfahren Abdel-Kaders als einen Meisterstreich der Politik zu betrachten, er sagt sich dadurch von den gehaßten Türken und den Franzosen auf einmal los, und macht seine Sache zu einer religiösen Angelegenheit für das ganze Volk, dem mit Einemmal eine allen verständliche Fahne gegeben ist. Achmed Bey, und vermuthlich noch mehr der Bey von Tunis, mögen den Schlag schwer genug gefühlt haben, denn hält sich Abdel-Kader, so sind sie unwiederbringlich verloren. Wahrscheinlich geschah es auf ihren Antrieb, daß ein Abgeordneter des Sultans sich zu Abdel-Kadern begab. Die französischen Blätter vom 21 April bringen ein Schreiben aus Mers-el-Kebir vom 2ten desselben Monats, demzufolge marokkanische Juden, die des Handels wegen nach Mers-el-Kebir kamen, ausgesagt haben, daß ein türkischer Abgesandter zu Tetuan in Begleitung eines Ulemas, der schon früher in Algier angestellt war, gelandet habe und nach Tlemsen gegangen sey, um Abdel-Kadern Firmane und Geschenke zu überbringen, und von da nach Mekinez, der Residenz des Kaisers von Marokko, zu gehen. Welcher Art die hier gepflogenen Handlungen waren, wissen wir nicht, aber Abdel-Kader setzt seine Bemühungen fort, und soll kürzlich die Stadt Dellis (östlich von Algier in der Provinz Constantine) bewogen haben, die Khutbe gleichfalls für Mulei Abderrahman, Kaiser von Marokko, zu halten.

Dieß ist gegen alle türkische Herrschaft und somit auch gegen Achmed Bey so wie gegen die Franzosen gerichtet. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, wenn bereits der Krieg zwischen Abdel-Kadern und Achmed entbrannt ist, und die Nachricht, daß ein Friede zwischen den Franzosen und Achmed geschlossen, gewinnt dadurch gleichfalls an Wahrscheinlichkeit. Den Franzosen wird jetzt ein Bündniß mit dem letztern eigentlich aufgenöthigt, und sie sind ganz erstaunt, in was für eine seltsame Lage sie

auf einmal versetzt sind. So sagt ein Brief vom 11 April: „in der Provinz Constantine, so wie in dem von Algier und Oran finden sich zwei sehr bestimmt geschiedene Parteien, die arabische und die maurische, in welch letztere sich die Kabylen,*) die Kuluglis und die Türken verschmelzen. Die arabischen Scheiths (der Provinz Constantine) haben Emissäre an Abdel-Kader gesendet, um seinen Beistand in Anspruch zu nehmen, im Falle Frankreich ihnen wieder Achmed aufbürden wollte; so könnte es sich in nicht sehr ferner Zeit ergeben, daß unsere Soldaten Achmed gegen seinen Nebenbuhler vertheidigten: dieß wäre merkwürdig genug."

Die Sache nähert sich nun der Entscheidung, Abdel-Kader in geheimem Einverständniß mit den Arabern der Provinz Constantine und in offenem Bündniß mit El Mokrani, dem Kaid der eisernen Thore, oder des Passes, der aus der Provinz Algier nach der von Constantine hinüber führt, steht auf dem Punkt, in Widerspruch mit dem Tractat von der Tafna in die Provinz Constantine einzurücken, und ein erster Unfall, den seine Truppen gegen die Beni Abbes an der Gränze derselben erlitten haben, scheint ihn um so weniger abzuschrecken, als nach den neuesten Nachrichten aus Algier vom 21 April sich Farhad ben Said,**) Achmeds alter Feind, wirklich nun mit Abdel-Kadern vereinigt hat. Wer wird siegen: der Araber oder der Türke? wird man künftig in den Barbareskenstaaten für den Sultan des Ostens oder des Westens das Kirchengebet verrichten? Und was wird Frankreich, das nun erst nach einer Reihe verfehlter Maaßregeln seine wahre Stellung erkennt, thun?

Lebensbilder aus Portugal.

Zweiter Ausflug nach Setubal.

(Schluß.)

Treten wir aber nun wieder in unserm Restaurant ein, wo wir sogleich, um allen Chicanen auf künftigen Reisen durch Palmella vorzubeugen, dem großmauligen Cabo da Policia ein Quartilho Wein vorsetzten, was er auch mit Dank annahm, erstlich einmal ausspuckte — eine gewöhnliche Angewohnheit des gemeinen Portugiesen, bevor er trinkt — und dann nach vorhergegangenen ora! viva meos Senhores! wohlgefällig in langsamen Zügen den dunklen schweren Rebensaft in sich zog, und sich dann empfahl. So wie er den Rücken kehrte, schlug die lebhafte Wirthin, die indessen nun den Tisch zum zweitenmale servirte, ein Kreuz hinter demselben und sagte mit leiser Stimme, dieser esfomeado (Ausgehungerte) war wohlhabend, hat aber Alles durchgebracht, und jetzt nährt er sich von schlechten Streichen, die ihn aber doch wohl noch an den Galgen bringen werden. Eine dicke kräftige portugiesische Brodsuppe mit dem Lieblingskraut, der Pfeffermünze in kleinen Zweigen, gewürzt, wurde jedem in einem kleinen Näpfchen von Steingut vorgesetzt; darauf erschien das Rindfleisch mit Kohlblättern und Wurst und Speck — denn ohne Speck und ohne Wurst oder Schinken, glaubt man hier, daß man der Fleischbrühe zu Suppen und dem Gemüse gar keinen Wohlgeschmack geben könne — alsdann kam ein Teller voll dickgekochten Reises, ohne welchen man nie eine Mahlzeit zu halten pflegt, selbst in den vornehmsten Häusern nicht; zuletzt die ausgeschlagenen Eier, Alles sehr gut und reinlich bereitet. Holländischer Käse und Rosinen beschlossen das Mahl, was uns ganz vortrefflich geschmeckt. Von frischen Früchten, die man überhaupt sehr selten auf dem Lande in Gasthäusern bekommt, waren auch hier keine zu erhalten. Nach dem Essen machten die andern beiden Gefährten eine kleine Excursion in das tiefe und einförmige fruchtbare Thal hinab, während welcher Zeit, da die Sonne sehr heiß brannte, ich den Schatten des Hauses und die Kühlung darin vorzog. Ungeachtet aber Millionen Fliegen Einem hier die Ruhe mißgönnten, die ich, auf einer Bank hingestreckt, vergebens suchte, so gewährte mir doch die Musterung, die ich nun mit den Menschen und der ganzen Wirthschaft anstellte, eine unterhaltende Stunde. Das Haus, wie schon gesagt, bestand aus einem einzigen Raume für verschiedene Zwecke. Von der Straße aus schritt man zwei Stufen hoch durch die schmale Hausthüre, an welcher ein grüner Tannenzweig — das Aushängeschild einer Weinschenke — hing, in das Innere, das zu seinem Fußboden den lieben Erdboden mit allen seinen natürlichen Erhöhungen und Vertiefungen hatte. Gleich rechts neben der Hausthüre war jedoch ein kleines, etwas erhabenes Stratum von ungehobelten Brettern, auf dem die Wirthin mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen pflegte, und ihre weiblichen Arbeiten verrichtete, oder sich mit ihren Kindern beschäftigte. Neben dem Stratum befand sich das kleine Fensterloch — welches dem Zimmer das Licht gab, wenn man die Thüre verschloß — mit seinen beiden steinernen Fenstersitzen. In der Ecke dahinter war der niedere Küchenherd mit seinem schwarzen Schornstein, dieser Hauptversammlungsort der Familienglieder und der Gäste an kühlen nassen Tagen, um sich an einem lodernden Feuer zu erwärmen. Gerade vis-à-vis der Hausthüre stand der Gasttisch mit zwei Bänken ohne Lehne; an dessen Kopfseite aber, die einer vorspringenden Wand zugekehrt war, hinter welcher das Ehebett, stand ein großer, altmodiger, lederner, breiter Stuhl, den man wahrscheinlich einmal in einer Auction erstanden. Den unterhaltendsten Anblick über dem Tische an den beiden Wänden machten die hunderterlei Gegenstände von Küchen-, Koch-, Kaffee- und Theegeschirr, von bunten Tassen, Tellern und Schüsseln, von Gläsern verschiedener Formen und Gestalten, von Leuchtern, Laternen, Lampen, Lichtputzen, Gabeln und Löffeln u. s. w., die alle zusammen hier

*) Zwischen den Kabylen und den Mauren kann keine nahe Verbindung bestehen, und obige Nachricht wird sich wohl darauf beschränken, daß die Kabylen den Arabern zum Theil feindlich gegenüber stehen, was immer wichtig genug ist.

**) Der Toulonnais, welcher diese Nachricht neuerdings bestätigt, that es mit einem Zusatz, welcher beweist, wie wenig der Verfasser jenes Briefs, und mit ihm viele Franzosen, die dortigen Verhältnisse begreifen. Er sagt, Farhad habe sich gegen sein gegebenes Wort mit dem Emir vereinigt, da er doch bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Constantine versprochen habe, Achmed aufs äußerste zu bekämpfen. Dieß that er auch, und eben darum steht er jetzt auf der Seite Abdel-Kaders; er handelt also ganz consequent, und es ist nur der Fehler der Franzosen, wenn diese glaubten, Farhad habe sich um ihretwillen gegen Achmed erklärt, und werde nun ihr Verbündeter seyn.

blank geſcheuert und gewaſchen, in bunteſtem Quodlibet, theils auf einer ſogenannten Kannbank aufgeſtellt, theils an Nägeln aufgehenkt waren, und inmitten dieſes Krames ſtand in einer kleinen Niſche Noſſa Senhora mit dem Jeſus-Kindlein gar ſchön geputzt und mit Papierblumen ausgeſchmückt. In der Richtung des Stücks Querwand, hinter welcher das Ehebett durch einen Schirm von Schilfrohr von der andern Seite den Späher-Augen entzogen war, lief der ſchmale Schenktiſch bis zur andern Wand, dahinter war nur in eins gefaßt, der Schlaf- und der Kellerraum, links das große Bett, rechts ein Weinfaß, aus dem nach Bedürfniß für die Gäſte gezapft wurde in die drei verſchiedenen Maßgläſer, wovon das eine ein halbes, das andere ein ganzes, das 3te zwei Quartilhos faſſen konnte, und die umgeſtülpt auf einem an der Wand befeſtigten und eingekerbten Schilfrohr ſteckten, mit ihren verſchiedenartig roth und changeant durch den Gebrauch gefärbten Rändern. Es iſt wirklich zum Erſtaunen, wie mit der Zeit die mehrere tauſend Ein Glas berührende Lippen, die nicht immer die appetitlichſten zum Küſſen ſind, endlich dermaßen einen Farbenrand in ein ſolches nur zuweilen ausgeſpültes aber nie rein gewaſchenes Glas, einätzen können, daß dieſer in der Folge auch durch gewöhnliche Mittel nie wieder gereinigt werden kann. Man iſt übrigens eine ſolche Schweinerei in dieſen Tavernas gewohnt, und Niemanden fällt es ein, zum Weintrinken ein reineres Glas zu fordern, und der Schenkwirth thut ſich ordentlich auf ſolche Ränder-Gläſer etwas zu gut: ſie zeigen, daß er guten Wein und daher auch vielen Zuſpruch hat. Die portugieſiſchen Weinwirthe haben nun überdem das voraus, daß ſie ihre Gäſte alle aus einem Glaſe trinken laſſen können, denn hier gibts keine Gäſte wie in Deutſchlands Wein-, Bier- und Branntweinshäuſern, wo ſich dieſelben Stundenlang bei einem Schöppchen Wein, einem Kännchen Schnaps oder einer halben Bier niederſetzen, kannengießern, oder aus ihren Pfeifchen Dampfwolken an die Decke blaſen. Dieſe Leute trinken nicht weil ſie Durſt haben, ſondern um ihren Gaumen zu kitzeln. Nicht ſo aber der Portugieſe, der trinkt nur wenn er Durſt hat, rennt alsdann in aller Eile in eine Taverne, tritt vor das Schenkbrett, fordert ſein Quartilho oder Schoppen, trinkt dieſen auf einen Zug aus, bezahlt, und geht dann wieder von dannen. Während ich ſo meine Betrachtung über die Einrichtung des Hauſes anſtellte, deſſen Decke aus dem bloßen Ziegeldache beſtand, welches von der Sonne erhitzt, wie ein ruſſiſcher Bauernofen Wärme ins Innere ſtrahlte, ſetzte ſich nun die Familie an den Tiſch, zu Mittag zu ſpeiſen. Mit Ausnahme der Eier, wurden dieſelben Gerichte in einem großen irdenen Napfe aufgetragen, Suppe, Gemüſe und Fleiſch befanden ſich darin beiſammen, und jedes Familienglied hatte einen zinnernen Löffel, um zuzulangen. Die Gegenwart eines Fremden, wie ich war, ſtörte durchaus nicht, und man benahm ſich ſo ungenirt als wenn Niemand zugegen. Der Hausvater, nachdem er einige Löffel voll der unten im Napfe ſitzenden dicken Brodſuppe genoſſen, und die Kinder, welche die Löffel nicht zu handhaben verſtanden, mit den Händchen ſich die Brocken halten, ergreift nun auch mit den Fingern das darin liegende Stück Fleiſch und zerſchnitt es in Stücke, und eben ſo verfuhr er mit der dicken Wurſt und dem Speck, ſo daß jedes nehmen konnte, was ihm beliebte; die langen ſich in dem Gemengſel befindenden Kohlblätter zog man ebenfalls mit den Fingern hervor, und zuletzt als nur noch die Brühe im Napfe war, ſetzte ihn der Mann zuerſt an den Mund und trank davon, darauf reichte er den nächſtſitzenden Kindern davon, denen das meiſte bei dem Munde vorbeifloß, und die Mama gab dann den Reſt den andern Kindern, für ſich nichts behaltend; nebenbei aßen ſie das ſchönſte ſpaniſche Weißbrod, was der Vater in Stücken zerreißt, und da dieſe nicht aufgezehrt wurden, ſo gab er den Reſt mit noch einigen übrig gebliebenen Fleiſchbrocken dem erſten Armen, der an der Thür erſchien. Dieſe Familie gehörte gewiß nichts weniger als zu einer wohlhabenden; ja man konnte wohl aus Allem erſehen, daß es wohl manchmal ſehr ſpärlich zuzugeben mochte, allein es war Sonntag, man wollte ſich wahrſcheinlich einmal etwas zu Gute thun, und man kochte mit einemmale ſo viel Fleiſch, Speck und Wurſt, daß eine deutſche Bauernfamilie damit acht Tage lang hätte ihre Kartoffeln oder Erbſen und Bohnen ſchmelzen können. — Vorräthe haben dieſe Leute hier durchaus nicht, man ſchafft ſich das Nöthige nur für den Tag an, und dieſes muß an demſelben Tage auch aufgezehrt werden, und da hatten dann dieſe Menſchen noch von Glück zu ſagen, daß wir hier einkehrten und verzehren halfen. In Liſſabon hätten wir für dieſes Mittagsmahl einen halben Thaler für die Perſon bezahlen müſſen, und ungeachtet wir hier zuſammen nur einen halben Thaler bezahlten, ſo war es doch hinreichend das ganze Mahl zu vergüten, was die Familie mitgenoſſen. Nachdem der Tiſch abgeräumt war, ſetzte ſich die Frau auf ihr Tabulat und unterſuchte die Köpfe der Kinder; der Mann klagte über Schmerzen im Unterleibe, und wälzte und krümmte ſich auf einer Bank; jeden Tag bekomme er dieſe Schmerzen nach dem Eſſen, erzählte die Frau, und kein Mittel dagegen hätte ihm noch geholfen. — Meine Gefährten kehrten nun endlich auch von ihrer Excurſion zurück, und nachdem die Sonne ſchon tief am Horizonte ſtand, beſtiegen wir unſere Thiere und kamen noch vor Untergang derſelben in Setubal an.

Die Stadt Bankok.

(Aus Dr. Ruſchenbergers Reiſe um die Welt.)

Bankok iſt am Fluſſe Menam gebaut, etwa 20 engliſche Meilen in gerader Linie vom Meer, und an einem Punkte, wo der Fluß ungefähr 1000 Schritte breit iſt. Sie erſtreckt ſich 2½ Meilen längs dem Fluß und 1 bis 1½ Meilen weit auf beiden Seiten. Das eigentliche Bankok liegt auf dem rechten oder weſtlichen Ufer, während die Stadt auf dem linken nach dem dort befindlichen Palaſt Sia Yuthia genannt wird, dem Auge aber erſcheinen beide nur als Eine Stadt. Sie iſt unregelmäßig angelegt und allenthalben von Canälen durchſchnitten; die Straßen ſind ſchmutzig und eng, und der gepflaſterte Weg in der Mitte kaum breit genug, daß zwei Perſonen nebeneinander gehen können. Als Grund dafür geben die Siameſen an, daß keine zwei Perſonen von gleichem Range ſich im Königreiche befinden, und die Etikette Leuten von verſchiedenem Range nicht geſtatte, nebeneinander zu gehen. Viele Häuſer ſind von bedeutendem Umfang, aber der größere

Theil sind elende Bambushütten, ohne die geringste Bequemlichkeit. Bäume trifft man allenthalben in großer Zahl, und die vielen Wats oder buddhistischen Tempel mit ihren vergoldeten und verglasten Dächern und Spitzthürmen, die in der Sonne glänzen, geben der Stadt ein malerisches Aussehen, und einen Schein von Reichthum und Pracht. Beide Seiten des Flusses sind mit Häusern besetzt, die auf Bambusflößen erbaut sind, welche durch Anker oder sonst an die Ufer befestigt werden. Der vordere Theil ist offen wie Veranda's, und es sind verschiedene Waaren darin zum Verkauf ausgestellt. Eine Reihe chinesischer Dschonken von 2 bis 600 Tonnen jede erstrecken sich über zwei Meilen weit, und ankern in der Mitte des Stromes, wo sie oft Monate lang bleiben, und ihre Ladungen en detail verkaufen. Obwohl Straßen, Canäle und Strom stets mit Menschen angefüllt sind, so ist doch hier bei weitem nicht der Lärm und das Geschrei, das man in jeder gleich dicht bevölkerten christlichen Stadt treffen würde. Von Morgen bis Abend bietet der Fluß eine bedeckte Scene dar: die Gondeln dieses östlichen Venedigs, Sampans genannt, sind von jeder Größe, von einer wahren Nußschale an bis zu der, die von sechs Rudern getrieben wird; auch gibt es einige sehr große längs den Ufern der Canäle, die fortdauernd von ganzen Familien besetzt sind. Bankok hat gegenwärtig eine Bevölkerung von einer halben Million Menschen, es ist die Hauptstadt des fruchtbarsten Landes in Asien, und könnte unter einer guten Regierung die größte Stadt des Orients werden. Die Chinesen, welche den größten Theil der Bevölkerung ausmachen, sind friedlich und betriebsam, aber aus Mangel einer angemessenen Belustigung in den Erholungsstunden dem Spiel arg ergeben. Die privilegirten Spielhäuser sind deßhalb eine reiche Quelle von Einkommen, und um sie noch ergiebiger zu machen, ist das Spielen in Privathäusern streng verboten.

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

(Schluß.)

Erste Reise am Columbia.

Bald darauf unternahm er in Begleitung eines Häuptlings der Tschinuk- (Chenook-) Indianer einen Ausflug nach der Bakersbai. Am berüchtigten Unwetter-Cap (Cap Foulweather) mußte er eine der grauenvollsten Regen- und Sturmnächte, die er je erlebt, ohne Feuer und ohne Nahrung, außer einigen Beeren des Arbutus Uva-Ursi, ganz durchnäßt zubringen. „Alles wilde sturmgewohnte Geflügel (schreibt er) hatte ein schützendes Obdach aufgesucht, und wir allein waren der Wuth der entsetzlichen Windsbraut preisgegeben. Lange vor Tagesanbruch verließen wir das unwirthliche Vorgebirge mit der Ueberzeugung, daß es seinen bösen Leumund in vollem Maaße verdiene. *)

Auf dem Tschihilisfluß (Cheeheele), den er von seiner See-Einmündung an bis zur noch unbekannten Quelle beschiffen wollte, gelangte er nur 60 englische Meilen weit hinauf, weil er durch häufige Wasserfälle und Untiefen am Weiterfahren gehindert wurde. „Er ist so breit, berichtet er, wie die Themse (wo?), sehr reißend, reich an Wasserfällen, und fluthet zwischen föhrenbewaldeten steilen Ufern dahin. Sein Wegweiser auf dieser Fahrt, ein Tschinuk-Indianer, welcher unter seinem die Nordseite des Tschihili bewohnenden Stamme den Stichnamen „der Bart," oder eigentlich „der Starkbart" führt, und einige Ansprüche auf Civilisation, ja sogar auf Dandysm macht, bat ihn beim Abschied, ihm den Bart zu scheeren, welchem Ansinnen Douglas sogleich willfahrte. Auch den Kawalidek (Cowalidek), einen der beträchtlichsten Zuflüsse des Columbia, befuhr er, und Ribes spect. war auf dieser Fahrt seine botanische Hauptausbeute. Bei der Rückkehr nach dem Columbia mußten der Mantel und die Nachtdecke unseres Reisenden als Canotsegel dienen.

Im Vancouverfort kommt nur (berichtet er 1825) Einmal des Jahres (im November) eine Paketsendung, oder, wie sie dort genannt wird, die Post von der Hudsonsbai, und auf diesem Weg aus England und überhaupt der civilisirten Welt an. Gelangt etwas auch nur eine Stunde nach dem Abgang der Paketboote, welcher gewöhnlich um die Mitte Julius erfolgt, dorthin, so muß es in jener fast durch die ganze Breite des großen nordamerikanischen Festlandes vom Vancouverfort getrennten Gegend bis zum Julius des künftigen Jahres liegen bleiben.

Hr. M'Leod, einer von den höhern Agenten im Dienste der Hudsonsbai-Gesellschaft, welcher fünf Jahre lang am Mackenziefluß zugebracht hat, kennt die an seinen Ufern gelegenen Landstriche, so wie die Volksstämme, von denen sie bewohnt werden, und deren Idiome er geläufig spricht, genauer als irgend ein anderer Europäer. Von ihnen hat er erfahren, daß ein mit dem Mackenzie parallel nach Westen ziehender Fluß, welcher ihm auch in der Breite gleicht, sich in der Nähe des Eiscaps ins Meer ergießt. Bei der Mündung, berichteten sie ihm ferner, befinde sich auf einem Eiland eine Factorei, welche mit den Eingebornen Verkehr treibt. Die Leute darin trügen lange Bärte und seyen schlimm. „Diesen Angaben darf man wohl Zutrauen schenken, um so mehr, da mir Hr. M'Leod einige von dort herrührende russische Münzen, außerdem auch allerhand Sachen, als Kämme, Stahl- und Eisenwaaren, gezeigt hat, deren Aussehen von denen, welche die englische Handelscompagnie an die eingebornen Volksstämme verkauft, sehr abweicht." — „Den schlagendsten Beweis jedoch, daß man zur See dahin müsse gelangen können, gewährt der Umstand, daß man rohgearbeitete eherne Töpfe, welche vier bis sechs Gallonen fassen konnten, und daher zu schwer für den Landtransport sind, unter den dortigen Eingebornen gefunden hat. M'Leod hatte im verflossenen Jahre (1824) eine Expedition dahin im Sinn, und schon Vorkehrungen dazu getroffen, als er plötzlich nach der Hudsonsbai abgerufen wurde." Die westlich vom Mackenzie gelegene Meeresstrecke soll nach Verlauf des Julius offen seyn, so daß es nicht schwer seyn würde, zur See nach dem Eiscap zu gelangen.

Von Mitte November bis Ende December 1825 mußte Douglas, welcher durch Beschwerden und Ungemach aller Art erkrankt war, in einer kleinen Hütte von Thujaborke zubringen, worin am Christabend das Regenwasser 14 Zoll hoch stand. Die ersten Monate des Jahres 1826, während welchen er keine weiten Ausflüge zu unternehmen im Stande war, beschäftigte er sich mit der Untersuchung der Fauna der Umgegend. Seine unter der Ueberschrift: „Ueber die Fauna des Columbia," im Tagebuch mitgetheilten Bemerkungen, auf die wir in der Folge wieder zurückkommen werden, verbreiten sich 1) über den weißköpfigen (silberköpfigen) Adler; 2) und 3) den großen und den kleinen braunen; 4) den Calumet-Adler; 5) den californischen Geyer; 6) das Waldrebhuhn; 7) das große Birkhuhn; 8) den kleinen blauen Häher; 9) den Schwan; 10) das Elch (Elk); 11) den Biber und 12) den Lachs.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Foulweather-Cap liegt nicht, wie in der unter Douglas Aufsicht gezeichneten Karte zur Flora Borealis von Richardson irrigerweise angegeben worden ist, auf der Südseite des Columbia, sondern auf der Nordseite. Anm. d. Herausgebers.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 136.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Mai 1838.

Die letzte Thronveränderung in Persien.

Wir haben schon in Nr. 57 v. d. J. eine vorläufige Mittheilung aus Baillie Frasers Schrift über den Aufenthalt der drei persischen Prinzen in London gemacht, und theilen nun hier die vollständige Erzählung der Begebenheiten mit, welche der Abreise jener Prinzen nach England vorausgingen. Obwohl schon manches Bekannte mit unterläuft, so glauben wir doch durch die Gesammtdarstellung unsern Lesern noch einen Dienst zu erweisen.

Fateh-Ali-Schah, der verstorbene König von Persien, hatte vielleicht die zahlreichste Nachkommenschaft, die je einem Manne geboren wurde. Wie viele Weiber er hatte, ist nicht leicht anzugeben, denn nicht nur starben seine Frauen gleich andern Frauen, in welchem Falle sie alsbald wieder ersetzt wurden, sondern man traf auch häufige Aenderungen im großen Garten seines Harems, indem er gelegentlich die verbleichten oder ihrer Schönheit beraubten Blumen ausraufte, und solche verjährte Schönen als Zeichen seiner besondern Gunst an gewisse Lieblings-Officiere verschenkte, welche tüchtig dafür zahlen mußten. Diejenigen Frauen, die ihm Söhne geboren, wurden selten verlassen oder ganz hintangesetzt: im Augenblick, wo er erfuhr, daß eine seiner Frauen einen Knaben geboren habe, erhielt sie augenblicklich eine kostbarere Einrichtung und gewann ein Ansehen und einen Einfluß, die denen, welche nur Kinder ihres eigenen Geschlechtes geboren hatten, versagt waren. Da aber der König die Veränderung liebte, und nach einander jede heurathete, nach der ihn gelüstete, so kann man sich denken, daß die Zahl seiner Frauen ziemlich bedeutend war.

Unter den Moslems gibt es zweierlei Arten von Heurath: die Frauen, welche nach der ersten Art geehelicht sind, heißen Abdi; ein Mann kann ihrer nur vier heurathen und mit diesen ist die Verbindung lebenslänglich, wenn sie nicht durch eine regelmäßige und formelle Scheidung aufgehoben wird. Die, welche nach der zweiten Art geehelicht sind, heißen Mutah, und mit diesen dauert der Vertrag nur auf eine bestimmte Zeit, auf Jahre, Monate, Wochen, Tage, selbst Stunden, nach deren Verlauf sie sich trennen oder die Verbindung erneuern können, wie es ihnen gutdünkt. Von diesen Mutahs ist die Zahl unbeschränkt, auch gilt die Verbindung nicht für schimpflich; Alles, was die betheiligten Parteien zu thun haben, beschränkt sich darauf, den Vertrag die bestimmte Zeit hindurch redlich zu halten. Vornehme, die viele Frauen unterhalten können, betrachten diese Art Heurath als ein Mittel, ihr Harem und die Aussicht auf gesetzliche Nachkommenschaft zu vermehren, und so sind viele ihrer Lieblingssöhne von Mutah-Frauen geboren. Die größere Zahl der Kinder Fateh-Ali-Schahs stammte natürlich von solchen Müttern, und man behauptet, er habe an Frauen beider Classen gewöhnlich 800 bis 1000 in seinem Harem unterhalten. Selbst zur Zeit seines Todes soll derselbe noch zwischen 700 bis 800 enthalten haben. Von dieser artigen Sammlung wurden ihm 120 bis 130 Söhne und etwa 150 Töchter *) geboren, eine schöne Nachkommenschaft, welche die Fruchtbarkeit und den Ehrgeiz ihres Vaters erbte; und da sie frühzeitig die Mittel erhielt, ihre Lüste zu befriedigen, vermehrte sich das königliche Geschlecht mit solcher reißenden Schnelligkeit, daß zur Zeit von des Königs Tode seine sämmtliche Nachkommenschaft wohl 5000 Köpfe, Männer, Weiber und Kinder zusammen betragen mochte. Eine so ausgezeichnete Fruchtbarkeit, so wünschenswerth sie in patriarchalischen Zeiten seyn mochte, wo man Menschen bedurfte, um die Stärke eines wandernden Stammes zu vermehren, war hier nichts weniger als ein Segen, weder für den Stammherrn noch für das Land: die letzten Jahre des erstern wurden verbittert durch den Hader seiner Söhne, durch ihre Verworfenheit und ihre mehr als zweifelhafte Treue, während das Land durch ihre Raubsucht und Verschwendung verarmte. Jede Provinz, jeder bedeutende District, jede Stadt, ja fast jedes Dorf von mehr als gewöhnlicher Größe hatte seinen Schahzadeh oder Prinzen, mit seinem Hof in größerm oder geringerm Maaßstabe, der seine Handvoll unglücklicher Reiots aussaugte, bis endlich diese königlichen Blutegel die Hülfsquellen des Königreiches so völlig erschöpften, daß verhältnißmäßig sehr wenig Einkommen des Staats in den Schatz des Königs floß.

*) Eine früher (s. Nr. 104. Jahrg. 1834.) mitgetheilte Nachricht, nach einem Schreiben aus Tiflis in der nordischen Biene, gibt die Zahl von 145 Söhne und 215 Töchter an.

Dieß war aber nicht Alles. Die Krone Perſiens gehörte zu allen Zeiten dem ſchärfſten Schwert und dem ſtärkſten Arm, und jeder dieſer kleinen Könige glaubte ſich berufen, ſeinem Vater oder Großvater auf dem Throne zu folgen, und ſuchte durch alle möglichen, auch die verworfenſten Mittel ſich für den Kampf zu ſtärken, den alle nach dem Tode des regierenden Hauptes erwarteten, ſo daß die Saat unzähliger und endloſer Bürgerkriege im Lande ausgeſtreut wurde. Um ſo viel menſchliche Vorſicht vermochte, gegen eine ſo drohende Ausſicht Vorkehrungen zu treffen, erklärte der König ſeinen zweiten, aber edelſt gebornen Sohn, Abbas-Mirza, zum Thronerben, und ſeine Verbündeten erkannten nicht nur dieſe Wahl an, ſondern erklärten ſich auch bereit, dieſelbe nach Kräften aufrecht zu erhalten. Dieſe Feſtſetzung der Thronfolge wurde unglücklicherweiſe nichtig durch den Tod Abbas-Mirza's, aber der König ließ ſich bewegen, deſſen älteſten Sohn, Mohammed-Mirza, an der Stelle ſeines Vaters zum Thronfolger zu ernennen, und dieſe neue Wahl wurde gleichfalls von England und Rußland anerkannt und gewährleiſtet: zum Unglück jedoch, mindeſtens für ſie ſelbſt, fügten ſich weder die Oheime noch die Vettern des Ernannten, das heißt die Söhne und Enkel des Schahs, in die Entſcheidung ihres Königs und Vaters, ſondern erklärten im Gegentheil offen, daß ſie ſich nie vor einem Knaben beugen würden, und jeder ſammelte ſeine Hülfsmittel und bereitete ſich zum drohenden Kampfe.

Als Fateh-Ali-Schah im October 1835 ſtarb, erhoben ſich deßhalb eine Menge Thronerben; unter dieſen waren außer Mohammed-Mirza nur drei wahrhaft furchtbar. Dieſe waren Silli-Sultan,*) Vollbruder Abbas-Mirza's, zweitens Huſſein-Ali-Mirza, Firman-Firmai genannt, als Generalgouverneur der wichtigen Provinz Fars, und drittens, Haſſan Ali-Mirza, einſt Gouverneur von Khoraſan und nachher von Kerman, woraus ihn Abbas-Mirza mit des Schahs Erlaubniß wegen ſeines ſchlechten Benehmens verjagt hatte. Dem Silli-Sultan fehlte es durchaus an jeder Eigenſchaft des Herrſchers, und furchtbar war er nur als Gouverneur der Citadelle von Teheran, wo die Schätze des Königs lagen. Huſſein Ali-Mirza war mächtig durch den Beſitz der Hülfsquellen von Fars, welche Provinz den ganzen Süden Perſiens beherrſcht, aber er war ein Mann ſchwachen Verſtandes und unentſchloſſenen Geiſtes, und ſeine Familie hatte ſich noch überdieß vielen Adeligen des Landes durch tyranniſche Handlungen verhaßt gemacht. Die drei Prinzen, welche ſpäter nach England gingen, ſind die Söhne Huſſein-Ali-Mirza's. Sein Bruder Haſſan-Ali-Mirza war ein Mann von größerer Fähigkeit und Geiſtesſtärke, und die Popularität, die er ſich in einem großen Theile des Königreichs durch Freigebigkeit und Muth errungen hatte, hätte ihn zum gefährlichſten aller Thronbewerber gemacht, wären nicht dieſe Vortheile durch eine Unklugheit und Unbeſonnenheit neutraliſirt worden, welche ihm das Vertrauen ſeines Vaters raubten, und ihn von ſeinem Bruder dem Firman-Firmai gleichſam abhängig machten; ſeine größere Kühnheit und Entſchloſſenheit aber gaben ihm einen mächtigen Einfluß auf ſeinen Bruder, und bei dem Widerſtande gegen die Anſprüche Mohammed-Mirza's handelte e ſie in völliger Uebereinſtimmung.

Als der letztgenannte Prinz, jetzt Mohammed-Schah, durch England und Rußland unterſtützt, von Tabris nach Teheran marſchirte, entdeckten die ſchwachen Kronbewerber, die einen Augenblick in ihren kleinen Beſitzthümern den König geſpielt hatten, beide ihren Irrthum, und da Khane und Adel ſich um den jungen Herrſcher ſammelten, dem ſie keinen Widerſtand zu leiſten vermochten, ſo kamen ſie einer nach dem andern herbei, um durch eine zeitige Unterwerfung Verzeihung zu erkaufen. Der Silli-Sultan dagegen, der ſich in der Hauptſtadt unter dem Titel Ali-Schah ſelbſt gekrönt hatte, hielt noch aus und verſchwendete Geld aus der Schatzkammer, um Truppen auszuheben und die Treue ſeiner Anhänger zu ſichern. Als ſein Neffe heranrückte, ſchickte er ihm einen ziemlich anmaßenden Brief entgegen, des Inhalts, daß es Gottes Wille geweſen ſey, die Krone Perſiens auf ſein Haupt zu ſetzen, und da das Reich nur Einen König haben könne, ſo fordere er Mohammed-Mirza als ſeinen Neffen und Unterthanen auf, vor ihm zu erſcheinen, den Eid der Treue zu leiſten, und dagegen von der königlichen Gunſt die Provinz ſeines Vaters Adſerbeidſchan zur Verwaltung zu empfangen. Dieſem Schreiben folgte eine Armee unter Imam Werdi-Mirza, einem andern Sohne des verſtorbenen Königs. Aber der Erfolg entſprach den Erwartungen nicht, denn die Truppen, erſchreckt durch den imponirenden Aufzug des Heeres aus Adſerbeidſchan, das von engliſchen Officieren befehligt und von der engliſchen und ruſſiſchen Geſandtſchaft unterſtützt war, verließ die königlichen Fahnen in ſolcher Anzahl, daß ihr Anführer, Imam Werdi-Mirza, es für gerathen hielt, ihrem Beiſpiele zu folgen, und bei dem jungen König um Verzeihung zu bitten. Der Marſch der königlichen Armee von Kasmin nach der Hauptſtadt war ein wahrer Triumphzug; aller Widerſtand war verſchwunden, und der unglückliche Silli-Sultan, der eben ſo wenig zu fliehen als zu fechten vermochte, mußte ſich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Die Niederlage der übrigen Thronbewerber ſchreckte noch keineswegs den Beherrſcher von Fars und ſeinen ehrgeizigen Bruder; im Gegentheil hatte der Firman-Firmai, welcher bei ſeinem Vater zu Jeſahan bis auf wenige Tage vor des alten Mannes Tode geweſen war, ſich bei ſeiner Rückkehr nach Schiras unter dem Titel Huſſein Schah ſelbſt gekrönt, und begann mit aller Macht Truppen auszuheben, um ſeinen Anſprüchen Kraft zu geben. Ihn unterſtützte in dieſem rebelliſchen Verfahren Amin-Ed-Daulet, erſter Miniſter des verſtorbenen Königs, der in dieſer Beziehung gewiß gegen ſeinen Auftrag und eben ſo unredlich als unklug handelte, da er den Willen ſeines verſtorbenen Herrn kannte, und wußte, daß derſelbe unterſtützt werden würde.

Die Folge dieſes Benehmens von Seite Amin-Ed-Daulets, ſo wie von Hadſchi-Seyed-Mohammed-Bakher, dem Scheikh-ol-Islam oder Haupt der Geiſtlichkeit von Jeſahan, war für dieſe Stadt im höchſten Grade verderblich. Von den Behörden,

*) Silli-Sultan bedeutet der Schatten des Herrſchers; ſo hieß er als Gouverneur der Haupt- und Reſidenzſtadt, ſein eigentlicher Name aber war Ali-Schah (ſ. Jahrg. 1834 Nr. 104.)

welche die Ordnung hätten aufrecht erhalten ſollen, verlaſſen, begannen die Luthis, eine Maſſe von Vagabunden und Dieben, wie ſie in einer jeden großen perſiſchen Stadt in Menge ſich finden, eine ſyſtematiſche Plünderung, wobei ſie von dem Scheik-ol-Islam unterſtützt wurden, der trotz ſeines Rufs von Heiligkeit, welcher ihn in Jeſahan allmächtig und zu einem höchſt gefährlichen Widerſacher jedes Königs machte, im Herzen doch nicht nur ein höchſt ehrgeiziger, ſondern auch ganz unredlicher Mann war. Er nahm des Löwen Theil an dem gewonnenen Raube und die Diebe unter ſeinem Schutz machten die große Moſchee zur Hauptniederlage ihrer Beute. So vollſtändig war die Anarchie in dieſer einſt großen Hauptſtadt Perſiens, daß alle Sicherheit der Perſon und des Eigenthums zu Ende war: Häuſer wurden erbrochen, Weiber und Waaren von dieſen Elenden offen fortgeſchleppt, wie in einer der Plünderung preisgegebenen Stadt, ſo daß alle ehrlichen Leute, die noch fliehen konnten, ſich von dieſem Schauplatz der Verwirrung und des Verbrechens entfernten. Die Stadt aus dieſer kläglichen Lage zu reißen war nicht minder wichtig, als zu verhindern, daß ſie nicht in die Hände des Firman-Firmei falle, der den aus Fars erhaltenen Nachrichten zufolge unter ſeinem Bruder Haſſan-Ali-Mirza und fünf oder ſechs ſeiner Söhne und andern Prinzen eine Armee abgeſchickt hatte, um ſich derſelben zu bemächtigen. Dieſen Auftrag ertheilte der junge Schah dem Sir Henry Bethune Lindſay, der ein Jahr vorher nach Perſien geſchickt worden war, um die Reorganiſirung der Armee und namentlich die Artillerie des Schahs zu leiten, und welcher in den Kriegsoperationen, die Mohammed Schah den Thron ſicherten, eine hervorſtechende Rolle geſpielt hatte.

Sir Henry marſchirte im Februar an der Spitze von nicht mehr als 4000 Mann, worunter etwa 500 Reiter, und mit 14 Kanonen von Teheran ab. Als er in ein Dorf, zwiſchen 70 und 80 (engl.) Meilen von Jeſahan kam, erhielt er die Nachricht, daß die Armee des Firman-Firmai bis auf wenige Tagmärſche von jener Stadt vorgedrungen ſey, worauf er mit charakteriſtiſcher Entſchloſſenheit einen forcirten Marſch machte, der ihn innerhalb etwa 30 Stunden vor die Thore der Stadt brachte, eine faſt beiſpielloſe Anſtrengung, welche eben ſo ſehr von der Willfährigkeit und Ausdauer der Truppen, als von dem Eifer und der Entſchloſſenheit des Anführers ein günſtiges Zeugniß ablegt. Bei ſeiner Annäherung verſchwanden die Luthis und Plünderer, die Ordnung wurde augenblicklich wieder hergeſtellt, und Jeſahan war gerettet.

Sir Henry hatte indeß kaum ſich und ſeiner kleinen Armee einige Tage Ruhe in der befreiten Stadt gegönnt, als ſichere Nachricht anlangte, daß die Armee von Fars heranziehe. Völlig überzeugt, wie wichtig es ſey, raſch zu Werke zu gehen, brach er augenblicklich, ohne auch nur die verſprochene und im Anmarſch befindliche Hülfe abzuwarten, auf, ließ die Trommeln rühren, und eine Stunde ſpäter war er in vollem Marſch gegen Kumaiſcha, in deſſen Nähe man den Feind zu finden hoffte; dieſer aber, deſſen Truppen hauptſächlich aus Reiterei beſtand, und der ein Zuſammentreffen mit der königlichen Armee zu vermeiden ſuchte, hatte, in der Hoffnung, die Stadt überfallen zu können, ſtatt der gewöhnlichen großen Straße den Weg in die Berge eingeſchlagen. Auf dieſe Nachricht führte Sir Henry ſeine Truppen quer durch das trockene Bett eines Fluſſes, ſchnitt dem Feinde dadurch den Weg ab, und ſtellte ſich ihm, nicht fern von dem Dorfe Jefirain gerade gegenüber auf.

Haſſan Ali-Mirza, der, wie es ſcheint, in Perſon commandirte, war nun gezwungen zu fechten oder zu fliehen, entſchloß ſich aber zum erſtern, und theilte ſeine Reiterei in fünf Dasdehs oder Corps, und ſtellte ſie ſo auf, daß ſie einander gegenſeitig unterſtützten. Seine Serpaſen oder regelmäßigen Truppen, die nur 800 Mann betrugen, ſtellte er hinter einer alten Gartenmauer auf, um durch ihr Feuer die königlichen Truppen aufzuhalten, wenn ſie zum Angriff vorrückten. Sir Henry aber ließ ſein durch 6 Kanonen aus Jeſahan verſtärktes Geſchütz auffahren und ſchoß die beſagte Mauer zuſammen, nebſt einem guten Theil der dahinter aufgeſtellten Serpaſen. Die Reiterei, durch das Schickſal der regulären Infanterie erſchreckt, that nur einen ſchwachen Widerſtand, und floh nach wenigen Schüſſen aus den wohlbedienten Kanonen nach allen Richtungen; die Niederlage war ſo vollſtändig, daß der Befehlshaber Haſſan Ali-Mirza nebſt den übrigen Prinzen kaum 50 Reiter auf ihrer Flucht zuſammen bringen konnten. Die Serpaſen wurden alle gefangen genommen und alles Heergeräthe erbeutet; hätte Sir Henry Bethune mehr Reiterei gehabt, ſo wäre nach ſo einer Niederlage das Gemetzel viel größer geworden; ſo aber kamen von dem Feinde nur etwa 100 Mann um, während von des Schahs Truppen nur einige wenige verwundet wurden. Um ſeinen Sieg möglichſt zu nützen, ſetzte Sir Henry Bethune ſeinen Marſch ſogleich gegen Schiras fort, gefolgt von dem Moatemed-Daulet (Vertrauten des Herrſchers) Menu-Scheher-Khan, einem georgiſchen Eunuchen, der bei dem verſtorbenen König in großer Gunſt geſtanden, zum Befehlshaber in Fars ernannt worden, und mit einer beträchtlichen Armee in Jeſahan eingetroffen war, nachdem Sir Henry Bethune es verlaſſen hatte. Die Anſtrengungen des Firman-Firmai waren durch die Niederlagen ſeiner Truppen bei Kumaiſcha bedeutend gelähmt, und nicht nur zeigten ſich ſeine eigene Hülfsquellen bedeutend unzureichend, um den Kampf fortzuſetzen, in den er ſich ſo unbeſonnen geſtürzt hatte, ſondern ſein Einfluß bei den mächtigen Häuptlingen des Landes, die ihm einen wirkſamen Beiſtand hätten leiſten können, war ſo tief geſunken, daß er ſich auf ihre Hülfe nicht verlaſſen konnte. Nur kurze Zeit zuvor hatte er Mohammed-Ali-Khan, einen Mann, der wegen ſeines Einfluſſes unter den wandernden Stämmen zum Il-Khani oder Herrn der Iliyads ernannt worden war, verhaften und einkerkern laſſen, und obwohl ſein Leben unangetaſtet blieb, wurde er doch nicht frei gegeben, als bis er große Geldſummen gezahlt hatte, worauf er „à la mode de Perse,“ ein Ehrenkleid erhielt und in ſein Land und zu ſeinen Stämmen zurückkehrte. Obwohl aber die, welche ein Fürſt mißhandelt hat, die erfahrne Kränkung verbergen mögen, ſo lange er mächtig und glücklich iſt, ſo brennt doch die Wunde im Innern fort, und wenn die Gelegenheit ſich ergibt, wird der Beleidigte ſie mit Begierde ergreifen, um ſich an ſeinem Unterdrücker zu rächen. Als der Il-Khani jetzt nach

Schiras entboten wurde, kam er auch in der That mit seinem Contingent, aber nicht um dem in Noth befindlichen Fürsten beizustehen, sondern um seine Zeit abzupassen, und den Mann zu verrathen, der ihn so tief beleidigt hatte.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

(Fortsetzung.)

Sommerausflug in die Columbiagegenden.

Am 20 März 1826 endlich, nach einer langen nothgedrungenen Rast, trat er vom Vancouver-Fort eine neue Binnenreise an, und langte am andern Tage bei der großen Stromschnelle an. Da ist die Landschaft über alle Beschreibung großartig: die hohen Bergzüge sind mit mannichfaltigen und zum Theil ungeheuer hohen Pinusarten bewaldet, deren weitgestreckte Aeste gewaltige Schneedome tragen. Ein Regenbogen schwebt über dem Dunstschleier, den das über Klippen und zwischen den steilen Ufern erzürnt dahin tosende Gewässer unablässig webt: traurig und doch angenehm tönt der Widerhall des brausenden Stromes im stilleinsamen Waldthal, dessen Tannen- und Föhrengrün gegen das blendende Weiß des Schnees ungemein anziehend absticht. Auf dem Trageplatze bei dem großen Fall entging er nebst seiner Reisegesellschaft einem feindlichen Angriffe der Eingebornen nur durch die plötzliche, fast wunderbare Erscheinung eines Häuptlings der Keimuß-Indianer (Keyemuß), welcher Stamm den Weißen sehr zugethan ist. „Dieser Häuptling, welcher mit drei Jünglingen seines Stammes den scheu zurückweichenden Eingebornen entgegentrat, war eine der stattlichsten Mannsgestalten, die mir jemals vorgekommen, und siebenthalb Schuh hoch. Beim Abschiede von unserem Erretter bohrte ich, der bei den Indianern dieser Gegend nur unter dem Namen des „Gras-Mannes" oder auch des „König-Georgs-Häuptlings" bekannt bin, in den einzigen Schilling, den ich noch besaß, ein Loch, und hing ihm denselben als Merkmal und Siegel unverbrüchlicher Freundschaft an die Nase." Wir glauben hier am schicklichsten eine Angabe einschalten zu dürfen, welche in Douglas' vorhin erwähntem Aufsatze über die Fauna des Columbiagebietes vorkommt: er habe wahrgenommen, daß es etwas sehr Wichtiges und seine Reisezwecke Förderliches sey, dann und wann, wenn er in die Nähe von Wohnungen der Eingebornen, vorzüglich derer vom Tschinukstamme, komme, einen Vogel im Fluge zu schießen, sich aber dabei so zu stellen, als ob es eine ganz geringfügige Fertigkeit, die sich von selbst verstehe, wäre. Dieß macht einen um so verdrüssendern Eindruck, als sie nichts, was in schneller Bewegung ist, zu treffen vermögen.

Von dieser Gegend bis zur Wallah-Wallah-Factorei hin ist das Land ganz baumlos, und der Pflanzenwuchs weicht von demjenigen der Küste gänzlich ab. Gegen Südosten, in einer Entfernung von ungefähr 90 englischen Meilen, sieht man eine hohe Schneegebirgskette, die sich in südwestlicher Richtung gegen 800 englische Meilen lang bis in die Nähe des Meeres hinzieht. Von der Wallah-Wallah-Factorei bis zur Einmündung des Lewis- und Clarke's-Flusses in den Columbia ist die Gegend eine ununterbrochene Ebene. Dieser Fluß ist an vielen Stellen 120 bis 150 Klafter breit, sehr reißend, und wie seine Zuflüsse fischreich. Von der im Felsengebirge entspringenden Quelle an bis zur Einmündung in den Columbia beträgt seine Längenerstreckung nicht weniger als 1500 englische Meilen.

Der Boden des Ufergeländes besteht aus einem leichten, braunen Erdreich, das der Wind oft bis zu 50 Fuß hohen Hügeln emporthürmt. „Die Gegend, wo der Spokan in den Columbia fällt, ist die bei weitem schönste und wechselreichste, die mir am Columbia noch vorgekommen: unabsehbare Ebenen voller Föhrenschonungen, so daß man sich auf eine englische Waldlichtung versetzt wähnt, da und dort kleine bebuschte Hügel und bemooste föhrenbestandene Felsen. Unter den höchst anziehenden (neuen) Gewächsen, die ich hier gewann, ist eines, welches einem von Lilium gänzlich verschiedenen Genus angehört, und oberhalb des großen Falles allenthalben in Fülle vorkommt, ungemein reizend, und dürfte eine der lieblichsten Zierpflanzen werden. Auch ein anmuthiges Dodekatheon wächst da in großer Menge, und hie und da eine weiße Spielart desselben. Wo sie selbander blühen, da verleihen sie dem dürftigen Flurengrün des nordwestamerikanischen Frühlings eine Lieblichkeit, welche mich an die nördliche carmoisingetüpfte Blume, an die blassen Primeln-Gebreite meines Heimathlandes gemahnte. Ich weiß nicht (schreibt er am 15 April aus dieser botanisch wichtigen Columbiagegend an Hooker in Glasgow), wonach ich zuerst greifen soll, eine solche Fülle noch unbeschriebener köstlicher Gewächse umdrängt mich, und ich bin fast nicht im Stande beim Schreiben zu bleiben." Nach einigen Ausflügen in die jener Spokan-Einmündung benachbarten Landschaften setzte er seine Reise nach der 90 englische Meilen weiter oben am Kettle-Fall gelegenen Colville- oder Cohite-Factorei fort, woselbst er für den Sommer und Herbst seinen Wohnsitz aufzuschlagen gedachte.

Der ganze Landstrich von der Spokanmündung bis zum Kettle-Fall ist gebirgig, und steigt je näher dem Felsengebirge immer höher an. Die Ufer des Columbia sind mit mancherlei Fichtenarten bewachsen. Viele von Stürmen entwurzelte Stämme maßen bis zu 145 Fuß. Der Kettle-Fall bietet ein außerordentliches Schauspiel dar: der Oregon stürzt sich hier einen 24 Fuß hohen lothrechten Felsen herab, bildet noch einige kleinere Fälle, und wird eine Strecke von 150 Yards weiter durch einen bebuschten Werder in zwei Arme getheilt. Die Ausbeute der täglichen Streifereien, die er während eines vorläufigen dreiwöchentlichen Aufenthaltes allhort unternahm, bestand unter Anderem in zwei neuen Rosenarten, einem kleinen Fasan, einem sehr zierlichen Berghaselhuhn, welches nur in Gebirgsgegenden vorkommt und östlich vom Felsengebirge nicht angetroffen wird, und einer ebenfalls noch unbeschriebenen Eidechsart, welche niemals in Moorgründen wohnt, dagegen aber in trocknen Gegenden in Menge haust, ihre Eier auf die bloße Erde legt und auf Bäumen die Nachtruhe hält, in ihrer Lebensweise also von der europäischen durchaus abweicht.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 43** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Prometheus.** (Fortsetzung.) — **Misard über Chateaubriand's Uebersetzung von Miltons verlorenem Paradies ins Französische.**

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6-7 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für das Vierthelj. des Auslands jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 137.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

17 Mai 1838.

Die carliſtiſche Expedition vorigen Jahres.

Vom Auszug der Expedition bis zur Schlacht von Huesca.

Wir haben in frühern Jahrgängen die Berichte eines engliſchen Officiers, Namens Byng Hall, über die Thaten und Leiden der engliſchen Legion in Spanien, ſo wie über die Kreuz- und Querzüge der chriſtiniſchen Armee mitgetheilt, bei welcher ſich Byng Hall gleichſam als Geſchäftsträger der engliſchen Nation aufhielt. Seitdem hat zwar das Intereſſe an den ſpaniſchen Angelegenheiten bedeutend abgenommen, indeſſen bietet jener langwierige Kampf doch fortwährend manche Züge dar, welche die Aufmerkſamkeit mehr als die gewöhnliche Tagespolitik in Anſpruch nehmen, und wir glauben darum, daß unſern Leſern die nachfolgenden Mittheilungen nicht unwillkommen ſeyn werden. Sie ſind dem engliſchen United Service Journal von einem ehemaligen carliſtiſchen Officier mitgetheilt, der augenſcheinlich den Zug mitgemacht haben muß.

Das unbedeutende Reſultat der Niederlage der brittiſchen Legion vor Hernani am 16 März öffnete endlich den carliſtiſchen Anführern die Augen über die Unklugheit des bisher verfolgten Syſtems, den Eingang in die baskiſchen Provinzen mit ſolcher Hartnäckigkeit zu vertheidigen; denn auf dieſe Weiſe verſetzten ſie den Kriegsſchauplatz auf den für ſie ungünſtigſten Boden in der ganzen Halbinſel, und wählten zum Kampfplatz eine Stelle, wo alle Vortheile der Verbindung zur See, die Mitwirkung einer Kriegsmacht und einer furchtbaren Artillerie gegen ſie in die Schranken traten, und wo die Mauern von St. Sebaſtian und die Donner der engliſchen Marine die Rolle der Homeriſchen Venus gegen den beſiegten Paris ſpielten, und dem trotzigen Bergvolk die Früchte des hart errungenen Sieges entriſſen. Daß ein den Lehren und dem Beiſpiele Zumalacarregui's — des einzigen bemerkenswerthen Charakters und ausgezeichneten Soldaten, den 40 Jahre voll Krieg und Umwälzungen in Spanien erzeugten — ſo entgegengeſetztes Syſtem von den verſchiedenen Anführern der Carliſten nach ſeinem Tode befolgt wurde, läßt ſich nur aus dem Gefühl ihrer eigenen Unbedeutenheit und aus einem entſprechenden Mangel an Vertrauen von Seite der Bevölkerung, ſo wie von Seite eines unkriegeriſchen Hofes erklären, der durch ſeine Nähe am Kriegsſchauplatz einen nachtheiligen Einfluß auf die Ereigniſſe desſelben ausübt. Seit Zumalacarregui genoß kein Oberbefehlshaber hinreichenden Ruf und Popularität genug, ſich einem Unfall oder dem Eindruck auszuſetzen, den die Verheerungen einer einbrechenden feindlichen Colonne auf die Bewohner des Landes oder den wankelmüthigen Hof machen konnten. Zumalacarregui ließ nicht nur die chriſtiniſchen Colonnen ins Land herein, ſondern lockte ſie ſogar ins Herz von Navarra und Guipuscoa, woraus nach wenigen Wochen oder Tagen zerſtreute und muthloſe Ueberreſte wieder flüchteten, wie aus einem verzauberten Lande, wo der Stern des Unglücks über ihnen waltete, wo ihr größter Erfolg darin beſtand, eine Straßenlinie zu beſetzen, die ſich bald als unhaltbar bewies und nie die Bewegungen ihres Gegners hemmte, und wo Hunger, Ermattung und ein nie ermüdender Feind, der, geſchlagen oder ſiegreich, ſeine Angriffe nie ausſetzte, ſicher die eingedrungene Colonne in kurzer Zeit halb oder ganz vernichteten.

Wie Napoleon der Erſte war, der die neuere Welt belehrte, welche Maſſen von Hülfsmitteln ein fruchtbares Land liefern kann, ſo verſtand es Zumalacarregui, auf eine vorher nie geſehene Weiſe, die natürlichen Schwierigkeiten des Landes und die große Anhänglichkeit der Bevölkerung zu benützen. Seine Nachfolger waren aber Leute, die auf nichts dachten, als Auskunftsmittel von einem Tag auf den andern zu finden, und die darum mit Ausnahme weniger, gleichſam zur Probe angeſtellter Expeditionen ſich beinahe zwei Jahre hindurch bemühten, den Feind in Entfernung zu halten und den Eingang in die Provinz zu vertheidigen, ſtatt das kecke Spiel ihres Vorgängers fortzuſetzen, das wahrſcheinlich längſt zum Siege geführt haben würde. Was den Einfluß betrifft, den ein anderes Syſtem auf das Schickſal der engliſchen Legion ausgeübt hätte, ſo iſt es einleuchtend, daß ein unordentlicher Rückzug, gleich dem bei der erſten Recognoscirung gegen Hernani, oder eine Flucht, wie die am 16 März, viel vernichtender für die Legion ausgefallen wären, wenn ſie mitten im feindlichen Lande und nicht

bloß einen Kanonenſchuß von einer befreundeten Feſtung ſtattgefunden.

(Fortſetzung folgt.)

Die letzte Thronveränderung in Perſien.

(Schluß.)

Ein zweites Unglück für den Firman-Firmai war, daß ſelbſt die Serpaſen in dieſem kritiſchen Augenblick ihres einzigen tüchtigen Anführers entbehrten. Sie waren von einem engliſchen Officier abgerichtet und befehligt worden, den auch ſchon der berühmte Daud Paſcha in Bagdad in gleicher Eigenſchaft verwendet hatte. Dieſer Mann, der ſchon ſeit einiger Zeit kränkelte, war kurz vor dem Marſch der Truppen gegen Iſahan geſtorben, und man wollte wiſſen, er ſey auf Befehl des Firman-Firmai aus dem Wege geräumt worden, in Folge ſeiner Weigerung den Befehl über die Truppen zu übernehmen, die gegen eine von der engliſchen Regierung unterſtützte Sache fechten ſollten. Dieß iſt jedoch nicht wahrſcheinlich, denn mochte er ſich nun geweigert haben oder nicht, gegen Mohammed Schah zu marſchiren, ſo erklärt doch die Art ſeiner Krankheit, die durch üble Gewohnheit noch verſchlimmert, wenn nicht überhaupt hervorgerufen worden, ſeinen Tod hinreichend, ohne daß man Jemand die Schuld eines Mordes aufzuladen braucht.

Während der Firman-Firmai ſich zu einem ſo wichtigen Kampfe vorbereitete, berief er alle ſeine Söhne und ſonſtigen Verwandten, auf die er ſich verlaſſen zu können glaubte, zu einer Berathung zuſammen; aber der Kampf war ſchneller zu Ende, als irgend Jemand erwarten konnte, denn kaum waren die Truppen unter Sir H. Bethune vor Schiras erſchienen, ſo erklärte ſich der Il-Khani für den Schah, und vereinigte ſich mit dem Feinde — ein Ereigniß, das die Prinzen im Innern der Stadt erſt dadurch erfuhren, daß ſie entdeckten, wie die Thore und Hauptpunkte der Stadt im Beſitze der Truppen dieſes Häuptlings waren. Nichts zeichnet auffallender die gänzliche Untauglichkeit derer, die ſich ſo unbeſonnen in dieſes gefahrvolle Unternehmen eingelaſſen hatten, als die kindiſche Schwäche, durch welche ſie in dieſes Dilemma geriethen, und ihre völlige Unfähigkeit auch nur eine Auskunft zu verſuchen. Der älteſte Sohn des Firman-Firmai zwar hatte lange Zeit vor dem Erſcheinen der königlichen Armee vor Schiras ſeinen Vater inſtändig gebeten, ſich nicht in die Stadt einzuſchließen, ſondern außerhalb derſelben eine Stellung zu nehmen, von wo er über ſeine Hülfsquellen verfügen, oder nöthigenfalls fliehen könne; er war aber von ſeinem Oheim Haſſan-Ali-Mirza überſtimmt worden. Die Folge war, daß der unglückliche Gouverneur von Fars, als die Feindſeligkeiten von außen durch Verrath im Innern unterſtützt wurden, völlig überraſcht war und nicht wußte, was er thun ſolle. In dieſem kritiſchen Augenblick begaben ſich ſechs ſeiner Söhne, begleitet von einigen ſeiner Brüder, in die innern Gemächer des Palaſtes, und beſchworen ihn zu fliehen; aber er konnte zu keinem Entſchluß kommen, und fiel ſo in die Hand ſeiner Feinde; ſein endliches Schickſal haben wir ſchon früher erzählt (m. ſ. Nr. 53. d. J.).

Die Prinzen, ſechs an der Zahl, hielten, ſo lange es möglich war, eines der Thore beſetzt, um ihrem Vater zur Flucht behülflich zu ſeyn; endlich aber mußten ſie, von der Menge überwältigt, das Thor aufgeben, hieben ſich durch die außenſtehenden Feinde und ſprengten fort gegen die Berge zu. Da ſie lauter vorzügliche Pferde ritten, ſo waren ſie bald den Verfolgern voraus, und ehe der Abend einbrach, erreichten ſie den Kohi-Ber oder Schneeberg, einen ihrer beliebteſten Jagdplätze, ſo genannt wegen der Menge Schnee, welche hier den größten Theil des Jahres hindurch liegen bleibt. Ihre Kenntniß der Gegend ſetzte ſie leicht in Stand, allen Verfolgungen auszuweichen und eine Höhle unter dem Schnee in den höhern Strichen des Berges zu erreichen, wo ſie vor jeder weitern Nachforſchung ſicher ſeyn konnten; aber es war eine bitter kalte Nacht im Februar, ſie hatten weder Mäntel noch Decken, und ſelbſt keine Nahrung für ſich und kein Futter für ihre Pferde. Die Nacht ging indeß vorüber, und da ſie nicht länger, als durchaus nothwendig, in dieſer gefahrvollen Nähe verweilen wollten, ſo ritten ſie, nachdem ſie mit ihren Ferngläſern die Gegend wohl durchſucht hatten, zwiſchen den Bergen fort, in der Richtung nach dem berühmten Kala-Sefid oder der weißen Veſte, wo Mohammed-Wali-Khan, Häuptling der Mamaſſini-Yiyads ſich aufhielt. Dieß iſt ein Stamm der Ureinwohner dieſer Gegenden, der ſich in dieſem Räuberlande durch ſeine Raubſucht auszeichnet. Wali-Khan, der Chef dieſer Räuberhorde, war aber ein Mann von ſolcher Bedeutung und Macht, daß der Firman-Firmai ſeine Tochter für Timur Mirza, einen der flüchtigen Prinzen, zur Ehe begehrt hatte. Daher war es natürlich, daß die Prinzen ihren Weg nach ſeinen Zelten nahmen.

Wali-Khan nahm ſie mit offenen Armen auf, und gab nach einigen Tagen ſeinem Schwiegerſohne Timur Mirza 500 Reiter mit, um in der Nähe von Schiras zu ſtreifen, die Aufmerkſamkeit der königlichen Truppen auf ſich zu ziehen und das Land zu plündern, damit wo möglich die Abſendung des Firman-Firmai und der andern Gefangenen verzögert werde, bis etwas Wirkſameres zu ihrer Befreiung geſchehen könne. Boten wurden abgefertigt, um die Stämme Bakhtiari und Lariſtan aufzubieten; aber der Firman-Firmai, von den Schritten ſeiner Söhne unterrichtet, ſchrieb ihnen einen Brief, der mehr geſunden Verſtand enthielt, als man dem ſchwachen Manne hätte zutrauen ſollen. Er machte auf ſeine frühere glückliche Lage in Vergleich mit ſeinem jetzigen herunter gekommenen Zuſtand aufmerkſam, und warnte ſeine Söhne, ſich nicht durch falſche Hoffnungen täuſchen zu laſſen, die ſie nur noch tiefer ins Verderben ſtürzen könnten. „Wenn ich," ſchrieb er, „im Beſitze von ganz Fars und ſeiner Hülfsquellen, eines zahlreichen Heeres, eines reichen Schatzes und aller Hülfsmittel einer königlichen Stellung mir den Thron nicht ſichern konnte, bildet ihr euch ein, daß ihr die geringſte Ausſicht auf Erfolg habt, mit Hülfe von einigen Hunderten oder auch Tauſenden elender Abenteurer, ohne Geld, ohne Waffen, und ohne Kriegsvorräthe das zu erringen, was ich nicht erlangen konnte? Nein, es iſt augenſcheinlich nicht Gottes Wille, daß das Königreich unſer ſey, und es geziemt uns, ſeinen allmächtigen Beſchlüſſen Folge zu leiſten. Uebrigens würde die erſte

Nachricht von eurem Beginnen das Signal meines Todes ſeyn. Wenn ihr euch von mir leiten laſſen wollt, ſo könnt ihr nur zweierlei Wege einſchlagen; wählt zwiſchen ihnen. Wenn ihr gleich mir der Welt müde ſeyd und euch entſchließen könnt, ihre Vergnügungen und Eitelkeiten aufzuopfern, ſo zieht euch nach Kerbelah oder Nadſchef-Aſchraf zurück, führt dort ein heiliges und religiöſes Leben und betet für mich und für euch ſelbſt; wenn ihr aber dieſen demüthigen, frommen Entſchluß nicht faſſen könnt, und Muth zu dem Entſchluſſe habt, ſo begebt euch nach England, und fleht deſſen Herrſcher um Schutz und Hülfe an. Die Engländer waren ſtets meine Freunde, ſie ſind mächtig und edelmüthig, und ihr werdet euch nicht umſonſt an ſie wenden."

Die Prinzen, namentlich der ältere, entſchloſſen ſich, den Rath ihres Vaters zu befolgen und das Schreiben als Waſſijet Nameh, oder Teſtament, zu betrachten. Prinz Timur Mirza ward zurückgerufen und kehrte widerſtrebend zurück, nach dem Kala-Sefid. Doch ſchienen noch nicht alle kriegeriſchen Demonſtrationen aufgegeben worden zu ſeyn, denn Timur begab ſich noch einmal nach dem Diſtrict Bebachan, um von dem dortigen Gouverneur, der ihm viele Verbindlichkeiten hatte, Hülfe und Beiſtand zu erlangen, aber mit ihrem Glück hatte auch die Geſinnung dieſes Mannes ſich geändert, der Rath des älteſten Prinzen drang nun durch, und ſie begaben ſich auf die Reiſe nach Baſara.

Als ſie mit vieler Gefahr über den Fluß Seidum geſetzt waren, kamen ſie in das Land der Schaab-Araber, die an der Nordſeite des perſiſchen Golfs und an den Mündungen der darein ſich ergießenden Flüſſe wohnen. Auf dem Wege nach Felahi, der Wohnung des Scheikhs dieſes Stammes, kam ihnen ein Verwandter desſelben mit einer zahlreichen Schaar von Arabern entgegen, und auch zu Felahi ſelbſt wurden ſie von dem Scheikh Samid mit aller möglichen Achtung und Gaſtfreundſchaft aufgenommen; Hülfsanerbietungen, um ihr Land und ihre Würde wieder zu erringen, wurden gemacht, und Verſicherungen gegeben, daß zu der arabiſchen Truppenmacht, die man zu ihrer Verfügung ſtellen wolle, mancher Häuptling der Lors und Bakhtiaris ſtoßen würde. Und dieß war kein leeres oder eitles Anerbieten, denn in Perſien fehlt es nie an mißvergnügten großen und kleinen Häuptlingen, die ſtets bereit ſind ſich in Waffen gegen den herrſchenden Fürſten zu erheben, und ſich an einen Abenteurer anzuſchließen, deſſen Unternehmung ihnen Hoffnung gibt, ihre ehrgeizigen Abſichten zu befördern oder ihre Neigung zu Unruhen zu befriedigen.

Unter dieſen zeigten die Häuptlinge der Lors und Bakhtiaris ſtets vor allen andern ihren Muth und ihre Raubſucht, und durch das Land der Schaabs konnte je kaum eine Karawane ſicher reiſen; wären die Prinzen noch im Beſitz der Gewalt geweſen, ſo wären ſie hier wahrſcheinlich wie ſchon oft früher, auf Widerſtand geſtoßen. So lockend dieſe Anerbietungen waren, wies ſie doch der ältere Prinz alle zurück, wie die ſeines Freundes Wali-Khan und der Häuptlinge des Serhadd oder obern Landes, und nach kurzem Aufenthalte ſetzten die Prinzen über den Schat-el-Arab nach Baſara hinüber.

Die Frauen in Weſtindien.

Stewart gibt in ſeinem Werke über Jamaica nachfolgende Schilderung der dortigen Frauen: „Die meiſten Frauen in Weſtindien ſind im Allgemeinen von einer etwas ſchmächtigen Form. Ihre Geſichtsfarbe, auf die ſie viele Sorgfalt verwenden, iſt entweder ein reines Weiß oder Brunet, mit wenig oder gar keinem Roth der Wangen, was ihnen in den Augen eines Fremden anfangs ein kränkliches Ausſehen gibt, welcher Eindruck jedoch allmählich verſchwindet. Ihre Züge ſind weich und regelmäßig, ihre Augen mehr ausdrucksvoll als glänzend, ihre Stimmen ſanft und gefällig, und der ganze Ausdruck ihres Weſens zart und weiblich. Trotz eines äußerlichen Anſcheins von Trägheit ſind ſie doch manchmal lebendig und aufgeregt, namentlich beim Tanzen, welches Vergnügen ſie vorzugsweiſe lieben, und wobei ſie eine natürliche Anmuth und Beweglichkeit entfalten, die einen Fremden in Erſtaunen ſetzen. Sie lieben die Muſik, und nur wenigen fehlt es an einer eigenthümlichen Anlage dazu; auch haben ſie meiſt ſchöne Stimmen. Man beſchuldigt ſie einer unmäßigen Trägheit, und übertriebene Beiſpiele davon werden von Leuten erzählt, die ſie lächerlich zu machen ſuchen; dieſe Uebertreibungen aber ſind mehr Caricatur als Wahrheit. Die Hitze des Klima's, vereint mit den ruhigen Gewohnheiten eines ſitzenden Lebens, erzeugen natürlicherweiſe eine Mattigkeit, eine Sorgloſigkeit und Trägheit, die bei Frauen nördlicherer Klimate unbekannt ſind. Das tägliche Ruhen im Bett vor der Mahlzeit iſt eine ſo angenehme Zerſtreuung, daß ſie ihnen faſt ſo nothwendig geworden iſt als die Nachtruhe. Um den Charakter der creoliſchen Damen in wenigen Worten zu ſchildern, ſo muß man ſagen, daß ſie Vergnügen und Beluſtigungen unmäßig lieben; daß namentlich Bälle ihr größtes Vergnügen; daß ſie Allem abgeneigt ſind, was körperliche oder geiſtige Anſtrengung erfordert, das Tanzen ausgenommen; daß ſie nichts leſen, als allenfalls um eine müßige Stunde zu füllen, und daß Emſigkeit, Fleiß und Sparſamkeit nicht zu ihren Tugenden gehören."

Chronik der Reiſen.

Douglas' Reiſen am Oregon u. ſ. w.

Sommerausflug in die Columbiagegenden.

(Schluß.)

Im Mai unternahm er von dort aus eine Reiſe durch die Gebirge nach einer 110 engliſche Meilen entfernten vormaligen Niederlaſſung, um einen dort wohnenden canadiſchen Büchſenſchäfter, Namens Finlay, aufzuſuchen, den einzigen in einem Umkreiſe von 800 engliſchen Meilen, der eine Flinte auszubeſſern im Stande war. Zugleich wollte unſer Reiſender bei dieſem Manne, welcher eine Art von Tauſendkünſtler und im Ruf einer ausgebreiteten Kenntniß des ganzen Landgebietes ſtand, die erforderlichen Erkundigungen einziehen. Von dem letzten Höhenzuge herab, welcher zwiſchen dem Columbia und dem Spokanfluſſe hinſtreicht, erblickte er ein unabſehbares Gewirre ſchroffer Berge, tiefer Thäler und vielgewundener Bäche.

Den armen Canadier fand er in tiefem Elende, denn er und die Seinigen hatten ſeit mehrern Wochen bloß von den Wurzeln zweier Gewächſe und einem an den Fichtenſtämmen wachſenden Lichen gelebt. Für ein Pfund Tabak, welcher, wie Douglas an einem andern Orte ſeiner Tagebücher bemerkt, in jener Region des nordweſtlichen Amerika's

vorzüglich im Verkehr mit den Eingebornen die Stelle des Geldes vertritt,*) setzte er das Gewehr wieder in brauchbaren Stand. „Ich erkundigte mich, erzählt Douglas, bei ihm unter Anderem nach einer in jener Gegend vorkommenden, noch wenig bekannten Schafart, welche anstatt Wolle ein kurzes, dickes, grobes Haar von bräunlich-weißer Farbe trägt, und daher von den Reisebeschreibern den Namen „Mouton Gris" erhalten hat. Sie lebt nur im Hochgebirge, und wird heerdenweise selten anderwärts als auf jenen Bergen angetroffen, deren Kuppen mit ewigem Schnee bedeckt sind. Der Canadier versprach, bei dem nächsten Besuch des Hochgebirges Alles aufzubieten, mir trotz der außerordentlichen Scheuheit des Thieres und der Unzugänglichkeit der Gegenden, wohin es sich, wenn ihm nachgestellt wird, zurückzuziehen pflegt, eines dieser höchst merkwürdigen Bergschafe zu verschaffen. Eine allem Anschein nach neue Ribesart, die ich dort entdeckte, dürfte auch, abgesehen von dem Wohlgeschmack und dem reichen Ertrag der Frucht, schon wegen ihrer schneeig-weißen duftenden Blüthen ein gesuchtes Ziergewächs werden.

Nach seiner Zurückkunft zum Kettle-Fall machte er einen Ausflug nach dem Dihs- (Deafs-) Fluß (?), einem der nördlichsten Zuflüsse des Oregon, welcher ebenfalls im Felsengebirge zu entspringen scheint, bis dahin noch nie von einem Europäer befahren worden war. Auf einem Abstecher nach einer südlich vom Kettle-Fall gelegenen Berggegend schlief er einst, vom Pflanzensuchen ermüdet, in einem lieblichen Thalgrund unter einer Thuja ein, und erwachte erst, als es schon Abend wurde, 20 englische Meilen von hause entfernt. Um die Mitte Junius 1826 trat er eine Reise in eine gegen 150 Meilen vom Kettle Fall entfernte Schneegebirgskette an, welche, wie er in einem Schreiben berichtet, wenigstens 9000 Fuß Seehöhe hat, und 7500 Fuß über das umliegende Gebirgsland emporsteigt. „Diese Schneekuppen sind vor mir sicherlich noch niemals von dem Fuß eines Europäers betreten worden." Dieses Hochgebirge ist sehr reich an anziehenden Erscheinungen. Unter denen der Pflanzenwelt, die ihn am meisten erfreuten, war die den Namen des berühmten Robert Brown führende Päonie, die einzige in Amerika vorkommende Art dieses Blumengeschlechtes. Der eigentliche Lieblingsstandort dieser Päonienart ist die dichte Nähe des ewigen Schnees, wo sie in reicher Dunkelpurpurpracht, innen jedoch gelbfarbig, blüht, wogegen sie in der gemäßigten Gebirgszone schon klein und verkümmert erscheint, und in der Ebene unten ganz verschwindet. Eine neue gelbblühige Lupinenart, welcher Douglas den Namen seines Wohlthäters und bekannten Pflanzenforschers Sabine beilegte, den auch eine jener bereits erwähnten riesenhaften Fichtenarten erhalten hat, bedämmte meilenweit das Gelände, und gemahnte ihn an die traulich stillen Ginstermoore seines Heimathlandes. Die Felsenspalten waren an vielen Stellen mit einer weißblühenden Pedicularis und einer noch unbekannten Draba geschmückt, und die Bachgestade mit noch unbekannten Pentstemonarten umsäumt. Ein Mahl, das ihm in einer Hütte der Keimuß-Indianer vorgesetzt wurde, bestand aus Schnitten vom weißschweißigen Reh (C. leucurus) und Thee. Die Blätter der Gualtheria Schallon vertraten die Stelle der Teller, und ein Horn des oben erwähnten, so äußerst seltenen Felsengebirgsschafes oder Mouton Gris der Reisenden diente als Löffel. Den Lewis- und Clarke's-Fluß beschreibt er als ein sehr tiefes und reißendes Gewässer, welches im Durchschnitt zwischen 250 bis 500 Yards breit ist. Fünf und zwanzig englische Meilen oberhalb seiner bereits erwähnten Einmündung in den Columbia steigt sein bis dahin nur hügeliges Ufergelände zum schroffen Hochgebirge an, welches, außer in den Thalgründen und in der Nähe von Quellen, keinen Grashalm darbietet. Der Salm kommt in diesem Flusse weder in solcher Größe, noch in solcher Fülle wie im Columbia vor. An der 150 englische Meilen vom Columbia entfernten Auszweigung des Lewis und Clarke fand Douglas ein Lager von Eingebornen, welches aus drei verschiedenen Volksstämmen bestand, die er die Tschoeptan- (Chawhaptan-), Tschemnimuk- (Chamniemuk-) und bohrnasige (pierced-nose) Indianer nennt. Einen Indianerstamm, der in der Nähe der Columbiaquelle haust, nennt auch Douglas Kutenih (Cootanie). Von da unternahm er einen Ausflug nach einer 60 englische Meilen entfernten Bergkette, wo er auf einer Kuppe einen natürlichen Springquell fand, dessen Wasserstrahl abwechselnd zwischen 9 bis 5½ Fuß hoch emporspringt. Dieser Springquell, dem er den Namen Munroquell beilegte, war ringsumher von einem Gebüsch eingefaßt, welches aus einer zwölf bis fünfzehn Fuß hohen neuen und undeschriebenen Ribesart bestand, deren der Stachelbeere sehr ähnliche Frucht einen zarten, köstlichen Geschmack hat. Er nannte sie R. Munroi, unter welchem Namen sie auch im Botanical Register Tab. 1500 abgebildet worden ist.

Nachdem er seinem bereits oben erwähnten Plane gemäß bis in den Spätsommer 1826 am Kettle-Fall verweilt, und von dort aus eine Reihe von größern und kleinern ausbeutereichen Reisen und Ausflügen in die nahen und fernen Landstriche, Berg- und Flußgegenden ausgeführt hatte, kehrte er gegen Ende August nach der Küste, und zwar nach dem Vancouver-Fort zurück, und vollbrachte die 800 englische Meilen weite Reise durch das Columbia-Thal ohne Begleitung eines Weißen in zwölf Tagen. Er kam auf derselben durch die steinige Schlucht, welche einst das Bett des Columbia war. „Ein wundersamer Strich, der stellenweise acht bis neun englische Meilen breit ist, und hie und da ungeheure Felsen enthält, welche gewaltige Kataraktе gebildet haben müssen. Die Schluchtwände, ehemalige Ufer, steigen zwischen 1500 bis 1800 Fuß lothrecht empor. Hin und wieder sieht man Stellen, welche Werder und Holme gewesen seyn mögen. Das Gestein zeigt allerwärts vulcanische Beschaffenheit, und ich las verschiedene verglaste Lavastücke auf. Dieses ehemalige, nun ausgetrocknete Columbiabett (oder eigentlich diese Bettstrecke) soll, wie ich erfahren habe, eine Längenerstreckung von 200 englischen Meilen haben, mit dem dermaligen Bette bei den sogenannten „steinigen Werdern" zusammenstoßen, indem es einen runden Umlauf von anderthalb Graden gen Süden darstellt, der durch die gerade Linie des dermaligen Oregonlaufes durchschnitten wird. Die den Felsenufern des Columbia eigenthümlichen Gewächse kommen auch da, jedoch nicht in den dazwischenliegenden Gegenden, vor. Die Quellen waren alle so bitter, und — was doch ebenfalls als ein Zeichen vulcanischer Bodenbeschaffenheit gelten darf — mit Schwefel geschwängert, daß die Pferde selten daraus trinken wollten."

(Fortsetzung folgt.)

*) „The Tobacco is, as it were, the currency of the country, among the Indians namely."

Vor einigen Jahren war die Verbrecherbevölkerung in Vandiemensland im Vergleiche mit den Freien wie 50 zu 1, gegenwärtig wie 6 zu 1, was sich daraus erklärt, daß unter den Verbrechern nur wenige Heurathen geschlossen werden, während sie unter den Freien nicht nur sehr zahlreich, sondern meistens auch sehr fruchtbar sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 138.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Mai 1838.

Das Loos der unbemittelten Blinden in Frankreich.

Eines Gliedes ermangeln, eines Sinnes entbehren, sey es daß man ihn nie besessen oder in der Zeit verloren, ist das größte Unglück, das einem Menschen widerfahren mag. Doppelt schmerzlich aber ist dieser Verlust, wenn er jene Sinne betrifft, die uns mit der uns umgebenden Welt in unmittelbare Verbindung bringen, die als die Canäle zu betrachten sind, durch welche unsrer Seele alle Wahrnehmungen und Erkenntnisse zufließen, die als Grundbedingung menschlicher Erziehung, Entwicklung und Selbsterhaltung betrachtet werden müssen. Man hat oft gefragt: ob der Blindgeborne oder der Taubstumme unglücklicher sey, ohne daß Jemand eine befriedigende Antwort hierüber ertheilt hätte. Man würde diese Frage vielleicht nie gestellt haben, wenn man sich von der Natur und der Bestimmung des Auges und des Ohres genaue Rechenschaft zu geben versucht hätte. Eine Untersuchung dieser Art würde bald dargethan haben, daß der Sinn des Gehörs den des Gesichtes und umgekehrt unterstellt. Es gehört zu den besondern Verdiensten der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, Untersuchungen dieser Art im Wege der Erfahrung theils angestellt, theils veranlaßt zu haben. Besonders befruchtend und anregend wirkten in dieser Beziehung die Werke des Abbé Condillac. Da durch seine Philosophie die Fragen dieser Art der Speculation entzogen wurden, gewannen sie an praktischer Wichtigkeit, und von nun an sann man immer mehr auf Mittel, das Loos der Blindgebornen und Taubstummen zu mildern, zu verbessern. Was für die letztern seit den unvergleichlichen Leistungen des ehrwürdigen Abbé Sicard in den beiden civilisirten Welttheilen geschehen ist, brauche ich deutschen Lesern nicht ins Gedächtniß zurückzurufen. Etwas spätern Ursprungs und minder glücklich in ihren Resultaten sind die Versuche zum Frommen der Blinden, obgleich auch hier die Leistungen die kühnsten Erwartungen weit übertroffen haben. Es sind diese Leistungen um so höher anzuschlagen, da sie weit mehr noch, als jene zu Gunsten der Taubstummen, dem Armen, dem Unbemittelten zu Gute kommen; denn es ist erfahrungsmäßig, daß der größte Theil der Blinden armen Familien angehört; das Warum bedarf keiner Auseinandersetzung.

Nach dem bereits Gesagten dürfte man geneigt seyn anzunehmen, daß in Frankreich, dem Lande philanthropischer Anregung, bisher am meisten für diese Unglücklichen geschehen sey. Allein dem ist nicht so: hier mehr als anderwärts strecken sie in den Straßen und an öffentlichen Gebäuden die Hände aus. Die Gleichgültigkeit der Regierung in dieser Beziehung muß sehr groß seyn, da sich durchaus keine Materialien zu einer Statistik der Blinden vorfinden. Erst neulich trug der Minister des Innern den Präfecten auf, Listen zu diesem Behuf anfertigen zu lassen. Fußend auf eine von der belgischen Regierung mit Sorgfalt veranstaltete Zählung, hat man eine annähernde Schätzung der Blinden versucht, deren Richtigkeit jedoch nichts verbürgt. Nach der genannten Zählung betrug im Jahre 1835 die Anzahl der Blinden männlichen und weiblichen Geschlechtes in den neun Provinzen des Königreichs Belgien 4117 Individuen, so daß auf 1009 Seelen ein Blinder kommt. Hiernach müßte man für Frankreich 32,000 Blinde annehmen. Wenn man einerseits, um zu zeigen, daß diese Zahl zu groß sey, einwandte, daß in Belgien die bekannte Augenkrankheit in der Armee die Anzahl der Blinden bedeutend vermehrt habe — ein Uebel, von dem Frankreich verschont blieb — so machte man andrerseits geltend, daß die Zahl der Blinden in dem Maaße zunimmt, als man von Norden gegen Süden weiter vorwärts schreitet. In ganz Frankreich bestehen nur zwei Anstalten zur Linderung der Noth hülfsbedürftiger Blinden, beide in der Hauptstadt. Die erste, l'Hospice des Quinze-Vingts, verabreichte im Jahre 1835 an 550 Blinde in Paris und in den Departementen Pensionen von 100, 180 und 200 Franken, deren Gesammtbetrag eine Ausgabe von 80,000 Fr. bildet. Von den 15mal 20 oder 300 blinden Internen machten 83 von der Erlaubniß, die Vortheile der Wohnung gegen eine Pension von 250 Fr. auszutauschen, Gebrauch; diese 83 Pensionen geben eine Summe von ungefähr 20,000 Fr., welche zu den obigen 80,000 Franken hinzufügen ist. Die Einkünfte des in Rede stehenden Jahres betrugen 316,285 Fr. Ziehen wir von dieser Summe 100,000 Fr., den Betrag der Pensionen, ab, so bleiben noch 216,285 Fr. zum Unterhalte für 217 Blinde, welche das Haus bewohnen, in dem Verhältnisse von ungefähr 1000 Fr. auf den

Kopf, übrig. Für dieſe Summe erhält der Blinde in den Quinze-Vingts ein Zimmer zu 1 Fr. 2 C.; ¾ Pfund 20 Unzen Brodes per Tag; alle zwei Jahre einen vollſtändigen Anzug, und 15 C. auf jedes Kind, wenn er verheurathet iſt.

Das Alles könnte man wahrlich um einen weit geringern Preis in der Provinz haben. Mit Recht erhebt man ſich daher gegen die Centraliſation der Wohlthätigkeitsinſtitute in der Hauptſtadt, wo Alles, was zum Lebensunterhalte gehört, ſo überſchwänglich theuer iſt. Dieſer Uebelſtand erſcheint um ſo größer, wenn man bedenkt, daß in dem genannten Jahre 1835 zwei Drittel der Blinden im Hospice des quinze-vingts nicht zum Seinedepartement gehörten, einige ſogar aus den Gränzdepartementen waren. Die zweite Anſtalt dieſer Art iſt die Institution des jeunes aveugles, über welche wir bereits im vorigen Jahrgange dieſes Blattes ziemlich ausführlich berichtet haben. Dieſe Anſtalt entſpricht ihrem Namen, als Erziehungs-Inſtitut betrachtet, vollkommen. Das dem Unterrichte zu Grunde liegende Syſtem iſt bewunderungswürdig und die Ausführung entſprechend. Sie nimmt 100 bis 120 Blinde auf, die ſie im Leſen, Schreiben, Rechnen, der franzöſiſchen Grammatik und deren Anwendung, in Anfertigung ſchriftlicher Aufſätze, der Geographie und Muſik *) unterrichtet. In dem zuletzt genannten Zweige leiſtet das Inſtitut Unglaubliches. Auch lernt jeder Zögling irgend ein Handwerk. Acht Jahre bleiben ſie hier auf Koſten des Staates. Wirft man einen Blick auf das Budget dieſer Anſtalt, ſo gewahrt man zu ſeinem großen Erſtaunen, daß die Erziehung dieſer Kinder eben ſo viel koſtet, als die der wohlhabenden Claſſen, und gleichwohl fallen Viele bei ihrem Austritt aus der Anſtalt den Ihrigen wieder zur Laſt. Das gegenwärtige Local der jeunes aveugles iſt im höchſten Grade unſauber und ungeſund. Das Gouvernement verlangte jüngſt von der Kammer einen Credit zum Neubau eines Hauſes auf dem Boulevard Mont-Parnaſſe. Anfangs hatte man entſchieden, die Anſtalt ſolle nach Verſailles verlegt werden; auch ward wirklich zu dieſem Behuf ein Haus angekauft. Nach geſchehenem Kaufe fand man das Haus zu klein. Darauf beſchloß man, das Inſtitut in die Nebengebäude des Hospice des quinze-vingts zu verlegen, und die Kammer votirte für die Inſtandſetzung der Gebäude zu dieſem Behuf 100,000 Fr. Aber auch hier fand es ſich, daß die vorhandenen Gebäude ſchlecht, der Boden feucht und ungeſund waren. Gegenwärtig verlangt man einen Credit zur Ausführung eines neuen Gebäudes, das nach den vorläufigen Anſchlägen 1,600,000 Fr. koſten ſoll.

Die Carliſtiſche Expedition vorigen Jahres.

Vom Auszug der Expedition bis zur Schlacht von Huesca.

(Fortſetzung.)

Endlich erkannten die Carliſtiſchen Generale ihren Irrthum, und fanden, daß ein ſolcher Vertheidigungskrieg nicht ſonderlich geeignet ſey, die Intereſſen ihrer Partei zu befördern, und ſelbſt die baskiſchen Anführer beſchloſſen nach dem Gefecht vom 16 März, angreifend zu Werke zu gehen und den Krieg in einen andern Theil Spaniens zu ſpielen, da Don Carlos entſchloſſen war, wo möglich zu verhindern, daß die baskiſchen Provinzen wieder von den Schrecken des Krieges heimgeſucht würden; außerdem hätten ſie vorgezogen, den Krieg nach Zumalacarregui's Syſtem zu führen. Man kam überein, daß Don Carlos in Perſon an der Spitze einer bedeutenden Truppenzahl über den Ebro ſetzen und gerade auf die Hauptſtadt losrücken ſolle, ſobald man im Stande ſey, Eſpartero ſo zu beſchäftigen, oder ſo weit nordwärts zu ziehen, daß die Carliſtiſche Colonne einige Tage Vorſprung gewänne. Um dieß zu bewirken, zog der Infant Don Sebaſtian, der nomine e Oberbefehlshaber, obwohl Morena, Villareal und Eliot in Wirklichkeit die Operationen leiteten, ſeine Truppen in der Richtung von St. Sebaſtian zuſammen, bedrohte die anglochriſtiniſche Linie, bis Eſpartero mit ſeiner Armee von den Ufern des dadurch unbewacht gelaſſenen Ebro's herbeikam, in der Hoffnung einen im Grunde ſehr unbedeutenden Platz zu erobern. Sobald man erfuhr, daß er ſeine Truppen zu Caſtro eingeſchifft habe, und ſie nach San Sebaſtian an die Ufer des Ybaizabal führe, räumten die Carliſten Hernani und die Umgegend und begannen ihren Marſch. In Irun und Fuentarabia wurden kleine Garniſonen zurückgelaſſen, um den Feind aufzuhalten, und über die wahren Abſichten der Carliſten zu täuſchen. Man ſetzte natürlicher Weiſe voraus, daß Evans hinreichend Spione im Lande unterhalte, um augenblicklich von einer ſo wichtigen Bewegung, wie die Räumung dieſer lange beſtrittenen Linie, benachrichtigt zu werden, und daß er nicht einen Augenblick zögern würde, dieſelbe in Beſitz zu nehmen. Aus dieſem Grunde erhielt Zorroa, Gouverneur von Irun, den Befehl, die Stadt auf jede Gefahr 48 Stunden lang zu vertheidigen, obwohl es kaum klug ſeyn mochte, mit Aufopferung von 1000 Mann, woraus die beiden Beſatzungen beſtanden, zwei weitere Tage zu erkaufen, namentlich da man 12 oder 14 bereits gewonnen hatte, indem Eſpartero, um der aus den Gebirgen hervorgebrochenen Carliſtiſchen Colonne zu folgen, denſelben Umweg, auf dem er gekommen war, wieder zurücknehmen mußte, weil ein Verſuch, das Land quer zu durchziehen, ſelbſt beim günſtigſten Erfolg ihn allzuſehr geſchwächt haben würde. Evans nahm indeß erſt am dritten Tage Beſitz von Hernani und rückte gegen Irun vor, das Zorroa immer noch beſetzt hielt, obgleich, da die erſten 48 Stunden verſtrichen waren, der geſunde Menſchenverſtand ihm hätte eingeben ſollen, dasſelbe zu verlaſſen; er hielt ſich aber ſtreng an den Buchſtaben ſeiner Inſtruction, und beſchloß, der Feind möge kommen wann er wolle, 48 Stunden gegen denſelben auszuhalten.

Inzwiſchen hatte ſich eine Armee von 12,000 Mann Fußvolk und 1200 Pferden, lauter erleſene Truppen, nebſt zwei Batterien Feldartillerie in der Umgegend von Eſtella verſammelt. Da der Ebro zu jenem Zeitpunkt nicht durch eine Furt zu paſſiren war, ſo ſollte eine Brücke darüber geſchlagen, und ein Marſch gegen die Hauptſtadt verſucht werden, da Don Carlos

*) Verſteht ſich nach einer eigenen Schrift, eigenen Büchern, eigenen Karten u. ſ. w

die Expedition persönlich begleitete. Eine zweite Armee, unter Zariategui, sollte Espartero folgen, sobald dieser seine Truppen aus dem Norden zurückgezogen hätte, um der königlichen Armee nachzueilen. Das wahre Commando der letztern führte Moreno als Chef des Generalstabs; seine Armee, welche neu bekleidet und ausgerüstet, voll Enthusiasmus und überhaupt in vortrefflicher Verfassung war, zerfiel in vier gleiche Brigaden, die nach den Bataillonen, aus denen sie bestanden, die Navarresen, die Alavesen, die Castilianer und die Aragonesen genannt wurden; die erste Division commandirte Tablo Sanz, die zweite Sopelana, die dritte Don Basilio Garzia, die vierte Vilez. Villareal, Simon de la Torre und Zabala folgten in der Eigenschaft als Adjutanten. Der König selbst mit etwa 60 Personen seines Hofs, dem Inspector der Infanterie General Cabanas und dem der Cavallerie Grafen del Prado zog zwischen der ersten und zweiten Brigade der Armee.

Eilf Stunden nach dem Ausmarsch wurde entdeckt, daß die Brücke nicht lang genug sey, um über den Ebro zu setzen. Da man den Bau derselben einem gewöhnlichen Zimmermann überlassen hatte, statt sie den Ingenieurofficieren aufzutragen, die, obwohl nicht zahlreich, sich doch gefunden hätten, so durfte man sich darüber nicht allzu sehr verwundern, aber die Sache hatte für das Schicksal des Feldzugs die wichtigsten Folgen. Da es nicht gerathen war, Truppen, welche die Aussicht auf einen Einfall in feindliches Land belebte, wieder zurückzuführen, oder am Uferstrich des Ebro zu verweilen, wo bei dem geringsten Aufenthalt der Feind schnell eine bedeutende Masse Reiterei zusammenbringen konnte, so beschloß man über den Argon zu gehen, und in Aragonien einzudringen. Die Brücke war gerade lang genug, um über diesen Fluß zu setzen, sobald aber die gesammte Infanterie hinüber war, wurde behauptet, sie könne die Artillerie nicht tragen, und ohne den Versuch auch nur mit einem einzigen Stücke zu machen, wurde dieselbe bis auf das letzte Stück zurückgesendet. Diesem Umstand, und dem Mangel an einer Art Heerverpflegamt, ist das endliche Fehlschlagen der Expedition hauptsächlich zuzuschreiben; der Feind erkannte bald diesen Mangel an Kanonen, und belästigte die Carlistische Colonne aus der Ferne, während der Hunger vollbrachte, was das Schwert wahrscheinlich nie allein gethan hätte, indem er den Muth brach und die Subordination zerstörte.

Der Zweck der Carlisten war nun, wo möglich in Aragonien über den Ebro zu setzen, oder wenn dieß zu schwer oder zu gefährlich wäre, nach Catalonien vorzudringen, dort zu den insurgirten Catalonien zu stoßen und diese in den Stand zu setzen, einen Uebergang in der Nähe der Mündung des Stromes ins Werk zu setzen. Man glaubte, ganz Oberaragonien sey der Sache von Don Carlos feindlich gesinnt, er wurde aber überall nicht nur ohne Widerstand, sondern selbst mit Wohlwollen aufgenommen. Das Erste was die Cavallerie, welche durch den unklugen Eifer ihres Inspectors bei ihrer Ausrüstung in Estella mit ledernen Halsbinden versehen worden war, that, bestand darin, daß sie bei der ersten Heerde, welche sie trafen, trotz aller Vorstellungen ihrer Officiere von den Pferden sprangen und die Halsbinden den Schafen umbanden. Der Haß der spanischen Bauern und der Basken, insbesondere gegen allen Zwang des Hal'es, ist so groß, daß er während des Bürgerkriegs oft auf die Wahl der Partei Einfluß ausübte. Abgesehen hievon wurde der Marsch mit der größten Ordnung und Regelmäßigkeit fortgesetzt, und man gelangte ohne den geringsten Widerstand nach Huesca.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

(Fortsetzung.)

Ausflug nach Nordcalifornien und in die Ufergegenden des Umptqua- oder Arguilar-Flusses zur Aufsuchung der Riesenfichte.

Douglas hatte, wie wir oben gesehen haben, die erste Kunde von der größten Fichtenart des nordwestlichen Amerika's, und überhaupt wohl dem höchsten Baume der bekannten Erde, durch die Ansicht eines Zapfens davon und durch die ihm von den Eingebornen mitgetheilten Angaben erhalten. Um die Indianer zutraulich und zur Beantwortung der an sie gerichteten, ihre Heimath betreffenden Fragen geneigt zu machen, muß man sie vorher mit einer Pfeife Tabak bewirthen, was ihnen als der köstlichste Genuß gilt. Auf diese Weise hatte Douglas nun erfahren, daß diese Fichte in den südwärts vom Columbia liegenden Gebirgen wachse, und — wie ihm einer von den Pelzjägern der Hudsonsbai-Gesellschaft berichtete — bis zu 50 Fuß im Umfang und 250 Fuß Höhe erreiche. Der ungemein gerade emporschießende Stamm sey bis in geringer Entfernung vom Wipfel gänzlich zweiglos, und letzterer bilde einen vollkommenen Schirm. Die Holzäsche enthalte einen süßen Stoff, welcher den dortigen Stämmen die Stelle des Zuckers vertrete.*) Der Same wird gegen Ende Sommers gesammelt, getrocknet, zerstoßen und zu einer Art von Fladen verbacken, die den Eingebornen als Leckerbissen gelten, womit sie den Fremdling vor allem Andern bewirthen, wie denn diese überaus gastlichen Stämme dem Gastfreunde bei jeder Gelegenheit sogleich das in ihren Augen Seltenste und Beste anbieten. Die von den Umptqua-Indianern bewohnte, zwei Grade südlich vom Columbia gelegene Landschaft, berichtete man ihm, bringe diesen Baum in großer Menge hervor.

Im October 1826 trat er die lange beschlossene Reise dahin, oder, was gleichviel ist, nach der Quellgegend des Umptqua an, welche damals, außer von einigen Jägern der Gesellschaft, noch nie von einem Europäer untersucht worden war. Als Begleiter diente ihm der Sohn eines Häuptlings des dort, wie überhaupt am Ober-Umptqua, hausenden Stammes. Die gelbblättrige Castanie, berichtet er, welche auf der Ebene nur als ein Strauch erscheint, wird im Gebirge zum stattlichen Baume, der bis zu einer Höhe von 60 bis 100 Fuß emporschießt. In seinem Schatten wächst ein anmuthiger Strauch, wahrscheinlich eine Cicthra. Das Laub dieses Baumes verleiht der Landschaft einen ganz eigenthümlichen Farbenton. Wie jenen, noch von keinem Künstlerblick aufgefaßten Gebirgsgegenden hiedurch ein besonderes Colorit zu eigen, so erhalten sie durch eine andere Baumart, welche dem Anschein

*) „A substance, meldet er in einem Schreiben an Sconler, which I am almost afraid to say, is sugar.“ So sehr zitterte er wohl, daß diese Entdeckung in der Folge den Untergang dieser prachtvollen Baumart herbeiführen könne. M.

nach zu den Myrtaceen gehört, einen lieblichen Wohlgeruch. Laub, Frucht, Borke und Holz, Alles haucht balsamischen Duft. Die Fruchtkerne scheinen eine Lieblingskost der Eichhörnchen zu seyn, welche denn auch, unter Anderem eine seltsam gestreifte Art, diese Stämme vorzüglich beleben. Der auch diesen Gebirgsstrich bewohnende schwarzgeschweifte Hirsch, der übrigens selten weiter als bis 47° nördlicher Breite vorkommt, wird häufig in Schlingen gefangen, die aus einer Irisart (I. tenax) verfertigt werden, und, obgleich nur fingersdick, so stark sind, daß sie selbst den gewaltigsten Büffel und das Elch unzerreißbar fesseln.

In einer öden waldigen Berggegend, näher dem Ziele seiner Wünsche, als er es ahnete, erlebte er eine ähnliche Sturm- und Regennacht, wie jene oben geschilderte am Cap Foulweather. Das Zelt, worunter er lag, stürzte mitten in der Nacht über ihn zusammen, und so mußte er, in seine durchnäßte Decke gewickelt, auf dem Farrnkrautlager (von Pteris aquilina) bis zum grauenden Morgen, wo der Sturm etwas nachließ, verweilen. „Selbst unsere armen, dem entsetzlichen Unwetter schirmlos preisgegebenen Pferde waren über das Donnergetöse der ringsumher niederstürzenden, von der rasenden Windesbraut entwurzelten Riesenföhrenstämme dermaßen entsetzt, daß sie mich um Schutz anzusprechen schienen. Sie drückten sich dichter an meine Seite, neigten die Köpfe über mein Lager und wieherten."

Am zweiten Tage darauf — es war der 28 October — eben als er in der Frühe sein Lager verlassen hatte und in der Gegend umherstreifte, begegnete er einem Indianer, der, als er ihn erblickte, seinen Bogen spannte, die Linke rasch in einen Aermel von Rakuhnfell steckte, und sich, da er wahrscheinlich noch nie einen Weißen zu Gesicht bekommen hatte, in Vertheidigungsstand setzte. Douglas legte, um ihm seine friedliche Absicht zu zeigen, seine Büchse auf den Boden, und winkte ihm näher zu kommen, was er denn auch langsam und äußerst schüchtern that, und auf den ihm durch Gebärden zu erkennen gegebenen Wunsch Bogen und Köcher neben das Feuergewehr legte. Nachdem Douglas ihn einige herzhafte Züge aus seiner Tabakspfeife thun lassen, ihm einige Glaspereen geschenkt und somit zutraulicher gemacht hatte, entwarf er schnell eine rohe Zeichnung eines Fichtenbaumes und des Zapfens der noch unbekannten Art und zeigte sie ihm: er deutete sogleich mit der Hand nach einem südwärts gelegenen Bergzuge, welcher 15 bis 20 Meilen entfernt seyn mochte, und als Douglas ihm durch Gebärden seine Absicht, dahin zu gehen, ausdrückte, machte er sich wohlgemuth auf, ihn dahin zu begleiten. Um die Mittagszeit langte er endlich bei den ersten Stämmen der längst ersehnten Fichte an. Es war einer der glücklichsten Augenblicke seines Lebens. *) Er schickte sich ungesäumt an, Zapfen und Samen zu sammeln, und die vom letzten Nachtsturm entwurzelten Riesenstämme, deren mehrere dahingestreckt lagen, genau zu untersuchen. Der größte darunter maß 5 Fuß über dem Boden 57¾ Fuß im Umfang, 13 Fuß darüber maß er 17¼ und die Länge betrug 215 Fuß. Die Stämme sind durchgehends ausnehmend gerade, die weißliche oder eigentlich hellbraune Rinde äußerst glatt, das Holz sehr feinkörnig und schwer. Die schlanksten Stämme sind bis zu zwei Drittel ihrer Höhe völlig zweiglos, die Aeste etwas niederwärts geneigt, die von ihren Spitzen herabhängenden Zapfen zuckerhutförmig, die Nadeln kurz und hellgrün. In einem Schreiben an seinen ehemaligen Reisegefährten, den bekannten Pflanzenforscher Scouler, nennt Douglas diesen Baum die gewaltigste Erscheinung der ganzen Pflanzenwelt. „Was würde, fügt er hinzu, mein Hooker darum geben, unter einem solchen Baum sein Mahl einzunehmen, und nun gar Lambert, der würde, wie ich glaube, vor Entzücken gar nichts essen können." Da die umherliegenden Stämme keine ganz unverletzten Zapfen darboten, und er sich überdieß ganz frischen Samen verschaffen wollte, es aber unmöglich war einen dieser Kolosse zu erklimmen oder zu fällen, so bemühte er sich einige Zapfen durch Büchsenschüsse herunter zu bringen. Das dadurch in der lautlosen Waldgegend verursachte Getöse führte plötzlich acht Indianer herbei, welche mit rother Erde bemalt, mit Bogen, Speeren und Steinmessern bewehrt, und keineswegs freundselig aussahen. Douglas suchte ihnen durch Gebärden die Absicht, welche ihn daher geführt, begreiflich zu machen; sie schienen auch befriedigt, und setzten sich nieder, um zu rauchen. Plötzlich aber begann einer seinen Bogen zu spannen und ein zweiter sein Steinmesser zu wetzen, das er hierauf an das rechte Faustgelenke hing. Unser Reisender wußte nun, woran er war. Flucht war unmöglich; er trat also schnell entschlossen fünf Schritte zurück, schlug mit der Büchse auf sie an, zog zu gleicher Zeit eine seiner Pistolen aus dem Gürtel und hielt sie vor sich hin. So standen sich beide Theile gegen 10 Minuten lang einander lautlos gegenüber, *) als einer von den Eingebornen, welcher der Anführer zu seyn schien, durch eine Gebärde zu verstehen gab, daß sie Tabak brauchten. Douglas bedeutete ihnen durch eine Gegengebärde, sie könnten welchen haben, jedoch unter der Bedingung, daß sie ihm eine Anzahl frischer Zapfen brächten. Sie zerstreuten sich augenblicklich, um welche zu suchen; kaum waren sie ihm aber aus dem Gesicht, als er seine herabgeschossenen Zapfen, drei an der Zahl, nebst einigen umherliegenden Zweigen aufraffte und spornstreichs nach seinem Lager zurückeilte. Den Indianer, der ihm zum Wegweiser gedient, dessen Verhaltens bei diesem Vorgang er jedoch seltsamerweise mit keiner Silbe erwähnt, entließ er, um einem etwaigen Verrath vorzubeugen, eine Strecke vom Lager. Die folgende Nacht wurde in steter Angst vor einem Ueberfalle der getäuschten Eingebornen zugebracht.

(Schluß folgt.)

*) In einer vergleichenden Geschichte der Reisen und der Reiseliteratur (ein Werk, welches der hochverehrte Redacteur dieser Blätter, wie seine um jeden Jahresschluß erscheinenden unübertrefflichen „Rückblicke" darthun, vor allen Andern zu schreiben berufen wäre) würde dieser Moment in seiner Art mit demjenigen verglichen werden können, wo Mungo Park — wie er in seiner ersten Reise schildert — zum Erstenmal den lange gesuchten Nigerstrom im Morgensonnenschein erblickte. M.

Vermischte Nachrichten.

Der Maire von Dünkirchen kaufte kürzlich von einem Hrn. Voijn Laforge, ehemaligem Notar von Touré, ein sehr wohlerhaltenes Manuscript in Folio mit Karten, das den Titel führt: „Mémoires concernant la Flandre Gallicane et Flaminganteş" der zweite Theil derselben ist vom Jahre 1697. Man findet in diesem für die Gemeindebibliothek bestimmten Werke sehr interessante Nachrichten über den ehemaligen Zustand von Dünkirchen hinsichtlich des Handels, der Schifffahrt, der Bevölkerung u. s. w.

Kürzlich starb der ausgezeichnete Orientalist Salvatini und hinterließ mehrere wichtige Werke, unter Anderem eine Analyse der Inschrift von Rosette und eine Erklärung der Inschriften auf dem Obelisken von Luxor.

*) Eine Parallele zu diesem stummen Auftritte bildet der von einem frühern Reisenden im Corumlag-birte, Nez Cor.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 139.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Mai 1838.

Bilder aus Paris. Nr. 2.

Die Pensionate in Paris.

In Frankreich, besonders in Paris, erziehen nur sehr wenige Eltern ihre Kinder selbst. Der Bettler läßt die seinigen auf der Straße herumlaufen, der Bemittelte steckt die seinigen in ein Pensionat oder Collegium, der Vornehme endlich hält einen Hauslehrer, dessen Pflicht es ist, die Eltern im vollen Sinne des Wortes überflüssig zu machen. Bei weitem die meisten Väter haben so viele und so dringende Geschäfte, daß ihnen kein Augenblick übrig bleibt, um sich mit ihren Kindern zu befassen; und auch nur äußerst wenige Mütter erachten es für nothwendig, einer so untergeordneten Angelegenheit einige Minuten des Tages zuzuwenden. Die Kinder der Bettler sind im Grunde am besten gestellt; denn wachsen sie auch in völliger Unwissenheit auf, so genießen sie doch einer Freiheit, die ihre Jugend beglückt, während der meist schlechte Unterricht, der den Kindern der Wohlhabenden und Vornehmen ertheilt wird, von einer Sklaverei begleitet ist, die ihnen die Gegenwart verkümmert, ohne ihnen darum besondere Vortheile oder Genüsse für die Zukunft zu bereiten. Vor Allen bedauernswerth sind diejenigen Kinder, welche ihre Erziehung in den Pensionaten erhalten. Ein Wort über die Art und Weise, wie sie entstehen und bestehen, wird die Wahrheit dieser Aussage zur Genüge darthun.

Wer ein Pensionat gründen will, wendet sich zuerst an einflußreiche Männer, denen er sein Project vorlegt, um ihr Gutachten darüber einzuholen. Erhält dasselbe ihren Beifall, so entwirft er einen Prospectus, der Alles verspricht, was man nur immer verlangen mag. In demselben wird zugleich dargethan, daß das zukünftige Institut einem wesentlichen Mangel der Stadt und Umgegend abhelfen und von den segensreichsten Folgen seyn werde. Die herrschenden Tagesideen werden dabei in einer Weise geltend gemacht, die klar zeigt, daß es sich eigentlich um weiter nichts handle, als sich eine recht ergiebige Industrie zu schaffen.

Die zu lehrenden Gegenstände werden als die einzig nothwendigen, und die anzuwendende Methode als etwas Neues, in seinen Erfolgen Unberechenbares mit einer Zuversicht dargestellt, die ans Unglaubliche gränzt. Die Namen berühmter Künstler und Gelehrten leisten leider in diesem Taschenspiele einer niedern Gewinnsucht keinen geringen Vorschub. Denn in Frankreich, vor Allem in Paris, hängt jedes Unternehmen mehr oder weniger von gefeierten Namen ab. Ist die Sache so weit gediehen, so wendet sich der Unternehmer an alle Gönner und Gönnerinnen seines Viertels mit der Bitte, alle ihre Bekanntschaften für sein Etablissement zu interessiren, auf daß es einerseits an Zusagen zur Bevölkerung nicht fehle, und andrerseits die nöthigen vorläufigen Ausgaben durch Eröffnung eines ausgedehnten Credits bestritten werden können.

In dieser Weise ist die Gründung eines neuen Pensionates zugleich auch immer eine Lotterie- und Börsenangelegenheit. An der Börse hauptsächlich wird das Verdienst des Unternehmers am strengsten erwogen, hier werden die Gründe des Gelingens oder Nichtgelingens am sorgfältigsten geprüft. Man begreift leicht, daß sich die Lüge und Intrigue geneigte Ohren verschafft und kein Mittel unbenützt lassen werden, ihre Zwecke durchzusetzen. Nun erscheint das Programm, der Tag der Eröffnung wird in allen Zeitungen verkündigt und gedungene Werber durchwandeln die Quartiere der Hauptstadt, um die Verdienste des Directors und seiner Gehülfen in ihr gehöriges Licht zu setzen. Diese Gevatterleute richten ihre, dem Anscheine nach absichtlosen Lobreden an die guten Epiciers, die sie in der Regel dadurch gewinnen, daß sie denselben weiß machen, in dem fraglichen Pensionate gehe die geistige Entwicklung ihrer Kinder einen so schnellen Gang, daß sie ihrem zukünftigen Berufe entgegenzufliegen schienen. Dieser Grund wirkt so mächtig, daß sich das Haus beinahe plötzlich mit Zöglingen anfüllt. Der Reiz der Neuheit, dem der Franzose nicht leicht widersteht, so wie die Macht des Beispiels bestimmen viele Väter, ihre Kinder den ältern Anstalten dieser Art zu entziehen und der neueröffneten zuzuführen, weil sie in den erstern wenig oder gar nichts lernten und eher verzogen als erzogen würden. Doch sie irren sich sehr, wenn sie glauben, daß in der neuen Anstalt das Erziehungswerk besser als in den alten gefördert werde: dieselben Fehler, dieselben Uebelstände finden sich mit geringen Modifica-

tionen wieder, weil sie aus der Natur dieser Anstalten selbst hervorgehen. Denn angenommen, es sey möglich, daß das Reglement eines Pensionates, das dem Knaben von sechs bis acht Jahren dasselbe wie dem Jünglinge von 16 bis 18 Jahren gebietet und verbietet, das alle Charaktere so zu sagen über denselben Leisten schlägt, das den Weichen wie den Harten, den Widerspenstigen wie den Gefügigen, den Geweckten wie den Schlummernden behandelt, angenommen, es sey möglich, daß ein solches Reglement die Zwecke der Erziehung reizen könne, — was nimmermehr der Fall ist —, so stehen der Ausführung des Reglements selbst von Seite derjenigen, die damit beauftragt sind, so viele und so große Hindernisse im Wege, daß an einen glücklichen Erfolg gar nicht zu denken ist. Denn um mit dem Director anzufangen, so ist, er möge nun ein Laie oder ein Geistlicher seyn, der Erwerb das höchste, wenn nicht das einzige Ziel seines Strebens. Es handelt sich also nicht so sehr um die Bildung der Jugend, als um einen baaren Ertrag. In Collisionsfällen behauptet die letztere Rücksicht ein unbedingtes Uebergewicht über die erstere. Ich will die Sache durch ein Beispiel klar machen. Ich kenne ein Pensionat — und diesem steht gerade ein Geistlicher vor — worin sich noch zur Stunde ein Zögling befindet, der mehrere seiner Mitschüler zu Lastern verleiten wollte, deren Namen einen Vater mit Furcht und Entsetzen erfüllen; man hat ihn zweimal auf der That ertappt, man hat die Sache dem Director vorgestellt; doch die Vorstellung blieb ohne Erfolg. „Ich kann," sprach er, „den Eltern dieses jungen Menschen die Schmach nicht anthun, ihn über die Schwelle zu weisen, und zu dem habe ich keine Lust, 1500 Fr. ohne weiteres zu verlieren, und meine Anstalt durch einen auffallenden Schritt in übles Gerede zu bringen. Ich bitte Sie, meine Herren Mitarbeiter, Ihre Aufmerksamkeit zu verdoppeln, um den Verirrten wieder auf den rechten Weg zu bringen; mit Gottes Beistand ist Alles möglich, darum nur Muth gefaßt." Einen Lehrer der Anstalt traf, und das nicht ohne Grund, ein gleicher Verdacht; doch ward ihm deßhalb weder Entlassung noch Verweis zu Theil; er blieb im Hause bis zu Ende der Ferien, wo ihn der Director, um seiner auf eine bequeme Weise los zu werden, einem seiner Freunde, der so eben den Prospectus eines Pensionats für Kinder vornehmer Eltern in Umlauf gesetzt hatte, als einen wahren Hausegen empfahl.

(Schluß folgt.)

Die Carlistische Expedition vorigen Jahres.

Vom Auszug der Expedition bis zur Schlacht von Huesca.

(Schluß.)

Iribarren, der am Ebro commandirende Christinische General, einer der geschicktesten und tapfersten Officiere der Königin, war inzwischen nicht müßig, sondern sammelte 15,000 Mann, worunter 2000 Pferde nebst einer zahlreichen Artillerie, sobald er hörte, daß Don Carlos Aragonien betreten habe, verfolgte ihn mit der größten Thätigkeit und marschirte größtentheils zwischen ihm und dem Ebro, bis er ihn in der letztgenannten Stadt überraschte. Während des ganzen Zugs richteten die Carlisten nur geringe Aufmerksamkeit auf den wesentlichen Punkt, sich genaue Nachrichten von den Bewegungen des Feindes zu verschaffen, und obwohl Huesca mitten in einer großen Ebene liegt, ließen sie sich doch so vollkommen überraschen, daß eine auf dem Marktplatz niederfallende Bombe die erste Nachricht von der Annäherung feindlicher Truppen gab. Ohne den glücklichen Umstand, daß ein Bataillon noch außerhalb der Stadt aufgestellt war und seine Gewehre bloß in Pyramiden gestellt hatte, während es den Befehl zur Einquartirung in der Stadt erwartete, wäre die Cavallerie von Iribarrens Vortrab augenblicklich in die Stadt gedrungen, wo die Straßen von Soldaten, die mit ihren Quartierbilleten herumliefen und Maulthiertreibern mit ihren beladenen Thieren angefüllt waren, so daß die Armee ohne den alsbaldigen Widerstand des erwähnten Bataillons vernichtet worden wäre; dieses jedoch benützte die Unebenheit des Bodens, schickte die Hälfte seiner Compagnien als Plänkler aus, und besetzte eine kleine Anhöhe, von wo es ein so lebhaftes Feuer eröffnete, daß der Christinische Vortrab Halt machte. Inzwischen wurde in der Stadt Allarm geschlagen, und die Carlistischen Soldaten stürzten ohne alle Ordnung zu den verschiedenen Thoren hinaus; doch hielten sie auch unter diesen ungünstigen Umständen glücklicher Weise in Bataillonen zusammen, und da die Obersten im Allgemeinen sehr einsichtsvolle Officiere waren, so formirten sie sogleich ihre Leute, führten sie schnell um die Stadt herum und nahmen auf der südöstlichen Seite auf eine Art Stellung, die ihrer Beurtheilungskraft große Ehre machte.

Oberst Reyna, Secretär des Inspectors der Cavallerie, dessen Tapferkeit später auch hauptsächlich zu dem Erfolge beitrug, verhinderte viel Unordnung dadurch, daß er fast die ganze Reiterei zur entgegengesetzten Seite, als wo der Feind herkam, hinaus und rasch um die Stadt herumführte. Iribarren begann den Angriff längs der ganzen Carlistischen Linie mit der größten Heftigkeit, traf aber überall auf entschlossenen Widerstand, und die Angegriffenen, die voll Enthusiasmus waren, trieben trotz des heftigen Feuers seiner Artillerie seine Colonnen aus dem unebenen Terrain um die Stadt auf den ebenen Boden herab. Hier wurden sie von der zahlreichen und wohlgerüsteten Artillerie des Feindes angegriffen, aber von der übrigen lebhaft unterstützt; Iribarren selbst, der seine durchbrochene Reiterei zu sammeln suchte, ward durch einen Lanzenstoß tödtlich verwundet und starb bald darauf; Leon Iriarte, der Befehlshaber seiner Reiterei, blieb auf dem Platze, und mit Ausnahme einer Reiterreserve, die in guter Ordnung die Artillerie vom Schlachtfelde hinweg zu führen sich bemühte, wurden die Christinischen Truppen in wenigen Stunden völlig geworfen und zersprengt. Die Carlistischen Officiere hatten während des ganzen Kampfes keine höheren Befehle erhalten; sie wußten nicht, was um sie her vorging, und da sie ihre Regimenter in bewundernswerther Ordnung hielten, so gelang es ihnen unglücklicherweise eine Verfolgung zu verhindern, welche Iribarrens Armee völlig vernichtet haben müßte und vielleicht den Siegern gestattet hätte, mit den Geschlagenen zugleich in Saragossa einzudringen.

Diese Schlacht, in welcher die Carlisten 800, die Christinos

1800 Todte und Verwundete hatten, war eine der merkwürdigsten während des Bürgerkriegs, indem die Carliſtiſchen Truppen ſich ſchlugen, ohne während des ganzen Tages auch nur einen Befehl von ihren Generalen zu erhalten, und macht den erſtern eben ſo viel Ehre, als die letztern wegen Mangel an Wachſamkeit und Geiſtesgegenwart Tadel verdienen. Auch erſieht man aus dem Ausgang dieſer Schlacht, daß die Truppenmacht, welche die baskiſchen Provinzen verließ, vielleicht wohl zugereicht hätte, das Schickſal des ganzen Kampfes zu entſcheiden. Unter den zahlreichen Handlungen perſönlicher Tapferkeit verdient der Angriff Reyna's mit einer ſchwachen Escadron Lanciers gegen eine Schwadron Garde-Cuiraſſiere beſondere Erwähnung. Der imponirende Anblick dieſer ſtahlbekleideten Reiter hatte ſchon mehrere Schwadronen der Royaliſten geſchreckt, bis Reyna, der die Gefahr erkannte, ſich an die Spitze einer derſelben ſtellte, und entſchloſſen zum Angriff vorrückte. Das ruhige Verhalten des Feindes beunruhigte indeß ſeine Reiter, und alle hielten, taub gegen ſeine Vorſtellungen, an einem zwiſchen laufenden Graben an, während ein Sergentmajor von den Cuiraſſieren mit eingelegter Lanze *) jeden zum Kampfe herausforderte. Reyna ſprengte ohne Zögern über den Graben, parirte den Stoß der Lanze und ſtreckte ihn todt zu Boden. Angefeuert durch dieſes Beiſpiel, griffen ſeine Leute augenblicklich an, und hieben die Cuiraſſiere nieder; die leichten und gewandten Navarreſen zogen die durch ihre Rüſtung und ihre Lanze beläſtigten Reiter von den Pferden und ritten ſie nieder.

Der wüthendſte Kampf während des ganzen Tages fand ſtatt zwiſchen der 1500 Mann ſtarken franzöſiſchen Fremdenlegion und der franzöſiſchen Fremdenlegion bei Don Carlos, welche aus 400 Ausreißern der erſtern beſtand; Pardon wurde natürlicherweiſe von keiner Seite erwartet, und die Wuth beider Theile war ſo groß, daß ſie in dieſem Gefecht und in dem darauffolgenden von Barbaſtro, wo ſie, ſeltſam genug, wieder aufeinander ſtießen, ſich gegenſeitig vernichteten und als Corps völlig zu exiſtiren aufhörten.

Drei Carliſtiſche Oberſten wurden in dieſer Schlacht getödtet, und unter den Fremden blieben Capitän Rubichon und die Barone Rappart und Pleiſſen auf dem Platze.

Statt nach dieſem Erfolg einen entſcheidenden Schritt zu thun und entweder über den Ebro zu ſetzen, oder ſogleich nach Catalonien zu gehen, blieben die Carliſten mehrere Tage unthätig zu Huesca ſtehen, und gaben dadurch den Chriſtinos, welche ungeſchreckt durch die Niederlage und den Tod Iribarrens eine ungewöhnliche Thätigkeit entwickelten, Zeit, neue Truppen gegen ſie heranzubringen. Iribarren war ein unerſetzlicher Verluſt für die Sache der Königin, deren beſter General er zu werden verſprach; er hatte unter Ferdinand ein Bataillon als Oberſtlieutenant commandirt, und er, Zumalacarregui und Urbiſtondo galten für die beſten Taktiker und Adminiſtratoren der Armee; es ſoll ſogar eine Art von Rivalität unter dieſen Officieren beſtanden haben, von denen bereits zwei ruhmvoll im Kampfe gefallen ſind.

*) Die ganze ſpaniſche Cavallerie iſt jetzt mit Lanzen bewaffnet.

Ueber den Palmenölhandel in Frankreich und England.

Bis zum Jahre 1817 war das im weſtlichen Afrika in unacheurem Ueberfluß erzeugte Palmenöl, welches daſelbſt gerade ſo wie das Olivenöl in Europa gebraucht wird, in Frankreich und England unter die Artikel der Arzneiwaaren gerechnet, auch wurde es in dieſe beiden Länder in zu unbedeutenden Quantitäten eingeführt, als daß man es auf den officiellen Tabellen aufgeführt hätte. Die Handelsſchiffe, welche bis zu jener Zeit die Weſtküſte von Afrika beſuchten, waren mehr mit dem Sklavenhandel, als mit dem Studium der Erzeugniſſe des Bodens beſchäftigt. Erſt im Jahre 1817 kam ein Parfumeur in London auf die Idee, bei Verfertigung von Toilette-Seifen das Palmenöl anzuwenden, wobei er demſelben den ihm eigenthümlichen, ſehr angenehmen Wohlgeruch ließ. Man erhält dieſes Oel bekanntlich von verſchiedenen Palmengattungen, hauptſächlich aber von der Elais Guineensis. Die Qualität dieſer Seife wurde bald gewürdigt; der Erfinder derſelben erwarb ſich ein glänzendes Vermögen, und der Verbrauch nahm bedeutend zu. Die engliſche Marine bemühte ſich, dieſen Abſatz zu benutzen, und nacheinander wurden mehrere Schiffe an die Küſte von Afrika geſchickt, um Palmenöl zu holen, welches nun, nachdem es auf den engliſchen Märkten in größerem Ueberfluſſe vorhanden war, zu ſolchen Preiſen geboten wurde, daß es möglich ward, daſſelbe zu gewöhnlicher Seife zu verwenden. Der Erfolg dieſer Seifen war ſo, daß ſich die Einfuhr von Palmenöl in einigen Jahren ungeheuer hoch belief, wie man ſich aus folgendem Verzeichniſſe überzeugen kann.

Verzeichniß der Einfuhr von Palmenöl nach England vom Jahre 1817 bis zum Jahre 1836.

Jahr.	Kilogr.	Jahr.	Kilogr.
1817	72.000	1828	6,527,840
1820	874,800	1829	10,675,490
1822	3,194,900	1830	28,556,500
1825	4,274,800	1836	52,427,560

Gegenwärtig koſtet auf den Märkten von London die Tonne Palmenöl 33 bis 34 Pfd. St.

Somit wurde im Verlaufe von 10 Jahren ein bisher ſo zu ſagen unbekannt gebliebenes Product als Gegenſtand der Fabrication, des Transports und des Tauſches für den Handel von unermeßlicher Wichtigkeit. Als Gegenſtand der Fabrication hat das Palmenöl in die Erzeugung von Seife eine ſolche Entwicklung gebracht, daß ſie von 82,413,000 Pfd. St., worauf ſie im Jahre 1820 ſtand, im Jahre 1830 auf 127,567,000 Pfd. St. ſtieg, und ſeit der Zeit fortwährend geſtiegen iſt. Als Gegenſtand des Transports betrachtet, ſichert die Einführung dieſes Artikels England heutzutage eine vortheilhafte Fracht für 200 Schiffe, jedes zu 300 Tonnen, für Reiſen von 7 bis 8 Monaten.

Als Gegenſtand des Tauſches bildet das Palmenöl die Grundlage zu einem um ſo einträglichern Handel, da man es nur um Manufacturgegenſtände, wie gewirkte Stoffe, Stahlwaaren, Handwerkszeuge, Waffen, Pulver u. ſ. w., kaufen kann, und es hiedurch für die verſchiedenen engliſchen Manufacturen einen großen Nahrungszweig bildet. Da die Palmenſeife durch einen ziemlich einfachen Fabricationsproceß die Eigenſchaft erhält, ſich im Meerwaſſer aufzulöſen, ſo findet ſie durch die Ausfuhr nach den Colonien einen bedeutenden Abſatz, und wird dadurch ein neues Mittel zum Tauſche gegen die Erzeugniſſe der Länder, wohin man ſie verſendet.

Der durch zu viele Einſchränkungen und Verbote gehemmte Handel

Frankreichs kann es nicht, wie der englische, mit einem unbekannten Producte versuchen; erst wenn die Engländer durch langjährige Erfahrung den Gewinn eines Handelszweigs erkannt haben, erst dann kann die französische Marine die Einfuhr wagen; dieses war mit dem Palmenöl der Fall. Im Jahre 1850 wurde ein Versuch gemacht, und die amtlichen Verzeichnisse desselben Jahres geben eine Einfuhr von 29,000 Kilogrammen dieses Artikels an. Der Zoll, welcher auf dieses Oel gelegt war (35 Fr. für 100 Kilogr.), machte es bloß den Parfumeurs, deren Erzeugnisse zu erhöhten Preisen abgehen, möglich, solche Versuche anzustellen. Die Jahre 1851, 1852, 1853 und 1854 weisen bloß unbedeutende Einfuhren nach. Erst im Jahre 1855, und auf die Gewißheit hin, daß der Zoll auf 12 Fr. 50 Cent. für 100 Kilogr. herabgesetzt werde, eine durch die Ordonnanz vom Monat Julius 1855 bestimmte Herabsetzung, rüstete ein Marseiller Haus ein bloß zu diesem Handel bestimmtes Schiff aus, und schickte es an die Küste von Afrika, von wo es im Laufe des Jahres 1856 eine Ladung von 850,000 Kil. Palmenöl zurückbrachte; seither hat dasselbe Schiff eine zweite Reise unternommen und eine ziemlich hübsche Ladung zurückgebracht. Nachdem diese Versuche mit Erfolg gemacht waren, konnten die Schiffsausrüster von Nantes, welche mit der Küste von Afrika in alten Verbindungen stehen, nicht zögern, dieselben zu benutzen; mehrere Schiffe wurden dahin abgesandt; 2 sind schon seit einigen Monaten zurückgekehrt, 5oder 6 andere sind entweder unterwegs oder werden ausgerüstet.

Wenigstens zwei Drittheile des Olivenöls, welches Marseille gegenwärtig bei Fabrication der Seife anwendet, kommen ihm von Sicilien, Sardinien, der Levante u. s. w. zu. Diese verschiedenen Länder schicken jährlich für 130 bis 140 Millionen ihrer Producte nach Frankreich, wovon Oel und Seide die Hälfte ausmachen. Dagegen erhalten sie an französischen Producten nur für eine Summe von 80 bis 85 Millionen, worunter die Erzeugnisse französischer Fabriken nur eine Summe von 40 bis 50 Millionen Franken ausmachen. An der Küste von Afrika dagegen wird der Palmenölhandel nur gegen Fabrikgegenstände getrieben, und bietet den verschiedenen Gewerbszweigen Frankreichs einen viel einträglichern Erwerb dar.

Ein anderer Vortheil, welchen die Zukunft im Interesse von Marseille realisiren muß, entspringt offenbar aus dem Anbau der Pflanze, welche das Palmenöl liefert, und für welche Algier große Hoffnungen des Erfolgs wegen der Aehnlichkeit seines Klima's mit dem von Fez, Tafilet und Bambara, wo es in so großer Menge ausgebeutet wird, darbietet.

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

Ausflug nach Nordcalifornien und in die Ufergegenden des Umptqua- oder Arguilar-Flusses zur Aufsuchung der Riesenfichte.

(Schluß.)

Ueber die Gewässer und andern Verhältnisse dieses unbekannten Landstrichs theilt Douglas nachstehende, zum Theil von einem der vielerfahrensten und bewährtesten Agenten der Compagnie, dem bereits vorher erwähnten M'Leod, erhaltene Angaben mit: Der Umptqua oder Arguilar ist an seiner Mündung drei Viertelmeilen breit; eine sich querhin ziehende Sandbank machte ihn jedoch dort unbeschiffbar. Sechzig Meilen weiter südwärts, etwa unter 41° N. B., soll nach der Aussage der Eingebornen ein den Columbia an Größe übertreffender mächtiger Fluß, an dessen Ufern sehr zahlreiche Volksstämme hausen, in den Ocean fallen. Der Bemerkung M'Leods zufolge änderte sich der Charakter des Pflanzenwuchses immer mehr und mehr, je weiter er gegen Süden vordrang. Die Föhre verschwand völlig, und machte der oben beschriebenen myrtenähnlichen Baumart (Laurus reg.) Platz, wovon er Stämme antraf, die 12 Fuß im Umfang und 70 bis 100 Fuß in der Höhe maßen. Wenn das würzeathmende Laub vom leisesten Windhauche bewegt wird, verbreitet sich der Duft durch das ganze Gehölz. *)

Alle die Indianerstämme, auf die er stieß, hatten, gleich den Eingebornen, denen Douglas auf seiner Wanderung nach den Arguilarquellen begegnete, noch nie einen Weißen gesehen. Sie zeigten sich — vermuthlich eben dieses glücklichen Umstandes halber, und also noch unverdorben durch den Verkehr mit Weißen — äußerst gutmüthig und gastfreundlich, dienstfertig und zuthätig, und über die unbedeutendste Kleinigkeit von europäischer Arbeit, die man ihnen schenkte, hoch erfreut. Ihre Wohnung und Kleidung glichen denen der mehr nördlich hausenden Stämme.

Hier ist wohl der schicklichste Ort, die von unserem Reisenden anderwärts mitgetheilten Angaben über die Tracht der Umptqua-Indianer, wie über die Flechtarbeiten der Tschinuks und anderer Stämme einzuschalten: dieselbe besteht aus einer Art von Hemd und aus Beinkleidern von rohen Schmalthierfellen. Bei den Vermöglichern ist dieser Anzug mit Muscheln, besonders Seemuscheln, verziert, welcher Umstand ihre Seenähe beweist. Der Anzug des Frauenzimmers, welches durchgehends tättowirt ist, vorzüglich im Untergesichte, wo von Ohr zu Ohr Streifen gezogen sind, besteht aus einem Rock vom Baste des Thuja-Baumes, der zu einem Zeuge verarbeitet wird, und aus einem Ueberwurfe von zugerichtetem Wildleder mit weiten Aermeln. Die Hüte der Tschinuks sind aus den Wurzelfasern der Helonias tenax, welches Gewächs von den Columbiastämmen Quip-Quip genannt wird, auch aus denen der Thuja und andern verfertigt. Ein zwölfjähriges Tschinuk-Mädchen, Tochter eines der obersten Häuptlinge, verfertigte unserem Reisenden in drei Monden vier solcher Hüte nach europäischem Zuschnitt, wovon einer mit Anfangsbuchstaben — wessen Namens ist nicht angegeben — die aus den Fasern einer dunkelfarbigen Binsenart hineingeflochten waren, verziert, in seiner Art vielleicht die Vergleichung mit jenen berühmten Strohflechtereien des Arno-Thales kaum zu scheuen haben dürfte. Von der Reise ins Umptquagebiet kehrte Douglas in den ersten Tagen des Decembers nach dem Vancouver-Fort zurück.

(Fortsetzung folgt.)

*) „the fragrant leaves, when shaken by the least breeze of wind, diffuse a fragrance through the whole grove."

Berichtigung.

In Nr. 157 ist S. 547 Z. 24 v. o. u. l v u Basara statt Bassora aus Versehen stehen geblieben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 44** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Zwei englische Romanschreiber aus den untern Volksclassen. — Prometheus.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 140.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Mai 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Aufenthalt in Setubal.

Während meiner ersten Ausflucht nach Setubal wurde ich gastlich in dem Hause der beiden Gebrüder und meinen alten Bekannten, den HH. B . . . aufgenommen, Consuln dreier großer nordischer Reiche, deren Wappen in ihrem Handelscomptoir Respect einflößen. Von einem Rigaer, also gewissermaßen deutschen, Vater, und einer englischen Mutter in Portugal geboren, in Riga erzogen, durch Reisen in Deutschland und andern Ländern gebildet, durch den Tod ihres Vaters zur Unabhängigkeit gelangt, führen diese jungen Männer ein sehr anständiges und angenehmes Junggesellenleben. Man findet bei ihnen deutschen Sinn, englische Sitte und portugiesische Gastfreundschaft, so daß ein Gast wie ich sich bei ihnen ganz zu Hause fühlt, und weder genirt noch genirt wird. Ich hatte mir vorgenommen, nur vier bis fünf Tage in Setubal zu bleiben, um in dessen Nachbarschaft eine oberflächliche Besichtigung eines Torflagers vorzunehmen; allein aus den 4 Tagen wurden 14, da ich der Einladung, länger zu verweilen und auch weitere Ausflüge in die Umgegend zu machen, nicht widerstehen konnte. Ein gesellschaftlicher Ton, der doch eigentlich das Hauptagrement eines Orts ist, herrscht eben so wenig in Setubal, wie fast durchgängig in allen andern Provincialstädten. Die Menschen sind stets in streitende Parteien getheilt, die entweder Familienzwiste, Neid, Weibergeklatsch oder Betrug zum Grunde haben, Uebervortheilung des Einen gegen den Andern, oder Verstöße der Autoritäten gegen Untergebene und Chicanen dieser gegen die Vorgesetzten, zu welchen Gesammtübeln sich nun in den letzten Decennien auch noch die politischen Meinungsverschiedenheiten hinzugesellt haben, wodurch diese gesellschaftlichen Spaltungen noch hervorstechender werden, indem nun die Partei, die den Schutz von oben herab genießt, die gerade am Ruder sitzt, drückend auf der andern lastet. Aller alte Haß kommt da zum Vorschein und wird neu aufgewärmt, die Politik leiht den Vorwand zur Rache, man ruht und rastet nicht, bis man seinen Gegner unglücklich gemacht. Mord und Todtschlag auf die hinterlistigste Weise entstehen daraus, und daß Setubal in diesem Betracht vor andern Provincialstädten nicht zurückbleibt, davon ist wohl der schlagendste Beweis, daß im Jahre 1836 daselbst und in der nächsten Umgebung einige dreißig Mordthaten verübt wurden. Die Anzahl der Ermordeten im vergangenen Jahre ist noch nicht bekannt geworden, sie soll aber auch nicht gering seyn; denn da gibt's constitutionelle Gemäßigte und Exaltirte, da gibt's Miguelisten und Realisten, Chamorros und Demokraten, die einander nicht im Wege ansehen, sich ausweichen oder in den Haaren liegen, und bei nächtlicher Weile sich Messerstiche geben, oder auch eine Kugel durch den Kopf jagen. So und nicht anders war es damals in Setubal beschaffen, daß selbst diejenigen, welche sich gar nicht um Politik bekümmerten und mit Niemanden in Hader und Streit lebten, des Abends sich nicht getrauten aus dem Hause zu gehen; denn Setubal hat keine Beleuchtung der Straßen, und mithin konnten da oft Verwechslungen vorgehen, so daß der Unschuldige wohl für den Schuldigen genommen werden konnte, was nicht selten schon vorgekommen.

Also, wie gesagt, der gesellschaftliche Ton in Setubal, wenn einer existirte, war gegenwärtig ganz verschwunden, ungeachtet es doch ein Seeflecken, eine Hafenstadt ist, wo immer mehr Leben zu seyn pflegt, eine Villa von 15,000 Einwohnern, mit vielen Beamten und Kaufleuten, sonst auch mit einer Garnison, die sie aber jetzt nicht hat. Damen habe ich in den ganzen 14 Tagen auch nicht Eine auf der Straße oder den schönen Spaziergängen gesehen, geschweige denn gesprochen, außer zwei niedlichen Nachbarinnen, die vis-à-vis meinem Zimmer wohnten, und deren Bekanntschaft ich den Fastnachtspossen, dem Carneval, zu verdanken hatte, an welchen Tagen alle Schranken der strengen Zucht und Ehrbarkeit einstweilen bei Seite geschoben werden. Die Wahrheit zu gestehen, vermißt man den gesellschaftlichen Umgang in Setubal weniger als an andern Orten; denn nach vollendeten Geschäften, freiwilligen oder gezwungenen, hat man genug an den herrlichen Umgebungen, die so hundertfältige Abwechslungen bieten, um zu Fuß, zu Pferd oder auf dem Wasser dieselben zu genießen, und auf eine solche Art einige Stunden des Tages auf die angenehmste Art zu verbringen. Hat man überdieß sich mit Lecture versehen, die

man sehr leicht aus Lißabon erhalten kann (denn in Setubal ist trotz seiner 15,000 Einwohner auch nicht ein einziger Buchkrämer, und Leihbibliotheken kennt man in Portugal, mit Ausnahme Lissabons, wo nur eine einzige höchst unbedeutende existirt, noch gar nicht, weil der Geschmack für Lecture, wenn es nicht politische Tagsblätter sind, sich hier noch nicht eingefunden hat), und erhält man an langen Abenden den Besuch von einigen Freunden, wie es bei meinen Wirthen der Fall war, so führt man hier ein ländlich-städtisches Leben, was vor den meisten portugiesischen Provincialstädten einen großen Vorzug hat; ja, hätte ich mir einen Wohnort in Portugal zu wählen, so würde Setubal dazu von mir auserkoren werden.

Setubal besitzt nur die Rechte einer Villa und nicht einer Stadt, Cidade, — ein Name, der nur einem Orte zukommt, welcher der Sitz eines Bischofs ist. Nicht Mauern und Thore sind in Portugal das Merkmal einer Stadt, einer Cidade, sondern eine Bischofsmütze, und diese zu beschützen braucht es jener Befestigungen und Sicherungsanstalten nicht. Daher haben denn manche Städte weder Mauern noch Thore, manche Marktflecken aber, hier Villas genannt, die der Sitz von Justizbeamten des Districts sind und manche Gerechtsame wie die Städte haben, sind reichlich mit alten Mauern und Thoren versehen. Das beinahe eine Viertelstunde langgezogene, am Hafenstrande hinabziehende Setubal besteht eigentlich aus zwei Ortschaften, die bloß durch eine Brücke von einander getrennt sind, wovon der westliche ältere Theil den Namen Droina führt, der ursprünglich nur ein Fischerdorf war, allein den Grund zur folgenden Opulenz des Hafens und Handels wurde, so daß dadurch der neuere Anbau von Setubal entstand, der nun den Vorrang behauptet, ungeachtet jener das primum mobile war, weßhalb denn auch zwischen den Bevölkerungen beider Theile eine stete Eifersucht herrscht, die oft in Händel ausbricht. Das Mährchen, das von allen Geschichts- und Chronikenschreibern mitgetheilt wird, daß Tubal Cain der Erbauer Setubals gewesen, daher auch die Derivation des Namens, glaubt Niemand mehr. (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 2

Die Pensionate in Paris.

(Schluß.)

Gegen alles dasjenige, was gerügt werden kann, ohne das Ansehen der Anstalt zu gefährden, ist der Director ungemein streng; besonders hart wird gezüchtiget, was an Ungehorsam oder Insubordination gränzt. Mit eiserner Zuchtruthe und ganz nach Willkür regiert sich's auch hier am leichtesten. Achtzig bis hundert zum Necken, Raufen, Balgen, zu jedem Muthwillen und jeder Verkehrtheit aufgelegte Knaben und Jünglinge vermag, so glaubt man, nur die Furcht vor Strafe in Schranken zu halten. Wer wird mir glauben, wenn ich sage, daß ich Knaben von sieben bis zehn Jahren wegen geringer Vergehen in der Mittagsstunde, während ihre Cameraden um sie herumspielten, auf dem Pflaster des Hofes knien sah? Wie oft mußten andere im Schulsaale die ganze Unterrichtszeit über auf diese unwürdige Weise büßen! Ein Lehrer zwang sogar einst in kalter Winternacht einen Knaben auf den Platten des Schlafgemaches zwei Stunden lang in dieser Stellung zuzubringen. Wie oft sah und hörte ich, wie man die armen Kinder für Dinge, die keineswegs von Bosheit, sondern lediglich von Muthwillen zeugten, mit unbarmherzigen Streichen züchtigte! Wie oft sah ich andere zwei, drei, vier bis acht Tage auf Wasser und trockenes Brod setzen! Beinahe zu jeder Stunde werden sie zur Strafe für meist gleichgültige Sachen mit Abschreiben und Auswendiglernen gehudelt, der betäubenden Ermahnungen und Mercurialien nicht zu gedenken, die so recht geeignet sind, das Gefühl für Anstand und Sitte im Keime zu ersticken.

Es läßt sich nicht beschreiben, mit welcher Sehnsucht diese armen Gefangenen den Urlaubstag erwarten, an welchem es ihnen gestattet ist, ihre Eltern und Verwandten zu besuchen; nichts auf Erden gleicht der Ungeduld, mit welcher sie die Minuten zählen, wenn ihnen der Vater, die Mutter oder eine Tante einen Besuch versprochen haben. In dieser Weise zeigen die Directoren ihr moralisches Uebergewicht und werden würdig unterstützt von ihren Mitarbeitern am Erziehungsgeschäfte den Professoren und Studienlenkern. Der intellectuelle Zustand dieser Herren entspricht meistens ihrem moralischen vollkommen. Um Chef oder Director eines Pensionates zu werden, genügt es Bachelier ès lettres zu seyn, und dieses zu werden ist nicht schwer; denn weder Beschränktheit noch Unwissenheit ist, wie der Augenschein lehrt, ein Hinderniß; gegen 60 Franken baar verabfolgt die Universität das Diplom.

Die Lehrer stehen in intellectueller und moralischer Beziehung im günstigsten Falle ihrem Director gleich; bei weitem die meisten sind über alle Maßen unwissend und roh. Unter Tausend findet sich kaum einer, der die zum Lehramte erforderlichen Studien gemacht hätte. Höchstens haben sie ihr Collegium absolvirt; die meisten kommen aus den sogenannten Seminarien oder Vorbereitungsschulen zu den Priesterseminarien. Auf diesen kleinen Seminarien ruht aber bekanntlich statutenmäßig die ägyptische Finsterniß; denn nirgends wird so planmäßig auf Verdummung und Herabwürdigung des menschlichen Erkenntnißvermögens hingewirkt als in diesen Anstalten. Die aus ihnen hervorgehenden Professoren der Pensionate machen sich ohne allen Anstand anheischig, Alles zu lehren, wenn sie auch selbst nie etwas gelernt haben. In den Monaten September und October sieht man sie von allen Seiten herbeieilen, um sich ein Unterkommen für den rauhen Winter zu suchen; täglich und stündlich klopfen sie an bei den Vorstehern der Pensionate. So wie sie sich ohne große Schwierigkeit um geringe Besoldung wie Knechte oder Mägde verdingen, sind sie auch stets bereit ihre Station zu verlassen, sobald sich ihnen die geringste Aussicht auf Verbesserung ihre Lage darbietet. Wenn sie dieß wollen, so haben sie nur 14 Tage vorher den Director davon in Kenntniß zu setzen. Kann der Director seinerseits bequem den einen oder den andern missen, so bittet er ihn ebenfalls 14 Tage vorher, sich um einen andern Dienst umzusehen. So geschieht es, daß sich in den meisten Pensionaten alljährlich das ganze Lehrerpersonale ändert; bei vielen reicht ein halbes Jahr dazu hin. Ich

kenne selbst ein Pensionat, das sich in Bezug auf seine Lehrer, in weniger als einem Monate, ganz neu recrutirte. Diese wandernden Lehrer nun lehren Lateinisch, Griechisch, Französisch, Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Chemie, Geographie, Geschichte, Poetik, Rhetorik, Religion, überhaupt was man nur immer verlangt. Von Verstößen gegen die Erziehungsgrundsätze, wie sie hier gemacht werden, hat Gottlob der Deutsche keinen Begriff. Auch haben die Zöglinge nicht die geringste Achtung vor ihren Lehrern. Beinahe in jeder Stunde legen sie ihnen Fallen, um ihre Unwissenheit auffallend zu machen. Aus diesem Grunde ist es auch in den meisten Pensionaten den Zöglingen verboten, eine Frage an den Lehrer zu thun. In beinahe allen Anstalten dieser Art lernen Lehrer und Schüler täglich ein gewisses Stück aus den betreffenden Lehrbüchern wörtlich auswendig. Ob sie verstehen, was sie auswendig lernen oder nicht, darnach wird weiter nicht gefragt, weder vom Director, noch auch, wie es scheint, von den Eltern. Die letztern sind in der Regel überglücklich, wenn bei einer öffentlichen Prüfung, der gewöhnlich dreiwöchentliche Proben vorangingen, ihr Kind nicht stumm ist, nicht stecken bleibt, und keine Antwort gibt, die nicht auf die gestellte Frage paßt. Um die Sache recht feierlich zu machen, ladet der Director viele Freunde der studirenden Jugend ein, die an diesem Tage das Ehrenamt der Examinatoren übernehmen. Ihnen das Geschäft zu erleichtern, übergibt er ihnen ein genaues Verzeichniß aller Fragen, worauf die Schüler eine Antwort auswendig gelernt haben. Ich habe bei dieser Gelegenheit alte Männer, in der Absicht, den Tag dadurch noch mehr zu verherrlichen, Verse ihrer eigenen Fabrication vor den Zöglingen deklamiren, und andere lange Reden, ich weiß nicht mehr worüber, vortragen hören. Die Preisvertheilung setzt dem Ganzen die Krone auf. Wie reichlich auch die Preise vertheilt werden, so erkennt dennoch jeder Vater und jede Mutter in dem gekrönten Söhnchen ein großes Genie. Ich glaube nicht, daß es außer den Franzosen noch ein zweites Volk unter der Sonne gebe, das die Spiegelfechtereien dieser Prüfungen und die Komödie der Preisvertheilungen mit einem solchen Wohlgefallen anzusehen im Stande wäre.

Also noch einmal; die Vorsteher und Lehrer dieser Anstalten können nicht anders als nachtheilig auf ihre Zöglinge wirken. Unfähig zu unterscheiden, was passend ist und unpassend, verstehen sie weder zu loben noch zu tadeln, weder zu bestrafen noch zu verzeihen. Sie können nichts anrühren, ohne es zu verderben; in ihrer Hand wird die heilsamste Sache zum Mißbrauche, in ihrem Munde werden die Sprüche Salomons zur Thorheit.

Wenn in diesen Anstalten sehr schlecht für die geistigen Bedürfnisse der Zöglinge gesorgt wird, so steht es um die leibliche Pflege derselben nicht viel besser. Zu spärliche, kraftlose, oft schlecht zubereitete Nahrungsmittel, das Zusammenschlafen so vieler Zöglinge in oft dumpfigen, verhältnißmäßig zu kleinen Schlafgemächern, der Mangel an frischer Luft und hinreichender Bewegung bewirken, daß die meisten ein leidendes, krankhaftes Aussehen haben. Die Augen der meisten sind wie erloschen, das jugendliche Roth ist von Lippen und Wangen gewichen, ihr Gang, ihre Haltung ist ohne alle Zuversicht. Die Pflege, welche ihnen in Krankheitsfällen zu Theil wird, verdient ebenfalls kein großes Lob. Häufig wird der Arzt zu spät gerufen. Viele Kinder kränkeln Wochen lang, ohne daß man sie auch nur befragte, was ihnen fehlt.

So hält man es in den Pensionaten für Knaben. Was die Pensionate für Mädchen anbelangt, so habe ich darüber kein Urtheil aus eigener Anschauung. Nach dem zu schließen, was mir Andere, die ich in dieser Beziehung für wohl unterrichtet halte, sagten, wären sie ebenfalls nichts weniger als empfehlenswerth, doch sollen im Allgemeinen die Mißbräuche und Mißgriffe in diesen Anstalten weniger handgreiflich, weniger augenfällig, gleichwohl aber erheblich genug seyn, um ihnen nicht blindlings sein Vertrauen zu schenken. Eine Skizze, die wir uns vorbehalten, unsern Lesern nach näherer Erkundigung mitzutheilen, wird hierüber Maaß und Ziel geben.

Was ist es doch, wird man nun fragen, was diese Anstalten, ihrer großen Mängel und Gebrechen ungeachtet, aufrecht erhält? Offenbar an vielen Orten Pflichtvergessenheit von Seite der Eltern; in Paris sind es hauptsächlich die Localitäten. Wird die Universität, wird man ferner zu fragen geneigt seyn, nicht dahin wirken, daß dem Unfuge einigermaßen gesteuert werde? Ich weiß es nicht, und soll ich der öffentlichen Meinung, soll ich dem öffentlichen Urtheile und jenem sachkundigen Freunde im Erziehungs- und Unterrichtssache folgen, so darf ich mich kaum einer Hoffnung hingeben. So viel ist mir jetzt schon klar und erwiesen, daß die Universität kein besonderes Interesse, im trivialen Sinne des Wortes, hat, diese physischen, moralischen und intellectuellen Verbesserungen durch gründliche Reform der Pensionate einzuführen. Denn, wer Bachelier ès lettres werden will, muß bei ihr das Diplom kaufen und bezahlen, und die Universität empfängt gern und je mehr je lieber. Wer zum Chef eines Pensionats ernannt wird, entrichtet an sie eine bestimmte Steuer für das Patent. Ist das Pensionat im Gange, so wird ihr von jedem Zöglinge abermals eine gewisse Steuer erlegt, die nach der Natur der Anstalten mehr oder minder bedeutend ist. Bei so klingenden Beweggründen das Bestehende zu lieben, wie sollte sich die Universität ein Herz zu Neuerungen fassen. Innovation, das klingt beinahe wie Revolution, und Gott weiß, daß die Universität sich von allem Verdacht des Revolutionirens fern hält. Das war bei weiland ihrer Urältermutter, der Sorbonne, unter Heinrich III freilich anders.

Alle Mißbräuche, die etwas eintragen, sind schwer abzustellen. Nur diejenigen beseitigen sich ohne Mühe und von selbst, die keine Casse füllen. Das ist wahr, im Staate wie in der Kirche.

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

(Fortsetzung.)

Reise vom Vancouver-Fort durch das Felsengebirge nach der Hudsonsbai.

Um Ende März 1827 trat Douglas mit der alljährlichen Paket-Expedition die Reise nach der Oberfactorei an der Hudsonsbai an, um

von dort nach England zurückzukehren. Die gewaltige Wegstrecke bis zu dem uns bereits aus seiner frühern Schilderung bekannten Kettle-Fall des Oregan, wozu seine Reisegesellschaft 25 Tage brauchte, legte er, seinem Forscher- und Sammlerberufe stets unverbrüchlich getreu, zu Fuß zurück, und kein Tag verging, der ihm nicht, wie er sagt, irgend etwas botanisch oder zoologisch Anziehendes gebracht hatte. Das liebliche großblumige Erythronium und Claytonia lanceolata standen mitten im Schnee in voller Blüthe. Acht und zwanzig Meilen jenseits des Odensees, einer von den Columbia-Seen, wo sich der Columbia unvermuthet wendet und dem Anschein nach im Gebirge zu verlieren scheint, beut sich ein entsetzenerregendes, unbeschreiblich großes Schauspiel den Blicken dar.

Der mächtige Strom drängt sich durch eine nur etwa 55 Yards oder halbklafter breite Thalschlucht, tobt, mancherlei Schnellen, Strudel und Springfluthen bildend, zwischen den gegen 8000 Fuß hoch (?) emporgethürmten Bergzügen dahin. Schroff und lothrecht starren die finstern Wände dicht am brüllenden Strom auf, welcher ungeheure, von den Halden herabgestürzte Baumstämme, an deren Wurzelgeflechte noch gewaltige Erdstöcke haften, hinwälzt. Die untergehende Sonne tupfte nur noch mattgolden die Bergzinnen, als unser Wanderer durch die schauerliche Gegend kam, die, durch die schon in tiefem Abendschatten dämmernden Föhren betrachtet, noch grauenvoller erschien.

Gegen Ende April langte man am Fuße des eigentlichen Felsengebirges oder richtiger der columbisch-missourischen Cordillera an. Beim Anblick dieser ungeheuren Alpenscheide des nordwestlichen Amerika's mit ihren schwindelnden Hochgipfeln und ernsten unnahbaren Gletschern erschien ihm, wie er berichtet, Alles, was er dort bis dahin Großes und Erhabenes gesehen, nur winzig und unbedeutend. Der Hauptarm des Oregon ist dort 80 Yards breit, der sogenannte Canotfluß 40, und der mittlere, längs dessen Gestaden sie nun in östlicher Richtung durch das Gebirge zogen und vier und zwanzig Mal übersetzten oder durchwateten, 50 Yards. Morgens stand das Thermometer (wohl Fahr.) auf 2° unter dem Gefrierpunkt, um Mittag dagegen 44° darüber.

Ein zwischen der Zwiegewässerscheide, welche dieser mittlere Columbia-Arm bildet, gelegene hohe Berg oder Gebirgskamm, Big-hill genannt, worüber der Weg führt, und auf welchem man, eine englische Meile hoch oben, vom 30 April auf den 1 Mai übernachtete, wurde an diesem Tage vollends überstiegen, und der an seiner Ostseite dahin fließende Zwillingsarm des mittlern Columbia erreicht. „Um die Mittagsstunde machte ich mich auf, um einen nördlich gelegenen Pic zu besteigen, der dem Anschein nach der höchste dieser nördlichen Kette ist, und wohl nicht weniger als 16 bis 17,000 Fuß Seehöhe haben mag (?). 4800 Fuß hoch hatte aller Pflanzenwuchs aufgehört. Die Aussicht vom Gipfel dieses höchsten Schneeberges des nördlichen Festlandes von Amerika *) war schauerlich erhaben. Nach allen Richtungen hin, so weit der Blick reichte, nichts als ein unermeßliches Gewirr übereinander gethürmter, unbeschreiblich wilder und schroffer Berge, im hellsten Sonnenscheine der noch blendenden, durch die Schneestrahlung erglänzender Gletscher; dazu die Regenbogentinten der von den steilen Felsen herabhängenden ungeheuren Eiszapfen; das Donnergetöse der majestätisch schrecklichen Lawinen, die von den südwärts gelegenen Felsenhäuptern herabbrausten, und in den fernen Thälern widerhallten, als ob die Erde erbebte! — Zu Ehren des großen Pflanzenforschers Robert Brown nannte er diesen Pic nach ihm. Einen etwas südlicher gelegenen, beinahe gleich hohen, aber spitzgipfligern Pic, dem er den Namen seines frühern Lehrers und Freundes Hooker verlieh, konnte er nicht besteigen.

Am 2 Mai erreichte ich das Becken dieses mächtigen Flusses — des Oregon — ein kleiner in der Mitte des Thales gelegener kreisförmiger See, zwanzig Yards im Durchmesser, dem sich westlich der Columbia und östlich einer der Arme des Athabasca entwinden. „Dieß ist nicht der einzige Fall, daß zwei in entgegengesetzten Richtungen ziehende Flüsse einem und demselben See entströmen. Dieser merkwürdige See liegt der dortigen Annahme zufolge halbwegs zwischen Vancouver-Fort und der Hudsonsbai." Sieben Meilen unterhalb desselben erweitert sich der Athabasca nach Art der auf der Westseite des Felsengebirges sich in den Columbia ergießenden Flüsse zu einem kleinen See. Viele von den zu seiner Rechten hinstreichenden Bergen tragen ewigen Schnee. An den Gestaden des nun schon gegen siebzig Yards breiten Athabasca stand eine neue Anemonenart, nach einem der neuesten nordamerikanischen botanischen Durchforscher des Felsengebirges, die Nuttall-Anemone genannt, in voller Blüthe. „Wenn man dieses Gebirge hinter sich hat, gibt sich der Wechsel des Himmelsstriches, der Unterschied des Bodens und der Pflanzenwelt auf eine so auffallende staunenerregende Weise kund, daß man sich in eine andere Welt versetzt wähnen möchte." Jenseits der letzten Ausläufer der Vorberge waren die Gewässer des nun in einer Breite von 100 bis 150 Yards dahinfluthenden föhrenumwaldeten Athabasca mit wildem Geflügel bedeckt, und an den Abenden ließ der Fistaucher immer seine tiefen, weichen, melancholischen Töne vernehmen.

Vom sogenannten Felsengebirgshaus, einer der Factoreien der Compagnie, ging die Reise auf dem Flusse nach dem 95 Meilen entfernten Jasperhaus, dann nach dem 184 Meilen weiter gelegenen Assinadoyne — diese, wie die folgenden, lauter Unterfactoreien der Compagnie — von da nach dem kleinen Sklaven-See, und dann in Begleitung eines einzigen Wegweisers nach Edmontonhaus am Saskatschawan, in dessen Umgegend Douglas zehn Tage verweilte, und dann nach Carltonhaus schiffte. Auf dieser Flußfahrt entdeckte er während der sehr kurzen Rastzeiten mehrere sehr anziehende Gewächse, worunter drei neue Astragaleen.

In Carltonhaus traf er mit seinem Strebensgenossen Drummond zusammen, welcher den in der Nähe der Columbia- und Athabasca-Quellen gelegenen Strich durchforscht hatte, und dessen Reisen wir unsern Lesern ebenfalls schildern werden. Von Cumberlandhaus, der nächsten Ansiedlung, wo er den berühmten arktischen Reisenden Sir J. Franklin vorfand, wurde die Reise nach Norwayhaus, und von da in Begleitung Franklins über den Winipeg-See nach der Niederlassung am rothen Flusse fortgesetzt, wo der Statthalter der Colonie *) D. M'Kenzie residirte. Von Yorkhaus, dem damaligen Sitz des Oberintendanten der Hudsonsbai-Gesellschaft, schiffte er sich um die Mitte Septembers nach England ein, wo er einen Monat später anlangte.

(Schluß folgt.)

*) Diese Angabe, so wie die andern, welche wir mit Fragezeichen versehen zu müssen geglaubt haben, wollen wir bis auf weitere Ermittlung, wozu vielleicht diese unsere erste allgemeinere Bekanntmachung der Douglas'schen Reise mit beitragen dürfte, dahin gestellt seyn lassen. Bis jetzt sind der St. Elias und nach ihm der Schönwetterberg, beide im russischen Amerika, für die höchsten Berghäupter des mitternächtlichen Amerika gehalten worden. M.

*) Wohl die von Lord Selkirk 1811 dort angelegte ist hierunter verstanden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 141.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

21 Mai 1838.

Bilder aus Paris. Nr. 3.

Die Goſſen der Stadt Paris.

Die Wichtigkeit der mediciniſchen Polizei war ſchon von den älteſten Geſetzgebern anerkannt. Reinlichkeit des menſchlichen Körpers, ſo wie der Kleider, die ihn umhüllen, Sauberkeit und Lüftung der Wohnungen, Sorge für die Geräthſchaften, welche zur Bereitung oder Aufbewahrung der Nahrungsmittel dienen, macht das moſaiſche Geſetz den Nachkommen Abrahams zur Pflicht, und gibt darüber die ſpeciellſten Gebote und Verbote. Gott ſelbſt ſchreibt die Waſchungen wie die Gebete vor. Auch bei den übrigen Völkern des Alterthums ſehen wir die Reinlichkeit des Körpers mit der Reinheit der Seele in Verbindung gebracht. Selbſt der Eintritt in die chriſtliche Kirche iſt durch eine Waſchung bedingt, welche den Leib des Neugebornen reinigt und zugleich die Seele entſündigt. Allenthalben ſehen wir die Sanitätsmaaßregeln als Gottes- oder Kirchengebote erſcheinen, oder wenigſtens auf irgend eine Weiſe damit in Verbindung gebracht. Für die Geſellſchaft in ihrer Kindheit muß Alles auf Gott oder die Götter bezogen werden, weil, wo die Vernunft nicht entwickelt iſt, das Anſehen, die göttliche Weiſung allein Gehorſam findet. Die Kanones der chriſtlichen Kirche im Mittelalter verdienen in dieſer Beziehung etwas näher betrachtet zu werden, als bis jetzt geſchehen iſt. Bisher wurden ſie, wie auch die päpſtlichen Bullen und Breves nur als Quellen der Glaubens- und Sittenlehre, oder zur Erörterung hierarchiſcher Streitfragen ausgebeutet. Auf den Gebrauch, den die Kirche von ihrer polizeilichen Allmacht, von ihrer Wiege ab bis auf Martin Luther, gemacht hat, war man wenig aufmerkſam. Seit der Reformation, die man als die Epoche des erwachenden Selbſtbewußtſeyns bezeichnen könnte, geht die Polizei immer mehr und mehr in die Hände der Regierungen über, und die Centraliſation der Gewalt, welche ſich zuerſt in Frankreich, dann auch in den übrigen Ländern Europa's bis zum Deſpotismus geltend machte, erlaubte durchgreifende Maaßregeln in Betreff aller Gebäude und Gewerbe, welche die öffentliche Sicherheit und Geſundheit bedrohen; und von nun an fing man an, für die Reinlichkeit der Straßen und öffentlichen Plätze Zwangsmaaßregeln anzuwenden. Die Zunftvorſtände und Magiſtrate der Städte arbeiteten in dieſer Beziehung dem Fürſten in die Hand. Denn, wie wir aus den Statutenbüchern mehrerer Städte im 16ten Jahrhundert erſehen, beantragten die Städte die nothwendig erachteten Maaßregeln ſelbſt, und holten die zur Ausführung erforderliche Genehmigung durch eine Bittſchrift bei dem Fürſten ein. Der Einfluß der Kirche erſcheint in dieſer Zeit ſchon bedeutend vermindert, und lediglich auf die Regulirung der auf den Gottesdienſt bezüglichen Anordnungen beſchränkt. Polizeiliche Maaßregeln dieſer Art wurden von den Domcapiteln beantragt. Seit dieſer Zeit ſahen wir die Epidemien ſich vermindern, und gewöhnlich nur im Gefolge verheerender Kriege, wo die bereits angeordneten Maaßregeln nicht zur Anwendung kommen konnten, was beſonders im 30jährigen Kriege ſo häufig der Fall war. Vom weſtphäliſchen Frieden bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts, gingen die Verbeſſerungen in dieſer Hinſicht langſam, aber ſicher vorwärts. Die zweite Hälfte des 18ten Jahrhunderts machte größere und ſchnellere Schritte möglich. Namentlich gewann die mediciniſche Polizei durch die großen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften eine ſolidere Grundlage. Die erſten Grundſätze in dieſer Beziehung ſind in den Werken von Fenelon niedergelegt. Ein Syſtem aber in dieſer Beziehung haben zuerſt die Encyklopädiſten aufgeſtellt. Dieſes Syſtem finden wir mit den nöthigen Abänderungen und Erweiterungen in dem franzöſiſchen Geſetzbuche wieder. Die übrigen Länder Europa's konnten in dieſer Beziehung nicht lange zurückbleiben. In den größern Städten wird die Nothwendigkeit eines vollſtändigen Syſtems in dieſer Beziehung täglich offenbarer. Es bedarf hier einer beſondern Aufmerkſamkeit, um die Straßen reinlich und die Luft von ſchädlichen Dünſten frei zu erhalten. Die Goſſen haben hauptſächlich dieſe Beſtimmung. Denn ſie nehmen nicht nur das Regenwaſſer, das ſich in den Straßen ſammelt, ſondern auch das mit Schmutz und ſtinkenden Materien angefüllte Waſſer auf, das aus Häuſern, Werkſtätten, Fabriken u. ſ. w. auf die Straßen fließt. Sind auch die Goſſen von Paris in keiner Beziehung mit den Cloaken von Rom zu vergleichen, ſo nöthigen ſie dennoch dem Fremden Bewunderung

ab, nicht als Meisterwerke der Architektur, wie die römischen, sondern wegen ihrer Anzahl und ihrer geschickten Vertheilung. Seit 1830 ward ihre Anzahl außerordentlich vermehrt. Einige sind ganz von Hausteinen aufgeführt; bei andern ist es bloß der Grund und der Fuß des Mauerwerks; die obern Theile bestehen aus Mühl- oder Warzstein; bei einigen ist der Grund gepflastert. Die Dimensionen derselben wechseln zwischen zwei Metres und 50 Centimetres. Wenn eine Gosse von einem Gasleiter durchschnitten wird, was man so viel wie möglich vermeidet, so gibt man dem letztern immer eine Bekleidung von Guß, um Unglücksfällen bei dem Reinigen der Gossen vorzubeugen. Alle Gossen werden wöchentlich einmal gereinigt; manche zwei- bis dreimal. Diejenigen, welche am wenigsten Schmutz mit sich führen, werden von oben herab durch das einfließende Wasser gereinigt; diejenigen, welche des Schmutzes viel mit sich führen, sind mit einem Schutze versehen, der, nachdem sich das Wasser in gehöriger Menge oberhalb desselben angesammelt, und nachdem man Alles von Grund aus aufgeführt hat, aufgezogen wird. Die Gewalt des Wassers, unterstützt durch die Rührkrücken der Gossenreiniger, führt sofort das ganze Gemisch der Seine zu, worein alle Gossen münden. Wie sehr auch die Anzahl der Gossen zugenommen hat, so ist dennoch die Anzahl der Gossenreiniger beinahe immer dieselbe geblieben. Die Brunnen, welche unter dem Namen fontaines bonnes in großer Menge in den Straßen vorhanden sind, erleichtern das Geschäft der Reinigung sehr, und beugen den Unglücksfällen vor, welche sonst die Gossenreiniger so häufig trafen. Mehrere Gossen verunreinigen das Wasser der Seine in einem bedeutenden Grade. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat man vorgeschlagen, an den beiden Ufern der Seine, so weit sie die Stadt durchfließt, zwei große Gossen anzulegen, worein sich alle andern ergießen sollen. Diese großen Gossen würden das aufgenommene Wasser unterhalb der Stadt der Seine zuführen. Doch werden bedeutende Einwendungen, gegen dieses Project gemacht, unter welchen der Kostenanschlag keineswegs die unerheblichste ist.

Lebensbilder aus Portugal.

Aufenthalt in Setubal.

(Fortsetzung.)

Längs der Häuserreihe, welche dem Hafen zugewendet ist und etwas bogenförmig läuft, so daß man sie von einem Ende zum andern ganz übersieht, läuft ein großer, über 50 Schritt breiter Quai, oder eigentlich nur ein sandiges, uneingefaßtes offenes Gestade, an welchem alle kleinern Fahrzeuge anlegen und bei niederm Wasser auf dem Trockenen sitzen. Hier herrscht nun das Hauptleben, hier wird aus- und eingeschifft, hier geht man in der Kühlung spazieren, hier werden die kleinen Barken ausgebessert, hier reitet und fährt man, und die Bewohner der nächsten Häuser genießen aus ihren Fenstern eine der herrlichsten Aussichten, zum Theil über den Hafen hinüber in die Ebenen Alemtejo's und die Gebirgen von Grandola oder über den Sandwall von Troja, woselbst noch die Ruinen einer phönicischen und später einer römischen Colonie sich vorfinden, ins Meer hinein; daneben den schmalen, offenen Hafen, den alsdann rechts die steilen grotesken Felsenberge der Serra d'Arrabida begränzen, bewacht durch verschiedene, an der Küste hervortretende Forts, wovon das von S. Felippe das beträchtlichste und großartigste, wohl aber zur Vertheidigung des Hafens am wenigsten geeignet ist, da es zu hoch liegt. Schade nur, daß dieses Gestade, oder die Praia, wie man es hier zu nennen pflegt, nicht mit schattigen Bäumen besanzt wird, um im heißen Sommer die furchtbare Sonnengluth, die von dem heißen wüsten Sandboden reverberirt, zu mildern. Allein in Setubal ist der Sinn dafür noch nicht rege geworden, ungeachtet man das Beispiel in Lissabon vor Augen hat, wo seit zwei Jahren bereits der Stadtrath darauf bedacht ist, alle öffentlichen Plätze nach und nach mit Bäumen zu bepflanzen. In Setubal läßt man sogar die schönen großen Ulmen auf dem Campo de Bomfim, die diesen grünen Platz so wie die mitten darauf befindliche niedliche Fontaine umgeben, und die vor mehr denn fünfzig und hundert Jahren gepflanzt waren, zu Grunde gehen; ja diese Nichtachtung für Anpflanzungen an öffentlichen Plätzen und für Verschönerungen wurde in Setubal so weit getrieben, daß man diejenigen, welche von Beamten während Don Miguels Königthum bei der Fontaine von Bomfim gemacht worden waren, vorsätzlich wieder zerstörte. Nach dem östlichen Ende der Praia hat man einen sehr bequemen und mit Quadern gemauerten Quai von mehr denn 150 Schritten Länge und 60 bis 70 Schritten Breite in den Fluß hinein vorgeschoben, an dessen äußersten Enden bequeme Treppen zum Einschiffen angebracht sind. Der Raum in der Mitte dieses Quai's ist aber zu einer zwar kleinen, allein für eine Garnison von 3 bis 400 Mann hinreichenden Caserne erbaut, deren Gebäude einen schmalen Hof einfassen, worin die Garnison aufgestellt werden kann, der nach der Stadt zu durch ein Thor verschlossen wird, so daß man also die Soldaten darin völlig wie in ein Fort einschließen kann. Nach der Wasserseite ist überdieß noch auf jeder Ecke eine Brustwehr angebracht, worauf im Fall der Noth Geschütz zur Vertheidigung eines Angriffs zu Wasser aufgestellt werden kann. Ich gestehe aber, daß ich dieses so wie die Größe der Caserne nicht so genau beachtet habe, um diese Angabe für ganz richtig zu halten, da dieses ohnehin nichts Wesentliches ist. Die eine Ecke dieser Caserne, nach der Stadtseite zu, enthält das Haus des Militärgouverneurs der Stadt und hat einen aufgesetzten Stock, währenddem die eigentlichen Casernen nur aus Erdgeschoß bestehen. Nach dem westlichen Ende der Praia hin, wo die Gränze zwischen Droina und Setubal ist, herrscht ein anderer großer Vorbau ins Meer hinein, ein ganz offenes Fort, eigentlich eine bloße Wasserschanze, auf der wohl 20 Stücke Geschütz Platz haben und die gegen einen Angriff zu Wasser einen der vorzüglichsten Vertheidigungspunkte des Hafens und der Stadt abgibt. Zur Zeit, als Don Miguel Setubal durch seine Truppen zu erobern trachtete, um in der Gewalt eines Seehafens zu bleiben, wurden alle Befestigungswerke um Setubal herum, so wie auch diese Schanze, von neuem ausgebessert und in gehörigen Stand

gesetzt, überdieß noch auf der Landseite viele neue Befestigungen, so wie es das Local mit sich brachte, hinzugefügt, um diese Hafenstadt gegen einen Coup de main sicher zu stellen, wodurch man auch völlig seinen Zweck erreichte, und Don Miguels Truppen, die kein Geschütz bei sich führten, nach einigem Verluste und vergeblichen Angriffen unverrichteter Sache wieder abziehen mußten.

Die Wasserseite ist auch die schöne Seite, so wie die vornehme Setubals, und wo jetzt die Häuserreihe steht, lief ehemals die alte Stadtmauer, wovon hie und da noch Reste stehen, welche durchbrochen, die Eingänge in die kleinen engen Straßen der innern Stadt sind, wo noch aller Unflath in seiner Großartigkeit wie noch vor einigen Jahren in Lissabon, Wochen lang in den Straßen liegen bleibt, so daß man selbst in der trockensten Jahreszeit hier im größten Schmutze wandelt, der überdieß auch nicht zum Besten riecht. Viele Straßen sind so eng, daß sie nicht befahren werden können, und selbst in den breitern hat man seine Noth, einem beladenen Esel auszuweichen. Dieses ist nun die Schattenseite des Orts, womit ein Fremdling, ja selbst der vornehmere Geschäftsmann gar nichts zu thun hat, oder nur höchst selten: denn dort wohnen nur Handwerker, die kleinen Krämer; dort sind die Spelunken für Tavernas, wo man Wein und Branntwein schenkt. Seit kurzem hat man das Innere der Stadt aber doch etwas verschönert; ein altes Thor und noch ein Stück dicker Stadtmauer mit einigen alten Häusern, die den engen Marktplatz, wo ein recht hübscher, altmodischer Springbrunnen und das schöne Gebäude des Rathhauses steht, von der Wasserseite einschlossen und absonderten, wurde abgerissen, so daß nicht nur der Marktplatz dadurch um ein Beträchtliches vergrößert wurde, sondern auch mit der Praia gleichsam in Eins verschmolzen und durch die freie Aussicht aufs Wasser aus einem sonst so düstern, eingeschlossenen Raum in einen freundlichen, öffentlichen Platz umgewandelt worden ist.

Lassen wir aber das Innere der Stadt und halten uns mehr in den Straßen, die diesen schmutzigen Kern umgeben, dann gelangen wir, wenn wir von der Wasserseite, nach Osten zu, uns eine Hügelstraße hinab begeben, durch einen bei Nachtzeit etwas schauerlichen, überwölbten und einsamen Thorweg, in welchem schon oft die Rache ihr Opfer erreicht hat, und der durch die Verbindung eines Klosters mit einer Kirche entstanden, auf eine breite Straße und einen großen, weitläuftigen, hellen, sandigen Platz, an welchen die Gebäude des großen Bernhardinerklosters stoßen, die nun ebenfalls aus Mangel an gehöriger Unterhaltung in Verfall gerathen, da das Gouvernement die Einnahmen der Klöster verschleudert hat, und diese Paläste zu kaufen Niemanden von Nutzen ist. Wenden wir uns von hier aus links den schönen Platz hinab, in einer breiten Straße, so behalten wir zur Linken die größern städtischen Häuser, zur Rechten aber ländliche kleine Wohnungen mit Gärten und schattigen Rebengehängen, wo die Stadt für einen Feind am zugänglichsten und auch am hitzigsten im April 1831 von 5000 Miguelisten angegriffen wurde. Die damalige kleine Besatzung von 1100 Mann, die geschickt in die hier neu angelegten Verschanzungen vertheilt waren, hielt sich aber tapfer und um so muthiger, da die schlecht angeführten Miguelisten, ungeachtet der größte Theil der Stadt miguelistisch gesinnt war, gar keinen Hauptangriff wagten. Jetzt wächst in diesen Verschanzungen mit ihren Brustwehren und Schießscharten, die man für andere Gelegenheiten wenigstens in ihren Hauptumrissen zu erhalten sucht, Kohl und anderes Gemüse; es blühen die Rosen und Blumen darin. Geht man noch weiter in dieser Straße hinab, dann kommt man wieder an ein Stück alter Ringmauer, auf der überragende Häuser mit hellen Fenstern stehen, und hie und da tritt auch noch ein alter, viereckiger Thurm hervor. Die freundliche Straße schließt sich aber nun, und lenkt in eine schmutzige, düstere, nach dem Innern der Stadt ein, aus der man sich jedoch bald wieder rechts, durch einen Thorweg und über eine Brücke, auf die freie Hauptstraße nach dem Platz von Bomfim wenden kann.

Diese breite Straße, die nach dem Platze von Bomfim führt, ist auch zugleich die Hauptstraße nach Lissabon, die wirklich hier in ihrem Beginn ein heerstraßenmäßiges Ansehen hat, da sie sehr breit und gepflastert ist. Doch verliert sich dieß da, wo sie zwischen die Gärten einbiegt und sich von der auf Bogen gebauten Wasserleitung, an der sie eine Strecke weit fortläuft, bald wieder verliert, und alsdann ist sie nicht besser als jeder andere Landweg, der hin und wieder Zeichen an sich trägt, daß man ihn einstens einmal in eine breite Straße habe umgestalten wollen, womit man aber nicht zu Stande gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die muselmännischen Provinzen Rußlands in Asien.

III. Die Provinz Karabag.*)

1. Gränzen und Ausdehnung.

Die Gränzen der Provinz Karabag bilden gegen Norden der Kreis von Jelisabetpol und die Provinzen Schekl und Schirwan; gegen Osten die muganische Steppe; gegen Süden die Provinz Nachitschewan und der Fluß Araxes, welcher das russische Gebiet von Persien trennt; gegen Westen die Provinzen Nachitschewan und Eriwan, und die Flüsse Kurak Tschai und Kara Tschai, welche an der Gränze gegen den Kreis von Jelisabetpol hinfließen. Die Ausdehnung des Landes wird auf 15,000 Quadratwerste gerechnet.

2. Bodenverhältnisse.

Diese an Wäldern reiche Provinz hat den Namen Karabag erhalten, was im Tatarischen „schwarzer Garten" bedeutet. Sie ist größtentheils von den Vorbergen des Ararats durchzogen, die meist mit Wald oder dichtem Grase bedeckt sind, und nur im Magal Migrigüne treten unfruchtbare Felsen hervor. Für den höchsten Berg gilt der Sary Dara, der sich auf 5000 Fuß über die Fläche des kaspischen

*) Die einzelnen Theile des mehr erwähnten Werkes, woraus diese Mittheilungen entnommen worden, sind von verschiedenen Mitgliedern derselben Commission, die zur Erforschung der transkaukasischen Provinzen abgesendet wurde, verfaßt. Die beiden ersten Mittheilungen über Schirwan und Daisch sind von einem Hrn. Wassli Lenkobytow, der Abschnitt über Karabag von einem Hrn. Dmitri Subarew unterzeichnet.

Meeres erhebt. Uebrigens beginnt von der Mündung des Kara Tschai an eine weite Ebene, welche sich an dem rechten Ufer des Kur hinzieht, und bis hinüber zum Araxes, fast bis an die Brücke von Chudaferin, erstreckt. Auf dieser Ebene befinden sich die Magale: Jäger-Midort, Dschiwanschir, Käberli Nr. 1 und 2, Oekonom, Otus-Jekin, Takli-Muganli, Disach-Dschiwanschir und Araspar. Es gibt auch noch einige kleine enge Thäler an den Mündungen der Flüsse Akjäri oder Barguschat, Tschaundur und Bafit. Alle diese Gegenden zeichnen sich durch Fruchtbarkeit aus.

Der Boden der Provinz Karabag ist sehr verschieden: Dammerde bedeckt die bergigen Striche, mit Ausnahme des Magals Migrigüne, wo der Boden steinig ist; in den Ebenen, die des Akjäri, Tschaundur und Bafit ausgenommen, besteht der Boden aus Thon und Sand, und ist zum Theil mit einer Salzkruste bedeckt. Die bergigen Striche können wegen des gemäßigten Klima's nur Weizen, Gerste, Spelt, Flachs und zum Theil Hirse erzeugen. Die Ebenen sind aber geeignet zu Hervorbringung aller Arten von Pflanzen eines heißen Klima's, jedoch nur da, wo hinreichend Wasser zu Bewässerung der Felder vorhanden ist. Die am besten bebauten Ländereien finden sich in den Kreisen Chatschin, Warandin, Disach, Oekonom, Gangäfur, Sisslan, Latiw, Tschaundur und Barguschat; die unbebauten Striche finden sich in bedeutender Menge auf dem linken Ufer des Araxes und dem rechten Ufer des Kur, vom See Kanmo Göl bis zur Quelle des Flusses Bafarbschi Tschai, so wie im Magal von Talysch, Tscheläbürt und Tossian. Alle diese bleiben unangebaut, theils wegen geringer Bevölkerung, theils wegen Mangel an Wasser. Zu den unfruchtbaren Strichen gehören nur die Felsen des Magals Migrigüne, und die hohen Berge, die bis zum Ende des Frühjahrs mit tiefem Schnee bedeckt sind.

3. Klima.

In den bergigen Theilen ist das Klima jederzeit gesund und kühl, die Kälte steigt bis auf 10 Grad und darüber, der Schnee fällt im Anfang Octobers, bedeckt aber die Berge nicht vor Ende Novembers oder Anfang Decembers; der Frühling beginnt mit Ende Aprils, ist aber zu dieser Zeit von fast unaufhörlichen Regengüssen begleitet. Der Sommer ist gemäßigt, der Herbst größtentheils regnerisch. Auf den Ebenen, namentlich an den Flüssen Kur und Araxes, an den Mündungen des Akjäri, Basar Tschai, Kapan Tschai und Bafit Tschai, ist das Klima ausnehmend heiß, und erzeugt hitzige und kalte Fieber; der Schnee zeigt sich im December und Januar, bleibt aber nie über eine Woche liegen. Frühjahr und Herbst sind gewöhnlich äußerst schön, der Sommer aber unmäßig heiß, übrigens sind die Nächte dort im Allgemeinen ziemlich kühl.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen am Oregon u. s. w.

Reise vom Vancouver-Fort durch das Felsengebirge nach der Hudsonsbai.

(Schluß.)

So hatte Douglas' erste an Entdeckungen und Abenteuern reiche Reise im nordwestlichen Amerika, welche sich vom Australocean bis zu den Columbia- oder Oregan-Quellen und von da bis zum atlantischen Meer erstreckte, glücklich geendet.

Es ist ein Glück für ihn wie für die Wissenschaft zu nennen, daß er sich die Westseite des Felsengebirges zum Schauplatze seiner Forscher- und Sammler-Reisen erkoren hatte, denn eben in dem Zeitraume, wo er dieselben bewerkstelligte, wurde die Ostseite dieses columbisch-missourischen Cordillerenzuges von den oben genannten gleichfalls britischen Naturforschern Drummond und Richardson bereist. Ersterer beinahe in derselben Parallele mit Douglas, der andere mehr in der Polargegend, und das Ergebniß ihrer vereinten Bestrebungen ist eine Masse reicher und unschätzbarer Sammlungen gewesen, welche ein neues Licht über die Naturgeschichte verbreitet, zu gleicher Zeit aber auch, obwohl nur nebenbei, die geographische Kunde jener vorzüglich in dieser Hinsicht noch unerforschten Erdstriche bereichert haben.

Vor Allem aber ergebnißreich ist die botanische Ausbeute der eben — so gut als es die unvollständigen und offenbar eilfertig abgefaßten, und sagen wir es unumwunden, nicht mit der gebührenden wissenschaftlich-kritischen Sorgfalt durchgesehenen und herausgegebenen Tagebücher gestatteten — geschilderten ersten nordwestamerikanischen Reise des H. Douglas gewesen. Einem von Lindley angefertigten Verzeichnisse zufolge beläuft sich nur allein die von Douglas auf der ersten Reise entdeckten und nach England geschickten neuen Gewächsarten auf hundert und vier und sechzig, worunter drei Fichten, deren eine die bis jetzt bekannte höchste Baumart, drei Clarkien, ein Rhododendron, eine Anemone und eine Malva. *)

Vermischte Nachrichten.

Ein Hr. Downing hat kürzlich ein Werk über China herausgegeben, worin er sich namentlich über die häuslichen Sitten der Chinesen ausbreitet. Im Capitel über die Hunde bemerkt er, daß sie häufig gleichfalls zur Speise dienen, und daß die Fleischer in Canton immer einen Stock oder eine andere Waffe bei sich führen müssen, um die Angriffe der lebenden Hunde abzuwehren, welche den Mord der andern Hunde rächen wollen. Das Fleisch wird auf dem Markt aufgehängt, wie bei uns das Schafsfleisch, und die jungen Hündchen, welche eben so wie in Europa die Lämmer als ein Leckerbissen gelten, werden in Käfigen oder Körben, die man in Bambusstäben auf der Schulter trägt, auf den Markt gebracht.

•

Ende April wurde zu Meung in Frankreich eine seltsame Entdeckung gemacht; einige Arbeiter entdeckten bei der Arbeit in einem Steinbruch einen runden mit Sculpturen verzierten Stein, der einen nicht sehr tiefen Brunnen bedeckte, auf dessen Boden man das vollständige Skelet einer Frau fand. An einem der Finger trug sie zwei Ringe, einen glatten silbernen und einen sehr starken von reinem Gold, auf welchem ein Ritter mit einem Helm und einem am rechten Arm hängenden Degen abgebildet war. Man verliert sich in Vermuthungen über den Ursprung dieses Fundes, der wahrscheinlich die Geduld der Alterthumsforscher auf die Probe stellen wird.

•

*) Daß wohl auch manche davon nicht nach Europa gelangt seyn mag, möchte man unter Anderem aus einer Bemerkung des berühmten Herausgebers schließen, welcher einer Angabe von Douglas, daß er auf einem Ausfluge vom Vancouver-Fort aus ein neues Lodum gefunden habe, hinzufügt: es sey selbes weder unter den Sammlungen, noch auch eine Beschreibung davon in den Handschriften vorgefunden worden. Dieselbe Bemerkung fügt er der Angabe Douglas' bei, daß er in der Gegend des Kettle-Falls ein liebliches Gewächs, vermuthlich eine Clethra, gefunden habe, welche in den dortigen Gebüschen in Fülle vorkomme, und hoffentlich bald seine Stelle im englischen Ziergarten einnehmen werde. M.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 142.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Mai 1838.

Die Mammuthknochen im Samojedenland.

(Aus dem Bulletin scientifique der k. russ. Akademie.)

Das Mammuth (russisch mamont) ist nach den Begriffen der Samojeden ein riesenhaftes Thier, das die Tiefen der Erde bewohnt, wo es sich finstere Gänge und Pfade gräbt und sich von Erde nährt. Auch führt es in ihrer Sprache den Namen Jengora, d. i. Hengst der Erde, oder im Sinne der Sprache: Wirth der Erde, Herr der Erde. Sie glauben, daß dieses Thier noch jetzt lebe, da die Gebeine desselben so frisch und wohlerhalten gefunden werden. Nahe bevorstehender Tod aber ist das traurige Loos dessen, der das Unglück gehabt auf seinen Wegen dergleichen Gebein des Erdbeherrschers zu begegnen; er muß ihm bald zur Erde folgen, wenn er sein düsteres Verhängniß nicht durch ein Opfer abwendet, das er den Dämonen (Tadebzinn) mit einem Rennthier darbringt. Dann aber hält er sich auch für den Besitzer des Knochens und erwirbt sich durch das dargebrachte Opfer das Recht, denselben zu verkaufen oder nach Gefallen zu verwenden. Alles Dunkle, Geheimnißvolle, das nur in der Sage lebt, und wovon einzelne Spuren nur an das Tageslicht gelangen, birgt die Erde in sich. So halten die Samojeden dafür, daß die Tschuden oder Sihrtje, wie sie sie nennen, die früher ihr Land bewohnt und deren Spuren man hie und da findet, noch gegenwärtig im Schooße der Erde hausen, ein reiches Geschlecht, reich, weil sie an den Quellen des Reichthums, bei den edlen Metallen leben, die sich in der Erde befinden. Daß sie diese wohl kennen, ersieht man daraus, daß man Blei und Zinn, Geräthschaften aus Kupfer und Gußeisen in den Erdhügeln der Sihrtje findet.

Unter dem Namen mamontowy kosti, Mammuthknochen, samojedisch Jenjamd, Erdknochen, werden von den Bewohnern des östlichen Theils des archangel'schen Gouvernements alle Gebeine urweltlicher Thiere überhaupt begriffen. Man findet sie bisweilen in den Ländern der europäischen Samojeden hie und da an Seen und Flüssen, aus deren hohen Ufern sie durch Unterwaschung des Erdreichs zum Vorschein kommen; und ich habe bei den Samojeden mancherlei Kleinigkeiten, als Knöpfe an ihren Harjei (der Stange zum Antreiben der Rennthiere), die Knöchelchen, die beim Anspann der Rennthiere gebraucht werden, Pfeifen ꝛc. aus dergleichen verfertigt gesehen, und nicht selten haben sie sie den Russen und Syrjänen verkauft, durch welche sie nach Cholmogory und Archangelsk kamen, wo aus fossilem Elfenbein mancherlei artige Zierrathen gedrechselt werden. Am häufigsten jedoch werden die fossilen Gebeine im hohen Norden Sibiriens, bekanntlich an den Ausflüssen des Obj und Jenissei gefunden, dann aber auch auf der arktischen Halbinsel, die von dem karischen Meere bespült, zwischen diesem und der obischen Bucht gelegen, und von Samojeden des Harjuzistammes bewohnt wird, bei den Russen das karatscheische Land der Samojeden genannt. Des erwähnten religiösen Aberglaubens wegen hält es für einen Reisenden schwer, bei den sonst treuherzigen Samojeden etwas Umständlicheres und Wahrhaftes über die in ihrem Lande sich findenden Gebeine urweltlicher Thiere zu erkunden. Sie mögen mit den ominösen Knochen nicht gern etwas zu schaffen haben; offener und treuherziger sind sie in dieser Hinsicht gegen die Mesener und die Bauern von Pustosersk, die alle Jahre mit ihren Rennthieren die Tundra besuchen und des vortheilhaften Handels mit den ehrlichen Samojeden wegen bis in die entferntesten Gegenden der Harjuzihalbinsel hinaufziehen, jeden Winter aber auf dem Jahrmarkt in Obdorsk erscheinen, wo sie nebst andern Waaren auch immer eine Quantität fossiles Elfenbein bei den Samojeden eintauschen, das sie dann weiter nach Archangelsk hinschaffen. Mit diesen sind die Samojeden bekannter, verbunden mit ihnen durch Handelsverhältnisse, und Gefährten ihres derweiligen Nomadenlebens. Gegen diese sind sie daher auch geschwätziger als gegen einen durchreisenden Fremden und ein Schluck Branntwein thut endlich das Letzte, um eine erwünschte Kunde herauszulocken. Auch ist den Russen selbst das Land durch Autopsie weit und breit bekannt, und Vieles muß ihnen selbst auf ihren Wanderungen aufstoßen, was ihnen auch die Eingebornen verschwiegen hätten.

Lebensbilder aus Portugal.

Aufenthalt in Setubal.

(Fortsetzung.)

Bevor man auf diesem Wege nach dem Campo kommt, läßt man zur Linken einen kleinen Platz, mit einer beinahe

isolirt stehenden Kirche, vor welcher ein großes steinernes Kreuz steht, das mich stets sehr interessirt hat, da es ganz und gar aus polirten Felsenstücken des älteren Sandsteins mit den conglomeratartigen Verbindungen seiner verschiedenen Felsbildungen zusammengesetzt ist. Auch das Portal der Kirche, so wie das Innere der Kirche, die wahrscheinlich zu einer der ältesten in Setubal gehört, und gewiß mehrere hundert Jahre alt ist, enthält eine Menge freistehender und spiralförmiger Säulen, welche das Gewölbe der Decke tragen, die alle aus diesem festen Conglomerate bestehen, welches polirt, dem Breccien-Marmor gleicht, und von dem Eisenoxyd, welches dasselbe enthält, eine röthliche Färbung hat. Die Bestandtheile dieses Conglomerats — welches, beiläufig gesagt, zu der Formation des Rothtodtliegenden gehört, woraus die nächsten Berge Setubals hauptsächlich bestehen — hier anzuführen, würde den meisten Lesern von wenigem Interesse seyn, wird also übergangen, dagegen aber noch bemerkt, daß an den hintern Theil der Kirche mehrere Gebäude stoßen, die zu einem ehemaligen oder noch jetzt vorhandenen Nonnenkloster gehören. Diese Klöster, als die Sitten noch einfacher, waren sonst die Hauptversammlungsörter der vornehmeren Welt, woselbst in dem weitläuftigen Sprachzimmer die Nonnen, durch Gitter getrennt, ihre Soirées gaben. Da erklang Gesang und Saitenspiel, man trieb allerlei Scherz, man liebäugelte durch die Eisenstäbe, und kleine Wägelchen, statt Präsentirteller mit Confituren, fuhren hin und her durch die doppelten Eisenstangen; manches billet doux war mit eingebacken und fand seinen rechten Mann; manche Verabredungen darin wurden genommen, wie man trotz aller Schlösser und Clausur dennoch sich zusammenfinden konnte: denn da gab's bestechliche Pförtnerinnen oder solche, denen man während des Schlafs die Schlüssel raubte, oder man versteckte sich in der am Tage offenen Kirche, aus der man sehr leicht dann ins Kloster gelangte. Man überstieg mit Leitern die hohen Gartenmauern, oder benutzte die darin durch Zufall oder mit Vorsatz entstandenen, durch Buschwerk verborgenen Oeffnungen, und gelangte auf diese Art in die Arme seiner schmachtenden Nonne. Dieses geschah Alles zu einer Zeit, wo noch viele junge Mädchen freiwillig sich dem Klosterleben widmeten, denn es hatte noch seine eignen Annehmlichkeiten, oder wo man sie mit Gewalt einsperrte, und die hier dennoch oft mehr Freiheiten genossen, als im elterlichen Hause. Seit zwanzig und mehreren Jahren, besonders seit dem Peninsularkriege — der eine freiere und irreligiösere Denkungsart unter die Menschen gebracht, das weibliche Geschlecht gewissermaßen emancipirt hat, so daß es jetzt mehr Oeffentlichkeit in sein Leben bringt, sich nicht mehr wie ehemals versteckt, und seine Handlungen in ein geheimnißvolles Dunkel verbirgt — hat sich nicht nur der Geschmack fürs Klosterleben verloren, sondern die Eltern sind auch vernünftiger geworden; sie haben endlich gefunden, daß es besser ist eine Tochter an Mann zu bringen, als sie zu einer unkeuschen Braut Christi zu verdammen. Die Klöster sind also gegenwärtig nur mit solchen Nonnen besetzt, die abgelebt sind und ausgelebt haben; folglich ist die Attractionskraft derselben ganz und gar verloren gegangen, Niemand bekümmert sich mehr um Nonnenklöster, sie haben ihre Bedeutung verloren und darum vernachlässigte ich's auch, hierüber genauere Erkundigungen einzuziehen. Nicht fern von dieser Kirche kommt man wie unter zwei Thorfahrten unter der langen, ungefähr 20 Fuß hohen, steinernen Wasserleitung hindurch auf die grüne Wiese von Bomfim, gegen welche dieser weiß angestrichene lange Aquäduct mit seinen großen untern und kleinern aufgesetzten Bögen, die über die Niederung laufen und ihren Anfang an den Bergen nehmen, zu einer besondern ausgezeichneten Decoration dient, die, ungeachtet sie etwas kartenhausmäßig aussieht, sich doch ganz freundlich gestaltet, wie überhaupt dieser Platz einer der freundlichsten ist, den man nur sehen kann, und besonders auch in die Augen fallend, da es etwas gar Seltenes in Portugal ist, eine solche grüne Wiese oder vielmehr einen Hutrasen so nahe bei einer Stadt zu sehen. Während eines anhaltenden dürren Sommers stirbt freilich auch hier der größte Theil des Grases ab, und nur in der Mitte desselben, wo die alsdann auch nur spärlich laufende Fontaine noch einige Erfrischung dem Boden zuführt, erhält sich das Gras.

Dieser Platz ist unregelmäßig geformt und hat in seiner größten Ausdehnung, von der Wasserleitung an bis zu der kleinen Capelle von Bomfim, die von hohen, alten, dickbelaubten Ulmen beschattet ist, eine Länge von 500 Schritten und seine größte Breite mag wohl 250 Schritte betragen. Rund um denselben läuft, wie schon gesagt, eine mit alten Bäumen begränzte Allee aus Ulmen und Silberpappeln zum Fahren und Reiten, die aber von Jahr zu Jahr mehr Lücken bekommt. An diese Allee stoßen Landhäuser und Gärten, dazu nun die Gruppe von Bäumen mit der geschmackvollen Fontaine in der Mitte und den dabei angebrachten Sitzen, so wie die Schafheerden, welche auf dem grünen Anger vertheilt werden: so genießt man hier einen Anblick, der mehr an eine deutsche als portugiesische Landschaft erinnert; der Platz ist aber still, von Wenigen wird er besucht, er ist zu abgelegen, um häufiger frequentirt zu werden, und nur dann wird es lebhafter auf demselben, wenn die Nationalgarde von Setubal ausrückt und hier exerciren muß, was in jedem Monat gesetzmäßig nur Einmal geschehen soll. Von diesem Campo aus führen eine Menge Wege zwischen wohlgebauten Gärten hin in die Umgegenden und gewähren die angenehmsten einsamen Spaziergänge, die aber von Portugiesen nicht geschätzt werden, da diese die Einsamkeit nicht lieben. Hier hört man vom Monat März an bis in den Monat Junius hinein den Gesang ungemein vieler Nachtigallen, welche den Genuß der Promenaden auf diesen Wegen noch erhöhen; allein auch dieses läßt einen Portugiesen ungerührt: um Nachtigallen zu hören, setzt er keinen Fuß vor die Thüre. Die schönste aller Promenaden aber ist die zwischen den Gärten hin, nach dem auf einer Anhöhe romantisch gelegenen Kloster Brancane, aus dem nun auch die Pfaffen vertrieben und das jetzt der Zerstörung der Zeit und dem Frevel der Menschen anheim gefallen. Welchen herrlichen Sommersitz für einen reichen Particulier würde dieses nicht abgeben? Da man ihm aber außer der nächsten Umgebung eines kleinen künstlichen Blumengartens mit Buchsbaum- und Myrtenhecken und künstlichen Cascaden, einem tiefer liegenden, dunkeln Oelgarten und einem Weinberg an der hintern

Seite, alle seine übrigen Einkünfte genommen hat, und reiche Leute hier keinen Geschmack für ländliche Besitzungen haben, die nichts einbringen, auch das Landleben überhaupt nicht lieben, so findet sich kein Käufer zu diesem Kloster, ungeachtet dasselbe für ein wahres Spottgeld, für 1500 Thaler, feil geboten ist, so daß man glaubt, daß es am Ende werde abgebrochen und die Baumaterialien verkauft werden. Wenn man den ersten Hügel auf einem breiten Fahrwege erstiegen, so kommt man auf einen geräumigen, aber ansteigenden, mit steinernen Kreuzen besetzten Vorplatz, der mosaikartig gepflastert und zu beiden Seiten mit alten Ulmen besetzt ist, die einen dunkeln Schatten verbreiten, ein feierliches Düster, angemessen der Sitte des Orts, der Wohnung frommer Mönche. Gerad aus führt diese Baum-Allee nach dem großen Portal der Klosterkirche, einige steinerne Stufen hinauf. Die Kirchthüre stand offen, als wir sie besuchten, ich glaube gar, es existirte keine mehr, man hatte sie gestohlen; inwendig sah es wüst aus, die hölzernen Altarzierrathen waren abgerissen, hier und dort lagen Trümmer von Heiligenbildern, ein großes Stück von der Decke war herabgestürzt, und so stellte dieses schon ein trauriges Bild der Vergänglichkeit und zugleich einer schlechten Regierungsverfassung dar, die aus Sorglosigkeit Alles zu Grunde gehen läßt, was nicht einen augenblicklichen Nutzen gewährt. Neben der Kirche war die eigentliche Klosterpforte, zu der wir den Schlüssel von der Stadtbehörde erhalten. Aber auch hier, trotz des Verschlusses, war ein trostloser Anblick, Alles wüst und leer, manche ausgehobene und zerschlagene Thüren und Fensterläden; denn nach Abzug der Mönche hatte man nicht einmal die Vorkehrungen getroffen, daß die Behörden das Restirende unter Schutz und Schirm genommen: es war Alles völlig dem Volke Preis gegeben, jedweder raubte, was ihm nützlich und werth schien, und nur, als endlich nichts mehr zu stehlen war, fiel es dem Gouvernement ein, die Verlassenschaft der Mönche unter die einstweilige Beaufsichtigung der Ortsbehörden zu stellen. Allein was hilft nun eine solche Beaufsichtigung, da nicht nur das Werthvollste schon abhanden gekommen, sondern auch den Behörden keine Mittel gegeben werden, wenigstens die Gebäude nothdürftig erhalten zu können, die Löcher in den Dachziegeln zu stopfen, durch die der Regen dringt, der in kurzem Wände, Decke und Fußboden zerstört? In dieser Hinsicht wirkt in keinem Lande die Zerstörung schneller wie hier, wo die beiden Extreme, übermäßige Feuchtigkeit und die größte Ausdorrung, vorkommen. Dieses Gebäude besteht aus vier Flügeln, mit einem Hof in der Mitte, wie fast in allen Klöstern, wovon aber nur zwei bewohnt wurden, denn die eine Seite nahm die Kirche ein, und die andere bestand nur aus einem schmalen Corridor. Die Aussicht aus den Fenstern, ohne Glasscheiben, dieses abgelegenen stillen Asyls der Frömmigkeit, über die Orangengärten, Weinberge, Landhäuser, die Stadt, das Wasser, und nach der hohen Felsenburg von Palmella, ist einzig in ihrer Art, und aus der kleinen Besitzung, die das Gebäude umgibt, da es derselben auch nicht an Wasser fehlt, ließe sich ein Elysium schaffen. Selbst die Pfaffen hatten schon Vieles gethan, doch in ihrem Geschmack, um sich ihren Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen; sie hatten schattige Gänge von Reben mit den herrlichsten Trauben, kühlende Bassins, und sogar einen Pavillon auf der höchsten Höhe des Hügels ihrer Besitzung, von dem die Aussicht noch erweiterter war, und zum Meer hinaus reichte. Dieses Kloster soll eines der kostbarsten Originalbilder von Rubens besessen haben, und man weiß nicht recht, wo dasselbe hingekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Seltener Münzenfund.

Die mit Ausgrabungen zur Anlegung von Gasleitungsröhren in den Straßen von Chalons beschäftigten Arbeiter haben eine beträchtliche Zahl Münzen des Alterthums und des Mittelalters gefunden: unter Anderem eine Lucilia Augusta, einen seltenen D. N. Justinianus, einen Viertelsthaler von Karl X, Cardinal von Bourbon, König der Ligue, 1594; eine ziemlich seltene Münze von einem Herzog von Burgund; mehrere Münzen von Heinrich von Dombes, 1605, und von Maria von Dombes, 1626; endlich eine Münze von Heinrich I, König von Frankreich von 1051 bis 1060. Diese äußerst seltene Münze ward zu Chalons sur Saône geprägt. Die Vorderseite zeigt zwei P., welche ein Kreuz bilden, mit der Umschrift: Henricus Rex. Auf der Rückseite liest man: Civitas Cavilon, mit einem B. im Schild. — Auch hat man ein antikes, sehr schönes kleines Pferd von Erz gefunden. (Franz. Bl.)

Die muselmännischen Provinzen Rußlands in Asien.

III. Die Provinz Karabag.

(Fortsetzung.)

4. Gewässer.

In der Provinz Karabag finden sich drei Seen: Kanmo Göl, Tschopmo Göl und Kara Göl, welche mehr an der eriwanischen Gränze liegen. Der erste hat 7 Werste im Umkreise, die andern sind unbedeutend. Die bedeutendsten Flüsse sind: der Kur, welcher von der rechten Seite den Araxes, den Kargar, den Terter, den Intscha Tschai, Kara Tschai und Kurak Tschai aufnimmt. *) In den Araxes ergießen sich von der linken Seite der Migri, der Basit, Malwalin, Tschaundur oder Kapan, der Altjäri, Chatschin, Chanatin und Kostu Tschai. **) Der Basit Tschai entspringt im Magal Dschaundur aus dem Berge Schschfürt und fällt 4 Werste oberhalb der Mündung des Kapan Tschai in den Araxes. Der Malwalin entspringt aus den Quellen des Berges Mamadych und fällt 55 Werste oberhalb der Mündung des Basit in den Araxes. Der Tschaundur oder Kapan, welcher von dem Frieden von Gulistan bis zu dem von Turkmentschai der Gränzfluß zwischen Rußland und Persien war, entspringt in dem Magal Kapan, aus dem Berge Karyschit. Der Altjäri, der in seinem obern Laufe

*) Diese Aufzählung ist von Südost gegen Nordwest gemacht, die Karte aber gibt, in derselben Ordnung aufgezählt, zuerst den Araxes, dann den Kargar, welchem ein Chatschin Tschai folgt, nach diesem kommt der Terter, hierauf zwei unbenannte Flüsse, die nicht bis in den Kur gelangen, sondern sich in der Ebene verlieren, sodann ein Güran Tschai und endlich der Kurak Tschai. Wahrscheinlich hat die Karte Unrecht, da sie auch sonst mehrere alte Fehler zeigt.

**) Hier gibt die Karte den Migri, dann drei kleine Flüßchen, hierauf den Saw, den Saundur, den Akera, in den sich früher schon der Verguschet ergossen, und einen starken halben Grad weiter östlich vier ungenannte Flüsse. Das Auffallendste ist, daß das Buch einen Chatschin Tschai, als von der linken Seite in den Araxes fallend, aufführt, während die Karte ihn als in den Kur fallend angibt.

Tschinli heißt, bildet sich in dem Magal Hadschi Samli aus zwei Flüssen, der Schalwa und Alättscha, und fällt in der Nähe des Dorfes Scharisan in den Araxes. Der Basar Tschai*) kommt aus dem Berge Sary Dara. Der Chatschin kommt aus den Bergen in dem Magal Chatschin, seine Gewässer erreichen aber selten den Araxes, und er verbreitet sich größtentheils in den Feldern und Gärten in dem Magal Otus Jekin. Der Chanaschin oder Kondeman entspringt im Magal Warandin aus den Kadschar-Bergen. Der Kosiu Tschai entspringt aus den Bergen des Magals Disach, nahe bei dem Dorfe Tagisir, seine Gewässer erreichen jedoch selten den Araxes, da sie auch in die Gärten und Felder des Districts Chürdapara vertheilt werden. Der Kargar bildet sich aus drei Flüssen in der Nähe der Festung Schuscha, und wird tiefer unten gleichfalls in Gärten geleitet. Der Terter, der bedeutendste Fluß in der ganzen Provinz, entsteht in dem Magal Hadschi Samli aus zwei Flüssen, dem Istisu und Saltich, und fällt in den Kur. Der Jntscha Tschai entspringt in dem Magal Dscheläbürt aus dem Berge Gulistan, und wird in die Felder des Magals Jäger-Midort geleitet. Der Kara Tschai entspringt im Magal Tscheläbürt am Berge Mirow, und theilt sich im Districte Kara Tschinar in zwei Arme, von denen nur der eine, Geran genannt, in den Kur fällt, der andere aber sich über die Felder verbreitet. Der Kurak Tschai, der Gränzfluß der Provinz Karabag gegen Jelisabetpol hin, kommt aus den Bergen der letztern Provinz. Der Kur fließt zwischen hohen zerrissenen Ufern, und der Araxes von dem Dorfe Migri bis zu der Brücke von Choudaferin zwischen hohen Felsen; deßhalb dient ihr Wasser nicht zur Bewässerung der Felder, und nur ein einziger Canal ist aus dem Araxes nach den Feldern von Dschabrail und einigen Dörfern des Districts Araspara geleitet. In Bezug auf den Landbau sind die bedeutendsten und nützlichsten Flüsse der Provinz der Terter, welcher 137 Dörfer, der Kargar, welcher 42, der Basar Tschai, welcher 22, der Afjäri, welcher 55, der Karan Tschai oder Tschaundur Tschai, welcher 12, und der Kendalet Tschai, welcher 7 Dörfer mit Wasser versieht.**)

Alle oben beschriebenen Flüsse laufen in ihrem obern Theile zwischen hohen Bergen, und nur in geringer Entfernung von der Mündung können Canäle daraus abgeleitet werden. Im Allgemeinen sind sie seicht, und man kann zu allen Jahreszeiten durch Furten übersetzen, den Kur, Araxes, Terter, Kargar und Basar Tschai ausgenommen, welche im Frühjahr sehr tief werden; da sie in steinigen Betten rasch dahin strömen, so sind sie für die Schifffahrt ganz unbrauchbar. Hinsichtlich des Fischfanges sind der Kur und Basar Tschai bemerkenswerth, im erstern werden Störe, Semrjugen, Lachsforellen und Aals gefangen, im letztern eine vortreffliche Forelle mit rothen Flecken.

5. Natureerzeugnisse.

Aus dem Thierreiche finden sich hier dieselben Arten, wie in der Provinz Schirwan. Aus dem Pflanzenreich, außer den Kornarten und andern Gewächsen jener Provinz, eine Menge Trüffeln und andere Pilze, so wie auch verschiedene Straucharten. Die Wälder bestehen größtentheils aus Eichen, Platanen, Wallnußbäumen, Pappeln, Cypressen, rothen Rüstern, Eschen, Birken u. dgl.; alle Berge sind davon bedeckt, und auf dem rechten Ufer des Kur, so wie auf dem linken des Araxes, von dem Nomadenlager Gadschali bis zur Mündung des Araxes, befinden sich gleichfalls Eichenwälder. Von der Brücke von Choudaferin bis zum Magal Disach Dschiwandschir, am Ufer des Araxes auf der gegen den Magal Gochtschai hinliegenden Seite, in den Magals Ginel, Tschaundur und Barguschat sind waldlose Striche. Im Allgemeinen ist das Holz in Karabag dauerhaft und gut zum bauen, doch braucht man es hauptsächlich zum Erwärmen der Wohnungen, da die Einwohner vom October bis zum April fast unaufhörlich Feuer unterhalten. Nach der Veste Schuscha werden Holz und Kohlen aus den Dörfern des Magals Warandin zum Verkaufe geführt, und aus dem Magal Migrigüne gehen Kohlen nach Ordubad. Das Holz kostet 20, die Kohlen 40 K. S. die Last.

Aus dem Mineralreiche findet sich Naphtha in geringer Menge, Kupferlies, Schmirgel, Kalkstein, Töpferthon, Sag, eine besondere Art Thon, die man zu Bearbeitung der Säbel- und Dolchklingen anwendet, und Salz, das man 7 Werste von dem Dorf Achdschabad aus zwei Seen gewinnt, von denen der eine 500, der andere 200 Klafter im Umkreise hat. Im Frühjahr füllen sich die Seen durch den auf den Bergen schmelzenden Schnee mit Wasser, im Sommer, wenn das Wasser ausgetrocknet ist, bedecken sie sich eine halbe Arschine tief mit Salz, wovon die Einwohner der umliegenden Dörfer manchmal 100,000 Pud einsammeln. Es ist etwas bitter, doch wird es für das Hornvieh, Pferde und Schafe, so wie zum Einsalzen der Fische dem von Nachitschewan vorgezogen. Wenn der Regen ausbleibt, gibt es kein Salz, dagegen zeigt es sich in einem regnerischen Sommer mehrere Mal, und um jedes Jahr Salz im Ueberflusse zu haben, braucht man nur Wasser aus dem Flusse Kargar auf die benachbarten Felder zu leiten.

6. Verbindungswege.

Durch die Provinz Karabag führen drei ziemlich gut angelegte und für Wagen brauchbare Straßen: die erste von der Gränze des Kreises Jelisabetpol nach Schuscha über die Posten von Seiwi, Terter, Schachbulach und Askeran; die zweite aus Schuscha durch den Magal Jäger-Midort und über den Fluß Kur nach Nucha, und die dritte durch die Magals Jäger-Midort, Dschiwanschir Käderly, Otus Jekin, Disach Dschiwandschir und Disach nach Persien. Der letztere Weg durchschneidet die Flüsse Kurak Tschai, Kara Tschai, Jntscha Tschai, Terter und Kargar, über die man durch Furten setzt, und den Araxes, über den eine mächtige steinerne Brücke, Choudaferin genannt, erbaut ist. Saumstraßen führen aus Schuscha über die Dörfer Gürüssy und Parnaut nach Nachitschewan, und durch das Dorf Migri und den Magal Warandi nach Ordubat und der Provinz Eriwan. Der erstere und der letztere der geschilderten Wege sind im Winter wegen des tiefen Schnees, der die Berge vom December bis Ende Aprils bedeckt, unbrauchbar. Die Anlegung einer Straße von Schuscha nach Nachitschewan über die Dörfer Gürüssy und Parnaut hält man für die nächste Verbindungsstraße zwischen Tiflis und Tebris, und außer der Erleichterung des Handels bietet sie auch den Vortheil, daß die in Schuscha garnisonirenden Regimenter sich aus dem Kreise Sangäsur, der einen großen Reichthum an Wiesen und ein gesundes Klima hat, mit Fourage versehen können, statt aus der Umgegend der Veste Askaran im Kreise Gokschali, wo das Klima für nicht so gesund gehalten wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) In der Nähe seiner Mündung Barguschat genannt.

**) Man erstieht aus diesen letztern Aufzählungen die Gründe einiger Fehler auf der Karte wohl, im Ganzen genommen aber ist es unmöglich, den Angaben des Buchs auf der Karte zu folgen, und hauptsächlich deßwegen sind die im Buche sehr sorgfältig aufgezeichneten Nebenflüsse weggelassen worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 143.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

23 Mai 1838.

Ueber die Coloniſation der Römer in Nordafrika.

(Aus einem Vortrag des Hrn. Dureau de la Malle in der franzöſiſchen Akademie.)

Das von den Römern in den eroberten Provinzen eingeführte Regierungsſyſtem iſt noch nicht hinlänglich ſtudirt worden, obwohl es zu großen Reſultaten geführt hat. Hr. de la Malle ſagt: während wir ſehen, wie die griechiſchen Colonien, durch zufällige Umſtände und manchmal durch geringfügige Urſachen veranlaßt, ſich fortwährend von ihrem Mutterlande trennen, ziemlich häufig gegen daſſelbe kämpfen, und trotz der mächtigen Bande des gemeinſamen Cultus, der Sitten und Sprache, welche ſie mit ihrem Mutterlande vereinigten, im Laufe eines Jahrhunderts ihre Verbündeten und Beſchützer wiederholt ändern, bieten uns im Gegentheil die römiſchen Colonien und die dem Reiche einverleibten freien oder monarchiſchen Staaten das Schauſpiel einer beinahe unauflöslichen Vereinigung mit dem Mutterland oder mit dem erobernden Volke dar." Dieſe Wirkung iſt um ſo überraſchender, als die römiſche Regierung, da Rom im Grunde nur eine Municipalität war, weiter nichts als ein Enſemble von Municipal-Inſtitutionen war, was die Aufrechthaltung des geſellſchaftlichen Verbandes in einem ſo großen Reich äußerſt ſchwierig machte. Dennoch dauerte dieſe Einheit länger als fünf Jahrhunderte.

Die Zeugniſſe, welche uns das Alterthum über das Syſtem der römiſchen Verwaltung in Numidien, welches das ganze Gebiet der Regentſchaft von Algier, einige Landſtriche des Kaiſerthums Marokko und das Gebiet von Tunis umfaßte, hinterließ, ſind gering an der Zahl und ſehr lakoniſch abgefaßt; ſie beſchränken ſich auf wenige Zeilen. Dio Caſſius ſagt, im Jahre 729 der Stadt Rom ſeyen einige Kantone Numidiens und Gätuliens wieder zur römiſchen Provinz gemacht worden; auch habe Claudius ſpäter Mauritanien in zwei Provinzen getheilt, welche er nach dem Namen ihrer Hauptſtadt das cäſariſche und das tingitaniſche Mauritanien nannte. Plinius, Tacitus und Aurelius Victor ſtimmen hiemit überein.

Es iſt dieß Alles, was die gleichzeitigen Schriftſteller uns über die Form der römiſchen Regierung in Numidien mittheilen. Allein Hr. Dureau de la Malle bemerkt ganz richtig, daß wir die nach der Eroberung des carthagiſchen Gebietes durch Scipio Aemilius in Sicilien, Aſien und ſelbſt in Afrika angewandte Organiſation der römiſchen Provinz wieder erkennen. Daraus ſchließt er mit Recht, daß nach der Eroberung Numidiens durch Julius Cäſar daſelbſt dieſelbe Organiſation in Anwendung gebracht worden ſeyn müſſe. Man findet auch wirklich in der uns von Plinius hinterlaſſenen, geographiſchen Beſchreibung Numidiens und des cäſariſchen Mauritaniens, zur Zeit Veſpaſians, alle Elemente der römiſchen Provinz, wie dieſelbe in Sicilien beſtand.

Nach ſehr ſorgfältigen Unterſuchungen über die vergleichende Geographie fügt er noch bei: „Mauritanien umſchloß im Ganzen, wenigſtens zu Anfang der Regierung Veſpaſians, dreizehn römiſche Colonien, drei freie Municipalſtädte, zwei Colonien, wovon die eine das lateiniſche, die andere das italiſche Recht genoß. Alle andern Städte waren frei oder zinsbar. Zur Zeit des Plinius hatte Numidien zwölf römiſche, lateiniſche oder italiſche Colonien, fünf Municipalſtädte und einunddreißig freie Städte; die übrigen waren dem Tribut unterworfen."

„Man ſieht, wie viele Mittelpunkte der Civiliſation, Stapelplätze zum gegenſeitigen Tauſche, Schutzwehren zur Vertheidigung des Gebietes ſich die Römer in Afrika durch die Errichtung jener Militärcolonie geſchaffen hatten, welche Cicero in ſeinem poetiſchen Style die Schießſcharten des Reiches nennt, ſo wie durch die Gründung jener friedlichen Colonien, welche er die Propaganda der römiſchen Civiliſation genannt hat."

Der Verfaſſer erklärt hierauf, was man unter dem Rechte von Latium, unter dem italiſchen Rechte, unter dem der Municipal-, der freien oder verbündeten Städte, ferner unter den Rechten und Laſten der zinsbaren Städte und Kantone verſtand, und glaubt, die Meinung Savigny's widerlegen zu müſſen, demzufolge das italiſche Recht nur auf Städte, nicht aber auf Perſonen ſich beziehe. Dieſe Behauptung wird durch einen förmlichen Ausſpruch von Livius und durch eine Stelle Cicero's widerlegt.

Man erhält hier einen Begriff von der Gewandtheit des römiſchen Senats, welcher ſeinem, ſeit dem Beginn der Republik eingeführten, Agglomerationsſyſtem folgend, nach der Reihe die

mächtigen Triebfedern der Furcht, des persönlichen Interesse's und der Eitelkeit anwendete, um die eroberten Völker an die Hauptstadt zu fesseln, und um die politische Einheit in einem großen Reiche, der verworrenen Anhäufung verschiedener Nationen, Sitten, Religionen und Sprachen aufrecht zu erhalten.

Dadurch unterscheidet sich auch wirklich, wie der Verfasser am Eingange bemerkt, das System der römischen Colonisation vor dem der griechischen Colonie; auch erklärt dieser Unterschied die Verschiedenheit der Resultate. Während der aus seinem Vaterlande verwiesene Colonist zu Athen und Sparta alle seine Rechte verlor, ohne jemals den Rang seiner Väter wieder erlangen zu können, konnte im Gegentheil zu Rom ein Barbar, wenn er im Heere gut diente, wenn er in seinem Vaterlande eine obrigkeitliche Stelle ehemals bekleidete, gesetzmäßig, gleichsam von Stufe zu Stufe, anfangs zum vollständigen Bürgerrecht, in der Folge zum Consulat und sogar zur Kaiserwürde gelangen.

Lebensbilder aus Portugal.

Aufenthalt in Setubal.

(Fortsetzung.)

Hinter dem Kloster in nordwestlicher Richtung erstreckt sich ein sanft muldenförmiges Thal zwischen fruchtbaren Anhöhen hinauf, in dem die fruchtbarsten und vorzüglichsten Orangen-Quintas der Setubalenser liegen; auch wächst darin der beste Wein, der wegen seiner Güte eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Die Orangen Setubals hält man mit für die besten Portugals, und ganze Schiffsladungen gehen davon ins Ausland. Wollte man im Einzelnen alle Annehmlichkeiten der Umgegend Setubals anführen, so könnte man ganze Bogen damit anfüllen; ich beschränke mich also nur darauf, im Allgemeinen auf die schönen, ländlichen Partien, die einen so freundlichen Anblick gewähren, aufmerksam zu machen; ferner zu erwähnen, daß an schönen heitern Tagen, und bei ruhigen Gewässern eine Wasserpartie an der wilden felsigen Küste hinab, bis zu dem letzten Wassercastell — dem Thurm von Outao, auch wohl noch etwas weiter und völlig zum Hafen hinaus, bis zu einer großen Kalkhöhle in den Felsen — zu einem der unterhaltensten Ausflüge besonders für einen Geognosten, so wie überhaupt auch für einen Naturforscher gehört, der die Mühe nicht scheut von dem Castell aus das hohe felsige Gebirg von Arrabida zu besteigen, dessen Basis das alte Conglomerat ist (woraus die Säulen in der oben angeführten Kirche gebrochen wurden), mit aufgesetztem Alpenkalkstein, der bis zum höchsten Gipfel hinanragt, und, mit Ausnahme von niederem Buschwerke, das zwischen den fast allenthalben bloßliegenden Felsen Wurzel geschlagen, keine Bäume hat, da derselbe fast von aller Dammerde entblößt ist. Nur in tieferen Gründen, wo sich diese mehr angehäuft hat, wie z. B. bei dem auf der Höhe 1 Stunde vom Thurm entfernten einsiedlerischen Kloster von Arrabida, wächst die Südeiche und besonders der Lorbeerbaum in dicken Gehegen. — Schad, daß man hier von jeher so wenig darauf bedacht gewesen ist, sich um die Geschichte der ursprünglichen Stiftungen der Klöster zu bekümmern! Die Pfaffen waren zu faul, ihre eigenen Chroniken zu schreiben, ungeachtet sich die Traditionen in den Klöstern fortvererbten. Mit dem Untergang der Klöster gehen nun auch diese Traditionen mit dem Absterben der noch lebenden Vertriebenen unter, so daß zuletzt nichts als die Ruinen dieser frommen Anstalten übrig bleiben, von denen nach Jahrhunderten wohl keine Erinnerung, daß einmal hier ein Kloster gestanden, mehr vorhanden seyn wird.— Das in dieser furchtbaren, luftigen und wilden Einöde erbaute Kloster von Arrabida, welches dem Capuziner-Orden eigenen Namens — dos Arrabidos — zugehörte, ist gewiß eines von denen, deren ursprüngliche Geschichte interessant seyn muß. Ein besonderer Geist mußte in den Menschen herrschen, die hier den ersten Grundstein zu einem Kloster legten, wenn man sie nicht für verrückt halten will: die Volkssage spricht hier von einem Schiffbruche und Rettung, die sich an der gerade unter dem Kloster liegenden Felsenküste begeben, und daß ein Gelübde in der Noth, oben auf dem Berge ein Kloster zu erbauen, die Veranlassung dazu gewesen.

Bisher hatten wir uns in der fruchtbaren und cultivirten, so wie in der felsig-romantischen Umgebung Setubals, die an den Ocean stößt, umgesehen; kehren wir aber unsere Blicke nach Osten und Süden, dann zeigt sich ein ganz anderer Charakter: jene zeigte sich im Kleinen wie der Boden des gelobten Landes, des glücklichen Arabiens, im Gegensatze des steinig felsigen; diese dagegen gleicht den Wüsten Aegyptens, den sandigen Ufern des Nils, der verzweigt, zum Theil im Sande versiegt. Sandhügel ziehen sich längs dem Sado hinauf mehrere Meilen weit, bis sie sich in die weiten ebenen Steppen verlieren, die bis an die Ufer des Tajo gränzen. Es ist das nämliche diluvianische Terrain, welches den Wanderer von Monta bis an den Berg von Palmella begleitet, mit aller seiner wilden Pflanzenwelt wie dort, die nur in einem solchen Boden gedeiht, der, einer bessern Cultur unterworfen, herrliche Früchte tragen würde. Der portugiesische Agronom hat aber noch nicht begriffen, daß ein solcher Boden wirklich urbar gemacht werden kann, wenn man ihm die gehörige Kraft gibt; er wird einen Jeden damit abspeisen, zu sagen: esta terra nada produz (dieser Boden erzeugt nichts), denn er ist der Meinung, daß ein Land, das ohne Dünger nichts hervorbringt, aller Cultur unfähig sey, ungeachtet er wohl weiß, daß ein schlechtes Land, das wenig erzeugt, durch Dünger verbessert werden kann. Allein darin liegt der Hauptanstoß, woher diesen Dünger nehmen, da die Viehzucht so außerordentlich gering ist, und höchstens nur ein Paar Zugochsen auf dem Stall gehalten werden, und der Dünger, der dadurch entsteht, kaum hinreichend ist, das nächste Gartenland damit zu versehen. Eben so wenig begreift er, daß Vergrößerung der Viehzucht ihm tausendfältige Früchte bringen würde, wenn er auch sonst gar keinen Nutzen daraus zöge als die Vermehrung des Düngers. Oder wenn er es auch begreift, so ist ihm dieses viel zu mühevoll, und die Wahrheit gestanden, bei dem so außerordentlich schlechten Gesinde hier zu Lande, das so selten thut, was die Herrschaft verlangt, wo jedes seinen Aufseher haben muß, wenn nur etwas geschehen soll,

und die Aufseher wieder Oberaufseher haben müssen, wenn sie ihre Schuldigkeit thun sollen, kann man es den Oekonomen nicht verdenken, wenn sie nur nothdürftig das erzielen, was sie auf dem Wege des gewöhnlichen Schlendrians erlangen. Daher findet man denn auch so große wüste Strecken in Portugal, besonders aber in der Provinz Alemtejo, wo die Entvölkerung so groß ist, daß man nur 332 Seelen auf die Quadratlegua zählt — eine Entvölkerung, die sich fast über ganz Portugal erstreckt, und deren Grund einzig und allein in der schlechten Landwirthschaft zu suchen ist, die nicht im Stande ist, mehr Menschen zu ernähren, so daß selbst für die wenigen noch Korn aus dem Auslande herbei geschafft werden muß. Portugal hat eine Oberfläche von 3150 Quadratleguas und nach den letzten Angaben eine Bevölkerung von 3,100,000 Seelen; diese mit Ausnahme der Bevölkerung von Lissabon und Porto aufs ganze Land vertheilt, geben für die Quadratlegua (20 auf 1°) 890 Bewohner. Schon hieraus allein kann man abnehmen, wie viel wüstliegendes Land in Portugal existiren muß. Die angebauteste und bevölkertste Provinz Portugals ist die von Minho, wo man 2920 Einwohner auf die Quadratlegua zählt.

Diese unfruchtbaren Gegenden Setubals sind aber doch nicht ohne Interesse, denn mitten in dieselben hinein streckt der Rio Sado polypenartig seine Arme aus, Ebbe und Fluth heben und senken hier den Wasserstand. Das Local begünstigt die Anlegung der Salinen zur Bereitung des Seesalzes, welches hier von besonderer Güte und der vorzüglichste Handelsgegenstand der Setubalenser ist, so daß man es weit und breit nach Amerika, so wie nach dem nördlichen Europa verführt. Viele Hundert Salzpfannen, große und kleine Caldeiras, wie sie hier heißen, liegen hier längs den Ufern des Sado und seinen Seitenarmen entlang auf 6 Leguas hinauf bis in die Nachbarschaft des alten Marktfleckens Alcacer do Sal, die viele Millionen eingebracht und wovon sich Tausende nährten und noch nähren. Allein durch die so ungemein herabgesunkenen Preise des Salzes und die geringere Nachfrage hat auch dieser Industriezweig außerordentlich gelitten, und zwar so, daß sich seit jener Zeit, dem höchsten Flor des Salzhandels in Setubal, die bis zum Jahre 1803 existirte, die Bevölkerung der Stadt, welche damals noch über 20,000 Einwohner zählte, um 5000 verminderte. In vielen Caldeiras wird gar kein Salz mehr bereitet, denn Jahre lang liegen die so schneeweißen Salzpyramiden an den Ufern jetzt angehäuft, ohne Absatz zu finden. Diese Salzbereitung ist äußerst einfach und wenig kostspielig, sobald man nur das Local dazu vorbereitet hat. Es werden hiefür an den Flußufern große viereckige Teiche ausgegraben, deren Grund und Boden sehr eben nivellirt seyn muß, und der etwas höher liegt als der niedrigste Wasserstand des Flusses, von dem er durch einen Aufwurf oder eine wasserdichte Mauer, in welcher ein Schütz zum Einlassen des Wassers angebracht, geschieden ist. Bei voller Fluth wird das Schütz geöffnet, und der Teich oder die Caldeira füllt sich mit Salzwasser. So wie nun die Ebbe beginnt, schließt man das Schütz, und die ganze Wassermasse bleibt zurück. Sie wird von der lieben Sonne beschienen, von trockenen Winden bestrichen und verdunstet in wenigen Wochen, wo man dann neues Salzwasser hinzuläßt, und so diese darin bleibende Salzsoole immer stärker wird, bis man sie endlich ganz verdunsten läßt und die Salzkrystalle wie eine schneeweiße Fläche und in beträchtlicher Menge sich niederschlagen. Darauf häuft man sie mit hölzernen Krücken in kleine Häufchen zusammen, wo sie von der Sonne erst noch recht weiß gebleicht werden, schafft sie alsdann mit Körben oben auf die dazu bereiteten Tennen und schichtet sie in hohen pyramidalischen Haufen auf, die zur Regenzeit, wenn man sie bis dahin nicht hat abführen können, mit Stroh bedeckt werden. Dieser Proceß der Verdunstung, der hier so außerordentlich durch die lang anhaltende trockene Witterung, vom Mai an bis zum Ende Octobers, befördert wird, kann also im Verlauf dieser Zeit sehr oft wiederholt werden, so daß man, je nach der Größe der Pfannen, in dieser Zeit und mit weniger Mühe eine außerordentliche Quantität Salz gewinnen kann.

(Schluß folgt.)

Die muselmännischen Provinzen Rußlands in Asien.

III. Die Provinz Karabag.

(Fortsetzung.)

7. Einwohner.

Am Ende des verflossenen und am Anfang dieses Jahrhunderts war die Provinz Karabag unaufhörlichen Verwüstungen durch Feinde, namentlich durch Perser und innere Unruhen, ausgesetzt. Um sich dem Schwerte der Feinde oder den Bedrückungen des Khans zu entziehen, wanderten die Einwohner in Schaaren nach Persien oder Grusien aus, und kehrten erst im Jahre 1805, als das Khanat unter russischen Schutz kam, zurück. Später, im Jahre 1822, als der letzte regierende Khan von Karabag nach Persien floh, entfernte sich mit ihm eine bedeutende Anzahl der mosleminischen Familien. Nach dem Ende des persischen Kriegs aber hat sich die Volkszahl wieder theils durch die Rückkehr vieler Einwohner aus dem persischen Gebiet, theils durch die Ansiedelung der aus Persien ausgewanderten Armenier auf den Ländereien zwischen dem Araxes und dem Karantschai vermehrt. Bei dem Cameral-Census vom Jahre 1832 zählte man in der Stadt Schuscha und den 741 Dörfern im Ganzen 20,546 Rauchfänge mit 54,841 Köpfen männlichen Geschlechts; darunter befanden sich 15,985 muhammedanische und 6491 armenische Familien, eine kleine Anzahl Zigeuner (Boscha) und Nestorianer. Im Verhältnisse zur Ausdehnung des Landes kommen nur etwa vier Menschen auf die Quadratwerst.

Die Bewohner von Karabag zerfallen in Adel, Geistlichkeit, Maafen und Bauern. Den Adel bilden diejenigen, welche russische Officiersstellen und Orden erhielten, die Khane, Agas, Beis und Beksades; gegenwärtig gehören 1190 Familien zu diesem Stande.

Die armenische Geistlichkeit zerfällt in die schwarze, wozu die in den Klöstern wohnenden Erzbischöfe, Bischöfe und Wartabeten oder Archimandriten gehören, und in die weiße, d. h. die Priester, Diakonen und die ganze Weltgeistlichkeit überhaupt. Die Erzbischöfe, Bischöfe und Wartabeten werden vom Patriarchen bestätigt, der ihnen nach der von dem heiligen Gregor eingeführten Ceremonie die Hände auflegt. Man rechnet die gesammte armenische Geistlichkeit auf 145 Familien. Uebrigens kann man sagen, daß es bei den hiesigen Armeniern keinen eigentlichen geistlichen Stand gibt, weil jeder, der nur ein wenig zu

lesen versteht, auch Geistlicher werden kann. Zur Erlangung dieser Würde muß der Neueintretende mit einem Mädchen, und zwar in erster Ehe, verheurathet seyn, vor der Einweihung vierzig Tage in der Kirche oder in einer besonders dazu erbauten Kammer bleiben und sich mit dem Lesen der heiligen Schrift beschäftigen; dann erst wird er von dem Erzbischof durch Händeauflegen zum Geistlichen geweiht. Die Diakonen oder Tirazen wählt man aus dem gemeinen Volke, gewöhnlich Leute von jugendlichem Alter. Anfangs leben sie in den Klöstern, um Lesen und Schreiben zu lernen, und dann gehen sie in die Kirchspiele. Wenn ein Wittwer gewordener Geistlicher sich wieder verheurathet, so verliert er dadurch das Recht, geistliche Functionen vorzunehmen; ebenso auch die Diakonen.

In der Provinz Karabag sind zwei Eparchien, die unter den Erzbischöfen der Klöster Kanfassar und Tatiw, und unter der Oberleitung des Patriarchen von Etschmiadzin verwaltet werden. Fast jedes Dorf hat einen, zwei und manchmal sogar drei Geistliche. Die Klöster unterhalten sich durch ihre Einkünfte aus Dörfern, Ländereien und Gärten, die ihnen gehören, und durch freiwillige Gaben der Einwohner. In der Provinz Karabag finden sich fünf bewohnte Klöster: im Magal Chatschin 1) das Kloster des heiligen Johannes, des Vorläufers, Namens Kanfassar, mit einem Erzbischof und drei Wartabeten; ihm gehört das Dorf Wankent, das aus 57 armenischen Häusern, einem Weingarten, zwei Mühlen und einem Mühlsteinbruche besteht. 2) Das Kloster des heiligen Jacob hat drei Wartabeten und besitzt zwei armenische Familien in dem Dorfe Kalardak. In dem Magal Waranda liegt 3) das Kloster des heiligen Gairapet, worin ein Wartabet lebt. In dem Magal Tatiw liegt 4) das Kloster der heiligen Apostel Peter und Paul, Tatiw genannt; in demselben wohnen ein Erzbischof, zwei Bischöfe und neun Wartabeten. 5) Das Kloster der allerheiligsten Mutter Gottes mit zwei Wartabeten. Diesen Klöstern gehört das Dorf Kütschüwanid mit 23 Familien, und im Dorfe Tatiw 4 Familien nebst Ländereien für 590 Tschetwert Aussaat, einer Mühle, einer Oelschlägerei und einem Weingarten. Außerdem erhält das Kloster Tatiw noch von drei Dörfern die Hälfte des der Krone zukommenden Maldschagat, d. h. des Zehnten von der Weizen-, Gerste- und Weinernte. Die Pfarrgeistlichen beziehen ihre Einkünfte aus der Verrichtung der kirchlichen Ceremonien bei Geburten, Taufen, Heurathen u. s. w., außerdem gibt jedes Dorf dem Geistlichen ein gewisses Maaß von Weizen und Gerste. Die Aufklärung hat unter der armenischen Geistlichkeit noch keine großen Fortschritte gemacht, ihre Kenntnisse beschränken sich auf das Lesen und die kirchlichen Ceremonien, und sie sind im Allgemeinen so abergläubisch wie die Weltlichen.

Die mostemitische Geistlichkeit zerfällt in dieselben Grade wie in den andern Provinzen. Die Athunds und Mullahs beziehen ihre Einkünfte aus der Unterweisung der Kinder im Lesen und Schreiben, aus der Erfüllung ihrer Obliegenheiten bei Geburten, Todesfällen u. s. w., und aus freiwilligen Gaben; übrigens beschäftigen sie sich auch mit Handel und Handwerken. In den Dörfern erhalten die Mullahs von den Einwohnern zwei Tschinachs *) Weizen und einen Tschinach Gerste von jedem Haus, und den Sekat. Man rechnet die mostemitische Geistlichkeit auf 207 Familien, worunter sich 2 Kadis, 2 Athunds, 5 Effendis, 22 Agamiren, 26 Seiden, 114 Mullahs aus der Secte der Schiiten und 36 aus der Secte der Sunniten befinden. Zu dieser Classe kann man auch noch rechnen: die Imam Sade oder Nachkommen der eifrigen Beförderer des Islam aus der Secte der Schiiten, welche Imame genannt werden; ferner die Derwische, welche in zwei Classen: Abschais und Chatissar, zerfallen. Wer Derwisch werden will, muß einem bekannten Derwisch 1001 Tag dienen, und während dieser Zeit den Koran lesen, die Regeln des Glaubens, die geistlichen Gesänge und dergleichen lernen. Nach Verlauf dieser Frist erhalten sie ein geschriebenes Zeugniß, oder es wird ihnen ein rundes Zeichen auf der rechten Schulter eingebrannt. Die Abschais können sich verheurathen und zu Hause leben; die Chatissar aber müssen eine Zeitlang ein ehelosses Leben führen, in verschiedenen Ländern herumwandern, geistliche Lieder singen u. dgl. Wenn ein Chatissar einige Jahre herumgewandert ist, in irgend eine mostemitische Stadt kommt und sich unbeweglich vierzig Tage lang hinsetzt, den Koran liest und zu seiner Nahrung nur eine einzige Nuß in 24 Stunden zu sich nimmt, so kann er von den Mostems Alles verlangen, was er will; nach der Meinung der Rechtgläubigen erscheinen ihm die bösen Geister während dieser Zeit in allerlei Schreckbildern. Die Derwische leben gewöhnlich nur von Almosen, denen sich kein Muhammedaner entziehen kann.

Zu der Classe der Maasen gehören die Dorfältesten, Sultane, Jusbaschen, Meliks, Afsakals, Kewcha und Kelchuda genannt; sodann deren Gehülfen, Tschauschen und Gsiren genannt, und deren Verwandte, die Armenier, welche den Islam angenommen haben, die Verwandten und Diener der Beks, die gewesenen Diener des Khans und dergleichen. Unter der Regierung der Khane dienten die Maasen dem Khan persönlich, waren Krieger und wurden zu Sendungen verwendet; ihre Anzahl war damals beschränkt. Jetzt, wo die Würde der Aeltesten fast erblich geworden ist, rechnet man auch selbst die entferntesten Verwandten derselben zu den Maasen, d. h. sie betrachten sich häufig als von der Bezahlung der Abgaben und Steuern frei.

Die Bauern in der Provinz Karabag zerfallen in die der Krone, der Kirche, der Beks und in freie Landleute. Zu den Kronbauern gehören die, welche nach der Flucht einiger Beks und des Khans an den Staat fielen; sie bezahlen eine Geldsteuer und einen Theil des Bodenertrages als Pacht, Baschi und Maldschagat; auf ihnen liegt auch die Leistung der Landfrohnen in Natura. Von Kirchenbauern zählt man 75 Familien. Einige derselben wurden den Klöstern von den alten armenischen Regenten Karabags verliehen, andere erhielten sie von den Personen, welche die Klöster verwalteten. Bauern der Beks oder Gutsbesitzer gab es früher nicht in Karabag. Die Khane bezahlten nämlich gleich den persischen Schahs ihren Dienern keine Geldbesoldungen, sondern gaben ihnen eines oder mehrere Dörfer zur Verwaltung mit dem Beding, außer den dem Khan zukommenden Abgaben eine besondere für sich zu erheben. Aber selbst die Verleihung von Dörfern war unter den ersten Khanen Karabags sehr selten. Zu den freien Bauern gehören die aus Persien übergesiedelten Armenier und Nestorianer, denen eine sechsjährige Steuer und Frohnfreiheit bewilligt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Tschinache sind verschieden, und enthalten an Weizen 15½ bis 24 Pfund, an Gerste 12½ bis 21 Pfund.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 45** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Zwei englische Romanschreiber aus den untern Volksclassen.** (Schluß.) — **Prometheus.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande hingegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 144.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Mai 1838.

Ueber die alte russische Geschichte.

Thaddäus Bulgarin hat von seinem seit längerer Zeit angekündigten Werke: „Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung," den 5ten und 6ten Band herausgegeben, welcher den 3ten und 4ten der Geschichte ausmacht, und spricht sich in der nordischen Biene Nr. 81 von diesem Jahr über die ersten Bände seiner Geschichte folgendermaßen aus.

Jede Geschichte hat ihre sogenannte vorhistorische Epoche, d. h. eine Reihe von Ereignissen, welche nicht von Zeitgenossen systematisch niedergeschrieben sind, sondern in späterer Zeit aus Volksüberlieferungen, Sagen, Gedichten, Gewohnheiten, sprüchwörtlichen Redensarten, religiösen Ansichten, alten Denkmälern und endlich aus der Geschichte und den Ueberlieferungen benachbarter Völker entnommen und abgeleitet wurden. Ein schönrednerischer Geschichtschreiber, wie Titus Livius, bildet aus diesen Bruchstücken ein Ganzes, und stellt es als historische Wahrheit hin; spätere Geschichtschreiber sind nun an den ersten gewiesen, der die Bruchstücke zu einem Ganzen sammelte. Wenn nun dieser erste Erbauer der Geschichte sich von seiner Einbildungskraft hinreißen ließ, sein Geschäft nicht verstand und ein Mährchen als Geschichte hinstellte, so gilt das schön erzählte Mährchen als Geschichte, bis eine gesunde historische Kritik dagegen auftritt. Auch unsere russische Geschichte hat eine solche vorhistorische Epoche, welche in zwei Perioden, die slawische und die slawisch-russische zerfällt. Die erste Periode, die slawische, wurde bei uns bisher gar nicht erforscht, und fast Niemand richtete seine Aufmerksamkeit darauf. Unsere Geschichtschreiber sprachen davon nur in ihrer Einleitung zur russischen Geschichte, mischten Stämme, Dialekte, Begebenheiten, Sitten und Gewohnheiten unter einander, und stellten dem Leser ein falsches Bild unserer Vorfahren in einem trügerischen Lichte hin und zeichneten Physiognomien, die den Originalien keineswegs glichen. Viele glaubten und glauben noch, daß die Geschichte aller slawischen Stämme etwas Ueberflüssiges in unserer Geschichte sey. In der vorhistorischen Epoche waren alle slawischen Stämme zerstreut auf der weiten Strecke von der Wolga bis zur Elbe und Saale, und vom baltischen bis zum schwarzen und adriatischen Meeer, zerstreut, gleich den Trümmern eines mächtigen, durch ein Erdbeben zerstörten Gebäudes. Aber jedes Bruchstück, so verschieden auch seine Form seyn mochte, trug den Stempel seiner Herkunft. So bemerkt man z. B. an allen slawischen Gesetzgebungen den Geist des nowgorodischen russischen Rechts; überall waren die slawischen Genossenschaften auf einerlei Weise regiert, patriarchalisch im Frieden und monarchisch in Kriegszeiten; alle Slawen waren tapfer, gutmüthig, gastfrei, alle verehrten den Perun u. dgl. Aber trotz aller Aehnlichkeit in den Hauptzügen unterschieden sie sich in den Einzelnheiten, je nach Ort und Umständen. Da die slawischen Stämme unter fremden Völkern sich niedergelassen hatten, nahmen sie von diesen Sitten und Gewohnheiten an, und seit dem neunten Jahrhundert bildeten sich besondere Völker. Wer sich mit der Geschichte Eines slawischen Volkes beschäftigt, muß durchaus die Geschichte aller slawischen Völker kennen, so wie die Geschichte ihrer Nachbarn, um die Lücken und Auslassungen in der Geschichte jedes slawischen Stammes ausfüllen zu können. Diese Wahrheit ist von allen großen Historikern des 19ten Jahrhunderts anerkannt, und ich habe, überzeugt von derselben, die slawische Periode geschildert. Sie ist darum im Verhältniß zum ganzen Werke etwas weitläufig ausgefallen, weil ich zuerst dieses Feld betrat, und wußte, daß bei uns noch sehr wenig Kenntnisse über diese Periode verbreitet sind.

Die zweite Periode, die slawisch-russische habe ich zur vorhistorischen Epoche gerechnet, weil meiner Ueberzeugung nach es bei uns bis Jaroslaw keine eigentliche ächte Geschichte gibt. Die einzige Quelle dieser Periode ist eine Chronik, die unter dem Namen der Nestorianischen bekannt ist. Der Verfasser dieser Geschichte gesteht selbst, daß er nach Sagen und Ueberlieferungen schrieb; wir haben im Texte der Geschichte behauptet, daß zwar im russisch-slawischen Lande Sagen und Gedichte historischen Inhalts in Runenschrift verzeichnet bestanden, daß sie aber theils durch die Einführung des Christenthums vernichtet wurden, theils unzugänglich waren, denn sie konnten keine vollständige Geschichtserzählung enthalten. Die eigentliche Geschichte beginnt erst mit der dauerhaften Befestigung des Chri-

stenthums und der Ausbreitung der cyrillischen Schrift. Erst Wladimir legte hierzu den Grund, und Jaroslaw breitete sie aus und befestigte sie, als er die unumschränkte Herrschaft über alle slawischen Stämme, die sich Russen nannten, ergriff. Nestor schrieb um das Jahr 1110. Seine Erzählung bis zur zweiten Hälfte der Regierung Jaroslaws, oder richtiger bis ans Ende, ist verworren, unvollständig, kurz, mit Auszügen aus griechischen Chronikenschreibern, mit Betrachtungen über Religion und Moral, mit Wiederholung fremder Begebenheiten und Vergleichungen derselben mit Rußland angefüllt. Es ist augenscheinlich, daß Nestor Ueberlieferungen sammelte, und aus Sagen und gleichzeitigen Gedichten schöpfte. Die eigentliche Geschichte beginnt mit der zweiten Hälfte der Regierung Jaroslaws, und von dem Ende derselben, als der Bestand der Klöster bereits gesichert und schriftgelehrte Mönche sich darin niedergelassen hatten. Es ist schwer zu glauben, daß die erste ächte Handschrift an uns gelangt seyn soll: sie wurde umgeschrieben, verbessert, erhielt Zusätze oder Abkürzungen. Die Abschreiber oder Umarbeiter der Chronik stellten Rurik, Oleg, Igoar, Swaetoslaw, und die ihnen unterworfenen slawischen Stämme nicht in ihrer ursprünglichen wirklichen Gestalt, sondern nach den Vorstellungen ihrer eigenen Zeit dar. Die Chronikschreiber ließen sich nicht in Untersuchungen über Ursachen und Folgen ein, sondern erzählten bloß, was sie gehört oder gelesen hatten, und betrachteten die Gegenstände aus ihrem eigenen Gesichtspunkt. Darum finden wir in unsern Chroniken keine Nachrichten, wer diese oder jene Russen waren, woher Rurik kam, auf welchen Grundlagen seine Macht beruhte, was die Einrichtungen und die Regierungsform unter den ersten Fürsten waren u. dgl. Unsere Chronikschreiber sprechen nicht von der Herkunft der fremden Völker in der Nähe der slawischen Stämme, und theilen uns weder geographische noch statistische Beschreibungen der Länder mit, in welchen die Begebenheiten vorfielen; über alles dieß geben sie nur gelegentliche, abgerissene und ungenaue Kunde.

(Schluß folgt.)

Lebensbilder aus Portugal.

Aufenthalt in Setubal.

(Schluß.)

Diese Bereitung mit anzusehen, ist allerdings von Interesse für den, dem es etwas Neues ist. Aber auch ein anderer Gegenstand, wenn man nach diesen Gegenden hin und längs den Ufern des Flusses hinauf einen Spaziergang unternimmt, erregt die besondere Aufmerksamkeit des Naturforschers und Geologen. Ungefähr in einer Entfernung von fünf- bis sechshundert Schritten von den letzten Häusern der Stadt, wo die gelben Sandhügel mit ihren lose zusammen gebackenen Bestandtheilen, meistens Quarzkörnchen mit gelblichem Eisenoxyd verbunden, steil emporragen, da ihre Basis fortwährend von der Strömung des Flusses weggewaschen wird und alsdann oft Nachrutschungen von oben entstehen, die nur hie und da durch eine magere Vegetation und einzelne darauf wachsende kleine Pinienstämme verhindert werden, tritt aus diesem losen Sande ein grotesker, dunkler, fast schwarz aussehender Felskopf hervor, mit tausend Löchern und Höhlungen, wie von der Zeit zernagt und zerfressen, weßhalb man ihm auch den Namen pedra furada (der durchlöcherte Fels) gegeben hat. Seine Höhe vom Wasserspiegel kann wohl an die 60 Fuß betragen mit ungefähr 40 Fuß im Durchmesser nach allen Seiten zu. Nach drei Seiten zu steht derselbe ganz frei, die Rückseite ist aber noch in den Sandberg vergraben, so wie der Sand auch wohl die andern drei Seiten ehemals umgeben haben mag, bevor der Strom sich immer weiter in diese nördlichen Ufer einfraß und dieselben so lange fortspülte, bis endlich dieser Felskopf ganz bloß gelegt wurde. Betrachten wir aber diesen Felsen genauer und zergliedern ihn in seine Theile, so gewahrt man, daß diese aus nichts Anderem bestehen, als den nämlichen Bestandtheilen der sandigen und losen Umgebung, die hier aber durch eine beträchtlichere Quantität von schwarzem und rothbraunem Eisenoxyd zu einer festern Substanz mit einander verbunden sind, und an vielen Stellen so innig, daß es hier sich nicht nur von einer mechanischen Zusammenbackung handelt, sondern es mußten bei deren Bildung auch chemische Verbindungen und Solutionen mitwirken um die Bestandtheile gleichsam in einander zu verschmelzen, und in einen Guß zu bringen. So begreift man denn wohl, daß eine solche Solution an dem einen Orte wohl stärker war als an dem andern, daher festere und losere Felsenpartien entstanden, wovon die letzteren leicht auswitterten, von der darauf wirkenden unbeständigen Temperatur zernagt wurden, während die festern Theile stehen blieben, dem Ganzen also dieses zernagte und zerfressene Ansehen gegeben wurde, was so wunderbar erscheint und so charakteristisch ist; denn dieses Ausgefressene dringt oft tief in das Innere des Felsens hinein, wie Drusen-Räume auf Gängen, und bildet nicht nur Höhlungen von mehreren Fuß im Durchmesser und in der Tiefe, sondern an manchen Orten — jedoch nur an den loseren Stellen, wo sich die Masse mit den Fingern zerreiben läßt — hat derselbe Millionen kleine Löcher nach allen Richtungen hin, wie Wurmlöcher, die wahrscheinlich auch keinen andern Ursprung haben. Nun kommt aber eigentlich das Räthselhafte an diesem Felsen: daß man nämlich sowohl auf der Ost- als auf der Südseite eine Menge verticaler, auch zuweilen etwas geneigt stehender, oder mit einer geringen Biegung versehener cylinderförmigen Röhren anstehen sieht, sowohl einzeln und zerstreut in der sie umgebenden lockern Masse, als auch mehrere bündelförmig beisammen, sowohl von der Dicke eines kleinen Fingers als der von 4, 6, 8 und 10 Zoll Stärke; an einer andern Stelle, nach dem Gipfel der Felsenwand auf der Südseite — wo die Masse am compactesten und ganz schwarz erscheint mit einem bläulichen Schiller, fast wie taubenhälsig angelaufen, und wie manche phosphorsaure Eisengattung sich zu erkennen gibt — zeigte sich zwar nicht die Cylinderbildung, jedoch eine Annäherung dazu, es sieht aus wie krummschalige Ablösungen, wie hintereinander gestellte Hohlziegel. Die Länge der sich dem Auge darstellenden Cylinder ist sehr verschieden, man sieht deren bis zu 4 Fuß Länge aus dem Grunde hervorragen,

in welchem sie sich dann verlieren, knolliger werden, und in die Masse übergehen, d. h. so verhielten sich einige, denen ich nachgraben ließ, andere aber setzten sich in die Tiefe fort, und einen ganz frei stehenden 6zölligen, der wie ein Pfeiler die darauf sitzende Felsenmasse trägt, konnte ich bis zu 4′ Tiefe verfolgen, die Arbeit aber wegen der Gefahr des Herabstürzens der obern Felsenmasse nicht weiter fortsetzen. Diese Cylinder sind, wie schon gesagt, alle röhrenförmig; ihr Kern ist hohl, allein die Höhlung ist durchaus mit dem feinsten Sande angefüllt, so fein, daß man ihn zu den Sanduhren gebrauchen könnte. Die Höhlung, nachdem man sie vom Sande befreit hat, ist entweder zirkelrund oder oval, und an manchen Cylinderstücken zeigt sich beides, auf der einen Seite rund, auf der andern oval. Der Durchmesser dieses hohlen Raums steht fast immer im Verhältnisse mit dem Durchmesser des ganzen Cylinders und verhält sich wie 1 : 3, oder er beträgt $^1/_3$ vom Ganzen. Die innern Wände der Höhlung sind so glatt, wie es bei einer feinen Sandsteinmasse nur möglich ist, von außen sind diese Cylinder aber sehr rauh, oft knollig. Beschaut man sie auf ihrem Querbruch und analysirt mit dem Auge ihre Bestandtheile, so findet man, daß sie quarzig sind, durch Eisenoxyd braunröthlich gefärbt. Die ganze Masse ist nach dem Kern zu compacter fest und dunkler gefärbt, wie wenn sie hier eine Schmelzung erlitten; nach der Peripherie zu aber wird die Färbung immer heller, so wie auch das Zusammenverschmolzene sich verliert und nur eine Zusammensinterung von Quarzbrüchen erscheint, die endlich in eine zerreibliche Oberfläche übergehen. In Deutschland und andern Staaten würde dieser merkwürdige Fels schon längst eine geologische Berühmtheit erhalten haben, man würde aus großer Ferne zu ihm wallfahrten, und sein Judicium über die Entstehung dieser Cylinder-Röhren an ihm geschärft, und lange voluminöse Tractate darüber geschrieben haben; hier aber, ungeachtet er den Menschen vor der Nase steht, hat er noch weiter keines Menschen Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als daß man sich davon mit einem alten Weiberschnak trägt, wie bei Nacht daselbst Geister umgehen. Ich war daher der Erste, der ihn einer genaueren Untersuchung würdigte, wovon die Resultate auch in den Memorias da Academia das Sciencias mitgetheilt werden. Mein erster Gedanke bei Ansicht dieser Cylinder war an Blitzröhren, jedoch nach öftern Besuchen, die ich diesem Felsen abstattete, mußte ich diese Idee verwerfen, und es schien mir wahrscheinlicher, daß diese Cylinder durch Incrustationen einer im Sande untergegangenen Pflanzenwelt, besonders des Schilfrohrs entstanden, wobei chemische Kräfte, Auflösungen und Anziehungen mitgewirkt. Ich glaubte dieses zur Evidenz erwiesen, und ließ es in den genannten Memorias drucken; da stiegen mir aber bei abermaligen Untersuchungen auf der zweiten Ausflucht nach Setubal wieder neue Zweifel auf, und es scheint mir jetzt am wahrscheinlichsten, daß diese Cylinder-Röhren, als der Boden noch unter Wasser stand, und auf diesem Platze durch die Anhäufung von Phosphoreisen mehr schlammig war, durch Freiwerdung unterirdischer heißer Dämpfe, die sich Oeffnungen durch die weiche Masse schufen, die allenthalben nachgab, entstanden sind. Diese Ideen, sowohl die einen als die andern, näher zu entwickeln, gehört nicht hieher, und sollen für ein anderes dahin einschlagendes Werk aufgespart werden.

Nivellirung zwischen dem Mittelmeer und dem Euphrat.

Während der Expedition des Obrist Chesney auf dem Euphrat unternahm ein Hr. Thompson die Nivellirung des Landes zwischen dem Euphrat und dem Mittelmeer, um zu wissen, ob es möglich sey, Canäle oder Eisenbahnen anzulegen. Das Hauptresultat dieser großen Arbeit war, daß das Bett des Euphrats *) 628 englische Fuß (191 M. 4 Centim.) über dem Niveau des Mittelmeeres liege. Der Zwischenstrich zerfällt in vier Abtheilungen, die sich in Höhe, geologischer Structur, Vegetation, so wie in den Sitten der Einwohner unterscheiden. Die erste Gegend, vom Euphrat aus gerechnet, ist ein Kreideterrain, das eine Höhe von 1500′ erreicht, schwach undulirt und sehr fruchtbar an Korn und Baumwolle ist; die Höhen sind von ansässigen Turkomanen und Arabern bewohnt. Die großen Ebenen des Landes sind nach allen Richtungen von zahlreichen, mehr oder minder runden, theils natürlichen, theils künstlichen Hügeln besäet, an deren Fuße gewöhnlich ein Dorf liegt. Die zweite Region umfaßt den Kaltstrich im Thale Ghuderies mit einer mittlern Höhe von 450′; er ist sehr fruchtbar und größtentheils von ackerbautreibenden Kurden bewohnt. Die dritte Region ist die Ebene von Kuk, etwa 305′ über dem Mittelmeere; sie ist größtentheils nur mit Graspflanzen bedeckt, und dient den nomadischen Turkomanen als Weide. Die vierte Region umfaßt das felsige, unregelmäßige Thal von Antiochia, das 220 bis 440′ Höhe hat, und es gehören dazu die Alluvialebenen des Orontes, welche sich allmählich gegen das Mittelmeer herabsenken. Dieser Strich ist mit stets grünem Buschwerke bedeckt, und von einigen syrischen Familien bewohnt, die in dieser pittoresken Einsamkeit eine gemischte Religion üben.

Die muselmännischen Provinzen Rußlands in Asien.

III. Die Provinz Karabag.

7. Einwohner.

(Schluß.)

Der Herkunft nach bestehen die Bewohner von Karabag aus Armeniern, Tataren, Kurden und Nestorianern. Die Armenier sind die Nachkommen des ältesten Volkes in Asien, und eines von den ersten, die das Christenthum annahmen. Die Tataren, welche sich Moslems nennen, zum Unterschiede von den Persern, die von ihnen den Namen Kisil Basch, Arachil und Kadscharen erhalten, und von den Türken, die sie Osmanen nennen, bestehen aus sehr verschiedenen Stämmen, deren Namen theils von Anführern, theils von den Wohnorten, theils von Handwerken, die sie ehemals trieben, hergenommen sind. Die Kurden oder Kürden stammen wahrscheinlich von den alten Parthern, die in Assyrien und Mesopotamien zerstreut waren. Einige behaupten, die Parther hätten in syrischer Sprache Kerad geheißen, ein Wort, das nachher in Kurden oder Kürden umgewandelt worden sey. In Karabag zerfallen sie in die Gemeinden Karatschorlu, Hadschi-

*) Wohl da, wo die Dampfschiffe zusammengesetzt wurden, ungefähr unter 36° N. B.

samtů, Kedoni, Püssian, Minschwanlů, Tschelobianli mit manchen andern Unterabtheilungen. Die Nestorianer nennen sich selbst Nasran, und zogen nach dem Frieden von Turkmentschai aus Persien herüber. Einige wollen wegen der Sprache, und weil die Gothen bei der Annahme des Christenthums sich zu der Lehre des Arius bekannten, die Nestorianer von den Gothen ableiten, und meinen, sie hätten sich, als das Concilium von Ephesus den Fluch über Nestor und seine Anhänger aussprach, nach Asien gezogen; sie selbst halten sich für Nachkommen der Griechen. Die größere Zahl der Nestorianer bewohnt die unzugänglichen Gebirge an der Gränze von Persien gegen die Türkei; sie haben ihren eigenen Patriarchen, und führen fast unaufhörlich Krieg mit ihren nächsten Nachbarn, den Kurden.

Die armenische Kirche zerfällt bekanntlich seit dem Mittelalter, wo päpstliche Missionäre nach Armenien kamen, in die eigentlich armenische und in die katholisch-armenische Kirche, obwohl auch die erstere einige Gebräuche und namentlich die Anordnung der Altäre von den Katholiken entlehnt hat. Der Mangel an Bildung der armenischen Geistlichkeit und die Herrschaft der Muhammedaner hat der armenischen Kirche sehr geschadet. Die Armenier von Karabag gehen ohne alle Zeichen von Ehrfurcht mit den Mützen auf dem Kopf in die Kirche; beim Gebet machen sie laute Ausrufungen gleich den Muhammedanern, sie glauben an Talismane und tragen sie bei sich, opfern den Heiligen verschiedene Arten von vierfüßigen Thieren und Vögeln, indem sie sie am Eingang in die Kirche und manchmal in der Kirche selbst abschlachten, sie treiben Vielweiberei mit allen Gebräuchen der Trauung, ja selbst die Taufe ist bei ihnen entartet, und die Geistlichen geben gewöhnlich den Kindern moslemitische Namen.

Die Muhammedaner zerfallen in Sunniten, Schiiten und Aliatahen. Diese letztern sind muhammedanische Sectirer, welche Ali statt Muhammed als Propheten (oder eigentlich der Bedeutung ihres Namens nach als Gott) ansehen, keinen Tabak rauchen, noch schnupfen, dagegen aber Wein und Branntwein trinken.

Die Bewohner von Karabag sprechen armenisch, tatarisch und kurdisch: das letztere ist ein verdorbenes Persisch mit einem Gemenge von türkisch-tatarischen Worten. Die gebräuchlichste Sprache ist die tatarische. Persisch sprechen sehr wenige und nur gebildete Leute, oder solche, die in Persien gelebt haben. Die Nestorianer sprechen ihre eigene Sprache, in welcher türkisch-tatarische, griechische, und, wie Einige glauben, auch gothische Worte vorkommen.

Da die Eingebornen der Faulheit ergeben sind und sich wenig mit körperlichen Arbeiten beschäftigen, so zeichnen sie sich nicht durch die den Söhnen des Nordens eigene Körperkraft aus, übertreffen aber dieselben an Schönheit der Formen und Höhe des Wuchses; ihre Gesichtsfarbe ist dunkelbraun, ihre Haare schwarz. Die Armenier in Karabag sind zum Betrug, die Tataren zum Diebstahl geneigt; beide sind kriechend vor Höhern, hochmüthig vor Niederern; sie sind ungemein gefräßig und eigennützig, und halten alle Mittel für erlaubt, wenn sie nur Geld damit zu erwerben hoffen. Weder Tataren noch Armenier zeichnen sich durch Tapferkeit aus, obwohl ihr äußeres Aussehen und ihre gewöhnliche Keckheit bei Wettrennen das Gegentheil zu zeigen scheinen; die zum Kurdenstamme gehörigen Nomaden sind tapfer und kühn. Eine gewaltige Neugierde und Hang zum Lügen zeichnet sie alle aus. Ein falscher Eid, Verleumdung und lügenhafte Angaben sind etwas sehr gewöhnliches.

Die Tataren beobachten im Allgemeinen die Vorschriften ihrer Religion sehr strenge: zur Fastenzeit, Orutsch, nehmen sie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nicht nur durchaus keine Speise zu sich, sondern trinken nicht einmal Wasser und rauchen nicht einmal den so sehr geliebten Tabak. Nur sehr wenige von ihnen trinken gebrannte Wasser; Speisen, die von Andersgläubigen zubereitet sind, genießen sie nicht; Kleider und Schuhe, die von ungläubigen Händen verfertigt sind, halten sie für unrein. Angesehene Beks und Khane reiten nie anders aus ihrer Wohnung als in Begleitung einer Schaar von Nukers, d. h. von Dienern, von denen einer vor dem Pferde her, zwei an den Steigbügeln, der vierte hinter dem Pferde geht, der fünfte die Pfeife trägt, der sechste die Pferdedecke u. s. w. Beim Eintritt eines Gastes von vornehmer Herkunft stehen alle, die im Zimmer sitzen, auf, und man läßt den Neuangekommenen, je nach seinem Range, weiter oben oder weiter unten sitzen.

Die Frauen, mit Ausnahme der Kurdinen, zeigen sich nie vor fremden Männern, und gehen nie anders als verschleiert aus dem Hause. Vielweiberei ist zwar gestattet, doch haben nur wenige Moslems mehr als eine Frau. Das Zusammenwohnen von Armeniern mit Moslems und die seit Jahrhunderten dauernde Abhängigkeit von denselben gewöhnte die erstern an die Sitten und Vorurtheile ihrer Beherrscher. Unter den Khanen gab es Beispiele, daß Armenier mehrere Frauen hatten, mit denen sie in der Kirche getraut waren. Tataren und Armenier führen ein sehr nüchternes und mäßiges Leben; bei den Tataren zeichnet sich das weibliche Geschlecht durch Keuschheit aus, was man von den Armenierinnen nicht sonderlich rühmen kann. In der Kleidung sind Tataren und Armenier sparsam bis zum Geiz, so daß Leute von wohlhabenden Umständen manchmal in Lumpen einhergehen.

In der Provinz finden sich sieben Schulen, wovon drei Knabenschulen in den Klöstern St. Jacob und Tatiw und dem Dorfe Tschinachtschi, eine Mädchenschule im Dorfe Schiver, und drei tatarische Knabenschulen in den Dörfern Alibara, Nuady und Bolhagmetli. Außer diesem unterrichten die armenischen Geistlichen und die tatarischen Mullahs die Jugend in den Kirchspielen. In den Schulen und den Kirchspielen wird Lesen und Schreiben in armenischer, tatarischer, arabischer und manchmal auch in persischer Sprache gelehrt. Die Zahl der Lehrer in den Dörfern beträgt 150.

Im ganzen transkaukasischen Lande gibt es keine unreinlichern Wohnungen, als die der Tataren von Karabag: ausgegrabene Erdhütten, die kaum mit Reisholz und Erde gedeckt, dunkel und rauchig sind, bilden die Winterwohnungen, zu Sommerwohnungen dienen Rohrhütten, die mit Filz gedeckt sind. In den Magalen Kjäderli, Otusjeli und Oekonom wohnen sie in Schuppen von Strauchwerk, die mit Thon und manchmal mit Dünger beworfen sind, und diese Schuppen sind in Vergleich mit den übrigen Wohnungen reiche Gebäude. Die Armenier, die im Gebirge wohnen, und die Tataren des Magals Migrigüne haben viel bequemere Häuser; viele sind von Stein gebaut und ziemlich reinlich. Die Gewohnheit des Nomadenlebens und ein mildes Klima nöthigen die Tataren nicht, sich um bequemerere Wohnungen zu bekümmern, so daß der größere Theil von denen, die ein nomadisches Leben führen, nicht einmal Erdhütten haben, sondern das ganze Jahr in Alatschugen, oder Rohrhütten leben, und stets den Wohnort wechseln, um für ihr Vieh das beste Futter aufzufinden.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 145.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Mai 1838.

Bilder aus Paris. Nr. 4.

Uebersicht der neuesten Leistungen der Franzosen auf dem Gebiete der Geschichte, der Alterthumskunde und der Philologie.

Die meisten geschichtlichen Werke der Franzosen hatten seit dem Beginne der ersten Revolution immer nur den Tag und die nächste Vergangenheit im Auge, und behandelten sie die ältern Epochen, so wurden sie beinahe immer mehr oder weniger als ein Tummelplatz der Leidenschaft und des Parteihasses betrachtet, auf dem jeder sich frei und ungehindert bewegen durfte. Auch die Juliusrevolution hatte einige dieser Producte in ihrem Gefolge. Die Zeit hat sie bereits gerichtet, und es steht eine Rückkehr dieser verderblichen, die Wahrheit entstellenden Richtung nicht mehr zu befürchten. Nüchterne Beobachtung und eine gewisse Selbstverläugnung sind an die Stelle des politischen Fanatismus getreten. Allenthalben zählt die historische Forschung ihre Liebhaber, und um ein Urtheil über die Vergangenheit fällen zu können, sucht man vor der Hand die Documente ans Licht zu ziehen und zu erklären.

Das umfassendste Unternehmen dieser Art ist unstreitig die Collection de Documens inédits sur l'histoire de la France, publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique, wozu Guizot, aus was für Absichten kümmert uns nicht, die Idee angegeben hat. Vierzehn Bände sind bereits erschienen. Die Lieferungen des vorigen Jahres enthalten:

1) Die Histoire de la croisade contre les hérétiques Albigeois, in provençalischen Versen von einem gleichzeitigen Dichter nebst der Uebersetzung des Herausgebers, M. C. Fauriel. Dieses Gedicht, das aus einer Bibliothek in die andere wanderte, ohne einen Herausgeber zu finden, gehört gegenwärtig der königlichen an. Es gibt uns ein treues Bild von der Zeit, in der es abgefaßt wurde, und kann häufig den Geschichtsschreibern der Epoche zum Commentare dienen. Die Einleitung des Herausgebers enthält Alles, was erforderlich ist, um es zu verstehen und in poetischer wie in historischer Hinsicht zu würdigen.

2) Die Réglemens sur les arts et métiers de Paris au treizième Siècle, bekannt unter dem Namen des Livre de métiers d'Etienne Boileau erscheinen hier ebenfalls zuerst vollständig. Der Herausgeber, H. Depping, hat die Handschriften der königlichen Bibliothek und der verschiedenen Archive des Königreichs benutzt. In der Einleitung, so wie in den Noten, zeigt der Herausgeber viel Urtheil und eine solide Gelehrsamkeit.

Als Zugabe folgt nach S. 327, wo das Buch über die Gewerbe schließt: Les ordonnances sur le commerce et les métiers, rendus par les prévôts de Paris depuis 1270 jusqu'en 1300, nebst verschiedenen hierauf bezüglichen Belegestücken.

3) Paris sous Philippe-le-Bel. Unter diesem Titel hat Hr. H. Géraud die Sammlung mit sehr wichtigen Beiträgen beschenkt. Das Portrait der Stadt Paris unter dem genannten Könige ist nach den betreffenden Originaldenkmalen, besonders nach jenem Manuscripte, welches die Besteuerungsliste der Bewohner von Paris im J. 1292 enthält, mit großer Treue entworfen. Die Noten, so wie eine historische und statistische Uebersicht geben diesem Werke einen besondern Werth. Der Anhang: les rues de Paris in Versen, und le Dictionnaire de Jean de Garlande in lateinischer Sprache aus der Mitte des eilften Jahrhunderts, welches eine Nomenclatur der verschiedenen Gewerbe enthält, ist dem Alterthumsforscher besonders angenehm.

Diese drei Bände zeigen, daß den Franzosen weder die Gelehrsamkeit noch der Fleiß, welche zu so großen Unternehmungen erforderlich sind, abgehen. Friede nach außen und Ruhe im Innern werden die jüngere Generation allmählich der Wissenschaft zuführen.

Das genannte Werk findet allenthalben Anklang und Nachahmung; besonders befruchtend wirkte es auf die Provinzen. Man ist seit so langer Zeit daran gewöhnt, alles Ausgezeichnete auf dem Gebiete der Wissenschaft, Literatur und Kunst in der Hauptstadt ans Licht treten zu sehen, daß ein umfassendes, gediegenes Werk, welches in einer Provincialstadt erscheint, als ein Phänomen betrachtet wird. Besonderes Aufsehen macht in dieser Beziehung l'Ancien Bourbonnais, unternommen von Achille Allier und fortgeführt von Adolph Michel, welches zu

Moulins bei Desrosier erscheint. Plan, Disposition, Redaction, Druck, Holzschnitte, Kupferstiche, Lithographien sind das Werk der in Rede stehenden Provinz. Schade, daß ein frühzeitiger Tod Allier der historischen Forschung entriß. Hr. Adolph Michel hat von der Mitte der 18ten Lieferung ab den ersten Band zur höchsten Zufriedenheit aller Kenner beendigt. Dieser Band enthält die eigentliche Geschichte des Bourbonnais.

Der zweite, welcher die Beschreibung der Provinz enthalten soll, ist einem jungen Literaten von anerkannten Fähigkeiten, Hrn. Louis Batissier, anvertraut.

Den dankenswerthen Leistungen im Gebiete der historischen Forschung sind ferner beizuzählen der XIV und XV Band des Werkes: Archives curieuses de l'Histoire de France von Ludwig XI bis auf Ludwig XVIII, eine Ausbeute der verschiedenen Archive des Königreichs.

Die Société de l'histoire de France gab im verflossenen Jahre den dritten Band des Gregor von Tours mit verbessertem Text und einer Uebersetzung von J. Guadet und Taranne heraus. Sie hat gleichzeitig mit dem Gregor von Tours die Mémoires de Pierre de Fenin nach einem zum Theil inedirten Manuscript der königlichen Bibliothek, mit Anmerkungen begleitet, herausgegeben. Diesen Band hat Mlle. Dupont bearbeitet. Die seltene Correctheit des Textes, die tiefe Gelehrsamkeit und der wahrhaft kritische Sinn, der sich in der Vorrede und dem Commentar kund gibt, ein hinzugefügtes Glossarium, vollständige Inhaltsanzeigen, die Genauigkeit in den Citaten, so wie die Vortrefflichkeit der Anordnung des ganzen Bandes, dürften Mlle. Dupont die Mitgliedschaft in mehrern Akademien zu Wege bringen, wenn es Sitte wäre, den Frauen hier eine Stelle zu gönnen. Die Gesellschaft hat ihre Publicationen von 1836 mit dem Annuaire Historique für 1838 geschlossen. Es enthält die Liste der Erzbisthümer und Bisthümer Frankreichs, ein Verzeichniß der Klöster und einen Versuch über die alten Territorial-Eintheilungen der Normandie nebst einer französischen Karte aus dem 15ten Jahrhundert und einem Versuch über die religiöse Architektur des Mittelalters in Frankreich.

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen die Herausgabe der Grandes chroniques de France oder Chroniques de St. Denis, deren zweiter Band ebenfalls im vorigen Jahre erschienen ist und viele Ergänzungen nach vollständigern Handschriften, als den Benedictinern zu Gebote standen, enthält. Diese Ausgabe ward von Paulin Paris, dem Herausgeber des Ville-Hardouin, welches Werk so eben die Presse verläßt, besorgt.

Hr. Michelet hat im vorigen Jahre den dritten Theil seiner Geschichte Frankreichs und einen Band der Origines du droit français herausgegeben, und Hr. Augustin Favre seine Geschichte der Provence beendigt.

(Schluß folgt.)

Ueber die alte russische Geschichte.

(Schluß.)

Daraus entsprangen Streitigkeiten und Zänkereien der Gelehrten über unsere vorhistorische Epoche. Die Russen beschäftigten sich wenig damit, und überließen den wichtigsten Theil ihrer Geschichte deutschen Gelehrten, von denen der größte Theil die russische Sprache nicht verstand, und viele sogar niemals Rußland gesehen hatten. Indem sie jedes Wort der Handschrift nach ihrem Sinne deuteten, manchmal den Text der byzantinischen Historiker im buchstäblichen Sinne nahmen, ein anderes Mal, von occidentalischen Chronisten wie von einem Compaß geleitet, die Sätze nach ihren Ansichten auslegten und an den Slawianismus deutsches Maaß und Gewicht anlegten, haben viele geachtete deutsche Gelehrte unfreiwillig unserer alten Geschichte geschadet, indem sie von der eigentlichen Quelle sich entfernten, und ihre einfachen Anfänge verwirrten. Aus den unrichtigen Ableitungen und Theorien deutscher Gelehrten, die auf eine Menge abgerissener Sätze fränkischer und byzantinischer Schriftsteller gegründet waren, erbauten unsere schönrednerischen Schriftsteller das alte Rußland nach dem Vorbilde der germanischen Reiche im westlichen Europa, ersannen einen in Rußland nie vorhanden gewesenen Feudalismus, eine nie vorhandene Reichseinrichtung, schufen Personen, die Rußland und den Slawen gleich fremd waren, und ließen sie handeln nach dem Vorbilde der deutschen Merowinger und Carolinger. Wir erkennen mit Dank, daß sich viel Gutes und Wahres in den Forschungen Schlötzers, Müllers, Thunmanns und anderer deutschen Gelehrten findet, aber wir müssen auch offenherzig bekennen, daß sehr wenige unsrer Schriftsteller nur das Gute benützten und es vom Schlechten ausschieden, sondern ohne Unterschied das ganze Chaos annahmen. Die historische Kritik hatte überhaupt im achtzehnten Jahrhundert eine falsche Richtung, und diese namentlich diente vielen unserer Geschichtschreiber als Grundlage für den Aufbau unsrer alten Geschichte. Die vortrefflichen Forschungen Lehrbergs und Krugs beschränken sich unglücklicherweise auf wenige Gegenstände und umfassen nicht die ganze vorhistorische Periode. Die Arbeiten Fräbns erwiesen sich für unsere alte Geschichte von großem Nutzen. Ewers ist, trotz seiner Irrthümer in Bezug auf die Russen, ein Licht erster Größe an dem dunkeln Horizont der vorhistorischen Epoche. Diese vier Männer, nicht slawischen Ursprungs, haben der alten russischen Geschichte die bedeutendsten Dienste geleistet: zu ihnen kann man auch noch Thunmann rechnen. Das bedeutendste Verdienst Schlötzers bestand darin, daß er die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf die russische Geschichte hinwendete, aber das Uebel, was er der Geschichte durch falsche Auslegungen und seine bittere Streitsucht, welche die Gegner zum Stillschweigen bewog, zugefügt hat, überwiegt das Gute, was er gethan hat.

Indem ich mich zu den ersten Quellen der Geschichte zurückwandte, sie kritisch sichtete und die Forschungen deutscher Gelehrten an dem lebendigen, historischen Material erprobte, das heißt an unsrer alten und der Volkssprache, an den bis jetzt in Rußland erhaltenen Gewohnheiten und Ueberlieferungen des Volks, an denjenigen Orten nämlich, wo die moderne Bildung noch nicht die alten Spuren des frühern Lebens verwischt hat, so überzeugte ich mich, daß die Slawen, die sich später Russen nannten, nicht so waren, wie sie die Gelehrsamkeit der

letzt vergangenen Zeit und die Schönrednerei schilderte. Indem ich das alte Rußland unter einem neuen Gesichtspunkt darstellte, der mir als der ächte erschien, konnte ich nicht den gewöhnlichen Weg einschlagen, den man bei uns den historischen oder erzählenden nennt. Darum werden mich wahrscheinlich die Leute tadeln, welche eine malerische Darstellung der Begebenheiten gewöhnt sind; ich mußte die Lücken mit Forschungen ausfüllen, um falsche Meinungen und daraus gezogene Deutungen zu widerlegen, welche, wie man zu sagen beliebt, die Erzählung zerreißen. So mußte Naruschewitsch in der vorhistorischen Epoche verfahren, so verfuhr Michelet im ersten Theil seiner französischen Geschichte, zu diesem Mittel mußte Geyer in seiner vortrefflichen Urgeschichte Schwedens seine Zuflucht nehmen, und so beinahe alle Historiker des 19ten Jahrhunderts. Glücklicher als alle in dieser Beziehung war der Franzose, der fast Alles schon vorgearbeitet fand, und das Gemälde des Alterthums verzieren und mit den Blumen der Einbildungskraft beleben konnte; ich mußte geraden Weges auf mein Ziel los gehen und mich nicht um rhetorische Künste bekümmern. Einige Freunde riethen mir die Untersuchungen von der Erzählung zu trennen und nach dem Vorbild anderer sie in besondern Anmerkungen niederzulegen; hätte ich aber diesem Rathe gefolgt, so wären aus meiner Arbeit zwei Werke von fast gleichem Umfang hervorgegangen: fast jeder Satz, jedes Wort im Text hätte eine besondere Anmerkung verlangt; ich mußte die Auslegungen und Schlüsse mit den Beweisen und Deductionen vermischen und verschmelzen, und glaube, daß ich nicht wohl anders verfahren konnte.

In der slawischen Periode haben meine Leser ersehen, daß die russischen Slawen zwei Hauptvereine bildeten, den nördlichen, dessen Vereinigungspunkt in Nowgorod war, und den südlichen, der seinen Sammelpunkt in Kiew hatte. Die nördlichen und südlichen slawischen Stämme unterscheiden sich von einander durch scharfe Züge, konnten sich lange nicht vereinigen und brachten dem gemeinsamen Vaterland durch ihre Eifersucht großen Schaden, bis endlich die russischen, nach Nowgorod berufenen Fürsten sich im Süden durch das Recht der Eroberung festsetzten; von dieser Zeit an beginnt die slawisch-russische Periode, d. h. es fängt das Reich sich zu bilden an, welches endlich durch den christlichen Glauben, durch die monarchische Vollgewalt und durch die Gesetzgebung sich befestigt. Bis dahin war ein Chaos! wie dieß allmählich geschah unter großer Arbeit, das werden die Leser in den beiden jetzt erschienenen Bänden aus einander gesetzt finden; die Untersuchungen sind jetzt zu Ende, und im folgenden Theile beginnt die reine Erzählung.

Die muselmännischen Provinzen Rußlands in Asien.

III. Die Provinz Karabag.

(Fortsetzung.)

8. Nationalreichthum.

Zu der Ackerbauindustrie der Einwohner gehört der Anbau von Weizen, Gerste, Spelt, Hirse, Reis, Baumwolle, Sesamkraut, Lein und Tabak, so wie die Unterhaltung von Maulbeerbaumgärten, Fruchtbäumen und Reben. Weizen, Gerste, Spelt und Flachs werden fast ausschließlich in den bergigen Strichen gebaut, weil die Ebenen zu heiß sind und zu Bewässerung der Felder nicht genug Wasser haben; zudem baut man auf den Ebenen werthvollere Pflanzen, wie Reis, Baumwolle, Tabak, Sesamkraut und manchmal Hirse, welche vortrefflich gedeiht. Man säet in der Provinz über 32,000 Tschetwert Weizen, 11,000 T. Gerste, 250 T. Spelt, 400 T. Hirse, 2250 T. Reis, 550 T. Baumwolle, 50 T. Leinsamen und nicht über 5 T. Sesamkraut. Außerdem werden jährlich 215 Dessätinen als Küchengärten benutzt, und man gewinnt etwa 450 Pud Tabak. Da zwei Drittheile des Ackerlandes jährlich brach liegen bleiben, mit Ausnahme der Kreise Varguschat und Tschaundur, wo man den Boden nicht ruhen läßt, so kann man die ganze Ausdehnung des Ackerlandes auf etwa 100,000 Dess. anschlagen. Diese unbedeutende Anzahl im Vergleiche mit der Ausdehnung der Provinz erklärt sich daraus, daß der größere Theil der Ländereien von Karabag, welche zwischen dem See Kara Göl und dem Quellbezirke des Basartschai, so wie am Ufer des Araxes vom Dorfe Migri bis zur Mündung des Tschaundur, von der Brücke von Chudaferin bis zur Mündung des Araxes und am Ufer des Kur hinauf ganz öde liegen bleiben, theils wegen der geringen Bevölkerung, theils wegen Mangel an Wasser; ferner dadurch, daß diejenigen Einwohner von Karabag, welche ein nomadisches Leben führen, sehr wenig, und einige Städte und Dörfer sich gar nicht mit dem Ackerbau beschäftigen, sondern zahlreiche Heerden haben, zu deren Unterhalt sie nur die Weideplätze aufsuchen; daß der größere Theil der bessern Ländereien im Besitze der Beks ist, welche nur gegen sehr drückende Bedingungen Land an Ackerbauern geben, und endlich daraus, daß ein sehr bedeutender Theil der Provinz aus Bergen besteht, die mit Wäldern bedeckt, und aus Steppen, die mit dichtem Schilfe bewachsen sind; diese letztern können zwar in fruchtbare Ländereien umgewandelt werden, aber nicht ohne Mühe, welche die Eingebornen scheuen.

Die fruchtbarsten Ländereien in Karabag liegen an den Mündungen der Flüsse Akjäri, Tschaundur und Basittschai, ferner längs der Ufer des Chatschin, Terter und Kargar, endlich in den Magalen Sangäsur, Püssian, Sissian und Disach. Die Weizenernte beträgt in bergigen Strichen das Fünffache, in den Ebenen das Zehn- bis Fünfzehnfache. Die Gerste in den Bergen das Siebenfache, in den Ebenen das Zwölf- und selbst das Zwanzigfache; der Reis trägt achtzehn bis vierundzwanzigfach, in Varguschat und Tschaundur sogar fünfzigfach; die Hirse achtzig bis hundertfach; der Lein achtfach. Bei der Baumwolle gewinnt man aus einem Pud Samen ein Pud Baumwolle und zwei Pud Samen; das Sesamkraut trägt zehnfach, der Spelt siebenfach. Eine mittlere Ernte mag in Karabag betragen an Weizen 220,000 Tschetwert, 145,000 T. Gerste, 83,750 T. Reis, 26,000 T. Hirse, 1750 T. Spelt und 400 T. Lein; an Baumwolle gewinnt man 2500 Pud und 1100 T. Samen, an Sesamkraut 50 T., an Gertschak*) 56 und an Tabak 450 Pud. Hirse säet man in großer Menge, wenn eine gute Weizenernte nicht zu hoffen ist. Mit dem Anbau des Spelts, der Linsen und des Leins beschäftigen sich die Armenier, bereiten aus dem Samen des letztern Oel und benutzen den Stängel zum Viehfutter, werfen ihn aber auch manchmal ganz weg. Aus dem Gertschak machen sie gleich-

*) Nach dem Lexikon Wasserpfeffer (Polygonum Hydropiper), vielleicht aber auch Senf.

falls ein Oel, das sie im Sommer den Büffeln einreiben, damit die Haut nicht springe; doch brauchen sie es auch manchmal zur Beleuchtung. Aus dem Sesamkraut machen sie in Karabag kein Oel, sondern genießen den etwas gebratenen Samen als Leckerbissen. Melonen bringen sie, außer was sie im Hause brauchen, auch zum Verkaufe nach Schuscha, in einigen Dörfern bereiten sie indeß auch Syrup daraus.

In den bergigen Gegenden säet man den Weizen und die Gerste im September und October, die Hirse im März und April, in den niedrigen Gegenden aber dauert die Aussaat der erstern Fruchtgattungen fort bis in die Mitte Decembers, die der Hirse bis in den Junius-Julius und selbst bis zum Anfang Augusts; Weizen und Gerste reifen in den gebirgigen Districten im Anfang Julius, in den minder gebirgigen in der Mitte Junius, auf den Ebenen am Ende des Mai's oder im Anfang Junius, und die Hirse drei Monate nach der Aussaat. Weizen- und Gerstenfelder bewässern sie gleich nach der Saat, einigemal im Herbst, und im Fall von Trockenheit auch im Frühling; auch die Hirse wird gleich nach der Aussaat bewässert, hierauf beim Aufgehen, wenn die Pflanze gelb zu werden anfängt, und endlich, wenn das Korn sich mit einem durchsichtigen Safte zu füllen beginnt. Den Sommerweizen und die Sommergerste säet man nur in den gebirgigen Districten im März, und sie reifen am Ende Junius; die Körner sind schwärzlich und klein. Den Reis säet man im April und bis in die Hälfte Mai's, und schneidet ihn Ende September und Anfang Octobers. Wenn der Boden noch nie vorher mit Reis angebaut war, so wird er auf die gewöhnliche Weise umgepflügt, im entgegengesetzten Fall aber wird er mit Schaufeln umgegraben und viereckige Löcher gemacht, um das Wasser herein zu lassen, das man auch stehen läßt, bis es in den Boden gedrungen ist; hierauf weicht man den Samen in Wasser ein, so daß sich die Keime zeigen, und streut ihn auf dem feuchten Feld aus. Sobald die Stängel des Reises einige Zoll hoch sind, läßt man von neuem Wasser auf fünf, sieben oder zehn Tage hinein, und endlich, wenn die Wurzeln sich befestigt haben, noch einmal. — Spelt und Lein säet man im Frühjahr, Sesamkraut und Gertschak gleichfalls im April, und sie reifen im October.

Zur Aussaat des Baumwollensamens bearbeitet man das Feld vor Ende März bis Mitte April, indem man mit dem Hackenpflug dreimal darüber geht; hierauf wird das Feld bewässert, und nach zehn Tagen, wenn der Boden anfängt trocken zu werden, streut man den Samen aus, nachdem man ihn vorher zwölf Stunden lang im Wasser eingeweicht hat. An einigen Orten werden die Pflanzungen alle zwanzig Tage, an andern nur dreimal, nämlich im Junius, Julius und August, bewässert. Damit das Gras die Baumwollenstaude nicht ersticke, werden die damit eingesäeten Felder dreimal und öfter im Sommer aufgejätet. Im Anfang Octobers wird die Baumwolle reif. Zu dieser Zeit reißt man die Köpfchen ab oder rupft sie an den Stängeln aus den Hülsen und scheidet sodann den Samen aus. Zwischen die Baumwolle säet man gewöhnlich Sesam und Gertschak.

Tabak säet man in der zweiten Hälfte Aprils, und wenn er aus dem Boden hervorkeimt, verpflanzt man ihn in Reihen wie Kohl, und begießt ihn dann 7 Tage hindurch alle ander Tage, dann eben so lange hindurch gar nicht, und hierauf bis zum August alle 14 Tage. Wenn die Stängel die gehörige Größe erreicht haben, schneidet man die Spitzen ab und bricht die untern Blätter aus, so daß nicht mehr als acht an dem Stängel zurückbleiben. Gewöhnlich reifen die untern Blätter in der Mitte Augusts und die obern im Anfang Septembers; man trocknet sie sechs Tage lang an der Sonne, indem man sie abgesondert von einander auf dem Boden ausbreitet.

In der Provinz Karabag pflügt man mit gewöhnlichen sowohl als mit Hackenpflügen; die letztern sind namentlich in den Ebenen gebräuchlich. Zu einem Pfluge braucht man 6 paar Büffel und 7 Menschen, oder 2 paar Büffel, 6 paar Ochsen und 8 Menschen, um den Pflug zu lenken, die Ochsen zu leiten, den Pflug von Schmutz zu reinigen und ihn auszubessern, so wie endlich zur Hut des Viehes. Zum Hackenpflug braucht man 1 paar Büffel und 1 Menschen, oder 2 paar Ochsen und 2 Menschen. An einem Tage beackert man in der Ebene mit dem gewöhnlichen plumpen Pflug hinreichend Land, um ein halbes bis ein ganzes Tschetwert Korn auszusäen, im Gebirge nicht mehr als für ein halbes Tschetwert; mit dem Hackenpflug beackert man in einem Tage nicht mehr Land, als um 6 Tschetwerik (¾ Tschetwert) auszusäen. Man rechnet in der ganzen Provinz über 4000 gewöhnliche Pflüge und Hackenpflüge. Manche an Vieh reiche Leute geben den Armen Vieh zur Arbeit um den Ertrag der halben Ernte.

Zur Ernte des Getreides bedient man sich der Sicheln, und schneidet das Stroh ziemlich hoch über der Wurzel ab. Die Bitschantschi, d. h. die Reisschnitter, erhalten für sich den fünfzehnten Theil, und gewinnen so in drei Tagen einen halben Tschetwert Reis; die, welche Weizen, Gerste und Hirse schneiden, arbeiten für den zehnten Theil der geschnittenen Garben, und gewinnen des Tages etwa 2½ Tschetwerik (wovon acht auf einen Tschetwert gehen) dieser Erzeugnisse; die Tschinatschi, welche die Baumwolle einsammeln, erhalten ein Achtel, manchmal auch ein Zehntel, und gewinnen in drei Tagen einen Tiliai-Batman, d. h. 55¼ Pfund Baumwolle; nach dem herrschenden Gebrauche verköstigen sich die Reisschnitter und die Baumwollensammler selbst während der Arbeit, die Weizen-, Gerste- und Hirseschnitter aber erhalten die Nahrung von dem Landbesitzer. Die Leute, welche sich mit dem Schneiden des Korns und dem Sammeln der Baumwolle abgeben, machen in Karabag eine bedeutende Zahl aus, nichtsdestoweniger kommen in die an Persien stoßenden Dörfer viele aus der Provinz Kara Dag herüber, um diese Arbeiten zu verrichten. Die Sorglosigkeit beim Einheimsen des Korns und der übrigen Erzeugnisse hat unter dem hiesigen Volk eine Anzahl müßiger Leute und Faullenzer erzeugt, die bei den Tataren Baschlachtschi heißen; sobald das Schneiden des Korns und das Einsammeln der Baumwolle vollendet ist, gehen ganze Familien auf die Felder, und sammeln die übrig gelassenen Aehren oder die nicht aufgelesene Baumwolle; dieses Handwerk ist ziemlich einträglich, und ein Baschlachtschi kann an einem Tag ungefähr 1 Tschetwert Getreide oder gegen 7 Pfund Baumwolle sammeln, um so mehr, als manche gottesfürchtige Tataren absichtlich Manches auf den Feldern zurücklassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kaufmann in Gent besitzt ein merkwürdiges Scribanium von Ebenholz, das mit Fußgestellen von Elfenbein so künstlich eingelegt ist, daß kein neuerer Künstler es nachahmen könnte. Karl V erhielt es zum Geschenk vom König von Persien, der darauf in der Mitte seines Serails abgebildet ist. Derselbe Kaufmann besitzt einen Schenktisch aus derselben Zeit, der auf vier gewundenen Säulen von der reichsten Arbeit ruht. Auf den einzelnen Feldern sind Landschaften, Gebäude und dergleichen dargestellt, deren Zeichnung und Schattirung bewundernswerth und mittelst verschiedenfarbiger Hölzer bewirkt seyn soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 146.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Mai 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Ausflug nach Comporta.

Es war an einem sehr neblichten Februarmorgen — die hier so frisch und kühl sind, wie norddeutsche Tage des Spätherbstes, wann sich die Wälder bleichen, das Laub von den Bäumen rieselt, Schneißen gestellt werden, und nach auf- oder niedergegangenem dickem Morgennebel der Jäger den schönsten Jagdtag, der Landmann das herrlichste Wetter zur Aussaat seiner Winterfrucht hat — als wir uns um sechs Uhr auf dem Hauptquai von Setubal, in einem besonders dazu gemietheten, kleinen, bequemen Boote mit zwei Ruderern einschifften, und die Fluth benutzend nach dem tief in einer Bucht gelegenen, 3 Legoas entfernten Comporta überfuhren, bewaffnet als Jäger, bestiefelt um Sümpfe zu durchwaten, worin Schnepfen zu Tausenden, Schwärme wilder Enten und anderer Wasservögel hausen, so daß sie beim Aufschwärmen die Sonne verdunkeln und Schatten auf die Erde werfen. Bei Nebel herrscht kein Wind, das Meer war spiegelglatt, Segel waren unnütz, und so kamen wir nur durchs Rudern weiter. Wohin, dieses überließen wir dem erfahrnen, alten, kräftigen Schiffer mit gebleichtem Bart und Haar, denn sehen konnte man durch den immer dichter werdenden Nebel, je mehr die Sonne sich über ihn erhob, keine zehn Schritte weit, und nur der hellere Nebelglanz in der Richtung des Sonnenstandes diente dem Schiffer als Merkmal des Wegs nach Süd-Osten, den wir steuern mußten. Eine tiefe Ruhe herrschte auf dem Wasser, und nur wenn wir uns einer Landzunge näherten, deren hier, wenn man sich nahe dem schmalen Sandwalle zur Rechten hält, der dieses Binnenmeer von dem Ocean trennt, so viele hervortreten, störte das Plätschern der Ruder die Ruhe der Schaaren scheuer Wasservögel, Seemöven, Pelikane, Regenpfeifer, Wasserraben, Taucher, Enten und Strandläufer, die sich familienweise am Strande gruppiren und ihre Nahrung suchen. Der Flügelschlag so vieler Tausende erscholl dann jedesmal wie ein dumpfer rollender Donner, vermischt mit einem Schreckensrufe in den verschiedenartigsten Tönen. Alles dieses hörten wir, sehen konnten wir aber, ungeachtet dieser Vögeltumult wohl keine zwanzig Schritte von uns entfernt sich zutrug, nichts, und nur hin und wieder streifte eine der blödsichtigen Möven, die überdieß weniger menschenscheu sind, in schnellem Fluge uns so dicht über den Köpfen dahin, daß man sie wohl mit den Händen hätte ergreifen können. In einem solchen Zustande verhielten wir uns also ganz passiv, dicht in unsere Mäntel gehüllt, auf denen der Thau in großen Tropfen stand. Erst nach zweistündiger Fahrt gewann die Sonne so viel Kraft, den Nebel nach und nach so herabzudrücken, daß er sich über dem Wasser verdichtete, während der zur Rechten, 150 Fuß hohe Sandwall mit seinem kahlen Rücken über der Nebelwolke im Sonnenschein wie eine Schneelawine glänzte und die optische Täuschung hervorbrachte, als ragte er wenigstens zehnmal höher in die Lüfte. Bald verlor sich aber auch dieser tiefere Nebel, und die fliegenden Wasserbewohner schienen sich dessen zu freuen; sie verhielten sich nicht mehr so am Strande geduckt und gleichsam in Trauer vertieft, das Leben wurde unter ihnen rege, schreiend und lärmend schwärmten sie von einer Seite zur andern nach den kleinen grünen Inseln und den entferntern, mit Pinien bewachsenen Ufern zur Linken, welche die Fata morgana — diese Luftspiegelung südlicher Klimate — als ein über der Erde schwimmendes Feenbild darstellte. Selbst die Fische wurden lebendig von dem hellen Glanze der Sonne, der in die Tiefe drang; sie kamen nach oben, wo nicht ihr kaltes Blut zu erwärmen, doch sich an den Strahlen zu erfreuen, und wurden dabei so übermüthig und muthwillig, daß Hunderte von ihnen aus ihrem Elemente heraussprangen, Purzelbäume in der Luft machten und Räder schlugen. Doch, genauer betrachtet, sind dieses meistens nur Noth- und Angstsprünge, um sich ihren Verfolgern zu entziehen und dennoch in deren Rachen zurückzufallen; oder es sind Schreckenssprünge vor den wie ein Pfeil das Wasser durchschießenden Delphinen, denen sie übrigens um den Mund herumspielen, wenn dieselben keine Eile haben, und sich nur in Bogensprüngen oder wie ein Rad langsam im Wasser bewegen und ihren runden Rücken mit aufstehendem Horn auf der glatten Wasserfläche präsentiren. Jetzt war es Zeit, die Gewehre zur Hand zu nehmen, meinen Doppelläufer aus der Werkstätte des bekannten Ströhleins in Friedberg, der seit geraumer Zeit in seinem

ledernen Futteral geruht; wundervoll schleuderte er sein Blei nach den Luftstrichern, und bald stürzte eine Ente, bald ein Pelikan, bald ein anderer Wasservogel, so daß wir reichliche Beute machten und beladen damit endlich an der Endspitze dieses tiefen Meerbusens, bei Comporta, landeten. Comporta — dessen Name von den Schleußen herrührt, die hier Comportas heißen, und die man zur Abhaltung der Fluth von einem tief gelegenen Landstriche anlegte — war früher eine Besitzung, die den jedesmaligen Königinnen gehörte, so wie ein großer Theil der fruchtbaren Lezirias, oder der Niederungen am Tajo und Sado, die vor einigen Jahren in Erwartung einer bessern Benutzung durch den Verkauf an Privatpersonen und einer großen Einnahme für den Staat zu den Staatsgütern geschlagen wurden. Und dieses hatte wohl auch in der Theorie seine Richtigkeit, allein in Portugal pflegen alle Theorien in der Praxis zu Schanden zu werden; so erging es denn auch mit dem Verkauf und der Benutzung der Lezirias, diesen den Ueberschwemmungen ausgesetzten, fruchtbaren Niederungen, die anstatt eine Staatsspeculation zu werden, zu einer Privatspeculation sich umgestalteten.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 4.

Uebersicht der neuesten Leistungen der Franzosen auf dem Gebiete der Geschichte, der Alterthumskunde und der Philologie.

(Schluß.)

Wenden wir uns nun zu dem Gebiete der Alterthumskunde! Die Voyages en Corse, à l'ile d'Elbe et en Sardaigne par M. Valérie sind gemischter Art, und könnten, weil das historische Element in ihnen dem antiquarischen das Gleichgewicht hält, auch zu den historischen Werken gezählt werden. Dasselbe gilt von den Mémoires de la société des antiquaires de l'Ouest, deren zweiter Band ebenfalls 1837 erschien. Unter den Werken der eigentlichen Alterthumskunde sind vor allen zu nennen der 8te und 9te Band der Ergänzung des großen numismatischen Werkes, wodurch Hr. Mionet als Fortsetzer der Doctrina numismatum von Eckhel erscheint. Der letzte Theil bietet ein besonderes Interesse dar, weil er die afrikanischen Schaumünzen, so wie die sämmtlichen Abbildungen enthält. Die Denkmünzen der königlichen Bibliothek, deren der bekannte Diebstahl das numismatische Cabinet beraubt hat, sind in den Zeichnungen Mionets der Wissenschaft erhalten.

Die Wichtigkeit der Annali dell' Instituto di Corrispondenza archeologica, die seit 1829 zu Rom in lateinischer, italienischer und französischer Sprache erschienen, ist so anerkannt, daß sie keines Lobredners bedürfen. Im J. 1836 trennte sich die französische Abtheilung von den übrigen, und gab ein erstes Heft von einem herrlichen Atlas begleitet, unter dem Titel: Nouvelles annales publiées par la section française de l'Institut archéologique heraus. Die Namen der Mitarbeiter: Quatremère de Quincy, de Luynes, F. Lajard, Ch. Lenormand, Letronne, Raoul-Rochette und J. de Witte bürgen für die Vortrefflichkeit dieser Publication. Die Untersuchungen des Hrn. Lajard über den Venusdienst geben dem mythologischen Studium in Frankreich eine neue Richtung. Wie die Forschungen der deutschen Gelehrten in dieser Hinsicht auf Frankreich gewirkt haben, gewahrt man auf den ersten Blick. Die Leistungen der Franzosen auf dem Gebiete der Alterthümer sind sehr ausgedehnt, obgleich sich bei weitem weniger Gelehrte von Profession als in Deutschland damit befassen. Sie sind es hauptsächlich darum, weil diesem Lande mehr Mittel als jedem andern des Continents hiezu zu Gebote stehen. Durch die große Centralisation alles dessen, was Aufsehen erregt, an einem einzigen Punkte, ist der Zersplitterung der Kräfte vorgebeugt, die sich in unserm lieben Vaterlande so vielfach kund gibt.

Was die eigentliche Philologie anbelangt, so stehen die Leistungen denen der Deutschen weit nach. Das bedeutendste Unternehmen auf diesem Gebiete ist die Ausgabe der Werke des heil. Chrysostomus, welche bei den Gebrüdern Gaume erscheint. Hr. Sinner wird in einem Supplementbande die von den Benedictinern nicht herausgegebenen Stücke nachtragen. In der profanen Philologie beschäftigen die Schriften des Aristoteles viele gute Köpfe. Neues werden freilich deutsche Leser hier nicht finden, es wird ihnen Bekanntes in einem neuen Gewande geboten. Lesenswerth ist Aristote considéré comme historien de la philosophie; thèse de littérature.

Die neue Herausgabe der Rethorik des Aristoteles durch den Griechen Minoides Minas erregte große Erwartungen. Er ist kein Corais. Die hinzugefügte französische Uebersetzung befriedigt in keiner Beziehung.

Erheblicher, und in jeder Hinsicht fruchtbarer für den Text und das Verständniß dieses Schriftstellers sind die Arbeiten des Hrn. Barthélemy Saint-Hilaire. Die projectirte Herausgabe der Werke des Aristoteles mit Uebersetzung und Commentar kündigt sich auf eine ganz vorzügliche Weise in den erschienenen zwei Bänden über die Politik an. Die Logik soll bald nachfolgen.

Der Longin von Egger, Professor an der Universität, verdient ebenfalls Berücksichtigung. Besonders aber empfehlen wir dem philologischen Publicum die Inscriptions, grecques et latines recueillies en Grèce par la commission de Morée et expliquées par Ph. le Bas, und die Ausgabe in 32° des Theokrit, Bion und Moschus v. Boissonade. Die Scriptorum græcorum bibliotheca cum interpretatione latina et indicibus nominum rerumque locup. edita Parisiis a Firmin Didot fratribus, ist ein zeitgemäßes und solid gehaltenes Unternehmen. Die classische Literatur verdankt den Gebrüdern Didot überhaupt sehr Vieles; keine ihrer Publicationen verdient jedoch mehr Anerkennung, als die neue Ausgabe des Thesaurus linguæ græcæ von Heinrich Stephanus, dem Angelpunkte der griechischen Literatur in seinem Jahrhunderte, dessen Verdienste nie genug gewürdigt werden können. Eine willkommene Gabe ist daher allen Freunden des classischen Alterthums das Werk: Annales de l'Imprimerie des Estiennes, ou Histoire de la

famille des Estiennes et de ses éditions par A. A. Renouard in 8°; chez Jules Renouard. Von demſelben Verfaſſer wird im Laufe dieſes Jahrs erſcheinen: Histoire des illustres typographes.

Statiſtik des Runkelrübenzuckers in Frankreich.

Ein ſeit einem Jahr erſcheinendes und dieß dem Intereſſe der Runkelrübenzuckerfabrication gewidmetes Journal, unter dem Titel: Bulletin des Sucres français et étrangers, gibt in Nr. 26 vom 15 April d. J. nachſtehende Statiſtik. Am Ende des Jahres 1836 beſaßen 42 Departements Rübenzuckerfabriken, die, 582 an der Zahl, wovon 89 im Bau begriffen, in 451 Gemeinden vertheilt waren. Von den 42 Departements gehörten 28 der nördlichen Region Frankreichs an, und enthielten von den 582 Fabriken nicht weniger als 556. Das heißt, dieſe Induſtrie beſchränkt ſich faſt ganz auf den Norden Frankreichs. Vier Departements von den 28 enthalten allein 459 Fabriken, oder vier Fünftheile der Geſammtzahl, nämlich das Departement du Nord 216, Pas de Calais 135, Somme 47, Aisne 41. Hierauf kommen Seine et Oise mit 16, Oise mit 12 u. ſ. w. In der ſüdlichen Region ſteht das Departement de l'Isère mit 12 Fabriken oben an. Von den 42 Departements erzeugen nur drei die Rüben nicht ſelbſt, die 39 andern erzeugten und verarbeiteten im Jahre 1835 668,986,762 Kilogr. Runkelrüben, welche Zahl nach einer Schätzung im Jahre 1836 ſich auf 1,012,770,589 Kilogr. gehoben haben muß. Indeß vertheilt ſich das Steigen nicht auf alle Departements, im Gegentheil zeigt ſich im Dep. Loiret, Moſel, Oberrhein, Sarthe, Unterſeine u. ſ. w. eine merkliche Abnahme, wogegen in andern natürlicherweiſe die Vermehrung um ſo bedeutender iſt, z. B. das Maas-Departement, das im Jahre 1835 nur mit 545,000, im Jahre 1836 dagegen mit nahe an 8 Millionen Kilogr. in der Liſte figurirt. Noch bedeutender war die Vermehrung im Dep. Vaucluſe, wo der Rübenertrag vom Jahre 1835 bis 1836 von einer halben Million auf 21 Millionen Kilogr. ſtieg, obwohl das Departement nur 4 Fabriken zählt. Die Zuckerproduction betrug im Jahre 1835 30,349,540 Kilogr., und im Jahre 1836 ſchätzte man ſie auf 48,968,905 Kilogr.

Die muſelmänniſchen Provinzen Rußlands in Aſien.

III. Die Provinz Karabag.

8. Nationalreichthum.

(Schluß.)

Die vorhandenen Mühlen werden alle durch Waſſer getrieben; man zählt in Karabag 471 theils kaiſerliche, theils Privatmühlen, und der Müller erhält für das Mahlen den zwanzigſten Theil des Mehls. Zur Reinigung des Reiſes gebraucht man einen gezahnten eiſernen Cylinder, der am Ende eines Hebebaumes befeſtigt iſt, den man mit den Füßen in Bewegung ſetzt. Dieſe Arbeit iſt ſehr mühſam, und ſie wird vorzugsweiſe von den nach Karabag kommenden Kaſy-Kumyken und Awaren aus dem Gebirge betrieben, welche dafür ein Fünftel des gereinigten Reiſes erhalten.

Lein, Seſamkraut und Senf (Gertſchak) werden nur des Oels wegen gebaut, indeß wird das Senföl wegen ſeiner ungemeinen Bitterkeit nicht zu Speiſen genommen. Es finden ſich zehn Oelſchlägereien oder Baſir-Khana in der Provinz, und dieſe erhalten ein Zwanzigſtel des geſchlagenen Oels. Mit dem Anbau des Leins beſchäftigen ſich ausſchließlich die Armenier.

Als Mittelpreiſe des Getreides und anderer Erzeugniſſe in Karabag kann man Nachfolgendes annehmen. 1 Tſchetwert Weizen 3 bis 4 R.; Gerſte 2½ R.; Hirſe 1 R. 40 K.; Spelt 2 R.; Reis 4 bis 5 R.; 1 Pud Baumwolle 3 bis 4 R.; Leinöl 4 R. bis 4 R. 80 K.; Tabak 1 R. 80 K. S.

Die Seidenzucht in Karabag iſt unbedeutend, aus denſelben Gründen, weßhalb der Landbau nur langſam fortſchreitet und ſich ausbreitet. Um die Würmer zu ernähren, die aus einem Stil oder fünf Achtel Pfund Eier entſpringen, braucht man in bergigen Gegenden 18 bis 20,000 Maulbeerbäume, auf den Ebenen nur 10 bis 15,000, weil hier, namentlich am Fluſſe Kur, die Maulbeerbäume viel höher und reicher an Zweigen ſind als in den bergigen Diſtricten. Man reißt hier den Bäumen gewöhnlich die Gipfel ab, um ſie nicht zu ſehr in die Höhe wachſen zu laſſen, weil man glaubt, die Blätter der größern oder ältern Bäume ſeyen kein ſo gutes Futter für die Würmer. Die Anlegung von Maulbeerbaumgärten geſchieht in Karabag gerade auf dieſelbe Weiſe, wie in den andern transkaukaſiſchen Provinzen. Um 15,000 Maulbeerbäume in einem Frühjahr anzupflanzen, braucht man fünf Menſchen; die jungen Maulbeerbäume, Tochmatſchari, koſten 20 bis 40 K. S. das Hundert, und ſind nach vier Jahren hinreichend gediehen, um Seidenwürmer zu nähren. Im Sommer bewäſſert man ſie aus Canälen, die in die Gärten geleitet werden, und im März düngt man den Boden unter ihnen. Dieß geſchieht jedoch nicht bei denen, welche an den Ufern der Flüſſe, namentlich des Kur, wachſen, weil das austretende Waſſer einen düngenden Schlamm mit ſich führt. Die in bergigen Diſtricten gewonnene Seide iſt glänzender, feiner und reiner als die, welche man in den Ebenen gewinnt. Die Zahl der Maulbeerbaumgärten in ganz Karabag, mit Ausſchluß derer, die am rechten Ufer des Kur den Bewohnern von Scheki gehören, beträgt 1600, und außerdem wachſen bei vielen Dörfern Maulbeerbäume in den Wein- und Fruchtgärten. Der Hauptſeidenbau wird in den Kreiſen Migrigüne, Tſchaundur, Barguſchat, Dſchibrail, Chyrdapara, Araxpara, Waranda, Otuejeti, Käberli, Dſchiwandſchir, Jäger-Midort, Oekonem und Tſchelabürt getrieben. Diejenigen Seidenzüchter, welche ſelbſt keine hinreichende Menge Bäume zur Nahrung der Würmer haben, kaufen Blätter bei andern und bezahlen für die Laſt 20 K. S. Man rechnet in der ganzen Provinz 1430 Stil oder 894⅜ Pfund Eier. Von den Würmern, die aus einem Stil oder ⅝ Pfund Eiern hervorgehen, erhält man in Karabag 1⅞ bis 2 und ſogar bis 2½ Tiflis-Batman Seide, d. h. 50⅞ bis 85⅞ Pfund. Das Gewicht der rohen Cocons verhält ſich zum Gewichte der trocknen wie 10:4, und das Gewicht der letztern zu der daraus gewonnenen Seide wie 4:1. In der ganzen Provinz gewinnt man über 1700 Pud Seide, welche zu 80 K. bis 1 R. S. der Stil verkauft werden; übrigens wird ſie größtentheils gegen perſiſche Baumwollenzeuge und andere Stoffe von den armeniſchen Kaufleuten eingetauſcht und zum Theil nach Rußland verſendet. Das Abhaſpeln der Seide wird bis jetzt noch auf die in dieſen Ländern allgemein übliche Weiſe getrieben, doch haben auch Einige angefangen daſſelbe auf europäiſche Weiſe zu treiben.

Der Weinbau liegt noch völlig in der Kindheit; der Wein von Karabag hat eine röthliche Farbe, einen ſäuerlichen Geſchmack, und

hält sich selten über ein Jahr, ohne zu verderben. Nur die Armenier beschäftigen sich mit dem Weinbau, die Tataren bereiten Syrup aus den Trauben, oder führen sie zum Verkaufe nach Schuscha, wo sie 1 bis 1½ Rubel für die Eselslast erhalten. Die Bewohner des Kreises Migrigüne vertauschen ihre Trauben in der persischen Provinz Karadag gegen Korn. Weingärten rechnet man in Karadag über 5080. An Wein werden 70,000 Wedros, Branntwein 5400 Wedros gewonnen; außerdem kocht man gegen 4800 Pud Batmas oder Syrup. Die Tunga Wein kostet 15, die Tunga Branntwein 80 K. S.; der Syrup wird zu 80 K. S. der Tiflis-Batman *) verkauft. Außer dem Weinbranntwein bereiten die Armenier auch Branntwein aus Feigen, Maulbeeren und andern Früchten.

Eigentliche Fruchtgärten gibt es in Karabag nicht über 100, die aus Pfirsichen, Aprikosen, Feigen, Granatäpfeln, Quitten, Kirschen und andern gewöhnlichen Bäumen bestehen. Diese Fruchtbäume wachsen größtentheils zwischen Wein- und Maulbeerbaumgärten. Getrocknete Aprikosen bilden in der Fastenzeit die einzige Nahrung der Armenier.

Obwohl mit der Viehzucht sich vorzugsweise die nomadischen Einwohner beschäftigen, so unterhalten doch auch die ansässigen Einwohner Vieh in hinreichender Menge. Im Allgemeinen kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sich in der Provinz Karadag gegen 20,000 Pferde, 100,000 Stück Hornvieh, 500,000 Stück Schafe und Ziegen und etwa 100 Kamele befinden. Die Pferde von Karabag sind im transkaukasischen Lande wegen ihrer Schönheit und Schnelligkeit berühmt, und haben meist eine Goldfarbe (Sarylär). Es gibt in der Provinz 11 Gestüte mit 250 Hengsten und 1450 Stuten.

Die Pferdehäute werden nirgends gebraucht, Büffel-, Ochsen- und Kuhhäute aber zu Schuhen und dergleichen verarbeitet. Aus der Schafwolle bereiten die Weiber Decken, Strümpfe und Shawls, oder ein Wollzeug, woraus sie ihre Oberkleider (Tschocha) verfertigen. Im Sommer weidet das Vieh gewöhnlich in den Bergen, im Winter auf den Ebenen am Kur und Araxes. Im Allgemeinen ist Karabag reich an Weideplätzen, welche die ganze Strecke vom See Kara Göl bis an das Quellgebiet des Basartschai, von der Brücke von Chudaferin bis an die Mündung des Araxes, und von da bis zu den Nomadenlagern der Täfti, so wie den Magal von Kapan einnehmen. Im Herbst, wenn die Sommerhitze das Gras auf den Ebenen zerstört hat, nährt sich das Vieh von den trocknen Blättern des Gesträuchs.

Die Bienenzucht beschäftigt vorzugsweise die Armenier, und nur sehr wenige von den ansässigen Tataren. In der ganzen Provinz rechnet man gegen 7500 Bienenstöcke, aber in den Magals von Kapan, Tschelabürt und namentlich dem von Chatschin finden sich in den Wäldern eine Menge wilder Bienen; an Honig werden etwa 600, an Wachs 200 Pud gewonnen.

Der Fischfang wird im Kur, im Araxes, von seiner Mündung an bis hinauf zum Dorfe Maralian, **) an der Quelle des Basartschai und dem Chatschin betrieben; in den übrigen Flüssen aber finden sich wegen ihrer geringen Tiefe sehr wenig Fische. Im Kur und Araxes fängt man Lachsforellen, Aale, kleine Störe, Sewriugen, Weiße und dergleichen; der Basartschai ist reich an vortrefflichen Forellen mit rothen Punkten. Die in der Nähe von Schuscha lebenden Einwohner führen lebendige Fische dahin und verkaufen den Batman zu 80 K. bis 1 R. S.

Die Jagd der wilden Thiere wird hier, wie in den andern Provinzen, mehr zum Vergnügen als um des Gewinnstes willen betrieben. Die Bewohner der am Kur und Araxes liegenden Dörfer gewinnen manchmal aus dem Fange der Fischotter eine schöne Einnahme. In den Wäldern der Magale Difach, Tschelabürt und Chatschin jagt man Marder; in allen bergigen Gegenden Bären, Hirsche und Steinthiere; in den dichten Gebüschen an den Ufern des Araxes und Kur wilde Schweine, Schakals und Panther; in den Ebenen eine Art Antilopen (Dscheran), Hasen und Füchse finden sich allenthalben in Menge. Bärenfelle bringt man selten zum Verkaufe, denn die Tataren halten sie für unrein; die Armenier tödten aber die Bären und gebrauchen ihr Fett als Seife. Es ist indeß zu bemerken, daß das hiesige Pelzwerk von keiner guten Qualität ist, sowohl hinsichtlich der Wolle als der Bearbeitung.

In den Dörfern der Provinz Karabag gibt es durchaus keine Fabrikindustrie, außer daß in einigen die Weiber, und nur sehr selten die Männer, grobe seidene und baumwollene Stoffe weben. Mit der Bearbeitung seidener Stoffe beschäftigen sich etwa 500 Menschen; diese Stoffe werden zu Bettdecken, Hemden und Schalwaren genommen, und zu 5 bis 8 R. S. das Stück verkauft. Mit dem Weben dicker Baumwollzeuge (Bläs) beschäftigen sich mehr die Armenierinnen, und außerdem kommen in die an Persien stoßenden Dörfer zur Winterszeit Weber aus der persischen Provinz Karadag herüber. Die Anzahl derer, die sich mit dem Weben des dicken Baumwollzeugs abgeben, beträgt über 1200. Mit dem Verfertigen von Teppichen, wollenen Strümpfen, Pferdedecken, Quersäcken und Shawls oder Wollstoffen zur Kleidung beschäftigen sich die Weiber fast in allen Dörfern.

In dem Magal Tschelabürt macht ein einziger Meister, der vier Arbeiter hat, Gewehr- und Pistolenläufe; ein Gewehrlauf kostet 10, ein Pistolenlauf 4 bis 5 R. S. In den Dörfern Wänk und Schesch-kürt befindet sich je ein Meister, der Gewehrschlösser macht. Außerdem beschäftigen sich die Dorfbewohner mit den gewöhnlichen Handwerken, worunter sich ein Gerber im Magal Waranda auszeichnet. Handel treiben die Landleute nicht, außer daß sie ihre landwirthschaftlichen Erzeugnisse nach Schuscha bringen. Die Bewohner des Kreises Migrigüne bringen Kohlen nach Ordubad und Trauben nach Karadag, und verkaufen von den erstern die Last zu 40, von den letztern zu 80 K. S., oder sie vertauschen die letztern gegen Weizen, wobei sie für einen Batman Trauben einen Batman Weizen erhalten. Die Bewohner des Dorfes Choiip im Magal Dschiwandschir bringen nach Persien Färberröthe, Wachslichter, Nadeln und verschiedene andere Kleinigkeiten, und holen von dort Zimmt, Gewürznelken, China und dergleichen. Einige Nomadenstämme holen in Nachitschewan Salz zu 10 K. S. den Batman, und verkaufen es in Karabag um das Vierfache. Die Bewohner des Dorfes Jerkätsch treiben Schweine nach Kachetien und verkaufen sie zu 4 bis 5 R. S. das Stück. Einige Leute treiben auch einen Handel mit Tebris in verschiedenen Baumwollzeugen und Tüchern.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Tiflis-Batman hat 54 Stil oder 33¾ Pfund.

**) Der Fischfang im Araxes ist Kronseigenthum und wird verpachtet.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 46 u. 47** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **William Wordsworth.** — Die Weissagung des Dante. Zweiter Gesang. — **Prometheus.** (Schluß.)

Im Abonnement dieses dem Auslande bestimmten Literaturblattes, das wöchentlich 6–7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden, es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 147.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

27 Mai 1838.

Bilder aus Paris. Nr. 5.

Generalſitzung der fünf Akademien in Paris.

In dem Inſtitute ſollten nach dem Willen des organiſchen Geſetzes in Betreff desſelben alle Zweige menſchlichen Wiſſens durch die Häupter der verſchiedenen Fächer repräſentirt und insgeſammt zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigt werden. Es ſollte, wie Lacanal in ſeinem Berichte an den Nationalconvent ſich ausdrückt, eine lebendige Encyklopädie ſeyn, die durch ein gleichzeitiges Zuſammenwirken aller Kräfte der Erkenntniß das erforderliche Anſehen beſäße, um einen entſchiedenen Einfluß auf die Richtung der Geiſter auszuüben. Der erſte Conſul, deſſen Herrſchergenie einen ſolchen Einfluß nicht mochte, ſuchte demſelben zuvorzukommen. Nach dem Decrete vom J. 11 war das Inſtitut weiter nichts mehr als die Vereinigung der ehemaligen vier Akademien. Die erſte jüngſt eingeführte Abtheilung der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften verſchwand vor ſeiner Allmacht, und es blieb von der fruchtbaren Idee, welche die Schöpfung des Nationalinſtitutes charakteriſirte, wenig mehr als der Name und die jährliche Vereinigung der Akademien übrig. Ob ſich das gegenwärtige Souvernement geneigt fühle, dem Inſtitute ſeine urſprüngliche Organiſation wieder zu geben, vermag ich nicht zu entſcheiden; ſo viel iſt gewiß, daß ein großer Theil der Mitglieder des Inſtituts dieſes wünſcht.

Die Jahresſitzungen haben gewöhnlich nur geringes oder gar kein Intereſſe. Was die dießjährige anbelangt, ſo mag es deutſchen Leſern nicht unangenehm ſeyn, zu vernehmen, daß die Akademie der Inſchriften einen hohen Werth auf das vergleichende Sprachſtudium legt, und die Wichtigkeit der Leiſtungen unſrer Nation auf dieſem Gebiete erkannt hat. Eigentliches Intereſſe erhielt aber die Sitzung nur durch einen Vortrag von Becquerel unter dem Titel: Réflexions sur le traitement électro-chimique des minérais d'argent, de cuivre et de plomb. Die Laien wie die Männer vom Fache fanden ſich durch Anhörung dieſer Vorleſung gleich befriedigt, denn Jedermann ward durch die ſeltenen Reſultate der Anwendung der Elektricität zur Reingewinnung der Metalle aus ihren Erzen in hohem Grade überraſcht. Dieſes neue Verfahren wird hoffentlich die ſogenannte amerikaniſche Amalgamation, die Ch. Juncker für das Silberbergwerk zu Huelgoat, im Departement Finisterre, eingeführt hat, bald verdrängen. Vernehmen wie die Anwendung der elektriſch-chemiſchen Behandlung auf die Silbererze. In dieſen Erzen befindet ſich das Silber manchmal in metalliſchem Zuſtande, manchmal verbunden mit Chlor, Schwefel, Arſenik, Kupfer, Eiſen u. ſ. w., mit Beimiſchungen von Kies, Kalk ꝛc. Wie bei der Amalgamation, unterwirft man das Erz verſchiedenen vorläufigen Verfahren, die durch die Natur desſelben, ſo wie die chemiſchen Producte, welche das Land darbietet, bedingt ſind. Sofort läßt man einen elektriſchen Strom in die gehörig vorbereitete und angefeuchtete Mineralmaſſe. Dieſer Strom bemächtigt ſich des Silbers und führt es unzerſtörbaren Körpern zu, wo man es als Pulver, als Kryſtalle oder als Plättchen, je nach der Stärke der zerſetzenden Einwirkung, ſammelt, während die Säuren und Alles, was ſich wie dieſelben verhält, nach einer andern Richtung getrieben, ſich an einen beſondern Ort begeben, wo ſie die allgemeine Wirkung verſtärken. Um dieſen Strom hervorzubringen bedarf es weder complicirter noch koſtſpieliger Apparate, ſondern einiger Eiſenplatten, die ſich in einer ſolchen Lage befinden, daß ſie ſich bald verändern. Die Elektricität, ſo fährt Hr. Becquerel fort, die ſich während einer Minute entwickelt, würde ſelbſt dann, wenn ſich nur eine einzige Platte von einigen Quadrat-Decimetern Oberfläche in dem Erze befände, hinreichen, um uns Alle zu zerſchmettern, wenn es möglich wäre, ſie zu hemmen. Doch das iſt noch nicht Alles: man verdoppelt, verdreifacht, vervierfacht die zerſetzende Kraft dieſer Elektricität, indem man alle agirenden Theile, wie in der Voltaiſchen Säule, coordinirt.

Die ſich in dem chemiſchen Proceſſe entwickelnde Elektricität war bisher nicht benutzt worden; man mußte ſich ihrer bemächtigen, um ſie eine eben ſo bedeutende Rolle ſpielen zu laſſen als die Hitze. Dieß hat man gethan. Um die erforderliche Menge Wärme, welche die Bedürfniſſe der Metallurgie erheiſchen, zu erhalten, bedarf es eines großen Reichthums an Brennmaterial, das ſich nicht überall findet, während man ſich leicht die zur Zerſetzung der metalliſchen Maſſen im Großen erforderliche Elektricität verſchaffen kann, denn zur Erlangung

derselben Wirkungen, welche die Hitze hervorbringt, bedarf es nur einer gewissen Anzahl von Stücken alten Eisens, das man überall findet, wohin die Cultur gedrungen ist. In Ermangelung alten Eisens würden die Massen Meteoreisens, die sich hin und wieder auf den Ebenen Amerika's finden, den indianischen Stämmen überall erlauben, das Silber aus ihren Erzen zu gewinnen, wo es an Seesalz nicht mangelt.

Sobald die Elektricität in die vorbereiteten Mineralmassen eindringt, nöthigt man sie, indem man ihr gewisse Schranken setzt, sich des Silbers zu bemächtigen, das sie sofort nach außen mit sich führt, während sie die übrigen Metalle, mit denen das Silber verbunden ist, an ihrer Stelle zurücklässt. In dieser Weise gelang es, das Silber vom Kupfer zu trennen, eine Operation, die durch den großen Verbrauch von Brennmaterial nach den gewöhnlichen Scheidungsmethoden sehr kostspielig ist.

Die ersten Versuche wurden an sehr geringen Quantitäten Erzes, dann an einigen Hundert Kilogrammen angestellt; ganz neulich hat man mit vollem Erfolge mehrere Tausend Kilogramme diesem Verfahren unterworfen.

Die Lösung der Frage nach einem großen Maaßstabe verlangte die Mitwirkung vermögender, aufgeklärter Männer. Hr. Becquerel fand diese Mitwirkung in den Eigenthümern der Mine von Huelgoat, die zu Paris Erze und eine Schmelze zu seiner Disposition gestellt haben. Die Einrichtung dieser Schmelze ist auf die jährliche Behandlung von 200,000 Kilogrammen Erz, d. i. des fünften Theiles von dem, was man der Amalgamation in einer gewöhnlichen amerikanischen Schmelze unterwirft, berechnet. Zweitausend Kilogramme wurden unmittelbar mit völligem Erfolge behandelt.

Die Operation dauert, die Vorrichtungen mit gerechnet, nicht über 14 Tage, wenn der Silbergehalt in den Erzen nicht ein bis zehn Tausendstel übersteigt, während die Amalgamation einen Monat und oft noch längere Zeit erfordert. Der Unterschied dieser beiden Behandlungsarten ist sehr groß. Die in Rede stehende empfiehlt sich durch Zeitersparniß und Genauigkeit der Ausbeutung der Erze, ohne Anwendung des Mercurs, ein Vortheil, den die Amalgamation nicht darbietet.

Man kann dieß Verfahren auch auf die Kupfer- und Bleierze anwenden. Die Zersetzung der letztern geht jedoch langsamer vor sich. Selbst auf die Eisenerze läßt es sich anwenden. Das so gewonnene Eisen bietet den Anblick des reinsten Silbers dar. Die Elektricität, als chemische Kraft betrachtet, wird höchst wahrscheinlich eine Revolution in gewissen Zweigen der Industrie hervorbringen, woran weder Franklin noch Volta denken konnten.

Lebensbilder aus Portugal.

Ausflug nach Comporta.

(Fortsetzung.)

Einige kluge Köpfe benutzten ohne Zeitverlust die damalige Manie (im Jahre 1835 und 1836) des Zusammentretens von Compagnien zu allerhand Unternehmungen, und stifteten eine bedeutende Compagnie zum Ankauf der Lezirias, welche öffentlich ausgeboten wurden, und zwar an den Meistbietenden. Bei diesem Ausgebot und dem dazu ganz kurz gestellten Termin gab sich sogleich das für den Staat nachtheilige Einverständniß des Finanzministers kund; denn man wußte wohl, daß wenn man sammt und sonders die Lezirias in Bausch und Bogen losschlüge, sich keine Käufer zum Ueberbieten finden würden, wenigstens hier in Portugal nicht, und andere Speculanten aus dem Auslande, besonders Engländer, die sich schon früher immer geäußert, viele Staatsgüter in Portugal anzukaufen, hielt man dadurch fern, daß man einen äußerst kurzen Termin zum Verkauf ansetzte, so daß die Nachricht davon kaum hin und her, nach und von England mit einem Entschlusse kommen konnte. Die Unternehmer der hier gebildeten Compagnie hatten also schlechterdings kein Aufschrauben des Preises zu befürchten, denn eine zweite mächtige Compagnie mit so bedeutenden Fonds, wie erfordert wurden, war hier nicht zusammen zu bringen. Hätte man aber die Lezirias in eben so viele Theile getheilt, als sie ganz von einander abgesonderte Besitzungen bilden, die in keinen Verbindungen mit einander stehen, so würden sich mehrere kleinere Compagnien haben bilden können, ja selbst einzelne reiche Privatpersonen würden darauf geboten haben, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde der Staat dabei wenigstens das Doppelte gewonnen haben. Doch so etwas convenirte den Entrepreneurs der großen Compagnien nicht, die sich für die Folge sowohl das Directorium als auch die Administration natürlicherweise vorbehielten; ungeachtet dieses nachgehends öffentlich nicht völlig so den Schein hatte, denn bei der Administration eines großen Unternehmens, in welche sich leichter eine Verwirrung bringen, und die sich schwierʼger übersehen läßt, als eine kleinere, fischt man auch leichter im Trüben. Man kann keck und kühn behaupten, daß es bei allen solchen Administrationen hier zu Lande nie auf eine gute Administration abgesehen ist, sondern nur darauf, eine gute Besoldung zu erhalten und das nefas im Amte geschickt zu handhaben. Die Compagnien, oder vielmehr die Entrepreneure derselben, brachten es also bei dem Finanzminister dahin, daß zwar die Lezirias des Tajo und Sado abgesondert taxirt, allein gemeinschaftlich ausgeboten wurden, für den Gesammtwerth von nicht völlig 2000 Contos in baarem Gelde, welches ungefähr den jährlichen Revenuen der Ländereien als Interessen des Capitals entsprach; jedoch ist dabei zu bemerken, daß bei der bisher geführten schlechten Administration auf Staatskosten wohl kaum der achte Theil dieser Ländereien bebauet würde. Die Compagnie erbot sich also sogleich diese so vortheilhafte Schätzung in runder Summe zu überbieten und 2000 Contos (3,333,333 Thaler) dafür zu offeriren — ein Gebot, wobei schlechterdings nichts zu riskiren war, denn wenn man auch mit gleicher schlechter Administration fortfuhr, so hatte man doch die Gewißheit die Zinsen des Capitals daraus zu lösen. Der Staat war aber schon damals in Finanznoth, man versprach die Hälfte des Kaufpreises sogleich zu bezahlen, und die andere Hälfte am Ende des Jahrs, und da der Form nach dreimal in drei Terminen das Ausgebot gemacht worden, und wohl vorherzusehen war, daß kein Mehrgebot erfolgen würde, wurden die Lezirias, von denen alle Sachverständigen versichern, daß sie wenigstens vier-

mal mehr werth wären, für den Preis von 2000 Contos zugeschlagen. Die Folge hat denn nun auch gezeigt, daß die Administration noch keine Verbesserungen vorgenommen, die Ländereien vereinzelt verpachtet hat, die Administratoren sich aber gut dabei stehen.

Comporta gehörte nun zu den Lezirias des Rio Sado, die bloß zu der geringen Summe von 12 Contos taxirt waren, ungeachtet das Terrain aus mehrern Tausend Morgen Landes besteht, wovon das fruchtbarste sich mit einer Breite von Tausend Schritten drei Stunden weit zwischen Sandhügeln hinzieht und einen Moorgrund hat, mit einer Unterlage des herrlichsten Torfs, auf dem hier nicht nur der herrlichste Reis, sondern auch Weizen und Mais gedeiht. Von diesem fruchtbaren Thalgrunde war nun kaum der zwanzigste Theil angebaut, das Uebrige lag wüste, ungeachtet es schon seit Pombals Zeiten durch die großartigsten Anlagen von drei großen und Stunden langen Canälen mit den rechtwinkeligen, kleinern Seitengräben, durch welche alle die stehenden Wasser abgeleitet werden können, und das Land trocken gelegt werden kann, culturfähig ist. Ein großer, hoher Damm von Tausend Schritten Länge, mit zwei Schleußen versehen, schützt dieses ganze Thal vor der eindringenden Meeresfluth, und sobald die Ebbe eingetreten, können alle in den Canälen angesammelten Wasser gegen 8 Fuß tief ablaufen.

Auf dieses Terrain nun hatte ich meine Speculation gerichtet, bevor die Lezirias-Compagnie dasselbe an sich brachte, um daselbst Torfstechereien zu betreiben, die bei dem großen Mangel und der Theurung des Brennmaterials in Lissabon gewiß von großem Nutzen gewesen, und einen beträchtlichen Gewinn abgeworfen haben würden. Die Untersuchung dieses Landstrichs war also der Hauptzweck der Excursion nach Comporta, deren Resultat auch zu meiner größten Zufriedenheit ausfiel, was aber nicht weiter hieher gehört, denn da das Project der großen Compagnie das Meinige vereitelte, so bedarf dieses auch weiter keiner Erwähnung. Wir landeten gegen 11 Uhr auf dem Damm von Comporta mit seinen Schleußen, die sich in schlechtem Zustande befanden, so daß die Fluth ungehindert in den Canälen hinauftreten und die Ländereien überschwemmen konnte, und kehrten in dem auf diesem Damm stehenden kleinen Wirthshause ein, einer Estallagem, die jährlich so viel Pacht bezahlt, als das ganze Haus nicht werth ist, allein hier ist ein äußerst lebhafter Verkehr aus Alemtejo nach Setubal hin, so wie nach Lissabon, besonders zur Zeit, wo man die Heerden von fetten Schweinen überschifft, so daß sich der Wirth hier doch sehr gut dabei steht; denn die hier besonders ankommenden Maulthiertreiber, welche Landesproducte nach Setubal führen, müssen, während dem sie nun diese dahin überschiffen und dorten verkaufen, hier ihre Maulthiere zurücklassen. In dieser Estallagem, die nur aus einem Erdgeschoß besteht, ist also auch weit mehr für die Bequemlichkeit der Maulthiere als die der Menschen gesorgt, wir durften diese also hier gar nicht erwarten, und waren daher sehr zufrieden, als man uns ein kleines, fünf Schritte langes und drei Schritte breites, schneeweiß angestrichenes und reinliches Kämmerchen anwies, mit einem Fensterloche nach der Thalseite hin. Zwei erhabene Lagerstätten mit dicken, reinlichen, noch ganz neuen Schilfmatten belegt, sicherten uns wenigstens ein weiches, wenn auch um diese Jahrszeit eben kein warmes Nachtlager; anderes Bettzeug war hier nicht zu haben, und unsre Mäntel mußten dann das Beste thun. Ein kleiner Tisch, und ein paar hölzerne Stühle machten das übrige Ameublement aus.

Nachdem wir hiervon Besitz genommen, bestellten wir ein Mittagsmahl, und während dem dieses bereitet wurde, nahmen wir unsere Gewehre, wateten durch schlammigen Boden und in Sümpfen, uns mit der Jagd der Becassinen zu vergnügen, deren man jede fünf Schritte eine aufstöbert, und brachten dann auf diese Art ein herrliches Gericht für unsern Abendtisch zusammen. Auch besahen wir nun das am andern Ende des Walls auf der Anhöhe der Sandhügel gelegene Dorf, was gegen 40 Häuser zählt, die ohne etwas dahinter noch davor auf den losen Sand gebaut sind, in den man hier stets bis an die Knöchel versinkt. Aber was für Häuser sind dieses? Man erstaunt! denn sie sind einzig in ihrer Art, man glaubt wirklich in einen Kraal, in ein Kafferndorf zu kommen; mit Ausnahme eines Magazingebäudes mit steinernen Wänden und Ziegeldach und des Wohngebäudes des ehemaligen Administrators, Almorarife der königlichen Besitzung von Comporta, welche in Vergleich der übrigen Hütten, wahre Paläste sind, sind alle diese Häuser, an welchen besonders auf der Wetterseite das Dach beinahe bis zur Erde niedergeht, ganz und gar aus Schilfrohr erbauet. Nur das Hauptskelet, die Hauptstützen und das Dach besteht aus unbeschlagenen jungen Pinienstämmen; Außenwände, so wie die innern Wände für Abtheilung der Gemächer, und das Dach bestehen aus Schilfrohr, das dick über einander gelegt, gestellt und geflochten wird, so daß eine solche Hütte, denn Haus kann man es doch nicht nennen, im Winter einen warmen und im Sommer einen kühlen Zufluchtsort gewährt. Fensteröffnungen haben sie keine, das Licht fällt nur durch die Thüre hinein, Schornsteine haben sie auch nicht, der Rauch zieht nur über dem Herde durch ein kleines Loch hinaus, und daher ist es wirklich zu bewundern, daß solche Hütten nicht von oben bis unten ein räucheriges Ansehen haben. Den Fußboden des Innern dieser Hütten, der übrigens mit Thonerde und Pferde- oder Kuhmist gemengt wird, hat man zur festen Tenne geschlagen, und man hält ihn fortwährend reinlich gekehrt. Die Bewohner derselben sind lauter Leute ohne Grundbesitz, die sich vom Tagelohn nähren, oder gegen Abgabe der Hälfte des Ertrags, so viel von den nahen königlichen, jetzt Compagnieländereien pachten, als sie mit ihrer und ihrer Familie Händearbeit urbar machen und bestellen können. Es ist also die ärmste Classe von Bauern, die hier ihren Sitz hat, sich ihre Häuser selbst bauet, und das Material dazu nur aus den nahen Sümpfen und den benachbarten Pinienwäldern auf den Schultern herbeizuschleppen braucht.

(Fortsetzung folgt.)

Die muſelmänniſchen Provinzen Rußlands in Aſien.

III. Die Provinz Karabag.

(Fortſetzung.)

9. Die Stadt Schuſcha mit der Feſtung und hiſtoriſche Nachrichten über die Provinz.

Das Land, was jetzt Karabag heißt, war im Alterthum unter dem Namen Rana bekannt, und es lag darin eine Stadt Barda, die ſich durch ihre Größe und Bevölkerung auszeichnete, aber bei dem Einfall Tamerlans von Grund aus verheert wurde. Karabag war vor alten Zeiten eine Provinz Armeniens, nach dem Fall dieſes Reichs kam ſie an Perſien, dem es unter der Regierung des Schahs Sophi die Türken entriſſen; unter Schah Nadir wurde Karabag wieder mit Perſien vereinigt. Schah Nadir verſetzte den größten Theil der Tataren nach Choraſſan, ihren urſprünglichen Wohnſitz. Von dieſen verpflanzten Tataren überredete Pana Khan, der älteſte des Stammes von Dſchiwanſchir, im Jahre 1747 (dem Todesjahr Nadir Schahs) viele ſeiner Stammesgenoſſen Choraſſan zu verlaſſen, und begab ſich wieder nach Karabag, wo ihn die mit der perſiſchen Regierung unzufriedenen Einwohner freudig aufnahmen und zu ihrem Regenten wählten, in welcher Würde ihn ſpäter auch der perſiſche Hof anerkannte. Anfangs reſidirte Pana Khan in der Veſte Bajät, welche in der Nähe der Trümmer der Stadt Barda liegt, hierauf in der von Nadir Schah erbauten Veſte Schachbulak, und endlich verlegte er ſeinen Wohnſitz nach der von ihm ſelbſt im Jahre der Hedſchra 1167 (1789 n. Ch.) erbauten Veſte Schuſcha. Pana Khan beherrſchte indeß die Provinz nicht in Ruhe, ſondern mußte 50 Jahre lang unaufhörlich Krieg führen mit dem Anführer der dortigen Armenier, dem Melik Atam Schachnaſar, welcher in der Veſte Dſchürmyk reſidirte, und endlich von Pana Khan beſiegt nach Perſien floh.

Als Pana Khan im Jahre 1790 ſtarb, folgte ihm ſein Sohn Ibrahim in der Würde eines Khans von Karabag. Befreit von ſeinem gefährlichen Feinde, dem Melik Atam, der bei ſeiner Rückkehr aus Gandſcha nach Karabag an Gift ſtarb, richtete Ibrahim Khan, jetzt unumſchränkter Herrſcher des Khanats, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Wiederherſtellung der innern Ordnung. Bald darauf aber, nämlich im Jahre 1795, drang der perſiſche Schah Aga Muhammed Khan in Karabag ein und belagerte die Veſte Schuſcha, wurde aber mit großem Verluſte zurückgeſchlagen und verließ Karabag wieder, zog von da mit ſeinem Heere nach Georgien, richtete dort furchtbare Verheerungen an und zerſtörte die Hauptſtadt Tiflis. Im Jahre 1797 zog Aga Muhammed Khan von neuem vor Schuſcha, und da er es mit Gewalt nicht bezwingen konnte, nöthigte er es durch Hunger zur Uebergabe. Ibrahim Khan, der nach einem ſo hartnäckigen Widerſtande die Rache Aga Muhammed Khans fürchtete, floh nach Dſchar.*) Doch bald nahmen die Angelegenheiten eine andere Wendung: acht Tage nach der Einnahme von Schuſcha wurde Aga Muhammed Khan von ſeinen eigenen Dienern ermordet, und die Regierung von Karabag übernahm ein Verwandter Ibrahim Khans, Mammad Bek, nach zwei Monaten aber kehrte Ibrahim Khan zurück und übernahm von neuem die Regierung. Als die Ruſſen die Veſte Gandſcha (Jelisabetpol) erobert hatten, fürchtete Ibrahim Khan das Loos Dſchawats, Khans von Gandſcha, ſtellte ſich im Jahre 1805 vor dem General, Fürſten Zizianow, der mit ſeinen Truppen am Kuraktſchai ſtand, und bat denſelben, ihn und das Khanat Karabag in ruſſiſchen Schutz zu nehmen. Nach einem von dem Fürſten Zizianow den 14 Mai desſelben Jahres abgeſchloſſenen und von Kaiſer Alexander beſtätigten Vertrage ſagte ſich Ibrahim Khan von der Souveränetät Perſiens los, und verpflichtete ſich, an Rußland einen jährlichen Tribut von 8000 Ducaten zu bezahlen. Auf dieſen Vertrag hin beſetzte ein Theil der ruſſiſchen Truppen die Veſte Schuſcha, und Ibrahim Khan wurde kurz darauf zum Generallieutenant ernannt. Als der Schah von Perſien erfuhr, daß ſein Verwandter*) unter ruſſiſchen Schutz ſich begeben habe, nahm er zur Ueberredung ſeine Zuflucht, um dieſes Bündniß zu zerreißen. Ibrahim Khan ſchwankte nicht lange: in der Erwartung der Ankunft der perſiſchen Truppen verließ er Schuſcha mit ſeiner Familie und ſeiner Dienerſchaar, und ſchlug einige Werſte von der Veſte ſein Lager auf. Der Major Liſſanewitſch, der damals die Garniſon von Schuſcha commandirte, forderte ihn zur Rückkehr in die Feſtung auf; da aber Ibrahim Khan ſich deſſen entſchieden weigerte, und Liſſanewitſch vorausſah, daß, im Fall der Vereinigung des Khans mit den perſiſchen Truppen, die Völker von Karabag ſich gleichfalls empören würden, ſo beſchloß er, den Khan mit Gewalt zu Erfüllung ſeines Anſinnens zu zwingen. Zu dieſem Ende begab ſich der tapfere Major Liſſanewitſch**) mit einigen Soldaten in das Lager Ibrahim Khans und wiederholte ſeinen Vorſchlag; da aber der Khan ſtatt der Antwort Befehl gab ſich ſeiner zu bemächtigen, und Liſſanewitſch ſich vertheidigen mußte, ſo entſpann ſich ein hartnäckiger Kampf, in welchem Ibrahim Khan mit ſeiner Frau, ſeiner Tochter und einer Menge Diener auf dem Platze blieb. Dieſes verrätheriſche Benehmen Ibrahim Khans fand im Jahre 1806 ſtatt, ein Jahr nachdem er ſich freiwillig der Oberherrſchaft Rußlands unterworfen hatte. Liſſanewitſch kehrte nach Schuſcha zurück, berief ſogleich in den Diwan Khane (das Zimmer, wo der Khan zu Gericht ſaß und Proceſſe anhörte) die angeſehenſten Einwohner der Stadt, und erklärte den älteſten Sohn Ibrahim Khans, Mechti Kuli Khan, im Namen des ruſſiſchen Kaiſers zum Nachfolger ſeines Vaters. Alle Einwohner erkannten ihn mit Vergnügen als ihren Herrſcher an. Während der Regierung Mechti Kuli Khans fiel derjenige Theil des Khanats, der zwiſchen dem Araxes und Kapantſchai oder Tſchaundur liegt, an Perſien, weil ſein Bruder, Abdul Feth Khan, der noch bei Lebzeiten ſeines Vaters dieſen Antheil verwaltete, bei deſſen Tode die Oberherrſchaft Perſiens anerkannte. Im Frieden von Gulliſtan fielen die Ländereien auf dem linken Ufer des Kapantſchai an Rußland und wurden zu Karabag geſchlagen. Das Land aber zwiſchen dem Kapantſchai, Migritſchai und Araxes verblieben Perſien bis zum Frieden von Turkmentſchai, wo ſie gleichfalls mit Rußland vereinigt wurden. Mechti Kuli Khan blieb Regent von Karabag bis zum Jahre 1822, wo er nach Perſien floh, worauf die Provinz ganz unter ruſſiſche Herrſchaft kam.

(Schluß folgt.)

*) D. h. zu dem lesghiſchen Stamme dieſes Namens im Gebirge.

*) Eine Tochter Ibrahim Khans war mit Feth Ali Schah vermählt.

**) In ſpäterer Zeit wurde er Generallieutenant, commandirte die Truppen an der kaukaſiſchen Linie und verwaltete zugleich die kaukaſiſche Provinz. Bei einer Unterredung mit den kaukaſiſchen Gebirgsleuten fiel er, gleich dem Fürſten Zizianow, der unter den Mauern von Baku ermordet wurde, als ein Opfer ſeiner Unerſchrockenheit und ſeines Zutrauens unter dem Dolch eines der Gebirgsbewohner. Sein Andenken lebt noch in Transkaukaſien, wo er unter dem Namen Dali Major, des unerſchrockenen Majors, bekannt iſt. Seine Thaten, ſo wie die Kettenwerkes, ſind, als wären ſie fabelhaft, in die Sagen des Volks übergegangen, und bilden eine der Lieblingserzählungen; auch Volkslieder ſind auf ſie gedichtet worden, die ſelbſt in Perſien geſungen werden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 148.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Mai 1838.

Rückblick auf den Anbau Carolina's.

Ein amerikanisches Blatt, der Southern Agriculturist, gibt eine merkwürdige historische Uebersicht der Stapelwaaren Carolina's, woraus wir Nachstehendes entheben.

Im Jahre 1693 war ein Hr. Smith, welcher in Madagaskar Reis gesehen hatte, Gouverneur von Carolina; er besaß ein Stück niedrig gelegenen Landes, was, wie er glaubte, zum Anbau dieser Frucht passen würde, wenn man sich Samen davon verschaffen könnte. Um diese Zeit legte ein aus jener Insel kommendes Schiff aus Noth im Hafen an, und der Koch desselben besaß zufälliger Weise einen Sack Reis. Man säete ihn aus, er kam zur Blüthe, und man vertheilte nun überall hin Samen; da man fand, daß Sümpfe der geeignete Boden dafür sey, so ward der Reis bald zur Stapelwaare. Die Production stieg innerhalb 20 Jahren auf 18,000 Fässer, in den nächsten zehn Jahren zusammengenommen auf 269,488 Faß, und sie verdoppelte sich in zehn weitern Jahren. Dreiundvierzig Jahre nach der Einführung der Pflanze erntete man in Einem Jahre 71,481 Faß: dieß war der Anfang des jetzt so umfassenden Reisbaues und des ungeheuren Handels damit. Im J. 1699 wurde der Indigo eingeführt; man hatte ihn von Hindustan nach Westindien gebracht, und Gouverneur Lucas von Antigua, sandte zufälliger Weise eine Samenprobe an seine in Carolina sich aufhaltende Tochter, die eine Liebhaberei an Pflanzen hatte. Wiederholt säete sie dieselben aus, aber die Pflanze litt durch Frost und Würmer, und nur nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen gelang es ihr, die Pflanze zur Blüthe und Reife zu bringen. Der Gouverneur schickte jetzt einen gelernten Indigobereiter, der erste Indigo in Carolina wurde gewonnen, und die Folge war, daß dieß unternehmende junge Mädchen, bei ihrer Verheurathung, als reiche Aussteuer von ihrem Vater die ganze Indigo-Ernte, die jenes Jahr auf der Pflanzung gewonnen wurde, erhielt. Jedermann wollte nun auch Indigo bauen, und bald wurden in Einem Jahre 200,000 Pfund nach England gesendet. Die Sache ging über Erwartung günstig, und vor dem Kriege im Jahre 1775 betrug die Ausfuhr über 1,100,000 Pfund. Nach dem Unabhängigkeitskriege versorgten sich die Engländer aus Ostindien, und nun gelangte die Baumwolle auf den Thron. Der Boden taugte für die Pflanze, und das ganze Agriculturſystem es Landes änderte sich so zu sagen in Einem Jahre. Baumwolle war zwar schon im J. 1680 gebaut worden, wurde jedoch erst im J. 1747 als Ausfuhrartikel angesehen, in welchem Jahre, zufolge einer alten, kürzlich wieder aufgefundenen Broschure, sieben Ballen Baumwolle zu einem Werthe von 78 Dollars aus dem Lande versandt wurden. Während des Kriegs mußte Baumwolle zu groben Tüchern aus Noth gebaut werden. Im J. 1794 fing sie an zu steigen. Damals führte Whitney seine berühmte Reinigungsmaschine ein, wodurch Baumwolle mit Einem Mal zur Stapelwaare wurde, und alle südlichen Staaten eine Wichtigkeit erlangten, die sie außerdem nie erreicht haben würden. In dem genannten Jahre wurden 8340 Ballen ausgeführt; in den seitdem verlaufenen 40 Jahren 1,284,328 Ballen, wozu noch einige Hunderttausende von den letzten zwei Jahren kommen. Vor kurzem wurden an Einem Morgen in Liverpool an 18,000 Ballen Carolina-Baumwolle verkauft, mehr als das Dreifache der ganzen amerikanischen Ausfuhr vor 44 Jahren. Dieß ist die Geschichte eines einzigen Bodenerzeugnisses, dessen Werth in 44 Jahren von 52,000 Dollars, auf ein- und sechzig und eine halbe Million gestiegen ist. Nach einer neuerlichen Nachricht kamen von der vorjährigen Ernte vom 1 October bis zum 16 Februar d. J. 350,000 Ballen nach Neu-Orleans.

Lebensbilder aus Portugal.

Ausflug nach Comporta.

(Fortsetzung.)

Den werthlosen schlechten Boden haben sie auch umsonst, ja der Eigenthümer ist sogar froh, wenn sich Leute darauf anbauen, ihm dann das bessere Land abpachten oder als Tagelöhner bei den schweren Landarbeiten behülflich sind. Nun sollte man glauben, daß in diesen Hütten die größte Armuth und selbst Bettelei herrschen müßte, da man auf den ersten Anblick gar

nicht einmal begreift, woron die Leute leben, und doch iſt dem durchaus nicht ſo. Man betrete nur eine ſolche Wohnung, ich habe einen Blick in viele derſelben gethan, und man wird hier zwar keinen Ueberfluß antreffen — die Menſchen leben gewiß höchſt frugal und aus der Hand in den Mund, denn Vorrathskammern ſieht man bei ihnen gar nicht — allein es herrſcht in allen dieſen Hütten eine gewiſſe Reinlichkeits- und Ordnungsliebe, und eine ruhige Zufriedenheit mit den häuslichen Verhältniſſen ruht beſonders auf den Antlitzen der Weiber, ſo daß man aus all dieſem zuſammen abnehmen kann, daß ſie wenigſtens keinen Hunger leiden und mit Wenigem zufrieden ſind. Die ungeſunden Sumpfgegenden tragen aber viel dazu bei, daß die Bewohner dieſer Gegenden vom Monat Mai und Junius an bis in den October hinein, wann die Regenzeit beginnt, ſehr ſtark von kalten Fiebern heimgeſucht werden, die in manchen Jahren einen bösartigen Charakter annehmen, ſo daß der Tod hier eine eben ſo furchtbare Decimirung unter den Lebenden veranſtaltet, als kaum die Cholera anſtiften kann. Dieſes iſt denn auch der Hauptgrund, weßhalb die Leute faſt alle ein kränkelndes Anſehen haben; vergebens wird man ſich nach einem blühenden, geſunden Geſichte umſehen, ja ſelbſt rothe Lippen zu ſehen, iſt hier eine Seltenheit, denn wer nicht das Fieber hat hat es gewiß vor kurzem gehabt, und lebt nun in der Hoffnung, daß er es nächſtens wieder bekommen werde. Die Männer ſind indeſſen dieſem Uebel mehr ausgeſetzt wie die Weiber, weil ſie mehr wie dieſe ſich den brennenden Sonnenſtrahlen bloßſtellen, während ſie mit den Füßen im Waſſer ſtehen, Gräben im Sumpfboden ziehen, um dieſen urbar zu machen, oder Schilf aus den Sümpfen holen, nicht nur zum eigenen Gebrauche für ihre Hütten und Lagerſtätten, ſondern zum Verkauf nach andern Gegenden oder zur Bereitung der ſo elaſtiſchen, oft drei Zoll dicken Schilfmatten, die im heißen Sommer ein ſehr kühles Lager zur Seſta (Sieſta) gewähren. Viele beſchäftigen ſich auch mit der ſo ungeſunden Arbeit des Sammelns von Blutegeln, deren vorzüglichſte Gattungen in den benachbarten Sümpfen zu Hauſe ſind. Die Blutegel von Comporta ſind berühmt, der Handel damit brachte allein der königlichen Adminiſtration der Beſitzung jährlich gegen 1000 Thaler ein.

Tiſche und Stühle bedürfen dieſe Leute nicht, da ſie faſt immer wie die Türken auf ihren Teppichen, ſo hier auf ihren Matten oder Eſteiros an der Erde ſitzen; hie und da ſieht man allenfalls einen kleinen Schemel oder eine Bank für den Hausherrn und andere Liebhaber, die gerne höher ſitzen. Außer den über den Boden erhabenen Lagerſtätten, woron die für das Ehepaar und das weibliche Geſchlecht hinter Schilfwänden ſich befinden, und die zum Theil aus nichts Anderem als Schilfmatten und, wenn es hoch kommt, aus einem Sack mit angefülltem Maisſtroh beſtehen, ſo wie einer wollenen Decke, was Alles auf Brettern liegt, deren Untergeſtell zwei hölzerne Böcke ſind, ſieht man kein anderes Meublement. Ein einziger hölzerner Kaſten enthält alle ihre Reichthümer, ihren Sonntagsſtaat, der nicht viel von dem an Werkeltagen unterſchieden iſt. Das wenige Küchengeſchirr aber, was ſie beſitzen, glänzt hell geſcheuert und gewaſchen an den Wänden; ein großes, irdenes, unglaſurtes Waſſergefäß von einigen Fuß Höhe im Durchmeſſer, welches das Waſſer ſtets auf ſeiner Oberfläche verdunſtet und daher immer kühl erhält, ſteht auf einem Klotze oder einem Stein in einer Ecke; ſeine weite Oeffnung iſt mit einem irdenen Tellerchen bedeckt, und auf dieſem umgeſtülpt ſteht ein kleines, bauchiges Krüglein derſelben Maſſe, eine Pucara, mit welchem das Waſſer aus dem Pote oder Falha, wie man dieſe Gefäße hier nennt, geſchöpft wird, und aus dem die ganze Familie trinkt. Da der Portugieſe einen friſchen Trunk Waſſer weit höher ſchätzt als Wein und anderes Getränke, ſo wird auch ſtets auf die Reinlichkeit des Waſſergefäßes viel gehalten; in vielen Häuſern findet man deßhalb auch eine blecherne Pucara auf dem Waſſertopfe.

In andern Ländern macht man wohl die Bemerkung, daß, je ärmer die Menſchen ſind, deſto mehr Grobheit und Ungeſchliffenheit bei ihnen zu Hauſe iſt; ſie wiſſen ſich ſchlechterdings gegen vornehmere und gebildete Claſſen nicht zu benehmen; in allen ihren Handlungen und Redensarten, in ihrem Blick und ganzen Weſen leuchtet eine ungemeine Ungelenkigkeit und Stupidität hervor. Nicht ſo aber hier: man betrete die ärmlichſten dieſer Hütten, und man wird von ihren Bewohnern, beſonders wenn man ihnen bekannt iſt, mit aller möglichen Courtoiſie und mit denſelben verbindlichen Redensarten empfangen werden, wie man es nur von wohlerzogenen Menſchen erwartet; man wird mit dieſen Leuten eben ſo gut eine Converſation über Ackerbau, Viehzucht, ihr Gewerbe oder die Witterung, ja ſelbſt über die Politik der Zeit anknüpfen können, die oft unterhaltender und belehrender ausfällt, als die mit einem nonchalanten Fidalgo, einem aufgeblaſenen Rechtsgelehrten und Cortesdeputirten oder einem dickthuenden Kaufmann. Man fordere hier einen Trunk Waſſer — faſt das Einzige, was dieſe Menſchen geben können — und es wird mit der größten Freundlichkeit dargereicht, ſowohl dem angeſehenen Manne als dem Bettler; ſie thun dabei oft noch ein Uebriges und offeriren den ſchönſten Honig dazu, der in den benachbarten Steppen des Alemtejos vielfältig gezogen wird, ohne ein anderes Intereſſe, als ſich complaiſant zu zeigen — eine Complaiſance, die nicht ſowohl durch angeborne aber vorübergehende Gutmüthigkeit, als durch natürlichen Hochmuth der Männer und die ſtets hervortretende Eitelkeit der Weiber erzeugt wird. Man will zeigen, daß auch der Arme dem Reichen gefällig ſeyn kann; der Arme fühlt ſich reicher wie Cröſus, wenn er ſeine Armuth einmal mit dem Reichen theilen kann, und wenn dieſer dafür mit aller Aufmerkſamkeit ſeine Erkenntlichkeit dafür zu erkennen gibt. Nicht ſowohl das Gefühl, daß der Vornehme ſich zu ihnen herabgelaſſen, macht ſie glücklich, denn auch der Geringſte dünkt ſich ſo gut wie der Hochgeborne, ſondern das beglückt ihn am meiſten, eine Gelegenheit zu haben ſich zu ihm zu erheben und cameradſchaftlich einen vornehmen Gaſt zu bewirthen.

Nach ſo manchen Bemerkungen, die ich über die Bewohner dieſer Hütten machte, die als gute Freunde zu Allem zu gebrauchen, als Feinde aber auch um ſo mehr zu fürchten ſind, da in dieſen Gegenden keine Juſtiz gehandhabt wird, keine Polizei Ordnung hält und die Leidenſchaften dieſer Menſchen ungezügelt hervortreten können, kehrten wir nun am ſpäten Nach-

mittag in unſer Hotel zurück, um unſer Mittagsmahl zu halten, welches aus ſtark gepfefferter Wurſt in Stückchen geſchnitten und einem Ueberguß von Eiern, gebratenem friſchem Schweinefleiſch mit Reis beſtand, und uns nach der Jagd und ſonſtiger Motion wohl zehnmal beſſer mundete als nach einer achttägigen Eingeſeſſenheit die herrlichſten Gerichte der franzöſiſchen Reſtaurants in Liſſabon. Mit gutem Wein aus Setubal waren wir ſelbſt verſehen. Nach dieſer Mahlzeit, welche wir an der langen ſchmalen Tafel des allgemeinen Raums der Wirthſchaft zu uns nahmen, richtete ſich erſt unſere Aufmerkſamkeit auf das, was uns umgab, und ein geſchickter Maler würde hier Stoff genug zu charakteriſtiſchen Genrebildern finden. Schon die Wohnung allein lohnt der Mühe ſie darzuſtellen — dieſer Geſammtraum, in welchem der Fußboden Gottes Erde, das Dach die bloßen Ziegel ſind, an der einen Wand eine lange, ſchmale Tafel ſteht mit dahinter und davorſtehenden Bänken, belegt mit einem groben Tiſchtuche (für uns hatte man ein ganz ſchneeweißes aufgedeckt), welches die ganze Woche über allen Gäſten gedient. Gegenüber dem Tiſche ſtand ein ungeheuer großer Kaſten, gefüllt mit Gerſte für die hier einkehrenden Maulthiere und Pferde; rechts hinter der Hausthüre war der Küchenraum mit ſeinem Herde in der Ecke, durch die lange Schenktafel abgeſchieden; hier hockte die weibliche Familie des Hauſes am Feuer mit den Kindern und beachtete die ſprudelnden Töpfe; weiter hin nach einer andern Ecke zu war eine lange ſteinerne Bank, auf der eine Reihe große Waſſergefäße ſtanden mit ihren Pucaras: denn da hier das Trinkwaſſer nur immer bei der eingetretenen Ebbe aus den ſüßen Quellen der Moor- und Bruchgegend geſchöpft werden kann, was nur alle 6 Stunden auszuführen iſt, weil bei eintretender Fluth die Quellen durchs Meerwaſſer bedeckt werden, und der Zuſpruch durſtiger Menſchen hier immer ſehr groß iſt, ſo mußte man auch ſtets einen großen Waſſervorrath haben. Ueber dieſen Potes ſtand und hing nun an der Wand das ganze Küchen- und Tiſchſervice in blankem Kupfer, Zinn, Blech und Eiſen. Die Wand eines kleinen Verſchlags, hinter welcher die Familie ihre Betten hatte, war mit einem Geſtell wie ein Bücherbrett verſehen, auf welchem allerhand beſtaubte Flaſchen und Garaſinen ſtanden, in denen Branntwein und verſchiedene Liqueure für den Liebhaber ſich befanden. Der Abend war nun herangerückt, eine Blechlampe wurde auf die Tafel geſetzt, an der, nachdem wir abgeſpeiſt, zuerſt unſer Bootsmann mit ſeinem jungen Gehülfen Platz nahm, welche das aufzehrten, was wir übrig gelaſſen und wohl noch für vier genug geweſen wäre, um ſich daran ſatt zu eſſen; allein dieſes iſt kein Hinderniß, daß auch zwei Perſonen die vier Portionen und noch mehr zu ſich nehmen können. Es gränzt faſt ans Unglaubliche, was ſolche Leute in ſich ſtopfen, wenn es ihnen vorgeſetzt wird; ſie würden ſich ein Gewiſſen daraus machen, auch nur einen Biſſen übrig zu laſſen, ihr Magen iſt wie ein Sack, den man ſo lange zu füllen ſucht, als nur noch etwas hinein geht. Und um ſo recht viel zu freſſen, trinken dieſe Leute nur ſehr mäßig dabei ihren Wein, der denn die Wirkung thut, die in dem Magen entſtehenden Luftblaſen heraus zu jagen; da knallt es dann bald hier, bald dort an einer ſolchen Tafel in den ſchönſten, gezogenen grunzenden Lauten. Will endlich aber gar nichts mehr in einen ſolchen Freßbauch hinein gehen, oder hat man nichts mehr zum Verſchlucken, dann trinkt man noch eine Pucara voll Waſſer hinterher, nicht aus Durſt, ſondern als diätetiſches Mittel zur Beförderung der Verdauung, die denn auch ohne alle Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten während der Entwicklungen der verſchiedenartigſten Luftarten aufs beſte von ſtatten geht. Die Nachbarſchaft ſolcher Leute iſt dann juſt nicht die angenehmſte.

(Fortſetzung folgt.)

Die muſelmänniſchen Provinzen Rußlands in Aſien.

III. Die Provinz Karabag.

9. Die Stadt Schuſcha mit der Feſtung und hiſtoriſche Nachrichten über die Provinz.

(Schluß.)

In der Provinz Karabag findet ſich eine einzige Stadt, Schuſcha, welche auf einem hohen Felſen liegt, der, nach der Meſſung eines von den in Schuſcha ſich aufhaltenden Miſſionären von der Baſeler evangeliſchen Geſellſchaft, ſich auf 4000 Fuß über die Oberfläche des kaſpiſchen Meeres erhebt. Die auf drei Seiten von der Natur vertheidigte Feſtung iſt völlig unerſteiglich; von der vierten Seite hat ſie eine künſtliche Befeſtigung, die in einer kleinen ſteinernen Mauer beſteht, welche übrigens das Feuer einer Belagerungsartillerie nicht aushalten könnte. Die Häuſer der Stadt ſind ohne die geringſte Ordnung angelegt. Die Straßen ſind bergig und an vielen Stellen von tiefen Schluchten durchſchnitten. Die Häuſer ſind faſt alle von Stein, größtentheils von einem Bretterdache bedeckt, doch gibt es auch kleine Erdhütten, die man hier Dordas nennt; die Dächer ſind hier, gegen die Gewohnheit der Aſiaten, nicht flach, ſondern mit Dachſparren verſehen. Man zählt 1698 Häuſer in der Veſte, mit 5079 Köpfen männlichen Geſchlechts; außerdem zehn Krongebäude, und eines, das der Baſeler evangeliſchen Geſellſchaft gehört. Die geſammte Bevölkerung umfaßt 31,762 armeniſche und 936 tatariſche Familien; darunter befinden ſich 56 Beks, 61 Mullahs und Seiden und 21 Familien armeniſcher Geiſtlichkeit; viele Einwohner beſchäftigen ſich mit Handel und Handwerken. Die Veſte Schuſcha wird vermittelſt einer auf Koſten eines hieſigen Armeniers gebauten Waſſerleitung mit Waſſer verſehen, aber dieſes Waſſer, ſo wie auch das in den Brunnen, die ſich in einigen Häuſern finden, gilt für ungeſund, und darum holen die Einwohner das Trinkwaſſer jenſeits des erwähnten Zollhauſes, eine Werſt von der Stadt, aus einer kleinen am Fuß eines Berges entſpringenden Quelle. Uebrigens findet ſich in dem kleinen Bache Schuſchatſchai, der in der Nähe der Veſte in einer tiefen Schlucht vorüberfließt, gleichfalls gutes Waſſer, wegen des ſteilen Abhanges aber iſt es ſehr mühſam ſolches zu holen.

Schuſcha hat ein geſundes Klima, und wegen ſeiner hohen Lage iſt es keiner großen Hitze ausgeſetzt, dagegen gehen aber im Herbſt unaufhörlich Regen nieder und es herrſchen dichte Nebel.

In Schuſcha finden ſich 10 Schulen für den Unterricht der Jugend. Eine davon iſt von den Miſſionären der Baſeler evangeliſchen Geſellſchaft geſtiftet und wird auf ihre Koſten unterhalten; es erhalten darin 40 Jünglinge unentgeltlichen Unterricht in der Religion, der armeniſchen Sprache, in Arithmetik und Geographie; die, welche hierin größere Fortſchritte gemacht haben, beſchäftigen ſich mit der griechiſchen und

englischen Sprache. Es befindet sich dabei eine Druckerei mit einer Presse, auf welcher verschiedene Lehrbücher in armenischer Sprache gedruckt werden. In der armenischen Unterrichtsanstalt erhalten über 50 Kinder Unterricht. Die dritte Schule ist in einem armenischen Frauenkloster errichtet, und 10 Mädchen erhalten daselbst Unterricht im Lesen und Schreiben. Die übrigen 7 Schulen sind tatarische: in 6 derselben erhalten gegen 150 Schüler Unterricht in tatarischer und persischer Geschichte; der siebenten steht der Kadi selbst vor, und unterrichtet 20 erwachsene Jünglinge, welche Mullahs werden wollen, in der arabischen Sprache, den Lehren des Islam, der Arithmetik, Astrologie und Medicin. Es erhalten also in Schuscha gegen 250 Personen beiderlei Geschlechts Unterricht. Die Lehrer in den tatarischen und armenischen Unterrichtsanstalten erhalten von jedem Schüler, je nach den Vermögensumständen der Eltern, 20 Kopeken bis 2 R. S. des Monats. Zu Ehren der Bewohner von Schuscha muß man sagen, daß sie um den Unterricht der Jugend eifrig bemüht sind, und erst noch im Jahre 1828 freiwillig ziemlich bedeutende Summen opferten, um in Schuscha eine Unterrichtsanstalt zu begründen, in welcher ihre Kinder nicht bloß in den Landessprachen, sondern auch in der russischen Unterricht erhalten könnten. Von Seite der russischen Regierung wurde gleichfalls eine Kreisschule eingerichtet, worin sich 5 Lehrer und 50 Zöglinge befinden.

Die Bewohner von Schuscha beschäftigen sich mit dem Feldbau. In der Stadt gibt es 42 Seidenwebstühle, 28 Baumwollwebstühle, 20 Gerbereien und eine der Krone gehörige Seifensiederei. Im Jahre 1829 wurden hier von verschiedenen Seidenstoffen über 7200 Stück, 740 Halstücher und 6100 Stück Kassan verfertigt, bei welchem letztern Zeuge der Zettel von Seide und der Einschlag von Baumwolle ist; man gebraucht sie zu Unterkleidern und Schalwaren. Es sind 324 Weber und andere Arbeiter damit beschäftigt, und die Zahl der Webstühle beträgt 152. Der Weber erhält vom Stück 90 Kopeken, der Aufroller von 27 Stück 1 R. 20 K., der, welcher den Zettel zurichtet, 10 K., der Schlichter 1 R. S. Die Seide wird in Schuscha gekauft; für das Dunkelblaufärben zahlt man 1 R. 20 K. von 80 Stil, für das Schwarzfärben 20 K., für das Rothfärben von 14 Stil Seide 2 R. S. Ein Stück Seidenstoff von 10 Werschok bis 1 Arschine Breite und 25 Arschinen Länge werden 8 R. S. und darüber bezahlt. — Von baumwollenen Geweben wird nur der bekannte dicke Stoff Bläs bereitet. Die Zahl der Webstühle beträgt ungefähr 80, worauf gegen 8000 Stücke jährlich verfertigt werden, jedes von 10 chanischen Arschinen Länge und 7 Werschok (44 Centimeter) Breite; sie werden zu 80 K. bis 1 R. S. das Stück verkauft.

Der Handel in der Provinz Karabag ist sehr unbedeutend, und beschränkt sich auf die Zufuhr von Seide, seidenen, baumwollenen und wollenen Stoffen, und einigen andern unbedeutenden Gegenständen aus Rußland, den übrigen transkaukasischen Provinzen, Persien und der Türkei. Drei Armenier aus Schuscha kaufen Seide in Karabag, Scheki, Schirwan, dem Kreise Jelisabetpol, dem Districte Dscharo Belokan und Persien auf und versenden sie nach Rußland; einer derselben, dessen Umtriebscapital in die Millionen Rubel beträgt, hat in Persien, Rußland und einigen transkaukasischen Städten Correspondenten, die sich mit dem An- und Verkauf der Seide beschäftigen. Die Masse der aus Persien nach Karabag kommenden Waaren beträgt gegen 140,000 R. S., und die Kaufleute stehen in fortdauerndem Verkehr mit Tebris und zum Theil mit Jéfahan; der Verkehr mit der Türkei ist dagegen unbedeutend, und beträgt nicht über 500 R. S., denn es findet kein täglicher Verkehr mit der Türkei statt, und gewöhnlich bringen die von der Pilgerfahrt zurückkehrenden Kaufleute Waaren zu jenem Belange mit. Mit den transkaukasischen Provinzen mag der Handel etwa 90 R. S. betragen. Früher gingen die hiesigen Kaufleute, namentlich um Baumwollenstoffe aufzukaufen, nach Moskau und Nischneinowgorod, jetzt aber beziehen sie solche meist aus Tiflis, und der directe Verkehr mit Rußland hat aufgehört. Die Kaufleute von Schuscha, welche in Tiflis und Nucha russischen Zitz, Nanking, Shawls, Filzröcke, Tuch u. dgl. kaufen, versenden davon jährlich für 80,000 R. S. nach Tebris, nach Rußland dagegen für 1,000,000 R. S. Seide. Die aus Persien und Georgien hergeführten Waaren werden in Schuscha nur etwa mit 15 Procent über den Kaufpreis verkauft.

In Jéfahan bezahlen die Kaufleute für die Lastpferde 50 K. S. für den Batman, jedoch unter der Bedingung, daß die Besitzer der Pferde den Zoll für die Waaren von Jéfahan nach Tebris bezahlen; unter denselben Bedingungen bezahlen sie für die Fracht von der Stadt Jezda nach Tebris 55 K. S. vom Batman, von Kaschan nach Tebris 50 Kopeken. Die Fracht, ohne die Vereinigung des Zolls, kostet von Tebris nach Schuscha nicht über 50 K. der Batman, von Choi 20 K., von Urmia 25 K. und von Tiflis 1 R. S. für das Pud. Außer diesen Kosten für ein- und ausgeführte Waaren und einer Abgabe von 5%, wird noch ein Zoll von 1 R. S. für die Last von den Tataren und von 3 R. S. von den Armeniern in den persischen Städten erhoben; in Karabag selbst bestehen viele Zollstätten, wo Zoll für die eingeführten Waaren bezahlt werden muß.

10. Von Maaßen, Gewichten und Münzen.

Zum Messen des Getreides braucht man den Tschinach, welcher in der Stadt Schuscha von dreierlei Art ist; auch die Magals Difach und Waranda haben besondere Tschinachs. Nach russischem Gewichte stellen sie sich folgendermaßen:

	Weizen.	Gerste.	Hirse.	Reis.
In Schuscha				
Tsch. erster A	31 Pf.	25 Pf.	27 Pf.	25 Pf.
do. zweiter A	12 Pf. 51 S.	10 Pf.	11 Pf. 24 S.	9 Pf. 19 S.
do. dritter Art	11 Pf. 88 S.	9 Pf. 59 S.	10 Pf. 76 S.	8 Pf. 49 S.
Im Magal Difach	24 Pf. 7 S.	20 Pf. 80 S.	24 Pf. 52 S.	19 Pf. 16 S.
Im M. Waranda	15 Pf. 48 S.	12 Pf. 48 S.	15 Pf. 48 S.	11 Pf. 48 S.

Für Flüssigkeiten braucht man die Tunga, welche 4 Tschuret oder 9 Pfund enthält, und den Partsch, welcher 5 Pfund 78 Stil hat. — Die Arschine von Karabag ist gleich 1 6/7 r. A. — Das Gewicht ist dreierlei Art: 1) Tlani, 2) Misani, 3) Otar. Im Tlani-Gewicht ist der Stil gleich 60 Solotnik, der Batman gleich 54 Stil oder 55 Pfund 72 Sol.; danach werden verkauft Mehl, Reis, verschiedene andere Eßwaaren, Früchte, Naphtha, Baumwolle. Nach dem Misani-Gewicht hat der Stil 55 S. und 16⅔ Theilchen, der Batman ist gleich 50 Stil oder 28 Pfund. Nach dem Misani-Gewicht wird die Seide beim öffentlichen Schatz angenommen, unter den Einwohnern aber besteht ein besonderer Batman, der 48 Stil oder 24 Pfd. 81 S. enthält. Nach dem Otar-Gewicht hat der Stil 38 S. und 26 Theilchen, und nach diesem werden Zucker, Thee, Kaffee, Gewürze, Blei u. dgl. verkauft.

In Schuscha und in der Provinz circuliren russische Münzen, holländische Ducaten, karabagische silberne Penagabaten (20 K. S.) und Jarimschagen, ferner georgische, schirwanische, schetinische und jelisabetpolische Abasen, persische Tumane und Realen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 149.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

29 Mai 1838.

Bombay.

(Aus Dr. Ruſchenbergers Reiſe um die Welt.)

Die kleine Inſel Bombay, an der malabariſchen Küſte, unter 18° 56′ N. B., hat eine Länge von 10 und eine Breite von 3 engliſchen Meilen und gibt der ganzen Präſidentſchaft den Namen. Sie iſt von der Inſel Salſette im Norden durch eine etwa 1000 Schritt breite Straße, der Fluß Mahim genannt, getrennt; es führt jedoch ein Dammweg hinüber. Bombay-Caſtle, am ſüdlichen Ende der Inſel gelegen, iſt 8 oder 10 Meilen von dem feſten Lande entfernt. Die Inſel iſt faſt durchaus niedrig und eben und von ſchönen macadamiſirten Straßen durchſchnitten. Der Boden iſt einen großen Theil des Jahres hindurch fruchtbar, da er aber in der Regenzeit häufig überſchwemmt wird, ſo iſt das Klima ungeſund: die herrſchendſten Krankheiten ſind Wechſel- und typhöſe Fieber und Durchfall. Lange Zeit, nachdem die Inſel zuerſt von Europäern beſucht war, betrachtete man ſie mit Abſcheu, und nur wenige Perſonen hatten den Muth an einem Orte zu wohnen, wo das Klima ſo verderblich war, daß man ſprüchwörtlich ſagte: das Leben eines Menſchen dauert hier zwei Munſoons. Als man zuerſt davon Beſitz nahm, waren die Fluren mit Bambus und Palmen überwachſen, und wurden mit verfaulten Fiſchen gedüngt; Sümpfe und Teiche verpeſteten die Luft, und dieſe zerſtörenden Miasmen würden die Engländer weggetrieben haben, hätte die Inſel nicht den beſten Hafen in ganz Hinduſtan, den einzigen, mit Ausnahme von Goa, welcher Linienſchiffe aufnehmen kann. Man hieb die Wälder nieder, entwäſſerte das Land, und befreite es auf dieſe Weiſe großentheils, wenn auch nicht ganz, von ſeiner ſchädlichen Beſchaffenheit. Gegenwärtig bietet die Inſel ſtatt der Sümpfe und Teiche den Anblick eines wohlbebauten Gartens dar. Es gibt wenige Quellen auf der Inſel und friſches Waſſer erhält man faſt nur aus großen Ciſternen, welche durch den Regen gefüllt werden, es gilt aber für ungeſund, und hält ſich auch nicht gut auf dem Meere, weßhalb Schiffe mit Paſſagieren auf ihrem Wege nach Europa gewöhnlich in Ceylon anlegen, um ſich dort mit dieſem wichtigen Artikel zu verſehen.

Die Mauern von Bombay haben etwa 3 Meilen im Umkreis. Die Straßen ſind macadamiſirt und durchſchneiden einander in unregelmäßigen Winkeln. Die Häuſer ſind hoch, viele haben 5 bis 6 Stockwerke, und ſie ſind meiſtens in portugieſiſchem Styl gebaut. Die Stadt enthält einen mittelmäßigen Gaſthof, mehrere Kirchen, zwei Leihbibliotheken, eine Bibliothek, die einer Geſellſchaft angehört und ein Zweig der aſiatiſchen Bibliothek iſt, und ein Leſezimmer. Die öffentlichen Gebäude beſtehen aus dem Stadthaus und der Münze; das erſtere hat einen hübſchen Porticus, der aber durch eine große Treppe verunſtaltet iſt, und ſteht auf einer Seite eines offenen Vierecks, in deſſen Mitte dem Lord Cornwallis ein Denkmal errichtet iſt, an welchem häufig Blumen und Kränze zum Opfer dargebracht werden.

Die Bevölkerung der Inſel iſt verſchieden geſchätzt worden, in den neueſten Berichten aber iſt ſie auf 230,000 Seelen in 20,786 Häuſern angegeben, welche in den verſchiedenen Städten Bombay-Caſtle, Dangari, Mahim, Beikalah und Kolaba vertheilt ſind. Nach dem Cenſus von 1838 wohnen daſelbſt Engländer 938, Parſis 10,738, Armenier 39, Hindus 82,592, Chineſen 48, Portugieſen 8020, Juden 1270, Muhammedaner *) 25,920, Mabars 3005, Militär 10,000. Die unſichere Bevölkerung wird auf 20,195 angegeben, und hiezu kommen noch etwa 5000 Anglo-Aſiaten von reiner europäiſcher Abkunft. Mit Einſchluß des Engliſchen und Portugieſiſchen, werden auf dieſem Fleck Lands, der nicht mehr als 18 engliſche Quadratmeilen enthält, nicht weniger als 19 verſchiedene Sprachen geſprochen. Bombay iſt der Mittelpunkt für den Handel des weſtlichen Indiens, und ein Entrepot für die Länder am rothen Meere, die Oſtküſte von Afrika, Arabien, den perſiſchen Golf, ſo wie für einen großen Theil des indiſchen Archipels und China.

Lebensbilder aus Portugal.

Ausflug nach Comporta.

(Fortſetzung.)

Nachdem unſere Schiffer vom Tiſche aufgeſtanden, ein kurzes Stoßgebetchen mit vor der Bruſt ausgeſtreckten zuſammengelegten

*) Im Original Moors, was aber ſicherlich keine Mauren in unſerm Wortverſtand, und auch ſchwerlich bloß Araber ſind.

Händen und übers Kreuz gelegten Daumen verrichtet hatten, nahm der Wirth Platz an demſelben mit ſechs Andern, die wahrſcheinlich für ihn gearbeitet hatten. Es wurde ihnen ebenfalls Wurſt, Schweinefleiſch und Reis aufgetiſcht, was ſie gemeinſchaftlich aus einer großen Schüſſel auf alle Art und Weiſe mit Löffel und Gabel, ſelbſt mit den bloßen Fingern herausholten, wobei die lebhafteſte Converſation geführt wurde. Als nun endlich auch dieſe das Mahl beendigt und ihren Mund am Tiſchtuche abgeputzt, erhoben ſie ſich, ohne zu beten; ſie gingen wie die Sau vom Troge, was gewiß vor zehn Jahren noch für eine entſetzliche Religionsverachtung gegolten haben würde. Man würde ſolche Leute ohne Gebet und ohne Zeichen des Kreuzes für Juden und Ketzer ausgeſchrien haben, jetzt aber iſt man darüber hinausgekommen, die altväteriſchen ehrbaren Gewohnheiten und Sitten und ſelbſt das Gebet werden vernachläſſigt. Alſo auch hierin iſt das Volk ſchlechter geworden, und muß fortwährend noch ſchlechter werden, wenn nicht bald Gegenmaaßregeln getroffen, zu einer Kirchenreform geſchritten und würdige Geiſtliche angeſtellt werden, die auf die Moral und den religiöſen Sinn des Volks kräftig einwirken. Jene Tafel wurde nun von Genießenden zwar leer, allein nun nahmen Maulthiertreiber, worunter einige kecke Kerls mit kleinen runden andaluſiſchen Hüten und vielknöpfigen ſammetnen kurzen Jacken, den Tiſch ein, und ließen ſich einige Quartillos Wein vorſetzen: man erkannte an ihrem ganzen Weſen, daß ſie viel Verkehr mit dem Nachbarlande trieben, da ſie ſo ganz ſpaniolirt waren. Indeſſen ſah man ihnen doch wohl an, daß es bloße Copie war, da ihnen das Eigenthümliche, das Angeborne der ſo ſtolzen Haltung des Spaniers fehlte, die aus dem Innern herauskommt, und nicht abgelernt werden kann. Ihre Converſation trieb ſich um lauter Geſchichten von Unſicherheit der Straßen, Raubanfällen und Mordthaten; der eine von ihnen — ein kleiner, ſchwarzer, ſtämmiger Kerl, mit den brennendſten Augen, und angethan mit einer Pelzjacke aus ſchwarzem Lämmerfell, wovon die wollige Seite nach außen gekehrt, und die Ränder der Jacke mit rothem Leder eingefaßt waren, der ſein ſcharfes und ſpitziges Meſſer zog, um damit ein Stückchen Rolltabak zu ſchneiden, und ſich eine Papiercigarre zu verfertigen — verſicherte, daß er erſt vor 14 Tagen noch von drei Räubern auf der Straße von Badajoz nach Elvas angefallen worden ſey, die ihm zwar Alles geraubt, und ihn für todt durch einen Schlag vor den Kopf auf der Straße liegen gelaſſen, allein er habe doch die Genugthuung gehabt, bevor er den Schlag erhalten, dem einen Räuber dasſelbe Meſſer, womit er jetzt die Cigarre bereite, und ſein tägliches Brod ſchneide, bis zum Hefte in den Leib zu rennen, und darin umzudrehen, ſo daß dieſer gleich niedergeſtürzt, und dem Nächſten würde er es eben ſo gemacht haben, hätte er nicht den Schlag eines Andern von hinten bekommen. Noch hatte er ſeinen Kopf verbunden, und zeigte die furchtbare Wunde. Es war alſo keineswegs an der Wahrheit der Ausſage zu zweifeln.

Jetzt bildete ſich nun eine andere ſpeiſende Gruppe am Küchenfeuer, wo auch ein Hausfreund und der Stalljunge Platz genommen. Erſterer, der hier nur den Abend verplaudern wollte, erhielt den gewöhnlichen Sitz des Hausherrn, ein Klötzchen in der einen Ecke des ganz niedrigen Küchenherdes, wo man zunächſt dem Feuer iſt, und der Kopf in den Schornſtein reicht. Gegen ihm über in der andern Ecke kauerte der Stalljunge, der das Feuer ſchürte, und auf die Broſamen lauerte, die von des Herrn Tiſche fielen. Die Hausmutter, eine erwachſene Tochter, ein dickes junges Mädchen, was Mägdeſtelle verſah, und zwei Kinder von 4 und 6 Jahren, ſaßen auf einer Eſtera vor dem Herde mit untergeſchlagenen Beinen. Zwiſchen ihnen wurde auf derſelben Matte ein Tuch ausgebreitet, eine irdene Schüſſel geſtellt, und in dieſe ein Topf mit gekochten braunen Bohnen ausgeleert, die mit einer dickflüſſigen Brühe umgeben war. Während dem nun die Umſitzenden dieſe Schüſſel auslöffelten, auch Maisbrod jedes nach Belieben einbrockte und mit den Fingern dann wieder auffiſchte — was Alles mit der äußerſten Langſamkeit geſchah, und wobei nicht ein einziges Wort geſprochen wurde, ſondern es ſchien, als wenn jeder Biſſen mit einem langen und tiefen Gedanken hinabgleitete, und als wenn einer dann auf Nachricht wartete, ob er im Magen angekommen, um alsdann einen neuen wieder in den Mund zu nehmen — mußte der Stalljunge ein halbes Duzend Sardinhas auf den Kohlen röſten, jedoch um bei dieſer Arbeit, wobei er ungemein mit dem Rauche des Schornſteins zu kämpfen hatte, nicht ganz leer auszugehen, erhielt er ein großes Stück Maisbrod, und hatte dann auch die Erlaubniß, ſich eine von den gebratenen Sardinhas zuzueignen, denn von den Bohnen war für ihn nichts übrig geblieben. So wie eine Sardinha geröſtet war, langte nun auch die Familie zu und holte ſich dieſelbe aus dem Feuer; heiß und dampfend legt man ſie auf ein Stück Maisbrod, ſo daß das noch auströpfelnde Fett derſelben ins Brod dringt, und nun rupft man ein Stückchen nach dem andern davon ab, indem man beim Schwanze immer zuerſt anfängt, und beim Kopfe endigt. Nach jedem kleinen Biſſen der Sardinha ſtopfte man ein großes Stück Brod hinten nach. Dieſe Tafelei dauerte viel länger als die der Männer; als man aber fertig, und auch hier aus der Waſſerpucara fleißig nachgegoſſen worden war, wälzte ſich das kleinſte Mädchen auf dem Schooße der Mutter und ſchlief endlich unter Krabbeln auf dem Kopfe ein; das feine Taſtgefühl erprobte ſich dabei ſehr oft, der Fang war gut, und wurde jedesmal den Flammen überliefert.

Nachdem wir uns lange genug mit dieſen ländlichen Wirthshausſcenen unterhalten, die Nacht immer kühler wurde, und ein feuchter Dunſtnebel zu der offenſtehenden Hausthüre eindrang, ſo daß ſelbſt unſer alter Schiffer in ſeinen Capote oder Schanzlauſer aus grobem braunem Saragoça die Arme eingefädelt, und die daran befeſtigte ſpitz aufſtehende Capuze über den Kopf gezogen, die Maulthiertreiber aber ihre geſtreiften wollenen Decken wie Shawls umgehangen, der caſtilianiſirte Almoereve dagegen ſeinen umfangreicheren braunen Mantel à española von der Rechten zur Linken mit dem einen Zipfel über die Schulter geworfen, ohne daß dieſer davon herabglitt — ein Mantelwurf, den ſo leicht kein Nordländer nachahmen kann, und der mit ſeinen maleriſchen Faltenſchlag an römiſches Coſtume erinnert, wie man es an vielen Statuen findet — kam uns auch bald die Luſt an, den Rückzug nach unſrer Clauſe zu nehmen, die ihren Eingang auf

einem langen ſchmalen Corridor hatte, der nach dem Stalle führte, und wo ſchon eine Menge Maulthiertreiber und Landleute, auf den Eſteiras gebettet und mit Decken umwickelt, wie Mumien dalagen, über welche wir nicht ohne Gefahr des Anſtoßens hinzuſchreiten hatten, und unſre Reflexionen darüber machten, wie wenig hier für die unbemittelte Claſſe dazu gehört, ſich eine Schlafſtelle zu bereiten, und wie man ſelbſt in den kühlſten Wintertagen hier ein warmes Federbett und ein geheiztes Zimmer entbehren kann. Bei alledem, hätte mir Jemand gegen Mitternacht eine Federdecke auf mein kühles Schilflager geworfen, ich würde ſie nicht von mir geſchoben haben, denn es wurde mir in der Nacht recht friſch zu Muthe, ſo daß ich darüber einigemale erwachte, und endlich, da ich zum Unterlager drei Matten genommen, um elaſtiſcher zu liegen, eine davon hervorzog und dieſelbe auf mich legte. Daß wir unter ſolchen Umſtänden nicht in den Tag hineinſchliefen, war wohl anzunehmen, und kaum daß der ſchnelle Uebergang von dem Dunkel zur Helle vollbracht, waren auch wir ſchon auf den Beinen. Bevor wir aber die feuchte Nebelluft, die über den Sümpfen ruhte, betraten, nahmen wir einen Schluck Rum, auch Geſicht und Hände wurden mit Branntwein eingerieben, denn ich habe die Erfahrung in den ungeſundeſten Gegenden Braſiliens gemacht, daß dieſe Vorſichtsmaaßregeln immer das beſte Präſervativ ſowohl gegen kalte als auch andere bösartige Fieber waren. Der Nebel war an dieſem Tage lange nicht ſo heftig als an dem vorhergehenden, und es war daher aller Anſchein, daß er ſehr bald verſchwinden würde. Um aber die Zeit vor dem Frühſtück, welches wir uns beſtellt, zu benutzen, erſtiegen wir den wohl 150 bis 200 Fuß hohen Sandberg, der dieſes Sumpfthal von dem Ocean trennt, ſich ſehr ſteil erhebt, alsdann eben verflacht und in verſchiedenartigen, flach muldenförmigen Vertiefungen nach und nach bis zum Meere hinabſenkt, und ſo ganz und gar das wahre Bild einer beſtaubten Schneefläche darſtellt, in welcher ſich die menſchlichen Fußſtapfen abdrücken, ſo wie die Fährten des Wildes und ſelbſt der Vögel

Das Erſteigen dieſes Berges, auf dem es weder Weg noch Steg gibt, da der loſe Sand zum Spiele des Windes wird und in kurzem alle Wegſpuren verwiſcht, war höchſt beſchwerlich; denn man mußte in demſelben nicht nur wie in tiefem Schnee bis über die Knöchel waten, ſondern an der ſteilen Wand gab der Sand auch dermaaßen nach, daß wenn man einen Schritt vorwärts that, man immer wieder einen halben Schritt oder auch noch mehr zurück ſank. Unſere Mühe wurde indeß nachher herrlich belohnt, denn auf der Höhe angekommen, erblickten wir nun keine 200 Schritte von uns die ſanfte, glatte, reinliche, bogenförmige Seeküſte und das ſpiegelglatte Meer, welches ſich in die Unendlichkeit auszubreiten ſchien. Zur Rechten am Ende dieſer 3 Stunden langen Sandküſte traten die Ruinen von Troya an der Spitze des Sandwalls hervor, und darüber hinaus lag das freundliche Setubal mit ſeinen weißen Häuſern und daneben die ehrwürdige ernſte Serra d'Arrabida; zur Linken ſüdlich verliert ſich halbmondförmig die glatte Küſte bis in die blaue Ferne von Grandola. Der Sandberg, an und für ſich ſo öde, bietet indeſſen doch manche Unterhaltung dar, indem man hier bis zu ſeinem höchſten Gipfel hinauf Millionen kleiner Muſcheln mit dem Sande vermengt findet, meiſtens nur Fragmente, doch zuweilen auch noch ganz wohl erhalten, denen der Liebhaber hier mit Eifer nachſpüren kann. Für den Jäger gibt es hier aber noch mehr Zeitvertreib, wenn er ſich damit begnügt, die Fährten der Thiere zu prüfen; denn daß er ſelbſt einem Thiere begegnen ſollte, ſo wenig wie dieſes auf einem ausgebreiteten Schneefelde geſchieht, iſt nicht leicht der Fall, da der Jäger ſchon von weitem nicht nur geſehen, ſondern auch in dem kniſternden Sande gehört wird. Die ſo deutlich auf dem durch den Nebel feucht gewordenen Sande eingedrückten Spuren, die wir hier auffanden, gehörten hauptſächlich Fiſchottern, Füchſen, Haſen, Kaninchen und Wieſeln an, aber auch ein Wolf hatte in der letzten Nacht dieſe Oeden heimgeſucht, und war längs dem Geſtade hin geſchritten, nach Troya zu, wo es keinen Ausweg gab, und wo man ihm den Rückzug auf dieſer ſchmalen Erdzunge ſehr leicht hätte abſchneiden können. Viele Landleute, welche in Comporta kein Fahrzeug nach Setubal finden, nehmen ihren Weg zu Lande auf der langen Erdzunge hin längs dem von den Wellen beſpülten Meeresrande, wo ſich der Sand feſtgeſetzt hat, und laſſen ſich dann bei dem alten Troya nach dem jenſeitigen Ufer überſetzen; ſelbſt Frachtkarren nehmen dieſen Weg, wenn das Binnenwaſſer zum Einſchiffen zu ſtürmiſch iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Auszug aus einem Schreiben des Reiſenden Boué über die nördliche europäiſche Türkei.

(Aus dem Echo du Monde Savant Nr. 17 v. d. J.)

Es ſcheint, daß zu Kragujevaz in Serbien ein literariſches Sonntagsblatt erſcheint. Der Dichter Milutinowitſch, geboren in dem ſchönen Serajevo, der Hauptſtadt Bosniens, der ſeinen Wohnſitz in Belgrad hatte, gab im Jahre 1837 zu Leipzig ſein Gedicht: die Grazien, die Geſchichte der Kriege der Serben unter Czerny Georg in den Jahren 1813, 1814 und 1815, ferner 121 ungedruckte Nationalgeſänge der Montenegriner und der Herzegovina und eine Tragödie heraus. Da er ſich fünf Jahre hindurch in Montenegro aufgehalten und wieder dahin eine Reiſe gemacht, ſo hatte er Muße genug, dieſe Sammlungen zu machen.

In Konſtantinopel beſtehen zwei Militärſchulen, die der Garde, oder der Caſerne außerhalb Pera (auf dem Plateau oberhalb Dolmabagtſche), und die alte von Selim in Kaſſimpaſcha gegründete. Dieſe letztere wird gegenwärtig vernachläſſigt, obgleich Ingenieurs und erträgliche Officiere aus derſelben hervorgegangen ſind. Man lernte in derſelben wenigſtens die Anwendung der einfachſten Inſtrumente für Meſſungen und für Aufnahmen. Dieſe Schule beſitzt in ihrer Bibliothek eine ziemliche Anzahl gut gedruckter türkiſcher Ueberſetzungen, Elementarbücher über Geometrie, Trigonometrie, Algebra, Phyſik, Mechanik, Aſtronomie, logarithmiſche Tabellen, über Kriegskunſt u. ſ. w. Es ſind im Allgemeinen Ueberſetzungen franzöſiſcher Werke von Bezout, Lacroix u. ſ. w. Der Ueberſetzer ſoll ein türkiſcher Jude geweſen ſeyn.

Es gibt sogar besondere Elementarabhandlungen mit wenigern Kupferstichen, als die andern großen Werke haben. Die Türken besitzen gegenwärtig für die Armee auch Werke, die mit vielen Figuren zum Exercitium der Infanterie, der Cavallerie und zu militärischen Evolutionen ausgestattet sind. Diese letztern werden gelesen und allgemein angewendet, während die andere zahlreiche Sammlung nützlicher und gründlicher Werke beinahe nie in Gebrauch zu kommen scheint. Inzwischen war sie doch für einen guten Lehrer ein erster Grund zu Studien für die Türkei; allein wo findet man in Konstantinopel unter dieser Masse von Intriganten und Abenteurern diese wirklich fähigen Lehrer? Der türkische Atlas ist immer noch der unter Selim erschienene, der ein sehr großes Format hat. Die Türkei ist eine der letzten Karten in demselben, ohne alle Specialkarten. Alle jene schwülstigen Nachrichten über die angeblichen neuern höhern Studien in Konstantinopel sind leider nichts Anderes, als Lügen von Charlatans. Man kann höchstens die Körper der Christen seciren.

Wir haben hier, im Kloster der Armenier, eine orientalische Druckerei, wo in fünf und zwanzig orientalischen Sprachen gedruckt werden kann. Ihr kleines Museum für Naturgeschichte und ihr physikalisches Cabinet könnten in dem Orient nützliche Ideen erwecken, denn in dem Kloster sind bloß Orientalen. In jenen Ländern sind die Klöster noch von sehr vielem Nutzen, und man darf wohl sagen, daß die christliche Bevölkerung ohne die Klöster in der Türkei nicht so compact geblieben wäre, als sie es ist, was die Ottomanen sehr wohl wissen.

Die Stadt Bosna Serai, oder Serajevo, hat die Form eines großen römischen Amphitheaters, das im Grund und an dem Kreisrand eines tiefen Thales liegt. Im Grunde desselben fließt die Bosna, über welche zwei steinerne Brücken führen. Die Stadt hat sehr viele Moscheen, Vergnügungsplätze, gute türkische Gasthöfe und einen schönen Konak des Wesslers. Die Citadelle beherrscht die Stadt und liegt südöstlich auf dem erhabenen Plateau, an welches die Stadt gebaut ist. Wenn man aus jenen schönen kalkartigen Gebirgen herauskommt, so ist man ganz erstaunt, auf einmal diese Masse von Wohnungen in gepflasterten und reinlichen Straßen vor sich zu schauen. Wie auf dem Meere kann man aus der Entfernung im Gebirge nur die Spitzen der Minarets erblicken.

Ich wünschte sehr, einen Reisegefährten auf meiner Tour durch die westliche Türkei zu haben. Mein Plan ging dahin, nach Bosnien zurückzukehren, die Herzegovina zu durchziehen, das ganze südliche Dalmatien, ferner ganz Albanien bis zu den griechischen Inseln zu besuchen, und über Thessalien, Macedonien und Morea zurückzukehren. Ein Maler hätte hiebei Gelegenheit, viele Landschaften und verschiedene Trachten zu sehen. So oft ich auf die Bekleidungen zu sprechen komme, so kann ich nie umhin, eine Idee von der Buntscheckigkeit der Trachten, hauptsächlich aber der weiblichen in Bosnien, Albanien und auf den Balkansgebirgen zu geben. Wie in den Pyrenäen, hat jedes Thal etwas Eigenthümliches. In der Umgebung von Sophia geht der bulgarische Bauer in der Tracht der Ritter des Mittelalters, wie wir sie auf unsern Theatern sehen. Die so verschiedenartigen Bewegungen, die eigenthümlichen Gebärden und die Tänze dieser Völkerschaften böten ebenfalls eine Quelle für materische und neue Darstellungen dar. Will man sich aber in Betreff der Landschaften in das dreizehnte Jahrhundert zurückversetzen, dann muß man nach Bosnien gehen. Welch seltsame Behausungen trifft man da! Was wir auf unsern Gemälden des Mittelalters sehen, jene großen Säle, das Innere der Häuser, der Gasthöfe, diese Heerden mitten in unermeßlich großen Ställen, diese Mauern mit Schießscharten, diese Citadellen, aus runden, abgestutzten Thürmen zusammengesetzt, alles dieß findet man hier wieder, und manchmal liegen sogar noch Waffen, Schilde, Speere u. s. w. aus jenem Zeitalter in der Dunkelheit irgend einer Casematte, wie zu Antivari in Albanien. Von allen Ländern der Türkei, welche ich in diesem Jahre bereist habe, sind dieß die interessantesten. Der bosnische Muselmann ist nicht so wild, als man sich ihn vorstellt; ich habe nirgends beim ersten Empfang so freundliche Gefälligkeit gefunden. Ich werde vielleicht einmal die ganz eigenthümliche Stellung dieses schönen Volkes auseinandersetzen. Selbst der Montenegriner beobachtet in seiner Heimath die Gesetze der Gastfreundschaft; allein er hat mit dem Albanesen die Blutrache gemein, das heißt, daß eine Beleidigung das Blut dessen, der sie zugefügt hat, oder eines von den Seinen, oder von seinem Stamme fordert, was zu langen Erbitterungen und zu Mordthaten führt. Man sucht so oft wie möglich die Beleidigungen durch Geldsummen wieder gut zu machen, denn in jenen Ländern haben ein Ohr, ein Finger, ein Arm gerade so ihren bestimmten Preis, wie bei uns das Brod. Bei solchen Händeln hat übrigens der Reisende nichts zu thun; es kann sogar in der That der Fall vorkommen, daß man aus Artigkeit das Gewehrfeuer einstellt, um einer Karawane den Durchzug zu gestatten. Man muß immer bedenken, daß die Kämpfe in jenem Lande ganz anderer Art sind, als bei uns, daß sie hauptsächlich durch Plänkler, die sich hinter Felsen, Bäumen u. s. w. aufstellen, ausgeführt werden. Die Türken nennen dieß Kutschuk feler, einen kleinen Krieg.

Die Albanesen kennt man eben so wenig wie die Bosniaken, und ihre eigenthümliche Sprache ist noch ein Hinderniß zu jeder Verständigung; beide wollen in ihrer Heimath nicht türkisch sprechen, selbst wenn sie es manchmal so weit verstehen, um ein wenig zu plaudern. Die Malsos-Albanesen, die nördlich vom Drin, um Clementi u. s. w. wohnen, und die Myrditen sind katholisch, und die wahren Nachkommen der Geführten Scanderbegs. Da sie ihre Geistlichen von Venedig erhalten, so sind sie dieser Republik anhänglich geblieben, eine Sympathie, die sich auf Oesterreich vererbt hat. Der Deutsche, Nemitsche, ist der Bruder dieser tapfern Gesellen, die im Sommer ohne Hemd und Strümpfe, bloß mit Beinkleidern und einem Ueberrocke von grobem, blauem Tuche bekleidet, die Türken zittern machen. „Wir kennen bloß den Krieg und wissen das Gewehr zu handhaben," sagen sie, „den Türken bezahlen wir nicht einen Heller; wir dulden nicht einmal ihre Soldaten bei uns. Zur Zeit, wo wir den Türken Truppen geliefert haben, hatten diese das Kreuz auf ihrer Fahne." Dona, ihr Oberhaupt, hat seinen Sitz zu Oros, und sorgt für die Ordnung in seinem Lande. Die Debres sind ihre Vendéer. Ein Mitglied dieser Familie war im Dienst Oesterreichs.

(Schluß folgt.)

Nach dem Echo du Monde Savant (Nr. 19) erwartet man in Kürze im Jardin des Plantes zu Paris ein vollständiges Mammuth-Skelett, das man in einer unterirdischen Grotte der Insel Podresest in der Nähe von Nowaja Semlja fand. Es gibt bis jetzt nur zwei vollständige Skelette dieses Thieres, von denen sich das eine zu Moskau, das andere zu Alexandrien befindet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.)

Nr. 150.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

30 Mai 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Ueber die nordweſtliche Durchfahrt und die Reiſe der HH. Deaſe und Simpſon.

Viel Aufſehen haben in neueſter Zeit die Reiſe und der Reiſeplan dieſer beiden Herren gemacht, und ausgezeichnete, durch Erfahrung und Wiſſenſchaft bewährte Männer, wie Barrow, Back und Richardſon haben ihren großen Antheil daran zu erkennen gegeben, obwohl ein Strich erforſcht wurde, wo anerkanntermaßen wenig eigentlich Neues zu entdecken war, wenigſtens nichts, was die vielfach angeregte Frage über die nordweſtliche Durchfahrt entſcheiden konnte. Sie fuhren nämlich den im Allgemeinen recht wohl bekannten Mackenzieſtrom hinab und erreichten am 9 Julius v. J. den nördlichen Ocean, auf welchem ſie 21 Grad weit weſtlich fuhren und die Küſte aufnahmen. Dieſer Meeresſtrich iſt ſchon befahren worden und bietet weder beſonders große Schwierigkeiten dar, noch iſt die Löſung des Räthſels über die nordweſtliche Durchfahrt überhaupt hier zu ſuchen. So verdienſtlich alſo auch die Aufnahme dieſer Küſte, und ſo vortheilhaft ſie für künftige Seefahrer ſeyn mag, ſo iſt es doch nicht dieſe Fahrt, welche das Intereſſe ſo beſonders für ſie in Anſpruch nimmt, ſondern die auf den folgenden Sommer, d. h. den des laufenden Jahres, verſchobene Unternehmung. Hier ſoll die Frage gelöst werden, welche ſich auf immer engere Gränzen zuſammen drängt, und die durch die Behauptung des Capitän Roß, daß zwiſchen dem 93 und 91° w. L. von G. und unter 69½° n. B. ſich ein Iſthmus befinde, darum nicht gelöst wurde, weil die einſichtsvollſten und urtheilsfähigſten Leute, wie die oben genannten Barrow und Richardſon, dieſen Behauptungen keinen Glauben ſchenkten. Barrow ſprach ſich im Journal der Londoner geographiſchen Geſellſchaft (ſ. V. Band pag. 408 f.) entſchieden gegen die Behauptung von Roß aus, und in dem Hefte des folgenden Jahres (pag. 34 ff.) wo er zu weitern Unternehmungen in dieſer Beziehung aufmuntert, ſagte er gleichfalls wenigſtens indirect, daß er aus den nähern Unterſuchungen der Reiſe von Back, ſo wie der von Roß ſelbſt, keinen Grund habe ſchöpfen können, hier ein zuſammenhängendes Land anzunehmen. Bei Gelegenheit der Reiſe der HH. Deaſe und Simpſon bemerkt er deßhalb abermals: „Es iſt nun 20 Jahre her, daß ich meine Anſicht über die arktiſchen Entdeckungen ausſprach, und die durch das Leſen der ältern Reiſen in mir erweckte Ueberzeugung, daß hier ein offenes, beſchiffbares, und mit Ausnahme der Nähe der Inſeln und des Ufers, nicht von Eis bedecktes Meer vorhanden ſey, wurde mir durch die Berichte von Parry, Franklin und Roß beſtätigt, und jetzt haben auch die HH. Deaſe und Simpſon in gleichem Sinne ſich vernehmen laſſen. Wir wiſſen jetzt, daß die Küſten Aſiens und Amerika's ſich nur bis etwa zu dem 70ſten Grade der Breite erſtrecken, und es iſt alſo Grund zu der Annahme eines Polar-Baſſins von 40 Graden im Durchmeſſer vorhanden. Kann man wohl annehmen, daß in einer ſolchen Ausdehnung ſich nicht eine offene See finden ſolle?“ In gleicher Art ließ ſich Richardſon vernehmen, denn beide fühlten ſich durch die Schroffheit und Zuverſichtlichkeit verletzt, womit Roß die Wirklichkeit ſeines höchſt problematiſchen Iſthmus behauptete.

Die HH. Deaſe und Simpſon ſind mit dem Land und den hier wohnenden nördlichſten Indianerſtämmen, mit der Lebensweiſe und der Art, die dürftigen Hülfsmittel des Landes zu benützen, ſehr wohl bekannt, da ſie ſchon ſeit längerer Zeit im Dienſte der Hudſonsbay-Compagnie ſind; auch hat der erſtere die Reiſe mit Capitän Franklin gemacht, und iſt alſo auch in den hierauf bezüglichen Meerfahrten kein Neuling. Seine Vermuthung, daß ein offenes Meer zwiſchen der Hudſonsbay und Franklins Cap Turnagain ſich finde, gründet ſich hauptſächlich auf das lange Vorherrſchen öſtlicher Winde, und auf die gewöhnlichen Meeresſtrömungen. Er hat alſo ein perſönliches wiſſenſchaftliches Intereſſe dabei, das was noch an der Unterſuchung fehlt, zu ergänzen, um, wenn immer möglich, ſeine Anſicht als die richtige herauszuſtellen. Die Inſtruction, welche er und ſein Gefährte, und zwar für die Reiſe im Sommer dieſes Jahrs erhielt, lautet folgendermaßen: „Der Zweck iſt, die Küſte von Franklins Cap Turnagin öſtlich bis zu dem Eingang in Backs großen Fiſchfluß, den Thlew-ee-cho-dezeth, zu verfolgen. Zu dieſem Ende werden Sie ihr Boot von dem nordöſtlichen Ende des großen Bärenſees nach dem Kupferminenfluß hinüberſchaffen, ehe der Winter zu Ende iſt, beim

Aufgeben der Schifffahrt nach dem Meere hinabfahren, und die Küste so genau als möglich aufnehmen, indem Sie beim Cap Turnagain beginnen und bis zu Backs großem Fischfluß fortfahren, im Falle die Meerenge oder Durchfahrt vorhanden ist, welche nach der Angabe dieses Officiers das feste Land von dem Boothia-Felix des Capitän Roß trennt; *) sollte es sich aber bei der Untersuchung ergeben, daß keine solche Straße existirt, und die Angabe des Cap. Roß, daß es eine Halbinsel und keine Insel ist, bewährt finden, so werden Sie ihr Boot verlassen, und zu Fuß über den Isthmus gehen, wobei sie das Material zum Erbauen zweier kleinen Canots mit sich nehmen, um der Küste wiederum zu folgen bis zum Cap Richardson, Cap Maconochie, oder irgend einem andern Punkt, an den Cap. Back gelangt ist."

Es ist kaum nöthig zu erwähnen, daß sich die von Cap. Roß und Back gelieferten Karten durchaus nicht vereinigen lassen; erstere ist jedenfalls darin unrichtig, daß sie ein geschlossenes Land angibt, wo die zu einer ungeheuren fast einen Grad tiefen Meeresbucht sich erweiternde Mündung des großen Fischflusses sich befindet. Erwägt man diesen, durch Back außer Zweifel gesetzten Punkt, und fügt man hinzu, daß der geologische Charakter des von Roß mit dem Namen Boothia belegten Landes **) ein ganz anderer ist, als der des festen Landes, so ist allerdings die Wahrscheinlichkeit gegen die Angabe des Capitän Roß und das Vorhandenseyn eines Isthmus. Die von Cap. Roß gegebene Karte scheint bei genauer Betrachtung, selbst nicht sehr für das Vorhandenseyn eines Isthmus, wohl aber für ein Labyrinth von Inseln zu sprechen, so daß auch, wenn eine Durchfahrt existirt, wohl wenig Heil von derselben zu erwarten ist, wogegen in der höhern Breite der Barrowstraße vielleicht eher ein freies Meer sich findet.

*) Nach Backs Angabe kam nämlich an der Mündung des großen Fischflusses die Meeresströmung immer noch von Westen her, wonach das Meer in dieser Richtung hin offen seyn müßte.

**) Dieses gehört der Kalkformation an, während das feste Land hauptsächlich Granit ist. Barrow führt dieß mit als einen Grund an, der für das Nichtzusammenhängen beider Länder spreche; indeß kommt Kalksteinformation doch auch, und zum Theil in bedeutender Ausdehnung auf der nördlichen Abdachung des nordamerikanischen Continents vor, sogar hart neben Granit, wie denn der Sklavenfluß sich in den Sklavensee zwischen dem Kalkstein und dem Granit ausmündet.

Lebensbilder aus Portugal.

Ausflug nach Comporta.

(Fortsetzung.)

Daß früher das Meer nach dieser Seite hin ganz offen dalag, und mit den jetzigen Binnenwassern nur Eine Wasserfläche ausmachte, so wie daß der Sandwall sonst nie existirte, und nur nach und nach erst entstanden ist durch die beiden widerstrebenden Kräfte, die Gewalt des Sadestromes von der einen Seite, so wie die entgegen wirkende Fluth von der Meeresseite, ist nur zu gewiß. Er mußte nach und nach auch höher werden, und dieses war nun vorzüglich das Werk der Südwestwinde, welche den von den Wellen fortwährend ans Ufer geschleuderten und alsdann trocken gewordenen Sand nach N. O. führte und aufthürmte, weßhalb denn auch die nordöstliche Seite steil abfällt, während sich die südwestliche verflacht. Den Beweis, daß der Wind hauptsächlich diesen Berg gebildet hat, kann man hier fortwährend bei den Windströmungen am Sande mit seinen Muschelfragmenten beobachten, die in steter Bewegung den Berg aufwärts sind, und da wo es jenseits wieder abwärts geht, ordentlich überhängende Wehen am Abhang bilden, ganz ähnlich den Windwehen bei tiefem Schnee, die man an geschützten Berggehängen findet, welche von der andern Seite aber vom Winde bestrichen werden. Haben doch die Geologen schon so viel über Entstehung und Bildung der Berge geschrieben, durch Wasser und durch Feuer so wie durch Expansion der Luftarten, welche die Ebenen über sich zu Bergen umgestalten, so daß diese wie Pilze aus der Erde emporschießen; daß aber auch Winde Berge bilden können, dieses ist wohl noch keinem beigefallen, und wer weiß denn, ob dieser bis jetzt noch aus lockerem Sand bestehende hohe Seewall, der an der Küste der Halbinsel zwischen dem Cap Espichel und Trafaria an manchen Stellen wohl eine Höhe von 300 Fuß erreicht, nach Tausenden von Jahren, wenn er noch höher geworden, nicht in einen Sandstein umgewandelt seyn wird, über dessen Entstehung sich dann nachkommende Geologen eben so die Köpfe anstrengen werden, wie wir über die jetzt existirenden festen Sandsteinbildungen mit ihren eingeschlossenen Resten der organischen Welt? Wer sieht uns dafür, daß jene fester geschichteten Sandsteinberge nicht ebenfalls vergängliche Erzeugungen des Windes sind, und im Verlaufe von Jahrtausenden erst die Consistenz annahmen, die sie jetzt besitzen?

Nachdem wir uns nun lang genug auf diesem Sandberge herumgetrieben, traten wir den Rückweg an; der Nebel war gänzlich verschwunden, man erblickte und überschaute von hier aus den ganzen Reichthum, so wie die Armuth, die commercielle Wichtigkeit und agronomische Sterilität derselben. Der Reichthum gibt sich auch hier in den Anlagen vieler Salzpfannen zu erkennen, die ehemals so rentirend waren, jetzt aber ein Bild der Armuth abgeben, da die meisten gar nicht mehr benutzt werden. Arm und steril treten alle die höher als die Sümpfe gelegenen Gegenden empor, in denen auf dem Sandboden nur wildes Strauchwerk gedeiht, und auf dem nur einzelne Fichten stehen. Commercielle Wichtigkeit aber haben oder könnten vielmehr diese Gegenden haben, da allerwärts die Landesproducte auf die bequemste Art auf diesen Binnenwässern eingeschifft, und nach der Hafenstadt Setubal zur weitern Ausführung in alle Welten transportirt werden können. Den interessantesten Anblick gewährt jedoch das stundenlange schmale, ebene, durch den Damm mit Schleußen abgeschlossene Thal mit seinen großen und kleinen Canälen, welche diese Feldmark in lauter regelmäßige Quadrate theilen, und geschickt zum Ackerbau und zur Viehzucht machen. Es kann einen aber wirklich im Innern betrüben, wenn man gewahrt, wie wenig nach diesen großen Vorkehrungen der Canalisirung aus diesem Terrain Nutzen gezogen wird, da das Meiste davon wüste daliegt, ohne cultivirt zu seyn; nicht einmal ein Stück Rindvieh oder Pferd, deren hier viele Hunderte weiden könnten, erblickt man hier, und

alles dieſes aus Nachläſſigkeit, aus Mangel einer guten Verwaltung.

Schneller kamen wir den Sandberg hinunter als wir hinauf geklettert, und mit einem kleinen, breitkufigen Schlittchen oder mit lappländiſchen Schneeſchuhen würden wir wahrſcheinlich noch ſchneller hinabgekommen ſeyn. In dem Wirthshauſe angelangt, fanden wir unſer Frühſtück ſchon bereit, nicht Kaffee, nicht Thee war hier zu bekommen, Chokolate fehlte zwar nicht, allein da dieſe beinahe durchgängig in Portugal von ſchlechter Qualität iſt, verfälſcht mit Mehl und der Cacao eingerieben mit ſchlechten, fettigen Subſtanzen, ſo hatten wir darauf verzichtet und hielten uns an das kräftige, ländliche Gericht einer derben Brodſuppe, hier Sorda genannt, die aus weiter nichts beſtand, als Weißbrod mit wenig Waſſer, bis zum Trockenwerden eingekocht, etwas Knoblauch und Salz daran gethan und zuletzt mit Oel geſchmelzt. Für manche delicate Zunge mag ein ſolches Knoblauchsfrühſtück wohl ein Gräuel ſeyn, auch iſt die Converſation mit Menſchen, welche ein ſolches Frühſtück genoſſen, und beſonders für einen Nüchternen, nicht die angenehmſte; allein auf dem Lande, wo jeder menſchliche Hauch und alle Ausdünſtungen der Menſchen faſt ſtets nach Zwiebeln und Knoblauch riechen, iſt ſo etwas nicht auffallend; riechen doch unſre gebildeten Deutſchen auch oft nach Knoblauchswurſt, und manche feine Dame erhalirt den noch abſcheulichern Geruch von Meerrettig. Daß übrigens Zwiebeln und Knoblauch in den ungeſunden, ſumpfigen Gegenden ein Antidotum gegen die aufſteigenden, ſchädlichen Miasmen ſind, davon iſt hier jeder Bauer überzeugt. Wir verſpeiſten alſo unſre Sorda mit dem größten Appetit und ſpülten ſie mit dem geiſtreichen Trank hinab. Erſt gegen 3 Uhr Nachmittags konnten wir nach der Verſicherung unſeres Fährmanns die Rückreiſe antreten; wir hatten alſo hinlängliche Zeit zu der oberflächlichen Unterſuchung des Torflagers, dem man hier nicht den geringſten Werth beilegte, ungeachtet die Leute wohl wußten, daß dieſe ſchwarze Erde, wenn man ſie trocknete, brennt, auch war ihnen der Name Turfo im Gedächtniſſe geblieben, der ihr vor 60 und mehrern Jahren, als man ſie bei Anlegung der Canäle entdeckte, und nach einer Unterſuchung durch den damaligen Botaniker, Domingos Vandelli, gegeben worden war. Damals verſuchte man auch dieſelbe zu benutzen, man ſtach eine große Menge Torf, trocknete ihn, und viele Schiffsladungen davon wurden nach Liſſabon geführt, um in den Arſenalen benützt zu werden. Daß dieſes juſt die Werkſtätten waren, wo derſelbe am wenigſten gebraucht werden konnte, war wohl vorher zu ſehen, er wurde deßhalb alsbald auch für untauglich erklärt, und ſeit der Zeit hat ſich Niemand mehr um den Torf bekümmert; das Anathema, was damals über ihn ausgeſprochen wurde, ruht noch immer auf demſelben, ungeachtet die Feuerung mit Holz für Fabriken, Ziegel- und Kalkbrennereien hier ſo theuer zu ſtehen kommt. Niemand denkt ſogar an die Benutzung dieſes Torfs, und wenn man auch einen Fabrikherrn, der viele Feuerung jährlich verbraucht, darauf aufmerkſam macht, daß der Torf eine weit wohlfeilere Feuerung abgeben würde, ſo hält er es kaum der Mühe werth, auch nur auf die Rede zu achten. (Schluß folgt.)

Manufacturen und Induſtrie-Etabliſſements in Aegypten.

(Aus dem Echo du Monde Savant Nr. 19.)

In Aegypten zählt man gegenwärtig dreißig Kattunfabriken, welche, ein Jahr in das andere gerechnet, zwölfmalhunderttauſend Kattunſtücke liefern, wovon die Regierung einen Nutzen von ſechs Piaſtern per Stück zieht; die Manufacturen von Leinwand lieferten eine Million ſchmale Stück und dreißigtauſend Stück breiter Leinwand; daß übrigens der Nutzen nicht ſehr beträchtlich war, läßt ſich daraus ſchließen, daß der Vicekönig den Entſchluß gefaßt hat, das Monopol aufzuheben; auch wurde dieſer Anbau ſehr beſchränkt und dem der Baumwolle geopfert.

Die hauptſächlichſte Anſtalt dieſer Art, welche Aegypten dem Hrn. Jumel verdankt, demſelben, der es mit dem Anbau der Baumwolle ausgeſtattet hat, iſt eine zu Bulak, der Vorſtadt von Cairo, errichtete Manufactur, welche unter dem Namen Malta bekannt iſt. Es ſind daſelbſt vierzig Webſtühle vermittelſt vierzehn Treträdern in Thätigkeit, welche durch acht Stiere getrieben werden. Zweihundert Webſtühle zum Weben des Baumwollengarns, durch eine aus Frankreich gekommene Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt, fabriciren daſelbſt Battiſte, Cambries und Muſſeline. Es werden daſelbſt jährlich über eine Million Stück Kattun ſowohl durch Platten, als durch mechaniſche Vorrichtungen gedruckt; im Allgemeinen aber iſt der Druck ſehr unvollkommen und die Farben nicht ſehr haltbar; auch ſind dabei Werkſtätten für Schreinerei, Gießhäuſer zu Maſchinen, ferner zum Holzſchneiden und Drechſeln, kurz Alles, was für eine Fabrik nothwendig iſt, errichtet, und man bildet daſelbſt Arbeiter, welche dazu beſtimmt ſind, die Maſchinen aller Manufacturen in Aegypten, ſo gut dieß möglich iſt, zu repariren. Ganz in der Nähe der Malta befindet ſich eine Tuchfabrik, welche im Jahre 1818 ihre erſten, jedoch unglücklichen Verſuche machte; nachdem ſie hierauf von Arbeitern aus Languedoc übernommen und geleitet ward, verfertigte ſie aus den Wollen von Mennih, Dzirgeh und Fayum Tücher, welche, trotz ihrer ſchlechten Qualität, zur Bekleidung der Soldaten hinlänglich gut befunden wurden; gegenwärtig werden jährlich höchſtens achtzehnhundert Stück Tuch daſelbſt verfertigt.

Auch zu Damanhur befindet ſich eine Manufactur, welche für die Armee Tücher und Mäntel von grober Qualität verfertigt, die jedoch im Gebrauche ziemlich gut ſind. Man kann annehmen, daß in dieſer Stadt jährlich 120,000 Ellen Tuch fabricirt werden. Die verſchiedenen Wollenarten von Aegypten ſind übrigens zur Verfertigung ſchöner Gewebe ſehr wenig geeignet; der Salpeterſtaub, den ſie mit ſich führen, macht ſie hart und ſpröde, ſo daß ſie mehr als zwei Drittheil Abfall geben, ehe ſie gewoben werden können; man iſt gezwungen, ſie gemeinſchaftlich mit tüneſiſcher, ſpaniſcher und ruſſiſcher Wolle, die man mit großen Koſten kommen läßt, zu verarbeiten. Außerdem iſt die Fabrication von Seidenwaaren vielleicht eine der am meiſten gewinntragenden Speculationen, die der Paſcha, deſſen Unternehmungsgeiſt von keiner jener fremden Kunſtzweige zurückweichen will, verſucht hat. Er ließ im Jahre 1819 zu Cairo, bei dem Platze Birket-el-Fil, eine Fabrik errichten. Man ließ aus Konſtantinopel Armenier kommen, die Gewebe aus Seide, und aus Gold und Seide, ſo wie man ſie in jener Stadt und in Indien macht, zu verfertigen verſtanden. Dieſer Verſuch, welcher ganz nach dem Geſchmacke des Landes war, iſt gelungen; einhundert und ſechzig Webſtühle ſind mit Seiden-, Gold- und Baumwollgeweben beſchäftigt.

Die kürzlich eingeführte Fabrication des Salpeters durch Verdünstung an freier Luft bildet für den Pascha einen bedeutenden Erwerbszweig. Hr. Laff, ein römischer Chemiker, führte dieses, nur unter dem reinen Himmel Aegyptens mögliche Kunsterzeugniß, wozu die Haufen von Schutt, mit denen das Land bedeckt ist, eine unerschöpfliche Quelle bieten, im Jahre 1834 ein. Im Verlauf einiger Jahre wurden nach seiner Methode zu Hermopolis, zu Alt-Cairo, in der Nähe von Sakkarah und an mehrern andern Orten Salpetersiedereien errichtet. Diese bestehen aus mehrern, an einer abhängigen Stelle in mehrern Reihen aufgeführten Mauerwerken; die Erde, auf welche man wirken kann, wird in die oberste Reihe gelegt, hierauf mit dem Wasser hin und her bewegt, welches, mit Salpeter vermischt, nach und nach in jede Bassinreihe kommt, sich dadurch reinigt, und endlich durch Verdünstung, bloß vermittelst der Sonnenstrahlen, Krystalle von ziemlicher Reinheit hervorbringt. Man zählt gegenwärtig in Aegypten sehr große Anstalten dieser Art; sie erzeugen jährlich über zwanzigtausend Centner Salpeter, wovon bedeutende Sendungen nach Europa gehen.

Ein weiterer einträglicher Zweig der Fabrication, welcher dem Monopol nicht entgangen, ist die Verfertigung des Rosenwassers. Die zur Distillirung des Rosenwassers bestimmten Rosenstöcke werden in Fayum gebaut. Von der Mitte des Februars an sammelt man jeden Morgen vor Sonnenaufgang die Rosen, während sie noch vom Thau feucht sind, und wirft sie sogleich in den Distillirkolben, damit sie nicht trocken werden oder gähren, wenn sie zu lange nicht zur Distillirung kommen. Man kann annehmen, daß jährlich vierhundert Centner Blätter erzeugt werden, aus denen man ungefähr vierzigtausend Pfund Rosenwasser von verschiedenen Qualitäten zieht. Nur die Regierung darf die Rosen einernten, die die Anbauer derselben um geringe Preise an sie zu verkaufen verbunden sind.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Auszug aus einem Schreiben des Reisenden Boué über die nördliche europäische Türkei.

(Schluß.)

Die lateinischen Albanesen, wie sie sich nennen, machen, wenn sie sich mit einem Europäer verbrüdern wollen, sogleich das Kreuz; sie haben kleine Kirchen, die in den Thälern versteckt liegen; auch haben sie zu Scutari und Prizrend Bischöfe; gegen die Montenegriner hegen sie, da diese Griechen sind, einen ziemlich starken Haß, und üben Räubereien an denselben aus; mit den muselmännischen Albanesen machen sie aber in kritischen Zeitpunkten gemeinsame Sache, wie sie dieß im Jahre 1835 thaten, um den Pascha von Scutari zu zwingen, auf die Recrutirung zu verzichten. Südlich von diesen Debres-Albanesen befinden sich die Chamiden, und noch weiter unten die Tokiden und die Toppden, ferner gibt es hier vier freie Bezirke mit Privilegien. Jede dieser Völkerschaften hat etwas Besonderes. In Albanien und Bosnien wird die Gastfreundschaft mit unbegränzter Zuvorkommenheit und Gefälligkeit ausgeübt; nur die Arnauten aus Moesien, die aus Eifersucht oder aus Verachtung der Christen die Besuche nicht lieben, sind hievon auszunehmen. Bei einem bosnischen Muselmanne befindet man sich wie zu Hause, ohne an eine von unsern ausgeklügelten Phrasen gebunden zu seyn. „Wollt Ihr uns aufnehmen?" — „Mit Vergnügen; Alles, was ich habe, steht zu Ihren Diensten. Allein leider habe ich für den Augenblick kein Heu und keine Gerste: man wird indessen das Mögliche thun, treten Sie ein, es versteht sich." Und das Diwanzimmer wird nun, selbst wenn es neben dem Zimmer der Frauen ist, zur Verfügung des Reisenden gestellt. In Albanien ist, mehr noch als in der übrigen Türkei, das Dach hinsichtlich der Blutrache geheiligt. Ein Feind kann bei seinem Gegner schlafen, wenn ihn der Zufall unter dessen Dach führt: nur auf freiem Felde muß er sich wohl in Acht nehmen. Hat er mit seinem Gegner gegessen oder getrunken, und wurde er als Gast von demselben behandelt, so ist er gerettet.

In den muselmännischen Dörfern in der Türkei, wo Mangel an Gasthäusern ist, und wo diese überdieß auf Entfernungen von ganzen oder halben Tagereisen liegen, macht sich der reichste Besitzer eine Pflicht daraus, ein besonderes Haus mit zwei oder drei Zimmern zur Aufnahme von Fremden zu halten. Als Kennzeichen ist das Hofthor an diesen Häusern stets geöffnet, weßhalb man ohne weiteres eintritt, der Herr des Hauses mag da seyn oder nicht. Gewöhnlich wohnt er in einem nahe gelegenen Haus. Ist er gerade auf der Reise, so wird man von seinen Verwandten oder seinen Weibern bedient, und in der That sehr gut: man bespricht sich durch ihre kleinen Kinder, oder man redet mit ihnen durch die Thüren und Zäune. Für Frühstück, Mittagessen und Nachtlager wird nichts verlangt: gewöhnlich aber gibt man den Kindern ein Trinkgeld. Wenn der Herr zu Hause ist, so wohnt er dem Mahle bei und bietet Kaffee an. Man sieht, daß die Eisenbahnen in diesem Lande noch nicht existiren, denn eine einzige Ladung zweibeiniger Wesen wäre hinreichend, einen der guten muselmännischen Besitzer zu Grunde zu richten. Bei Gelegenheit des Essens bemerke ich, daß ich zu Jeni Sagra in Thracien eine wahre Fabrik von ausgezeichneter frischer Butter, die einzige in Thracien, aufgefunden habe. Dieß zur Nachricht für die Herren Liebhaber des toast bread. Diese Butter hat schon Reisen bis Bucharest gemacht.

Steigender Flor des Hafens von Boulogne.

Die Zahl der Reisenden, welche durch Boulogne passiren, wird von Jahr zu Jahr bedeutender: man zählte deren im Jahre 1834 nur 18,526, im Jahre 1837 aber stieg die Zahl auf 56,809. In diesem Jahre betrug sie während des Januars 2207, während sie in demselben Monat 1837 nur 1475 betragen hatte. Ebenso schreiten die Zolleinnahmen vorwärts: im Jahre 1831 betrugen sie nur 562,545 Franken, seitdem sind sie von Jahr zu Jahr gestiegen, und betrugen im Jahre 1836 nicht weniger als 862,965 Fr. Der Januar des vorigen Jahres hatte nur 55,010 Fr. eingebracht, in diesem Jahre aber ertrug derselbe 76,703 Fr. (Annales des Voyages, Avril 1838.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 18** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: William Wordsworth. (Fortsetzung.) — Religiöse Anklänge aus Frankreich. — Dante in Frankreich.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Nummern erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 5 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 151.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Mai 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Ausflug nach Comporta.

(Schluß.)

Im Allgemeinen kostet es hier zu Lande ungemein viel, die Menschen dazu zu bewegen, in einer oder der andern Sache von ihrem alten Schlendrian abzuweichen; da helfen keine Demonstrationen und nicht die klarsten Beweise der zu hoffenden Vortheile, sie schütteln ungläubig die Ohren und bleiben beim Alten, bis endlich ein Ausländer kommt, der auf seine Kosten eine Umgestaltung vornimmt, und so wie sie dann sehen, daß es damit gut geht, dann sind sie auch gleich bei der Hand, das Ding nachzuahmen. Aber nicht etwa, daß sie sich deßhalb Instructionen erbäten von dem, der es zuerst eingeführt, bewahre, dazu sind sie zu hochmüthig, sondern sie suchen Alles nur im Geheim abzusehen und ins Werk zu richten, wobei sie denn oft gar gewaltig fehlschießen und unnöthiges Geld verthun, allein es gereicht ihnen zur Genugthuung, sagen zu können: ich bin Niemanden Dank dafür schuldig; bei ihren Landsleuten thun sie wohl auch noch groß damit, und geben es dann für eigene Erfindung aus. Vielfältige Erfahrungen habe ich in dieser Hinsicht gemacht und bin endlich zu dem Resultate gekommen, daß Mißtrauen zum Hauptgrund unterliegt, weßhalb man sich scheut, Jemanden um Nachweisungen über Dinge zu bitten, über welche er schon Erfahrungen gemacht; man lauscht sie ihm lieber ab, denn da überhaupt die Portugiesen gerne Alles in ein mystisches Dunkel hüllen und Geheimnißkrämer sind, wie es gewöhnlich alle Ignoranten zu seyn pflegen, so glaubt man überzeugt zu seyn, daß wenn man gradaus geht und nach diesem oder jenem fragen wollte, daß man alsdann gewiß unrichtig berichtet werde, und noch obendrein sich dafür zu bedanken habe. So z. B. in Brasilien, woselbst die Menschen als portugiesische Abkömmlinge auch ganz Portugiesisch denken, hatte ich bei den Goldwäschereien endlich auf meine Kosten zuerst die nassen Pochwerke eingeführt, nachdem ich ohne Erfolg Jahre lang diesen und jenen reichen Bergwerksbesitzer vergebens dazu zu bereden gesucht. Nachdem das erste nun im Gange war und die großen Vortheile davon so klar am Tage lagen, machte ich öffentlich bekannt, daß sich jeder Bergwerksbesitzer, der ein solches Pochwerk bauen wolle, nur direct an mich wenden könnte, und ich würde ihm nicht nur alle nöthigen Anweisungen geben, sondern selbst die Leitung der Ausführung übernehmen und wie sich von selbst verstände, ohne irgend eine Recompens dafür, weil es mein Beruf war, weßhalb ich mich in der Provinz Minas Geraes aufhalten mußte. So etwas begriff man aber nicht einmal, daß ich mein Wissen so ganz gratis auspacken sollte; sie meinten in ihrer Pfiffigkeit, daß noch etwas dahinter stecken müsse, und so war denn, mit Ausnahme eines Einzigen, auch nicht Einer, der meines Rathes bedurft hätte. Dagegen aber kamen von allen Seiten geheime Emissäre und geschickte Zimmerleute, die unter verschiedenen Prätexten das Pochwerk und die dabei sich befindende Steinmühle ansahen, heimlicherweise die Maaße nahmen und sich Modelle in Papierschnitten und nun ähnliche Pochwerke in Ausführung brachten. Als ich einstens einmal nach einem solchen Pochwerke kam, wovon ich bestimmt wußte, daß der Zimmermann, der es erbaut, mein Pochwerk besehen und die genauen Maaße davon genommen, war der Eigenthümer obendrein so frech, mir weiß machen zu wollen, daß er sich das Ding selbst so ausgedacht, und that dabei, als wenn es ihm ganz etwas Neues wäre zu hören, daß ich in Ouro Preto eben so ein Pochwerk stehen habe, worauf ich doch nicht unterlassen konnte, nachdem ich erst gläubig gethan, ihn zu beschämen, indem ich die Zeichnung und Maaße meines Pochwerks hervorzog, die Zoll für Zoll mit dem vorstehenden übereinstimmten. Solche Menschen kommen aber nicht leicht in Verlegenheit; er meinte, daß der Zimmermann, dem er den Bau nach seinen Angaben übertragen, vielleicht das meinige gesehen haben könne, und dieses sich zu Nutze gemacht.

So geht es hier nun auch mit dem Torf. Niemand will anbeißen, weil noch Niemand einen Nutzen davon gesehen hat; allein wenn dieser einmal sich dargethan hätte, so würde man gewiß von allen Seiten Torf verlangen, da er hier zu so außerordentlich billigen Preisen geliefert werden könnte, nicht allein weil er bei dem im Sommer so sehr austrocknenden Klima sehr schnell und ohne die Procedduren des öftern Umsetzens der

Torfstuchen ausgetrocknet werden, sondern weil man ihn an Ort und Stelle auch sogleich verschiffen und mithin auf die wohlfeilste Art versenden kann. Wir miethteten hier nun für eine Kleinigkeit zwei Esel und einen kleinen Treiber, um eine Tour im Thale hinauf zu machen und an verschiedenen Stellen das Sumpfterrain zu untersuchen. Ein sogenannter Scharwenzel, eigentlich ein Tagdieb, deren es in allen Wirthshäusern gibt, wurde auch herbeigezogen und mit einer Hacke und einem Korbe versehen, und somit zogen wir denn längs dem canalisirten Terrain auf dem höhern Sandwege im Thale hinauf, wo die Sonne furchtbar heiß brannte. Unsere Gewehre hatten wir quer vor uns liegen, um nebenbei vielleicht irgend eine Beute zu erlegen, denn in den buschigen Steppen zur Linken halten sich viele Rebhühner (die perdrix rouge) auf, unserm Hühnerhunde war es aber auch zu heiß, und wir drückten kein Gewehr los. Anderthalb Stunden weit verfolgten wir das Thal bis zu einem einzeln stehenden Schilfhause, man nannte es hier a torre, der Thurm, ungeachtet von keinem Thurm etwas zu sehen war; von hier führte das Thal noch anderthalb Stunden weiter, und man versicherte, daß sich allenthalben in demselben der schwarze Boden befände, der, wenn man im heißen Sommer das trockne Gras darauf abbrenne, sich ebenfalls entzünde und mehrere Wochen lang fortbrenne, also das untrüglichste Zeichen, daß die ganze Niederung aus Torf besteht. Hier war es in der Nachbarschaft dieses Hauses, wo ich ungeachtet des Wassers, was beinahe den ganzen Boden, wegen schlechter Unterhaltung der Abzugscanäle bedeckte, nur ganz oberflächlich mehrere Proben des Torflagers nehmen konnte, um ihn, getrocknet, alsdann besser prüfen zu können; und hier war es auch, wo wir gastfreundschaftlich eingeladen wurden, einzutreten, und uns gegen die furchtbar heiß brennende Sonne zu schützen, was wir uns auch nicht zweimal heißen ließen. Es war nun freilich in der Hütte nichts weiter zu bekommen, als ein frischer Trunk Wasser, der dicht am Hause aus einer viel höher als der Sumpf gelegenen Quelle geschöpft wurde, welche dieser Ansiedlung, die wie eine Eremitage in der Wüste da liegt, auch die Entstehung gab, denn ein reines klares Wasser, unter einem heißen Himmelsstrich und in einem sandigen unfruchtbaren Boden, ist von ungemeinem Werthe, und wenn auch weit und breit die Natur todt und kümmerlich ist, so entsteht an einer Quelle bald ein reichhaltigeres Leben, Menschen und Thiere versammeln sich, es entsteht ein grüner Boden, Bäume und Früchte gedeihen, und so lag denn auch diese Schilfhütte auf einer Oase im Sandmeer, sie hatte ihr angebautes Gärtchen, einige Feigenbäume und andre wilde Bäume, die man als die einzigen in diesem Thale schon aus großen Fernen sieht; der Wanderer eilt, um zu ihnen zu kommen und sich in ihrem Schatten zu laben. Der Hausbesitzer und Ansiedler auf königlichem Eigenthum war eben beschäftigt, an dem Rande des tiefern Moorlandes ein Stückchen Land urbar zu machen, um Weizen darauf zu bauen; welche Arbeit sich der gute Mann damit machte, das war zum Erstaunen. Mit einer 10 Pfund schweren Hacke, die 8 Zoll breit war, und auf der Schneide ausgeschweift in zwei lange Spitzen auf den beiden Ecken auslief, und mit jedem Hieb beinahe einen Fuß tief in den lockern, etwas schwärzlichen, mit Millionen Wurzeln untermengten Sandboden eindrang, grub derselbe dieses Erdreich drei Fuß tief auf, so daß er stets in einem eben so tiefen Graben stand, und die Erde hinter sich aufwarf, sorgfältig alle Wurzeln, welche dem Moorgrunde und dem Torf seine Entstehung geben und hier an den trockneren, höher gelegenen Stellen bis zu Arm-Dicke vorkamen, auslesend und oben auf dem schon aufgegrabenen Terrain ausbreitend. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung darüber, daß er den Boden so tief ausgrabe, und sich dadurch eine so saure Arbeit mache, worauf ich die Antwort erhielt, daß man das Land hier so bearbeiten müsse, sonst würde es keine Früchte tragen; die Wurzeln lasse man erst trocken werden, und dann würden sie verbrannt, was dem Boden die Hauptnahrung gebe, und ohne tief zu graben fände man keine hinreichenden Wurzeln. Also der Wurzeln wegen ließ sich's der Mann so sauer werden, und als wenn trocknes leichter zusammengebrachtes Gesträuch auf einem solchen Acker verbrannt, nicht dieselben Dienste thun würde, und noch besser, wenn der Mann die wenigen Ziegen und Schafe, die er wild umherlaufen ließ, auf diesem Acker bei Nacht zusammensperrte, und ihn auf die Art düngen ließ, würde er dann nicht weit mehr Früchte ziehen? Solche Fragen und Bemerkungen warf ich ihm mehrere hin, die aber alle beinahe mit einem mitleidigen, doch gütigen Lächeln aufgenommen und beantwortet wurden, gleichsam als wenn ich so etwas nicht verstände, daß so etwas wohl in andern Ländern anwendbar sey; hier aber gehe das nicht so, wie man glaube, denn hier zu Lande hätte man weit mehr Rücksichten auf Nebendinge zu nehmen, ja sogar auf den Mond, da bei abnehmendem Monde hier weder gesäet noch gepflanzt werden dürfte. Wo solche Vorurtheile noch beim Landmann herrschen, die selbst in dem constitutionellen Volkskalender von 1837 als landwirthschaftliche Lehren noch abgedruckt werden, da ist freilich noch wenig für eine Vervollkommnung des Landbaues zu hoffen.

Nachdem wir uns allmählich etwas abgekühlt, traten wir unsern Rückweg an, und kamen gerade noch zur rechten Zeit, um mit eintretender Ebbe uns einzuschiffen, und noch vor Abend in Setubal einzutreffen. Unsere Fahrt wurde dießmal auch durch einen gelinden Wind aus Osten begünstigt, so daß wir das Segel beisetzen konnten, und um so schneller vorwärts kamen; und da wir uns auch näher der linken Küste hielten, an welcher sich die gefiederte Welt zu Tausenden aufhielt, so wurden auch die Gewehre wieder zur Hand genommen, und so lange gefeuert und gemordet, bis wir desselben ganz müde wurden, und endlich gegen Sonnenuntergang auf dem Quai von Setubal wieder landeten. Dem Schiffer hatten wir für diese zwei Tage 4 Thaler bezahlen müssen, unser Nachtlager und Essen und Trinken im Wirthshause kostete 3 Thaler, was ein kleines Pröbchen abgeben mag, wie theuer hier solche Vergnügungen zu stehen kommen, wo man nicht einmal ein ordentliches Bett findet.

Der König der Schwarzen in Braſilien.

Die Schwarzen in Amerika haben ihre Saturnalien ſo gut, wie ſie die Sklaven der alten Römer hatten. Jedes Jahr erlaubt man ihnen, einen König zu erwählen, deſſen Würde jedoch bloß in der Ehre beſteht, denn obſchon er eine Königin und einen Hofſtaat hat, ſo bleibt er doch immer weiter nichts, als ein armer Arbeiter, und wenn er Sklave iſt, der Peitſche ſeines weißen oder ſchwarzbraunen Herrn unterthan. Seine Landsleute gewinnen bei dieſem Königreiche weiter nichts, als ein paar Feſttage, bei welchen es ihnen vergönnt iſt, die Leiden des Jahres zu vergeſſen, und ſich ſo gut, als möglich, zu beluſtigen. Und daran laſſen ſie es auch nicht fehlen. In den großen Städten Braſiliens iſt am Tage der Einſetzung des ſchwarzen Königs die ganze Bevölkerung auf den Beinen. Die Familie des Königs wird durch dieſe kurzdauernde Erhöhung in Prinzen und Prinzeſſinnen verwandelt, Kammerherren und Hofdamen verfehlen nicht, ſich vorzuſtellen, und es erſcheint ein glänzendes Gefolge, wenn ſich der König zuerſt in die Kirche begibt. Ein Reiſender erzählt von dem Feſte der Schwarzen, das er in Teiuco mit anſah, Folgendes:

„Schwarze, welche Fahnen trugen, eröffneten den Zug. Ihnen folgten andere Schwarze, die die Bilder des heiligen Franciscus, des heiligen Salvador und der heiligen Jungfrau trugen. Alle Heiligen waren von ſchwarzer Farbe, wie die ſie Tragenden. Nach den Heiligen kamen die Muſiker, von einem ſchwarzen Muſikmeiſter geführt. Sie waren mit kleinen Mänteln von rother oder violetter Farbe bekleidet, die aber in einem ſchlechten Zuſtande waren. Auf dem Kopfe trugen ſie lange Straußfedern. Ihre Inſtrumente beſtanden in Tamburins und Schellen, denen die lärmende Canza und die dumpfe Marimba beigeſellt war. Ein Marſchall, mit einem Degen in der Hand, kündigte das Erſcheinen des ſchwarzen Hofes an; er ging unmittelbar vor den Prinzen und Prinzeſſinnen her, welche Schleppkleider anhatten, deren Schleppen von Pagen getragen wurden. Nun erſchien der König des vorhergehenden Jahres nebſt ſeiner Königin, er trug noch den Scepter und die Krone, hierauf kam das neuerwählte königliche Paar, mit Diamanten, Perlen, Medaillen und andern Kleinodien, die überall zuſammengeborgt waren, bedeckt. Den Zug ſchloß das ſchwarze Volk, mit brennenden Wachskerzen in den Händen und Stöcken, die mit Silberpapier überzogen waren. Als der Zug in der Kirche von unſerer ſchwarzen Dame angekommen war, übergab der König des vorhergehenden Jahres Scepter und Krone feierlich ſeinem Nachfolger. Nach dem Gottesdienſte machte der neue König dem Intendanten des Diſtricts der Diamanten, der zuvor davon in Kenntniß geſetzt war, ſeine offizielle Aufwartung. Letzterer fand nicht für nöthig, deßhalb ſein Morgennegligé abzulegen, er empfing den ſchwarzen Hof im Schlafrock und in der Nachtmütze. Der neue König, der ein freier Schwarzer und Schuhmacher von Profeſſion war, zeigte etwas Verlegenheit vor dem hohen Staatsbeamten. Der ganze Hof zog unter Muſikgetön an der Familie des Intendanten vorbei, wobei jedes zum Zeichen des Reſpects die Knie beugte, und kehrte ſodann in ſeine traurigen Hütten zurück.

„Der folgende Tag war wieder ein Feſttag. Der König und die Königin empfingen ſchwarze Geſandte aus fernen Gegenden. Die Proceſſion begab ſich auf den Marktplatz, wo der ganze Hof auf Stühlen Platz nahm, und das Orcheſter einen betäubenden Lärm machte. Die Muſiker gewährten einen merkwürdigen Anblick, ſie hatten einen rothen und einen gelben Schuh an, einen weißen und einen ſchwarzen Strumpf, gelbe und rothe Hoſen und durchlöcherte Mäntel. Dann kam eine Truppe Tänzer, welche die Geſchäfte von Ceremonienmeiſtern verſahen; ſie verkündeten unter Luftſprüngen und fürchterlichen Grimaſſen die Ankunft der Geſandten, und überreichten in deren Namen Geſchenke. Dieſe Tänzer glichen mehr Affen, als Menſchen.

„Der König ertheilte die Verſicherung, daß ſeine Häfen und ſein Herz den Repräſentanten der fremden Monarchen offen ſtänden, und ließ ſie neben ſich niederſetzen. Es folgten hierauf Acte ſeiner königlichen Gnade, indem er Ehrenſtöcke und Ordensdecorationen unter ſeine Hofleute vertheilte.

„Die Libationen, die nun folgten, verfehlten ihre Wirkung nicht, der Hof und das ganze Volk trank, bis Alles betrunken war, ſämmtliche Schwarze vergaßen auf einige Stunden ihre Leiden. Aber das Erwachen iſt ſchmerzlich. Den Tag nach dem Feſte müſſen ſie die Sklavenkette wieder tragen, oder mühſam arbeiten, um ihren täglichen Unterhalt zu verdienen."

Manufacturen und Induſtrie-Etabliſſements in Aegypten.

(Schluß.)

Man muß geſtehen, daß Aegyptens Boden zahlreiche Beweiſe des thätigen, unternehmenden und abenteuerlichen Geiſtes Mehemet Alis trägt; er wollte Alles verſuchen, Alles angreifen, indem er ohne Zweifel glaubte, ſein Wille würde Wunder thun. Aber was kann ein einziger Mann, er mag ſo ſtark ſeyn, als er will, wenn ſein Volk nicht ſein natürlicher Verbündeter, oder das verſtändige Werkzeug ſeiner Thaten iſt? Auch iſt die in Aegypten ſich zeigende Bewegung vielmehr ein Hin- und Hertreiben, als ein wirkliches Fortſchreiten; alle dieſe Neuerungen zeigen einen Geiſt der Eile und Ungeduld, einen unmäßigen Drang nach dem Genuſſe, gleich als ſollte man keine Erben hinterlaſſen; man macht Unternehmungen ohne Wahl, ohne irgend einen Plan; man fängt Alles an und bringt Nichts zu Ende. Man theilt z. B. dem Paſcha die Idee mit, ein Geſtüte zu errichten; man ſagt ihm, er werde einſt Europa die ſchönſten Pferde zu liefern im Stande ſeyn; ſogleich wird der Befehl gegeben, ein Geſtüte nach dem ſchönſten Muſter, wie man in ganz Europa keines hat, anzulegen; man geht ans Werk, es wird gebaut; bald aber zeigen ſich Hinderniſſe; es iſt kein Geld vorhanden, man muß den Bau einſtellen; ſpäter fängt man wieder an, um wieder auszuſetzen; man macht die Sache ſtückweiſe; die Arbeiter, die ſchlecht bezahlt ſind, arbeiten auch ſchlecht; die Unternehmer, um ſo viel als möglich zu gewinnen, geben dem Bau ſo wenig als möglich Feſtigkeit, und wenn es nahe daran iſt, daß Alles fertig wäre, droht einem Theile des Gebäudes ſchon wieder der Einſturz. Als es ſich um die Räumung der Barre handelte, ſo gab es anfangs nicht genug Arme, nicht genug Fahrzeuge, Materialien, Holz und Stein; der Paſcha rechnete ſchon den Gewinn aus, und alle dieſe großen Zurüſtungen beſchränkten ſich am Ende bloß darauf, daß man einen Canal gegraben und einige Millionen weggeworfen hatte.

In dieſem Augenblick herrſcht in Aegypten, nach den Berichten von Perſonen, die erſt kürzlich von da zurückgekommen ſind, die Hungersnoth; der Baumwollenbau, der Alles verſchlungen, hat Mangel an Getreide herbeigeführt. Am ſchrecklichſten aber, wenn es Wahrheit iſt,

wäre, daß die Magazine der Regierung mit Getreide angefüllt seyn sollen, welches der Pascha, als Kornwucherer, nur um sehr hohe Preise an die Fellahs verkauft. Zu Alexandrien sah man vor ungefähr zwei Monaten auf einem Platz im türkischen Viertel Weiber und Männer in großer Anzahl Getreide kaufen, das die Regierung verkaufte; alle diese Unglücklichen drängten und stürzten sich darauf los, um zuerst davon zu bekommen, dabei machten ihnen die Verkäufer noch harte Bedingungen, und wenn Einsprüche erhoben wurden, so antworteten die Soldaten der unbewaffneten Menge mit heftigen Peitschenhieben und Stockschlägen.

Ein Schauspiel, welches oft vorkommt, ist, daß sich die Fellahs mit Disteln, als dem letzten Hülfsmittel, ernähren, und ich war einmal Zeuge eines Vorfalls, den ich nicht leicht vergessen werde. In der Nähe eines Dorfes, am Ufer des Nils, schwamm ein todtes Kamel im Wasser, und wurde nach und nach ans Ufer getrieben. Ein Haufe von Leuten jeden Alters und Geschlechts erwartete dasselbe am Ufer versammelt, und als der verpestete Leichnam angekommen war, warf sich Alles darüber her. In einem Augenblick war es zerrissen, und jeder entfernte sich mit einem Stück von diesem scheußlichen Aas, während die Hunde umher heulend warteten, bis die Menschen den Platz verließen, und die Geyer mit klägligem Geschrei die Luft durchkreisten, jammernd, daß man ihnen ihre Beute raubte.

Nach solchen Thatsachen ist ein Mann hinlänglich beurtheilt, vor Allem, wenn dieses Elend sein eigen Werk ist, wenn er, statt es zu vermindern, das Unglück nur zu vergrößern gesucht hat.

Aegypten hat mehr als je erzeugt; der Pascha hat Schätze daraus gesammelt, und die Araber sind dabei ärmer geworden. In der Nähe des Palastes des Pascha's befindet sich ein Dorf, Namens Schubrah; dieses Dorf, das, wie alle ägyptischen, aus elenden Hütten von Lehm und Kameldung besteht, liegt an der Straße, die vom Palaste nach Cairo führt. An allen diesen Hütten hin hat man eine angeweißte Mauer von Erde aufgeführt, um dem Pascha, wenn er sich nach Cairo begibt, den ärgerlichen Anblick dieses Elendes zu entziehen.

Sonderbare Wurmkrankheit in Bombay.

(Aus Dr. Ruschenbergers Reise um die Welt.)

Der Gebrauch des Wassers in Bombay soll eine eigenthümliche Krankheit erzeugen; ein Insect oder Wurm wird dadurch in das System eingeführt, und erscheint nach einiger Zeit auf der Oberfläche des Körpers in einem Geschwür, oft so groß wie ein halbes Hühnerei. Wenn dieß Geschwür geöffnet wird, sieht man das Ende eines weißen, fadenartigen Wurms, umgeben von einer gallertartigen Flüssigkeit. Um die Krankheit zu heben, wird das Ende des Thieres gepackt und allmählich um etwas Baumwolle herumgewunden, wobei nur wenige Mal täglich gedreht wird, bis das Ganze herausgezogen ist. Man muß vorsichtig dabei verfahren, denn wenn das Thier abreißt, so zieht es sich zurück und erscheint an einem andern Punkte, wo man dieselbe Procedur wieder von vorn anfangen muß. Das Thier erreicht manchmal eine Länge von mehreren Fuß, und verursacht dem Patienten heftige Schmerzen; ein Diener an Bord unseres Schiffes litt mehrere Wochen an einem solchen Wurme, der sich zuerst in der Wade zeigte.

Erscheinung einer neuen Insel an der Küste von Australien.

In Folge des furchtbaren Erdbebens, welches die Stadt Manila auf Australien verheerte (s. Nr. 85 v. d. J.), ist eine Insel von bedeutendem Umfang, etwa 5 englische Meilen von der Küste, aus dem Meer emporgestiegen. Einige Personen haben den Muth gehabt, sie zu durchlaufen, und wir theilen aus ihrem Berichte Nachstehendes mit: „Der Boden der Insel scheint aus kalkartigen, lavaähnlichen Stoffen zu bestehen, ist aber 6 bis 8' in der Tiefe sehr zerreibbar. Drei Felsen von einem sehr weichen Stein erheben sich an der Südseite; sie sind von Moos und Seepflanzen bedeckt, welche ihren langen Aufenthalt unter dem Wasser, ehe sie an die freie Luft emporstiegen, beweisen. Die Oberfläche der Insel ist im Allgemeinen sehr uneben; von Hügeln und Granitfelsen bedeckt, ragt sie auf der Nordseite mehr als 150 Fuß über dem Meer empor. Sie ist ganz baumlos; die einzigen Spuren von Vegetation sind Algen, Rosenbüsche und sehr hohe und dichte Gräser; an einigen Orten scheint der Boden anbaufähig: Körner, die man hinwarf, sind fast augenblicklich in Pflanzen aufgeschossen. Wahrscheinlich wird man sie anbauen, wenn nicht allenfalls das Wasser seine Beute wieder verschlingt, wie dieß vor einiger Zeit mit der Insel Julia im Mittelmeere der Fall war. Die Insel ist 1¼ holländische Meile lang, ¾ Meilen breit und hat einen Umfang von 5 Meilen." (Calcutta Monthly Register.)

Vermischte Nachrichten.

Einer der Commissäre, die von der französischen Regierung nach Spanien geschickt wurden, um die Bibliotheken der bedeutendsten Städte zu untersuchen, richtete ein Schreiben an den französischen Minister des Unterrichts, woraus das Echo du Monde Savant (Nr. 20 v. d. J.) nachfolgende Stelle mittheilt: „Das interessanteste Manuscript über die Geschichte Frankreichs ist unstreitig dasjenige, welches im Jahre 1516 zu Toulouse von Bernard Guidon, Dominicaner und Inquisitor, lateinisch abgefaßt wurde. Es enthält eine Liste der Päpste, der römischen Kaiser, der Könige von Frankreich, eine sehr detaillirte Geschichte der Grafen von Toulouse mit Stammbäumen, eine Geschichte der HH. von Limousin, die der Concilien, der Mönchsorden, und einen besondern Bericht über den Premonstratenser-Orden und das Augustinerkloster zu Limoges. Dieser kostbare Band endigt sich mit einer sehr merkwürdigen Beschreibung Frankreichs.

Bekanntlich existirt in Canton eine von Morrison und Gützlaff gestiftete Gesellschaft zur Verbreitung europäischer Kenntnisse in China. Nach einer Mittheilung im Echo du Monde Savant (Nr. 19) soll es ihr jetzt gelungen seyn, ihren Schriften Absatz in China zu verschaffen, namentlich dadurch, daß sie ihrem Journal Preiscourante, Wechselcurse u. dgl. beifügten. Die Gesellschaft muß indeß ihr Journal in Singapur drucken lassen, da die chinesischen Behörden den Schriftschneidern verboten haben, ihnen ihre Hülfe zum Abdruck ihrer Werke zu leihen. Die Gesellschaft bestand bei ihrer zweiten Versammlung am 10 März 1857 aus 16 anwesenden Mitgliedern; ihre Finanzen waren in sehr gutem Stande, und sie konnte sich rühmen, die Kenntniß und Anwendung von preußisch Blau in China einheimisch gemacht zu haben.

Nachrichten aus Candahar zufolge hat der dortige Fürst, aus der Familie der Barekzi, welcher das Land seit dem Fall des afghanischen Reichs beherrscht, die Absicht gehabt, eine Gesandtschaft an den Schah von Persien zu senden, um einen Frieden mit ihm zu schließen, d. h. unter den jetzigen Umständen seine Oberherrschaft anzuerkennen; er erhielt jedoch von Seite der Engländer einen Brief, der ihm Hülfe gegen die Perser versprach, und somit unterblieb die Gesandtschaft.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Mai.)

Nr. 152.

Das Ausland.

Ein Tagblatt.

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Junius 1838.

Die Negeremancipation.

Man hat den Engländern, und wahrscheinlich gar nicht mit Unrecht, sehr eigennützige Absichten beim Abschaffen des Sklavenhandels Schuld gegeben, und geradezu behauptet, daß sie die Zuckererzeugung in Amerika, namentlich in Westindien, gern zu Grunde gerichtet hätten, um dadurch sich eine Art Monopol des Zuckerhandels zu sichern, und den Continent von Ostindien aus zu versorgen. Man kann solche Beschuldigungen zugeben, ohne im mindesten redlichen und ehrenwerthen Männern, wie Wilberforce und seinen Nachfolgern, zu nahe zu treten. Indeß hat der Erfolg den gehegten Erwartungen nicht entsprochen: seit der großen Entwicklung, welche die Zuckererzeugung aus Runkelrüben in Frankreich gewonnen, und welche sich nothwendig allmählich über den Continent verbreiten muß, sind alle diese monopolistischen Berechnungen zu Schanden geworden. Es tauchte jedoch bald ein neues Interesse für England auf. Die Sklaven in Westindien, nicht mehr durch stets neue Zufuhr aus Afrika in der ärgsten Rohheit zurückgehalten, machten allmählich Fortschritte: sie wurden der That nach Kinder und Bürger des Bodens, den sie bauten, das Beispiel von Hayti konnte seine Wirkung nicht verfehlen, und ein Geist der Widerspänstigkeit that sich mehr und mehr kund, den keine Waffengewalt und keine Sklavenpeitsche bezwingen konnte, weil er in einen passiven Widerstand überging, und sich in Trägheit, Arbeitsverweigerung unter den verschiedensten Vorwänden und einer Menge kleiner Tracasserien zeigte, die der Dienende stets gegen den Befehlenden ausüben kann, und wogegen alle Strafen nichts helfen. So war der Werth der Plantagen bedeutend gesunken, und es ist jetzt eine durch unwiderlegliche Zeugnisse bestätigte Thatsache, daß Hunderte von Pflanzern in den englischen Besitzungen am Rande des Abgrundes standen, daß Gläubiger auf Plantagen durchaus keine Vorschüsse mehr machen wollten, und daß somit die Emancipationsacte mit der bedeutenden Entschädigung, welche sie gewährte, eine Menge der Plantagenbesitzer vom Verderben rettete. So sehr aber diese Maaßregel von der Menschlichkeit und gesunden Staatsgrundsätzen geboten war, so hatte sie, wie gewöhnlich die menschlichen Handlungen, doch auch einen minder ehrenwerthen Grund, nämlich den einem rasch heranwachsenden Feinde zu schaden. Immer stärker trat in den Vereinigten Staaten der Krebsschaden der Sklaverei hervor, und da in dieser locker zusammenhaltenden Republik die Regierung keine solche Gewalt über die Masse des Volks ausübt, wie die englische Regierung und das Parlament über die entlegenen westindischen Pflanzer, vielmehr in Amerika alle Interessen sich schonungslos der Regierung gegenüber aussprechen und behaupten, so hat diese kein Mittel in der Hand, um, sey es langsam, sey es rasch, das Uebel zu vertilgen. In den Vereinigten Staaten sind die Schwarzen und ihre mannichfachen Abkömmlinge eben so wohl, und sogar in noch höherem Grade als in Westindien, Kinder und Bürger des Bodens geworden; aber ein fanatischer Haß gegen den fremden, andersfarbigen Stamm, ein Haß, den wohl das aus der Sklaverei hervordrohende Unheil erzeugt und genährt hat, hält nicht nur die eigentlichen Sklaven in harter Knechtschaft, sondern stößt auch die freien Farbigen mit schonungsloser Härte zurück.

Die Sklaverei ist die Achillesferse der Vereinigten Staaten, der Krebs, an welchem die Union erkrankt ist und sterben wird, sterben muß, weil das einzige Mittel, eine Emancipation im englischen Sinne, d. h. eine allmähliche Umformung der Sklaven in ein höriges Landvolk oder eine freie dienende Classe, mit erbittertem Hasse zurückgestoßen wird von den Sklavenbesitzern, die durch die fortschreitende Theilung des Eigenthums und den raschen Wechsel des Glücks immer tiefer in Rohheit versinken, und unfähig werden, die Nothwendigkeit einer solchen Emancipation einzusehen. Die westindischen Pflanzer besaßen zwar diese Einsicht eben so wenig, aber England besaß die Mittel, ihnen die Maaßregel auch gegen ihren Willen aufzuzwingen, und diese Mittel fehlen der Regierung der Vereinigten Staaten gänzlich. Es bleibt ihr demnach beinahe nichts übrig, als der Sache den Lauf zu lassen, denn die Weißen verlachen alle Furcht vor einem Sklavenaufstand, da sie aus Erfahrung wissen, daß die Sklaven vor dem überlegenen Muth der Weißen nicht Stand zu halten vermögen. Indeß beweisen die mannichfachen Vorsichtsmaaßregeln dennoch die lebhafte Furcht dieser letztern, ihre Sicherheit hängt an einem Haar, und ein Paar

engliſche Negerregimenter, die bei Neuorleans oder in Charleſton das Land betraten, könnten den ganzen Süden der Vereinigten Staaten in Flammen ſetzen.

Nordamerika krümmt ſich unter der Ruthe, die das alte England über ihm geſchwungen hält, und wenn die gegen Frankreich ſo keck herausfordernde Republik gegen England ohne Vergleich milder auftritt, wenn ſelbſt offenbare Gebietsbeeinträchtigungen der Engländer, wie die Beſitznahme des ganzen Landes am Columbiaſtrom, das den Verträgen zufolge den Vereinigten Staaten gehört, nur ſchwach gerügt werden, ſelbſt jetzt, wo der Termin eingetreten iſt, an welchem dieſe Differenzen ausgeglichen werden ſollen, ſo darf man den Grund dieſer Nachgiebigkeit nur in der Stellung ſuchen, welche England durch die Sklavenemancipation gegen Nordamerika eingenommen hat. Seit einiger Zeit iſt merkwürdiger Weiſe eine neue Recrudescenz der alten Tiraden gegen die Gräuel der Sklaverei in England eingetreten, Meetings ohne Zahl werden gehalten, Bittſchriften geſammelt, und Englands erſter Redner, Lord Henry Brougham, läßt ſeine gewaltige Stimme erſchallen, fordert alsbaldiges Aufhören der Lehrlingszeit, verkündigt in ſeiner poetiſchen Sprache, daß die Zeit gekommen iſt, wo der unglückliche Afrikaner die Sklavenkette abſchütteln kann, und ſendet ſo, wie ein Journal ſich ausdrückt, eine Stimme hinüber über das atlantiſche Meer nach Amerika, doch nicht als eine freundliche Lehre, ſondern als ein drohendes Wort an die Sklaventreiber des freien Amerika's.

Daß es darauf abgeſehen war, eine Parade zu machen, und es der ſchwarzen Bevölkerung Amerika's ins Gedächtniß zurückzurufen, daß England ihr Schutzpatron, und daß es, ſo weit ſeine Macht reiche, bereit und Willens ſey, die Rechte der Menſchheit zu vertheidigen, ergibt ſich aus dem Umſtande, daß vor den Ereigniſſen in Nordamerika, welche ein Zerwürfniß der Vereinigten Staaten mit England befürchten ließen, keine Rede davon war, die noch übrige Lehrlingszeit abzukürzen, und man ergriff nur den zufälligen Umſtand, daß die Lehrlingszeit der Hausneger mit dem 1 Auguſt dieſes Jahrs zu Ende geht, um mit großem Geräuſche dasſelbe für die Feldneger zu fordern. Als nämlich der Grundſatz einmal feſtgeſtellt war, daß der Uebergang der Neger aus der Sklaverei zur vollkommenen Freiheit durch einen Mittelzuſtand bewerkſtelliget werden ſolle, in welchem der Neger noch für ſeinen Herrn arbeiten müſſe, aber ſeiner Jurisdiction nicht mehr unterworfen ſey, und er nur noch unter Beiziehung eines von der Krone ernannten Magiſtrats geſtraft werden dürfe, ſo hatte man es für nöthig gefunden einen Unterſchied zwiſchen Feld- und Hausnegern zu machen. Die erſtern, welche anfangs alle Tage arbeiten mußten, ſollten nun zwei Tage für ſich haben, oder auch je nach Wahl und Uebereinkunft zwar alle Tage, aber dann nur acht Stunden, für den Herrn arbeiten müſſen. Da ſich eine ſolche Anordnung bei Hausnegern nicht treffen ließ, dieſe auch ihrer Stellung nach ſchon mehr Freiheit genoſſen, und fähiger waren, aus dem Sklavenſtande in den freier Dienſtboten überzutreten, ſo wurde feſtgeſetzt, daß ſie zur Entſchädigung für die ihnen nicht zufließende Arbeitsfreiheit zwei Jahre früher, nämlich am 1 Auguſt 1838, der vollen Freiheit theilhaftig werden ſollten. Dieſer Umſtand wurde, wie geſagt, ergriffen, um für ſämmtliche Neger völlige Freiheit anzuſprechen. An Beiſpielen, daß die ehemaligen Herren der Sklaven die ihnen noch gelaſſene Macht mißbrauchten, daß ſie mehr Arbeit forderten und weniger für ihre Sklaven ſorgten, konnte es freilich nicht fehlen: Barbados z. B., welches zuletzt die von der Regierung verlangte „Acte zur Abſchaffung der Sklaverei" erließ, ſoll es den Pflanzern gelungen ſeyn, das Lehrlingsſyſtem völlig dem ſo widerwillig aufgegebenen Sklavenſyſtem gleich zu machen. In einem kürzlich erſchienenen Werke: Sturge's and Harvey's Tour in the Westindies in 1837 heißt es von dieſer Inſel; „eine gleiche, wo nicht eine noch größere Maſſe unbezahlter Arbeit wird jetzt von den Negern erpreßt, während ihre Lage, namentlich die der Mütter und Kinder, in vieler Beziehung ſchlimmer iſt, als während der Sklaverei, da ihre Eigenthümer nicht mehr dasſelbe Intereſſe an ihrem Leben und ihrer Geſundheit haben." Dieß mag ſehr wahr ſeyn, und überhaupt die Beiſpiele von Härte und Unmenſchlichkeit von Seite der Herren, wie auf der andern Seite die von Bosheit und Widerſpänſtigkeit der Sklaven, namentlich der Hausſklaven, nicht weit zu ſuchen ſeyn; allein dieſelben Verfaſſer ſagen doch an einer andern Stelle von Barbados, der verſchrieenſten Inſel hinſichtlich der Behandlung der Sklaven, „daß hier die Hausſklaven ihre noch übrige Dienſtzeit raſch auskaufen, und daß ein einziger Magiſtrat manchmal dreißig Freilaſſungen in Einem Monat unterzeichnet"; Beweis genug, daß es weder an Sklaven, die ihre Freiheit, wenn auch zu hohem Preis, erlangen wollen, noch an Herren fehlt, welche den Kauf annehmen. Um zu zeigen, daß man die Sklaven augenblicklich ganz freilaſſen ſolle und könne, berief man ſich auf das Beiſpiel Antigua's, welches gar keine Lehrlingszeit angenommen, ſondern die Sklaven ſogleich ganz in Freiheit geſetzt hatte, aber Antigua iſt in einer ganz eigenthümlichen Lage, die ſich mit der der andern weſtindiſchen Inſeln nicht vergleichen läßt: Antigua iſt ein dürres Land, das nur durch Regen, nicht durch Flüſſe und Bäche bewäſſert wird, und die Coloniſten bezieben ihre Lebensmittel, namentlich Mehl und geſalzenes Fleiſch, theils aus Canada, theils aus Nordamerika; dieſe Zufuhren ſind zum Unterhalt der Einwohner unerläßlich, und wenn die Sklaven ſich gegen die Herren auflehnen wollten, ſo würden ſie in kurzer Zeit einer Hungersnoth ausgeſetzt ſeyn. Eben dieſer Umſtand aber machte auch den Unterhalt der Sklaven und die Sklavenarbeit ſehr theuer; indem alſo die Pflanzer ihre Sklaven freiließen, mußten ſie keine müſſigen Hände mehr ernähren, und konnten faule Arbeiter wegſchicken. Sie erſahen alſo wohl ihren Vortheil. Ein Pflanzer in der Nähe von Willoughby-Bay hatte vor der Emancipation 110 Sklaven auf ſeiner Pflanzung, konnte aber manchmal kaum ſiebzehn bis zwanzig auf das Feld bringen: ihre Unterhaltung koſtete wöchentlich 27 Pfund Sterling; nach der Emancipation hatte er 57 freie Arbeiter, und dieſe koſteten ihn 15 Pf. St. die Woche. Aus dieſem Beiſpiel läßt ſich die Lage der Pflanzer vor und nach der Emancipation abnehmen; mehrere Pflanzungen ſtanden auf dem Punkte verlaſſen zu werden, und nur die Emancipation konnte ſie retten. Eine derſelben mit 400 der ſchönſten Sklaven der Inſel war ſo in Schul-

den verwickelt, daß der Eigenthümer in London nichts davon wiſſen, und die Briefe ſeines Agenten weder annehmen noch beantworten wollte, ſo daß dieſer keine Mittel hatte, den Anbau fortzuführen, und durch gerichtliche Einſchreitungen wegen des geſetzlichen Unterhalts der Sklaven in Verlegenheit geſetzt war. Die Emancipation emancipirte den Pflanzer, die überflüſſigen Hände oder vielmehr Mäuler wurden entlaſſen, und der Anbau ward mit neuer Ausſicht auf Erfolg wieder aufgenommen. Und doch litten auch die Sklaven nicht. Der Gouverneur von Antigua, Oberſt Light, ſprach in ſehr günſtigem Tone von den Folgen der gänzlichen Aufhebung, und man war im Allgemeinen der Anſicht, daß das Volk phyſiſch und moraliſch gewonnen habe. Freilich aber waren nicht alle Inſeln in ſo günſtiger Lage, und ſo mußte denn in dieſen der Verſuch mit dem Lehrlingsſyſtem gemacht werden.

Es iſt vielleicht noch, ſo lange die Welt ſteht, kein legislatives Unternehmen, wie man es wohl nennen kann, begonnen worden, ähnlich dem, eine Zahl von 800,000 Sklaven zu emancipiren, ein Unternehmen, das noch durch den Umſtand erſchwert ward, daß dieſe Sklaven von einer andern Farbe, von ganz anderer Race ſind, als ihre Herren. Der Gedanke lag nahe, daß man dieſe Sklaven erſt in gewiſſer Art für die Freiheit vorbereiten müſſe, und zu dieſem Ende verfiel man auf das Mittel einer Lehrlingszeit. Die Sklaven wurden der Jurisdiction ihrer Herren entzogen, und die Polizei über dieſelben durch Magiſtrate geübt, während man ihnen zugleich einen Theil ihrer Arbeitszeit ſchenkte, damit ſie Freiheit hätten, für ſich und ihren Unterhalt zu arbeiten. Es iſt jetzt eine müßige Frage, ob dieß der beſte Ausweg war, genug, er wurde ergriffen, und mit dem Erfolge wollen wir uns jetzt beſchäftigen.

Das Lehrlingsſyſtem mußte, wie alle halben Maaßregeln, lebhafte Gegner finden, und kein Theil war recht damit zufrieden: die Herren der Sklaven nicht, weil ihre Autorität dadurch eingeſchränkt wurde, die Freunde der Sklaven eben ſo wenig, indem ſie nicht mit Unrecht bemerkten, daß auf dieſe Weiſe nur die Sklaverei unter anderm Namen fortdaure, und daß die Sklaven ſchlimmer daran ſeyn würden als vorher, da jetzt der Herr keinen Vortheil mehr dabei habe, ſeine Sklaven glimpflich und ſchonend zu behandeln. Die Sklaven wurden, wie begreiflich, bei der ganzen Angelegenheit, die doch ſie hauptſächlich anging, am wenigſten befragt, und doch hing von ihnen gerade das Gelingen und Mißlingen des Plans ab. Dieſer hatte bei allen Mängeln im Allgemeinen das Gute, daß er den Sklaven eine augenblickliche, wenn auch nicht ſehr bedeutende Erleichterung gewährte, und ihnen die Ausſicht auf gänzliche Freiheit nach wenigen Jahren eröffnete. Dieſe beiden Hauptzüge ſicherten ſein Gelingen, ſo widerwillig auch die Herren an die Anwendung desſelben gingen. Aber die Regierung hatte den rechten Weg eingeſchlagen; ein Spruch des Parlaments erklärte am 28 Aug. 1833, daß am 1 Aug. 1834 die Sklaverei beſtimmt aufhören müſſe, die Sklavenbeſitzer möchten nun in den legislativen Verſammlungen der Colonie Vorſorge getroffen haben oder nicht; als Schadenerſatz ward eine Entſchädigung von 20,000,000 Pf. Sterl. ausgeſetzt, deren Auszahlung aber erſt dann erfolgen ſollte, wenn wirkſame Maaßregeln ergriffen wären, um die neu emancipirte Bevölkerung zu ſchützen.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe in Arabien. Von J. Wellſtead.

Die Zeit iſt noch nicht lange vorüber, wo die gränzenloſe Phantaſie Alles, was der Zeit oder dem Raume nach ferne lag, in Wunder einkleidete. Dieß gelang um ſo leichter, da die luſtigen Schreckbilder den Neugierigen vom Eindringen in die Geheimniſſe zurückhielten, wie feurige Drachen vor Schätzen Wache haltend. Mehr als andere Länder war hinter dieſen Vorhang, der ſorgfältig einen leeren Raum verbarg, das Land der Patriarchen — das uralte Arabien — verhüllt. Der Schein des Wunderbaren erhob ſich ſchon zur Zeit des Salomon wie Mirage hinter ſeinen Wüſten. Die bloße Benennung Arabia felix wäre Beweis, daß das Land jenſeits der Arabia deserta nicht bekannt und der Spielraum glücklicher Träume war; denn wer hat je ein Land, nachdem er es geſehen hatte, unbedingt glücklich geprieſen?

Doch wie hätte Arabien nicht das Land der Wunder ſeyn ſollen? woher aus unnahbarem Aufenthalt in Sittenreinfachheit lebende Kaufleute alle Producte des Südens (indiſche und afrikaniſche) brachten. Welch ſeltener Bund, Reichthum und Tugend! — Es mußte daher Arabien ſtets wie eine Schöne erſcheinen, dicht bis zu den Augen verſchleiert, und ſelbſt die Augen, obwohl darin in Feuerzügen Sehnſucht und Liebe geſchrieben ſteht, doch niedergeſchlagen.

Andere Länder haben an Klarheit gewonnen, aber häufig an Intereſſe verloren, ſeit die Aufklärung dieſe Schreckbilder der Einbildungskraft zerſtreut und kecke Lüge beſchämt hat, doch in Bezug auf Arabien haben wir weder an Kenntniß viel gewonnen, noch hat das Land dadurch, daß wir nichts Wunderbares erwarten, an Intereſſe verloren. Noch immer haben wir dort das älteſte lebendige Monument der Erde zu ſuchen. Denn welches Volk hat ſeit Jahrtauſenden ſo treu alte Verfaſſung, Sitten und Denkart erhalten, welches iſt nie durch eine auswärtige Macht erobert worden, außer Arabien? Wir haben in Arabien eine, ja eine nicht unbedeutende Stufe ganz originell entwickelter Geiſtesrichtung zu beobachten, deren Frucht die größte der Zeiten, das Mittelalter, war; denn lange ehe es in Europa Sitten gab, handelten die Schüler des Muhammed ſchon in ihrem Geiſte. Jene wurden erſt durch Contact und Widerſtand mit und gegen die Moslimen, was ſie waren.

Der Verfaſſer der in der Aufſchrift genannten Schrift hatte viel Gelegenheit, Einiges zur nähern Kenntniß Arabiens und der Araber beizutragen, aber vielleicht nicht ſehr viel Beruf, doch hat er das Verdienſt, eine vor ihm unbeſuchte Gegend beſchrieben zu haben, und enthält daher manches Neue, welches wir hier, wie beſchränkt auch der Raum ſeyn möge, unſern Leſern mittheilen.

Unſer Reiſender ſchenkt dem Publicum zwei Bände, der erſte enthält ſeine 1835 und 1836 gemachte Reiſe in Oman, nebſt einem frühern Beſuche in Nakab el Hadſchar. Der Inhalt des zweiten Bandes iſt weniger intereſſant, da die Gegenden, die er umfaßt, größtentheils ſchon früher beſchrieben worden ſind. Es ſind nämlich der Berg Sinai, die arabiſche und nubiſche Küſte am rothen Meere. Wir können daher,

das Bekannte übergehend, uns auf seine Nachrichten über Oman beschränken.

Oman heißt das Küstenland am indischen Meere vom Vorgebirge Mussendom (L. 56° 39', Br. 26° 24') bis zu einer von der Insel Mazeira (L. 58° 56', Br. 20° 48') senkrecht auf das Festland gezogenen Linie. Im Westen wird es von der großen Sandwüste begränzt. Vor dieser wird es durch einen von Südosten nach Nordwesten fast parallel mit dem Ufer laufenden Gebirgszuge beschützt, der sich in der Mitte des Landes (Br. 23°) in drei Zweige theilt, zwei davon laufen ziemlich parallel nach Nordwesten. Der andere bildet mit diesen zweien einen nur sehr wenig spitzigen Winkel, und ragt unter dem Namen Gründberg (Dschebel Achdhar) in die Wüste hinein. Die Breite dieser Gebirgskette beträgt nicht über 12 bis 15 englische Meilen, die mittlere Höhe zwischen 5000 bis 5500 Fuß, doch erheben sich einige Gipfel des Gründberges gegen 6006 Fuß über die Meeresfläche. Die größte Breite des bewohnten Landes zwischen dem Ocean und dem Sandmeere beträgt etwa 150 englische Meilen. Oman selbst kann man inmitten den zahlreichen und fruchtbaren Thälern als eine Wüste von vielen Oasen unterbrochen betrachten. Die Oasen, von weniger als einer englischen Meile bis acht englische Meilen Umfang, sind gewöhnlich oval, und dehnen sich in rechten Winkeln gegen die Ströme aus, die sie bewässern.

Die in den Städten und Dörfern lebenden Araber (Mostarabâ) haben feste Sitze, und sind etwas fleischiger und hübscher, als ihre wandernden Brüder, die mit ihren Heerden in den dazwischen liegenden Wüsten herumziehen. Unterdessen ist die Trennung zwischen beiden nicht so constant. Der Sohn eines Beduinen läßt sich oft in einer Stadt oder Oase nieder, während umgekehrt der seßhafte, oft der Ruhe müde, seinem Hange zum Beduinenleben folgt.

Die Beduinen haben patriarchalische Verfassung, und stehen mit dem Imam von Maßcat (der gegenwärtige Fürst hat aber den geistlichen Titel Imam nicht) nur in weniger Berührung. Die Ansässigen hingegen erkennen mehr oder weniger seine Oberherrschaft. Doch nicht so in dem zu Sohar gehörigen Gebiete, welches ganz unabhängig, ja wohl dem Sultan von Maßcat feindlich ist. Sehr wenig Einfluß, wenn irgend einer, scheint der Sultan in den nördlichen Gegenden zu besitzen.

Der Sultan ist in Bezug auf unmittelbar ihm gehorchende Gegenden gänzlich unabhängig, überläßt aber Civilgeschäfte meistens dem Kadi.

Der jetzt regierende Sultan ist ein einsichtsvoller Mann, aber als Usurpator mußte er seine Macht auf das Ausland bauen, besonders auf die Engländer, daher ist er auch sehr unpopulär, und seine Regierung kann in vielen Stücken mit der des Pascha von Aegypten verglichen werden. Doch wenden wir uns nun zu unserem Reisenden, und warten, bis dieser uns den Sultan ausführt.

Lieutenant Wellsted war einer der Officiere, die von der englisch-indischen Regierung das rothe Meer aufzunehmen beauftragt waren. Er wollte sich zu Anfang des Jahres 1835 der gegen den Imam ziehenden ägyptischen Armee anschließen, doch die Einwilligung seiner Regierung (zu Bombay) kam, zu seinem Glück, zu spät, denn die Armee des Ali Pascha war aufgerieben, ehe sie ihn erreicht hatte. Er wandte daher seine ganze Aufmerksamkeit gegen Oman, weil es fast ganz unbekannt, und wegen des freundschaftlichen Benehmens seines gegenwärtigen Beherrschers gegen die englisch-indische Regierung sehr leicht und vortheilhaft zu bereisen war. Die Regierung zu Bombay fertigte ihm, um sein Vorhaben zu befördern, folgenden Paß aus: „Wir bestätigen hiemit, daß Lieutenant Wellsted mit der Sanction Sr. Exc. des Präsidenten im Rathe zu Bombay eine Reise durch verschiedene Theile von Arabien unternehme, und ersuchen Alle, welche die Freundschaft mit der brittischen Regierung aufrecht zu erhalten wünschen, ihm jede Aufmerksamkeit und Gefälligkeit zu erweisen." Er schiffte sich am 9 November 1835 ein und erreichte nach zwölf Tagen Maßcat. Am Tage nach seiner Ankunft bekam er auf sein Verlangen eine Audienz beim Sultan, in welcher Niemand als der Sohn des Beherrschers zugegen war. Die Aufnahme übertraf selbst die kecksste Erwartung: „Eine solche Gelegenheit, sagte der Sultan, wie diese, macht mir vieles Vergnügen, da sie mich in den Stand setzt, zu zeigen, wie herzlich meine Anhänglichkeit an die brittische Regierung ist." Am folgenden Tag erhielt unser Reisender ein Pferd von Nedschd, eine Kuppel Jagdhunde und ein mit Gold eingelegtes Schwert zum Geschenke, zugleich wurde ihm gesagt, daß er das Beste, was das Land besäße, während seines Aufenthalts in Oman als sein betrachten soll, daß der Sultan alle seine Ausgaben bestreiten, und ihn mit Empfehlungsbriefen an die Scheikhs der zu durchreisenden Länder versehen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Nachrichten.

Das neueste Heft des Journal asiatique Avril 1838 kündigt die vollständige Ausgabe des berühmten Werks von Ibn Khallikan: „Biographien berühmter Männer," durch den bekannten Orientalisten Mac Guckin de Slane an. Die erste Lieferung von 160 Seiten Quart ist erschienen, und das Ganze wird acht oder neun solcher Lieferungen ausmachen. Das Werk ist eines der wichtigsten der arabischen Literatur, da es Nachrichten von Fürsten, Dichtern, Kriegern, Religionslehrern und andern ausgezeichneten Personen des Islam von Muhammed bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung enthält. Der Verfasser, der sehr wichtige Stellen bekleidet und nacheinander Cairo und Damascus bewohnt hatte, schöpfte aus den sichersten Quellen. Seit langer Zeit fühlte man in Europa das Bedürfniß einer guten und vollständigen Ausgabe,*) allein die Manuscripte sind selten und meist durch grobe Fehler entstellt, so daß die Schwierigkeit des Unternehmens viele zurückschreckte, denn es bedürfte zur Herausgabe, außer den Manuscripten, deren freilich die Pariser Bibliotheken ein Dutzend enthalten, eine vollständige Kenntniß der arabischen Sprache, und man müßte auch einen großen Theil der Werke, aus denen der Verfasser schöpfte, zu seiner Verfügung haben.

Die merkwürdige Histoire parlementaire der HH. Buchez und Roux schreitet immer vorwärts, und der 55ste Band ist erschienen. Leider treffen diese ausgezeichneten Forscher nicht immer auf freundliche Mittheilung, und der Gerichtsarchivar hat unter sehr futilen, wenigstens nicht sehr begreiflichen Gründen die Auslieferung von Actenstücken verweigert, indem er sie auf die constitutionelle Charte verwies, welche Vergessenheit des Vergangenen vorschreibt, und verbietet, den Meinungen der Einzelnen während der Revolution nachzuforschen. Für die eigentliche Revolution, nämlich den Zeitraum von 1789 bis 1800, ist doch wohl die Geschichte schon angebrochen.

Das französische Handelsministerium hat eine weitläufige Arbeit über die Statistik Frankreichs unternommen. Der erste Band umfaßt Alles, was auf das Gebiet selbst und die Bevölkerung Bezug hat, und erschien im Jahre 1837. Der zweite Band sollte den Ackerbau behandeln, aber die mannichfachen und langwierigen Nachforschungen, die zu dem Ende nöthig waren, machten es bis jetzt unmöglich, diesen Band zu vollenden, und es ist an dessen Stelle der Band über den Handel Frankreichs erschienen, der sich seit dem Jahre 1825 um 668 Millionen oder etwa um die Hälfte gehoben hat, und im Jahre 1836 1866 Millionen betrug.

*) In Deutschland ist ein Bruchstück lithographirt erschienen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 153.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Junius 1838.

Ansicht des Landes von Nowaja Semlja.

(Aus dem Bulletin scientifique de l'Académie de St. Pétersbourg Tom III. Nr. 22.)

Der völlige Mangel an Bäumen nicht nur, sondern an jeglichem Gesträuche, das ohne gesucht zu werden, das Auge auf sich zu ziehen ansehnlich genug wäre, gibt den Polarlandschaften einen eigenthümlichen, tief eindringenden Charakter.

Zuvörderst geht alles Maaß für das Auge verloren. In Ermangelung der gewohnten Gegenstände von bekannter Dimension, der Bäume und der menschlichen Bauwerke, hält man die Entfernungen für viel geringer als sie sind, und eben deßhalb auch die Berge für niedriger. Diese Erfahrung wurde schon oft gemacht und war mir nicht unbekannt, doch fand ich die Täuschung, auf die ich vorbereitet war, viel vollständiger als ich erwartet hatte. Ich wußte, daß aus diesem Grunde sogar eine Expedition, die König Friedrich II von Dänemark nach Grönland ausgerüstet hatte, ihren Zweck verfehlte. Mogens Heinson, der für einen tüchtigen Seemann jener Zeit galt, führte das Schiff, bekam auch die Küste von Grönland zu Gesicht, und steuerte mit günstigem Winde auf sie zu; allein, nachdem er mehrere Stunden in derselben Richtung gesegelt war, schien es ihm, daß er dem Ufer nicht näher komme. Es ergreift ihn die Besorgniß, daß irgend eine verborgene Kraft im Grunde der See ihn halte; er wendet das Schiff und kehrt nach Dänemark mit dem Berichte zurück, daß er die Küste Grönlands durch einen Magnetfelsen gefesselt, nicht habe erreichen können. Mit dieser Erfahrung und mit der naiven Aeußerung von Martens über Spitzbergen: „Die Meilen scheinen auch gar nahe, wenn sie aber auf dem Lande sollen gewandert werden, findet sichs viel anders und man ermüdet gar bald," war ich also sehr wohl bekannt, und doch fand ich die Täuschung viel größer, als ich sie mir gedacht hatte, und für mein Auge so vollständig, daß keine Reflexion sie aufheben konnte. Auch bin ich überzeugt, daß sie nicht allein auf dem Mangel an gewohnten Gegenständen, sondern auch auf einer besondern Durchsichtigkeit der Luft beruht, denn an trüben Tagen ist sie nicht so vollständig als an hellen und in flachen Gegenden nicht so auffallend als in gebirgigen. An ganz hellen Tagen oder Stunden scheint die Luft fast ohne Färbung zu seyn, und da die Höhen, welche das Auge sieht, theils mit Schnee bedeckt sind, theils ein dunkles und durch den Gegensatz noch dunkler erscheinendes Gestein zeigen, so ist die geringe Färbung welche die Luft noch besitzen mag, nicht zu erkennen. Die Berge rücken also dem Auge scheinbar ganz nahe und vielleicht für den am meisten, der Gebirge in anderer Luftperspective zu sehen gewohnt ist.

Eine andere Wirkung des Mangels an Baumwuchs, ja selbst an kräftigem Graswuchse, ist das Gefühl von Einsamkeit, das nicht bloß den reflectirenden Denker, sondern auch den rohesten Matrosen ergreift. Es hat durchaus nichts Beängstigendes, sondern etwas Feierliches und Erhebendes, und kann nur mit dem mächtigen Eindrucke verglichen werden, den der Besuch von Alpenhöhen auf immer zurückläßt. Ich konnte die einmal aufgetauchte Vorstellung, als ob der Schöpfungsmorgen erst angebrochen sey, und das Leben noch folgen sollte, nicht wieder unterdrücken. Doch sieht man in Nowaja-Semlja dann und wann ein Thier sich bewegen. Man erblickt selbst in einiger Entfernung von der Küste zuweilen eine große Möwe in der Luft schweben oder einen flüchtigen Lemming auf dem Boden. Sie sind aber nicht hinlänglich, um der Landschaft Leben zu geben. Es fehlt, bei stillem Wetter, an Lauten und an hinlänglicher Bewegung, wenn man, wie wir, einen Zug in das Innere unternimmt, nachdem die zahlreich an den Seen ihren Federwechsel abwartenden Gänse weggezogen sind. Lautlos sind alle ohnehin spärlichen Landvögel Nowaja-Semlja's, lautlos sind auch die verhältnißmäßig noch viel spärlichern Insecten. Auch der Eisfuchs läßt sich nur in der Nacht hören. Dieser vollständige Mangel an Lauten, der besonders an heitern Tagen herrscht, erinnert an die Grabesstille, und die aus der Erde hervorkommenden, in gerader Linie fortgleitenden, und schnell wieder in sie verschwindenden Lemminge erscheinen wie Gespenster. Trotz dieser Zeichen des thierischen Lebens scheint es zu fehlen, weil man zu wenig Bewegung sieht. Wir sind aus andern Gegenden gewohnt, daß die Blätter höher aufgeschossener Pflanzen und Bäume uns auch leise Luftzüge sichtbar machen, aber diese niedrigen Pflänzchen des Hochnordens erreicht

ein leiſer Windzug nicht, — man könnte ſie für gemalt anſehen. Auch ſind beinahe gar keine Inſecten beſchäftigt, auf ihnen die Befriedigung ihrer kleinen Bedürfniſſe zu ſuchen. Aus der zahlreichen Familie der Käfer wurde nur ein Individuum, eine Chryſomela, die vielleicht neu iſt, gefunden. Wohl ſieht man an ſonnigen Tagen und erwärmten Stellen, z. B. um kleine, vorragende Felsſpitzen, eine Erdbiene umherfliegen, aber ſie ſummt kaum, wie an feuchten Tagen auch bei uns. Ein wenig häufiger ſind Fliegen und Mücken. Aber auch dieſe ſind doch ſo ſelten, ſo friedſam und matt, daß man ſie ſuchen muß, um ſie zu bemerken. Ich erinnere mich nicht, gehört zu haben, daß Jemand von uns durch eine Mücke geſtochen wäre, und man kann ſich wahrlich nach den lappländiſchen Mückenſtichen ſehnen, um nur Leben in der Natur zu verſpüren. Der augenſcheinlichſte Beweis für die Seltenheit der hieſigen Inſecten liegt aber wohl darin, daß wir in einem todten Wallroſſe, das über 14 Tage am Ufer gelegen hatte, eben ſo wenig eine Spur von Inſectenlarven fanden, als in den Knochen in frühern Jahren erſchlagener Thiere, auch wenn es an eingetrockneten Fleiſchtheilen nicht fehlte.

Der Reichthum oder die Armuth an Inſecten iſt nächſt der Pflanzenwelt der ſicherſte Maaßſtab für das Klima einer Gegend. Beide bedürfen zu ihrem Beſtehen einer beſtimmten Menge und einer beſtimmten Dauer von Wärme. Für beide fehlt ſie in der heißen Zone nie, weiter nach Norden aber immer mehr, — doch werden die Inſecten weniger leicht verpflanzt als die Gewächſe. Dieſem Grunde wohl iſt es zuzuſchreiben, daß man aus Spitzbergen gar keine wahren Inſecten kennt. In Nowaja-Semlja hat Hr. Lehmann doch bis zehn Arten beobachtet, und unter dieſen ſieben, die nicht paraſitiſch ſind. — Aus Grönland hat Fabricius viel mehr Arten beſchrieben, und unter dieſen ſogar mehrere Schmetterlinge, und Scoresby hat aus Oſtgrönland noch einige neue Arten hinzugefügt. Aber Weſtgrönland, das man freilich im gemeinen Leben als den Typus aller hochnordiſchen Länder betrachtet, weil es vor längerer Zeit ſchon durch die Miſſionarien der Brüdergemeinde allgemein bekannt geworden iſt, muß, beſonders in ſeinen ſüdlichen Gegenden, ein viel begünſtigteres Land ſeyn; denn es hat, auch wenn wir auf die alten fabelhaften Berichte nicht Rückſicht nehmen, noch jetzt unter 61° n. Br. Birken von zwei bis drei Klafter Höhe und von der Dicke eines Beins und Ebereſchen unter ihnen. Egede fand das Korn, das er unter 64° Breite verſuchsweiſe geſäet hatte, am 13 September nicht nur in Aehren, ſondern ſchon mit kleinen Körnern.

Da ſieht es alſo anders aus als in Nowaja-Semlja, und die Witterungsbeobachtungen lehren hinlänglich, daß dort viel mehr Wärme iſt. Aber auch Gegenden, welche eine viel geringere, mittlere Jahrestemperatur haben, als Nowaja-Semlja, ſind viel reicher an Leben, wenn nur der Sommer mehr Wärme entwickelt. Um ein weniger bekanntes Beiſpiel zu wählen, verweiſe ich auf Nyshne-Kolymsk mit — 10° C. mittlerer Temperatur. Nach Wrangells Beobachtungen iſt die Gränze der hochſtämmigen Wälder nicht weit und vielleicht würde ſie ohne die Nähe der Küſte bis an dieſen Ort reichen, denn noch gibt es bei Nyshne-Kolymsk verkrüppelte ſibiriſche Cedern und Geſträuche in Menge. Die Mücken werden dort im kurzen Sommer zu einer unleidlichen Plage.

Die Sklavenemancipation.

(Fortſetzung.)

Jetzt war keine Zeit zu verlieren, es mußte gehandelt werden. Man mußte Maaßregeln treffen, eine Sklavenbevölkerung in einen ruhigen und glücklichen Bauernſtand umzubilden. Die Schwierigkeit für die Regierung war nicht gering: ſie konnte allerdings die Geſetze der Colonialverſammlungen verwerfen, wenn ſie ungehörige Beſtimmungen enthielten, und die Entſchädigung zurückhalten, bis die beſtrittenen Artikel verbeſſert würden, aber ſie konnte das Geſetz nicht ſelbſt vorſchreiben. In den Verſammlungen ſaßen nur Sklavenbeſitzer; dieſe ſollten die durch einen Parlamentsſpruch befreiten Sklaven durch Geſetze wirkſam in ihrer Freiheit ſchützen; Advokaten, Güterverwalter, Sklavenaufſeher, alle waren durch alte Vorurtheile verblendet, und durch die den Sklaven gewordene Vergünſtigung erbittert, und ſollten in die gehörigen Schranken zurückgewieſen werden; die Neger ſelbſt, mit der ganzen Schmach der Sklaverei belaſtet, argwöhniſch, ſchlau, unwiſſend, für Ehre unempfindlich, und zu ſehr an die Peitſche gewöhnt, um ſich ſo leicht durch leichtere Strafen leiten zu laſſen, ſollten, mit der Ausſicht auf gänzliche Freiheit, dahin gebracht werden, 40½ Stunden wöchentlich zu arbeiten; die von der Regierung ernannten und von England her geſendeten Magiſtrate mit ſchwerer Arbeit und geringem Lohn,*) plötzlich zu einem höchſt kritiſchen und mühſeligen Amt berufen, worin keine Erfahrung ſie leitete, und einer Menge Neckereien und Hemmniſſen in Erfüllung ihrer Pflicht ausgeſetzt, ſollten die Gerechtigkeit verwalten, und über ihnen, als Apellationsgericht, ſtanden die weſtindiſchen Gerichtshöfe, deren Beiſitzer aus Sklaveneigenthümern beſtanden, mit den gewöhnlichen Vorurtheilen vollgepfropft und gegen die Magiſtrate erbittert, weil man dieſe mit einer Gewalt bekleidet hatte, von der ſie ſelbſt durch das Geſetz ausgeſchloſſen waren. Es ſollten nämlich nur Leute aus England zu Magiſtraten ernannt werden, die mit Sklavenbeſitzern in gar keiner Verbindung ſtanden. Unter ſolchen Umſtänden konnte der Erfolg freilich nie ganz befriedigen, es konnte nur eine allmählige Verbeſſerung eintreten, und der neue Geſellſchaftszuſtand konnte höchſtens im Vergleich mit dem vorhergehenden gut genannt werden.

Als am 8 Okt. der Gouverneur von Jamaica,**) Lord Mulgrave, die Maßregel der Aufmerkſamkeit der Colonialgeſetzgebung empfahl, ſie auf die Gefahr der Verzögerung aufmerkſam machte, und mit der Ausſicht auf beſſere, künftige Zeiten zu ermuntern ſuchte, nahm man die Botſchaft mit einer gewiſſen finſtern Ruhe auf. Die Antwort lautete im Allgemeinen, ſie hätten

*) Sie hatten 450 Pf. St. jährlich, und ſollten alle zwiſchen Pflanzern und Sklaven in ihrem Diſtricte ſich erhebenden Streitigkeiten entſcheiden.

**) Wir müſſen uns hauptſächlich auf dieſe Inſel beſchränken, weil von dieſer die Mittheilungen am reichlichſten ſind.

nie die Sklaverei als etwas Gutes an ſich, ſondern nur als etwas ihnen vortheilhaftes vertheidigt; ſie wünſchten von Herzen einen beſſern Zuſtand der Negerbevölkerung herbeizuführen, und wenn die Probe ſie nicht ihr Vermögen koſten ſolle, ſo würden ſie gerne nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen den Verſuch machen, und Alles was in ihren Kräften ſtehe, anwenden, um die guten Folgen eines legislativen Verſuchs, der ohne Beiſpiele in der Weltgeſchichte ſey, zu ſichern, und das möglicherweiſe daraus entſpringende Uebel abzuwehren. Bis in die Mitte Decembers ward eine Acte abgefaßt und angenommen, welche die Art der Ausführung der Maaßregel beſtimmte. Dieſe Acte hatte ihre bedeutenden Mängel: die Vergehen der Lehrlinge und die dafür feſtgeſetzten Strafen waren ſehr unbeſtimmt gegeben, die Verpflichtungen des Herrn gegen den Lehrling noch unbeſtimmter; die Lieferung von Lebensmitteln, Kleidung, Arzneien u. ſ. w. war gar nicht beſtimmt, ſie ſollte „dem Herkommen gemäß" oder „zureichend" ſeyn, und die Beſtimmung deſſen, was für zureichend erachtet werden ſollte, war der Kirchſpielsverwaltung, d. h. den Herren ſelbſt überlaſſen; gegen die Anwendung grauſamer Strafwerkzeuge oder hartes Gefängniß war gar keine Vorſorge getroffen, und eine willkürliche Beſtrafung, und zwar keine leichte, blieb in der Hand des Herrn. Er konnte nämlich, wenn er eine Klage gegen den Lehrling hatte, und der Magiſtrat nicht gleich bei der Hand war, den Lehrling einſperren, bis die Magiſtratsperſon herbeigeholt war, was freilich nicht über 24 Stunden dauern durfte. Ferner enthielt die Acte keine genaue Beſtimmung, ob ein Lehrling als Haus- oder als Feldneger angeſehen werden ſollte, und die Reglements über die gezwungenen Freilaſſungen waren in vielen weſentlichen Punkten mangelhaft. Die Acte ward an Lord Stanley, damaligen Colonialminiſter, eingeſendet; dieſer hatte verſprochen, ſie ſo nachſichtig wie möglich auszulegen, und that dieß auch, indem er, vielleicht etwas zu nachſichtig, die mannichfachen Mängel mehr als Nachläſſigkeiten denn als abſichtliche Abweichungen von dem Geiſte der Parlamentsacte betrachtete, und erklärte, die Acte der Colonialgeſetzgebung ſey „angemeſſen und genügend (adequate and satisfactory) und Jamaica zu ſeinem Antheil an der Entſchädigung berechtigt." Vielleicht iſt dieſem Entſchluß des Lord Stanley mancher ſpäter eintretende Uebelſtand zuzuſchreiben, aber die Sache war einmal geſchehen, die Acte gültig, und mit Hülfe derſelben ſollte nun das große Werk der Emancipation begonnen werden.

Inzwiſchen prorogirte Lord Mulgrave die Verſammlung, und die Mitglieder begaben ſich nach Hauſe, um jede Aufregung, welche die große Neuerung unter den Sklaven erregen mochte, möglichſt dämpfen zu helfen. Die Zahl der Truppen ward verdoppelt, die Miliz zum augenblicklichen Ausmarſch in Bereitſchaft gehalten, und Lord Mulgrave ſelbſt durchreiste die Inſel, um Ruhe und Zuverſicht zu verbreiten. Er trat inzwiſchen wegen ſchwacher Geſundheit im März ab, und ihm folgte Lord Sligo, ſelbſt Plantagenbeſitzer in Jamaica, früher ſogar der Emancipation entgegen, aber menſchlich geſinnt, offen, und eifrig in der Erfüllung ſeiner Pflicht. Von der Zeit ſeiner Ankunft auf der Inſel bis zum erſten Auguſt ſtellte er genaue Nachforſchungen über den Zuſtand derſelben an, machte einige Inſpectionsreiſen, ließ Proclamationen unter den Sklaven verleſen, empfing die nach und nach aus England ankommenden Magiſtrate, und ertheilte ihnen die nöthigen Verhaltungsbefehle. Unter den Pflanzern änderte da und dort einer ſein Syſtem, und Maaßregeln zur Organiſirung einer tüchtigen Polizei wurden getroffen. So kam allmählich der erſte Auguſt heran, dieſer wichtige Tag, an welchem ſich das Schickſal der Pflanzer und die lange beſtrittene Frage entſcheiden ſollte, **ob die Sklavenpeitſche ohne Blutvergießen niedergelegt werden könne.**

(Fortſetzung folgt.)

Der Tunnel in London.

Die außerordentliche Unternehmung des Tunnels unter der Themſe rückt langſam, aber mit Ausdauer vorwärts, und man kann gegenwärtig ſicher ſeyn, daß das ungeheure Werk vollendet werden wird. Man arbeitet Tag und Nacht; die Arbeiter ſind in drei Abtheilungen getheilt, die ſich von acht zu acht Stunden ablöſen: die Abtheilung beſteht aus 112 Mann, und zahlreiche Supernumeräre ſind da, um nöthigenfalls mit Hand anzulegen. Während der acht Stunden wird den Arbeitern nur eine halbe Stunde Ruhe gegönnt, um ihr Mahl einzunehmen, das ſie an Ort und Stelle erhalten. Der Lohn iſt ſehr hoch und beträgt 40 bis 45 Sch. (24 bis 27 fl.) in der Woche, ſo daß man nur ſehr geſchickte Arbeiter anwendet. Gegenwärtig, wo man in einem beweglichen Sandboden gerade unter dem Bette des Fluſſes arbeitet, ſchätzt ſich der Ingenieur glücklich, wenn in 24 Stunden 9 Zoll Gewölbe fertig geworden ſind. Jeder Backſtein wird nach ſeiner Einmauerung einer harten Probe unterworfen, denn man ſchlägt mit einem 14pfündigen Hammer auf den Stein und den Kitt. Wenn ſich dann ein Sprung im Kitt zeigt oder der Backſtein weicht, ſo muß der Arbeiter, je nach dem Belange der Sache, Strafe zahlen oder wird weggeſchickt. Gegenwärtig ſind 1200 Fuß vom Gewölbe vollendet. (Echo du Monde Savant Nr. 20.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe in Arabien. Von L. Wellſtead.

(Fortſetzung.)

Maſcat wurde 1508 von den Portugieſen eingenommen, und zu einer Station ihrer Schiffe zwiſchen ihren indiſchen Beſitzungen und der Inſel Ormuz im perſiſchen Golf gemacht. Doch eroberten die Araber die Stadt und ließen die Garniſon über die Klinge ſpringen. Die Feſtungswerke und zwei Kirchen, wovon die eine im Schutte liegt, die andere aber in einen Palaſt für den Sultan verwandelt iſt, ſind die einzigen Denkmäler, die noch an die Portugieſen erinnern. Die Reſidenz der Imame von Oman war Roſtak, bis auf den gegenwärtigen, Seyed Said, doch beſuchten ſie gelegentlich Maſcat. Statt des Panegyricus unſeres Reiſenden auf den Sultan (ſ. Nr. 134) wollen wir ſein Bekenntniß, daß ihn die Beduinen herzlich haſſen, und ſeine Thronbeſteigung anführen. Die Scheiths hatten den Vetter des gegenwärtigen Sultans, Bedr Ibn Saif, als Beherrſcher erwählt, doch der jetzt regierende Sultan, Seyed Said, mißbrauchte das Vertrauen, als Bedr, um ſeine Verwandten zu beſuchen, nach Burkah kam und allein zwiſchen ihm

und seinem Bruder saß, und stieß ihm seinen Dolch in die Brust. Der Imam, nicht tödtlich verwundet, stürzte sich zum Fenster hinaus und suchte sich durch die Schnelligkeit seines Pferdes zu retten, wurde aber von seinen Vettern eingeholt und zum zweiten Mal verwundet, jedoch hätte er sich noch gerettet, wäre er nicht von einem nubischen Sklaven mit einem Speere durchbohrt worden. Said war nun im Besitze der Herrschaft, doch schienen die Wahabiten bestimmt zu seyn, Vergeltung an ihm zu üben. Die Britten aber hatten doppelte Ursache ihn zu beschützen, auf der einen Seite, weil die Wahabiten etwas schwer zu behandelnde Nachbarn waren, auf der andern Seite, nach der alten Gewohnheit der Compagnie, Usurpatoren zu unterstützen, denn ubi duo rixantur tertius gaudet. Doch scheint der Sultan deßwegen nicht das Spielzeug der Engländer geworden zu seyn. Er hat seitdem die fruchtbare Insel Zanzibar als seinen Aufenthaltsort gewählt und sich mit den Nordamerikanern in Verbindungen eingelassen. Es war den Engländern nicht gleichgültig in Zanzibar amerikanische Soldaten zu sehen. Sie schickten daher ein Schiff der ostindischen Flotte, um Erklärung hierüber zu fordern, doch der Sultan wußte, mit wem er es zu thun habe. Er machte dem König von England mit einem neuen Kriegsschiff ein Geschenk, und die Amerikaner sind noch im Vortheile vor den Britten im Handel mit Zanzibar (um 2½ Procent).

Die Stadt Maskat ist am Ende einer kleinen Bai gelegen, deren Gewässer fast die Häuser bespülen, doch erhebt sich der Boden landeinwärts mehr und mehr über die See. Auf beiden Seiten ziehen sich, einander nähernd, drei bis fünfhundert Fuß hohe felsige Anhöhen gegen das Meer hin, welche die Bai bilden, über die sie sich fast senkrecht erheben und den Landungsplatz sicher machen. Diese Anhöhen sind mit ziemlich gut erhaltenen Festungswerken versehen, welche, nebst dem weißen Aussehen der Häuser, im Contraste mit den dunkeln Felsenmassen auf beiden Seiten, dem von der Seeseite Ankommenden einen einladenden Anblick gewähren. Doch findet er sich hier, wie in jeder orientalischen Stadt, getäuscht, sobald er sie betreten hat; er verliert die Minarets aus den Augen und befindet sich dafür in einem verwirrenden Gewühl, in engen Gassen, schmutzigen Bazars und zwischen über die Einwohner bald hereinfallenden Häusern. Die Bauart in Maskat kommt der persischen näher, als der im übrigen Arabien. Es fehlt auch nicht an schönen Gebäuden, wohin das Palais des Sultans, das seiner Mutter, die der dankbare Sohn täglich besucht, und deren Wünsche dem Herrscher Gebot sind, und die Häuser einiger Großen. Die Stadt ist, die Seeseite ausgenommen, mit einer vierzehn Fuß hohen Mauer und einem trocknen Graben umgeben. Ihre zwei Stadtthore werden täglich bei Sonnenuntergang geschlossen.

Die Einwohnerzahl mag sich auf 60,000 belaufen. Ein tiefer Graben versieht die Stadt mit Wasser, der zur Kriegszeit bewacht wird, damit sie dessen nicht beraubt werden könne. Maskat trägt in jeder Hinsicht den Charakter einer handeltreibenden Stadt unter einer liberalen und toleranten Regierung. Menschen von allen Nationen des Orients, finden sich daselbst ein: Araber, Perser, Hindus, Syrier, Kurden, Afghanen, Belutschen u. s. w., alle können ungehindert ihrer Religion folgen, alle stehen unter gleichen Gesetzen, mit dem einzigen Unterschiede, daß für den Mord eines Hindu Ersatz angenommen werden muß, während es der freien Wahl der Angehörigen anheim steht, solchen anzunehmen, wenn ein Muhammedaner von einem Hindu ermordet worden ist. Wenige Afghanen sind hier ansässig, doch viele reisen durch in ihrer Wallfahrt nach Mekka, die Belutschen spielen in Maskat die Rolle der Deutschen in großen Städten des Auslandes, besonders in Konstantinopel: sie sind die Rauharbeiter, sehr arm, und vermischen sich so viel als möglich mit den Eingebornen. — Die Perser hatten während der Regierung des Imam Saaf eine Garnison in Maskat, welche, die Trunkenheit des Fürsten benutzend, die Festungswerke besetzte und die Regierung usurpirte. Nachdem die Perser vertrieben waren und die arabische Herrschaft wieder begründet war, durften die Perser nicht mehr in zu großer Anzahl in der Stadt leben, damit sich die Fabel von der kreisenden Hündin nicht wiederhole. Doch seit der Heurath des Imam mit der Prinzessin von Schiraz hörte diese Beschränkung auf, ja Rechtsfälle der Perser werden sogar von ihrem eigenen Kadi entschieden. Die in Maskat ansässigen Perser sind größtentheils Kaufleute, andere haben Gewehrfabriken, da dieser Artikel stark ins Innere des Landes geht. Die Banianen (Hindus) werden auf 1500 angeschlagen, sie verlassen ihr Vaterland und ihre Familie gewöhnlich auf fünfzehn oder zwanzig Jahre, dann kehren sie zu ihren Weibern zurück, die sie unter keinen Umständen mit sich nehmen, wohl aber bringen sie heilige Kühe zur Verehrung mit sich. Wenn ein Banian Bankerutt macht, so setzen sie sich bei hellem Tage mit brennender Kerze in den Laden; vielleicht wollen sie einen Freund in der Noth finden nach dem deutschen Sprüchwort: „Wer einen treuen Freund will finden, muß bei Tag ein Licht anzünden." Unterdessen zeigen sich die Gläubiger nicht gar mild und freundschaftlich, oft drücken sie ihre Unzufriedenheit wohl gar mit Schlägen aus, nichtsdestoweniger belästigen sie den Schuldner, wenn er sich wieder erholt.

Maskat ist einer der heißesten Plätze in der Welt. Es war December, doch die Hitze war drückend, deßwegen ist es auch für den Fremden sehr ungesund.

Den ersten Besuch stattete er den Bädern des Imam Ali ab. Er ging daher mit einem Boote nach Matarah, denn obschon diese Stadt nur eine englische Meile von Maskat entfernt ist, so ist doch der Weg zu Land so schlecht, daß man es gewöhnlich vorzieht, ihn zu Wasser zu machen. In Matarah leben gegen 20,000 Menschen. Ihr Erwerbszweig ist Wollenweberei für die arabischen Mäntel. Die heißen Quellen liegen weiter landeinwärts. Am Fuß eines Hügels springt mächtig ein Strom Wasser hervor von 112° Fahrenheit. Es hat weder Geschmack noch Geruch, und die Einwohner benutzen es abgekühlt als Trinkwasser und zur Bewässerung ihrer Felder, die in der That sehr fruchtbar sind. In der Nähe der Quelle befindet sich ein Reservoir, in dem sich die Patienten, die von weit entfernten Gegenden sich hier versammeln, baden, oder richtiger brühen. Das Wasser hat in diesem Reservoir eine Temperatur von 110° Fahrenheit, und doch werden die Kranken mit Gewalt untergetaucht. Wenn diese Cur den Tod nach sich zieht, so erfolgt er nur, weil der Patient das Bad nicht oft genug gebraucht hat. —

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 49** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Dramatische Poesie in Frankreich.** Von Alfred de Vigny. — **William Wordsworth.** (Forts.

Im Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von [illegible] wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die [illegible] Ausland nicht fallen, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 154.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Junius 1838.

Nachtrag zu den Ansichten von Pesth.

(Von J. G. Ellner.)

Als ich im vorigen Herbste meine Ansichten von Pesth in diesem Blatte mittheilte (s. N. 308 ff.), kam mir keine Ahnung von dem traurigen Schicksal, was dieser Stadt so nahe bevorstand. In welcher Art und Ausdehnung die unglückliche Katastrophe vom 14 bis 16 März d. J. meine damals niedergeschriebenen Ansichten geändert, und neue traurige hervorgerufen hat, das will ich hier in Kürze aussprechen.

Fast ganz unverändert, und wie von dem Unglück unberührt, sieht man den Donaustrand mit seinen prachtvollen Gebäuden. Sie haben sämmtlich den Fluthen widerstanden, und ihren soliden Bau bewährt. Das Leben und Treiben hat hier seinen frühern Charakter beibehalten, die Dampfschiffe machen ihre regelmäßigen Ladungen und Abfahrten; das Landvolk bringt seine Producte zu Markte; die Brücke ist stets voll von Fußgängern, Reitern und Wagen, — kurz, Pesth ist hier noch die ansprechende und imponirende Stadt, wie sie es im vorigen Jahre war. Aber nun dringe man nur ein wenig tiefer ein, man mache einen Gang durch die Winzergasse, den Bazar, wo Kunst- und Luxusgegenstände das Auge blenden. Wohl thun sie dieß auch jetzt, aber da stoßen wir mehreremal auf gestützte Häuser, und müssen großen, aus Kellern und Gewölben geschafften Schutthaufen und Rinnsalen von Wasser, welches man an mehreren Orten auspumpt, ausweichen. Die Menschenmenge, welcher wir sonst begegneten, ist geringer, und hie und da sieht man ängstliche Blicke an den gestützten Häusern sich emporheben. Dennoch aber mangelt eine gewisse Heiterkeit nicht, und die lieblichen Frauengesichter blicken so rein und unbefangen aus ihren Gazellen-Augen, wie vormals. — Aber Schlimmeres erwartet uns, je weiter wir vordringen; immer häufiger werden die Stützen an den Häusern, bis wir denn auf die eingestürzten stoßen, die mit jedem Schritte zunehmen. Wir befinden uns auf dem Wege nach der Franz-Stadt, einer Vorstadt, in welcher von 529 Häusern nur 19 unbeschädigt geblieben und 438 völlig zusammengestürzt sind. Waren dieselben auch wirklich meistentheils nur klein, so waren sie zum Theil doch recht comfortabel und der Anblick eines Eigenthümers, welcher auf den Trümmern seiner Wohnung steht, bleibt am Ende wohl immer gleich traurig, mag diese groß oder klein gewesen seyn. — Gehen wir nun im Halbcirkel die andern Vorstädte durch, so kommen wir zunächst in die Joseph-Stadt. In dieser, welche bei weitem größer ist, wie die vorige, indem sie 1255 Häuser enthielt, sind nur noch 249 unbeschädigt, und 891 gänzlich zerstört, und zu der letztern Zahl gehören schon mehrere größere Etablissements. Noch trauriger werden wir beim Eintritt in die Theresienstadt gestimmt. Denn hier hatte die Industrie ihren Hauptsitz aufgeschlagen, und es befanden sich in derselben eine Menge von Manufacturen und Fabriken, welche nunmehr meistentheils in Trümmern und Schutt liegen. Von 1381 Häusern, welche sonst hier standen, sind nur 166 unbeschädigt geblieben, und 811 eingestürzt. Läßt sich auch behaupten, daß in den andern Stadttheilen das angerichtete Elend noch greller hervortritt, als hier, so wird hier doch vorzugsweise das Gefühl wehmüthig angeregt, weil man so vielen Wohlstand vernichtet, und die Schwäche und Vergänglichkeit der menschlichen Werke so klar zu Tage gelegt sieht. — Vollenden wir unsern Cursus mit der Leopoldstadt, so erholen wir uns wieder ein wenig, weil hier von 391 Häusern 356 unbeschädigt geblieben sind.

So steht nun die innere Stadt wie ein Gemälde in einem zertrümmerten Rahmen da, wie ein Gemälde, in welches eine feindliche Gewalt Risse gemacht hat, mit denen es fast auf die ganze Zerstörung abgesehen war.

Diese Darstellung ist die, wie Pesth sie im April dieses Jahres bot. Ohne allen Zweifel wird Fleiß und thätige Menschenliebe die geschlagenen Wunden heilen, und dieß vielleicht früher, als man jetzt noch hoffen und erwarten kann. Die Wichtigkeit des Platzes stellt für den ganzen österreichischen Staat die Nothwendigkeit heraus, das Wiedererstehen dieser Stadt als eine Nationalsache anzusehen, was auch bereits factisch sich in dieser ganzen Monarchie bekundet hat. Denn die gereichten und fortwährend eingehenden milden Spenden übersteigen alle Erwartung und Vorstellung.

Wir wollen jetzt zu der gegebenen Ansicht eine ganz schwache

Darstellung von einigen Jammerscenen, wie sie in Menge während der Katastrophe vorkamen, geben, und zwar so, wie sie dem Referenten von Augenzeugen mitgetheilt wurden.

Als trotz aller Anstrengungen und Vorkehrungen, der Strom unterhalb Waitzen ausbrach, und mit wildem Ungestüm sich auf Pesth zuwälzte, da entstand ein Laufen und Rennen in der Stadt, wie es sich Niemand, der es nicht selbst gesehen, vorstellen kann. Zu diesem Aufruhr denke man sich das Läuten der Sturmglocken, das Jammern der Eltern, welche Beruf und Geschäfte von ihrer Wohnung entfernt hatte, worin sie ihre Kinder gelassen, und zu welchen sie bei der reißend zunehmenden Fluth nicht mehr gelangen konnten. In den Vorstädten, welche die Ueberschwemmung so plötzlich und so von allen Seiten zugleich überraschte, liefen die Menschen bald hinaus nach dem Freien, bald nach dem Innern der Stadt, überall vom Wasser verfolgt, und immer tiefer in demselben watend. Bei diesem ungewissen Treiben kamen auch die meisten, insbesondere aber Kinder um. In der Nähe des Donaubettes war das Brausen des Stroms und das Prasseln und Krachen der Eisschollen fürchterlich. Dennoch vertrauten sich viele Menschen in Kähnen dem wüthenden Strom an, und flüchteten nach Ofen. Diese zerbrechlichen, zwischen den Eismassen sich durchwindenden Fahrzeuge boten ein den Busen zusammenpressendes Schauspiel. Dennoch nahm diese Flucht immer zu, und die Hand der Vorsehung brachte alle glücklich hinüber, bis auf einen einzigen mit acht Menschen beladenen Kahn, welcher, schon dem Ziele ganz nahe, an ein Seil anfuhr und umschlug. So groß jedoch auch die Angst und Bestürzung im Anfange war, so erreichte sie erst ihren Gipfel, als am dritten Tage (den 16 März) selbst im Innern der Stadt Häuser einstürzten. Jetzt hielt man sich nirgends mehr für sicher, und Viele überließen sich weit lieber der Gefahr, welcher sie sich in einem kleinen zerbrechlichen Fahrzeuge aussetzten, als daß sie in steter Angst und Besorgniß, von den Trümmern der Gebäude erschlagen zu werden, schweben wollten. — Auf dem neuen Marktplatze drängten sich Tausende zusammen, und suchten in den dort aufgeschlagenen Buden Schutz. Solchen fanden auch eine große Anzahl von Menschen in der evangelischen Kirche, die frei vom Wasser blieb; deßgleichen in dem großen Invalidenhause. Vor Allem aber flüchtete aus der Franz- und Joseph-Stadt ein großer Theil der Bevölkerung in das am Ende der Stadt neu aufgebaute Ludovicum, in welchem sich endlich über 10,000 Menschen befanden. Diese hatten im Anfange vor den übrigen Geflüchteten den Vortheil voraus, daß ihr Asyl für die vom Lande hereingebrachten Lebensmittel zugänglich war, sie mithin nicht von einer zweiten Geißel, dem Hunger, welcher in seiner ganzen Schreckgestalt in vielen Theilen der überschwemmten Stadt sich einstellte, betroffen wurden. Jede Vorstellung, die man sich auch nachher, am Orte der Verwüstung selbst, von dem furchtbaren Zustande, in welchem sich ein Jeder während dieser Schreckenszeit befand, zu machen bemüht, bleibt weit hinter der Wirklichkeit. In einer so schönen und belebten Stadt, in den meisten Straßen das Wasser 6 bis 10 Fuß hoch; diese von rettenden Kähnen durchfahren; aus allen Fenstern Jammer- und Hülferuf; die Menschen an Leitern, Seilen, Tüchern, oder was gerade zur Hand ist, herabklimmend, um in einen solchen Kahn zu gelangen; eine schwarze regnichte Nacht, durch welche nur die Fackeln, die man auf den Fahrzeugen mit sich führt, leuchten; in den Vorstädten ein ewiges Krachen und Staubaufsteigen von den einstürzenden Häusern, dazwischen das Brüllen der im Wasser oder unter den Trümmern umkommenden Thiere, und mitten in allem diesem als schauderhafter Grundton das Rauschen und Toben der Fluthen — wer sollte sich dieß Alles recht so vorstellen können, als ob er es selbst gesehen hätte! Denkt man es sich lebhaft, so wird man es begreiflich finden, daß selbst Menschen, welche all' das Ihrige verloren hatten, als das Wasser zu fallen anfing, freudig ausriefen: „Gott sey Dank, nun fällt das Wasser, nun ist Alles gut!"

Gegenwärtig bietet Pesth das Bild eines großen Menschengewühls dar, weil man damit beschäftigt ist, den Schutt wegzuräumen, um die Stadt neu, und ohne Zweifel wohl schöner als sie war, wieder erstehen zu sehen.

Die Negeremancipation.

(Fortsetzung.)

Nachstehendes ist aus Lord Sligo's Bericht vom 13 August entnommen: „In allen Theilen der Insel, mit einziger Ausnahme des Kirchspiels St. Anna, ist der Uebergang aus der Sklaverei in die Lehrlingszeit auf die befriedigendste Weise vorüber gegangen, und es ist ein merkwürdiger Zug, daß der erste August in den meisten Theilen der Insel mit religiösen Uebungen hingebracht wurde. Man hat allgemein bemerkt, daß an diesem Tage kaum Ein Betrunkener auf der Straße gesehen wurde. Der Sonnabend war zwischen Arbeit und Belustigung getheilt. Mehrere Personen in den Städten gaben ihren neuen Lehrlingen Mahlzeiten, auf sehr vielen Pflanzungen wurden von den Herren Schafe geschlachtet, und, außer den gewöhnlichen Festtagsaustheilungen von Zucker, Rum und gesalzene Fischen an die Neger ausgetheilt, so daß die Lehrlinge in Stadt und Land ihren gehörigen Antheil an den Vergnügungen hatten. Am Sonntag waren die Kirchen wieder ungewöhnlich angefüllt, und der Tag ging auf die ordentlichste und ruhigste Weise vorüber. Neuere Nachrichten aus allen Theilen der Insel, mit Ausnahme des Kirchspiels St. Anna geben an, daß am Montag die Lehrlinge mit mehr als gewöhnlicher Willigkeit, an einigen Orten mit Lustigkeit und alle in guter Laune an die Arbeit gingen." Es zeigte sich später, daß in vier oder fünf Kirchspielen einige kleine Störungen statt gefunden hatten, die aber meist durch die Unklugheit und Härte von Aufsehern und Agenten veranlaßt worden waren, denn diese entfernten die bisher gewöhnlichen Feldköche, sperrten die Wege von den Hütten der Neger nach ihren eigenen Feldern, und hatten hie und da den Müttern die nöthige Zeit, ihre Kinder zu säugen, verweigert; alles dieß war leicht beseitigt worden. An Einem Orte fand eine Arbeitsverweigerung statt, die nicht ohne strenge Strafen

und Herbeiziehung von Militär überwältigt wurde; an einem andern Orte ward ein Versuch gemacht, Lehrlinge der Strafe zu entziehen, und in der Verwirrung wurde ein Hintergebäude in Brand gesteckt, aber es fand sich, daß nur zwei Leute dabei betheiligt waren, und die Ordnung ward hergestellt, ohne daß man zu weiterer Strenge hätte schreiten müssen. Der übrige Theil der Insel scheint ganz ruhig gewesen zu seyn, und der mit so viel Furcht erwartete Tag ging ohne bedeutende Störung vorüber.

Wie die schlimmen Erwartungen hinsichtlich der ersten Tage der erlangten Freiheit nicht in Erfüllung gingen, so auch die folgenden nicht: man hatte behauptet, der Neger werde ohne die Peitsche nicht in Zucht und Ordnung zu halten seyn, die That widerlegte diese Behauptung, und bald auch die zweite, daß er ohne Zwang nicht arbeiten werde. Von allen Seiten liefen Berichte an Lord Sligo ein, die Neger wollten nicht um Lohn arbeiten. Drei Committees wurden niedergesetzt, um die Sache zu untersuchen und Vorschläge zu machen; diese vernahmen 52 Personen, welche Zuckerplantagen verwalteten. Von diesen 52 erklärten 27 das Lehrlingssystem für schlecht, und befürchteten einen Ausfall im Ertrag; 9 davon schätzten ihn auf die Hälfte, 12 auf ein Drittheil, der 28ste meinte jedoch, die Sache gehe ziemlich gut, und der Ausfall werde nicht über ein Viertheil ertragen; nur die letztern vier äußerten sich günstig über das Lehrlingssystem, und befürchteten keinen großen Ausfall. Die erste Committee berichtete am 13 Nov.: „der Zustand der Zuckerplantagen sey hoffnungslos, und das Rohr müsse auf dem Felde verfaulen.“ Alle diese Befürchtungen erwiesen sich als eitel, die Annäherung der Ernte zeigte den Pflanzern, daß sie sich in das Unvermeidliche fügen, und die freiwilligen Dienste der Neger gut bezahlen müßten. So konnte Lord Sligo am Ende Februars, wo die Zuckerernte vorüber war, berichten, „daß auf allen Plantagen, wo zwei bis drei Wochen lang harte Arbeit nothwendig gewesen, und der Lohn am Samstag Abend regelmäßig bezahlt worden war, jede Arbeit habe ausgeführt werden können. Die Ernte hatte gegen eine Durchschnittsernte um 12, und gegen die vorjährige nur um 8 Proc. zurückgeschlagen.

Als die Ernte vorüber war, wurden die Pflanzer und namentlich die Güterverwalter wieder härter; es war, als wollten sie sich an den armen Negern rächen, daß sie ihnen hatten gute Worte und Geld geben müssen. Alle Mittel, Plackereien gegen die Neger zu üben, die unglücklicher Weise noch in ihren Händen waren, wurden hervorgesucht, und Erleichterungen derselben, die herkömmlich geworden waren, wurden verweigert oder Extraarbeit mußte dafür geleistet werden; alte und schwache Personen, Mütter vieler Kinder wurden zu Arbeiten verwendet, die das Herkommen der Sklaverei erlassen hatte. Frauen in der letzten Zeit der Schwangerschaft, oder kurze Zeit nach der Entbindung mußten auf dem Felde arbeiten. Das Achtstunden-System *), dessen Zweck augenscheinlich war, den Negern am Freitag ihren halben Feiertag zu nehmen, wurde sehr allgemein angenommen, und sichtlich verbreitete sich Mißvergnügen über die ganze Insel. Die Pflanzer aber thaten sich selbst moralisch und politisch den größten Schaden, indem sie sich die Gemüther der Neger entfremdeten. Indeß die Zahl dieser Widerstrebenden wurde doch mit jedem Tage kleiner, da sie zu klar einsehen, daß sie den Gang der Sache im Ganzen nicht aufhalten konnten. Immer zahlreicher wurden die Berichte von Seite des Gouverneurs und der einzelnen Magistrate, daß sich unzweifelhafte Anzeichen eines allgemeinen Fortschritts unter den Negern ergeben, daß die neue Stellung und die neuen Verbindlichkeiten besser begriffen, daß Vergehen minder zahlreich, Beispiele gegenseitigen Zutrauens häufiger würden, daß mehr Ehen geschlossen, mehr Lohn bezahlt, mehr Arbeit gethan werde, daß der Anbau des Bodens seinen frühern Umfang wieder gewinne, ja sogar an einigen Orten sich ausdehne, daß die Bearbeitung der Zuckerfelder eine Lieblingsbeschäftigung werde, weil sie die einträglichste sey, daß hie und da der Pflug an die Stelle der Erdhaue trete, da man findet, „daß sogar Neger denselben zu leiten verständen, was man bisher gar nicht hatte glauben wollen.“ Am Ende Decembers 1835 meldete endlich Lord Sligo, „eine außerordentliche Veränderung in den Gesinnungen zwischen Herren und Lehrlingen mache sich auf der ganzen Insel kund, die Pflanzer schienen die gefährlichen Folgen ihrer Härte einzusehen, und mit Ausnahme einiger Hartnäckigen komme eine ganz andere Behandlungsart an die Tagesordnung, welche die glücklichsten Resultate verspreche.“

(Schluß folgt.)

*) Dieser Anordnung zufolge mußten die Neger in den ersten fünf Tagen der Woche acht Stunden statt neun Stunden in den ersten vier Tagen und 4½ Stunden am fünften arbeiten. Das Gesetz ließ beides zu.

Von dem Einflusse der Musik auf Schlangen und von den Schlangenfängern Ostindiens.

Dr. Spry erzählt in seinen Modern India Folgendes: „Während ich in dem Militärspitale von Dum Dum (eine 5 Meilen von Calcutta gelegene Militärstation) war, hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie die Personen, welche sich mit dem gefährlichen Geschäfte, Schlangen zu fangen, abgeben, dabei zu Werke gehen. Ich muß gestehen, daß ich den Wundern, die man uns von ihrer Geschicklichkeit erzählte, sehr mißtraute; auch traf ich eine Menge Vorkehrungen, um mich vor Betrügereien zu sichern. Ich führte einen Schlangenfänger in die Nähe eines großen vertrockneten Sumpfes (more), der mit Dornen und Unkraut bedeckt war. Er fing nun an eine Art von Gesang, oder vielmehr eintönigem Gesumm, anzustimmen, indem er langsam vorwärts schritt und ich ihm folgte, um keine seiner Bewegungen aus den Augen zu verlieren. Wir hatten kaum einige Schritte in dem Unkraute gemacht, als der Schlangenbeschwörer mit der Hand in einen Dornenbusch griff, aber er zog sie bald zurück und fuhr mit seinem Gesange fort. Bald darauf fuhr er von neuem zwischen die Blätter, zog eine sehr große Schlange daraus hervor, die er weit von sich warf, so daß sie mich fast am Gesichte streifte. Der Schlangenfänger bat mich, sie in Freiheit zu lassen, damit ich Zeuge seyn möchte von dem Einflusse, den seine Musik auf das Thier habe. Und in der That schien das Thier, als er sein Gesumme von neuem anfing, ganz wie bezaubert, und fing an den Kopf zu wiegen auf eine Weise, welche deutlich zu

erkennen gab, daß sie die Töne vernehme. Wir untersuchten nun unsern Zang; es war eine Klapperschlange (?), und ihre Gifthaken waren in vollkommenem Zustande. — Diese Versuche sind jedoch nicht ohne Gefahr; kurze Zeit vorher waren zwei Schlangenfänger, welche ihre Zöglinge üben wollten, beide tüchtig gebissen worden. Der eine starb am Abend desselben Tages, der andere einige Stunden später."

Chronik der Reisen.

Reise in Arabien. Von L. Wellsted.

(Fortsetzung.)

Am 25 November trat unser Reisender seinen Zug, um das Innere des Landes kennen zu lernen, an. Er schiffte sich deßhalb nach Sur ein, und drang dann zu dem Beduinenstamme der Beni Abi Hasan vor. Sur ist der Hafen für den District Dschalian. Die Stadt ist sehr alt und soll von den Syriern erbaut worden seyn. Sollte diese Meinung durch die Aehnlichkeit des arabischen Namens der Stadt Tyrus (Esur mit Bab) entstanden seyn, so glauben wir, daß der Name Sur (Stadtmauer, feste Wohnungen) zum Unterschiede der unsäten Beduinen-Wohnungen gewählt wurde. In Sur wurde Wellsted auf die Empfehlung des Sultans von Mascat mit aller Aufmerksamkeit aufgenommen, obwohl die Herrschaft des Sultans nur nominal ist. Nicht weniger gastfreundlich wurde er von dem in den Ebenen weiter landeinwärts herumirrenden Beduinenstamme Beni Abi Hasan empfangen, der ungefähr 1200 Mann stark, ohne Weib und Kinder.

Ungeachtet aller Gegenvorstellungen seines Gastfreundes, welcher ihm den Stamm der Beni Abi Ali als Feinde des Sultans (von Mascat) und der Engländer und daher als „vollkommene Teufel" darstellte, hatte unser Reisender dennoch den Muth, diesen Stamm zu besuchen.

Die Beni Abi Ali stammen aus den arabischen Oberlanden (Nedschd), woselbst noch einige sich befinden sollen. Sie gehörten früher zur Secte der Charedschiten, „Rebellen." So hießen die zwölftausend Mann, welche sich gegen Ali im Verlaufe seines Kampfes gegen Moawijah empörten (57 J. der Hedschra). Sie mußten dafür über die Klinge springen. Doch neun entkamen und streuten den Samen der Irrlehre weiter aus. Im Jahre 1811 gingen sie, durch den Einfall des Abd-el-Asis motivirt, zur Lehre der Wahabiten über, wodurch sie sich die Feindschaft der übrigen Stämme zuzogen. Sie hatten deßwegen harten Stand, als ihr bewaffneter Bekehrer (Abd-el-Asis) bei Bediah aufs Haupt geschlagen war. Doch konnten ihnen bald ihre Feinde nichts anhaben, ja sie wurden ihnen sogar furchtbar. Deßwegen bat der Sultan von Mascat den Capitän Thompson, der sich mit 800 Mann Sipahis auf der Insel Rischm befand, um Hülfe. Da sie zugleich der Seeräuberei beschuldigt wurden, sandte Capitän Thompson einen Officier, um Erklärung ihrer Handlungsweise zu fordern, dieser aber wurde grausam von ihnen ermordet. Auf diese Nachricht landete Capitän Thompson in Sur, verband sich mit den Truppen des Sultans und zog gegen Beni Abi Ali, welches etwa 50 englische Meilen landeinwärts liegt. Die Beduinen zogen sich anfangs zurück, bis sie ihre Gegner in einem ungünstigen Terrain sahen, hier stürzten sie plötzlich auf sie hervor und hieben zwei Drittel der brittischen Soldaten nieder. Diese Schmach zu rächen, wurde von der Regierung zu Bombay Sir Lionel Smith mit 5000 Sipahis geschickt. Die Beduinen verloren den durch guten Erfolg erhöhten Muth beim Anblick der Ueberzahl nicht. Sie verabredeten mit den Beni Dschanabah einen nächtlichen Ueberfall, um den in einer Entfernung vom Heere gelagerten Generalstab abzuschneiden. Verrath oder Mißverständniß beraubte den Plan seines vollen Erfolges.

Als sich die brittische Armee ihrer Veste näherte, stürzten sich die Beduinen mit allem Enthusiasmus, den Unabhängigkeitsliebe und Söldlingsverachtung einflößen muß, über den Feind her, obwohl ihre Zahl, die durch ihre Weiber vergrößert war, welche in den Reihen der Männer kämpften, nicht über achthundert betrug. Dießmal wurden sie von den Bajonnetten der Ueberzahl begrüßt, an denen ihre Tapferkeit scheiterte; doch nur Tod oder schwere Verwundung konnte ihren Muth kühlen, ihren Arm lähmen. Nebst einigen andern Verwundeten wurde ihr Scheikh als Kriegsgefangener nach Bombay abgeführt. Nach zweijähriger Gefangenschaft wurde er mit Geschenken und Geld, die Stadt wieder aufzubauen, in seine Heimath zurückgeschickt.

Nach diesen Vorgängen war es nun freilich kritisch für einen Engländer, sich zu den Uebergebliebenen zu begeben, die den Verlust so vieler Angehörigen durch seine Landsleute zu bedauern hatten.

Doch wie ganz gegen seine Erwartung wurde er aufgenommen. „Kaum hatte ich mich als Engländer zu erkennen gegeben, als Alles in Bewegung war und Freudengeschrei erhob. Die wenigen alten Kanonen wurden von den verschiedenen Festungsthürmen abgefeuert, und ihre Musketen feuerten bis Sonnenuntergang. Alt und Jung, Mann und Weib drängten sich ihr Bestes zu thun, um mich zu bewirthen und zu unterhalten. Sie schlugen mir mein Gezelt auf, schlachteten Schafe und brachten Milch in Gallonen — — — Sie hatten Alles vergessen, gerührt von meinem Zutrauen, mit dem ich mich in ihre Mitte begeben hatte." Abends kam der Sohn des Scheikhs (denn sein Vater war abwesend) mit etwa vierzig Mann zum Gezelt unseres Reisenden als Ehrenwache. Weil das Gezelt zu klein war, alle aufzunehmen, nahm unser Reisender seinen Teppich, um unter seinen Gastfreunden außerhalb des Gezeltes die heitere Nacht zuzubringen.

Am folgenden Morgen führte ihn der Sohn des Scheikhs zu seiner Mutter und Tante. Sie gingen durch einen schmutzigen Hof, in dem sich das Vieh befand, welches sich bis in die Wohnung des Stammhauptes gedrängt hatte. Aber wie überhaupt ein alltäglicher Besuch immer neuern und seltenern weichen muß, so wurde auch hier bei der Ankunft unseres Reisenden das Vieh aus der Wohnung getrieben. Die Frauen waren vom Scheitel bis zur Sohle verschleiert, auch kein Finger war zu sehen, doch konnte der Besuchende seine Augen am Anblick einiger sehr hübschen Abyssinierinnen weiden. Das Gespräch mit diesen Schönen zeigte, daß die frühern Feindseligkeiten gerade der Grund der Achtung des Stammes gegen die Engländer war, denn es war ganz nach dem Geschmacke der Beduinen, man hatte sich tüchtig geschlagen, dann aber Großmuth gezeigt.

Die Frauen zogen sich zurück, und es wurde Kameelfleisch, ein ganzes gebratenes Schaf und Reis aufgetragen. Nach diesem Mahle kehrte Wellsted mit seinem Begleiter in ihre Gezelte zurück, wo sich unterdessen fast der ganze Stamm, gegen 250 Mann, zur Aufführung eines Waffentanzes versammelt hatte. Sie bildeten einen Kreis, fünf oder sechs traten in die Mitte und jeder forderte durch einen leichten Schlag mit dem flachen Schwert einen aus dem Kreise zum Kampfe heraus, bei dem sie viel Leichtigkeit der Bewegung entwickelten.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 155.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Junius 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Eine Wasserreise nach der Villa d'Alcacer do Sal.

Das Anerbieten und die Einladung meiner gastlichen Hauswirthe, eine Tour mit ihnen nach dem sechs Legoas von Setubal gelegenen Alcacer zu machen, wo sie Geschäfte hatten, veranlaßte mich, meinen Aufenthalt in Setubal zu verlängern, besonders da ich jene Gegenden — wovon sowohl die alte als die neuere Geschichte so viel zu erzählen weiß, indem daselbst die alten Könige zuweilen hausten und zu Don Miguels Zeiten die furchtbarsten Mordthaten begangen wurden — noch gar nicht kannte. Am 16 Februar schifften wir uns des Morgens nach 9 Uhr, in einem dazu besonders gemietheten Boote mit vier Rudern bemannt ein, und gleiteten, die Fluth benutzend, sanft den Rio Sado hinauf, uns nicht fern von dem rechten Ufer haltend, an welchem sich die Sandhügelkette mit ihren vereinzelten Pinien gegen 1½ Legea hinanzieht. Zur Rechten dehnte sich die weite Wasserfläche aus, die tief bald hier, bald dort in das niedere Moorland eindringt, und stehende Moräste und Sümpfe bildet, die in jenen Gegenden einen so nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit haben. Es war einer der heitersten Frühlingsmorgen, das Wasser glatt wie eine Eisfläche. Wir waren an der Spitze der Hügelreihe angelangt, die sich nun in eine unübersehbare Fläche und Niederung ins Land hinein erstreckte bis zu den Ufern des Tajo, der wahrscheinlich hier seinen letzten Verbindungsarm mit dem Sado hatte. Beide Flüsse strecken sich auch noch hier ihre Arme entgegen, jedoch können sie sich nicht mehr erreichen: Sandflächen sind dazwischen getreten, die zu durchgraben ein Leichtes, und in jedem andern Lande, wegen der unaussprechlichen Vortheile, die sie dem Handel und der Schifffahrt gewähren würden, gewiß schon längst ausgeführt worden wären; allein in Portugal, wo so zu sagen von jeher ein Fluch auf allen öffentlichen und Staatsunternehmungen zu liegen scheint, war dieses bisher unmöglich, ungeachtet von vielen thätigen und einsichtsvollen Ministern diese Idee einer Verbindung des Tajo mit dem Sado schon längst aufgefaßt, und wohl schon zehnmal alle Ausmessungen und Nivellirungen deßhalb vorgenommen, und die exactesten Zeichnungen, Plane und Aufrisse davon entworfen worden waren. Auch die Cortes von 1820 beschäftigten sich sehr ernstlich damit, allein die Kostenanschläge, die man davon entwarf, und die sich nach dem letzten Ueberschlag auf acht Millionen Cruzados belaufen sollten, schreckten davon ab, obwohl ein Sachverständiger an den Fingern absehen kann, wie außerordentlich übertrieben dieser Anschlag ist, und daß ein Canal von drei Stunden Länge durch ein ganz ebenes, niederes Terrain von Sandschichten und Thonlagen, woraus dasselbe zusammengesetzt ist, unmöglich 8 Mill. Cruzados (5,333,000 Thaler) kosten kann, besonders da man hier nicht einmal Schleußen anzubringen brauchte, weil beide Flüsse in einem und demselben Niveau liegen, und Ebbe und Fluth sich darin immer gleichstellen würden. Durch diese Verbindung würde die gefährlichere Schifffahrt von Setubal nach Lissabon, und umgekehrt, die bei etwas widrigen Winden, ohne Gefahr mehrere Tage unterwegs zu seyn, nicht unternommen werden kann, ganz unterbleiben, bei jedem Wind und Wetter würde ein lebhafter Commerz zwischen beiden Hafenstätten stattfinden können. Jede Anstalt, die man aber hier auf öffentliche Kosten unternimmt, soll auch immer aufs prachtvollste und gleich im größten Maaßstabe, folglich auch aufs kostspieligste, ausgeführt werden, daher man denn auch so viel Großartiges hier angefangen und nur Weniges vollendet sieht, denn am Ende fehlen die Mittel, man muß die Arbeiten einstellen, und das Ausgeführte wieder zerfallen lassen, oder man erschrickt vor den veranschlagten Ausgaben und unternimmt gar nichts, wie es denn auch mit diesem projectirten Canalplan der Fall, der bloß von theoretischen, aber keinen praktischen Ingenieuren entworfen worden war. Die Ebene, die sich an der Hügelspitze ins Land hineinzieht, verengt sich am Einflusse des kleinen Wasserarms, dessen Name mir entfallen, und der hier in den Sado fällt, so daß sich an dem linken Ufer desselben abermals die Hügel erheben, welche sich längs dem Sado bis nach Alcacer hinziehen und ein fruchtbares, zum Theil angebautes Erdreich haben, das ganz mit Olivenbäumen überzogen zu seyn scheint. An der Spitze dieser Hügelkette liegt der kleine Ort Pinheiro, mit einem recht freundlichen Ansehen aus der Ferne, dem wahrscheinlich die Nähe nicht entspricht, wie man stets in Portugal die Erfah-

rung in allen und jeden Städten macht. Bei Pinheiro war sonst ein königliches Jagdgehege, Hirsche und wilde Schweine gab es hier in Menge, da Niemand eine Flinte anregen durfte; besonders aber waren in den nahen Sümpfen mit ihren buschigen Verstecken die Entenjagden so ergiebig, daß selbst Don Miguel, wenn er in dem nahen Zamora manche Woche verweilte, Tage lang in diesen Verstecken saß und 3 bis 400 Patronen verschoß, und des Entenmordes gar nicht satt wurde. Seit Don Pedro's Zurückkunft wurden alle Jagdgehege, die nicht in Thiergarten eingeschlossen sind, aufgehoben, und dem Volke freigegeben, was sich denn dieses auch sogleich zu Nutze machte, und in Jahresfrist existirte auch nicht ein Hirsch, nicht eine Sau mehr in der Gegend. Die Ausrottung derselben mußte um so schneller vor sich gehen, da in Portugal keine Jagdgesetze gehalten werden. Von uralten Zeiten her existiren zwar solche Gesetze, daß man kein Wild während der Wurf- und Heckezeit erlegen, selbst keine Fische in Flüssen zur Laichzeit fangen soll; Uebertreter dieser Gesetze wurden mit der Exportation nach Afrika bedroht, allein solche Gesetze, die noch vor Pombals Zeiten gegeben wurden, sind längst verjährt, Niemand erinnert sich ihrer mehr. Man schießt daher zu jeder Zeit, und ohne Rücksicht auf Geschlecht, ob es männlich oder weiblich, ob es trächtig ist oder auf Eiern brütet, Alles nieder, was nur das Gewehr erreichen kann, weßhalb denn auch in ganz Portugal das Jägerhandwerk nichts einbringt, und auf den Märkten der Hauptstädte außer Kaninchen, Rebhühnern und Enten keine Art von Wildpret zu finden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sklavenemancipation.

(Schluß.)

Diese Darstellung über die Folgen des Lehrlingssystems sind aus einem Artikel des Edinburgh Review vom Januar d. J. gezogen. Dieser Artikel ist zu einer Zeit geschrieben, wo man noch nicht an die neuern Verhältnisse zu den Vereinigten Staaten dachte, und darum ist die Schilderung unbefangener ausgefallen. Der Verfasser verhehlte sich freilich nicht, daß manche partielle Bedrückung vorgegangen seyn mochte, und bemerkt deßhalb: „Wo ein brutaler Aufseher mit einer schwachen Magistratsperson zusammen traf, da läßt sich freilich unmöglich sagen, bis auf welchen Grad die Unwissenheit der Neger benutzt wurde: Gewaltthaten wurden hie und da verübt, die Befugniß, einen Neger 24 Stunden einzusperren, mißbraucht, Spitäler unter dem Vorwand von Gesunddeitsmaaßregeln in Gefängnisse umgewandelt; bei dem Mangel an Uhren mochten die Neger über die gesetzliche Zeit bei der Arbeit zurückgehalten, die Magistrate bei dem Versuch, diese Vergehen zu bestrafen, behindert worden, Anklagen gegen Personen, die ihre Macht gegen die Sklaven mißbrauchten und entdeckt wurden, mögen häufig verworfen worden seyn. Aber wenn man zugeben muß, daß große Ungerechtigkeit in weiterm Umfang auf diese Art verübt wurde, so kann man eben so sicher behaupten, daß große Grausamkeit nicht verübt werden konnte. Grausamkeit in einzelnen Fällen mag vorgekommen seyn, mehr als man sich träumen läßt, aber systematisch geübte Grausamkeit in weiterem Umfang konnte unmöglich verborgen und ungestraft bleiben, und es ist bekannt, daß in allen Districten kaum ein Monat verging, wo nicht irgend ein Aufseher auf die Klage eines Negers hin gestraft wurde." Dieß mag wohl die richtigste Ansicht seyn, und rechtfertigt, was wir oben sagten, daß der durch das Lehrlingssystem hervorgerufene Zustand nur im Vergleich mit dem vorhergegangenen gut genannt werden konnte.

Wenn demnach auch für die Feldneger der Erlaß der weitern Lehrlingszeit gefordert wird, so kann man diese Forderung nicht gerade tadeln; von Gefahr bei dem Uebergang zur Freiheit kann jetzt nicht mehr die Rede seyn, ja die Gefahr könnte eher bei einem längern Zögern wachsen, und wenn die Pflanzer über Ungerechtigkeit klagen, so kann man ihnen mit vollem Rechte erwiedern, daß sie die Entschädigungssumme eingesteckt, die Bedingungen der Zahlung aber nur widerstrebend und in sehr ungenügendem Maaße erfüllt hätten. Der Schaden der Pflanzer möchte überhaupt mehr eingebildet als wirklich seyn, denn wie in Antigua seit der Freilassung die Productionskosten um ein Sechstheil bis ein Fünftheil sich ermäßigten, so geschah es auch auf den Vermuden, wo gleichfalls die Sklaven alsbald freigelassen wurden, und auf manchen einzelnen Pflanzungen der verschiedenen Inseln, so daß nach dem Zeugniß der oben erwähnten Herren Sturge und Harvey mehr als ein Plantagenaufseher erklärte, völlige Emancipation möchte wohl für beide Theile das Beste seyn, da, wie einzelne Erfahrungen ausweisen, ein Metayersystem den Interessen des Gutsherrn und des Negers am entsprechendsten seyn würde; übrigens ist die Furcht, daß nach der gänzlichen Emancipation die Felder aus Mangel an Arbeitern nicht würden bestellt werden können, so gut als verschwunden, wenn es gleich auf der andern Seite richtig ist, daß viele Neger die Feldarbeit aufgeben, und sich in der Hoffnung leichterer und einträglicherer Arbeit in die Städte ziehen werden.

Was indessen auch noch für Unbequemlichkeiten und einzelne Nachtheile aus dem gegenwärtigen Zwischenzustande hervorgehen mögen, ob die Feldneger gleichfalls wie die Hausneger am ersten August dieses Jahres die vollkommene Freiheit erhalten oder noch ein oder zwei Jahre als Knechte, aber ohne Lohn, arbeiten müssen; alles dieß sind jetzt ziemlich gleichgültige Dinge geworden, denn im Ganzen ist die Emancipation als gelungen anzusehen, und der Beweis ist hergestellt, daß sich die farbige Bevölkerung mit ihren mannichfachen Abstufungen auf dem amerikanischen Boden im bürgerlichen Leben entfalten und ausbilden wird. Zwar herrscht auch hier, wie natürlich, ein bedeutendes Vorurtheil gegen die Farbe, namentlich in Barbados, das in einer Zeitschrift deßhalb mit boshaftem Seitenblick Little America genannt wird, obwohl gerade hier die farbige Bevölkerung durch Reichthum und Zahl bedeutend ist, auch einige der angesehensten Kaufleute der Insel in sich schließt. Aber Englands Herrschergewalt ist stark und verständig genug, um den Haß der Farbe in die gehörigen Schranken zurückzuweisen; schon sind manche Farbige zu Magistraten ernannt worden, und England wird sich seine Stellung

eben dadurch ſichern, daß es als Vermittler zwiſchen der weißen und farbigen Claſſe auftritt, die, ſich ſelbſt überlaſſen, nur in einen erbitterten Kampf gerathen könnten, der nicht zum Vortheil der Weißen ausſchlagen würde.

Die nun als vollzogen zu betrachtende Emancipation kann nicht ohne bedeutenden Einfluß auf das Schickſal Amerika's bleiben, zunächſt aber wird ſich dieſer Einfluß auf die nichtengliſchen weſtindiſchen Inſeln und Nordamerika beſchränken. Holland und Dänemark haben gleich nach Eingehung der Verträge zu Abſchaffung des Sklavenhandels Maaßregeln ergriffen, um die Neger einem beſſern Zuſtande entgegen zu führen, und man hört zum Mindeſten nichts, daß ihre Beſitzungen im Innern gefährdet wären; aber in Cuba werden fortdauernd neue Sklaven eingeführt, und hier gewährt nur theils die mildere Behandlung, theils der wohlthätige Einfluß der gemeinſamen Religion einigen Schutz, auch iſt noch zu viel Land unangebaut, und die Lage von Cuba gegenwärtig zu eigenthümlich, und dem Fortſchritt behülflich, ſo daß hier die Sache noch geraume Zeit den alten Gang gehen mag. In den franzöſiſchen Inſeln aber iſt bereits dieſelbe Lage der Dinge eingetreten, wie auf den engliſchen vor der Emancipation: die Sklaven ſind im Werthe gefallen, der Handel der Colonie leidet, und eine ſtarke Truppenzahl iſt nöthig, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Regierung ſucht das Loos der Sklaven zu verbeſſern, viele Freilaſſungen fanden auch ſtatt, aber von Martinique entfliehen die Sklaven auf ſchlecht gebauten Flößen nach den benachbarten engliſchen Colonien Dominica und Sta. Lucia, auf welcher letztern bereits 600 derſelben angeſiedelt ſind. Die zahlreiche farbige Claſſe, worunter ſich viele Gutsbeſitzer befinden, ſind für alsbaldige Emancipation, aber die franzöſiſche Deputirtenkammer iſt zu ſehr mit ihren kleinlichen Intriguen beſchäftigt, zu machtlos und zu unwiſſend, um ſich ernſtlich mit dem Zuſtand der Colonien zu beſchäftigen, die übrigens auch wegen ihrer geringen Zahl zu wenig die allgemeine Aufmerkſamkeit der Nation in Anſpruch nahmen, welche durch die Ereigniſſe der Revolution und des Kaiſerreichs aller Colonialpolitik entfremdet wurde.

Den bedeutendſten Einfluß muß die Emancipation immer auf Nordamerika äußern, deſſen Sklaven und deſſen farbige Bevölkerung ſehnſüchtige Blicke auf die engliſchen Beſitzungen richten, wo es keine Sklaven mehr gibt, und der freie Farbige als Menſch, nicht als Auswürfling behandelt wird, und eine achtungswerthe Stellung in der Geſellſchaft einnimmt. Mögen daher die weſtindiſchen Pflanzer den Jahrestag der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten feiern, wo der Herr noch unumſchränkt über ſeine Sklaven gebietet, und das Geſetz ſie von allem Unterricht ausſchließt, ſie werden ſo wenig die Emancipation ungeſchehen machen, als die Pflanzer der Vereinigten Staaten ſie verhindern können; denn das Klima und die Natur des Bodens iſt mit den Farbigen gegen die Weißen im Bunde, welche den Boden nicht bearbeiten können, ohne in kurzer Zeit hinzuwelken und zu ſterben. Die einzige Frage iſt nur, wie wird die Veränderung vor ſich gehen. In dieſe Frage iſt das Schickſal Nordamerika's oder vielmehr der Union eingeſchloſſen.

Anlegung eines Canals durch den Iſthmus von Panama.

Nachrichten aus Quito vom 29 Octeber v. J. ſcheinen den frühern Mittheilungen über die Anlegung eines Canals durch den Iſthmus von Panama eine gewiſſe Conſiſtenz zu geben. Eine franzöſiſche Compagnie wird ſich mit der Ausführung dieſes großen Unternehmens befaſſen, ſobald die Sache beſchloſſen iſt, und die nöthigen Fonds durch die reichſten Einwohner, Pflanzer und Kaufleute von Martinique (?) unterzeichnet ſind. Das officielle Journal der Regierung von Quito, die Gaceta del Ecuador, enthält hierüber ein Schreiben des Hrn. Victor Bécaſſe an den Präſidenten der Geſellſchaft der „Freunde des Landes" zu Panama. Hr. Bécaſſe und einige andere Gelehrte ſcheinen ſich nach Panama begeben zu haben, um die Oertlichkeit zu unterſuchen, und ſich der Mittel zur Ausführung des Vorhabens zu verſichern. Dieſe Ingenieure ſind in verſchiedenen Richtungen von Panama abgereiſt, und das Reſultat ihrer Nachforſchungen ſcheint ſehr günſtig ausgefallen zu ſeyn. Alle Schwierigkeiten des Unternehmens wurden reiflich abgewogen, und trotz der zahlreichen Hinderniſſe, die ſich auf mehrern Punkten darbieten werden, ſetzen ſie doch das vollkommenſte Zutrauen auf das Gelingen des großen Plans. Das Inſtitut, an welches dieſe Zuſchrift gerichtet war, hat der Compagnie ihren Schutz und Beiſtand in Allem, was dieſe unermeßliche und wichtige Arbeit befördern kann, verſprochen.

Chronik der Reiſen.

Reiſe in Arabien. Von L. Wellſtead.

(Fortſetzung.)

Wellſtead wünſchte nun einige Tage unter den Beni Dſchânabah, deren Scheikh ſein Freund geworden war, zu verleben. Am 6 December trat er nebſt fünfzig Begleitern auf Kamelen den Marſch durch die Wüſte an. Der Tag war heiter und friſch. Die unbegränzte eintönige Ebene ohne Waſſer, kaum noch irgend etwas Lebendem, bildete mit den ungeſchlachten Bewegungen der Beduinen, mit ihrem leichten Wuchs, entſchloſſenem Auge, compactem Körper und ſchwarzen Haaren, die frei bis auf den Gürtel hinabfließen, ein großartiges Ganzes. Nach einem Ritte von ſechs Stunden kamen ſie zu Hügeln mit Gummibäumen (Acacia vera) bewachſen. Es wird hier nur wenig Gummi geſammelt, da der Verkauf deſſelben die Mühe nicht bezahlt. Sie hielten in dieſer Gegend und lagerten ſich unter einem Baum um ein großes Feuer, einige Beduinen, die zu ihnen ſtießen, wurden um Lebensmittel geſandt; ſie brachten Reis und Datteln, welche ein kräftiges Abendeſſen gewährten. Erzählungen eigener und der Väter Großthaten füllten nebſt Heldengeſang den Abend aus. „Die einzige Begleitung des Geſanges iſt ein rohes Saiteninſtrument mit zwei Saiten. Obwohl nichts entfernter von unſern Begriffen von Melodie iſt, als ihre Arien, ſo paſſen doch ihre Gefühle und der Ausdruck bewunderungswürdig zu den Scenen, die ſie beſchreiben, und ſie ſind das vollkommenſte Gepräge ihrer Seele." Es iſt zu bedauern, daß wir faſt keine beduiniſchen Arien beſitzen, ja daß ſelbſt der eigentliche Beduinen-Roman (wie Antar) dem größern Theil des Publicums unbekannt iſt.

Die Beni Dſchânabah (Söhne der Fremde), ungefähr 5500 Mann ſtark, ſind die ſüdlichen Nachbarn der Beni Adi Ali. Sie dehnen ſich zerſtreut bis gegen das Vorgebirge Iſolette hin aus. Ihr Scheikh,

der über wichtigere Fälle entscheidet und dem Sultan von Maskat über das Verhalten des Stammes verantwortlich ist, hält sich in Sur auf. Sie theilen sich in zwei Haufen, wovon der eine vom Fischfange lebt, die andern sind Hirten, die sich zur Zeit des Monsun mit ihren Heerden in die Thäler zurückziehen und in Hütten leben als regelmäßige Troglodyten. Es ist merkwürdig, daß die arabische Küste bis gegen Makran in Indien von einem sich in mancher Hinsicht ähnlichen Menschenschlage bewohnt wird, welche von den eigentlichen Beduinen in manchen Gegenden so verachtet werden, daß sie sich auf keine Weise mit denselben vermischen wollen. Die See ist zwar sehr fischreich, doch sind die Fischer außerordentlich schlecht ausgerüstet. Sie haben nicht einmal Boote genug. Sie behelfen sich daher meistens mit einer oder zwei aufgeblasenen Häuten mit einem Brette quer darüber. Es läßt sich leicht denken, daß Unglücksfälle sehr häufig sind, und nicht selten ein großer Fisch Jagd auf den Fischer macht.

Am 9 December kehrte Wellsted zu den Beni Abi Ali zurück, die er am folgenden Tage verließ. Er mußte seinen Gastfreunden, die ihn, bis er das Dorf Beni Abi Hasan erblickte, begleitet hatten, versprechen, das nächste Jahr wieder zu kommen und länger in ihrer Mitte zu verweilen, dann wollten sie ihm ein Haus, wie sie in Indien sind, erbauen.

Dem Wadi Betha entlang, dessen Ufer mit Gesträuchen bewachsen sind, zog unser Reisender durch ganz Dschaulan hinauf und erreichte (nach 42 englischen Meilen) Bediah. Unter diesem Namen versteht man sieben Dörfer von 2 bis 500 Häusern, in sieben Oasen gelegen. Der Platz, auf dem sie stehen, ist 6 bis 8 Fuß aufgegraben und die Erde am Rande in Hügel zusammengetragen. „Da dieß die erste Oase war, die ich in meinem Leben sah, so war meine Aufmerksamkeit mächtig gespannt. Diese, wie alle Felder in Oman, verdanken ihre Fruchtbarkeit der Bewässerung, welche hier mehr chinesisch als arabisch ist. Da der größere Theil des Landes weder Quellen noch Flüsse auf der Oberfläche hat, so suchen sie unter derselben auf Anhöhen Quellen und Brunnen. Wie sie diese auffinden können, weiß ich nicht. Es scheint sich eine eigene Menschenclasse damit zu beschäftigen, welche zu diesem Zweck im Lande herumziehen. Ich sah einen Brunnen 40 Fuß tief, was für ihre Kunst spricht. Von der Quelle wird ein Canal mit mäßigem Abfall in jener Richtung, wohin man das Wasser zu führen gedenkt, gegraben, etwa 4 Fuß breit und 2 Fuß tief. Es gibt wenige bedeutendere Städte, welche nicht vier oder fünf solche Wasserleitungen (falaich) besäßen. Auf diese Art bewässertes Land erzeugt fast alle Früchte Arabiens, Persiens und Indiens ohne andere Cultur in der größten Ueppigkeit. Mandel- und Feigenbäume sind von so enormer Größe, und die Orangenbäume sind so dicht mit Früchten übersäet, daß man, wie ich glaube, kaum den zehnten Theil davon sammeln kann. Wie dicht der Schatten unter dem Laubwerke sey, mag die Kühle zeigen. Ein Thermometer dahin gebracht, fiel um 10 Grad."

Eine Eigenthümlichkeit jeder Wüste, die auch von Wellsted beständig erwähnt wird, ist der große Thau, der den Boden wie ein mäßiger Regen benetzt. Der Grund scheint uns dieß zu seyn: unter dem Sande liegt an vielen Orten Wasser, wie oben angedeutet wurde, welches zum Theil durch den in der Sonnenhitze glühenden Sand verdünstet wird. Nach Untergang der Sonne aber nimmt der Sand als guter Wärmeleiter wegen dem darunter befindlichen Wasser eine sehr niedere Temperatur an, und verdichtet so die häufigen Dünste. Die Nächte sind daher selbst nach dem heißesten Tage kühl — verhältnißmäßig kalt. Bei dieser durch den Sand künstlich erzeugten Temperaturerhöhung und daraus hervorgehenden Dunstentwicklung erklärt sich die enorme Fruchtbarkeit der Oasen sehr leicht. Denn diese, obwohl immer noch in einer bedeutend hohen Temperatur, sind, weil sie die Sonnenstrahlen nicht so reflectiren wie der Sand, viel kühler als die umgebende Wüste, deren Dünste sie daher fortwährend verdichten. Wo immer eine Pflanze steht, findet sich viel Feuchtigkeit unter ihrem Laube.

Der nächste Platz von einiger Bedeutung ist Ibrah. Der Weg dahin führt zwar in der Hauptsache durch die Wüste, jedoch wird das Oede durch viele Oasen mit unter schattenreichen Bäumen versteckten Dörfern gemildert. Ibrah liegt nun größtentheils in Ruinen. Sobald man von der Wüste in die Oase tritt, fühlt man einen auffallenden Unterschied der Atmosphäre. Die Luft ist kalt und feucht, der Boden allenthalben mit Feuchtigkeit gesättigt, und weil der Schatten so dicht ist, hat das Ganze ein finsteres und düsteres Aussehen. Die Häuser sind daher sehr hoch, um doch einige Sonne zu haben, und mit Verzierung in Stukko überhäuft, wovon manche sehr geschmackvoll sind. Auf den Dächern erblickt man wohl bisweilen Kanonen. Ibrah ist wegen der Schönheit seiner Frauen mit Recht berühmt. Dabei spielen sie nicht so sehr die Zurückgezogenen. Außer der Stadt sah unser beobachtungswerther Reisender sich einige solcher Nymphen baden, deren schöne Glieder, ungeachtet er sich näherte, unbedeckt blieben. Als er in sein Gezelt kam, war es mit Weibern gefüllt, jedes Kästchen war umgekehrt und ausgeleert zu ihrer Einsicht, und als er Vorstellungen gegen ihr Betragen machen wollte, verhielten sie ihm den Mund mit ihren schönen Händen. Gegen Abend verließen sie sein Gezelt. Doch nun kam eine weit unangenehmere Visite. Ein Mola (Maula) mit einigen fanatischen jungen Leuten kam zu ihm, um zu disputiren (nicht directe zu bekehren). Es wäre nur gute Lebensart, wenn die Araber auch einmal die Engländer in ihr Paradies einlüden, da doch die Engländer so viele Missionäre und Bibelübersetzungen senden, um die Moslimen in den Himmel einzuführen.

In Semmed, einer bedeutend großen, doch nur von 400 Menschen bewohnten Oase, hatte unser Reisender das Vergnügen, seinen Waffenbruder Lieutenant Whitelock zu treffen. Fast jeder auch noch so unbedeutende Ort dieser Gegend hat einige Festungswerke, welche in manchen Städtchen, wie in Mima, von Bedeutung sind. Die verschiedenen Städtchen sind nämlich von einander völlig unabhängig und deßwegen sehr häufig in Fehden miteinander, welche um so heftiger sind, weil wegen der freien Regierungsart jeder persönlich von Eifersucht oder Rachelust glüht. Denn obwohl der Scheikh in manchen Fällen sehr große Macht besitzt, so geht diese doch nur so weit, als er im Sinn seiner Gemeinde handelt, was, da diese so klein ist, gar leicht geschehen kann. Das Gefühl der Freiheit, Waffenlust, Stammesstolz und Eifersucht, oder Verachtung der Nachbarn scheinen die rein menschlichen Anlagen des Beduinen genug zu beschäftigen, daß sie weder in schmutzige Erwerbsucht, noch Fanatismus ausarten. Einer ihrer Weisen äußerte mit dem Beifall aller Anwesenden, daß für jedes Land seine Religion die beste sey, und anderewo sah Wellsted ungescheut Branntwein trinken, in Lanuf (La'nuf?) wurde er wohl gar in eine Moschee (Meddschid) einquartirt, welche in Oman allgemein zugleich als Karawanserai benutzt wird, während die Sophien-Moschee in Konstantinopel, die Moschee Azhar in Cairo und der ganze Hedschas keinem Ungläubigen zugänglich ist, denn Fanatismus und Contemplation gehen Hand in Hand mit Knechtschaft.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 156.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Junius 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Die Jusufzei's.

Die Studien der Orientalisten, die politischen Bestrebungen und die Reisen einzelner ausgezeichneter Männer bringen allmählich einiges Licht auch auf die dunkelsten Partien der Geschichte und Ethnographie Asiens. Der wichtige Stamm der Jusufzei's, *) Eusofzys von den Engländern geschrieben, war noch vor dreißig Jahren, ja noch vor zehn, kaum dem Namen nach recht bekannt, und doch hat er unter dem Namen der Patans, der Rohillas, der Afghanen, eine große Rolle in den Angelegenheiten Indiens gespielt. Ritter hat schon (s. Asien Bd. V. S. 213 ff., Bd. IV. S. 1142 ff.) auf ihre Wichtigkeit aufmerksam gemacht, und sie als eine neue Einwanderung kräftiger, nördlicher Stämme unter das erschlaffende Volk der Hindus bezeichnet, und Dorn aus ihrer Geschichte ein bedeutendes Bruchstück im Bulletin scientifique de l'Académie de St. Petersbourg. Tom IV. Nr. 1 et 2 mitgetheilt, ein Bruchstück, das zwar nur einen Theil ihrer ältern Geschichte umfaßt, doch aber auf ihre Wichtigkeit schon in jener frühern Zeit, nämlich im 16ten und 17ten Jahrhundert ein bedeutendes Licht wirft, ihre Verhältnisse mit dem Herrscherstamm der Mongolen, dessen beste Stütze sie in den letzten zwei Jahrhunderten waren, aus einander setzt, und durch die Mittheilung der Zeit ihrer Einwanderung ins östliche Afghanistan Bewunderung erregt über ihre weite Ausbreitung und die Macht, die sie unter verschiedenen Namen und Formen in einem großen Theile Indiens ausgeübt haben und noch ausüben.

In dem erwähnten Auszug aus der Geschichte der Jusufzei's heißt es: „Die Schechi-Nation, wozu auch die Jusufzei gehören, wohnte ursprünglich in Garra und Noschkey, allein ein unglücklicher Krieg mit den Gurgakhail, die Mukkur und Karabagh *) bewohnen, bewog sie nach Cabul auszuwandern." Ihre Hülfe verschaffte dem Mogolen Ulug Begh, der sich mit einer kleinen Schaar seiner Landsleute damals im Afghanenlande befand, die Oberherrschaft. Dieß Ereigniß mochte in die Jahre 1460 bis 1480 fallen, den Ulug Begh war damals noch jung und starb im Jahre 1501. Diese Hülfe ward schlecht vergolten, denn Ulug Begh entledigte sich später seiner Freunde, indem er eine große Anzahl der vornehmsten Häupter der Jusufzei's verrätherisch überfallen und niedermetzeln ließ, worauf der Stamm sich auf den Südostabhang des Gebirgs in die Nähe von Peschawer hinzog, und im Laufe von etwa 20 Jahren das ganze Gebiet bis an den Indus und zum Theil noch ostwärts von demselben unter seine Botmäßigkeit brachte. Die mannichfachen Fehden mit den benachbarten Stämmen, so wie mit den Mogolen unter Ulug Begh und nach ihm unter Baber, können uns hier gleichgültig seyn; wichtig ist aber, daß, als Baber die mogolische Dynastie in Hindostan gestiftet hatte, sie es waren, aus denen sich hauptsächlich die mogolischen Heere recrutirten, und daß sie im Laufe der nächsten drei Jahrhunderte sich, immer gegen Osten fortrückend, allmählich der Vorberge des Himalaya bis gegen die Gränzen von Nepal hin bemächtigten, dabei aber fortwährend sich von den übrigen Bewohnern des Landes aus hindu'schem Stamme, wie in Sprache, so auch in Körperbau und politischen Einrichtungen unterschieden, und nur sehr wenig sich mit ihnen vermengten. Dabei zeichneten sie sich von jeher als fanatische Moslems aus, und wie sie als solche schon den letzten Mogolkaisern gegen die Mahratten wesentliche Dienste leisteten, so setzen sie jetzt in dem Lande Peschawer und im östlichen Afghanistan überhaupt den Kampf gegen die Sikhs fort mit jener wilden Tapferkeit, die sie öfter ins Verderben, doch aber auch manchmal selbst gegen disciplinirte Truppen, wie die der Sikhs, zum Siege geführt hat. An ihrem Muthe hat sich bis jetzt alles Vordringen Randschit Singhs gegen Cabul hin gebrochen, und die oft erwähnten Kämpfe am Kheiberpasse sind

*) Dieß ist nach der Mittheilung des Orientalisten Dorn im Bulletin scientifique de l'Académie de St. Petersbourg. Tom. III. Nr. 17, die rechte Schreibart. Der Stamm ist dort nach der alphabetischen Ordnung als der letzte aufgezeichnet, er umfaßt aber im Grunde die Mehrzahl der östlichen Afghanenstämme. Der Name bedeutet, Söhne Josephs, indem die Endung zei im afghanischen Dialekt (Puschtu) dasselbe wie im persischen Sadeh (genitus) bezeichnet.

*) Dabei darf man freilich nicht an das Karabagh in der kaukasischen Landenge, eben so wenig wie bei den Schekki an die Provinz jenes Namens südlich vom Kaukasus denken, obwohl das Zusammentreffen allerdings seltsam ist.

von ihnen hauptſächlich gefochten worden, da auch die Kheiteris zu ihrem Stamme gehören.

Die öſtlichen Jusufzei's, in dem ſogenannten Rohillend *), ſind ſeit dem J. 1803 unter engliſche Herrſchaft gefallen, beugen ſich aber nur widerwillig unter das fremde Joch. Randſchit Singh und die Engländer haben ein gleiches Intereſſe gegen ſie, und wenn erſterer mit Tode abgeht, ſo wird eine neue Zeit der Thätigkeit für ſie anbrechen, denn ſeine Kriege und Eroberungen haben namentlich ſie am meiſten betroffen. In dem großen Drama, das vielleicht bald in den Landen zwiſchen dem kaſpiſchen Meere und dem Indus aufgeführt wird, werden ſie gewiß noch eine große und wichtige Rolle ſpielen; ihr wilder Muth, ihre ausdauernde Tapferkeit können den Engländern, je nach dem Gang der Ereigniſſe und der Geſchicklichkeit in der Leitung, große Vortheile oder große Gefahr bringen; denn die zahlreichen Muhammedaner des Pendſchab werden, ſobald durch den Tod Randſchit Singhs die Herrſchaft der Sikhs wankend wird, gewiß mit ihnen gemeinſame Sache machen, um ſich dem aufgezwungenen oder drohenden Joche der Ungläubigen, d. h. der Sikhs, zu entziehen. Dieß iſt der Zeitpunkt, wo die Engländer in die Angelegenheiten des Pendſchab werden eingreifen müſſen.

Lebensbilder aus Portugal.

Eine Waſſerreiſe nach der Villa d'Alcacer do Sal.

(Fortſetzung.)

In der Gegend von Pinheiro verengert ſich das breite Waſſerbaſſin bis auf ½ Legoa Breite, jenſeits rechts aber zieht ſich ein niederes Land bis an die gegen 5 Legoas entfernte Serra de Grandola. Fährt man aber nur noch eine kleine Strecke weiter, ſo treten die Ufer des Fluſſes noch näher, und wohl höchſtens bis auf einige hundert Schritte zuſammen, und auf eine Erſtreckung von beinahe drei Legoas bis zur letzten großen Krümmung des Stroms, wo er dann nur die Breite der Fulda bei Kaſſel hat, erblickt man zu beiden Seiten Salinen, bald zuſammenhängend, bald unterbrochen, bald mehr auf der einen, bald mehr auf der andern Seite. In der trocknen Jahreszeit ſind dieſe in der größten Thätigkeit, gegenwärtig, im Februar, wo die meiſten Regen zu fallen pflegen, auch die Pfannen von Ueberſchwemmungen oft heimgeſucht werden, ſtanden ſie aber alle verlaſſen; hie und da erblickte man noch eine mit Schilfſtroh überdeckte Salzpyramide, zum Zeichen, daß das Salz keinen Abgang gefunden. Lachende Ufer, ſo wie man ſie an deutſchen und franzöſiſchen Flüſſen findet, wo die Cultur der Felder, die Baumzucht, die beholzten Berge, die Flecken und Dörfer ſo hundertfältige Abwechſelungen bieten, ſelbſt die uferhaltenden Weidenpflanzungen ſo angenehm ins Auge fallen, ſieht man hier nicht, höchſtens erblickt man nur ſtellenweiſe eine Schilfbekleidung auf weichem Schlamm, ſelten ein Stück urbar gemachtes Land, und die Anhöhen mit den dunkel belaubten Olivenbäumen bepflanzt, die wahrlich kein freudiges Bild einer Landſchaft abgeben, keine freundlichen Ortſchaften, kein grüner Wald kommt zum Vorſchein. In dieſer Hinſicht hatten wir alſo ſehr wenig Genuß, und ich bin verſichert, daß, hätte uns nicht ein gebildeter, ſehr erfahrner Landeigenthümer und Pächter großer Güter, der uns als Freund meiner Wirthe begleitete, um nach ſeinen Beſitzungen bei Alcacer zu gehen, auf eine belehrende Weiſe von ſeiner Landwirthſchaft und dem Schaden unterhalten, den er durch Don Miguels Truppen erlitt, die ihm ſeine Häuſer anzündeten, wir einen großen Theil dieſer einförmigen Waſſerfahrt wahrſcheinlicherweiſe verſchlafen haben würden, denn ſelbſt nicht einmal Möven erſchienen, auf die man die Gewehre hätte abdrücken können. Erſt nur, als wir in den großen Bug des Sado einlenkten, der hier zwiſchen näher gerückten Bergreihen hervorkommt, veränderte ſich die Scene, und es zeigte ſich kaum noch eine Viertelſtunde entfernt das alte Alcacer mit ſeinem verwitterten Caſtell und Kloſter auf dem darüberhangenden Berge, auf eine überraſchend maleriſche Weiſe, die hinreichend für die bisherige Monotonie entſchädigte. Unten, längs dem rechten Flußufer, zieht ſich das Städtchen in einer langen Straße hin, deren Hinterhäuſer durchgehends vom Fluſſe beſpült werden, ſo daß dieſe äußerſt bequem zur Ein- und Ausſchiffung von Waaren liegen, was denn auch dieſem Orte, deſſen ſteinerne Häuſer alle einen weißen Anſtrich haben, ein gewiſſes Anſehen von Handelsbelebtheit und Induſtrie gibt, beſonders da auch hier immer eine Menge kleiner und großer Flußſchiffe mit Segeln liegen, welche Holz, Kohlen, Getreide, Kork, Salz und andere Landesproducte nach Setubal zu bringen pflegen. Dieſer Anblick des untern Theils mit einer hervorragenden großen Kirche, an deſſen anderm Ende ein Wäldchen von hohen Pappeln ſich anſchließt, die gegenwärtig noch blätterlos waren, davor eine lange, gelb angeſtrichene niedere Mauer, die auf einer Ecke einen niedlichen Pavillon zu tragen ſchien, dann die grünen Saatfelder auf dem linken Flußufer, alles dieſes war ungemein freundlich, und hätten den Beſchauer nicht ſchon aus der Ferne die hohläugigen Fenſterlöcher ohne Glasfenſter angeſtarrt, die auch dem ſchönſten Orte ein öedes und wüſtes Anſehen geben, wie wenn hier ein feindlicher Einfall geſchehen, die Fenſter zerſchlagen, die Häuſer leer ſtänden, man würde nicht geglaubt haben, in Portugal zu ſeyn. Dieſes, und dann die ſchwarzen an dem hohen Burggehänge ſtehenden, ungemein großen Olivenbäume, dann die Burg ſelbſt mit ihren gezackten Mauern, den unregelmäßig vorgeſchobenen, abgeſtutzten, viereckigen Thürmen, dazwiſchen die ausgedehnten Gebäude mit hohen und niedern Dächern, Wänden mit großen und kleinen Fenſteröffnungen, ein ſeltſames Gemiſch von willkürlich zuſammengehäuften Anhängſeln und Nebenflügeln, eine barocke Bauart, zum Theil alterthümlicher Feſtungsſtyl und dann wieder Kloſtergeſchmack, erinnern aber nur zu deutlich und anſchaulich, daß man unter einem fremden Klima, in einem fremden Lande und in Portugal lebt, daß man einen Ort vor ſich ſieht, der ſeine alte und neue Geſchichte haben muß, da dieſe ſceniſche Decoration des Fleckens ſchon allein darauf hinweiſt. Vielleicht komme ich noch in der

*) Roh heißt im Pendſchabdialekt, der Berg. Rohilla das Bergvolk, ein Name, den ihnen die benachbarten Bewohner der Ebene beilegten, denn ihnen ſelbſt iſt dieſer Name unbekannt.

Folge auf jene zurück. Gegen 4 Uhr erst landeten wir auf dem gemauerten Quai, der an den kleinen, viereckigen Platz stößt, worauf das Rathhaus, die Casa da Camara steht, mit ihrer Gerichts- oder auch Schandsäule in der Mitte. Die Lamentationen von Verbrechern, vielleicht auch Schuldlosen, aus den mit Eisengittern versehenen Fensterlöchern der untern Räume des Rathhauses um Brod schreiend, waren das Erste, was uns entgegenschallte, und man muß gewiß herzlos seyn, wenn man ungerührt diese heulenden Stimmen anhören und die halbnackten Gestalten hinter den Eisenstäben mit ansehen kann. P. L., der wohlhabende Landmann, der gegenwärtig einen Sitz in den Cortes einnimmt, wo er aber sich schweigender als in unserm Schiffchen benimmt, bestieg sogleich ein schönes Maulthier mit breitem Sattel, welches schon für ihn bereit stand, legte sein Gewehr quer vor sich, und ritt, begleitet von seinem Hühnerhunde und einem Knechte zu Fuß, der einen alten Muskedonner verkehrt auf die Schulter nahm, von dannen nach seinem Pachtgute, dessen Eigenthümer, wenn ich recht vernommen, der Graf von Sabugal ist.

Einen Gasthof, oder Estallagem, hatten wir nun nicht lange zu suchen, er nahm die ganze eine Seite des kleinen Rathhausplatzes, diesem gegenüber, ein; es war ein großes, steinernes Haus mit adeligem Wappen, ich weiß nicht welcher Familie, an seiner Ecke, in einen hervorstehenden Stein mit Grafenkrone gehauen. Hé hum palacio velho, sagte man, denn die portugiesische Großthuerei in diesem Stücke gibt darin der italienischen nichts nach; das Haus eines Edelmanns ist immer ein Palast, und wenn es auch nicht viel größer ist als manche wohlhabende Bauernhäuser. Doch in manchen Gegenden Deutschlands heißen ja auch noch die ganz gewöhnlichen alten Wohnungen der Edelleute Schlösser, und in Frankreich sind es die Chateaux.

Wir traten in das Hauptportal dieses Palastes ein und befanden uns auf einer nicht sehr breiten Hausflur, die eigentlich nur einen Gang bildete, der gerade aus zum Pferdestall führte, links aber abbog und den Eingang zu der Treppe nach der obern Etage bildete. Kurz vor uns waren hier eine Menge mit Oel beladener Maulthiere eingekehrt, und ihre Ladung, in geschmeidigen und von dem Inhalte beschmierten Bocksbeuteln, diesen vollstrotzenden Odres, die wie abgeschlachtete fette Schweine dalagen und alle Viere von sich streckten, gestattete kaum eine Passage zur Treppe, da man sie so ganz ungenirt auf dieser schmalen Flur ausgebreitet hatte. Später am Tage wurden diese stinkenden Beutel zwar etwas mehr geordnet, allein doch nicht so, daß ich nachher im Dunkeln und in der Eile, womit ich den Gang durchschritt, nicht über den einen hingestolpert, und dann einen andern, der mich sehr weich empfing, umarmt hätte. Die breite hölzerne Treppe führte zuerst in einen Raum, der, der gewölbten Decke nach zu urtheilen, anfänglich ein weiter großer Saal war, den man aber jetzt zum Logement für Gäste in viele kleine Kammern durch bretterne Wände getheilt hatte, deren Gewicht, ungeachtet die Scheidewände nicht so hoch waren, daß sie bis an die Decke reichten, dennoch so groß war, daß der Fußboden sich hie und da senkte und solche Undulationen machte, die auf einen baldigen Einsturz schließen ließen. Diese kleinen Schlafkämmerchen, in welchen aller Wahrscheinlichkeit nach in der heißen Jahreszeit Millionen von Wanzen hausen, die ihren Sitz in den tannenen Brettern haben, sind nur für Gäste des niedern Ranges bestimmt; wir drei Vornehmeren wurden sogleich in ein großes langes und recht reinliches Zimmer mit vier Fenstern nach dem Platze zu, und drei Betten nebst zwei massiven Tischen und sechs hölzernen Stühlen einquartirt. Ein noch junges, aber höchst mürrisches Geschöpf schloß uns die Thüre auf und entfernte sich, ohne weitere Anfrage, ob uns auch etwas gefällig sey.

(Fortsetzung folgt.)

Hungersnoth in Indien.

Das Asiatic Journal vom Mai dieses Jahres enthält hierüber Folgendes: „Furchtbar sind die Berichte, welche jeder Monat über das Elend bringt, welches durch die Theurung in mehrern Theilen der englischen Besitzungen, namentlich in den obern Provinzen, veranlaßt wurde. In Europa kann man sich kaum einen Begriff von der Größe und Ausdehnung des Unglücks machen, welches aus einer solchen Ursache entspringt. Unter einer Bevölkerung, die ganz von Korn lebt, ist Mangel an diesem unentbehrlichen Artikel unendlich zerstörender, als in Ländern, wo auch eine Menge andere Dinge gegessen werden. Fügt man hinzu, daß das Volk im Orient wenig oder gar nicht an den kommenden Tag denkt; daß sie keine Vorräthe für eine Zeit des Unglücks aufgehäuft haben; daß sie wenig oder kein bewegliches Vermögen besitzen, das sie verkaufen können; daß es keine Wohlthätigkeits-Gesellschaften, keine Arbeitshäuser, keine öffentliche Mildthätigkeit gibt, und daß Privatmildthätigkeit eine in Indien fast unbekannte Tugend ist; daß die Aussicht auf eine Hungersnoth die handeltreibenden Classen der Eingebornen veranlaßt Korn aufzukaufen, um einen hohen Preis zu erpressen; daß sie auf diese Weise eine künstliche Theuerung erzeugen, so muß die Lage der Armen in einer solchen Zeit wirklich kläglich seyn. Die Einzelnheiten aus dem Innern Indiens ergeben wirklich, daß das Land in einem furchtbaren Zustand ist; daß Hunger und Elend in einem unglaublichen Grade herrschen; daß das unglückliche Volk stirbt, ohne zu wissen wohin, nur aus der Heimath fort, wo sie sterben müssen, und alles dieß ist eher zu wenig, als zu viel gesagt. Auch scheint in diesem Fall nicht einmal diejenige Milderung einzutreten, die aus der Ueberzeugung entspringt, daß das Elend nur vorübergehend sey; denn es ist höchst wahrscheinlich, daß in manchen Strichen auch die Frühlingsernte fehlschlagen wird." Die Nachrichten reichen bis zu Mitte Februars.

Chronik der Reisen.

Reise in Arabien. Von L. Wellsted.

(Fortsetzung.)

Etwa 65 geographische Meilen von Muscat landeinwärts ist der Gründerg (Dschebel achdhar), eine Gruppe von Bergen, welche von Osten nach Westen (in ihrer größten Ausdehnung 50 englische Meilen) hinläuft, die größte Breite beträgt 18 englische Meilen, der südliche und nördliche Abhang ist steil. Während der Winterregen fällt nicht selten Schnee auf diesen Bergen, doch bleibt er nie liegen. Die Be-

wohner dieſer Gebirgsgegend ſind die Beni Ryam, welche kaum mehr als 1000 Seelen zählen. Sie mögen ſich mit Recht rühmen, niemals unterjocht geweſen zu ſeyn, obwohl ihre reichen Thäler wenigſtens den Muth der benachbarten Stämme reizen möchte. Von ihrem Charakter gibt Wellſtead nicht das vortheilhafteſte Zeugniß, wahrſcheinlich weil ſie ihn in Schiraſi in kein Haus aufnahmen. Als er nämlich von dem Berge herabgeſtiegen war, wurde ihm in einigen ſehr romantiſch gelegenen Weilern Gaſtfreundſchaft angeboten, die er in Hoffnung, in Schiraſi, einem Orte von etwa 200 kleinen Häuſern, noch wärmer aufgenommen zu werden, zurückwies. In Schiraſi wurde er — obwohl ein Engländer und Freund des Sultans von Maſcat — wo er immer anklopfte, zurückgewieſen. Endlich führten ſie ihn in die Wohnung eines alten Weibes, und hießen ihn es ſich bequem machen. Doch die Eigenthümerin, welche bald, nachdem ihr Gaſt eingekehrt war, mit ihren Schafen und Ziegen nach Hauſe kam, wendete all ihr Anſehen, ihre Rechte, Scheltworte, Beredſamkeit und vielleicht gar den Beſen an, um ihres ungebetenen Gaſtes los zu werden. So war er nun genöthigt, die Nacht im Freien zuzubringen. Am nächſten Morgen kamen die Einwohner von Schiraſi, um ihn zu fragen, wie er geſchlafen habe. Wahrlich, im December, in einer Gebirgsgegend, mag dieſer Spaß nicht ſehr angenehm ſeyn. Nach dieſer Behandlung konnte nun freilich das Urtheil, welches überdieß zum Theil von einigen ihrer die Ebenen bewohnenden Feinde herrührt, nicht ſehr gut ausfallen.

„Sie ſind zwar robuſter und athletiſcher, als ihre die Ebenen bewohnenden Nachbarn, doch haben ſie nicht das geſunde, kräftige und entſchloſſene Ausſehen, das ſonſt die Gebirgsbewohner auszeichnet, ſie ſcheinen vielmehr früh zu altern, was gewiß dem übermäßigen Genuſſe des Weines zuzuſchreiben iſt, der nie bei ihrem Eſſen fehlen darf; ſie entſchuldigen das Weintrinken durch das kalte Klima ihrer Gebirge.

„Ihr Wein iſt an Geſchmack dem in Schiraz in Perſien wachſenden ſehr ähnlich. Er wird in großen Quantitäten in den umgebenden Ländern verkauft (obwohl ſie, wie die Beni Ryam ſelbſt, ſämmtlich Muhammedaner ſind). Die Sitten dieſes Stammes ſind rauher, als die der wilden Stämme der Wüſte. Sie zeigen keine natürliche Neugierde, weder um ſich zu belehren, noch zu ergötzen, und, wie es ſcheint, ermangeln ſie wenigſtens jener Tugenden der Geradheit und Gaſtfreundſchaft, welche uns an einem Beduinen entweder ſogleich einen erklärten Freund oder Feind erkennen laſſen.“

Ein beſſeres Urtheil fällt er von den Frauen.

„Die Weiber gehen unverſchleiert, doch ſcheinen die Männer durchaus nicht eiferſüchtig zu ſeyn. So oft wir ſie ſahen, waren ſie entweder mit den Reben beſchäftigt, oder einer andern Arbeit für das Hauſeweſen. Da ſie beſtändig der freien Luft ausgeſetzt ſind, haben ſie eine Feſtigkeit und Sauberkeit der Züge, die wir vergebens in ihren flachländiſchen Nachbarn ſuchen. Dieß, nebſt ihrer lebhaften Gemüthsart und großen, doch niedlichen Geſtalten, macht ſie weit intereſſanter, als ihre Männer. Und ich bedauerte oft, daß ihnen das Geſchick nicht ein beſſeres Loos anwies.“

Nach dieſer Gebirgsreiſe kehrte unſer Reiſender nach Re'wah zurück; während er daſelbſt mit der Zeichnung der Karte beſchäftigt war, ging ſein Freund Whitelock nach Maſcat, um Geld zu holen, und einen Mann von Anſehen als Führer zu ihrer vorhabenden Reiſe nach der Hauptſtadt der Wahabiten ſich vom Sultan zu erbitten. Eine abſchlägige Antwort von Seite des brittiſchen Agenten und der brittiſchen Kaufleute in Maſcat mag Whitelock um ſo unangenehmer überraſcht haben, da er ſelbſt vom Fieber ergriffen war, und als er als Reconvalescent ſo ſchwach, daß er weder ſtehen noch ſitzen konnte, zu ſeinem in Re'wah harrenden Freunde zurückkehrte, er ihn nebſt ſeinem Gefolge mit dem Fieber behaftet fand. Seine Krankheit war eine Folge des längern Aufenthalts in dieſer Stadt, deren ſchlechtes Klima keinen Fremden unverſchont läßt.

Die Aufmerkſamkeit und Gefälligkeit der Beduinen zeigte ſich hier nicht minder gut als bei anderer Gelegenheit. Das beſte, was Wellſtead thun konnte, war, ſobald als möglich ſich nach Sid zu begeben, einer Stadt, die am Meere gelegen und wegen des geſunden Klima's berühmt iſt. Und in der That entſprach das Klima in Bezug auf unſern Reiſenden ganz ſeinem Rufe: zu ſeiner vollen Geneſung mag übrigens die Liberalität des Sultans, die Wellſtead von ſeinen finanziellen Sorgen befreite, nicht wenig beigetragen haben.

Unterdeſſen zeigte ſich ein neues Hinderniß ſeiner vorhabenden Reiſe: die Bewohner von Abri, welches auf ſeinem Wege lag, waren in Feindſeligkeiten mit ihren Nachbarn. Unterdeſſen, obwohl ihm der Sultan dieſen Umſtand zu beherzigen empfahl, gab Wellſtead ſeinen Plan doch nicht auf, und der Sultan ſandte ihm daher einen mit dem Lande wohl bekannten Mann als Führer.

Fünf Tagereiſen, nachdem Wellſtead Sid verlaſſen hatte, erreichte er Suwait. Auf ſeinem Wege dahin hatte er ein heftiges Ungewitter. Der heftige Regen füllte die Bäche, welche während der warmen Jahreszeit ausgetrocknet ſind, mit Waſſer, und konnten auch die Kamele leicht hindurchgehen, ſo verloren doch die Eſel leicht ihren feſten Stand. Herrlich war der Einfluß der Feuchtigkeit auf die umgebende Wüſte. Auf einmal war der Sand mit freundlichem Grün bekleidet. Freilich dauert, da der Thau allein nicht hinreichend iſt, das zarte Gras zu nähren, dieſer heitere Anblick nicht lange.

Suweit iſt am Meere gelegen, mit Mauern umgeben und durch eine Feſtung geſchützt. Die Häuſeranzahl beläuft ſich auf 700. Die Einwohner leben meiſtens von Ackerbau und Fiſcherei, wie überhaupt die Küſtenbewohner. Der Beherrſcher iſt Seyid Hilal, ein Mann von außerordentlicher Schnellkraft, bis zur Verſchwendung freigebig und prachtliebend. Die Zahl der Sklaven ſeines Hauſes beträgt nicht weniger als hundert, obwohl ſein Gebiet gegenwärtig ſehr beſchränkt iſt, da ihn ſein Nachbar, der Scheikh von Sohar, den Einfluß über viele Stämme dadurch raubte, daß er ihnen verſprach, keinen Tribut von ihnen zu fordern. Ein Zug weiblichen Muthes verdient hier Platz zu finden. „Vor einigen Jahren fand ſich Hilal unter dem Verſprechen ſichern Geleits bewogen, nach Maſcat zu gehen. Er ward angeklagt, daß er die Beduinen zur Empörung gegen den Sultan (von Maſcat) reize. Sobald dieß ſeine Gemahlin vernahm, ſammelte ſie die Beduinen, die an dem Wohl ihres Mannes Intereſſe hatten, und wollte ſelbſt mit ihnen vor Maſcat ziehen, doch ehe noch die Amazone ihre Streitmacht ſammeln konnte, ſchickte der Sultan einen Theil ſeiner Macht nach Suweit, um die Feſtung in Beſitz zu nehmen, mit der Botſchaft, daß er, würde ſie nicht freiwillig übergeben, den Scheikh ermorden wolle. „Geht zurück,“ ſagte das Weib zu den Boten, „geht zurück zu denen, die euch ſandten, und ſagt ihnen, ich wolle die Feſtung mit meiner ganzen Kraft vertheidigen, und ſollten ſie meinen Gemahl vor meinen Augen in Stücken zerhauen, ſo wird es mich nicht ändern.“ Sie vertheidigte ſich auch mit ſo viel Muth, daß ſich die Belagerer mit Verluſt zurückziehen mußten. Bald darauf überzeugte ſich der Sultan, daß die Anklage gegen Seyid Hilal falſch war, und ließ ihn daher wieder frei. Nicht minder zeichnete ſich bei einer andern Gelegenheit die Schweſter des Scheikhs aus.

(Schluß folgt.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 157.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Junius 1838.

Die Banianen zu Sanzibar.

(Aus Ruschenbergers Reise um die Welt.)

An dem Zollhause sahen wir mehrere hoch und schlank gewachsene Männer von hellerer Gesichtsfarbe und weicherer Haut als die Araber. Ihr Costume ist sehr malerisch. Der Kopf ist geschoren bis an den Scheitel, hinten aber ist das Haar lang gewachsen, die Locken aber oben auf dem Kopfe zusammengewunden, und unter einem rothen oder weißen Turban versteckt, welcher ziemlich hoch, ungefähr in der Form einer Bischofsmütze gestaltet ist. Er ist in schöne querlaufende Falten gelegt, statt wie der der Araber gedreht zu seyn, und in der Mitte des untern Rands ist ein kleiner Knoten, dessen Form die Secte bezeichnet, zu welcher der Träger gehört. Die Kleidung besteht aus einem weißen Rock, welcher fest am Nacken anliegt, wie ein Hemd ohne Kragen, und ist mit Hülfe eines Gürtels um die Hüften so zusammen gehalten, daß der untere Theil des Schenkels bloß bleibt. Hinten ist er von entgegengesetzter Seite her zusammengefaltet, so daß er einen spitzen Winkel nach oben bildet; die Aermel sind gerade und weit. Die Füße sind durch Pantoffeln mit aufrecht stehenden Spitzen geschützt. Dieß ist der Anzug der Banianen von indischem Stamme, der unter den Moslems dieselbe Rolle spielt, wie die Juden unter den Christen. Sie sind von den Arabern verachtet und müssen Beleidigungen hinnehmen, ohne sie erwiedern oder sich rächen zu können, selbst wenn ihre Religion, welche Blutvergießen verbietet, ihnen dieß gestattete. Ihre Speisen sind Milch, Ghi oder geklärte Butter, und Gemüse. Man weiß von keinem Morde, den irgend einer von ihnen begangen hätte, obgleich viele Beispiele bekannt sind, daß Banianen von den Arabern ermordet wurden.

Die Züge des Banianen sind regelmäßig, und der Ausdruck ihres Gesichtes mild und gütig. Sie sind die Haupthandelsleute auf der Insel, und man rechnet ihre Anzahl auf 350 zu Zanzibar; sie haben kleine Läden, die einen oder zwei Fuß über die Straße erhaben sind, und hier kann man sie den größten Theil des Tages hindurch mit hinaufgezogenen Knien sitzen, und ihre Rechnungen machen sehen. Sie lassen ihre Familien in Indien, und bleiben vier bis fünf Jahre abwesend, nach deren Verfluß sie auf ein Jahr oder darüber zurückkehren.

Als Vasco de Gama zuerst das Cap der guten Hoffnung umschiffte, befand sich der größere Theil des Handelsreichthums Indiens in den Händen der Banianen. Sie waren berühmt wegen ihrer Offenheit, und eine sehr kurze Zeit genügte, um die wichtigsten Geschäfte abzumachen. Der Verkäufer nannte den Preis seiner Waaren mit gedämpfter Stimme und in wenigen Worten, der Käufer ergriff seine Hand, und zeigte durch Einschlagen oder Ausstrecken einzelner Finger, welche Ermäßigung im Preise er verlange; so wurde oft ein Kauf abgeschlossen, ohne ein Wort weiter zu wechseln, und zur Bestätigung desselben drückten sie einander die Hand. Ergab sich irgend eine Schwierigkeit, was selten vorkam, so beobachteten sie einen merkwürdigen Anstand und Höflichkeit gegen einander. Ihre Söhne waren bei allen Contracten anwesend und wurden von der frühesten Jugend an in dieser friedlichen Art, Geschäfte zu führen, unterwiesen; kaum entwickelte sich bei ihnen der Verstand, so wurden sie in die Geheimnisse des Handels eingeweiht, so daß sie manchmal schon mit 10 Jahren im Stande waren, an die Stelle ihrer Väter zu treten.

Die Banianen hielten einige abyssinische Sklaven, die sie mit ausgezeichneter Menschlichkeit behandelten, sie wie ihre eigenen Kinder oder Verwandte erzogen, sie in Geschäften unterrichteten, ihnen Geld vorstreckten, und nicht nur den Gewinn ließen, sondern ihnen auch gestatteten, darüber zu Gunsten ihrer Kinder zu verfügen. So waren die Banianen vor 300 Jahren, und man hat Grund zu glauben, daß sie nicht ganz verändert sind.

Lebensbilder aus Portugal.

Eine Wasserreise nach der Villa d'Alcacer do Sal.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir uns hier ein wenig häuslich eingerichtet, und unsre Toilette gemacht, schlenderten wir nun durch die lange Straße bis an ihr Ende, stromaufwärts bis zu dem kleinen Pappelwäldchen, welches auf der einen Seite an Saatfeldern,

auf der andern an den Fluß ſtößt, und im heißen Sommer gewiß einen der angenehmſten Erholungspunkte im Morgen und Abendſchatten abgibt. Künſtlos ſtehen hier die hohen Pappeln durch einander gepflanzt, und vielleicht doch wohl zum Zweck des öffentlichen Vergnügens, der öffentlichen Promenade gewidmet, ein Paſſeio Publico für die Bewohner Alcacers. Es mochte zu ſeiner Zeit auch recht eben und trocken unter dieſen Bäumen ausgeſehen, vielleicht ſelbſt Bänke dageſtanden haben, allein jetzt hatte es ein etwas wüſtes Anſehen; das Waſſer hatte hie und da Gräben geriſſen, und an manchen Stellen war es naß und ſumpfig. Man ſah dem Ganzen an, daß wenn dieſes wirklich einſtens ein Vergnügungsort war, ſeit Jahren nichts zu ſeiner Erhaltung geſchehen, — und wie ſollte auch Jemand gegenwärtig noch daran denken, da man noch immer die miguelliſtiſchen Gräuel vor Augen hat? Nicht fern von dieſem Pappelhaine lag längs dem Landwege ein vierkantig behauener und wie eine Säule ausſehender langer Stein, der nicht von grauem Alter, aber auch nicht von Friſchheit zeugte, auf dem ich meinen Ruheſitz nehmen wollte; als ich ihn genauer betrachtete, fand ich eine noch wohl erhaltene lateiniſche Inſchrift, die darauf hinwies, daß es ein Grabſtein war. Die Worte und Namen, trotz dem, daß ſie einer neuern Zeit angehörten, klangen aber ſo altrömiſch, daß ich ſie in meine Schreibtafel aufzeichnete. Niemand konnte mir über denſelben Beſcheid geben, und unter den Portugieſen gibt es gegenwärtig Niemand, der ſich für Alterthümer intereſſirt, und doch finden ſich deren ſo viele noch in Portugal, viele noch aus den Zeiten der Phönizier und unzählige aus den Zeiten der Römer, geſchweige denn der aus den Zeiten mauriſcher Herrſchaft, die achthundert Jahre lang dieſe Länder regierten, die zu dem alten Mauretanien gehörten; auch Alcacer iſt noch ein alter Reſt dieſer alten Herrſchaft, worauf ſchon ſein arabiſcher Name, die feſte Burg, hindeutet. Für einen Archäologen würde in Portugal noch ſehr viel zu thun ſeyn, auf Manches iſt auch hie und da in ältern Schriften, im Rezende, in der Geografia Luſitana von Lima und Andern angedeutet; auch hat ein gewiſſer Monſenhor Ferreira, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Liſſabon, jetzt Veteran, eine große Menge von alten Inſchriften und Lapidartexten, ſo wie Zeichnungen von Monumenten und Reliquien des Alterthums übergeben, die allenthalben im Lande ſich verbreitet finden, ſowohl in und an antiken Gebäuden, als auch ſelbſt an Heerſtraßen und verwilderten Orten mit Reſten ehemaliger bevölkerter Städte. So wenig wie aber noch Jemand daran gedacht hat, dieſe verlornen Alterthümer zu ſammeln, oder unter Schutz gegen den Frevel der Menſchen zu ſtellen, eben ſo wenig werden in den Akademien der Wiſſenſchaften Anſtalten dazu getroffen, die Ueberlieferungen des Monſenhor Ferreira in Druck zu geben, da ihr alle Mittel dazu fehlen.

So gerne hätte ich die alte Burg auch noch beſtiegen, allein der Abend rückte heran, wir mußten nach dem Gaſthofe zurück, unſre Mahlzeit zu genießen, um alsdann den Thee bei einem Bekannten meiner Freunde, ebenfalls einem Oekonom, einzunehmen. Als wir in der Dämmerung auf den kleinen Platz vor unſerm Hotel kamen, ſtanden hier ein halbes Dutzend Honoratioren des Orts gruppirt, theils in Mänteln, theils in der kleinen Uniform der Nationalgarden, zu denen wir hinzutraten, da ſich einige Bekannte unter ihnen befanden. Sie waren nicht allein hier nach alter Gewohnheit aller kleinen Villas in Portugal, wo man gegen Abend an einem ſolchen öffentlichen Platze zuſammenzukommen pflegt, um Neuigkeiten zu verbreiten oder mit anzuhören, ſo wie auch politiſche Kannengießereien hier zu treiben, ſondern gelegenheitlich alsdann auch uns den Höflichkeitsbeſuch abzuſtatten und ihre Dienſte anzubieten, was nie unterlaſſen wird. Uebrigens gewährt ein ſolcher Beſuch eine kleine Abänderung in dem ſonſt ſo monotonen kleinſtädtiſchen Leben, und was in einem andern Lande gewiſſermaßen eine Laſt iſt, wohin vorzüglich die Cerimonienbeſuche gehören, wird hier zu einem unterhaltenden Zeitvertreibe, und ſelbſt dem Fremdlinge iſt dieſes nicht unangenehm, denn er lernt ſogleich die erſten Perſonen des Orts kennen, und kann von ihnen, wenn es ihm darum zu thun iſt, auch die beſte Auskunft über Alles erlangen. Die vornehmſte und angeſehenſte Perſon in Alcacer war gegenwärtig der Adminiſtrador do Concelho, was ungefähr einem Maire in Frankreich entſpricht, Apotheker des Städtchens und auch Commandant des hier errichteten Bataillons Nationalgarden. Er befand ſich mit unter dieſer Gruppe, und ſchien, vermöge ſeiner Stellung, das Wort zu führen. Politik, Cortes, Juſtizverwaltung und dergleichen waren der Inhalt der Converſation, die wir auf einen Augenblick unterbrachen, und die erſt dann wieder in den Gang kam, als von vier bewaffneten Bauern ein halbnackter Gefangener, nebſt einem langen Schreiben, dem Adminiſtrator überantwortet worden war. Nachdem dieſer mit der gehörigen Amtsmiene das Schreiben geleſen, und den Bauern den Befehl gegeben, den Gefangenen — dem man, um nicht flüchtig zu werden, die beiden Daumen zuſammengeſchraubt, und der überdieß noch mit einem Strick an einen ſeiner Führer feſtgebunden war, um auch die Schnelligkeit ſeiner Beine nicht in Verſuchung zu bringen — in dem Gefängniſſe des Rathhauſes dem Carcereiro zu überliefern, erzählte er, daß dieſer arme Teufel ein Deſerteur der königlichen Marine ſey, den man in Algarbien ergriffen, und der nach Liſſabon transportirt werden ſollte, ohne daß der Menſch im geringſten etwas habe, um ſeinen Hunger zu ſtillen, was denn auch ſogleich das Mitleiden Aller rege machte, und Alle, die zugegen waren, ſteckten dem gefangenen Seemann eine kleine Gabe zwiſchen ſeine zuſammengeſchraubten Hände. Dieſes gab nun ein reichhaltiges Thema zu den Bemerkungen des Adminiſtrators. Zuerſt wunderte er ſich, wie der Adminiſtrator des Diſtricts, welcher ihm den Gefangenen zugeſchickt, dazu habe Bauern nehmen können, da durch die Verfaſſung alle ſolche gezwungene Dienſte aufgehoben wären, und ſicherlich würde der Adminiſtrator die Leute für dieſen Dienſt nicht aus eigener Taſche bezahlen, oder es müßte denn ſeyn, daß die Bauern jenes Diſtricts noch im Stande der Unſchuld lebten, nichts von den Neuerungen wüßten, und dem alten Gehorſam ergeben wären. Er für ſein Theil würde es nicht wagen dürfen, Leute zu beordern, um die Gefangenen weiter zu transportiren, man würde ihm nicht gehorchen, und überdieß wären die Adminiſtratoren auch

gar nicht beauftragt dazu, Gefangene transportiren zu laſſen, ſondern ihr Amt erfordere nur, dem nächſtſtehenden Militär-commando die Anzeige zu machen, daß ein Gefangener vorhanden ſey, der weiter transportirt werden ſolle. Gegenwärtig, da keine Militärbeſatzung in Setubal ſey, müßte er ſich nun nach Liſſabon wenden, damit man den Gefangenen abhole, der arme Teufel könne folglich unter jenen Mördern und Spitzbuben, wovon das Gefängniß voll ſey, wenigſtens drei bis vier Wochen und vielleicht noch länger ſitzen, bevor man ihn abhole, wenn man das Abholen nicht etwa gänzlich vergeſſe, und er deßhalb neue Erinnerungen nach Liſſabon abgehen laſſen müſſe. In der Zeit würde dieſer Menſch aber zehnmal verhungern können, da er hier keine Verwandten, wie die andern Gefangenen habe, die für ihn Sorge trügen, denn von Staats wegen werde keinem Gefangenen Nahrung gereicht, die Municipalität habe auch nicht dafür zu ſorgen, ein ſolcher Unglücklicher hänge alſo ganz und gar von dem Mitleiden wohlthätiger Menſchen ab, und da laufe doch auch mancher Faſttag mitunter. Der Pharmaceut räſonnirte wirklich recht vernünftig über dieſen Gegenſtand, und über die Umgeſtaltungen, welche die Landesverwaltung durch die neuen Einrichtungen erlitten; wie ſchwierig es ſey, den neuen Veränderungen nachzukommen, da man jeden Augenblick auf Hinderniſſe und Widerſprüche ſtoße. Unter dieſen Geſprächen war die mondhelle Nacht völlig eingebrochen, die Fenſterladen der Gefängniſſe, aus denen fortwährend das Geheul um Almoſen zu uns herübergeſchallt, wurden vorgeſchoben, und wir verließen dieſen ſtehenden Verſammlungsplatz, dieſes Forum der Müßiggänger Alcacers, um uns in unſer Hauptquartier zu begeben, wohin uns denn die ganze Geſellſchaft begleitete, und ſich dann ſtumm niederließ. Ich erkundigte mich hier nach den Merkwürdigkeiten des Orts, allein man wußte keine zu nennen, als daß gerade unſerm Hauſe gegenüber, in Zuſammenhang mit der Caſa da Camara, die noch ſtehenden alten Wohnungen der frühere Palaſt des Königs Don Manoel geweſen, wo derſelbe eine Zeit lang reſidirt, ſo daß man ihnen auch jetzt noch den Namen Palecio gebe. Die alten Geſchichtſchreiber erwähnen nun zwar hievon nichts, und ich weiß nicht, was der Apotheker für eine Autorität zu dieſer Sage aufzuweiſen hat, allein eine alte lateiniſche Inſchrift an der Kirche, welche die dritte Seite dieſes Platzes ſchließt (die vierte iſt der Quai des Fluſſes), die ich leider vernachläſſigt habe abzuſchreiben, und welche um jene Zeit, als Don Manoel lebte, einzehauen wurde, ſcheint mir zu beweiſen, ſo viel ich mich noch davon erinnern kann, daß hier ein Aufenthalt königlicher Perſonen war, was auch Veranlaſſung zur Stiftung der genannten Kirche gab. Von der Burg, Alcacer, von der die Benennung auch auf das Städtchen übergegangen, mit dem Zuſatz und Beivort — do Sal — des Salzes, weil die Mauern dieſer Burg vorzüglich zum Schutz der Salzfabricanten der Sado-Ufer gegen räuberiſche Einfälle dienten, meinten dieſe Herren, daß es nicht die Mühe lohne den Berg zu erſteigen, um nichts weiter als alte Mauern zu ſehen und ein faſt verödetes Nonnenkloſter. Eben dieſes war für mich das Anziehendſte, weßwegen ich die Mühe wohl daran gewandt und ſelbſt noch bei hellem Mondſchein den Gang unternommen haben würde, wenn ich dazu meine Begleiter hätte bewegen können, und allein dahin zu gehen, wurde mir als Fremdem mit fremdem Accent der Sprache, in jetzigen unruhigen und zügelloſen Zeiten, in der jeder als Freiherr auftritt, abgerathen, beſonders da in den kleinen Häuſern, die an dem Burgwege ſtehen, lauter Geſindel wohne. — Nach einer halben Stunde entfernte ſich der cerimonielle Beſuch, wir hielten unſer Soupé, auf das wir ſchon mit Ungeduld gewartet, und begaben uns darauf nach dem Hauſe des Bekannten, welcher uns zum Thee eingeladen, ein Bauern-Gentleman, der ein kleines, aber recht anſtändig möblirtes Häuschen bewohnte. Hier fanden wir Sopha, Spiegel, Spieltiſche, allerlei Putzſachen auf Tiſchen und modiſche Stühle; lauter Dinge, die man vor zwanzig Jahren hier noch bei keinem Bauern gefunden hätte. Der Prior von Alcacer, ein ziemlich wohlbeleibter Herr im Oberrocke mit rothem Chriſtus-Bändchen im Knopfloche, war mit von der Partie, es erſchienen zwei Hausdamen ganz geſchmackvoll nach der Mode gekleidet, man ſtellte einen Spieltiſch zurecht, allein man konnte keine Partie zuſammenbringen, und ſo wurde denn der ganze Abend verplaudert, nachdem von einem anſtändigen Mädchen der Thee in feinen Porcellantaſſen herumgereicht worden war.

(Fortſetzung folgt.)

Hr. Vattermare.

Das Athenäum vom 28 April dieſes Jahres enthält über die Bemühungen dieſes in England unter dem Namen Alexandre bekannten Mannes, der auch in London bereits mit der Regierung in Verkehr getreten iſt, nachſtehende Angaben: „Es iſt uns vor kurzem ein Plan zu einer Geſellſchaft vorgelegt worden, deren Zweck iſt, unter den verſchiedenen europäiſchen Regierungen eine Austauſchung der zahlloſen, in den verſchiedenen öffentlichen Bibliotheken und Muſeen vorhandenen Duplicate zu veranſtalten. Hr. Vattermare hat ſeit mehrern Jahren ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand gerichtet, und ſeinen Plan dem Kaiſer von Rußland, dem verſtorbenen Kaiſer von Oeſterreich und vielen andern gekrönten Häuptern von Europa vorgelegt, welche denſelben nicht nur billigten, ſondern auch zu unterſtützen verſprachen; ſollte er nun die Zuſtimmung der engliſchen Regierung erlangen, ſo will er alsbald Maaßregeln ergreifen, um eine ſolche Geſellſchaft zu Stande zu bringen. Obwohl wir recht gut wußten, daß Duplicate in allen öffentlichen Sammlungen vorhanden ſind, ſo hatten wir doch keinen Begriff von dem Umfange derſelben, bis wir die Petition des Hrn. Vattermare an die franzöſiſche Deputirtenkammer laſen, und vielleicht werden unſere beſtunterrichteten Leſer erſtaunt ſeyn zu erfahren, daß in der einzigen Bibliothek von München nicht weniger als 200,000, in der von Jena 12,000, in der von Petersburg 54,000, in Wien 50,000 Duplicate ſich finden, und daß ferner die entomologiſche Abtheilung mit 25,000 Duplicaten überladen iſt. Die Duplicate ſind für die ganze Welt, ſelbſt für die Bibliotheken, in deren Beſitz ſie ſind, ſo gut wie verloren, während ihr Tauſchwerth ſehr bedeutend iſt. Welche glänzende Vermehrung würde der Bibliothek des Arſenals zu Paris zu Theil werden, welche jetzt drei Exemplare der von Guttenberg gedruckten Bibel beſitzt, von denen jedes auf 20,000 Franken geſchätzt wird. Die

Details des Planes sind noch nicht festgesetzt, im Allgemeinen soll aber zu Paris oder an irgend einem andern Centralpunkt eine Gesellschaft mit einem mäßigen Capital gestiftet und unter die Leitung competenter Männer gestellt werden; diese sollen von den Bibliothekaren der verschiedenen Länder und Städte Listen derjenigen Duplicate erhalten, die sie gegen andere Bücher auszutauschen bereit sind. Diese Listen würden monatlich gedruckt und an die verschiedenen Regierungen gesendet, welche dann nach Gefallen daraus wählten; jedem Buch würde der Preis von der betreffenden Bibliothek beigesetzt, und die endliche Ausgleichung würde zu einer einfachen Kaufmannsrechnung." Der Einsender des Artikels glaubt, daß dieser Austausch namentlich auch für Münzcabinette sehr zu Statten kommen würde; auch Privatversonen würde dadurch der Weg zum Absatz oder Ankauf von Sammlungen geöffnet. — Nach den neuesten Nachrichten sind die Unterhandlungen des Hrn. Vattemare mit dem englischen Ministerium so weit gediehen, daß an das Parlament eine Petition gerichtet werden soll, wie dieß früher schon an die französische Deputirtenkammer geschehen.

Chronik der Reisen.

Reise in Arabien. Von L. Wellstead.

(Schluß.)

Wellstead verließ Suweik mit einer Escorte von 40 Mann zu Pferde, welche ihn, dem ausdrücklichen Befehl des Seyid Hital gemäß, bis Obri begleiten sollten; jedoch ehe sie nach den dritten Theil des Weges zurückgelegt hatten, verließen sie ihn und kehrten zurück. Dieser Umstand mußte den Reisenden um so unangenehmer seyn, weil das Land damals besonders unsicher war wegen der Einfälle der Wahabiten, und weil in jeder Stadt die lästige Nothwendigkeit, um eine Escorte zu bitten, sich wiederholte, da fast jede Stadt unabhängig für sich ist. In Obri war es ihm endlich vollends unmöglich, eine Bedeckung aufzutreiben, und glauben wir dem freilich nicht sehr wahrheitliebenden Reisenden, so konnte ihn nur sein unerschrockenes, standhaftes Benehmen von den in der Stadt herumschwärmenden Beduinen retten, da ihm der Scheikh, ungeachtet einer sehr nachdrücklichen Empfehlung vom Sultan, wenig Schutz und Gastfreundschaft angedeihen ließ.

„Hier kam man uns nicht, wie wir es in andern Orten von Oman zu finden gewohnt waren, mit Lebensmitteln und andern Bequemlichkeiten entgegen." Wellstead schüttelte daher den Staub von seinen Füßen mit dem Entschlusse, nach Sid zurückzukehren, um sich von dort aus zu Wasser der Hauptstadt der Wahabiten zu nähern.

In Suweik wurde er bei seiner Rückkehr nicht minder freundlich aufgenommen als das erstemal. „Wenn Sie, sagte Seyid Hital, den einzig noch übrigen Weg, um nach Derahah, der Hauptstadt der Wahabiten, zu kommen, versuchen wollen, so will ich ein gutes Boot ausrüsten, das Sie nach Schiras bringen soll; ferner will ich dem dortigen Scheikh schreiben, daß er Sie unter Bedeckung nach Bireimah, welches an der Gränze des wahabitischen Gebietes gelegen ist, bringe."

Wellstead nahm diesen Vorschlag an, und kam nach einer Küstenfahrt von drei Tagen in Schiras an. Die Küste zwischen Suweik und Schiras ist mit so vielen Städten und Dörfern übersäet, daß sie vielleicht unter die bevölkertsten Plätze der Erde gehört. Die wichtigste unter diesen Städten ist Sohar, bei den Portugiesen Soar, welche nur von Mascat in Bezug auf Handel übertroffen wird. Es hat 9000 Einwohner. Vor Alters segelten die arabischen Schiffe von seinem Hafen nach China. Der Beherrscher dieser Stadt ist Ahmed Ibn Alsan; der Sultan von Mascat sieht ihn mit Eifersucht an, und lauert nur auf eine Gelegenheit, ihm die Herrschaft zu entreißen; doch scheint Ahmed ziemlich mächtig und fest in seinem Besitze zu seyn; denn die Regierung ist mild, und was im Orient selten ist, regelmäßig. Da der Sultan von Mascat von den Orthodoxen nicht als Imam anerkannt wird, so bietet Ahmed Ibn Alsan Alles auf, um sich zum Herrn von Oman zu machen. Er heuchelt große Heiligkeit. Er weint oft Stunden lang, ohne ein Wort zu sprechen. Er gibt sich auch den Anstrich, künftige Dinge zu wissen, und findet darin Glauben.

Schiras hat einen kleinen Hafen, und ist überhaupt nicht von großer Bedeutung. Als unser Reisender daselbst ankam, wurde er anfangs sehr kalt aufgenommen, doch als er den Brief des Sultans von Mascat, unter dessen Herrschaft die Stadt gehört, vorwies und drohte, im Fall sie ihm auf seiner Reise nicht behülflich seyn wollten, nach Mascat zurückzukehren, um den Sultan mit ihrem Benehmen bekannt zu machen, wurde der Scheikh etwas geneigter, seinen Wünschen zu entsprechen. Wellstead sandte den Brief des Sultans an den Anführer der Wahabiten, welchen er noch in Beiramah glaubte, und ließ ihn wissen, daß er, wenn er geneigt sey, ihn zu empfangen, des gefährlichen Zustandes des Landes wegen eine Anzahl Männer schicke, die ihn sicher in sein Lager brächten. Unterdessen war dieser Brief wegen des Anrückens dieses Häuptlings gegen Derayah fruchtlos, weßwegen sich Wellstead entschloß, die noch übrige Frist der schönen Jahreszeit auf der Makranküste zu verweilen.

Ausfuhr indischer Eingeborner.

Unter diesem Titel theilt das Asiatic Journal vom Mai d. J. folgenden Auszug aus einem indischen Blatt mit. Im vorigen Monat (Januar d. J.) ist ein mit Kulis beladenes Schiff nach Demerara unter Segel gegangen; ein zweites wird jetzt zu diesem Zweck ausgerüstet, und wird bald gleichfalls absegeln. Der Agent, der diese unglücklichen Leute absendet, soll sich ermächtigt erklärt haben, 10,000 Kulis anzuwerben. Diese sollen die Stelle der Neger einnehmen, welche unter dem Lehrlingssystem nicht arbeiten wollen. Wir rathen den Freunden der Eingebornen, die entsetzlichen Details dieses Menschenhandels zu lesen, und fragen, ob es wahrscheinlich ist, daß Bengali-Arbeiter unter dem Einflusse des Klima's oder der Peitsche des Sklaventreibers werden ausdauern können? Die ursprünglichen Einwohner der westindischen Inseln, ein viel stärkeres Geschlecht als die Bengalis, sind unter den unmäßigen Anstrengungen des Zuckerbaues und der Zuckerbereitung erlegen. Wir erwarten nur genauere Nachrichten aus den besten Quellen, um das ganze Geheimniß des angeblichen Colonisationssystems zu St. Mauritius in sein wahres Licht zu stellen; für den Augenblick mag die Bemerkung genügen, daß nach den letzten Nachrichten aus Mauritius die Kulis im Aufstande sind.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 50** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Dramatische Poesie in Frankreich.** (Fortsetzung.) — **William Wordsworth.** (Fortsetzung.)

Zu den Abonnement dieses dem Auslande bestimmten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 158.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Junius 1838.

Die Jagd des Gauri-Gau.

Das Journal der asiatischen Gesellschaft von Bengalen enthält eine Mittheilung des öfters erwähnten Hrn. Hodgson über dieses merkwürdige Thier, dessen wir schon früher (s. N. 47 v. d. J.) gedacht haben.

Der Gauri-Gau verläßt nie die tiefsten Gründe des Sal-Waldes und vermeidet den nahen Tarrai auf der einen und die Berge auf der andern Seite. Er lebt in Heerden von 10 bis 30 Stück, wovon die Weibchen weit die Mehrzahl ausmachen, obwohl selbst in einer kleinen Heerde gewöhnlich 2 oder 3 erwachsene Männchen sind, deren Amt es ist, die Heerde zu leiten und zu bewachen. Diese Pflicht erfüllen sie mit ungewöhnlicher Thätigkeit, welche beweist, daß das Thier nicht nur sehr feine Sinne, sondern auch nöthigen Falls einen unbezwinglichen Muth besitzt, so daß weder Tiger, noch Rhinoceros, noch auch der Elephant die Heerde zu belästigen wagen. Während der Hitze des Tages ruht sie im tiefsten Dickicht, und kommt nur Morgens und Abends heraus, um auf den kleinen, offenen, im Walde zerstreuten Weidegründen zu grasen. Hier zerstreuen sich die Thiere natürlicherweise, um ihr Futter zu suchen, aber auf dem Zuge nach den Weidegründen und wieder zurück, ziehen sie einzeln hintereinander längs der schmalen Pfade, die sie selbst oder Elephanten, Rusas und andere große Bewohner dieser einsamen und fast undurchdringlichen Wildniß ausgetreten haben.

Auf einem Elephanten und bei Tage kann man sich der Heerde mit Leichtigkeit nähern, und ich habe Männchen in der Entfernung von wenigen Schritten mit sorgloser Gleichgültigkeit dastehen sehen, wahrscheinlich weil sie weder den wilden Elephanten fürchten, noch je von Jägern mit Hülfe von zahmen Elephanten belästigt werden, da nach den Schastras „der Gauri gleich dem Ochsen ist.“ Kein angesehener Mann des Landes würde einen Gauri tödten, und Leuten niederer Caste, die manchmal ein minder zartes Gewissen haben, fehlt es gewöhnlich an den nöthigen Mitteln. Wer die Jagd unternimmt, muß sich in den tiefsten Wald hinein wagen, und wegen des Geruchs alles Kochen und wegen der ungewöhnlichen Farben fast alle Kleidung vermeiden. Drei oder vier Leute, gewöhnlich nur mit Wasser und gedörrtem Korn zur Nahrung versehen, ziehen in die Nähe des Lagers einer solchen Heerde, nehmen ihren Aufenthalt aus Furcht vor den Tigern in einem Baume, und steigen dann täglich herab, um die Thiere auf ihrer Weide auszukundschaften. Ist diese gefunden, so umzingeln die Jäger den Grasplatz unter dem Schutze des Dickichts, müssen aber dabei sorgfältig vermeiden, sich zwischen den Wind und die Thiere zu stellen, da diese einen ausnehmend feinen Geruch haben. Trotz aller Vorsichtsmaaßregeln stellen sich doch die Jäger häufig umsonst auf die Lauer, da die Heerde bei dem geringsten ungewöhnlichen Symptom sich ins tiefste Dickicht zurückzieht, und zwar mit einer bei der Größe dieser Thiere erstaunenswerthen Schnelligkeit. In einem solchen Falle sind die Hoffnungen des Tages dahin; sind aber die Jäger bis auf 30 oder 40 Schritte herangekrochen und haben sie einen Baum, auf den sie sich zurückziehen können, so wird gefeuert und der Baum sogleich erklettert, sobald das verwundete Thier den Jäger bemerkt hat. Außerdem bleibt man im Versteck und wiederholt das Feuer, denn es ist selten auf einmal tödtlich, und die ganze erbitterte Heerde, doch gewöhnlich nur das verwundete Thier, dringt in das Gebüsch, um den Angreifer zu suchen. Wehe diesem, wenn er entdeckt wird und seinen Baum nicht erklimmen kann, denn das Thier übt furchtbare Rache, und wird seinen Angreifer nicht nur tödten, sondern auf ihm herumtreten, bis die Leiche in Stücke zerfällt. Kann er den Baum gewinnen, so hält der Gauri darunter Wache, und es fragt sich nur ob der Jäger sein Gewehr mit genommen hat oder nicht. Im letzten Falle kann er Hunger sterben, wenn seine Cameraden nicht herbeikommen, um den Gauri zu tödten. Im ersten Falle kann ihn der Jäger erlegen, denn so lang es lebt, weicht das Thier nicht ohne Rache vom Platze; wenn auch ein Gewehr ihm vors Gesicht gehalten und wiederholt abgedrückt wird, wird es fortdauernd an den Baum stoßen und den Angreifer bedrohen, bis es todt ist. Man hat Fälle, daß der Gauri, da dem unglücklichen Jäger sein Gewehr entfallen war und seine Gefährten nicht alsbald zu seiner Rettung heran zu kommen wagten, vierundzwanzig Stunden lang am Fuße des Baumes stehen blieb, und wahrscheinlich, so lang der Mann oben blieb, nie vom Platze gewichen wäre, wenn man ihn nicht endlich erlegt hätte.

Lebensbilder aus Portugal.

Eine Wasserreise nach der Villa d'Alcacer do Sal.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage hatte der eine unserer Begleiter, welcher Administrator der Fischcompagnie in Setubal war, eine gute Legua weiter am Flusse hinauf ein kleines Geschäft wegen Holzhandel und Transport des Holzes nach Setubal zur Erbauung von Fischerbarken abzuthun, und wir beiden andern Unzertrennlichen durften ihn doch nicht allein dahin ziehen lassen, besonders da er eine beträchtliche Summe Geldes bei sich führte, die ihm sehr leicht hätte abgenommen werden können, wenn man dieselbe bei ihm geahnet hätte, und da er überdieß bei unsrer Ausschiffung gestern diesen Sack mit Geld ganz öffentlich auf seinen Armen trug, so würde ein Angriff auf die klingende Münze gar nichts Außerordentliches gewesen seyn, besonders in so hungrigen Zeiten wie jetzt; eine bewaffnete Escorte, wie wir andern Beiden ausmachten, war also nicht zu verachten. Mit Tagesanbruch wollten wir aufbrechen nach eingenommenem Frühstück, Thee, mit einer Menge weichgesottener Eier und Rösterbrod; allein da zögerte die Ankunft der Maulthiere, die wir gemiethet hatten, um eine ganze Stunde, und darauf gab es einen abermaligen Aufenthalt an der Fähre, in welcher wir auf das linke Ufer übersetzen mußten, ein ganz flaches, starkes Boot, wie eine Flöße, die theils mit Stangen, theils mit Rudern in Bewegung gesetzt wird. Das Einschiffen der Maulthiere ging sehr schnell von statten, um so mehr machten aber einige magere Kühe zu schaffen, die man beinahe hinein tragen mußte, und eine derselben riß sich sogar los und rannte durch die Straßen.

Jenseits angekommen, boten uns die Stufen eines steinernen Kreuzes die größte Bequemlichkeit dar, um die breiten Sättel unsrer Maulthiere zu besteigen, und nun ging es in muntern Schritten vorwärts, erst noch in der sumpfigen Niederung auf einer Pflasterstraße, der Hauptheerstraße nach Algarbien, von der wir aber bald links ablenkten und auf sandigen Feldwegen in dem Flußthale hinauf ritten, einem der schönsten und gewiß auch fruchtbarsten Thäler, in welchem der Sado, gleich dem Nil, jährlich seinen schlammigen Boden absetzt, so daß diese Felder nie gedüngt zu werden brauchen. Und dennoch lagen die meisten dieser Felder wüste, man sah ihnen an, daß seit vielen Jahren kein Pflug sie berührt hatte. Große Stücke von ihnen in diesem Viertelstunden breiten Thale wurden gegenwärtig urbar gemacht, was etwas ganz Neues war und für ein Aufblühen des Ackerbaues gehalten wurde; wir sahen hier zehn schwerfällige Pflüge in Arbeit, jeder mit sechs mächtigen Ochsen bespannt, neben denen zwei Treiber gingen mit ihren 12 bis 15 Fuß langen Treiberlanzen bewaffnet, die meistens aus einem schlanken Rohre bestehen und an deren Spitze ein kleiner eiserner Stachel ist. Den Pflug führte ein Dritter. Aus dieser Procedur allein schon erklärt sich fast Alles, und besonders da die Knechte oder Taglöhner obendrein so theuer bezahlt werden müssen, daß die Bestellung eines Ackers hier dreimal höher zu stehen kommt, als in den meisten Gegenden Deutschlands. Knechten oder Taglöhnern, denen man keine Kost gibt, muß man, je nachdem die Arbeit ist, zum allerwenigsten, z. B. für das Ackern, 8 Vintem (8 Silbergroschen) täglich geben. Gibt man ihnen aber die Kost, so bekommt man sie für 3, auch 2 Silbergroschen; allein da behaupten die Landwirthe, daß man sich im ersten Falle, wo die Leute a seco (aufs Trockene, d. h. ohne Nahrung) gestellt sind, weit besser stehe, als ihnen Essen und Trinken zu geben, denn die meisten von diesen Arbeitern, die, wenn sie sich selbst verköstigen müssen, äußerst genügsam sind und sich nur mit Wenigem begnügen, sind Nimmersatte, wenn sie die Kost bekommen. So lange diese Leute nur im Stande sind, noch etwas hinunter zu würgen, muß ihnen auch aufgetischt werden; und wenn dieses nicht geschieht, so sagen sie, man gebe ihnen nicht satt zu essen, und bleiben alsdann von der Arbeit weg: denn hier zu Lande bindet sich Niemand an einander auf ein ganzes langes Jahr, höchstens engagirt man sich auf Monate, und trennt sich, sobald man sich nicht mit einander verträgt oder sonstige Unzufriedenheit sich einstellt, an jedem beliebigen Tage. Schickt der Herr den Knecht vor Ablauf des Vertrags fort, so muß er ihm den Lohn für die ganze Zeit des Vertrags auszahlen; geht aber der Knecht vor Ablauf desselben fort, so muß er auf seinen Lohn verzichten. Diese wissen es aber schon so einzurichten, daß sie dabei nichts verlieren. Die Oekonomen behaupten, daß wenn sie ihren Arbeitern die Kost geben und diese zu Geldeswerth anschlagen, ihnen alsdann die Arbeit doppelt so hoch kommt, als wenn sie ihnen einen simplen Taglohn verabreichen. Sie verstehen sich also auch nur dann dazu ihnen Kost zu geben, wenn sie Ueberfluß an eigenen Productionen haben und solche auf keine vortheilhaftere Art absetzen können. Die Art des Ackerns hier gewährt einen ganz eigenthümlichen Anblick, ganz verschieden von dem auf deutschen Feldern, wo jeder Pflug seinen besondern Acker verarbeitet, der alsdann durch eine breitere und tiefere Furche des andern Ackers oder Sattels getrennt bleibt. Hier nicht so, das größte Feld wird nur an einem Stücke bearbeitet, man sieht hier zu Lande Aecker, die über eine Viertelstunde lang sind, wie z. B. in den fruchtbaren Ebenen von Santarem, und da ziehen denn die Pflüge, so viele es ihrer auch sind, alle an einem Acker dicht hintereinander fort, und man kann dann leicht denken, was dieses bei zehn Pflügen, jeder mit sechs Ochsen bespannt, für eine Colonne gibt, 60 Ochsen und 30 Menschen und dann der lange Pflug dazwischen, dabei nun das fortwährende Rufen und Schreien der Treiber und der so äußerst langsam sich fortbewegende Schneckenzug. Die so prächtigen, großen, fetten und schweren Ochsen hier, gleich denen der ungarischen mit doppelter Kraft, sind ungemein träg und langsamern Schrittes wie die deutschen; sie harmoniren ganz mit dem trägen Wesen ihrer Führer, die auch nicht gerne sich in einen schnelleren Gang versetzen.

Unser Weg führte nun bald dicht an dem Flußufer hin, die hier mit hohem Schilfe fast durchgängig bewachsen sind, bald über die sich dem Sado nähernden Hügel sandigen Bodens, die theils mit Oliven bewachsen, großentheils aber noch aus Haidebergen oder Pinienwaldungen bestehen. Das fruchtbare Thalland, in welchem gegenwärtig Weizen angesäet wurde — so-

genannter Dreimonatsweizen von weicherem Kern und der diesen Namen führt, weil er bei günstigem Wetter in Zeit von drei Monaten ausgesäet und geerntet werden kann — erwartete großentheils noch vergebens die Schar des Pfluges. An vielen Stellen war es sumpfig und brachte hohes Gras und Binsen hervor, und war der Aufenthalt unzähliger Enten und Kibitze, deren Jagd wir auf den Rückweg verschoben. Nach Verlauf einer Stunde kamen wir ungefährdet an den Ort unsrer Bestimmung, einem sehr kleinen Dorfe von wenigen Häusern, Arepouco genannt, und kehrten in dem Hause eines reichen Bauern ein, mit welchem der Transport des Schiffsbauholzes veraccordirt worden war und dem das Geld eingehändigt werden sollte. Dieser Mann, den man für sehr reich hält, war aber außerdem auch als der größte Geizhals und Filz bekannt, so daß wir, aller Hoffnung beraubt, hier mit einem Frühstück oder gar einem Mittagsessen bewirthet zu werden, uns vorgesehen und mit kalter Küche und Wein versorgt hatten. Sein niederes, fensterloses Wohnhaus mit kleinen Nebengebäuden lag hoch auf den steilen, sandigen Ufern des Sado, und war nur durch den Fahrweg von diesen getrennt. Neben dem Wohngebäude, etwas zurückgeschoben, war ein kleineres Häuschen, mit offen stehender Thür, welches als Taubenschlag diente und mit einer ungemeinen Menge Nester angefüllt war, in welchen jetzt die Hauptbrütezeit begonnen. Man sah, die Taubenzucht war eine Liebhaberei des Senhor Manoel Jozé, jedoch schien sich diese nicht viel weiter zu erstrecken, als auf den Nutzen, den er durch Verkauf der Jungen zog. Freund B.. und ich formirten bei dem Anblicke dieser offenen Volière sogleich unsern Plan, uns an diesem Knauser zu rächen, im Fall er uns mit keiner Mahlzeit regaliren sollte; denn es war nichts leichter, als in diesem Taubenschlage ein halbes Duzend Tauben zu ergreifen und sie in unsere Jagdtaschen zu verbergen, um alsdann in Alcacer uns eine Abendmahlzeit davon zurichten zu lassen. Während dieser flüchtigen Betrachtungen, die wir gleich nach dem Absteigen von unsern Thieren machten, wurde nach mehrmaligem Anklopfen an die Hausthüre endlich geöffnet, und wir traten von der Straße ins Zimmer, das auch hier Alles in Allem war, Küche und Keller, Schlafkammer, Wohnzimmer und Vorrathsgemach. Wir überraschten den Hausherrn bei seinem Mittagsmahl, welches er, am niedern Herd sitzend, auf dem ein glimmendes Feuer brannte, in den braunen Mantel gehüllt und mit über den Kopf gezogener spitzer Capuze, und vor sich stehend auf einem Schemel, eben im Begriff war zu sich zu nehmen und das er bei unserem Eintritte sogleich mit einem Tuche bedeckte. Von Teller, Messer und Gabel war nichts zu sehen, und wahrscheinlich vertraten seine Finger und Nägel diesen Gesammtdienst. Der Geiz in diesem Betracht ist so was Seltenes bei den Portugiesen, daß jeder Andere ungenirt fortgespeist und uns sogleich eingeladen haben würde, daran Theil zu nehmen; allein dieser, um des Einladens überhoben zu seyn, that lieber, als wenn er nichts vor sich stehen hätte, um erst nach unserm Aufbruche mit seiner Mahlzeit fortzufahren.

(Fortsetzung folgt.)

Abschaffung der Pilgertaxe in Indien.

Die Partei der Frommen in England dringt darauf, daß der Rath der Directoren alle Taxen auf die Pilger als unmoralisch, irreligiös und das Heidenthum begünstigend abschaffen solle. Indische Blätter aber scheinen nicht ganz der Ansicht, und wir entnehmen aus einem derselben, Gyanna Neschun genannt, nachstehende Notizen über den Stand der Sache: „Im Jahre 1855 verpflichtete sich die Regierung, das herkömmliche Geschenk zum Unterhalt des Tempels von Dschaggernath fortzusetzen; schon im Jahre 1809 war die Aufsicht über das Gebäude dem Radscha von Khurda übertragen worden, um alle europäische Einmischung zu vermeiden, und für die bessere Verwaltung der innern Angelegenheiten des Tempels zu sorgen. Im Jahre 1808, unter der Verwaltung Lord Minto's, wurde untersucht, was die vorhergegangene einheimische Regierung für die Ausgaben des Tempels gezahlt hatte, und man setzte dem Ergebnisse dieser Untersuchung zufolge die Summe von 55,000 Rupien fest, und lieferte den Priestern zugleich aus den Waarenhäusern der Regierung die zu gewissen Ceremonien nöthigen Wollentücher, wogegen sie, als im Jahre 1850 die Waarenhäuser der Regierung aufgehoben wurden, eine Entschädigung von 1000 Rupien erhielten. Die von der vorherigen Regierung zu Erhaltung des Tempels bewilligten Ländereien warfen etwa 21,000 Rupien ab, so daß noch 56,000 Rupien aus andern Hülfsmitteln zu entnehmen sind. In den ersten zwei Jahren, nach der Erwerbung des Districts Cattack, wurde keine Pilgertaxe zu Puri erhoben, seit dieser Zeit aber wurden die Ausgaben des Tempels durch eine Taxe auf die dahin wallfahrtenden Pilger bestritten, und es ist nicht unmerkwürdig, die Summen zu vergleichen, welche die Regierung an drei berühmten Orten, nämlich zu Dschaggernath, Gelah und Allah-Abad erhob. Vom Jahre 1810/11 bis 1850/51, also in 21 Jahren, wurden zu Dschaggernath erhoben 2,457,570 Rupien, davon sind aber 1,154,440 R. als Ausgaben abzuziehen, und es verbleiben demnach nur noch 1,287,790 R., was also ein jährliches reines Einkommen von 61,101 R. gibt. Zu Allah-Abad wurden von 1811/12 bis 1850/51 1,646,657 R. erhoben. Hiervon gehen 140,788 R. für Ausgaben ab, und es bleiben also 1,505,869 Rubel, oder jährlich 75,293 R. reines Einkommen. Zu Gelah wurden von Pilgern von 1806/7 bis 1850/51, also in 24 Jahren, erhoben 6,846,762 Rubel. Die Ausgaben betrugen 997,185 Rubel, das reine Einkommen also betrug 5,849,575 Rubel. Leider können wir die Angaben nicht bis auf das tausende Jahr fortführen. Es ist übrigens aus dem Obigen einleuchtend, daß die Regierung bei dem Tempel von Dschaggernath ein bedeutend geringeres Einkommen hat, als bei den beiden andern heiligen Orten, und wir erfahren, daß das wirklich erhobene reine Einkommen und mehr noch dazu verwendet wird, die Straße von Calcutta nach Puri, ein Pilgerhospital daselbst u. s. w., zu unterhalten, so daß die Regierung bei der Taxe nichts gewinnt, außer in so weit, daß die Pilger ihre Ausgaben für ihre abergläubischen Gebräuche selbst bezahlen müssen, welche die Regierung sonst aus andern Quellen zu bestreiten hätte. Während der Mahratta-Regierung wurde eine Taxe von dem Verkaufe der sogenannten heiligen Speisen innerhalb des Tempels, von dem Verkaufe des Holzes zur Errichtung von Gerüsten, von Geschenken u. dgl. erhoben. Statt diesen kleinen Summen, zu deren Einsammlung ein Beamter von Seite der Regierung hätte angestellt werden müssen, und um diesem auszuweichen, kam man über eine bestimmte Summe überein, welche sodann von der

Beisteuer der Regierung abgezogen wurde; nichtsdestoweniger wurden die obigen Gegenstände, Verkauf des Holzes, Verkauf der heiligen Speisen u. dgl., in den Rechnungen fortgeführt, so daß die Herren Missionäre auf den Einfall kamen, die Regierung treibe einen Handel mit diesen Dingen, und in ihren Blättern davon sprechen, daß die abergläubischen Ceremonien mit aller Pracht, welche die Unterstützung der Regierung gewähre, stattfänden. Wer ähnliche Schauspiele im südlichen Indien gesehen hat, wird sich zu Dschaggernath stets sehr getäuscht finden, und wer es einmal gesehen hat, geht gewiß aus Neugierde nicht mehr hin. In den letzten Jahren sah man hier drei hölzerne Karren, umgeben von etwa 50,000 schmutzigen, halbnackten Menschen, von denen viele ein Bild des Elends darboten, ein Dutzend Elephanten, die zu Dschaggernath gehören, und einige neugierige Europäer. Die Priester des Tempels, Aunda genannt, glauben, alle Europäer, die der Ceremonie beiwohnen, thäten dieß zur Ehre Dschaggernaths, und sind darum hoch erfreut, und laden die umwohnenden Europäer häufig ein, so daß von den wenigen Missionären, die bei dieser Gelegenheit sich einfinden und predigen, viele wahrscheinlich nur diesem Umstand ihre Sicherheit verdanken; übrigens schenken ihnen wenige Leute Aufmerksamkeit, oder verstehen auch nur, was sie sagen, und die Tractättlein, die sie so emsig austheilen, fördern den beabsichtigten Zweck keineswegs. Da es aber der Wunsch der Behörden ist, daß die Pilgertaxen abgeschafft werden, so muß, wenn man nicht das gegebene Wort brechen will, die Summe von 57,000 Rupien jährlich an den Tempel bezahlt werden, dessen Ländereien nur 21,000 R. ertragen. Es sind also nur zwei Fälle möglich: entweder muß die Regierung 36,000 R. jährlich aus ihrem Schatz an die Priester bezahlen, oder es muß mit dem Radscha von Khurda eine Uebereinkunft geschlossen werden, daß dieser die Taxe erhebt, und den Ueberschuß über die nothwendigen Ausgaben in seine Tasche steckt.

Gegen den ersten Plan ergibt sich nur die Einwendung, daß die Regierung nicht nur die Summe von 36,000 R., sondern auch den frühern reinen Gewinn von 61,000 R. verliert, die zur Unterhaltung der Straße von Calcutta nach Puri, der Pilgerhospitäler u. dgl. verwendet wurden. Abgesehen von diesem Uebelstand, ist auch noch zu bemerken, daß nach Abschaffung der Pilgertaxe einige Jahre lang eine viel stärkere Anzahl Pilger, namentlich von den ärmern Classen, zu erwarten ist, und daß die Brutto-Einnahme, welche jetzt 116,000 R. jährlich beträgt, den Priestern zufließen wird, deren Einfluß und Thätigkeit durch diesen plötzlichen Anwachs von Reichthum gewiß nicht werden vermindert werden.

Der zweite Plan bietet mehrere Schwierigkeiten dar. Um die Taxe zu erheben, dürften nur bestimmte Zugänge offen gelassen werden, und man müßte auch dem Radscha gestatten, Niemand ohne Zahlung nach Puri zu lassen, bis er sich überzeugte, daß der Ankommende kein Pilger sey; dieß würde zu unaufhörlichen Streitigkeiten Anlaß geben. Der Radscha könnte Leute, welche nicht die Mittel haben, den geforderten Betrag zu bezahlen, ausschließen, bis ihre Zahl der öffentlichen Ruhe gefährlich würde. Man kann sich leicht vorstellen, daß der Radscha und seine Beamten alle Mittel aufbieten würden, um Geld zu erpressen; er ist zudem einer der Berg-Radschas, und sein Volk ist ihm sehr ergeben, so daß es gefährlich wäre, ihm in seinem eigenen Land eine solche Gewalt einzuräumen, die seinen Einfluß und seine Hülfsmittel ungeheuer vermehren, und bei geschickter Verwaltung in späterer Zeit der Regierung ernstere Verlegenheiten bereiten könnte. Man hat neulich erfahren, wie viel das Volk von Gumsar für seine Häuptlinge erduldet hat: die Gestaltung des Landes und der Charakter des Volkes sind so ziemlich dieselben, und auch die Sprachen gleichen sich sehr; auch ist der frühere Aufstand in den Jahren 1817 und 1818, der mit so vieler Schwierigkeit unterdrückt wurde, noch nicht vergessen. Aus diesen Gründen möchte wohl die Ueberlassung der Taxe an den Radscha von Khurda nicht rathsam seyn, und die Regierung besser thun, geradezu selbst den Verlust zu tragen.

Giftige Seeschlange.

Hr. Bland, Arzt auf dem Kriegsschiffe Wolf, hat im Madras Spectator einen Todesfall angezeigt, der die Folge des Bisses einer Seeschlange war. Die Schlange kam an die Seite des Schiffes und wurde von einem Matrosen mit einem Bootshaken an Bord gezogen. Ein Matrose, Namens Hyman, ein rüstiger junger Mann von 21 Jahren, packte das Thier, das ihn in den Zeigfinger der linken Hand biß, und mit Gewalt todgemacht werden mußte. Er ging in den Schifferaum hinab, um zu frühstücken, wurde bald darauf unwohl und schwindlich, fühlte Schmerz in der Kehle, die aufzuschwellen begann, wurde fühllos, und starb genau drei Stunden, nachdem er gebissen worden. Unmittelbar nach dem Tode veränderte der Hals seine Farbe, der Körper wurde mit dunkeln Flecken bedeckt, und nach wenigen Stunden so stinkend, daß man ihn noch denselben Nachmittag begraben mußte. Die Schlange wurde aufbewahrt: sie war 6 Fuß 6 Zoll lang, 6 Zoll im Umkreis an ihrem dicksten Theile, von wo der zusammengedrückte Schweif gleich dem breiten Theil eines Ruders auslief; sie war von gelber Farbe, und hatte vom Kopf bis zum Schweif drei und vierzig schmale, schwarze Ringe in ziemlich gleichen Abständen; beide Kiefern und die Gaumenhöhlen sind mit kleinen, gebogenen Zähnen wohl versehen, von denen viele Alters halber zerbrochen waren. Die Schlange ist die Coluber laticaudatus von Linné; dieselbe, welche Shaw Hydrus colubrinus nennt, und die in dem ganzen indischen Ocean, in der Straße von Malacca und in den Baien und Flüssen Indiens sehr häufig ist.

Vermischte Nachrichten.

Die Times theilen, jedoch auf eine sehr vage Weise, die Nachricht mit, daß sich im Staate Guatimala die Indianer empört und sich mehrerer Städte bemächtigt hätten. Ueber den Grund des Aufstandes ist nichts gesagt; er verdient aber immer Bemerkung, da in diesem Theil Amerika's die indianische Bevölkerung entschieden das Uebergewicht hat, und wohl des Jochs der gehaßten Creolen allmählich müde werden dürfte. Darauf scheint die Angabe hinzudeuten, daß die Sache wohl mit einer Aenderung der Constitution enden werde.

René Caillé, der bekannte Reisende, der bis Tombuctu vordrang, ist am 24 oder 26 Mai gestorben; er hatte in der letzten Zeit den Plan entworfen, nach Afrika zurückzukehren, und einen Weg zwischen den französischen Besitzungen in Afrika und den reichen Minen von Buri*) zu öffnen. Die Regierung hat ihm aber die dazu verlangten Mittel abgeschlagen.

*) In dem goldreichen Lande Bambuk auf der Mandingoterrasse, sieben Tagereisen östlich von Timbo. Siehe Ritters Afrika, zweite Auflage, S. 360.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 159.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Junius 1838.

Panama.

(Aus Scarletts: South-America and the Pacific.)

Panama liegt unter 7° 47′ N. Br. und 79° 30′ W. L. v. G. Ich habe außer dem Hafen von Rio nichts gesehen, was sich mit diesem Hafen an Schönheit vergleichen ließe. Die Stadt hat Mauern und Wälle, liegt auf einer Landzunge, und bietet mit ihren zahlreichen Kirchen, steinernen Häusern mit Ziegeldächern und alten, zum Theil verfallenen Klöstern, in deren Mitte Bäume wachsen, einen sehr malerischen Anblick dar. Sie liegt am Fuße einer grünen, undulirenden Hügelkette, die mit tropischen Bäumen bedeckt ist und den Vordergrund einer höhern Classe von Gebirgen bildet, die sich wie eine Scheidewand zwischen den beiden Meeren hinziehen. Doch sind auch die höchsten Berge auf dem Isthmus nicht so hoch, daß sie nicht selbst bis zum Gipfel mit Bäumen und Buschwerk bedeckt wären.

Die unmittelbare Umgebung von Panama ist in Gärten und Weideland abgetheilt, einige Villas geben ihr ein gefälliges Ansehen und contrastiren anmuthig mit der ernsten Größe der dahinter liegenden Wälder. Diese erstrecken sich über den ganzen Isthmus hin, und nur hie und da hat die Art des Negers einen Raum gelichtet für die rohe Hütte einer einsamen Familie, deren Wohnung die Einförmigkeit der Waldscene unterbricht.

Als ich landete, ging ich nach dem Hause des englischen Vice-Consuls, Hrn. Russell; er konnte mir kein Bett geben, verschaffte mir aber in einer benachbarten Straße ein großes Zimmer, wo ich erträglich logirt bin, aber jeden Tag mit ihm frühstücke und zu Mittag esse. Er erfüllt die Pflichten der Gastfreundschaft, so gut es hier möglich ist, denn die Kochkunst ist in dieser Stadt, wo nur fünf Europäer wohnen, so wenig bekannt, und die Märkte so spärlich versehen, daß ich in meinem Leben nicht schlechter gegessen habe. Es kommt daher sehr zu statten, daß die unmäßige Hitze den Appetit vermindert und die hier so nöthige Tugend der Mäßigkeit, ja selbst der Enthaltsamkeit leicht macht.

Ich hatte Zeit, die Stadt und ihre Umgebungen zu Fuß und zu Pferde zu durchwandern. Die Stadt ist nicht groß, enthält aber mehr Proben architektonischer Schönheit, als ich in irgend einer andern Stadt Südamerika's gesehen habe. Das Kloster auf der Plaza ist mit einigen schönen Säulen mit corinthischen Capitälen geziert, und in einem der halbzerstörten Klöster bemerkte ich einen zierlichen, hohen Bogen von 45 Fuß Spannung. Als Festung ist die Stadt übel gelegen, denn obwohl ihre Mauern von solider Bauart sind, so ist sie doch von einem Hügel in der Nähe völlig beherrscht.

Mit Ausnahme eines Hrn. Ferraud, Consul der V. St., des englischen Viceconsuls und des Agenten eines Handelshauses, sind keine Europäer von Bedeutung hier; alle Eingebornen, mit Ausnahme der Regierungsbeamten, sind Krämer, und ich glaube der Gouverneur selbst treibt Handel. Nordamerika, Europa und Westindien versehen den Isthmus mit fremden Waaren, von denen noch eine geringe Menge, wie früher, nach den Häfen der Südsee ausgeführt wird; sie gelangen den Fluß Chagres hinauf nach dem Dorfe Cruzes, und werden von da 21 (engl.) Meilen des schlechtesten Wegs, den man sich denken kann, auf Mauleseln nach Panama gebracht. Die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Mulatten, doch sind auch einige spanische Creolen hier. Die Frauen, namentlich die braunen, sind sehr hübsch und ihr Costume ungemein zierlich. Die Bevölkerung ist jetzt nicht mehr halb so groß als zur Zeit der Blüthe unter der spanischen Herrschaft. Das üppige Gras, das in den Straßen wächst, die zerstörten Klöster und verfallenen Mauern erinnern den Reisenden sogleich daran, daß die Stadt einst bessere Tage gesehen.

Ich ritt häufig mit dem Consul früh Morgens aus, und wir kamen, nachdem wir die Gärten in der Nähe der Stadt im Rücken hatten, auf schmalen, nassen Pfaden in dichte Wälder; das Unterholz ist ganz undurchdringlich, selbst für die Luft, und dieser Mangel an Circulation, nebst den zahlreichen, verfaulten Pflanzen und Stauden, verpestet die Atmosphäre. Alles dieß würde aufhören, wenn das Land vom Wald gereinigt und mehr bewohnt würde. Die Mannichfaltigkeit der Bäume, Stauden und Pflanzen jeder Art ist über alle Beschreibung; sehr wenig davon sind selbst den Eingebornen bekannt und durch besondere Namen unterschieden, und die Menge außerordentlicher Pflanzen, die miteinander an Pracht und Schönheit wetteifern, bieten

gewiß dem Botaniker noch ein undurchforſchtes Feld dar. Hier erwacht Alles erſt bei Nacht zu neuem Leben. Die brennende Hitze des Tages veranlaßt die ganze Bevölkerung die Läden zu ſchließen, und halb oder ganz ſchlafend in ihren Hammaks zu liegen; aber wenn die Sonne unter=, und der Mond aufgegangen, dann iſt die ganze Stadt in Bewegung. Kauf und Verkauf, Geſchwätz und Promenade, und ſelbſt die Proceſſionen gehen dann erſt vor ſich. Oft bin ich mitten in der Nacht durch den unaufhörlichen Lärm der Neger und Mulatten, die in einem benachbarten Wirthshauſe tanzten, aufgeweckt worden. Man kann das Haus krachen hören von dem Geſtampfe der Füße, und die Luft ertönt von dem Gejauchze wie von dem Geraſſel einer halb mit Steinen gefüllten Kürbisflaſche, die ein ſehr beliebtes Muſikinſtrument iſt, und dem monotonen Klang einer ſpaltigen Guitarre und eines pfeifenden Flageolets begleitet. Dieſe Beluſtigung geht ohne Unterbrechung fort von 11 Uhr bis 4 Uhr Morgens.

Lebensbilder aus Portugal.

Eine Waſſerreiſe nach der Villa d'Alcacer do Sal.

(Fortſetzung.)

Nachdem unſer Begleiter ſein Geld an dieſen Mann abgegeben, welcher den Transport des Holzes aus dem Walde bis an den Fluß übernommen hatte, und wir uns ein Glas ausgebeten, um von unſerm eignen Wein zu trinken — ein kleiner avis au lecteur, den man aber nicht verſtehen wollte — empfahlen wir uns dem Knicker mit der Bemerkung, daß wir jetzt in den Wald reiten, um die gehauenen Bäume zu beſichtigen, nachher aber wieder kommen würden, um mit ſeiner Erlaubniß unſre kalte Küche zu verzehren, die wir mitgebracht. Pois naõ! meine Herren! esta casa está as suas Ordems, war ſeine Antwort; er könne uns aber nicht in den Wald begleiten, weil er ſeit einigen Tagen conſtipirt ſey, eine Benennung, die man jeder kleinen Verkältung oder dem Schnupfen und Huſten gibt (constipaçâo). So ſetzten wir uns denn wieder auf unſere Thiere, und ritten in den nicht hundert Schritte weit entfernten Wald von hochſtehenden Pinien, welcher zu den Beſitzungen des Nonnenkloſters in Alcacer gehört, und einige Meilen im Umfange hat. Daß die Nonnen nichts von Forſtwirthſchaft verſtanden, konnte man dem Walde wohl anſehen, und längſt ſchon würde wohl hier kein Baum mehr zu finden ſeyn, wenn derſelbe näher einem bevölkerten Orte läge, wo Abſatz für Bauholz wäre. Dieſer geringe Abſatz aber, da Holz beinahe allein zum Brennen aus dieſem Walde verführt wird, hat ihn bisher vor gänzlichem Ruin geſchützt, denn es wird hier nur immer abgehauen, allein nichts wieder von neuem beſamt, und die Selbſtbeſamungen können darin nicht aufkommen, da ſie nicht in Hege gelegt, und Jahr aus Jahr ein Tauſende von Ziegen hierin aller Orts weiden, die jedes aufkeimende Bäumchen ſogleich abnagen. Der Wald war alſo ſchon außerordentlich gelichtet, ſelten daß man noch Plätze fand, wo die breiten, tellerförmigen, ſchönen Kronen der Bäume noch ſich einander berührten, große Erſtreckungen waren ſchon ganz baumlos, ſo daß ein deutſcher Forſtmann hieran ſeinen Jammer haben würde. Hier handelt ſich's in forſtmänniſcher Hinſicht, ſeit vielen Generationen ſchon, nur um die Ernte und nicht um die Saat, und ſelbſt die Staatsforſtadminiſtration führt daher auch nicht einmal den Titel von Conſervatorien, oder Forſtökonomien, ſondern der Adminiſtration des Holzſchlagens — da corte das Madeiras — und wenn nicht unſer deutſcher Landsmann, Ingenieuroberſtlieutenannt v. B... ſeit 15 Jahren bereits an der Spitze dieſer Staatsforſtwirthſchaft ſtände, deren Hauptwaldungen in der Nachbarſchaft von Leiria liegen, man würde fort und fort nur an Holzſchlag und an den daraus zu ziehenden Gewinn denken, und nie an Pflanzungen und neue Anſaaten, ungeachtet man doch die ſo traurigen Erfahrungen gemacht, daß, ſeitdem Portugal ſeine Wälder verloren, die ſonſt die Gebirge bedeckten, welche gegenwärtig ganz nackt und baumlos ſind, ſeine Sterilität begonnen hat. Dem Reſte portugieſiſcher Wälder ſteht nach und nach dasſelbe Ende bevor, wie den frühern; man wird ſo lange dreinhauen, bis nichts mehr zu hauen da iſt, und das Feuer — dieſe Steppenbrände, die allenthalben um ſich greifen, um junges, grünes Futter für die Ziegen hervorzulocken — wird überdieß hülfreich dazu beitragen, die Zerſtörung ſchneller herbeizuführen. Die Fiſch=Compagnie von Setubal mit den patriotiſchen Geſinnungen ihrer Adminiſtratoren, die nur in den großen Beutel zu greifen brauchten, um auf Koſten der Actionnaire ihren Patriotismus an den Tag zu legen, hatte in ihrem heiligen Eifer für das Wohl des Vaterlandes mit den Nonnen von Alcacer einen Vertrag abgeſchloſſen, 800 der ſchönſten Bäume für Schiffbau, nach den verſchiedenen Zwecken und an den bequemſten Orten in ihrem Walde, fällen zu dürfen, und zwar nach einem ſo gemäßigten Accorde, daß ſie für einen Baum von 60 Fuß Länge, und durchgängig 20 Zoll Durchmeſſer im Quadrat, nachdem derſelbe beſchlagen, nicht mehr als 700 Reis (1 Thlr. 4 Sgr.) an die Nonnen zahlten. Allein die ferneren Koſten eines ſolchen Baums beliefen ſich noch dreimal ſo hoch. Für jeden Baum, Stück für Stück zu hauen, zahlte man 240 Reis; ihn aus dem Walde bis an den höchſtens zwei bis dreihundert Schritt entfernten Fluß zu bringen, koſtet 700 Reis nach Accord mit dem obengenannten Landmann, das Beſchlagen desſelben 500, und der Transport zu Schiff bis nach Setubal 900 Reis, ſo daß alſo ein ſolcher Baum auf 3000 Reis bis an Ort und Stelle zu ſtehen kam (5 Thaler), ein Preis, wofür man ſie weit wohlfeiler aus Schweden und Norwegen hätte kommen laſſen können. Allein hierin zeigte ſich eben der Patriotismus, das Geld dafür ſollte nicht außer Land gehen, wovon man doch ſpäter wieder abgekommen iſt. Was nun unſer Adminiſtrator in dem Walde ſehen wollte, das wußte er eigentlich ſelbſt nicht, denn er verſtand weder etwas davon, ein Stück Holz zu beurtheilen, ob es ſeinem Zweck entſpreche oder nicht; er beſaß keine Liſte von der Anzahl der verſchiedenen Stücke, die gefällt werden ſollten; er wußte nicht, wie viel ſchon gefällt und transportirt worden war, zählte auch nicht einmal nach, was abermals gefällt da lag und transportirt werden ſollte, notirte ſich auch nichts auf von dem, was ihm der Schiffszim=

mermann, der zur Auswahl der Bäume hieher geschickt worden, mittheilte; es schien ihm ganz gleichgültig zu seyn, ob der Mann die Wahrheit sagte oder ob er log, und dieser war es doch hauptsächlich, der bei einem solchen Auftrage seinen Hauptschnitt machte, sobald er sich nur mit denen verstand, die den Land- und Wassertransport besorgten; denn die Nonnen stellten auch keinen Aufsichter, um die gehauenen Bäume zu zählen, statt 800 konnten die Leute tausend hauen und wegtransportiren. Die enorme Fracht der 800 schloß die 200, die darüber waren, schon in sich ein, und auf diese Art konnte man die Nonnen und die Compagnie betrügen, und verkaufte dann die 200 Stück Ueberschuß für eigne Rechnung; denn so wenig der Administrator die Holzstücke zählte, eben so wenig zählt er auch die nach, die in Setubal ankamen, und dann sogleich an der Küste in den feuchten Meeressand, zur bessern Erhaltung und zum Ausziehen der Harztheile, eingegraben wurden. Oder auch konnte der Betrug auf eine andere Art statt finden; indem man angab, daß man z. B. die 800 Bäume nach Setubal verschifft habe, und es doch nur vielleicht 600 gewesen, in welchem Fall sich alsdann der Zimmermann mit dem Geschäftsführer der Nonnen verstehen konnte, um Theil an dem Gewinn von den 800 Bäumen zu haben, da doch nur 600 gehauen wurden. Mit Einem Worte, die Spitzbübereien bei solchen Administrationen, die schlecht bedient sind, was beinahe immer der Fall ist, werden auf eine unendlich vielfältige Art betrieben, und dieses nicht im Kleinen, sondern gleich im Großen. Einen kleinen Diebstahl, eine unbedeutende Betrügerei zu begehen, hält man für höchst verächtlich, für ridiculo, wie man sich ausdrückt; und Jemand, der sich so etwas zu Schulden kommen läßt, verliert alle Achtung, man raisonnirt über ihn bei jeder Gelegenheit. Indessen, wer es so recht grob macht, mit beiden Händen zugreift, wo er nur kann, über einen solchen verliert man kein Wort, man bezeigt ihm aller Orten und Enden, und so lange er sich zu halten versteht, alle mögliche Achtung. Fällt er aber endlich, nachdem er sein Schäfchen geschoren hat, dann lacht er in sein Fäustchen, und Andere machen höchstens die Bemerkung, aproveitoù a occasiao, d. h. er hat sich seine Stelle wissen zu Nutze zu machen, und ein Dummkopf ist derjenige, der dieses nicht thut, setzt man noch hinzu. Ein Beamter, der hier so recht im Großen gestohlen und nun auf seinen Lorbeeren ruht, ungeachtet derselbe von seinen Feinden und Mißgönnern öffentlich für einen Dieb und Spitzbuben erklärt wird, verliert dadurch nie seine Ehre, man schließt ihn nirgends aus, es ist genug, daß er Geld hat zu ostentiren, um keine Notiz von allen den Verunglimpfungen zu nehmen. Dieses ist einer der Hauptgründe, warum hier alle industriellen Unternehmungen fehlschlagen, indem bei den Administrationen derselben immer nur zwei Alternativen vorkommen, entweder die Administratoren sorgen für sich und das Wohl der Ihrigen, den eigenen Beutel mehr als den der Administration berücksichtigend; oder sie sind zu nachlässig und sorgen weder für sich noch für ihr Amt, lassen sich betrügen und bestehlen, vertrauen nur auf Untergebene, um in ihrer Bequemlichkeit nicht gestört zu werden, sich die Mühe von scrupulösen Untersuchungen zu ersparen, sich dadurch Freunde zu machen und alle Feindschaften, welche diese gemeiniglich mit sich bringen, zu entfernen. So und nicht anders war denn auch unser Administrator der Fischgesellschaft in Setubal, der nun in ein besseres Leben übergegangen — es war ihm gleichgültig, ob die Fisch-Compagnie Vortheil oder Nachtheil von diesem Holzkaufe hatte; er unterschrieb die Rechnungen, die man ihm vorlegte, für gültig, glaubte was man ihm sagte, und bezahlte, wenn man ihm das Geld dazu einhändigte. Die Fällungsinspection des Administrators hatte also auch nichts Anderes zum Zwecke, als in seinem Berichte an die Hauptadministration der Fonds sagen zu können: „ich habe in dem 7 Leguas entfernten Wald die gefällten Bäume besichtigt und Alles in der Ordnung gefunden."

Ermüdet, mehr von dem heißen Sonnenbrande und der dumpfen Hitze, die in Tannenwäldern zu herrschen pflegt, die durch den stets ausdünstenden Harzgeruch um so fühlbarer wird, kehrten wir zu dem Hrn. Manoel Joze zurück, nicht nur um unsern Mittag zu halten, sondern auch um die Sonne etwas tiefer herabsinken zu lassen. Der Geizhals saß noch auf dem selben Flecke am Küchenfeuer, das auf einem breiten, niedern Herde brannte. Der Mann, der uns, bevor wir in den Wald gingen, nichts offerirt hatte, und sein Mittagsessen so sorgfältig verborgen, schien während unsrer Abwesenheit in sich gegangen zu seyn; zu unserm Erstaunen fanden wir einen schön weiß gedeckten Tisch mit silbernen Messern und Gabeln, dann Porcellan-Service und Krystallgläsern, lauter Gegenstände, die wohl seit einem Vierteljahrhundert das Tageslicht nicht erblickt haben mochten. Er entschuldigte sich, daß er uns nicht besser bewirthen könne, da er von unserer Ankunft nichts gewußt und in dieser Einsamkeit nichts zu haben sey, als was allenfalls ein armes Haus, wie das seinige, produciren könne, wir müßten also vorlieb nehmen; und genau genommen mußten wir auch vorlieb nehmen: der Filz hätte können Hühner und Tauben schlachten, kochen und braten lassen, allein davon war nichts zu sehen, denn diese Thiere waren so gut wie baares Geld; ein Huhn konnte er für 1 Thlr. verkaufen, 1 Taube für 4 gGr., das wäre also ein zu kostbares Mahl gewesen. Man tischte uns also nur gebratene, sehr salzige und fette Würste auf, von denen, die im Schornstein hingen, alsdann kalten, süßen Reis und zuletzt eine Art Krapfeln, ein Backwerk mit einer Zuckersauce. Es war für einen Geizhals noch immer ehrenwerth, da er überdieß auch noch von seinem Weine hergab, der nicht schlecht war.

In Rücksicht dessen, was er demnach für uns gethan, unterließen wir den Angriff auf den Taubenschlag und begaben uns gegen 3 Uhr auf den Rückweg nach Alcacer, wo wir an einem Gehölze auf fünf Reiter mit hohen, kräftigen, andalusischen Maulthieren stießen. Spanier waren in ihnen nicht zu verkennen, alle mit Clavinen und weitmündigen Musketonnern bewaffnet, die vorne an ihren breiten und hohen Sätteln herabhingen, spitze Hüte, schwarze Sammtjacken mit hundert blanken Knöpfchen, braunen, ledernen Gamaschen mit Sporen; Leute mit unternehmenden, resoluten Gesichtern, die sich nicht einen Augenblick bedenken, was sie thun sollen, wenn ihnen Gefahr droht, heute Contrebandiers, morgen Räuber und Guerilheiros

sind; eine gefährliche Race Menschen, da wo es eine Rache auszuüben gibt, aber auch dienstwillig, generös und von einer ritterlichen Höflichkeit, die ungemein ansprechend ist. Guarda dios, dabei ein wenig den Hut lüftend, war ihr Gruß, und so ließen wir sie bei uns vorüberreiten, denn unsere magern Maulthiere konnten mit den ihrigen nicht Schritt halten. Bald kamen wir nun nach den Lezirias, diesen Sumpfgegenden, wo wir im Vorübergehen unsere Maulthiere verließen, und Jagd auf Kibitze und Becassinen machten, dabei aber jeden Augenblick bis an die Kniee in Koth und Schlamm einsanken, was uns denn länger aufhielt, als wir gewollt, so daß wir erst in der Dämmerung wieder in Alcacer einrückten. Da wir den folgenden Tag in aller Frühe uns wieder nach Setubal einschiffen wollten, so hatte ich nicht nur den Verdruß, mehrere Merkwürdigkeiten aus dem Alterthume, deren ich später noch erwähnen werde, nicht gesehen zu haben, sondern ich konnte auch nicht einmal die alte feste Burg besehen, welche die festeste in Portugal gewesen seyn soll, und wo sich die maurischen Araber am längsten gegen die Heeresmacht des ersten portugiesischen Königs, Don Alfonso Henrique, vertheidigten. Der Höflichkeit mußte überdieß auch das Opfer gebracht werden, sich von dem Schlamm zu säubern, und allen Personen, die uns becomplimentirt hatten, noch einen Gegenbesuch zu machen. Weder Ermüdung, noch der späte Abend und unser morgender früher Aufbruch würde uns bei diesen Leuten entschuldigt haben, wenn wir dieses unterlassen hätten; sie würden es für eine Nichtachtung, und uns für ungesittete Menschen gehalten und so etwas nie vergessen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die muselmännischen Provinzen Rußlands jenseits des Kaukasus.

IV. Die Provinz Scheki. *)

1. Lage, Gränzen und Ausdehnung.

Die Provinz Scheki liegt zwischen 40° 10′ und 41° 16′ N. B. und zwischen 64° 37′ und 65° 48′ O. L., gränzt gegen Norden an den Hauptrücken des Kaukasus, Salwal-Dag und Schach-Dag genannt, jenseits dessen unabhängige lesghische Stämme: die Durchtschli, Chnow, Gidimin, Achty-Para und Docus-Para, wohnen; gegen Osten an die Provinz Schirwan, von welcher es nordwärts durch den Goch-Tschai bis an das auf dem Bergrücken Bas-Dag liegende Dorf Weit, und dann durch eine Landgränze bis zum Flusse Kur getrennt ist; gegen Süden an die Provinz Karabag, wo der Kur die Gränze macht; gegen Westen an die Besitzungen des Sultans von Elisful, und die zum Dorfe Samuch im jelisabetpolischen Kreise gehörigen Ländereien; gegen Südwesten gleichfalls an den jelisabetpolischen Kreis, wo der Kur die Gränze bildet. Die Provinz hat in gerader Linie eine Länge von 110 und im nördlichen Theil eine Breite von 105 Werften. Der südliche Theil endigt sich in einer Spitze. Die ganze Ausdehnung beträgt etwa 9000 Quadratwerste.

*) Geschildert von Alexander Janowski.

2. Beschaffenheit des Bodens.

In der Provinz Scheki finden sich vier Bergzüge: 1) der Kaukasus; 2) der Bos-Dag; 3) der Achbyb; 4) der Chanabat.

Die Zweige des Kaukasus laufen unter dem Namen Salwal-Dag und Schach-Dag fast 15 Werste in die Provinz herein mit ihren südlichen Ausläufern, von denen die dem Hauptrücken zunächst liegenden von Schieferformation sind, und theils unfruchtbare Felsen darbieten, theils mit Erde bedeckt sind und als Sommerweide dienen; die Vorberge aber sind Alluvialgebilde, und bestehen aus gelbem oder röthlichem Thon, mit zertrümmerten oder abgerundeten Steinen gemischt, und in der Nähe des Dorfes Bidels aus einem porösen, welchen und an der Luft sich verhärtenden gelblichen Stein. Sie sind mit Wald bedeckt, der nur selten auf den Schiefergebirgen vorkommt. Unter den besondern Höhen sind zu bemerken: der Dost-Dag oder Freundschaftsberg, Armud-Daladan, Abas, Daschagil, Kaslan-Utschan und Likinik; die vier letztern sind auf der Nordseite nie von Schnee frei. In den vordern Ausläufern finden sich viele Waldschluchten, die gegen Norden laufen, und sich in andere kleinere theilen. Die bedeutendsten darunter sind die von Güinik oder Schin, Sunut, Setsit, Keldek, Daschagil, Dschalet, Wartaschin, Chatchal, Chatschmas, Korintschal, Likinik, Kutkaschin, Wandam und Gochtschai.

Der Bergrücken Bos-Dag, das heißt der graue Berg, läuft gegen Kachetien hin, wird im Gebiete von Elisful von dem Fluß Alasan durchschnitten, und läuft nach Scheki hinein in zwei Ausläufern, welche sich 5 Werste westlich von dem Dorfe Daschbulach vereinigen und das enge Thal Saradscha bilden. Der Bos-Dag erstreckt sich durch die ganze Breite der Provinz, fast parallel mit den letzten Ausläufern des Kaukasus, wendet sich dann an seinem östlichen Ende etwas gegen diesen hin und läuft in die Provinz Schirwan hinein. Nahe an dem Dorfe Golü-Duch trennt sich von ihm gegen Südosten ein schmaler Ausläufer, der das Thal Belan bildet, und mit dem Berge Kürd am rechten Ufer des Flusses Aldschegan endet; im Magal Gum wird er von einem Thale durchschnitten, worin mehrere Flüsse laufen. Der Bos-Dag hat eine Breite von 5 bis 6 Werften, besteht theils aus scharfen, theils aus abgerundeten Steinen, die mit gelbem Thone vermengt sind, und zeigt auf der Oberfläche eine Zimmtfarbe, die mit kleinen Steinchen besäet ist. Der südliche Theil enthält auf der Westseite viel Salz, und besteht aus einerlei weißgelblichem Thon. Gegen Westen, von dem Dorfe Dasch-Bulakan, haben die Felsen eine graue Färbe, aber an dem von dem Flusse Turian eingerissenen Tiefthale sind sie röthlich. Die Oberfläche bietet eine ziemlich hohe, nach beiden Seiten zu abschüssige Fläche dar, die mit Erde bedeckt ist; in den Schluchten und Tiefthälern wächst kleines Holz, und längs dem ganzen Kamme hin sind Dörfer von Armeniern zerstreut, die sich meist mit Ackerbau beschäftigen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In dem Botanical Journal steht die Nachricht, daß ein Engländer, Namens Orton, der botanischen Gesellschaft eine besondere Art Spargeln vorgelegt habe, welcher den Namen Zimmerspargel erhielt, und im Winter so gut wie im Sommer wächst; vermittelst eines besondern Düngungsmittels kann man diesen Spargel wie die Jonquille im Zimmer ziehen, und sie dient zu gleicher Zeit als Zimmerverzierung und als wohlschmeckendes Nahrungsmittel.

Den HH. Montgolfier soll es gelungen seyn, bei der Papierbereitung die Lumpen mit Holz zu ersetzen, und sie werden bald einen undurchdringlichen Holzpappendeckel (carton-bois) in den Handel bringen, der bei der Bedachung der Gebäude den Schiefer mit Vortheil ersetzen soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 160.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Junius 1838.

Die Kosaken vom schwarzen Meere.

Wir theilen hier auszugsweise eine Schilderung dieses Volkes aus Spencers Travels in Circassia, Krim Tartary etc. mit, weil es einigen Aufschluß über die jetzige Lage und Stellung dieser Anwohner des schwarzen Meeres (Tschernomore) gibt.

Das von den Kosaken bewohnte Land ist eine Fortsetzung der ungeheuren Steppe im südlichen Rußland, scheint übrigens viel fruchtbarer als die meisten übrigen Theile derselben, denn ich sah allenthalben zahlreiche Heerden weiden. Diese Kosaken sind von einem ganz andern Stamm als die übrigen, und gleichen mehr den Bewohnern des Kaukasus als den Slaven Rußlands, welchen die Natur nicht eben die schönste Gestalt gegeben hat. Sie sind meist schlank und gut gebaut, von kraftvoller Gestalt, und ihr Profil ist gewöhnlich griechisch oder römisch; ihr Haar ist stets dunkelbraun oder schwarz, und sie haben hinreichend asiatisches Blut in den Adern, um ihren Zügen das scharfe Gepräge zu geben, das die Völker des Orients auszeichnet.

Seit Jahrhunderten waren sie die großen Vertheidiger des Kreuzes, die Gränzwächter Europa's gegen die Einfälle der fanatischen Muhammedaner, und bei ihrer wohlbekannten Tapferkeit brachte ihre Verbindung mit Rußland, von dem sie nie erobert wurden, diesem Reich die größten Vortheile in den Kämpfen gegen Türken und Tataren. Trotz der Dienste, welche die Kosaken dieser Länder geleistet haben, sind sie bei den Russen nicht beliebt und gelten als unzuverlässige Barbaren, als Räuber von Handwerk, deren Tapferkeit mehr mit dem Ungestüm eines Wilden, als dem Muthe eines tapfern Soldaten zu vergleichen ist. Natürlicherweise bleibt der Tschernomorier im Hasse nichts schuldig, um so weniger, als er von Freund und Feind als der tapferste unter den Kosaken des russischen Reiches betrachtet wird, und nur dem unbezwinglichen Tscherkessen nachsteht, der sich lieber in Stücke hauen läßt, als daß er sich ergäbe.

Bekanntlich stammen diese Kosaken von den Saporogern ab, welche im J. 1792 von der Kaiserin Katharina an den Kuban versetzt wurden. Sie nehmen jetzt das ganze rechte Ufer dieses Flusses, von der Einmündung der Laba bis zu dem Post oder Ai in der Nähe des azowischen Meeres ein, welches sie von den donischen Kosaken trennt. Hinsichtlich seines Aeußern übertrifft er den donischen Kosaken bei weitem, und obwohl er nicht so schön ist als sein Nachbar, der Tscherkesse, so hat doch die gegenwärtige Generation bereits viel an Schönheit gewonnen, da häufig tscherkessische Mädchen von den Kosaken geraubt werden. Zwischen beiden Theilen herrscht wegen des fortdauernden kleinen Kriegs ein entschiedener Haß, und auf beiden Seiten leben Viele nur von dem Raube, den sie im fremden Lande begehen. Wenn sich übrigens der Tscherkesse über die Raubsucht seiner Nachbarn beklagt, so muß man bemerken, daß er im Ganzen doch wesentlich gewonnen hat, denn der Tschernomorier nahm bei seiner Wanderung vom Dnieper her die häuslichen Sitten, die Bequemlichkeit und Reinlichkeit der Europäer mit, so wie ein besseres Kriegssystem, und in allem diesem hat er den wilden Tscherkessen unterrichtet, der eben dadurch ein furchtbarerer Feind für Rußland geworden ist. Die Kosaken dagegen, dem Einflusse eines ungesunden Klima's, den giftigen Miasmen der Sümpfe und den unablässigen Feindseligkeiten der Tscherkessen ausgesetzt, nehmen täglich an Zahl ab, denn sie können jetzt nicht über 12,000 Mann ins Feld stellen, während sie zur Zeit ihrer ersten Niederlassung am Kuban 50,000 Krieger zählten, eine Abnahme, wozu freilich auch die letzten Kriege, namentlich mit Polen, das Ihrige beigetragen haben mögen.

Lebensbilder aus Portugal.

Eine Wasserreise nach der Villa d'Alcacer do Sal.

(Fortsetzung)

Diese forcirten Besuche brachten für mich doch einiges Gute hervor; denn da ich nicht nachließ mit Erkundigungen über die Verhältnisse älterer Zeiten und das Geschichtliche derselben, so wie über manches Alterthümliche und Merkwürdige — was wohl hier noch vielleicht ganz versteckt sich vorfindet, so daß die wenigsten Einwohner etwas davon wissen — versicherte ein gewisser ältlicher Herr, daß er ein altes Buch besitze, welches er einstens in Lissabon auf der Feira da Ladra gekauft, bloß des

dicken Papiers wegen, um Düten für seinen Kramladen daraus zu machen, allein da er zufälliger Weise den Namen Alcacer darin gefunden, und weil dieses eine merkwürdige Stadt gewesen, so habe er dasselbe aufbewahrt. Natürlicherweise war sogleich mein größtes Verlangen, dieses Buch zu sehen, und auf meine Bitte war der Mann auch so gefällig dasselbe mir zuzusenden. Es war das Dicionario Geografico von Cardoso in Folio, der 1ste Theil, wovon nur drei Theile bis zum Buchstaben C im Jahr 1747 erschienen sind, und dann keine weitere Fortsetzung erfolgte. Mit Begierde fiel ich darüber her, und wie sehr bedauerte ich, nicht früher genauer davon unterrichtet gewesen zu seyn, welch merkwürdiger Ort Alcacer gewesen, um gleich anfänglich die Vorkehrungen getroffen zu haben, wenigstens einen Tag länger daselbst zu verweilen. Mit dem schweren Cardoso in den Händen, streckte ich mich auf mein Nachtlager, und schloß nicht eher die Augen, bis das lange Capitel Alcacer, was so manches Interessante darbietet, zu Ende gelesen war.

Unser Boot, womit wir gekommen waren, hatten wir sogleich wieder zurückgesandt, und daher jetzt unsere Plätze auf dem gewöhnlichen Markt- und Transportschiffe genommen, welches noch vor Tagesanbruch mit eintretender Ebbe abfahren sollte. Die Schiffer kamen deßhalb auch schon vor 4 Uhr uns zu wecken, der Mond war längst untergegangen, und es war stockfinstre Nacht. Ein Licht hatten wir brennen lassen und die Bestellung gemacht, vor unsrer Abreise Thee mit Eiern zum Frühstück zu bekommen; allein so etwas ist hier immer mit großen Schwierigkeiten verknüpft, selbst in den besten Gasthäusern Lissabons, da man in denselben nie gewohnt ist, Gäste in später Nacht zu erwarten, die mit Diligencen oder Extraposten wie in andern Ländern zu jeder Stunde der Nacht anzukommen oder abzureisen pflegen, was hier nie vorkommt, da es weder Diligencen noch Extraposten zum Reisen gibt. Die Wirthsleute selbst würden sich des Morgens um keinen Preis aus ihrer Ruhe stören lassen, sie geben also, wenn einmal ein so außererdentlicher Fall kommt, daß ein früh aufbrechender Reisender erst noch ein Frühstück zu haben wünscht, dem Aufwärter oder der Magd den Auftrag dafür zu sorgen, und diese legen sich ruhig nieder, und vergessen meistens das Aufstehen, so daß der Fremde dieselben erst wecken muß. Auch hier trug sich dieses auf die Weise zu: Alles lag noch im Todesschlafe, als wir längst auf den Beinen waren, und wohl eine halbe Stunde lang mußten wir rufen, lärmen, und an den verschlossenen Thüren trommeln und klopfen, bevor sich die mürrische Magd erhob und Feuer zum Theewasser anzündete, so daß sich unsere Abreise etwas verzögerte, und die lärmenden Barqueiros fluchten und schimpften, und nur durch einen Schluck Branntwein insofern zu besänftigen waren, daß sie uns nicht im Stiche ließen und allein abfuhren; denn da die schnellere Fahrt von Wind und Fluth abhängt oder der Strömung des Wassers, so muß auch jeder günstige Augenblick benutzt werden, oder man läuft Gefahr, alsdann durch widrigen Wind und Strömungen mehrere Stunden aufgehalten zu werden, oder bei zu schnell eintretender Ebbe und den vielen Untiefen des Flusses, auf einer Sandbank so lange hängen und festsitzen zu bleiben, bis die Fluth wieder eintritt und die Gewässer ansteigen. Die Schiffer hatten also so Unrecht nicht, ungeduldig zu werden, und solche Art Leute anderer Nationen würden alle Rücksichten bei ähnlichen Gelegenheiten bei Seite setzen und ohne Weiteres abgefahren seyn, wie ich es auch zu öfterem auf meinen Reisen sowohl in England und Frankreich als in Deutschland erlebte, und auch hier würden sie es nicht besser machen, wenn man sie schnöde und wegwerfend behandeln wollte; allein durch Höflichkeit ist ungemein viel von den Portugiesen zu erlangen, und besonders auch deßhalb, da Zeitverlust bei ihnen gar nicht in Anschlag kommt; sie verschieben so gern Alles auf den folgenden Tag, und wissen sich sogleich zu trösten, wenn ihnen ein Vorsatz für heute vernichtet wird, der nun morgen erst zur Ausführung kommt. Dieser wenige Sinn für Zeitersparung und Zeitbenützung zeigt sich durch Alle Classen hindurch, von den Ministerien und der Volksrepräsentation an, der Verwaltung und Justizpflege, bis zur Werkstätte des Schusters und der Bestellung eines Ackers herab.

Im Finstern tappten wir nun über den Quai neben dem Zwinger der Mordgesellen und Räuber vorbei, die auf kalten Steinplatten gebettet waren, nach dem Schiffe, wo nur mehrere Gestalten in dunkeln Umrissen zu erkennen, die hier schon Platz genommen. Gruppenweise standen oder lagen sie, in Mäntel gehüllt, am kühlen und feuchten Morgen, schweigend der Abfahrt harrend. Ich näherte mich einem derjenigen, die sich auf dem Boden niedergelassen hatten, und die, wie ich wohl mit meinen Füßen fühlen konnte, auf Betten oder Strohsäcken zusammengekauert saßen; Kisten und Kästen standen daneben, die ihnen Obwand gaben, und auf eine ganz leise Weise gleitete auch ich zwischen diesem Gepäcke nieder und erhielt einen weichen Sitz auf dem überragenden Strohsacke. Zu sehen war in der Dunkelheit nichts, zu hören eben so wenig, denn am frühen Morgen sind die wenigsten Menschen aufgelegt, besonders unter ähnlichen Verhältnissen, eine Conversation zu führen.

Eine dicke, corpulente, mehr denn 60jährige Frau, die mit ihrem Kopfe unter dem Mantel, wie in einem Schilderhause steckte, war, wie sich bei Tageslicht zeigte, meine weiche Rücklehne gewesen, und das Erste, was sie that, als sie aus ihrem Schlummer erwachte, war, sich umzuschauen, wer ihr Rückenwärmer gewesen. Als nun endlich die Sonne einige wärmende Strahlen auf unser Schiffchen warf, thaute auch ihre Zunge in dem zahnlosen Munde auf, und es zeigte sich bald, daß sie von guter Familie und äußerst genialer Laune war. Sie war jetzt auf der Reise nach Lissabon begriffen, um eine Pension zu reclamiren, die man ihr seit zwei Jahren schon ungerechter Weise vorenthielt, und sie wußte dieses so haarklein und mit einer solchen Wohlredenheit aus einander zu setzen, daß ihr Recht gar nicht bezweifelt werden konnte. Die andern drei Weiber, welche meine Reisegefährten kannten, waren Personen von Welterfahrung, die als ehemalige Geliebten von englischen Stabsofficieren den Peninsularkrieg mitgemacht, und dessen Gefahren in Glück und Unglück getheilt hatten. Dieses ist nun beinahe 30 Jahre her, sie waren also jetzt schon ganz verblühte Schönheiten, die aber noch

ganz angenehme, anmuthreiche Züge hatten, mit Ausnahme der Einen, die zum wahren Rippenstücke geworden. Die eine besonders mit fülleren Gliedern und einer interessanten Beweglichkeit, so wie einem unvergleichlichen Blick ihrer noch jetzt feurigen Augensterne, mußte in ihrer Lebensfrische ein wahrhaftes Bild zum Bezaubern gewesen seyn. Die Alte wurde nun die Seele der Unterhaltung, der wir uns anschlossen, auch die andern Weiber sprachen gut und verständig, und ungeachtet keine von ihnen aus höhern Cirkeln abstammte, so befand man sich doch wohl in ihrer Nähe, da sie einen gewissen Anstand und eine Würde behaupteten, die den meisten Portugiesinnen, selbst aus den niedrigsten Ständen eigen ist, und für sie einnimmt.

Betrachten wir aber ein wenig Schiff und Ladung, so wie die übrigen Passagiere, die sich hier zusammengefunden. Ersteres war ungefähr 50 Fuß lang, mit einer Breite von 11 Fuß, und hatte ungefähr eine Tiefe von 6 bis 8 Fuß, so daß es durchgehends mit einem Verdecke versehen war, wo sich die Passagiere befanden, indem der untere Raum bloß für die Ladung bestimmt war, die dießmal fast gänzlich aus Oel in ledernen Schläuchen bestand, die man an dem Orte ihrer Bestimmung alsdann ausleert und wieder zurücksendet, um darin neue Ladungen vorzunehmen. Solche Säcke oder Schläuche, die aus gut zusammengenähten und alsdann gegerbten Ziegenfellen, wo die geschorne Haarseite nach innen gekehrt und gepicht wird, verfertigt werden, sind unstreitig die bequemste und leichteste emballage zum Transport auf Maulthieren, auf denen hier Alles wegen der schlechten Straßen und unbehülflichen Fuhrwerke, fortgeschafft wird; auch den Wein versendet man auf dieselbe Art zu Lande nach den Seestädten, allein es ist nicht zu läugnen, daß alles Oel, so wie der Wein, der in solchen Säcken war, einen Beigeschmack annimmt, den eine feine Zunge gleich herausfindet, und dieses Bocksartige, sowohl an Geruch als Geschmack, was indessen bei dem Wein für Manche nicht unangenehm ist, verliert sich nur erst mit der Zeit.

(Schluß folgt.)

Thags im südlichen Mahratta-Lande.

Auf einmal erscheinen jetzt die Thags, die man im nördlichen Indien für fast vertilgt hielt, tiefer im Süden, wo man sie bisher nicht vermuthet hatte. Nach einem Schreiben in der Bombay Gazette vom 29 Januar, von einem Untersteuereinnehmer, ergab sich der Verdacht, daß ein in seinem Bureau angestellter Mann von Thags ermordet worden sey. Der Untersteuereinnehmer stellte sogleich eine Untersuchung an, ob sich diese Mörder auch in diesem Theile des Landes befänden, und das Resultat seiner Nachforschungen war, daß in einem einzigen Jahre über 70 Personen in dem Districte verschwunden seyen, ohne daß man sich im geringsten die Sache erklären könnte. Dieß wurde an das Gericht und von da an die Regierung gemeldet, welche die Angabe anfangs für einen Irrthum erklärte; als aber die Regierung von Bengalen Thag-Agenten (d. h. Leute, die bei den umfassenden Polizeimaaßregeln gegen die Thags sich hinreichende Erfahrung erworben haben) in die bezeichneten Districte gesendet hatte, erstatteten diese einen noch viel furchtbarern Bericht, und erklärten, „die Thags hätten das Land längs der Ufer der Flüsse Bhima und Kristna mit Skeletten gepflastert."

Die muselmännischen Provinzen Rußlands jenseits des Kaukasus.

IV. Die Provinz Scheki.

2. Beschaffenheit des Bodens.

(Schluß.)

Das Gebirge Achdyd beginnt am Flusse Alasan, nahe am Bos-Dag, im Gebiete des Sultans von Elissui, von da läuft es gegen Süden und wendet sich dann gegen Osten, wo es auf der Südseite an die Ländereien des Dorfes Samucha im jelisabetpolischen Kreise stößt, hierauf zieht es sich durch die Provinz Scheki in ihrer ganzen Breite durch und endet in Schirwan. Von der jelisabetpolischen Gränze an wendet es sich einigermaßen gegen Südosten, und von dem Dorfe Chanabat an, wo es von dem Flüßchen Aldschegan durchschnitten wird, läuft es gerade gegen Osten, und ist von dem Bergrücken des Bos-Dag durch eine Hochfläche getrennt. Die an diese Hochfläche stoßende Nordseite des Achdyd flacht sich sehr ab und erhebt sich wenig über sie; die südliche dagegen ist hoch, voll steiler Abfälle, und stellt gleichsam einen Durchriß von Bergen dar, die zur Hälfte eingestürzt sind. Die größte Höhe des Achdyd, Serchow-Dag genannt, liegt nahe an der schirwanischen Gränze zwischen den Dörfern Arab auf der Südseite und Tschinach-Bulach auf der Nordseite; gegen Osten behält auch der Bergrücken die Benennung Serchow-Dag. Er besteht aus einem weißlichen, salzhaltigen Thon, der nur an sehr wenigen Stellen mit Kiesein gemischt ist. Der südliche, zum Kornbau untaugliche Theil erzeugt nur Gebüsche, und den von den Tataren Sekis genannten Baum; der nördliche Theil ist fruchtbar und mit Gras bedeckt. Dieses Gebirge ist waldlos, die obere Höhe des Serchow-Dag ausgenommen, auf der sich Bauholz findet.

Das Gebirge Chanabat ist vom Flusse Kur durchschnitten, und betritt die Provinz Scheki von dem jelisabetpolischen Kreise her. Es ist von derselben Beschaffenheit, wie der Achdyd auf der Südseite, voller Steilfelsen und unfruchtbar, auf der Nordseite sanft abhängig und mit Grün bedeckt. Der Gebirgerücken Chanabat hat am Kur eine Breite von 5 Werften und eine bedeutende Höhe, wird aber von hier an allmählich schmäler und niederer, und verschwindet am Fluß Aldschegan, 17 Werste vom Kur, völlig.

In der Provinz Scheki finden sich drei große Ebenen, die nördliche, mittlere und südliche, und zwei Thäler: Sarabscha und Belan.

Die nördliche Ebene dehnt sich durch die ganze Breite der Provinz, von dem Elissui-Gebiet bis Schirwan, zwischen den Enden der Ausläufer des Kaukasus und dem Bos-Dag, hat eine Länge von 105 Werften, ihre größte Breite aber zwischen den Dörfern Eseinly und Dschafar-Abat beträgt 20 Werste. Sie besteht aus einer flachen, stellenweise unebenen Abdachung, die sich von Norden gegen Süden neigt, und ist von einer Menge kleiner Flüsse und Bäche bewässert, welche größtentheils von dem kaukasischen Gebirge herabkommen, dessen Thalschluchten gegen sie hin ausmünden. Die mittlere Ebene liegt zwischen den Gebirgsrücken Bos-Dag und Achdyd, und erstreckt sich

von Nordwesten gegen Südosten auf eine Strecke von 90 Werſten; ihre Breite beträgt gegen 18 Werſte. Dieſe Ebene liegt ziemlich hoch, hat kein Waſſer, und iſt darum ſehr wenig bevölkert. Die ſüdliche Ebene nimmt den ganzen ſüdlichen Theil der Provinz ein. Im Norden wird ſie durch das Gebirge Achdyd begränzt, von der jeliſabetpoliſchen und karabagiſchen Ebene wird ſie durch den Kur getrennt und zieht ſich nach Schirwan hinein. Ihre Ausdehnung in der Länge vom Kur bis an die ſchirwaniſche Provinz beträgt 75, ihre größte Breite 65 Werſte. Auf der weſtlichen Seite wird ſie einige Werſte weit vom Gebirgsrücken Chanabat durchſchnitten, hat vom Achdyd gegen den Kur hin einigen Abhang und bietet viele Niederungen dar. Da ſie von den Flüſſen Aldſchegan, Turian und den daraus abgeleiteten Canälen bewäſſert wird, ſo iſt ſie ziemlich bevölkert.

Die Thäler Saradſcha und Belan, die innerhalb des Bos-Dag liegen, ſind ohne Waſſer und nicht bevölkert: das erſtere geht bis zu dem Fluß Aratan, das letztere bis zu dem Fluß Aldſchegan; ſie haben eine Breite von 2 bis 5 und eine Länge von 6 bis 8 Werſten.

Der Boden der nördlichen Ebene und des weſtlichen Theils der mittlern bis zum Gebirge Achdyd beſteht aus Alluvionen, gegen das öſtliche Ende der letztern zu zeigen die Schluchten des Turian, des Geldigitan und Demiraparan denſelben Boden, wie auch die ſüdliche Ebene. In den bewohnten Schluchten des Kaukaſus findet ſich faſt immer eine feſte Dammerde, die nur ſelten in eine zimmtroth- oder gelb gefärbte Erde übergeht. Der Boden der nördlichen Ebene gegen die Ausläufer des Kaukaſus hin und in dem ganzen öſtlichen Theile derſelben iſt von derſelben Beſchaffenheit, mit Beimiſchung von ſchwärzlichem Sand an einigen Stellen; in dem weſtlichen Theile zeigt ſich eine feine Dammerde, die ſtellenweiſe mit einem feſten und ſteinigen Grunde abwechſelt; bei den Dörfern Unter-Güinük, Kudurri und Oriet iſt der Boden etwas ſalzhaltig.

Auf dem Bos-Dag iſt der Grund ſteinig, zimmtfarbig, und geht ſtellenweiſe in eine feſte und feine Dammerde mit graulicher und gelber Schattirung über. In den Thälern Saradſcha und Belan iſt überall eine feine Dammerde. Hinſichtlich des Bodens gleicht die mittlere Ebene ſehr dem von Bos-Dag, nur daß er im weſtlichen Theil einen Salzſee und am öſtlichen Ende Salztheile enthält. Die nördlichen Seiten des Achdyd und Serchow-Dag, welche an die mittlere Ebene ſtoßen, haben eine gelbe und näher dem Thale zu eine röthliche Farbe. In der ſüdlichen Ebene ergeben ſich drei Arten von Boden: auf den Höhen, am Achdyd und Chanabat, iſt er größtentheils thonig, ſtellenweiſe ſandig, einer feuchten Aſche ähnlich, und gelb und grau von Farbe, am Ufer des Kur im Wald iſt Dammerde. Im mittlern Thale ſind viel Salzlaken, wo man Reis ſäet.

Die nördliche Ebene iſt zum Kornbau ſehr geeignet, theils weil ſie hinlänglich Waſſer hat, theils wegen ihres gemäßigten Klima's: Reis und verſchiedene Kornarten gedeihen hier vortrefflich, die Seidenzucht geht beſſer als in der mittlern und ſüdlichen Ebene, und überdieß iſt die Kornernte auf dem Bos-Dag vortrefflich. Die mittlere Ebene iſt zu jedem Anbau tauglich, doch nur, wenn an Waſſer durchaus kein Mangel iſt, woran es aber oft ziemlich fehlt. Auf der ſüdlichen Ebene gewinnt man Reis, Baumwolle und einige Früchte, die eine höhere Temperatur verlangen. Die Seidenzucht gedeiht hier nicht ſo gut, wie auf der nördlichen Ebene, und im Allgemeinen kann die Erzeugung der Pflanzen eines gemäßigten Klima's hier keinen Fortgang haben. Nachſtehende Tabelle einer ſehr guten Ernte zeigt die Fruchtbarkeit des Bodens in den verſchiedenen Theilen der Provinz.

	Im nördlichen Thale.			Im mittlern Thale.	Im ſüdlichen Thale.
	Im weſtlichen Theile.	Im öſtlichen Theile.	Auf dem Bos-Dag.		
Reis . . .	20 — 50	20		16 — 20	15—20
Weizen . .	6 — 7	8	10	7 — 8	4 — 5
Gerſte . .	7 — 8	8 — 10	8	6	4 — 4½
Hirſe . . .	30 — 40	60	40 — 50	50 — 60	25—30

Die ganze nördliche Ebene, die Tiefthäler, die darin ausmünden, und der Bos-Dag ſind gut angebaut; in der mittlern Ebene finden ſich Dörfer nur am weſtlichen und öſtlichen Ende; die Mitte iſt aus Mangel an Waſſer unbewohnt. Auf der nördlichen Seite des Achdyd, an der Gränze von Schirwan, liegen zwei Dörfer. Die ſüdliche Ebene iſt hinreichend bewohnt, mit Ausnahme derjenigen Ländereien, welche kein Waſſer haben, und darum nur als Winterweide dienen können.

(Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Bei den Nachgrabungen, die man zu Carthago angeſtellt hat, wurde bei dem Burdſch-Dſchedid, am Ufer des Meeres, ein ſchönes Haus entdeckt. In mehrern Zimmern fand man Freskomalereien, ähnlich denen von Pompeji, prächtige Moſaiken, welche Nymphen, Männer- und Frauengeſtalten, Fiſche aller Arten, Tiger, Gazellen und dergleichen darſtellen. Fünfzehn Kiſten mit dieſen koſtbaren Reſten des Alterthums finden ſich gegenwärtig zu Toulon, von wo man ſie nach Paris ſenden wird. (Echo du Monde Savant Nr. 21.)

Es ſoll mit nächſtem aus England eine Expedition nach Kurdiſtan abgehen unter den HH. Ainsworth und Roſſaur, deren Zweck iſt, die neſtorianiſchen Chriſten und das Land, das ſie bewohnen, in den Diſtricten Hakari, Dſchulamerik und Amadiyah näher kennen zu lernen. Die Geſellſchaft zur Beförderung chriſtlicher Wiſſenſchaft rüſtet die Expedition aus, und die geographiſche Geſellſchaft ſteuert 500 Pfund Sterling bei.

Ein Hr. Deſlongchamps hat ein Memoire über die foſſilen Lithophagen-Muſcheln aus dem Jurakalk in Calvados bekannt gemacht, und vermuthet, daß Eine davon wenigſtens zu den Pholaden gehört habe.

Berichtigung.

In dem Blatte vom 7 Junius iſt Seite 631 der 2ten Spalte Zeile 17 und 18 v. u. Ruplen zu leſen ſtatt Rubel.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 51** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Dramatiſche Poeſie in Frankreich.** (Fortſetzung.) — **William Wordsworth.** (Fortſetzung.)

Zu das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht beziehen, jährlich 6 fl.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 161.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Junius 1838.

Die Barbareskenstaaten.

Achmed Bey.

Die Einsicht, daß mit der Vernichtung der Macht Achmed Bey's etwas sehr Thörichtes begangen wurde, scheint der französischen Regierung zwar schon seit mehr als einem Jahre gekommen zu seyn, doch erst in neuerer Zeit entschließt sie sich, auch im Sinne dieser Erkenntniß zu handeln. Das Journal des Debats vom 23 Mai enthält einen Artikel, der auf die Nothwendigkeit hinweist, sich des Einflusses und der Macht, die Achmed noch geblieben ist, zu bedienen, und ihn als Gegengewicht gegen die wachsende Macht Abdel-Kaders zu gebrauchen. Der Artikel ist aber wie für Kinder geschrieben, die Sache wird beim Ei angefangen, um sie ja einem jeden verständlich zu machen; und um nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, daß Constantine, an das sich die Nationalehre geklammert zu haben scheint, aufgegeben werden könne, wird mit recht deutlichen Worten erklärt, daß nicht nur die Ehre, sondern namentlich auch der Vortheil Frankreichs die Beibehaltung Constantine's erfordere.

Der Artikel kann durchaus keine Bedeutung haben, als auf ein Bündniß mit Achmed Bey, das allen Umständen nach schon abgeschlossen ist, zu präludiren. Denn in Afrika selbst, namentlich in der Provinz Constantine, ist diese Nachricht schon seit einiger Zeit, und nach Briefen aus Constantine durch Ben Aissa, den Khalifa Achmed Bey's, denselben, der Constantine gegen die Franzosen mit so viel Muth vertheidigte, verbreitet worden. Der National, nebst dem Journal des Debats das einzige französische Blatt, das sich ernsthaft mit den Angelegenheiten der französischen Besitzungen in Afrika beschäftigt, hat die Nothwendigkeit eines Bündnisses mit Achmed schon seit einiger Zeit behauptet. In seinem Blatte vom 3 Mai d. J. sagt er, nach Mittheilung einiger Nachrichten über den Kampf Abdel-Kaders mit Achmed, gerade zu: „Welche Rolle wird unsere Regierung in diesem wichtigen Kampfe spielen? die Neutralität scheint ihr das Beste, aber sie wird in kurzem wider Willen genöthigt seyn, gegen Abdel-Kader aufzutreten. Ferne davon, sich mit den traurigen Concessionen des Vertrags von der Tafna zu begnügen, benützt er geschickt den Frieden mit Frankreich, um seine Herrschaft vermittelst des Bandes der Religion zu befestigen, um seine Emissäre in unsere Städte zu senden, und während er seine Macht ausdehnt, durch die Niederlage des ehemaligen Bey's von Constantine seine Armee zu stärken. Ist einmal Achmed Bey besiegt, so stehen wir allein dem kecker gewordenen Emir gegenüber, und dann ist es nicht mehr der Scheikh eines Duairs oder der Bey einer Stadt, den wir zu bekämpfen haben, sondern der Sultan, der Fürst der Gläubigen Afrika's; denn darauf steuert Abdel-Kader los. Sobald wir einmal von diesem ungeheuren Halbmond eingeschlossen seyn werden, dessen Mittelpunkt Medead und dessen Endpunkte Constantine und Tlemsan sind, dann ist die Regierung zur Räumung des Littorals oder zu einer neuen Eroberung Afrika's gezwungen." Hier ist der Stand der Dinge und die nothwendigen Maaßregeln zur Abwendung eines solchen Dilemmas genau angegeben, und es bedarf kaum mehr der Folgerung, welche das Journal des Debats (vom 23 Mai) daraus zieht, wenn es sagt: „erwägen wir wohl, daß wenn der letzte Repräsentant der türkischen Macht in Afrika gänzlich fällt, so fällt Alles, was wir nicht besitzen, unvermeidlich in die Hände Abdel-Kaders. Er fühlt dieß recht wohl, und darum führt er in diesem Augenblick Krieg gegen Achmed Bey unter dem Vorwand irgend einer geringfügigen Beleidigung. Will er etwa unsern Feind in unserem Interesse vernichten? Nein, sondern in seinem eigenen. Achmed Bey ist besiegt und flüchtig, aber er hat noch eine gewisse Gewalt. Abdel-Kader will ihn vernichten, und so das Werk, das die Einnahme Constantine's begann, vollenden, aber zu seinem eigenen Vortheil; ist Achmed Bey vernichtet, so steht Abdel-Kader allein noch in Afrika da, aber nur um uns zu bekämpfen."

Man kann unmöglich naiver die ungeheuren begangenen Mißgriffe eingestehen; freilich wird jeder Minister antworten, daß nicht er, sondern sein Vorgänger den Fehler begangen habe, aber das eben ist die unselige Frucht dieser ewigen Wechsel der Gewalt, daß kein Plan mit Stätigkeit verfolgt werden kann, da doch ein schlechter, consequent durchgeführter weniger Nachtheil brächte, als diese ewigen Schwankungen. Drei Viertheile

Digitized by Google

des Bluts und des Goldes, die seit sieben Jahren in Afrika verschwendet wurden, sind nur in Folge dieses Schwankens verschwendet worden. Doch wir haben es hier nicht mit der innern Politik Frankreichs zu thun, und wenden uns wieder nach Afrika zurück, wo der Gang der Ereignisse endlich der französischen Regierung eine vernünftigere Politik aufgezwungen hat. Ueber die Plane Abdel-Kaders ist man jetzt im Klaren; was man mit den Promenaden in der Provinz Constantine gewinnt, was von den angeblichen Unterwerfungen der Stämme, deren Scheiks von dem französischen Heerführer den Ehrenburnus empfangen, und ihn dafür am folgenden Tage mit Kugeln begrüßt haben, zu halten, darüber ist jetzt kein Zweifel mehr, und Marschall Valée zeigt jedenfalls durch sein Verfahren in der Metitschad, durch seine Besetzung von Coleah und Belida, durch seine Errichtung von Lagern im Osten und Westen der letztern Stadt, daß er nur noch der Gewalt der Waffen und nicht einem Scheinfrieden traut, der mit jedem Augenblick problematischer wird, und den die Franzosen mit nächstem selbst brechen müssen, denn Abdel-Kader hat die Gränzen des ihm durch den Vertrag angewiesenen Gebiets auf eine für sie sehr beunruhigende Weise überschritten, die eisernen Thore, den Gränzpaß zwischen den Provinzen von Algier und Titteri, durchzogen, und von da an ist ihm keine Schwierigkeit mehr aufgestoßen: er hat Bordsch. Med chara (Equisetum der Römer) und Sidi Embarak (Lumelli) berührt, und befand sich Ende Aprils in der Nähe von Setif, 15 bis 18 Meilen von Constantine, und eben so weit von der Gränze der Provinz Titteri entfernt.

(Schluß folgt.)

Lebensbilder aus Portugal.

Eine Wasserreise nach der Villa d'Alcacer do Sal.

(Schluß.)

Wie schon gesagt, befand sich die ganze Gesellschaft auf dem Verdeck, wo dieselbe herumlag, stand oder saß, und faßte noch folgende Individuen in sich: zwei Cavalleristen des Lancierscorps in ihren geschmackvollen Uniformen, blau mit carmoisinrothen Aufschlägen, Kragen und gelben Schnüren, roth und gelb gestreiften Halsbinden. Leider sahen sie etwas zerrissen aus und kamen aus dem Kriege mit Remechido, wo sie ihre Pferde verloren und nun mit Sporen an den Stiefeln zu Fuß nach Lissabon geschickt wurden, wo der Stab des Regiments stand. Da sich dieselben die Sättel ihrer seligen Pferde nun selbst auflegen mußten, ihre Capots aber auch verloren gegangen oder aufgetragen worden waren, so schützten sie sich gegen die Kälte mit den gestreiften wollenen Pferdedecken; die Köpfe bis über die Ohren herab hatten sie mit ihren Schnupftüchern umhüllt und darüber ihre Mützen gestülpt, wie wenn die Kälte 10 Grad unter dem Gefrierpunkt wäre. Der eine von ihnen hatte schon 24 Jahre gedient, den ganzen Peninsularkrieg mit durchgefochten, und mehrere Blessuren erhalten; früher diente er in einem Jägerregiment und wohnte in dem großen Kriege sechs großen Schlachten bei, war bei der Bestürmung von Badajoz und Vitoria, kämpfte in zwanzig Scharmützeln und kleinern Affairen, sowohl in Europa als in Brasilien gegen die Monte-Videos, verließ Don Miguel und ging zu Don Pedro auf die Insel Terceira, und wurde in Porto unter die Cavallerie versetzt, da er reiten konnte und mit Pferden umzugehen verstand. Er war jetzt ein hoher Vierziger, noch rüstig und von einem so martialischen Ansehen durch den langen bis auf die Brust herabhängenden pechschwarzen Bart, wie man selten einen findet; er meinte, daß er noch gerne gegen alle Nationen der Welt zu Felde ziehen wolle, nur nicht gegen den Remechido in den unwirthlichen Gebirgen Algarbiens, der allenthalben sich zeigte und doch nirgends zu finden wäre; sein Pferd sey, von einer Kugel getroffen, todt unter ihm niedergestürzt, und er habe nicht einmal gesehen, wo es gedampft hätte; die Kerls ließen sich zuweilen, wenn man das Gebirge durchstreiche, in Trupps von 30 beisammen auf hohen Gebirgskuppen sehen, gäben dann eine Ladung auf ihre Verfolger, und wenn man nun mit der unsäglichsten Mühe sie umzingelt und gestürmt, so finde man Niemanden mehr; es sey gerade, als wenn sie sich in die Erde verkriechen könnten, und dann an einem andern Orte wieder zum Vorschein kämen. Vergebens suche man Tage lang in der Nachbarschaft, wo sie verschwunden, bis man endlich vernehme, daß sie in der Entfernung von mehreren Meilen abermals einen Ort geplündert und Contributionen ausgeschrieben. Ein solcher Krieg, wo man den Feind stets suchen müsse, dieser nicht Stich halte, den möge der Teufel holen, und wenn man ihn zwingen wolle, wieder nach Algarbien gegen Remechido zu ziehen, dann desertire er, und flüchte zu dem portugiesischen Corps in Spanien. — Das klingt ja ganz sonderbar, wird mancher Militär sich denken, von einem Corps zum andern zu desertiren; wird denn so etwas gelitten? — gibt es denn keine Militärgesetze? Ob ganz gewiß! und zwar recht scharfe Gesetze; allein sie werden nicht gehalten, und so kommt es denn hundertfältig vor, daß man von einem Corps zum andern desertirt, ohne daß dieses zur Sprache gebracht wird, man stellt kein weiteres Examen über das Subject an, das sich bei einem Corps zur Annahme meldet, und noch weniger führt man deßhalb Correspondenzen oder läßt Bekanntmachungen an Civil- oder Militärbehörden ergehen. Die Desertion wird aber in dem Hauptbuche des Regiments bemerkt und nach Jahren vielleicht kommt man einmal zufälliger Weise dahinter, wo dieser Deserteur hingekommen. Ist er in einem andern Regimente, nun so drückt man zur Vermeidung aller Weitläufigkeiten die Augen zu, und läßt ihn in Ruhe; findet man ihn aber ohne Dienst, so hält man ihn fest, und stopft ihn so lang in ein Gefängniß unter andere Verbrecher, bis das Kriegsgericht über ihn entschieden, dessen Urtheil gewöhnlich dahin lautet: für die erste Desertion zweijährige Strafarbeit in irgend einer Veste; für mehrfache Desertion aber fünf- bis sechsjährige Verweisung nach den überseeischen Besitzungen, was, wenn diese nach Angola oder nach Mozambique ausgesprochen wurde, nicht viel besser als eine Verurtheilung zum Tode ist, denn von zehn Verwiesenen sterben neun an den Folgen des ungesunden Klima's. Auf Desertion in Kriegszeiten steht unmittelbar der Tod, wenn der Deser-

teur den Kriegsgerichten übergeben wird; fällt er aber erst in die Hände von Justizbeamten, so hat man häufige Beispiele, daß sie Jahre lang in Gefängnissen stecken, um eine Gelegenheit abzuwarten, in welcher eine allgemeine Amnestie gegeben wird, zu welcher Amnestie die königlichen Herzen sich nur zu oft von jeher bewogen fühlten, so daß man selbst bei noch zu begehenden Verbrechen schon darauf rechnete. Ja in der That, kämen nicht solche Amnestien vor, wäre die Justiz nicht oft blind, wie würden die Gefängnisse zureichen, die Verbrecher zu fassen, woher die Schiffe nehmen, um diese in andere Welttheile zu exportiren? — Beschauen wir aber nun die andern Reisegefährten: da sitzen vier Spanier mit spitzen Hüten von Sammet oder aus schwarzem Manchester mit seidenen Glöckchen und blanken Schnällchen, die einen mit braunen, die andern mit schwarzsammetnen kurzen Jacken und vielen runden Metallknöpfchen, kurzen blauplüschenen Beinkleidern mit hundert Knöpfen zur Seite herauf, einen schweren rothseidenen Gurt um die Hüften und braunlederne gesteifte Gamaschen mit eingepreßten Blumen, Arabesken und künstlichen Schnörkeln, die als Relief zum Vorschein kommen, und die dickwadigen stämmigen Beine zieren; auch sie trugen unter den Hüten die Köpfe turbanartig mit gelb- und rothseidenen Tüchern umwickelt, um sich vor Verkältung zu schützen, und hatten dabei ihre Mäntel in malerischem Faltenwurf über die Schultern geworfen. So, wie ein Spanier seinen Mantel trägt, vermag ihn keine Nation umzuhängen, man sollte glauben, sie würden mit Mänteln geboren; als wenn er einen Theil ihres Körpers ausmachte, so nimmt derselbe jede Lage an, die sie ihm zu geben belieben, und verhält sich trotz aller Bewegungen des Körpers so lange darin, ohne im geringsten genant zu seyn, bis sie ihm wieder einen andern Faltenwurf geben. Sie rauchten ihre Papiercigarren und waren meistens in dem lebhaftesten Gespräche begriffen. — Mehrere Portugiesen in halb-militärischer Tracht der Nationalgarden, braune Jacken mit hellblauen Aufschlägen, langen Beinkleidern derselben Farbe, mit einem blauen Streife zur Seite, wahrscheinlich Handwerker und Krämer, standen auf dem Vordertheil des Schiffs mit ineinandergeschlagenen Armen, sahen schweigend ins Wasser und froren trotz ihrer Mäntel mit den spitzen Capuzen und trommelten mit den Füßen. Ein ziemlich schmutziger Bauer, der seinen Bart seit acht Tagen nicht geschoren, nebst seiner eben so schmutzigen Ehefrau und einigen zerlumpten Kindern, der, wie man später erfuhr, seinen Umzug hielt, sich von Alcacer nach Setubal versetzte, um hier eine Wein- und Branntweinschenke aufzurichten, lag noch mit seiner lieben Familie auf einem Strohsacke gebettet; rund um dieselbe stand ihr ganzes Hab und Gut, das aus nichts mehr und nichts weniger bestand, als einer alten hölzernen Kiste, deren Inhalt unbekannt, zwei Schemeln mit 3 Beinen, einer hölzernen Bank, zwei Recken zum Spinnen, einem großen Wassergefäß, einem leeren Weinschlauche und dem Strohsacke, worauf sie lagen. Endlich ein junger reisender Engländer, ein großer schöner Mensch, in etwas abgetragener Kleidung, einem blauen Mantel, den er nach spanischer Sitte zu tragen sich bestrebte, und auch das Rauchen der Papiercigarren den Castilianern nachmachte; man sah, daß er aus Spanien kam, er hielt sich dennoch aber ganz abgesondert, und sprach nach englischer Weise Niemanden an. Ich hielt ihn zuerst wenigstens für einen Reisenden in Handelsgeschäften, eine Art Gentleman, allein ich wurde doch bald andern Sinnes, indem ich bemerkte, daß er keine Handschuhe trug, die so unzertrennlich von der Hand eines wahren englischen Gentleman sind, und auch mein Begleiter B... meinte, daß er gewiß nichts Anderes als ein Pferdeknecht sey; als solchen sah ich ihn auch später in Lissabon.

Erst gegen Abend landeten wir in Setubal, nachdem wir 14 Stunden auf dem Wasser, und mehrere darunter auf einer Sandbank zugebracht.

Die muselmännischen Provinzen Rußlands jenseits des Kaukasus.

IV. Die Provinz Scheki.

3. Klima.

Das Klima ist in den verschiedenen Theilen von Scheki nicht gleichförmig. Auf der nördlichen und mittlern Ebene ist es vom October bis Junius, und auf der südlichen vom November bis zum Mai sehr angenehm sowohl für Fremde, als für Einheimische. Selten fällt in der kalten Zeit das Quecksilber bis auf den Gefrierpunkt, bei der Hitze steigt es nicht über 20° R.; in den Thälern des Kaukasus fällt manchmal Schnee, er bleibt aber nur wenige Tage liegen. Um diese Jahreszeit gibt es selbst unter den Europäern keine Krankheiten, die man dem Einflusse der Witterung zuschreiben könnte. In den übrigen Sommermonaten dagegen machen die unerträgliche Hitze, namentlich im südlichen Thal, und verschiedene andere Ursachen, wie z. B. die Ausdünstung der Sümpfe und der Reisfelder, das Klima sehr nachtheilig. Die Eingebornen werden bleich und abgemattet, die Fremden aber können den Einfluß desselben gar nicht ertragen; selbst die Bewohner des nördlichen Theils sind den südlichen Krankheiten unterworfen. Der südwestliche Theil des nördlichen Thales gleicht hinsichtlich des Klima's dem südlichen sehr. Auf dem Bos-Dag, und namentlich im mittlern Thal, ist die Hitze heftig, aber das Klima für die Eingebornen nicht nachtheilig, weil hier keine Sümpfe, kein Gehölz und wenig Reispflanzungen sind; in dem Dorfe Daschdulach, das an dem höchsten Punkte des Bos-Dag liegt, sind auch die Fremden keinen Krankheiten unterworfen. Beim Eintritte der Hitze bieten die Bergschluchten das angenehmste Klima dar, darum hatten sich auch die Bewohner der reichsten Dörfer der nördlichen Ebene vom Mai bis September in diesen Bergthälern auf, und pflanzen hier Weizen und Gerste. Im Sommer herrschen bitzige und kalte Fieber, mit Ausnahme der kaukasischen Bergthäler, allenthalben. Zur Verbreitung dieser Krankheiten tragen außer der Hitze und den schädlichen Ausdünstungen die kalten Sommernächte und der häufige Genuß fast immer unreifer Früchte bei. Endlich ist an einigen Orten auch der Gebrauch des Wassers der Gesundheit schädlich. Man theilt dasselbe in folgende drei Arten: 1) Flußwasser, welches größtentheils trübe und von weißlicher Farbe ist; doch ist es vergleichungsweise gut und unschädlich, mit Ausnahme des Flüßchens Demir Aparana, des Karatschai und des obern Laufes des Turian; 2) Quellwasser, *) welches nur in den Gilats und auf dem Bos-Dag, und

*) Das Flußwasser nennen die Tataren weißes, das Quellwasser schwarzes Wasser.

zwar nur zur Winterfeſt, gut iſt; b) Waſſer aus den Canälen, welches meiſtens unrein und folglich nicht unſchädlich iſt. In den Ebenen ſind die Menſchen häufig Geſchwulſten, die manchmal tödtlich ſind, und einem anſteckenden Huſten unterworfen, welcher Jatagiych genannt wird. Im Sommer weht aus dem Tiefthale von Dagna gegen das Dorf Dſchafar-Abad hin ein warmer, tödtlicher Wind, Samelen genannt, die davon getroffenen Menſchen werden ſchwarz und ſterben bald. Von 200 armeniſchen Familien aus Choi, welche ſich in dieſem Dorf angeſiedelt hatten, waren nach 20 Jahren keine 80 mehr übrig. Bemerkenswerth iſt jedoch, daß dieſer Wind auf die in demſelben Dorfe, jedoch viel niederer, wohnenden und der Krone gehörigen Seidenarbeiter, ſo wie auf die Bewohner der Dörfer Dagna und Gutſchili, welche auf der Südſeite dieſes Thales liegen, keinen ſo nachtheiligen Einfluß ausübt. Im Allgemeinen ſind die Bewohner derjenigen Dörfer, die auf ſalzhaltigen Gründen wohnen, den Krankheiten weit weniger ausgeſetzt als die andern.

In Scheki gibt es Aerzte, welche Brüche und Wunden ſehr geſchickt heilen, das gemeine Volk aber nimmt in Krankheiten größtentheils zu abergläubiſchen Mitteln ſeine Zuflucht: es gibt hier eine Menge für heilig (pir) gehaltene Orte, wohin man die Kranken führt, ihnen in Waſſer aufgelöste Erde zu trinken gibt und Schafe zum Opfer ſchlachtet. Im nördlichen Thale gibt man den Kranken Saft von Kräutern zu trinken, welche Erbrechen verurſachen, da man dieß für ein wirkſames Mittel gegen Krankheiten hält. In der Stadt Nucha wendet man eine beſondere Art Heilung, namentlich gegen kalte Fieber, an: man ſetzt den Kranken in ein kaltes Bad und gibt ihm ſchwere Sachen in die Hände, mit denen er allerlei Bewegungen machen muß, bis er den Schweiß an ſich ausbrechen fühlt.

1. Gewäſſer.

Die hauptſächlichſten Flüſſe in der Provinz ſind: 1) der Kur, 2) der Agri, 3) der Aldſchegan, 4) der Turian, 5) der Demir Aparana und 6) der Gochtſchai.

Der Kur fließt von Nordweſten gegen Südoſten, und trennt die Provinz Scheki von Karabag und zum Theil vom jelisabetpoliſchen Kreiſe. Sein Lauf bis zum Dorfe Mingetſchaur iſt ſehr reißend; ſeine Breite beträgt 60 bis 100 Klafter, ſeine Tiefe gegen 10 und ſelbſt bis 15 Arſchinen. Bei der Anſchwellung ſteigt ſein Waſſer um 6 bis 7 Arſchinen über die gewöhnliche Höhe, überſchwemmt an einigen Stellen auf fünf und mehr Werſte weit das Land, doch nicht die am Ufer liegenden Dörfer, welche auf Anhöhen gelegen ſind. Das Bett des Fluſſes iſt ſandig, an einigen Stellen jedoch iſt es ſteinig oder ſchlammig; ſeine ſteil angehenden Ufer beſtehen aus Erde. Es finden ſich Inſeln darin, die mit Wald bedeckt ſind. In kalten Wintern erhält er eine ſchwache Eisdecke, aber nur da, wo ſein Lauf ſtill iſt. In der Provinz Scheki kann dieſer Fluß von der ſchirwaniſchen Gränze aus bis zum Dorfe Mingetſchaur mit Barken und großen Booten befahren werden. Oberhalb Mingetſchaur aber iſt er wegen der Stromſchnellen nicht ſchiffbar. Seine Ufer ſind zu Leinpfaden (Bitſchewnik?) geeignet. Der Kur nimmt von der linken Seite zwei Flüſſe, den Aldſchegan und Turian, auf.

Der Agri (was in tatariſcher Sprache der Krumme bedeutet) kommt aus dem Berge Daſchagil, oberhalb des Dorfes dieſes Namens, läuft unter der Benennung Daſchagilytſchai durch das Tiefthal von Daſchagil und die nördliche Ebene, theilt ſich am Dorfe Serengi in zwei Flüßchen, von denen der eine in den Alaſan, der andere in den Aldſchegan fällt; beide ſind nicht über eine Arſchine tief und 7 bis 8 Klafter breit. Oberhalb des Dorfes Serenga iſt aus dem Agri ein Canal abgeleitet, der den Namen Dagna Bach führt, durch das Hochthal von Dagna läuft und ſich in der mittlern Ebene in Gärten und Feldern verliert. In den erſten Agri fallen die in der nördlichen Ebene fließenden Flüſſe: a) der Küngüt oder Feldertſchai, welcher aus dem Berg Albus oberhalb dem Dorfe Baſch-Küngüt kommt, und von Norden nach Süden das Thal von Küngüt und die nördliche Ebene durchſtrömt. Seine Gewäſſer theilen ſich in zwei Canäle, der Reſt fällt unterhalb Serenga in den Agri, zur Zeit der Schneeſchmelze aber oder bei ſtarkem Regen vereinigt er ſich bei dem Dorfe Kudurri mit dem Agri. b) Der Selſilſchai oder der große Karaſu bildet ſich aus Quellen am Fuße der letzten kaukaſiſchen Ausläufer zwiſchen dem Bergvorſprunge Bibei und dem Dorf Adaga Selſil, und läuft in einer tiefen Schlucht gegen Südweſten. c) Der Kiſch, der im Winter nur ein ſchwacher Bach, zur Zeit der Schneeſchmelze und ſtarken Regens aber äußerſt reißend wird und unterhalb Alt-Karadagli in den Agri fällt; in ſeiner Anſchwellung reißt er mächtige Steine mit ſich fort, und zerſtört Gärten und Häuſer in den Dörfern und in der Stadt Nucha. d) Der Murdal, ein ähnliches Gebirgswaſſer. e) Der Gülnüttſchai oder Schintſchai kommt aus dem Berge Salwah-Dag oberhalb dem lesghiſchen Dorfe Schin und fällt in den Murdal. Weiter weſtlich kommt noch ein ungenannter Bach in derſelben Richtung herab.

Der Aldſchegan bildet ſich am nördlichen Fuße des Bos-Dag, aus dem öſtlichen Agri und Wartaſchintſchai, durchläuft die mittlere und ſüdliche Ebene und fällt bei dem Dorfe Bekdili in den Kur. Er hat 5 Klafter Breite und 1 bis 2 Arſchinen Tiefe, und bewäſſert vermittelſt der aus ihm abgeleiteten Canäle den ganzen Magal von Areſch und das Krongut Melik-Arch.

Der Wartaſchintſchai bildet ſich aus Quellen und Schneewaſſer, vereinigt ſich mit dem öſtlichen Agri hart am Bos-Dag und bildet den Fluß Aldſchegan; er nimmt von der rechten Seite drei Flüßchen auf, die alle aus Kaukaſusthälern herabkommen.

Der Turian, in der Höhe Chatſchmaz-Tſchai genannt, kommt aus dem Hochthale dieſes Namens oberhalb dem Dorfe Jilifli, läuft durch die nördliche, mittlere und ſüdliche Ebene und bewäſſert den ganzen Magal von Agdaſch. Das Waſſer des Turian im nördlichen Thal iſt zinnoberroth und zur Zeit der Ueberſchwemmung vollkommen ſchwarz; auf dem Grunde ſind eine Menge ſchwarzer Steine und Sand. Zu gewöhnlicher Zeit beträgt ſeine Tiefe nicht über 1 bis 1½ Arſchinen, ſeine Breite ſtellenweiſe gegen 10 Klaftern. Auf der rechten Seite fällt hart am Bos-Dag der öſtliche Saraſu und bei dem Dorf Indiarchi der Bach Karaſu in den Turian, der deßhalb auch von dem letztgenannten Dorf an manchmal Karaſu genannt wird. Von der linken Seite, d. h. von dem Kaukaſus her, fallen fünf Gebirgsbäche hinein.

(Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

In einer der letzten Sitzungen der geographiſchen Geſellſchaft in London erhielt Obriſt Chesney für ſeine Erforſchung der Euphratländer die jährliche Denkmünze der Geſellſchaft.

Ein Hr. Pilot hat zu Grenoble bei dem Durchſuchen der alten Archive einen Plan der Stadt gefunden, wie ſie im 16ten Jahrhundert war.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nro. 7.)

Nr. 162.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Junius 1838.

Geschichte und Organisation des ägyptischen Heeres.

Seit 16 Jahren, seit dem Tage, wo die griechische Revolution das ottomanische Staatsgebäude zu erschüttern angefangen hat, ist der Orient der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit von Seite der europäischen Cabinette geworden. Der Sultan bringt nicht mehr, wie früher, in träger Unthätigkeit, unbekümmert um die Zukunft, nur den sinnlichen Genüssen sich überlassend, den größten Theil seines Lebens in dem Serail zu. Auf den Zustand der Unbeweglichkeit und des Stillstandes, in welchem sein großes Reich Jahrhunderte hindurch gleichsam geschlummert hat, ist der Geist der Neuerung und des Fortschrittes gefolgt.

Ehe noch der Großherr durch Aufhebung der Janitscharen in der Türkei den ersten wichtigen und schwierigsten Schritt zur Vorbereitung einer künftigen Civilisation that, erhob sich aber ein anderes Reich im Orient. Mehemed Ali hat gewissermaaßen eine neue Zeit in Aegypten gegründet; seine kühnen Unternehmungen, seine militärischen Talente und seine administrativen Plane zeichnen ihn vor den andern muselmännischen Regenten aus, und weisen ihm eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte an. Seit der Vernichtung der Mameluken unumschränkter Gebieter von Aegypten, gründete er eine Macht, welche bald derjenigen seines Herrn gefährlich werden sollte, und die Schlacht bei Koniah hat deutlich gezeigt, in welch hohem Grade sie dieß werden konnte. Wenn sich nun auch nach derselben durch die Vermittlung der europäischen Großmächte wieder ein friedliches Verhältniß zwischen der Pforte und ihrem Vezier gestaltet hat, so läßt sich doch voraussehen, daß es früher oder später zu einem zweiten, wahrscheinlich blutigern Kampfe in Syrien kommen wird. Da nun all die kühnen und großartigen Unternehmungen Mehemed Ali's, die Befestigung seiner Herrschaft, die Ausbreitung seines Gebietes auf seiner bewaffneten Macht beruhen, so dürfte es nicht ohne Interesse seyn, nach einem kurzen Ueberblick über die Geschichte, deren Bildung, die innere Einrichtung derselben, und die hierauf sich beziehenden Anstalten nach zuverlässigen Quellen kennen zu lernen, zumal, da die widersprechendsten und sehr unrichtigen Nachrichten über die ägyptische Heeresmacht verbreitet worden sind. Auch darf es nicht befremden, wenn über ein Land, in welchem so viele ihre sanguinischen Hoffnungen getäuscht gefunden haben, während andere, besonders Reisende von hoher politischer Stellung, mit der ausgesuchtesten Aufmerksamkeit aufgenommen worden sind, sehr verschiedene und befangene Urtheile gefällt werden.

Geschichte der ägyptischen Reform in Aegypten.

Die mißtrauische Politik der Pforte, welche mit Eifersucht das blühende Emporkommen Aegyptens und die immer wachsende Macht ihres Veziers betrachtete, gab diesem den ersten Anlaß oder Vorwand, um den längst gefaßten, großen Entwurf einer neuen Heeresverfassung in Ausführung zu bringen. Getreu ihrer gewöhnlichen Taktik, einen ihrer Feinde durch den andern zu vernichten, ertheilte sie dem Vicekönig den schwierigen Auftrag, die Wechabiten zu unterwerfen. Mehemed Ali säumte nicht, diesem Befehl zu gehorchen; allein die geringen Erfolge, welche er mit seinen unregelmäßigen Truppen über die Wechabiten errang, und der Friedensschluß oder vielmehr Waffenstillstand, welchen sein Sohn Tussun-Pascha nur mit Mühe mit dem Anführer dieser Araber, Abdallah-ibn-Sehud, schloß, veranlaßte ihn, die Einführung seines neuen Systems zu beschleunigen. Der Nizam Dschedid, d. h. die neue Ordnung der Dinge, wurde daher im Julius 1815 bekannt gemacht, und alle Truppen erhielten Befehl, sich nach den französischen Reglements zu organisiren.

Die Ausführung dieses Entwurfes war jedoch in einem zu großen Maaßstabe unternommen, als daß sie gelingen konnte. Die Vorurtheile des Volkes, die Gewohnheit der Zuchtlosigkeit unter den Soldaten und die Interessen der militärischen Vorgesetzten, die zum erstenmal einer strengen Controle unterworfen werden sollten, wurden zugleich verletzt, auch äußerte sich sogleich der heftigste Widerstand. Die strengen Maaßregeln, zu welchen der Pascha unklugerweise schritt, steigerten die Erbitterung aufs höchste. Eine furchtbare Empörung brach aus, die wüthenden Truppen marschirten gegen Cairo, und kaum hatte Mehemed Ali noch Zeit, sich in die Citadelle zu flüchten. Sein Palast wurde belagert und geplündert, die größte Unordnung herrschte

mehrere Tage lang in der Hauptstadt, und nur, indem der Vicekönig sich stellte, als verzichte er auf seine Plane, gelang es ihm, der Zügel der Regierung sich wieder zu bemächtigen. Er gab jedoch den Plan einer militärischen Wiedergeburt keineswegs auf, sondern verschob nur die Ausführung desselben auf eine günstigere Zeit.

Da die fremden Soldaten, das wahre Element der alten ägyptischen Armee, seinen Entwürfen am meisten Hindernisse in den Weg legten, so sann er nur auf deren Vernichtung, um sie durch Fellahs (ägyptische Grundholden) zu ersetzen. Zu diesem Ende wurde eine zweite Expedition gegen die Wechabiten unter der Anführung Ibrahim Pascha's vorbereitet und die unruhigsten Corps hiezu bestimmt.

Dieser Krieg war lange nichts als eine Reihe von Verlusten an Menschen und Material. Nachdem Ibrahim endlich jene muselmännischen Puritaner mehr zerstreut als besiegt hatte, kam er im Jahre 1819 nach Cairo zurück.

Indessen blieben noch in Aegypten einige Banden Arnauten, gegen welche sich täglich neue Klagen erhoben. Mehemed Ali beschloß, auch diese zu entfernen und zugleich einen zweiten Lieblingsplan auszuführen. Angelockt durch die große Anzahl Sklaven und hauptsächlich durch den Goldstaub, welchen die Karawanen jedes Jahr aus Dongola und Sennaar brachten, und wovon er die Gruben zu entdecken hoffte, beschäftigte er sich damit, seine Eroberungen südlich auszudehnen. Die Wiederherstellung der legitimen Dynastie von Waled-Adlan, welche aus Sennaar verjagt worden war, gab den Vorwand zu diesem Unternehmen, worüber Mehemed Ali seinem Sohne Jémail-Pascha das Commando anvertraute. Der Defterdar-Bey, Schwiegersohn des Vicekönigs, wurde mit der Eroberung von Kordofan beauftragt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Barbareskenstaaten.

Achmed Bey.

(Schluß.)

Auf diese Weise ist Buchstabe und Sinn des Vertrags von der Tafna verletzt, und den Franzosen steht das Recht zu, Rechenschaft über diese Verletzung zu verlangen. Hier aber zeigen sich die wahren Schwierigkeiten: Rechenschaft wäre wohl schon gefordert worden, wenn man nur wüßte, auf welche Art Recht erhalten. Die Besorgnisse der Franzosen reichen bereits weit. Nach einem Schreiben im Toulonnais aus Algier vom 4 M. d. J. soll El Barcani, der die Armee Abdel-Kaders in der Provinz Constantine commandirt, mit Achmed Bey zu einem Vertrage gekommen und ein Waffenstillstand abgeschlossen worden seyn. Achmed habe sich hierauf mit den ihm noch zur Verfügung stehenden Truppen nach einem Ort, Namens El Kantara, in der Nähe von Constantine gezogen, um einem fernern Zusammentreffen mit El Barcani auszuweichen, und sich den Kabylenstämmen zu nähern, von denen er eine energische Unterstützung hoffte, falls der Feind ihn verfolgen sollte. (Dieß würde mit dem Gerücht zusammenstimmen, welches General Negrier auf seinem Zuge gegen Stora unter den Kabylen allgemein verbreitet fand, daß Achmed Bey bald wieder in Constantine einziehen werde). El Barcani setze inzwischen seinen Marsch in der Richtung gegen die tunesische Gränze fort und empfange die Huldigung der arabischen Stämme, deren Chefs er, im Namen Abdel-Kaders, mit dem rothen Burnus zum Zeichen ihrer Würde bekleide. An dieser Nachricht mag nun so viel oder so wenig wahr seyn, als will, so geht doch immer so viel daraus hervor, daß unter der französischen Bevölkerung Afrika's die Ansicht verbreitet ist, daß Abdel-Kader fortwährend seine Herrschaft über die arabischen Stämme ausbreite, und an der Ueberschreitung der ihm durch den Tractat von der Tafna gesteckten Gränze kann ohnehin kein Zweifel mehr seyn. Nach den neuesten Nachrichten ist El Barcani auf dem Rückmarsch, wie Einige glauben wollen, in Folge der Vorstellungen des französischen Gouverneurs, indeß hatte El Barcani immerhin Zeit gehabt, die Provinz Constantine bis an die tunesische Gränze hin zu durchziehen.

Gegen diese Ausdehnung der arabischen Macht ist es schwer, ein Mittel aufzufinden, und die Franzosen selbst können sie mit dem besten Willen und bei aller Anstrengung nicht hindern: sie haben zu wenig Einfluß im innern Lande, und Expeditionen so weit ins Innere zu machen, kann auch dem Unbesonnensten nicht in den Sinn kommen. So sind sie also jetzt auf einem Punkte angekommen, wo es ihnen unumgänglich nothwendig ist, einen schon im Lande selbst bestehenden Einfluß zu benützen, und ihm daher Concessionen zu machen — ein Verfahren, zu dem sie bis jetzt immer noch nicht sich hatten entschließen wollen. Dieser schon bestehende Einfluß ist nun die alte Macht der Türken und der Kuluglis, als deren Haupt gegenwärtig Achmed betrachtet werden kann.

Es läßt sich unmöglich sagen, welche Gewalt noch den Türken und Kuluglis zu Gebot steht, wir möchten aber beinahe glauben, daß in dieser Beziehung schon sehr viel verloren ist. Die Eroberung von Constantine ist es keineswegs allein, was den türkischen Einfluß schwächte, sondern hauptsächlich, daß im Laufe der letzten Jahre die ohnehin den Türken nie sehr unterwürfigen Stämme des Innern sich ihrer Unabhängigkeit vollkommen bewußt wurden, und ihrem alten Hasse gegen die Türken freien Lauf lassen konnten. Bedeutende Punkte, wo die Türken und Kuluglis sich hielten, wie Tlemsen, sind in die Hände der Araber gefallen; Abdel-Kader hat aus Medeah, Miliana, und wahrscheinlich auch aus andern Städten, die Kuluglis, denen er nicht traute, nach dem Innern abführen lassen, wo sie ganz machtlos sind, und Farhad den Said, dem Achmed nach dem Jahre 1830 das ihm übertragene Commando über die arabischen Stämme im Süden von Constantine aus Mißtrauen entzogen, und der deßhalb sich empört hatte, konnte im ganzen Laufe dieser Zeit von Achmed Bey nicht bezwungen werden, Beweis genug, daß der Einfluß des Letztern auf die arabischen Stämme im südlichen Theile der Provinz Constantine sich auf nichts reducirt, oder zum mindesten sehr gering ist, namentlich jetzt, wo Farhad den Said sich entschieden mit dem Feldherrn Abdel-Kaders vereinigt hat. In dieser Beziehung also dürfte ein Bündniß mit Achmed selbst etwas zu spät kommen.

Aber ein Bündniß, nicht mit Achmed allein, sondern mit den Türken und Kuluglis überhaupt, eine umfassende Organisirung derselben zur Befestigung der französischen Macht, Verwendung derselben zu Diensten der innern Polizei, dieß ist jetzt eine Nothwendigkeit geworden, die sich mehr und mehr herausstellen wird, je mehr man die Unzuverlässigkeit der arabischen Bundesgenossen und Söldlinge erkennt. So schreibt der National (vom 14 Mai) aus Oran vom 5 desselben Monats: „Während man den Frieden und die Beruhigung des Landes will, organisirt sich Alles für Krieg und Verheerung. Waffen und Munition werden auf allen Punkten hergegeben; aus Ueberläufern und Ausreißern macht man Spahis und Zuaven (d. h. einheimische Reiter und Fußgänger im Solde der Franzosen). Einige Araber haben sich auf unserm Gebiete niedergelassen: man liefert ihnen Gewehre und Munition, womit sie häufig Handel treiben, und damit sie ja nicht sich an Arbeit gewöhnen und das Land bauen, bewilligt man ihnen einen Sold, der ihnen gestattet, in Trägheit zu leben, ohne sich auch nur mit der Bewachung ihrer Heerden und Zelte zu beschäftigen. Trotz der ungeheuren Ausgabe, welche diese Eingebornen verursachen, kann man doch keinen Dienst von ihnen erhalten, nicht einmal die Verhaftung einiger Diebe und Räuber, die sich bis ins Innere unsrer Colonie herein wagen, mit einer Kühnheit und einem Erfolg, welche die Treue einiger der von uns Besoldeten sehr verdächtig machen." Von eben diesen getreuen Verbündeten mögen wohl auch die zahlreichen, in demselben Briefe enthaltenen Nachrichten herrühren, wonach eine Anzahl Stämme in der Provinz Oran so gut wie im völligen Aufstande gegen Abdel-Kader begriffen sey, — Nachrichten, die gewiß mit mehr als gewöhnlicher Vorsicht aufgenommen werden müssen, denn Abdel-Kader hätte wohl schwerlich Mascara und die Provinz Oran ganz verlassen, um nach Medeah zu ziehen, wenn er so gefährliche Feinde in seinem Rücken gelassen hätte.

In der Provinz Oran haben wohl die Franzosen am wenigsten wahre Verbündete zu suchen, denn schon die Dey's stießen dort auf den meisten Widerstand, sie werden sich vielmehr veranlaßt sehen, ihre eigene Macht in Algier concentrirt zu halten, und Achmed Bey in der Provinz Constantine zu unterstützen. Eine neue Aera ist demnach für Algier angebrochen: Abdel-Kader ist als der entschiedene Feind, als der gefährliche Gegner der Franzosen angesehen und anerkannt, Achmed Bey dagegen, den man vor einem halben Jahre noch mit solchem Ingrimm verfolgte, ist jetzt der Verbündete, und zwar ein Verbündeter, dessen man sehr bedarf.

Unbekanntes Seesäugethier.

Das Echo du Monde Savant Nr. 21 v. d. J. enthält Folgendes: Ein Thier, das der uns gegebenen Beschreibung zufolge sich dem Seehafen nähert, wurde zu Berdon auf der Spitze von Grave schlafend überrascht: es hatte den Kopf im Wasser, der übrige Theil seines Körpers lag auf dem Sand. Es ist von schwarzer Farbe; seine beiden Vorderpfoten haben Klauen, und sein Körper endigt in einem Schweif von etwa 6 Zoll Länge, seine Augen gleichen dem des Ochsen und sein Kopf dem eines Bullenbeißers. Ein Hr. Garous, der sich mit einem Nachen in der Nähe befand, hat es gefangen; es leistete übrigens einen lebhaften Widerstand, und nur mit vieler Mühe gelang es, sich seiner zu bemächtigen.

Die muselmännischen Provinzen Rußlands jenseits des Kaukasus.

IV. Die Provinz Scheki.

4. Gewässer.

(Fortsetzung.)

Der Demir Aparan kommt aus dem Thale von Kutkaschin. Er hat ein um so schmutzigeres Wasser, je weiter er von seinem Ursprunge sich entfernt, und da er bei Kutkaschin über einen schwarzen Grund läuft, so nimmt er, namentlich bei Ueberschwemmungen, eine völlig schwarze Farbe an. Oberhalb Kutkaschin theilt er sich in zwei Arme und diese wieder in eine Menge anderer, die in mehrere kleinere Flüsse, namentlich aber in den Gochtschai, fallen, der aus dem Thale dieses Namens kommt, durch das nördliche Thal läuft, die Gebirge Bos-Dag und Achdyb durchbricht und wieder in die Provinz Schirwan tritt. In der nördlichen Ebene nimmt er das Flüßchen Daslamant auf, das aus dem Gebirgsthale Wandam herabkommt.*)

In der Provinz Scheki finden sich einige kleine Seen, namentlich in der nördlichen Ebene; sie haben süßes Wasser. In der mittleren Ebene aber, an der Gränze des Cisikulgebiets, ist ein Salzsee von anderthalb Werften in der Länge; ein zweiter findet sich auf der südlichen Ebene. Es schlägt sich jedoch in beiden kein Salz nieder, wenn aber das Wasser austrocknet, kochen die ärmsten unter den Einwohnern Salz aus dem den Grund des erstern Sees bildenden Boden. In den Magals Scheki, Chatschmas, Bum, Kutkaschin und Agdasch finden sich viele Sümpfe, die im Frühjahr und Herbst durch ihre bösartigen Ausdünstungen die Luft verpesten.

Aufmerksamkeit verdienen die heißen Schwefelquellen in den Thälern von Bum und Chalchal. Sieben Werste nördlich vom Dorfe Bum dringen in der Nähe des Flusses Bum drei Quellen hervor, welche eine Temperatur von 28° haben. Die Eingebornen bedienen sich des Wassers vom Monat Julius an, aber nicht mehr als drei Tage lang; sie halten dieses Wasser für äußerst gesund. Die nördlich liegenden Quellen des Thals Chalchal sind ganz unbenützt.

5. Naturerzeugnisse.

Von den vierfüßigen Thieren finden sich hier alle, die dem Lande überhaupt eigenthümlich sind, und außerdem kommen im südlichen Theile der Provinz auch Panther vor, in den Gegenden am Kur trifft man viele wilde Ziegen, welche besonders die Salzlacken lieben. Unter den Vögeln findet man Schwäne, Kraniche und Kropfgänse. Die Fische, die man im Kur fängt, sind Störe, Sewriugen, Hausen, Lachsforellen, eine große Art Karpfen, Weiße, Neunaugen und Aale. Unter den nützlichen Insecten sind zu bemerken Bienen und Seidenwürmer, von den schädlichen trifft man Taranteln und Skorpionen,

*) Die Karte ist hinsichtlich der meisten dieser Flüsse völlig verzeichnet, denn nach derselben entspringt der Turiantschai nicht fern vom Kur, fließt nordwärts, während sich andere Flüsse von Nordosten her in ihn einmünden, wendet sich aber dann nordwestlich, und läuft in dieser Richtung fort, bis er in den Alasan fällt, ein Flußlauf, der aller Configuration des Landes widerspricht.

jedoch selten; schwarze und graue Schlangen finden sich namentlich am Bos-Dag in Menge. In den wasserlosen Strichen der südlichen Ebene, namentlich in der Nähe des Kur, zeigen sich Schlangen in außerordentlicher Anzahl. *) In den Gegenden, wo Rohrwerk wächst, namentlich an den Ufern des Kur, ist die Atmosphäre im Sommer mit kleinen Fliegen angefüllt; man schützt sich dagegen, indem man mit Naphtha bestrichene Netzchen über den Kopf zieht; die Thiere verlieren manchmal das Gesicht oder erstiken.

Die Provinz Scheki ist sehr reich an Wald, und man kann die damit bedeckte Strecke auf 1500 Quadratwerste anschlagen. Die vordern Ausläufer des Kaukasus, die südlichen Ausläufer der Bergthäler, der ganze östliche Theil der nördlichen Ebene, in den Magals Chatschmas, Bum, Kutkaschin, die Höhe des Serchow-Dag, ein Theil der Ländereien um den Chanabat und der Ufer des Kur sind mit zum Bau tauglichem Holze bedeckt, welches aus Eichen, rothen Rüstern (Karagatsch), weißen Rüstern (Dschagan), Zwergrüstern (Watäk), Zystych (ein der Buche ähnlicher Baum), Seliß, Kistlagatsch, Pappeln, Ahorn und Linden besteht. Fichten und Tannen wachsen in geringer Menge in den nördlichen Theilen der Hochthäler des Kaukasus, und erreichen nicht die gewöhnliche Höhe und Dike; Platanen, Sahl- und Trauerweiden trifft man selten. Von wilden Fruchtbäumen verdienen der Wallnußbaum, die Zapfenträger und Kastanienbäume, welche im Magal Kutkaschin und im Hochthale von Güinük in Menge wachsen, besondere Aufmerksamkeit. Von diesen Bäumen werden als Bauholz und zum Verarbeiten am häufigsten verbraucht, die rothe und die Zwergrüster, die Eiche, die Argan und die Pappel; aus der letztern baut man gewöhnlich Boote. Brennholz wächst im westlichen Theile der nördlichen Ebene; auch wird viel zu Kohlen verbrannt, und im südlichen Theile gewinnt man aus der Pappel eine Pottasche, indem man den Baum von der Wurzel abbrennt, woraus nicht selten Waldbrände entstehen. — Buschwerk wächst in großer Menge und wird zum Heizen der Wohnungen verwendet; es besteht aus Kreuzdorn, von den Tataren Karatikan genannt, Granatstauden, Saragan (Sumach?), der zur Gerberei verwendet wird, Rosenbüsche, Berberisstauden, Jelgun, welcher aus rothen, glatten und sehr festen Zweigen besteht, Karagan, woraus man auch eine Pottasche gewinnt, und Sukkus. **)

Die Hochthäler und Ausläufer des Kaukasus bieten im Sommer üppige Weiden dar, zwischen deren Gräser Salep und ähnliche Apothekerpflanzen wachsen; auf der nördlichen Ebene, namentlich im östlichen Theile, werden Fruchtbäume im Ueberflusse gezogen, unter denen sich die Birnen von Nucha durch ihre Größe und ihren vortrefflichen Geschmack auszeichnen. Die mittlere Ebene ist nicht ganz angebaut, und auf der südlichen gibt es sehr wenig Früchte; dagegen wachsen in den Gärten eine Menge Granatäpfelbäume, die eine stärkere und süßere Frucht geben, als die in den Wäldern. Maulbeerbäume werden überall gezogen, wo es möglich ist, sie einigemal im Jahre zu bewässern. Baumwolle pflanzt man größtentheils im südlichen Theile, von den Korngewächsen säet man meistens Weizen, Gerste, Hirse und Reis. Die Anpflanzung des gewöhnlichen Tabaks hat sich auf beiden Ebenen seit der Festsetzung der russischen Herrschaft sehr vermehrt. Von Färberpflanzen findet man hauptsächlich wilden Krapp und Nas, eine Pflanze, welche eine gelbe Farbe gibt. Außerdem wächst in der nördlichen und südlichen Ebene in großer Menge ein starkes Schilf, welches zu Aufführung von Dächern und größtentheils auch zu Mauern verwendet wird.

Hinsichtlich der Metalle bietet die Provinz Scheki nichts Besonderes dar. Obwohl die Benennung Demir Aparan (der Eisenführende) und die schwarze Farbe der Gewässer sowohl in diesem Flüßchen, als im obern Theile des Turian und Karatschai zur Vermuthung Anlaß geben, daß man in dem Thale des ersten Eisenerze finden müsse, und obgleich man im Bette dieser drei Flüsse hie und da auf Steinkohlen stößt, so ist doch diese Vermuthung bis jetzt noch nicht durch Nachforschung bestätigt worden.

6. Verbindungswege.

Der jetzige Zustand der Wege bringt weder der Industrie noch dem Handel Schaden, weil alle schweren Gegenstände von den Eingebornen, wie von allen Asiaten, auf Lastthieren fortgeschafft werden; darum erfordern nur die Uebergänge über den Kur, namentlich der bei Karchun, wohin gewöhnlich die persischen Karawanen kommen, einige Sorgfalt. Für den russischen Handel ist die Schifffahrt auf dem Kur bis zur Furt von Mingetschaur sehr vortheilhaft, denn von dieser bis Tiflis sind es nicht über 260 Werste auf der Poststraße, welche für Wagen ganz bequem fahrbar ist. Die Schekiner reiten gewöhnlich, bedienen sich zum Fortschaffen der Waaren der Lastthiere und nur selten der Wagen, auch wo diese fahren könnten.

Die dhageskanischen Völker kommen auf allerlei Wegen über die Berge herüber, selbst mit ihren Schafheerden, zur Winterweide; aber diese Wege sind nur im Sommer brauchbar, und immer mit großen Unbequemlichkeiten verknüpft. Die Kubaner kommen hie und da auch übers Gebirge durch das Thal von Kutkaschin, ziehen aber meist durch Schirwan.

Die hauptsächlichsten Wagenstraßen sind folgende: 1) die Poststraße, welche über die Furt von Mingetschaur nach der südlichen Ebene am Fuße des Chanabat und Achdyd hinführt. 2) Die sogenannte Damus, welche am nördlichen Fuße des Bos-Dag durch die Schlucht von Gelbigilan in die mittlere Ebene und dann durch das Thal des Gochtschai im Serchow-Dag führt und auf die Poststraße in Schirwan ausläuft. 3) Von der Gränze des Gebiets von Elissui läuft eine Straße über die Stadt Nucha bis zu dem Dorfe Kutkaschin auf der nördlichen Ebene am Ende der Ausläufer des Kaukasus. 4) Von dem Dorfe Chaldan im Magal Aresch läuft eine Straße südöstlich nach dem Dorfe Karchun und theilt sich hier in zwei Straßen, von denen die eine am Kur hin nach Schirwan, die zweite über den Kur nach Karabag geht. 5) Eine Straße, die von Karabag über den Kur nach dem schekischen Dorfe Pirasy führt und sich hier in zwei Straßen theilt, von denen die eine nach der Poststraße, die andere nach Norden läuft. Von dem jelisabetpolischen Kreise nach der Furt von Samuch führt die Straße Ogrudscha durch den Distrikt Palatkai und das schekische Dorf Dagna; sie dient hauptsächlich für die Saumthiere. Aus Dagna kann man nach Nucha entweder auf der Poststraße oder über den Bos-Dag nahe an dem Dorfe Dasch-Bulach nach Oriät gehen. Obwohl es über die Flüsse und Bergwasser keine Brücken gibt, außer einer auf der Poststraße über den Selsit-Tschai und eine zweite auf der südlichen Ebene über den Turian, so sind doch die Furten brauchbar, wenige Tage im Jahr ausgenommen, wo die Verbindung wegen der Anschwellung der Gewässer unterbrochen wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) Gegen den Schlangenbiß braucht man folgendes Heilverfahren: man bindet oberhalb der Wunde den gebissenen Theil des Körpers, schneidet an zwei oder drei Stellen in die Wunde und drückt den schädlichen Stoff heraus; hierauf bestreicht man sie mit saurer Milch. Kann man aber dieß nicht gleich nach dem Bisse thun, so gibt man dem Kranken möglichst viel Airan, ein aus saurer Milch bereitetes Getränk, zu trinken, legt ihn sodann auf einen Teppich, und schüttelt ihn so lange, bis er sich erbricht. Dieß hält man für ein sehr wirksames Mittel. Vieh heilt man auf die erstere Art.

**) Kein russisches Wörterbuch gibt die Erklärung dieser Wörter.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 163.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

12. Junius 1838.

Etwas über Mendoza.

(Aus Scarletts: South-America and the Pacific.)

Das Zurückbleiben meines Gepäcks nöthigte mich einige Zeit zu Mendoza zu bleiben, was übrigens ein ſehr angenehmer Ort iſt. In der Architektur ſeiner Kirchen und Häuſer iſt nichts Beſonderes zu bemerken: ſie ſind alle aus Adobes (an der Sonne getrockneten Backſteinen), wie ſie in Chili und Mendoza allgemein gebräuchlich ſind, aufgeführt, obwohl in Buenos-Ayres und Montevideo der gewöhnliche rothe Backſtein jetzt allgemein an die Stelle derſelben getreten iſt. In vielen Straßen ſind die Häuſer nicht einmal mit Kalk beworfen, und die nackten, braunen Mauern haben ein ſehr unſauberes Anſehen. Die Alameda iſt von doppelten Reihen ſchlanker ſchattiger Pappeln eingeſchloſſen, die eine herrliche Promenade abgeben, und ſie läuft an einem raſch ſtrömenden Bache hin, der durch den ſchmelzenden Schnee der Gebirge genährt wird, und durch die Alameda eine geſunde, friſche Luft verbreitet. Hier genießt man in einem köſtlichen Klima die kühlen Lüfte von den Anden her, welche viel näher ſcheinen, als ſie wirklich ſind. Ein griechiſcher Tempel, auf Säulen geſtützt, iſt an einem Ende der Alameda aufgeführt, und in demſelben, ſo wie längs der Alleen, ſind Sitze aufgeſtellt. In einem benachbarten Hauſe kann man Eis haben, das freilich nicht allzu gut bereitet, aber immerhin in der Hitze eines Mendoza-Sommers äußerſt angenehm iſt.

Die Berge erheben ſich auf der einen Seite in der Entfernung von etwa einer Stunde, und zwiſchen dieſen und der Stadt breiten ſich Weingärten, Wieſen und Tabaksfelder aus. Jenſeits dieſer Berge erblickt man die Schneeketten der Anden, unter denen der Tupungato beſonders hervorragt. Die Häuſer haben flache Dächer und nie mehr als zwei Stockwerke, meiſt aber nur eines. Jedes Haus hat einen Patio oder Hofraum im Innern, wo man Pferde geſattelt und gezäumt ſtehen ſieht, da die Männer hier, wie zu Buenos-Ayres ſelten zu Fuß ausgehen. In dem Hauſe, wo ich wohnte, liehen ſie mir bereitwillig ihre Pferde und begleiteten mich als Cicerones. Mehrere derſelben hatten große Landgüter und Weingärten in der Nähe, und von einem derſelben kaufte ich etwas Mendoza-Wein, der ſeit zwölf Jahren im Keller gelegen war, und gutem altem Xeres glich. In dieſem herrlichen Klima und fruchtbaren Boden gedeiht jede europäiſche Frucht bis zur höchſten Vollkommenheit. In den Straßen ſowohl als in den Gäßchen, die nach allen Richtungen zur Stadt hinaus führen, ſind Gräben gezogen, die ſehr kaltes, von den Bergen hergeleitetes Waſſer führen, und alle Wege ſind bis auf eine ziemliche Entfernung mit der geliebten Pappel beſetzt, was den Ritt durch dieſelben ſelbſt bei der Hitze des Tages ſchattig und angenehm macht.

Die Provinz Mendoza iſt hinſichtlich des Ackerbaus ſehr vor Buenos-Ayres voraus: die Ausfuhr von Häuten iſt zwar nicht ſo groß als in den weiter von den Bergen entfernt gelegenen Staaten, aber ſie bereiten Seife und erzeugen Wein, Tabak und Mais im Ueberfluß. Zum Mahlen des letztern haben ſie angefangen Waſſermühlen zu bauen. Ein großer Theil ihrer Producte findet in Karren und auf Mauleſeln ſeinen Weg nach dem Plata. Die Einwohner ſind, wegen der geringern Verbindung mit der alten Welt, einfacher in ihren Sitten, aber nicht minder intelligent als die von Buenos-Ayres, und die Gauchos ſind ganz entſchieden civiliſirter; auch beſitzen ſie viel natürliche Schlauheit. Die andern Provinzen der argentiniſchen Republik werden aus Mendoza mit einer bedeutenden Menge Wein verſehen, der in Häuten über die Ebenen verführt wird; über die Berge nach Chili geht bis jetzt noch keiner, weil der hohe Zoll wie ein gänzliches Verbot gewirkt hat. Die Regierung von Mendoza indeß hat der von Chili einen Handelsvertrag vorgeſchlagen, der, wenn er angenommen wird, zu einem beiden Staaten gleich vortheilhaften Waarenaustauſch führen muß. Gegenwärtig trinken die Chilenen ſelbſterzeugten Wein, der jedoch viel geringer als der jenſeits der Anden erzeugte iſt.

Obwohl die Hitze in der Mitte des Sommers ungeheuer hoch ſteigt, ſo iſt doch das Klima von Mendoza auch dann nicht drückend. Die Luft iſt ſo friſch und der Himmel ſo klar und heiter, daß man ſich nach den ſumpfigen Mosquitogegenden der Pampas ganz erfriſcht fühlt. Der Herbſt, Winter und Frühling ſind köſtlich, und die Geſichter der Eingebornen zeigen die Geſundheit an, die allgemein in der Provinz herrſcht. In dem ganzen Diſtrict herrſcht nicht wie anderswo ein feuchter Dunſt,

und in Fällen von Auszehrung und Rheumatismen soll der Aufenthalt hier sehr wirksam seyn. Es finden sich hier in der Nähe der Uspallata-Straße einige natürliche warme Bäder, welche so werthgeschätzt sind, daß schon Leute aus Buenos-Ayres herkamen, um sie zu benützen.

Geschichte und Organisation des ägyptischen Heeres.

(Fortsetzung.)

Nachdem Mehemed Ali auf diese Weise Aegypten von einer meuterischen Soldateska, die täglich mit neuen Empörungen drohte, befreit hatte, sah er seinen militärischen Reformprojecten kein bedeutendes Hinderniß mehr im Wege stehen. Jedoch wäre es unklug gewesen, die Organisation der regelmäßigen Truppen in der Nähe der Hauptstadt vorzunehmen, wo sich die öffentliche Meinung so entschieden ausgesprochen hatte; man verlegte daher den Sitz dieser wichtigen Veränderung nach Assuan, an die Gränzen von Aegypten und Nubien. Casernen wurden gebaut, und die Mameluken des Pascha's und der Großen bildeten den Kern des neuen Corps.

Das ganze Organisationsgeschäft wurde einem französischen Officier, Namens Selves, seither Soliman Pascha, übertragen, und es bedurfte der ganzen Beharrlichkeit und unerschütterlichen Festigkeit dieses Mannes, um die Schwierigkeiten aller Art, welche sich ihm entgegenstellten, zu überwinden; allein er trotzte allen Entbehrungen, und der glänzendste Erfolg krönte seine Anstrengungen.

Selves bestimmte anfänglich ein kleines Corps von 300 bis 400 Mameluken, aus der nächsten Umgebung des Pascha's, den Kern der neu zu schaffenden Armee zu bilden. Dieß waren junge, aufgeweckte, gewandte und verständige Leute; überdieß waren die Mameluken von jeher von den Aegyptiern gefürchtet, sie übten eine moralische Kraft aus, die sich von ihrer Abkunft herschrieb, und diese moralische Gewalt, von Talent und Fähigkeit unterstützt, mußte unwiderstehlich seyn. Es kam daher bloß darauf an, diese Mameluken für sich zu gewinnen, abzurichten und zu disciplinieren, und gerade hierin lag die größte Schwierigkeit.

Man schickte dieses Corps nach Assuan, an der Südgränze Oberägyptens, um es vollkommen zu isoliren, und vor allen Intriguen sicher zu stellen, welche es den Absichten des Pascha's entfremden konnte. Selves, selbst ein gewandter, geschickter Reiter, wußte die persönliche Zuneigung dieser jungen Mameluken zu gewinnen, indem er an ihren Spielen Antheil nahm, und so wurde auch der ganze Unterricht in dem europäischen Exercitium anfangs spielend ertheilt und empfangen.

Der Unterricht war in verhältnißmäßig kurzer Zeit beendigt, und die Mameluken bildeten ein Muster-Bataillon, welches die Rahmen der neuen Truppen lieferte. Man recrutirte ägyptische Bauern, exercirte sie ein, und die ägyptische Armee war organisirt.

Viele Jahre hindurch wurden die Officiersstellen ausschließlich mit Türken oder Mameluken besetzt, denn der Pascha wollte sich nicht in die Hände der arabischen Bevölkerung liefern und gänzlich von ihr abhängen; allein in dem Maaße, als sein Ansehen sich befestigte, und er der Zuneigung seiner Armee gewiß war, ließ er auch die Araber zu Subalternofficiersstellen zu. Die arabischen Unterofficiere bewährten sich als sehr verständige, ungemein thätige Leute, und die Officiere, welche aus ihrer Mitte hervorgingen, wurden in kurzem die besten in der Armee. Heutzutage sind sie durch keinerlei Beschränkung mehr in ihrem Avancement aufgehalten, und können auch Stabsofficiere werden.

Stand der ägyptischen Armee nach der neuesten Organisation.

Die Infanterie besteht aus 30 Regimentern von 4 Bataillons, worunter 5 Bataillons Linieninfanterie, und eines leichte Infanterie; hievon sind zwei Garderegimenter. Die Bataillons der Linieninfanterie bestehen aus 4 Compagnien, jede von 5 Officieren, 8 Feldwebels, 60 Corporals, 4 Tambours und 160 Soldaten; jede Compagnie ist in vier Züge eingetheilt. Das leichte Bataillon besteht aus drei Compagnien, jede zu 210 Mann, mit verhältnißmäßiger Anzahl Officiere und Unterofficiere.

Dieses Bataillon hat die Bestimmung, das Regiment zu beobachten, und jedem detaschirten Bataillon wird zu diesem Behufe eine Compagnie beigegeben.

Die Reiterei formirt 20 Regimenter, jedes Regiment zu 6 Schwadrons, und die Schwadron zu 5 Officieren und 156 Pferden, woraus sich der Stand eines Regiments etwa zu 850 Pferden ergibt. Von diesen 20 Regimentern sind 8 für den schweren Reiterdienst bestimmt. Die übrigen 12 sind leichte Reiterregimenter und sollen theilweise mit Lanzen bewaffnet werden.

Die Artillerie formirt vier Regimenter, zwei Regimenter reitende und zwei Regimenter Fuß-Artillerie.

Die Truppen vom Geniecorps bilden 4 Bataillone, jedes Bataillon zu 8 Compagnien, und zwar eine Mineur-, ein Pontonnier- und 6 Sappeurecompagnien. Diese sind nicht nur allein mit dem Baue der Festungen und Feldwerke beauftragt, sondern auch mit Straßen-, Brücken- und Canalbau, so wie mit der Ausbeutung der syrischen Waldungen und Bergwerke.

Diesem zu Folge würde sich die Stärke der ägyptischen Armee, wenn die Regimenter vollzählig angenommen werden, in runden Zahlen etwa folgendermaßen ergeben:

Infanterie . .	105,000	Mann
Reiterei . .	17,000	—
Artillerie . .	5000	—
Geniecorps . .	5000	—
Drei Bataillons Veteranen	2000	—
Im Ganzen . .	134,000	Mann.

Die große Mangelhaftigkeit der Controle, die Schwierigkeit der Recrutirung, der Mangel an Menschen, der sich jedes Jahr mehr fühlbar macht, und die Leichtigkeit, womit die Obersten, in Uebereinstimmung mit ihren Regimentsquartiermeistern, mehr Leute in ihren Listen führen können, als sie wirklich unter den Fahnen haben, Alles dieses berechtigt zu glauben, daß der effective Stand der Bataillone und Schwadronen bedeutend unter dem vollzähligen steht.

Hiezu kommt noch, daß die Regimenter in Mekka und Kordofan, welche durch große Wüsten von Aegypten getrennt und und theils im Kampfe mit den Wechabiten und Negern, theils durch die Ungesundheit des Klima's beständigen Verlusten ausgesetzt sind, unmöglich vollzählig angenommen werden können, obgleich sie schon mehrere Male ergänzt worden sind und gegenwärtig größtentheils aus Negern bestehen.

Da auch die Armee in Syrien, namentlich durch Desertion einem beständigen Abgang unterworfen zu seyn scheint, so dürfte es gewiß nicht zu viel gesagt seyn, wenn man die reguläre ägyptische Armee höchstens zu 100,000 Mann annimmt, wovon noch die in den Spitälern befindlichen Kranken abzuziehen wären.

Außer der nach europaischem Fuße organisirten Armee unterhält der Vicekönig auch unregelmäßige, aus Albanesern und Candioten bestehende Truppen, sowohl Infanterie als Reiterei, in seinem Dienste. Ferner sind für den Dienst der leichten Truppen 10,000 Beduinen in 8 Regimenter zu 8 Schwadronen formirt.

Die in Syrien stationirte active Armee soll etatmäßig aus 4 Infanterie- und 4 Reiterdivisionen bestehen, jede Infanteriedivision von 4 Regimentern mit einer angemessenen Anzahl Artillerie. Die Reiterdivisionen sollen jede eine reitende Batterie haben. Die Artilleriereserve soll 10 Batterien formiren und zwar 5 reitende und 5 Fußbatterien, der Park 5 Batterien. Jeder Infanteriedivision soll überdieß 1 Regiment Beduinen von 1200 Mann zugetheilt werden.

Die Vertheilungsweise dieser Truppen soll, wenn nicht Umstände eine Aenderung gebieten, folgende seyn: eine Infanteriedivision und eine Reiterdivision, den rechten Flügel der Armee bildend, cantoniren auf der Linie des Euphrats; die Division des Centrums zu Antiochien und Latakieh; der linke Flügel, bestehend aus einer Infanterie- und einer Reiterdivision, zu Adana und Tarsus; die vierte Infanteriedivision und 2 Reiterdivisionen zu Damascus, Sur, Tripolis, Beirut, Baalbek, Jerusalem, Jaffa und in andern Städten Syriens; die Artillerieresерve zu Homs.

Die Zweckmäßigkeit dieser Vertheilung springt in die Augen, denn sie erleichtert nicht nur den Aufenthalt der Truppen, sondern gestattet auch, dieselben schnell nach allen Richtungen zu vereinigen. Die fünfte Division besteht aus arabischen Truppen und Beduinen; die sechste, oder sogenannte afrikanische Division ist, wie schon erwähnt, aus Nubien und Sennaar recrutirt. Die 7te und 8te Division, so wie die Depots aller Corps sind in Aegypten stationirt und halten Mittel- und Unteräegypten besetzt.

Dem Kriegsminister ist die Verwaltung des Heeres so wie die obere Leitung aller Militärangelegenheiten übertragen, und obgleich nichts ohne die vorangegangene Genehmigung Mehemed Ali's geschieht, so ist doch der Einfluß dieses Ministers sehr bedeutend. Selten geschieht es, daß seine Reform- und Verbesserungsvorschläge von dem Vicekönig verworfen werden; auch muß man zugeben, daß dieser Verwaltungszweig bei weitem der geordnetste ist, obgleich auch noch manche Verbesserungen in demselben eingeführt werden könnten.

Die innere Verwaltung der verschiedenen Corps ist den Chefs derselben überlassen. Sie sind es, die für den Unterhalt ihrer Untergebenen sorgen und die Rationen und Portionen austheilen lassen. Der Kriegsminister ist die Centralstelle, mit welcher alle Corps direct communiciren. Als Abgeordneter befindet sich bei jedem Regimente ein mit dem Rechnungswesen beauftragter Major, und jedes Bataillon hat noch überdieß einen koptischen Schreiber, welcher die Listen führt. Die schändlichsten Unterschleife herrschen bei dieser Verwaltung, und der Oberst, häufig des Lesens sogar unkundig, setzt sein Siegel auf Rechnungen, deren Richtigkeit er gar nicht beurtheilen kann; übrigens benutzen auch in der Regel die Obersten der entfernt liegenden Regimenter zu ihrem eigenen Vortheil eine Unordnung, welche keine strenge Controle ihrer Verwaltung zuläßt. Der Vicekönig kennt diesen Uebelstand, und hat auch schon mehrere des Unterschleifes überwiesene Obersten ihrer Stellen entsetzt, allein dessen ungeachtet sind die Mißbräuche noch keineswegs abgeschnitten.

(Fortsetzung folgt.)

Die muselmännischen Provinzen Rußlands jenseits des Kaukasus.

IV. Die Provinz Scheki.

(Fortsetzung.)

7. Einwohner.

Im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt wohnten die Udenen oder Uden in dieser Provinz; nach Ueberlieferungen aber soll Barda in Karabag in der Nähe des Kur ihre Hauptstadt gewesen seyn. *) Ein Theil der Udenen wurde durch den Apostel Elisa zum Christenthume bekehrt, Elisa aber von den heidnischen Udenen in der Nähe des Dorfes Bum auf einem Berg, und drei seiner Schüler in dem Dorf Indsch erschlagen. Die Eingebornen zeigen noch die Orte, und sowohl Tataren als Armenier zeigen die größte Verehrung dafür. Die Gebeine des heiligen Elisa wurden zu jener Zeit nach Karabag geführt, und über die Gebeine seiner Schüler wurde in Indsch eine armenische Kirche aufgeführt. Diejenigen, welche in den dichten Wäldern wohnten, blieben Heiden bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts, wo ein christlicher Priester, Namens Johannes, sie zur griechisch-russischen Kirche bekehrte. Da aber bald darauf die Verbindungen zwischen Georgien und dem Khanat Scheki abgebrochen wurden und viele der Neubekehrten ohne Geistliche blieben, so traten einige zur armenischen Kirche über, andere nahmen den Islam an. Endlich unter der russischen Regierung wurden 157 in dem Dorfe Wartaschin wohnende Familien wieder zur griechisch-russischen Kirche bekehrt; sie haben eine kleine Kirche und der Gottesdienst wird in georgischer Sprache gehalten, welche sie jedoch nicht ver-

*) Das Land Udi schloß einen Theil der Gegend in sich, welcher unter den orientalischen Schriftstellern unter dem Namen Arana bekannt ist, und es bestand aus dem jetzigen Karabag, Scheki, Schamchor und Schamschadil. Einige Geographen nannten es Otena (Udena?). Nach dem Untergange der Arsaciden kam Udi an die Agowanen, und im 8ten Jahrhundert war Barda (Parta, Berdach) die Residenz der agowanischen Fürsten; es wurde im 85sten Jahre der Hedschra gegründet und lag am Ufer des Terter, nicht weit vom Kur. Jetzt führt ein unbedeutendes Dorf diesen Namen.

stehen. Vom Stamme der Udenen sind im Magal Bum nur noch 400 Familien übrig, die ihre eigene Sprache sprechen, doch aber auch Armenisch und Tatarisch, indem sie sich durch nichts von diesen Völkern unterscheiden. Tataren siedelten sich hier seit der Erscheinung der Mongolen jenseits des Kaukasus an.

Als der politische Bestand des armenischen Reichs aufhörte, zerfiel das dazu gehörige Scheki in mehrere Theile, die unter eigenen Fürsten standen. Die bedeutendsten dieser Fürstenthümer waren Aresch, im westlichen Theile der südlichen Ebene, wo jetzt der Magal dieses Namens liegt, und Kabala, im östlichen Theile der nördlichen Ebene, wo die Magale Chatschmas, Bum und Kutkaschin zerstreut sind, welche noch jetzt die Benennung der kabalinischen Magale behalten haben.

In Aresch, und überhaupt in der ganzen südlichen Ebene, sind keine Spuren des Alterthums übrig, mit Ausnahme eines muhamedanischen Begräbnißplatzes zwischen den Dörfern Budschak und Chaldan, und eines kleinen armenischen, in der Nähe des Berges Serchow-Dag, welcher seinen Namen von einem dort lebenden Räuber Serchow erhalten hat. In Kabala dagegen auf der Ebene, bei der Vereinigung der Flüsse Bumtschai und Gumsalitschai, sind die mit Wald überwachsenen Trümmer einer Stadt, die von einem tiefen, vermittelst Schleußen an der Vereinigung jener Flüsse mit Wasser gefüllten Graben umgeben war; auch findet sich hier ein tatarischer Begräbnißplatz mit arabischen Inschriften, die sich auf die Zeit Tamerlans beziehen, welcher man die Zerstörung der hier gestandenen Stadt Kabala zuschreibt. Diese Meinung ist aus folgenden Umständen sehr wahrscheinlich. Gegen Westen von den Trümmern auf dem rechten Ufer der Schlucht des Bumtschai steht ein Dorf Tschuchur-Kabala, d. h. Kabala in der Grube; dasselbe stand früher in der Schlucht, wurde aber auf die Ebene verlegt, weil der Fluß jährlich Verwüstungen darin anrichtete. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses Dorf eine Vorstadt oder einen Theil der Stadt bildete, und wegen seiner Lage die Benennung Tschuchur-Kabala erhielt. Uebrigens wissen die Eingebornen über die Benennung Kabala durchaus keine Auskunft zu geben. *)

Andere Ueberreste des Alterthums bestehen aus Schlössern und Thürmen, welche größtentheils Gjaur-Kala (Schloß der Ungläubigen) und Kys-Kala (Mädchenschloß) heißen. In der Nähe des Dorfes Maluch, im Magal Scheki, finden sich zwischen Schluchten Ueberreste, welche vielleicht einer ehemals hier gestandenen und gleichfalls Kys-Kala genannten Stadt herrühren.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts waren Aresch und Kabala von Sultanen regiert. Im ersten war der größte Theil der Einwohner Moslems von der Secte der Schiiten, welche sich unter Schah Ismail Sofi zu diesem Glauben gewendet hatten; in Kabala aber, und überhaupt im nördlichen Theile der Provinz besteht die Bevölkerung größtentheils aus Armeniern, obgleich die Tataren auch mächtig sind. Da über die Gründung des Khanats Scheki keine schriftlichen Zeugnisse vorliegen, so muß man sich an die noch im Volke vorhandenen Traditionen halten. Ein gewisser Tschelabi, der Enkel eines armenischen Geistlichen an einer jetzt noch zwei Werste von Nucha vorhandenen Kirche von Kisch, diente im Heere Nadir-Schah's, nahm den Islam an, war in Mekka und kehrte unter dem Namen Hadschi-Tschelabi nach Nucha zurück, welches damals ein Dorf war. Bald darauf fiel Nadir-Schah in die Provinz Scheki ein. Die Bewohner der südlichen Ebene unterwarfen sich ihm; die Einwohner des nördlichen Theils aber ergriffen die Waffen. Die Kabalaer blieben in ihren dichten Wäldern; die übrigen aber erwählten Hadschi-Tschelabi zu ihrem Anführer und vereinigten sich in dem unersteiglichen Hochthale Giold San — Giora-San.*) Hadschi-Tschelabi rechtfertigte vollkommen die Erwartung des Volks: er leistete hartnäckig Widerstand, fügte überall den feindlichen Truppen bedeutenden Schaden zu, und nöthigte Nadir-Schah, ohne Erfolg abzuziehen. Das Volk bekleidete Hadschi-Tschelabi, zum Zeichen seiner Erkenntlichkeit mit der obersten Gewalt, welche er über die Sultane von Kabala und Aresch auszudehnen wußte, ohne sie ihrer Besitzungen zu berauben. Nachdem er fast alle Armenier zum Islam überzutreten bewogen hatte, belegte er die übrigen mit einer Steuer, die in Seide bestand und den Namen Din-Ipagi, d. h. „Seide für den Glauben," führte. Dieser Steuer wurden die Dörfer Wartaschin Indsch, Dschourti, Melikli und Sultan-Nucha unterworfen. Alle übrigen Armenier haben sich in späterer Zeit aus Karaday übergesiedelt; namentlich erst seit vierzig Jahren unter dem Nachfolger Hadschi-Tschelabis Mahmed Hassan-Khan, welcher Kabala und Aresch vollständig mit seinem Khanat vereinigte, und zuerst demselben einen politischen Bestand gab: er theilte das Volk in Classen ab, ordnete bestimmte Steuern an, errichtete zur Landesvertheidigung eine Truppe unter dem Namen von Maasen, bevölkerte öde Strecken mit Auswanderern und dergleichen.

In der Zwischenzeit von Hadschi-Tschelabi bis Mahmed-Hassan-Khan litt das Khanat Scheki durch die Verheerungen der Thronprätendenten, welche Lesghier zu Hülfe riefen, die fast immer die Leibwache der Khane bildeten und die Plünderung des Volkes vollendeten. Auf diese Weise führte auch Mahmed-Hassan-Khan mit seinem Bruder Selim Krieg, wurde besiegt und seines Gesichts beraubt. Selim trat seinem eigenen Wunsche gemäß im Jahre 1805 unter die Herrschaft Rußlands und verpflichtete sich, jährlich einen Tribut von 7000 Ducaten zu zahlen. Da aber bald darauf von seiner Seite sich Verrath und feindselige Umtriebe fund thaten, so marschirte eine Abtheilung russischer Truppen unter Führung des Generals Nebolsin gegen ihn, schlug seine Truppen am Sekilschai und belagerte Nucha; der Verräther selbst aber rettete sich durch die Flucht nach Persien. Im Jahre 1807 setzte die russische Regierung den gewesenen Khan von Choi, Dschafar Kuli, zum Khan in Scheki ein, und dieser verpflichtete sich, jährlich 7000 Ducaten und überdieß aus seinem eigenen Schatze 2000 Ducaten zu zahlen. Ihm folgte sein Sohn Ismail Khan, nach dessen Tod, im Jahre 1819, das Khanat Scheki unter dem Namen der Provinz Scheki vollständig mit Rußland vereinigt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein prächtiges Bouquet, das der Great Western aus New-York mitbrachte, wurde von einem der Passagiere am Tage der Ankunft auf der Rhede einer Dame zu Bristol zum Geschenke gemacht. Die Blumen waren sehr schön, und so gut erhalten, als ob sie eben erst gepflückt worden wären. Man hofft, daß am Ende des Jahres noch der Markt von Coventgarden im Ueberflusse mit Blumen und Früchten aus Amerika versehen werden wird.

*) Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese verschwundene Stadt Kabala das Chabala des Ptolemäus und Kabalasa des Plinius ist, welches nach ihrem Zeugniß in Albanien lag, das auch die jetzige Provinz Scheki in sich schloß.

*) Diese tatarischen Worte bedeuten: „du gehst und siehst."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 164.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

13 Junius 1838.

Etwas über die Pampas.

(Aus Scarletts: South-America and the Pacific.)

Das Gebiet, an deſſen Gränzen die Städte Montevideo, Buenos-Ayres und Mendoza liegen, iſt ſo groß, wie Frankreich, aber ſehr dünn bevölkert, und enthält faſt nur ungeheure Eſtancias, wo Vieh gezogen wird, wozu es wegen der reichlichen Weide und dem nie fehlenden Zufluß an Waſſer, das in zahlloſen Bächen die Ebene in allen Richtungen durchſchneidet, beſonders geeignet iſt. Eine fleißige europäiſche Colonie würde hier bald einen blühenden Staat gründen. Von Buenos-Ayres bis Mendoza ſind drei verſchiedene Striche, welche die Provinzen von Buenos-Ayres, Santa Fé, Cordova und Mendoza einnehmen. Der erſte Theil der Ebene auf der Straße nach Mendoza iſt mit Diſteln bedeckt, die zweite erzeugt hauptſächlich Klee, Alfalfa genannt, der im Frühjahr und Herbſt grün und üppig, im Sommer aber verbrannt und ganz braun iſt. Der letzte Diſtrict, welcher ſich von der Stadt St. Luis durch die Provinz Mendoza bis an die Anden erſtreckt, iſt völlig mit niederem Buſchholz überwachſen, wovon die Algaroba und Eſpina, oder der amerikaniſche Immergründorn den größten Theil einnehmen. Andere einheimiſche Pflanzen ſind der Ombu, den man zu Buenos-Ayres ſieht, die Aloë und die Stachelbirne, welche letztere oft die Hütten der Gauchos umgibt, und als Schutzmittel gegen die Indier gepflanzt wird. Feigen und Pfirſiche findet man allenthalben, obgleich ſie urſprünglich aus Europa verpflanzt worden ſind. In Städten und Dörfern ſind ſie ſehr zahlreich, ich habe aber auch einzelne Bäume, ſelbſt einzelne dieſer verſchiedenen Arten in der Nähe der Ranchos oder Hütten auf den Pampas geſehen, und wurde oft durch dieß Signal nach einer Wohnung geleitet.

Faſt dieſer ganze ungeheure Diſtrict beſteht aus einem reichen Alluvialboden, wo nicht ein Stein zu finden iſt. Die Diſteln wachſen im Frühjahr ſo ſchnell, daß ſie vor Ende des Sommers zehn Fuß hoch ſind, und ſo dicke Stengel haben, daß ein mich begleitender Kriegsmann glaubte, in dieſer Jahreszeit würde eine Armee dadurch aufgehalten werden. Sie zerfallen indeß eben ſo ſchnell, und der Klee bricht dann über die vertrocknete und gefallene Diſtel hervor, bis das ganze Ausſehen des Landes verändert iſt.

Zahlreiche Flüſſe ſtrömen ſtill durch dieſe flachen Ebenen hin; der Rio Tercero und Quinto, der Deſaguadero und Tunuyan ſind darunter die bedeutendſten. Der Tercero iſt der einzige, der weit genug gegen Oſten ſtrömt, um in den Parana zu fallen. In trockenen Jahreszeiten verliert er ſich in einem Sumpfe, kommt aber unter dem Namen Carcaranna wieder heraus, und fällt 18 Leguas oberhalb Santa Fé in den mächtigen Parana. Auf einem Theile ſeines Laufes wird er ſalzig, eine Eigenſchaft, die er mit vielen Flüſſen gemein hat, die langſam durch weite Ebenen fließen und in Sümpfen oder Seen enden. Rieſenhafte Knochen wurden in ſeinem Bette gefunden, die, wie man jetzt weiß, dem Megatherium und Maſtodon angehören. Die zahlreichen Flüſſe, welche dieſe Ebenen durchſtrömen, werden vielleicht in künftiger Zeit den Handel unter gebildeten Nationen erleichtern, jetzt aber ſind ſie bloß ein Hinderniß für den Reiſenden und die beladenen Maulthiere.

Das Klima der Pampas im Winter iſt ungefähr wie das unſrige im November, der ihrem April entſpricht. Dann ſind ſtarke Fröſte in der Nacht häufig, und im Frühjahr, unſerm Herbſt, fand ich oft zu Buenos-Ayres ein Feuer recht annehmbar. Aber das Klima unter derſelben Breite wechſelt, je nach der Entfernung vom atlantiſchen Meer und der größern Höhe über dem Meere. Die feuchte Moskitogegend, die ſich bis auf 500 (engl.) Meilen vom Meer an erſtreckt, hat eine von der friſchen, elaſtiſchen Luft zu Mendoza ganz verſchiedene Atmoſphäre; ich habe an letzterem Ort in freier Luft auf dem Boden geſchlafen, und fand Morgens keine Spur von Feuchtigkeit auf dem Poncho, der mir zur Decke gedient hatte; öfters bemerkte ich todte Thiere am Wege, die in ihren Fellen vertrocknet waren, zum Beweis daß die Temperatur nicht die Fäulniß befördert.

Die Pampas ſind ganz frei von der in Griechenland und Italien ſo vorherrſchenden Malaria. Ich ſah von Buenos-Ayres bis Mendoza nur Einen Kranken. Der Pampero, der mit der Heftigkeit eines Orkans über die Ebenen dahin weht, trägt zur Geſundheit des Landes nicht wenig bei.

Geſchichte und Organiſation des ägyptiſchen Heeres.

(Fortſetzung.)

Uniformirung, Bewaffnung und taktiſche Ausbildung der Armee.

Die Uniform der Infanterie iſt bei allen Regimentern ohne Unterſchied gleich und beſteht im Winter aus einem Beinkleid und Spencer von rother Sarſche und einem ledernen Gürtel. Seit dem Feldzuge in Syrien erhält noch jeder Mann überdieß eine Art Capotte von braunem Tuch. Im Sommer beſteht die Kleidung bloß aus weißer Leinwand.

Die ganze Reiterei, ſo wie die Artillerie, iſt in blaue Sarſche gekleidet, allein die Montirungsſtücke ſind größtentheils ſchlecht gemacht und ſchlecht unterhalten. Der Feß, eine rothe Mütze ohne Schild, iſt die allgemeine militäriſche Kopfbedeckung.

Die Waffen ſind nach franzöſiſchen Modellen angefertigt, und anfänglich größtentheils aus Lüttich bezogen worden; jetzt genügen aber die eigenen, in Kairo errichteten Fabriken, von welchen ſpäter die Rede ſeyn wird, vollkommen für die Bedürfniſſe des Heers.

Ebenſo gehen die Feß und übrigen Stoffe für die Bekleidung der Truppen aus den Fabriken des Vicekönigs hervor, kommen aber auf dieſe Weiſe weit höher zu ſtehen, als wenn dieſelben durch Handelshäuſer geliefert würden.

Behufs des taktiſchen Unterrichts iſt jedem Regiment ein europäiſcher Inſtructor (Taalimdſchi) zugetheilt, ſo wie für die Geſundheitspflege ein europäiſcher Wundarzt. Beide zählen aber nicht in den Reihen der Armee. Die Religion ſteht ihnen immer als ein unüberwindliches Hinderniß im Wege, und ihr Avancement beſteht nur in einer Gehaltserhöhung, wenn man mit ihren Dienſten zufrieden iſt. Der Gehalt der Inſtructoren ſteigt, außer einer jährlichen Entſchädigung für Kleidung von 250 Fr., von 2000 bis 8000 Fr., je nach ihren Leiſtungen und dem Orte ihres Aufenthaltes, denn diejenigen, welche in Kordofan oder bei der Armee in Arabien ſtehen, ſind ungleich beſſer bezahlt als die übrigen.

Die falſche Stellung, in welcher ſich Männer befinden, die, ohne einen Rang in der Armee einzunehmen, täglich in die Nothwendigkeit kommen, den Unterricht der Stabsofficiere zu beaufſichtigen, ſetzt ſie beſtändigen Plackereien aus; auch haben beinahe alle Inſtructoren von Verdienſt, die noch irgend ein anderes Exiſtenzmittel hatten, ein Land wieder verlaſſen, wo ſie nichts als Widerwärtigkeiten erfahren haben, und die meiſten Zurückgebliebenen ſind wegen politiſcher Vergehen aus ihrer Heimath vertriebene Italiener.

Da dieſe Inſtructoren theils wirklich geübte Exerciermeiſter ſind, theils aber ſolche, welche dieſe Erwerbszweige ohne alle Vorkenntniſſe nur in Ermanglung eines beſſern ergriffen haben, da ferner die Oberſten einen ſehr ungleichen Eifer für das neue Syſtem an den Tag legen, ſo ſtehen auch die verſchiedenen Regimenter hinſichtlich ihrer taktiſchen Ausbildung auf ſehr verſchiedenen Stufen, und bei der Infanterie dürften nur die Garderegimenter einen Vergleich mit europäiſchen Truppen aushalten.

Die Reiterei hat Ibrahim Paſcha erſt nach ſeiner Rückkehr aus Morea neu zu organiſiren angefangen, was nicht ohne große Schwierigkeiten geſchah, da alle Orientalen beſonders zu Pferd ſich gerne dem Ungeſtüm des einzelnen Gefechts überlaſſen und eine Abneigung gegen regelmäßige, geſchloſſene Bewegungen haben, und da es ferner im Nilthale an Pferden fehlt. Man war deßhalb genöthigt, aus Syrien, Caramanien und Rumelien Pferde kommen zu laſſen; auch kaufte man den Beduinen einen Theil ihrer Stuten ab, um Geſtüte zu bilden.

Jetzt ſieht man die ägyptiſchen Reiterregimenter mit ziemlicher Genauigkeit auf europäiſche Weiſe manövriren.

Die Artillerie war lange Zeit ſo ſehr vernachläſſigt worden, daß ſie nach dem Feldzuge in Morea im Grunde nur noch dem Namen nach exiſtirte. Aus der Artillerie ergänzte man die Infanterieregimenter, welche zu irgend einer Unternehmung marſchiren mußten, ſo daß dieſes Corps beſtändig Recruten nachzubilden hatte. Ibrahim Paſcha hat dieſer Waffe das Vorrecht, die tauglichſten und ſchönſten Recruten auszuwählen, zurückgegeben, und die Mannſchaft läßt jetzt nichts zu wünſchen übrig; auch das Material iſt ſehr zahlreich und in gutem Zuſtande.

Zwei Meilen von Alt-Kairo cantonniren beſtändig ein Regiment Fuß- und ein Regiment reitende Artillerie in ſtehenden Baracken, und haben ſich ein Polygon als Uebungsplatz hergerichtet. Das Regiment reitende Artillerie von 6 Compagnien manövrirt mit vieler Schnelligkeit, Ordnung und Genauigkeit. Die Mannſchaft iſt auserleſen, wohlunterrichtet und von ſchöner, militäriſcher Haltung; die Beſpannung trefflich. Zwar ſind die Pferde nicht groß, aber kräftig und gewandt; die Kanoniere ſind gut beritten, der Oberſt ein Mann voll Kenntniſſe und Dienſteifer, endlich das Feuer pünktlich und genau.

Das Fuß-Artillerieregiment von 18 Compagnien iſt ebenfalls gut eingeübt; das Schießen nach der Scheibe mit Kanonen gibt ganz befriedigende Reſultate; weniger Geſchicklichkeit zeigen die Kanoniere beim Wurfgeſchütz.

Recrutirung.

Die ägyptiſche Armee ergänzt ſich hauptſächlich aus Fellahs (ägyptiſche Landbauern), ſodann aus Arabern, Türken und Negern. Die Araber der Wüſte geben zwar wegen ihrer kriegeriſchen Sitten und wegen ihrer Abhärtung, die eine Folge ihrer Lebensweiſe iſt, vortreffliche Soldaten, allein ihre Liebe zur Unabhängigkeit, ſo wie das ungebundene Leben, an welches ſie gewöhnt ſind, laſſen ſie nur ungerne den Zwang, welcher bei regulären Truppen ſtattfindet, ertragen.

Die Türken ſind größtentheils Freiwillige, ſo wie z. B. das 9te Jägerregiment zu Pferd, welches ſich in Syrien rühmlich ausgezeichnet hat, aus lauter freiwillig angeworbenen Türken beſteht; ſie ſind in der Regel ſchöne Leute, voll Ausdruck kriegeriſchen Muthes.

Die ſchonungsloſe Weiſe, womit in Aegypten alle Neuerungen und ſo auch das neue Militärſyſtem ohne alle Berückſichtigung der durch Jahrhunderte begründeten Sitten und Gebräuche eingeführt worden ſind, und das deſpotiſche Verfahren

bei den Recrutenaushebungen ſind unſtreitig die Hauptgründe, welche den Militärdienſt in Aegypten ſo unpopulär gemacht haben. Schon der gänzliche Mangel an Geburtsregiſtern, welche Mehemed Ali auffallender Weiſe noch nicht eingeführt hat, laſſen bei der Conſcription dem Zufall und der Willkühr freies Spiel. Wenn nämlich eine Aushebung angeordnet iſt, ſo theilen die Gouverneure den betreffenden Gemeinden die Anzahl Recruten zu, welche ſie zu ſtellen haben, und ſchicken ſodann die in ihrem Dienſte befindlichen Albaneſen aus, um die beſtimmte Zahl Männer aus den Dörfern wegzunehmen. Sobald man nun dieſe Soldaten den Dörfern ſich nähern ſieht, ergreifen alle Bauern die Flucht, die Albaneſen verfolgen ſie quer durch die Felder und zertreten mit ihren Pferden die Saaten in allen Richtungen. Nach einem oder mehreren Treibjagen dieſer Art bringen ſie endlich die erforderliche Anzahl zuſammen, allein die meiſten der Unglücklichen, welche ſie ergriffen, ſind entweder noch halbe Kinder oder Greiſe und Schwächlinge, die auf der Flucht zurückblieben.

Alle dieſe werden nun gefeſſelt in die nächſte Stadt gebracht und dort vom Arzte viſitirt. Die als untauglich Erfundenen ſchickt man ſodann zurück, die Menſchenhetze beginnt von neuem und wird oft zweimal wiederholt, bis endlich die Zahl voll iſt. Während dieſer ganzen Zeit werden die Ernten verheert, die Felder bleiben unbebaut, und oft iſt der Ertrag des ganzen Jahres verloren. Schon hieraus ergibt ſich, wie hoch dem Paſcha ein Recrut zu ſtehen kommen muß.

Hohes Alter und ſchwere Gebrechen ſind die einzigen Gründe, welche vom Militärdienſt befreien. Weder der Eheſtand, noch der Unterhalt einer zahlreichen Familie bedingen eine Ausnahme, und man hat ſchon ſechs verheurathete Brüder wegnehmen ſehen, die mehr als dreißig Perſonen brodlos zurückließen. Deßhalb folgt auch den Conſcribirten immer ein Heer von Weibern und Kindern, die bei den Regimentern ihrer Männer bleiben, und neben jedem ägyptiſchen Lager ſieht man ein zweites, nicht minder zahlreiches von Weibern und Kindern, eine Quelle tiefen Elendes und ſittlicher Verderbniß. Kein Wunder, daß unter ſolchen Umſtänden der Widerwille gegen den Kriegsdienſt ſo tief gewurzelt iſt, daß die Fellahs, um dienſtuntüchtig zu werden, ſich die obern Zähne ausziehen laſſen, ja Kalk in die Augen ſtreuen, um zu erblinden, ungeachtet die Todesſtrafe auf Selbſtverſtümmlung geſetzt worden iſt.

Hätte man bei der Bildung und Ergänzung des Heeres den religiöſen Glauben des Muſelmannes, den Fatalismus, zu benützen gewußt, hätte man in jeder Gemeinde die betreffende Anzahl Recruten durch das Loos beſtimmt, ſo würden gewiß die auf ſolche Weiſe Bezeichneten ſich vor dem höchſten Willen gebeugt haben, wären freiwillig bei den Fahnen angekommen, und die moraliſche Kraft der Regierung müßte nothwendig dadurch gewonnen haben.

Auch konnte dem Dienſte eine reichliche Ergänzungsquelle eröffnet werden, wenn man ſich der armen Soldatenkinder annehmen und ſie für den Dienſt erziehen würde. In Aegypten bleiben viele Ländereien aus Mangel an Bevölkerung unangebaut. Dieſe könnte man unter die Regimenter vertheilen, daſelbſt Baracken erbauen laſſen, und Erziehungsanſtalten für die Kinder begründen, womit zugleich eine Verſorgungsanſtalt für Invaliden ſich verbinden ließe.

Man ſchätzt die Anzahl der Soldatenkinder auf 15 bis 20,000. Dieſe Kinder ſind gegenwärtig ganz verlaſſen, leben im Elende und ſterben größtentheils noch vor Erreichung des Mannesalters. Auf die angegebene Weiſe würden ſie erhalten, im Geiſte ihrer künftigen Laufbahn erzogen, und eine treffliche Schule für künftige Unterofficiere bilden, wie dieß in Rußland zum wahren Beſten des Dienſtes geſchieht.

Ungeachtet des allgemein herrſchenden Widerwillens gegen den Kriegsdienſt wird jedoch der ägyptiſche Fellah (wenn er einmal dem Regimente einverleibt iſt) ein recht guter und tapferer Soldat, der mit der größten Mäßigkeit und Genügſamkeit eine beinahe unglaubliche Ausdauer, beſonders im Marſchiren, verbindet. Vielleicht iſt unter allen Völkern des Islam keines ſo ſehr von der muſelmänniſchen Reſignation durchdrungen, als das ägyptiſche, ohne daß jedoch ſein natürlich heiterer und biegſamer Charakter dadurch gedrückt würde. Als während des ſyriſchen Feldzuges die Cholera in der Armee herrſchte, ſahen die Aegyptier ihre Cameraden mit der größten Kaltblütigkeit davon ergriffen und derſelben unterliegen; ſie beerdigten die Todten in der Stille ohne ein Zeichen des Schmerzes, während die Neger vom Heimweh ergriffen, bittere Thränen über den Tod der ihrigen vergoſſen, und ein Geſchrei der Verzweiflung erhoben.

Selbſt nach den blutigſten Gefechten verſammelten ſich die ägyptiſchen Soldaten Abends zwiſchen ihren Zelten, und vergaßen bei Geſang und Tanz, oder bei ihren mährchenhaften Erzählungen die Verluſte des Tages und die Gefahren, welche der folgende drohte.

(Fortſetzung folgt.)

Oeffentliche Arbeiten in Schweden.

Die ſchwediſche Regierung hat kürzlich eine Militärkarte herausgegeben, auf welcher alle Arbeiten für den öffentlichen Nutzen verzeichnet ſind, die unter dem jetzigen König begonnen, fortgeſetzt oder vollendet wurden. Man findet darunter 15 Canäle, welche 64,057,095 Franken koſteten; 8 Häfen und Hafendämme koſteten 1,450,000 Fr.; 8 Straßen 1,445,000 Fr.; 9 Vertheidigungslinien 10,225,000 Fr. Die Geſammtſumme von 77,177,095 Fr. wurde von dem Schatze geliefert und keine Anlehen dabei gemacht. (Echo du Monde Savant Nr. 22.)

Die muſelmänniſchen Provinzen Rußlands jenſeits des Kaukaſus.

IV. Die Provinz Scheki.

7. Einwohner.

(Fortſetzung.)

In der Cameralbeſchreibung vom Jahre 1835 ſind in der Stadt Nucha und in 270 Dörfern und Nomadenlagern der Provinz Scheki 21,624 Familien mit 55,723 Köpfen männlichen Geſchlechts aufgezählt. Darunter befinden ſich 46,300 Tataren, 8958 Armenier und 185 Juden.

Von den Muhammedanern sind etwa 16,000 Familien Sunniten und etwa 1000 Schiiten. Schlägt man die Ausdehnung der Provinz auf etwa 9000 Quadratwerste an, so kommen auf jede Quadratwerst nicht über 12 Seelen.

Seit der Zeit Mahmeds Hassan Khans theilt sich das Volk von Scheki in Beks, Geistlichkeit, Maasen, Ragaten und Retschdaren. Die Würde eines Beks gebührt den Kindern und Verwandten der Nachkommen des Khans und der kleinen Fürsten, wie der Sultane, Meliks u. dgl., welche genöthigt wurden, die Herrschaft des Khans über sich anzuerkennen und ihre Besitzungen mit dem Khanat von Scheki zu vereinigen; endlich auch Leuten aus dem steuerbaren Stande oder Maasen, welche diese Würde durch geleistete Dienste erhielten. Es gab Beispiele, daß die Khane auch solche ihrer Unterthanen als Beks anerkannten, welche wegen ihrer Räubereien oder aus andern Ursachen ihnen furchtbar waren. Diese Würde hat ihre Grade: im ersten Grade waren die Kinder des Khans und die Sultane, welchen letztern Titel vorzugsweise die ältesten der ehemaligen besondern Fürstenfamilien von Kutkaschin und Aresch erhielten. Uebrigens wurden auch die ausgezeichnetsten Beks zu Sultanen befördert. Zur zweiten Classe gehörten die armenischen Meliks, denen die Verwaltung der armenischen Magals oder Kreise anvertraut war; zur dritten Classe rechnet man die eigentlichen Beks. Gegenwärtig zählt man 1 Sultan, 2 Meliks, 260 tatarische und 11 armenische Beks. Ihre Rechte und Verbindlichkeiten sind dieselben, wie in den andern Provinzen.

Die Geistlichkeit in ganz Scheki beträgt 75 armenische, 10 jüdische und 546 tatarische Familien. Die armenische Geistlichkeit befindet sich in 47 Kirchen und in 2 Klöstern: Dschalet und Kisch. Sie zeichnet sich auch jetzt noch nicht durch Reichthum aus, war aber unter den Khans noch ärmer, da sie jetzt von der Glaubenssteuer, Din-Ipagi, und dem Charatsch befreit ist. Sie steht unter einem Archimandriten, der sich zu Jelisabetpol aufhält. In den Klöstern finden sich drei Archimandriten und eine geringe Anzahl Mönche. Die Klöster haben einiges unbewegliche Vermögen, welches aber, namentlich bei dem Kloster Kisch, nicht bedeutend ist.

Die jüdische Geistlichkeit findet sich bei den Synagogen in dem Dorfe Wartaschin (Dschugutlar), wo alle Juden wohnen, welche unter Mahmed Hassan Khan aus Kuba und Baku herüber kamen. Die jüdische sowohl als die armenische Geistlichkeit wird durch das Volk selbst von der Bezahlung der Steuern sowohl als Abgaben befreit, lebt von freiwilligen Gaben, die sie für die Ceremonien und den Unterricht der Kinder im Lesen erhalten, so daß weder bei den Armeniern noch bei den Juden allgemeine Schulen sich finden. Die muhammedanische Geistlichkeit zerfällt in sunnitische und schiitische; Derwische und Seiden genießen in der Provinz einer größern Achtung als an andern Orten; ihre Anzahl beträgt gegen 40 Familien. Mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigen sich nur die Mullahs. Die Moscheen haben keine Verzierungen, und zeichnen sich durch nichts von den gewöhnlichen Wohnhäusern aus; nur einige in den Städten haben Minarets. Wo keine Moscheen sind, beten die Bewohner häufig unter freiem Himmel. Zur Zeit der Khane hatte die muhammedanische Geistlichkeit ihre geordnete Verwaltung: in jedem Magal führte ein aus den Effendis gewählter Kadi die Aufsicht über die geistlichen Personen in den Moscheen; da, wo die Kadis durch ihre richterlichen Geschäfte allzu sehr in Anspruch genommen waren, wurden aus den Effendis sogenannte Amr-Marufs ernannt, welche den Gottesdienst beaufsichtigten. Nach den Kadis und Amr-Marufs kamen die Effendis und Akhunds, aus deren Mitte die Wais oder Prediger gewählt wurden. Die, welche sich durch ihre Gelehrsamkeit oder ihre Schriften besondere Achtung erworben hatten, wurden Bejuk-Effendi oder Groß-Effendis genannt; zeichnete sich aber ein solcher Gelehrter außerdem noch durch einen tadellosen Lebenswandel aus und verdiente er das öffentliche Vertrauen, so wurde er Imam Effendi genannt. Der Geistliche, welcher sich durch seinen Lebenswandel Verehrung und Vertrauen erworben hatte, erhielt den Namen Pisch-Namas (Vorstand des Gebets). Mullahs finden sich bei jeder Moschee, und hatten Sochte und Thelabis *) zu Gehülfen.

Gegenwärtig geht die Würde eines Kadis auf seine Kinder über, und diese besitzen noch, obwohl sie keiner Geistlichkeit mehr vorstehen, die von den Khanen ihren Vätern verliehenen Dörfer und Einkünfte; die Amr-Marufs bestehen nicht mehr, und jeder Muderris-Effendi befördert ohne alle Prüfung seine Schüler zu Effendis, wenn sie auch nicht zuvor Mullahs gewesen. Jeder, der das Gebet (Namas) lesen kann, nennt sich Mullah, und selbst viele aus dem steuerbaren Stande, welche Lesen gelernt haben, eignen sich diese Würde an.

Die Maasen bildeten die Landesbewaffnung, und waren unter den Khanen von Steuern und Abgaben befreit. Dafür mußten sie aber bei der ersten Aufforderung mit eigenen Pferden und Waffen in den Krieg ziehen. Jetzt zählt man von Maasen 670 Familien.

Die Ragaten oder Krondauern, welche die steuerbare Classe des Volkes bilden, sind in derselben Lage geblieben, wie unter den Khans. Alle Ragaten, mit Ausnahme der nomadischen, sind auf Krongütern angesiedelt und zahlen die Steuern nur an die Krone. Zu dieser Classe rechnet man auch: 1) die Kaufleute, Krämer und Handwerker, welche keine besondern Rechte haben, und ihrem Stande gemäß, in gleicher Art wie die andern Ragaten, Steuern zahlen. 2) Diejenigen Einwohner, welche sich auf Privatgütern niedergelassen haben; außer den Steuern und Abgaben an den Staat bezahlen sie an die Besitzer des Bodens den Maldschagat, d. h. den zehnten Theil des Bodenertrags, den fünften Theil der gewonnenen Seide und außerdem die Spreu, das Brennholz u. dgl. Die Zahl dieser Ragaten beträgt 727 Familien, welche in 13 Dörfern wohnen. 3) Krondauern, welche von den Khanen an Privatleute verliehen wurden, obwohl bei dem Tode desjenigen, dem die Verleihung ursprünglich gemacht wurde, weder die Kinder noch die Verwandten desselben ohne besondere Vergünstigung des Khans einen Anspruch darauf zu machen hatten, weil die Khane niemals Dörfer in erblichen Besitz vergaben. Die Zahl der Familien, welche von den Khanen mit allen Einkünften an Privathände übergeben wurden, rechnet man auf 1457, diejenigen, welche einen Theil des Einkommens bezahlen mußten, auf 1006, und die nomadischen auf 588; außerdem waren einige Nomaden-Dörfer noch unter der khanischen Regierung in den Besitz von Beks übergegangen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese beiden Worte bedeuten Studirende; das erste ist persisch und bedeutet eigentlich der Brennende, das zweite ist arabisch und bedeutet der Suchende.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 52** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Dramatische Poesie in Frankreich.** (Fortsetzung.) — **William Wordsworth.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande hingegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 165.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Junius 1838.

Französische Versuche, die Entzifferung der Keilschrift betreffend.

Obgleich das Studium des Alterthums vielleicht in keinem Lande Europa's weniger Liebhaber zählt als in Frankreich, so ist dasselbe doch keineswegs darum hier vernachlässigt. Es fehlt Frankreich weder an Anstalten noch an Männern, die geeignet sind, den Schleier der Vergangenheit zu lüften und selbst da neue Aufschlüsse zu geben, wo die tiefsten Forscher anderer Nationen hülf- und rathlos stille standen. Die Leistungen eines Boissonade auf dem Gebiete der eigentlich so genannten Philologie, die Arbeiten eines Letronne im Bereiche der Baudenkmale und Inschriften, so wie die Verdienste eines Raoul-Rochette um die Kunstgeschichte sind so groß, daß man von ihnen eine neue Epoche in der Geschichte der Alterthumswissenschaften beginnen könnte. Besonders angebaut jedoch ist bei ihnen das Gebiet der orientalischen Sprachen. Die orientalische Philologie, als deren Mittelpunkt noch nach seinem Tode Silvestre de Sacy betrachtet werden muß, erhielt und erhält fortwährend von dem französischen Gouvernement so kräftigen Beistand, daß ein glücklicher Erfolg nicht ausbleiben konnte und auch fernerhin nicht ausbleiben wird. Nicht zufrieden damit, sich in Besitz der reichsten Sammlung von Literaturdenkmalen des Morgenlandes gesetzt zu haben, hat diese Regierung durch die Gründung des Institutes für morgenländische Sprachen der historischen Forschung ein lebendiges und belebendes Organ gegeben, wie man vergebens in Europa ein zweites sucht. Hr. Eugène Burnouf, Sohn des Verfassers der in Frankreich allgemein eingeführten griechischen Schulgrammatik, hat in einem Mémoire gezeigt, wie weit die linguistische Combination gehen könne, wenn sie durch solides Wissen und ein scharfes Urtheil unterstützt ist. Es werden hier zwei Inschriften in Keilschrift erklärt, die sich auf zwei Säulen von rothem Granit befinden, welche nahe bei Hamadan stehen. Als man sich zuerst damit befaßte, den Schlüssel zur Keilschrift zu finden, schlug man genau denselben Weg, wie bei den Hieroglyphen ein. Da sich die Keilschrift besonders häufig in Persepolis, der Residenz der Perserkönige, fand, so nahm man an, ihr Inhalt beziehe sich auf die Könige; man glaubte sich hiezu um so mehr berechtigt, weil in der Nähe befindliche Bildsäulen offenbar damit in Verbindung zu stehen schienen. Ein Wort der ersten der beiden in Rede stehenden Inschriften, genannt Darius-Inschrift, befand sich auch in der zweiten, genannt Xerxes-Inschrift, und das zwar an einer Stelle, welche die Sohnschaft zu bezeichnen schien. Man nahm an, dieses Wort sey Darius in der ersten Inschrift und unterstellte deßhalb für die zweite, Xerxes, Sohn des Darius. Ferner zwei bis auf die Endung identische Worte, die ebenfalls in beiden Inschriften vorkamen, sah man als Titel an, und unterstellte, daß sie bezeichneten: König der Könige. Nun heißt König auf altpersisch Khschah, woher das Wort Schah oder Schach stammt. Dieses Wort, welches mit dem sanskritischen Xatra in Verbindung steht, findet sich in dem Namen Xerxes wieder. Auf diese Weise konnte man den Werth einiger Buchstaben bestimmen, und indem man so der Enträthselung weiter nachging, las man die Namen Darius, Xerxes und Achämenides. Doch damit war der Text noch nicht erklärt. Zur Erreichung dieses Zweckes nahm Hr. Burnouf die Zendsprache zu Hülfe und erlangte folgendes Resultat:

Darius-Inschrift. „Ormuzd ist das göttliche Wesen. Er gab den vortrefflichen Homa (eine heilige Pflanze). Er gab den Himmel. Er gab den Menschen. Er gab die Nahrung den Menschen. Er erzeugte Darius, den König, diesen König der Tapfern, dieses Haupt der Tapfern. Dieß ist Darius, der göttliche König, der König der Könige, der König der Lande, welche die Tapfern hervorbringen, der König der vortrefflichen und göttlichen Welt, der Gefürchtete, der Beschützende, der Sohn Goschtaspa's, des Achämeniden."

Xerxes-Inschrift. „Ormuzd ist das göttliche Wesen. Er ist das höchste Wesen der Wesen. Er gab den vortrefflichen Homa. Er gab den Himmel. Er gab den Menschen. Er gab die Nahrung dem Menschen. Er erzeugte Xerxes, den König, diesen König der Tapfern, dieses Haupt der Tapfern. Dieß ist Xerxes, der göttliche König, der König der Könige, der König der Lande, welche die Tapfern hervorbringen, der König der vortrefflichen und göttlichen Welt, der Gefürchtete, der Beschützende, der Sohn des Darius, des Königs, des Achämeniden."

Dieſe Inſchriften befinden ſich am Fuße des Berges Alwand, nahe bei Hamadan. Sie ſind äußerſt vollkommen auf einem ungeheuren Block von rothem Granit, deſſen Schönheit die Reiſenden rühmen, eingegraben. Zehn Fuß engliſch über der Erdoberfläche gewahrt man zwei Höhlen, deren Tiefe einen Fuß auf ungefähr fünf Fuß Länge und eben ſo viel Breite beträgt. Jede dieſer Höhlen enthält drei Colonnen Keilſchrift, welche parallel neben einander ſtehen. Die erſte Colonne der Höhle zur Linken iſt die Inſchrift des Darius, und die erſte Colonne der Höhle zur Rechten iſt die des Xerres; eine jede enthält zwanzig Zeilen. Die zweite und dritte Colonne wiederholen höchſt wahrſcheinlich den Inhalt der erſten in jenen zwei Schriftarten, die St. Martin mit dem Namen der mediſchen und aſſyriſchen bezeichnet hat; denn bekanntlich gibt es drei Gattungen von Keilſchrift. Aehnliche Inſchriften finden ſich in den Ruinen von Perſepolis, wo ſie ſich theils über, theils zur Seite von zwei großen Figuren befinden. Eine jede dieſer Figuren ſtellt eine männliche Perſon von hoher Geſtalt, mit langen Kleidern angethan, mit der Tiara auf dem Haupte und einem großen Stab oder Scepter in der Hand, vor. Hinter ihr befinden ſich Perſonen von geringerer Dimenſion und ohne Kopfbedeckung. Eine hält einen Sonnenſchirm über das Haupt der großen Figur und eine andere trägt einen Fliegenwedel in der Hand.

Aus der Analyſe der Worte und ihrer grammatiſchen Formen ſchloß Hr. Burnouf, daß dieſelben ſich auf einen Zweig der indo-perſiſchen Sprachen zurückführen laſſen; daß dieſer Zweig die Zendſprache ſey, und daß mehrere dieſer Worte Beiſpiele von Buchſtabenveränderungen liefern, wie man ſie häufig in dem Neuperſiſchen, verglichen mit der Zendſprache, wahrnimmt.

Geſchichte und Organiſation des ägyptiſchen Heeres.

(Fortſetzung.)

Avancement und Gehalte.

Hinſichtlich des Avancements findet durchaus keine geſetzliche Beſtimmung ſtatt, und es geht ganz nach Gunſt, man berückſichtigt jedoch bei der Beſetzung höherer Stellen ſowohl die Dienſtzeit, als die perſönlichen Fähigkeiten und geleiſteten Dienſte.

Um über Vergehen, welche nicht mehr im Disciplinarwege gerügt werden können, ein Urtheil zu fällen, iſt das Ober-Kriegsgericht allein die competente Behörde. Von der Würde des Officiers hat man jedoch in Aegypten gar keinen Begriff, und ſein Rang ſchützt ihn nicht mehr, als den gemeinen Soldaten vor der Baſtonnade. Das Verhältniß der Subalternofficiere gegen die Stabsofficiere und Generale iſt mehr kriechend und knechtiſch, als achtungsvoll zu nennen, was auch daher kommt, daß der Gehalt der höhern Officiere im Vergleich mit demjenigen der niederern unverhältnißmäßig groß iſt. Die Wahrheit dieſer Behauptung wird aus folgender Ueberſicht hervorgehen: der Gehalt der Paſcha's oder Generallieutenants iſt nicht genau beſtimmt, kann aber füglich auf etwa 46,000 Gulden geſchätzt werden, ohne hiezu die Mundportionen (taai in), deren Anzahl mit den Graden ſteigt, zu rechnen. Die einfache Portion für den Soldaten iſt zu 3 fl. 30 kr. monatlich berechnet. Die Officiere erhalten den Betrag in Geld.

Zahlungs-Liſte.

	Gulden.	Mundportionen.
Generalmajor (Mir-liwa)	21,000	24
Oberſt (Mir-alai)	14,000	15
Oberſtlieutenant (Kaimakam)	5043	8
Bataillonscommandant (Pimbaſchi)	4200	6
Regimentsadjutant (Sagh-Kol-agaſſi)	2100	4
Bataillonsadjutant (Sol-Kol-agaſſi)	1100	2
Hauptmann (Juz-bachi)	825	2
Oberlieutenant (Mulazim)	501	2
Unterlieutenant (Mulazim Sani)	420	2
Oberfeldwebel (Baſch-Tſchauſch)	50	1
Feldwebel (Tſchauſch)	40	1
Corporal (On-baſchi)	31½	1
Soldat (Neſer)	25¼	1
Der türkiſche Rechnungsführer	1500	2
Der koptiſche Rechnungsführer	1245	2

Anfänglich mag wohl eine ſolche ungleiche Vertheilung durch die Umſtände geboten geweſen ſeyn, indem es zum Gelingen der von Mehemed Ali beabſichtigten Reform unumgänglich nöthig war, daß der Impuls von den einflußreichſten Männern ausging, und daß dieſe demnach perſönlich intereſſirt waren, die neue Ordnung der Dinge gegen die Angriffe der Menge zu vertheidigen. Allein jetzt, wo das Syſtem des Vicekönigs befeſtigt iſt, und die Vollziehung ſeiner Befehle keinen ernſten Widerſtand mehr zu fürchten hat, jetzt wäre es Zeit, die Verſchwendung gegen die Großen, ſo wie andere Mißbräuche aufzuheben, und hauptſächlich das Loos der Soldaten zu verbeſſern, deren geringer Sold nicht einmal regelmäßig bezahlt wird.

Bildungsanſtalten, Waffen, Fabriken u. ſ. w.

Dem Kriegsminiſter iſt auch die oberſte Leitung der neuen Schulen, worüber Soliman Paſcha die Aufſicht führt, übertragen. Die wichtigſte, weil in derſelben die Zöglinge die Verbildung für alle übrigen Schulen erhalten, iſt diejenige von Kaſr-el-Ain, wo 1200 Kinder von 6 bis 10 Jahren türkiſch und arabiſch leſen und ſchreiben lernen, und von wo aus ſie in die Specialſchulen treten.

Zwei Meilen von Alt-Kairo, in Turla, iſt eine Artillerie- und Marineſchule. Sie zählt gegen 400 Zöglinge, wovon die jüngſten nur 10 Jahre alt ſind. Man lehrt daſelbſt die arabiſche, türkiſche, franzöſiſche, engliſche und italieniſche Sprache, Mathematik, Mechanik, Befeſtigungskunſt, das Zeichnen, und Alles, was von den höhern Wiſſenſchaften auf die Artillerie und Schifffahrt anwendbar iſt. Hundert dieſer jungen Leute ſind für den Seedienſt beſtimmt, und außer den Zöglingen für die Artillerie werden auch noch andere Individuen gebildet, die man in jedem Zweig des Dienſtes verwenden kann.

Im Allgemeinen ſind die jungen Leute (lauter Araber) vom größten Eifer beſeelt, ſehr fleißig in ihren Studien, voll Verſtand und Eigenliebe; 38 Profeſſoren und Correpetitoren ſind bei dieſer Schule angeſtellt, worunter jedoch nur drei Europäer,

die übrigen sind Araber und größtentheils in dieser Schule selbst gebildet worden.

Die jungen Leute werden sehr gut gehalten, haben ein anständiges Aeußere, wohnen bequem, sind gut genährt, und werden allem Anschein nach den Erwartungen des Vicekönigs entsprechen, wenn auch der gegenwärtig ertheilte Unterricht in mancher Beziehung noch sehr mangelhaft ist.

Zu Dschihad-Abad wurde im Jahre 1827 mit sehr bedeutenden Kosten eine Generalstabsschule durch den Oberst Gaudin gegründet, welche anfänglich Resultate versprach, auf die man jetzt nicht mehr zählen darf, indem der Vicekönig ihr neuerer Zeit seinen kräftigen Schutz entzogen hat, ohne welchen in Aegypten Alles untergeht. Gegen hundert Officiere von 20 bis 25 Jahren, wovon die meisten nicht einmal die Elemente der Arithmetik kennen, wohnen Vorträgen über Geometrie und Befestigungskunst bei, welche sie nicht verstehen könnten, wenn sie auch besser gehalten würden. Nach einem Cursus von zwei Jahren soll ein Theil derselben als Instructoren in die Regimenter treten, um allmählich die europäischen zu ersetzen.

Eine zahlreich besetzte Infanterieschule befindet sich zu Damiette; der darin ertheilte Unterricht ist ihrer Bestimmung gemäß weniger umfassend.

Eine vierte Schule für die Reiterei besteht zu Ghize; sie zählt 360 junge Leute, welche drei Schwadronen bilden, und steht unter der Leitung ihres Gründers, des Oberstlieutenants Varin, ehemaligen Generaladjutanten des Marschalls Gouvion-St. Cyr. Diese Schule hat bereits einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, und leistet Alles, was den eigentlichen Reiterdienst betrifft. Die Zöglinge sind sehr gute Reiter, manövriren mit der größten Schnelligkeit und Genauigkeit, haben eine treffliche Haltung, und sind vom besten Geiste beseelt. Es sollen aus dieser Schule die Reiterofficiere genommen werden.

Eine Anstalt, die noch im Entstehen begriffen, ist das neu errichtete Gestüt bei Schubra, unweit Kairo, welches auf 500 Mutterpferde gebracht werden soll. Die Leitung ist einem im Dienste des Pascha's stehenden französischen Thierarzte, Hammon, anvertraut; außer den erforderlichen Stallungen, Reitbahnen und Oekonomiegebäuden sind 100 Feddan Land zum Anbau von Futterkräutern angewiesen. Diese Anstalt wird um so nützlicher werden, als die Türken durchaus keine richtigen Begriffe über Pferdewartung haben; auch ist die schöne Pferderace der Mameluken, welche durch eine Kreuzung asiatischer Hengste mit ägyptischen Stuten erzielt worden, beinahe ganz verschwunden. Die einheimische Pferderace ist an Kraft und Schönheit heruntergekommen, und taugt nicht zu anstrengenden Diensten; die guten, kräftigen Pferde aber, die man sonst in Oberägypten antraf, sind seit der Expedition von Hedschas ganz verschwunden.

Mit diesem Gestüte kommt eine Thierarzneischule in Verbindung, so daß die Zöglinge mitten unter den Geschöpfen leben, deren Kenntniß und Behandlung sie berufen sind. Bisher bestand eine solche Schule zu Abuzabel, und umfaßte den vollständigen Unterricht in der Thierarzneikunde, Anatomie, dem Hufbeschlag u. s. w. Auch wird die französische Sprache gelehrt.

(Schluß folgt.)

Reise des Dr. Aubert.

Nachrichten aus Alexandrien zufolge hat ein Dr. Aubert so eben eine Reise durch einen Theil Abyssiniens vollendet, das er mit großer Sorgfalt untersucht hat. Er beabsichtigt eine Beschreibung derselben herauszugeben, die um so mehr Interesse haben wird, als dadurch die der HH. Combes und Tamisier, zum Theil wenigstens, controlirt wird. Hr. Dusey, der ihn begleitet hatte, befindet sich noch in Abyssinien, und ist damit beschäftigt, einige sehr seltene Thiere nach Europa zu bringen, wie den Ochsen mit langen Hörnern, den schon Bruce beschrieben hat. (Echo du Monde Savant Nr. 22.)

Die muselmännischen Provinzen Rußlands jenseits des Kaukasus.

IV. Die Provinz Scheki.

7. Einwohner.

(Schluß.)

Die Retschdaren gehörten den Khanen, Beks, den Geistlichen Jus-Baschen und selbst Bürgern von Nucha, welche die Einkünfte von ihnen bezogen, und dafür verpflichtet waren, die Steuer für sie zu zahlen. Die dem Khan, jetzt der Krone gehörigen Retschdaren beschäftigen sich mit Seidenzucht und Reisbau. Die Khane bevölkerten ganze Dörfer mit Leuten, die aus den benachbarten Ländern ausgewandert waren, oder die sie aus verschiedenen Nomadenlägern oder Dörfern ausgewählt hatten, ließen durch sie Maulbeerbaumgärten anlegen, dieselben unterhalten, und ließen ihnen dafür einen Theil des Einkommens; in einigen Dörfern erwarben sie Gärten durch Kauf, und nöthigten die Eigenthümer, ihre Retschdaren zu werden, indem sie einen bestimmten Theil Seide als Abgabe von ihnen forderten. Einige Retschdaren-Dörfer bezahlten und bezahlen noch Steuern wie die Kronbauern, entrichten das bei der Umlage von ihnen geforderte Geld zur Unterhaltung der Posten und der Ueberfahrt über den Kur bei Mingetschaur. Die Zahl aller Retschdaren, die sich mit Seidenzucht beschäftigen, beträgt 477 Familien. Andere Retschdaren sind zum Anbau des Reises bestimmt; sie erhielten von den Khanen Vieh, Ackerwerkzeuge und Samen, mußten den Reis anbauen und erhielten dafür einen gewissen Theil der Ernte. So blieb auch mit geringer Veränderung der Reisbau unter der russischen Regierung.

Die Retschdaren von Privatpersonen theilen sich in drei Arten: zu der ersten gehören die Auswanderer und Flüchtlinge aus andern Khanaten, die sich auf irgend einem Grund angesiedelt haben, und alle Forderungen der Gutsbesitzer erfüllen müssen, welche ihnen gewöhnlich für die Bearbeitung der Ländereien und der Gärten im südlichen Thal, in den Magals von Agdasch und Aretsch zwei Fünftel, in allen übrigen aber auf der nördlichen Ebene die Hälfte der Ernte geben. Eine andere Art Retschdaren sind diejenigen Familien, welche keine Heimath haben, und von den Khanen, ihren Günstlingen, geschenkt wurden, um sie auf ihren Gütern anzusiedeln; sie erhielten von den Gutsbesitzern Alles, was die Auswanderer aus andern Khanaten erhielten, und befanden sich durchaus in gleicher Lage mit ihnen. Alle Retschdaren zahlten an die Khane und jetzt an die Krone keinerlei Steuern, sondern leisteten nur Naturalabgaben. Die dritte Art der Retschdaren sind diejenigen Nogaten, welche aus irgend einem Umstande

genöthigt wurden, ihr unbewegliches Eigenthum zu verkaufen und die Retschbaren des Käufers zu werden. Von den sämmtlichen Retschbaren in der Provinz Schekí finden sich 587 Familien auf Krondörfern und 430 Familien auf Dörfern, welche einzelnen Beks auf Lebenszeit verliehen wurden. *)

Hinsichtlich des äußern Aussehens unterscheiden sich die Bewohner der Provinz Schekí, je nach Herkunft und Wohnort, bedeutend von einander. Die Tataren, von mittlerer Größe und meist gut gebaut, haben größtentheils längliche, braune Gesichter und dunkle Augen; in ihren Bewegungen zeigt sich Lebendigkeit, Gewandtheit und Kraft. Die Armenier gleichen den Tataren hinsichtlich der körperlichen Bildung, übertreffen sie aber an Schönheit; ihre Gesichter sind etwas runder und nicht so dunkelfarbig, in ihren Blicken zeigt sich eine gewisse List, in ihrem Benehmen und ihren Bewegungen eine große Biegsamkeit. Die Armenierinnen sind meist schöner als die Tatarinnen. Auswanderer aus Karabag zeichnen sich durch ziemlich runde Gesichter, einen mehr als gewöhnlichen Wuchs und Muskelkraft aus; ihre Physiognomie trägt den Stempel einer gewissen Aufrichtigkeit. Die Juden gleichen den europäischen, nur daß sie im Allgemeinen dunkler gefärbt sind. Der äußere Anblick der Udinen, welche sich von den im Thale hausenden Tataren und Armeniern wenig unterscheiden, hat etwas wildes, aber treuherziges; diejenigen, welche den Islam angenommen haben, gleichen mehr den Tataren, die Christen mehr den Armeniern.

Die Schekiner, namentlich das gemeine Volk, sind still, arbeitsam und tapfer, sie meiden den Diebstahl, und überdachte Verbrechen sind bei ihnen selten; sie sind den Befehlen der Regierung gehorsam, so daß sie selbst im Fall eines offen von den Lesghiern an ihnen verübten Raubes nicht zur Selbsthülfe schreiten. Es ist indeß zu bemerken, daß einige Beks, Geistliche und Kaufleute, welche mit Persern in Handelsverbindung stehen, diese lobenswürdigen Eigenschaften nicht besitzen, sondern im Gegentheile Frechheit mit Niederträchtigkeit und Feigheit vereinigen. Die Schekiner haben dieselben Gewohnheiten und Vorurtheile, wie die Bewohner von Schirwan, Karabag und den andern Provinzen. Nur bei Ehebündnissen kommt einiges Besondere vor: die Eltern der Braut erhalten keinen Kalym, sondern bestimmen in der Heurathsacte die Summe, welche die Frau empfangen soll, wenn der Mann sie verläßt. Die Frau hat kein Recht, von dem Mann ohne dessen Einwilligung die Scheidung zu fordern, der Mann aber kann seiner Frau dreimal einen Scheidebrief geben, und eben so oft sie wieder heurathen, wenn nur die Frau und der Mann einwilligen, bei dem sie nach der Scheidung war.

Die Moslems halten den Arwat Talag für den höchsten Eid (d. h. wenn man bei der Scheidung von seiner Frau schwört). Bei den Schiiten besteht dieser Eid nicht, sondern es wird der Name Gottes nebst der Aufzählung seiner Eigenschaften vor dem Koran angerufen; diesen letztern Eid verwerfen auch die Sunniten nicht.

Die Armenierinnen sowohl als die Tatarinnen verschleiern sich, sobald sie mit Männern zusammentreffen, und nur bei nahen Verwandten unterlassen sie es; an Festmahlen nehmen sie nicht mit den Männern zugleich Theil, und selbst bei Hochzeiten vergnügen sie sich in besondern Zimmern. In Dörfern wird eine Heurath von Seite des Bräutigams vermittelst des Geistlichen abgeschlossen, der mit angezündeter Kerze in das Haus der Braut geht, und wenn die Eltern in die Heurath willigen, so nehmen sie ihm solche aus der Hand. Uebrigens gleichen die Heurathsgebräuche denen der Armenier in Tiflis (s. d.). Bei Krankheiten nehmen die Tataren zu den Gräbern ihrer Heiligen, die Armenier zu alten Kirchen ihre Zuflucht, beide lösen Erde in Wasser auf, trinken dieselbe und lassen sodann einen Fetzen von ihrer Kleidung zurück. Im Fall einer Viehkrankheit führen sie die Thiere an dieselben Orte, und treiben sie um das Grab oder um die Kirche herum.

Die Spiele und Vergnügungen der Schekiner bestehen in Tanz, Musik und Gesang. Die Tatarinnen tanzen unter dem Klange der Trommeln lesghische Tänze; die Armenierinnen die Tänze von Karabag und Choi. Die Musik besteht aus einer Surna (?), einer kleinen Trommel und Pauken. Der Gesang wird gewöhnlich mit dem Spiel auf der Balalaika, einer zwei- oder dreisaitigen Cither, mit metallenen Saiten begleitet, auf welchem sie mit einem Schilfrohr hin und her fahren; auch bedienen sie sich der Trommel und einer kleinen Geige von besonderer Form, auf welcher sie mit einem Violinbogen spielen wie auf einem Violoncelle. Im Ganzen sind die Gastmähler bei den Armeniern lärmender und üppiger als bei den Tataren.

Die Schekiner stehen mit den Bewohnern der andern dortigen Provinzen auf gleicher Stufe der Bildung; man muß indeß bemerken, daß sie wißbegierig sind, und für die Errichtung einer Schule gern 4000 R. S. aufopferten. In Nucha wurde von der Regierung eine Unterrichtsanstalt gegründet, in der 2 Lehrer und über 40 Schüler sich befinden.

Die Schekiner leben größtentheils im Wohlstand; es gibt unter ihnen keine sehr reichen Leute, dafür aber auch wenig ganz arme. Die Bewohner der nördlichen Ebene sind arbeitsamer als die der südlichen, haben einen bessern Boden, und sind darum auch reicher. In den kaukasischen Bergschluchten sind die Wohnungen aus rohen, unbehauenen Steinen mit Thon oder Kalk aufgeführt; auf der nördlichen Ebene aus rohen Backsteinen oder mit Thon überstrichenem Reisholz; auf der südlichen gleichfalls aus Backsteinen oder aus Schilf. Die Dächer werden sehr geschickt aus Schilf gemacht und gleichen den europäischen; das Licht kommt gewöhnlich nur durch die Thüre ins Zimmer. Bei den Reichen werden einige abgesonderte Häuser gebaut, die dann für den Hausherrn, seine Frau und für die Gäste bestimmt sind. Die Auswanderer aus Karabag, welche sich auf dem Bos-Dag niedergelassen haben, wohnen in geräumigen Erdhütten.

Die Kleidung der Männer ist fast dieselbe wie in Georgien. Die reichen Tataren tragen über dem Archaluch einen kurzen Rock von Marder oder Iltis mit sehr kurzen Aermeln. Der Schmuck der Weiber hat gleichfalls nichts Besonderes: die Tatarinnen tragen bunte, die Armenierinnen weiße Schleier. Die Schekiner sind sehr mäßig im Essen. Die Tataren essen meistens Plow und Schaschlik, d. h. am Spieße gebratenes Hammelfleisch; bei den Reichen werden zu dem Plow in Honig gekochte Wurzeln und kleine Früchte gegeben. Die Armenier verzehren außer dem Plow viel Grünes und Wurzeln, namentlich in der Fastenzeit; Gurken und andere Früchte werden mit sehr viel Geschick eingesalzen. Das Brod ist bei den Armeniern dasselbe wie in Georgien, und besteht aus flachen Kuchen. Die Tataren bewirthen einander nur bei Festmahlen mit Scherbet, gewöhnlich aber trinken sie Wasser, die Armenier trinken immer Wein; im Sommer trinken beide Airan, ein aus saurer Milch bereitetes kühlendes Getränke.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bei den Retschbaren erster Art finden sich keine Urkunden, bei der zweiten Art müssen khanische Bewilligungen vorgelegt werden, und bei der dritten ein freiwilliger Vergleich mit den Grundherren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 166.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Junius 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Fernerer Aufenthalt in Setubal.

Während meines ersten Aufenthaltes in Setubal und wenige Tage nachher, als wir von Alcacer zurückgekommen, hatte sich ein Liebhabertheater gebildet, in einem der alten Häuser am Strande, die ehemals einen königlichen Palast ausmachten, von dem noch die Sage geht, daß ein portugiesischer König, der hier mit seinem Liebling ganz vertraulich am Fenster stand und conversirte, mit einemmale diesen beim Schopf nahm und zum Fenster hinunter stürzte, so daß er zerschmettert niederfiel, wozu eine Verschwörung dieses Günstlings gegen das Leben des Königs die Veranlassung gegeben haben sollte. Noch habe ich nicht entdecken können, welcher König dieses gewesen, und überhaupt, ob sich die Geschichte so verhält. In diesem Palaste also hatte man in einem der alten Räume Parterre auf Subscription ein Theater eingerichtet und sogar mit Logen in doppelten Reihen, wovon die obersten bloß für die Damen bestimmt waren, die untern oder die Frisna für den gemeinsten Pöbel gehörten; die Honoratioren aber nahmen die Bänke des Parterre's ein. Die erste Vorstellung sollte nun gegeben werden; bevor dieses jedoch geschah, fand die Direction für unumgänglich nothwendig, nachdem man schon mehrere andere Mittel vergebens angewendet hatte, eine Heerde Schafe ins Theater zu treiben und hier mehrere Stunden verweilen zu lassen, in einer Absicht, die so leicht nicht zu errathen ist. Vergebens würden wohl die größten Gelehrten deßhalb ihre Köpfe anstrengen, denn auf keinem Theater in aller Herren Ländern ist wohl noch etwas Aehnliches geschehen. Es handelte sich um nichts mehr und nichts weniger, als die Millionen und Billionen Flöhe, welche den Raum dieses Theaters in Besitz genommen, erst zu vertreiben. Ihrer waren Legionen, so daß selbst eine künstliche Ueberschwemmung, die man veranstaltet, nichts fruchtete, worauf denn ein gescheidter Kopf auf die Idee kam, Schafe hineinzutreiben, in deren Wolle sich die Flöhe verkriechen und aus der sie sobald nicht wieder den Ausgang finden würden. So wurde denn auch wirklich durch diese List dem Theater der größte Theil dieser schwarzen Springer entzogen; ja es würde vielleicht ganz von ihnen verlassen worden seyn, wenn man noch eine frische Heerde hinein getrieben. Da dieses aber nicht geschah, so blieben noch immer so viele Traineurs zurück, daß jeder Zuschauer während der Vorstellung seinen Antheil davon erhielt und sie als Gäste mit nach Hause nahm. Die Einrichtung des Theaters war nicht ganz schlecht und beinahe eben so gut, wie das in seiner Urgestalt existirende Theater der Rua dos Condes in Lissabon. Auf dem Vorhange schwebten die neun Musen im Ringeltanze in furchtbaren Gestalten mit aufgeschürzten Kleidern, unter denen die langen Beine hervortraten; vor ihm saß das Orchester aus lauter Liebhabern, die recht frisch darauf losgeigten und fiedelten, indem man mit dem Hymno Constitucional begann, wobei sich die Zuschauer von ihren Sitzen erhoben und die Hüte zogen, die Einen aus Nationalrespect, die Andern wußten nicht warum, und die Meisten, weil sie befürchteten, daß ihnen der Hut vom Kopfe geschlagen würde; denn es gab viele hellblau gestreifte Hosen im Theater, deren Insassen als Nationalgardisten in diesem Stücke keinen Spaß verstanden. Nach dem Hymno ging der Vorhang auf, man sah einen Platz und Straßen, deren Namen an den Straßenecken mit großen schwarzen Buchstaben in weißen Feldern verzeichnet waren, Namen der bekanntesten Straßen in Setubal, wo das Stück spielte, eine Decoration, die allgemeinen Beifall fand und beklatscht wurde. Wie das Stück hieß, ist mir entfallen; es war aber ganz nationell und von einem Dramatiker Setubals verfertigt, der selbst eine Rolle dabei übernommen, und zwar die des ersten Liebhabers. Eine ganz gewöhnliche Liebesintrigue auf der Straße, bei der ein Gallego — dem oft ein Knopf an der Hose aufsprang, was dann immer von dem ganzen Publicum, selbst von den Damen beklatscht wurde — den Hauptacteur machte. Die Actricen waren verkleidete junge Bursche, und so kann man sich wohl schon eine Idee davon machen, welchen Genuß man bei dieser Vorstellung hatte; allein die Setubalenser vergnügten sich göttlich dabei, und besonders, da diese Unterhaltung gratis war und Jedweder Eintritt hatte, welcher sich ein Billet dazu von den Directeren verschaffen konnte. Es versteht sich wohl von selbst, daß die ersten Honoratioren Setubals, die in Opposition mit der Gesellschaft standen, welche ein zweites Liebhabertheater errichtet, an diesen Vorstellungen Theil

nahmen, wobei die Einrichtung getroffen war, daß keinem Herrn der Zutritt in die Logen der Damen gestattet wurde, und selbst nicht den Familienvätern, Brüdern und Geschwistern, damit ja recht Alles decent zugehe, was aber eben einen Beweis von den unlautern Gesinnungen seiner Bewohner gibt und eine offenbare öffentliche Beleidigung gegen das weibliche Geschlecht war. Es scheint dieses noch sich besonders auf die altherkömmliche Eifersucht der portugiesischen Männer gegen ihre Frauen zu gründen, die man von jeher gern in aller Abgeschiedenheit hielt, so daß die Männer selbst auf deren Gesellschaft eine Zeit lang verzichteten, wenn dieses Veranlassung zu Annäherung anderer Männer gab. Nach dem ersten Acte wurde abermals der constitutionelle Hymnus aufgespielt, und wir schlichen uns von dannen, um nur bald möglichst die kleinen Peiniger wieder los zu werden, von denen wir ganz überzogen waren und mit dem Vorsatze, nie wieder dieses Theater zu besuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte und Organisation des ägyptischen Heeres.

(Schluß.)

Die Citadelle von Kairo mit der dazu gehörigen Stückgießerei, Gewehrfabrik u. s. w.

Die Citadelle liegt auf einer Anhöhe, welche die Stadt beherrscht; sie hat zwei von einander gesonderte Ringmauern.

Da die Citadelle von dem Berge Mokattem, dem Endpunkte des arabischen Gebietes, beherrscht wird, so hat der Pascha diesen mit einem Fort besetzen lassen; das Fort besteht aus einem kleinen Viereck, mit Verkleidung und einem Thurm in der Mitte; sowohl das Viereck als der Thurm sind mit Kanonen besetzt. Die Citadelle enthält außer einer bedeutenden Anzahl von Häusern den Palast des Pascha und mehrere Kasernen. Der Raum zwischen beiden Ringmauern ist zugleich der Sitz mehrerer wichtiger Anstalten. Man findet daselbst ein sehr verständig angelegtes Wagen- und Laffettenbauarsenal, ferner eine Stückgießerei, welche allen Bedürfnissen der Artillerie entspricht, und auch die Marine mit allen möglichen Kupferarbeiten versieht.

Unweit des Arsenals befinden sich Magazine und Werkstätten für die Armee, in welchen alle Sattlerarbeiten u. dgl. verfertigt werden. Was aber am meisten Bewunderung verdient, ist eine Gewehrfabrik, aus welcher die vollendetsten Erzeugnisse hervorgehen. Man arbeitet darin ganz nach französischen Mustern und wendet auch dieselbe Controle an, um sich von der Güte der Waffen zu überzeugen.

Alle diese Anstalten stehen unter der Leitung ihres Gründers, des Artilleriegenerals Eteim-Bey, eines in der europäischen Türkei gebornen Türken, der seit mehreren Jahren im Dienste des Pascha steht, und sich ganz allein durch seine Willenskraft, ohne Lehrer, erstaunenswerthe mathematische Kenntnisse erworben, in der Artilleriewissenschaft aber in einem solchen Grade ausgebildet hat, daß er den vorzüglicheren Artillerieofficieren und den geschicktesten Materialdirectoren in Europa gleichgestellt werden kann.

Eine zweite Waffenfabrik befindet sich in der Stadt in geringer Entfernung von der Citadelle, eine dritte außerhalb Kairo. Diese drei Fabriken verfertigen jährlich 36,000 Gewehre, und die übrigen Waffen im Verhältniß des Bedarfs.

An der Rückseite des Berges Mokattem befinden sich in eigenen Höhlen die Pulvermühlen und Feuerwerkslaboratorien.

Die Flotte und das See-Arsenal.

So groß auch der Verlust war, welchen Mehemed Ali durch die Schlacht von Navarin erlitten hatte, wo seine Flotte von 63 Kriegsschiffen und einer großen Anzahl Transportschiffen beinahe ganz zerstört wurde, so ließ er sich dadurch in Verfolgung seiner Plane doch keineswegs muthlos machen. Mit der ihm eigenthümlichen Feinheit wußte er den Eindruck zu verbergen, welchen das unglückliche Ereigniß auf ihn gemacht, und sann nur darauf, durch vermehrte Thätigkeit sich eine neue Flotte zu schaffen, was ihm auch in bewundernswürdig kurzer Zeit gelang. Gegenwärtig zählt die ägyptische Flotte:

10	Linienschiffe	von 82 bis 134	Kanonen	
8	Fregatten	von 24 — 32	—	
5	Corvetten	von 22 — 24	—	und
8	Briggs	von 14 bis 18	Kanonen.	

Die ägyptischen Linienschiffe haben nur Geschütze von einem und demselben Kaliber, nämlich 30 Pfünder, und feuern demnach Geschosse von gleichen Dimensionen. Das Gewicht der Stücke wechselt jedoch, indem auf dem Vorder- und Hintercastelle längere Geschützröhren aufgestellt sind. Die Fregatten haben durchgängig 24 Pfünder. Der große Vortheil, welchen die Einrichtung, nur einerlei Munition auf einem Kriegsschiffe zu haben, bei dem Gewirre eines Seegefechts gewähren muß, fällt von selbst in die Augen, und es ist auffallend, daß ein so einfaches System nicht zuerst bei den großen europäischen Seemächten in Anwendung gebracht worden ist.

Ein großes Verdienst um die ägyptische Marine hat der eigentliche Minister dieses Departements Besson-Bey, ein ehemaliger französischer See-Officier Besson. Die Schnelligkeit, mit welcher er die Schiffsmannschaft bildete und einübte, verdient Bewunderung. Die Matrosen sind sämmtlich Eingeborne, und größtentheils unter den Nilfahrern ausgehoben. Die Officiere sind gleichfalls fast durchgehends Aegyptier, oder Türken oder Mameluken, die der Vicekönig angekauft und ursprünglich für den Landdienst bestimmt hatte; nur eine geringe Anzahl französischer und italienischer Officiere befindet sich darunter. Heutzutage machen die Schiffe regelmäßige Fahrten und Manövres und kreuzen Monate lang, selbst bei vorgerückter Jahreszeit, in den beengten und gefahrvollen Gewässern, welche die Küsten Kleinasiens, Syriens und Aegyptens bespülen. So wie bei dem Landheer, so herrscht noch viel mehr bei den Seetruppen in allen Graden die strengste Disciplin.

Unter allen Schöpfungen des Vicekönigs ist das See-Arsenal zu Alexandria diejenige, bei welcher er am meisten seine ungemeine Beharrlichkeit und unbeugbare Willenskraft entwickelt hat, überzeugt, daß er aus demselben das Hauptelement seiner

Macht schöpfen würde. Der einzige Ort, den man für diese Anstalt verwenden konnte, war ein sumpfiges, an mehrern Stellen mit stehenden Gewässern bedecktes Terrain, und in sechs Jahren wurde dieses Arsenal geschaffen, das bereits Resultate liefert, von denen man glauben sollte, daß sie eine ganze Reihe von Jahren erfordert hätten. Werkstätten, Magazine für alle Bedürfnisse und eine Seilerbahn von 1040 Fuß Länge, die überall als Muster dienen könnte, trifft man dort an, eben so zahlreiche Arbeitsleute in allen mit dem Seedienste in Verbindung stehenden Fächern, als Schmiede, Zimmerleute, Schreiner, Büchsenmacher u. dgl., und diese sind alle Eingeborne, die erst gebildet werden mußten und nun wohl geübt sind. Bedenkt man, daß aus diesem Arsenal schon in den sechs ersten Jahren nach dessen Gründung 10 Linienschiffe, der Fregatten verschiedenen Ranges, Corvetten und Bricks nicht zu gedenken, hervorgegangen sind, daß alles dieses in einem Lande geschah, wo es weder Holz, noch Eisen, noch Kupfer gibt, und wo man keine Arbeitsleute, Matrosen, Marineofficiere, noch irgend eines jener Elemente, die zur Bildung einer Escadre erforderlich sind, vorfand, so wird man zugeben müssen, daß die Geschichte kaum zu irgend einer Zeit etwas Aehnliches aufzuweisen habe. Diese außerordentliche Schöpfung verdankt Mehemed Ali nächst seinem eigenen, eisernen Willen dem Talent und Ordnungssinne des Marine-Bauingenieurs Cerisi, vielleicht der ausgezeichnetste und ehrenwertheste unter den vielen Europäern, welche er in seinen Dienst gezogen hat.

Cerisi formirte 17 Handwerkscompagnien, jede von 100 Mann: die Officiersstellen wurden denjenigen Arbeitern ertheilt, welche in ihren betreffenden Fächern am geschicktesten waren. Der Araber besitzt die Gabe der Nachahmung im höchsten Grade; geschickt, lebhaft, voll Eifer, geschmeidig und gelehrig, wie er ist, kann man Alles aus ihm machen, was man will. In kurzer Zeit bildeten sich alle diese Leute, die man unter den Bauern der Bevölkerung ausgehoben hatte, jeder in dem ihm zugewiesenen Handwerke zu sehr tüchtigen Arbeitern, und man beschränkte sich nicht bloß auf die gewöhnlichen gröbern Handwerker, sondern bildete auch Arbeiter für diejenigen Fächer, welche die größte Pünktlichkeit erfordern. So hat man es dahin gebracht, Instrumente für die Schifffahrt, als Compasse, Quadranten, Octanten, Fernröhre u. dgl. von bewundernswerther Genauigkeit zu liefern.

Bis jetzt geschehen alle Arbeiten im Hafen von Alexandrien aus freier Hand, da der Arbeitslohn in Aegypten sehr wohlfeil, das Brennmaterial dagegen sehr theuer ist. Dieß dürfte sich jedoch für die Zukunft ändern, wenn einmal die Steinkohlengruben Syriens in voller Ausbeutung begriffen seyn werden.

Aus dieser Schilderung der Organisation des ägyptischen Heeres geht von selbst hervor, das dasselbe, ungeachtet seine Einrichtungen an mannichfaltigen Gebrechen leiden, dennoch eine nicht gering zu schätzende Macht bildet, und es läßt sich mit ziemlicher Gewißheit voraussehen, daß dieses Heer, wie auch die Verhältnisse nach Mehemed Ali's Tode sich gestalten mögen, eine Rolle in der Geschichte des Orients spielen wird.

Zum Schlusse mag es noch gestattet seyn, einige wesentliche Mißgriffe in der Verwaltung zu berühren, welche, wenn ihnen nicht begegnet wird, früher oder später das mit so vieler Anstrengung und ungeheuren Kosten aufgeführte Gebäude des Vicekönigs in seinen Grundfesten erschüttern werden. Hieher gehört, wie schon früher erwähnt worden, das höchst despotische, aller Willkür freies Spiel lassende Recrutirungssystem, wodurch nicht nur der Kriegsdienst immer mehr unpopulär wird, sondern auch ein stets zunehmender Mangel an männlicher Bevölkerung entsteht und der Anbau des Grund und Bodens wesentlich leidet.

Der zweite Punkt betrifft Syrien. An einen unbeugsamen Despotismus, als einzige Regierungsform gewöhnt, hat der Vicekönig außer Acht gelassen, daß die Bewohner Syriens nicht wie die Aegyptier unter dem Sklavenjoche geboren und aufgewachsen sind, daß das Land im Gegentheil von kriegerischen, unruhigen, leicht beweglichen Völkerschaften bewohnt ist, die sich leicht gegen einen allzu harten Druck, den man ihnen auferlegt, erheben und in der eigenthümlichen, von Gebirgen durchschnittenen Beschaffenheit des Landes stets eine sichere Zufluchtsstätte gegen die Verfolgungen der Tyrannei finden.

Um eine solche Bevölkerung für sich zu gewinnen, mußte der Vicekönig ihre Sitten und Gebräuche schonen und sie nicht in ihren materiellen Interessen verletzen; allein Mehemed Ali wollte Syrien ausbeuten, wie er Aegypten ausgebeutet hat, die Steuern wurden mehr als verdoppelt. Emir-Beschir, jener alte Häuptling, den Ibrahim-Pascha auf seinem Eroberungszug so wesentliche Unterstützung verdankte, wurde seiner Würden entsetzt, und endlich die Conscription auf dieselbe barbarische Weise, wie in Aegypten, eingeführt.

Die Früchte dieses Verfahrens blieben auch nicht aus; bald sah man an verschiedenen Orten Aufstände ausbrechen, die ohne die gänzliche Erschöpfung, in welcher die Pforte danieder lag, gewiß nicht so schnell wieder gedämpft worden wären, ja vielleicht Mehemed Ali's ganze Herrschaft in Syrien ernstlich bedroht hätten, und wenn derselbe bei seinem bisherigen System beharrt, so wird Syrien stets ein unsicherer Besitz bleiben, der nur durch die Gewalt der Waffen behauptet werden kann.

Wenn aber der Vicekönig sich bestimmen läßt, seine Verwaltungsweise zu ermäßigen, mildere Formen einzuführen, wenn er das Wohl seiner Unterthanen sich ernstlich angelegen seyn läßt und seiner Armee fortwährend die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit widmet, so ist auch kein Grund vorhanden, warum sein angefangenes Werk der Civilisation nicht von Dauer seyn sollte.

Die muselmännischen Provinzen Rußlands jenseits des Kaukasus.

IV. Die Provinz Scheki.

(Fortsetzung.)

8. Nationalreichthum.

Die ganze Industrie der Schekiner besteht in Ackerbau, Seidenzucht, der Unterhaltung von Fruchtgärten und der Erzeugung von Baumwolle.

Der Kornbau bildet den wichtigsten Zweig der Landwirthschaft in Scheki. Mit dem Anbau von Weizen, Gerste und Hirse beschäftigen sich vorzugsweise die Armenier, welche auf dem Gebirgerücken Bos-Dag hin wohnen; die auf den Ebenen pflanzen mehr Gerste und Hirse. Gerste wird von zweierlei Art gewonnen: schwarze, die für die beste gilt, und gelbliche. Die Schekiner malen die Hirse zu Mehl, um Brod daraus zu backen. Die Ernte geschieht im Julius, und zwar vermittelst der Sichel, die noch etwas gekrümmter ist als die europäische; das Korn wird, wie in den andern Provinzen, gedroschen. Um die Garben die steilen Berge hinabzubringen, wendet man eine Art Schlitten an, auf den ebenern Strichen zweiräderige Karren. Das gereinigte Getreide wird in Gruben aufbewahrt, die mit Thon verstrichen und gut ausgetrocknet sind.

Der Reis wird in Ebenen gesäet, wo Wasser genug zum Bewässern ist. Die Aussaat beginnt im Mai, die Ernte im November. Zur Aussaat des Reises wählt man festen und lockern Boden, selbst salzhaltigen: der feste Boden wird umgepflügt, in den leichten ohne alle Vorbereitungen Wasser hineingelassen, um ihn aufzuweichen; hierauf werden Gruben gegraben, um das Wasser zurückzuhalten; sodann säet man endlich den Reis, nachdem man den Samen eine Zeitlang in feuchten Gruben behalten, um die Keime sich entwickeln zu lassen. Fünf Monate lang bleiben die Felder mit Wasser bedeckt, sonst verwandelt sich der Reis in Sutüf, eine Art schlechter Hirse (?), der übrigens auch auf wohl bewässerten Feldern wächst. Auf der nördlichen und mittlern Ebene werden die Felder zwei Jahre hintereinander mit Reis eingesäet, worauf man sie nicht weniger als vier Jahre ruhen läßt; auf der südlichen Ebene läßt man nach jeder Aussaat die Felder 5 bis 8 Jahre brach. Das Einheimsen und das Dreschen des Reises wird wie bei dem Getreide vorgenommen; um den Reis vor Fäulniß zu bewahren, der er sehr schnell unterworfen ist, so lange er noch nicht von den Hülsen gereinigt, wird er alsbald ausgehülst, wo er sich dann besser hält.

Mit der Seidenzucht beschäftigen sich fast alle Bewohner der Ebenen. Die hiesigen Maulbeerbaumgärten bestehen aus kleinen, nur etwa zwei Arschinen hohen Bäumen, die ziemlich enge gesetzt sind. Um einen Maulbeerbaumgarten anzulegen, säet man Samen von dem schwarzen Maulbeerbaum, und im folgenden Jahre werden die hervorgewachsenen Pflanzen (Tokmatschär) zwischen Mitte März und Mitte April auf einen bewässerten Boden verpflanzt. Nach vier Jahren benutzt man die Blätter bereits zur Nahrung für die Würmer. Im Allgemeinen dauern die hiesigen Maulbeerbaumgärten nicht lange: nicht selten entstehen auf dem stark bewässerten Boden Würmer, Kumit genannt, und fressen die Wurzeln der Bäume an; dabei verkürzt auch das Abreißen ganzer Zweige, um sie den Würmern hinzuwerfen, die Lebensdauer der Bäume, so daß sie nach 20 Jahren gewöhnlich alle Lebenskraft verloren haben, und von neuem durch Tokmatschare ersetzt werden. Alle Gärten werden vermittelst Canäle zwei- bis dreimal des Jahres bewässert. Gewöhnlich fängt man in den ersten Tagen des Aprils an die Würmer aus den Eiern auskriechen zu lassen, und sammelt die Cocons am 20 oder 25 Mai. Im nördlichen Theile der Provinz errichtet man zur Fütterung der Würmer in den ausschließlich hölzernen Häusern Hürden von Flechtwerk, und erwärmt diese im April ziemlich häufig; im südlichen Theile, namentlich in den Magals Agdasch und Aresch, baut man Schuppen aus Schilf. Nach den Bemerkungen der Eingebornen sowohl als nach den an Ort und Stelle angestellten Beobachtungen ist es als ausgemacht anzunehmen, daß im nördlichen Theile der Provinz die Seidenzucht mit größerem Vortheile betrieben wird als im südlichen, wo die Würmer nicht selten Krankheiten unterworfen sind und hinsterben, wahrscheinlich weil die Bewohner des Kur beim Austreten desselben in Kähnen herumfahren und die Maulbeerbaumzweige zur Fütterung der Würmer abreißen, ohne sich Mühe zu geben, die Blätter vor dem Naßwerden zu bewahren; dazu fressen auch die Wasserschlangen häufig die Würmer auf und manchmal reißt die Ueberschwemmung die Schuppen gar hinweg.

Das Abhaspeln der Seide wird unmittelbar nach der Coconbildung vorgenommen; man kocht dieselben in Wasser mit einem Zusatze von Alkali, um der Seide einen größern Glanz zu geben. Das Abhaspeln selbst geschieht auf den dort gewöhnlichen Maschinen, ohne alle Aufmerksamkeit auf die Gleichheit des Fadens, so wie auf die gehörige Trennung der obern und untern Schichten an den Puppen, denn überall sucht man nur möglichst viel Seide zu bekommen, ohne sich um die Qualität zu kümmern. Uebrigens haben sie Niemand, von dem sie eine bessere Methode hätten annehmen können, und erst jetzt, seit der Errichtung der Gesellschaft zu Ausbreitung der Seidenzucht und der Handelsindustrie, einer Gesellschaft, welcher alle der Krone gehörigen Maulbeerbaumgärten von Scheki zur Aufsicht übergeben wurden, haben die Einwohner ein Beispiel von Musterwirthschaft hinsichtlich der Maulbeerbaumgärten, der Erziehung der Würmer und des Abhaspelns der Seide vor sich, und werden es zur Verbesserung dieses wichtigen Zweiges der Nationalindustrie benutzen. Uebrigens fängt das Volk an sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß sein Eigenthum sicher ist, und damit wird auch nach und nach seine Thätigkeit sich entwickeln. Bei dem bedeutenden Bedarf und dem guten Absatz der Seide fühlt es die Wichtigkeit dieser Industrie, und sieht darin seinen zukünftigen Wohlstand. Alle hiesige Seide wird im November und December zu 50 bis 60 Rubeln das Pud zur Versendung nach Rußland aufgekauft. Im Jahre 1822 wurden aus der Provinz verschickt 1760 Pud; im Jahre 1825 2594 P.; im Jahre 1824 3785 P.; im Jahre 1825 6030 P.; im Jahre 1826, wegen der damaligen Unruhen, nur 2918 P., dafür aber im Jahre 1827 8170 P.; im Jahre 1828, gleichfalls wegen ungünstigen Umständen, nur 5713 P. Daraus ist ersichtlich, daß im Laufe von 5 Jahren, von 1822 an gerechnet, die Seidenzucht sich fast um das Fünffache vergrößerte. Mit aller Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß unter günstigen Umständen die Provinz Scheki allein, nach einem oder zwei Jahrzehnten, 15 bis 20,000 Pud Seide erzeugen wird.

Im Jahre 1829 wurde in der Provinz Scheki eine Kronanstalt zur Abhaspelung der Seide nach europäischer Methode errichtet, und in derselben alle Seide aus den der Krone gehörigen Maulbeerbaumgärten, deren 190 sind, abgehaspelt; man rechnet auf denselben 75½ Pfund Seidenwurmeier. Die Würmer von jedem Pfund Eier geben von 245 bis 292 Pfund roher Cocons, und nach der unter den Eingebornen gewöhnlichen Art des Abhaspelns rechnet man 1 Pfund Seide auf 5 bis 4 Pfund Cocons, nach der neuern Methode jedoch 8 bis 10 Pfund; dafür aber hat die letztere Seide einen unvergleichlich höhern Werth. Aehnliche Anstalten wurden in Schirwan und Karabag errichtet.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 167.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Junius 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Die Handelssprache von Turkestan.

Burnes erzählt ein Abenteuer, das ihm während seiner Reise auf dem Wege von Khullum nach Balkh zustieß. Seine Karawane traf bei Nacht auf einen Trupp Reiter, den sie für räuberische Turkomanen hielten; beide Theile riefen einander an, und ein vorlauter Jüngling fing an Persisch zu reden, worauf ihm ein alter Mann sogleich ins Wort fiel und Turkomanisch sprach. Sie wollten, wie nachher erklärt wurde, nicht als Kaufleute, sondern als Krieger erscheinen, die Sprache der Krieger aber ist das Turkomanische, die der Handelsleute Persisch. So seltsam dieß auf den ersten Anblick erscheinen mag, so einfach ist doch die Sache bei näherer Beleuchtung. Das ganze Land diesseits und jenseits des Orus bis über den Sir hinaus gegen Norden, und östlich nach Ferghana hin, so wie die Thäler des hohen Pamer hinauf war einst persisches Land, nicht nur von Persern beherrscht, sondern von Persern bewohnt, und die Mehrzahl der Städtebevölkerung, die man unter dem Namen der Tadschiks, der Sarten oder bucharischen Kaufleute kennt, spricht noch heutzutage persisch, obwohl sie wahrscheinlich alle das Turkomanische in seinen verschiedenen Mundarten verstehen. Der Name Tadschik hängt wohl mit dem alten Namen der Dahä zusammen, über den Namen der Sarten ist man aber noch getheilter Ansicht, indem z. B. Heinrich Müller in seinem ausgezeichneten Werke über den ugrischen Volksstamm den Namen von dem der alten Seren (Seidenhändler, von Ser, Seide im Chinesischen) ableitet (S. p. 67) und die Erklärung, daß Sart einen Handelsmann bedeute, verwirft, welche dagegen Ritter (Erdkunde von Asien, Bd. V. S. 725) annimmt. Wir wagen nicht, zwischen diesen beiden Ansichten zu entscheiden, an denen am Ende auch wenig liegt, und verweisen über diese merkwürdige Handelsbevölkerung Turkestans, deren Verbindungen und Reisen, wie nach Rußland hinein, so bis hinauf nach Sibirien und selbst bis nach China hin und nach Kiachta reichen, auf eben die genannten Werke (Müller, S. 62 bis 68; Ritter, Bd. V. 713 bis 726.)

Es ist dieß wohl eines der merkwürdigsten Beispiele von orientalischer Herrschaft. Diese Tadschiks, deren Stammgenossen in Persien gleichfalls noch von den eigentlichen Parsi so wie in Afghanistan von den Afghanen getrennt sind, bilden fast allein die handel- und gewerbtreibende Classe des Volks, und sind den herrschenden Turkomanenstämmen, deren Festsetzung im Lande mit Dschengis-Khan begann und seitdem fortdauerte, unterworfen, ohne sich mit ihnen zu vermengen, was nicht nur in Persien, sondern auch in Afghanistan, wo die Afghanen gleichfalls als eingedrungenes und herrschendes Volk den Tadschiks gegenüber stehen, vielfach der Fall ist. Der Grund davon ist die Sprache: die Sprache der Parther oder Dahen ist eine persische, und somit auch dem Puschtu oder der Afghanensprache verwandt, aber völlig fremd den Turkisprachen, mit denen sie sich darum nicht vermischt, wenn sie gleich manche einzelne Wörter aufnehmen muß.

Der alte Gegensatz von Iran und Turan gibt sich hier wieder kund. Seit den Tagen Dschengis-Khans ist Turan völlig siegreich; das durch die Eroberung der Araber und des Islam zerbrochene und zersetzte Iran konnte dem hereinbrechenden Turan nicht mehr widerstehen. Alle die nordöstlichen Länder von Iran: Sogd und Samarkand, Bukhara, und Balkh Badakschan und Ferghana sind in den Händen der Turanier, die vor einigen Jahren über das seit so langer Zeit räuberisch durchzogene Khorasan sich ausgedehnt haben, so daß einmal selbst Mesched in ihre Hände gefallen seyn soll. Gegenwärtig bringt der Zug des Schahs von Iran gegen Herat alle dortigen Stämme in Aufregung. Die Turkomanen am kaspischen Meere sind gedemüthigt worden, und selbst der turkomanische Herrscher von Bukhara hegt die Besorgniß, daß die Wüste am Orus ihn nicht schützen möge, denn er hat mit dem Beherrscher von Cabul, angeblich gegen Randschit Singh, in der That aber gegen den Schah von Persien, ein Bündniß geschlossen. Sollte Persien mit Hülfe Rußlands im Stande seyn, die Turkomanen-, oder eigentlich Usbekenstaaten am Orus, Khiwa und Bukhara, zu bezwingen, so würde es allenthalben nicht nur viele Tausende von Persern aus der Sklaverei befreien, sondern auch eine bedeutende Anzahl reicher und gehorsamer Unterthanen finden, die durch Gleichheit der Sprache mit ihm verbunden wären. Ihre

Zahl wird auf 650,000 angegeben oder ungefähr auf die Hälfte der Usbeken. Freilich sind diese Tadschiks unkriegerisch, aber sie sind ihren Herren an geistiger Bildung weit überlegen, und ihre Stammsgenossen in Afghanistan haben sich wiederholt auch in neuer Zeit sehr tapfer bewiesen.

Wird einmal jener Landstrich, wie man mit Zuversicht erwarten hat, durch den jetzt noch stillen, wahrscheinlich aber bald offenen Kampf Rußlands und Englands in Asien mit in den Kreis der europäischen Politik hinein gezogen, wird Persien, wie es allen Anschein hat, zu größern Kraftanstrengungen genöthigt, und erhebt es sich aus seinem tiefen Verfall — keine so unmögliche Sache, wie das Beispiel Nadir Schahs gezeigt hat — dann wird auch das friedliche Volk der Tadschiks, das Handelsvolk der Sarten, wieder zu einer nicht geahnten Bedeutung gelangen.

Lebensbilder aus Portugal.

Fernerer Aufenthalt in Setubal.

(Fortsetzung.)

Außer den beiden Liebhabertheatern, woran doch eigentlich nur eine gewisse Classe Menschen aus dem Bürgerstande, vorzüglich Antheil nimmt, und auch in dieser Hinsicht sich in Parteien getheilt darf, finden nirgends öffentliche Vergnügungen statt, und es geht dermaßen auch in dem Privatumgange kleinstädtisch zu, daß die meisten Familien in ewigem Hader und Zwiste leben, nur wenige Männer unter sich Umgang haben, die Frauen aber beinahe ganz und gar nicht. Der Fremde also, der vielleicht hier auf Vergnügungen rechnete, würde sich ungemein langweilen, wenn er sich nicht selbst Vergnügungen schaffte und in der Umgebung der Natur Unterhaltung suchte, die herrlichen Orangegärten besuchte und Weinberge bestiege, bald eine Tour nach dem hohen Palmella unternähme, um die schönste Aussicht in der Welt zu genießen, oder die noch höhere Felsen-Serra von Arrabida zu besteigen, das alte Promontorio Barbario, an welchem sich die Meeresfluthen mit Gewalt brechen, deren äußerste Spitze mit dem Cap Espichel endigt. Ein merkwürdiges isolirtes Gebirge, dessen Hauptgebirgsbildung aus dem alten Conglomerat, dem Rothentodtliegenden besteht, welches die Basis des darüber sitzenden Alpenkalksteins ausmacht, der bis zu seinem Gipfel reicht, und in außerordentlich starker nördlicher Neigung sich alsdann unter jüngern Formationen, die das Bassin des Tajo bilden, verliert, hierin also eine große Mulde zu bilden scheint, da derselbe Kalkstein jenseits des Tajo in der Nähe des Gebirgs von Cintra wieder zum Vorschein kommt, und daselbst einen südlichen Abfall hat. Das Wort Arrabida wollen einige aus dem lateinischen von rabidus herleiten, wegen der ungestümen Wellen die sich an ihm brachen, andere aber von einer Stadt Arabrica, die an seinem Fuße gelegen haben soll, von der man aber keine Spuren mehr entdeckt, und nach andern von dem barbarischen Volke dos Sarios, welches die Serra bewohnte. Dem sey nun wie ihm wolle, der Name thut nichts zur Sache, um eine Excursion nach diesem wilden Gebirge, von dem man die verschiedenartigsten Aussichten genießt, und einem Botaniker eine große Ausbeute der seltensten Pflanzen verspricht, höchst unterhaltend zu machen. Sein Gebirgsrücken ist nicht anhaltend fortlaufend von Ost nach West, sondern oft unterbrochen durch felsige Thäler und tiefe Schluchten, aus denen sich dann wieder ganz abgesonderte Gebirgsköpfe erheben, unter denen die vorzüglichsten unter verschiedenen Benennungen auftreten, z. B. Castello de Olivide, wo noch die Ruinen einer alten Befestigung sind, die Cabeça Gorda, der Cabeço da Visaõ, die Mata da Louriceira, der Monte Formosinho dem Kloster Arrabida gegenüber, wo man auch einige Ruinen entdeckt, die man einem alten Tempel des Apoll zuschreiben will, so wie man auch, da wo heutzutage das Fort de Outaõ steht, die Reste eines Tempels des Neptun entdeckt haben will; denn als König Don Joaõ IV dieses Castell nach der Landseite zu vergrößern ließ, fand man bei Ausgrabung des Grundes ein Stück von einer Statue aus Marmor mit einigen Versen zum Lobe Neptuns, so wie auch eine andere Statue des Neptuns aus Metall zwischen den Ruinen alter Mauern mit Fragmenten von Säulen und Bogen, so wie einige Steine mit lateinischen Inschriften, welche besagten, daß dieser Ort Promontorium Neptuni hieß, woraus denn auch hervorgeht, daß nicht das ganze Gebirge unter dem Namen Promontorio Barbario begriffen wurde. Cardoso theilt diese Nachrichten zuerst in seinem Dictionnaire mit, und sagt, daß er dieselben aus dem Manuscript der Geografia da Provincia do Alemtejo gezogen, welches Manoel Severim de Faria, ein Geistlicher in Evora, unvollendet hinterlassen, worin auch eine Zeichnung der Statuen, so wie auch Abdrücke von kupfernen Medaillen der Kaiser Vespasian, Titus und Adrian gewesen, die man zur selben Zeit gefunden. Die Statuen aus Stein und Medaillen erhielt Don Pedro de Alencastre, Erzbischof von Braga; die metallene Statue aber wurde zu Kanonen für dasselbe Fort eingeschmolzen — eine Barbarei ohne Gleichen — deren aber die heutigen Portugiesen eben noch so fähig sind, wie die vormaligen. Strabo erzählt, daß in diesem Gebirge auf Zinn und andere Metalle gearbeitet würde, wovon man aber bis auf heutigen Tag nichts entdeckt hat. Auf dem ganzen Gebirge, sagt Cardoso, findet man eine Menge Algares (Erdfälle, Schlünde), ein Name, den man hier großen tiefen Schlünden gibt, wo die Felsen von der Oberfläche bis zum Niveau des Meers gespalten sind. Der tiefste davon, den man bis jetzt aufgefunden, ist der, welcher sich auf dem Wege von Senhora do Carmo eröffnet, wo er den Namen Val-Bem führt, und bis zum Orte Agua Branca eine ganze Meile unter der Erde hinläuft.

An dem südlichen Abhange der Serra, beinahe in der Mitte derselben, der Längerichtung nach, liegt das berühmte Kloster der Franciscaner von dem strengen Orden der Capuciner, welches den Namen de Arrabidos führt, und im Jahre 1542 von dem Padre Frei Martinho de Santa Maria, einem Spanier und Sohn des Grafen de Santistesan del Puerto gestiftet wurde, welcher das Gebirge als Donation von Don Joao de Alencastre, Herzog von Aveira, seinem Verwandten, erhielt. Viele heilige

Väter haben ſeitdem hier reſidirt, und das Muttergottesbild darin wurde aus England von einem gewiſſen Haildebrant dahin gebracht, den man als Auguſtinermönch kleidete, der nachher aber als engliſcher Krämer dargeſtellt wurde. In der Chronik von Arrabida findet man auch eine lange Geſchichte über das Wunder, wie Noſſa Senhora de Alportuche durch eine unſichtbare Hand vom Schiffe aus nach der Serra in die Ermida da Memoria transportirt wurde. Dieſes Kloſter beſteht aus keinem zuſammenhängenden Gebäude, wie gewöhnlich die Klöſter ſind, ſondern die Zellen der Mönche befinden ſich abgeſondert, die einen von den andern entfernt, innerhalb einer großen Ringmauer, die ihnen als Clauſur dient. Die Zellen ſind ſo klein und armſelig, daß ihre Bewohner ſich kaum darin rühren können. Ihre Kirche, die drei Altäre hat, ſteht im Verhältniß mit der Armuth des Kloſters. Don Alvaro und Dona Juliana, ſeine Frau nebſt Kindern, Herzog von Aveiro, liegt in dieſer Kirche begraben. Etwas oberhalb dem Kloſter entſpringt aus einer Grotte die einzige Quelle des Gebirgs, auf ſeiner Höhe von Setubal bis nach Cerembra, die den Mönchen zur Labung dient und ihren kleinen Garten bewäſſert. Von einem Bergkopfe an, Monte Cabro genannt, erblickt man eine Menge Ermidas, die in der Chronik von Arrabida alle beſchrieben werden, beſonders merkwürdig iſt die von Bom Jeſus, welche im Jahr 1650 von Don Antonio de Alencaſtre, Sohn des Herzogs von Aveiro, gebaut wurde, der ſich hieher als Einſiedler zurückzog, um ein anachoretiſches Leben zu führen, nachdem er das wundervolle Bild der Noſſa Senhora da Piedade geſchaffen, deſſen Wunderthaten er noch erlebte.

(Fortſetzung folgt.)

Der Name Mandſchu.

Das oſtaſiatiſche Volk, welches in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts China eroberte und dieſem Reich eine neue, jetzt noch herrſchende Dynaſtie gab, führt bekanntlich den Namen Mandſchu. Woher ſtammt dieſer Name? Viele Gelehrte haben ſich vergeblich angeſtrengt, dieß auszumitteln. Die endliche Löſung dieſer ſchwierigen Frage hat Iſaak Jacob Schmidt gefunden. Er verdankt dieß einer zufälligen Entdeckung in einem zur reichen Sammlung des Barons Schilling von Kannſtadt gehörigen mongoliſchen Werke, welches den Titel führt: „Auf Allerhöchſten Befehl verfaßtes genealogiſches Verzeichniß der Fürſten ſämmtlicher Stämme der auswärtigen Mongolen und Türken nebſt ihrer Geſchichte.“ Dieſem zufolge wurde im Jahre 1632 in einem Glückwunſchſchreiben dem Khan in Mukden, der Hauptſtadt des Landes, der Titel Mandſchus' ri jeke Choangti, d. h. großer Kaiſer Mandſchus' ri, beigelegt. Da nun ſolchergeſtalt der Titel des Buddha's der Weisheit (dieß iſt Mandſchus' ri bei den Buddhiſten) auf den Chakan überging, ſo verblieb ſeit der Zeit (Worte des mongoliſchen Textes) der Hauptklang des Titels, das Wort Mandſchu, als Titel. Der Name iſt alſo durch buddhiſtiſchen Einfluß entſtanden. (Annalen von Berghaus.)

Die muſelmänniſchen Provinzen Rußlands jenſeits des Kaukaſus.

IV. Die Provinz Scheki.

8. Nationalreichthum.

(Schluß.)

Mit der Unterhaltung von Fruchtbäumen beſchäftigen ſich vorzugsweiſe die Bewohner der nördlichen Ebene, namentlich im nördlichen Theile, ſo wie auch die in der Stadt Nucha; auf der ſüdlichen Ebene werden Fruchtbäume nur in den Maulbeerbaumgärten gehalten. Die hieſigen Früchte ſind im Allgemeinen gut, dienen aber nur zum innern Gebrauche; die Einwohner verſtehen nicht die Kunſt ſie zu trocknen, und erhalten darum die getrockneten Früchte aus Perſien. Aus den Trauben bereiten die Armenier Wein, und aus den Maulbeeren, ſo wie aus den Trüſtern der Trauben, Branntwein. Obwohl die Trauben ſchmackhaft ſind, ſo iſt doch der gewonnene Wein von geringer Qualität, theils wegen der ſchlechten Bearbeitung, theils liegt wohl auch der Grund im Boden ſelbſt; nur in dem der Krone gehörigen Weingarten von Dſchafarabad wird ein ziemlich guter Wein gewonnen.

Baumwolle ſäet man im Mai und erntet im October, man gewinnt indeß nicht über 60 Pud. Es wäre ſehr vortheilhaft, unter den Einwohnern Samen der langhaarigen Baumwolle zu verbreiten, wozu das Klima und der Boden ſich völlig zu eignen ſcheinen.

Mit der Viehzucht beſchäftigen ſich vorzugsweiſe die nomadiſchen Einwohner, welche 50,000 Schafe und gegen 5000 Stück Hornvieh haben. Von den angeſeſſenen Einwohnern beſitzt allein das lesghiſche Dorf Titiſti, das aus 189 Familien beſteht, gegen 10,000 Schafe, die übrigen zuſammen haben nicht über 5000. Uebrigens hat jeder Ackerbauer 1 bis 10 paar Ochſen, und einige der reichſten Beks 50 bis 100. Pferde hält man nur zum Reiten. Der Kaufpreis des Hornviehes wechſelt ſehr: in dem Jahre 1827 zahlte man für einen Büffel 30 bis 40 Rubel, Stiere zu 10 bis 20, Hämmel zu 1 bis 2 R. S. Der Stil oder 82 Solotnik Butter koſtet in Nucha 17 K. S. (etwa 20 kr.).

Die Bienenzucht iſt ſehr unbedeutend, und es gibt in der ganzen Provinz nicht über 200 kleine Bienenſtöcke. Den Honig behalten die Einwohner ſelbſt, und das Wachs verkaufen ſie an die hieſigen Armenier für die Kirchen; nur ſehr wenig wird ausgeführt.

Der Fiſchfang wird nur im Kur von den Uferbewohnern betrieben, welche die Fiſche an die Regierung oder deren Pächter zu einem beſtimmten Preis abliefern müſſen, ſo daß der Fang immer im Beſitze der Regierung bleibt. Jährlich werden für 16 bis 20,000 R. S. Fiſche verkauft.

Die Jagd der wilden Thiere bildet keine beſondere Induſtrie; übrigens lieben die Tataren und Armenier, die in den kaukaſiſchen Hochthälern wohnen, die Jagd, und finden nicht ſelten beim Verfolgen der wilden Ziegen und der Berghämmel über die ſchroffen Felſen den Tod; zum Erklettern der Felſen bedienen ſie ſich der Steigeiſen.

Außer der oben beſchriebenen kaiſerlichen Anſtalt in Nucha zur Abhaſpelung der Seide gibt es daſelbſt noch 15 Gerbereien, auf denen 156 Meiſter und Gehülfen arbeiten; jede derſelben ſetzt jährlich 2 bis 3000 Rubel um. Seidenſtoffe werden von den Webern auf Dörfern bereitet. In dem Dorfe Chatſchmas macht man einen guten, ſehr feſten und vielfarbigen Stoff zu Schalwaren; ein Stück zu einem Schalwar koſtet 5 bis 7 R. S. In Nucha werden 25 Meiſter einem

vielfarbigen, gestreiften Stoff, Namens Dschidsch, der zu Oberkleidern verwendet und zu 50 K. S. die Arschine verkauft wird. Die Frauen, namentlich die der Nomaden, weben Teppiche, seidene und wollene Taschen und wollene Schalwars; die angesessenen Einwohner kaufen dazu die Wolle von den Lesghiern. Die übrigen Industriezweige sind unbedeutend, nur ist allenfalls noch die Tressenbereitung zu erwähnen, da die zu Nucha gefertigten im ganzen transkaukasischen Lande für die besten gelten; den Gold- und Silberfaden dazu erhalten sie aus Rußland. Solche Tressen sind im Lande sehr gebräuchlich, und nicht nur die höhern Classen, sondern auch gemeine Leute besetzen ihre Kleider damit. Hinsichtlich des Handels ist zu bemerken, daß die Verbindungen der Schekiner sich fast ganz auf Transkaukasien beschränken, und nur wenig nach Persien und Astrachan gehen. Der Haupthandelsort in der Provinz ist die Stadt Nucha, wo die Karawanen zusammenkommen. Die Lesghier und die nicht städtischen Kaufleute kaufen hier ihre Waaren auf, die von Kleinhändlern in die Dorf-Bazars geführt werden, welche alle Wochen einmal in den Dörfern Dschafarabad, Wartaschin, Chaidan, Karabagly-Padar, Chatschmas, Padar, Bum, Indsch, Kutkaschin und Sultan-Nucha gehalten werden. Fast nach allen diesen Bazars führen Wagenstraßen. Der Handel der Provinz stellte sich im Jahre 1827 ungefähr folgendermaßen: ausgeführt wurde für 632,000 R. S., wovon für 531,000 R. Seide, die übrigen bedeutendern Posten waren Korn, Vieh und Fische. Die Einfuhr betrug 452,000 R. für verschiedene Zeuge, Kupfergeschirr, Eisenwaaren u. dgl. Aus Schirwan kamen Seidenstoffe, Kupfergeschirr und Eisenwaaren; aus Karabag Baumwollenstoffe; aus Baku Naphtha, Salz und Eisen; aus Tiflis russische und andere europäische Baumwollen- und Seidenstoffe, Metallwaaren, Glas u. s. w.; aus Dagheſtan Filzmäntel, Filzdecken, Tuch, Gewehre, Pistolen, Dolche, gegerbte Lämmerfelle, Pulver, Blei und Schafwolle für 160,000 R. S.; aus Tebris seidene, baumwollene und wollene Stoffe von persischer und europäischer Arbeit, Goldstoffe, grüner Saffian u. dgl. für 250,000 R.

In Nucha fanden sich im Jahre 1827 166 Kaufleute mit 1000 bis 20,000 R. Capital, von der letztern Kategorie indeß nicht mehr als 10. Mit geborgtem Capital handeln nur wenige, und diese bezahlen gewöhnlich 10 Procent jährlich. Von Tataren gehen nicht mehr als 15 Kaufleute nach Tebris, um dort persische und europäische Waaren zu kaufen, und nicht mehr als drei gehen mit Seide über Tiflis nach Moskau und Nischnei-nowgorod, von wo sie immer nur Geld zurückbringen. Von den Armeniern gehen fünf nach Astrachan und sechs nach Tiflis. Alle Juden, die in dem Dorfe Wartaschin wohnen, treiben nur gewöhnlich auf den Dorfmärkten einen Kleinhandel, und holen ihre Waaren in Nucha, Schirwan, zum Theil auch in Baku. Zur Zeit der Khane hatten die fremden dahin kommenden Kaufleute nur das Recht, ihre Waaren im Ganzen, und zwar nur je eine Last, zu verkaufen, was noch jetzt in Bezug auf die Lesghier beobachtet wird, und eine bestimmte Zeit hindurch beschäftigten sich etwa 40 persische Kaufleute in Nucha mit dem Kleinhandel, wodurch die Kaufleute in Nucha beeinträchtigt wurden. Der dauernde Aufenthalt der persischen Kaufleute in Nucha setzte sie in den Stand, den Handel mit den Lesghiern ausschließlich zu treiben. Bei allem dem haben die Einwohner der Stadt keine Vortheile von dem Aufenthalte der Perser in der Stadt, weil dieselben sehr mäßig und selbst geizig sind.

9. Von Gewichten, Maaßen und Münzen.

In der Provinz Scheki sind russische, persische und schekinische Gewichte im Gebrauche. Nach russischem Gewichte werden nur in der Stadt Nucha die aus Rußland und Tiflis dahin gekommenen Waaren verkauft, wie Eisen, europäischer Zucker, Zinn, Galmiak u. dgl. Das persische Gewicht, Saadda, besteht aus kleinen Gewichten mit kupfernen Schalen und Giräs; die größte Girá hat 10 persische oder 10,9 russische Solotnik, die kleinste Girá 1 Solotnik; außerdem werden noch verschiedene kleinere Gewichte von ½, ¼ und ⅛ Solotnik gebraucht. Das russische Pfund rechnet man zu 88 persischen Solotnik. *) Nach Saadda-Gewicht wiegt man in der Stadt Nucha die Ducaten, das Silber, Seidenfaden, rohe und gefärbte Seide u. dgl.

Das Scheki-Gewicht besteht aus Batman (Meiban, Misan und Sakat). Der Batman hat 48 Stil; nach Meiban-Gewicht rechnet man den Stil zu 75 persischen oder 81⅓ russischen Solotnik; nach Misan-Gewicht zu 45 persischen oder fast 49 russischen Solotnik; nach dem Sakat zu 55 persischen oder 58 russischen Solotnik. Indeß finden eine Menge Abweichungen statt, und häufig macht sich jeder seine Gewichte selbst; statt der Girá gebrauchen sie Steine, Eisenstücke und auf einigen Dorfmärkten getrocknete Knochen.

Die Kornmaaße sind die Tagara, der Gais und der Tschinach, wo man wieder die von Scheki und von Agdasch unterscheiden muß. Die Tagara von Scheki zerfällt in 6 große Tschinachs, oder 10 Gais, oder 20 kleine Tschinach, die von Agdasch in 10 Gais oder 30 Tschinachs.

Als Längenmaaß braucht man Arschinen, Kulatschen und Agatschen. Die Arschine hat ¾ der russischen, die Kulatsch ist dem Klafter (Saschene) gleich, aber sehr selten im Gebrauche, die Agatsch rechnet man gewöhnlich auf 7 Werste. Zur Vermessung des Landes bedient man sich des Maaßes Jr, welches 3600 tatarische Quadratarschinen enthält; übrigens ist es nur bei Vermessung der Maulbeerbaumgärten zum Behufe der Steuerumlage im Gebrauch, und man schätzt außerdem das Land nur nach der Menge des ausgesäeten Getreides, sehr selten nach dem, was man in einem Tag umpflügen kann.

Zu bemerken ist, daß nach und nach russische Maaße und Gewichte in Gebrauch kommen, worauf auch sämmtliche Localbehörden eine besondere Aufmerksamkeit richten.

Im gewöhnlichen Verkehr cursiren außer den russischen Silber- und Kupfermünzen die Münzen der Khane von Scheki, Abasen von Schirwan, Penagadaten von Karabag und Sahib-Kirane von Persien; die gebräuchlichste khanische Silbermünze ist der Tschürük, im Werthe von 20 Kopeken, da er 4 kupferne khanische Kara-Pul oder 5 Kopekenstücke enthält; nach russischer Währung gilt der Tschürük 8 K. S. Russische Silberrubel und halbe Rubel sind sehr beliebt, namentlich bei den Lesghiern, welche nur diese Münzen nach Dagheſtan bringen; Assignaten gehen sehr wenig; georgisches Geld geht nur in Nucha, eben so auch Ducaten, die zum persischen Handel dienen.

*) Da 96 russische Solotnik auf ein Pfund gehen, so hat also das russische Solotnik 11/12 des persischen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 53** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Lockharts Leben Sir Walter Scotts. — Dramatische Poesie in Frankreich. (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 G., halbjährlich 8 G. und vierteljährlich 1 G. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 G.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 168.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Junius 1838.

Neueste französische Literatur.

Der Fall eines Engels, Episode v. A. de Lamartine.

Als Hr. de Lamartine seine Méditations heraus gab, vermißten viele Leser an manchen Stellen jene Reife des Urtheils, welche erforderlich ist, um das Werk einer feurigen Phantasie genießbar zu machen. Eine feurige Phantasie erkannte man ihm also zu, und das war viel. Als ein zweiter Schwarm von Méditations nachfolgte, schüttelten dieselben Leser sehr bedenklich die Köpfe und meinten, ohne daß sie es schon laut zu sagen wagten, Hr. de Lamartine sey nicht recht bei klarem Sinne. Man bemerkte mit Erstaunen, daß man an den ersten Méditations für den Flug einer ungebändigten Phantasie genommen hatte, was man gleich für Schwulst und Bombast hätte erkennen sollen. In „Jocelyn" erkannte jeder Unbefangene, was Hrn. de Lamartine noththue, und der erst jüngst erschienene „gefallene Engel" enthält so große Verstöße gegen die psychologische Wahrscheinlichkeit, daß man Bedenken tragen muß, ihn selbst mit dem Namen eines Fiebertraumes zu beehren.

Hr. de Lamartine hat bekanntlich eine Reise in den Orient gemacht und einen Bericht darüber heraus gegeben. Er reiste, wie er selbst in genannten Berichten sagt, als Poet und Philosoph. Wenn man sich nach dem Reiseberichte des Hrn. de Lamartine einen Begriff von der Art und Weise wie Philosophen und Dichter reisen, machen wollte, so würde man annehmen, daß diese beiden Menschenclassen es für nöthig erachten, den Ort zu verändern, um von sich selbst zu sprechen. Herodot hat zu seiner Zeit auch große Reisen angestellt. Doch an eine Verherrlichung seiner Person hat er nie gedacht. Von seiner Person ist so gut wie nichts bekannt, und er hat nichtsdestoweniger eine Unsterblichkeit erlangt, wie sie Hr. de Lamartine, der Alles, was seine Person anbelangt oder ihr angehört, bis auf sein Hündchen und Abcbuch beschreibt, schwerlich finden wird.

Das vorliegende Gedicht muß als die Nachgeburt dieser Reise in den Orient angesehen werden. Auf dem Gipfel des Berges Libanon wohnt in einer nur Hrn. de Lamartine zugänglichen Grotte ein Greis, der die Läufe der Zeiten kennt und um die Geheimnisse der Seraphim weiß. Die Geschichte des gefallenen Engels, die der Greis Hrn. de Lamartine erzählt, fällt in die Kindheit der Welt, die von einem zweiten Greise in den abenteuerlichsten Bildern geschildert wird. In dieser Zeit pflegten die Kinder Gottes, die Engel, Umgang mit den Töchtern der Menschen, aus welchen Mißverbindungen die Riesen hervorgingen. Einer dieser Engel, Cedar, verliebte sich in ein zwölfjähriges Mädchen von wunderbarer Schönheit. Ein zwölfjähriges Mädchen! wirst du Leser ausrufen. Wir sind im Orient, wo bekanntlich Alles früher der Vollkommenheit entgegenreift als im Occident, obgleich auch hier die römische Kirche nicht mehr als zwölf Jahre zur ehelichen Verbindung vom Weibe verlangt. Cedar hatte Daidha, so hieß die Zwölfjährige, in einer mondhellen Nacht ganz nackt unter Blumen schlummern sehen. Er entschloß sich, Mensch zu werden, um seiner Neigung zu genügen, d. h. in andern Worten, er fiel. Ein gefallener Engel steht nur sehr langsam wieder auf: nach Hrn. Lamartine gehören Tausend Jahre und eine ungeheure Menge anderer Dinge dazu, die mehr oder weniger Aehnlichkeit mit den zwölf Arbeiten des Hercules haben. Nicht die Jahre, sondern die Arbeiten machten Cedar stutzig, wie sehr er auch verliebt war. Da raubten auf einmal sieben Riesen, von Baalbek kommend, die eingeschlafene Daidha, um sie den Kindern Baals zu verkaufen. Nun überflügelt das Erbarmen die Liebe; Cedar schwankt nicht mehr. Mit Blitzesschnelle ist die Menschwerdung vollbracht. Sechs Riesen beißen im Nu ins Gras; doch der siebente leistete heftigen Widerstand. Lange ringt Cedar mit ihm und der Kampf hätte kein Ende genommen, wären nicht beide in einen Strom gesunken. Hier läßt sich der Riese vom gefallenen Engel den Schlund öffnen und trinkt sich zu Tode.

Die gerettete Daidha kehrt zu ihren Eltern zurück. Hier erwartet gewiß heißer Dank unsern Helden? Keineswegs; als Fremdling im Lande sollte er eigentlich sterben; er muß es daher als hohe Gnade erachten, wenn man ihn zu harter Sklaverei verdammt. Man windet ihm ein Baumseil um den Hals und befestigt seinen Ellenbogen an den Gurt. Wie stark unser Held auch sey, er vermag es nicht, sich zu befreien und was sein Unglück vergrößert, er kann noch nicht sprechen. Daidha ertheilt ihm Unterricht. Was man sonst an Lehrern und Lehre-

rinnen gerne sieht, nämlich daß sie ihre Zöglinge lieben, sollte der armen Daidha nicht gelten. Sobald die Mutter merkte, daß die Tochter dem Sprachschüler zu zärtlich begegne, trennte man beide. Daidha wird mit ihrem eigenen Haar in einer dunkeln Höhle angebunden. Vergebens: sie zernagt ihre Fessel mit den Zähnen, um in die Arme des Geliebten zu fliehen, mit dem sie am einsamen Orte die Nächte zubringt. Am Tage findet sich das verliebte Paar jedes an seinem Platz. Nach Verlauf der bekannten Monatszahl geneset Daidha von einem Zwillingspaar, einem Knaben und einem Mädchen, ohne daß Jemand ihre Schwangerschaft bemerkt hätte. Cedar, noch immer Sklave, hat einen andern Herrn, Namens Segor, dessen Schafe er hütet. Heimlicherweise übergibt Daidha dem Geliebten die Zwillinge, der sie seinerseits den Sorgen einer Gazelle überläßt. Als dieß Segor erfährt, beschließt er ohne weiteres die Kinder zu ertränken, was einen großen Jammer unter den Müttern der Umgegend verursacht. Daidha erklärt sich sofort als Mutter, und eines unerlaubten Umgangs mit einem Sklaven überwiesen, wird sie zum Hungerthurme verdammt. Die Maurer jedoch, die den Hungerthurm erbauen, lassen darin irgendwo eine Spalte im Einverständnisse mit den Müttern der Umgegend. Die Mütter bringen die Zwillinge an die Spalte und Daidha reicht ihnen die Brust, bis der Quell unter den Zähnen der Kinder versiegt.

Cedar war inzwischen an einen Baumstamm festgebunden und in den Orontes versenkt worden. Daß man ihn nicht an einen Stein, sondern an einen Baumstamm festband, das war ein glücklicher Zufall; denn so konnte er sich retten. Sobald er die Wellen verlassen hat, eilt er instinctmäßig dem Thurme zu, wo eine sterbende Stimme, die seinen Namen ausspricht, sein Ohr berührt. Cedar säumt nicht, den Thurm von oben nach unten niederzureißen. Inzwischen versammeln sich die Bewohner der Gegner, um ihn an seinem Beginnen zu hindern. Mit Blitzesschnelle liegen die Gegner im Staube. Nun begibt er sich mit Daidha und den Zwillingen in ein fremdes Land. Auf dieser Reise besteht er in dunkler Nacht einen Kampf mit einem Löwen, in dem er Tages darauf seinen treuen Hund erkennt, der ihm in die Wüste gefolgt war. Wichtiger als diese Begebenheit ist eine zweite. Ein Adler nimmt die Kinder und trägt sie in eine Höhle auf dem Berge Carmel, wo er sie zu den Füßen eines dritten Greises niederlegt. Dieser lehrt die Kinder Gott aus einem Buche kennen, dessen Einband sorgfältig beschrieben wird.

Nachdem die Lection beendigt ist, kommt ein Wagen durch die Luft geflogen, aus dem drei Männer steigen, welche den Greis von der Höhe des Felsens herabstürzen, das Buch verbrennen, und Vater, Mutter und Kinder mit sich davon tragen. Nach einem kurzen Lauf steigt der Wagen zu Baalbek nieder, das damals die Hauptstadt des Titanenreiches war. Diese Stadt, von deren Trümmern in Hrn. de Lamartine's Reise in den Orient mit großer Emphase gesprochen wird, steigt, ein gefallener Engel, aus ihren Ruinen empor. Großer Gott, welch eine Stadt ist Baalbek! und was für Wesen sind nicht die Titanen, ihr König Nemphed, sein Minister Asrafiel und dessen Geliebte Lakmi! dann der Palast und seine Verzierungen, so wie das Theater der Titanen. Die Schönheit Cedar's und Daidha's erweckt die Leidenschaft Lakmi's und Asrafiels. Darauf Verschwörungen, Kämpfe, Sieg. Cedar will sich mit Gemahlin und Kindern nach dem Lande der Kinder Jehovah's begeben. Stagyr, der ihm als Führer durch die Wüste dienen sollte, verläßt ihn treuloser Weise; die beiden Kinder sterben vor Hunger und Durst; Daidha verliert die Vernunft, verliert das Leben. Cedar schichtet einen Scheiterhaufen und verbrennt sich mit den Seinigen. Die Flamme schlägt alsbald von allen Seiten zusammen und eine himmlische Stimme kündigt dem gefallenen Engel an, daß er erst nach neun Verwandlungen in den Himmel aufsteigen könne.

Welch eine Erfindung, welch ein Plan, welch eine Ausführung! Eine abenteuerlichere Phantasmagorie, eine seltsamere Ausstaffirung des Ungereimten hat man nie gesehen. Alles bis auf die grammatische Construction und den Ausdruck ist Unsinn in diesem Producte.

Es ist bekannt, was Lady Stanhope auf Libanon von Lamartine und seiner angeblichen Frömmigkeit sagte: „Ich glaube nicht an die wahre Frömmigkeit dessen, der so lange schon seinen Gott sucht und ihn nicht finden kann.“ Bekanntlich ist dieß der sehr vage und sehr schwerfällig immer wiederkehrende Rahmen aller Dichtungen Lamartine's. Beim Anblick der absteigenden Fortschreitung in seinen Werken bleibt kaum ein Zweifel mehr, daß er auch die Spur des Gottes der Poesie verloren, und daß er als Entschädigung für die verkümmerte Dichterkrone nicht die Weihe eines praktischen Parlamentsredners, eines Finanzmannes und Staatsökonomen erhalten, beweisen zur Genüge seine bleiernen Vorträge in der Deputirtenkammer. Hr. Alphonse de Lamartine heißt eigentlich Martin und ist nicht adeliger Abkunft. Eine gewisse kleinliche Eitelkeit vermochte ihn oder schon seine Mutter, Martin, das so gemein klingt, in Martine zu verwandeln. Martine war zu nackt und bedurfte einer Verlängerung, die man ihm durch das Wörtchen la gab, und bald ward unter unserm Helden selbst aus Lamartine das heutige de Lamartine. Bekanntlich ist der Verfasser des gefallenen Engels auf seine Adelstitel stolzer als ein Sprößling der berühmten Geschlechter der Montmorency oder Rohan! Das fällt Einem unwillkührlich ein, wenn man den neuesten Entwicklungsgang dieses Mannes betrachtet, der sich groß irrt, wenn er meint, daß das Ziel seiner egoistischen und unpoetischen Bestrebungen nicht allenthalben durchblicke. Dieses Ziel, um dessentwillen er gleichmäßig Dichtung und politische Partei verlassen, ist — das Portefeuille eines Ministers!

Lebensbilder aus Portugal.

Fernerer Aufenthalt in Setubal.

(Fortsetzung.)

Der Aufbau dieser Ermida, Einsiedelei und Betcapelle, kostete 16,000 Cruzados. Sie hat nur einen einzigen Alt r der sich von vier Seiten darstellt, und an dem vier Messen zu-

gleich gehalten werden können. Nicht weit von der Capelle ſteht ein kleines Häuschen, worin der Einſiedler wohnt, und welches die Wohnung illuſtrer Männer geweſen, nicht nur in Tugenden, ſondern auch von Geburt. Der ehrwürdige Diener Gottes, Don Joao de Mello, der nachgehends Biſchof von Elvas, alsdann von Viſeu und zuletzt von Coimbra wurde, wo er als Heiliger ſtarb, ging aus dieſer Wohnung hervor. Nicht fern von dem Kloſter ließen ſich die Herzoge von Aveiro eine Wohnung bauen, worin ſie zuweilen reſidirten, beſonders zur Faſtenzeit. Unterhalb dem Kloſter, am Fuße des Gebirgs, liegt eine große Höhle (Lapa), die mehr als 500 Perſonen in ſich aufnehmen kann, und der heiligen Margarida, der jungfräulichen Märtyrerin, gewidmet iſt, welche hier auf einem kleinen Altar verehrt wird. Jährlich wird hier von den Bewohnern von Seiral und Arentella ihr Feſt gefeiert, weil die Traditionen ſagen, daß ihre Vorfahren, die ſich vor einem Sturme auf der See in dieſe Höhle retteten, hier ſchon ihr Bildniß fanden. Zwei Brüder, der Padre Manoel Soares und Francisco da Cruz, angeſehene Perſonen aus Setubal, lebten bis an ihr Ende in dieſer Höhle als Einſiedler, und da ſagt man, daß der König Don Pedro nicht fern davon im Jahre 1670 das Fort erbauen ließ, um die Landung der mauriſchen Seeräuber zu verhindern, welche oft die Ruhe der Einſiedler ſtörten. Der Höhle gegenüber, ſteil vom Meere aufſteigend, liegt der Felſen Penedo do Duque genannt, weil hieher der Herzog Don Alvara oft zu fiſchen kam; da geht dann auch noch die Sage, daß man vor Zeiten hier einen Meer-Menſchen geſehen, der aus dem Waſſer hervortauchte, den Fiſchern die Fiſche ſtahl, und dann wieder untertauchte und noch vor kurzem (d. h. vor hundert Jahren, als Cardoſo dieſe Nachrichten gab) wollte man einen Meermenſchen geſehen haben, ſehr weiß und gut geſtaltet, der bis zur Hälfte des Körpers hervortauchte, ſich allenthalben umſchaute, und mit dem Kopfe ſchüttelte, und daß er einen außerordentlich ſtarken Haarwuchs hatte von meergrüner Farbe. Eine Sage, die nur um deßwillen hier angeführt wird, um zu zeigen, daß auch in Portugal an ſolche Meerweſen geglaubt wird. Aus dieſer kurzen Beſchreibung der Serra d'Arrabida mit ihren Naturwundern, ſo wie den übernatürlichen, von welchen die alte Geſchichte ſpricht, geht hervor, daß der Wanderer, und wenn er überdieß auch noch Naturaliſt iſt, für viele Tage reichliche Unterhaltung an dieſem Gebirge findet, Stoff genug zum Beſchauen, ſo wie zum Denken und Philoſophiren. Das Kloſter ſteht jetzt ebenfalls ganz leer, und iſt dem Staate verfallen. Man hat die ganze Beſitzung für eine Kleinigkeit ausgeboten, allein noch finden ſich keine Käufer dazu, und ſo wird denn wahrſcheinlich alles in Ruinen verfallen, wie ein früheres Kloſter, was an ſeiner Stelle geſtanden, wovon in der Chronik der Padres Eremitos Auguſtinianos de Portugal und in dem Santuario Marianuo des Padre Agoſtinho de Santa Maria Erwähnung geſchieht, und daß es dieſem Orden der Auguſtiner gehörte, und von dieſem verlaſſen wurde. Kehren wir aber nun wieder nach Setubal zurück, und leſen noch was die alte Geſchichte von dieſem Orte meldet, und was deßhalb in der Geografica Hiſtorica angeführt wird.

André de Reſende, Gaſpar Barreiros und andere alte Geſchichtſchreiber und Geographen, ohne daß ſie die Landung Tubals in Spanien läugnen, nahmen doch an, daß der Name Setubal von Cetobriga, der berühmten Stadt zur Römerzeit, hergeleitet werden müſſe, den man ſpäter in Setobra und Setobala umwandelte, woraus denn endlich Setubal entſtand. Dieſe Stadt, welcher auch Ptolomäus erwähnt und zwar unter dem Namen Cetobrix, lag gegenüber dem jetzigen neuen Setubal, ſüdlich, und an der Stelle, wo man gegenwärtig Troya hin verlegt. Cet im Griechiſchen heißt eine jede Art von großen Fiſchen, und Briga bedeutet Stadt. Trotz dieſer Meinung der Geſchichtſchreiber haben wir aber ſchon nachgewieſen, daß unmöglich auf jener ſteilen Sandzunge eine volkreiche Stadt exiſtirt haben könne, höchſtens wohl ein Fiſcherdorf, was nur momentan bewohnt wurde, während man an der Küſte fiſchte und deren Wohnungen nur bloße Hütten waren, die man vielleicht ſcherzweiſe Fiſchſtadt, nannte. Das eigentliche Cetobriga mag aber wohl dieſſeits gelegen haben, und war bis zu den Zeiten der Gothen in großem Anſehen, ging aber völlig zu Grunde mit dem Einrücken der Mauren. Erſt viele Jahre nachher rotteten ſich einige Fiſcher zuſammen und bauten ſich da an, wo das heutige Setubal liegt, und gaben ihm, zum Andenken des alten, denſelben Namen. Reſende, der vor beinahe dreihundert Jahren lebte, gab damals dieſer neuen Stadt ſchon ein Alter von 450 Jahren, und man glaubt allgemein, daß dieſelbe vom Könige Don Alfonſo Henrique bevölkert wurde, welcher Einwohner aus Palmella dahin verſetzte, und dieſelbe dem Orden von St. Jago ſchenkte. Erſt nach und nach erhielt ſie ihre Befeſtigungen, die zum Theil noch exiſtiren und in gutem Stande, zum Theil auch verlaſſen ſind und jetzt in Ruinen liegen. Zuerſt wurde ſie mit einer Mauer umgeben, die durch viereckige Thürme vertheidigt wurde, und ihre Thore hatte, ſo wie eine Anzahl kleinere Ausgänge (Poſtigos). Von allen dieſen Aus- und Eingängen exiſtiren jetzt nur noch wenige, da man viele der alten Mauern und Thürme ſchon niedergeriſſen, ſo daß es nun eine beinahe ganz offene Stadt iſt. Da die Bevölkerung der Stadt ſehr bald zunahm, ſo daß ſie innerhalb der Mauern keinen Raum mehr hatte, ſo entſtanden außerhalb der Mauern nach Oſten zu, die Vorſtadt Palhaes und nach Weſten die von Trouno, nicht Droina, deren Alter und Name mir anfänglich unrecht berichtet wurde. So war das Anſehen Setubals zur Zeit des Königs Don Joao IV, welcher zur ſtärkeren Befeſtigung nun beide Vorſtädte mit einſchloß. Die neuen Befeſtigungen beſtanden aus eilf ganzen und zwei halben Baſtionen. Die auf dem Quai der Noſſa Senhora der Empfängniß als Schutzheiligen gewidmet, umfaßt die Soldatencaſerne mit den nöthigen Magazinen in ſich, und beſaß ſonſt eine gute Artillerie, ſowohl von Bronze als aus Eiſen, verſchiedenen Calibers. Dann folgen zwei halbe und neun ganze Baſtionen. Von Außenwerken exiſtirten das Hornwerk bei Pedra Furada, ein Fort mit vier Baſtionen a Eſtrella genannt; das Fort von S. Luiz Gonzaga, oberhalb dem Kloſter Brancanes; das Hornwerk oberhalb dem Nonnenkloſter Jeſus, und noch eines dergleichen, welches die Caſerne dos Olhos d'agoa flankirte. Alle dieſe äußern Befeſtigungen zur Vertheidigung verfielen

größtentheils in Ruinen, so daß von mehreren z. B. der bei Pedra Furada, gar keine Spur mehr ist, andere aber wurden in der ganz neuesten Zeit bei dem Angriff der miguelistischen Truppen auf Setubal wieder ausgebessert, um in Zukunft abermals zu verfallen, da sie ohne Besatzung und Aufsicht sind. Die ganze Villa wird hauptsächlich von dem starken Castell von S. Filippe beherrscht, welches König Philipp III von Spanien erbauen ließ. Eine tiefer liegende Batterie dieses Castells, welche parallel mit dem Strome lauft, beherrscht diesen. Auf dem Castell existirt eine herrliche Cisterne, so daß die Besatzung nie Wassermangel hat. Eine andere Befestigung weiter am Strome hinab, Albarquel genannt, so wie a Torre de Outao, dessen schon mehrmals erwähnt, und wo der Tempel des Neptun stand, wurden ganz zur Vertheidigung des Eingangs des Hafens erbaut, und ebenfalls unter Don Pedro ganz neu ausgebessert, und mit guter Artillerie versehen. Noch weiter hinaus legte man das kleine Fort Vieiras an, um in dessen Nachbarschaft die Landung von Seeräubern bei der Capa zu verhindern. Setubal hat vier Kirchspiele, Santa Maria da Graça, S. Julião, der Nossa Senhora da Annunciada in Trouna und von S. Sebastião.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Douglas' zweite Reise am Columbia und am Rio Colorado.

Douglas war nach seiner Zurückkunft einer der „regierenden Löwen" der Hauptstadt, besonders der dortigen zahlreichen gelehrten und zum Theil wohl auch nur schein-gelehrten Vereine geworden. Er sah sich aufgesucht, vorgezogen, gefeiert, umdrängt. Doch bald traf auch ihn das Loos, welches dort so Manchen schon betroffen, und den Dichter Cowper in so tiefe Betrübniß versenkt hatte. Bald nachdem die erste Neugierde gestillt war, sah er sich vernachlässigt, hintangesetzt, und fühlte sich dadurch schmerzlich gekränkt. Nun sah er ein, daß er, wie einer seiner wahren Freunde (William Booth) sich ausdrückte, einem eitlen Schemen nachgejagt.

Die Londoner Gartenbaugesellschaft hatte den Vorsatz gehegt, seine Reisetagebücher auf ihre Kosten herauszugeben, und es war ihm bei dieser Arbeit die Mitwirkung Lindley's und Sabine's angeboten, von ihm aber abgelehnt worden. Er war jedoch zur alleinigen Ausführung dieses literarischen Unternehmens wenig geeignet, und obgleich er sich während seines Aufenthalts in England damit beschäftigte, brachte er es doch nie zu Ende. Es wurde nun beschlossen, ihn auf eine zweite Reise, und zwar zum Theil auch nach demselben Schauplatze, worauf er sich bereits so ungemein ausgezeichnet hatte, auszusenden. Die Kosten derselben sollten theils von der Gartenbaugesellschaft, welcher er, wie früher, botanische Sendungen zu machen, und theils vom Colonialamte bestritten werden, dem er geographische Beobachtungen einzusenden gehalten seyn würde. *)

Um ihn auch hiezu geschickt zu machen, ertheilte ihm der bekannte Capitän Sabine, Bruder des in diesem Berichte schon mehrfältig erwähnten Botanikers, lehrreiche Anweisungen auf der Greenwicher Sternwarte.

Ueber den im Vereine mit diesem trefflichen Brüderpaar und andern wohlwollenden, kenntnißreichen Männern entworfenen Reiseplan äußerte er sich in einem Schreiben an Hooker vom August 1829 unter Anderem: „Mein Hauptzweck geht dahin, die Pflanzenschätze des Innern von Californien von der Nordgränze Mexico's, in der Nähe des Golfanfangs, an auszubeuten und bekannt zu machen. Die in Europa dermalen noch ganz unbekannte Pflanzenwelt des Rio Colorado und seines Flußgebietes wird, wie ich zuversichtlich hoffe, ehe ein Jahrfünf vergeht, so bekannt wie jetzt die des Columbia seyn."

Die Regierung ließ ihm alle Instrumente, welche Capitän Sabine als Secretär der königlichen Gesellschaft, unter Anderem auch zur Anstellung magnetischer Beobachtungen, für erforderlich hielt und mit deren Auswahl dieser beauftragt war, für die Dauer der Reise zustellen, besonders treffliche Hygrometer, weil die Erforschung pflanzengeographischer Verhältnisse mit zu seinen botanischen Aufgaben gehörte. „Ich werde, schrieb er an Hooker, sowohl auf verschiedenen Gebirgshöhen als in verschiedenen Erdbreiten genaue hygrometrische Beobachtungen anstellen und combiniren, was, wie ich hoffe, viel zur Bereicherung der Pflanzengeographie beitragen soll." Welch eine herrliche Aussicht! Nicht nur eine unabsehbare Reihe neuer Gewächse und anderer Wesen, sondern auch von Beobachtungen aller Art von einem und demselben Reisenden auf beiden Festlanden mit denselben Instrumenten in einander entsprechenden Breiten unter ähnlichen Umständen angestellt zusammenzubringen! „Ich werde jeden Tag Alles aufzeichnen, und zwar über Alles und Jedes, so daß wenn auch ich vielleicht nicht zurückkehre, doch diese zerstreuten Blätter in die Heimath gelangen."

Daß der nun folgende Bericht über Douglas' zweite, unter so äußerst günstigen Umständen stattgefundene Reise ihrer großen und vielseitigen Wichtigkeit ungeachtet so mangel- und lückenhaft erscheinen dürfte, rührt von einem beklagenswerthen Verhältnisse her, das wir in gedrängtester Kürze angeben wollen: Bald nach seiner Ankunft am Columbia fand in Folge eines Zerwürfnisses, worüber die englischen Blätter seiner Zeit berichtet haben, eine Aenderung in der Stellenbesetzung der großen Londoner Gartenbaugesellschaft statt, welcher Douglas seine Reiseberichte und Tagebücher von Zeit zu Zeit einzusenden verbunden war.

Als er nun erfuhr, daß sein Gönner und Wohlthäter Sabine abgetreten und die von ihm bekleidete Secretärsstelle der Gesellschaft dem bekannten Botaniker Bentham übertragen worden war, legte er sogleich auf ächt brittische Weise seine Stelle als Sammler der Gesellschaft nieder und verließ ihren Dienst. Er sandte ihr alle bis dahin zusammengebrachten Sammlungen mit dem Beifügen zu, daß er hinführo alle neuen Sämereien und lebenden Pflanzen dem Gesellschaftsgarten als Geschenk übermachen werde. Diesem wahrscheinlich durch ein Mißverständniß oder durch ein zu weit getriebenes Zartgefühl bewirkte Entschluß darf allem Anschein nach der Verlust beinahe aller seiner Reisetagebücher beigemessen werden, denn unter seinen von Oweihi nach England gekommenen nachgelassenen Sammlungen hat sich außer einem „Tagebuche über seine Reise vom Columbia nach dem Sandwich-Archipel und über seine Besteigung des Mauna-Koa und des Mauna-Roa" leider kein Reisebericht vorgefunden.

Zur Erscheinung der von ihm an Capitän Sabine eingesandten physikalisch-geographischen u. s. f. Berichte — denn die dem Colonialamte übermachten sind wohl unter den dermaligen Umständen nicht zur Veröffentlichung geeignet — ist gegründete Hoffnung da, doch dürfte wohl noch einige Zeit darüber verfließen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Beweis, daß die hohe politische Wichtigkeit jenes wenig erforschten Erdstrichs, welche jetzt durch den kürzlich erlassenen Beschluß des nordamerikanischen Senats immer bedeutsamer hervortreten dürfte, von der brittischen Regierung schon damals anerkannt wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 169.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Junius 1838.

Stora.

Die Ruinen von Stora, das ehemals Rusicada hieß, liegen im Hintergrund einer Bai, die im Südwesten, Süden und Nordosten kleine Landungsplätze untermischt mit Felsen hat. Das höhere Land im Innern flacht sich allmählich ab, und die Bäume, mit denen es bedeckt ist, geben ihm einen angenehmen Anblick. Rückwärts dehnt sich eine ungeheure aus Wiesen und Ackerland bestehende Ebene aus. In geringer Entfernung rechts ist eine kleine Bucht von 290 Metres Tiefe und 2500 Metres Oeffnung, wo einige Schiffe während des Winters Schutz finden können. Diese kleine Bucht ist ein vortrefflicher, von der Natur begonnener Hafen, und ganz in der Nähe findet sich die große Bai von 1½ Lieues Küstenausdehnung. Felsige, unbebaute und mit Buschwerk bedeckte Berge schützen sie gegen die West-, Südwest- und Nordwestwinde. Gegen die Nordwinde ist man nicht geschützt, aber sie sind wenig zu fürchten in der schönen Jahreszeit, weil sie dann schwach sind und schönes Wetter prophezeyen. Das Cap Skikida besteht aus einem Landvorsprung von 190 Metres Höhe, der sich landeinwärts allmählich senkt; seine höhern Theile sind sehr waldig. Er bildet die Ostgränze der Bai von Stora. Oestlich von diesem Cap läuft ein Fluß Wed-el-Kebir, der große Fluß, genannt, der sich quer durch eine Sandbank ins Meer ergießt, wodurch die Mündung sehr schwer zu unterscheiden ist; man hat ihn mit dem Wed Rummel verwechselt, der bei Constantine vorbeifließt, und den die Araber, wie noch manche andere Flüsse, gleichfalls Wed-el-Kebir nennen.

Das Merkwürdigste auf dieser Küste ist die Menge von Ruinen auf einem sehr kleinen Raume. Dem mittlern Landungsplatz gegenüber und ganz in dessen Nähe sind die Mauern eines großen, alten Gebäudes, dem die Araber den Namen „Vorrathshaus" geben, weil man lange Zeit hier Alles aufhäufte, was die Eingebornen an die Europäer verkaufen oder nach Algier senden wollten. Folgt man der Küste gegen Osten, so findet man kleinere Ruinenreste fast auf allen Hügeln, und nähert man sich dem Landungsplatze vorwärts dem Cap Skikida, so findet man sie hier auf einem schönen, freien Raume in größerer Menge als anderswo: man unterscheidet hier Gewölbe, Cisternenreste und Mauerstücke, die vom Ufer des Meeres sich ins Innere hineinziehen und allen Wendungen der Hügel folgen. Dieß sind die Ruinen der alten Römerstadt Rusicada, die, als der nächste Hafen, vielfachen Verkehr mit Constantine unterhalten haben muß. Leo Africanus sagt, daß man zu seiner Zeit (1512 bis 1514) noch eine den römischen Straßen in Italien ähnliche, mit schwarzen Steinen gepflasterte Straße sah.

Diese Ruinen liegen in einem höchstens 200 Metres weiten Thale zwischen 5 bis 400 Metres hohen Bergen, zwischen denen ein Bach mit sehr gutem Wasser durchläuft. Jetzt stehen nur einige schlechte Häuschen inmitten der Ruinen. Der benachbarte Landstrich ist gleichfalls mit Erdhütten wie übersäet, und man zählt in der Nachbarschaft 5 oder 6 Duars (Dörfer), welche arabischen Stämmen zur Wohnung oder oft auch nur zum augenblicklichen Zufluchtsort dienen. Die Beni Mahana, welche in den Ruinen Stora's hausen, sind zahlreich und tapfer. Nach Shaw's Angabe hatten sie sich noch vor hundert Jahren den Türken nicht unterworfen, und waren stets gegen die Beys von Constantine unter den Waffen. Dieser Geist des Widerstandes hat bis jetzt fortgedauert, und wahrscheinlich ist Stora in Folge der Feindseligkeit der Algierer zerstört und verlassen worden.

Stora kann in kurzer Zeit wieder werden, was es unter den Römern war, eine Niederlassung von großer Wichtigkeit; die Entfernung nach Constantine ist nur halb so groß, als die von Bona aus, denn man kommt in zwei Tagen zu Pferde und in vier Tagen zu Fuße hin.

Lebensbilder aus Portugal.

Fernerer Aufenthalt in Setubal.

(Schluß.)

Habe ich schon früher auf einige Plätze aufmerksam gemacht, die erst in spätern Zeiten entstanden, so erwähnen die Alten schon einiger, die noch jetzt, allein in verändertem Zustande erscheinen, wie z. B. von Sapal, Annunciada, Fonte novo und dem Rocio. Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude in Setubal sind: das Haus der Misericordia, ein Hospital und zehn

Klöſter, zu denen in neuern Zeiten nur noch die Caſa da Camara hinzugekommen, dagegen aber ſind die meiſten Klöſter eingegangen, und werden mit der Zeit in Ruinen zerfallen. Innerhalb der alten Stadtmauern liegt das Kloſter der Santa Thereſa, Carmeliter Barfüßerinnen, von dem man ſchon nicht mehr weiß, wann es geſtiftet wurde. Außerhalb dieſer Mauern liegt das Kloſter do Carmo, von Carmeliter-Mönchen mit Schuhen (calcados) bewohnt, welches im Jahr 1598 in dem Stadtviertel von Trouno erbaut wurde; in demſelben liegt auch das Kloſter der Santiſſima Trindade. In dem Viertel von Palhaes findet man das Kloſter von S. Domingo, welches König Don Sebaſtiao im Jahre 1566 ſtiftete; ferner das Hoſpitium der Auguſtiner Barfüßer und das ehemalige Collegium der Jeſuiten. Nach dem nördlichen Ende liegt das Kloſter von Jeſus, worin die Capuzinerinnen der ſtrengen Regel von Santa Clara reſidiren, und das ein Werk Königs Don Manoel iſt, auf Bitte ſeiner Amme, Juſta Rodrigues genannt. Außer dem Bereiche der Fortificationen liegen ferner: das Kloſter de S. Francisco der Provinz Algarbiens, welches von Maria Annes Escolar im Jahr 1410 geſtiftet wurde; das von S. Joao Baptiſta der Dominicanerinnen, welches im Jahr 1529 von dem Großmeiſter des St. Jago und Aviz-Ordens, Herzog Don Jorge und der Herzogin Dona Briteš de Vilhena erbaut wurde; zuletzt endlich das von Noſſa Senhora dos Anjos, den Franciscaner-Miſſionarien zugehörig, welches auf Koſten des Königs Don Pedro im Jahre 1682 von Frei Antonio das Chagas gebaut wurde an dem Orte Branca Annes genannt. Wie ſchon öfter geſagt, ſo ſind von allen den Klöſtern nur noch die Nonnenklöſter bewohnt, einige von den andern ſind ſchon an Particuläre verkauft, und zu andern wollen ſich keine Käufer finden, da man ihnen keine Beſtimmung geben kann, und ihre Unterhaltung zu viel koſtet. Herrliche Fabrikgebäude würden aus ihnen zu machen ſeyn, allein da Fabriken hier nicht aufkommen können, weil alle Fabricate des Landes zum Theil keine Concurrenz in den Preiſen mit den auswärtigen halten können, auch ſonſtige große Schwierigkeiten zu überwinden ſind, um eine Fabrikanlage in Aufnahme zu bringen, ſo fehlt es natürlicher Weiſe an Unternehmern dazu; jeder Capitaliſt wird abgeſchreckt durch die traurigen Reſultate ſolcher Unternehmungen, die man verſchiedentlich ſchon erlebt.

In der Mitte des 17ten Jahrhunderts ſcheint Setubal ſeinen höchſten Flor, beſonders durch den ſo beträchtlichen Salzhandel erlangt gehabt zu haben, wo dann auch die Bevölkerung bis auf 20,000 Menſchen angeſtiegen geweſen ſeyn ſoll, die gegenwärtig wieder auf 15,000 herabgeſunken iſt. Bedenkt man, daß im Diſtricte von Alcaier do Sal allein über 900 Salzpfannen in Betrieb ſtanden, die ſämmtlich ihr Salz in Setubal zur Ausfuhr abſetzten, und daß in dem Diſtricte von Setubal doch wenigſtens auch halbmal ſo viele Pfannen oder Caldeiras im Betriebe ſtanden, ſo mußte die Exportation davon ungemein ſtark ſeyn, was auch ſchon aus den Abgaben, die davon erhoben wurden, hervorgeht; denn aus dieſen Abgaben allein wurden durch die Tractate von 1661 und 1669 einige Millionen Gulden, die man an Holland ſchuldete, bezahlt. Zur Erhebung dieſer Einkünfte exiſtirte damals ein beſonderes Salzamt, was auch, ungeachtet dieſer wichtige Zweig der Staatseinkünfte ſchon längſt herabgekommen war, noch immer beibehalten wurde und mehr Koſten verurſachte, als es Einnahmen hatte. Erſt ſeit Jahr und Tag, da der ganze Salzhandel ins Ausland faſt nur einzig noch auf wenige Schiffe reducirt iſt, die damit nach Braſilien und andern Theilen Amerika's oder nach ruſſiſchen Häfen gehen, hat man jenes Salzamt mit ſeinem Intendanten aufgelöſt. In jenen guten Zeiten bezahlten die Ausländer für das Moio Salz (60 Alqueiros oder Kaſſeler-Metzen) bis zu 4000 Reis (6⅔ Thaler), und gegenwärtig iſt der Preis auf 1500 Reis herabgekommen, ohne hinreichende Abnehmer zu finden, denn mehr wie drei oder vier ausländiſche Schiffe, die Salz oder Korkholz laden, ſieht man gegenwärtig nicht mehr in dem Hafen von Setubal, und überhaupt iſt der Commerz in neueſter Zeit außerordentlich herabgekommen. Man glaubte ihn durch die Beförderung der Fiſchereien an den Küſten wieder auf eine andere Art zu heben, und errichtete auch hier, ſo wie in Liſſabon, im Jahre 1835 eine große Fiſchcompagnie, gleichſam in Oppoſition mit der in Liſſabon, ſo daß dieſe alles Mögliche anwandte, um eine Vereinigung beider Compagnien zu Stande zu bringen, was ihr endlich auch gelang, woron aber die Folge gezeigt hat, daß die Compagnia Setubalenſe für die Fiſchereien wahrſcheinlich beſſer daran gethan hätte, ihr Geſchäft abgeſondert zu betreiben, denn die große Compagnie mit ihrem ungeheuren Fonds von 2000 Contos fing nun auf löbliche portugieſiſche Weiſe ſogleich ſo großartig an, ſetzte ſo viele Beamten mit beträchtlichen Beſoldungen ein, kaufte 16 große Seeſchiffe für den Stockfiſchfang an der Küſte von Neu-Fundland, ſo wie ein noch größeres für den Wallfiſchfang, daß, da ſie weder auf Neu-Fundland eine Beſitzung hat, um den Stockfiſch zu trocknen, noch Leute hatte, die jenen Fiſchfang verſtanden, ſie Ausländer dazu engagiren mußte, und jene hatte bei dieſen großartigen Unternehmungen nur Schaden, und nicht den geringſten Nutzen, ſo daß die Actionnäre noch fortwährend zuſchießen müſſen, währenddem beinahe der dritte Theil der Fonds verausgabt und gar keine Hoffnung eines Gewinns, unter einer ſo ſchlechten Adminiſtration, vor Augen liegt, weßhalb denn auch viele Actionnäre jetzt zurücktreten und keine Beiträge mehr liefern, lieber keine Anſprüche mehr an die Geſellſchaft haben wollen, und gerne das verlieren, was ſie ſchon beigetragen, um nur nicht noch mehr zu verlieren; wenn nun die Meiſten ſo denken, ſo iſt vorauszuſehen, daß das ganze Unternehmen zu Grunde gehen muß. An der Spitze der Fiſch-Compagnie in Setubal, die bloß Küſten-Fiſcherei zum Zwecke hatte, ſtanden die Gebrüder O'Neill, ein reiches Handelshaus in Liſſabon. Für eigne Rechnung bauten dieſe an einem dazu wohlgeeigneten Platze einen Dock für die Fiſcherbarken, nicht ſowohl um für Stürme geſichert zu liegen, ſondern auch um ihre Ladungen bequem in dieſen neu erbauten Magazinen unterzubringen, wo man zugleich bedachtigte, nicht nur die Fiſche einzuſalzen, ſondern auch Thran daraus zu brennen. Da man aber mit dieſem Baue nicht ſolid genug zu Werke ging, ſo mußte er wohl durch ſtarke Stürme aus Süden einem baldigen Ruin oder ſtäten koſtſpieligen Ausbeſſerungen unterworfen ſeyn. Sonderbar genug, daß in Portugal die

besten und wissenschaftlichsten Ingenieure durchaus in dem größten Mißcredit stehen, und ein Particulier einen mächtigen Bau lieber einem praktischen Maurer oder Zimmermann anvertraut, der Alles verpfuscht, als einem solchen Ingenieur, wovon man aber schon im voraus weiß, daß er auf dem Papiere Alles ganz vortrefflich darstellt und berechnet, die Ausführung aber wenigstens dreimal höher zu stehen kommt, weil es an praktischen Kenntnissen fehlt, die Kathedergelehrsamkeit nicht zureichend ist, und es stets an einer gewissen Ordnung und Regelmäßigkeit der Arbeiter mangelt, was doppelte Ausgaben verursacht. Uebrigens aber entsteht besonders in neuern Zeiten dieser Mißcredit gegen Ingenieure daher, weil jedweder, der nur über diesen oder jenen Gegenstand etwas gelesen hat, oder vielleicht im Auslande dieses und jenes gesehen, sich auch für fähig hält, Alles besser zu wissen, und eine Sache so gut wie jeder Andere in Ausführung zu bringen. Gelingt dieses nun zufälligerweise, so ist sein Ruf gegründet, und alle andern müssen gegen ihn zurückstehen. So geschah es denn, daß man zum Bau dieses Docks in Setubal als Baumeister einen ganz gewöhnlichen Menschen anstellte, der einigemal als Steuermann in England war, dort Docks gesehen hatte, und versicherte, nun auch diesen hier anordnen zu können. Wörtlich genommen, baute er ohne Grundlage auf Sand, so daß dieser Bau, wenn er etwas unterwaschen wird, durchaus zusammenstürzen muß; ein Wunder würde es seyn, wenn er die dießjährigen Februar-Stürme ausgehalten haben sollte. Mit dem Verfall der großen Fischereigesellschaft in Lissabon muß die von Setubal auch zu Grunde gehen, da es ihr an besondern Fonds nun fehlt, und sowohl der Dock als die Magazine werden wohl leer bleiben.

Pombal hatte zu seiner Zeit ebenfalls eine große Fischereicompagnie in Algarbien gestiftet, die viele Jahre hindurch blühte und den Actionnärs einen ungemeinen Vortheil brachte. Mit solchen sanguinischen Hoffnungen schmeichelte man sich auch gegenwärtig, zum wenigsten diejenigen, welche ihr Geld dazu hergaben; sie bedachten aber nicht, wie die gegenwärtige Generation mehr egoistisch ist als die zu Pombals Zeiten, wo man mehr das allgemeine als das Privatinteresse vor Augen hatte.

Noch Manches könnte wohl hier aus Setubal berichtet werden, z. B. wie die drei letzten Faschingstage hier zugebracht wurden, die sich übrigens von denen in Lissabon nicht durch besondere Witze auszeichneten: sie beschränken sich ebenfalls nur auf Werfen, Naßschütten und Pudern, so daß unsere schönen Nachbarinnen, bei denen das Tollen von dem Morgen bis in die Nacht dauerte, aussahen, wie wenn sie in Mehlsäcken gesteckt hätten. Von Polizei wegen war aber der Befehl ergangen, daß alle Kaffeehäuser und Weinschenken geschlossen blieben, um wo möglich allen öffentlichen Skandal zu vermeiden, da dieses leicht Veranlassung zu Parteireibungen hätte geben können; die Tage vergingen also ganz ruhig. Daß während meiner Anwesenheit daselbst einige Mordthaten verübt wurden, gab keine weiteren Störungen, da so etwas hier gar nichts Neues und in dem laufenden Jahre schon 28 Mordthaten daselbst verübt worden waren; es gibt höchstens Stoff zur Unterhaltung für einen Tag, eben so wie die Gaunerstreiche eines lateinischen Schullehrers, der zugleich päpstlicher Consul und Kaufmann, und dessen Absicht besonders dahin gerichtet ist, die Landleute zu prellen, bei denen er sich den Ruf erworben, Verstorbene auf Verlangen zu citiren und darüber Gewißheit zu erlangen, ob sie noch im Fegefeuer sind oder nicht. Ohne daß er deßhalb zur Rechenschaft gezogen wird, treibt er diesen Spuk schon lange, ja man sagt sogar, daß er schon seit längerer Zeit mit dem Geistlichen der Capelle von Bomfim unter einer Decke stecke, um besonders seinen Spuk mit den Weibern und Mädchen treiben zu können, die, wenn sie sehen wollten, ob eines ihrer Angehörigen noch im Fegefeuer stecke, sich ganz nackt in der Capelle entkleiden und in diesem Zustande vor dem Altare herum sich wälzen und kriechen mußten, unter fortwährendem Gebet, wobei er denn allerhand Hocuspocus machte, bis endlich mit Hülfe des Geistlichen ein Gespenst oder die Seele des Verstorbenen zum Dache hinaus fuhr, wobei er denn ausrief: seht, seht, da geht die Seele zum Himmel, sie ist aus dem Fegefeuer erlöst, und in demselben Augenblicke ertönte das Thurmglöckchen wie ganz von selbst, und die Gläubigen glaubten daran. Man erzählte sich auch noch, daß alte Weiber, die auf diese Art ihre Verstorbenen sehen wollten, doppelte Bezahlung leisten mußten.

Vielfältige Unterhaltung gewährte damals auch die neue Verordnung, daß die Bewohner der Kirchspiele von nun an ihre Pfarrer selbst bezahlen sollten, weil das Gouvernement keine Mittel sie zu bezahlen hatte. Bis jetzt waren sie ihnen gut genug gewesen, und keine Untugenden wurde gerügt, allein nun kamen sie mit Einemmale zusammen zum Vorschein.

Herstellung der Nomenclatur auf den Karten des rothen Meeres.

Von einem Hrn. Thomson d'Abbadie ist an die Londoner geographische Gesellschaft ein Schreiben vom 10 März d. J. aus Massaua eingelaufen. Hr. d'Abbadie verließ England in der Absicht, Abyssinien im October v. J. zu besuchen, ging über Alexandrien und Cairo, und schiffte sich auf dem rothen Meere zu Kosair (Cosseir) nach Massaua ein. Er hatte im Laufe der Fahrt, die er auf einem arabischen Boote machte, die größte Schwierigkeit, die Namen der verschiedenen Vorgebirge, Berge u. dgl., wie sie auf den besten Karten, mit denen er versehen war, verzeichnet sind, zu erkennen; er schrieb dieß Anfangs der Unwissenheit der Schiffer zu, als er aber bei seiner Ankunft zu Massaua viele der dort anwesenden Schiffer ausgefragt, fand er, daß der Grund hauptsächlich in der äußerst ungenauen Orthographie auf allen Karten liege. Hr. d'Abbadie ließ daher in Verbindung mit Hrn. Fresnel eine arabische Liste der Namen entwerfen, wie er sie von den erfahrensten Schiffern erhielt, und schickte sie an die geographische Gesellschaft ein, damit diese nach bestimmten Grundsätzen der Aussprache sie in lateinische Schrift umsetzen lasse.

Chronik der Reisen.

Douglas' zweite Reise am Columbia und am Rio Colorado.

(Fortsetzung.)

Nachstehende Angaben über Douglas' Wanderungen und Forschungen in den weiten Gebieten der Hudsonsbaigesellschaft und in Californien, wo er eine so reiche und herrliche Ernte gehalten hat, mußten daher aus seinen Briefen in die Heimath, vorzüglich aus denen an den berühmten Hooker in Glasgow, welche die inhaltreichsten, geschöpft werden.

Im Spätherbst 1829 ging Douglas von London nach dem Columbia ab. Auf der Ueberfahrt wurde an der Ostküste von Südamerika nirgends angelegt, und erst zu Owaihi, der Hauptinsel des Sandwichs-Archipels, vor Anker gegangen. Den siebengipfeligen Hochvulcan Mauna-Roa, den höchsten Pic der oceanischen Gebirgswelt, und den Mauna-Roa, welcher eben in gewaltigen vulcanischen Gährungen begriffen war, konnte er aus diesem Grunde damals nicht besteigen. „Letzterer hat wohl den ungeheuersten Krater unter allen Feuerbergen der Erde." Dagegen bestieg er den hohen Mauna Parrii (soll wohl heißen Woroai?), den Sitz des mächtigen Akua oder Feuergottes der Mythenwelt jenes Archipels. Da es dort eben Winterende war, so bestand seine Pflanzenernte bloß aus Moosen und Farrnkräutern, er versparte daher auch die botanische Durchforschung der hochwichtigen Insel auf seine beschlossene dereinstige Rückkehr dahin. „Ich wünsche sehnlichst, schreibt er, Stoff zu einer Flora dieser Inselgruppe zu sammeln, deren höchste Punkte ein unvergleichliches Feld zum Studium der Pflanzengeographie von der Palmenregion an bis zur Region der Lebermoose darbieten. Von der Bevölkerung, besonders von denjenigen, die mit den sandwich'schen Majestäten in England in Verbindung stehen, ist mir die freundlichste Aufnahme zu Theil geworden. Ich habe mir Exemplare von allen bis jetzt (1830) auf Owahu (der regierenden Insel) und den andern Eilanden erschienenen Druckwerken verschafft und für Ihre Bibliothek bestimmt. Der Einband ist ganz mit Schildkrot belegt, was prächtig aussieht. Als ich am Columbia anlangte und die Reise von der Seeküste nach dem Innern antrat, war da mittlerweile schon der Julimond herangerückt, die Frühlingsflora, welche da bei weitem die zahlreichste, schönste und merkwürdigste unter den Zeitfloren ist, bereits verwelkt. Auf dem hohen Gebirgszuge, den ich schon im Julius 1826 besucht habe, fand ich mein „Blümchen Wunderhold," meine liebliche Päonie (Paeonia Brouia) wieder. *) Ich habe drei Wochen in einem Walde, der aus Edeltichten **) besteht, zugebracht, und ihn Tag für Tag bewundert. Im August 1830 machte ich einen Ausflug nach der Cordillera von Neu-Albion. Ich wünschte auf meiner Reise in Neu-Californien das Thal von Buenaventura zu besuchen, durch welches ein beträchtlicher Fluß strömt, und sich in der Bai von Monterey in den Australocean ergießt. Das Südende auf der Landkarte ist die Quellgegend dieses Flusses, des Umptqua, und dieselbe, wo ich bei der Entdeckung der Riesenfichte auf die feindseligen Eingebornen stieß. Seit jener Zeit sind zwei Jägertrupps der Compagnie dort von den Eingebornen umgebracht worden. Ich habe mit Hülfe meiner Instrumente bereits eine Menge wichtiger Beobachtungen angestellt, welche zur Bereicherung der physischen Geographie dieser Landstriche und zur Aufhellung ihrer magnetischen Erscheinungen beitragen werden."

Douglas langte noch im December 1830 in San Carlos de Monterey, dem Hauptorte von Neu-Californien, an, wo er von der Territorial-Regierung die Erlaubniß zu einem einjährigen Aufenthalt erlangte. Zehn Monate später schreibt er von dort: „Diejenigen Gegenden dieses Landes, welche ich besucht habe, haben eine reiche Mannichfaltigkeit von Anhöhen, die mit Eichen, Fichten, Castanien und Lorbeerbäumen bestanden sind und mit üppig begrasten Ebenen abwechseln, aber keine großen Ströme sind da vorhanden. Mit Fug und Recht verdient es seinen Namen Californien.*) Die Hitze ist ungemein heftig, öfters 29°, und die Trockenheit der Atmosphäre außerordentlich, ja vielleicht auf dem ganzen Erdkreise nirgends in dem Maaße vorhanden. In der That sucht man auch in Californien vergeblich nach einem Moose. Oft habe ich den Innen-Thermometer des Daniell'schen Hygrometers viele Grade unter Null herabgesenkt, bis die Blase des Instrumentes mit Reif überzogen wurde, nie aber habe ich auch nur die allergeringste Spur von Feuchtigkeit, der schärfsten Untersuchung ungeachtet, wahrnehmen können. Mein meteorologisches Tagebuch über Californien ist, wie ich mir schmeichle, vollständig, und dürfte reiche Beiträge zu einer meteorologischen Geographie dieses merkwürdigen Erdstrichs liefern. Ich habe im Laufe meiner Reisen im nördlichen und nordwestlichen Amerika die Erfahrung gemacht, daß alle in gemäßigten Himmelsstrichen gelegenen Bergländer, welche von vulcanischen Kräften aufgeregt und von mächtigen Strömen bespült werden, die in den Gebirgen Risse und Schluchten bilden, der Pflanzenforschung eine unerschöpfliche Fundgrube darbieten."

So früh er in diesem Küstenland auch angekommen war (Ende Decembers), so hatte der Lenz doch schon begonnen. Das erste Gewächs, das er pflückte, war Ribes speciosum, so bemerkenswerth wegen der Länge und dem Karminglanz seiner Staubfäden. Die Schönheit der Blüthe, deren erste Entdeckung schon im Jahre 1779 von Archibald Menzies gemacht wurde, mag selbst von der herrlichsten Fuchsie nicht überboten werden. An demselben Tag erblickte und brach er auch die Vorbotin und Verkündigerin des californischen Frühlings, die veilchenhaft-demüthige, aber ungemein liebliche Nemophila insignis, welche die Fluren Neu-Californiens mit dem zartesten azurnen Blumengewebe überzieht. Der Anblick dieses anmuthigen Gebläms gewährt dem Auge, welches durch die heftige Strahlenbrechung der Sonne auf dem asbestartigen Sande, worin es wächst, angegriffen wird, ein wahrhaftes Labsal.

Vom Januar bis April 1831 beschränkte er sich auf kleinere Ausflüge in die Umgegenden von Monterey; anfangs Mai aber unternahm er eine Reise nach dem Süden, und erreichte S. Barbara, welches nach seiner Angabe unter 34° 45' N. B. liegt, wo er von Mitte Mai's bis Ende Junius verweilte, die umliegenden Landstriche bereiste und hierauf mitunter durch die Gebirgsthäler nach der Küste zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

*) In einem kurz vor Antritt seiner zweiten Reise an Hooker gerichteten Schreiben hatte er es gerügt, daß derselbe in seiner Flora Am. Bor. I von dieser von ihm (Douglas) entdeckten und benannten einzigen amerikanischen Päonienart keine Abbildung gegeben habe. M.

**) Pinus nobilis, der zwar nicht größten, aber sicherlich schönsten Art in diesem für das ganze Geschlecht classischen Erdstrich. M.

*) Die Längenerstreckung von Neu-Californien, oder, wie er es meistens nennt, von Ober-Californien, gibt er folgendermaßen an: von dem Hafen San Diego, der unter 32° 30' 45" N. B. liegt, eine Strecke von 690 englischen Meilen von Norden nach Süden (?).

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 170.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Junius 1838.

Die Negeremancipation.

Zweiter Artikel.

Seit wir den ersten Artikel über diesen Gegenstand in Nr. 152 ff. niedergeschrieben, sind uns mehrere Schriftchen über denselben Gegenstand, und zwar dießmal französische in die Hände gefallen, welche zur Aufklärung des Standes der Sache nicht wenig beitragen; erstens ein Artikel in der Revue des deux Mondes von einem Hrn. Agenor de Gasparin, betitelt: des diverses tentatives d'émancipation; zweitens, Reflexions sur l'affranchissement des esclaves dans les colonies françaises par M. de Lacharrière; drittens, Abolition de l'esclavage dans les colonies françaises par Mr. Favard, délégué de la Guyane française. Die Verfasser dieser beiden letzten Schriften sind selbst Sklavenbesitzer und augenscheinlich Männer von Erfahrung und Einsicht; der erste ist Präsident des königlichen Gerichtshofes auf Guadeloupe, der zweite ist von den Colonisten des französischen Guyana abgeordnet, um ihre Sache im Mutterlande zu führen, wo sich die Stellung der Colonisten verschlimmert hat, da die liberale Partei, welche in den fünfzehn Jahren der Restauration keinen directen Einfluß auf die Colonien üben konnte, und nur von Declamationen gegen die Sklaverei wohlfeilen Ruhm erntete, ans Ruder gekommen ist, und mehr als einmal Miene machte, den hochtrabenden Phrasen von Menschenfreiheit und Brechung der Sklavenketten Nachdruck zu geben. Favards Schrift ist hauptsächlich gegen den ganz unpraktischen Vorschlag Passy's gerichtet, der auch in der That unmöglich angenommen werden kann, wenn nicht die schlimmsten Folgen für die Neger selbst daraus hervorgehen sollten. Alle die genannten Schriften haben das Gemeinsame, daß sie sich einstimmig gegen eine allgemeine Emancipation aussprechen, daß sie von der englischen Emancipationsmaaßregel keinen sonderlich guten Ausgang erwarten, und deßhalb in die französische Regierung dringen, wenigstens keinen entscheidenden allgemeinen Schritt zu thun, ehe nicht die Folgen der englischen Maaßregel klar vor Augen liegen. Der Vorschlag ist billig, und die Furcht wohl chimärisch, daß die Sklaven auf den französischen Inseln bei dem Hinblick auf die halbe Freiheit der Schwarzen auf den englischen Inseln unruhig werden möchten, denn einestheils ist die Freiheit, welche die englischen Sklaven bis jetzt genießen, wo sie fortwährend durch strenge Strafen zur Arbeit angehalten werden, nicht sehr groß, und andrerseits kann das Beispiel des spanischen Theils von St. Domingo, wo die Sklaven ruhig blieben, obwohl sie im französischen Theile völlig entfesselt waren, als Beruhigung dienen.

Die beiden Schriftchen der HH. Favard und Lacharrière sind völlig in demselben Geiste geschrieben, und weisen namentlich auf den Umstand hin, daß ursprünglich die Afrikaner in einem zu rohen Zustande seyen, um in einem nach unsern Begriffen geordneten Gesellschaftszustande zu leben, daß die Neger überall, wo sie zu früh der Leitung der Weißen entzogen wurden, wieder in einen Zustand von Barbarei zurückgefallen seyen, und daß die Creolenneger sehr bedeutende Vorzüge vor den aus Afrika angekommenen voraus hätten; bei welcher Gelegenheit wir denn auch erfahren, daß der Sklavenhandel selbst auf den französischen Inseln noch bis zum Jahre 1830 betrieben wurde, so daß sich noch sehr viele eingeborne Afrikaner auf denselben befinden. In dieser Beziehung sind freilich die englischen Inseln den französischen um ein Bedeutendes voraus, was einen nicht geringen Unterschied macht; ob nicht aber dennoch die Zeit, welche seit der Abschaffung des Sklavenhandels durch die englische Regierung (seit dem 1 Januar 1808, nach welcher Zeit doch noch manche Sklaven eingeschleppt worden seyn mögen) verflossen ist, nicht vielleicht immer noch zu kurz war, um den afrikanischen Typus und dessen vorausgesetzte Unverträglichkeit mit einer wohlgeordneten Gesellschaftsverfassung in den Hintergrund zu drängen, dieß ist eine Frage, welche die Zeit lösen muß.

Was die genannten beiden Schriften dem englischen System, so wie jeder allgemeinen und erzwungenen Maaßregel hauptsächlich vorwerfen, dieß ist die nicht zu läugnende Thatsache, daß in dem Augenblick, wo man die Sklaven noch von einer andern Gewalt abhängig erklärt, als von der ihres Herrn, ein Zustand von Feindschaft zwischen beiden Racen, zwischen Schwarzen und Weißen begründet wird, der, was man auch sagen mag, jetzt nicht in hohem Grade vorhanden ist. So lange der Neger nur von seinem Herrn abhängt, wird dieser auch um seines eigenen Nutzens

wissen väterlich für ihn sorgen, und der Sklave ihm anhänglich seyn aus Furcht und aus Gewohnheit; sobald ein Dritter dazwischen tritt, welcher dem Sklaven Vortheile gewährt, mit oder ohne den Willen seines Herrn, so fällt die Anhänglichkeit hinweg, und an ihre Stelle tritt, da der Herr doch immer noch Gewalt über den Sklaven ausübt, ein bitterer Haß; jetzt ist der Weiße sein Feind, vorher war er nur sein Herr, wenn auch manchmal sein harter Herr. Aus diesem gar nicht verwerflichen Grunde widersetzen sich die beiden angeführten Verfasser, Favard und Lacharrière, jedem directen Beschleunigungsmittel der Emancipation, der Ertheilung eines besondern Eigenthumsrechts an die Sklaven (pécule), wie dem gezwungenen Loskauf und dem Lehrlingssystem. Mögen sie vielleicht in dieser Beziehung hinsichtlich der Sklaven einer irrigen Meinung seyn, so haben sie gewiß Recht in Bezug auf die Entwicklung des gesellschaftlichen Zustandes in den Antillen überhaupt.

Interessant ist die Darstellung des afrikanischen und des Creolen-Negers in dem kleinen Schriftchen von Lacharrière, und wir heben die wichtigsten hieher bezüglichen Stellen aus. Daß die Neger in geistiger Hinsicht tief unter den Weißen stehen, ist allgemein anerkannt und für jeden, der nach den Grundsätzen einer allgemeinen Perfectibilität solches läugnen wollte, genügt ein Hinblick auf die Geschichte der Negerländer, die seit 3000 Jahren so ziemlich stationär geblieben sind. Am schwächsten scheinen bei dem Neger das Gedächtniß und das Schlußvermögen; besser bedacht ist er hinsichtlich der Einbildungskraft, so daß er manchmal zum Redner wird und häufig sehr gut erzählt. Wie alle noch kindlichen Völker hat er ein kräftiges vegetatives Leben, welches ihn vor der langen Weile schützt, dieser schrecklichen Geißel der civilisirten Welt. Sobald er eine unbeschäftigte Stunde hat, beginnt für ihn eine Ruhe des Körpers und ein Schlaf des Gedankens, während dessen die Zeit unbeachtet verstreicht: es folgt daraus, daß die Einsperrung für ihn eine sehr zweifelhafte Strafe ist, und daß er sie manchmal der Arbeit vorzieht. Er ist sehr empfänglich für Musik, und die Religion hat über ihn mehr Gewalt durch ihre Gesänge als durch ihre Predigten. Der Tanz ist seine Leidenschaft und beinahe ein Bedürfniß für ihn; zur sinnlichen Liebe ist er sehr geneigt, aber eine mehr als sinnliche Neigung scheint ihm großentheils zu fehlen. Er denkt nicht an die Zukunft, und die Gegenwart beschäftigt hinreichend seinen schwachen Verstand. Er hat wenig Bedürfnisse, weil das Klima ihm deren weniger auferlegt als den Menschen von anderer Race, sein Körper übrigens kräftig und abgehärtet ist, und nicht durch die Thätigkeit des Geistes in fortwährender Aufregung erhalten wird. Alle seine Neigungen, z. B. die Eßbegierde, treten vor der Neigung zum Nichtsthun zurück, welche bei ihm die vorherrschende und auch vom Klima begünstigt ist, denn kein Winter stachelt seine Voraussicht und nöthigt ihn für Kleidung und Nahrung zu sorgen; die dem Europäer so furchtbare Sonne seines Landes ist für ihn, den Neger, ohne Nachtheil, so daß er keiner Kleidung bedarf und sich mit der bekannten Negerschürze begnügt. An dem Creolen-Neger erkennt man augenblicklich, daß der afrikanische Typus verschwindet und der des civilisirten Menschen sich bildet; seine neuen Gewohnheiten, so wie die Macht und das Beispiel des Weißen führen ihn der Civilisation entgegen; wenn aber der Einfluß dieses letztern sich schwächt oder verschwindet, gewinnt auch die ursprüngliche Natur wieder ihre Obergewalt. Namentlich in der Nacht zeigt sich die Rohheit des Negers: der europäische Bauer ruht dann in der Mitte seiner Familie, der Neger aber hat meistens noch gar keine, und seine Geliebte wohnt oft mehrere Stunden weit entfernt; Polygamie und Wankelmuth ist überhaupt sein Charakterzug, und zwar derjenige, welcher seine Fortschritte zur Civilisation und Freiheit am meisten hindert. Der Creolen-Neger ist zwar schon weit vor dem Afrikaner voraus, doch noch nicht hinreichend an die Arbeit gewöhnt, der natürliche Widerwille des rohen Menschen gegen anstrengende Arbeit noch nicht gehörig überwunden, namentlich weil er noch nicht Bedürfnisse genug hat, daß die Lust, sie zu befriedigen, die natürliche Abneigung vor der Arbeit überwältige. Indeß hat er doch schon bedeutende Fortschritte gemacht: ursprünglich war der Sklave nur mit einem einfachen Unterbeinkleide bedeckt, und alle seine Arbeitsstunden waren für den Herrn, welcher ihn nähren und pflegen mußte wie ein Kind; jetzt theilt der Neger seine Zeit und seine Arbeit mit dem Herrn. Er hat ein Stück Land und hinreichend Zeit, es zu bebauen; auch hat er sein Vieh und seine Ernte, und was er daraus gewinnt, gehört ihm, und er kann darüber nach Gefallen verfügen; er ist gut gekleidet, gut genährt, und mancher Luxus ist ihm nicht mehr fremd. Diese glücklichen Aenderungen tragen zur Entwicklung seines Verstandes bei, und der Neger unserer Tage gleicht bei weitem nicht mehr demjenigen, welcher vor hundert oder fünfzig Jahren das Feld des Weißen bearbeitete.

Diese Fortschritte sind es, welche eine wahre Emancipation gründen, und Lacharrière sagt darum mit Bezugnahme auf den geselligen Zustand der Inseln: „Das materielle und geistige Wohl unsere Ackerbaubevölkerung zu mehren ist der Zweck, welchen man sich vorsetzt, die Abschaffung der Sklaverei ist hiezu nur ein Mittel, und man muß es ergreifen, wenn es zu diesem Zwecke führt, verschieben, wenn es die Erreichung dieses Zwecks verzögert; denn wir wenigstens sind der Ansicht, daß wenn die Emancipation zur Folge hat, daß die Feldarbeit aufgegeben wird, daß somit Ackerbau und Handel verschwinden, und die Bevölkerung wieder in Barbarei, Trägheit und Elend zurücksinkt, dann die Emancipation ein Geschenk wäre, ebenso verderblich für die Sklaven, als nachtheilig für die Ehre derjenigen, die sie gewährten.“ Die Frage reducirt sich also hauptsächlich darauf: Kann man in dem gegenwärtigen Augenblicke die Sklaverei aufheben, ohne zugleich auch der Feldarbeit ein Ende zu machen? Hiezu aber glaubt Lacharrière wenig Aussicht zu haben, wenn er sagt: „Die Autorität der Weißen gestattet keine Rückkehr zur Unordnung und Trägheit, und doch ist es noch keineswegs allen gelungen, ihre Sklaven zu einer regelmäßigen und freiwilligen Thätigkeit zu vermögen; viele derselben müssen noch durch Zwang dahin gebracht werden, für sich selbst zu arbeiten, und auf manchen Plantagen muß ein Aufseher sie an den ihnen überlassenen Tagen auf ihre eigenen Felder führen

und unter ſeinen Augen arbeiten laſſen; ſelbſt auf den am weiteſten vorgeſchrittenen Plantagen muß es theilweiſe geſchehen, was ſeinen Grund in dem Umſtande hat, daß dieſe, lange Zeit hindurch vermittelſt Einfuhr aus Afrika recrutirte Bevölkerung noch keineswegs homogen iſt, denn neben Einzelnen, deren Väter und Mütter Creolen waren, findet ſich eine große Anzahl, deren Eltern von der Guineaküſte kamen und eine geringere, doch immer noch ziemlich beträchtliche Zahl, die ſelbſt aus Afrika ſtammen.

(Fortſetzung folgt.)

Unternehmung zur Entdeckung des obern Laufes des weißen Nils.

In einer der neueſten Sitzungen der geographiſchen Geſellſchaft zu London wurde ein Schreiben von dem bekannten Hoskins vorgeleſen, welches ſich im Namen einer Anzahl engliſcher Reiſenden in Aegypten an die geographiſche Geſellſchaft wandte; eine Anzahl dieſer Reiſenden hat ſich eine Geſellſchaft gebildet, um einen Eingebornen aus Dongola, Namens Muhammed Kher, zur Erforſchung der Quellen und des Laufes des Bahr-el-Abiad auszuſenden. Muhammed Kher iſt ein intelligenter junger Mann von etwa 30 Jahren, von denen er ſieben in Europa, namentlich in Italien, zugebracht hat; er ſpricht fließend Italieniſch und ziemlich gut Franzöſiſch. Wir heben aus dem Proſpectus der Geſellſchaft nachſtehende Bemerkungen aus: „Von allen geographiſchen Fragen hinſichtlich des innern Afrika's hat keine ein größeres oder verdienteres Intereſſe erregt, als der Lauf und die Quellen des weißen Fluſſes, des weſtlichen und Hauptarms des Nils. Wir ergreifen daher mit Vergnügen eine ſich darbietende Gelegenheit, dieſe große Lücke auszufüllen, und drücken unſere Ueberzeugung aus, daß wir Jemand gefunden haben, der zu dieſem Zwecke wohl geeignet iſt. Er iſt ein Eingeborner aus Dongola, der Sohn eines Häuptlings, hat ſieben Jahre in Europa zugebracht und befindet ſich gegenwärtig in London. Mehrere Perſonen, in deren Dienſt er ſich befand, haben ihm vortreffliche Zeugniſſe ſeines Wohlverhaltens ausgeſtellt, und nach Allem, was wir erfahren und beobachten konnten, glauben wir, daß er Zutrauen verdient und vielleicht die Unternehmung ausführen kann, zu der er ſich mit Eifer und Intereſſe bereit erklärt. Um ihn zu der Reiſe vorzubereiten, hat man vorgeſchlagen, ihm den nöthigen Unterricht ertheilen zu laſſen; wir laden daher diejenigen, welche an dieſer wichtigen geographiſchen Unterſuchung ein Intereſſe nehmen, ein, die jetzt vor ſich gehende Subſcription zu unterſtützen, aus der nicht nur die Reiſekoſten beſtritten, ſondern auch ein Fond zu ſeiner Belohnung nach ſeiner Rückkehr gebildet werden ſoll. Wir wünſchen ſehr, die Sache in dem gegenwärtigen Augenblicke zu betreiben, da die unter der Regierung Mehemed Alis gebotene günſtige Gelegenheit mit ſeinem Tode vielleicht verloren geht und nicht wiederkehrt. Es iſt kaum nöthig zu bemerken, daß der große Menſchenverluſt im Laufe der afrikaniſchen Entdeckungen, wo man ſich weißer Leute bediente, den großen Vortheil der Verwendung von Schwarzen augenſcheinlich macht, wie kürzlich auch noch der Tod Davidſons bewies, deſſen ſchwarzer Gefährte keineswegs ſein Schickſal theilte, ſondern ungehindert nach Timbuctu weiter reiſen durfte. Bisher hat man keine Schwarzen gefunden, welche Bereitwilligkeit, Eifer und Tauglichkeit genug gehabt hätten, Entdeckungsreiſen zu unternehmen. Der Mann, den wir vorſchlagen, beſitzt jedoch alle dieſe Eigenſchaften, und außerdem eine große Reiſeluſt; auch hat er den Vortheil, in ſehr gutem Vernehmen mit den Schilluks zu ſtehen, einem an den Ufern des Bahr-el-Abiad wohnenden Stamme, ohne deſſen Freundſchaft alle Verſuche in dieſer Richtung hoffnungslos ſeyn würden.“ Die geographiſche Geſellſchaft hat gleichfalls zu dem beabſichtigten Zweck 50 Pfd. St. beigeſteuert.

Chronik der Reiſen.

Douglas' zweite Reiſe am Columbia und am Rio Colorado.

(Fortſetzung.)

Auf einer bald darauf unternommenen Reiſe nach S. Francisco und von dort gen Norden (alſo in die Nachbarſchaft der ruſſiſch-californiſchen Niederlaſſung Bodega) gelangte er, wie er berichtet, bis zu 38° 45′ N. B., wo er die letzte aſtronomiſche Beobachtung anſtellte, ſo daß alſo, ſeiner Angabe zufolge, von dieſer Gegend bis zu derjenigen hin, wohin er im Spätjahr 1826 gelangt war, ein Blanko von 65 engliſchen Meilen verblieb, das er nicht auszufüllen im Stande war.

„Die zur Pflanzenſuche in Californien geeignete Jahreszeit dauert nicht länger als drei Monate. Frühling und Frühſommer eilen mit ausnehmender Schnelligkeit davon, und wie auf dem Tafellande von Mexico und auf den Hochebenen der chileſiſchen Anden, ſo blühen auch hierlands in Californien die Blumen nur einen Tag. Gegen Anfang des Junimondes tritt die große Hitze ein, welche alsbald jeden Grashalm dahinrafft. Um die californiſche Flora nur einigermaßen zu erforſchen, müßte man wenigſtens drei Jahre dazu verwenden. Unter meiner in dieſem Jahre hier zuſammengebrachten, aus nur ungefähr fünfhundert Arten beſtehenden Pflanzenausbeute, mögen ſich wenigſtens neunzehn bis zwanzig neue und meiſtens höchſt merkwürdige Gattungen und gegen dreihundert und vierzig neue Arten befinden.“ *)

Die größte, die eigenthümlichſte Schönheit der californiſchen Pflanzenwelt aber iſt eine Taxodiumart, welche den Gebirgen einen höchſt ſeltſamen, ich möchte beinahe ſagen „ſchauerlichen“ Charakter verleiht, ein gewiſſes Etwas, welches uns deutlich ſagt, daß wir nicht in Europa ſind. Mehrere von mir gemeſſene Stämme dieſes Baumes, welcher, was ich jedoch nicht mit Gewißheit behaupten kann, von Nees van Eſenbecks Tax. Nootkatenſis verſchieden iſt, maßen gegen 270 Fuß in der Länge und drei Schuhe oberhalb der Wurzel 52 Fuß in der Dicke. Einige, die ich ſah, waren ſogar 300 Fuß hoch. Douglas macht mehrere von den Pflanzenfamilien, Gattungen und Arten namhaft, die durch ſeine californiſchen Entdeckungen am meiſten bereichert, ja mitunter ſogar verdoppelt worden ſind; **) wir müſſen jedoch dieſe ins Einzelne gehenden

*) Eine ebenfalls dort entdeckte anziehende Art der Sabinesfichte, welche den meiſten das nordweſtliche Amerika bewohnenden Fichtenarten an Größe zwar nachſteht, aber in andern Beziehungen als eine der merkwürdigſten und ſchönſten Arten dieſes Nadelholzgeſchlechtes angeſehen werden darf, iſt von Douglas in den „Verhandlungen der Londoner Gartenbaugeſellſchaft“ ausführlich beſchrieben worden. An den Weſthalden der Cordillera von Neu-Albion erreicht dieſe äußerſt materiſche Baumart in einer ſehr großen Seehöhe nur etwa 1500 Fuß unterhalb der Schneelinie eine viel anſehnlichere Größe, als in den gemäßigtern nach der Küſte abwärts gelegenen Strichen. M.

**) Eine prachtvolle Gruppe mehrerer der von Douglas in Californien entdeckten Blumengewächſe der Gattung Colomia, welche in den Gärten der Londoner Gartenbaugeſellſchaft gebildet haben, iſt im erſten Bande der neuen Folge der Verhandlungen dieſes Vereins auf der achtzehnten Kupfertafel dargeſtellt worden.

Angaben, wie manche von den folgenden, da sie nicht wie andere, von uns bereits mitgetheilte unmittelbar zur Schilderung des Charakters des Landes und der Landschaft beitragen, also obschon botanisch und botanisch-geographisch wichtig, der geographisch-ethnographischen Sphäre des Auslandes fremd sind, mit Stillschweigen übergehen. Ich bin, fährt er hierauf fort, bereits zweimal mit den russisch-amerikanischen Behörden in persönliche Berührung gekommen und aufs zuvorkommendste von ihnen behandelt worden. Der Statthalter des russischen Nordamerika's, Freiherr von Wrangel, den man den russischen Parry nennen darf, hat mir zweimal geschrieben, und mich aufs verbindlichste eingeladen, ihn in Sitka zu besuchen, wo ich mit offenen Armen aufgenommen werden solle. „Sollten Sie Ihre Rückreise nach Europa durch Sibirien bewerkstelligen wollen — heißt es unter Anderm in diesem Schreiben — so wird im künftigen Jahr ein russisches Schiff zu Ihrer Verfügung stehen, um Sie nach Ochotzk zu bringen, wo auf allerhöchsten Befehl Ihnen die freundlichste Aufnahme bereitet wird."

Ueber die katholischen Missionäre in Californien äußert sich unser Reisender nicht minder günstig: „Ich glaube, schreibt er, daß Beechey sie zu streng beurtheilt hat. Wenn man sich ihnen in lateinischer oder castilianischer Sprache verständlich machen kann, so fährt man gewiß gut mit ihnen, und gewahrt alsbald, daß ihr Wissen weit über ihr Brevier hinausreicht, und daß diese in so sehr eingeschränkten Verhältnissen lebenden armen californischen Priester eine sehr wohlthätige Wirksamkeit ausüben."

Da der Hudsonsbaifahrer, auf dessen Ankunft zu Monterey Douglas für den Spätherbst 1851 gerechnet hatte, nicht erschien, so mußte er bis um die Mitte Julius 1852 in Neu-Californien bleiben, wo er noch im März dieses Jahres eine der prachtvollsten Pinusarten, der er den Namen P. venusta beilegte, auf den höchsten Cordilleren entdeckte, wo sie nie auf einer niedrigern Seehöhe als 6000 Fuß vorkommt.

Während seines dortigen Aufenthalts langte auch der seitdem so bekannt gewordene englische Botaniker Coulter, ein Schüler des berühmten Decandolle, aus den Binnenstaaten der mexicanischen Union dort an. Er rühmt von ihm, daß er der größte und gewandteste Salmenfischer, der ihm jemals vorgekommen, und selbst dem J. Walton Schottlands, dem so gefeierten Walter Campbell zu Islay überlegen sey. Auch mit dem deutschen Naturforscher F. Deppe aus Berlin traf er dort zusammen, und berichtet von ihm, daß er sich hauptsächlich mit Forschungen über die californische Fauna beschäftigt habe.

Endlich im Julius bot sich Douglas Gelegenheit zur Ueberfahrt nach den Sandwicheinseln dar. „Wer würde es sich (ruft er aus) noch vor vier Jahrzehnten haben beikommen lassen, in einem so winzigen Fahrzeug — es war ein nordamerikanischer Kauffahrer von nur 46 Tonnen — mehr als die Hälfte des gewaltigen Australoceans, „dieses stürmischsten aller Oceane, dem man mit Unrecht den Beinamen des stillen beigelegt hat" zu durchschiffen."

Sein diesmaliger Aufenthalt in diesem Archipel, wo er im August anlangte, war jedoch nur von kurzer Dauer, weil er von der lange beschlossenen Besteigung der dortigen Hochvulcane und nicht minder von der Erforschung der dortigen Farnkräuter-Flora, die, wie er äußert, auf den Sandwicheinseln nicht weniger als fünfhundert Arten darbieten muß, durch stetes Unwohlseyn abgehalten wurde. Wir sehen ihn daher im October schon wieder am Columbia, von wo er an einen der Söhne Hookers schreibt. Dieser mächtige Fluß ist für den Salmen-, Forellen- und Störenfang, und zwar sowohl was die Trefflichkeit als die Menge dieser Edelfische anbelangt, der erste auf der ganzen Erde. Was werden Sie aber, mein junger Freund, dazu sagen, wenn Sie hören, daß auf den Sandwichsinseln, wo ich eben verweilt habe, gewisse Seefische sogar domesticirt werden? Zwei Meerdistelarten, eine graue und eine weiße, dann eine andere ungemein köstliche Fischart, welche bei den Eingebornen Awa heißt, werden, wenn sie noch ganz klein sind, in der See gefangen, und in große etwas brackliche Weiher versetzt, wo sie einige Wochen gelassen und hierauf in Süßwasserteiche gebracht werden, worin sie eine ungemeine Größe erreichen. Das Nordlicht, wonach Sie sich so angelegentlich erkundigen, habe ich auf meinen bisherigen Reisen im nordwestlichen Amerika, außer einmal in der Nähe der Hudsonsbai, niemals sonderlich glänzend gesehen, doch werde ich es, da ich in kurzem höher hinauf gen Mitternacht vorzudringen gedenke, in seiner vollen Pracht sehen und Ihnen darüber berichten.

Um dieselbe Zeit beschäftigte er sich auch mit der Bereicherung der Naturgeschichte der Seetange. Wie leer und dürftig, äußert er, sieht es noch auf diesem Feld aus. Da ich besorgte, daß ich die in den Küstengewässern des nordwestlichen Amerika's zerstreuten zahlreichen Inselgruppen, welche so ungemein reich an dieser Seegewächsfamilie sind, nicht werde besuchen können, so habe ich alle mir nur irgend bekannten Personen, welche dahin zu kommen pflegen, vorzüglich die Capitäne der Hudsonsbaifahrer, ersucht, Alles, was diesem Seepflanzengeschlecht anzugehören scheint und ihnen aufstößt, zu sammeln und ganz einfach an der Sonne zu trocknen, da diese Gewächse, gleich den Moosen, nach der Hand wieder in frischen Zustand gesetzt werden können.

Den Winter von 1852 bis 1853 brachte er in der Nachbarschaft von Vancouver-Fort zu, während welcher Zeit er sich hauptsächlich mit astronomischen Beobachtungen beschäftigte. Anfangs März unternahm er einen Streifzug nördlich vom Columbia nach Neu-Georgia, um die Berge der dortigen Vorgebirge und Vorlande, so wie die Culminationspunkte mehrerer von den außerordentlich hohen Schneebergen des Innern zu bestimmen, welcher Zweck, da er dabei vom trefflichsten Wetter begünstigt wurde, ganz nach Wunsch gelang. Auf dieser Reise wurde auch der Pugets-Sund besucht, wo unter Anderem drei ungemein stattliche Seetange, welche in Turners großem Werke nicht vorkommen, entdeckt wurden.

Der Columbia, berichtet er in einem Schreiben aus dem Innern des Oregangebietes (unter 48° 5' N. B. und 119° 23' W. L. vom April 1853), war bei der Menzies-Insel, wo er über eine Meile breit ist, vier Wochen lang zugefroren; der Fahrenheitische Thermometer zeigte 22°, was für das Küstenland des Australoceans in der 45sten Parallele eine herbe Kälte ist. Der Bereicherung meiner astronomischen Beobachtungen wurde jedoch dadurch bedeutend Vorschub geleistet, und es wurden nicht weniger als 8000 Beobachtungen in ungefähr 600 Reihen angestellt, die behufs der Best-Ausmittlung der absoluten Länge vom Vancouver-Fort einzeln berechnet wurden. Außerdem wurden auch die schöne Mondesfinsterniß vom 5 bis 6 Januar d. J. (1853) und viele Jupiterstrabanten-Bedeckungen beobachtet.

(Schluß folgt.)

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft vom 28 Mai wurde ein Schreiben aus der neuen Stadt Adelaïde in Australien vorgelesen, dem zufolge der lange gesuchte Ausfluß der Murray in die See endlich entdeckt wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 171.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

20 Junius 1838.

Weibliche Erziehung in Frankreich.

Von Frankreich gingen ſeit 60 bis 70 Jahren die unglücklichſten und verkehrteſten Ideen und Grundſätze über weibliche Erziehung aus, in dem Lande ſelbſt ſtand es damit aufs kläglichſte und kümmerlichſte, bis endlich den Leuten die Augen aufgingen und ſie den ganz irrigen Weg erkannten, den ſie bisher eingeſchlagen hatten.

Napoleon ſagte 1806 zu Madame Campan: „Die alten Erziehungsſyſteme taugen nichts, unſere jungen Mädchen werden nicht gut erzogen, woran fehlt's ihnen in Frankreich?“ — „An Müttern“, erwiederte Frau v. Campan. Dieſes ſehr richtige Wort fiel dem Kaiſer auf, in Einem Augenblicke erkannte er ſeine ganze Wahrheit, und ſein Blick wurde lebhaft. „So recht, Madame,“ ſagte er raſch, „da haben wir gleich ein ganzes Erziehungsſyſtem, Sie müſſen uns Mütter bilden, die ihre Kinder erziehen können.“ Unter Napoleon und Mad. Campan gelang dieß aber nicht, eben ſo wenig unter der Reſtauration und bis auf den heutigen Tag. Darum ſagt Aimé Martin, der geiſtreiche Verfaſſer eines Werks über die éducation des mères de famille, das vor kurzem erſchienen iſt und den großen Preis der franzöſiſchen Akademie erhalten hat: „Erwarten wir nichts von der jetzigen Generation, erwarten wir auch nichts von der öffentlichen Erziehung der Mädchen, ſondern bilden wir vorerſt Mütter, die ihre Kinder erziehen können.“

Schon J. J. Rouſſeau, der größte Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts, war durchdrungen von dem wohlthätigen Einfluß guter Mütter auf ihre Töchter, und von dem Unglück, das aus dem Vergeſſen der mütterlichen Pflichten hervorgehe. Darum verwandte er die ganze Macht ſeines Genie's, um die Mütter wieder auf gute Wege zu bringen, woran ſie ſelbſt ſeit lange nicht mehr gedacht hatten. Mitten in dem Verderben und in der Fäulniß ſeiner Zeit erkannte er das einzige rechte Mittel. Rouſſeau ſah aber die Sache nur von Einer Seite an, wenigſtens entwickelte er nur die materielle Seite der Mütterlichkeit und meinte, es ſey ſchon genug, wenn die Frauen tüchtige Gattinnen und Mütter würden. Er vertraute ihnen nur die phyſiſche Erziehung der Kinder, und damit war freilich ſchon viel gewonnen. Der Verfaſſer zeigt nun die Nothwendigkeit, daß die Mütter beiſpielgebend, lehrend und mahnend auch auf Gemüth und Geiſt ihrer Kinder, beſonders der Mädchen, wirken. Alles Grundſätze, die in Deutſchland ſchon ſeit langer Zeit Anerkennung und Anwendung gefunden haben. Alſo auch in dieſer Beziehung wieder Nachahmung deutſcher Art in Frankreich.

Da, wo der Verfaſſer von der Bildung auf dem Lande durch die Frauen ſpricht, gibt er eine Beſchreibung von den Sitten des Landvolks und von der Lage der Frauen in den Dörfern, die Alles überſteigt, was wir bisher in Frankreich über dieſen Gegenſtand gehört und geſehen haben. „Das große Unglück unſerer Dörfer liegt in der Herabwürdigung der Frauen, welche Arbeiten verrichten müſſen, die nur den Männern zukommen. In ihrer erſten Jugend führen ſie die Heerden und ſchneiden das Getreide. Wachſen ſie heran, ſo werden ſie ſchnell kokett, weßhalb ſie keinen Theil mehr nehmen an den rauhern Arbeiten des Landbaus; die Mütter, welche auch Heirathsgedanken für ſie im Kopf haben, begünſtigen dieſe conſervirende Zurückgezogenheit. So wie aber die Mädchen verheurathet ſind, ändert ſich Alles in ihrem Leben, ſie müſſen das Haus verlaſſen und mit dem Manne an die Feldarbeit gehen. Da ſieht man ſie Tage lang mit weniger Unterbrechung zur Erde gebückt ſchwere Arbeit verrichten und ſchwere Laſten tragen. In manchen Gegenden Frankreichs — wir ſprechen nicht von Afrika — werden ſie mit Ochſen und Eſel zuſammen an den Pflug geſpannt. Dadurch wird ihre Haut runzelig und ſpringt auf, die Geſichter ſchwärzen ſich und nehmen grobe, männliche Züge an, ſie ſelbſt werden früh alt und häßlich. Während aber die Frauen ſo die Männerarbeiten theilen, vernachläſſigen ſie alle Verrichtungen im Innern des Hauſes, ja ſie kennen ſie nicht einmal. Es gibt nichts Schmutzigeres und Ungeſunderes, als die Bauernhütten in Frankreich. Da leben auf dem feuchten Boden Hühner, Enten und Schweine zuſammen; der Koth fließt über die Thür in die Stube, und wenn ja Fenſter da ſind, ſo gehen ſie auf den Miſt. In dieſes moraſtige Loch, das der Hütte eines Wilden gleicht, mitten unter das Grunzen und Blöcken des Viehes, zwiſchen ſeinen Unrath und ſeine Ausdünſtungen treten Mann und Frau des Abends ein, wenn ſie ermüdet von der Arbeit

kommen. Niemand empfängt sie, nichts erfreut ihre Augen, leer, schmutzig und stinkend ist der Tisch, kalt und dunkel der Herd. Aber neue Arbeiten erwarten hier die arme, ermüdete Frau, denn ehe sie noch daran denken kann, für die Kinder zu sorgen und das Abendessen zu bereiten, muß sie in den Stall, um dem Vieh Futter zu geben, auszumisten und neue Streue zu machen. Indessen ruht der Mann auf einer schmalen Bank aus. Dieser Uebelstand wird in ganzen Provinzen angetroffen, in den reichsten wie in den ärmsten. In Perigord sind die Frauen im tiefsten Stand des Schmutzes und der Erniedrigung, was sich der ganzen Familie mittheilt. In der Picardie und im Limousin werden sie wie ganz niedere Wesen angesehen und bedienen daher den Mann nur, ohne je an seiner Seite Platz zu nehmen; in der Bresse arbeiten sie wie Taglöhner und Lastthiere, in der niedern Bretagne endlich leben Mann, Frau und Kinder wie Wilde mit ihrem Vieh in einem Loch, wo sie mit ihren Schafen und Schweinen Schwarzkorn aus demselben Trog fressen."

Wie kann dieß aber anders seyn in einem Lande, dessen Landleute nach jahrhundertlanger Leibeigenschaft auf einmal durch eine heftige Umwälzung zur Freiheit übergingen, ohne daß sonst für sie gesorgt wurde, denn bis auf den heutigen Tag wurden sie bei ihren Vorurtheilen gelassen, und dem Einfluß einer Geistlichkeit hingegeben, die nur gar zu oft abergläubisch oder unwissend ist. In Frankreich, wo man 1789 hätte damit anfangen sollen, das Volk aus seiner tiefen Unwissenheit zu reißen und Unterricht zu verbreiten, in Frankreich ist dieß auch jetzt nach einem halben Jahrhundert noch das erste und nothwendigste Bedürfniß, mit dem angefangen werden muß. Vor Allem aber müssen Mädchenschulen errichtet werden, damit aus ihnen ein besseres Frauen- und Muttergeschlecht hervorgehe. Dann läßt sich wenigstens für die kommende Generation Besseres hoffen und erwarten. Es ist eine ausgemachte Erfahrung, daß sich das Ansehen eines Dorfes schnell ändert, daß Lumpen, Schmutz und Elend bald daraus verschwinden, sobald die Mädchen und Frauen eine bessere Erziehung bekommen, sobald letztere nur leichtere Arbeiten zu verrichten haben und ihnen die Zeit gelassen wird, für das Innere des Hauses Sorge zu tragen.

Ein anderes merkwürdiges Capitel handelt von der Nothwendigkeit körperlicher Arbeit, die dem Menschengeschlecht zu seinem Gedeihen durchaus unentbehrlich zu seyn scheint. Ein junger Gelehrter hat Untersuchungen darüber angestellt, und nach ihnen die Ueberzeugung gewonnen, daß wenn vier Generationen auf einander folgen, ohne daß wenigstens Eine sich der Handarbeit hingibt, die Kinder der fünften Generation jung, schwächlich und an Lungenkrankheiten sterben, da die starke Bewegung der Arme durchaus nothwendig ist für die Entwicklung und Lebensfähigkeit der Athemorgane. Auch die Geschichte scheint diese Beobachtung zu bestätigen. Der Feudaladel war stark und kräftig, so lange ihm schwere Waffen und Ritterübungen oblagen; seine Geschlechter wurden aber schwach, kränklich und selbst elend, als sie sich nach der Erfindung des Schießpulvers dem Müßiggange hingaben.

Um der weiblichen Erziehung in Frankreich aufzuhelfen, ist aber vor Allem nöthig, daß die Religion ihre rechte Stelle in allen häuslichen und Lebensverhältnissen einnehme, denn ohne ihre Einwirkung ist alles übrige Bemühen nur Stückwerk, ohne dauernden Erfolg. Das Bemühen, Religion in Frankreich zu verbreiten, stößt aber auf drei große, in jenem Lande gleich mächtige Feinde, nämlich auf Unglauben, Gleichgültigkeit und Fanatismus, und es ist schwer zu bestimmen, welcher Widersacher dort am mächtigsten das Aufkommen des religiösen Sinnes hindert.

In dem trefflichen Werke, das Frau v. Saussure in Genf (die Familien- und Geistesverwandte und Biographin der Frau v. Staël) über die éducation progressive vor kurzem vollendet hat, kommen auch vorzügliche Bemerkungen über die ganz vernachlässigte weibliche Erziehung in Frankreich vor.

Die Negeremancipation.

(Fortsetzung.)

Favard sagt in seiner Schrift: „Besitzer einer Pflanzung, die von nahe an 200 Sklaven bebaut wird, beschäftigte mich stets die Verbesserung ihres Looses; niemals waren sie in meinen Augen etwas anders als Unglückliche, welche das Schicksal unter meine Abhängigkeit gestellt hatte, und denen ich Schutz und Obhut schuldig war. Ich wünschte ihre Lage ändern zu können, und dachte oft daran, das mir gehörige Land unter sie zu vertheilen und mich mit mehrern kleinen Pachtungen zu umgeben, stets aber sah ich mich durch die Sorglosigkeit, den Mangel an Voraussicht und die Trägheit, wovon diese armen Menschen mir täglich unzweifelhafte Beweise gaben, genöthigt, die Ausführung aufzuschieben; ich sah ein, daß sie noch meines Schutzes, meiner Leitung und meiner unablässigen Aufsicht nöthig hätten, und ich behielt noch die Sklavenkette in meiner Hand." Dieser Gedanke, welcher mit der Frage identisch ist, ob die Neger, sich selbst überlassen, arbeiten würden, beschäftigt die Schriftsteller wie die Pflanzer; diesen Maaßstab legt man an alle Maaßregeln an die des Convents, welcher die Neger ohne weiteres für frei erklärte, wie an das Lehrlingssystem der Engländer.

Merkwürdig ist die Geschichte der französischen Inseln, St. Domingo mit eingeschlossen. Das Decret vom 18 Pluviose des Jahrs II (7 Febr. 1794) erklärte ganz einfach: „Die Sklaverei ist in allen französischen Colonien abgeschafft;" aber schon ein Jahr später verfügte das Gesetz vom 5 Thermidor des Jahres III (23 Julius 1795) „in allen Colonien sind die Landbauer gehalten, ihre Arbeiten fortzusetzen." Fügt man noch hinzu, daß zu gleicher Zeit auf allen Inseln die strengsten Gesetze gegen die Vagabondage erlassen wurden, so ist der Werth dieser Freilassung hinreichend erklärt, sobald man weiß, was unter den Worten „Landbauer" (Cultivateur) und „Vagabund" zu verstehen sey. Cultivateur war jeder, welcher nicht eine eigene Pflanzung von nicht unbedeutendem Umfange besaß, und Vagabund jeder, welcher nicht Eigenthümer und auch nicht bei irgend Jemand zur Arbeit verdingt war. Jeder Landbauer, welcher sich in diesem letztern Falle befand, wanderte alsbald ins Gefängniß, und überdieß waren die Bedingungen des Vertrags

zwischen Landeigenthümern und Landbauern nicht der Willkür überlassen, sondern von dem Gesetze bestimmt. Dieß ist die Freiheit, welche die Masse der Schwarzen noch jetzt auf St. Domingo genießt, und welche auch den Sklaven der andern französischen Inseln zu Theil werden würde, wenn heute die Aufhebung der Sklaverei durch die Regierung ausgesprochen werden sollte; denn die Colonisten verlangen als erste Bedingung ein Gesetz über die Vagabunden, wie dieß Las Casas auf der Tribune der Deputirtenkammer erklärt hat. Der Zustand, der dadurch herbei geführt werden würde, ist allerdings nicht mehr die Sklaverei, doch aber ist die gezwungene Arbeit beibehalten, und so ein Mittelzustand geschaffen zwischen Sklaverei und Dienstbarkeit. Es würde ein theoretischer, aber nicht eigentlich ein praktischer Schritt zur Freiheit der Neger geschehen.

Das Beispiel von Guyana ist lehrreich und vollständig in Betreff der plötzlichen und gänzlichen Freierklärung der Neger, denn hier kamen weder innere Unruhen anderer Art wie in St. Domingo *), noch fremde Eroberung, dazwischen wie in Guadeloupe und Martinique.**) Nach Erlaß des Decrets vom Pluviose des Jahres II, hielt der Convent für nöthig, in dem Departement Guyana die Freiheit zu organisiren; der Bürger Jeannet, Danton's Neffe, wurde hingeschickt, und sein erster Schritt war, jeden, der nicht eine eigene Pflanzung besaß und nicht zur Arbeit verdingt war, als Vagabunden zu erklären. Wer sich nicht verdingte, sollte ins Gefängniß wandern. Die Maaßregel erreichte ihren Zweck nicht, die neuen Freien wollten nicht arbeiten, und am 16 Vendemiaire des Jahres III (8 October 1794) erließ die Colonialversammlung ein Decret folgenden Inhalts: „in Erwägung, daß die Baumwollenernte verloren geht, weil sie nicht eingesammelt wird; in Erwägung, daß der Dienst der Spitäler der Republik unterbrochen ist; in der Absicht, allen Bürgern die von der Natur verliehene kostbare Unabhängigkeit, welche nur durch Tugenden und Arbeitsamkeit erhalten wird, zu sichern, wird verordnet: alle Arbeiter sind von diesem Augenblicke an in Requisition"; d. h. nach dem damaligen Sprachgebrauch: sie konnten in jedem Augenblick zu jeder beliebigen Arbeit gezwungen werden. Die Schwarzen hielten sich nicht an die hochtönenden Worte, sondern an die Sache: man wollte sie wieder zur Arbeit zwingen und dieß verweigerten sie; daher fielen wiederholt Unruhen vor, die mit Strenge gedämpft werden mußten. Dreiviertel Jahre später wurden die angeführten Bestimmungen noch verschärft und namentlich die Strafen genauer festgesetzt; diese Strafen konnten von den Eigenthümern und von den Arbeitsaufsehern, kurz ganz willkürlich wie früher unter der Sklaverei, ausgesprochen werden, nichtsdestoweniger aber sollten alle diese Bestimmungen den natürlichen Rechten des Menschen und Bürgers keinen Eintrag thun (préjudicier en rien aux droits naturels de l'homme et du citoyen). In gleichem Sinne verfuhr der Convent selbst und verordnete durch ein Decret des 6 Prairial des Jahres III, daß alle Bürger und Bürgerinnen, welche gewöhnlich sich mit Feldarbeit beschäftigten, für die nächste Ernte in Requisition seyen; Widerstand gegen die Requisition sollte als Verbrechen der Contrerevolution gestraft werden, d. h. mit andern Worten, man strafte die Arbeitsverweigerung mit dem Tode; die Neger hatten indeß da und dort kleine Flecken Landes gekauft und glaubten dadurch als Eigenthümer gegen die Requisition geschützt zu seyn, andere hatten sich in die Städte geflüchtet und nährten sich dort, theils als freie Dienstboten, theils als Lastträger, Fischer u. dgl. Dieß hinderte aber die Colonialversammlung keineswegs, und sie verordnete am 1 Fructidor (19 August 1795), daß alle seit zwei Monaten errichteten Culturetablissements aufhören und deren Eigenthümer einen neuen Dienstvertrag eingehen müßten; diejenigen, welche sich in die Stadt geflüchtet hatten, erhielten Befehl, sie binnen zehn Tagen zu räumen.

Am 2 Messidor des Jahres IV erließ Jeannet, weil die Colonie von Hungersnoth bedroht war, und die Widersetzlichkeit fortdauerte, ein Decret, um die Freiheit durch die Arbeit zu sichern; es wurden dadurch sämmtliche Neger als in Requisition befindlich erklärt, die Zeit, welche jeder Arbeiter für den Eigenthümer arbeiten müsse, der Tarif, nach welchem er bezahlt werden sollte, festgesetzt, und strenge Strafen zur Aufrechthaltung dieses gezwungenen Vertrags ausgesprochen. Kurze Zeit darauf wünschte sich Jeannet in einer Proclamation Glück zu den Resultaten seiner Verordnung, wodurch Leute, für welche kurz zuvor noch Arbeit und Sklaverei synonym gewesen, aus der Trägheit herausgerissen worden wären.

Jeannets Nachfolger, Burnel, war noch strenger: er bedrohte alle Arbeiter, welche sich weigern würden, den Arbeitsaufsehern (Chefs d'ateliers) zu gehorchen, mit dem Tode, und in einer Verordnung vom 16 Frimaire des Jahrs VII erklärte er: da die Arbeiter, wenn sie nicht klug und kraftvoll geleitet sind, sehr oft durch die Leichtigkeit, sich die Gegenstände erster Nothwendigkeit zu verschaffen, veranlaßt werden, die Colonie ohne Unterhaltsmittel zu lassen, so wird verordnet: alle Arbeiter sind in Requisition gesetzt; während zwei Jahren können sie die Wohnungen, in welchen sie gegenwärtig beschäftigt sind, nicht verlassen. Weiter konnte man die Komödie wohl nicht treiben, und sie war auch ihrem Ende nahe: die Revolution vom 18 Brumaire hatte inzwischen stattgefunden, und Napoleon, welcher das Possenspiel verachtete, gab Befehl die Sklaverei offen wiederherzustellen, indem das Gesetz vom 30 Floreal des Jahres X den Negern ankündigte, daß die Sklaverei in den französischen Colonien in Gemäßheit der Gesetze und Reglements, wie sie vor 1789 bestanden, aufrecht erhalten werden solle. Ein Widerstand von Seiten der Sklaven gegen diese Verordnung fand nicht statt.

Unschwer sind die Schlüsse aus dieser Erzählung zu ziehen. Die Leichtigkeit, sich den nöthigen Lebensunterhalt, ohne eine so anstrengende Arbeit, wie auf den Pflanzungen, zu verschaffen, war

*) In St. Domingue begann eigentlich der Streit zwischen den Farbigen und den Weißen, und von beiden Seiten wurden die Sklaven zu Hülfe gerufen.

**) Die Insel Bourbon kann hier gar nicht in Betracht kommen, weil die dortige Colonialversammlung das Decret vom Pluviose des Jahrs II. gar nicht in Ausführung brachte, und die Neger in Unterwürfigkeit erhielt.

Ursache, daß die Neger die Pflanzungen in Masse verließen, und um sie dahin zurückzuführen, bedurfte es des Zwangs, wenn man nicht die Industrie und den Handel derselben vernichtet sehen wollte. Sorglosigkeit, Mangel an Voraussicht, ließen die Neger nur gerade zur höchsten Nothdurft arbeiten, so daß eine Hungersnoth drohte. Im Jahre 1750 wanderten 20,000 holländische Sklaven aus Surinam aus, und die holländische Regierung mußte nach vielen vergeblichen Versuchen, sie wieder zum Gehorsam zurückzuführen, endlich ihre Unabhängigkeit anerkennen. Der bekannte Malouet besuchte sie 25 Jahre später und schilderte ihren Zustand als sehr traurig. Handwerker jeder Art waren mit ins Innere entwichen, sie hatten die Bequemlichkeiten und den Luxus des europäischen Lebens gekannt, sie hätten sich mit wenig Arbeit in dem reichen Lande Ueberfluß jeder Art verschaffen können, aber sie wollten nichts als Trägheit und Ruhe. Der auf die äußerste Nothdurft beschränkte Anbau des Bodens setzte sie häufig der Hungersnoth aus, wo dann Jagd und Fischfang ihr einziges Unterhaltsmittel waren, und um sich nur die nöthigen Waffen und Werkzeuge zu verschaffen, waren sie genöthigt, mit den Holländern einen Vertrag abzuschließen, und diesen die flüchtigen Sklaven, welche sich zu ihnen oder überhaupt in die Wälder retten wollten, auszuliefern. Seit der Zeit dieser Schilderung sind 60 Jahre verflossen, der Anbau des Bodens wurde mehr und mehr vernachlässigt, der Mangel trat häufiger ein, und jetzt ist diese Völkerschaft, welche bei der Fruchtbarkeit der Negerinnen und des Landes recht leicht 100,000 Seelen zählen könnte, auf weniger als die Hälfte der ursprünglichen Zahl herabgesunken.

(Fortsetzung folgt.)

Großer Filtrirapparat.

Im Anfange dieses Monats fand zu Paris an der Pompe Notre-Dame in Gegenwart des Seinepräfecten und einer glänzenden Versammlung von hohen Staatsbeamten und Gelehrten eine Probe mit dem Filtrirapparate statt, den die französische Filtriecompagnie hier aufgestellt hat. Es wurde dadurch von neuem die Kunst und Ausführbarkeit des Systems anerkannt, dem die Akademie der Wissenschaften auf den Bericht einer Specialcommission hin einstimmig ihre Billigung ertheilt hatte. Der Gang der Maschine war so vollständig, daß ein einziger Apparat in der Minute 240 Litres, also in 24 Stunden 4000 Hectolitres Wasser von wunderbarer Reinheit gab, und zwar nur mit dem Drucke von anderthalb Atmosphären. Die Reinigung des Apparates, diese beim Filtriren so wesentliche und gewöhnlich so lange und kostspielige Operation, geschah mit nicht minderer Leichtigkeit, und allgemein bewunderte man das ausgezeichnete Resultat dieses Systems, das die bedeutendste Schwierigkeit der Filtration im Großen löst. (Echo du Monde Savant Nr. 25.)

Chronik der Reisen.

Douglas' zweite Reise am Columbia und am Rio Colorado.

(Schluß.)

Ich will Ihnen nun eine flüchtige Skizze der Streifzüge und Ausflüge entwerfen, die ich für dieses Jahr noch vorhabe: Sobald es die Jahreszeit gestattet, was wohl in einigen Tagen — um die Mitte Aprils — der Fall seyn wird, will ich nordwärts gehen, bald zu Canot, bald zu Pferde, meist aber zu Fuß. Das Land ist rauh und gebirgig, die Flüsse sind zahlreich, und nicht wenige Seen von beträchtlichem Umfange vorhanden. Es soll ein äußerst unwirthlicher Landstrich seyn; nichts als ödes, wolkenhohes Gebirge, wohin sich, wie die Eingebornen sagen, die für ihre ganze Kost auf einige Wurzeln angewiesen sind, nur höchst selten ein verscheuchtes Wild verirrt.

Um die Mitte Aprils trat er mit einem Geleite, das aus einigen Eingebornen bestand und einem Dutzend Saumpferden, welche den erforderlichen Mund-, Jagd- und Lagerbedarf, das Herbarienpapier und dergleichen trugen, die Reise gen Norden an. Der Angabe eines Hudsonsbalfahrers, Namens A. M'Donald, zufolge, beschiffte er auf diesem seinem letzten unglücklich geendeten Streifzug im Columbiagebiete, über welchen, aus einer Ursache, die wir sogleich von ihm selbst umständlicher erfahren werden, alle Nachrichten mangeln, den Thompsons-Fluß, besuchte Ober-Caledonia, befuhr den Simons-Fluß, welcher sich 2 bis 3° nördlich von M'Kenzie's so genanntem kleinem Fluß, in den Australocean ergießt, und litt um die Mitte Junius 1835 auf dem Frasers-Fluß Schiffbruch.

Nach diesem Unfall trat er die Rückkehr nach Vancouver-Fort an, unternahm aber noch von der uns bereits aus seiner ersten Columbiareise bekannten Factorei Wallah-Wallah aus einen Ausflug nach den „Blauen Bergen," und bestieg später den Hood-Berg. Im Spätherbst sagte er dem Columbia für immer Lebewohl und ging nach dem Sandwichsarchipel ab.

Der 15 Junius 1835 (berichtet er selbst in einem Schreiben an Hooker von der Insel Woahu im Mai 1834) war einer der unglücklichsten Tage meines wechselvollen Reiselebens, denn da verlor ich, was ich „Mein Alles" nennen kann. Am Morgen jenes Tages scheiterte mein Canot auf dem Frasers-Flusse (dem Columbia M'Kenzie's), *) bei den sogenannten Felseninseln, und, mit Ausnahme der astronomischen und barometrischen Tagebücher, eines flüchtigen Notizenbuches, der Karten und Instrumente ging Alles zu Grunde. Meine botanische Notizensammlung sammt dem auf dieser Reise gesammelten Herbarium, welches unter Anderem 250 Moose enthielt, sind dahin, und was mich am tiefsten bekümmert, auch mein eigentliches Reisetagebuch, welches niemals wieder, selbst von mir selbst nicht mehr, ersetzt werden kann.

Der Landstrich, den ich bereist hatte, war durchweg gebirgig, am stärksten aber nach dem westlichen Ocean zu, und dennoch wird er in Bälde bevölkert seyn. Ich habe an den Unterstaatssecretär des Colonialministeriums, Hrn. Hay, **) in Betreff der Gränzlinie des Columbia Bericht erstattet, da die nordamerikanische Regierung sich dort festzusetzen strebt.

*) Man sehe die der Quartausgabe seiner Reise beigefügte Karte. Douglas.

**) Er ist, wenn wir nicht irren, kürzlich zum Statthalter des unter den jetzigen Umständen für Brittisch-Amerika und Brittisch-Westindien mehr als je strategisch wichtigen Bermuden-Archipels befördert worden. M.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 54** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Voltaire 1838 in Frankreich. — Lockharts Leben Sir Walter Scotts.** (Fortsetzung.)

Zu den Abonnement darauf dem Auslande beigegebenen Literaturblättern, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit abgetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 172.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Junius 1838.

Dr. Gosse in Griechenland und die orientalische Pest.

Unter den edlen Männern, die ächter Enthusiasmus und warme Menschenliebe nach Griechenland führten, war auch der Dr. Gosse aus Genf. Gegen das Ende 1826 ging er in das wild aufgeregte Land, zu den auf Tod und Leben kämpfenden Griechen, um ihnen als Arzt auf alle Weise nützlich zu seyn.

In solchen Umständen, wo ein Volk mit Tod und Leben ringt, und nicht nur für seine Freiheit, sondern auch für seine Existenz streitet, ist eine Specialität, ein bestimmter, beschränkter Beruf nicht genügend, und in solchen Augenblicken drängender Noth muß der rechte Mann überall Hand anlegen. So mußte auch Dr. Gosse gleich eine Menge seinem Beruf als Arzt ganz fremde Beschäftigungen übernehmen. Zuerst wurde er Generalcommissär der Flotte, und mußte in dieser Eigenschaft die Arbeiten und die Verproviantirung der Marine beaufsichtigen, sich mit der Aufstellung und Einrichtung eines Arsenals beschäftigen, Schiffe bauen oder ausbessern lassen. Bald darauf wurde er noch Steuereinnehmer, und mußte die Abgaben auf den Inseln, oft selbst mit Execution einfordern — ein Geschäft, das für einen freundlichen guten Mann, wie Dr. Gosse, so peinlich als schwierig war. Bei allen diesen ganz ungleichartigen Geschäften vergaß er jedoch sein ärztliches und wundärztliches Wirken nicht. „Bald — so erzählt er — bald war ich Arzt, bald Chirurg; so verband ich den tödtlich verwundeten Karaiskaky und pflegte den jungen Napoleon-Sohn Lucians, in seinen letzten Augenblicken. Von der Unterzeichnung eines Bons auf Lebensmittel schritt ich zu der Austheilung von Kanonen, Kugeln, Pulver, Schiffstauen und Segeltuch. Dann mußte ich wieder zu einer Amputation, zur Ausschneidung von Kugeln eilen, oder Fieberkranke besuchen.“ Alle diese Geschäfte brachten ihn in genaue Verbindung mit dem Admiral Cochrane und dem Grafen Capodistrias. Dr. Gosse könnte viel Interessantes und Aufklärendes über den politischen Gang dieser beiden Männer sagen, die auf Griechenlands Schicksal so großen Einfluß gehabt haben, deßgleichen über die Parteien und Umtriebe, und die Umstände, die den General Cochrane veranlaßten, sich früher aus Griechenland zurückzuziehen, als er sich selbst vorgenommen hatte. Ganz neu, und der gewöhnlichen Ansicht ganz widerstreitend war uns die Bemerkung, daß nicht Rußland oder andere europäische Mächte für die Ernennung Capodistrias' zum Präsidenten gewirkt hätten, sondern der Admiral Cochrane. Möchte doch Dr. Gosse seine an Ort und Stelle gesammelten Materialien über Griechenlands Geschichte und politische Verhältnisse in jener Zeit bald herausgeben!

Fürs erste sind kürzlich seine Bemerkungen über die orientalische Pest 1827 und 1828 erschienen, die nicht allein für Aerzte von hohem Interesse sind, sondern auch für alle Regierungen, welche Anstalten gegen diese Krankheiten einrichten oder erhalten. Denn wenn längere Erfahrung die Beobachtungen des Dr. Gosse bestätigt, so müssen die ärztliche Behandlung der Pest und die Quarantaineanstalten gegen sie wesentlichen Veränderungen unterworfen werden. So behauptet der Verfasser der Relation de la peste qui a regné en Grèce en 1827 et 1828, daß die Inoculation dieser Krankheit, d. h. die Zeit zwischen dem Augenblicke, wo Jemand den Keim der Krankheit empfängt, und dem Augenblicke, wo sie sich zeigt und ausbricht, nie über zwölf Tage daure. Ist diese Beobachtung richtig und ganz allgemein, so kann die Quarantaine für die mehrsten Reisenden, die mit Segelschiffen aus dem Orient kommen, ganz wegfallen, oder braucht doch nicht mehr, wie jetzt, vierzig Tage zu dauern, denn dreizehn bis vierzehn reichten hin. Dieß wäre ein unermeßlicher Vortheil für den Handel, der durch die Maaßregeln der Sanitäts- und Quarantaineanstalten oft sehr empfindlich leidet.

Dr. Gosse hält bestimmt die Pest für ansteckend und behauptet, sie habe sich nur in Folge des Einfalls der ägyptischen Armee in Morea über Griechenland verbreitet, denn in diesem Heere war die Pest, und durch eine Auswechslung der Gefangenen theilte sie sich den Griechen mit. Zur Bestätigung seiner Ansicht führte er zum Ueberfluß einige merkwürdige Fälle an. So schützte sich die Stadt Nauplia ganz vor der Pest durch die Vorsicht ihrer Behörden, die alle Verbindung der Einwohner mit den Leuten von außen verboten und verhinderten. Die Krankheit wüthete in den Vorstädten, drang aber nicht in die Stadt selbst. Die Griechen, in Berührung mit bereits von der Pest angesteckten Aegyptiern oder eigenen Landsleuten, wurden nicht nur von dieser Krankheit ergriffen, sondern trugen sie auch

an alle die Orte hin, die sie berührten. So verbreitete die griechische Fregatte Aphrodite die auf ihr herrschende Pest auf allen Stellen der Küste, wo ihre Mannschaft ans Land stieg.

Hinsichtlich der Mittheilungsart nimmt der Dr. Gosse nach seiner Erfahrung zwei ganz verschiedene Wege an, die jedoch zu demselben Ende führen, nämlich die Berührung und den Hauch, entsprechend dem Virus und dem Miasma. Im ersten Falle wird die Krankheit durch Berührung so zu sagen inoculirt, und zeigt sich gleich in ihrem Beginnen local mit schwarzen Flecken, Eiterbeulen u. s. w. Die Hauptbehandlung besteht hier in der Cauterisirung, die manchmal das Uebel in seiner Wurzel ergreift und heilt, indem sie diese zerstört. Hierauf folgt dann eine innerliche Cur. Im zweiten Fall geht die Krankheit durch den Hauch ins Blut über, es ist ein ins Innere dringendes, gerade das Leben angreifendes Miasma. Es kommt Schwindel, Fieber, unaufhörlicher Durst, dann erst im zweiten Stadium schwarze Flecken und Pestbeulen, die nicht cauterisirt oder weggeschnitten werden, weil sie nur Folge des eingeathmeten und ins Blut und den ganzen Körper übergegangenen Miasma's sind. In diesem Falle muß die Behandlung im Anfang innerlich seyn.

Dieser Unterschied in dem Krankheitsprincip hat dem Dr. Gosse seine Pestcuren so erleichtert und gesichert, daß ihm von 111 Kranken, die alle schwarze Flecken und Pestbeulen hatten, nur vier gestorben sind. Solch ein merkwürdiger Erfolg beweist sehr für die Genauigkeit seiner ärztlichen Beobachtungen, und macht auf das Erscheinen des zweiten Theils seiner Arbeit aufmerksam, worin er von dem Ursprung der Pest, von ihren ansteckenden und nicht ansteckenden Eigenschaften, von der Art, die Krankheit zu besiegen oder zu concentriren, so wie von den Sanitäts- und Quarantaineanstalten handelt.

Die türkische Regierung hat endlich vor kurzem Sicherungsmaaßregeln gegen die Pest genommen, Quarantäne und Lazarethe werden angelegt, und an der Spitze dieser Sanitätsanstalten steht der Dr. Bulard, der französische Arzt voll selbstverläugnenden Eifers. Wie Dr. Gosse, studirte auch er die Pest im Orient an Ort und Stelle, machte vielfältige Versuche und widmet sein ganzes Leben dem Bemühen, über diese Geißel der Menschheit Herr zu werden. Beide Aerzte stehen — Dr. Gosse mit seinen frühern Beobachtungen — jetzt auf dem Punkt, wo eine der für die Menschheit wichtigsten Fragen entschieden werden muß.

Die Negeremancipation.

(Fortsetzung.)

Solche Beispiele sind freilich nicht sehr reizend; in den französischen Colonien wurde die Freiheit ausgesprochen, und die Sklaverei nur unter anderm Namen vermittelst barbarischer Gesetze aufrecht erhalten, in dem holländischen Guiana aber, wo die Neger sich gänzlich selbst überlassen sind, wo sie, nach Art der Marrons in einigen englischen Colonien, sich frei gemacht haben, führte die Trägheit zur Hungersnoth und zur Abnahme der Bevölkerung. Solche Beispiele vor Augen, kann freilich das Urtheil über den englischen Emancipationsversuch nicht sonderlich günstig ausfallen, und wir wollen deßhalb die wichtigsten Punkte dagegen zusammenstellen. „Das Lehrlingssystem, sagen die Gegner, ist geglückt, aber dieß beweist nichts für die Emancipation selbst: das Wort „Sklaverei" ist abgeschafft, aber die Sache, nämlich die gezwungene Arbeit, ist geblieben. Weigert sich der Lehrling zu arbeiten, so erhält er die Peitsche wie früher *); empört er sich, so sind die Truppen da, um ihn mit Gewalt zur Ordnung zurückzubringen." Dieß ist allerdings nicht zu läugnen, und somit erscheint die Lehrlingszeit, nicht wie man anfangs gern glauben möchte, als eine Art Uebergangsperiode zwischen Sklaverei und Freiheit, als eine moralische Vorbereitung, sondern nur als ein Theil der den Sklavenbesitzern zugeschiedenen Entschädigung. Doch das Schlimmste kömmt noch, und wir müssen hier die betreffende Stelle aus Favard selbst anführen: „Man glaube doch ja nicht, daß das englische Ministerium über die wahrscheinlichen Folgen der Emancipation beruhigt sey, daß seine Selbsttäuschung so weit gehe zu glauben, daß Alles ohne Schwierigkeit vorübergehen und der Colonialreichthum nicht darunter leiden werde; ich weiß recht wohl, daß es im Parlament das vollkommene Gelingen seines Versuchs ankündigt; die Reden im Parlament circuliren im Auslande und sollen Nachahmer erwecken, aber sie können die Thatsachen nicht ändern, und nur daran sollen ernste Männer sich halten. Lord Brougham scheut sich zwar nicht zu behaupten, die Zuckerproduction habe sich überall verdoppelt, aber die Zollisten beweisen, daß zwei Jahre nach dem Beginn der Lehrlingsperiode eine Reduction von mehr als 25 Proc. stattgefunden hatte. Lord Glenelg hält im Parlament eine Rede zu Gunsten der Lehrlinge gegen die Pflanzer, er kann sich aber die Gefahren nicht verhehlen, welche das Colonialeigenthum bedrohen, er sieht ein, daß da, wo noch aus Mangel an Armen ungeheure Landstriche unbebaut liegen, es sehr schwer seyn wird, den freien Neger als Taglöhner bei den alten Pflanzungen zurückzuhalten, und er ergreift zum voraus seine Vorsichtsmaaßregeln. Ein Circular vom 20 Januar 1836 verbietet jedem Gouverneur der Colonien, in Zukunft Landverwilligungen zu ertheilen, außer an Personen, die durch ihr bereits erworbenes Vermögen dazu ein Recht hätten, und schreibt zugleich vor, alle Ländereien zu einem solchen Preise anzusehen, daß sie nicht von Leuten ohne Capital angekauft werden könnten. Demnach wird es also der brittischen Menschenliebe gelungen seyn, an die Stelle der Sklaverei ein Proletariat zu setzen, das dermaaßen organisirt wäre, daß der Neger, wenn nicht mehr durch Strafen, doch durch Hunger zur Arbeit gezwungen würde. Und trotz aller dieser Vorsichtsmaaßregeln fürchte ich, daß die brittische Klugheit sich hier verrechnet haben möchte." Wenn es wahr ist, was hier in Aussicht gestellt wird, daß sich auch auf den englischen Inseln beunruhigende Symptome des Aufgebens der Feldarbeit und der Entwerthung der Güter zeigen, dann ist freilich der große Emancipationsplan als halb mißlungen anzusehen.

*) Nach den Angaben der Abolitionisten selbst sollen in den englischen Colonien während 22 Monaten nicht weniger als eine halbe Million Peitschenhiebe ausgetheilt worden seyn.

Spricht aber, möchte man fragen, nicht das Beiſpiel von Antigua, wo bekanntlich gar keine Lehrlingszeit ſtattfand, und neuerdings das von Barbados, wo die Colonialverſammlung die Lehrlingszeit der Neger abzukürzen im Begriffe ſteht, gegen dieſe Anſicht? Auch darauf haben die Gegner der Maaßregel eine Antwort, welche freilich nur allzu wahrſcheinlich wird, wenn man erwägt, daß die Coloniſten auf Barbados mit für die bartherzigſten gelten, daß demnach die Abkürzung der Lehrzeit nicht aus uneigennützigen Quellen fließt, wenn gleich Lord Brougham vor wenigen Tagen im Parlament erklärte, die Colonialverſammlung von Barbados habe ſich durch die Abkürzung der Lehrlingszeit unvergänglichen Ruhm bei der Mit- und Nachwelt erworben. Das Räthſel löst ſich dadurch, daß auf beiden Inſeln durchaus kein anbaufähiges Land mehr übrig iſt, welches nicht ſchon ſeinen Eigenthümer hätte; die neugebackenen Freien ſind alſo der Willkür ihrer Herren überlaſſen, welche den Taglohn beſtimmen können, ſo daß die Neger ihnen eben ſo viele Stunden arbeiten müſſen, als ob ſie noch Sklaven wären. Die Coloniſten zahlten anfangs den in der Emancipationsbill feſtgeſetzten Taglohn, nämlich 5 S. 9 d. (1 fl. 3 kr.) des Tages; indem nun die Neger $4\frac{1}{2}$ Tag arbeiteten, wie es für die Lehrlinge beſtimmt war, gewannen ſie ihren Unterhalt für die Woche, und waren an den übrigen $1\frac{1}{2}$ Tagen zur Arbeit nicht zu bewegen, ſo daß bereits die Pflanzer zu der Drohung geſchritten ſind, den Taglohn herabzuſetzen. Dieſe Drohung führte die meiſten Neger zur Arbeit zurück, doch glaubt man, würden die Pflanzer ſpäter noch zur Verwirklichung ihrer Drohung ſchreiten. Gleiche Verhältniſſe walten in dem verrufenen Barbados ob, und es läßt ſich darum von dieſen Inſeln kein Schluß auf die übrigen machen, vielmehr beſtätigt ſich daraus die oben citirte Anſicht Favards, daß die Neger, wenn nicht mehr durch Strafen, ſo doch durch Hunger zur Arbeit gezwungen werden ſollen.

Es fragt ſich aber, iſt dieß Mittel, der Hunger, in allen Colonien anwendbar, und hierauf muß man mit Gasparin, Favard und Lacharrière entſchieden antworten: Nein, es iſt nicht möglich. Wir wollen auf einzelne ungünſtige Symptome, wie ſie hauptſächlich auf Dominica und Nevis ſtattfanden, wo Zuckerpflanzungen in Brand geſteckt wurden, nicht eingehen, und uns an den nächſten und hauptſächlichſten Grund halten. In Guyana, in Trinidad und Jamaica iſt noch Land in Menge übrig, und die Wälder bieten einen leichten Zufluchtsort dar. In Guyana hält man ſich überzeugt, daß nach Beendigung der Lehrlingszeit die Bearbeitung der Zuckerfelder unmöglich ſeyn werde, und ſucht alle Mittel auf, um fremde Arbeiter herbeizuziehen, wie wir auch kürzlich geſehen haben (ſ. Nr. 157), daß ein einziger Agent in Bengalen Auftrag hatte, 10,000 Kulis dort anzuwerben. Dieſe einzige Thatſache ſpricht für alle übrigen und macht die Nachricht glaublich, daß die Lehrlinge durch ihr ganzes Benehmen die Abſicht kund geben, die mühſamen Zweige des Landbaues zu verlaſſen, und daß man ihnen jetzt ſchon die außerordentliche Arbeit zu einem unmäßigen Preiſe bezahlen muß. Zudem hauſen, wie wir oben geſehen haben, freie Negerſtämme im Innern, wenigſtens des holländiſchen Guyana, und Indianerſtämme ſind in der Nähe.

Noch ſchlimmer wo möglich iſt der Fall in Trinidad. Hier iſt kaum der vierzehnte Theil der Inſel angebaut, viele ehemalige Pflanzungen ſind verlaſſen, und im Innern hauſt ein beträchtlicher Stamm freier Neger, welcher durch die Auflöſung der ſchwarzen Truppen in Englands Solde entſtand, und durch die auf den Sklavenſchiffen weggenommenen Neger, ſo wie durch Marrons aus allen Theilen der Inſel vermehrt wurde. Man kann ſich leicht vorſtellen, welche Aufregung die Nähe einer ſolchen Colonie bei den Negern unterhält, und um den jetzigen, wie den künftigen Zuſtand der Inſel zu beurtheilen, braucht man nur zu wiſſen, daß binnen zwei Monaten, nach Bekanntmachung der Emancipationsacte, von 24,000 Lehrlingen ſich 3000 den Marrons im Innern angeſchloſſen haben.

Die wichtigſte Inſel bleibt indeß immer Jamaica, und Hr. Gasparin bemerkt mit Recht, daß das Gelingen auf dieſer Inſel England für Alles entſchädigen würde, wenn die Sache auch auf den übrigen noch ſo ſchlecht gehe. Allein hier gerade treffen manche höchſt ungünſtige Umſtände zuſammen: die Pflanzungen ſind meiſt ungeheuer groß und enthalten zum Theil Tauſende von Negern; nicht die reichen engliſchen Eigenthümer ſelbſt wohnen hier, ſondern ihre Agenten, welche faſt allein, nur mit wenigen weißen Aufſehern, der ganzen Sklavenmaſſe gegenüber ſtehen, und kein Intereſſe, ſo wie gewöhnlich auch keinen Willen haben, die Civiliſation der ihrer Obhut anvertrauten Neger zu befördern. Hier mochte das Eingreifen der ſpecialen Magiſtrate am nöthigſten ſeyn, und doch vergleichungsweiſe am wenigſten fruchten, ſo wie auch hier an eine Vorbereitung zur Freiheit durch das Lehrlingsſyſtem gewiß nicht zu denken iſt. Die 300,000 Neger ſtehen den Weißen in bitterm Haſſe gegenüber, und dieſer Haß iſt auch ſchon im J. 1831 in einem großen Aufſtande zum Ausbruch gekommen. Ueberdieß beſitzt noch Jamaica, wie Trinidad, eine Menge unangebauten Bodens, und in ſeinen unzugänglichen blauen Bergen eine ſchwarze Colonie, den Kern eines freien Volks, welches einſt furchtbar werden kann. Die engliſche Regierung ſah ſich ſogar bereits genöthigt, mit dieſen Marrons zu unterhandeln, und ihre Unabhängigkeit anzuerkennen. Bei ſo bewandten Umſtänden läßt ſich der auf ein ſtarkes Mißtrauen auf den Ausgang der Sache deutende Befehl des Lords Glenelg in Betreff der noch unbebauten Ländereien, leicht erklären. Uebrigens führt noch Hr. Gasparin in dem Eingangs citirten Artikel den Umſtand an, daß die Mehrzahl der Eigenthümer ihre Geſchäfte auf eine Art ordneten, daß ſie die Inſel im Jahre 1840 verlaſſen könnten.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Douglas' zweite Reiſe am Columbia und am Rio Colorado.

(Fortſetzung.)

Reiſe vom Columbia nach der Sandwichsinſel Owaihi, Beſteigung des dortigen Hochvulcans Mauna-Koa und Mauna-Roa.

Im October 1833 ſegelte Douglas vom Vorgebirge der verſchollten Hoffnung (Cape Disappointment) ab, verweilte einige Zeit im Hafen

von San Francisco, erblickte bei der Ankunft auf der Höhe der Sandwichsinseln das hochgipfelreiche Eiland Maui in einer Entfernung von 42 Meilen im Abendsonnenschein erglänzend, und langte um Weihnachten zu Owahu an. Den Seeanblick von Owaihi (oder Hawaii nach der v. Chamisso'schen sich genau nach der englischen richtenden Schreibweise), wohin er bald darauf segelte, schildert er als unbeschreiblich erhaben, das Große, Schöne und Anmuthige auf eigenthümliche Weise vermählend.

Besteigung des Mauna-Koa. *)

Anfangs Januar 1834 wurde die Reise auf den Mauna-Koa angetreten. Mit dem Eintritt in die den untern Gürtel dieses siebengipfeligen Vulcans beschattende Waldung begann sich eines der herrlichsten Tropenschauspiele zu entfalten. Gewaltige Baumstämme waren mit mannichfaltigen Schling- und Hängegewächsen überwoben und zahlreiche Baumfarrnarten gewährten anhaltende Beschäftigung. Die erste stürmische Regennacht wurde schon oberhalb der Bananenregion, doch noch immer im Waldgürtel, aus Mangel an trocknem Holz, aber ohne Feuer in einigen kleinen Hütten zugebracht. Das Ende der plötzlich aufhörenden Waldzone wurde am folgenden Tage beim heftigsten Regen, der erst am Tage darauf gegen Abend nachließ, mühsam erreicht. Die Baumstämme, welche auch da noch zwischen 60 und 70 Fuß hoch waren und von 5 bis 10 Zoll (?) im Umfange maßen, waren mit Moosen überzogen, welche nebst den zahlreichen Tillandsien und Farrnkräutern eine außerordentlich feuchte Atmosphäre andeuten. „Da die Wohnung eines da oben hausenden Wildhornvieh-Jägers noch anderthalb Meilen höher hinauf an einem schroffen Lavastrome liegt, so verschob ich die in botanisch-geographischer Beziehung wichtige Höhenmessung des Waldgürtelendes bis zu meiner Herabkunft, und ruhte eine Weile auf dem Rasenboden aus, der dicht mit Erdbeerstauden verschiedenerlei Arten überzogen war, wovon einige in Blüthe standen, andere wenige auch schon von Beeren geröthet waren." Die grasbewachsenen Halden des Berges wimmeln, wie man mir sagte, von wildem oder eigentlich verwildertem Hornvieh, dessen zahme Stammeltern von dem berühmten Seefahrer Vancouver nach dem Archipel gebracht worden waren.

Am Tage darauf — dem dritten der Mauna-Koa-Besteigung — erblickte ich während eines kurzen Intervalls, wo der Regen nachließ, den obersten Gipfel des Berges, welcher aus den Gewölken, die ihn umlagerten, hervortrat; er war mit Schnee bedeckt. Bei Nacht klärte das Wetter sich auf, und die Sterne und Sternbilder erglänzten an der unumwölkten Himmelsveste in unbeschreiblicher Pracht. In eben so unumwölkter Heitre brach der folgende Morgen an, und ich besuchte nun, vom erwünschtesten Wetter begünstigt, einige von den Hochpics des Berges, die nur dünn mit Schnee bedeckt waren. Die Lava war meistens von röthlicher, hie und da jedoch von schwarzer Farbe. Auf der Kuppe des höchsten Pics zeigte der Thermometer Fahrenheit (in welcher Tageszeit ist nicht angegeben) im hellen Sonnenscheine 46°; wurde er aber auf das merklich warme Lavagestein in einen Winkel von ungefähr 15° niedergelegt, so stieg die Säule auf 83°. Der Wind wehte oben aus allen Weltgegenden, denn die außerordentliche Höhe und die gewaltige Masse von Wärmestoffen zerstören den Passat gänzlich. **) Das letzte Gewächs am Ende der Vegetationsgränze war eine gewaltige Compositä-Art, ***) welche eine Säule bohlziegelförmig übereinander gebogener spitziger, mit einem seidenartigen Flaum überzogener Blätter darstellt.

Der große Einfluß, den der vulcanische Zustand des Mauna-Koa auf seinen Pflanzenwuchs ausübt, und die dadurch bewirkte Verschiedenheit des letztern von demjenigen anderer Bergriesen, treten deutlich hervor. Auf dem Mauna-Koa ist keine Gränzlinie zwischen den phanerogamen und kryptogamen Gewächsen vorhanden; die Marken des Pflanzenwuchses selbst aber sind auf's schärfste gezogen, und die Arten nehmen nicht, wie es auf so großen Berghöhen doch allerwärts der Fall ist, allmählich in Zahl und Höhe ab. Am obern Rande der Waldzone, oder wie man sie auch nennen könnte, der „Baumlinie," zeigte der Barometer 21,450' (englisches Maaß), der Thermometer 46° um 2 U. n. M. Unmittelbar darauf beginnt eine Region, in welcher 5 bis 400 Fuß hohe Lavablöcke mit tiefen Klüften und gähnenden Spalten abwechseln. Diese Zone des Berges ist überaus malerisch und erhaben. Der Pflanzenwuchs derselben besteht aus drei niedern oder eigentlichen Zwergbaumarten, womit die Blöcke hie und da bewachsen sind, dann einer Himbeerart, der Erdbeere in mannichfaltigen Arten, einigen Alpengewächsen u. s. f. Sie erstreckt sich bis hinan, wo der Barometer 20,620', der Thermometer 40° und der Hygrometer 50° zeigen. Die dritte Region scheint der große Born und Herd der Lava zu seyn, und reicht bis dahin, wo der Barometer 20,010', der Thermometer 55° zeigten. An dem Orte, von wo am nächsten Morgen in Begleitung zweier nordamerikanischen Reisenden die Besteigung der eigentlichen Gipfelhöhe des Berges unternommen wurde, stand der Barometer um 6 Uhr früh 20,000', der Thermometer 24°, der Hygrometer 20°, und von der Kuppe herab blies ein schneidender Wind, welcher vorzüglich den durchaus unabgehärteten Eingebornen, die sich bei uns befanden, hart zusetzte, so daß wir sie mit noch mehr Decken und Röcken verwahren mußten. Der gegen 5 Meilen lange sanft ansteigende Weg ging über mächtige Lavablöcke und Schlacken von der mannichfaltigsten Form, Größe und Farbe, die alle Abstufungen der Calcination zeigten. Diese Region kann man das Tafelland oder das Plateau nennen, auf welchem die zahlreichen eigentlichen Vulcane liegen. Sie gleicht in ihrem Aussehen einem emporgehobenen Bett oder Rinnsal eines gewaltigen Flusses. An manchen Plätzen sind die runden Lavahügel so regelmäßig hingestellt, und der Sand ist ringsumher so geebnet, daß man sich auf einem Hochwege oder Damme zu befinden wähnt; in andern Gegenden scheint dagegen die Lava stromartig hingeflossen zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Capitän Burnes hat in den Ländern westlich vom Indus mehrere große Heerden vorzüglicher Schafe angekauft, um sie nach Dekkan zu schicken. Er war mit diesem Ankaufe beauftragt in der Absicht, die indische Wolle dadurch zu verbessern und dem Handel des Landes einen neuen Aufschwung zu geben.

---

*) Nachstehender Mittheilung der ersten botanischen Reise auf die beiden höchsten Berge des Sandwichsarchipels und der oceanischen Welt überhaupt wollen wir eine jetzt wohl schon vergessene bedeutsame Stelle aus G. Hassels im Jahre 1825 erschienener „Vollständigen und neuesten Erdbeschreibung von Australien" voranschicken: „Die Flora dieser Inseln (der Sandwichsgruppe) erwartet noch ihren aufmerksamen Beobachter; vor Allem bleiben die dem ewigen Schnee angränzenden Höhen von Owaihi bei ihrer Abgeschiedenheit die geheimnißreichste, reizendste Aufgabe für den Botaniker. M.

*) Completely destroy the trade wind. Diese zwischen den Tropen liegenden hohen Inseln sind nämlich dem ewigen Passat ausgesetzt. M.

**) Das Argyrapduten Douglasii, abgebildet in Hooker's Icon. Plant. T. 75.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 173.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

22 Junius 1838.

Die Perlenfiſcherei bei Ceylon.

(Aus Dr. Ruſchenbergers Reiſe um die Welt.)

Die Perlen-Bänke von Ceylon beſtehen aus Corallenriffen, die ſechs bis zehn (engliſche) Meilen vom Ufer entfernt ſind; ihre gewöhnliche Tiefe beträgt fünf bis ſieben Klafter, nur an den Bänken von Arippo, wo die beinahe bis an die Oberfläche des Waſſers ſteigenden Corallen einen Schutz gegen die Gewalt der Paſſatwinde und Strömungen bilden, erreicht die Perlenauſter hauptſächlich ihre Vollkommenheit. Sobald die jungen Auſtern aus dem Ei kriechen, ſchwimmen ſie in unermeßlichen Haufen im Meer umher; wenn ſie an Umfang und Schwere ein wenig zunehmen, ſinken ſie unter, und hängen ſich vermittelſt eines Bartes und eines aus ihnen erzeugten klebrigen Stoffes ſogleich an den Felſen an; daſelbſt bleiben ſie ſicher, bis die Länge der Zeit die Fibern ihrer Bärte geſchwächt oder ſie der Kraft, ſich anzuſaugen, beraubt hat, alsdann fallen ſie von ihren Corallenſtützen ab, und liegen haufenweiſe unten auf dem Sandgrunde. Die Taucher behaupten, die Auſter ſey ſechs und ein halbes Jahr alt, wenn ſie von den Riffen abfällt; angenommen wird, daß ſie in ſieben Jahren auswächst, und bald darauf ſtirbt. Während der Zeit, wo ſie hängen, ſind ſie an den Felſen manchmal in fünfzehn Zoll oder zwei Fuß dichten Haufen beiſammen. Die beſten Perlen findet man gewöhnlich an dem fleiſchichten Theil der Auſtern, nahe an der Häspe der Schaale, jedoch ſind ſie auf keinen Theil des Thiers beſchränkt. Man hat Beiſpiele, daß eine einzige Muſchel über ſechszig Perlen enthielt; allein die Seltenheit dieſer Schätze wird daraus offenbar, daß die Muſcheln während des Fangs zu Arippo weniger koſten, als die Auſtern in England.

Die Perlenfiſcherei iſt ein Regierungsmonopol, welches nach ſehr gerechten und verſtändigen Grundſätzen gehandhabt wird, denn ohne ein Schutz-Syſtem würde die Perlenfiſcherei bald ohne Nutzen ſeyn; die Betten und Bänke würden verwüſtet werden, und die Auſtern ſelbſt aus den Gewäſſern von Ceylon verſchwinden.

Während der im November herrſchenden Windſtille werden die Bänke von erfahrnen Beamten unterſucht, und Muſter von Auſtern nach dem Sitze der Regierung geſendet. Zeigte ſich das Reſultat der Unterſuchung günſtig, ſo wird der Fiſchfang vermöge einer öffentlichen Anzeige bekannt gemacht, welche beſtimmt, wann und an welcher Bank derſelbe ſtattfinden, wie weithin derſelbe gehen, und wie viele Boote zur Betreibung deſſelben in Anwendung gebracht werden dürfen. Dieſe Boote ſind von ſehr plumper Bauart, meiſtens zu acht bis fünfzehn Tonnen und ohne Verdeck. Sie verlaſſen um Mitternacht, von Landwinden begünſtigt, das Ufer, und legen ſich in der Nähe der Wachtſchiffe der Regierung und der Fiſchbänke vor Anker. Kurz vor Anbruch des Morgens wird ein Signal zum Anfang des Tauchens gegeben, und um Mittag wird ein Geſchütz abgefeuert, worauf daſſelbe aufhört.

Die Mannſchaft des Bootes beſteht aus einem Tindal oder Meiſter, aus zehn Tauchern, und dreizehn weitern Männern, welche das Boot führen, und die Taucher während des Fangs bedienen. Jedes Boot hat fünf Rauchſteine (die zehn Taucher löſen einander ab); denn fünf Taucher ſind während der Fangzeit immer in der Arbeit. Das Gewicht eines Tauchſteins beträgt 15 bis 25 Pfund, je nach der Größe des Tauchers; einige kühne Leute hielten es für nothwendig, 4 bis 5 Pfund Stein im Gürtel zu tragen, um ſich in den Stand zu ſetzen, auf dem Meeresgrunde feſt zu ſtehen, und ihr Netz mit Auſtern zu füllen. Die Form eines Tauchſteins gleicht einem Tannenzapfen, und derſelbe hängt an einem doppelten Stricke.

Das Netz beſteht aus Coir-Garn, iſt 18 Zoll tief, und an einem 18 Zoll weiten Reif befeſtigt, der mit einem einzigen Seile in die Höhe gehoben wird. Wenn man ſich zum Fang bereitet, ſo ziehen ſich die Taucher ganz aus, bis auf ein kleines Stück Tuch; nach vollbrachtem Gebet tauchen ſie plötzlich in das Meer und ſchwimmen zu ihren Tauchſteinen, welche ihre Handlanger an einem Seile über die Seite der Boote hinausgehoben haben, ihren rechten Fuß oder die Zehen ſetzen ſie zwiſchen das doppelte Seil am Tauchſteine, und befeſtigen den obern Theil des Seiles an einen auf der Seite des Bootes hervorragenden Stab. Dadurch, daß er alle Theile des Seiles feſthält, iſt er in den Stand geſetzt, ſich ſelbſt und den Stein zu halten, und er hebt dieſen oder läßt ihn nieder, nach ſeinem Belieben, während er

auf der Oberfläche bleibt; dann ſetzt er ſeinen linken Fuß auf den Reif des Netzes und drückt es an den Tauchſtein, indem er zugleich das Seil in der Hand behält. Die Handlanger ſind dafür beſorgt, daß die Seile ſtets ungehindert vom Boote ablaufen können.

Wenn der Taucher auf dieſe Weiſe vorbereitet iſt, ſo hebt er ſeinen Körper ſo viel er im Stande iſt, hierauf athmet er aus voller Bruſt auf, drückt ſeine Naſenlöcher mit Daumen und Zeigefinger zu, und fährt ſo ſchnell als der Stein ſinkt, in die Tiefe. Sobald er den Grund erreicht, verläßt er den Stein, welcher von den Handlangern in die Höhe gezogen wird, hält ſich im Grunde feſt und fängt an ſein Netz zu füllen. Um dieſes zu thun, kriecht er manchmal über einen Raum von acht oder zehn Klafter hin und bleibt eine Minute unter dem Waſſer: wenn er wieder in die Höhe ſteigen will, ſo zieht er an dem Seile des Netzes, was augenblicklich von den Handlangern bemerkt wird, welche es ſo ſchnell als möglich in die Höhe ziehen. Der Taucher bleibt mit dem Netze zurück, bis daſſelbe ſo weit vom Boden frei iſt, daß es nicht in Gefahr kommt, hängen zu bleiben, und fängt dann an, ſich ſelbſt mit den Händen an dem Seil aufzuziehen, welches die Handlanger gleichfalls in die Höhe ziehen. Wenn hiedurch ſein Körper einen Trieb aufwärts erhalten hat, ſo läßt er das Seil los, ſetzt ſeine Hände in die Lenden, und erhebt ſich ſchnell auf die Oberfläche, ſchwimmt zu ſeinem Tauchſteine, und nachdem indeſſen der Inhalt ſeines Netzes in das Boot ausgeleert ward, iſt er ſchon wieder bereit, hinabzufahren. Ein einziger Taucher iſt im Stande, in einem Tage 1000 bis 4000 Auſtern zu ſammeln. Selten bleiben ſie länger als eine Minute unter dem Waſſer, meiſtens bleiben ſie 53 bis 56 Sekunden unten; verlangt man aber, daß ſie ſo lange als möglich unten bleiben, ſo halten ſie es manchmal über 80 Sekunden unter dem Waſſer aus. Sie werden durch ein ſingendes Geräuſch in den Ohren gemahnt, in die Höhe zu ſteigen, und zuletzt durch eine dem Schlucker ähnliche Empfindung.

Die Taucher haben einen großen Glauben an die Macht des Haifiſch-Zauberers, und viele von ihnen wollen nur dann unter das Waſſer, wenn er gegenwärtig iſt; der ehrliche Zauberer wird daher von der Regierung bezahlt, und flößt zum wenigſten den Tauchern eben ſo viel Zutrauen, als den Haifiſchen Schrecken ein. Ein Viertheil der erhaltenen Auſtern gehört den Tauchern, der Reſt wird öffentlich verſteigert. Der jährliche reine Ertrag der Perlenfiſcherei wird auf 14,000 Pf. St. berechnet; im J. 1833 aber, wo 1230 Taucher angeſtellt waren, belief ſich derſelbe auf mehr als 25,000 Pf. St.

Die Negeremancipation.

(Fortſetzung.)

Geht man fortwährend von dem Standpunkt aus, den jetzigen Culturzuſtand Weſtindiens, und namentlich die jetzigen Culturarten zu erhalten, dann iſt, wie ſich aus dem Bisherigen ergibt, von einer allgemeinen Emancipationsmaaßregel allerdings kein Heil zu erwarten, und was auf den franzöſiſchen Inſeln geſchehen iſt, möchte wohl noch am meiſten zum Guten führen. Herren und Sklaven ſind mit der Zeit fortgeſchritten: der Herr z. B. kann, obwohl er ſtreng genommen das Recht dazu hat, dem Sklaven ſein Erworbenes nicht entziehen und ſich zueignen, er würde ſich dadurch entehren und zudem wahrſcheinlich bald ruinirt ſeyn, denn die Neger, erbittert über ſein Benehmen, würden ihn verlaſſen und Marrons werden. Eben ſo iſt es gewiſſermaaßen unmöglich, Neger zu kaufen ohne deren ſtillſchweigende Einwilligung, und ein Herr, der im Rufe der Grauſamkeit ſtünde, würde ſeinen Kauf bald bereuen. Somit iſt im Grunde die Sklaverei wenig mehr als eine Auflage auf die Arbeitszeit des Negers, und in dieſen allmähligen Fortſchritt könnte eine allgemeine Emancipationsacte nur ſtörend eingreifen. Die alten Colonialgeſetze waren alle darauf berechnet, die Sklaverei für immer aufrecht zu erhalten, und ſie hatten deßhalb die freiwilligen Emancipationen einzelner Sklaven ſehr erſchwert. Dieſem Uebelſtand iſt durch eine Ordonnanz vom 11 Julius 1832 abgeholfen worden: um einen Sklaven zu emancipiren, bedarf es jetzt nichts mehr als einer Erklärung vor einem einſchlägigen Beamten. In Folge dieſer Erleichterung ſind im Laufe der letzten 6 Jahre 32,000 Sklaven freigelaſſen worden, ein Zehntheil der ganzen Sklavenbevölkerung der franzöſiſchen Antillen. Auf dieſe Weiſe treten eine Menge Neger nach und nach in den Stand der Freien über, ſie lernen ſich als Freie fühlen, wenn ſie gleich vielleicht die Freiheit mit harter Arbeit erkaufen müſſen, aber die Freiheit hat noch einen beſondern Werth, denn ſie iſt noch kein gemeinſames Gut.

Indeß iſt auch dieſer Weg erſt dann als ganz ſicher zu betrachten, wenn die Freigelaſſenen allmählich ſich zu Feldarbeiten bereit zeigen, was bis jetzt noch nicht der Fall iſt; Feldarbeit gilt für das Merkmal eines Sklaven, weil ſie bisher nur von Sklaven betrieben wurde, und darum will ſich der Freie nicht dazu bequemen. Die Freigelaſſenen ſtrömen in die Städte, wo ſie ohne genügende Beſchäftigung und geſicherte Unterhaltsmittel, eine gefährliche Plage der Geſellſchaft zu werden drohen; darum iſt eine ſtrenge Polizei in den Städten nöthig, welche ſie hinaustreibt auf das Land, wo ſie dann zur Feldarbeit irgend einer Art greifen müſſen. Die ungeheure Zahl Proletarier, wie ſie die engliſche Emancipationsacte auf einmal erſchafft, wird immer äußerſt ſchwer zu organiſiren und in Ordnung zu halten ſeyn; aber auf den franzöſiſchen Inſeln, wo die Claſſe der unbeſchäftigten Freigelaſſenen, im Verhältniß zu der beſitzenden Claſſe und den noch zur Feldarbeit gezwungenen Sklaven, klein iſt, kann man viel leichter zum Ziele gelangen. Denn es mehrt ſich die Zahl der Freien mit jedem Tage, und ſie müſſen auf neue Unterhaltsmittel denken, die Handwerke genügen nicht mehr, und ſo durch die Noth gedrängt, und durch kluge Maaßregeln der Regierung dazu aufgefordert, werden ſie vielleicht doch am Ende zur Feldarbeit greifen. Hier ſtoßen wir auch auf einen Punkt, welchen, wie es ſcheint, der in Paris erzogene Gaſparin gar nicht erwähnt, die beiden Pflanzer Jevard und Lacharrière aber mit großem Nachdruck hervorheben, nämlich die Nothwendigkeit eines Religionsunterrichts für die Neger. Unglücklicher Weiſe iſt aber noch in den franzöſiſchen Colonien,

wie auch in St. Domingo, der Gedanke an den Prieſter mit dem an die Sklaverei verknüpft; als der Convent die Freiheit der Schwarzen ausſprach, wurde zugleich der Cultus abgeſchafft und die Prieſter verfolgt. Dieſe Ereigniſſe ließen einen tiefen Eindruck bei abergläubiſchen, nur geringer Ueberlegung fähigen Menſchen zurück, und ſie ſind vom Vater auf den Sohn und den Enkel wie eine Tradition übergegangen. Die Regierung hat ſeit einiger Zeit etwas für den religiöſen Unterricht gethan, aber der alte Geiſt des Unglaubens und des Haſſes gegen die Geiſtlichkeit bricht bald da bald dort hervor: ſo wollte der Marineminiſter nach der Revolution von 1830 die dem Seminair von St. Eſprit, welches die Prieſter für die Colonien lieferte, bewilligte Unterſtützungsſumme ſtreichen, und ſtand nur auf die dringenden Vorſtellungen der Coloniſten davon ab. Dieſe letztern rechnen hauptſächlich auf den Religionsunterricht, daß er die Ehen befördere und Ordnungsliebe unter den Schwarzen erhalte. Im Grunde ſehen ſie alſo in der Religion nur ein weiteres Polizeimittel.

Der Plan der Coloniſten, oder richtiger geſagt der Plan, den die beiden Herren Favard und Lacharrière vorſchlagen, iſt ganz einfach. Seit der gänzlichen Abſchaffung des Negerhandels iſt der Grund zur Emancipation gelegt; ehe nicht der Negerhandel abgeſchafft war, konnte man an keine Emancipation denken, weil die Sklaven fortwährend durch ganz rohe Afrikaner recrutirt wurden; jetzt aber iſt dieß Hinderniß gehoben und zugleich durch die Erleichterung der Freilaſſungen die Schranke niedergebrochen, welche die Vermehrung einer freien Mittelclaſſe hinderte. Dieſe erſtarkt jetzt allmählich und vermehrt ſich mit jedem Tage: ſie iſt nicht ſo zahlreich, daß ſie Unruhen erwecken könnte, und darum genöthigt, ihren Unterhalt durch Arbeit, vielleicht bald auch durch Feldarbeit zu ſuchen. Iſt dieß Letzte einmal erreicht, ſo kann man (ihrer Anſicht nach) ſo ziemlich gewiß ſeyn, daß die ganze Umwandlung ohne Störung der Ruhe und Wohlfahrt der Colonien vorübergehen, binnen 30 Jahren etwa vollendet ſeyn wird, und zwar ohne daß der Staat, wie in England, eine Entſchädigung zahlt, welche ſich nach einer mäßigen Berechnung auf 3 bis 400 Millionen Franken belaufen müßte.

Noch haben wir hier einige Worte über Paſſy's Plan zu ſagen, bei welchem es wahrſcheinlich nur auf Popularitätsjagd abgeſehen war: nach demſelben ſoll jedes Kind, welches von nun an in den Colonien geboren wird, frei ſeyn, und der Eigenthümer der Eltern für deſſen Unterhalt jährlich 50 Franken bis zum 10ten Jahre des Kindes erhalten; ferner ſoll jeder Sklave das Recht haben, ſich um eine durch Schiedsrichter, welche vom Staate ernannt ſind, beſtimmte Summe loszukaufen, und verheurathete Sklaven ſollen beim Verkauf nicht getrennt werden. Letztere Beſtimmung verräth die Unwiſſenheit des Hrn. Paſſy, denn ſchon das Edict vom Jahre 1685 verbietet dieſes.

Den größten Einwurf, welchen man gegen die Beſtimmung erheben kann, „daß das Kind frei, die Eltern aber Sklaven ſeyn ſollen," liegt in dem tiefgewurzelten Vorurtheil, das die Freien und die Sklaven trennt; vor dieſer Schranke verſchwindet Alles, und die Familienbande, die erſte Bedingung aller geſellſchaftlichen Verfaſſung, werden zerriſſen. Doch abgeſehen hievon ſind alle Umſtände gegen eine ſolche Maaßregel, und es bedarf zu dieſem Ende eines einzigen Blicks auf die Behandlung der ſchwangern Sklavinnen und der Kinder. Favard ſagt hierüber: „Sobald eine Negerin ihre Schwangerſchaft erklärt, wird ſie jeder Arbeit enthoben, die ihrer Lage ſchaden kann, und kommt in das ſogenannte kleine Atelier, wo ſie nur mit leichten Arbeiten beſchäftigt wird, die ihr die nöthige Bewegung geben, denn ſonſt möchte ſie immer liegen bleiben, was ihr ſehr ſchädlich wäre. Ihre Nahrung iſt jetzt gewählter, und ihre kleine Haushaltung wird auf einen beſſern Fuß geſtellt. Zur Zeit ihrer Niederkunft bleibt ſtets eine der Matronen der Pflanzung bei ihr, um ſie zu pflegen, und oft wird ſogar auf ihr Verlangen eines ihrer Kinder zu ihrer Verfügung geſtellt. Der Herr trägt alle Koſten ihrer Niederkunft, wie bedeutend dieſe auch ſeyn mögen, und während des erſten Monats erhält ſie die Koſt von ſeinem Tiſche. Erſt nach drei Monaten kehrt die Mutter in das kleine Atelier zurück, wo ſie ſtets ihrem Kinde die Bruſt reichen kann, und dieſes letztere wird der Sorge alter, zu dieſem Dienſte beſtimmter Frauen übergeben, welche alle mögliche Sorge dafür tragen. Schon lange hat das Intereſſe der Herren in unſern Colonien ohne alles Geräuſch die Inſtitute geſchaffen, welche die Philanthropie unter dem Namen der Kleinkinderſchulen (Salles d'asile) als eine ihrer edelſten Schöpfungen lobpreiſt; auf jeder Pflanzung befindet ſich eine ſolche Anſtalt, wo die Kinder unter der Aufſicht zweier alten Frauen ſtehen, die ſie nie aus den Augen laſſen; alle Abende werden ſie ihren Müttern zurückgegeben, von denen man ſie nicht ganz trennen will. Auf dieſe Weiſe werden ſie bis ins 12te oder 13te Jahr erzogen, wo ſie allmählich einige kleine Dienſte leiſten können." Was ſoll nun an die Stelle dieſer Verſorgung treten? So wie der Herr weiß, daß das neugeborne Kind nicht einſt von ihm abhängen und durch ſeine Arbeit ſeinen Reichthum vermehren ſoll, ſo beginnt die kalte Berechnung: wird man noch die Schwangern und die Mütter ſo ſorgſam pflegen? wird der Eigenthümer für das Kind, welches nicht mehr ihm gehören ſoll, noch eben ſo viel Sorge tragen und Koſten aufwenden? Das heißt auf die Menſchlichkeit, Großmuth und das Wohlwollen der Pflanzer ein wenig viel bauen. Die Lage des armen Kindes iſt alſo nicht beſſer, ſie iſt weit ſchlechter als vorher, und die Freiheit, welche es einſt als erwachſener Menſch genießen ſoll, wird es kaum für die Leiden der Jugend entſchädigen, vorausgeſetzt, daß das Kind ſie überdauert; denn wie wird die Mutter das Kind pflegen, nähren und kleiden, da alle ihre freie Zeit dem Herrn gehört? Wo man alſo hinſieht, ſtößt man auf Schwierigkeiten, und das Mindeſte, was man von dem Vorſchlage in dieſer Beziehung ſagen kann, iſt, daß er ſich bei genauer Unterſuchung als ganz unpraktiſch zeigt. Mehr Schein hat der Vorſchlag des gezwungenen Loskaufs, und doch findet auch dieſer bei den Gegnern einer allgemeinen Emancipationsacte keine Gnade; die Gründe dagegen ſind in kurzen aber vielſagenden Worten von Favard zuſammen geſtellt: „Man hüte ſich doch, den Herren und Sklaven einander feindſelig gegenüber zu ſtellen, da dieß nur ſehr ernſte Nachtheile und ſelbſt Gefahren zur Folge haben kann: auf der einen Seite macht man aller Freigebigkeit des Herrn ein Ende, und zerſtört das Gefühl des Wohlwollens,

das ihn gegenwärtig bewegt, seinem Sklaven alle Mittel zu verschaffen, seine Lage zu verbessern, einigen Wohlstand zu gewinnen, überhaupt ein Eigenthum zu erwerben, das von dem Herrn stets geachtet wird, weil der Sklave keinen den Interessen desselben zuwiderlaufenden Gebrauch davon machen kann. Auf der andern Seite erweckt man bei dem Sklaven gefährliche Leidenschaften, die ihn nur zum Bösen treiben können; denn von dem Augenblicke an, wo man dieses Recht des Eigenthums ihm verleiht, wo man ihn aufmerksam macht, daß er sich vermittelst seines Besitzthums die Freiheit erwerben kann, von diesem Augenblicke an, sind ihm alle Mittel recht, sich solches zu erwerben, der Diebstahl ist hiezu das leichteste, und wird auch das gewöhnlichste seyn. Der Sklave, der sich nicht selbst angehört, ist natürlich auch nicht sehr geneigt, das Eigenthumsrecht zu achten, bis jetzt aber haben Disciplinarstrafen hingereicht, diese Neigung zu unterdrücken; da er meist nur physische, leicht zu befriedigende Bedürfnisse kennt, so kann die Versuchung sich fremdes Gut anzueignen nie sehr lebhaft seyn; gibt man aber dieser Neigung den mächtigen Reiz, die Freiheit zu erlangen, dann wird er wohl wahrscheinlich keinen Zügel mehr kennen, und wird sehr schwer zu unterdrücken seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kangjars in Indien.

Die Kangjars sind ein zigeunerartig umherstreifender Stamm, welche namentlich auf die Vögel Jagd machen vermittelst eines leichten Wurfspeers. Sie essen kein Rindfleisch, aber Krokodile, und was ihnen sonst in den Weg kommt. Die Männer sammeln Pfauenfedern zum Verkauf, und machen Stricke aus einem Gras, Sabe genannt, was ihre Hauptarbeit zu seyn scheint, um sich Korn zu verschaffen; in der heißen Jahreszeit machen sie sich einen Verdienst, indem sie eine gewisse Art Graswurzeln für Europäer sammeln. Ihre Frauen sind in einem der von ihnen bewohnten Districte (in der Nähe von Patna) fast die einzigen, welche die weiblichen Hindus tättuiren. Sie verehren eine Göttin, Namens Bibi (ein persisches Wort, das eine Frau bedeuten soll), und einen Mann, Namens Porandhami. Sie bringen Opfer, und der Priester, dessen Amt erblich ist, heißt Phuldhariya. Sie behaupten, daß Leute aus hohen Kasten schon zu ihnen übergetreten seyen, nehmen aber Niemand aus niedern Kasten auf. Sie leben gewöhnlich in kleinen tragbaren Schuppen, in Patna aber haben sie zwei oder drei Buden, wo sie Stricke und Graswurzeln verkaufen; die Eigenthümer derselben haben einiges Capital, und verwenden ihre Brüder zum Einsammeln. (Eastern India.)

Chronik der Reisen.

Douglas' zweite Reise am Columbia und am Rio Colorado.

Besteigung des Mauna-Koa.

(Schluß.)

Die Besteigung des großen Pics begannen wir von der Nordostseite und vollbrachten sie in einer Stunde. Dieser Pic ist der höchste unter den Kuppen oder Feuerössen des Mauna-Koa, die sich von einem entsetzlich rauhen, 665 Fuß lang in nordwestlicher Richtung hinstreichenden Lavakamm erheben. Vier Fuß unterhalb der obersten Kuppe dieses Hochgipfels zeigten der aufgehängte Barometer um 11 Uhr 20′ N. M. 18,562′, der Thermometer 53°, der Hygrometer 0″ 5. Auf den bloßen Lavaboden in einen Winkel von 27° gelegt und dem Wind ausgesetzt, zeigte der Thermometer 37°, und um die Mittagsstunde 41°; wurde er aber in der Hand gehalten und der Sonne ausgesetzt, so stieg er gar nicht im geringsten. Die Um- und Aussicht war unaussprechlich erhaben. Mittags begannen am Saume des Gesichtskreises einige schneeverkündende weiße Wolken sichtbar zu werden, und alle Anzeichen eines herannahenden Gebirgssturmes erschienen. Die ganze Südostspitze der Insel war den ganzen Tag hindurch mit einem Wolkenschleier bedeckt, so daß sie einer großen Schneefläche glich. Es läßt sich wohl annehmen, daß auf einem so gewaltigen Feuerberge, wie der Mauna-Koa, welcher überdieß von dem unermeßlichen Australocean umgeben ist, die Schneelinie bedeutend höher hinaufgerückt seyn muß. Wirklich war, mit Ausnahme des Nordabhanges oder einiger durch große Lavablöcke geschützte Stellen, nirgends oben Schnee zu sehen, und selbst auf der Spitze des Hügels, an welchen der Barometer befestigt war, lagen nur einige Flockenhaufen. Unter Anderem fiel mir der Umstand, daß der Ton oben dem Anschein nach keine Verringerung erlitt, als merkwürdig auf. Ich meine hiemit nicht eine Verminderung der Schnelligkeit seiner Fortpflanzung, die einem wohlbekannten Gesetz unterliegt, sondern seiner Intensität. Außer der Schneelosigkeit des Mauna-Koa mag auch die eigenthümliche oryktognostische Beschaffenheit desselben zur Bewirkung dieses Umstandes beitragen. Auf Bergen, welche niedriger als der Mauna-Koa, deren über die Schneelinie hinausragender Gipfel jedoch mit ewigem Schnee und Eis bedeckt sind, mußte ich öfter jeden Laut, so heftig ich es nur vermochte, meinen Begleitern ins Ohr schreien, um von ihnen verstanden zu werden, und auf den hohen Schneepics des nordwestlichen Amerika's wird die doch so furchtsame Antilope durch den Knall eines in ihrer Nähe abgefeuerten Gewehres nicht aufgescheucht.

Als ich am folgenden Morgen nach einer stürmischen Regennacht die weitere Rückkehr antrat, waren der Mauna-Koa, wie auch der Mauna-Roa, bis tief zur Waldregion hinab in Schnee gehüllt. Die gesammelten Pflanzen, worunter eine herrliche Reihe von ungefähr zweihundert Farrnarten, darunter wahrhaft riesenhafte, welche den Vergleich mit den von Wallich gesammelten nicht zu scheuen haben, und ungefähr hundert Moose, waren in Körben aus Coa gepackt. Die Coa ist ein großer, prächtiger Baum von der Akaziengattung, dessen Holz mahagonpartig, jedoch von hellerer Farbe ist. Auch eine oryktognostisch-geologische Sammlung vom Mauna-Koa befand sich dabei.

Die Scenerie ringsumher war so namenlos prachtvoll, daß ich mich des gräulichen Unwetters ungeachtet mehrmals unwillkürlich unter irgend einem hohen, weitschattenden Baumfarrn, der mehr zur Föhrenals zur Farrnfamilie zu gehören schien, niederließ, um mich an der unerschöpflichen Mannichfaltigkeit der mich umgebenden Pflanzen- und Gesteinformen zu weiden. Der Fund einer Farrnart, welche dem Asplenium viride meines schottischen Heimathslandes sprechend ähnlich ist, erfüllte mich mit unsäglicher Freude, und erweckte zugleich süße und wehmüthige Gefühle, Erinnerungen an die so ferne Heimath, in meinem Busen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Fr. Widenmann.

Nr. 174.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Junius 1838.

Lebensbilder aus Portugal.

Rückkehr von Setubal nach Lissabon.

Als ich das erstemal nach einem längern Aufenthalte in Setubal wieder nach Lissabon zurückkehren wollte, mußte ich mich entschließen, diese Tour ganz allein anzutreten, da sich auch Niemand zufälligerweise fand, der mir Gesellschaft geleistet hätte, was nichts weniger als angenehm in einer Gegend ist, die so oft durch Räuber unsicher gemacht wird. Wenn auch eine Gesellschaft von einigen Personen eben keinen großen Schutz gewährt, so reist man doch getroster, man hat wenigstens die Beruhigung, nicht so ganz allein aus der Welt zu fahren, oder daß der eine und der andere der Gesellschaft sich rettet und Hülfe herbeiführen oder wenigstens die Nachricht überbringen kann: da oder dort hat man diesen und jenen erschlagen, erschossen oder erstochen. Aus der Welt geschafft zu werden, ohne daß man weiß, wo man hingekommen, verschollen zu seyn und hinter einem Busche oder in einem Graben von Raubthieren gefressen zu werden oder zu verfaulen, hat von jeher immer etwas Gräßliches und Unheimliches für mich gehabt, und doch hätte mir dieses oft begegnen können, da ich so Manches in meinem Leben wagte, was ein Anderer nicht gewagt haben würde. Erst dann, wenn ich mitten drinnen saß und nicht mehr vor noch rückwärts konnte, fiel mir ein, daß ich einen dummen Streich gemacht. So hatte ich mich einstens in den unermeßlichen, hügeligen Grassteppen Brasiliens auf der Jagd verirrt; durch Verfolgung eines angeschossenen Hirsches, den ich jeden Augenblick zu erreichen glaubte, kam ich gänzlich von meinen Gefährten ab, und wurde dermaßen nach einer andern Richtung verlockt, daß ich gar nicht mehr wußte, wo hinaus ich mich wenden sollte, um meine Gefährten wieder zu finden. Um meine Verlegenheit noch zu vergrößern, trübte sich der Himmel, es stiegen schwere Gewitter auf, die mit aller Gewalt losbrachen, und der Regen schüttete in Strömen vom Himmel herab; ein Sturm wehte so heftig, daß ich mich kaum auf meinem Maulthiere (alle Jagden macht man dort reitend) halten konnte, absteigen mußte und an seiner Seite in diesen baumlosen Oeden einigen Schutz fand. Es war schon spät am Nachmittag und erst gegen Abend verzogen sich die Gewitter und wurde es ruhiger, so daß ich mich wieder aufsetzte und aufs Gerathewohl die Richtung einschlug, welche mein Thier wählte; denn diese finden instinctmäßig immer besser die Richtung des Ziels als der Mensch; allein dieses war durch den so heftig gefallenen Regen ebenfalls irre geworden, jeden Augenblick blieb es stehen und sah sich bald dahin, bald dorthin um, schüttelte den Kopf, als wenn es sagen wollte, ich weiß mich nicht zurecht zu finden, und ging dann wie in Gedanken verlorener Erinnerungen weiter, einer Anhöhe zu, an dessen Fuß ein kleines Bosket lag, in dem wahrscheinlich ein Quellwasser entsprang. Bevor ich dieses aber noch erreicht, war die Nacht vollends eingebrochen, und ich sah nun ein, daß es gerathener sey, den Weg nicht weiter fortzusetzen und in dem Bosket die Nacht zuzubringen, indem ich mich in dem menschenleeren Sertao immer mehr verirren und immer weiter von meinen Gefährten abkommen konnte, die mich gewiß suchen würden. Angekommen bei dem Bosket, band ich mein Maulthier fest, so daß es weitum grasen konnte. Ein Feuer anzuzünden, war bei der Nässe unmöglich; um aber nicht auf der feuchten Erde zu liegen, hieb ich mit meinem Waidmesser eine Menge Büsche ab, die ein elastisches Lager bildeten, breitete darüber meine langzottige Satteldecke, die ein vollkommenes Unterbett bildete, und nachdem ich mehrere Schüsse aus meiner Flinte gethan, theils als Signal für die Gefährten, wenn sie etwa in der Nähe wären, theils auch um die wilden Thiere zu verscheuchen, die Unzen, den Jaguar und den gelben, großen Wolf, deren es so viele in diesem Sertao gab, hüllte ich mich in meinen Mantel und streckte mich aufs elastische Lager mit dem Sattel zum Kopfkissen. Daß mein Schlaf nicht der ruhigste war, besonders da von Zeit zu Zeit das Knurren der Unzen und das Geheul der Wölfe in der Ferne zu vernehmen, läßt sich wohl denken. Das Vertrauen auf Gott gab mir aber eine ungemeine Kraft des Geistes, so daß der Gedanke, hier vielleicht von wilden Thieren zerrissen zu werden, was doch wohl hätte geschehen können, nicht einmal in mir aufkam. Verhungern in diesen menschenleeren Grassteppen konnte ich auch nicht leicht, da ich noch für einen ganzen Tag in meiner ledernen Tasche Passeca

hatte nebst einem halben Zuckerkuchen (Passeca ist geröstetes Maismehl, welches mit gebratenem Fleische zusammen in einem Mörser zerstoßen wird und eine kräftige Nahrung auf Reisen ist, womit man sich in jenen Sertoes immer für den Tag verproviantirt). Auch fand man hier und dort einzelne verkrüppelte wilde Fruchtbäume, Gagaideiras genannt, die damals wohlschmeckende, reife Früchte trugen, und überdieß wußte ich, daß wenn ich auch meine Gefährten nicht wieder auffinden sollte, ich nach drei Tagmärschen ganz bestimmt auf Wohnungen stoßen würde, wenn ich mich nur nach Osten wendete. Mit einem solchen Troste entschlief ich auch zuweilen, allein jedesmal wenn ich erwachte, schoß ich meine Flinte ab und erschrack dann immer selbst am meisten über den furchtbaren Knall in dieser Einsamkeit. Endlich graute der Tag, die Sonne tauchte in voller Glorie über dem fernen Horizont empor, und ich erstieg nun den hohen, kühlen Grasberg vor mir, von dem aus ich ein Signal meiner Gefährten zu entdecken hoffte; denn in solchen Sertoes sieht man unendlich weit, besonders nach Gewittern und starken Regen, wo die Atmosphäre so ungemein durchsichtig ist. Ich hatte mich auch nicht geirrt; in weiter Ferne, wohl einige Stunden weit, erblickte ich eine aufsteigende Rauchsäule: dort mußten Menschen seyn, mein Taschenperspectiv bestätigte, daß es Rauch und keine Dünste waren, und bald darauf stieg in einiger Entfernung noch eine solche Säule auf, so daß mir nun kein Zweifel übrig blieb, daselbst meine Leute zu finden, denn es waren die Sertoessignale, die man sich zu geben pflegt, wenn man Jemanden die Richtung des Wegs anzeigen will. Ich für mein Theil bemühte mich nun ebenfalls ein Feuer anzuzünden, um ihnen ein Zeichen meines Lebens zu geben, was mir endlich auch gelang; das nasse, zusammen gescharrte Gras gab eine prächtige Rauchsäule, als es sich zu entzünden begann, und als ich nun noch mit meinem bergmännischen Taschencompaß die Richtung der Gegend ganz genau nahm, die ich nach den Rauchsäulen nehmen mußte, setzte ich mich zu Maulthier und hatte nach einer Stunde das Vergnügen, meine Leute mir entgegenkommen zu sehen, die indessen um mich in der größten Besorgniß gewesen.

Von dieser Abschweifung kehren wir aber nun zu meiner Retour nach Lissabon zurück, wozu ich zwei Thiere gemiethet hatte, das eine zum Reiten für mich, das andere für mein Gepäck, zu welchem sich der Arrieiro setzte. Erst um 6 Uhr Abends brauchte ich in Monta zu seyn, um alsdann mit der eintretenden Ebbe nach Lissabon abzusegeln, ich ritt also erst nach der Mittagsmahlzeit von Setubal ab und hoffte zur rechten Zeit in Monta anzukommen; allein ein kleines Pferdchen, was man mir gegeben hatte, was weder Schritt noch Trab gehen konnte, sondern so einen kurzen Hundetrott, bei dem man nicht aus der Stelle kam, verzögerte die Reise, so daß uns noch die Nacht auf dem öden, tiefen Sandwege erreichte, und der Arrieiro hundert Geschichten von Räuberanfällen an dieser und jener Stelle und von Morden erzählte, auch daß er selbst vor nicht gar langer Zeit angefallen worden, daß die Räuber ihm zwar nichts zu Leide gethan, allein Alles abgenommen hätten bis aufs Hemd. In diesem Zustande hatten sie ihn mit dem Rücken an einen Baum festgebunden, wo er drei Stunden, mit einem Knebel im Munde, so daß er nicht hätte schreien können, habe harren müssen, bis endlich die Post vorüber gezogen, die ihn befreit. In diesem Augenblick hörten wir ein Geklingel, so wie das eines deutschen Schlittenpferdes; o Correio, der Courier (Post), sagte der Arrieiro, und es war ein ordentlicher Trost in dieser abendlichen Einöde etwas Lebendiges zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Die Negeremancipation.

(Fortsetzung.)

Dagegen läßt sich wohl wenig einwenden, und wenn wirklich wie Favard und Lacarriere bestimmt versichern, der Gebrauch der Peitsche fortwährend abnimmt, wenn, wie sie vorschlagen, verheurathete Leute von der Peitsche ganz befreit werden, indem die Ehe als ein Fortschritt betrachtet, und um zur Nachahmung zu reizen, mit dieser Auszeichnung belohnt wird, dann möchte man wohl auch kaum schwanken zwischen der englischen allgemeinen Emancipation und der französischen, die nur Schritt vor Schritt vorgenommen werden soll, welche beide Systeme in folgender Weise einander gegenüber gestellt werden: „Zwei Wege liegen vor, um die Sklaverei in unsern Colonien zu vernichten. Nach dem einen soll die Emancipation der Sklaven augenblicklich durch eine Maaßregel der Legislatur ausgesprochen, und die sociale Erziehung des Negers nach seiner Freilassung vorgenommen werden. Dieses System macht die Zahlung einer Entschädigung von 5 bis 400 Millionen, die Organisation und Erhaltung einer bedeutenden Truppenmacht zur Aufrechthaltung der Ordnung und zum Schutze der Personen und des Eigenthums nothwendig, erschafft ein ungeheures Proletariat, die Quelle mannichfacher Unruhen, stellt augenblicklich die beiden in den Colonien wohnenden Racen einander gegenüber, und erzeugt Feindseligkeiten. Das andere System erfordert Zeit, ein Vierteljahrhundert, vielleicht mehr, setzt aber keiner Gefahr aus, und verursacht nur geringe Kosten; es will den Neger vor seiner Freilassung durch Moral und Religion gesellschaftlich bilden, und erfordert keine Entschädigung, weil keine Außerbesitzerklärung stattfindet. Die neue Gesellschaft bildet sich ohne Ruhestörung, weil die Freilassung allmählich stattfindet, und Jeder den Platz einnimmt, der ihm durch die Lage der Dinge zugeschieden zu seyn scheint. Es erhebt sich endlich keine Feindseligkeit zwischen beiden Racen, weil ihre Lage sich nicht gewaltsam bildet, und wenn man auch nicht ihre vollständige Mischung hoffen kann, so kann doch eine gesellschaftliche Verschmelzung sich herstellen, wo die durch den ursprünglichen Zustand geschaffenen Unebenheiten sich ausgleichen."

Aus allem bisherigen geht hervor, daß man bei jeder langsamen oder schnellen Emancipation durchaus nur die Erhaltung und Ausbildung des jetzigen Culturstandes und der damit wesentlich zusammenhängenden Gesellschaftsverfassung im Auge hat. Dieß ist der Grundgedanke alles dessen, was man über Sklavenemancipation gesagt hat, und hierin liegt gerade der hauptsächlichste

Irthum. Wir erinnern hier nur an die Worte Jeffersons in seinen Memoiren, wo es heißt: „Nichts ist deutlicher im Buche der Geschichte geschrieben, als die Freilassung der Schwarzen, und eben so gewiß ist es, daß beide Racen im Genusse gleicher Freiheit nicht unter derselben Regierung leben können: Natur, Gewohnheit und Meinung haben unübersteigliche Schranken zwischen ihnen aufgeführt." Dieser Ausspruch wird sich bewahren, wenn auch der Uebergang lang und mühsam ist.

Gegenwärtig will man, auch nach Aufhebung des Namens der Sklaverei, die Neger doch in Knechtschaft zurückhalten: auf Antigua, auf Barbados mag es geraume Zeit gelingen, die Neger durch Hunger, wie früher durch die Peitsche, zur Arbeit zu treiben, allmählich aber muß mit dem Schwächerwerden der Weißen und dem Erstarken der farbigen Bevölkerung, mit der allmählichen Entwicklung des Unabhängigkeitsgefühls unter den Negern, auch hier nothwendig eine Aenderung eintreten, und wenigstens die harte anstrengende Arbeit auf den Zuckerpflanzungen und in den Zuckersiedereien wo nicht aufhören, doch bedeutend sich vermindern. Auf Inseln wie Trinidad und Jamaica, so wie in Guyana, erwartet man, wie aus dem obigen zu ersehen, schon jetzt nicht anderes: es ist widersinnig zu glauben, daß der Neger auf Jamaica zu Tausenden auf einer Pflanzung bleibe, und um geringen Lohn harte Arbeit übernehme, während wenige Stunden davon ihm Wald und Fluß den nothwendigen Unterhalt bei geringer Anstrengung gewähren, und die Wärme des Klima's ihm die Kleidung fast überflüssig macht. Am meisten muß nothwendig die bisherige künstliche Beförderung der Zuckerproduction ihren Zweck verfehlen, und eher noch könnte die Kaffeegewinnung, so wie die gleichsam absichtlich unterdrückten Cacaopflanzungen neuen Aufschwung gewinnen. Die Bemühungen, für die fehlende Negerarbeit einen Ersatz aus Europa, namentlich aus Deutschland und dem Mittelmeere, zu erhalten, müssen im Ganzen nothwendig scheitern, und wir möchten sehr bezweifeln, ob die Anwerbungen in Bengalen einen bessern Fortgang haben werden, um so mehr, da die Erfahrung auf Mauritius zu beweisen scheint, daß die Kulis die anstrengenden Arbeiten in die Länge nicht ertragen können und sich empören. Fast lächerlich klingt es, wenn Favard vorschlägt, zum Ersatz der wahrscheinlich fehlenden freiwilligen Arbeiter, Neger am Senegal anzuwerben, und wenn er das Beispiel der Engländer preist, welche die auf den Sklavenschiffen befreiten Schwarzen in Trinidad als Lehrlinge verwenden. Wir möchten fragen, ob dieß nicht wiederum der Sklavenhandel nur unter etwas milderen Formen ist, und ob nicht dadurch gerade eines seiner Hauptargumente gegen eine allgemeine Emancipation, nämlich die angebliche Uncivilisirbarkeit der eingebornen Afrikaner wegfällt, oder wenigstens gegen den darauf gebauten Grundsatz schwer gesündigt wird. Um was sollen denn diese geworbenen Afrikaner besser seyn, als die mit Gewalt weggeführten? bringen sie denn nicht auch afrikanische Vorurtheile und Rohheit mit? werden sie denn nicht auch dazu beitragen, den afrikanischen Typus zu erhalten? Doch genug, alle diese Versuche, sich von andern Orten her mit Arbeitern zu versorgen, beweisen nur die Ueberzeugung, daß man nicht hofft, die Neger dauernd bei den bisherigen Arbeiten verwenden zu können; von allgemeinem Belange können sie, wenn man nicht geradezu den Sklavenhandel nur unter einem andern Namen erneuern will, nie werden.

Was die persönlichen Verhältnisse der Weißen zu den Schwarzen betrifft, und namentlich die Frage, ob die Schwarzen nicht die weiße Race mit Gewalt verdrängen werden, so kann zwar allerdings der endliche Ausgang, nämlich das völlige Ueberwiegen der farbigen Bevölkerung über die Weißen, keineswegs zweifelhaft seyn; indeß modificiren der Einfluß und die Macht Europa's, so wie die speciellen Verhältnisse der einzelnen Inseln die Sache ungemein, und im Allgemeinen kann man nur sagen, daß die Umwandlung an denjenigen Orten am friedlichsten vor sich gehen wird, wo die freien Farbigen in größerer Anzahl vorhanden sind, und das Mutterland Macht genug besitzt, gewaltsamen Aufständen vorzubeugen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen u. s. w.

(Fortsetzung.)

Besteigung des Mauna-Roa.

Unter den Eingebornen Hawaiis hat sich die Ueberlieferung erhalten, daß der treffliche Archibald Menzies, der noch zur Stunde unter dem Namen des „rothgesichtigen Mannes, welcher Gras sammelte," in ihrem Andenken lebt, den Mauna-Roa bestiegen habe. Seitdem war dieser Feuerberg, welcher trotz seiner verhältnißmäßig nicht eben außerordentlichen Höhe, die nur gegen 18,570 englische Fuß beträgt,*) einer der merkwürdigsten der Erde ist, von Niemand bestiegen worden (?). Auf dem Gipfel desselben befindet sich ein gegen 24 englische Meilen im Umkreise haltender Vulcan, der in schreckenerregender Thätigkeit ist. Man darf diesen Gipfel-Vulcan des Mauna-Roa, der von den gewöhnlichen Vulcansformen gänzlich abweicht, nicht mit demjenigen verwechseln, welcher auf einer der Seiten dieses Berges liegt, und von Lord Byron, wie von den Missionären beschrieben worden ist. Die Beschreibung eines so unermeßlichen Gegenstandes, wie der erste dieser Vulcane, ist ein mißliches Beginnen. Der Beschauer wird von Grausen und Staunen fast überwältigt beim Anblick eines unabsehbar weit gähnenden Abgrundes, worin ein fünf Geviertmeilen großer Feuersee bald ruhig, bald stürmisch, zu Zeiten wie von einer unterirdischen Windsbraut aufgewühlt, gewaltige Fluthwogen wälzt, und sie in 30 bis 70 Fuß hohe Säulen emporreißt. Hie und da hat die verhärtete Lava förmliche sogenannte gothische Spitzbögen gebildet, welche einer über den andern aufgethürmt sind; durch dieselben drängt sich die Feuerfluth mit einer Strömungsschnelligkeit, die Dreiviertelmeilen in der Stunde beträgt, und stürzt dann in bodenlose Klüfte. Die Tiefe dieses Kraters ist 1272 Fuß, d. h. bis zum Spiegel des Feuersees hinab, denn diejenigen der darin gähnenden Klüfte, Spalten und Höhlen ist nicht zu ermessen.

Der Mauna-Roa scheint eigentlich mehr ein Hochplateau als ein Berg zu seyn. Er stellt sich als ein hoher, gewaltiger Dom dar, welcher aus einer zahllosen Menge von Schichten vulcanischer Auswürfe der

*) Nach v. Kotzebue's Messung beträgt sie 14,856 Fuß. M.

vielen Krater entstanden zu seyn scheint. Höher als 11,000 Fuß geht auf ihm kein Gewächs irgend einer Art hinauf. Die Lava ist so porös, daß der Schnee, wenn er zu schmelzen beginnt, alsbald wie von einem Schwamm aufgesogen wird. In der höhern Region der Pflanzenzone kommen einige Erd- und Himbeerarten u. dgl. vor. Ich besuchte auch den Kirauea, welcher der Lateralvulcan des Mauna-Roa; er hat gegen 9 Meilen im Umkreise, der Krater ist 1157 Fuß tief und ebenfalls in schrecklicher Thätigkeit.

Nach dieser in einem Schreiben an Hooker aus Woahu vom 6 Mai 1838 vorkommenden vorläufigen Uebersicht der Mauna-Roa-Reise wenden wir uns nun zur umständlichern Beschreibung derselben im Tagebuche: Als wir die Byrons-Bai im Rücken hatten, kamen wir durch eine Gegend, worin lauter kleine Taro-Pflanzungen auf Teichen angelegt waren. Diese Wasserbehälter werden durch künstliche Ueberschwemmung gebildet, und deren Grund nach dem Wiederabflusse des Wassers mit Schichten von Farrnblättern belegt, um ihn feucht zu erhalten. Da waren auch reizende Brodfruchtbaumgehölze und Aca-Fischteiche vorhanden. Diese ganze wirklich entzückende Gegend ist mit gartenumgebenen Gehöften besäet. Den auffallendsten und eigenthümlichsten Zug in der Physiognomie dieser Sandwichslandschaften, besonders des Pflanzenwuchses derselben, bilden der Baumfarrn, dann einige kleinere Arten dieses Pflanzengeschlechtes und ein seltsames equatorialartiges Gewächs aus der Familie der Compositäe.

In einem schon hoch über dem Tieflande gelegenen Hause, worin ich bei Eindruch der Nacht einkehrte, war ein hübsches, junges Frauenzimmer singend mit der Bereitung eines Hundes auf heißen Steinen beschäftigt. *)

Kurz vor Tagesanbruch, als ich mich eben zum Weitergehen anschickte, trat mein Hauswirth vor die Thüre und rief laut einige seltsam klingende Worte, deren Aussprache wohl eine unauflösbare Aufgabe für unser einen seyn mochte: **) einem lauten Grunzen, das als Antwort darauf aus einem anstoßenden Baumfarrndickicht hervorscholl, folgte die Erscheinung eines stattlichen schwarzborstigen Schweines, das, zum Dank für seine unverweilte Einstellung auf den gewohnten Morgenruf, alsogleich gepackt und zu meinem Reisebedarf geschlachtet wurde. Nachdem es üblicherweise auf heißen Steinen gar gemacht und dann in Bananen- und Ti-Baumblätter gewickelt worden war, wurde es von drei Eingebornen die 25 englische Meilen weite Strecke bis auf die Gipfelhöhe des Vulcans getragen.

Gleich jenseits eines schmalen Waldgürtels, wo die großen Baumstämme mit Schmarotzerfarrn überzogen waren, gelangte ich in eine Knieholzgegend, wo ich eines der erhabensten Schauspiele, die sich denken lassen, ansichtig wurde. Der Mauna-Roa reckte seine schneebedeckte Firste hoch über die Pflanzenlinie hinaus; die Landschaft Hilu (sonst auch Ahilu genannt) und die Byrons-Bai, die ich am Tage zuvor verlassen hatte, erschienen in grüner und silberglänzender Pracht, wogegen der Strich, auf dem ich mich befand, mit den grausen Spuren oftmaliger vulcanischer Verheerung grell abstach. In der Ferne gen Südwesten zeugte das dichte, schwarze Gewölke, das über dem großen Vulcane hing und wogegen sich die lachende Aetherbläue reizend abhob, von den gewaltigen Gährungen, die im Schoße dieses ungeheuren Feuerberges vorgehen. Die Lavamassen, die mich ringsumher umgaben, waren von den mannichfaltigsten Formen, Farben und Beschaffenheiten. An manchen Stellen glichen die regelmäßigen Linien schmalen Basaltsäulenreihen, an andern bildeten sie in Zickzack laufende niedrige Bühle; allerwärts zerstreut aber klaffen zahlreiche erloschene, schroffe, meist kreisrunde Krater von 100 bis 500 Fuß Tiefe. Der aus den Spalten aufsteigende Dampf deutete die Nähe der Gipfelhöhe an, wo ich Nachmittags anlangte, und auf dem Nordende für die Nacht das Lager aufschlug. Ich umging die Westseite, die dermalen der thätigste Strich des Vulcans, und ein Schauspiel darbietet, das den Beschauer mit sprachlosem Grauen erfüllt; ich ließ mich hierauf nieder, um es mit Muße zu betrachten.

Nach den Schilderungen früherer Reisenden zu schließen, muß sich der Mauna-Roa dermalen im Zustande vergleichungsweiser Ruhe befinden. Ein Feuersee, dessen Umfang ungefähr den dreizehnten Theil des ganzen Kraters betragen mag, siedet und braust jetzt aufs heftigste, wird dann plötzlich ruhig und eben, und nur die zahlreichen Gluthstreifen auf der Oberfläche deuten die innere Bewegung an, auf einmal aber schießt die Lava, wie von einem riesigen Wale ausgespritzt, zischend empor, bildet Säulen von 40 bis 70 Fuß Höhe, der See schlägt wüthend an den schwarzen Lavarand (the black ledge), der ihn umsiedet, und feiert dann wieder einige Augenblicke. Dicht in der Nähe desselben sendet ein gegen 40 Fuß hoher Schlot immer vor der jedesmaligen Rast des Sees so gewaltige Dampfmassen in die Lüfte, daß man die Qualmsäulen eines ganzen Geschwaders von Dampfschiffen vor sich zu sehen wähnen möchte. Im Mittelpunkte des großen Kraters liegt ein zweiter, ebenfalls kreisrunder, doch kleinerer Feuersee, welcher ungefähr dieselben Erscheinungen darbietet. Das Getöse überstieg alle Beschreibung. Mein Lagerzelt war zehn Klafter weit von dem Kraterende aufgeschlagen.

Als die Sonne hinter die Westhalde des Mauna-Roa hinabsank, wurde die große Scene noch viel hehrer, als nun aber der Vollmond in all seiner tropischen Silberpracht an der unbewölkten Abendveste heraufstieg, und die tosenden und brüllenden Gluthseen, ihren grellen Feuerschein dämpfend, mit seinem Zauberlichte überschattete, da gewann das Schauspiel eine wahrhaft überwältigende, niederwerfende Majestät. Meiner Sinne nicht mächtig, war ich diese unvergeßliche Nacht durchaus unfähig zur Anstellung astronomischer Beobachtungen, und saß stundenlang in der Betrachtung der unbeschreiblichen Scene versunken, deren Pracht durch einen dichten Nebelschleier, welcher um Mitternacht die Gegend überbreitete, nur wenig vermindert wurde.

(Schluß folgt.)

*) Der Geschmack des Fleisches vom Sandwichshunde, dessen Genuß, wenn wir nicht irren, wenigstens vor Einführung des Christenthums, nur den Jeries oder dem Adel erlaubt war, ahnelt dem des Ziegenfleisches, und dieses Gericht gilt als ein Leckerbissen. M.

**) Nach v. Chamisso's kürzlich erschienenen Versuch einer Grammatik der Hawai-Sprache, so wie überhaupt nach den längst vorhandenen Angaben über diese oceanische Sprache, einer Tochter des herrlichen Malayischen, übertrifft sie das Englische an Weichheit und Wohlklang bei weitem. M.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 55** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von R. Burns.** Uebersetzt v. Bockelmann. — **Voltaire 1838 in Frankreich.** (Forts.) — **Lockharts Leben Sir Walter Scotts.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigelegten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 175.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Junius 1838.

Die Negeremancipation.

(Schluß.)

Hier ist es nöthig, der spanischen Colonien zu erwähnen, deren Beispiel um so bedeutender ist, als es hier gerade dem Mutterlande an Mitteln zu Unterdrückung gewaltsamer Aufstände am meisten fehlt. Dennoch bieten die spanischen Inseln hinsichtlich der Sklaven mehr Sicherheit dar, als alle übrigen, und zwar darum, weil eine leichte Stufenfolge von der Sklaverei zur Freiheit besteht. Seit den ersten Zeiten der Negereinfuhr besteht dort ein Loskaufsrecht, das auch ganz mit den Sitten verschmolzen ist: der Sklave kann nämlich immer einen Tag von der Woche von seinem Herrn freikaufen, und ist es ihm einmal durch Anstrengung geglückt, sich zwei bis drei Tage der Woche freizukaufen, so kann ihm die völlige Loskaufung nicht schwer werden. Es scheint jedoch, als ob manche Sklaven sich absichtlich nicht ganz loskaufen, nur um fortwährend den Schutz ihrer Herren zu genießen. Es verschwindet indeß auf diese Weise, namentlich auf Portorico, die Sklaverei mit jedem Tage mehr, ohne daß eine Maaßregel der Gesetzgebung die Freilassung beschleunigte; der Freigelassene wird hier allmählich zum kleinen Grundeigenthümer, erzeugt zwar allerdings wenig, arbeitet aber doch, baut sein Feld, und verdingt sich auch an benachbarte große Grundeigenthümer zur Arbeit, da der Anbau des Bodens hier nicht als das Kennzeichen der Sklaverei betrachtet wird. So spinnen sich immer mehr und mehr Verhältnisse unter den verschiedenen Classen an, die Vorurtheile fallen nach und nach, die Racen kreuzen sich, und bald wird eine neue Generation erscheinen, der die Sklaverei unbekannt seyn wird. Bei einem solchen Systeme ist es auch kein so großer Nachtheil, daß der Sklavenhandel, namentlich in Cuba, immer noch fortdauert, denn hier weiß der Sklave, sobald er nur die Insel betritt, zu welchem Preise er sich loskaufen kann. Auch hat hier die Sklaverei bei weitem nicht die Härte, wie auf den französischen und englischen Inseln, denn hier tritt die Autorität des Priesters zwischen den Herrn und den Sklaven, zügelt die Rohheit des letztern, und schützt ihn auch nöthigenfalls gegen die Härte des Herrn. Diese Autorität ist allmächtig, wurde von den Weißen immer geachtet und von den Schwarzen immer angerufen.

Leider besteht auf den französischen und englischen Inseln weder eine solche Autorität, noch eine solche Stufenfolge der Freiheit, und darum ist auch die Zahl der freien Farbigen viel geringer. In einigen der bedeutendsten Colonien, so wie namentlich in Jamaica, läßt sie sich gar nicht angeben, und überdieß ist die gegenseitige Abneigung, veranlaßt durch den Stolz der Weißen, nicht gering. Dieser Stolz äußert sich auch auf den französischen Inseln, deren Vorsprecher, Favard und Lacharrière, so liberale und menschenfreundliche Ansichten in Betreff der Schwarzen entwickeln, auf eine sehr herbe Weise, und dieser unbändige Kastengeist ist es, welcher noch das Verderben der europäischen Bewohner Westindiens herbeiführen wird; denn auf was können sie pochen, als auf ihren Reichthum und den Schutz des Mutterlandes, beides in gewöhnlichen Zeiten sehr mächtige Stützen, allein von wenig Bedeutung, wenn einmal der Kampf der beiden Racen gegen einander entbrennen sollte?

Von welcher Seite man immer die Sache betrachten mag, so stehen die Aussichten ziemlich schlecht für die Ansprüche der Weißen, es ist kaum mehr eine Frage, daß die Zukunft Westindiens den Schwarzen und Mulatten gehört. Geht man von diesem Standpunkte aus, so ist es hauptsächlich von Bedeutung, welche Metamorphosen diese selbst noch durchmachen werden. Die Absicht der Europäer geht gegenwärtig dahin, die Masse der Schwarzen zu einem ruhigen Taglöhnervolke zu machen, wo der Mann durch seiner Hände Arbeit sich und seine Familie ernährt, und durch Bande der Neigung und Pflicht, verstärkt durch die Lehren der Religion, an seine Familie gefesselt ist und ihr seine Kraft widmet. Geht man aber hiebei nicht ein wenig allzusehr von unsern europäischen Ideen aus? ist Monogamie für den Neger passend? ist Polygamie, welche man nur als eine üble Gewohnheit des Afrikaners betrachten will, nicht dem Klima entsprechend, in einem Lande, wo das weibliche Geschlecht mit 8 bis 9 Jahren mannbar, und mit 21 bis 30 eine Matrone ist, der Mann dagegen vom 15ten bis 55sten Jahre im vollen Besitze seiner männlichen Kraft bleibt? Wenn irgendwo, so liegt hier die Polygamie in der Natur der Dinge;

es ist nichts leichter, als über die Rohheit des Afrikaners zu declamiren, und ihm die Civilisationsfähigkeit abzusprechen, weil er sich nicht in unsere Formen gießen lassen will. In den eigentlichen Negerländern hat der Mann immer mehrere Frauen, und diese Frauen besorgen alle Geschäfte des Hauses, wie sie an andern Orten von Sklaven verrichtet werden. Es findet sich in den Negerländern weniger tyrannische Gewalt von Seite des Herrschers, als man gewöhnlich glaubt, bloß weil das einzelne Familienhaupt in der Zahl seiner Kinder eine Stütze findet, und in seinem Kreise mächtig ist. Hängt nicht diese Polygamie und die daraus herfließenden socialen Verhältnisse mit der Natur des Negers und des heißen Erdstrichs zusammen, und wird nicht der Neger vielleicht erstarken, so wie er in eine natürlichere Lage versetzt wird? Bisher war der Zustand der Negersklaven unnatürlich, denn die Art des Sklavenhandels brachte es mit sich, daß man mehr Männer, als Frauen aus Afrika herüber führte; noch jetzt ist auf vielen Inseln das männliche Geschlecht überwiegend. Gebt man aber die Bevölkerungslisten der verschiedenen Inseln, so weit sie vorliegen, durch, so drängt sich der Gedanke auf, daß seit der Abschaffung des Sklavenhandels, wo die Bevölkerung ihrer natürlichen Vermehrung überlassen ist, die Zahl des weiblichen Geschlechtes im Vergleich mit der des männlichen steigt. Ueber die Geschlechtsverhältnisse in den freien Neger-Republiken in Guyana, Trinidad und Jamaica wissen wir nichts; wenn aber auch hier das männliche Geschlecht überwiegen sollte, so würde dieß noch keinen Beweis gegen die Polygamie abgeben, da auch diese Völkerschaften noch nicht in einem naturgemäßen Zustande sind, indem die Lage der Dinge es mit sich bringt, daß mehr Männer als Weiber sich ins Innere flüchten, wo sie mit den Waffen in der Hand ihre Freiheit wahren müssen. Wer kann sagen, ob nicht der Grund der Bevölkerungsabnahme in der Negerrepublik in Guyana hauptsächlich in einem Mißverhältniß der männlichen zur weiblichen Bevölkerung liegt?

Die Ueberwältigung, oder das allmähliche Verschwinden der Weißen, ist nur noch eine Frage der Zeit; die Bildung der Negerstaaten in Westindien ist im Fortschreiten begriffen, obwohl ihnen noch manche Elemente zur Consolidirung fehlen. Um so interessanter aber ist es, diesem Entwickelungsgang zu folgen, und es ist nur zu bedauern, daß die Nachrichten nicht allzu reichlich fließen, und, da die Schwarzen und Farbigen selbst nichts schreiben, die Mittheilungen über sie uns immer durch die gefärbte Brille der Weißen zukommen.

Lebensbilder aus Portugal.

Rückkehr von Setubal nach Lissabon.

(Fortsetzung.)

Das Schellengeläute kam näher und näher, und endlich nach dem Umbug einer Waldecke erschien der Correio im hellen Mondscheine, nicht so wie in Deutschland die ehemaligen Felleisenreiter auf magerm Pferde mit Posthorn und einem großen ledernen Mantelsacke und abgeschabter Livrée, sondern ein rüstiger und wohlbeleibter Mann mit starkem Backenbarte, einem großen breitrandigen Hute, einer schwarzen Sammetjacke mit vielen Knöpfchen a la Espanhola, mit einem bloß um die Hüften herumgeschlagenen weiten Mantel, unter welchem ein Muskedonner hervorblickte, saß auf einem kurz untersetzten, kräftigen Maulthiere, welches mit der größten Emsigkeit und im halben Trott vorwärts durch den tiefen Sand schritt, und dessen Brustriemen und Kopfgestell voller Schellen hing — ein Attribut für alle Postreiter, woran sie zu erkennen und die man respectiren muß. An einer langen Leine, die er um seinen Körper geschlungen, zog er hinter sich drein ein anderes Maulthier, künstlich und schwer bepackt mit großen ledernen Mantelsäcken, so wie auch von starkem Segeltuche, worin die Briefe und andere Effecten, die mit der Post befördert wurden, für die ganze Provinz Alemtejo und besonders Algarbien enthalten waren, welche in Setubal alsdann verschiedene Richtungen nehmen. Auf dieser schweren Ladung saß nun noch ein anderer Kerl, welcher lieber dem Thiere noch seine Last aufbürdete, als daß er durch den Sand zu Fuße gegangen und als Arrieiro dasselbe getrieben hätte. Der meinige war ein alter Bekannter des Correio und als solcher natürlicherweise mußte auch, nachdem man still gehalten, die Hüte abgethan und die gewöhnlichen gegenseitigen Complimente, wie man sich befunden habe, was die lieben Angehörigen machen u. s. w., beseitigt hatte, ein Gespräch angeknüpft werden, welches vorzüglich die Unsicherheit der Straßen in Alemtejo betraf, wo man schon zweimal in diesem Jahre denselben Correio ausgeplündert, allen Inhalt der Mantelsäcke, der einigen Werth hatte, raubte und die Briefe verbrannte. Die Ueberfälle waren immer plötzlich und unvermuthet geschehen, so wie auch stets von so vielen Räubern, daß eine Gegenwehr ein wahrer Unsinn gewesen seyn würde. Jedoch das Letztemal, so sagte der Correio, sey er den Räubern in der Gegend von Beja zuvorgekommen, indem er seinen Muskedonner in Bereitschaft gehabt, der mit Kollern oder Posten geladen gewesen. Zwei Räuber hätten sich ihm genähert, und er hätte ihnen zugerufen sich zu entfernen, oder er würde losdrücken; diese aber hätten auf einen Hinterhalt gezeigt, wo noch zehn Andere im Gebüsch gestanden, um ihn damit in Schrecken zu setzen, und da sie ihm dennoch näher gekommen, habe er Feuer gegeben, worauf beide getroffen niederstürzten, er aber hätte sein Lastthier im Stiche gelassen und wäre unter einem Kugelregel der übrigen Räuber davon gesprengt, ohne daß ihn eine einzige getroffen. Seit der Zeit hätte er sich aber nie wieder in jener Gegend sehen lassen, indem sein Tod gewiß sey.

Diese Correios sind keine besoldeten Gouvernementsdiener, sondern es sind Privatpersonen, welche sowohl die Brief- als Effectentransporte für eine gewisse Summe von dem Gouvernement übernehmen und dann auch der Sicherheit wegen eine Caution stellen müssen. Mit diesem Postentransport waren denn auch früher gewisse vortheilhafte Privilegien verbunden, so daß sich immer Unternehmer dazu fanden, und die Transportkosten weit wohlfeiler zu stehen kommen, als wenn die Postverwaltung auf eigene Kosten den Transport besorgt hätte.

Es war nun schon völlige Nacht, als ich in Menta ankam,

und nun zu meinem Verdrusse hören mußte, daß die gewöhnlichen Barken schon abgegangen. Es war mir ein Gräuel in dem unstäthigen Wirthshause abermals eine Nacht zubringen zu müssen; da erschienen aber zu meiner großen Freude zwei Bootsleute, die in einem kleinen Fahrzeuge einen Reisenden hieher gebracht, und wohl ohne andern Verdienst leer nach Lissabon zurückgefahren wären. Ich kam ihnen nun noch zur gelegenen Zeit in den Wurf, und da sie meine Unzufriedenheit gewahrten, nicht weiter kommen zu können, meinten sie, wenn ich sie gut bezahle, so wollten sie noch abfahren, und verlangten nicht weniger als 5 Cruzados, die ich ihnen auch gerne gegeben haben würde, wenn sie darauf bestanden hätten. Nun that ich aber, als wenn ich keine Eile hätte, und ohne sie einer Antwort zu würdigen, bestellte ich mir das Nachtquartier. Dieses that seine Wirkung, und sie ließen nun vom Preise herab bis zu 2 Cruzados, die ich ihnen gerne verwilligte. Allein nachdem ich schon im Boote saß der Mond sich mit Wolken umzog und die Leute noch dieses und jenes am Lande erst zu schaffen hatten, fiel mir doch ein, wie gewagt in diesen Zeiten es sey, wo es so viele Missethäter gab, die um eine Kleinigkeit zu rauben das Menschenleben nicht scheuen, mich ganz unbekannten Menschen auf dem Wasser anzuvertrauen, und hätte mich nicht die Scham zurück gehalten, so würde ich unfehlbar wieder aus dem Boote gestiegen seyn. Indem ich aber noch zwischen diesen Gefühlen von Bedenklichkeiten, Vernunftsätzen und Scham hin und herschwankte, erschienen die Bootsführer mit noch zwei Passagieren in grauen Soldatenmänteln, mit Gewehr und Waffen von dem Regimente, das vor einigen Tagen in Setubal eingerückt war, und die ich schon unterwegs auf der Straße bemerkt hatte. Von nun an waren alle meine Skrupel beseitigt, und nachdem ich von den Soldaten vernommen, daß sie nach Lissabon geschickt würden, um Geld zu holen, machte ich mir es erst recht bequem auf dem Schiffsboden, und verschlief die ganze Fahrt, die wir in weniger als anderthalb Stunden zurückgelegt hatten. Hier muß ich noch eines kleinen stolzen Zugs der Soldaten erwähnen: als wir nämlich in Lissabon landeten und ich die Bootsleute bezahlte und die Soldaten auch bezahlen wollten, sagte ich ihnen, daß ich das Boot für mich gemiethet und sie nichts zu bezahlen hätten; sie antworteten (sie wußten nicht, daß ich portugiesischer Militär war) daß sie dieses nichts angehe, denn sie hätten ihre Ueberfahrt mit den Schiffern verdungen, welche 6 Vintem betrage. Gut, sagte ich, hier sind die 6 Vintem, die ich dem Bootsmann gab, allein auch davon wollten die Soldaten nichts wissen, sie hätten noch so viel, daß sie dieses bezahlen könnten. Da lobte ich denn ihren Stolz, von einem Fremdlinge nichts annehmen zu wollen, sagte ihnen aber nun, wer ich wäre, und drückte ihnen ein Stück Geld in die Hand, um meine Gesundheit zu trinken, wogegen nichts einzuwenden war.

(Fortsetzung folgt.)

Steigender Flor von Marseille.

Wenige Städte Frankreichs haben in kurzer Zeit solche Fortschritte in Handel und Bevölkerung gemacht als Marseille; im J. 1817 hatte es kaum 100,000 Einwohner, jetzt 160,000. Seine Einfuhr betrug im J. 1856 81 Millionen Kilogramme Zucker, wovon 25½ Millionen aus den französischen Colonien; im J. 1817 nur 5 bis 6 Millionen, wovon 5 bis 4 Mill. aus den französischen Colonien. Die Kaffee-Einfuhr betrug im J. 1817 nur 1 Mill. Kilogr., im J. 1856 dagegen 8 Mill. (Echo du Monde Savant Nr. 25.)

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen u. s. w.

Besteigung des Mauna-Roa.

(Schluß.)

Am folgenden Tage konnte ich, vom heitersten Wetter begünstigt, den Vulcan und seine Umgebung aufs genaueste aufnehmen. Der große Thermometer, welcher in mehrere von den Vertiefungen des Kraterrandes gelegt wurde, zeigte eine Temperatur von 195° 5′, während die äußere Lufttemperatur 71° war. In Begleitung dreier Eingebornen unternahm ich um die erste Nachmittagsstunde die Hinabsteigung in den großen Krater. Die Lehnen und Spalten der ersten Partie oder Terrasse des Abhanges waren mit beträchtlich hohem Pflanzenwuchse bekleidet, was wohl als ein Merkmal einer bereits langen Ruhe gelten konnte. Vorzüglich scheint der kleine Krater, der von dem großen durch eine Art von Platform getrennt ist, schon seit sehr geraumer Zeit gefeiert zu haben, denn er ist bis dicht an den Saum der Lavarinde mit stattlichen Bäumen bewachsen, an denen ich 60 bis 124 Jahrringe zählte. Auf dem Grunde floß ein Lavastrom, dessen Breite zwischen 40 bis 70 Yards oder Halbklafter betragen mochte, und der aus einer Stelle kam, die sich in ungefähr gleicher Entfernung von den beiden Kratern befindet. Dieser Strom ist die einzige da vorhandene flüssige Lava. Bei der Ankunft am Rande des schwarzen Lavakranzes oder Frieses *) eröffnet sich den Blicken des Reisenden eine Scene, die Alles, was Grauen erwecken kann, in sich vereinigt. Er sieht ein ungeheures Becken vor sich, das sich noch kürzlich in glühender Bewegung befunden haben muß, nun aber in der Verkaltung begriffen einen Anblick darbietet, der sich etwa mit demjenigen vergleichen läßt, wie ihn die großen nordamerikanischen Seen zur Zeit, wenn das Eis aufbricht, gewähren. Stellenweise ist die Oberfläche spiegeleben, hie und da aber stehen gewaltige vielgestaltige Massen emporgethürmt und in tausenderlei Windungen verschränkt, ja da und dort ist die Lava gleich feinem Haar ausgefasert und ausgefranzt. Ein höchst peinliches Gefühl bemächtigt sich überdieß des Reisenden, wenn er gewahr wird, daß die Lava hohl und verrätherisch ist und jeder Tritt ihm Verderben bringen kann. Der Thermometer zeigte auf dieser Stelle, 5 Fuß über dem Boden, eine Lufttemperatur von 89°, auf den Lavagrund gelegt in der Sonne 118° und im Schatten 112°. Am Rande des obenerwähnten großen Feuersees stieg er auf 124°. Ueber einige von den Lavaspalten gehalten, aus welchen ein mehr grau als bläulicher Dunst aufstieg, zeigte er 94°. Ich verweilte gegen zwei Stunden im Krater, während welcher Zeit ich bei einem starken und unregelmäßigen Pulsschlag unausgesetzt heftiges Kopfweh litt, die Zunge lechzte, und überhaupt alle Symptome des Fiebers bemerklich waren. Bei der Zurückkunft ins Zelt hatte ich den ganzen Umkreis dieses ge-

*) Douglas bezeichnet diesen Lavasaum, welcher wahrscheinlich die Höhe andeutet, bis zu welcher die glühende Lava vor Zeiten gestiegen war, stets mit dem Ausdrucke the black ledge. M.

waltigen Kraters durchmessen. Der Abend war neblich und ich legte mich zeitlich zur Ruhe. Als ich um die zweite Frühstunde aus einem tiefen Schlaf erwachte, strahlte der Mond in unaussprechlicher Hehre über eine mitten im nördlichen Australocean gelegene Hochgebirgs- und Vulcansscene, die in dieser Stunde und Beleuchtung wohl noch nie das Auge eines Europäers erblickt hatte. Ich stand auf, um Lunarbeobachtungen anzustellen; obgleich aber der Thermometer 41° zeigte, fiel mir wohl hauptsächlich in Folge der ungemeinen Hitze und des Ungemachs, die ich bei dem langen Verweilen im Krater ausgestanden hatte, der schneidende Bergwind so beschwerlich, daß ich nothgedrungen den Versuch aufgeben mußte, und saß nun beim lodernden Feuer in den Anblick des außerordentlichen Schauspiels versunken. Im Laufe der Nacht waren drei neue Lavagluthen ausgebrochen. Einer meiner Begleiter, ein Eingeborner aus Woahu, schlief mit dem Kopfe nach dem Feuer zugekehrt aufs behaglichste, und weder das Brüllen des Vulcans, noch die Gluth der nahen Lohe störten seine Ruhe.

Ausflug nach Kapupala.

Von dieser Stelle aus unternahm Douglas am Tage darauf einen Ausflug nach einem südlichen Bezirke der Insel, den er Kapupala nennt. Auf dem Wege dahin, der zum Theil durch ganz unpfadsame Striche führte, theilweise hingegen über sanft anschwellendes, üppig berastes Gelände zog, wo der Maurari-Baum, welcher ungemein dem englischen Labernum ähnelt, in reicher Blüthe stand, überzeugte sich Douglas, daß der westliche Kamm des Mauna-Roa-Gebirgsstockes entschieden der höchste Strich des Tafellandes sey. Ein niedriger Kamm streicht vom Berge südwärts nach der See und endet mit einer Anzahl Kratern von verschiedener Form und Größe. Das obenerwähnte sanft ansteigende, grasbewachsene Gelände des Mauna-Roa enthält viele zum Theil sehr hohe und breite Höhlen, wovon einige außerordentlich lang und uneben sind. Diese streichen sämmtlich in rechten Winkeln mit dem Dom des Mauna-Roa und der See. Etliche dieser natürlichen Tunnels haben erwiesenermaßen eine Länge von mehrern englischen Meilen, und ihre Wölbungen sind hie und da zerklüftet, die Spalten aber durch große Bäume und Farrn verdeckt; diese Stellen sind daher sehr gefährlich. Stellenweise sind die Höhlengewölbe durch Erderschütterungen, von denen dieser Inseldezirk zuweilen heimgesucht wird, ganz eingestürzt, und solchergestalt 1 bis 300 Yards große Vertiefungen entstanden.

Von der Bevölkerung werden diese Höhlen auf mancherlei Weise benutzt, theils als kühle Werkstätten zur ohnedieß so schwierigen Verfertigung der Tapa oder des einheimischen Zeuges aus der Borke des Papiermaulbeerbaumes, oder zur Zimmerung und Aufbewahrung ihrer Canots, die durch die sengenden Sonnenstrahlen sehr leicht Risse und Spalten bekommen, theils als Ziegenhürden. Die vorerwähnten Vertiefungen, d. h. diejenigen Höhlenpartien, deren Decke eingestürzt ist, werden da, wo deren Boden mit einer tiefern Schichte von Pflanzenerde bedeckt ist, zum Anbau von Pompelmußen und andern Früchten u. dgl. benutzt. Das Innere dieser Höhlenzüge, deren Bau und Wölbung vollkommen regelmäßig, und die überdieß mit mannichfaltigen Farrn, Moosen und Jungermannien aufs reizendste überwoben und geschmückt sind, nimmt sich überaus herrlich aus, und beut somit dem Pflanzenforscher einen einladenden Zufluchtsort vor den Gluthstrahlen einer tropischen Sonne dar. Der Thermometer, der an der Außenseite einer solchen zehn englische Meilen nördlich von Kapupala streichenden Gruppe im Schatten 82° zeigte, stand im Innern auf 51°, und die Temperatur kleiner Pfuhle, die von dem von der Gewölbedecke herabträufelnden Wasser gebildet worden waren, betrug 50°.

Da diese Gegend der Insel selten von Fremden besucht wird, so wurde der Reisende bei der Ankunft zu Kapupala von einem Schwarm neugieriger Eingebornen jedes Alters und Geschlechts umlagert. Sein Wegweiser, Dolmetscher, Reisefourier, kurz sein Alles in Allem, ein Owaihier, Namens Honori, der ihn auf den Mauna-Kea und Mauna-Roa begleitet hatte, war aus Kapupala gebürtig, und predigte am nächsten Tage, der ein Sonntag war, Morgens und Abends im Schulhause vor einer Gemeinde von Eingebornen beider Geschlechter, deren Zahl an zweihundert betragen mochte. Die Stelle der Glocke zur Zusammenberufung der Gläubigen vertrat eine große Schneckenmuschelschale, die von einem winzigen Bürschlein, das auf einem dem Schulhause gegenüber gelegenen Lavablocke stand, aus Leibeskräften geblasen wurde. Der weibliche Theil der Versammlung war, mit Ausnahme der Frau des Vorstehers und einiger anderer Honoratiorinnen, welche Calicokleider nach europäischem Zuschnitt trugen, sämmtlich äußerst nett auf einheimische Weise angezogen. Das Haar war entweder in zierlichen Locken geordnet, oder in Flechten an den Schläfen aufgenommen, und mit Schildkrotkämmen von einheimischer Arbeit, wie auch mit süßduftenden Blumenkränzen, den prachtvollen Trauben büscheln des Maurari-Baumes und schimmernden Vogelfedern verziert. Die Männer waren alle ohne Ausnahme in der einheimischen Inseltracht gekleidet. Nach der Frühpredigt las die Gemeinde unter der Leitung ihres, so wie überhaupt des Ortsvorstehers, das zweite Capitel des Briefes an die Galater, und zwar immer einer nach dem andern einen Satz. Das Frauenzimmer war bei weitem der aufmerksamste und eifrigste Theil der Versammlung. Auf die Frage, wo er den Text zu seiner Predigt hergenommen habe, erwiederte Honori, er hätte keinen Text gewählt, sondern Anlaß genommen, den Leuten einige zweckgemäße Worte über den Aufenthalt des Apostels Paulus in Rom zu sagen. — Er war übrigens, wie deutlich ersichtlich, mit seiner Predigt ungemein zufrieden, und seine Hörerschaft schien es nicht minder gewesen zu seyn.

Der Pflanzenwuchs und der Anbau des Bezirks oder der Gegend von Kapupala stehen übrigens tief unter dem von Hilu (oder Ahilu), welcher die östliche Region von Owaihi, worüber der Mauna-Roa seinen Tafelgipfel erhebt, der in der nun verschollenen Mythe der Sandwichsgruppe eine so wichtige Rolle spielt. Die Bevölkerung ist weder so landwirthschaftlich betriebsam, noch so gewerbfleißig als diejenige von Ahilu; sie hegt keine Fischteiche, zieht keine Bananen u. dgl., und baut überhaupt wenig mehr als Tarowurz, den sie trocknen Taro nennt, und etwas Zuckerrohr.

Zur Rückreise auf den Mauna-Roa hatte mir Honori einen Vogelsteller empfohlen, der mir wegen seiner durch die lange Ausübung seiner Beschäftigung erlangten genauen Kenntniß des ganzen Gebirgsstockes sehr dienlich seyn würde. Das Geschäft der owaihi'schen, wie überhaupt der sandwich'schen Vogelsteller besteht in der Aufsuchung und dem Fang derjenigen dort einheimischen Vogelart, *) aus deren Gefieder die zur altherkömmlichen Tracht dieses Archipels gehörigen Mäntel verfertigt, oder eigentlich womit sie besetzt werden.

*) That particular kind of bird. Dieß klingt sehr unbestimmt, und im Mund eines Naturforschers, wie Douglas, der doch zu verschiedenen Malen auf dem Sandwichsarchipel zur naturhistorischen Erforschung desselben verweilt hat, etwas seltsam. Wäre denn diese Vogelart, oder vielmehr wären denn die Vogelarten, aus deren Gefieder die berühmten sammtartig ausstehenden Stoffe verfertigt werden, so schwer auszumitteln gewesen, und doch finden wir nirgends angedeutet, daß es von seiner Seite geschehen ist. Sind es die Nectarae Coccineae, deren Jedem einer Theil des Tributs ausmachen, und der Vienenvogel, dessen Gefieder ebenfalls zum Putze dient?

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 176.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Junius 1838.

Allgemeine Ansicht der Ruinen von Palmyra.

(Aus Addison's Damascus and Palmyra.)

Durch die Lehmhütten des ärmlichen Dorfes Tadmor hindurch, welche um den großen Sonnentempel der sich häufen, und von einzelnen Säulen, Bruchstücken des majestätischen doppelten Porticus, umgeben sind, der einst diesen ungeheuren Platz schloß, kamen wir aus dem engen Thorweg heraus und blickten über die gelbe Sandebene, die sich von der hohen Plattform der Ruinen bis an den Fuß der mit langen Säulengängen zerstörten Thoren und zertrümmerten Tempeln bedeckten Berge erstreckt; aber erst beim Hinabgehen nach der Ebene, wo man links eine zerfallene Moschee liegen läßt, und über zerstörte Säulen und Steinhaufen hinschreitet, enthüllen sich diese wundervollen Ruinen in ihrer ganzen imposanten Ausdehnung und ihrer großartigen Lage erst recht dem Auge. Kein neuer Bau stört hier den Blick, kein Zeichen des Lebens oder des Anbaus lockt ab von der tiefen Einsamkeit dieser Stelle, das glänzende Licht strömt hindurch zwischen Säulenlinien, verliert sich allmählich in der Ferne, und Steinhaufen, welche den Sand in verschiedenen Richtungen überschatten, bezeichnen die Stelle eines Tempels oder Palastes.

Einer meiner Reisegefährten fand sich sehr getäuscht in seiner Erwartung, da die Säulen dieses Porticus nicht halb so hoch waren, als die Säulen des großen Tempels von Baalbek, ich aber hatte nicht erwartet, Säulengänge von einer halben Stunde Länge zu finden, deren Säulen von derselben riesenhaften Größe wären, wie die im Umkreise eines Tempels; auch bin ich keineswegs der Meinung, daß die Details dieser Architektur keine Bewunderung verdienen; allerdings haben die Capitäler der Säulen und alle die zierlichen, ausgehauenen Theile nicht den tiefen und scharfen Schnitt, wie die zu Baalbek, dieß ist aber eine Folge des zerstörenden Scirocco's aus der Wüste, denn wenn man diejenigen Theile untersucht, welche gegen das Wetter geschützt sind, und diese abgefallenen Bruchstücke vom Sande entblößt, worin sie begraben liegen, so findet man sie schön und tief ausgemeißelt. Diese Ruinen sind ganz verschieden von denen Baalbeks, und es läßt sich gar keine Vergleichung anstellen zwischen diesen beiden. Die Ruinen von Baalbek bestehen bloß aus zwei prächtigen, in eine Art von Citadelle eingeschlossenen Tempeln, während man hier auf einem unermeßlichen Raume durch die Ruinen langer Porticos wandert, die zu zerstörten Tempeln und unbekannten Gebäuden führen. Hier sehen wir kreisförmige Säulengänge mit ihren zerstörten Thoren an beiden Enden, dort die zusammengestürzten Mauern oder die zerstörten Kammern eines Tempels oder Palastes; hier untersucht man das Innere eines Baues oder die Ruinen einer Wasserleitung, dort steigt man die einsamen Treppen hinauf, und wandert durch die stillen Kammern der Gräber, geschmückt mit Büsten, Inschriften und Nischen für die Särge voll modernder Gebeine; von dem Gipfel fünfstöckiger Begräbnißthürme schaut man herab auf diese geheimnißvolle Masse alter Größe, und jenseits derselben auf die ungeheure flache Wüste, die sich gleich dem ungeheuren Ocean hindehnt, bis sie sich in der Ferne verliert. So weit das Auge reichen kann, sieht man keine Menschenwohnung, die Unermeßlichkeit des vorliegenden Raums weckt eine Art Grauen, und die in Staub zerfallenden Denkmäler menschlichen Stolzes rings umher regen trübe Gedanken auf an die Unstätigkeit aller menschlichen Größe.

Lebensbilder aus Portugal.

Rückkehr von Setubal nach Lissabon.

(Fortsetzung.)

Während meines ersten Aufenthalts in Setubal war ich, wie gleich anfänglich erwähnt wurde, Gast der Herren Gebrüder D . . . ., und bei meiner zweiten Ankunft daselbst waren sie abermals so freundschaftlich, mich aufnehmen zu wollen, was ich aber meiner Reisegefährten wegen, die wir Freud' und Leid mit einander zu ertragen verabredet hatten, nicht annehmen konnte. Wir kehrten also in einem bis dahin noch wenig bekannten Gasthause eines Engländers ein, welches auf der breiten Straße der Wasserseite liegt, mit einer herrlichen Aussicht. M. Cailler, so heißt der Herr des Hauses, an den wir besonders durch ein Billet von einem Freunde desselben empfohlen wurden, empfing uns nach englischer Sitte höchst trocken und mit einer

Digitized by Google

großen Einsylbigkeit; desto mehr aber ließ sich die geläufige Zunge einer gebräunten portugiesischen Dame vernehmen, die ungeachtet ihres portugiesischen Aeußern dennoch etwas Fremdartiges in ihren Zügen hatte, und erst später erfuhren wir, daß es Calliers Frau war und eine Cigana sey. Es gibt nämlich in Portugal eine Menge Zigeuner, die zwar eine eigene Kaste bilden und zusammenhalten, auch ihre eigene Sprache haben, allein nicht ein so nomadisches Leben führen wie in andern Ländern, sondern meist ansässig und viele von ihnen wohlhabend sind; freilich stehen die meisten auch nicht in dem besten Rufe, man beschuldigt sie der Betrügereien u. s. w., besonders die, welche sich mit Pferde- und Maulthierhandel beschäftigen, im Ganzen genommen sind sie aber hier keine so verachtete Classe, wie z. B. in Deutschland. Ihr Teint ist hier weniger abstechend und abfallend, so daß man mitten unter diesen Leuten seyn kann, ohne sie zu erkennen. M. Callier, wie man sagt, war einer von den Vielen, denen oft das Mißgeschick und das Unglück mitspielt. Als wohlhabender Mann in England soll er, ich weiß nicht auf welche Art, sein Vermögen verloren haben, verließ deßhalb das Vaterland und trat als Officier in das englische Corps, was unter Don Pedro diente, wobei er es bis zum Rang eines Capitäns brachte. Nach dem Kriege lag dieses Corps bis zu seiner Auflösung in Setubal zur Besatzung, in welcher Zeit sich die Bekanntschaft Calliers mit dieser Dame entspann, die damals Wittwe war und das Gasthaus hielt. Der größte Theil des aufgelösten Corps, welches meistens aus Schotten bestand, ließ sich in spanische Dienste engagiren, Callier aber zog den häuslichen Frieden vor und heurathete. Ob er diesen Frieden nun auch wirklich gefunden, lassen wir dahin gestellt seyn. Man sah wohl, daß die Frau das Regiment führte, er aber mit dem größten englischen Phlegma Allem zusah und nur das Billard bediente oder aus Gefälligkeit selbst eine Partie spielte, wenn sich Niemand dazu fand. Nur noch so viel von diesem Gasthause, daß man es als das beste in Setubal anempfehlen kann und sehr billig darin mit englischer Anständigkeit behandelt wird. Wer Musik und Gesang liebt, kann auch bei Madame, die beides mit einiger Grazie ausübt, indem sie Modinhas singt und dazu Guitarre spielt, einen unterhaltenden Abend zubringen.

Mit Tagesanbruch hatten wir uns die besten Maulthiere bestellt, die nur in Setubal aufzutreiben waren, um unsere Rückreise nach Lissabon nicht auf dem gewöhnlichen Wege über Palmella und Monta, sondern über Azeitao und Coina zu nehmen, nicht nur um einmal mit den Gegenden zu wechseln, sondern besonders um die geognostischen Verhältnisse der nördlichen Seite der Serra d'Arrabida etwas näher zu prüfen. Anfänglich führte uns der Weg zwischen den fruchtbaren Quintas hinter dem Kloster von Brancannes in dem muldenförmigen Thal aufwärts bis auf die unfruchtbaren buschigen Anhöhen, wo die Bildung des alten Sandsteins dem Alpenkalkstein Platz macht, und dann ein jenseitiges Thal die zur Rechten gelegene Serra de S. Luiz von dem Gebirgsrücken der Serra d'Arrabida sondert. In diesem Thale, was nur hin und wieder von Cultur zeugt, meist aber in wüsten, mit Strauchwerk bedeckten Strecken daliegt, treten die jüngern Gebirgsbildungen von buntem Sandstein, Thon- und Mergellagen hervor, woraus auch vorzüglich der obere Theil der Serra de S. Luiz zu bestehen scheint. Das Thal läuft immer längs der Arrabida hin in großer Erstreckung, indem es auf der einen Seite von der hohen, steilen Felsenwand, von der andern aber nur durch einen etwas steil ansteigenden Felsenriff von 3 bis 400 Fuß Höhe gebildet wird — ein Riff oder eine Felsengräte, die sich dann auf der nördlichen Seite der Serra de S. Luiz gerade nach Palmella hinzieht und nach Osten zu mit jener ein fruchtbares, besonders gut angebautes Weinthal darstellt. Es besteht wie bei Palmella aus dem Kalksteine tertiärer Bildungen mit allen seinen Abwechselungen, die wir an den Hügeln von Lissabon bemerken. Nach Ersteigung dieses Felsenrückens breitet sich der Blick über eine ganz sanft abfallende Gegend aus, die nur ein großer Olivenwald zu seyn scheint mit dazwischen liegenden Fruchtfeldern und zerstreuten weißen Landhäusern, die bald ganz einzeln liegen, bald gruppirt beisammen sind. Weiter nördlicher aber sieht man die buschigen Sandsteppen mit den einzelnen Pinien dann den Tajo mit seinen Buchten, und darüber hinaus die glänzenden Häusermassen von Lissabon mit der Serra de Cintra im Hintergrunde. Azeite heißt im Portugiesischen Oel, woher denn auch, da dieses Product hier so vielfältig producirt wird, der ganze District den Namen Azeitao erhalten hat, und aus acht von einander abgesonderten Aldeas oder Dörfern besteht, die zusammen genommen jetzt die Villa de Azeitao ausmachen und folgende Namen führen: Aldea Rica, Aldea de Oleiros, Aldea dos Irmaos, Porto da Villa, Coina a Velha, Aldea da Piedade und Aldea da Portella. Bis nach Coina a Velha (Alt-Coina) reichte ehemals der Arm des Tagus, der gegenwärtig in der Villa de Coina endigt. Der Tajoarm hat sich nach und nach so sehr versandet und verschlämmt, daß der ganze große Landstrich zwischen Altcoina und der Villa de Coina aufs Trockene gekommen und eine fruchtbare Niederung bildet. In der Aldea Nogueira als vorzüglichster Ort liegt die Pfarrkirche der acht Ortschaften, nicht fern von dem Palaste, der ehemals den Herzogen von Aveiro, gegenwärtig aber, wenn ich nicht irre, dem Marquis von Ponte Lima gehört. Auch das Kloster von S. Domingo liegt in der Nähe dieser Kirche, die im Jahre 1350 erbaut wurde. Nach Cardozo soll die Kirche einige kostbare Gemälde besitzen, unter andern das Abendmahl Christi und die Wunder des Sto. Lourenzo, des Märtyrers und Schutzpatrons dieses Gotteshauses. In einem Seitenaltare steht das Bild da Nossa Senhora da Conceiçao, und wie ebenfalls in dem Dicionario geografico de Cardozo erzählt wird, befinden sich darin auch die kostbaren Reliquien, abermals wie in Alcacer, ein Tröpfchen der jungfräulichen Milch da Nossa Senhora, Erde vom Calvarienberge, die wohl unter den Reliquien am wohlfeilsten zu erhalten ist, und dann auch ein Stückchen Fleisch von dem heiligen Francisco Xavier. Alle diese Reliquien befinden sich in einer kostbar und meisterhaft gearbeiteten Capsel von Silber, welche eine Herzogin von Arcos, Donna Maria de Guadalupe, aus Spanien hieher zum Geschenk sandte.

Das Kloster des Dominicanerordens, Santa Maria da

Piedade genannt, ist eine der ältesten Dominicanerstiftungen in Portugal und wurde unter der Regierung des Königs Dom Duarte und seiner Donna Leonor im Jahr 1435 gestiftet, auf Antrieb ihres Beichtvaters, des Dominicaners Frei Joao de Santa Estevao. Man wählte vorzüglich diese Gegend zu dem Aufbau des Klosters wegen des gesunden Klima's und wegen der Nähe von Setubal, Cerimbra und dem Tajo, damit es dem Orden, der damals nur Fische zu seiner Nahrung genoß, nie an Fischen fehlte, die ihm hier mit der größten Bequemlichkeit von allen Seiten zugeführt werden konnten. Als der König und die Königin noch mit der Ausführung des Klosterbaues, zum Dienste Gottes, zur Ehre der heiligen Mutter Gottes und des glorreichen Patriarchen S. Domingos, beschäftigt waren, kam zum König ein reicher Mann dieser Gegend, der sich Vasall des Königs betitelte (ein Titel, den nur angesehene Leute damals führten) und bot dem Könige den größten Theil seiner Landbesitzungen für dieses Kloster an, und als er und seine Frau nach einigen Jahren der Welt müde waren, vermachten sie auch noch den Rest ihrer Besitzungen diesem Kloster und dem Kloster der Dominicanerinnen von S. Salvador in Lissabon. Darauf trennten sich beide Eheleute, Estevao Esteves und Maria Lourenço genannt, und die Eine nahm den Schleier, der Andere die Kutte. Die Schenkungsacte ihrer Besitzungen wurde im J. 1434 am 15 December bestätigt, und wurde in dem Archive des Klosters stets aufbewahrt. Ungeachtet der trüben Zeiten, die damals waren, that der König, ein frommer Herr, alles Mögliche, um den Bau des Klosters zu vollenden, und erlangte auch als ein großes Vorrecht von dem Papste Martinho V volle Vergebung und Vergessung der Sünden in der Todesstunde, für alle Klosterväter, welche in diesem Kloster lebten und starben. Als der König Don Duarte im Jahre 1438 an der Pest starb, folgte der Sohn Don Alfonso V, in Hinsicht dieses Klosters dem Geiste des Vaters, besuchte es sehr oft und gab ihm reichliche Almosen, auch schenkte er ihm ein jährliches Einkommen von 3 Moios Weizen und 1000 Reis für den Transport desselben. Seine Enkel und Urenkel traten in dieselben Fußstapfen, und Don Joao, Herzog von Coimbra, um den Mönchen durch seine öftere Gegenwart nicht lästig zu werden, baute sich einen Palast neben das Kloster, der mit der Kirche in Verbindung steht, und lebte hier oft mit seinem ganzen Hofstaate, in welchem auch in spätern Zeiten zuweilen die Könige und Infanten sich aufzuhalten pflegten. Die Kirche dieses Klosters enthält 11 Capellen, worin die Hauptcapelle, nach Cardozo, ein vorzügliches Gemälde der Jungfrau enthalten soll, wie sie ihren eingebornen Sohn in ihre Arme aufnimmt, als man ihn vom Kreuze hebt. Von allen Heiligenbildern dieser Kirche hält man für das merkwürdigste die der Nossa Senhora do Rosario und S. Miguels. Ersteres, sagt Cardozo, ist weder aus Stein noch von Holz oder zum Ankleiden, noch aus einem Stück gemacht, sondern es ist aus dem feinsten chinesischen Porcellan aus kleinen Stückchen zusammengesetzt, und wurde von einem Dominicanermönch aus China hieher geschickt und mit Kitt zusammen gesetzt. Letzteres Bild S. Miguels ist gigantesk und ein vorzügliches Werk der Bildhauerkunst. S. Miguel steht in kriegerische Stellung mit Schwert und Helm und elegant erhabenem Arm, um den Streich gegen den vor ihm sich aufrichtenden höllischen Drachen zu führen. Auf dem Schilde, mit dem er sich deckt, ist das Wappen der Herzoge von Aveiro skulpirt, woher denn auch die Meinung sich zu bestätigen scheint, daß jene Herzoge dieses Bild aus Castella kommen ließen, so wie das des Santo Christo dos Passos, welches sich in der Kirche der Santa Casa da Misericordia dieses Districts befindet, von wo aus jährlich die Procession dos Passos nach der Klosterkirche geht, woselbst er als göttlicher Gast verweilt. Um dieser Procession noch mehr Verehrung zu geben, leiht ihr das Kloster eine Portion des heiligen Holzes des Kreuzes Christi in einer silbernen und vergoldeten Capsel, welches ein gewisser Frei Duarte Sodre dem Kloster verehrte. Das Kloster ernährte gewöhnlich 30 bis 40 Brüder, für welche Raum war. Außerdem findet man in Azeitao eine Casa da Misericordia, welches eine fromme Stiftung des Don Alfonso de Lancastre, Marquis von Porto Seguro, Sohn des Herzogs von Aveiro, Don Alvaro war, und im Jahre 1622 gemacht wurde. Neben der Kirche der Misericordia stiftete ebenfalls die Frömmigkeit des Padre Pedro de Mesquita Carneiro im J. 1640 ein Hospital mit einem gewissen jährlichen Einkommen.

Dieses ist das einzige Bemerkenswerthe jener fruchtbaren Gegend, die das beste Oel und einen ganz vorzüglichen Wein hervorbringt. Die gesunde Gegend verursachte auch, daß sich hier mehrere Familien von Fidalgos anbauten und dann ihren Sommeraufenthalt daselbst nahmen. Als oberste Gerichtsbarkeit besaß Azeitao ehemals einen Juiz de Fora, was aber in der neuesten Zeit sich abgeändert hat, und ich kann hiervon nichts weiter mittheilen, als daß ich vor einigen 30 Jahren, als ich in der Nachbarschaft eine bergmännische Untersuchung anstellen mußte, von dem daselbst residirenden Juiz de Fora aufs gastfreundschaftlichste aufgenommen wurde, und diesen bei der Abendmahlzeit eine Fisch von 8 Pfund verspeisen sah, und ungeachtet ihm in der Nacht die furchtbarste Indigestion zustieß, so war er doch am folgenden Tage in so weit wieder hergestellt, daß er beim Mittagsmahl zum Dessert 25 Orangen verzehrte und versicherte, daß er sich nach der Indigestion doch etwas schonen müsse, denn er pflege gewöhnlich 50 Orangen zu essen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen u. s. w.

Zweite Besteigung des Mauna-Roa und der eigentlichen tafelartigen Gipfelhöhe desselben.

Der Weg von Kapupala nach dem Mauna-Roa führte durch eine mitunter herrliche Gegend der Insel, wo hie und da auf den reichbegrasten Wellenflächen anmuthige Coa-, Tutui- und Mamme-Gehölze standen. Von einsamen Hütten, die der jeweilige Aufenthalt von Vogelstellern und Sandelholzfällern, gelangte der Reisende endlich, schon über dem Waldgürtel, zu einem mitten in Lavageslein rieselnden Born, dessen Ränder mit hohen Erdbeerbüschen eingefaßt waren. Von da an ging es immer steiler und schroffer aufwärts dem südöstlichen Kamm zu, welcher am leichtesten zugänglich ist. Unter dem Genisse — denn man

befand sich bereits in der Knieholzregion — würde eine Art von Blätterleser Brombeerenart gefunden, deren Frucht der Angabe der Eingebornen zufolge weiß seyn soll. Bei der Ankunft an der Knieholzlinie oder der Gränze der Buschregion wurde, obschon es noch nicht Abend war, beschlossen, da zu übernachten, weil höher hinauf kein Feuerungsstoff mehr vorhanden gewesen wäre. Die Wolke, welche unablässig über dem großen Vulcan schwebt, verschleierte den Horizont, und ragte gleich einer hohen Warte in die Lüfte. Gegen Sonnenuntergang gewann die ganze Scene jedoch ein ganz anderes Aussehen; die über dem Vulcan gelagerte Nebelwolke, die im Sonnenschein silberweiß glänzt, war von einem Gluthschein umgeben, der die Abendveste viele Meilen weit umher erhellte. „Nie, selbst an einem tropischen Himmel, sagt er, habe ich so viele Sterne gesehen als in dieser Nacht, und ihr folgte eine Frühe, deren Schilderung, so wie diejenige der Herrlichkeit des Morgenhimmels, und überhaupt der hehren Scenen des ganzen Tages, ein vergebliches Beginnen wäre."

Der Aufweg fing nun an äußerst gefährlich zu werden. Die Lava war hin und wieder so glatt und dabei so holperig und allerwärts zerklüftet, daß jeden Augenblick ein Sturz in eine von den bodenlosen Spalten zu besorgen stand. Wir befanden uns schon an der Schneegränze. Ueberall klafften weite Krater oder Mündungen, in Form, Größe und Gesteinsfarbe von einander verschieden. Die daraus geformene Lava bietet ein wahrhaft neues und fremdartiges Schauspiel dar: aus einigen, ja zuweilen sogar aus einem und demselben Krater stehen die nun verhärteten Lavaströme kreuzweise übereinander (transversally) oder in krummen Segmenten zu Tage, wogegen bei andern wieder die runden oder geringelten Massen gewaltigen Tauen gleichen, da und dort aber so fein wie der zarteste Seidenfaden gesponnen und vom Winde weithin gezogen worden sind.

In später Nacht gelangte ich auf die Kuppe eines sanft ansteigenden stumpfen Grats, der als der Südtheil des Mauna-Roa-Domes angesehen werden darf. Der Thermometer zeigte da 37°. Der Schnee wurde von dieser Gegend an, von wo am folgenden Morgen wieder aufgebrochen wurde, um nordwärts zur Mitte des Domes zu gelangen, sehr tief, und durch das von den Sonnenstrahlen bewirkte Schmelzen der Schneedecke, welche das Gehen auf den scharfen Lavaspitzen erleichterte, das Fortkommen äußerst beschwerlich, obgleich der Weg bei weitem nicht mehr so steil war, da der Gipfel flacher ist. Kurz vor Mittag hielt ich in der Nähe des höchsten schwarzen Kraters, um den Sonnendurchgang zu beobachten. Damit spätere Mauna-Roa-Besteiger die Richtigkeit meiner Angaben zu ermitteln vermögen, mache ich bei Anführung nachstehender Beobachtungen die Oertlichkeit namhaft, wo sie angestellt worden sind. Südwestlich von diesem Krater, 510 Fuß davon, erhebt sich ein gegen 70 Fuß hoher Lavahügel. Die in seiner Nähe unter äußerst günstigen Umständen gemessene Mittagshöhe war 19° 52' 45"; der Barometer 18,955; der Thermometer 41°, in der Sonne 45° 5', im Schnee vergraben zeigte er 31°; der Hygrometer 7°. Der Wind wehte aus Südwest.

Die Gipfelhöhe dieses außerordentlichen Berges ist so flach, daß von oben herab kein Theil der Insel zu sehen ist, ja nicht einmal die Hochgipfel des Mauna-Roa, noch auch der entfernte Seehorizont wahrgenommen werden können, obschon während meines ganzen Aufenthalts oben das Wetter ungemein klar und heiter war. Sie bildet einen Horizont für sich selbst, dessen Durchmesser gegen 7 engl. Meilen beträgt.

Die topographische Kenntniß des bereits erwähnten Vorausstellers vom Mauna-Roa beschränkte sich, wie wohl voraus zu sehen war, auf die Waldregion, und nun konnten weder er, noch die beiden andern Eingebornen einen Schritt mehr thun. Ich machte mich daher ohne sie auf den Weg, und nach ungefähr drittehalb Meilen stand plötzlich der große Erd- oder Gipfelvulcan oder Kegel des Mauna-Roa vor meinen Blicken. Alle meine Versuche aber, den schwarzen Lavahang zu erklimmen, blieben fruchtlos, weil die Spalten und Risse so versteckt und verdeckt waren, daß offenbare Lebensgefahr mit dem Unternehmen verbunden schien. So mußte ich, ohne diesen Gipfelkrater erklimmt und seine außerordentliche Tiefe gemessen zu haben, wieder umkehren. Ich wandte mich nun, die Ostseite entlang am Rande des hohen Grates hinwandelnd, nach dem „Bucel," wenn ich so sagen darf, des Berges, welcher, vom Mauna-Koa aus gesehen, sich als der scheinbar höchste Punkt des Mauna-Roa darstellt. Als ich am Rande des Grates stand, blies der Wind so heftig aus der Höhlung, daß ich mich mit genauer Noth aufrecht erhielt. Der Umfang des schwarzen Lavakranzes oder Absatzes des fast kreisrunden Kraters beträgt nach meiner Ermittlung, die so genau war als es die Umstände gestatteten, 6¼ Meilen, während derjenige des alten Kraters 24 Meilen ist. Die durch eine genaue Messung mit dem Senkblei ermittelte Tiefe beläuft sich auf 1270 Fuß. Im Grunde gähnen entsetzliche Abgründe, die an manchen Stellen so unergründlich tief hinab zu reichen scheinen, als wie wenn der Berg bis zu seinen Wurzeln zerrissen und gespalten worden wäre. Es muß ein furchtbares Schauspiel gewesen seyn, als dieser Feuerberg in Thätigkeit war. Der Barometer blieb während meines ganzen Aufenthalts auf der Gipfelhöhe stationär, und es war überhaupt weder in der Temperatur, noch im Thaupunkt irgend eine Aenderung ersichtlich.

Als ich zwischen 8 und 9 Uhr Morgens im bereits heißen Sonnenschein bei einer Temperatur von 56° 37' über Lavenabsätze ging, die von dichterer Textur waren, ertönte ein lieblicher melodischer Laut, der aus den kleinen Rissen und Spalten gleich dem leisen verschwebenden Klang von Spielgläsern herauf hallte, zugleich aber vernahm ich ein summendes Getön wie von einem Bienenschwarm. In einer tiefern Region würde ich dieses Getön für eine liebliche Harmonie von Insecten gehalten und vielleicht nicht beachtet haben, auf dieser Höhe aber, hoch über der Pflanzen- und Insectengränze, mußte es mich höchlich überraschen.*) Obgleich dieser Tag windstiller als derjenige (der 12 Jan.) war, wo ich auf der Gipfelhöhe des Mauna-Koa stand, nahm ich dennoch eine große Verschiedenheit des Schallverhältnisses zwischen dort und hier wahr. Hier auf dem Gipfel des Mauna-Roa konnte ich nicht halb so weit hören als auf dem Mauna-Koa, obschon dort der Wind heftig wehte. Dieß mag hauptsächlich davon herrühren, daß der Mauna-Roa mit Schnee bedeckt, während der Koa ganz schneelos war.

(Schluß folgt.)

Am 5 Mai fühlte man zu Genua zwei Erdstöße, die jedoch keinen Schaden anrichteten; der eine fand um 10 Uhr 40 Minuten, der zweite um 11 Uhr 35 Minuten statt; einige Personen wollen behaupten, man habe kurz nach Mitternacht einen dritten Stoß verspürt. (Echo du Monde Savant Nr. 23.)

*) Diese merkwürdige Angabe gewährt einen neuen Beitrag zu der langen Reihe verwandter Erscheinungen, welche von dem verewigten Autenrieth in der vor mehrern Jahren im Tübinger Morgenblatte mitgetheilten wichtigen Abhandlung über Lauftöne aufgeführt worden ist. M.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 177.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Junius 1838.

Die Mündung der Seine.

Die Quelle der Seine ist noch immer ungewiß; sie entspringt in einem Dorfe von Burgund, sechs Meilen nordwestlich von Dijon; allein die Geographen sind über den Namen des Orts nicht einig. Sie kommt plötzlich aus der Oeffnung einer bewaldeten Anhöhe zum Vorschein, und bildet sofort einen kleinen Bach, welcher ehemals mit seiner ganzen Wassermasse durch die Küche eines Klosters floß. Bevor die Seine also zu ihrem europäischen Rufe gelangte, mußte sie, wie die Kaiserin Katharina von Rußland, anfangs als Küchenmagd dienen und das Geschirr abwaschen. Nachdem die Seine als unbedeutender Fluß Burgund und die Champagne durchschnitten hat, macht sie im Vorbeigehen bei Montereau die Bekanntschaft der Yonne (Icauna bei Julius Cäsar), welche in ihren Armen den Geist aufgibt, und sie zur Gesammterbin ihres ganzen Wasserreichthums einsetzt. Nach dieser Erbschaft kann sich die Seine schon herausnehmen, etwas vorstellen zu wollen; indessen wird sie erst bei Nogent in den Adelsstand erhoben, d. h. zu einem schiffbaren Strom. Bei der Brücke von Charenton wird sie als Mündel von der Marne adoptirt, welche als großmüthige Matrone ihrer Pupille sämmtliches Vermögen einhändigt, damit sie würdevoll in der Hauptstadt auftreten, ein anständiges Haus machen, und alle Unkosten der ihr obliegenden Verrichtungen bestreiten könne. Bei ihrem Eintritt in Paris empfangen sie die Ehrenpforten der Brücke von Austerlitz; bald aber findet sie sich zwischen hoch aufgemauerten Quais eingeengt, bis sie, mit dem Tribut aller unterirdischen Cloaken der Stadt und Vorstädte bereichert, durch die Bögen der schönen Jenabrücke zum Thore hinauszieht, und sich in unzähligen Krümmungen lange fortwindet, wie wenn ihr der Abschied von Paris sehr schwer aufs Herz fiele. Dicht oberhalb Pontoise bei Conflans, einem alten Landungsplatz der Römer (wie Coblenz aus Confluens gebildet), mündet die aus den Ardennen herablommende Oise, die römische Isara. Weiterhin liefern links die Epte und Andelle, rechts die Eure, ihre beträchtlichen Zuflüsse und Zuschüsse an die Seine, welche mit so verstärkten Kräften, stolz und siegreich durch die Triumphbögen einer prächtigen steinernen Brücke in die alte Hauptstadt der Normandie einzieht. Von hier an ist die Seine ein tiefer, breiter, mächtiger Strom, mit Dampfschiffen, Remorqueurs, Kauf- und Küstenfahrern aller Nationen belebt. Bei Quillebeuf hat ihre Oberfläche eine Ausdehnung von anderthalb Stunden. Wenn man um die Ecke bei Quillebeuf biegt, spürt man bereits leise die Einwicklung und Nähe des Meeres, und so oft die Fluth eintritt, kann man hier ein wunderbares Phänomen beobachten, welches übrigens nicht bloß der Seine eigenthümlich ist, sondern sich bei der Mündung aller Flüsse wiederholt, die sich in das Aermelmeer oder in den atlantischen Ocean ergießen. Um die Zeit der steigenden Fluth nämlich, wenn das Meer aus uns so gut wie unbekannten Gründen wieder an den Strom zurückeilt, und ihn von neuem bedeckt, werden die Gewässer der Seine, welche den Augenblick zuvor noch so ruhig abflossen, plötzlich gewaltsam zurückgedrängt. In diesem ungleichen Kampfe muß, wie man es sich leicht denken kann, der Fluß nachgeben, weichen, und die Flucht ergreifen. Diese demüthige Unterwerfung hemmt aber das Nachrücken des schrecklichen Feindes nicht; die Fluth steigt und steigt, bald ist das Flußbett erobert und der fliehende Strom, welcher voll Entsetzen an seine Quelle zurückkehren zu wollen scheint, verwüstet auf seinem Rückzuge seine lachenden Ufer. Zweimal täglich läßt das Meer den Flüssen auf diese Weise seine unwiderstehliche Gewalt fühlen; zweimal täglich sehen die Bewohner von Rouen und Elbeuf ihren eben noch so munter dahinfließenden Strom in wilder Unordnung 40 Meilen weit von seiner Mündung zurückkommen und ihnen anzeigen, daß das Meer gestiegen ist. Die Schiffer nennen diese merkwürdige Erscheinung la Barre; der Dichter Bernardin de Saint-Pierre erzählt uns, wie ihm die Barre auf einer Reise nach seiner Vaterstadt Havre beinahe das Leben gekostet hätte. „Schon stand das Gestirn des Bären mitten in seinem Lauf, als wir von Ferne einen dumpfen, brüllenden Lärm, wie das Rauschen eines Wassersturzes hörten; ich stand unvorsichtig auf, um zu sehen, was das seyn könnte; an dem weißen Schaume erkannte ich einen Wasserberg, welcher von dem Meere her sich auf uns zuwälzte; er nahm die ganze Breite des Stroms ein und links und rechts über die Ufer hinaus tretend, brach er sich mit einem schrecklichen

Gekrach wider die Baumstämme des Waldes. In einem Nu hatte er unser Schiff erreicht und auf die Seite geworfen, bei welcher schiefen Neigung ich ins Wasser fiel."

(Fortsetzung folgt.)

Lebensbilder aus Portugal.

Rückkehr von Setubal nach Lissabon.

(Schluß.)

Der kühle Morgen hatte sich, als wir Azeitao verließen, in einen brennendheißen Mittag verwandelt, und nun stand uns, nachdem der fruchtbarere höhere Landstrich im Rücken blieb, der Zug durch eine Sandwüste mit Buschwerk und kleinen verstümmelten Pinien bewachsen, bevor, ähnlich der von Palmella nach Monta. Zwar nicht so ausgedehnt, wie jene, denn in Zeit von $^5/_4$ Stunden ist sie zurückgelegt, allein wilder und unwegsamer, weniger gebahnt und mit tieferem, lockerem Sande, so daß der Transport der Producte jener Gegenden nach Lissabon außerordentlich erschwert wird, und, anstatt auf gut eingerichteten Lastwagen zu geschehen, nur mit Maulthieren geschehen kann, denen man nicht mehr als das Gewicht von zwei Centnern aufladen darf, oder auf diesen so schwerfälligen Walzenkarren, die noch ihre völlige Ungestalt aus den Römerzeiten beibehalten haben, die von zwei der kräftigsten Ochsen gezogen, dennoch nicht mehr als 10 Centner aufladen können, und mit dieser geringen Last dennoch oft in dem Sande mit ihren tief eindringenden und zugeschärften Radkränzen stecken bleiben und Vorspann nehmen müssen.

Portugal ist bereits nun schon viele Jahrhunderte alt, allein so weit ist die Civilisation hier noch nicht vorgerückt, daß man es bis zu fahrbaren Landstraßen, so wie zu zweckmäßigeren Lastwagen und Transportanstalten gebracht hätte; so oft man auch mit ersteren wenigstens schon den Anfang machte, so wurde doch nichts vollendet, es fehlte ein festes unumstößliches System für Straßenbau und Straßenerhaltung; bevor noch ein Stück Straße vollendet, war das anfänglich vollendete schon wieder ruinirt; die verschiedenen Privatinteressen, die dabei auch ins Spiel kamen, wirkten eben so nachtheilig, der Eine wollte diese, der andere jene Straße gebaut haben, man fing bald hier, bald dort an, und vollendete nichts; denn mit dem Wechsel der obersten Leiter wechselten auch die Ideen, und so blieb man denn immer ohne Straßen, selbst an die nützlichste und nothwendigste, welche so ungemein viel zum Aufblühen der Gegenden zwischen Lissabon und Setubal, und selbst zu dem Flor des Handels und der Betriebsamkeit Setubals beitragen könnte, hat man noch nicht einmal gedacht, wohl aber in den letzten vier Jahren daran, eine Chaussee nach dem Vergnügungsorte Cintra auf Staatskosten zu bauen, an welcher man auf einer Erstreckung von $1^1/_2$ Stunde mehr Geld verschwendet hat, als man in Deutschland zur Anlegung einer ganz neuen Straße von vier Meilen Länge verbraucht. Gegenwärtig, wo es nun zu jeder Sache an den Mitteln fehlt, wo die Angestellten, die Armee, die Pensionirten, Wittwen und Waisen aus Mangel an Bezahlung beinahe verhungern, und nichts auf Straßen verwendet werden kann, ist die Vollendung jener auch wieder ins Stocken gerathen, und da auch für die Erhaltung des Gemachten nicht gesorgt werden kann, so wird sie wahrscheinlicherweise ebenfalls bald wieder in ihren primitiven Zustand verfallen. Der Enthusiasmus, die Straße von Lissabon nach Porto zu bauen, wozu ein gewisser Oberst Lucot das Privilegium zu einer Actienunternehmung erhielt, was von den Cortes bestätigt, und besonders von der Partei der September-Revolution, als ein patriotisches Unternehmen, unterstützt wurde, hat, wie vorauszusehen, ebenfalls keinen Fortgang, ungeachtet man dazu wahre, sehr gut besoldete Straßeningenieurs aus Frankreich hat kommen lassen, und auch den Anfang des Straßenbaues gemacht hat; allein es fehlt nicht nur an Actionnären, um die gehörigen Fonds zusammenzubringen, welche nach einem Ueberschlage eine Million Thaler betragen müssen, um die 53 Legoas lange Straße bis Porto zu vollenden, sondern es fehlt dem Gouvernement auch an Geld, um die Entschädigungen für die Expropriationen zu bezahlen, wozu es sich anheischig gemacht hat, und dieses ist der Hauptgrund, weßhalb schon gegenwärtig die angefangenen Arbeiten ins Stocken gerathen sind, denn die Landeigenthümer verlangen zuerst ihre Entschädigung, bevor man ihnen von ihren Besitzungen ein Stückchen zur Straße abschneidet, sie wissen, daß das Gouvernement ein schlechter Bezahler ist, und geben daher keinen Credit. Unter solchen traurigen Umständen wird Portugal noch lange Zeit ohne Straßen bleiben, und besonders die Hauptstadt fortdauernd theures Brod essen, da die Kornfrüchte einem so theuren Transporte unterliegen, der auf eine Entfernung von 15 bis 20 Legoas dreimal so theuer kommt, als der Transport aus Rußland, von Riga aus bis Lissabon. Wie können unter solchen Umständen der Ackerbau und die Industrie aufkommen? Wie kann man da nur im Innern des Landes daran denken, Fabriken zu errichten oder bergmännische Anstalten zu unternehmen, da die Exportation der Producte so ungemein schwierig und kostspielig ist, daß am Ende bei dem Absatz nicht der geringste Gewinn, ja sogar ein wahrscheinlicher Verlust entsteht.

Nachdem wir endlich den beschwerlichsten Weg zurückgelegt, aus der bewohnteren Gegend von Azeitao, worin ungeachtet ihres fruchtbareren Erdstrichs kaum eine Bevölkerung von 1500 Einwohnern gezählt wird, nun in die Sumpfgegenden der so höchst erbärmlichen Villa de Coina kamen, sah man zwar wieder etwas mehr Cultur in dem trocken gelegten Landstriche, wo sonst der Arm des Tajo bis nach Alt-Coina hinauflief, allein im Ganzen war doch nicht zu verkennen, wie die Villa, die wohl kaum aus hundert zerstreut liegenden Wohnhäusern besteht, in ihrer größten Decadenz daliegt, da sie doch einen ganz vorzüglichen Hafenplatz mit einem lebhaften Verkehr nach Azeitao, Cezimbra und andern am Fuße der Serra d'Arrabida gelegenen Ortschaften abgeben könnte, wenn dahin eine ordentliche Straße führte. Viele Häuser der Villa schienen gar nicht bewohnt zu seyn, mehrere lagen in Ruinen, nicht einmal Kinder erblickten wir in den wie ausgestorbenen Straßen; sie waren so menschen-

leer, als wenn Cholera und Pest hier gewüthet hätten. Etwas Aehnliches ist's auch, was der Bevölkerung dieses Orts hinderlich ist, denn die Gegend ist eine der ungesundesten der Ufer des Tajo, ihre Sümpfe erhalten die schädlichsten Miasmen, die kalten Fieber lassen hier beinahe gar nicht nach, und arten in manchen Jahren, besonders in den Monaten Julius, August und September, in eine solche Bösartigkeit aus, daß ganze Familien davon hinweggerafft werden.

Vor einigen dreißig Jahren, und kurz vor meiner Ankunft in Portugal, wurden bei der Grabung des Fundaments eines Hauses, im Sandboden, der hier eines der Lager der tertiären Bildungen ausmacht, und den ich Grünsand dieser Formation benenne, Spuren lebendigen oder gediegenen Quecksilbers entdeckt, und dem Gouvernement davon Anzeige gemacht, welches sogleich den Ingenieuroberstlieutenant Niemeyer, einen Hannoveraner von Geburt, der mit dem Grafen von der Lippe nach Portugal gekommen, dahin schickte, um die nöthigen Nachgrabungen vorzunehmen, ungeachtet derselbe sich nie mit bergmännischen Arbeiten beschäftigt hatte, wie er mir nachgehends selbst gestand. Die Resultate zweijähriger Arbeiten, die an eine sehr kostspielige und keineswegs bergmännische Art ausgeführt wurden, waren, daß man mehrere Centner Quecksilber (es ist mir in diesem Augenblick nicht erinnerlich, ob 10 oder 20 Centner), während der trocknen Monate auffammelte, so daß der Werth desselben die Arbeitskosten gedeckt haben soll, nachgehends aber die Arbeiten wieder einstellte, weil sich die Menge des im Sande zerstreuten Quecksilbers verminderte, und man auf die Idee kam, daß an diesem Ort in früheren Zeiten vielleicht ein Magazin gewesen, worin Quecksilber aufbewahrt wurde, und welches durch irgend einen Zufall zu Grunde ging, das Quecksilber aber im Sande sich verlor und immer tiefer senkte. Niemeyer suchte das Gouvernement in dieser Idee zu bestärken, um die Arbeiten an diesem so ungesunden Orte, wo er den Schmerz hatte, drei seiner Kinder in Zeit von wenigen Wochen zu verlieren, aufzugeben. Erst spätere Erfahrungen über das Vorkommen des Quecksilbers, was man auch innerhalb der Mauern Lissabons, bei Grabung der Grundlagen von Gebäuden, besonders der der Kirche von S. Paulo und andern Orten in dem genannten Grünsande gefunden hat, so wie an dem Abhange des Castells von Almada, jenseits des Tajo, haben mich überzeugt, daß jenes Quecksilber in Coina nicht zufällig dort angehäuft lag, sondern daß es dieser Formation eigenthümlich angehört, so wie der diluvischen Sandbildung der Halbinsel zwischen dem Tajo und Sado bis zur Meeresküste hin das Gold in kleinen Körnern und Staub.

Wir ritten vom Mittelpunkte der Villa aus, wo wir uns vergebens nach einem Tannenbusch als Zeichen einer Weinschenke umgesehen, nun längs einem tiefen Sumpfe hinab, der mit Quer-Dämmen versehen war, auf dem kleine Mühlen angebracht sind, welche nur so lange in Gang gesetzt werden können, als die Ebbe eintritt, und kamen endlich bei einer Reihe niederer Häuser an die Spitze des Tajo-Arms, wo die kleinen Fahrzeuge an einem bequemen Quai anlegen. Hier stiegen wir an einer kleinen Taverne ab, und erquickten uns mit Brod und Wein; außer diesen beiden Dingen war schlechterdings nichts zu haben, hingegen war uns das Glück so günstig, hier ein kleines Boot aus Lissabon vor Anker liegend zu finden, und uns darin einzuschiffen, wo nicht, so hätten wir noch einige Stunden weiter bis nach Cassilhas auf dem unangenehmsten Wege durch Sandsteppen und Büsche reiten müssen. Der Administrator von Coina, ein recht angenehmer, gebildeter Landmann, von dem wir mehrere Aufschlüsse über die gegenwärtige Decadenz dieser Gegenden erhielten, gesellte sich noch zu uns, so daß wir eine angenehme, unterhaltende Fahrt hatten, und nach einer Stunde in Lissabon am Caes do Sodré ans Land stiegen.

Antiquitätenfund in Dublin.

Ein alter Tumulus, den man seit langer Zeit unter dem Namen Cnoc Math Righ, oder der Hügel des guten Königs, kennt, wurde im Phönixpark zu Dublin eröffnet. Der erste Gegenstand, den man fand, war ein vollständiges Cromlech oder Altargrab tief in der Mitte des Hügels, das aus einer rohen, ungemeißelten, 6½ Fuß langen und 5½ Fuß breiten Steinplatte bestand, die auf fünf 5½ Fuß hohen Säulensteinen lag, von denen zwei auf jeder Seite und eine am Fuße sich befand, so daß das Ganze eine kleine Kammer bildete, da mehrere platte Steine die noch übrigen Oeffnungen schlossen. Bei Eröffnung der kleinen Kammer fand man zwei sehr wohl erhaltene menschliche Skelette in einer Stellung, daß sie sitzend begraben worden zu seyn scheinen; das eine Gerippe soll einem Mann, das andere einer Frau angehört haben. Außerdem fanden sich Bruchstücke von zwei irdenen Urnen, augenscheinlich von sehr hohem Alter, und eine Menge kleiner weißer Kamm-Muscheln, deren Spitzen abgenommen waren, so daß sie an den dadurch gebildeten Löchern angefaßt werden konnten, und so wahrscheinlich einen Halsschmuck der Frau bildeten. (Athenäum vom 9 Junius.)

Chronik der Reisen.

Douglas' Reisen u. s. w.

Zweite Besteigung des Mauna-Roa und der eigentlichen tafelartigen Gipfelhöhe desselben.

(Schluß.)

In der Nähe der Kuppe sah ich einen Vogel von der Größe des Sperlings; sein Gefieder war hellgrau und die Farbe des Schnabels blaßgelb; er war das einzige lebende Wesen, das ich jenseits der Waldzone traf, und so zahm, daß ich ihn von dem Lavablock, auf dem er saß, mit der Hand wegnehmen konnte; ich gab ihm aber sogleich die Freiheit zurück. In einer Vertiefung der Lava lag ein todter Hahicht. Dieser Berg scheint ganz anders gebildet zu seyn als der Koa, und aus einer zahllosen Menge von Lavaschichten zu bestehen, die durch die verschiedenen Ausflüsse des großen Kraters entstanden sind. In den tiefen Höhlen von Kapapala von 2000 Schuh Seehöhe sind die verschiedenen Strata sehr deutlich abgemarkt, und wechseln in Dicke je nach der Stärke der Eruption, durch die sie entstanden. Zwischen vielen davon liegen Erdschichten von 2 Fuß bis 2 Fuß 7 Zoll Dicke, welche Pflanzenstoffe enthalten, und von den langen Ruheintervallen zeugen, die

zwischen den Ausbruchsperioden stattgefunden haben. Ein bemerkenswerther Umstand ist es, daß die dicksten Strata meistens auch die untersten oder eigentlich tiefsten, und je höher nach der Oberfläche zu immer dünner werden. An manchen Plätzen zählte ich 27 solcher Erdschichten, welche in ihrer wagerechten Lage genau mit der Neigung des Berges übereinstimmten. In den 40 bis 70 Fuß tiefen Höhlen, die ich in der Nähe meines Nachtlagers untersuchte, und wo Lava- und Erdschichten miteinander in der Art abwechselten, daß auf eine Reihe von den ersteren immer eine von letztern kam, war näher als 15 Lavaschichten nach der Oberfläche zu keine Erdschichte wahrzunehmen. Thierreste irgend einer Art habe ich in den Lavaschichten u. dgl. beider Berge nicht bemerkt, ja keine Spur davon wahrgenommen.

Am späten Nachmittage wurde der Rückweg angetreten, welcher noch mühe- und gefahrvoller als der Aufweg war. Die vor Kälte halb erstarrten Owaihier kamen nur langsam weiter, und obgleich das Zwielicht in dieser Region von beträchtlicher Dauer ist, brach durch die langen Zögerungen nun doch die Finsterniß herein, so daß eine kleine Höhle, die sich gerade in der Nähe befand, zum Nachtlager gewählt werden mußte. Diese gewährte nun wohl Schutz vor dem Nordwestwinde, der nach Sonnenuntergang immer heftiger zu wehen begonnen hatte, da sie aber noch hoch über der Pflanzenwuchslinie lag, also weit umher kein Feuerungsstoff vorhanden war, der Thermometer auf 19° stand, und die Kälte durch die von Schweiß ganz durchnäßte dünne Kleidung noch empfindlicher wirkte, so wurde der Aufenthalt an diesem Orte so unerträglich, daß ich aller Gefahr ungeachtet noch vor Mitternacht wieder aufzubrechen beschloß, um zu dem tiefer unten befindlichen Zeltlager zu gelangen, und dazu nur den Aufgang des Mondes abwarten wollte. Nie werde ich die namenlose Freude vergessen, womit das erste Heraufstimmen des willkommenen wegweisenden Gestirnes über dem Vulcan, dessen Erscheinung ich in der unwirthlichen, trostlosen Einöde sitzend mit gespannter Beklemmung entgegensah, mich plötzlich durchzuckte. Höchst seltsam war die Gestalt des so frohlockend begrüßten heraufziehenden Gestirnes. Der verfinsterte Rand erschien zu oberst, dann ein schmaler 4 bis 5° hoher Silbergürtel, der aus der schwarzgelben feurigen Wolke, die über dem Vulcan schwebte, hervortauchte. Das erste Erblicken desselben hielt ich für ein Aufblitzen des Feuers, doch nach einigen Augenwinken schon strahlte er herauf der liebliche Mond an der wolkenlosen Nachtveste, und verbreitete seinen wegweisenden Schein auf meinen schroffen Pfad, den ich alsbald freud- und dankerfüllt betrat. Die drei Owaihier, worunter der Vogelsteller, waren jedoch aus der Höhle, worin sie dicht zusammengekauert lagen, nicht wegzubringen, so daß ich sie denn auch hier zurückließ, und den mitternächtlichen Hinabzug bloß in Begleitung meines treuen Dieners, der mir überall hin wie mein Schatten folgt, antrat.

Bei diesem Anlasse wollen wir hier vor dem Schlusse dieses langen Reiseberichts die verschiedenen, die Eingebornen von Owaihi betreffenden Angaben zusammenfassen, welche darin zerstreut vorkommen. Sie mögen vielleicht einigen Aufschluß über die außerordentliche Abnahme der owaihi'schen Bevölkerung gewähren, worüber A. v. Chamisso in einer der letzten Sitzungen der Berliner Gesellschaft der Wissenschaften so traurige Angaben mitgetheilt hat: Die Masse von Nahrung, besonders von Poe, deren der Owaihier im Lauf einer Woche bedarf, kommt an Gewicht beinahe demjenigen seines Körpers gleich; von letzterer, wie überhaupt von pflanzlichen Lebensmitteln, kann er daher nicht mehr als den Bedarf einer Woche tragen, ein Umstand, der vorzüglich bei Bergreisen durch die ungemeine Vermehrung und Erschwerung des Gepäcks äußerst hinderlich ist. Kein Volk des Erdkreises, ruft Douglas irgendwo aus, mag der Vielesserei so fröhnen, als das owaihische. Die unzertrennliche und obligate Begleitung und Herzstärkung des Owaihiers beim Antritte von Bergreisen bildet eine lange Zuckerrohrstange, die von Stunde zu Stunde kürzer wird. Vorzüglich auf Bergreisen, denen sie trotz des durchaus gebirgigen Charakters des Archipels sehr abhold sind, muß man sie unausgesetzt im Auge behalten, ja förmlich vor sich her treiben; wird diese Vorsicht vernachlässigt, so setzen sie sich, sobald der vorausgegangene Reisende ihnen aus dem Gesicht ist, nieder, kauen Zuckerrohr, rauchen, plaudern, machen es sich so behaglich als nur möglich, schlendern denn auch wohl eine kleine Strecke weiter, rasten wieder, und verbringen den Tag unbekümmert darum, ob er bei seiner Ankunft an der zum Rastort oder zum Nachtlager bestimmten Stelle etwas von dem Mund- und anderem Bedarf, den sie tragen, brauchen möge oder nicht, ja sie erwiedern nicht einmal seinen fernen Ruf. Ihrer geringen Abhärtung und großen Empfindlichkeit gegen die Kälte ist bereits mehrmals gedacht worden.

Das strahlende Sternbild des Orion, das in meinem Heimathslande seit den Tagen der Kindheit mich so sehr angezogen und woran meine Blicke stundenlang gehangen hatten, war mein Leitstern. Es war kürzlich erst durch den Meridian gegangen. Vorsichtig von Absatz zu Absatz herabsteigend, gelangte ich um die zweite Frühstunde auf eine mit Knieholz bedeckte ebene Stelle; doch war das Aussehen dieser Zwerggebüsche stämmiger als das derjenigen, die in der Nähe des Lagers, dem ich zueilte, wuchsen, ein Umstand, der mir auffiel. Ich zündete ein Feuer an, und nun ergab die Untersuchung des Barometers, daß diese Stelle schon 500 Fuß unterhalb des Lagers, das ich aufsuchte, lag. Der stämmigere Wuchs des Knieholzes war nun auch leicht erklärlich. Unser oftmaliges Rufen blieb unerwiedert. Kaum hatte ich mich an dem hellauflodernden Feuer zu erwärmen begonnen, als ich von einer heftigen Entzündung der Augen befallen wurde, deren Vorboten, namentlich ein durch die Schneestrahlung bewirkter stechender Schmerz, sich schon oben auf dem Gipfel gezeigt hatten. Von heftigem Durst geplagt, schlief ich ein, und träumte während eines mehrstündigen unruhigen Schlummers von nichts als von plätschernden Cascaden, worüber schimmernde Regenbogen hingen und deren Sprühschaum mich durchnäßte, während meine Lippen von brennendem Durst vertrocknet waren. Als die aufgehende Sonne des 30 Januar 1834 die Schneehalden des Mauna-Roa vergoldete, gewahrte ich erst, welche schwierige und gefährliche Pfade in den mitternächtlichen Stunden zurückgelegt worden waren. Vom Lager aus, wo eine von Honori behend herbeigebrachte Kürbisschale voll köstlichen Eiswassers ein langersehntes Labsal gewährte, wurde bald darauf die Weiterreise nach Kapupala angetreten, wo unser Reisender, den wir hier für immer verlassen, am Abend desselben Tages anlangte.

Ueber seine Streifzüge von diesem Zeitpunkt (Ende Januars 1834) an bis um die Mitte Julius desselben Jahres, wo er auf der Rückreise nach Hilo, ungefähr 30 englische Meilen davon auf der Nordseite des Mauna-Roa, bei einem Orte, den die Missionäre in ihrem Bericht an den großbritannischen Generalconsul zu Woahu Laupaschoohol nennen, auf die im Lebensabriß erzählte entsetzliche Weise das Leben verlor, mangeln alle Angaben. F. Malven.

München. In der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 178.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Junius 1838.

Beirut.

(Aus Addison's Damascus and Palmyra.)

Beirut ist bei seiner geringen Größe den meisten türkischen Städten, in Betreff der Architektur seiner Gebäude, vorzuziehen, die Straßen sind viel reiner, nicht so mit Kothpfützen angefüllt, und die bedeutendsten Häuser aus Stein aufgeführt. Am Abend gingen wir in den Palast Soliman Pascha's, des bekannten französischen Renegaten; von hier aus, so wie von den umliegenden Höhen hat man eine sehr liebliche Aussicht: der undulirende Boden ist bis an die See hinab mit Maulbeerbäumen bedeckt, und jenseits eines breiten Golfs erblickt man die hohe Kette des Libanon, dessen zwei höchste Spitzen ganz das Aussehen von Schneegipfeln haben, wahrscheinlich von der Farbe des Bodens. Bei Sonnenuntergang war ein herrlicher Purpurschimmer über die ganze Kette verbreitet.

In der Nähe des Palasts wurden kürzlich zwei alte Mosaikböden entdeckt, und von den europäischen Consuln, welche sie fortschaffen wollten, auf eine barbarische Weise zerstört; einige Bruchstücke, die ich sah, glichen den Mosaiks von Pompeji. Auch wurden kürzlich in geringer Entfernung einige schöne Sarkophage und mehrere werthvolle Münzen und Gemmen gefunden. Hart an des Pascha's Palast sind die Trümmer einer starken Mauer, die aus der Zeit Herodots des Großen stammen soll, und einige kleine Bruchstücke zertrümmerter Säulen sieht man längs dem Hügel hin. Die Hauptruinen des alten Berytus erstrecken sich längs dem Vorgebirge, westlich von der Stadt, hart am Meeresufer hin und etwa eine halbe Stunde von dem westlichen Thore, wo die Grundlagen mächtiger Mauern zu sehen sind, die sich ziemlich weit ins Meer hinein erstrecken, und mit dem weißen Schaum der Brandung bedeckt sind. Die Küste ist schroff und zerrissen, und die Berglandschaft längs dem Wasser hin sehr großartig. Längs dem Quai und dem Hafen liegen manche Reste, die von der Pracht des alten Berytus zeugen. Ueberhaupt findet man rund um Beirut her Bruchstücke schöner Säulen, zum Theil in dem sandigen Boden begraben. Wenn die große Hitze vorüber, der Wind noch nicht ganz hingestorben, und die ganze Natur in der stillen Ruhe eines südlichen Abends begraben ist, gewährt es ein großes Vergnügen, ein kleines Araberboot, so schlecht diese auch sind, zu besteigen und auf den tanzenden Wassern dahinzufahren, um das schöne Panorama der Berge zu betrachten, die sich nach allen Seiten hin erstrecken.

Es ist ein großer Nachtheil für Beirut, daß es keinen sichern Hafen hat; in der Nähe des Lazareths jedoch ist eine tief eingekrümmte Bai und ein ziemlich guter Ankerplatz. Hier war ehemals ein künstlicher Hafen, der durch einen Molo gebildet war, aber dieser ist, wie die andern syrischen Häfen, durch die Saracenen zerstört worden, damit sie den Kreuzfahrern keine Zuflucht geben sollten.

In den Straßen der Stadt sieht man sehr wenig Frauen, und sie haben überhaupt ein düsteres Ansehen, theils wegen der finstern Steinhäuser, aus denen sie bestehen, theils wegen des Mangels an Kaufläden. Es findet sich eine große Anzahl Franken hier, Missionäre und Kaufleute, und der Anblick runder Hüte und kurzer Kleider zerstört immer auf eine unangenehme Weise den orientalischen Charakter eines Ortes. Die amerikanischen Missionäre haben Schulen hier und erziehen einige Kinder von Armeniern, Drusen und Maroniten; einige derselben haben sich zum Protestantismus bekehrt, solche Proselyten sind aber sehr selten.

Die Mündung der Seine.

(Fortsetzung.)

Jetzt begreifen wir auch die Furcht der Soldaten Alexanders, wie sie bei der Mündung des Indus den Fluß mit fürchterlichem Toben aus seinen Ufern treten und die Ebenen rings umher überschwemmen sahen; wir haben bei Quillebeuf vor Anker gelegen und an allen Gliedern gezittert, als wir von weitem die Barre schaumbedeckt, und wie vom wüthenden Meere ausgespieen, auf uns zukommen sahen, und ihr dumpfes, unheimliches Gekrach fast eine halbe Stunde vorher brüllen hörten, ehe sie das Bogspriet unsers Schiffes küßte. Diese schreckliche Barre, welche den keckſten Schiffern Angst verursacht, erhält

einen noch höhern Grad von zerstörender Kraft, wenn sie weit bis in das Flußbett der Seine vordringt, wo die Ufer näher zusammentreten und die nöthige Tiefe des Fahrwassers fehlt, welches für die kubische Ausdehnung der Wassermasse zu eingeschränkt ist. Die Fluth steigt dann gegen den Strom auf, drängt und treibt Alles vor sich her, was ihr unterwegs begegnet, zerwühlt und zerstört die sich ihr entgegenstemmenden Landzungen, überschwemmt links und rechts die Wiesen, verschlingt die alten Inseln oder bildet neue, und bestürzt den armen Landmann, dessen Besitzthum sie vernichtet, überall Schrecken und Verheerung verbreitend. Um die Zeit des Voll- und Neumonds, und während der ganzen Dauer der Tag- und Nachtgleiche ist die Barre am gefährlichsten.

Die Schifffahrt von Quillebeuf nach Havre wird nicht ohne Gefahr bewerkstelligt; entzückend und majestätisch aber ist das Gemälde, welches die Natur auf der ganzen Fahrt vor unsern Augen ausbreitet. Der kleine Flecken Quillebeuf hat ein nebelgraues, kaltes Aussehen und erinnert fast an die Ufer der Themse. Hier wie dort fahren wir mit Erstaunen zwischen ganzen Flotten von Kaufmannsschiffen hindurch und passiren vor einer schwarzen Schaar von Remorqueurs vorüber, welche, dem Strom und Wetter trotzend, die beladenen Fahrzeuge die Seine hinaufziehen, ganz aus Eisen und Feuer, wie ihre Namen: Pluton, Vulcain, la Foudre, Phlégéthon, Vésuv, Etna. Diese Remorqueurs kommen von Havre und schleppen an einem Taue Schiffe hinter sich her, welche dreimal so groß sind, wie sie selbst. Zwischen Quillebeuf und Havre ist die Seine gegenwärtig fast eine Eisenbahn, wo die Dämpfer zu gewissen Stunden hin- und hergehen und der Dienst eben so pünktlich besorgt wird, wie bei der Eilpost. Wegen der gefahrvollen Seineschifffahrt ist es strenge Vorschrift, einen Piloten von Quillebeuf mitzunehmen, welcher die Felsenriffe und Sandbänke genau kennt. Die Pilotenschaft in Quillebeuf besteht aus 99 Mann, welche Zahl nie auf 100 gestiegen ist, weil es ein alter Brauch verbietet, den die Einwohner, trotz der Aufhebung der Zunftrechte, heilig halten und beobachten.

Die Hauben der Frauen von Quillebeuf sind ein malerischer, herrlicher Kopfputz; eine Art von weißem Scheiteltäppchen, wie die Riegelhäubchen der Münchnerinnen, nach hinten übergeworfen, macht das Hauptstück davon aus, und über dieses Hauptstück fliegt ein Streifen von Musselin, der mit Spitzen besetzt ist. Die Frauen sind, wie ihre Hauben, elegant, hübsch, gewandt und alle einander ähnlich. Als Bewohner einer von jeder großen Stadt und fast aller Nachbarschaft entfernten Halbinsel, bilden sämmtliche Quillebeufer so zu sagen nur eine einzige Familie von 12 oder 1500 Personen, welche ganz glücklich zusammenleben und niemals in Versuchung kommen, anderswo ein Weib oder einen Freund zu suchen. Sobald ein junger Bursche hier zu Lande sich ein Mädchen ausersehen hat, so betrachtet sich das Mädchen als mit ihm verheurathet und bemächtigt sich ohne alle weiteren Ceremonien des Hauswesens ihres Freiers, welches sie be- oder verwirthschaftet, wie es ihrer Laune beliebt. Das hat für die Zukunft durchaus keine üblen Folgen auf sich, und wenn das junge Paar, nachdem es sich einige Zeit *studirt* hat, wie sie sagen, findet, daß sie nicht für einander passen, so gehen sie wieder von einander, und das Mädchen kehrt zu ihren Eltern zurück, und wartet geduldig so lange, bis ihr beim nächsten Tanz ein anderer Bursch eine neue Probe verschlägt. Sie hat deßhalb in Niemandes Augen etwas verloren. Die Dinge werden hier, wie gesagt, brüderlich abgemacht, mit einem wahrhaft bewundernswürdigen Zutrauen. Mißgriffe und Irrthümer sind übrigens selten. Man muß bedenken, daß in diesem kleinen Orte sich Jedermann kennt, duzt und küßt. Die Männer in Quillebeuf treiben zweierlei Gewerbe: sie sind entweder Piloten oder Fischer; die Frauen haben nur *ein* Handwerk, sie klöppeln Spitzen. Jede Heurath und Taufe ist für Quillebeuf ein Volksfest; um den Tod eines Einzigen legen alle Bewohner Trauer an. Die Duelle sind in Quillebeuf unbekannt; alle jungen Leute sind Brüder und behandeln als Vater den ersten Greis, welcher ihre Zänkereien tadelt. Auch gibt es keine Armen in Quillebeuf; wer nicht mehr arbeiten kann, hat das Recht, sich an dem Tische desjenigen niederzulassen, welcher arbeitet. Quillebeuf ist ein wahres Phalanstère, wie es die Phantasie Fouriérs erträumte.

Bis auf Heinrich IV war Quillebeuf ein sehr ärmliches, elendes Dörfchen. Der Bearner, welcher die wichtige geographische Lage des kleinen Orts zu würdigen wußte, vergrößerte und befestigte es, worauf er es Henriqueville taufen wollte, gleich wie Franz I den Versuch gemacht hatte, das auf seinen Befehl restaurirte Städtchen Havre Françaiseville zu taufen. Aber Quillebeuf war so undankbar, als Havre; es bestand hartnäckig darauf, Quillebeuf zu bleiben, trotz des Diploms Sr. Majestät, und als der Herzog von Bellegarde im Namen seines königlichen Freundes das Commando der Stadt und Festung Henriqueville übernehmen wollte, weigerten sich die Quillebeufer, ihn anzuerkennen, und schlugen den Herzog mit großem Verlust zurück, worauf den tapfern Lümmeln, welche keine königliche Livre tragen wollten, gnädigst erlaubt wurde, sich nach wie vor Quillebeufer zu nennen.

Hinter Quillebeuf wird das Schauspiel immer großartiger; je nachdem die Nähe des Meers heranrückt, erweitert sich die Seine und breitet sich zu einem unermeßlichen Strome aus; fast möchte man glauben, daß sie über ihren bevorstehenden Untergang böse wird, und daß sie vor dem Absterben im Meere den Vorübergehenden ihr Unglück hat versinnlichen, und es so einrichten wollen, daß Niemand angeben könne, wann sie noch Seine, und wann sie es nicht mehr ist. Factisch ist, daß wenn man ihre in Nebelscheine eingehüllten, kaum wahrnehmbaren Ufer so weit zurücktreten sieht, man versucht wird, aus ihren Wellen zu trinken, um sich zu überzeugen, ob sie nicht schon Meer ist. Das wäre eine schöne Brücke, welche man zwischen Quillebeuf und Lillebonne aufschlüge; gewiß so groß und imposant, wie die Brücke, welche die Gränze des Walliserlandes bezeichnet und worunter Schiffe von 300 Tonnen mit vollen Segeln hinwegfahren. Denn was wir dort zu unserer Rechten wie einen grünlichen, im Raum verschwimmenden Schatten erblicken, ist Lillebonne, die alte Julia bona der Römer, nach dem Periplus des Ptolemäus und der Theodesianischen Tafel. Sie wurde von Julius Cäsar gegründet zum Andenken seines Namens Julius,

oder von Augustus zum Andenken seiner Tochter Julia, welches die französischen Gelehrten Cuvier, Longuerue und Valois förmlich in Abrede stellen. Die Archäologen mögen das unter sich ausmachen. So viel ist gewiß, daß Lillebonne zahlreiche Spuren eines unläugbaren hohen Alterthums aufzuweisen hat. Römische Straßen, römische Gräber, ein römisches Theater, bronzene Statuen, Basreliefs und Medaillen aller Art, welche man bei den Ausgrabungen gefunden hat, liefern den Beweis, daß die Römer, als Herren von Gallien, ehemals Lillebonne zu einem militärischen Hauptpuncte gemacht hatten, von wo aus sie die Seine beherrschten. Gegenwärtig ist die alte Julia bona durch ihre Ledergerbereien und Baumwollspinnereien berühmt. Ueber der Stadt erheben sich in romantischer Schöne die Ruinen des Schlosses von Harcourt, des ehemaligen Herrensitzes Wilhelm des Eroberers, welcher aus Lillebonne eine seiner Lieblingsresidenzen gemacht hatte. Hieher berief er im J. 1066 eine Versammlung der normännischen Edelleute, um ihm mit ihrem Gelde und mit ihren Leuten in der Eroberung Englands beizustehen. Zum Andenken der Vorliebe, welche sein Vater für die Bewohner von Lillebonne hegte, machte Heinrich I aus dem alten römischen Flecken einen der wichtigsten Plätze der Normandie und schenkte das Schloß an die Familie von Harcourt, ein Stamm tapferer Krieger, welche fast alle erbitterte, unversöhnliche Feinde der Engländer waren, bis auf einen einzigen, Geoffroi d'Harcourt, der unter Philipp von Valois in die Dienste des Kronprätendenten von England Eduards III übertrat, und die Schlacht bei Crécy gewinnen half.

„Dort oben erheben sich hohe, mit Schießscharten versehenen Thürme, aus deren Höhe große Bäume emporgewachsen sind, welche ihren dichten Laubwuchs in die Luft hinausstrecken; hie und da, zwischen dem die Mauer bedeckenden Epheuteppich, erblickt man gothische Fensteröffnungen, welche Höhleneingängen ähnlich sehen; nichts wie Bustarte umflattern schweigend diese öde Stätte, und wenn man daselbst bisweilen die Stimme eines Vogels vernimmt, so ist es das Schreien einer Eule, welche darin ihr Nest macht. Als ich mich beim Anblick dieses Rittersitzes daran erinnerte, daß er ehemals von kleinen Machthabern bewohnt war, welche, vor der gehörigen Begründung der königlichen Gewalt, hie und da ihre Vasallen und sogar die Reisenden plünderten und beraubten, glaubte ich das Gerippe und die Knochen irgend eines wilden Ungeheuers zu sehen."

Mit diesen Worten schildert Bernardin de Saint Pierre in seinen Studien der Natur das alte Schloß von Tancarville, ein Palast von Granit, kühn, wie ein Adlernest, auf dem Gipfel eines ganz nackten, weißen Felsens gebaut, gegenwärtig in Trümmer zerfallen, welche sich trauererfüllt über das Ufer hinüberzubeugen scheinen, wie wenn sie darin den gigantischen Schatten ihrer ehemaligen Pracht und Herrlichkeit zittern sehen wollten. Dieses Schloß, dessen Geschichte so blutig ist, daß es vom Volk die Henkerveste genannt wurde, war das Erbgut der berühmten Kammerherren von Tancarville, jener hohen Würdenträger des Herzogthums der Normandie und der Krone von Frankreich, welche das Silbergeschirr ihres Souveräns in Verwahrung hatten, die Namen der Aufwartenden in das Audienzzimmer des Königs riefen, die fürstliche Wohnung mit Laub und Binsen versorgten, und deren Geschlecht noch bis auf den heutigen Tag einen hohen Rang unter den englischen Tories einnimmt.

Während der Regierung Philipp des Schönen brach, alten Chroniken der Normandie zufolge, eine heftige Fehde zwischen dem Hrn. von Harcourt und dem Kanzler von Tancarville aus. Die Veranlassung dazu gab eine Mühle, welche gegenwärtig noch zum Theil erhalten ist, und als Merkwürdigkeit gezeigt wird; denn der um den Besitz dieser Mühle geführte Streit war so erbittert, daß die Könige von England und von Navarra sich ins Mittel legen, und dem Blutvergießen Einhalt thun mußten. Die Herren von Lillebonne bekamen am Ende die glückliche Mühle, als nämlich Margaretha von Tancarville den Jacques von Harcourt heirathete, um Schwiegermutter des tapfern Dunois zu werden. Darauf erhielten die Latour d'Auvergne, die Grafen von Evreux, die Besitzung von Tancarville und verkauften sie für 800,000 Franken an den schottischen Bankier Law, welcher den Tag nachher Bankerott machte. Gegenwärtig gehört das Schloß von Tancarville der Familie Montmorency, welche es um 6000 Fr. vom Stadthospital in Havre zurückgekauft hat. Es ist nicht sehr lange her, als man es nebst sieben Morgen Acker für 350 Fr. jährlicher Miethe haben konnte. In diesem Augenblicke will es Niemand für so hohen Preis mehr. Wenn ich Künstler wäre, würde ich mich auf dem Schlosse von Tancarville einmiethen; es ist ein herrlicher Aufenthalt. Zu unsern Füßen strömt die zwei Meilen weite Seine; rings um uns her das klagende Gestöhn der Wogen, die sich wider die Felsen brechen und der liebliche Gesang der Vögel, welche in dem Laube der Bäume kosen; überall Luft, Sonnenschein, Himmel und oben auf dem alten „Adlerthurm" eine Aussicht von 50 Meilen im Umfang mit Hügeln, Thälern, Ebenen und Wäldern, und am Ende von allem diesem das Meer. Fürwahr, der Akademiker Lebrun hatte einen guten, aber entschieden romantischen Geschmack, als er sich jenen oben erwähnten Adlerthurm zur Wohnung erkor, um darin seine berühmte Tragödie, Maria Stuart, nach Schillers unsterblichem Meisterwerk zu dichten.

(Schluß folgt.)

Der Carai.

Die Halbinsel Indiens ist im Vergleiche mit den unmittelbar nördlich daran gränzenden Ländern im Allgemeinen als eine große Ebene mit brennend heißem Klima zu betrachten, wo sich die Europäer nicht ohne Gefahr der nachtheiligsten Folgen der Sonne aussetzen können. An der nördlichen Gränze dieser Gegend zieht sich eine weite Kette der höchsten Gebirge der Erde hin, die größtentheils mit ewigem Schnee bedeckt, rauh, unfruchtbar und öde, und da, wo sie bewohnbar sind, eher den Thälern von Norwegen mit ihren Fichten- und Birkenwäldern, als einem Lande gleichen, das so nahe an den heißen Ebenen von Hindustan liegt.

Eine lange und schmale Strecke pestartiger Sümpfe theilt diese beiden Landstriche; sie ist nirgends über 20 Meilen breit, häufig um vieles schmäler und verschwindet an manchen Stellen ganz, allein länger

als sieben Monate im Jahre, vom Anfang April bis zur Mitte November, bildet sie eine Scheidewand, die man ohne Todesgefahr nicht überschreiten kann. Diese Gegend nennt man Tarai oder Taryani. Der Bischof Heber ward von ihrem düstern Aussehen im Vergleiche mit den Ebenen von Hindustan sehr ergriffen. Dieses „Thal des Todes" ist gewöhnlich mit einem dumpfen, heißen, milchweißen Dunst bedeckt, welcher die Dunkelheit noch vermehrt; es findet daselbst keine Abkühlung statt, und die Vegetation ist durch die Hitze und Feuchtigkeit zugleich, wie Hodgson, der brittische Geschäftsträger in Nepal, sagt, „so ausnehmend üppig und rasch, daß man, nach orientalischem Ausdruck, die Pflanzen beinahe wachsen sieht und hört."

Zu dem pestartigen Klima jener gräßlichen Gegend kommt noch, daß sehr viele Tiger und eine eben so bedeutende Menge von Löwen in deren Schlupfwinkeln sich aufhalten. Hodgson hat in seinem Bericht über die Säugethiere von Nepal den Löwen nicht unter die einheimischen Thiere des Tarai gerechnet, allein man trifft denselben häufig im westlichen Theile des Landes, am Fuße der Kemaon-Berge. Für Reisende im Tarai, welche die gewöhnliche Straße bei Tag einschlagen, droht von Seite wilder Thiere keine Gefahr. Zu dieser Zeit halten sich die Tiger selbst in ihrem Versteck verborgen, und die europäischen Jäger, die zu allen Jahreszeiten ihr Leben aufs Spiel setzen, in der Hoffnung, das königliche Thier in seinem Lager zu treffen, finden meistens viele Schwierigkeit dasselbe aufzujagen. Für die Bewohner der Dörfer in der Nähe des Tarai sind dieselben sehr lästig, da sie keine Elephanten haben, und es ihnen überhaupt an Mitteln fehlt, sie mit Sicherheit anzugreifen. Trotz aller Gefahren aber sind jene Leute doch kühn genug, es zu thun, und wenn ein Tiger sich in der Nähe eines Dorfes aufhält, so rückt schnell die ganze Bevölkerung mit Pfeilen, Schwertern und Luntengewehren zum Angriff gegen das furchtbare Thier aus. Ihre große Anzahl macht sie gewöhnlich zu Siegern über dasselbe, allein da sie zu Fuß kämpfen und in das Gebüsch dringen und dasselbe durchstöbern müssen, als das einzige Mittel, das Thier aufzujagen, so endigt selten eine Tigerjagd ohne den Verlust von einem oder zwei Menschenleben. Von Seite der Regierung ist für jedes eingelieferte Tigerhaupt eine Belohnung von zwei Rupien ausgesetzt, und die Nachricht, daß ein Löwe oder ein Tiger in der Nachbarschaft sey, versetzt die Jäger vom Militär oder vom Civil sogleich in Thätigkeit. Diese, wenn sie gute Schützen sind, verfehlen selten von ihrem Elephanten aus das Thier zu tödten.

Außer dem Tiger zählt Hr. Hodgson noch mehrere andere Bewohner dieses verpesteten Thales auf. „Es ist bemerkenswerth," sagt er, „daß sich in diesem Landstrich, aus welchem alle Menschen acht Monate im Jahre fliehen, beständig einige der reißendsten vierfüßigen Thiere der Welt aufhalten und daselbst erzeugt werden. Der Königs-Tiger, der Leopard, der Panther, der Elephant, der Arna oder wilde Büffel, das Rhinoceros und Hirsche vom edelsten Wuchse sind daselbst in Menge vorhanden; auch ernährt dieselbe pestartige Gegend, was uns weniger sonderbar vorkommen wird, Boa Constrictors der größten Gattung und andere Ungeheuer dieser Art." Diese Behauptung des beständigen Aufenthalts von Thieren steht im Widerspruche mit dem, was Bischof Heber versicherte, indem er sagt, „es ist ein wahrer „Todesgürtel," welchem sich die Eingebornen mit Zittern nähern, und den während des ganz außerordentlichen Regens sogar die Affen verlassen sollen." In einer weitern Stelle sagt er, „ich fragte Hrn. Boulderson (den Bezirkseinnehmer), ob es wahr sey, daß die Affen während der ungesunden Monate jene Wälder verlassen, worauf er mir antwortete, „daß nicht die Affen allein, sondern jedes lebende Wesen vom Anfang April bis zum October dieselben instinctmäßig verlasse. Die Tiger ziehen auf die Hügel, die Antilopen und wilden Schweine machen Einfälle auf die bebauten Ebenen, und Personen, wie die Briefträger oder Militärbeamte, welche ihre Geschäfte in den betreffenden Monaten durch die Wälder führen, behaupten, daß in dieser schrecklichen Oede nicht einmal ein Vogel zu sehen oder zu hören sey." Hr. Hodgson bemerkt, daß die Annahme übertrieben sey, daß die Elephanten, Rhinocerosse u. s. w. alle zusammen die Wälder verlassen sollen, allein Heber sprach bloß von dem an den Kemaon gränzenden Theile des Tarai, welchen er selbst durchzog; dieser Theil ist todtbringender, als der am Fuße der Nepalberge, welchen Hr. Hodgson kennen lernte, und der dreihundert Meilen davon entfernt ist. Hr. Hodgson gibt zu, daß zahme Thiere derselben Art, welche im Tarai gedeihen, wenn man sie in der ungesunden Jahreszeit dahin bringt, das Malaria-Fieber bekommen und sterben.

Die Dörfer in der Nähe des Tarai sind elende, niedrig gelegene, feuchte und schmutzige Orte, die kein Wind durchzieht; das Volk ist häßlich und im Elende; sie haben dicke Köpfe, hervorragende Ohren, platte Nasen, aufgeschwollene Bäuche, dünne Glieder und eine gelbliche Gesichtsfarbe; ihre alleinige Kleidung besteht in einer Decke von schwarzer Wolle. Trockne und höher gelegene Wohnungen, wozu sie in der Nachbarschaft hinlänglich Materialien hätten, und eine etwas bessere Bekleidung wären hinreichend, ihnen eine bessere Gesundheit und ein erfreulicheres Daseyn zu sichern; allein das jährliche Fieber, dem sie unterworfen sind, scheint die zu solchen Unternehmungen erforderliche Kraft zu zerstören, ohne jedoch die mörderischen Kämpfe, welche unter der bewaffneten Bevölkerung des nördlichen Indiens nur zu gewöhnlich sind, zu verhindern. Diese Menschen sind dem Malaria-Fieber mehr unterworfen, und leiden auch mehr unter demselben als die Europäer, was ohne Zweifel von ihrer armseligen Lebensart herkommt. Ihr Puls ist stets schwach, und beim ersten Anfall der Krankheit versinken sie gleich in hoffnungslose Verzweiflung; hiezu kommt noch ihre Nachlässigkeit. In dieser Beziehung sind alle Indier wie die Kinder; ein Europäer, der Begleitung mit sich nimmt, muß sehr wachsam seyn, seine Leute davon abzuhalten, an Gegenden unter freiem Himmel auf der Erde zu schlafen, wo, wenn man sich eine einzige Nacht aussetzt, meistens ein gewisser Tod erfolgt. Zelte und erhöhte Bettstellen, warme Kleider, gute Lebensweise, Portwein u. s. w. sind die besten Verwahrungsmittel, auch ist der Muskito-Vorhang von großem Nutzen, und man hält denselben in Indien für unburchdringlich für die Malaria.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 56** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Ein Verräther. Aus den historischen Blättern des Mittelalters. — Voltaire 1838 in Frankreich. (Schluß.)

In den Monatsheften dieses Auslandes dargebotenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 6–7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Theilnahme des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 179.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Junius 1838.

Ausflug in die Bergwerke von Werchneiwinsk, Werchnetagilsk, Newiansk und Reschewsk.

(Aus der nordischen Biene Nr. 102 f. v. d. J.)

Die Erzeugnisse der russischen Bergwerke, unter denen den uralischen ohne Zweifel der Vorzug gebührt, sind nicht nur hinreichend, um allen Bedürfnissen Rußlands zu genügen, sondern kommen auch in großer Menge in den auswärtigen Handel, man kann daraus auf die Größe der Capitalien schließen, welche zu dem Betriebe derselben verwendet werden.

Es ist daher von Interesse, einen Blick auf die gegenwärtige Lage unsrer Bergwerke, ihren blühenden Zustand und die Verbesserung ihres Betriebs zu werfen. Wer in Jekaterinburg lebt, und nur einigermaßen freie Zeit hat, für den lohnt es der geringen Mühe, die besten Bergwerke, d. h. die durch ihre Menge sowohl als ihre Güte bedeutendsten zu sehen. Jekaterinburg ist auf allen Seiten von Hüttenwerken umgeben, und wir theilen hier die Namen der bedeutendsten davon mit. Nischnetagilsk ist das vorzüglichste aller uralischen Bergwerke, Reichthum, ja man kann sagen, ein gewisser Luxus ist in den Einrichtungen bemerklich; die Besitzer, die HH. Demidow, sind bekannt durch ihren Eifer für den Nutzen und den Ruhm ihres Vaterlandes. Nach Nischnetagilsk kommt unmittelbar Werchisetsk, das von Jekaterinburg nur eine Werst entfernt ist, und dem Hrn. Iwan Jakowlew gehört. Newiansk gehört den Erben des verstorbenen Paul Jakowlew. In der Nachbarschaft von Newiansk liegt Alapajewsk, das den Erben eines dritten Jakowlew gehört. Südlich von Jekaterinburg liegt das den Erben des Kaufmanns Rostorgujew gehörige Kaslinsk. Fünfzehn Werste von Jekaterinburg liegt das der Gräfin Stroganowa gehörige Gußeisenwerk Bilimbajewsk, zwischen diesem Hüttenwerke und der Stadt liegt Schaitansk das dem moskauischen Kaufmann Jarzew, und Rewdinsk das den HH. Demidow gehört. Jenseits Bilimbajewsk liegen Utkinsk, ein zweites Schaitansk und Sylwinsk, das einem Hrn. A. Jakowlew und ein zweites Utkinsk und Sukssunsk, das den Demidow'schen Erben gehört. Werchneiwinsk, Werchnetagilsk und Reschewsk gehören dem Eigenthümer von Werchisetsk, Iwan Jakowlew, und liegen gleichfalls in geringer Entfernung von Jekaterinburg. Außer diesen und vielen andern Hüttenwerken, welche Privatpersonen gehören, liegen um Jekaterinburg auch die Kronhüttenwerke; abgesehen von den jekaterinburgischen, deren Oberverwaltung in Jekaterinburg selbst sich befindet, und die aus Nischneisetsk, Kamensk, Beresowsk, Uktusk und der jekaterinburgischen Münze bestehen, muß man noch Slatoustowsk, Bogoslawsk und Goroblagodatsk erwähnen. Diese Lage von Jekaterinburg mitten unter den uralischen Bergwerken macht es zu einer wahren Bergwerksstadt. Die russischen Hüttenwerke, welche ihre regelmäßige Einrichtung seit höchstens hundert Jahren erhalten haben, konnten in dieser kurzen Zeit noch nicht die Blüthe erreichen, wie die englischen Eisenwerke, nichtsdestoweniger aber sind sie auch in ihrem jetzigen Zustande für Rußland von eben so großer Bedeutung. Ich wünschte darum sehr, einige um Jekaterinburg herumliegende Bergwerke zu sehen, Zeit und Umstände gestatteten mir aber nur vier davon, nämlich Werchneiwinsk mit dem dazu gehörigen Neiwinskorudiansk, Werchnetagilsk, Newiansk und Reschewsk in Augenschein zu nehmen.

Das erste von diesen Hüttenwerken, Werchneiwinsk, ist auf der Ostseite des Urals am Flusse Neiwa erbaut. Beim Eintritt stellt sich dem Auge des Reisenden ein breiter Teich dar, der sich 10 Werste weit ausdehnt; eine so große Wassermasse muß durch bedeutende Dammarbeiten zurückgehalten werden, und der Damm dieses Hüttenwerks hat auch in der That eine Länge von mehr als 400 Klaftern, und entspricht seiner wichtigen Bestimmung vollkommen. Er ist so richtig und mit solcher Dauer angelegt, daß er die Strömung des Wassers ohne alle Beschädigung aufhält. Auch in andern Beziehungen ist die Lage von Werchneiwinsk von ihrem Begründer, dem Fürsten Demidow (im J. 1762) nicht minder glücklich ausgewählt worden: es ist von Wäldern umgeben und hat in ziemlich geringer Entfernung Kupfer- und Eisengruben, so daß das Erz sehr wohlfeil in das Hüttenwerk geliefert werden kann. Außer diesem hat Werchneiwinsk noch andere locale Bequemlichkeiten und Vortheile, und bei verständiger innerer Verwaltung kann es dem Eigenthümer

große Vortheile bringen. In diesem Hüttenwerke sind nachstehende Einrichtungen: ein Hochofen zum Gusse des Eisens, in welchem in 24 Stunden gegen 700 Pud Gußeisen gegossen werden können; letzteres kann vermittelst eines Frischofens auf demselben Hüttenwerke in geschmiedetes Eisen umgewandelt werden. Die Methode des Schmiedens ist in Werchneiwinsk dieselbe, wie sie auf den übrigen Hüttenwerken des uralischen Landstrichs befolgt wird. Ein Meister mit zwei Leuten, die ihm bei der Arbeit helfen, schmiedet in einer Woche, das heißt in sechs Tagen 80 bis 110 Pud. Die Walzmaschinen verdienen Aufmerksamkeit wegen ihrer guten Einrichtung und ihrer vorzüglichen Production. Fast alles in Werchneiwinsk geschmiedete Eisen wird unter diesen Maschinen in schwarzes Dachplatteneisen verwandelt. Die auf Werchneiwinsk verarbeiteten Metallwaaren werden zu Winterszeit nach einem Hafen am Flusse Tschussowaja gebracht, und von da mit den Karawanen der übrigen Hüttenwerke zu Wasser nach dem Jahrmarkt von Nischegorod verschifft, oder sie gehen, je nach dem Bedarf, nach St. Petersburg. Wenn man von Werchneiwinsk spricht, darf man auch das dort befindliche Hospital, und die steinernen Magazine zu Aufbewahrung von Mehl und Haber nicht vergessen. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Hospital, das ein schöner Bau ist, und in vorzüglicher Ordnung und Reinlichkeit erhalten wird; es steht unter der Aufsicht eines Dr. Wagner.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mündung der Seine.

(Schluß.)

Auf dem entgegengesetzten linken Ufer liegt der Marais Vernier, eine weite, verderbliche Sumpfgegend, worin eben so starker Gemüsebau getrieben wird, wie in der Umgegend von Nürnberg: es wachsen hier gelbe und andere Rüben so dick wie Mannsschenkel und so kolossale Kohlhäupter, daß der ehemalige Besitzer dieses Sumpfstrichs, Hr. v. Nagu, einst ein Kohlhaupt nach Paris schickte, welches 300 Pfund wog. Wenn aber die Gemüse in Marais Vernier vortrefflich gedeihen, so gedeihen zum Ersatz dafür die Menschen sehr schlecht. Man findet hier Leute, die fünfmal Wittwer geworden sind; alle haben ein blasses, mageres, fieberkrankes und leichenartiges Aussehen. Dennoch wollen sie nicht leiden, daß man diese vergifteten Triften austrockne und gesund mache; einzelne Versuche dieser Art haben die Bewohner mit Gewalt abgewehrt, weil sie die Fruchtbarkeit beeinträchtigen, welche ihnen den Tod bringt, aber sie auch bereichert.

Nicht weit von diesen Sümpfen erhebt sich das Vorgebirg Laroque, früher das Lager der Engländer benannt, weil die ehemaligen Herren der Normandie es wegen seiner militärisch wichtigen Lage befestigt hatten. Am Abhang dieses Vorgebirgs steht ein mächtiger Birnbaum, welcher in manchen Jahren 2000 Maaß Birnmost liefert, und gegen den Fluß befindet sich die Einsiedelei des heil. Veranger, ein düsteres Loch, welches man für eine Freibeuterhöhle oder für ein Mauthversteck halten könnte, und welches der Blitz in dem Felsen ausgehöhlt hat. Auf der Hälfte des Wegs von Laroque nach Honfleur findet man die Ueberreste der alten, durch die Schelmerei ihrer Mönche berüchtigten Abtei von Grestain. Der kleine Kirchhof dieses Dorfes ist, wie viele andere Friedhöfe der Normandie, mit Aepfelbäumen bepflanzt, weil, wie Olivier Basselin singt:

On plante des pommiers às bords
Des cimetières près às morts,
Pour nous remettre en la memoire
Que ceux dont là gisent les corps,
Ont aimé, comme nous à boire

Neben diesem Kirchhof stand die Benedictinerabtei, welche im J. 1010 von Helonie oder Herlonie, Grafen von Conteville, gegründet ward und das Grab der schönen Arlette, Mutter Wilhelms des Eroberers, enthielt. Diese Abtei war so reich, daß ihre Mönche eine ganze Straße in London besaßen, welche ihnen jedes Jahr Scheffel voll Geld eintrug. Das Leben der Benedictiner scheint nicht sehr klösterlich gewesen zu seyn; der fromme Bischof von Lisieux, Arnolf, schrieb im zwölften Jahrhundert an den Papst Alexander III: „Die Mönche von Grestain vernachlässigen nicht allein ihre religiösen Obliegenheiten, sondern sie lassen sich auch noch alle Arten von Verbrechen zu Schulden kommen; sie haben sich mit Messerstichen im Kloster verwundet und eine kranke Frau mitten im Winter in eisiges Quellwasser gesenkt, unter dem Vorgeben, daß sie die Kranke heilen würden, wenn sie siebenmal dieselbe Operation aushielte, über welcher Cur die Arme den Geist aufgegeben. Der Küchenmeister der Abtei, welcher neulich sah, daß einer von den Mönchen seine Frau zu häufig besuchte, machte ihm deßhalb Vorwürfe, man ereiferte sich; auf den Wortwechsel folgten Schmähungen, darauf Schlägerei, und der Frater, eine enorme Mörserkeule ergreifend, welche ihm in der Küche, wo die Scene vorging, gerade zur Hand war, führte damit einen so gewaltigen Streich auf den Kopf des Küchenmeisters, daß sein Blut über die in der Nähe stehenden Schüsseln spritzte, welche eben aufgetragen werden sollten. Ein anderer Mönch hat sich noch ganz kürzlich im Refectorium beim Mittagsessen betrunken und mit seinem Messer nach zweien seiner Tischgenossen gestochen, die ihn mit Knütteln zerbläuet haben." Auf dieses Schreiben reformirte der Papst das Kloster und machte dem Skandal ein Ende. Auf den Ruinen der Abtei steht gegenwärtig ein allerliebster kleiner Herrensitz.

Jetzt nähern wir uns dem Meer; wir unterscheiden deutlich den Strich von gelbem und blauem Wasser, welcher die Seine und das Meer trennt, und wir fühlen bereits die heftige Aufrüttlung unserer Eingeweide, welche die entgegengesetzte Bewegung des Flusses und des Meeres hervorbringt. Der Augenblick, wo die Seine mit ihren sämmtlichen Gewässern sich ins Meer ergießt, ist der traurigste, feierlichste und komischste während der ganzen Ueberfahrt nach dem Havre. Auf der Stelle angelangt, wo die größte Breite des Flusses ist und wo die Wellen von einer Seite her eindringen, von der andern Seite zurückdrängen, weiß man nicht mehr, welche von den beiden verborgenen Kräften, die uns schütteln und aus dem Gleich-

gewicht bringen, die Ueberhand bekommen wird. Man ist wie verlassen von der Erde, deren Unermeßlichkeit vor der Unermeßlichkeit des Meeres zu fliehen scheint. Man steige vom Verdeck in die untern Gemächer hinab, wo man besser und schneller erfährt, was in den Tiefen des Wassers vorgeht; man betrachte die armen Passagiere, welche bald taumelnd sich einander fragen: „sind wir oder sind wir nicht im Meere?" Die unglücklichen Frauen haben solche Eile, seekrank zu werden, daß sie sich eine Stunde vorher ihr Bett machen: der ganze Raum wird zum Spital eingerichtet, während die dünnen Bretterwände des Schiffes von dem Andrang der Wogen in ihren Fugen erkrachen und stöhnen. Die Viertelstunde der Ueberfahrt auf dem Meere ist für die Kranken im untern Raume abscheulich, da der menschliche Körper in seiner Unbedeutenheit bekanntlich alle Schwankungen des Schiffes spürt. Nichts ist aber lustiger anzusehen, als die Passagiere auf dem Verdeck, welche wie trunken umher taumeln und sich unter einander mit jener komischen Zärtlichkeit der Trunkenbolde behandeln, weil sie fürchten, sie möchten zusammen ersaufen. Auf dem Wasser allein und auf den Brettern eines Schiffes, die eben so zerbrechlich und vergänglich, als die Existenz, welche sie tragen, sieht man, daß die Menschen sich wahrhaft brüderlich nach dem Naturgesetz einander helfen und stützen, daß die Feinde sich aussöhnen und sich lieber einander um den Hals als ins Wasser fallen, daß die mit denselben Handelsartikeln reisenden Commis-Voyageurs ihre Nebenbuhlerschaft vergessen und fühlende Menschen werden, kurz daß Jedermann sich beeilt, die Summe seiner Leiden zu verringern und sein Gleichgewicht zu vermehren, indem alle Anwesenden zu einem Defensiv- und Offensivbündnisse zusammengetreten sind.

Unter diesen Umständen sind die wenigsten Passagiere im Stande, das prachtvolle Naturpanorama um sie her zu betrachten. Links vor uns in weiter Ferne dämmert ein grüner, mit Laubholz bewachsener Berg herüber, dessen Abhänge mit rothen Fabrikgebäuden besäet sind. Das ist die Küste von Grace, an welcher Harfleur liegt. Mit einer guten Brille oder noch besser mit guten Augen bewaffnet, entdeckt man oben auf dem Berge, welcher Harfleur beherrscht, das eingehauene steinerne Crucifix, welches vor der berühmten Capelle von Notre-Dame-de-Grace aufgepflanzt ist, und in einer so großen Entfernung gesehen, ziemlich klein erscheint. Vor uns, in jenem blauen Horizont, welcher immer höher aufsteigt, und sich mit dem blauen Himmel vereint, entfaltet eine ganze Flotte ihre majestätischen Segel, welche bald düster und traurig, bald weiß und glänzend erscheinen, je nachdem die Sonne sie beleuchten oder nicht beleuchten will. Hinter uns verwischt sich alles und sieht, so weit das Auge reicht; kein Land, keine Küste ist mehr sichtbar; Wasser, nichts als Wasser. Jene schlanke, graziöse Pyramide endlich, welche wir zu unserer Rechten erblicken, die aus dem Wasser emporgewachsen scheint, und sich aus dem Thalgrunde einer kleinen Bucht, zwischen zwei im saftigsten Grün schimmernden Höhen gen Himmel erhebt, ist der Kirchthurm von Honfleur; jene demüthig an den Fuß des Thurmes hingelagerten Häuser sind die Gerbereien, Zuckersiedereien und Waschanstalten von Harfleur, welches früher ein prächtiger Hafen, und lange Zeit die Perle der Normandie war, um deren Besitz sich die Franzosen und Engländer ewig stritten, bis die Stadt eines Tages, des unaufhörlichen Blutvergießens und Bombardirens müde, vom Meere fortging — wie die Sage der Schiffer berichtet — und sich eine halbe Meile weit zurückzog. Gegenwärtig hat sie keinen Hafen mehr. Heu und Binsen wachsen da, wo sonst ihre Schiffe mit buntbewimpelten Masten standen.

Harfleur ist eine Ruine zwischen zwei Ruinen, dem Schloß von Orcher und der Abtei von Graville. Das Schloß von Orcher, eins der vierzehn, welche der unglückliche Law zur Zeit seines Glücks besaß, kam später in die Hände der wohlthätigen Marquise von Nagu, welche auch Eigenthümerin vom Schloß La Meilleraie bei Rouen war, wo das Andenken dieser vortrefflichen Frau in der ganzen Gegend fortlebt und heilig gehalten wird. Die Abtei Graville hatte sechs Canonici, deren einzige Function die Bewachung des wunderthätigen Sarkophags der heiligen Hanvoine war, und welche dafür ein jährliches Einkommen von 40,000 Fr. bezogen, das sie ganz nach den Regeln der Hufeland'schen Makrobiotik verzehrt zu haben schienen, wie es folgender Brief beweisen mag, den einer dieser ehrenwerthen Väter an seinen 81 Jahr alten Freund Jules schrieb, und der also lautet: „Mein lieber Bruder, ich werde heute 101 Jahre alt, und schreibe dir diesen Brief beim Lampenlicht; ich habe würdevoll und anständig gelebt, und empfehle dir das Regime, welches ich in deinem Alter befolgt habe. Füge zu deiner gewöhnlichen Mahlzeit täglich eine Flasche Wein hinzu, und der Himmel erhalte noch lange deine Lebenstage, welche deiner Heerde so ersprießlich sind. Das ist, mein theurer Julius, der aufrichtigste Wunsch deines Bruders." Pierre Lejardin.

Eine plötzliche Schwenkung des Schiffes hätte uns beinahe zu Boden geworfen; wir drehten uns um, und sahen einen dürren Felsen, dann einen Wald von Masten, und zuletzt einen dicken, runden Thurm, der Thurm Franz I benannt. Das Dampfschiff, la Normandie, that einen Kanonenschuß, und begrüßte im Vorbeifahren die dreifarbige Fahne, welche auf dem Leuchtthurm des ins Meer hineingebauten Hafendamms flattert. Alle Passagiere, die sich noch auf den Beinen halten konnten, stürzten aufs Verdeck und dankten ihrem Schöpfer, als ihnen der Capitän die Worte zurief: Nous sommes au Hâvre.

Chronik der Reisen.

Schomburgks Reisen in Brittisch-Guiana.

Die Londoner geographische Gesellschaft erhielt von diesem eifrigen Reisenden ein Schreiben vom 18 November 1837 aus einem Ort unter 2° 52′ N. B. und ungefähr 58½° W. L. Er verließ Georgetown zum drittenmal im September 1837, fuhr abermals den Essequibo hinauf bis zu seiner Vereinigung mit dem Rupununy, folgte dem obern Laufe dieses letztern in westlicher Richtung und erreichte die Einmündung des Rewa, den er in südöstlicher Richtung hinauffuhr bis zu seiner Vereinigung mit dem Quitaro, der von Südsüdost in denselben einmündet. Wir fuhren, erzählt Schomburg, letztern Fluß hinauf, und hielten am 7 November an, um den Ataraipu, eine natürliche Pyramide, von welcher ich viele widersprechende Gerüchte gehört hatte, zu besuchen.

Unser Weg dahin führte durch dicke Wälder, und nach einem mühsamen Marsche von zwei Stunden erreichten wir den Fuß eines Gneißhügels, der, mit Ausnahme einiger wenigen parasitischen Pflanzen, als Orchideen, Cacteen und Clusien, die aus einer dünnen Schichte Dammerde in den Felsenspalten, ihre spärliche Nahrung zogen, ganz unfruchtbar war. Als wir 500' hoch gestiegen waren, öffnete sich der Blick gegen Westen, und aus dem vor uns liegenden Abgrund erhob sich der berühmte Ataraipu, eines der größten Naturwunder von Guiana. Sein Fuß ist etwa 550 Fuß hoch bewaldet, von da erhebt sich die von aller Vegetation entblößte Granitmasse in pyramidaler Form noch um weitere 550 Fuß, so daß ihre Gesammthöhe über der Ebene 900 Fuß beträgt. Von dem Gipfel des Hügels, auf dem wir standen, hatten wir eine ausgedehnte und prächtige Aussicht: in geringer Entfernung erhob sich die ebenerwähnte Granitmasse; etwas südlich davon eine fast gleiche Masse von Gneiß, und in der Entfernung stieg Kette über Kette empor und bildete gegen Westen ein Amphitheater; ich erkannte die Sacrari-Berge und den Dararou in der Richtung des Forts St. Joaquim. Meine Beobachtungen gaben für Ataraipu 2° 55' N. B. und 58½° W. L. v. G.

Als ich weiter aufwärts südlich vordrang, wurde der Quitaro fast unfahrbar, und ich war froh endlich die Stelle zu erreichen, wo ein Pfad hinüberführt zu der Niederlassung zu Cardoam oder Acataari im Westen. Als wir am folgenden Morgen über die Savanne zogen, stießen wir auf etwa 600 Fuß lange Strecken, wo eckige Quarzstücke so regelmäßig lagen, als hätte man den Boden damit gepflastert; kurz darauf erreichten wir Strecken mit Granitcoulsteinen, die sich gleichfalls in östlicher und westlicher Richtung erstreckten, und oft so groß waren, daß sie Festungswerken glichen.

Bei Sonnenuntergang erreichten wir ein Lager von etwa fünfzig Wayweschanas, und fühlten uns sehr ermattet, da wir in zwei Tagen von den Ufern des Quitaro her 45 Meilen zurückgelegt hatten. Aus den hier eingezogenen Erkundigungen geht hervor, daß unser weiterer Weg drei Tage weit südostwärts führt nach der ersten Niederlassung der Jarumas am Curuwini; die Wolkwovas sollen an einem Flusse südwärts von den Quellen des Essequibo, oder, wie die Eingebornen sagen, Siyu, wohnen; in wenigen Tagen werden wir auf unserem Wege dahin nach den südwärts gelegenen Carawauni-Bergen aufbrechen; Alles, was weiter hin liegt, ist unsicher.

Der Tarai.

(Schluß.)

Für das Volk, welches an den Gränzen des Tarai wohnt, ist diese Gegend nicht ganz ohne Nutzen. Jedes Jahr, sobald die Malaria im Abnehmen ist, zünden die Hirten an den dicken Dschungelgesträuchen Feuer an, welche die Wälder lichten und eine freie Circulation der Luft gestatten. dieses Verfahren trägt zu der gesündern Beschaffenheit jenes Landes um diese Jahreszeit so viel bei als ein Witterungswechsel. Für diejenigen, welche um diese Zeit durch den Wald reisen, kann das Feuer manchmal gefährlich seyn, auch haben schon Reisende durch dasselbe gelitten; die Hauptwirkung derselben indeß ist sehr angenehm, denn wenn das junge Gras aufgesproßt und die abgedorrten Bäume wieder Blätter haben, so ist eine Reise durch einzelne Theile des Tarai malerisch und angenehm. Tausende von Kühen und Büffeln weiden dann in dem üppigen Grase, welches so schnell in die Höhe schießt, daß es an vielen Plätzen unmöglich ist, länger als zwei Monate Rindvieh darauf zu lassen: die üppige Vegetation verwandelt jene temporären Weiden in die gleiche Wildniß wie vorher. Um dieselbe Zeit kommen die Bergbewohner herab, um die trocknern Stellen des Waldes mit Weizen und Gerste anzupflanzen, die sie zu Anfang Aprils ernten und auf ihre Berge zurückführen, wo sie gerade zu rechter Zeit ankommen, um auch das einernten zu können, was sie vor ihrem Abzug in die Thäler gesäet hatten.

Gänzlich unverbesserlich scheint der Tarai nicht zu seyn, sondern es läßt sich viel thun, um die Ungesundheit zu vermindern. An der östlichen Seite ist es unter der nepalesischen Regierung gewiß besser, als es unter der Herrschaft unbedeutender Radschas war, deren gegenseitige Eifersucht keine Verbesserung zuließ: vieles ist verbessert worden, bedeutende Strecken sind bebaut und eine große Masse von Getreide ist aufgeführt worden. Nach Beendigung des Krieges im Jahre 1815 behielt die englische Regierung Besitz vom Tarai, allein da es in Folge des bösartigen Klima's unmöglich befunden wurde, während einer Hälfte des Jahres irgend eine Autorität daselbst auszuüben, so wurde die ganze Strecke aufgegeben, ein Theil davon an die Nepalesen, das Uebrige an den König von Audh für die Summe von zwei Crore Rupien (ungefähr zwei Millionen Pfund Sterling), die man während des Krieges von ihm geborgt hatte. Der westliche Theil des Waldes ist schlechter, als er vor 55 Jahren war. Damals war er in einem etwas bessern Zustande, so daß jedes Jahr die Hirten tiefer in denselben vordrangen, auch schlugen die Jäger ihre Zelte auf einige Tage an Plätzen auf, wo jetzt der Aufenthalt einer einzigen Nacht gewiß ein gefährliches Fieber herbeiführen würde. Ruderpur, wo gegenwärtig die Todesfälle so zahlreich sind, daß man mit großer Schwierigkeit eine Niederlassung daselbst aufrecht erhalten kann, war damals eine bevölkerte und wohlhabende Stadt. Der Verfall derselben rührt von der Verheerung der Gegend durch Mir Khan her, welcher im Jahre 1805 die ganze Strecke verwüsten ließ. Von diesem Schlage hat sie sich noch nicht wieder erholt; die Milde der gegenwärtigen Regierung hat einen mächtigen Beweggrund zur Auswanderung in solche ungesunde Gegenden bei Seite geschafft; die armen Einwohner halten es nicht länger für rathsam, aus ihrer Heimath an Orte zu fliehen, wohin der Unterdrücker ihnen nicht zu folgen wagt, sondern sie bleiben da, wo sie ihr Leben am besten genießen, und ihr kleines Erbe in Frieden anbauen können.

Vermischte Nachrichten.

Ein französischer Ingenieur hat ein Patent auf eine Entdeckung genommen, welche von der höchsten Wichtigkeit für die Marine werden kann. Es ist eine hydraulische Maschine, eine Art Pompe, um das Wasser aus dem Schiffsraume zu entfernen, sobald es darin eindringen sollte. Mit dieser Maschine kann man, im Fall ein Achtundvierzigpfünder in den Schiffsraum einschlägt, das Wasser schneller auspumpen, als es eindringt.

Bei einem Verkaufe lebendiger wilder Thiere, der neulich in London stattfand, bemerkte man einen sehr schönen Conguar oder Puma, sonst der amerikanische Löwe genannt. Er ist so zahm, daß man ihn frei mit einer Dogge herumlaufen läßt, die ihm als Begleiter und Wächter dient. Der Preis dieses schönen Thieres wurde bis auf 18 Guineen hinaufgetrieben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.)

Digitized by Google

Nr. 180.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Junius 1838.

Die Ruinen von Baalbek.

(Aus Addisons Damascus and Palmyra.)

Die großen und geheimnißvollen Ruinen von Baalbek werden von der arabischen Sage dem Salomo zugeschrieben, der sie mit Hülfe der Dschinn oder höheren Geister erbaut haben soll. Der alte ursprüngliche Name Baalbek, hat sich unter den Eingebornen Bebauern des Bodens stets erhalten, und auch in neuerer Zeit wieder das Uebergewicht über die griechische Benennung Heliopolis (Sonnenstadt) erhalten. Der Name Heliopolis ist eine bloße Uebersetzung des alten Namens Baalath, wovon Baalbek wahrscheinlich nur eine Corruption ist. Ob irgend ein Theil der jetzigen Ruinen noch von der alten Stadt Baals herrührt, ist ungewiß. Der einzige Theil derselben, worüber man in Zweifel seyn kann, sind die riesenhaften Steine an der nördlichen und westlichen Mauer der Plattform, auf welcher die Tempel stehen; sie sind doppelt so groß, als irgend andere bekannte behauene Steine in der Welt, so daß leicht unter unwissenden Menschen der Gedanke entstehen mochte, nur höhere Geister oder ein Zauberer habe sie hieher bringen können.

Diese wirklich riesenhaften Steine, das größte Wunder des Orts, bilden einen Theil der Grundmauer einer großen erhobenen Plattform, auf welcher die Ruinen aus neuerer Zeit stehen. Auf der Westseite ruht die niederste Reihe dieser Blöcke auf einer Grundlage von rohen Steinen und besteht aus 8 Blöcken, von denen der kleinste 31 Fuß, der größte 38 Fuß lang, 11 Fuß breit und 13 Fuß hoch sind. Die Reihe darüber besteht nur aus drei einzelnen Steinen, die zusammen 190 Fuß lang sind, indem jeder 63 bis 61 Fuß hat. Auf der Nordseite sind zehn mächtige Blöcke, doch weit kleiner als die obigen, indem der größte etwa 32, der kleinste etwa 30 Fuß Länge, 13 Fuß Höhe und 10½ Fuß Dicke hat; auch diese ruhen auf einer Grundlage von rohen Steinen, die man an jedem andern Orte ungeheuer nennen würde, und doch sind diese mächtigen Massen ohne Mörtel so genau an einander gefügt, daß man auch nicht die Spitze eines Federmessers in die Fugen hineinbringen kann. Diese letzteren stehen ganz abgesondert von der Plattform, und bilden vor derselben eine mächtige Mauer aus einzelnen Steinen; durch die feste Masse des einen derselben ist ein Thor gehauen, durch welches wir in eine Art Graben zwischen dieser und der äußern Mauer der Plattform kamen; vermittelst einzelner Steine und eben herabgefallenen Schutts erklimmten wir die letzte Reihe dieser Riesensteine, und schritten nun auf der breiten Terrasse in Staunen verloren auf und ab. Diese Steine haben ein dunkleres, von der Zeit stärker mitgenommenes Aussehen, als die Mauern der Plattform. Ein vorspringender Winkel der neuern Mauern läuft quer über die Linien der alten Steine, und ein ungeheures Gewölbe ist darüber aufgeführt. Dr. Richardson bemerkt: „Diese Steine sind schief behauen, gerade wie die Steine an den unterirdischen Säulen des Haram Scherif zu Jerusalem, welche von jüdischer Arbeit sind", und setzt hinzu, auch auf die alten Steine sey eine neue Oberfläche eingehauen, um sie mit der neuen Mauer gleichförmig zu machen; einige der Steine sind nur halb bearbeitet.

Es ist in der That seltsam, daß eine so wunderbare Masse von Gebäuden wie diese in solche Dunkelheit gehüllt ist, und daß kein alter Schriftsteller Nachricht gibt von diesen größten behauenen Steinen in der Welt, da weit minder merkwürdige Gebäude der Gegenstand zahlreicher und langweiliger Beschreibungen geworden sind. Die Steinbrüche, aus denen diese Steine gehauen wurden, sind noch sichtbar, und man findet darin einen Stein, größer als alle in den Ruinen, der ausgehauen, aber nicht weggeführt wurde. Die Tempel auf der ungeheuren Plattform schreibt man mit Wahrscheinlichkeit dem Antoninus Pius zu, zu dessen Zeit die Korinthische Ordnung bei den Römern sehr in der Mode war. Das einzige Zeugniß dafür ist eine Stelle im Johannes von Antiochia, wo es heißt: „Aelius Antoninus Pius baute dem Jupiter zu Heliopolis, nahe am Libanus in Phönicien, einen großen Tempel, welcher eines der Wunder der Welt war." Einige römische Münzen wurden gefunden, auf deren Rückseite ein diesen Tempeln ähnliches Gebäude abgebildet ist, mit der Inschrift: „Colonia Heliopolitana Jovi Optimo Maximo Heliopolitano."

Mir scheinen drei verschiedene Zeitalter unterschieden werden zu müssen. 1) Das der riesenhaften behauenen Steine, welche zu irgend einem alten, dem Dienste des Baals oder der Sonne

gewidmeten Gebäude gehört haben mögen. 2) Das der römischen Tempel und Ruinen aus der Zeit Antonins des Frommen, und 3) die darüber aufgeführten saracenischen Mauern und Thürme aus der Zeit, wo dieser Ort von den Khalifen in eine Veste verwandelt wurde. Die römischen Tempel bieten eine der schönsten, noch vorhandenen Proben der Korinthischen Ordnung dar, und haben durch ihre hohe imponirende Lage eine wunderbare Größe und Pracht. Von der Ebene aus betrachtet, ist der vortretendste Gegenstand ein hoher Porticus von sechs Säulen, ein Theil des großen Sonnentempels, und die Mauern und Säulen eines andern zerstörten, etwas tiefer gelegenen und von grünen Bäumen umgebenen Tempels.

Bald nach Sonnenaufgang stiegen wir von der Seite der mächtigen Steingrundlage hinauf, auf welcher der kleinere Tempel steht; ungeheure Bruchstücke und Säulencapitäler waren den steilen Abhang hinabgerollt, und über diese mußten wir hinsteigen, oben aber auf der Plattform erblickten wir mit einemmal die majestätischen Säulen des Porticus, und die ganze ungeheure Steinmasse trat mit einemmal vor unsern Blick. Auf einer erhöhten Grundlage von großen Steinen, standen sechs majestätische Säulen, die ohne Sockel und Capitäler 58, mit beiden aber 72 Fuß hoch sind. Die Grundlage, auf der sie stehen, hat eine Höhe von beinahe 20 Fuß, so daß die Gesammthöhe vom Boden bis an den Gipfel des Porticus nahe an 100 Fuß beträgt.

Gleich links ist der kleinere, ziemlich gut erhaltene Tempel; von den 30 Säulen, die er einst besaß, stehen noch zwanzig, von denen 11 auf der Nordseite noch jetzt ein reich skulptirtes, gewölbtes Steindach tragen, das den Hof zwischen den Säulen und der Tempelmauer deckt. Dieses Dach ist durch reiche Skulpturen in zierliche Abtheilungen getheilt, wo mehrere Büsten mit mythologischen Figuren, z. B. Leda mit dem Schwanen, Ganymed, der vom Adler fortgeführt wird, u. s. w. ausgehauen sind. Die Arbeit ist im höchsten Grade bewundernswerth. Geht man von dem kleinen Tempel vorwärts, so folgt eine Reihe zerstörter Kammern und Mauern: sie scheinen die Ruinen der Seitenmauern von Corridors, Vestibulen und Porticos, gewesen zu seyn, aber die Säulen sind zerstört und die Statuen fortgenommen. Man kann die Welt durchsuchen, und wird nicht leicht ein überraschenderes Gemälde von Verfall und Zerstörung finden.

Der große und augenscheinlich auch der älteste Tempel stand auf einer erhöhten Grundlage und hatte zehn Säulen in der Fronte und 19 auf der Seite, von denen jetzt noch 6 stehen und den oben erwähnten majestätischen Porticus bilden. Die Piedestale fast aller andern kann man noch erkennen. Einige Bruchstücke cannelirter Säulen liegen umher, die äußern Säulen der beiden Tempel waren aber cannelirt. Die östliche Fronte des großen Tempels, welche gegen Sonnenaufgang gerichtet war, war im höchsten Grade großartig und majestätisch, ist aber durch eine neue Mauer, die augenscheinlich den Eingang schließen sollte, sehr verdorben. Wenn man durch ein kleines Loch kriecht, das durch diese barbarische neue Mauer geschlagen wurde, erstaunt man über die Pracht des großen Thors und die Schönheit des innern Tempels, dessen Mauern mit zahlreichen Korinthischen Säulen und Pilastern, zwischen denen Nischen für Statuen sich befanden, geziert waren. Die Gesammtlänge des Tempels ist etwa 160 Fuß, die Breite achtzig.

Etwas nordwärts von diesem Tempel und parallel mit ihm ist eine hohe, steinerne Plattform, auf der ein anderer Tempel gestanden haben muß, wie man aus zwei Säulenschäften von rothem, ägyptischen Granit erkennt.

Diese Ruinen, so prächtig sie auch sind, stehen doch denen von Athen weit nach: es ist eine eigenthümliche Einförmigkeit in diesen Friesen, Entablaturen und Karnießen, die Zierrathen sind alle gleich, die Festons von Trauben und Rebenblättern hängen an Ziegen- und Pferdeköpfen, und so reich und schön sie auch ausgemeißelt sind, können sie sich doch mit den Friesen am Pantheon u. dgl. nicht messen.

Ausflug in die Bergwerke von Werchneiwinsk, Werchnetagilsk, Newiansk und Ueschewsk.

(Fortsetzung.)

Bei der bedeutenden Thätigkeit, die auf dem Hüttenwerke Werchneiwinsk herrscht, finden sich hier über anderthalbtausend Menschen, welche sich in die verschiedenen Beschäftigungen und Arbeiten theilen. Uebrigens sind diese Leute nur hinreichend für die inneren Arbeiten, denn die äußern, als das Herbeiführen von Erz, das Brennen und die Herbeischaffung von Kohlen, das Zurichten des Holzes und dergleichen, geschieht durch andere und zum Theil durch freie, gedungene Leute. Die Aufseher (Meister) erhalten eine genügende Bezahlung, werden mit Proviant versehen, den ihnen der Hüttenbesitzer zu bestimmten Bedingungen gibt, und so können sie ziemlich gut leben. Die Arbeitsamen haben stets etwas freie Zeit, die sie zu eigenen Arbeiten verwenden können, und sie finden darin eine neue Quelle zur Verbesserung ihrer Lage. Wenn man die gut gebauten, zierlichen Häuschen der Bewohner sieht, so kann man sich noch mehr von ihrer Wohlhabenheit überzeugen. Werchneiwinsk liegt 100 Werst von Jekaterinburg. Man kann nicht sagen, daß diese geringe Entfernung mit Leichtigkeit zurückgelegt werden könne, denn stellenweise ist der Weg so schlecht, daß die Stöße auch den geduldigsten Reisenden in Zorn versetzen können. Wer gewohnt ist, auf flachen, breiten Wegen zu fahren, schleppt sich unangenehm genug auf dieser Straße hin, die so eng ist, daß kaum drei Pferde neben einander gehen können. Einer guten Herstellung der Straßen zwischen den Hüttenwerken stehen hauptsächlich Localhindernisse entgegen. Sehr häufig trifft es sich, daß man auf einer Strecke von nicht mehr als 20 Werften über fünf hohe und steile Berge muß, welche das Fortkommen nicht wenig verzögern und erschweren; diese Hindernisse finden im Winter größtentheils nicht statt, da man hier an vielen Orten über die gefrornen Sümpfe und Flüsse geht und viele Berge deßhalb ganz umgangen werden. Nach Werchneiwinsk führen zwei Straßen, eine Sommer- und eine Winterstraße, und die letztere ist fast um das Doppelte kürzer als die erste; um auf der Sommer-

straße nach Werchneiwinsk zu gehen, muß man über 8 Stunden die Stöße in seiner Equipage ertragen, während man auf der Winterstraße nicht über 4 Stunden braucht; darum wählt man auch durchaus den Winter, um Erz, Kohlen und andere Erfordernisse herbei zu holen, und schwere Sachen von einem Hüttenwerke ins andere zu schaffen.

Acht Werste von Werchneiwinsk liegt das Hüttenwerk Neiwinskorudiansk gleichfalls an der Neiwa. Dieses Hüttenwerk, minder groß als das erstere, ist auch später gebaut, und gilt nur als Hülfshüttenwerk. Jetzt befindet sich darin eine Kupfergießerei, das Schlußverfahren der Kupferbereitung wird aber in Werchneiwinsk vorgenommen, wo auch das Walzen des Kupfers zu Platten geschieht. Das Zutagefördern des Kupfererzes geschieht hier auf die gewöhnliche Weise; die Kupfergruben sind nicht sehr tief und man fährt mit den Schachten nicht weiter als 15 bis 35 Klafter in die Erde. Neiwinskorudiansk producirt jährlich einige Tausend Pud Kupfer und wirft dem Eigenthümer sehr bedeutenden Gewinn ab; aber der größte Reichthum dieses Hüttenwerks besteht in dem goldführenden Sande, welcher durch seinen Gehalt fast den ersten Rang im ganzen Ural einnimmt; man gewinnt jährlich nicht weniger als 40 Pud Gold, was eine Summe von etwa 2,000,000 Rubel ausmacht. Der Fundort ist so weit umfassend, daß im Sommer, der bequemsten Zeit zur Wäsche des goldhaltigen Sandes, täglich gegen 4000 Menschen arbeiten. Vor 6 oder 7 Jahren war das Lager noch viel größer und man gewann noch mehr Gold wie jetzt. Man verschafft sich den goldhaltenden Sand auf zweierlei Arten: denn entweder liegt der Sand nicht tief in dem Boden, und dann wird der Rasen oder andere Bodenschichten, die darüber liegen, abgehoben und dadurch der Sand bloß gelegt, ausgegraben und an die Wäschen geführt, oder aber, wenn das Hangende zu dick ist, so werden Schachten abgeteuft, welche Arbeit freilich viel mühsamer ist als die vorhergehende. Das Waschen ist jetzt auf diesem Hüttenwerke zur größtmöglichen Vollkommenheit gebracht, die Werkzeuge wurden unaufhörlich verbessert und sind jetzt in einem solchen Stande, daß das Auswaschen zehnmal schneller von statten geht wie früher; ehemals konnte ein Mann nicht mehr als 60 Pud Sand im Tage auswaschen, jetzt etwa 600 Pud. Dieß allein schon liefert einen sehr bedeutenden Vortheil, er wird aber noch vollkommener dadurch, daß das Geschäft mit größerer Reinlichkeit vorgenommen wird. Ueberdieß hat die Vervollkommnung der Werkzeuge auch den Vortheil, daß man selbst denjenigen Sand auswaschen kann, der bei den frühern Waschbänken keinen Vortheil gewährte, da die Ausgabe kaum durch das gewonnene Metall gedeckt wurde.

Nicht weit von den Hüttenwerken Werchneiwinsk und Neiwinskorudiansk, liegt Werchnetagilsk am Flusse Tagil. Auf diesem Hüttenwerk, das nicht so groß ist, wie Werchneiwinsk, findet sich ein Hochofen, ein Frischofen und einige andere Einrichtungen. Der Damm auf diesem Hüttenwerke ist ziemlich groß. Auf jedem Hüttenwerke, das durch Wasserkraft getrieben wird, ist der Damm, der die nöthige Wassermasse zurückhält, der Hauptbau; ist dieser fest und gut gebaut, so ist das Hüttenwerk sicher. Der Damm von Werchnetagilsk kann hinsichtlich seiner Festigkeit zu den besten gerechnet werden. Hinsichtlich der Zeit der Gründung ist Werchnetagilsk eines der ersten im Ural erbauten Hüttenwerke, da es schon im J. 1718 angelegt wurde. Sein Gründer, Nikita Demidow, trug durch seine Bemühungen zur Entwicklung der Bergwerksindustrie ungemein viel bei. Jetzt gehört dasselbe dem Hrn. Jakowlew, dem Besitzer von Werchneiwinsk und Neiwinskorudiansk, mit denen es jetzt in Verbindung arbeitet. Früher, so lang auf den uralischen Bergwerken fast nur Stangeneisen erzeugt wurde, konnte Werchnetagilsk, das einen Hochofen zum Gießen des Eisens und einen Frischofen besaß, abgesondert arbeiten; jetzt aber, seit statt der einzigen Bearbeitung des Stangeneisens auch die des Dachplatteneisens eingeführt ist, kann man es nur noch mehr als ein Hülfsbergwerk für Werchneiwinsk ansehen. Uebrigens ist Werchnetagilsk auch jetzt noch ziemlich groß und hat etwa 3000 Einwohner; die Lage dieses Hüttenwerks ist schön und reizend. Gegen 300 Häuser sind auf beiden Ufern des Tagil, und zum Theil am Abhang des benachbarten Berges zerstreut; in der Mitte des Dorfs, auf einem ziemlich geräumigen, ebenen Platze steht eine hübsche, mit Birkenpflanzungen gezierte Kirche, weiter hinab, jenseits des Dammes stehen die Hüttenwerke in geringer Entfernung von einander, und darunter ragt der Hochofen über die andern hervor; zwischen allen diesen liegt der zum Hüttenwerk gehörige See und der geschlängelte Fluß. Die dunkelblauen, mit Wald bewachsenen uralischen Berge in der Ferne umgeben das Hüttenwerk fast von allen Seiten.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Auszug einer Reise nach Banjermassing (Insel Borneo), unternommen vom Capitän Despérour, und nach dessen Notizen verfaßt vom Capitän G. Lafond.

Der Küste von Borneo entlang, die, von der nördlichen Spitze Salatan ausgegangen, in einer Entfernung von etwa 12 Lieues eine nördliche Richtung bekommt, gelangt man an die Mündung des schönen Flusses Banjermassing (Strom des Ueberflusses), welcher daselbst nur 2 Meilen breit ist, der jedoch, wenn man ihn hinaufährt, an Breite zunimmt und für die größten Schiffe fahrbar ist. Seine nicht hohen Ufer bestehen aus sehr weichem Schlamm und sind nicht gefährlich; an denselben zieht sich ein Wald hin, dessen Bäume bis in das Wasser hineinragen, welches fast immer deren Fuß überdeckt. In diesen Gehölzen halten sich Affen verschiedener Gattungen, besonders aber eine größere Art derselben von röthlicher Farbe mit langer Schnauze auf. Die daselbst herrschende Einsamkeit und Stille wird bloß durch das Geschrei jener Thiere und durch das der Vögel gestört, welches das Echo weiter trägt und hallend wieder gibt.

Obwohl diese Striche verödet scheinen, so räth dennoch die Klugheit, hauptsächlich des Nachts auf seiner Hut zu seyn, denn die Dayacks, Eingeborne, die auch Korsabschneider genannt werden, lauern auf die Gelegenheit, sich einer Beute zu bemächtigen, und überfallen sogar Schiffe. Es wäre sehr unklug, wenn man sich mit einem Fahrzeug in die Nähe der Ufer des Flusses begeben würde, an denen sie oft im Hinterhalte liegen.

Wenn man ungefähr 15 Lieues aufwärts gefahren iſt, ſieht man rechts den Zuſammenfluß mit dem Streme Tatas; man folgt nun dem Laufe dieſes Fluſſes, welcher nach vielen Krümmungen zu der Stadt gleichen Namens, wo die Holländer eine Niederlaſſung haben, führt. Dieſe indianiſche Stadt iſt auf ſchwimmenden Baumſtämmen gebaut, welche durch Taue an das Land befeſtigt ſind, ſo daß ſie ſich im Fall einer Feuersbrunſt, welches ſehr häufig vorkommt, ganz in Bewegung ſetzt, wobei jedes Haus ſo geleitet wird, daß es dem Feuer ausweicht. Sie iſt deßhalb ſo gebaut, weil bis an dieſe Stelle, und ſelbſt noch mehr im Innern, die Ländereien beinahe immer, außer bei niedrigem Waſſerſtande, überſchwemmt ſind; die Häuſer oder die Flöße, welche ſie tragen, ruhen dann auf dem Schlamme. Die Einwohner ſind faſt lauter Chineſen und Malayen. Es wird daſelbſt ein bedeutender Handel mit Diamanten, Goldſtaub, Rotamy, Wachs, Vogelneſtern, mit Aloëholz u. ſ. w. getrieben. Jedes Jahr kommen chineſiſche Dſchonken dahin, welche die Hauptgeſchäfte daſelbſt machen.

Fährt man den Fluß weiter hinauf, ſo gelangt man in die ſchönſten Beſitzungen des Sultans, des Beherrſchers dieſes Landes, allein man darf die Gränzen der Stadt Tatas nur mit einem mit dem Siegel dieſes Fürſten verſehenen Erlaubnißſcheine überſchreiten: Mordwerkzeuge, welche an einer Schnur von einem Ufer zum andern aufgehängt ſind, zeigen demjenigen, der mit keinem ſolchen Schutzbriefe verſehen iſt, die Gefahr, der er ſich ausſetzt.

Auch an andern Stationen oder Dörfern ſieht man ſolche Kennzeichen, um die Einwohner in ihren betreffenden Gränzen zurückzuhalten; es ſind dieß ſtets gegenwärtige Warnungen, welche ſie nicht ungeſtraft überſchreiten.

Zwiſchen Tatas und Martapura erhebt ſich das Ufer des Fluſſes allmählich und der Boden wird feſter; man ſieht einige Reisfelder, der größte Theil des Bodens iſt jedoch unbebaut. In dieſem Fluſſe befinden ſich Krokodile der größten Gattung in Menge, welche nicht ſelten die Einwohner, die ſich in das Waſſer wagen, verſchlingen; man ſieht deren am Ufer in der Sonne liegen, wo ſie mit gähnendem Rachen ihre Beute abwarten. Ebenſo ſind die Schlangen daſelbſt ſehr gewöhnlich; die Bäume, welche am Fluſſe ſtehen, ſind mit einer ſehr kleinen Gattung dieſer Reptilien bedeckt, die ſich an die Zweige hängen; dieſe Gattung iſt ſehr gefährlich, ihr Biß ſoll tödtlich ſeyn; inzwiſchen fürchtet man ſie wenig, weil man nicht leicht von ihnen angegriffen wird. Sie nähren ſich von Inſecten und Fliegen, welche in jenen Sümpfen in großer Menge vorhanden ſind.

Man braucht einen Tag und darüber, um mit einem leichten, mit zwanzig Ruderern verſehenen Fahrzeuge von Tatas nach Martapura, der alten Reſidenz der Sultane, zu gelangen, deren Einwohner faſt alle Steinſchneider ſind und die Diamanten-Minen in der Umgegend ausbeuten. Dieſe Arbeit iſt ſehr mühſam, denn da ſie in der hydrauliſchen Wiſſenſchaft gänzlich unbewandert ſind, ſo verwenden ſie zum Trocknen dieſer, kaum 15 bis 20 Toiſen tiefen Minen mehr Zeit, als zur Ausführung des Hauptgeſchäftes, das in der Herausſchaffung des Erdreichs beſteht, welches in der Folge gewaſchen wird, um die Diamanten davon zu ſcheiden. Sie gehen dabei auf folgende Art zu Werke: ſtaffelweiſe 5 bis 6 Mann hoch übereinander aufgeſtellt, mit der Fronte gegen die in den untern Stockwerken, reichen ſie ſich die Eimer, welche anfangs Waſſer, und in der Folge, wenn dieſes erſchöpft iſt, Erde aus der Mine enthalten.

Die Menge des faſt täglich fallenden Regens, welcher dieſes Land überſchwemmt, hindert ſie oft an der Vollendung des erſten Theils dieſer Arbeit. Das Erdreich, worin ſich Diamanten befinden, iſt durch eine mit weißem und durchſichtigem Kieſel bedeckte Oberfläche kenntlich; die Erde iſt weißlich, und das ſich darauf ſammelnde Waſſer nimmt an ſeinem Rand eine grünliche Farbe an; hieran ſind die Stellen, welche ſolche koſtbare Steine enthalten, mit ziemlicher Gewißheit zu erkennen. Dieſer Boden, der auch ſehr feines Gold enthält, iſt für Vegetation gar nicht günſtig und mit lauter verkrüppelten Bäumen bedeckt.

Zu Martapura ſieht man den alten Dalom oder Palaſt des Sultans, ein großes hölzernes, im Innern mit ſchönen gemalten und vergoldeten Bildhauereien geſchmücktes Gebäude. Es nähert ſich jedoch ſeinem Verfall, und iſt von den Fürſten verlaſſen, die ſich aus Politik wegen des Fortſchreitens der holländiſchen Niederlaſſungen weiter ins Innere zurückziehen. Dieſe Fürſten führen ein beinahe nomadiſches Leben; ihre Hauptgeräthſchaften beſtehen in vielen tragbaren Käſten, in welche ſie ihre Reichthümer verſchließen, um ſogleich weiter ziehen zu können, was ihnen auch ſo häufig begegnet, daß man oft kaum weiß, wo man ſie finden ſoll. Auch läßt im Allgemeinen das Aeußere ihrer Wohnungen kaum auf die Reſidenz eines Souveräns ſchließen. Es ſind meiſtens einfache Hütten, welche ſich von denen ihrer Unterthanen nur durch die Größe unterſcheiden. Ganz anders aber ſieht es im Innern derſelben aus, wo Alles ganz prachtvoll iſt. In großen Sälen, deren Wände mit Gold und Seide bedeckt ſind, zeigen ſich dieſe Fürſten an Feſt- oder Repräſentationstagen als die Beſitzer von Diamanten-Minen, indem ſie mit verſchwenderiſchem Aufwande die ſchönſten Erzeugniſſe aus denſelben zur Schau bringen, bei welchen Gelegenheiten der Zuſchauer die Wunder von Tauſend und Einer Nacht ſich verwirklichen ſieht.

Bei einer ſolchen Gelegenheit ſind die Familienglieder vom Kopf bis zu Fuß damit bedeckt, hauptſächlich aber haben diejenigen, welche Nationaltänze aufführen, eine ſolche Maſſe auf dem Kopfe, wie wenn ſie Kränze von weißen Blumen trügen, welche bei den Malayen das Haupt der Neuvermählten zieren, und in Gewinden auf ihre Schultern herabhängen. An ihren Zehen, an den Armen und am Halſe tragen ſie deren ſehr große; die Männer auf der Binde, welche ihre kurzen Beinkleider am Schenkel feſt hält; die Frauen am Mieder, unten am Sarong (einer Art von Rock), und wenn das Gemach ſehr hell iſt, ſo iſt dieſer Schmuck ſo blendend, daß das Auge beinahe nicht darauf ruhen kann.

(Schluß folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Man hat in den Archiven der Präfectur zu Marſeille ein Manuſcript der Bibel in Großfolio mit colorirten Vignetten und mit Blumen gezierten Buchſtaben gefunden. Die Schrift dieſes Manuſcripts, deſſen Deckel von Holz iſt, ſcheint aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts. Das Manuſcript beginnt mit einer Einleitung, die den Titel führt: Epistola sancti Hieronymi Presbyteri ad Paulinum Presbyterum de omnibus divinis libris. Hierauf beginnen die Bücher Moſis bis zum Buche Hiob, der Reſt des alten Teſtaments aber fehlt, und ſtand wahrſcheinlich in einem zweiten Bande, der nicht wieder aufgefunden werden konnte. (Echo du Monde Savant Nr. 25.)

Nach dem Echo du Monde Savant Nr. 25 ſoll es durch mehrere Proben erwieſen ſeyn, daß das mit einer Auflöſung von Kalk oder gewöhnlicher Lauge geſättigte Stroh faſt unverbrennbar werde.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 181.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Junius 1838.

Einige Tage zu Santiago.

(Aus Searlett's: South-America and the Pacific.)

Ich bestieg einen mitten in der Stadt gelegenen Hügel, Santa Lucia genannt, auf welchem ein Fort liegt; die Felsen und das vulcanische Aussehen desselben, vereinigt mit den am Fuße liegenden Häusern, geben Santiago einen besondern Charakter: es sieht fast aus, als sey die Spitze eines benachbarten Berges von seiner Grundlage weggeschleudert worden und mitten in der Stadt niedergefallen. Von dieser Höhe hat man eine vortreffliche Aussicht über die ganze Stadt mit ihrer Plaza, ihren Kirchen und Gärten, so wie über die Bergreihe, welche in kurzer Entfernung die Stadt beinahe einschließt. Die zwischenliegende Ebene ist vielfach mit Mais bebaut und mit Weinreben bepflanzt, Alles aber hat jetzt (Ende Februars) ein verbranntes Aussehen. Beim Herabsteigen wanderte ich an der Seite des Mappocho auf einer gepflasterten Promenade, die einen Uferbau bildet, damit das Wasser nicht in die Stadt überströme.

Ein weiterer Spaziergang brachte mich nach der Alameda, die mit mehrern Baumreihen umpflanzt ist, welche jedoch nicht groß genug sind, um viel Schatten zu gewähren, obwohl dieß die einzige Promenade für die Bürger von Santiago ist. Eine Anzahl chilenischer Truppen in weißen und lichtblauen Uniformen exercirte hier, meist kräftige, hübsche Leute. Die Eingebornen zeigten eine starke Abneigung gegen unser fremdes Costume, und der Kellner in unserm Hotel bat mich deßhalb, dasselbe abzulegen; ich that dieß und warf meinen staubigen Poncho über, aber die Neugierigen von Santiago beiderlei Geschlechts hielten sämmtlich an, um die Breite meines Guayaquilhuts zu begaffen, und am folgenden Tage mußte ich auch diesen bei Seite legen.

Auf der Plaza ist ein Kaffeehaus, El Café de Comercio genannt, das einen Garten mit Springbrunnen und Orangebäumen enthält, wo man Mate und Limonade trinkt und Eis ißt, oder Billard spielt. In einem andern Theile der Stadt badete ich in einem großen kalten Bade, das durch Weinreben gegen die Sonne geschützt war und neben demselben zeigte man mir den Hauptvergnügungsort für die unterhaltungslustigen Geistlichen der Stadt, nämlich ein zu Hahnengefechten eingerichtetes Zimmer. Hahnengefechte sind hier ausnehmend Mode, Stiergefechte weniger als in andern Staaten Südamerika's; doch sind diese letztern die Hauptvergnügung des schönen Geschlechts. Das Theater, das wir gleichfalls besuchten, ist ein sehr hübsches Gebäude; jede Loge ist eine Art Balkon mit offenem Geländer, so daß man die Damenkleider von Kopf bis zu den Füßen mustern kann. Ganz Santiago war eben damals (Februar 1835) höchst aufgeregt über das Erdbeben, das Concepcion, Talcahuana, den besten Seehafen in der Republik, und gegen zwanzig andere Städte und Dörfer verheert hatte. Das Innere von Chili hatte nicht so viel gelitten, obwohl die Stöße, welche das Unglück im südlichen Theile des Landes verursacht hatten, noch stark genug waren, um die Bürger von Santiago mit den schlimmsten Ahnungen zu erfüllen, und bis zum 23 Febr. herrschte noch die größte Angst um die eigene Sicherheit. Leichte Stöße kamen noch mehreremale nach unserer Ankunft vor, und ich war Zeuge des Eindrucks, den sie auf das Volk machten, welches bei einer dieser Gelegenheiten aus den Häusern auf die Straßen und die Plaza stürzte, während ich selbst keinerlei Bewegung der Erde bemerkte. Die Erfahrung lehrte sie die am meisten zu fürchtende Art von Bewegung sogleich zu unterscheiden, und der Schrecken ist allgemein, ehe ein Fremder auch nur im mindesten eine Ursache dazu bemerkt. Diese Plage ist so häufig und so beunruhigender Art, daß sie einem wohl den Aufenthalt in einem der reichsten und schönsten Länder der Welt verleiden kann. Zu eben der Zeit, als jenes furchtbare Erdbeben Concepcion zerstörte, zog ich über die Anden, und fühlte zwar keinen Stoß, erinnere mich aber, daß plötzlich von den Höhen über uns eine Lawine von Steinen und Erde sich losriß, und als ich später die Zeit verglich, traf sie mit der des Erdbebens genau zusammen.

Die Gesellschaft zu Santiago ist nicht besser, als die zu Buenos-Ayres, doch soll dieselbe Artigkeit und Gefälligkeit in Chili wie in dem übrigen spanischen Amerika herrschen und sich selbst auf die niedern Stände ausdehnen, was in Buenos-Ayres nicht so der Fall ist. Die niederen Classen zeichnen sich durch besondere Zanksucht aus, welche letztere durch die Gewohnheit,

in den Pulperias zum Trinken zusammen zu kommen, nicht wenig vermehrt wird.

Schulen nach dem Lancaster'schen System finden sich in den bedeutendsten Städten von Chili, aber der Unterricht ist ausnehmend beschränkt. Zu St. Jago ist eine Bibliothek von mehrern Tausend Bänden, und einigen merkwürdigen Manuscripten über die Indier, der größte Theil davon besteht aber aus Büchern über scholastische Theologie. — Die Regierung proclamirte einst die Freiheit der Presse, sobald aber das Verfahren der Regierung selbst kritisirt wurde, packten diese Proselpten der Freiheit den Drucker und verbannten ihn nach der Insel Juan Fernandez, wohin gewöhnlich Staatsverbrecher ins Exil geschickt werden.

Das Klima ist vortrefflich. Obgleich in der Mitte Februars ausnehmend heiß, ist doch in der Luft eine liebliche Elasticität und Klarheit, und stets weht ein angenehmes Lüftchen. Santiago liegt 2600 Fuß über dem Meere, und bei der Kühle, welche die Folge hievon ist, können fast alle europäischen Pflanzen gedeihen, namentlich auch Wein, wenn man ihn nur besser zu bereiten verstünde. Der Wein von Chili ist viel geringer als der von Mendoza. Der Essig ist vorzüglich und wird aus einer besondern Traube gezogen. Der Boden ist allenthalben vortrefflich. In der Nachbarschaft von Santiago liegt unmittelbar unter einem reichen Boden ein 18 bis 40 Fuß tiefes Kieslager, durch welches die Wasserquellen empordringen und vielleicht Ursache der außerordentlichen Weizenernten sind. Der größte Theil des Bodens wird als Viehtrift benützt, und in einigen Districten kann man gutes Land zu einem Dollar den Acre haben. Die Pferde sind vortrefflich und im Allgemeinen gut gezähmt und gelehriger als in Buenos-Ayres.

Bergbau ist ein in Chili vielfach betriebener Industriezweig. Weit im Innern wurden kürzlich so reiche Silber- und Kupferadern entdeckt, daß sie einen bedeutenden Gewinn abwerfen müssen, sobald die Regierung hinreichend befestigt ist, um zu solchen Unternehmungen aufzumuntern. Der geringste Zufall führt oft zu Entdeckung einer Silbermine; vor kurzem bemerkte ein Bauer, daß sein Esel, den er vor sich hertrieb, mit dem Fuß an einen großen Stein stieß; als er der Stelle näher kam, fand er, daß der Stein eine Silbermasse war, die aus der Erde hervorsah. Auf dem Boden der Silbermine von Santa Rosa in der Nähe von Iquique in Peru, wurde eine fossile Meermuschel 600 Fuß unter der Oberfläche entdeckt, welche ganz mit Silbererz angefüllt war. Wenn die Kenntniß des Bergbaues in Südamerika steigt, so wird man vielleicht Mittel finden, das Erz mit geringern Kosten zu bearbeiten, jetzt aber ist es noch fast sprüchwörtlich, daß wer eine Kupfermine findet, sicherlich gewinnt, wer eine Silbermine findet, gewinnen kann, wer aber eine Goldmine findet, gewiß verliert.

Der Handelsverkehr zwischen England und Chili ist jetzt größer als der von England nach jedem andern südamerikanischen Hafen, Rio-Janeiro ausgenommen. Abgesehen vom europäischen Handel, führen die Chilener eine Menge Weizenmehl nach Peru aus, und überhaupt hat Chili größere Fortschritte gemacht, als irgend ein anderer Staat des spanischen Amerika's. Die Bevölkerung beträgt nach der letzten Berechnung etwa 1,250,000.

Santiago ist eine artige Stadt; gleich allen andern spanischen Städten gleicht sie einem Schachbrett, mit der Plaza in der Mitte, auf welcher einige größere Gebäude, nämlich die Münze, eine Kathedrale und einige Regierungsgebäude stehen. Die eine Seite des Vierecks besteht aus Arkaden, unter denen eine Promenade und Läden jeder Art sich befinden. Die Häuser sind ganz verschieden von denen zu Buenos-Ayres gebaut, haben weniger flache Dächer und sind meist mit Ziegeln gedeckt. Die Fenster innerhalb der Patio's haben verzierte, manchmal vergoldete Eisenstangen, welche dem Innern des Hofraums das Gefängnißartige benehmen. Ueber den durch die Stadt laufenden Mappocho geht eine gute steinerne Brücke, die einzige, die ich noch in Südamerika gesehen habe.

Ausflug in die Bergwerke von Werchneiwinsk, Werchnetagilsk, Newiansk und Reschewsk.

(Schluß.)

Geht man von dem eben beschriebenen Hüttenwerk Werchneitagilsk zwanzig Werste weiter, an dem kleinen Hüttenwerk Schuralinsk, welches gleichfalls dem Hrn. Jakowlew gehört, vorüber, so gelangt man nach Newiansk. Dieses Hüttenwerk wurde im Jahre 1700 von der Krone erbaut, also ganz im Anfang des regelmäßigen Bergwerksbetriebs im Ural. Bald darauf wurde es an Nikita Demidow verliehen, von welchem, und noch mehr von seinem Sohne Akinthi, es in den besten Stand versetzt wurde. Dazu trug übrigens die damalige Bergwerksverwaltung im Ural sehr viel bei: wohl einsehend, wie wichtig für das Land die Ausbreitung und Verbesserung der Hüttenwerke sey, gewährte diese den ersten Gründern desselben die größtmöglichen Vortheile und Vorrechte. So wurde auch Newiansk von der Krone an Demidow verliehen, mit allen Wäldern, Ländereien und Erzgruben, die als unerläßliche Zugehör betrachtet wurden. In der Folge wurden noch diesem Hüttenwerke so wie einigen andern zum bessern Betrieb einige Bauerndörfer zugetheilt, deren Bewohner statt der Reichsabgaben zu den verschiedenen Hüttenarbeiten verpflichtet wurden. So gelangte Newiansk durch die Vorsorge der Regierung und die Bemühungen seiner Besitzer in sehr kurzer Zeit so weit, daß es als das beste Hüttenwerk des dortigen Landes zu jener Zeit betrachtet werden konnte. Die mächtigen, steinernen Gebäude, die von dem Demidow aufgeführt wurden, beweisen, daß jenes Hüttenwerk damals im blühendsten Zustande war. Das Schmieden des Eisens, welches daselbst im größten Umfange betrieben wurde, konnte dem Besitzer sehr große Vortheile gewähren. Wenn jetzt Newiansk auch nicht mehr auf der höchsten Stufe seines Wohlstandes steht, so ist sein Betrieb darum immer doch noch sehr umfassend: man bereitet auf demselben hauptsächlich Stangeneisen, das im Handel unter dem Namen des „alten Zobels" bekannt, und wegen seiner Güte besonders geschätzt ist. Die Goldwäschereien von Newiansk sind gleichfalls ziemlich bedeutend, und liefern jedes Jahr etwa 25 Pud.

Zu Newiansk gehören auch noch die Hüttenwerke Büngow und Petrokamensk, deren gute innere Verwaltung dem jetzigen Vorsteher A. Th. Lebedjew, einem im Bergwesen kenntnißreichen Manne, alle Ehre macht. Newiansk ist das volkreichste aller dortigen Hüttenwerke; die Zahl seiner Einwohner beträgt 11,500, die Zahl der Häuser über 2000. Newiansk hat auch noch eine Seltenheit, welche einige Aufmerksamkeit verdient; dieß ist ein großer Thurm, welcher dem Hauptcomptoir des Hüttenwerks gegenüber auf einem freien Platze steht. Dieser Thurm wurde von Demidow gebaut, bald nach der Gründung des Hüttenwerks; seine Höhe gleicht fast der des berühmten Iwanischen Glockenthurms im Kreml zu Moskau. Oben an demselben ist eine große Uhr angebracht. Dieser Thurm ist besonders dadurch bemerkenswerth, daß er gleich den bekannten Thürmen in Pisa und Bologna sich sehr auf die östliche Seite neigt und darum gleichsam zu fallen scheint.

Nach dem Hüttenwerk Newiansk, welches durch seine bedeutenden Eisenstangenschmieden bemerkenswerth ist, verdient das Hüttenwerk Reschewsk nicht weniger Aufmerksamkeit, da in demselben eine sehr bedeutende Menge Dachplatteneisen producirt wird. Die Hochöfen erzeugen jedes Jahr gegen 200,000 Pud Gußeisen, und diese Masse wird auf demselben Hüttenwerke fast ganz in Stabeisen umgewandelt. Bei der Verarbeitung des Gußeisens in den Frischöfen dieses Hüttenwerks geht nur etwa der vierte Theil verloren, während auf andern Hüttenwerken dieser Verlust nicht weniger als den dritten Theil beträgt. Noch beachtenswerther ist aber auf diesem Hüttenwerke die Bearbeitung des Dachplatteneisens. Diese Platten müssen, ehe sie das glänzende Ansehen erhalten, in welchem sie zum Verkaufe ausgestellt werden, durch mehrere Hände, mehrere Feuer und mehrere Hämmer gehen. Zur Bearbeitung dieser Dachplatten schmiedet man eine besondere Art Stangeneisen, das dann etwas breiter als gewöhnlich ist; dieses Stangeneisen wird nach der vollständigen Verarbeitung unter den Hämmern in Stücke von einer Arschinen Länge geschnitten, und diese Stücke in besonders dazu erbauten Oefen erhitzt, und dann zwischen gußeisenen Cylindern in Platten gewalzt, die nach erlangter gehöriger Dünne wieder zerschnitten werden, so daß jede Platte zwei Arschinen lang und eine breit wird. Nach diesem Schneiden wird das Platteneisen noch einer weitern Bearbeitung unterworfen, indem man es unter großen Hämmern von besonderer Einrichtung glättet, und überall eben macht; hierauf erst erhält es den Glanz, und wird endlich in verschiedenen Sorten getheilt. Die Verarbeitung dieses Eisens in Reschewsk ist so bedeutend, daß manchmal bei großem Begehr 100,000 Pud in einem Jahre verarbeitet werden. Das Platteneisen von Reschewsk gilt für das beste; seine Weichheit ist so groß, daß man die Ecke einer Platte nicht anders abbrechen kann, als indem man sie zwölfmal umbiegt. Der Verwalter dieses Hüttenwerks, ein Hr. Jagernow, hat durch seine Thätigkeit und seine Bemühungen zum günstigen Fortgang dieser Production sehr viel beigetragen.

Die heißen Quellen bei Maulmein.

Das Moulmein Chronicle vom 16 December v. J. enthält eine Mittheilung des deutschen Reisenden Dr. Helfer über diese Quellen, welche etwa zwei (englische) Meilen von der alten, jetzt verlassenen Stadt Athan liegen. „Um zu diesen Quellen zu gelangen, mußten wir einige Leute voraussenden, um einen Weg durch das hohe Tigergras zu hauen, das hier mit beispielloser Ueppigkeit wächst. Der Boden ist stark mit Eisen geschwängert, und das Wasser, das über den rothen Ocker hinläuft, hat einen sehr zusammenziehenden Geschmack. Die Temperatur des Wassers stieg 1200 Schritte von den Quellen um 10°, und nahe an den Quellen war es fast zu heiß für die barfüßigen Kulis. Die Vegetation wurde üppiger, je mehr ich mich den Quellen näherte, und bildete eine ununterbrochene grüne Masse. Da der Ort früher bewohnt war, so müssen die Dschungeln niedergehauen worden seyn, und eine Grasvegetation nahm die Stelle der Bäume ein. Um die Quellen her stehen einige schöne alte Kokosnußbäume und andere Palmen; es scheint aber, daß die Bewohner nicht bloß nützliche, sondern auch Zierpflanzen bauten, wenigstens nach einigen schönen Cassia acata zu schließen, welche bei einem angemessenen Boden und dieser hohen Temperatur prächtige Blumen trugen. Es sind zehn Quellen, oder vielmehr Heißwasserteiche, von denen ich nur Einen untersuchen konnte, da der Zugang zu den übrigen durch allzu tiefes Wasser von 130° F. ging. Der genannte war ein halbkreisförmiger Teich von etwa 50 Fuß im Umkreis. An Einer Stelle war er 35 Fuß tief, ich konnte aber nur an den Ufern messen. Mit Ausnahme einiger Stellen, wo ein leichtes Aufbrausen wie von entwickelter Kohlensäure stattfand, war er ganz ruhig. Kleine dünne Schichten von kieselartiger Incrustation schwimmen auf der Oberfläche. Die Luft oberhalb der Quellen war 97½, das Wasser 146° F. Trotz dieser hohen Temperatur sind die Ränder dicht mit Vegetation bedeckt, und eine Art Feigenbaum hat seine Wurzeln im Wasser selbst. Die Behauptung, daß sich Fische im Wasser befinden, gränzt ans Fabelhafte. Daß dieß Wasser medicinische Eigenschaften besitzt, kann kein Zweifel seyn, und es scheint in seiner Zusammensetzung sich den berühmten Wassern von Töplitz zu nähern. Sollte Amherstown später ein Aufenthalt für Invaliden aus Indien werden, so kann die Nähe dieser Quellen von großer Wichtigkeit seyn, namentlich für die, welche unter Hautkrankheiten leiden.

Chronik der Reisen.

Auszug einer Reise nach Banjermassing (Insel Borneo) unternommen vom Capitän Despéroux, und nach dessen Notizen verfaßt vom Capitän G. Lafond.

(Schluß.)

In einiger Entfernung nördlich von Martapura wird der Fluß Tatas schmäler und bekommt ein steileres Ufer; dasselbe erhebt sich nach und nach und ist bis zu der Stadt Matavaman mit einer Reihe von Wohnungen, umgeben mit schönen Obstgärten, besetzt; das Land bietet hier einen freundlichen und zauberischen Anblick dar. Ein Arm des Flusses führt nach Cara-Intann (Strauß von Diamanten), der gewöhnlichen Residenz des Herrschers. Die anfangs ebene Gegend ist hier bergig; die Gewässer schlängeln sich durch die Hügel hin, und

Digitized by Google

werden manchmal so reißend wie ein Waldstrom, so daß es die ganze Kraft vieler Ruderer erfordert, um die kleinen Boote des Landes aufwärts zu bringen. Vor Cara-Intann, nicht weit von ihrer Quelle, verlieren diese Gewässer ihre Schnelligkeit und Tiefe, und fließen ganz lieblich auf einem Bette kleiner durchsichtiger Steine aller Farben, und einer Art Karniol und Agat; bei der Klarheit des Wassers kann man alle ihre Schattirungen bemerken.

Cara-Intann und dessen Umgebungen bieten den Anblick eines prächtigen, beinahe ganz ebenen, mit schönen Hügeln durchschnittenen Landes, bewässert von mehrern Flüssen, die sich in schöne, für die größten Fahrzeuge zugängliche Ströme ergießen. Der Boden ist reich und zu verschiedenen Arten der Cultur geeignet; leider aber bleiben die Ländereien aus Mangel an Einwohnern brach liegen und sind größtentheils mit Waldungen bedeckt. Die alleinigen Besitzer jener Gegend, die Ueberbleibsel einer japanesischen Colonie, vermischt mit kleinen Stämmen Eingeborner, sind unbedeutend an der Zahl, und beschäftigen sich lieber mit Aufsuchen von Gold und Diamanten, als mit dem Ackerbau. Der Mangel an Einwohnern ist auf Borneo allgemein, was man großentheils dem grausamen Gebrauche der Eingebornen, sich gegenseitig aufzureiben, zuschreiben kann. Bei den Dayacks, der ursprünglichen auf allen Theilen der Insel verbreiteten Völkerschaft dieses schönen Landes, das man beinahe einen Continent nennen dürfte, befindet sich jeder Bezirk, sogar jedes Dorf, im fortwährenden Zustande des Krieges mit seinen Nachbarn, um sich stets Menschenköpfe, die ihnen bei ihren Ceremonien unumgänglich nothwendig sind, verschaffen zu können. Bei einer Heurath z. B. muß der Gatte seiner Zukünftigen als Zeichen seiner Ehrfurcht zwei von ihm eroberte Häupter zu Füßen legen. Dieses Volk unternimmt nichts, bevor nicht ein Menschenopfer einen günstigen Erfolg vorhersagt; sie bilden sich ein, daß diejenigen, deren Köpfe sie abgeschnitten haben, sie bei ihrem Tod auf dem schwierigen Weg ins andere Leben unterstützen werden; diesen gräulichen Gebrauch findet man auch auf den benachbarten Inseln, namentlich auf Celebes unter den nördlichen Stämmen dieser Insel.

Der Dayack ist vom Kopf bis zu den Füßen tättowirt, am abscheulichsten aber machen denselben seine Ohren, in deren Lappen sich ein Loch befindet, das nach und nach durch den verschiedenen Schmuck, den er daran hängt, größer wird, und endlich beinahe bis auf die Schulter hängt. Der Dayack ist kupferfarbig, seine Haare glatt, und die Physiognomie gleich der der Malayen. Seine Waffen sind der Parang, ein sehr schwerer und in der Richtung des platten Theils der Klinge gekrümmter Säbel mit ausgezeichneter Schneide; ferner ein ganz kleiner Dolch, eine Lanze, deren Schaft von Eichenholz und ausgehöhlt ist, so daß er ihnen zum Abschießen vergifteter Pfeile dient, und ein Schild von länglicher und schmaler Form. Obwohl die Anzahl der Eingebornen bei weitem nicht im Verhältnisse zu der Größe des Landes steht, so ist dieselbe dennoch bedeutend, denn der Sultan von Banjermassing, dessen Unterthanen den Gebrauch der Schießgewehre kennen, macht sich furchtbar, und übt ein Oberlehensrecht über mehr als hunderttausend Dayacks aus. Eine noch größere Anzahl bezahlt dem Sultan von Kotey Abgaben, und alle andern malayischen Fürsten, welche auf Borneo Besitzungen haben, haben deren mehr oder weniger unter ihrer Oberhoheit. Außerdem gibt es noch ziemlich viele Stämme, die gar keine Autorität anerkennen, hauptsächlich diejenigen, welche das sogenannte Groß-Dayack-Land bewohnen.

Trotz ihrer wilden Gebräuche bebauen sie das Land, und ernten Reis, auch beschäftigen sich diejenigen, welche in der Nähe der fremden Niederlassungen wohnen, mit Handel, bringen Rotang, Wachs, Gummi und Gold, und tauschen es gegen Eisen und andere europäische Manufacturartikel aus. Diejenigen aber, welche im Innern leben, sind die furchtbarsten Wilden, die es gibt. Die Civilisirteren wohnen in großen auf Pfeilern gebauten Hütten, die viele Menschen fassen, um sich darin gegen die Angriffe ihrer Nachbarn zu schützen; die übrigen suchen ihren Aufenthalt in Höhlen und Baumstämmen, und nähren sich von Wurzeln, Schlangen und andern Thieren, die sie sich auf der Jagd verschaffen.

Ein Stamm, welchen man die Pari nennt, nähert sich noch mehr dem Thier, und verdient die Benennung Orang-Utang eher, als der Affe, dem man diesen Namen beigelegt hat. Diese Menschenclasse flößt den Dayacks den größten Schrecken ein, indem diese ihnen eine übernatürliche Kraft und Gewandtheit zuschreiben; sie versichern, daß fünfzig von den Ihrigen nichts gegen zehn Pari's vermögen.

Vermischte Nachrichten.

Als unlängst einige Fischer aus Melsesham (Wiltshire) ein Netz aus dem Avon herauszogen, fanden sie darin ein ungeheures Horn; sie suchten im Flusse weiter nach, und entdeckten nacheinander einen Schädel, eine Rippe und ein Schienbein, ebenfalls von außerordentlicher Größe, und endlich ein zweites Horn wie das erste. Die beiden Hörner haben jedes 59½ Zoll in der Länge und ihr Umfang beträgt unten 18 Zoll; auf dem Schädel sieht man, daß sie 12¾ Zoll von einander entfernt waren. Das Museum des Thiergartens zu London hat diese Knochen gekauft; sie sind daselbst angekommen und in die große Galerie der Versteinerungen gestellt worden. Die Naturforscher haben erklärt, daß diese Ueberbleibsel von einem antediluvianischen Thiere von der Gattung der Wiederkäuenden herkommen müssen, dessen Art aber bis jetzt völlig unbekannt ist.

•

In einem Felde der Gemeinde Menet, Arrondissement Murat, fand man kürzlich mehrere Steinsärge, die einer sehr alten Zeit anzugehören scheinen. Der Präfect hat eine gewisse Summe bewilligt, um die Nachgrabungen, welche interessant zu werden scheinen, fortsetzen zu können. (Echo du Monde Savant Nr. 22.)

•

Ein Plan der Häfen und Rheden von Alexandrien, welcher im Jahre 1835 unter der Begünstigung Mehemed Ali's von dem Corvetten-Capitän Saulmier de Badhello aufgenommen wurde, ist kürzlich auf Befehl des Marineministers Admiral Rosamel herausgegeben worden. Diese vortrefflich ausgeführte Arbeit enthält alle für die Schifffahrt nothwendigen Details. (Echo du Monde Savant Nr. 23.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 57** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Scenen aus Bulwers neuem Schauspiel. — Ein Verräther.** (Fortsetzung.) **— Gedichte von R. Burns.** Uebersetzt von K. Bockelmann.

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Junius.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google